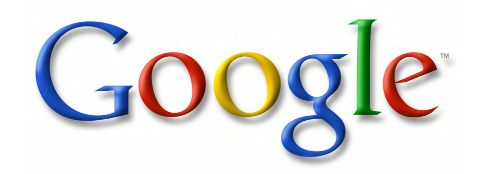
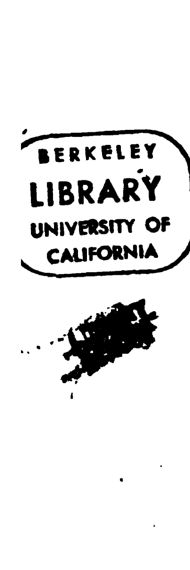
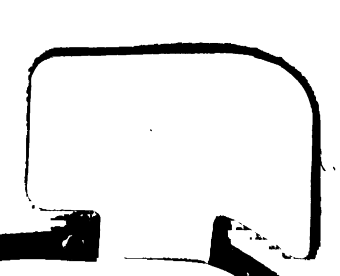
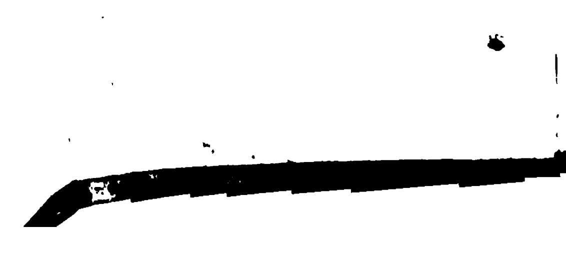


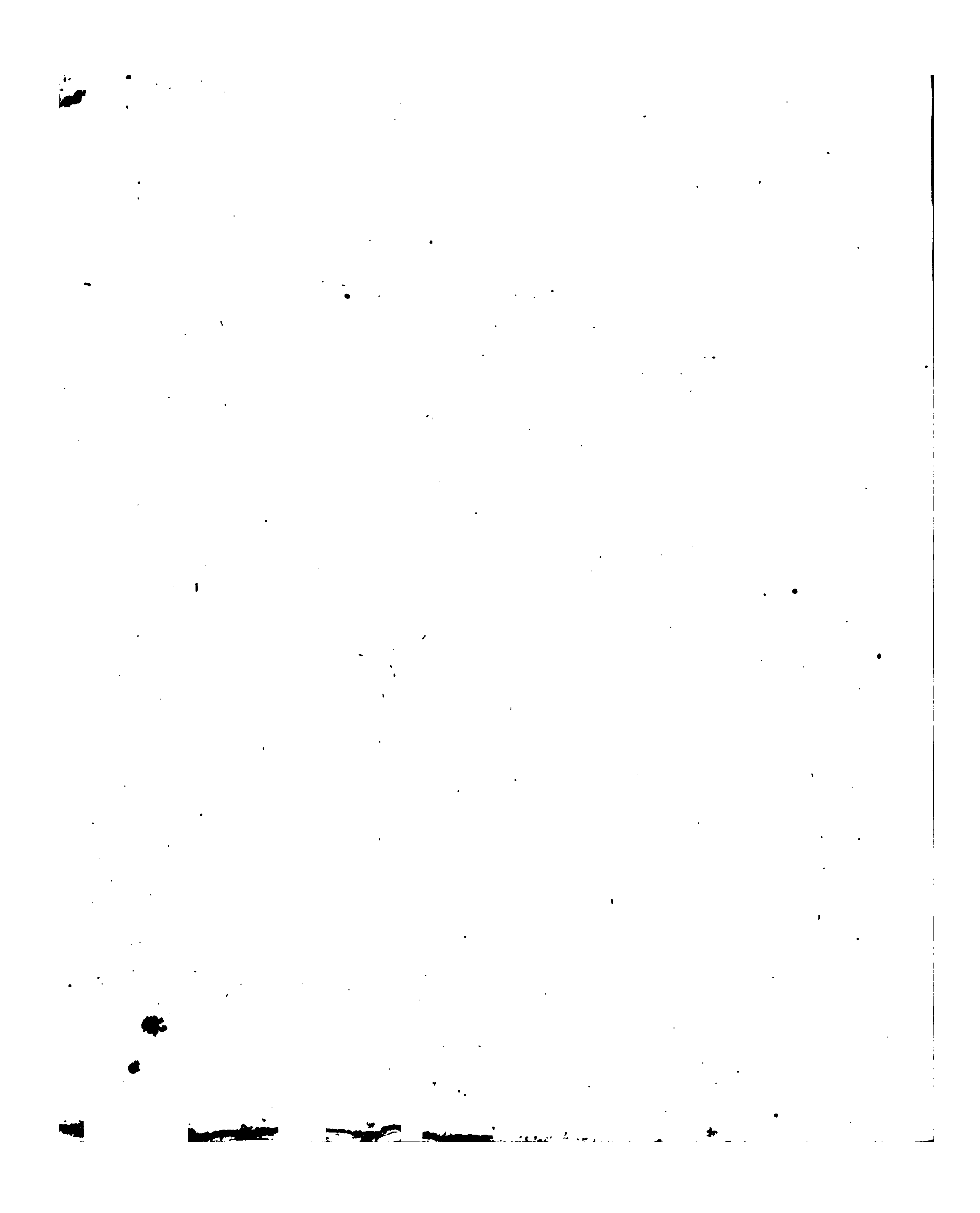












ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1795.

DRITTER BAND.

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition.
1795.

Numero 180.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Julius 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Gotha, b. Perthes: *Das Blüthenalter der Empfindung.* 1794. 148 S. 8.

Die Verfasserin dieser Schrift zeigt durch ihre Darstellung, dafs sie ein Blüthenalter der Empfindung verlebt haben mufs, wie es wenige Seelen geniefsen. Sie besitzt nicht nur ein zartes Gefühl, eine blühende Phantasie und einen scharf beobachtenden Geist; sondern zwischen allen ihren Talenten hat sich auch jene Harmonie gebildet, welche den Empfindungen eine liebliche Farbe, den Bildern der Einbildungskraft Gehalt des Gefühls und dem Scharfsinn Anmuth giebt. Ein solcher Geist verliert sich am liebsten in Betrachtungen über Seelen, die ihm gleichgestimmt sind, und findet in den Tiefen der Empfindung und der Phantasie oft psychologische Wahrnehmungen, von welchen andre Forscher bey allem Scharfsinne, der ihnen zu Theil ward, keine Ahndung haben. Dazu kommt noch, dafs die Vf. an manchen Stellen der vor uns liegenden Dichtung sich im Besitz einer Sprache zeigt, welche wie ein zarter Duft die Blüthen der Empfindung umschwebt, und nur selten sie zu sehr verhüllt. Folgende zwey Stellen können ein hinlänglicher Beleg für diese Aeufserungen seyn. „Der Künstler, der aus bescheidenem Mifstrauen gegen seine Kunst den Amor zuerst mit verbundenen Augen malte, nicht um dadurch die Blindheit des Gottes anzudeuten, sondern weil er die Augen verbergen wollte, die er nicht malen konnte, nöthigt mir Achtung für sein feines Gefühl ab. In welche Farben taucht der feinen Pinsel, der die Augen der Liebe malen will?" So viel Feinheit in dieser Stelle, eine so schöne Phantasie ist in der folgenden sehr richtigen psychologischen Wahrnehmung: „Jetzt fühlte ich, dafs ich liebte. Ich rief meinen vorigen Lieblingsbildern, aber keines wollte erscheinen. Wie auf einem verödeten Paradiese schwebte das Bild der schönen Fremden einsam über den Trümmern meiner vollendetsten Schöpfungen. Zum erstenmale war mir das Gefühl meiner Selbst zur Last." Freylich ist die Sprache nicht allenthalben so glücklich, wie an diesen Stellen. Bisweilen scheint der Aufwand von Worten etwas zu grofs, und bisweilen fällt wieder eine gewisse Kargheit des Styls auf. Jenen erträgt man eher in einer Schilderung der jugendlichen Ueppigkeit der Empfindung, als diesen, zumal da die ganze Erzählung mehr durch Beschreibungen, als durch Handlung uns dargestellt wird.

Dieser Mangel an Handlung wird freylich Tadel verdienen, aus welchem Gesichtspunkte man auch diesen Versuch ansehn mag; aber er würde ihn doch vorzüglich treffen, wenn man ihn als einen Roman beurtheilte. Dafs man durch einen solchen Gesichtspunkt der Vfn. sehr Unrecht thäte, zeigt der ganze Charakter ihrer Schrift, die gleichsam aus einer Reihe von Gemälden besteht, welche mit geringen Veränderungen für Idyllen gelten könnten, die freylich ganz andrer Art, als die gewöhnlichen wären, aber wohl Vorzüge vor diesen haben möchten. Auch bey den lieblichsten Darstellungen aus einer arkadischen Welt bedarf es einer Stimmung, um sie zu geniefsen, die bey gebildeten Menschen sich selten einfindet. Man schiebe hier nicht die Schuld auf Entfernung von der einfachen Natur; denn Seelen von hoher Cultur sind zu ihr zurückgekehrt. Vielmehr liegt die Ursache davon in dieser Dichtungsart selbst, wie sie gewöhnlich erscheint. Erstens wird es schwer, sich die Wirklichkeit der Welt zu denken, in welcher die handelnden Personen der Idylle auftreten, in welcher die Empfindungen sich entwickelten, welche sie verrathen. Unter Wirklichkeit dieser Welt kann hier unmöglich verstanden werden, dafs die äufsern Verhältnisse, wie z. B. der lieblichste Idyllendichter, Gefsner, sie beschreibt, wirklich einmal müssen gewesen seyn; aber poetische Wirklichkeit derselben darf nicht fehlen, zwischen dem Grade von Cultur, auf welchem die Schäfer stehn, und ihrer Lage mufs Harmonie seyn. Die Menschen, welche uns hier vorgeführt werden, leben in einem Hirtenstande, der sie unbekannt läfst mit allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens; aber ihre Gefühle sind dessenungeachtet sehr entwickelt und verfeinert. Mag man sich die Natur, von welcher sie umgeben sind, noch so fruchtbar und malerisch schön, den Himmel, unter welchem sie leben, noch so heiter denken, dadurch ist die Möglichkeit ihres Culturzustandes noch nicht erklärt. Aus diesem Widerspruch dieser Unbestimmtheit ihres Geistes und ihrer Verhältnisse fliefst dann eine andre grofse Unbequemlichkeit. In der Darstellung von Menschen, die so fein fühlen, will man gern ihre Individualität erblicken; weil aber der Idyllendichter keine bestimmte Idee von seiner Welt hat, so wird es ihm fast unmöglich, den Kreis allgemeiner Empfindungen zu verlassen. In Gefsners gefühlvollsten Schäfergedichten erblicken wir wohl ein unschuldiges Mädchen, einen liebenden Jüngling; aber wie ihre Unschuld, seine Liebe sich unterscheidet von der Unschuld und Liebe der übrigen Hirtinnen und Hirten, davon erfahren wir nichts. Er scheint dies selbst gemerkt zu haben, indem er die Individualität, welche er bey seinen Menschen nicht finden konnte, der Natur abborgt. Die verschiednen Gegenden, wohin die Scene verlegt wird, werden von ihm individualisirt, und von der landschaftlichen Poesie erhal-

erhalten seine Idyllen ihren höchsten Reiz. Diese Schwierigkeiten nun würde man glücklich vermeiden, wenn man statt der bisherigen sogenannten Unschuldswelt diejenige zum Eigenthum der Idyllen wählte, in welcher sich jeder zart fühlende Mensch einmal in seinem Leben gewiss befunden hat, und an welche er stets mit Sehnsucht zurückdenken wird; wenn man das Blüthenalter der Empfindungen zum Gebiete der Schäfermuse umzuschaffen suchte, auf dessen Wiesen sie die Kränze ihrer Dichtungen wände. Welche Welt voll der lieblichsten Schöpfungen der Phantasie könnte hier angelegt werden! welche Veranlassungen zur Darstellung der interessantesten Charaktere und Situationen für den tiefsten Menschenkenner! Wer noch selbst von dem süssen Dufte dieses Blüthenalters berauscht ist, dürfte wohl keine Idyllen aus demselben versuchen; er ströme sein Gefühl in die lyrische Poesie aus. Aber wer die Tage desselben durch Erinnerung geniesst, wer an sich selbst den Uebergang aus dem Gebiete der Einbildungskraft zur Wirklichkeit schon wahrgenommen hat; der könnte uns Handlungen aus der Blüthenperiode des menschlichen Lebens darstellen, welche alle Reize unsrer gewöhnlichen Schäfergedichte mit dem hohen Interesse in sich vereinigten, welches die dramatische Dichtkunst für uns hat. Auch in ihnen würden wir Menschen sehn, welche uns alle bürgerlichen Verhältnisse vergessen machen, weil sie dieselben nicht kennen oder nicht achten, welche ganz in ihren Empfindungen, ihren Bildern leben, und dabey doch von einer andern Thätigkeit wissen, als nur ihre Heerde zu weiden und Kränze zu flechten; Menschen würden wir sehn, welche oft die höchste menschliche Kraft äussern, indem sie sich bemühn, die Dinge um sie her mit ihrer Ansicht in Uebereinstimmung zu bringen. Unsre Jugendgefühle sind unsrer Lage und unsern Eigenthümlichkeiten nach so verschieden, dass sie insofern schon Individualität in der Darstellung erlauben; aber welche Mischung von Charaktern würde jene Epoche im Blüthenalter der Empfindung gewähren, da sich die Gefühle allmählich zu Maximen umgestalten! Zu keiner andern Zeit springt die Individualität der Charaktere und Geister so hervor; denn sobald sie ihre Maximen zu einem System gebildet haben, nehmen sie mehr das allgemeine Gepräge der Vernunft an, und bey dieser Epoche wäre dann die Gränze des Gebietes, das wir hier der Schäfermuse anwiesen.

Nach dem angegebnen Gesichtspunkte muss man diese kleine Schrift als eine Reihe von Gemälden betrachten, welche sich mit geringer Mühe in *solche* Idyllen umschaffen liessen. Dann wird mancher Tadel wegfallen oder milder werden, der sie als einen Roman träfe. Die Handlung wird man dessenungeachtet nicht als einfach loben, sondern dürftig nennen, und der Hauptfehler der ganzen Erzählung wird auch nach diesem Gesichtspunkt ein Fehler bleiben, dass nämlich die vornehmste Person den Vortrag derselben hat. Manches Detail von ihr, welches durchaus nöthig war, um hohes Interesse zu erregen, konnte nun ohne Unschicklichkeit gar nicht angebracht werden, und im Verhältniss zu ihr wurden denn auch die übrigen Personen bloss skizzirt. So wird es denn Ton der Erzählung, dass sie alle wie Luftgestalten umherschweben, und kaum der Ort bezeichnet wird, wo die Scene der Handlung ist. Vortrefflich ist dagegen die Gruppirung der Charaktere. Die sanfte schwachfühlende Luise, die gern heiter ihr Blumenalter verträumen will, und der düstre Lorenzo, der seine starkduftenden Blüthen selbst herabschlagt; der junge Mann ohne Namen, welcher die Hauptperson vorstellt, mit der gemässigten Fülle seines Jugendgefühls, und Nanette, bey welcher die Blüthenzeit in der höchsten menschlichen Pracht erscheinet, machen eine anziehende Gruppe aus. Nur bey Lorenzo wird man in seiner Erwartung getäuscht, wenn er sich das Leben raubt, weil ein Vater ihm seine Tochter nicht geben will. Zwar ist nicht zu läugnen, dass auch starke Seelen durch mancherley Schicksale so geschwächt werden können, dass ein unbedeutender Hauch sie in den Abgrund wehen kann; aber wie ungleich poetischwahrer würde es doch gewesen seyn, wenn Lorenzo mit seinem stark ergreifenden Herzen und seiner ungeheuren düstern Phantasie sich in Luisens ungestörtem Besitz gesehn, sie ihn innigst mit ganzer Kraft geliebt, er aber ihre Liebe verkannt hätte, weil sie nicht auf seine Weise liebte! Mit einem erhabenen Schauer hätte man alsdann in den Abgrund hinabgesehn, in welchen er versank.

Die Anzeige einer solchen Schrift beginnt und endigt man gern mit Lob. Deshalb noch die Bemerkung, dass ausser dem psychologischen Scharfsinne, der in ihr herrscht, noch die trefflichsten philosophischen Gedanken und Betrachtungen nicht selten sind; deshalb hier zum Schluss eine Stelle als Beleg dieser Bemerkung, wodurch sich die Vfn. bey unsern Lesern am besten selbst loben wird. Lorenzo sagt S. 128 über unsre Aussicht auf Unsterblichkeit folgendes: „Alle Kraft entwickelt sich und wirkt, wo und wie sie kann. Aus der unendlichen Masse des Urseyns fliesst alles; zu ihr kehrt alles wieder zurück. Alles Gute findet seinen Lohn; es findet ihn in sich. Wo ist das Räthsel, das zur Auflösung einer andern Welt bedürfte? Das einmal gewesene Seyn mischt sich, wenn es nun schwindet, wieder mit der unerschöpflichen, schaffenden Urkraft, ohne Spur, dass es war; es ist nun ewig nicht mehr, und mein eigenes Daseyn ist bloss an Erinnerung geknüpft. Wenn diese schwindet, so bin ich selbst nicht mehr, so ist ein andres Wesen an meine Stelle getreten. Der Staub vermischt sich mit dem Staube; der Lebensfunke mit der ewigen Urkraft. Er verlischt nicht; in andern Körpern wird er flammen; aber mein Ich ist dann auf ewig untergegangen."

Leipzig, b. Köhler: *Adelheid von Flandern*, Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts, erzählt und dramatisirt. 1794. 125 S. 8.

Die Scenen, die hier romantisch bearbeitet werden, sind aus der Geschichte der Kriege gezogen, die der König von Frankreich, Philipp der Schöne, 1303 in Flandern führte. Der Vf. geht da aus, wo sich der Graf von Flandern zu einem Frieden mit den Franzosen bereden

reden läfst. Als der Graf darauf nebst seinen Söhnen in Paris gefangen genommen, Flandern zu einer französischen Provinz gemacht, und von der französischen Regierung hart behandelt wird, empört sich das Land, und setzt sich trotz der Uebermacht der Franzosen in Freyheit. Die Absicht des Vf. geht dahin, theils die Bedrückungen, die das Land erfährt, theils den Heroismus, wodurch sich die Einwohner die Freyheit erringen, zu schildern. Er bedient sich dazu mehr der dramatischen, als der erzählenden Form; die kurzen, und flüchtig hingeworfnen, Erzählungen werden bloss eingeschaltet, damit um des Zusammenhangs willen dasjenige, was der Vf. nicht dramatisiren wollte, kurz darinn beygebracht werden konnte. Wenn nun gleich die dramatischen Scenen des Vf. nicht für die Bühne bestimmt sind, so giebt es doch auch einige darunter, die dem Leser eben so niedrig, eben so gräfslich vorkommen müssen, als sie der Zuschauer finden würde. Besonders hätten die ungesitteten Handlungen und Reden der Soldaten, welche S. 105 Nonnen vor den Augen des Lesers misshandeln, wegbleiben sollen. Unter den Befreyern von Flandern zeichnet sich *Peter de Konink*, ein Tuchmacher zu Brügge durch seinen Heldenmuth am meisten aus. Der Vf. hat zwar die Bewunderung der Leser vornehmlich auf die Tochter des Grafen, auf *Adelheid*, lenken wollen, die (ganz Fiction des Vfs.) als Mann verkleidet in der Schlacht kämpft, und den Schänder ihrer Ehre mit eigner Hand erlegt; allein sie hatte vorher dem Verführer zu geschwind nachgegeben, als dafs der Leser viel Achtung für sie haben könnte. Der Dialog ist lebhaft, kurz, und charakteristisch; vorzüglich gut sind die Reden von den feurigen Söhnen des Grafen, von dem heuchlerischen Bischof, und von dem gleifsnerischen Bösewichte *d'Espinois*, gerathen. Nur selten hat sich der Vf. durch die Lebhaftigkeit über die Schranken des Anständigen hinreissen lassen. Zu den wenigen, durch Uebertreibung widerlichen, Stellen gehört folgende S. 80: „Möchte lieber „des leidigen Satans stinkende Person da sitzen sehn, als „den pestathmenden Franzosen, dem ein Schock Teufel „auf jedem Haare sitzt, und Schlangenstacheln aus je„dem Schweifsloche herausstehen."

Magdeburg, b. Scheidhauer: *Auguste — Wahrheit oder Lüge? — Wie man's nimmt — es schrieb's ein Mädchen —* von *Karoline Vetter*, Schauspielerin. 1793. 173 S. 8.

So klein dieser Roman ist, so enthält er doch in der Kürze so viele und so seltsame Vorfälle, als kaum mancher, der aus mehrern Bänden besteht. Denn die Vfn. sucht mehr durch eine, ohne sonderliche Kunst verbundene, Reihe von ungewöhnlichen Begebenheiten, die nur der leidenschaftliche Romanenleser wahrscheinlich finden kann, als durch Entfaltungen der Charaktere, und kraftvolle Erzählung zu interessiren. Die Abentheuer sind sämmtlich von der tragischen Art, und Leiden auf Leiden bestürmen die Heldin bis zum unerwartet frölichen Ausgang. Manches ist gar zu gräfslich; z. B. wenn S. 71 ein Bruder seine Schwester mit Füssen tritt, S. 75 ein Sohn seine Mutter mordet, und dann sich zum Fenster hinausstürzt, S. 119 die Heldin von einem Wollüstling, dem sie kein Gehör geben will, zur Treppe hinuntergeworfen wird. Der Styl ist zwar natürlicher, als man dem gezierten Titel nach vermuthen sollte, aber für den pathetischen Innhalt zu matt. Einigemal sind ganz zur Unzeit Scherze eingemischt, am widrigsten ist S. 120 die Seite voll Scherz über die Autorschaft der Vfn, auf die sie, wie man sieht, sich viel zu gute thut. Von Seiten der Moralität ist das kleine Werk untadelhaft, nicht allein in Ansehung des Hauptsatzes, den die ganze Geschichte anschauend machen soll, dafs nämlich eine einzige jugendliche Schwachheit das ganze folgende (nicht allein des Thäters, sondern auch mittelbar vieler andrer Menschen) Leben verbittern könne, sondern auch in Rücksicht der vielen guten Lehren, die die Vfn. bey jeder Gelegenheit ihrem eignen Geschlechte ertheilt. Selbst ihre Heldin hat sie nicht als ein Muster der Vollkommenheit geschildert, nicht ganz unverschuldet leiden lassen. Denn, so getreu sie im Ganzen den guten Grundsätzen bleibt, die sie durch eine vortreffliche Erziehung erhalten, so handelt sie doch öfters, schwach und leichtgläubig.

Schwerin u. Wismar, in der Bödnerischen Buchh.: *Der Blinde und der Taube*, nach dem Französischen des *Patrat von d'Arien*. 1793. 60 S. 8.

Daselbst: *Inkle und Yariko*, ein Schauspiel in drey Aufzügen, nach dem Englischen des *Georg Colman*. 1794. 80 S. 8.

Daselbst: *Der Diener zweyer Herren*, ein Lustspiel in zwey Aufzügen, nach *Goldoni*. 1794. 80 S. 8.

Diese drey Schauspiele werden auch als der *vierte* Band der *Sammlung von Schauspielen fürs Hamburgische Theater*, von *F. L. Schröder*, verkauft. —

Das *erste* Stück anlangend, so sind ein Schiffscapitain, der in lauter Ausdrücken seines Metier spricht, (ein wenig zu arg ist es, dafs gar noch als Gegenbild ein Musikus vorkömmt, der Pedant genug ist, die musikalische Terminologie auf alles anzuwenden), ein Blinder, in dessen Beyseyn das Mädchen mit einem andern liebelt, ein Tauber, dessen Taubheit Missverständnisse erregt, mancherley Verstecken und Horchen, stotternde und zankende Notars, verwechselte Ehecontracte, Väter, die anfänglich für sich selbst freyen, und sich urplötzlich eines besseren besinnen, — Dinge, die schon in hundert Lustspielen da waren. Indessen mag gegenwärtiges Nachspiel, bey seinem kurzen und raschen Dialog, fertig gespielt, sich ganz gut ausnehmen. Das Verdienst des Uebersetzers besteht theils in der richtigen Verdollmetschung der artistischen Ausdrücke, theils in der Wahl der Worte, die der Taube missversteht. Nur S. 21 hat *Seegen* und *überlegen* zu wenig Aehnlichkeit, da ersteres lang, letzteres kurz ist. — Was das *zweyte* Stück betrifft, so war es in der That zu wundern, dafs seit 1710, wo der *Spectator* das erstemal die

die Geschichte von *Inkle und Jariko* erzählte, noch kein Engländer die Dramatisirung derselben versucht hatte. Im Deutschen waren, seit *Gellert's* Erzählung, drey, wiewohl ziemlich unglückliche, dramatische Versuche über diesen Gegenstand erschienen. *Colman* machte daraus kein Trauerspiel, sondern nur ein Drama, weil er zuletzt den *Inkle*, nachdem er seine Absicht, durch *Jariko's* Verkauf (er verkauft sie durch Irrthum an einen Mann, der ihn dadurch nach seinem schlechten Charakter kennen lernt, und dessen Tochter er heirathen wollte) zugleich Geld, und eine reiche Braut zu erlangen, vereitelt sieht, seine That bereuen, und zu *Jariko* zurückkehren läfst, ein Ausgang, der dem Leser um der *Jariko* willen leid thut, die, unerachtet jener Reue, bey einem solchen Menschen keinen Tag für Rückfällen seines schändlichen Eigennutzes sicher seyn kann. Der eigennützige Charakter des *Inkle* sowohl, als der Kampf, der in ihm vor der That entsteht, ist besser geschildert, als die Zärtlichkeit der *Jariko*, die nicht enthusiastisch genug ist. Zu drey Aufzügen, die jedoch alle kurz sind, wurde das Stück dadurch erweitert, dass, nach englischem Gebrauche, noch eine Nebenintrigue in Ansehung der, dem *Inkle* bestimmten, Braut, und ein Missverständniss hinzugedichtet, wie auch, dass zum Contrast mit *Inkle* ihm ein Handelsdiener beygegeben worden, der in dem nämlichen Verhältniss mit einer andern, sehr naiv geschilderten, Wilden steht, die ihm aber um keinen Preis feil ist. In mehrern Rollen herrscht originelle Laune, und in der ganzen Sprache *Colmannische* Eleganz, die der Uebersetzer ungeschwächt übergetragen hat. — Was endlich das *dritte* Stück anlangt, so hat Hr. *Schröder* hier das bekannte Possenspiel des *Goldoni* nicht allein dadurch verkürzt, dass er fünf Scenen des ersten, zehn des andern, und neun des dritten Aufzugs vom Original weggelassen, und so drey Aufzüge in zwey zusammengezogen, sondern auch den, oft weitschweifigen und platten, Dialog des italienischen Dichters von allem unnöthigen Ueberfluss, und müssigen Geschwätz entladen hat, und zwar, weil ihn die Erfahrung in seinem Directorberuf belehret, dass eine Posse nicht zu lange dauern müsse, wenn sie unterhalten solle. Die Sprache in der Rolle des Gastwirths ist in dieser freyen Uebersetzung vorzüglich verbessert worden.

Heidelberg, b. Pfähler: *Lenzheims Jugend*, ein Sittengemählde des achtzehnten Jahrhunderts. 1794. Erster Band, 214 S. Zweyter Band, 347 S. 8.

Es ist dies eine *freye* Bearbeitung des französischen Romans von *Louvet*: *Une année de la vie du Chevalier de Faublas*, wovon schon 1789 eine, in der A. L. Z. angezeigte, sehr schlechte Uebersetzung erschien. Der neue Bearbeiter verlegte die Scene des Romans nach Deutschland, und gab den Personen deutsche Namen und Costume. Will ihm vielleicht jemand einwenden, dass es auf die Art mit seiner Umarbeitung, wie mit der Nachbildung so vieler ausländischen Dramen sey, dass man nämlich unter einheimischen Namen immer noch fremde Sitten finde, so hilft er sich mit der Ausrede, dass (welches der Genius unsres Vaterlands verhüten wolle!) die Deutschen die französischen Sitten in ihrer ganzen Verderbtheit angenommen hätten. Er hat daher im Plan sowohl als in den Sittengemälden sehr wenig geändert. Nur einige Charaktere, die ihm entweder zu übertrieben, oder zu superficiell gezeichnet schienen, hat er umgeändert, oder in ein helleres Licht gesetzt. Hier und da sind Abkürzungen vorgenommen worden, wo der französische Schriftsteller durch allzulange Dialogen, oder durch gar zu viele Witzeleyen den Gang der Handlung hemmte. Der Umarbeiter vertilgte einige gar zu üppige Gemälde der Wollust, doch erlaubte er sich dagegen, andre mehr auszumalen, weil er glaubte, dass sie zur Charakteristik der grossen Städte in Deutschland dienen könnten. Der Ausdruck dieses Umarbeiters ist allerdings viel lebhafter und fliessender, als der in jener buchstäblichen Uebersetzung; es wäre aber zu wünschen, dass er Zeit und Mühe auf ein interessanteres Werk verwendet hätte.

Frankfurt u. Leipzig, b. Jülicher: *Neue Auswahl kleiner Romane und Erzählungen*. Erste Sammlung. 1794. 194 S. 8.

Diese erste Sammlung begreift folgende kleine romantische Erzählungen; 1) *Josephine*, eine Erzählung aus dem Französischen des *Florian*. 2) *Der Schuh*, eine Erzählung aus dem Französischen des Grafen von *Vargas*. 3) *Die Pflegerin des Blödsinnigen*, ein deutsches Original. 4) *Valeria*, eine Novelle, aus dem Französischen des *Florian*, ob solches gleich nicht angezeigt ist. 5) *Die Weizenbreite*, ein deutsches Original. 6) *Die Verbrecherin aus Liebe*, eine wahre Geschichte, aus dem Französischen übersetzt. Ob die Uebersetzungen und die Originale dieser Sammlung alle, oder zum Theil von dem Herausgeber herrühren, oder ob er sie alle, oder einige davon, aus andern Werken gesammelt hat, darüber bleiben die Leser in Ungewissheit, da keine Vorrede vorangeschickt ist. Die Uebersetzungen haben alle einen geschmeidigen und zierlichen Ausdruck, und, so viel wir uns durch die Vergleichung von N. 1 und 4 mit dem Original haben überzeugen können, auch Richtigkeit. Die beiden deutschen Originale sind nicht sowohl kleine Romane, (denn sie haben wenig Handlung, und gar keine Verwicklung) als empfindsame Sittengemälde, besonders das zweyte, welches, indem es die Zufriedenheit eines Landmanns auch im Unglück schildert, ganz in den Idyllenton übergeht. Der naive Schluss der dritten Erzählung, und die neuen Beobachtungen und Bilder in der dritten und vierten verrathen keinen gemeinen Schriftsteller.

9. Numero 181.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. Julius 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in d. neuen Musikhandl.: *Romances d'Estelle par M. Florian*, mises en Musique et dediées à son Altesse royale Madame la Princesse de Prusse Louise Auguste Wilhelmine Amelie, par *Jean Frederic Reichardt*. 33 S. gr. 4.

Ebendas. *Deutsche Gesänge beim Clavier von Matthisson* und *Reichardt*. 1794. 31 S. 4.

Ueber keine Gattung der musikalischen Composition ist es wohl schwerer, ein richtiges Urtheil zu fällen, als über die der Lieder. Die Kunst macht hier nur allgemeine Foderungen; nähere, bestimmtere und feinere das unmittelbare Gefühl. Der Dichter will durch sein Lied eine einfache Empfindung in uns erregen; das Geschäft des Tonsetzers ist, durch die eigenthümliche Kraft seiner Kunst den Dichter zu unterstützen, die Wirkung des Lieds bey dem fühlenden Hörer zu erhöhen, und sie, wie durch einen Commentar, bey dem unempfänglicheren hervorzubringen. Aber das generisch-nämliche Gefühl wird durch mehrere oder mindere Empfänglichkeit, und durch Individualität bey verschiedenen Menschen tausendfach verschiedentlich modificirt; so dass die Composition, vorausgesetzt auch, sie käme vollkommen mit der Empfindung des *Dichters* überein, dennoch den *Zuhörern* bald zu kalt, oder zu leidenschaftlich, bald zu ernsthaft, oder zu tändelnd, u. s. w. scheinen muss. Daher die unendlichen Widersprüche der Urtheile, selbst der Kunstverständigen, über Compositionen dieser Art; daher die grosse Ungleichheit der Taktbewegung, in der man ein und dasselbe Lied oft spielen hört, (weswegen es Hr. von Eschtruth gar für nöthig hielt, über jedes seiner Lieder die demselben zukommende Secundenzahl zu setzen; schade nur, dass er über seine Beobachtung bey der Secundenuhr, unglücklicher Weise seinen Liedern manche wesentlichere Eigenschaften zu geben vergass,) vieler anderen Beschwerlichkeiten in Rücksicht auf Vortrag nicht zu gedenken, die man oft auf das lebhafteste empfindet, ohne sich davon Rechenschaft geben, noch das richtige treffen zu können. Eine allgemeingeltende Kritik der Empfindung würde freylich diese Unbequemlichkeiten heben; sie dürfte aber wohl immer ein frommer oder leerer Wunsch bleiben. — Man sieht aus allen diesen Betrachtungen, dass man im Lob und Tadel solcher Compositionen nicht behutsam genug seyn kann, und diese Vorsicht wird doppelt zur Pflicht bey einem Manne wie Hr. Capellm. *R.*, der in allen seinen Werken eine solche Wahrheit der Empfindung darlegt, dass man billig an der Reinheit der eignen zweifeln sollte, wenn sie mit der seinigen nicht übereinstimmt. — Aus dem hierdurch bestimmten Gesichtspunkt will Rec. das, was er über vorliegende Compositionen zu sagen hat, betrachtet haben; so wie er nur das berühren wird, wobey er von Einmischung des individuellen Gefühls frey zu seyn glaubt.

Die *Romances d'Estelle* gehören gewiss grösstentheils zu den glücklichsten Versuchen, die je ein deutscher Tonsetzer in der Composition französischer Gesänge gewagt hat. Sie sind voll Charakter, und mit unbeschreiblicher Leichtigkeit geschrieben, ohne je ins platte oder unedle zu fallen. Einzeln betrachtet kommt ihnen die Benennung *Romances* nicht zu: dies hat Hr. R. gefühlt, und sich auch daher an keine Form gebunden. — Am wenigsten hat Rec. gefallen: „*Du Soleil etc.*" Der Auftakt ist etwas hart. Warum war die *Dominante G* nicht allein dazu hinreichend? Jetzt wird sie, als eine Note von so kurzer Dauer und auf dem schlechten Takttheil ganz überhört, und es bleibt dem Gefühl nur der Octavensprung der kleinen Terze übrig, zu dem man sich keinen Grund angeben kann. Das Ganze scheint Rec. zu ernsthaft.

In Rücksicht auf die deutschen Gesänge, die in ihrer Art eben so schön charakterisirt sind als die vorigen *Romances*, glaubt Rec. doch folgendes anmerken zu müssen. — Das Kloster (S. 10 u. ff.) ist wohl eigentlich nicht zur Composition geschickt; es ist zu viel blosser Malerey in dem Text, die mit dem tiefgefühlten Gesang nicht selten trocken contrastirt. — Das Maylied (S. 12 u. 13.) möchte wohl, besonders wenn man auf den letzten Vers Rücksicht nimmt, zu *lustig* seyn: die beiden ersteren erfodern allerdings einen *frohen* Gesang; aber er müsste doch so seyn, dass er durch Vortrag den letzten Zeilen angepasst werden könnte, (welches hier schwerlich möglich seyn dürfte,) oder sie müssten einzeln gesetzt werden. — So schön das letzte Lied (S. 30.) „*Wann in des Abends etc.*" auch ist, so scheint es doch Rec. der Composition desselben von Zelter (f. IV. musik. Blumenlese 1795 herausgeg. von *J. Fr. Reichardt* S. 26.) nachzustehen; indem letztere, für sein Gefühl, das innige ahndungsvolle des Textes, besser ausdrückt. Hingegen hat Hr. *R.* den Ausdruck des Liedes: *der Wald* (S. 18. 19.) gewiss weit richtiger getroffen als Schultz, der es offenbar zu leicht und tändelnd genommen hat. Die Schönheiten dieses oder der andern Lieder durchzugehen, erlaubt der Raum nicht, und wäre nur eine unnütze Weitläuftigkeit. Wer nicht im Stande ist, zu *fühlen*, was in ihnen liegt; an dem ist sicher jede *Erklärung* verloren.

Frankfurt a. M., b. Eſslinger: *Romantiſche Gemälde und Scenen der Vorwelt.* 1794. 242 S. 8.

Die drey Rittergeſchichten aus dem elften und zwölften Jahrhundert, die unter dieſem Titel begriffen ſind, lieſt man auch nach der Menge von Ritterlegenden, womit man ſeit einigen Jahren die deutſche Literatur überladen hat, mit Vergnügen, weil ſie eine groſse Menge von denen, die die frühere Erſcheinung voraus haben, in Anſehung des poetiſchen Werthes hinter ſich laſſen. Der Leſer wird ganz in die altdeutſche Ritterwelt zurückgezaubert; Geiſt und Sitten der alten deutſchen Ritter, ihre Thatkraft und ihr Ungeſtüm, ihr Edelmuth und ihre Grauſamkeit ſind mit wahren und ſtarken Zügen gezeichnet. Die *Gemälde* des Vf. ſchildern den Schauplatz der Begebenheiten ſowohl, als die Perſonen, die ganze Landſchaft ſammt den dazu gehörigen Figuren, Stellungen und Trachten derſelben, anſchauend und lebhaft ohne Ueppigkeit; die *Scenen* ſelbſt ſind voll intereſſanter Handlungen und rührender Züge. Da der Inhalt aller drey Erzählungen tragiſch iſt, und die Geſchichte in denſelben durch viel Dialogismus unterbrochen wird: ſo hat der Vf. viel Gelegenheit gehabt, ſeine Stärke im höhern tragiſchen Ausdruck zu zeigen. Die erſte Erzählung: *Kaſpar von Spangenberg* hat viel Simplicität und Feyerlichkeit; ſie beſchreibt die Unthaten eines Menſchen, der nicht bloſs ein Fräulein, das ihm verſagt wird, mit Gewalt entführt, ſondern ſogar ſeinen Vater, den er in den Kerker wirft, für todt ausgiebt, und ſchlieſst mit deſſen verdienter Beſtrafung. Die zweyte Erzählung, *Die Todtengruft* betitelt, iſt die längſte, an handelnden Perſonen und Scenenwechſel reichſte, verwickeltſte, und ſchauderhafteſte unter allen. Die Ueberſchrift bezieht ſich darauf, daſs ein Ritter, um Rache an einer untreuen Geliebte zu nehmen, ſie, ob ſie gleich ſagt, daſs ſie ſchwanger ſey, tödtet, daſs er, als er Gewiſſensunruhe und Reue darüber empfindet, an ihre Gruft geht, in einen Wahnſinn, der fürchterlich ſchön geſchildert iſt, verfällt, in demſelben die Geliebte ſeines Freundes mordet, und ſich dann ſelbſt von einem Felſen ſtürzt. Weiber machten, heiſst es in ſeiner Grabſchrift, den biedern Jüngling zum wütenden Mann, den wütenden Mann zum Unmenſchen, den Unmenſchen zum Raſenden. Unter den übrigen ſchrecklichen Scenen dieſer Geſchichte iſt die, wo der Eremit vom Gewitter erſchlagen wird, und das Gehör vor dem heimlichen Gericht mit dem ſtärkſten Farben geſchildert. Die dritte Erzählung iſt *Pfaffenbärmherzigkeit* überſchrieben. Ein deutſcher Ritter, der an einem Kreuzzug nach Paläſtina Antheil nimmt, verpfändet ſeine Meiereyen einem Kloſter, und läſst den Abt deſſelben geloben, die Seinigen zu unterſtützen. Bey ſeiner Heimkunft findet er, daſs die Seinigen indeſſen Hunger und Kummer gelitten; ſein Weib ſtirbt, und ſein Haus brennt ab. Er bittet das Kloſter, ihm auf ſein Ehrenwort eine der verpfändeten Meiereyen wiederzugeben, und, als ihm dies verweigert wird, tödtet er in der Hitze den Kloſtervoigt. Man wirft ihn ins Gefängniſs, und als die Tochter bey dem Abt Fürbitte einlegt, macht dieſer das Opfer ihrer Keuſchheit zur Bedingung. Als ſie dieſe nicht eingehn will, und man ihr den Tod des Vaters droht, ergiebt ſie ſich den Lüſten des Abts. Nach der Befreyung des Vaters aber tödten ſich Vater und Tochter aus Verzweiflung einander wechſelsweiſe zugleich; der Knappe ſchleicht ſich bald darauf in das Kloſter, und ſpaltet dem Abt den Kopf.

Dessau u. Thorn, b. Vollmar: *Abentheuer, Wanderſchaften, Genie- und Bocksſtreiche Theodor Wunderhold's,* Geiſterſehers, Ordensbruders, Schauſpielers, und Quackſalbers neueſter Zeit. 1794. 277 S. 8.

Geiſterſeher iſt *Wunderhold*, wenn er ſich im Unglück befindet, wo ſeine zerrüttete Phantaſie ihm Viſionen von verſtorbenen und abweſenden Perſonen vorführt. *Ordensbruder*, d. h. ein Mitglied einer geheimen Geſellſchaft, wird er (auf der letzten Seite ſteht: *Ende des erſten Bandes*) wohl erſt im künftigen Bande werden. Denn bis jetzt iſt er noch davon abgewieſen, weil er in den Prüfungen nicht beſteht, die mit ihm vorgenommen werden. Als *Schauſpieler* erſcheint er in dieſem Bande am längſten, und als ſolcher ſpielt er zugleich einen doppelten Roman mit zwey Frauenzimmern, deren Eiferſucht ihn zuletzt nöthigt, ſich von beiden zu trennen. *Quackſalber* iſt er nur auf kurze Zeit, in der er durch ſympathetiſche Mittel curiren lernt. Zu den Prädicaten, die ihm das Titelblatt beylegt, ſollten noch zwey hinzugefügt ſeyn, erſtlich *Baſtart* (als ein ſolcher iſt er hier angekündigt, aber über ſeine eigentliche Abkunft wird vermuthlich im folgenden Band der nähere Aufſchluſs gegeben werden); zweytens *lüderlicher Student*, das er noch eher iſt, als er Schauſpieler wird, und in welchem Stande er zu allen Arten von Verſchwendungen zuletzt noch Spielſucht hinzufügt. Die *Abentheuer*, die der Titel anzeigt, ſollen vermuthlich darinn beſtehn, daſs er immer wieder durch glückliche Zufälle gerettet wird, wenn er ſchon am Rande des Verderbens ſteht. *Wanderſchaften* bringt ſeine unſtäte Lebensart genug mit ſich, und, da dieſe den Plan des Romans ausmachen, ſo wird es leicht ſeyn, ihn bis zu einem Dutzend Bänden auszudehnen. Von ſeinem *Genie* kommen weiter keine Beweiſe vor, als daſs er Talente zur Schauſpielkunſt verräth. *Bocksſtreiche*, d. h. Unbeſonnenheiten und Thorheiten übt er in Menge aus, ſie ſind aber eben ſo wenig zum Lachen, als zum Weinen. Alles wird von der Schwäche ſeines Charakters, von ſeiner Gutherzigkeit, oder, wie der Vf. ſagt, *Gutherzeley* hergeleitet. Ein ſolcher Charakter könnte ſowohl Intereſſe, als Lachen bewirken, wenn der Vf. ein *Fielding* wäre. Er aber weiſs keinem ſeiner Charaktere Feuer und Leben zu geben, und ſeine Sprache iſt, wie ſie zu ſeyn pflegt, wenn einer alles niederſchreibt, was ihm zuerſt in die Feder kömmt. Sein Witz iſt plump, ſeine Scherze niedrig, ſeine comiſchen Einfälle trivial, ſeine Erzählung ſchläfrig. Wenn er ſich pathetiſch ausdrücken will, ſo tiſcht er ein ſolches Gemiſch von Bildern auf, wie in folgender Stelle S. 68: „Die zerſtörbare Puppe der Erdenwelt, „was kann ſie mir helfen, wenn ſie auch bis zum Ueber-

„druſs

„druſs mit allen Leckereyen der Erde genährt wird, „und, in die Flimmerpracht des Stolzes gehüllt, in „einem Meere von Erdenwonne ſchwimmt, wenn ich „ſie dann abſtreife, und in den Urquell wieder zurück„flieſse, aus dem ich gefloſſen bin?“ Sonderbare Ausdrücke, wie *Ausſchweifling*, *Futterneidiſch*, *Jünglingsknabe*, *Weggeworfenheit*, *Lebemann*, *lendern*, und viele ausländiſche Worte, z. B. *momentanes Attachement* verunzieren ſeinen Styl.

Leipzig, b. Fleiſcher: *Der Obriſtwachtmeiſter*, oder *ſie muſs Soldat werden*. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 1794. 192 S. 8.

Ein abgedankter Officier hat für ſeinen ehemaligen Beruf noch immer ſo viel Vorliebe, daſs er nicht allein für ſich auf ſeinem Zimmer den Soldaten ſpielt, ſondern auch, da er ſeinen Sohn für verloren hält, die abentheuerliche Idee faſst, ſeine Nichte zum Krieger umzuformen. Alle Vorſtellungen, die ihm über die Unſchicklichkeit dieſes Vorhabens geſchehn, und alle miſslungne Verſuche von militäriſcher Bildung der Nichte, können ihn von ſeinem ſeltſamen Vorſatz nicht zurückbringen; er giebt die Nichte ſo lange für ihren Bruder aus, bis die Sache durch die geſchwätzige Fama und durch ſeine eignen Uebereilungen zu ruchtbar wird. Nicht naive, ſondern niedrig burleske, Scenen und Einfälle werden dadurch veranlaſst, die aber doch allein, bey aller unleidlichen Geſchwätzigkeit, und ſo vielen leeren Plaudereyen des Vf., noch nicht hinreichend geweſen wären, um fünf lange Aufzüge zu füllen, wenn der Vf. nicht noch andre poſſenhafte Epiſoden zu Hülfe genommen hätte. Ein phlegmatiſcher Schulmeiſter, ſamt ſeiner Xantippe, und einer, der Mutter würdigen, Tochter, iſt plumpe Carricatur, und die Scenen, die durch dieſe Perſonen veranlaſst werden, ſind ſo ſehr im Geſchmack der Gallerieen gearbeitet, daſs Parterre und Logen ſie nicht würden aushalten können. Eben eine ſolche geſchmackloſe Poſſe iſt der Auftritt, wo ein Liebhaber, als Officier verkleidet, um die Nichte anhält, und am Ende zur Thüre hinausgeworfen wird. Zuletzt ſucht der Vf. ſeinem Stück noch durch ein Paar Erkennungen aufzuhelfen, die er aber nicht zu bearbeiten weiſs. Der pedantiſche, und dabey doch gutmüthige Obriſtwachtmeiſter, dem ein, ſtets militäriſch redender, biedrer Wachmeiſter, ein andrer *Trim*, beygegeben iſt, hätte ein *Onkel Tobias* werden können, wenn der Vf. *Sterne's* Laune gehabt hätte. Seine männerſüchtige, in der erſten Ehe unglückliche, Schweſter, die S. 25 bey der Erzählung, die der Wachtmeiſter von ehelichen Freuden macht, *wahnſinnig* werden will, und S. 181 demjenigen unverlangt ihre Hand bietet, in dem ſie den, wiewohl unvorſetzlichen, Mörder ihres erſten Mannes entdeckt, iſt ganz unausſtehlich. Die Sprache fällt oft gar zu ſehr ins Poſſierliche; z. B. S. 30: „Die Ehre des Soldaten iſt ein „kitzliches Kräutlein *Rührmichnicht*.“ S. 45: „Ich könn„te da für die kleine Republik meines Unterleibes ſor„gen, deren Saft und Kraft jetzt immer mehr diſtillirt wird.“ S. 72: „O ein ſo ſiegreicher Schütze wird doch „ohne jemandes Hülfe ſeinen Bogen nach dem Herzen „eines Mädchen ſpannen können.“ S. 103: „Mein Ge„danke, Ihre Schweſter zu heirathen, kömmt Ihnen ſo „lächerlich vor, als wenn ich auf einem Eſel reiten „wollte.“ S. 108: „Wenn ſeine Schweſter *ejusdem ar„gumenti* iſt, ich will ſagen, ihm gleicht! — Können „Sie ſich der Liebe des Cornet verſichern? — Ja, auf „den Glauben will ich ſterben und auferſtehn!“ — Wenn man mit dieſen albernen Späſsen die tragödirenden Monologen S. 21 und S. 115, die voll der ungereimteſten Declamationen ſind, vergleicht; ſo muſs man den komiſchen, und den ernſthaften Styl des Vf. gleich elend finden.

Leipzig, in der Sommeriſchen Buchh.: *Jacobine*, eine Geſchichte aus der Zeit des baieriſchen Succeſſionskrieges. 1794. Erſter Theil. 257 S. Zweyter Theil, 228 S. 8.

Die Leiden, welche aus einer unglücklichen, wider Willen der Aeltern, eingegangnen Ehe entſpringen, und die ſo lange fortdauren, bis der Tod den unwürdigen Gatten hinwegrafft, und die Dulderin dadurch Freyheit erhält, ſich mit einem würdigern Mann, für den ſie ihre Neigung während jener Ehe nur durch feſte Grundſätze unterdrückt hatte, zu verbinden, ſind der einzige, aber durch die Bearbeitung des Vf. fruchtbare Stoff dieſes Romans. Da die Perſon, die dieſe Leiden treffen, ein ſanftes, empfindſames, und dennoch gelaſſenes Geſchöpf iſt, das in der Freude nie ſchwärmt, und im Unglück nie verzweifelt, ſondern in der Stille leidet: ſo iſt daraus eine Geſchichte entſtanden, die nicht heftig erſchüttert, aber doch den Leſer, der durch eigne Gemüthsruhe und Gefühl dafür empfänglich iſt, mit ſanftem Mitleid erfüllt. Die vielen Klagen der leidenden *Jacobine* haben freylich etwas Monotonie; doch gefällt die natürliche und ungezwungene Art, wie ſie ausgedrückt ſind. Die moraliſchen Bemerkungen, die der Vf. häufig einſtreut, ſind zuweilen etwas lang, jedoch wahr und richtig. Die leichte, flieſsende, und ſich immer gleiche Sprache gefällt in ihrer ungekünſtelten Schönheit, ſo daſs man bey aller Einfachheit des Plans zu leſen nicht müde wird. Die Briefform, die an ſich ſchon einige Weitſchweifigkeit mit ſich bringt; der Umſtand, daſs immer nur Briefe der Heldin allein vorkommen, das gar zu ausführliche Detail von Scenen des bürgerlichen Lebens, von Coterieen, von Spaziergängen, und dergleichen, die vielen Beſchreibungen von Gegenden, (als die Scene einmal in Leipzig iſt, werden alle öffentliche Gärten dieſer Stadt beſchrieben); die gar zu leicht vorherzuſehenden Grade, nach welchen der Jammer der Heldin ſteigt, das wenige Hervorſtechende, das die Charaktere der übrigen Perſonen, auſser ihr, haben, — durch dies alles wird freylich das Anziehende dieſes Romans etwas geſchwächt; allein man vergiſst dieſe Mängel, zumal, da der Roman (bey dem kleinen Format) im Ganzen kurz iſt, über der guten Darſtellung.

Cassel, b. Griesbach: *Rittergeschichten, Erzählungen, und Schwänke* von *G. Wr.* Erstes Bändchen. 1794. 160 S. 8.

Von jeder der drey Gattungen von Novellen, die der Titel ankündigt, ist in diesem ersten Bändchen *eine* Probe gegeben worden, nämlich: *Edelbert und Ludmilla*, eine Rittergeschichte, *der Selbstmörder*, eine tragische Erzählung, und *Seelig sind, die da sehen, und doch nicht glauben*, ein niedrigcomisches Ehestandsgemälde, oder eine Hahnreygeschichte. Die beiden ersten Aufsätze gehören zu den mittelmäsigen Arbeiten dieser Art, der letzte misfällt ganz. Zur Rittergeschichte hat der Vf. nicht Imagination, um neu und originell zu seyn, zur tragischen Erzählung nicht Pathos genug, um zu rühren; doch ist der Ton in der Rittergeschichte besser getroffen, als in der Erzählung, wo der Vf. zu viel empfindelt. Mit dem Selbstmord, welcher durch den Tod der Geliebten veranlasst wird, die sich über die, durch einen falschen Freund vorgespiegelte, Untreue ihres Liebhabers zu Tode gehärmt hat, geht es sehr rasch her. Sehr unbesonnen ist der Freund, der den Selbstmörder des Nachts allein auf dem Grabe der Geliebten läfst. In der dritten Geschichte, oder, wie es der Vf. nennt, in dem Schwank ist die Sprache noch schlechter, als die Erfindung. Hier ist alles voll solcher affectirten und verzerrten Witzeleyen, wie in folgender Stelle S. 120: „Seine Esslust war so gesund und „emphatisch, dass er gewöhnlich alle vier Stunden an „seinem, sehr geräumigen, Vordergebäude den Zed„del: Hier sind leere Zimmer zu vermiethen, aushän„gen konnte, welches dann seiner Hausbälterin, mit „der er sich zeither, wohl verstanden, bloss, was die „Wirthschaft anlangt, beholfen hatte, ein Wink war, „aufs schleunigste auf neue Wirthsleute bedacht zu „seyn."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gabler: *Der Weltbeobachter.* Herausgegeben von *M. C. T. H. Hahn*, Nachmitt. Predigern an der Universitätskirche zu Leipzig. Ersten Bandes 1—3tes Heft. 1794. 224 S. gr. 8. (18 gr.)

Diese Volksschrift ist für die schon etwas gebildetere Classe der Ungelehrten bestimmt, und zeichnet sich durch gemeinnützige, gut gedachte und gut gesagte Betrachtungen aus. Die Zeitvorfälle sind dabey sehr gut zu praktischen Zwecken benutzt worden; so z. B. ist die öffentliche Abbitte des Hn. v. Kotzebue als Muster (was sie doch wohl nicht ganz unbedingt seyn dürfte) dargestellt und eine Handlung aus dem Leben Gustav Adolphs, worin er ein von ihm zugefügtes Unrecht erkennt und vergütet, als Seitenstück dazu aufgeführt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrheit. *Pavia*, b. Galeazzi's Erben: *Saggio sulla maniera d' allevare i bambini a mano* di *Luigi Careno*, Medico pratico in Vienna, Membro dell' I. Accademia delle scienze e belle arti di Mantova, ec. 1794. 47 S. 8.

Wien, b. Patzowsky: *Versuch über die Art, die Kinder beym Wasser zu erziehen*, von Herrn Doctor *Aloys von Careno*, praktischem Arzte in Wien, 1794. 60 *S*. 8.

Der Verf. redet in dieser Abhandlung nicht den Müttern, die ihren Kindern mehr aus Gewohnheit oder Bequemlichkeit, als aus einer wirklich triftigen Ursache, ihre Brust versagen und deshalb eine andere Erziehungsart für dieselben wählen, das Wort; er missbilligt vielmehr jenes Benehmen, und führt zugleich verschiedene Gründe an, welche einer Mutter, wenn sie nicht durch Krankheiten oder andere wichtige Ursachen davon abgehalten wird, das Selbststillen ihres Kindes zur unnachlässlichen Pflicht machen. Indessen treten, wie die Erfahrung, die auch der Vf. zu machen Gelegenheit gehabt hat, beweist, bald bey der Mutter, bald bey dem Kinde, manche Umstände ein, welche der Erfüllung jener Pflicht im Wege stehen, und sonach die Mutter nöthigen, auf eine andere Art für die Ernährung ihres Kindes zu sorgen. In einem solchen Falle kann zuweilen die Milch einer Amme, oder, da, wie der Vf. mit Recht erinnert, die Auffindung einer solchen Person, der man, ohne nachtheilige Folgen für das Kind befürchten zu dürfen, dieses zum stillen anvertrauen kann, mit sehr vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, noch besser und sicherer die Milch der Kühe, Eselinnen u. s. w. oder eine durch Kunst zubereitete und den Verdauungswerkzeugen eines Kindes angemessene Speise gewählt und statt der Muttermilch angewendet werden. H. C. nennt hier, indem er dem Hauptgegenstande, den er zu bearbeiten sich vergesezt hatte, näher kommt, mehrere Nahrungsmittel von dieser Art, z. B. die mit Wasser, oder mit einer Abkochung von Königskerzen, Huflattig, Eibischkraut u. s. w. oder mit einer andern schleimigsüsslichen Brühe vermischte Milch der Kühe, Ziegen und Eselinnen, ferner die Fleischbrühen, die mit Brod oder Zwieback zubereiteten Suppen und andere Abkochungen, die zu dieser Absicht empfohlen worden sind, und giebt mit vieler Sorgfalt die Umstände an, unter welchen man von dem einen, oder von dem andern dieser Nahrungsmittel mit Vortheil Gebrauch machen kann. Wir können nicht läugnen, dass die Vorschriften, die der Vf. in dieser Rücksicht sowohl, als auch in Ansehung einiger anderer die erste Erziehung der Kinder betreffender Punkte, den Müttern ertheilt und auf deren Befolgung er dringt, sehr gut sind, aber wir müssen auch gestehen, dass man sie, wenigstens in unsern Gegenden, schon längst als richtig anerkannt und befolgt hat. Wir dürfen uns also hier nicht dabey aufhalten, und wir erinnern deshalb nur noch, dass H. C. seinen Gegenstand zwar kurz, aber doch deutlich abgehandelt hat, und dass seine Schrift sehr geschickt ist, den Müttern, die noch nicht von allen Vorurtheilen frey sind, ihren Wahn, den sie in Hinsicht der bey einem Säuglinge zu beobachtenden Lebensordnung hegen, zu benehmen, und sie mit einer auf gute Grundsätze gestützten Erziehungsart der neugebohrnen Kinder bekannt zu machen.

Die Uebersetzung dieses Werkchens, die wir zugleich angezeigt haben, ist nicht ohne Fehler; denn an einigen Orten, z. B. S. 15, 26 u. s. w. ist der Sinn des Verf. nicht richtig ausgedrückt, und an andern, z. B. S. 26. 56 u. s. w. hat der Uebersetzer einige Stellen ganz ausgelassen. Doch in der Hauptsache kommt die deutsche Ausgabe mit dem Originale überein, und sie wird also eben den Nutzen leisten können, den wir uns oben von diesem versprechen haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. Julius 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *De Doctoribus veteris ecclesiae culpa corruptae per Platonicas sententias Theologiae liberandis.* Exercitationem I scripsit D. *Carolus Augustus Theophilus Keil* Theolog. P. O. in Academ. Lipsiensi. 1793. 97 S. 4.

Es ist eine für die Geschichte sowohl der Theologie als der Philosophie verdienstliche Arbeit, welche der gelehrte Vf. dieser Schrift auszuführen unternommen hat, den Ursprung der schwärmerischen Begriffe von Gott, dem λογος u. s. w., welche in der Neuplatonischen Philosophie herrschend sind, und auch nur zu sehr Eingang bey den Kirchenvätern gefunden haben, historisch zu untersuchen. So viel auch schon darüber geschrieben und gestritten worden, so war doch eine neue Untersuchung und Revision der ältern historischen Forschungen keineswegs überflüssig, und es ist zu hoffen, dass durch diese Schrift, zumal wenn die Fortsetzung erschienen ist, diese Streitigkeit von einer gewissen Seite als beygelegt wird angesehen werden können. Wie man aus dem Titel sieht, so hat der Vf. die Untersuchung so gestellt: Ob die Kirchenväter durch Platonische Dogmen die Theologie verfälscht haben oder nicht, welche nun eigentlich zwey Fragen enthält: ob sie die Theologie überhaupt, und ob sie dieselbe durch Platonische Dogmen verfälscht haben. Die Beantwortung der letztern ist der Gegenstand dieser Abhandlung. Der Vf. classificirt zuerst die verschiedenen Behauptungen über den Platonismus der Kirchenväter, und sucht dann in drey Abschnitten jene Beschuldigung von ihnen abzulehn. . In dem ersten Abschnitt zeigt er, dass die Kirchenvä . selbst diejenigen, welche erst Platoniker waren, keine philosophische Schule, selbst die platonische nicht, vorzüglich geschätzt haben. Zwar glaubten sie in jeder Art der Philosophie etwas weniges Wahres, und in der Platonischen etwas mehr davon zu finden; aber sie leiteten das am Ende doch aus der Offenbarung ab. Wie kann man also behaupten, sie hätten etwas auf das Ansehen des Plato angenommen? Zweyter Abschnitt. Die heiligen Schriften der Juden und Christen waren für sie das einzige Kriterium und der Erkenntnissgrund der Wahrheit; sie bekannten sich nur zu der in denselben enthaltenen Lehre, welche sie für die einzig wahre Weisheit hielten, und sie waren daher gar nicht geneigt, andre Lehrmeynungen anzunehmen. Alles dieses wird mit vieler Gelehrsamkeit aus den Kirchenvätern selbst mit Stellen belegt. Diese Gründe allein würden nun freylich nicht sehr entscheidend seyn. Denn es könnte doch wohl seyn, dass sie durch ihr gefärbtes Glas die Philosophie des Plato angesehen, und in manche Philosopheme etwas hineingetragen, und dann geglaubt hätten, eine Idee der Schrift gefunden zu haben, die doch ihr Machwerk war. Auch kann man sich nicht auf ihre Versicherung verlassen, dass sie die Schrift nur allein zur Glaubensnorm annehmen, indem sie doch dabey nur die nach ihren Ideen erklärte Schrift verstanden, und man weiss, wie wenig sie nach gesunden Regeln der Auslegung dabey verfuhren. Schwerlich kann man sie auch daher ganz von allem Hange zur Synkretisterey freysprechen. In dem dritten Abschnitt geht der Vf. die einzelnen vermeyntlich platonischen Dogmen durch, und zeigt, dass sie schon in den Schriften des alten Testaments, vorzüglich nach der chaldäischen und griechischen Uebersetzung der Siebziger, noch mehr aber bey dem Philo vorkommen. Hier wird nur erstlich von folgenden Dogmen gehandelt: Gott sey namenlos und über alles Wesen erhaben; er habe die specielle Aufsicht über Himmel, Erde und die Menschen Engeln aufgetragen, und endlich von dem λογος, wobey sich der Vf. am meisten aufhält. Was die beiden letzten Lehren betrifft, so beweisen die angeführten Stellen unstreitig, dass sie den jüdischen Gelehrten, zumal dem Philo, bekannt genug waren. Es ist daher wohl natürlicher anzunehmen, dass sie die Kirchenväter von diesen und aus der griechischen Uebersetzung des A. T., als dass sie dieselben aus dem Plato geschöpft haben. Nun entsteht die Frage: woher haben sie jene bekommen? Die Beantwortung derselben, so wie die Behandlung der übrigen Dogmen wird den Inhalt der zweyten Abhandlung ausmachen. Wir bitten den Vf., das Publicum bald mit der Fortsetzung zu beschenken.

Nürnberg, b. Bieling u. in Commiss. b. Fleischer in Leipzig: *Praktische Erklärung der epistolischen Texte*, zur Erbauung und Belehrung für Freunde eines vernünftigen Christenthums aus allen Ständen, von *Joh. Paul Siegm. Bunzel*, Pfarrer zu Pommelsbrunn. 1ster Theil. 1795. VIII u. 246 S. (12 gr.)

Der Vf. erklärt sich in der Vorrede deutlich und zureichend über den Zweck dieses Buchs. Er wollte nämlich in kurzen Betrachtungen die mitunter schweren und für gemeine Leser hauptsächlich von Seiten des Zusammenhangs unverständlichen epistolischen Perikopen, dem Sinne und Zusammenhange nach ohne viele Umschweife erläutern und die praktische Anwendung ihres Inhalts zeigen; auch meynt er, dass an den Orten auf dem Lande, wo es Sitte ist, in den Nachmittagsbetstunden die epistolischen Texte nebst kurzen Sum-

Summarien ihres Inhalts vorzulesen, seine Arbeit die Stelle der letztern vertreten könne. Im Ganzen kann man sagen, dafs er diesem gesammten Zwecke Genüge geleistet habe; wenn gleich gegen einen ziemlichen Theil einzelner Erklärungen manche beträchtliche Einwendungen statt finden möchten. So sind z. B. *Gottes Geheimnisse* 1 Cor. 5, 12 schwerlich blofs die geheimnifsvollen Lehren des Christenthums, sondern die Lehren des Christenthums überhaupt, die freylich erst damals in dieser Form und Einkleidung den Menschen bekannt wurden, und deswegen zum öftern Geheimnisse heissen. So heisst Philipp. 4, 7. εἰρήνη θεοῦ ὑπερέχουσα πάντα νοῦν kein *Friede* welcher höher ist, denn alle *Vernunft*, wovon der blofs natürliche Mensch (wie der Vf. sagt) sich keinen Begriff machen könne: sondern schlechthin eine durch göttliche Wohlthat in dem Christenthum gewirkte Gemüthsruhe, die alle Vorstellung übersteigt — und eben daselbst, v. 5. macht der Zusammenhang es wahrscheinlicher, τὸ ἐπιεικὲς durch eine von heftigen Leidenschaften überhaupt entfernte Gleichmüthigkeit (mediocritas) als *Lindigkeit, Billigkeit* zu übersetzen. Röm. 12, 2 würde der Zusammenhang deutlicher durch die Bemerkung geworden seyn, dafs εἰς τὸ δοκιμάζειν nicht durch: *auf dafs ihr prüfen möget*, sondern durch *so dafs ihr prüfet*, zu übersetzen sey. Ebendas. v. 6 dürfte κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως nicht füglich so zu erklären seyn: *mit den Grundsatzen der Lehre Jesu übereinstimmend*, sondern vielmehr: *der Beschaffenheit und dem Maafse der eigenen Einsichten und Ueberzeugungen angemessen*, wie denn auch v. 3 μέτρον πίστεως richtig subjective auf ähnliche Art erklärt worden war. — Bey manchen προφητείαις (begeisterten Reden der ersten Christen) möchte wohl leider, wie noch jetzt in gewissen Religionsgesellschaften, der Maafsstab vernünftiger Einsicht und Ueberzeugung sehr aus den Augen gesetzt worden seyn. Röm. 13, 8. liegt auch wohl der Stoff zu der Ermahnung, nicht leichtsinnig Schulden zu machen und in ihrer Bezahlung saumselig zu seyn, nicht in den Worten des Aps: *seyd niemand nichts schuldig, denn dafs ihr euch einander liebet*, diese gehen vielmehr nach dem Zusammenhange darauf, mit der Erfüllung unsrer Obliegenheiten in besondern Verhältnissen als Unterthanen, Geringere, Hohere etc. nicht im Rückstande zu bleiben u. s. w. Zu wünschen wäre es, dafs das dogmatische System des Vf. hier und da auf seine Erklärung weniger Einflufs gehabt hätte, und dafs man in Absicht auf Versöhnung, Genugthuung, mosaisches Gesetz (das immer für mehr als blofs bürgerliches und Staatsgesetz angesehen wird) Weissagungen und Vorbilder u. dgl. als eine liberalere und unbefangnere, auf reine Begriffe von Sittlichkeit einer Seits mehr Rücksicht nehmende und anderer Seits in den jüdischen Nationalgeist tiefer eindringende Denkungsart bey ihm fände, als in den Betrachtungen von Weyhnachten bis zu Epiphan. u. m. zu finden ist. Wir empfehlen ihm diesfalls *Zieglers* vortreffliche *Abhandlung über den Beweis für das Christenthum aus Wundern und Weissagungen* im 1 Stücke von Henke's Magazin für Religionsphilosophie, und Herders Geist der hebräischen Poesie zum angelegentlichen Studium. Wo die Texte sittliche Vorschriften enthalten, da sind übrigens die Erläuterungen gröfstentheils recht gut, wenn gleich mit unter etwas eintönig, nicht tief genug in den Grund und das Wesen der Verpflichtungen eindringend, und von Principien einer reinen Sittenlehre ausgehend, sondern meistens aus einem, jedoch gemilderten, Eudämonismus geschöpft. Auch sind bis auf wenige Fälle die Verbindungen und Uebergänge recht passend und natürlich angedeutet. Der Raum verbietet uns, die und jene Bemerkung beyzufügen, die wir, was diesen und den unmittelbar vorher genannten Punkt anlangt, etwa noch zu machen hätten. Für Leser, die nicht sogar viel verlangen und bedürfen, wird dies Buch, das übrigens von schätzbaren Kenntnissen seines Vf. zeugt, immer brauchbar seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, im Martinischen Verlag: *Gemälde aus der Gallerie des achtzehnten Jahrhunderts*, von dem Verfasser des Laubthalers. 1794. 230 S. 8.

Unter diesem Titel sind folgende Aufsätze vereinigt: 1) *Der alte Commerzienrath, ein Familiengemälde*, eine prosaische Erzählung; der längste (sieben Bogen betragende) und ausgearbeitetste Aufsatz unter allen. Die zwey und siebzigste Geburtstagsfeyer eines biedern und emsigen Hausvaters aus dem Bürgerstand, an welchem er einen, für verloren gehaltnen, Sohn wieder erhält, giebt zu rührenden Zügen, weisen Lehren, und treffenden Satyren über die Sitten unsrer Tage, besonders die weiblichen, Anlafs. Ein umständliches und individuelles Detail war dem Endzweck des Vf. in dieser Erzählung gemäfser, als mannichfaltige und verwickelte Handlungen; indessen könnte man doch wohl hie und da etwas mehr Kürze, zumal in denen, gar zu häufig, eingestreuten Dialogen wünschen. 3) *Der Schauspieldirector, ein Künstlergemälde*, ein Drama in einem Aufzug, aber doch wohl nicht für die Bühne selbst bestimmt, weil es dann noch zu sehr Skizze wäre. Wenn die Satyren über den jetzigen Geschmack des Theaterpublicums, und über die Mühseligkeiten, die mit dem Beruf eines Directors verbunden sind, eben so viel Laune und Feuer, als Wahrheit, hätten, so würde dieser Aufsatz noch unterhaltender seyn. 3) *Tarquin und Lucretia;* neun Strophen travestirende Verse über eine Geschichte, die schon so oft, und zum Theil weit besser als hier, romanzirt und travestirt worden ist. Zu den Gemälden des achtzehnten Jahrhunderts rechnet der Vf. diesen Aufsatz nur in so fern, als er dem *Tarquin* die Sitten der heutigen Stutzer beygelegt hat. 4) *Das verrätherische Wortspiel*, eine prosaische Erzählung, wovon der Stoff, und zum Theil auch die Bearbeitung, laut der Vorrede, einer Dame gehört, die sich sonst schon als Schriftstellerin gezeigt hat. Ein Deutscher, der unter einem angenommenen französischen Namen ein armes Mädchen geheirathet hat, entfernt sich nach fünf Jahren von ihr, und heirathet unter seinem wahren deutschen Namen, (wovon der angenommene nur die Uebersetzung war,) eine Person von Stande und Reichthum.

thum. Daraus entstehen jammervolle Situationen für die Frau, die er verlassen hat. Dieser Mann von so unedler Denkungsart kömmt aber viel zu glücklich durch, indem ein plötzlicher Tod ihn von der reichen Frau, die ihm erst noch alles vermacht, befreyt, und die erste Gattin gutherzig genug ist, ihn wieder anzunehmen. Grofstentheils wird dies alles in Dialogen geschildert, die, besonders in den rührenden Scenen, viel Nachdruck haben; doch sind auch einige längere Erzählungen eingeschaltet.

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Liebeskind: *Der Christ und der Türk, Brüder aus Ungarn*, wahre Geschichte aus den ältern Türkenkriegen, Seitenstück zur unglücklichen Fürstin in Wien, vom Verfasser derselben. 1795. 256 S. 8.

Auf den ersten Bogen scheint es, als wenn dieser Roman aus einer Folge von Handlungen, theils der Tapferkeit, theils der Grofsmuth bestehen werde; auf einmal artet er in eine blofse Liebesgeschichte aus, und der Held, den man zu bewundern angefangen hatte, vergifst über seinem Liebeshandel Krieg und Wohl des Vaterlandes, und reiset nur bald zu, bald von seiner Geliebten. Sodann entspinnt sich eine Menechmengeschichte, d. h., es entstehen dadurch, dafs der Held einen Zwillingsbruder hat, mancherley Irrungen und Verwechselungen, (doch nicht von der comischen, sondern von der tragischen Art,) bis es endlich dem Vf. beliebt, alles durch Erkennungen aufzulösen. So sehr man den Helden bedauert, dafs ihm seine Geliebte entzogen wird, so unwillig wird man über seinen Bruder, der diese Geliebte erschleicht, ob er gleich weifs, dafs er keine Rechte auf sie hat, und der um ihrentwillen ein Muselmann wird. Der Vf. will zwar den Unwillen der Leser dadurch mindern, dafs er bey Gelegenheit dieser Religionsveränderung Toleranz predigt, dafs er sagt, man könne in jedem Glauben Gott wohlgefällig werden, und der Christ und Türke sey gleich werth zu achten, wenn sie gute Menschen seyen; allein dadurch wird immer der Renegat nicht entschuldigt, der theils so leichtsinnig, theils so boshaft ist, die Religion zu ändern, blofs um sich der Geliebten eines andern zu bemächtigen. — Die Schreibart des Vf. ist durch Affectation unerträglich. Er macht Perioden, wie folgende S. 17: „Er fühlte, dafs er selbst, wie ihn ein solcher „Unfall betroffen, es als Güte des Himmels anerkannt „haben würde, wenn er aus der Welt gegangen, ohne „die schrecklichste Post;“ oder S. 91: „Wer zweifelt, „dafs die Liebenden in der Einsamkeit, in welcher sie „sich befanden, nicht bald die Mäfsigung vergessen ha„ben würden, welche so unumgänglich erfoderlich ist, „besonders wenn glühende Liebe vom ersten Anfang „zu weit um sich greift, wenn, da sie unerschöpflich „scheint, aus ihrer Quelle zu sehr getrunken, und sie „Geist und Nahrung dann verliert.“ Solche unnatürliche Stellen, wie folgende S. 27: „Ein Schauder *fuhr* „in diesen; er wähnte, was da kommen, und über sie „sich *thürmen* könnte;“ findet man auf allen Seiten. Dergleichen Floskeln, wie S. 41: „Ich konnte nicht „glauben, dafs ich im Lande der Feinde einen *Magnet* „finden werde, der mich schneller und fester anzöge, „als diese das Eisen,“ sind gar zu altväterisch. Welch ein Unsinn ist S. 56 folgendes: „Der *Scorpion* des *Schlafs* „hatte sich in die *Augen* des Mädchens *geschlichen*!

Neuwied, b. Gehra: *Marie Antonie von Oesterreich, Königin in Frankreich*, ein Trauerspiel in vier Aufzügen, vom Verfasser des Ludwig Capet. 1794. 180 S. 8.

Obgleich der Vf. versichert, dafs er gleich nach Verfertigung seines Schauspiels über Ludwig's Tod an gegenwärtigem Stück angefangen habe, weil man schon damals das Schicksal der Königin ziemlich wahrscheinlich habe vorhersehen können, so hat doch sein neues Trauerspiel dadurch wenig gewonnen. Was er hinzugedichtet, ist wenig und unerheblich, und das Rührende und Interessante seines Stücks besteht allein aus dem, was er aus der wahren Geschichte beybehalten hat. Er fängt von dem Zeitpunkt an, da die förmliche Anklage gegen die Königin erhoben war Das Verhör geschieht auf der Bühne, wo denn freylich, (weil der Vf. sein Werk für theatralische Vorstellungen bestimmte) bey dem Anklagepunkt von der Verführung ihres eignen Sohns die Wendung genommen werden mufste, dafs er nicht, wie die übrigen, laut hergelesen, sondern ihr zum Lesen gereicht wird; eine unwahrscheinliche Schonung von Richtern, die sonst so viel Härte beweisen. Die Hinrichtung selbst konnte auch nicht auf dem Theater dargestellt werden, aber der Vf. hätte sich doch hierin besser helfen können, als er wirklich gethan hat. Mit dem dritten Aufzuge, bey dessen Schlusse die Königin zum Richtplatz abgeführt wird, konnte er sein Stück endigen; denn an der Gewifsheit von der Vollziehung des Urtheils würde nach der ganzen Anlage der Handlung auch derjenige Zuschauer nicht zweifeln, der nichts von der wahren Geschichte wüfste. Man hat schon oft französische Tragiker getadelt, die in der letzten Scene durch einen kalten Vertrauten dasjenige erzählen lassen, was sie dem Zuschauer nicht selbst vor Augen stellen durften. Allein hier schleppt gar noch ein ganzer müssiger, leerer, matter vierter Act nach, blofs damit aus den Depeschen eines Couriers in einem deutschen Lager die Beschreibung von der Enthauptung der Königin *hergelesen* werden kann. Die Leiden der Königin im Kerker recht herzerschütternd, und die Seelengröfse, die sie beym Verhör beweist, recht erhaben zu schildern, (worauf es hier allein ankam; denn die Versuche, die Königin zu retten, sind zu spät, und zu schwach, als dafs der Zuschauer viel davon hoffen könnte) hat der Vf. nicht Feuer und Kraft genug. Der Gedanke war ganz gut, die Tochter der Königin auf die Nachricht von dem Schicksal ihrer Mutter phantasiren zu lassen; allein die daraus entstehende Scene auszuführen, hatte der Vf. weder *Shakespear's* reiche Phantasie, noch *Lessings* Kunst. *Barrere* und *Simon* prahlen mit ihren Unthaten zu arg; die Aeufserungen von *Rossi*, *Fourquier*, *Toulon*, und der *Anne* haben eine zu grelle Freymüthigkeit, als dafs sie wahrscheinlich seyn kön-

könnten. Der Selbstgespräche kommen gar zu viele vor. Die Episode, wo *Simon* S. 85 seine ganze Lebensgeschichte erzählt, steht am unrechten Orte. Im Ganzen ist die Sprache charakteristisch und körnigt, aber ohne tragischen Schwung und Nachdruck. Unedel ist das Bild S. 16: „Auch das Blut von Capet's „Wittwe soll euch das Feld düngen, auf dem ihr ärnd„ten wollt? Nehmt euch in Acht, dass nicht *Würmer* „im *Dünger* stecken, die die Wurzeln eurer Aussaat „abnagen!" Es ist übrigens sonderbar, dass die Ereignisse der wahren Geschichte, von denen man auf den ersten Anblick glauben sollte, dass sie ohne grosse Mühe zu einem Trauerspiel verarbeitet werden könnten, mehrere misslungene Versuche veranlassen, ehe sie nach ihrer ganzen Reichhaltigkeit benutzt werden, (die Britten haben z. B. noch kein Trauerspiel über den Tod der Königin *Maria* von Schottland, das dieses Gegenstandes ganz würdig wäre,) und eben so sonderbar ist es, dass Begebenheiten unsrer Tage, bey denen es doch dem Dichter doppelt leicht seyn muss, sich selbst und die Zuschauer ins Feuer zu setzen, und wo er bey den vielen Zügen, die die wahre Geschichte darbeut, wenig hinzuzudichten nöthig hat, so selten Meisterstücke veranlassten. Gegen einen *Clavigo* von *Göthe* haben wir hundert mittelmässige und schlechte Versuche dieser Art.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Ann' Quin Bredouille, oder Tristram Shandy's Vetter*, ein nachgelassenes Werk von Jakobine Lykurge, jetzt Regimentspfeifer im Dienste der kleinen Derwische, aus dem Französischen, mit Kupfern. 1793. Erster und zweyter Band. 560 S. 8.

Diese Satyre auf die französischen Revolutionsangelegenheiten, die hie und da einige sinnreiche und witzige Stellen hat, aber durch die gehäuften und gedehnten Allegorieen, durch die vielen, nicht immer ganz verständlichen, Anspielungen, durch die räthselartigen Bilder, und durch affectirte Bisarrerieen langweilig wird, würde man wohl besser denen, die sich für diese Dinge interessiren, in der Ursprache zu lesen überlassen haben, wenn man nicht darauf gerechnet hätte, dass der Bezug auf die Neuigkeiten des Tags eine deutsche Uebersetzung davon verkaufen würde. Dieses vorübergehende Interesse hat die Verdeutschung nun auch schon wieder in so fern verloren, als sich das Werk auf die Scenen der Revolution von 1791 bezieht, die nun längst durch neuere verdrängt worden sind. Es ist in der That zu verwundern, dass der Uebersetzer die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit glücklich besiegt, und eine richtige, deutliche und geschmeidige Dollmetschung geliefert hat. Denn er hatte nicht allein die ganze sonderbare Mischung von so unzähligen Ideen, Einfällen und Bildern überzutragen, sondern auch alle die Neologismen zu verdeutschen, welche die Revolution in die französische Sprache gebracht hat, und zu deren Verständniss kein Wörterbuch Hülfe leistet. Zuweilen sah er sich indessen doch genöthigt, das Französische in Klammern beyzusetzen, weil er ungewiss war, ob er es passend genug ausgedrückt habe. Zuweilen hat er einzelne französische Worte unübersetzt beybehalten. *Musette* S. 68 liess sich indessen doch recht gut durch *Sackpfeife* übersetzen. Die *religiöse* Liebe S. 77 wird sich der deutsche Leser nicht erklären können, *religieuse* hätte aber hier durch *sorgfältig* oder *gewissenhaft* gegeben werden sollen. Die *Reverberirlaternen* S. 305 hätten nicht zu *Brennspiegeln* gemacht werden sollen. Eine Stelle S. 33 ist im Deutschen nicht ganz verständlich. Nachdem daselbst von einem jungen Dichter die Rede gewesen war, bey dem Simplicität und *Fühlbarkeit* (Empfindsamkeit, Gefühl) gewohnt habe, heisst es weiter: „Wir *machten* (näm„lich in dem Hause dieses Dichters) unter uns den *Op„timisten*, den *Unbeständigen* u. s. w." Hier hätte es um grösserer Deutlichkeit willen heissen sollen: „Wir „führten den *Optimisten*, den *Unbeständigen* unter uns „auf;" denn dies sind zwey bekannte Schauspiele des jungen Dichters *Harcanville*, von denen hier die Rede ist. Ueberhaupt hätte der Uebers. durch kleine Anmerkungen dem, der französischen Staatsverfassung und Literatur unkundigen, Leser nachhelfen sollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Pilsen u. Leipzig*, b. Morgensäuler: *Schildwache, Tod und Teufel*; oder: *So prellt man die Füchse*, Posse mit Gesang in zwey Acten, zum Behufe des Kuhne'schen Theaters frey bearbeitet. 1794. 108 S. 8. (6 gr.) Für eine Posse ist es ein brauchbarer Gedanke, dass ein Mädchen sich mit drey abgeschmackten Liebhabern zugleich einen Spass macht, dem ersten zur Probe aufgiebt, die Rolle eines Todten zu spielen, dem zweyten, bey jenem Schildwache zu stehen, und dem dritten, den Todten als Teufel zu holen. Aber die Behandlung ist ein neuer Beweis, wie viel Toleranz man dem deutschen Publicum zutraut. So singt z. B. der vierte begünstigte Liebhaber:

Wir Menschen sind recht wunderlich;
Wir handeln oftmals sehr verkehrt:
Der Eine wünschet Reichthum sich,
Der Andre Würden, Unerhört!
Doch mich hat's Glück schon allbereit
In deinem Arm, mein Kind, ereilt.
Wie gut mich da die Lieb bedacht,
Hätt' ich wohl kaum gedacht,

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. Julius 1795.

NATURGESCHICHTE.

Erlangen, b. Palm: *Icones plantarum incognitarum quas in India occidentali detexit atque delineavit O. Swartz*, M. D. Prof. institut. Berglan. etc. Fasciculus I. Sectio I. Tab. I – VI. 2 Bog. 1794. Fol.

Nach der im Texte geschehenen Anzeige wird der erste Heft 25 Pflanzen enthalten, wovon die noch zu liefernden aus den Gattungen *Holosteum*, *Ludwigia*, *Hedera*, *Dichondra*, *Hillia*, *Vaccinium*, *Melastoma*, *Begonia*, *Symplocos*, *Lavenia*, *Tussilago*, *Arethusa*, *Malaxis* und *Cranichis* genommen sind. In der gegenwärtigen Lieferung geht der Text bis zur neunten Numer, und enthält noch ohne Zeichnung drey Arten: *Holosteum diandrum*, *Ludwigia repens* und *Hedera pendula*. Wirklich abgebildet sind die ersten sechs Pflanzen: *Lacistema myricoides*, *Salvia tenella*, *Gratiola repens*, *Piper hispidulum*, *Piper filiforme*, *Schoenus pusillus*. Der Text besteht blofs aus der Definition, dem näher bestimmten Wohnorte dieser, sämmtlich in Jamaica gesammelten, Arten, und der Erklärung der Figuren. Zeichnung, Stich und Illumination sind sauber, und man sieht, wie sehr es dem Vf. um Treue zu thun war; nur hie und da mufs man ihnen weniger Steifheit wünschen.

Abbildungen der Schwämme. Drittes Heft. Tab. XXI – XXX. 1793. 4.

Es erscheinen hier neun Arten von Blätterschwämmen, die, den *A. ochraceus* Nomencl. fung. p. 126 ausgenommen, sämmtlich von Hn. *Persoon* benennt, und als neu angesehen werden. Sehr gut würde es gewesen seyn, wenn die Gründe, sie für neu anzunehmen, und die Erinnerungen an die schon bekannten zunächst ähnlichen Arten wären hinzugefügt worden. Wir können allerdings nicht genug wirklich neues, was die Natur besitzt, erfahren, aber wenn sich, wie hier, die Menge so sehr häuft, so erfodert jeder Schritt, den man thut, eine um so gröfsre Achtsamkeit. Die punzirte Manier, in der die Kupfer gegeben werden (vielleicht noch besser die le Princische), hat für das fleischige der Schwämme viel Gutes, aber der Künstler mufs es sich nicht gar zu leicht machen, wie bey *A. cochleatus* und *flavo-virens*. Eine Abbildung, wie die vom *A. equinus*, ist unter der Kritik. Gerade solche zarte Körper erfodern die gröfste Genauigkeit. *A. asper*, *macrounus*, auch allenfalls *guttatus* (die groben ausdrucklosen Striche auf dem Stiel weggerechnet), scheinen Rec. am besten gerathen zu seyn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Comp.: *Apollo.* (Eine) *Monatschrift*, herausgegeben von *A. G. Meifsner*, Januar bis Jul. 1793. 8. (Jedes Heft 8 gr.)

Wenn man aus dem langsamen Fortgang dieser Zeitschrift auf den Absatz derselben schliessen darf (denn die letzten Stücke des J. 1794 erschienen sehr unordentlich, und im Ostermesskatalog 1795 sucht man den *Apollo* ganz umsonst): so scheint sie bey weitem nicht so viele Leser zu haben, als sie, bey der Theilnahme einiger achtungswerthen böhmischen Gelehrten, bey dem Werth vieler Auffätze in derselben, und als einzige Zeitschrift aus jenem grofsen Districte unsers Vaterlands, unter den übrigen deutschen Journalen wohl zu haben verdiente. Hr. *M.* sagt in der Einleitung, das Hauptaugenmerk dieses Journals sey Mannichfaltigkeit und Nutzbarkeit, und seine Auffätze werde es auf dem Felde der schönen Wissenschaften, der Naturkunde und der Geschichte sammeln, weswegen es auch den Namen des Apollo trage, der als Musengott, als Arzt, und als Augur Vorsteher dieser Wissenschaften sey, und als Lenker des Sonnenwagens einen wichtigen Einflufs auf alles habe, was periodisch sey. Wir geben den Inhalt der vorzüglichsten Auffätze dieser Hefte kurz an, doch mit Uebergehung der kleinern Poesieen, unter denen keine, ob sie gleich zum Theil von namhaften Dichtern, als *Sophie Albrecht*, *Langbein*, *Meifsner* etc. sind, sich über das Mittelmäfsige erhebt.

I. Heft. *Alexander und der Quell der Unsterblichkeit.* Ein persisches Märchen, von *Meifsner*. Eine artige Erzählung, die einen moralischen Zweck hat, wie wir deren von diesem Vf. schon viele kennen. In einer Note heifst es zwar einmal zur Entschuldigung von unhistorischen Angaben; ein persisches Mährchen bekümmere sich nicht viel um richtige Geographie; aber Rec. kann es doch nicht anders, als eine Art von Muthwillen nennen, wenn S. 16 im tiefen Indien ein Tempel mit *parischen* Marmorsäulen vorkömmt, und Alexander nahe bey Alexandrien stirbt. — Die Orthographie ist sehr nachläfsig, so wie überhaupt der Druck des ganzen Journals. S. 5 Entzweck, errinerte; S. 9 nante; S. 53 nenen. S. 135 u. 36 sind sogar zwey Noten verwechselt. — *Ueber die Hinrichtung des Hieronymus von Prag*, von Prof. *Cornova*. Uebersetzung eines Briefes des Florentiners Poggi an Leonard Aretin, mit Anmerk.; ein interessantes Actenstück aus jener Periode; die Aufstellung von dergleichen mufs besonders für ein katholisches Publicum sehr wirksam seyn. — *Zwey Haupt-*

Hauptregeln der praktischen Moral, vom Prof. *Mader*. Die erste ist: Man muss zwar immer das maximum, die höchste Vollkommenheit, die gröfste Summe des allgemeinen Wohls zum Endzwecke haben, aber man muss nie eine gute Handlung unterlassen, weil sie ein minimum sey, das zum Besten der Menschheit nichts beytrüge. Die zweyte: Es ist irrig und schädlich, zu sagen: Nutzt es nichts, so schadts auch nichts. — *Eine Criminalanekdote.* Eine Frau, die ihren Mann auf dem Sterbebette gewarnt hatte, von seinen gewöhnten Diebereyen abzulassen, wurde von ihm in drey verschiedenen Nächten an der Gewölbthüre erblickt, die er diebischer Weise aufschliessen wollte; er hat dies nachher im Gefängniss ausgesagt. — *Der Marienthurm. Eine Rittergeschichte*, von *Spiess*, die sich noch durch zwey Stücke erstreckt. Die Erzählung ist in Anlage und Vortrag ganz des trefflichen Vfs. des *Petermännchens* würdig, und söhnt den kritischen Leser wieder mit dem Stoff aus, der ihm durch die andern elenden Behandlungen von Geschichten aus der Ritterzeit fast ekelhaft geworden ist. Wenn diese einst längst vergessen, und, Gott gebe, vernichtet seyn werden, wird man noch immer die, man darf sagen, classischen Erzählungen dieses Mannes von richtigem Geschmacke mit Vergnügen lesen. Die feine Moral, die alle seine Arbeiten auszeichnet, macht sie vorzüglich brauchbar zum Vorlesen in häuslichen Zirkeln.

II. Heft. *Die Schlacht bey Pavia.* Eine sehr lebhafte, meisterhaft motivirte Darstellung dieser merkwürdigen Schlacht, und der Gefangennehmung des Königs Franz durch den Connetable von Bourbon. Es ist ein Bruchstück aus einer noch ungedruckten Biographie Carls von Bourbon, mit welcher Hr. *M.* seinen Ruhm auf eine sehr solide Art vermehren wird; auch ist diese Probe von den gesuchten Eigenheiten im Styl merklich freyer, als andere Arbeiten dieses Schriftstellers. — *Ueber das Vergnügen bey fremden Gefahren und Leiden*, von Prof. *Mader*. Dieses Vergnügen entspringt aus der Vorstellung einer sich widersetzenden, kampfenden Kraft. — *Neunzigjähriges Leiden. Eine wahre Geschichte.* Von *Spiess*; die interessante Erzählung von dem vieljährigen Unglück eines braven böhmischen Bauers. Aber sehr unrecht heisst dennoch dieses Leiden *neunzigjahrig*, indem der Mann bis über die Hälfte seines langen Lebens ausgezeichnet glücklich war. — *Vier Leben statt eines Todesurtheils*, von *D. A.* Ein Fürst lässt sich durch die drey schönen Töchter eines falschen Münzers erbitten, dem Vater das Leben zu schenken, unter der Bedingung, dass sich alle drey nakt mahlen lassen sollten; er hatte dann noch mehr von ihnen gefodert, und jede gebar dem Fürsten ein Kind. In einer Nachschrift sagt *Meissner*, dass diese Geschichte fast wörtlich wahr sey, widerlegt aber das Urtheil des ersten Erzählers, der die Handlung zu beschönigen sucht.

III. Heft. *Einige Bekehrungsgeschichten aus ältern und neuern Zeiten*, von Prof. *Mader*. Vortrefflich! Aus Jacob Unrest Cärnt. Chronik in *Hahns Mon. ined.* T. I. 487 erzählt er: Arno, Erzbischof zu Salzburg, suchte in Kärnthen besonders durch einen dortigen Grafen Ingo zum Besten des Christenthums zu wirken; Ingo tractirte die Neubekehrten oft in seinem Hause, den Ungläubigen aber liess er das Essen vor die Thüre reichen. Als diese sich darüber beschwerten, antwortete er: *„ir seyt nich wirdig, das ir ungewaschn mit den, die inn dem heiligen Prunn der Tauff gewaschn sint, Gemainschaft habt mit Essen und Trinckh, sunder vor dem Haus, als die Hundt die Speys nehmen.“* Nach solcher *Unterweysung* und *Lere*, fährt der ehrliche Chronist fort, nam das Volk ye länger ye mehr kristlichn Gelaubn an sich und liess sich taufn. — Ein normännischer Täufling, dem das Taufkleid nicht recht passte, sagte ganz unwillig zu Carl dem Grossen: „Dies ist ein Sack, der sich für einen Schweinhirten schickt, nicht für einen Kriegsmann; und wenn ich mich nicht schämte, nakt da zu stehn, so gäbe ich dir dein Kleid und deinen Christus wieder. *Monach. Sangal. in vita Car. M.* l. 2. c. 14 Clodwigs Bekehrung wurde durch keine edlern Beweggründe bewirkt, und als er in der Schlacht bey Poitiers dem H. Martin sein Pferd gelobt hatte, und die Geistlichen von Tours das Lösegeld auf 200 Goldgulden setzten, sagte er: das muss wahr seyn, der Herr Martin ist ein guter Helfer in der Noth, aber er lässt sich auch gut bezahlen. — *Ueber Prags Mortalitäts- und Sterbelisten.* Prag hat 8226 Häuser. 1792 zählte man darin 3227 Geborne, 3551 Gestorbne. In den 6 Jahren von 1787 bis 92 betragen die Gebornen 18603, die Gestorbenen 21444. Darnach ist die Mittelzahl der Gebornen für 6 Jahre 3100½ und verhält sich zu der Zahl der jetzt lebenden wie 1 zu 23. Die Mittelzahl der Gestorbenen ist 3574 und verhält sich zur jetzigen Population wie 1 zu 20½.

IV. Heft. *Ueber Industrie und Handel in und um Rumburg in Böhmen*, von Prof. *Löhner*. — *Denkwürdigkeiten aus dem Herodot*, von *Mader*. Vierzehn artig vorgetragene, unter Rubriken gebrachte Nachrichten aus dem Herodot. *Ueber Lesen und Belesenheit*, von *Meissner*. Sehr oberflachlich und alltäglich.

V. Heft. *Q. Fabius Maximus* und *P. Decius Mus*, ein historisches Bruchstück nach Livius, von Prof. *Cornova*. Eine treffliche Darstellung der thatenreichen Freundschaft zwischen diesem adlichen und bürgerlichen Römer, die sich so schliesst: „Plebejer unserer Zeit, seyd Decier! Lässt eure Handlungen, — der Schauplatz, den euch die Vorsicht angewiesen hat, sey welcher er wolle, — Beweise eures Seelenadels seyn. Und ihr Patricier der heutigen Staaten, ahmt einem Fabius nach! Vereinigt mit eigenen Thaten die Achtung auch des ahnenlosen Verdienstes u. s. w. — *Das Feuerwerk.* Ein paar musterhaft erzählte Ehegeschichten von *Ruppert Becker*; es entstehen zwey glückliche Ehen, weil der eine Ehemann in der Meynung von seiner Frau etwas hinauf, der andere etwas herabgestimmt wird. — Das Vorurtheil wegen des Abschneidens und Wiederbelebens der Erhenkten durch Erzählung eines wahren Vorfalls bestritten. — Die schönste Grabschrift. Kaiser Theodos III entsagte dem Thron freywillig und ging in ein Kloster zu Ephesus; er lebte allgemein geachtet und starb im Geruch der Heiligkeit. Auf

Auf sein Grabmahl gebot er das einzige Wort zu setzen: *Genesung*. Nie, fügt Hr. *M.* hinzu, flossen nach meiner Empfindung, Tugend, Philosophie und Religion so enge in einem Worte zusammen.

VI. Heft. *Totilas, König der Ostgothen in Italien.* Eine Biographie von Prof. *Mader.* *Josephine*, eine unterhaltende Erzählung von Meissner; nach Cervantes und Florian. — *Einige Gedanken* über die Besetzung der Richterstellen von Grafen *Auersperg*.

VII. Heft. *Instruction für Reisende.* Ein äusserst trivialer Brief des Grafen Northumberland an seinen Sohn, und hier keiner Uebersetzung werth. — *Die Stecknadel.* Eine wahre Anekdote. Ein Mann, der eben bey einem Kaufmann um Unterstützung in einer neuen Entreprise bittet, aber keine Sicherheit leisten kann, hebt im Gespräche mit demselben eine Stecknadel vom Boden auf, und steckt sie an sich. Der Kaufmann schliesst daraus auf den ökonomischen Geist desselben, schiesst ihm die Summe vor, und so entsteht durch die gelungene Entreprise eine der reichsten Familien Th—gens, die jetzt geadelt ist. — *Der Thorwächter an der Höllenpforte.* Eine wahre Geschichte, von *Spiess*. Diese Erzählung von dem dreyjährigen Wahnsinne eines Tirolers ist für die Psychologie sehr interessant. Er, der in den Bergen herumirrte und sich an dem Höllenthor glaubte, wurde durch einen jählingen Sprung in kaltes Wasser wieder zur Vernunft gebracht. Der Tiroler Jäger, der ihn unvorsetzlich so curirt hatte, versicherte, diesen Versuch nachher noch mit einer wahnsinnigen Magd gewagt zu haben, die er von einem Stege ins Wasser stiess; die Magd kam an dem nämlichen Tage wieder zum Gebrauch ihrer Vernunft. Diese Krankengeschichte ist nebst der Einbildung des Wahnsinnigen wieder recht gut erzählt.

Bey dem Interesse und der Mannichfaltigkeit der Aufsätze in diesem Journal wird man dem Rec. beystimmen, dass es zu bedauern seyn würde, wenn es, wie es fast scheint, nicht fortgesetzt werden sollte. Wenn der Herausgeber es mehr zu einem Provincialblatte machte, von den Beförderungen, Todesfällen etc. angesehener Personen im Königreich Böhmen regelmässig Nachrichten ertheilte, und überhaupt etwa die Hälfte jedes Stücks mit Aufsätzen, die *sich näher* auf die Provinz bezögen, anfüllte, die andere Hälfte aber der vermischten Unterhaltung bestimmte: so zweifelt Rec. nicht, dass es sich, eben so wie die schlesischen Provincialblätter und andere für bestimmte Districte geschriebene Journale, durch grösseren Absatz in seiner Provinz festgründen, und dabey doch für einen Theil des Auslandes noch interessant bleiben würde. Denn keine Klage über allzu grosse Vervielfaltigung der Journale trifft diejenigen Zeitschriften, die gleichsam die Merkure gewisser Provinzen sind, und zu Repertorien für das Merkwürdige derselben dienen. Nach ihnen wird einst noch gefragt werden, wenn viele unsrer allgemeinen Journale dereinst so ungesucht seyn werden, als jetzt der Mensch, der Freund, und ähnliche aus dem fünften und sechsten Decennium unsers Jahrhunderts.

Königsberg u. Leipzig: *Reisen im Vaterlande*, kein Roman, aber ziemlich theatralisch-politisch-und satyrischen Inhalts. Erster Theil. 1793. 336 S. Zweyter Theil. 1794. 286 S. 8.

In diesen beiden Bänden, denen noch viele nachfolgen sollen, erzählt der Vf., der sich *S. G.* unterschreibt, einige seiner Reisen, die er in Deutschland, und namentlich in Hessen, Ober- und Niedersachsen, und den Schlesischen Gebirgen angestellt, aber nicht in der Absicht, um die Denkwürdigkeiten dieser Länder zu beschreiben, (was er davon, um doch seinem Werke das Ansehn einer Reisebeschreibung zu geben, beybringt, ist sehr kurz und wenig befriedigend,) sondern durch das Vehikel einer Reisegeschichte allerley Reflexionen, Bemerkungen und Wünsche mitzutheilen. Da jeder kleine Vorfall auf der Reise zum Text einer, zuweilen ziemlich langen, Betrachtung dienen muss; so rückt die Erzählung langsam fort, und diejenigen Leser, die viele Begebenheiten erwarten, werden sich getäuscht sehen. Statt der Länderbeschreibungen werden kleine Geschichten von Vorfällen, die den Vf. selbst betroffen haben, Scenen, die er mit angesehn, und Erfahrungen, die er bey der Gelegenheit gemacht hat, vorgelegt. Doch sind in diesen zwey Bänden nur vier Erzählungen angebracht, zwey von Handlungen der Wohlthätigkeit, die der Vf. selbst ausgeübt hat, (welches freylich Anlass giebt, die Geschichte der Personen zu erzählen, die sie betreffen,) eine (und diese ist die beste) von einem aus Neid verfolgten Handwerksmann, und eine von der Art, wie ein alter Ehemann getäuscht worden. Die Art des Betrugs in der letztern findet man in so vielen, dem *Boccaz*, *Lafontaine* und *Grecourt* nachgeahmten Erzählungen; aber der Ausgang ist durch die Methode, wie der Ehemann den geschwätzigen Liebhaber zu bestrafen sucht, neu. Die darauf folgende Besserung der Ehebrecherin ist unwahrscheinlich, und, dass sich am Ende das ehebrecherische Paar heirathet, gegen die poetische Gerechtigkeit. Doch der Vf. versichert ausdrücklich auf dem Titel und in der Vorrede, er habe in seinem ganzen Werke nichts erdichtet, auch da, wo es, wie er sich auszudrücken beliebt, nach Erdichtung *rieche*, sondern er habe nur zuweilen die Namen des Orts und der Personen verschwiegen, und seinen Geschichten einigen Anstrich von Fiction gegeben, um nicht der persönlichen Satyre beschuldigt zu werden. Unter seinen allgemeinen Betrachtungen in beiden Bänden, doch am meisten in dem ersten, betreffen viele das *Theater*, für dessen Verbesserung und Aufnahme durch obrigkeitliche Anstalten er sich mit vieler Wärme interessirt. Ueber die Entstehung der Schauspiele aus religiösen Gebräuchen, über die wahre Bestimmung des Schauspielers, über die Quellen der Verachtung, die diesen Stand noch immer drückt, über die Ursachen von dem Mangel an Sittlichkeit unter Schauspielern, über das Herausrufen, über die Privattheater, über die Specktakelstücke, über die dramatische Kritik findet man viel Wahres, obgleich wenig Neues, gesagt. *Politisch* sind einige Digressionen des Vf. z. B. über den Charakter der Obersachsen, über die

Bordelle, über die Reichsstädte; hierin aber ist er zu oberflächlich, als dass man dies für sein eigentliches Fach halten könnte. *Satyrische* Züge kommen auf allen Seiten vor, aber es mangelt ihnen Feinheit, Urbanität und Witz. Zu denen auf dem Titel angegebenen Gattungen, des Inhalts hätten noch viel mehrere hinzugesetzt werden können. So gehört z. B. zu der *Moral* wohl die Hälfte des Werks, nicht bloss wegen grösserer Abhandlungen, z. B. über die Erziehung der Töchter, sondern auch wegen der Menge kürzerer moralischen Bemerkungen, die auf allen Seiten vorkommen, und wovon einige ganz richtig und gutgemeynt sind, viele aber ohne Noth das Werk ausdehnen. Besonders kommen die Sentenzen und die biblischen Sprüche von der Grossmutter des Vf. zu oft vor. Zur *Oekonomie* gehören die Excursus über das Postwesen, über die Futterkräuter, und über die Jagd und die Jagdhunde im zweyten Theil. Ja, im zweyten Theil S. 27 ist gar eine altdeutsche *Mythologie* in nuce eingeschaltet. Der Eifer des Vf. für Sittlichkeit und für Abstellung mancher Missbräuche in der bürgerlichen Gesellschaft ist löblich, obgleich manche von den Sätzen, die er behauptet, noch Berichtigung nöthig haben. Kurz, dieser sonderbare Mischmasch von allerley Expectorationen würde sich vielleicht nicht unangenehm lesen lassen, wenn der Vf. seinem Vortrag nicht bloss Lebhaftigkeit, sondern auch Zierlichkeit zu geben gesucht hätte. Oft sucht er die Energie in einer allzu getreuen Copie von der Sprache des gemeinen Lebens; oft verleitet ihn seine Laune zu niedrigen Bildern und Ausdrücken, oft wird seine Sprache burlesk. So lässt, z. B. Th. I. S. 8, *Elliot* die schwimmenden *Batterien* einen *Purzelbaum* machen; so sinkt, Th. I. S. 72, die *Bühne* in einen *Kapaunen-Zustand*; so *karbatscht*, Th. I. S. 163, die *Liebe* einen armen Teufel durch das Leben. In sonderbaren Phrasen und Worten sucht der Vf. Humor, da findet man *Witzschleifereyen, Flachköpfe, Windmichel, Kloakfiguren, Peitschensolo, Herzgespiel, verlautbaren, purren, kussig* u. s. w.

Leipzig, b. Böttger: *Die Menschheit in besondern Zügen*, in Briefen eines reisenden Philosophen, zur Beförderung des wahren Menschenglücks aufgesetzt, und als Pendant zu Salzmann's Carl von Carlsberg zu betrachten. 1795. Erstes Bändchen. 250 S. Zweytes Bändchen. 223 S. 8.

Des Vf., (der ziemlich spät erst noch einen Pendant zu den vielen Pendants des Salzmannischen Romans liefern wollte) dichtet eine Reise, die nur wenig Monate dauert, und sich nicht über zehn, oder zwölf Meilen von seiner Vaterstadt erstreckt, bey der es ihm aber auch nicht um Beschreibungen von Ländern und Völkern, nicht um Aufzählung von Sehenswürdigkeiten zu thun ist, (daher er auch nicht einmal die Namen von Orten und Personen angiebt,) sondern bey der er die Absicht annimmt, den Menschen, menschliche Handlungen, Sitten und Leidenschaften beobachten zu wollen. Man findet daher bey ihm eine Folge einzelner Anekdoten und Geschichten von mancherley Vorurtheilen und Thorheiten der Menschen, von Wohlthätigkeit gegen Leidende und Dürftige, von bekehrten Freudenmädchen, bedrückten Juden, scheinheiligen Betschwestern, geckenhaften Stutzern, unglücklichen Kindermörderinnen, bedauernswürdigen Selbstmörderinnen, und andern traurigen Zügen des menschlichen Elends. Des Vf. Absicht ist aber nicht sowohl, durch solche betrübte Erscheinungen die Empfindsamkeit des Lesers rege zu machen, als davon Anlass zu bogenlangen moralischen Predigten, wovon die Geschichten nur den Text ausmachen, zu nehmen. Den grössten Theil seines Buchs machen folglich ausführliche Raisonnemens über solche Gegenstände, wie über den Egoismus, die Vermächtnisse für Kirchen, den Luxus, den Ahnenstolz, den Pfaffengeiz, die Lästersucht, (oder, wie es der Vf. nennt, die *Ehrabschneidung*,) die Kinderzucht, die Wahl einer Gattin, die Romane, die Leidenschaft für das Spiel, die Empfindeley, den Nutzen und Schaden der Lectüre, die Ehre, die Rachgier, den Müssiggang, die Behandlung der Dienstboten, die Freundschaft, das Zutrauen und Misstrauen u. s. w. Der Vf. scheint hier mehr auf Popularität, als auf Scharfsinn der Ideen, oder Kraft des Vortrags gesehen zu haben. Die Sprache ist voller Nachlässigkeiten, auch nicht frey von Idiotismen, z. B. *gewunschen*.

Ohne Druckort: *Blicke in das Innere der Prälaturen, oder Kloster-Ceremonien im achtzehnten Jahrhundert.* In Briefen. Erstes Bändchen. *Mit* (elenden) *Kupfern.* 1794. 146 S. 8.

So viel man aus dem ersten Bändchen errathen kann, die Geschichte eines Märtyrers der Klosterdisciplin, der vermuthlich zugleich der Vf. ist. Die gegenwärtigen Bogen enthalten jedoch wenig mehr, als einen Auszug in gewöhnlichem Mönchslatein, aus der Regel des Bernardinerordens für das Novitiat. Folgendes Gebet soll das letzte vor dem Einschlafen seyn,

Jesus, Maria, Joseph,
Bernardus et Constantia,
Benedictus et Scholastica.
Adsint mihi in vita monastica,
Ne diabolus in vitia
Sua me trahat versutia.

Die Anmerkungen des Vf. sind nicht viel schmackhafter, als der Text jener Regel selbst. Das Ganze hätte füglich ungedruckt bleiben können. *Je sais bien*, sagt der Vf. mit Rousseau, *que le Lecteur n'a pas grand besoin de savoir tout cela, mais j'ai besoin moi de le lui dire.* Das kann wohl seyn. Aber, was man einem Rousseau erlaubt, seiner selbst wegen zu sagen, erlaubt man nicht jedermann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. Julius 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in der akadem. Buchhandl.: *Lehrbuch der neuesten Erdbeschreibung* für öffentliche und Privatschulen, nach *Wilh. Guthrie* frey bearbeitet. Erster Theil. Nebst vierzehn geographischen Karten entworfen von *D. F. Sozmann*, eh. Secr. beym Oberkriegscolleg. etc. 1794. 272 S. 8.

Auf besondere Auszeichnung kann dieses Compendium der Geographie, dessen erster Theil Deutschland fasst, keinen Anspruch machen, weder durch genauere Bestimmungen einzelner Angaben, noch durch Methode und Vortrag. Es folgt den ausführlichern Lehrbüchern Büschings, Fabri's, Normanns, und ist eigentlich für junge Leute bestimmt. Zu diesem Gebrauch scheint es aber den wahren Plan verfehlt zu haben. Bey dem Unterricht auf Schulen dürfen und müssen eine Menge minder wichtiger Gegenstände völlig übergangen, dagegen die Flüchtigkeit des jugendlichen Alters durch interessante entwickelte Darstellung der grösseru Länder, ansehnlichen Städte, Verkettung des Ganzen gefesselt werden. Vielleicht liegt gerade hierin die Ursache, warum Raffs in vieler Hinsicht so fehlerhafte und kindische Erzählung auf einige Zeit allgemeinen Beyfall sich zu erwerben wusste. Der Vf. hingegen scheint es für Sünde gehalten zu haben, selbst ein unwichtiges Rittergut zu übergehen, dessen Kenntniss man doch nur von einem weitläuftiger angelegten System zu erwarten Ursache hat. Gehen wir von diesem Gesichtspunkte ab, so gehört das gegenwärtige Buch unter die nützlichern und genauern, bey dem man nur hin und wieder auf Stellen kommt, die vielleicht anders hätten ausgedrückt werden können. Wir heben eine Anzahl derselben aus, um Anlass zur Verbesserung zu geben. „Europa hat 550 Meilen Breite" (ohne Zweifel verschrieben statt in seiner grössten Breite) „gegen 900 Meilen Länge." Diese hat es nirgends, selbst gegen die äussersten Spitzen Russlands gezogen nicht. S. 4. „Das Hauptgebirge in Europa sind die Alpen, von welchen ein Arm durch Frankreich bis an die Pyrenaeen geht." Hier hätte, so wie bey andern Nebengebirgen, bemerkt werden sollen, dass dieser Arm der Alpen, (wenn man ihn dafür gelten lassen will,) die Sevennen heissen. — „Ein kleinerer Bergrücken geht „bis zum Fichtelberge, und von da nach den Karpa„then zwischen Polen und Ungarn, und endlich von „da nach dem Werchoturischen Gebirge." Man kommt in Versuchung zu glauben, dass der Fichtelberg in unmittelbarer Verbindung mit den Karpathen stehe, da sie doch erst durch das Erz- und Riesengebirg bewerkstelliget wird, welche beide auf namentliche Anführung wenigstens so gegründeten Anspruch machen als der Fichtelberg: den Zusammenhang der Karpathen und Werchoturischen Gebirge weiss sich Rec. vollends nicht zu bilden. — Unter den Hauptbusen des mittelländischen Meers hätte S. 5 das tyrrhenische Meer vielleicht mit grösserem Recht eine Stelle verdient als der syrtische Busen. — S. 6 „Von der römischen Sprache stammen ab: die spanische, portugiesische, französische, italienische." Warum denn nicht auch die Wallachische? — S. 7 wird unter den Hauptsprachen die *isländische* autgezählt. — S. 11 „Das südliche Deutschland ist eigentlich hohes Bergland." Muss doch wohl heissen: das südlichste Deutschland; denn kein Mensch wird zweifeln, dass die Donaugegenden zum südlichen Deutschland gehören, und niemand wird sie unter die hohen Bergländer zählen. — Der Kalenberg reicht beym Vf. durch Steyermark und *Kernthen*, wo man ihn vergeblich suchen wird. — „Die Donau ergiesst sich nach einem Lauf von mehr als 700 *deutschen Meilen* ins schwarze Meer." Der Verstoss wäre zu arg für ein geographisches Buch, er muss als Druckfehler bemerkt werden. — S. 15 sind unter den Flüssen, welche der Rhein aufnimmt, bloss der Neckar und Mayn genannt. Ist denn die Mosel weniger wichtig? oder verdienen die Lahne und Lippe ein gänzliches Stillschweigen? — Unter den wichtigsten Handelsstädten Deutschlands werden Magdeburg und Frankfurt an der Oder, namentlich angeführt; Cöln, Augsburg, Triest, aber ausgelassen. Können von einem Kenner die erstern mit diesen auch nur in Parallele gesetzt werden? In der Beschreibung einzelner Gegenden stösst man noch hin und wieder auf kleine Irrthümer. Z. B. S 44 „Sulzbach ist der Sitz einer Regierung." Nicht mehr. S. 49 „Stuttgard hat eine Militärakademie." Nicht mehr. S. 71 „Würzburg liefert die besten Frankenweine." Die Werthheimer werden ungleich höher geschätzt. S. 91 „Hohenlohe hat 130000 Einwohner." Zu hoch angegeben. S. 91 „Zweybrücken auf 90 Quadratmeilen nur 60000 Menschen." Es hat keine 90 Quadratmeilen, und in Deutschland giebt es keinen Strich, der auf 90 Q. Meilen nur 60000 Menschen zählte. Limburg hingegen mit 10 Q. Meilen und 48000 Menschen ist bey aller seiner starken Bevölkerung übertrieben angesetzt; so wie die Stadt Mecheln, welche im Compend. 200000 Einwohner erhält. Unter den Besitzungen des Hauses Pfalzbayern hat der Vf. Bergen op Zoom vergessen. S. 208 wird bey Kursachsen die Bemerkung gemacht, dass es gegen Brandenburg hin sehr sandig sey; dass aber dieser Sand in Brandenburg selbst noch häufiger und lästiger wird, davon kein Wort. — Diese wenigen, durch

durch das ganze Buch zerstreuten Fehler, verbessert der aufmerksame Leser leicht. 14 Karten gehören zu der Beschreibung, oder vielmehr, das Buch ist der Karten wegen geschrieben worden. Hr. Sotzmann hat sie gezeichnet, und so viel Rec. weiss, werden sie auch besonders um sehr billigen Preis verkauft. Aber das verwöhnte Publicum erwartet von diesem Manne vorzügliche Arbeiten, und wird gegenwärtig seine Erwartung nicht ganz erfüllt sehen. Schon die Grösse der Karten, welche 11 pariser Zoll in der Länge, 9 Zoll in der Höhe betragen, und die Generalkarte von Deutschland, die einzelnen Kreise, Schlesien und Böhmen enthalten, ist zu eingeschränkt, um das Ganze und die Theile in einem erträglichen Grade von Vollständigkeit zu liefern. Doch, da es vielleicht manchem beym Schulunterricht vorzüglicher scheinen kann, compendiöse Karten zu besitzen, so bemerken wir blos einzelne Gegenstände, die uns bey der Durchsicht der Blätter unrichtig vorgestellt geschienen haben. Es dünkt uns zweckwidrig, dass in der allgemeinen Karte bey beträchtlichen Ländern bisweilen die Gränzen bezeichnet sind, meistens aber nicht. Oesterreich wird von Steyermark durch keine Punkte getrennt, wohl aber das letztere von Kärnthen. Zwischen Salzburg und Bayern, Brandenburg und Kursachsen bemerkt man wohl so etwas von einer Gränze, die aber ohne Anfang und Ende ist. Ferner sucht man wichtige Orte vergeblich, und findet dagegen unbedeutende, die eine so kleine Universalkarte nicht erwarten lässt. Giessen im oberrheinischen Kreis ist ausgelassen, dagegen die kleine Festung Königstein bey Frankfurt angesetzt. Hof, der zweyten Stadt im bayreuther Lande, wird die Stelle versagt; dafür hat sie der Flecken Thurnau gefunden. Ansehnliche Städte erhalten die Bezeichnung einer gewöhnlichen Landstadt, z. B. Leipzig, Cölln, Augsburg; Bautzen aber pranget mit dem Zeichen einer Hauptstadt. Aus dem nämlichen Blatte lernet man, dass München, Hannover, Gent, Brüssel Festungen sind. — Auch in den Karten der einzelnen Kreise fehlt es nicht an Uebereilungen. Rec. bemerkt nur einige derselben, so wie sie ihm bey der ersten Uebersicht aufgefallen sind. Im österreichischen Kreis fehlen viele nicht unbedeutende Orte, zumal in der Nähe von Wien; doch dies entschuldigt der geringe Umfang des Blatts. Man liest *Lachsenburg* (Laxemburg), Gräz (Grätz); den Kalenberg giebt wohl das Compendium an, aber nicht die Karte; die Halbinsel Istria steht namenlos da, so wie das österreichische Friaul. — Bayern ist besser gerathen, wenn man Kleinigkeiten nicht in Anschlag bringt, dass z. B. Sulzbach das Zeichen einer beträchtlichen Stadt hat, das wichtigere Straubingen aber nicht; dass über Neumarkt die Donau und Regnitz durch das Flüsschen Schwarzach in unmittelbare Verbindung gesetzt, folglich hier ein Werk zu Stande gebracht wird, welches Carl der Grosse mit so vieler Anstrengung auf einer andern Seite vergeblich unternahm. — Im schwäbischen Kreise ist der wichtige Schwarzwald weder bezeichnet noch genannt. Es fehlt die rauhe Alp, und sogar das berühmte Reichsstift St. Blasii; der Iller Fluss, nach der Donau und dem Neckar der ansehnlichste in Schwaben, steht ohne Namen; vergeblich sucht man die Fürstlich Taxischen Güter Friedberg und Scheer. Nicht minder flüchtig findet man den fränkischen Kreis behandelt. Dass ein grosser Theil des Gebiets, welches die Nürnberger besitzen, zu Anspach und Bayreuth gezogen wird, lässt sich von einem Brandenburger erklären; aber nicht, dass die Rednitz und Pegnitz, welche nach ihrer Vereinigung Regnitz heissen (nicht Rednitz, wie in der Karte) abgerissen dastehen, als ob sie sich in der Steppe verlören, und die Pegnitz allein über einige unbekannte Dörfer weg nach Erlangen zu fliessen scheint; dass in dem Pfälzischen vom Nürnberger Gebiete eingeschlossenen Amte, zwar einige Dörfer angesetzt, die wichtige Bergfestung Rothenberg aber ausgelassen wird; dass der rothe und weisse Mayn sich nirgends finden, der letztere aber dort angesetzt erscheint, wo der Strom schon in Vereinigung fliesst, und den ganzen Mayn ausmacht. Alle folgenden Blätter auf die nämliche Art durchzugehen, erlauben die Gränzen einer Rec. nicht; doch müssen wir noch bemerken, dass Darmstadt, wenigstens der Illumination nach, auf der Karte nicht zum oberrheinischen Kreise gerechnet wird; dass im Burgundischen die Leihe grösser als die Schelde gezeichnet, und Antwerpen an beide Ufer der letztern, Lüttich hingegen nur auf eine Seite der Maass gesetzt wird. In Westphalen stösst man auf ähnliche Verirrungen. Am besten fallen die beiden sächsischen Kreise aus.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) PRAG u. LEIPZIG, b. Albrecht u. Comp.: D. J. F. E. *Albrechts Briefsteller für Kinder und Erwachsene, welcher Briefe schreiben(,) nicht abschreiben(,) lehrt.* 1793. 196 u. 64 S. 8. (12 gr.)

2) HEILBRONN u. ROTHENBURG ob der Tauber, in der Classischen Buchh.: *Briefmuster für das gemeine Leben, besonders für Bürgerschulen*, von *Joh. Ferdinand Schlez.* 1793. XLVI u. 204 S. 8. (12 gr.)

3) PRAG, b. Walenta: *Die neueste und leichteste Methode, gute Briefe schreiben zu lernen*, sammt Anweisung zu verschiedenen schriftlichen Aufsätzen und der Titulatur, mit Beyspielen erläutert. — Vom Verfasser des Geschäftsleiters. 1791. 239 S. 8. (10 gr.)

No. 1) Der guten Aufnahme und des Abgangs unerachtet, den des Hn. *A.* „*Anweisung zum Briefschreiben für Kinder*" gefunden hat, kann Rec. nicht glauben, dass dieser Briefsteller für Kinder sey. Gleich der erste Brief, den Hr. *A.* zum Besten giebt (S. 4 u. 5) enthält nicht Kindergedanken, nicht Kindersprache, ist gekünstelt und fehlerhaft. Das Pronomen *Ich* und das Hülfsverbum *hatte* sind weggelassen, welches man seit Talanders Zeiten nicht mehr für elegant hält. Hr. A. scheint nur zwey Arten des Styls in seiner Gewalt zu haben, nämlich den Curialstyl und den schwärmerischen Romanenstyl. Eine von beiden Farben tragen fast alle in diesem Buche enthaltenen Briefe. Der grösste Theil dieses

dieses Briefstellers ist ein Aggregat mehrerer kleiner romanesken Erzählungen, denen die Briefe eingewebt sind: und diese Methode wäre so übel nicht, wenn sie nur psychologisch richtig und moralisch gut angewandt wäre. Aber keines von beiden. Das Fräulein von Sternwald spielt noch mit der Puppe, und schreibt doch von dem Putze derselben an ihr Herzens-Hedgen so schulgerecht, (*den Leviten* etwa ausgenommen,) als nur immer eine Modehändlerin vom ersten Range thun kann: ja sogar von ihrem Erfindungsgeiste und gebessertem Geschmack. In vernünftigen Familien steht's doch wohl nicht in dem Willen eines Mädchens, das noch mit der Puppe spielt, mit ihrer Freundin einen Anzug zum nächsten Balle abzureden; sondern sie muss anziehen, was ihr die Mutter giebt. Gesetzt auch, sie sollte nach Hn. *A.* Anweisung ein Briefchen zusammenkritzeln lernen; so müsste er doch dem kleinen Dinge nicht Eitelkeit und Putzsucht in den Kopf setzen, indem er ihr da vom Meisterstücke eines geschmackvollen Anzugs vorredet, ihr die Zumuthung erlaubt, dass Hedgens Mutter einer Puppe wegen soll anspannen lassen, und sie im ganzen Briefe schwatzen lässt, wie eine vollendete Närrin. Bald darauf hört man Hn. *A.* zu seinen kleinen Puppenspielerinnen von Ideen, vom guten Genius, von entwickelten Begriffen, von Verhältnissen und ähnlichen Dingen sprechen. Eine Tirade, wie S. 16: „Was lachest du, freundlicher „Mond! mir lächelst du keinen Trost — dein lichter „Schimmer vermehrt meinen Schmerz!" u. s. w. wie kleidet sie doch ein Mädchen, das in ihrem Leben den ersten Brief schreibt? — Ja, wie gut Hr. *A.* die Natur der Kinder kenne, sieht man am besten aus folgendem Pröbchen. Einen armen Taglöhnerssohn, der von seinem Vater in den Abendstunden ein wenig Buchstaben mahlen gelernt, aber zum schriftlichen Ausdruck seiner Gedanken nie die geringste Anweisung bekommen hat, lässt unser Briefsteller den ersten Brief in seinem Leben an einen Minister schreiben und also anheben: „Ew. Excellenz wagt auf Anrathen des grosmü„thigsten Herrn Secretärs, ein kleiner Knabe, der sehr „arm ist, unterthänigst vorzustellen, dass Ew. Excel„lenz" etc. Nichts fehlt, als das *was massen*; so wäre das Memorial in schönster Form des Curialstyls fertig. Dass Hr. A. seinen Briefsteller für Kinder und Erwachsene zugleich bestimmt; dadurch handelt er zwar als Buchhändler zweckmässig; denn er erweitert seinen Markt; aber nicht als Schriftsteller: denn er verengt die Brauchbarkeit seines Buchs. Erwachsene finden darin vieles, das sie nicht brauchen, und Kinder vieles, das sie nicht verstehen. Das erste Cap. ist überschrieben: „Beweis, wie leicht es sey, einen Brief zu schrei„ben," nämlich dem, der es schon kann: denn, denen, die erst anfangen, es zu lernen, ist es schwer, wie Hr. A. S. 23 selbst sagt. Darauf folgen noch 11 Capitel, die theils Anweisung, theils Muster enthalten; und zuletzt ein Anhang von *vermischten Briefen*; sollte heissen: Briefe verschiedenen Inhalts. Wem der Brief eines zornigen Vaters an seinen ungerathenen Sohn auf der Schule zum Muster dienen soll, ist nicht leicht abzusehen.

No. 2) *Briefmuster* nennt der Vf. sein Buch nicht, um durch dieses Schild die Vorübergehenden in den Irrwahn zu leiten, als ob man hier lauter Muster vortrefflicher Briefe zu suchen hätte. „Vielleicht," sagt er sehr richtig, „wäre gar die Vortrefflichkeit ein Feh„ler gegen die Bestimmung des Buchs." Das einzige Augenmerk der Vff. (denn, auch der Hr. Pfarrer *Muck* in Everbach hat daran arbeiten helfen) ist der Bürgerstand, so wie Hr Schlez durch seinen *Schreibschüler* schon im J. 1790 für die Landschulen gesorgt hat. „Ver„geblich wird man daher hier ein Briefmuster suchen, „wie sich beyläufig ein Kammerherr für den goldenen „Schlüssel oder für ein Ordensband bey dem Durch„lauchtigsten Verleiher bedanken soll etc." Den Anfang macht eine Anleitung zum Briefschreiben. Hr. S. hat sehr gesunde Begriffe von der Bestimmung, Einrichtung und dem Gebrauche eines Briefstellers, und ihnen gemäs hat er den Seinigen ausgearbeitet. Alsdann folgen in der I Abth. Briefe für das gemeine Leben von allen Arten; und in der II Abth. kleine Aufsätze, die im gemeinen Leben vorkommen, als: Contracte, Testamente, Schuldverschreibungen, Quittungen u. dgl. Die vorgelegten Briefmuster entsprechen ihrer Bestimmung völlig: auch versteht Hr. *S.* die Kunst sehr wohl, den Inhalt seiner Briefe belehrend zu machen; dies beweist z. B. die kleine Correspondenz zwischen Weissfuss und Rathmann über den kleinen Jochen, der studiren soll. Die Provincialismen hätte Rec. freylich weggewünscht, z. B. S. 3: So sehr er *einen hext*. S. 5: Die sich darauf *verlegt* (gelegt) haben. S. 31: Sonst muss ich dir *den Topf rühren*. S. 47: Der *Schlackpeter*. S. 88: bis er *Auslehre* bekommt (von einem Schüler.) Das *Dieselben*, *Dero* und *Denenselben* ist wohl in unsern Tagen nicht mehr musterhaft. Die Ueberschrift: *Inniger Freund*, scheint dem Rec. so affectirt wie die Unterschrift: *der Ihrigste*. Sehr wohl muss eine Arbeit gerathen seyn, an der man weiter nichts, als solche Kleinigkeiten aussetzen kann.

Der Vf. von No. 3) spricht von sich selbst also: „Er hat die allgemeinen Grundregeln vom Briefstyle „vorausgeschickt, von selber bey einer jeden Gattung „von Briefen die Anwendung gezeigt, und er hat dar„gestellt, wie aus dem ersten oder rohen Gedanken „ein gut ausgearbeiteter Brief entstehen kann. Meines „Wissens hat es noch niemand unternommen, die Ver„fassung der Briefe und anderer schriftlichen Aufsätze „nach dieser Methode zu lehren." — Das wäre doch viel! Die Maximen des Vf. sind zum Theil nicht übel: aber er selbst besitzt in Befolgung derselben keine Fertigkeit. Sehr richtig empfiehlt er in Briefen eine natürliche Schreibart; aber in seinen Musterbriefen findet sie sich nicht. Gleich im 1 Briefe, durch welchen N. N. dem Hn. v. N. zum Neuen Jahre Glück wünschen soll, heisst es (S. 31.): „Den dritten Gedanken: Gott möge „ihn (ihm) diese Wohlthaten vergelten: werde ich „auf folgende Art ausdrücken: Gott, der von seinem „himmlischen Throne auf die wohlthätigen Menschen „mit Wohlgefallen herabsieht, wird das menschen„freundliche Herz Eur. Gnaden mit unvergänglicher

 „Wonne

„Wonne erfüllen, und jede ihrer Unternehmungen seg„nen." In dem Neujahrwunsche, den der Pastor seinem Kirchenpatrone auf der Kanzel zollet, mag diese steife Tirade allenfalls hingehen; aber in einem Briefe findet sie Rec. unnatürlich. Affectirt und romanenmässig klingt es, wenn der Sohn, um seinem Vater zum N. J. zu gratuliren, seinen Brief also anfängt: „Unbe„schreiblich ist das Vergnügen, das mir jeder Gedanke „an Sie einflösst, und es ist eine meiner angenehmsten „Beschäftigungen, wenn ich mich mit der Liebe zu Ih„nen unterhalten kann." Ueberhaupt sollte, wie Rec. glaubt, das Bedürfniss, Glückwünschungsbriefe zum neuen Jahre, zu Geburts- und Namenstagen zu schreiben, unter Leuten von einigem Geschmack bald nicht mehr Statt haben. Wenigstens muss es ein leerer Kopf seyn, der sich die Mühe nehmen kann, solche Briefe zu schreiben und zu lesen. Affectirt ist es auch, wenn unser Vf. den Clienten mehr als einmal an seinen adelichen Patron schreiben lässt: *Ich habe die Gnade* mit der vollkommensten Verehrung zu seyn etc. Zwar erkennt der Vf. selbst diese Briefe für steif: aber, entschuldigt er sich, „das Verhältniss zwischen einem hohen Gönner „und einem Clienten will es nicht anders." — Rec. will nicht hoffen, dass alle hohe Gönner geschmacklos genug seyn werden, um solch abgeschmacktes Zeug erträglich zu finden. In einem Briefchen von 15 Zeilen fünf bis sechsmal Ew. Wohlgeb. zu lesen: das ist nicht auszuhalten. Auch die vollkommene Kenntniss der Sprache, in der man schreiben will, erkennt unser Vf. für sehr nothwendig. Gleichwohl fehlt sie ihm. Der unzähligen Provincialismen, als: *ferners*, *hierinnfalls*, *gewunschen*, *morgigen*, *Bedienstung* u. dgl. und Solöcismen, als: diese mir *erweisende* Ehre: man *frägt sich an* u. dgl. nicht zu gedenken, muss auch ein Schriftsteller, der Briefmuster geben will, sich Sätze, wie folgende, nicht erlauben: „Ihre Mama hat mir die Ehre „erwiesen, Sie besuchen zu dürfen etc. Erlauben Ew. „Excell. daher den aufrichtigsten Glückswunsch zu dieser „auszeichnenden Ehrenbezeugung und Würde erstatten „zu können." Der Vf. tadelt die Deutschen, die fremde Worte gebrauchen, oder, wie er sich ausdrückt, die eingebornen Ausdrücke verstossen, und fremden den Aufenthalt gestatten: und doch schreibt er selbst *Visite*, *Tante*, *Onkel*, Auch sogar ein Muster für Liebesbriefe findet sich hier, worin der unglückliche Liebhaber, im Fall versagter Gegenliebe, drohet, sich das Leben zu nehmen; welches der Himmel verhüten wolle!

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Oldenburg*, gedr. b. Stalling: *Etwas zur Einleitung in die Rechtskunde*. 1790. 75 S. 8. — Der Titel ist ungemein passend gewählt; denn es ist unmöglich, dies Geschreibe weder dem Gegenstande noch dem Zwecke nach unter einen engern Gattungsbegriff als den Begiff eines *Etwas* zu bringen. Ein wenig Deräsonnement über die ersten Rechtsgründe, ein paar Worte über das alte und neuere römische und deutsche Recht, einige fragmentarische Angaben von Entwickelung der deutschen Verfassung u. dgl. mehr laufen bunt durch einander fort. Die philosophischen Aeusserungen sind freylich die eigentlichen Perlen, z. B. S. 68: „Es ist eine irrige Vorstellung, „wenn man ein Naturrecht annimmt, ehe positive Gesetze ge„wesen sind. Beides, positives und Naturrecht sind aus einer „Quelle geflossen und ihre Existenz ist gleichzeitig," und S. 69: „Ich „möchte vielmehr das positive Recht die *Offenbarung des Natur„rechts* nennen." Was von positiven Sachen vorkommt, ist um ein weniges besser; aber doch lange nicht bestimmt genug. Der Streit über das deutsche Recht und die Rechtsanalogie würde z. B. wohl nicht so viele Gelehrte beschäftigt haben, wenn es sich mit einem so unbestimmten Unterschiede schlichten liesse als folgende Stelle (S. 36. 37) enthält: „diejenigen Rechtbegriffe, die „sich in den mehresten deutschen Ländern und Städten in ihrer „ursprünglichen Gestalt erhalten, oder auf gleichförmige Art ent„wickelt und erweitert haben, geben *allgemein positive deutsche „Rechtssätze*: diejenigen Begriffe und Verhältnisse hingegen, die „sich, hier und da, ungleichartig entwickelt und durch Vermi„schung erweitert haben, ohne jedoch ihren Grundcharakter „ganz zu verlieren, bilden die *Analogie des deutschen Rechts*."

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Schöne: *Ludwig des XVI Ankunft in's Reich der Schatten*. Ein Todtengespräch von einer Ungenannten. 1793. 52 S. — Wieder einmal eine Schrift, die einem bescheidnen Frauenzimmer von ihren (galanten) Freunden abgedrungen worden ist. Diese Wendung ist ein wenig abgenutzt, und die Vfn. wirft deshalb noch einen zweyten Anker aus, indem sie sich auf das unveräusserliche Recht des weiblichen Geschlechts beruft, *seine Meynung auch sagen zu dürfen*. In diesem Todtengespräche, in welches sich die Gedanken der Vfn., wie sie glaubhaft genug versichert, *unwillkührlich* geordnet haben, macht *Ludwig* der XVI, *Mirabeau* und *die Wahrheit* eine Beschreibung des Zustandes von Frankreich zur Zeit der Hinrichtung des unglücklichen Königs. Die letztere liest zu dieser Absicht der versammelten Gesellschaft eine lange Stelle aus dem *Revolutionsalmanach* vor. So genau beobachtet die Vfn. das Costume, dass *Mirabeau* sogar merken lassen muss, er habe sein Deutsch in Berlin gelernt. *Ich will mich den Kopf darüber nicht weiter zerbrechen*, sagt er unter andern. Wollte sie vielleicht auch Ludwig den XVI einer Unwissenheit im Latein beschuldigen, indem sie ihn *sechs Lustri* sagen lässt? Das wäre allerdings sehr fein! Aber dass Charon beym *Stycks* schwört, können wir aus keinem ähnlichen Grunde erklären.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. Julius 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. M., b. Fleischer: *Abhandlung über die erblichen Krankheiten.* Eine gekrönte Preisschrift. Verfafst von *Joseph Claudius Rougemont,* der Arzneywiss. D. u. ordentl. Lehrer der Anatomie, Physiologie und Wundarzneykunst, zu Bonn. — *Aus der französischen Handschrift übersetzt* von *Friedr. Gerh. Wegeler,* Dr. und Professor zu Bonn. 1794. 196 S. 8.

Die *Societé Royale de médecine* zu Paris hatte die Preisfrage aufgegeben: Ob es wirkliche Erbkrankheiten gebe, und welche; und ob es in der Macht des Arztes stehe, ihre Entwickelung zu verhindern, oder sie, wenn sie schon ausgebrochen sind, zu heilen? Die Beantwortung des Hn. R. erhielt den Preis. Sie besteht, wie die Frage, in zwey Theilen. Der erste Theil beschäftigt sich mit der Frage: Giebt es erbliche Krankheiten? Erst giebt er eine Definition dieser Krankheiten. Sie sind diejenigen, deren Elemente oder Grundstoffe, oder besser, deren vorbereitende Ursache in dem Bau der Aeltern liegt, und mit diesem Bau ihren Kindern und Kindeskindern überbracht, und wie eine Erbschaft mitgetheilt wird. Er unterscheidet diese Krankheiten genau und richtig von den angebornen (*morbi connati*), und einheimischen Krankheiten, deren Unterscheidungsmerkmale auch angegeben werden. Ueber den Zeitpunkt, wenn die Erbkrankheiten ausbrechen, und über die Gränze ihrer Fortpflanzung liefert er die bekannten Thatsachen und Meynungen. Die Ursache der Erbkrankheiten ist nur in den ersten Grundstoffen des Embryon zu suchen; und nicht die Krankheit selbst, sondern die vorbereitende Ursache zu derselben, wird geerbt, die einer gewissen Familie eigen, und fähig ist, die Krankheit, zu welcher sie vorbereitet, ohne dafs eine äussere Ursache hinzukommt, zu bewirken. Um nun genau zu bestimmen, ob eine solche Ursache von den Aeltern durch die Zeugung mit auf das Kind übergehen könne, handelt der Vf. erst von der Erzeugung und Ernährung der Frucht. Er nimmt auch einen weiblichen Saamen an, dessen absonderndes Organ die Eyerstöcke seyn sollen. Der in den Eyerbläschen enthaltene Saft sey der wahre Saamen des Weibes, und bey der Zeugung müsse sich mit diesem der männliche Saamen vermischen. Eine Anastomose zwischen den Gefäfsen der Gebärmutter und des Mutterkuchens nimmt er nicht an, sondern er ist der Meynung, die durch eine Menge von Beobachtungen und andern Gründen weit mehrere Wahrscheinlichkeit für sich hat: dafs keine unmittelbare Verbindung zwischen den Gefäfsen der Gebärmutter und der Frucht Statt habe, sondern dafs die Frucht durch den milchartigen und lymphatischen Theil des Blutes genähret werde, den sie von der Gebärmutter empfängt. Für diese Meynung sey auch dieses ein Beweis, dafs die Beinbrüche bey Schwangern meistentheils gar nicht geheilt werden können, so wie auch die Sympathie zwischen der Gebärmutter und den Brüsten eine Aehnlichkeit der Absonderungen in beiden Organen beweise. Diese Meynung sey übrigens nicht neu, sondern schon von Friedrich Hoffmann behauptet worden. Nun bringt der Vf. mit gelehrtem Fleifs viele Thatsachen zusammen, welche beweisen, dafs die Frucht das Resultat der Vereinigung des männlichen und weiblichen Saamens bey der Zeugung sey, z. B. dafs von Thieren, z. B. Hunden, Pferden, denen man Theile weggeschnitten, oder die man sonst durch den Druck u. dgl. verändert hatte, nach mehrern Generationen Junge geboren werden, bey denen diese Theile so gebildet sind, wie sie die Kunst bey ihren Aeltern und Vorfahren gemacht hatte. Er äussert dabey die Meynung, dafs die zusammengedrückte enge Brust, die man so häufig, vorzüglich bey jungen Mädchen (und auch bey Mannspersonen) wahrnimmt, und wodurch sie alle eine Neigung zur Schwindsucht erhalten, eine Folge der widernatürlichen Gestalt sey, die man der Brust durch Schnürbrüste und enge Corsette zu verschaffen trachtet. Auch dieses ist nicht zu läugnen, dafs die Kinder von den Aeltern ihre Gestalt und Statur, und gar nicht selten eine bewunderungswürdige Aehnlichkeit in den Gesichtszügen erhalten: die Thatsachen aber, die der Vf. S. 38 für den Satz anführt: dafs auch Ungestaltheiten durch die Zeugung mitgetheilt werden, die in dem Körper der Aeltern durch einen Zufall entstanden waren, z. B. durch Verwundungen, möchten doch nicht alle eine genaue Prüfung aushalten, und auch, wenn sie wahr sind, nicht beweisen, dafs solche von ungefähr bey den Aeltern entstandene Verunstaltungen durch die Zeugung mitgetheilt werden. Wenn es der Zufall fügt, dafs ein Kind mit einer Verunstaltung geboren wird, der auch nur entfernt ähnlich, die eines der Aeltern etwa durch einen Zufall erhalten hatte; so ist man sehr geneigt, dieses der Erblichkeit als Ursache zuzuschreiben, da doch sicher eine andere Ursache dieser Verunstaltung zum Grunde liegt. Gerade so geht es auch mit den Muttermälern. Wenn ein mit diesen verunstaltetes Kind geboren wird, so besinnt sich die Mutter oft mit Mühe auf eine Veranlassung in ihrer Schwangerschaft, und schreibt dieser das Mal zu. — Auch Idiosynkrasieen, Tugenden und Laster, Eigenschaften des Herzens und des Verstandes werden von den Aeltern den Kindern erb-

erblich mitgetheilt. Aber wenn es auch wirkliche, von den Vätern auf die Kinder erbliche Eigenschaften giebt, so entsteht nun die Frage: ob es sich auch mit den Krankheiten so verhält, d. i. ob erbliche Krankheiten durch den Saamen des Mannes und des Weibes auf den Embryon übergebracht werden können? Alle Anlagen zu Krankheiten, welche von der äusserlichen Bildung und von dem besondern Bau der innerlichen Theile abhängen, können vom Vater und Mutter auf die Kinder übergebracht werden, und dieses sind die erblichen Keime dieser Krankheiten. Nie aber kann der Saame mit einem specifischen Gift so geschwängert seyn, dass das Kind, welches daraus gebildet wird, so zu sagen in dem Augenblick seines Entstehens dieses Gift in den Grundtheilen seines Körpers trägt. Die Lustseuche, die Scrofeln, die Gicht, u. s. w. können auf diese Art nicht fortgepflanzt werden. Wenn der Saamen mit diesen Krankheitsstoffen angesteckt wäre, so würde er seine Fähigkeit zu befruchten unstreitig verlieren. Der Saame des Vaters oder der Mutter kann also dem daraus entstandenen Kinde eine gewisse Bildung, eine gewisse Disposition, eine allgemeine oder besondere Schwäche einiger Organe mittheilen, die dadurch für verschiedene Veränderungen empfänglicher, und bald mehr bald weniger fähig werden, gewisse Schärfen zu erzeugen; aber nie kann durch ihn ein krankhaftes Miasma, als Grundbestandtheil, übergetragen werden. (Was die Beobachter seit den ältesten Zeiten von dem Aussatz, und dessen Erblichkeit bemerkt haben, scheint doch diesen Behauptungen des Vf. entgegen zu seyn.) So bald die Frucht aus der Vermischung der beiderley Saamen gebildet ist, so kann die Mutter derselben nur angeborne Krankheiten mittheilen, und unter diese gehört die Schaar von Krankheiten, welche von den Eindrücken entstehen, die während der Schwangerschaft von der Mutter offenbar auf das Kind wirken. — Nun untersucht der Vf. die von den Schriftstellern angegebenen Erbkrankheiten, und sucht nach seinen aufgestellten Grundsätzen zu bestimmen, ob sie auch erblich haben seyn können. Er theilt sie in gewisse Classen ein: 1) Geschwülste und erbliche Ungestaltheiten. 2) Hautkrankheiten, wo er auch von dem Aussatz annimmt, dass er nicht erblich seyn kann, weil sich das Gift desselben nicht mit dem Saamen mischen könne. Er sey entweder dem Kinde von der Mutter mitgetheilt, oder dieses erbe nur eine besondere Anlage dazu, welche die Entwickelung des Giftes begünstige. 3) Allgemeine erbliche Krankheiten. Zu den Scrofeln, zur englischen Krankheit, zur Gicht, zur Hypochondrie u. s. f. sey nur die Disposition erblich. 4) Erbliche Krankheiten des Gehirns. Zum Wahnsinn und zu andern Gemüthskrankheiten, desgleichen zur fallenden Sucht, ist die Anlage offenbar erblich. 5) Erbliche Augenkrankheiten. 6) Erbliche Krankheiten der Brust, besonders das Blutspeyen und die Lungensucht, die nur bey solchen erblich ist, die vermöge des Baues ihrer Brust und der Schwäche der Lungen den Wirkungen der Ursachen mehr ausgesetzt sind, welche die Lungensucht erregen. 7) Erbliche Krankheiten des Unterleibes, besonders die Hämorrhoiden und der Stein. 8) Erbliche Krankheiten der Weiber. — Nun untersucht der Vf. nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen die Gründe, welche die Herren Louis und Medicus wider die Existenz der Erbkrankheiten aufgestellt haben, und widerlegt sie nach seinen Grundsätzen. Auch aus dieser Widerlegung folgt, dass die Krankheiten nicht wirklich und unzertrennlich von den Aeltern auf die Kinder übergebracht werden, und dass die Krankheiten, die man erblich nennt, eine Folge der Bildung der Organe sind, welche diesem Bau gemäss in den Vätern und den Kindern den nämlichen Uebeln ausgesetzt und unterworfen sind. Auf diese Art sind alle Erbkrankheiten, die erbliche Lungensucht, Gicht, Fallsucht, Wahnsinn u. s. f. zu erklären.

Im zweyten Theil beantwortet der gelehrte Vf. die Frage: Steht es in der Macht der Heilkunde, die Entwickelung der Erbkrankheiten zu verhindern, oder sie, wenn sie ausgebrochen sind, zu heilen? Es lauft im Grund alles bey Verhütung der Erbkrankheiten darauf hinaus, dass man den Theilen die möglichste Gesundheit, den Fasern Festigkeit, den Nerven gehörige Spannung, der Verdauung und den Absonderungen volle Kraft, und dem Körper eine gemässigte Reizbarkeit gebe, und dieses kann nur durch eine gute physische und moralische Erziehung geschehen. Die Grundsätze, die man bey dieser Erziehung zu befolgen hat, giebt er sehr gut und genau an; besonders dringt er auf fleissige Bewegung, gehörige Nahrung und Reinlichkeit der Kinder. Wenn man merkt, dass ein Organ der Kinder, das bey einem oder dem andern der Aeltern auch litt, schwach, und dass in demselben die Disposition zu Krankheiten grösser ist; so muss auf dieses Organ besonders gesehen werden. Was man dabey zu thun hat, zeigt der Vf. kurz an.

Leipzig, b. Schwickert: *Lancisius von den verschiedenen plötzlichen Todesarten, ihren Ursachen, Kennzeichen und Rettungsmitteln.* Aufs neue bearbeitet von D. *Johann Christoph Fahner*, Landphysikus der Grafschaft Hohnstein und Stiftsphysikus zu Ilefeld. 1790. 190 S. *Anderer Theil. Beobachtungen und Sectionsberichte.* 1791. 152 S. 8.

Eine blosse Uebersetzung von dem Werk des *Lansisi de mortibus subitaneis* würde in unsern Tagen, da die neuern Entdeckungen in der Naturlehre, und die vielen Aufklärungen, welche auch die Physiologie und Pathologie in den neuern Zeiten erhalten hat, sehr vieles Licht über die schnell erfolgenden Todesarten verbreitet haben, von wenig Nutzen gewesen seyn. Es verdient also Beyfall, dass Hr. *F.* dieses Werk, anstatt es zu übersetzen, wie er zuerst im Sinne hatte, nur zum Grund bey seiner Arbeit gelegt, und die wichtige Lehre von den plötzlichen Todesarten ganz nach der Lage der Heilkunde in unsern Tagen bearbeitet hat. Sein vorzüglichstes Augenmerk ging aber nicht sowohl dahin, eigne Untersuchungen über die schnelle Todesarten anzustellen, als vielmehr die mannichfaltigen zerstreuten Bemerkungen der neuern Aerzte über diesen Gegenstand hier zu sammeln. Man findet indessen

doch

doch auch hin und wieder eigene Untersuchungen und Bemerkungen. So glaubt Hr. F. z. B., dass plötzliche Todesfälle unmöglich epidemisch existiren können, weil man bey den Leichenöffnungen die Ursachen des schnellen Todes immer in dem Körper finde; weil Personen, die um die Kranken sind, nicht angesteckt werden, und weil nur schwächliche Personen bey auffallenden Veränderungen des Wetters in Krankheiten verfallen, die sich mit plötzlichem Tod endigen. Diese Gründe hält aber Rec. nicht für überzeugend: denn eines Theils lassen sich Thatsachen nicht durch theoretische Gründe widerlegen, und andern Theils können bey Personen, die disponirt sind, und deren Disposition sich eben nicht allemal durch Schwäche zu verrathen braucht, mehrere allgemeine äusserliche Ursachen so wirken, dass innerliche Veränderungen durch sie entstehen, die einen schnellen Tod zur unausbleiblichen Folge haben. Von den Ursachen des schnellen Todes nimmt Hr. F. drey Classen an. Sie liegen entweder in den Säften, oder in den festen Theilen, oder in den Kräften. Was er vom Milchsaft und von den abgesonderten Säften überhaupt, als Ursachen des schnellen Todes, sagt, hätte keine Stelle hier verdient. Auch die Ideen von der Schärfe des Blutes, die nach seiner Behauptung so ätzend werden kann, dass sie die Gefässe zernagt, oder die Gegend des Zwerchfelles, oder die Nerven so angreift, dass tödliche Zuckungen, Ohnmachten und Schlagflüsse entstehen müssen, sind nicht bestimmt genug. Ueberhaupt hat der Vf. bey seiner Untersuchung keinen bestimmten Begriff zum Grund gelegt. Jeder Tod ist bey ihm ein schneller, der Tod des Lungen- und Wassersüchtigen sowohl, als der Tod dessen, den ein Schlagfluss augenblicklich wegrafft. Er hat daher auch bey Darstellung der Ursachen des schnellen Todes keinen festen Gesichtspunkt; die Ursachen, die zu den langwierigsten Krankheiten beytragen, werden von ihm eben so gut als Ursachen des schnellen Todes angeführt, als andere, von denen die Erfahrung lehrt, dass sie den schnellen Tod allemal zur unausbleiblichen Folge haben. Von diesen letztern spricht der Vf. nicht immer befriedigend genug: von den verschiedenen schnell tödtenden Arten der Luft, auch von den Giften, sagt er sehr wenig; ausführlich spricht er dagegen von den Ursachen des schnellen Todes in den Geburtstheilen u. s. f. Alle schnellen Todesarten reducirt er auf folgende: 1) Erstickung. 2) Zerstörung der Lebenskräfte und der Organe, durch die sie wirken. 3) Starke Ausleerungen. 4) Innere Disposition des Körpers oder Krankheit. Sachkundige Leser sehen leicht ein, dass diese Eintheilung fehlerhaft ist. — Von den Kennzeichen des schnellen Todes. Erst eine Warnung, dass man bey Vorhersagung künftiger Ereignisse bey Krankheiten vorsichtig seyn soll, dann vom Scheintod, und hiebey über die immer ungewissen Merkmale, durch welche sich der Scheintod von dem wahren Tod unterscheidet. Viel zu wenig hat bey Beurtheilung des Scheintodes der Vf. auf die Krankheiten gesehen, in denen er erfolgt: es giebt Krankheiten, wo man auch noch nicht ein Beyspiel eines Scheintodes hat; und wieder andere, wo der Scheintod öfter oder seltener vorkommt. Diese Krankheiten hätte Hr. F. sorgfältig angeben sollen. Hierauf giebt er die Umstände an, unter denen man einen schnellen Tod vorhersagen kann, z. B. bey Blutflüssen, Congestionen der Säfte u. s. f. Er liefert eigentlich abgebrochene semiotische Sätze von den Kennzeichen, welche bey Krankheiten überhaupt von böser Vorbedeutung sind, und entfernt sich also wieder ohne Noth von seinem Zweck. Viele von diesen Sätzen, von denen die allerwenigsten in ein Buch über den schnellen Tod gehören, sind noch obendrein falsch. Z. B. S. 71: ist der Urin trübe und dicke, z. B. bey anhaltenden und bey faulichten Fiebern, so ist das Leben in Gefahr. Was der *lastthierartige Harn* ist, würde auch mancher Leser nicht errathen können, wenn der lateinische Name nicht dabey stände. Ueberhaupt ist alles, was der Vf. in diesem weitläuftigen Abschnitt sagt, nichts weiter, als ein Auszug aus Hn. Gruners Semiotik: durchaus vermisst man aber, was man unter diesem Abschnitt suchen sollte, die genaue Bestimmung der Umstände, unter denen ein schneller Tod die Menschen befällt. Dies ist der Grund, warum der Vf. auch in der Beschreibung der Mittel, die der Arzt einschlagen muss, um den schnellen Tod abzuhalten, S. 129 u. f. sehr unbestimmt ist, indem er sich blos auf allgemeine diätetische Regeln einschränkt, die in jedem andern diätetischen Buch eben so gut eine Stelle gefunden haben würden. Manche andere Vorschläge sind nicht so allgemein anwendbar, als der Vf. es meynt. Zu fette und corpulente Leute sollen z. B. unter ihr Getränk beständig Meerzwiebelsaft mischen, oder Wasser mit Citronen oder Vitriolspiritus, oder Hallerischem Elixir trinken. Die übermässige Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Nerven will er mit Stahlmitteln, mit Hallers oder Mynsichts Elixir u. s. f. heilen, durch welche Mittel er sicherlich bey sehr vielen die Krankheit vermehren wird. So sollen auch Lungensüchtige, von denen in einem Buch über plötzliche Todesfälle gar nicht hätte geredet werden sollen, wenn der Eiterstock geberstet ist, ohne Einschränkung Salpetermittel gebrauchen, die in diesem Fall nur unter sehr bestimmten Umständen nützen, und sonst allemal schaden. Bey der Wassersucht, die ebenfalls in diesem Werk keine Stelle gefunden haben sollte, scheint der Vf. die Bemerkungen der Neuern, durch welche Bachers und Millmanns Vorschläge so sehr bestätigt worden sind, nicht zu kennen: er empfiehlt wider diese Krankheit unbedingt zusammenziehende Nahrung und sparsames Getränk. Kaum möchte auch in Deutschland der so zusammenziehende Pontac den Kranken, und noch weniger den Wassersüchtigen zu empfehlen seyn. Ueberhaupt ist der dritte Abschnitt von den Rettungsmitteln gegen den schnellen Tod voll von Vorschlägen, die nur in bestimmten Fällen anwendbar sind, die aber als allgemein und in jedem Fall bey einer bestimmten Krankheit gültig, angegeben werden. Die Vorschläge, welche in der Folge gemacht werden, wie man bey Gefahr der Erstickung die beste und geschwindeste Hülfe leisten könne, sind fast durchaus aus dem allgemein bekannten Hensler- und Scherfischen Werk wörtlich abgedruckt.

Den zweyten Theil auszuarbeiten kann dem Vf. nicht grofse Mühe gekoftet haben. Er enthält Beobachtungen von Krankheiten, wo ein plötzlicher Tod zwar drohete, aber doch glücklich abgewendet wurde, und von verfchiedenen Arten plötzlicher Todesfälle, die er aus Baglivi, Lancifi, aus Zimmermanns Werk von der Erfahrung, desgleichen aus van Swieten und le Becq de Cloture ausgefchrieben und aufgenommen hat. Indefs enthält diefer Theil doch auch mehrere folche Beobachtungen von dem Vf. felbft, in welchen die Krankheiten richtig befchrieben, die Anzeigen zur Heilung genau beftimmt, und wirkfame und zweckmäfsige Mittel dagegen angegeben find.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Stockholm, in der Königl. Druckerey: *Krigs-Samlingar. Förfta Delen* (Kriegsfammlungen. Erfter Theil.) 1794. 1 Alph. 8. mit 3 Kupfertaf.

2) Stockholm, b. Lindh: *Strödda Anmarkningar i Krigs-Vetenfkapen af Eric Nordforfs. Förfta Delen* (Vermifchte militärifche Anmerkungen von Erich Nordforfs. Erfter Theil.) 1793. 48 S. 8.

Der ungenannte Vf. der erften Sammlung hat die dreyfache Abficht: Erftlich fchwedifche Lefer, die keinen Zugang zu ausländifchen Büchern haben, mit den neuern militärifchen Schriftftellern bekannt zu machen. Daher liefert er zuerft Ueberfetzungen von folchen Abhandlungen berühmter Schriftfteller, welche allgemeine und richtige Begriffe über militärifche Gegenftände überhaupt geben. Diefen follen hernach auch folche folgen, welche einzelne Stücke der Kriegskunft praktifch abhandeln. Zweytens, will er fchwedifchen Officieren Gelegenheit geben, ihre Gedanken über Kriegswiffenfchaft mitzutheilen. Und drittens, will er hiftorifche Nachrichten und Actenftücke zur fchwedifchen Kriegsgefchichte, wozu er befonders von Augenzeugen kriegerifcher Begebenheiten fich Beyträge wünfcht, fammeln; fo wie er dann auch kritifche Anmerkungen über die in diefer Sammlung mitgetheilte Stücke, gerne aufnehmen wird. Diefer Theil enthält blofs Artikel der erften Claffe, nämlich 1) die Inftruction für die Generalinfpectoren der Infanterie; vom verftorbenen Könige von Preufsen. 2) Eine Abhandlung von der Wirkung der Aufklärung im Kriegsftand. 3) Von der Art eine Armee fo zu bilden, dafs fie beym Ausbruch eines Krieges gleich brauchbar ift; von Mauvillon. 4) 5) Von der Operationslinie; von Loyd und Tempelhof. 6) Vom Angriffs- und Vertheidigungskrieg; von Loyd. 7) Von den Gränzlinien überhaupt, fo wie von den Gränzen der meiften europäifchen Reiche und ihrer militärifchen Stärke; auch von Loyd. 8) Von den allgemeinen Grundfätzen der Kriegswiffenfchaft, und von der Zufammenfetzung und dem Charakter der meiften europäifchen Armeen; von Ebendemf. 9) Von der Taktik überhaupt; vom Oberftlieut. von Lindenau, jetzt in öfterreichfchen Dienften, in die er nach dem Tode des Königs trat, bey dem er 14 Jahre Adjutant gewefen war. Sein Buch von Winterpoftirungen fand fein König fo wichtig, dafs er verbot, es an andere als preufs. Officiere zu verkaufen. Nach des Königs Tode gab er feine Anmerkungen über die höhere preufs. Taktik heraus, die in dem neuen preuf. Reglement nach der Verficherung des Ueberfetzers, fehr benutzt feyn foll. 10) Von Canonen-Granaten. 11) Befchreibung des preufsifchen Manöuvre bey Entenfang, mit Zeichnung. 12) Von einem Vertheidigungs-Manöuvre des Königs von Preufsen; vom Lieutenant von Lindenau, mit Zeichnung, und endlich 13) Beytrag zur Gefchichte der reitenden Artillerie, aus dem neuen militärifchen Journal. Diefe Abhandlungen find bey uns alle aus den Originalien bekannt. Ausländer dürften überhaupt wohl am liebften die Nachrichten zur neuern fchwedifchen Kriegshiftorie von (verfteht fich wohlunterrichteten und unparteyifchen) Augenzeugen lefen.

Der Vf. von Nr. 2) fetzt die ganze Kriegswiffenfchaft in die Kenntnifs, Soldaten zu bilden und fie im Kriege zu gebrauchen, beides doch nicht mechanifch, fondern nach Grundfätzen, welche zu entwickeln er folche Fragmente liefern will. Plie und Marche des Soldaten find hier nur noch feine Gegenftände, deren Regeln er fo deutlich als gründlich aus phyfifchen Grundfätzen ableitet und beftimmt, und dadurch die Exercierkunft auf ihre erften und ficherften Gründe zurückführt, woran wohl wenige Officiere beym Exercieren der Recruten denken, aber auch fich und ihnen dadurch eine an fich fehr einfache Sache nicht wenig erfchweren.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Augsburg*, b. Stage: *Hartherzigkeit und Reue oder die Wiedervergeltung.* Ein Schaufpiel in 3 Aufzügen, von *J. G. Schinck* dem Aeltern. Aufgeführt auf dem Hochfürftl. Markgräfl. Theater zu Carlsruhe. 1794. 88 S. 8. Ein Beytrag zu den dramatifchen Tugendpredigten, womit unfer Theater jetzt fo reichlich befchenkt wird. Schaufpiele, die nichts weiter als moralifch, und Menfchen, die nichts weiter als ehrlich find, gehören in Eine Claffe. Die Kritik geht ftillfchweigend bey ihnen vorüber.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Julius 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Frankfurt u. Leipzig, b. Bayrhoffer: *Der Prediger von Seiten seines Charakters und seiner Amtsführung.* 1793. 384 S. 8.

Eine vollständige und zusammenhängende Darstellung des Charakters und der Amtsführung eines Predigers wird man hier vergeblich suchen. Es ist bloss eine Sammlung von Rhapsodieen über diesen Gegenstand, die etwas willkührlich geordnet, zum Theil ziemlich oberflächlich sind und die Materie nie völlig erschöpfen. Das Ganze besteht aus 12 Abhandlungen, die in Absicht auf ihren Inhalt zum Theil grosse Erwartung rege machen, ohne solche zu befriedigen. Z. E. Hülfsmittel, den sinkenden Predigerstand aufrecht zu erhalten; Predige das Wort, (ein ziemlich dunkler und räthselhafter Ausdruck, so gewöhnlich er auch ist); über praktisches Predigen, über Popularität beym Predigen, über den Umgang mit gebildeten und rohen Widersachern, mit leiden*ten* (leiden*den*) Tugendhaften u. s. w. In den ersten Abhandlungen herrscht mehr ermüdende Declamation als gründliche Belehrung. So viel Gutes darinn gesagt ist, so stösst man doch auf Stellen, die mit den übrigen von Aufklärung zeugenden Begriffen des Vf. nicht recht harmoniren, indem sie bloss das Alte wiederholen, ohne auf die neuern Gegengründe im geringsten Rücksicht zu nehmen. So wird S. 41. gesagt: der Prediger bedarf keine weit ausgebreiteten Wissenschaften, weil er nicht sowohl Gelehrte als gute Christen bilden soll; wenn er nur *von* Gott gelehrt und es ihm gegeben ist, zu wissen die Geheimnisse des Reichs Gottes, — es kann ihm an Reichthum der Kenntnisse — und seinem Ausdruck an *Gedanken* fehlen, wenn sein Herz nur desto reicher an gottseligen *Empfindungen* ist, und es ihm am Ausdrucke derselben nicht gebricht. Gleichwohl wird im folgenden behauptet, dass ein Prediger viele Kenntnisse besitzen müsse, und nicht bloss Empfindungen und Affecten rege zu machen habe. S. 80 wird das Wort *Priester* noch in Schutz genommen, weil der kirchliche Ausdruck bildlich sey, und den Theil der Amtsverrichtungen in sich begreife, der auf die Verwaltung der Sacrorum sich beziehe. Aber eben deswegen, weil dieser Ausdruck *bildlich* ist, und schädliche Nebenideen erregt, ist er zum gemeinen Gebrauch untauglich. Gegen die Neuerungen in der Religion wird in der 4ten Abh. sehr polemisirt, aber durch blosse leere Declamation. S. 133 ist eine neue Erklärung von Matth. 7, 15. ff. Unter der *Frucht*, woran man die falschen Propheten erkennen kann, ist nicht sowohl *der Wandel* als vielmehr *die Lehre* zu verstehen. (Manchem freylich sehr behaglich. Aber woran erkennen wir denn die Lehre, ob sie wahr oder falsch sey? da der eine sie für wahr, der andere für falsch erklären wird.) S. 138 vertheidigt der Vf. das preussische Religionsedict aus dem Grunde: Damit man nicht bis an die Grundfesten des Christenthums die Zerstörung hinbringen möchte, so war ein *Zaun* nöthig, nicht um den Forschungsgeist einzuschränken, sondern nur den Abweichungen vorzubeugen, und so viel möglich zu verhindern, dass nicht leichtgläubige Seelen unter dem Vorwand einer höhern Weisheit auf die Bahn einer *trostlosen Vernünftelungssucht* verführt würden. Ob aber der Zaun haltbar sey, und wie es möglich, dass der Forschungsgeist den Zaun nicht durchbreche, wenn man ihm den Zügel lässt und nothwendig lassen muss, darum bekümmert sich der Vf. nicht. S. 149 meynt endlich derselbe, dass die Vernunft gegen die von Gott veranstaltete Genugthuung, um das Mahnen des Gewissens zu stillen, nichts auszusetzen habe und vielmehr gestehen müsse, dass ihr dadurch aus einem Labyrinthe von Zweifeln mit einmal herausgeholfen werde. Rec. meynt dagegen, dass sie schon genug dagegen eingewendet habe, dass sie besonders es für sehr schädlich halte, das Mahnen des Gewissens so sehr zu stillen, und dass sie eben durch diese Lehre in ein Labyrinth von Zweifeln verwickelt werde. Die 11te Abh. ist unter allen die solideste und reichhaltigste. Der Vf. hat darinn einige Stellen aus *Kants* Religion innerhalb der Gränzen der blossen Vernunft benutzt, um die nöthige Vorstellung einer Offenbarung daraus herzuleiten, und zuletzt davon die Anwendung auf Pastoraltheologie gemacht. Gegen einzelne Behauptungen liesse sich, wenn es die Gränzen der Recension gestatteten, noch manches erinnern, z. E. S. 361 dass man den Religionsunterricht nicht durch Fragen aus dem Gemüth der Menschen hervorlocken könne, und S. 364 dass man nicht von der Tugend zur Begnadigung, sondern von der Begnadigung zur Tugend fortschreiten müsse.

Züllichau u. Freystadt, b. Frommann: *Neues Magazin für Prediger*, herausgegeben von D. *Wilhelm Abraham Teller*. II. Band. II. Stück. 1793. 328 S. III. Band. I. Stück mit dem Portrait des Herrn O. H. Pr. u. O. C. R. Dr. *Reinhard*. 1794. 336 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es werden gewiss nicht wenige seyn, die sich mit dem Rec. über die Fortdauer dieses Magazins, das so viel Nützliches und Brauchbares für Candidaten und angehende Prediger enthält, freuen und demselben eine lange Fortdauer wünschen. Die Einrichtung ist wie in

den vorigen Stücken. Jedes Stück enthält Abhandlungen, Bücheranzeigen, Angaben auszuführender Materien, Predigtdispositionen und casuistische Entwürfe, Homilien und kirchliche Nachrichten. Im *zweyten Stück* wird die Frage beantwortet: Wie hat sich ein Prediger in Absicht der anthropopathischen und anthropomorphischen Vorstellungen von Gott in seinen Vorträgen und im Jugendunterricht zu verhalten? (Etwas Neues und Auszeichnendes findet man zwar nicht darinn, doch ist es für manche sehr nöthig, das was hier gesagt ist, ihnen oft ans Herz zu legen. Rec. bemerkt dabey, dass man den *gröbern* und *feinern Anthropomorphismus* unterscheiden müsse, weil der letzte bey einem populären Religionsvortrage nicht ganz zu vermeiden ist.) Das *erste Stück* des *3ten Bandes* enthält die Beantwortung der Frage: In wie ferne gehört das Dogma, besonders an Festtagen, auf die Kanzel? Dabey werden zuerst die Gränzen zwischen Dogmatik und Moral bestimmt. Hier kommt manches vor, worinn Rec. anderer Meynung ist. *Dogmatik*, sagt der Vf. ist der Inbegriff der Sätze, welche etwas auf die Theorie der Religion sich Beziehendes bejahen oder verneinen, für wahr oder unwahr, wahrscheinlich oder unwahrscheinlich erklären; *Moral* die Wissenschaft der Sätze, welche und in wieferne sie etwas für recht oder unrecht, erlaubt oder unerlaubt erklären, gebieten oder verbieten. (Welche weitschweifige und unlogikalische Definitionen!) Einige Materien werden sowohl zur Dogmatik als zur Moral gezogen, z. E. von der moralischen Natur des Menschen, Sünde, Bekehrung etc. Der wahre Unterschied liegt nicht in der Materie, sondern in der Form, nicht in dem Inhalte und dem möglichen Gebrauche, sondern in der Betrachtungsart. In der Dogmatik werden sie nur in so ferne betrachtet, als sie wahr oder unwahr sind, in der Sittenlehre, in so ferne sie für das Leben brauchbar werden, oder als daraus Lebensregeln fliessen. (Das unbestimmte, das sich doch gewiss auf andern Wegen heben lässt, fällt in die Augen.) Man behauptet mit Recht, dass die Moral die Dogmatik voraussetze und die erstere auf die letzte gegründet sey. In so ferne die christliche Sittenlehre mit Religion genau verbunden ist, wird *Religionskenntniss* und also *Dogmatik* dabey *vorausgesetzt*. In so ferne aber die christliche Moral als eine reine Sittenlehre betrachtet wird, von reinen Grundsätzen ausgeht, diese aber zugleich als den Willen Gottes vorstellt, kann sie nicht auf Dogmatik *gegründet* seyn.) Die Hauptfrage ist übrigens gut auseinander gesetzt und manches genauer bestimmt, als es von andern geschehn ist. Von *ältern Schriften* sind *Uicelii* des Aeltern *annotationes in sacras litteras* und *Emsers* Anmerkungen über Luthers Uebersetzung der Bibel wieder ins Andenken gebracht und ein Verzeichniss von Varianten nach der ersten Uebersetzung Luthers, den Verbesserungen Wicels und Emsers und den danach von Luthern gemachten Verbesserungen geliefert. *Die Entwürfe* zeichnen sich durch glückliche Wahl der Hauptsätze, die zum Theil nicht gemeine, aber doch interessante und praktische Materien enthalten, durch eine natürliche Anordnung der Materien, eine lichtvolle für den gemeinen Mann besonders fassliche Darstellung und eine zur Rührung sehr geschickte Anwendung, so wie durch Popularität des Vortrags aus, und können ohne Bedenken als Muster empfohlen werden. Auch für Landprediger ist hinreichend gesorgt worden. Zum Beweis mögen einige Proben von Hauptsätzen dienen. B. II. St. II. Wider die Klage: es ist auch nirgends so schlimm als hier. Der schlechte Kirchengänger oder einige gewöhnliche Fehler in Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes. B. III. St. I. Von den eigenthümlichen Freuden des Alters. Wie sich ein Christ bey der Tyranney des eingeführten Wohlstandes zu verhalten habe. Die *biblischen Homilien* sind von der Art, dass sie verdienen, häufiger nachgeahmt zu werden. Die *casuistischen Entwürfe* und *Casualreden* werden Predigern besonders willkommen seyn, wegen der Mannichfaltigkeit der Casualfälle und der geschickten Benutzung derselben. Das einzige, was Rec. dabey zu erinnern hat, ist die allzu grosse Reichhaltigkeit mancher Entwürfe. So ist B. III. St. I. S. 254 der Eingang eines *Entwurfs* 3 Seiten lang. Die Vorbereitungsrede auf das heil. Abendmahl, S. 262, ist eine vollständige Abhandlung von der Reue über die Sünden mit vielen Unterabtheilungen. Das sollten dergleichen Reden nie seyn, sondern bloss paränetische Anreden, so wie im folgenden die mehresten z. E. die Parentation bey einem Kinde, die Traurede auf dem Lande, die Rede bey der Confirmation einiger Jünglinge aus der gebildeten Volksclasse, wirklich sind, die sich durch Simplicität, Kürze und eindringenden herzlichen Vortrag empfehlen. Die Homilie an Septuages. enthält auch zu viele praktische Folgerungen, wodurch der Zuhörer zu sehr überladen wird. Doch wer davon Gebrauch machen will, kann ja abschneiden, so viel er will, nur zur Nachahmung darf es nicht dienen.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Homiletischkritische Blätter für Candidaten des Predigtamts und angehende Prediger.* Drittes Heft. 1792. 172 S. Viertes Heft. 1794. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

Ueber die Einrichtung und den Werth dieser Blätter hat Rec. seine Meynung schon bey Beurtheilung der beiden ersten Hefte gesagt. Die Einrichtung ist unverändert geblieben. Jedes Heft enthält Recensionen, Abhandlungen, Kritik der aussern Beredtsamkeit, Correspondenz und historische Nachrichten, Verzeichniss der Prediger in den vornehmsten Städten, Todesfälle, Beförderungen u. d. g. Der Werth ist eher vermehrt als vermindert worden. In den Abhandlungen stösst man auf interessante praktische Materien, die ohne unnöthige Weitschweifigkeit bündig und in einem guten Styl ausgeführt sind, z. E. im 3ten Heft: Ueber das Gefühl des Schicklichen und Anständigen (Discretion), das der Prediger haben muss; im 4ten: Ueber die zweckmässigste Einrichtung des Gebets in Predigten; ausführbare Vorschläge zu Amtsvorübungen der Candidaten des Predigtamts. Die Recensionen zeichnen sich durch Ausführlichkeit, Reife und Feinheit des Urtheils aus. Insgemein werden einzelne Predigten zergliedert und in Absicht auf die Wahl der Materie, der Anordnung der Mate-

Materialien, der Diction u. d. g. sehr speciell beurtheilt. Bey der Kritik sind manche gute Bemerkungen und Vorschläge, die Beherzigung verdienen, mit eingestreut, als H. 4. S. 56 einige brauchbare Regeln für Zuchthausgefangene. S. 99 eine Cautel von der Abfassung des Gebets in Predigten und S. 104 eine Einschränkung der Regel, dass die Bibelsprache in Predigten zu vermeiden sey. Bey einigen Aeusserungen konnte jedoch Rec. dem Vf. nicht beystimmen. Dahin rechnet er besonders das, was H. 3. S. 78 zur Vertheidigung der jüdischen Segensformel gesagt ist. Denn einmal sind doch die Ausdrücke: *der Herr erleuchte sein Angesicht über dich, er erhebe sein Angesicht auf dich*, gar zu dunkel und anthropopathisch. Durch Erklärungen wird dem Uebel nicht abgeholfen. Denn wie oft müssten diese nicht wiederholt werden, wenn diese Redensarten allgemein verständlich werden sollen? und warum will man dafür nicht lieber verständlichere Worte gebrauchen, als die dunkeln immer beybehalten? Stellen aus dem alten Testamente sollte man billig auch in Predigten und Gebeten nicht gebrauchen, wenn sie unverständlich sind, und nicht erklärt werden. Aber die Hauptsache ist, dass die hier gewünschten Wohlthaten für Christen gar nicht die einzigen und vorzüglichsten sind. Die Stelle Phil. 4, 7. *Der Friede Gottes* etc. ist freylich auch sehr dunkel, aber es würden sich doch leicht andere finden. z. E. der apostolische Segenswunsch 1 Cor. 13, 13. *Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi* etc. welcher für uns passender und bey weitem so unverständlich nicht ist. Etwas räthselhaft waren dem Rec. die vielen Striche, die zuweilen vorkommen und oft 5—6 Zeilen einnehmen, so wie H. 4. S. 216 eine ganze Unterabtheilung aus lauter Strichen besteht, worüber sich die Herausgeber nirgends erklärt haben. Der 4te Heft hat eine neue Rubrik erhalten durch eine *Antikritik* nebst deren Antwort. Beide sind in einem so freundschaftlichen Ton abgefasst, dass sie als eine Seltenheit in der gelehrten Republik verdienen bemerkt zu werden. In allem Betracht werden Candidaten und angehende Prediger vielen Nutzen aus dieser Zeitschrift schöpfen können, (zumal wenn sie solche so benutzen, wie nach der Vorrede zum 3ten Heft von einigen Candidaten erzählt wird,) und es wäre nur zu wünschen, dass sie fleissiger fortgesetzt würde. Der Vorschlag *einer Kritik eingeschickter schriftlicher Predigten* ist noch nicht realisirt worden. Ob alle Leser damit zufrieden seyn werden, ist freylich noch zu bezweifeln, aber es könnte doch den Nutzen haben, dass Anfänger mit den Fehlern, denen sie vornehmlich ausgesetzt sind, genauer bekannt gemacht würden. Einen sehr geschickten Mitarbeiter haben diese Blätter an dem Hn. *Sucov*, einem überaus würdigen Prediger zu Bardeleben verloren, dessen Biographie im 4ten Heft befindlich ist.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Erlangen, in der Waltherischen Buchh.: *Kurze Geschichte der geoffenbarten Religion*, vornehmlich zum gemeinen Gebrauche für solche Christen, welche keine Theologen sind, von D. *Georg Friedrich Seiler*. Achte verbesserte Ausgabe. 1792. 364 S. 8. (16 gr.)

2) Giessen, b. Heyer: *Aeltere und neuere biblische Geschichte*; ein Lesebuch für angehende Christen zur Anrichtung (vermuthlich Hervorbringung) und Beförderung ihres Glaubens an Gott, Vorsehung und geoffenbarte Religion. Viertes Bändchen. 1792. 252 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. von N. 1. hat mehrere Absichten in dieser Schrift zu erreichen gesucht. Er glaubt, eine kurze an einander hängende Geschichte der Religion sey eine überaus nöthige Sache für alle Arten und Gattungen der Christen, um mehrere Gewissheit in der Ueberzeugung der Wahrheit der geoffenbarten Religion zu erlangen und sich von manchen Zweifeln zu befreyen, die aus Unkunde der Acten und Urkunden des christlichen Glaubens entstehen, um die Bibel und die in Predigten häufig vorkommenden Schriftstellen desto besser zu verstehen, und sich zur Bewunderung und Anbetung der göttlichen Macht und Weisheit zu erwecken. Ausserdem ist diese Schrift auch einer besondern Art von Vorlesungen über die christliche Religion bestimmt, in welchen zuerst die Wahrheit derselben durch historische Gründe bewiesen und deren Geschichte nach Anleitung dieses Buchs betrachtet, alsdenn die Grundsätze der christlichen Religion ohne die Sprache des Systems populär vorgetragen werden. Diese beiden Absichten für Theologen und Nichttheologen möchten aber wohl schwer mit einander zu vereinigen seyn, da die Ausführung nothwendig für den einen zu viel und für den andern zu wenig enthalten muss. Da Hr. *S.* sein bekanntes strengorthodoxes System überall zum Grunde gelegt hat, die Geschichte des A. Ts. durchgehends buchstäblich erklärt, Gott immer unmittelbar selbst sprechen und handeln lässt, wo es sich ohne Nachtheil der moralischen Natur Gottes gar nicht denken lässt, wenn z. B. so viele Grausamkeiten erzählt werden, die Gott befohlen haben soll; und S. 64 Moses, nach 4 Mos. 14, 1—19, mit Gott wie mit einem schwachen Monarchen spricht; da er bey den Weissagungen und bey andern Gelegenheiten nur das Gewöhnliche sagt und alles nur auf der Seite vorträgt, wie es seinem System anpasst, ohne auf die neuern philologischen und historischen Erklärungen und den jetzigen Geist der Philosophie im geringsten Rücksicht zu nehmen: so möchten wohl diejenigen, die mit den neuen Vorstellungsarten vertraut worden sind, wenig Befriedigendes darinn finden. Eher könnte die Absicht bey Ungelehrten erreicht werden, wenn nur die Erzählung in ein etwas gefälligeres Gewand, etwa nach Campischer Manier, eingekleidet wäre. Eine gedrängte Darstellung der Hauptbegebenheiten, ohne sich auf das Specielle der Geschichte zu sehr einzulassen, war allerdings der Absicht des Vf. gemäss; aber dann sollte doch der Ton der Erzählung mehr Anziehendes haben und dem Geist des Zeitalters angemessener seyn. Manche Hauptumstände hätten auch nicht so kurz und unbestimmt sollen berührt werden,

werden; wie S. 162, wo von der Jugend Jesu nichts weiter gesagt wird, als es sey höchst glaublich, dass er sich in Gottes Wort und im Gebet mit Gott seinem himmlischen Vater oft unterhalten und zu seinem Lehramte vorbereitet habe. Unterdessen werden Layen manche nützliche Kenntnisse sich aus dieser Geschichte verschaffen können. Besonders nützlich ist es, dass Hr. *S.* eine kurze Beschreibung von Palästina nebst andern Merkwürdigkeiten aus den jüdischen Alterthümern, den Geldsorten, Gefäsen, der Zeitrechnung u. d. g. auch einige Kupfer und Landcharten, die zur Erläuterung der Geschichte dienen, beygefügt, auch auf Chronologie Rücksicht genommen und ausser einigen chronologischen Tabellen die Begebenheiten nicht nur in eine freye Erzählung gebracht, sondern auch chronologisch geordnet hat.

Der Vf. von N. 2., der nach der Vorrede Hr. D. *Bechtold* in Giessen ist, hat seinen Plan etwas weiter angelegt. Er beschäftiget sich mit weitläuftiger Auseinandersetzung der Begebenheiten, auch der kleinsten Nebenumstände, der Geschlechtsregister, Hof- und Militärchargen u. d. g. Dieses vierte Bändchen enthält daher bloss die Geschichte von Davids Antritt der Regierung bis auf dessen Vorbereitungsanstalten zum künftigen Tempelbau, so dass also noch viele Bände zu erwarten sind, ehe die ganze biblische Geschichte geendigt seyn wird. Soll das Buch für erwachsene Christen bestimmt seyn, die den fundamentellen Unterricht schon erhalten haben und sich weiter zu belehren suchen, so möchte diese Weitläuftigkeit noch zu entschuldigen seyn. Aber wenn es für den Unterricht der Kinder bestimmt ist, wie der Titel: *ein Lesebuch für angehende Christen*, fast vermuthen lässt, so ist unstreitig eine solche weitläuftige Geschichte ganz zwecklos. Bey dem jugendlichen Unterrichte ist Kürze schlechterdings nothwendig, weil Kinder durch die vielen Gegenstände allzusehr zerstreuet und ermüdet werden, und am Ende wenig oder nichts davon behalten. Für diese können auch manche Stellen sehr nachtheilig werden. Wie kann man z. E. folgende Stelle mit gutem Gewissen lesen lassen, wenn bey der Geschichte von der Bathseba es S. 103 f. heisst: David sahe die Bathseba aus dem Wasser steigen, welche sich hier nach ihrem *monatlichen Blutfluss* gebadet hatte. *Der Anblick so vieler blossgestellter körperlichen Reize* ward für David der Funke, der eine verbotene Lust in seinem Busen entzündete etc. Der historische Vortrag ist übrigens weit angenehmer und unterhaltender als der in N. 1. und hat auch in Absicht auf das Lichtvolle in dem Zusammenhange der Begebenheiten, der freyern und natürlichern Erklärungen und der richtigen Darstellung des Geistes jenes Zeitalters viel Vorzügliches. Die Vorrede enthält eine weitläuftige Vertheidigung der von ihm angenommenen Erklärung der Mosaischen Geschichte vom Fall der ersten Menschen, wobey die Eichhornische Erklärung in der Urgeschichte, die Eichhorn selbst wieder verlassen hat, zum Grunde liegt. Auch diese ist nur für aufgeklärte Layen, aber nicht für Kinder brauchbar.

Gotha, b. Ettinger: *Predigten über Freyheit und Gleichheit und über einige wichtige Gegenstände des häuslichen und bürgerlichen Lebens*, von C. A. Härter Pfarrer zu Burgtonna. 1794. 132 S. 8.

Die Aufgabe: Was ist Freyheit und Gleichheit? Was ist sie nicht? und was sollen Bürger eines Staats zur Erhaltung derselben beytragen? ist, so weit sich das in einer Folge von drey Predigten ausführen lässt, für den ungebildeten Zuhörer auf eine fassliche Weise beantwortet worden. — Hr. *H.* hatte auf Veranlassung gewisser Localumstände diese Predigten gehalten. Kurz darauf erhält er einen anonymischen Brief, in welchem er zum Widerruf der, in diesen Predigten vorgetragenen, Sätze aufgefodert wird. Um sich also zu rechtfertigen, legt er sie dem grössern Publicum zur Beurtheilung vor. Rec. glaubt, dass der Vf. sich vollkommen dadurch gerechtfertigt habe; denn wer auch nur die versteckteste Apologie des Despotismus darinn finden wollte, müsste unstreitig von einem mächtigen Schwindelgeiste ergriffen seyn. Insbesondere wird die *moralische* Freyheit des Menschen gehörig in das Licht gesetzt und mit aller Freymüthigkeit vertheidigt. Die *vierte* Predigt handelt vom Werthe des ehelichen Lebens. Die fünfte und sechste: „Auf wie mancherley Weise wir unsere Lebenstage uns selbst verkümmern können,“ sind etwas oberflächlich. Der Ausdruck ist edel und fasslich aber nicht immer correct genug.

Liegnitz, b. Pappäsche: M. Gottlieb Hellwigs Pastor (s) in Modelsdorf *Entwürfe über die evangelischen und epistolischen Texte*, nach seinem Tode herausgegeben. 260 S. 8.

Wem zum Besten der Herausgeber diese Entwürfe wohl mag haben abdrucken lassen? Man findet in dieser Sammlung nichts weiter als eine Menge sehr kurzer Dispositionen, die der Vf. auf eine Quartseite mag hingeworfen und nachher darüber extemporirt haben. Viele darunter sind leidlich; aber wie unwissend müsste derjenige Prediger seyn, der sich aus solchen magern Entwürfen erst Raths erholen wollte! Viele sind aber auch nach altväterischer Weise, mit unnützen Unterabtheilungen überhäuft und schmecken etwas stark nach der Postille, z. B. S. 23. „*der rührende Antheil des Himmels an der Geburt Jesu auf Erden*“ und dazu der Stossseufzer (nach jedem Thema folgt einer): „*Ich seh den Himmel voll Entzücken nach meines Jesu Krippe blicken etc.*“ Und bey dem Allem glaubt der harmlose Herausg. dem *verewigten* M. Hellwig hiermit ein *Ehrendenkmal* errichtet zu haben!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. Julius 1795.

PAEDAGOGIK.

Grätz, b. Kienreich: *Ueber die körperliche und moralische Erziehung der Kinder beiderley Geschlechts,* als ein nicht unwichtiger Pendant zu *Zollikofers* moralischer Erziehung; nebst einem Zusatze: *Ueber die Bildung des Adels durch Hofmeisters* (Hofmeister) und einer Abhandlung und Erörterung der Frage: *Ist es möglich, die Menschen durch Arzneyen klug und tugendsam zu machen?* — Von einem erfahrenen Naturkündiger. 1792. 216 S. 8. (11 gr.)

Die erste Schrift hat zwey Theile: 1) *Ueber die körperliche Erziehung.* Commentar über einzelne Regeln, welche das Leben der Kinder in reiner und frischer Luft, die Sorge für Reinlichkeit, die kalten Bäder, die Bewahrung vor dem frühzeitigen Tabaksrauchen und Schnupfen, das Waſſertrinken, die regelmäsſige Körperbewegung, die Wachsamkeit über die Unschuld und Keuschheit der Töchter, (nicht auch der Söhne?) empfehlen. Der letzte Punkt enthält auch eine ziemlich weitläuftige Anweisung zum Verhüten der Selbstbefleckung: alles mit Zeugnissen von *Boerhave, Tissot, Zimmermann, Zückert* u. a. belegt, deren Meynungen bekannt genug sind. Wir wollen daher, um eine Probe von des Vf. Vortrage zu geben, nur eine kurze Stelle ausziehen. Wenn von der Leibesbewegung die Rede ist (S. 37), so sagt er: „Man sollte überall die Einrichtung treffen, dass Kinder bis ins sechste „und siebente Jahr nicht über drey Stunden täglich in „der Schule zubrächten. Das Sitzen und der Mangel an „Bewegung sind die allgemeinen Uebel, die diese unglücklichen Opfer der Unvernunft zu Grunde richten. „Die unsinnige Art sie zu behandeln, das Auswendiglernen unverständiger (unverständlicher) Dinge schwächt „ihr ganzes Nervengebäude, verwirrt ihre Vorstellungskraft, macht ihren inneren und äusseren Sinn stumpf, „benimmt ihnen alle natürliche Lebhaftigkeit und den „ganzen gemeinen Menschenverstand." — Das ist doch warlich eine der alltäglichen Erscheinungen, deren Grund zu erforschen und zu beherzigen man sich selten die Mühe nimmt. 2) *Ueber die moralische Erziehung.* Nach einer Menge von Beyspielen und Zeugnissen, welche beweisen sollen, dass die Tugend etwas Gutes sey, sagt der Vf. S. 86: „Die Religion muss der Hauptzweck „unseres ganzen Unterrichts seyn. Man muss in der „Jugend die Religion studiren." Und auf die Frage: Worauf es beym Unterrichte der Jugend vornehmlich ankomme, um der Jugend diejenige Frömmigkeit einzuflössen, welche der Grund aller moralischen Tugend ist? antwortet er: „Man mache die Jugend vor allen „Dingen mit der göttlichen Schrift selbst bekannt; so„dann zeige man ihnen die Vortrefflichkeit und die Vor„züge der Christusreligion vor allen andern, die jemals „von Menschen gelehrt worden:" (dies setzt aber eine Kenntniss aller andern Religionen voraus, welche von der Jugend, zumal bey der jetzt gewöhnlichen Belehrungsweise, gar nicht zu verlangen ist,) „und endlich „führe man sie besonders auf die Schönheit der christ„lichen Sittenlehre."

Das Etwas über die Bildung des Adels durch Hofmeister ist von Hn. *Anton Michl,* Weltpriester und Baron Löschischem Hofmeister, und verräth ganz gute Maximen; nur der Vortrag schmeckt zu sehr nach den Mustern, die ihn gebildet haben. „Erziehung," fängt Hr. *M.* an, „ist das wichtigste, aber auch das haiklichste Geschäft in der Welt. — Die Natur, liebste Ael„tern, giebt euch in eurem Kinde nichts, als einen Guck„kasten, oder eine Zauberlaterne mit mehr oder weni„ger gut geschliffenen Gläsern und einer halb angezün„deten Lampe, weiter nichts. Ihr müsst Oel zuschüt„ten, müsst Bilder hinter die Gläser stellen. Was kann „die gute Mutter Natur dafür, wenn ihr ein beschmier„tes oder ein leeres Blatt dahinter stellt?"

Die Abhandlung über die Frage: *Ist es möglich, Menschen durch Arzneyen* etc. ward durch die 1753 in Paris herausgekommene Schrift des Hn. *Anton le Camus: Médecine de l'Esprit* etc. veranlasst. — Die Theorie, meynt der Vf., bejahet diese Frage; aber die Ausführung ist unmöglich; denn, sagt er: „die materiali„schen Gebrechen, Mängel und Krankheiten, welche „die Seele angreifen, haben ihren Sitz zwar in unse„rem Leibe; allein sie haben ihn, zu allem Unglücke, „in den unbekannten Theilen desselben." Hierauf folgt ein Brief eines englischen Arztes aus den *Transactions* übersetzt, in welchem, wie der Herausg. meynt, der Knoten aufgelöset wird. Dieser Arzt nämlich erweiset durch eine Menge erfahrungsmässiger Erscheinungen in der Natur des Menschen, dass alle Vorstellungs- und Begehrungskräfte der Seele durch Arzneymittel erregt, vermehrt, geschwächt und unterdrückt werden können; dass also die Seelenkuren durch physische Mittel, als Hypothese, nichts ungereimtes seyen. Zuletzt Gesundheitsregeln eines englischen Arztes (aus dem Universal-Musäum 1782 übersetzt) für jedermann anwendbar und nützlich.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, in der Müllerschen Buchh.: *Die Rosenfelsische Familie.* Ein Unterhaltungsbuch besonders für die kursächsische Jugend, zur Kenntniss der vaterländischen Gesetze, zur Beförderung der Vaterlandsliebe und der Tugend überhaupt, von *Ernst Heinr. Belchart.* Erstes Bändchen, 1793. 124 S. Zweytes Bändchen, 1794. 152 S. 8. (zusammen 18 gr.)

2) Nürnberg, b. Grattenauer: *Die Abendstunden einer glücklichen Familie.* Ein Lesebuch für Kinder von reiferem Alter. 1793. 216 S. 8. (10 gr.)

3) Augsburg, in Comm. b. Wolf: *Journal für junge Leute.* Erster Jahrgang. 1791. 379 S. 8. (16 gr.)

4) Augsburg, b. Riegers sel. Söhnen: *Versuch einiger Unterhaltungsstunden.* Ganz im gemeinfasslichen Tone, für Deutschlands Kinder. 1792. 36 Bog. und 1 B. Register. 8. (16 gr.)

5) Quedlinburg, b. Ernst: *Der Naturbeobachter für Kinder, die ihren Schöpfer kennen lernen wollen.* Erstes Bändchen. 1791. 102 S. Zweytes Bdch. 1792. 143 S. 8. (12 gr.)

6) Salzburg, b. Duyle: *Moralisches Lesebuch für Kinder, welche gut, verständig und glücklich werden wollen.* Erstes Bändchen. 1792. 108 S. 8. (4 gr.)

7) Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Viaud.* Ein Beytrag zur Lectüre für Kinder, von *Joh. Christoph Fröbing*, Conrector etc. 1789. 144 S. 8. (6 gr.)

Alle diese Schriften haben den Zweck, die Jugend auf eine belehrende und belustigende Art zu unterhalten, mit einander gemein. In wie fern sie ihn erreichen können und werden; das hängt freylich eben so sehr von den Bedürfnissen, Neigungen und Stimmungen der Leser, als von dem vorliegenden Stoffe ab. Letzterer nähert sich indessen in diesen Schriften, grösstentheils, der Mittelmässigkeit weit mehr als der Vollkommenheit.

Der Vf. von No. 1) commentirt in der Vorrede zum ersten Bändchen einen Text aus Basedows Methodenbuche; worin dieser die Bestätigung der moralischen Regeln durch Erzählungen empfiehlt, und meynt nun, dass es auch gut sey, der Jugend die Vorzüge ihres Vaterlandes und die heilsamen Gesetze desselben erzählungsweise bekannt zu machen, damit Vaterlandsliebe und Patriotismus frühzeitig in ihren Herzen keime: vorausgesetzt nämlich, dass jedes Vaterland Vorzüge und heilsame Gesetze habe.

Diese Belehrung kleidet er nun in die Familiengeschichte, oder vielmehr in das Tagebuch des Hn. Rosenfels ein, der auf seinem nicht gar grossen Landgute zwischen Dresden und Meisen (Meissen) mit seiner Gattin Laura und seinen fünf Kindern sehr vergnügt lebt. Wenn die Aeltern verreiset sind, so vertritt ein alter Onkel ihre Stelle bey den Kindern. Da das Buch vorzüglich für die kursächsische Jugend bestimmt ist; so muss der alte Onkel den Rosenfelsischen Kindern der Länge nach erzählen, was das Jagdrecht in Kursachsen alles mit sich bringt; wieviel derjenige Strafe geben muss, der ein Stück Wild, oder, wie es hier heisst, „der ein hohes, rothes oder Schwarzwildpret, oder „auch ein Wildpret, das zur niedern Jagd gehört," erlegt, desgleichen, wer einen Fasan oder einen Auerochsen geschossen hat: doch wohl damit sich die Kinder nicht etwa einmal gelüsten lassen, einen Auerochsen zu schiessen. Ein andermal erklärt er ihnen aber auch die Lykurgischen Gesetze, die spartanische und römische Erziehung u. dgl. — Im Vorberichte zum 2ten Bändchen sagt Hr. B.: „Hätte ich die Hoffnung „gehabt, dass bald ein für die Jugend brauchbarer Ka„techismus unserer vaterländischen Gesetze erscheinen „und in die Schulen eingeführt werden würde; so hät„te ich gewiss dieses gegenwärtige Buch nicht heraus„zugeben angefangen. Geschicht (geschieht) dies letz„tere aber nicht; so wird auch der beste Katechismus, „er mag handeln, wovon er will, nicht viel fruchten; „man wird lieber dafür einen Roman oder etwas ähn„liches lesen." Hier kann Rec. in Hn. Belcharts Sinn nicht recht eindringen. Der 1 Absch. giebt die Geschichte einer Reise nach Leipzig, auf welcher die Kinder nichts merkwürdiges weiter sehen, als eine Bude mit Spielpuppen von besonderer Art, auf dem Leipziger Christmarkte, deren Verkauf durch die Policey verboten wird. Ein ominöser Druckfehler steht S. 35: Hr. R. hatte verordnet, dass an jedem Sonntage eine Stunde lang Schule gehalten wurde, „in welcher die Kinder des Dorfs mehr „*lermten*, als in ihren wöchentlichen Schulstunden." Aber, wo mag doch zwischen Dresden und Meissen das Dorf liegen, in welchem sich Viele der ärmsten Einwohner verbindlich machten, für eine einzige Stunde Sonntagsschule, jeder des Jahrs 6 Rthlr. zu bezahlen? — Geschmack und Schreibart, die in diesem Buche herrschen, kann Rec. eben nicht rühmen: „Kahl „und schmutzig ist sein Rock, den er trägt, und schlägt, „um des geringsten Vortheils willen, Ehre und guten „Namen in den Wind." Der Rock? — Was er *ihnen* heute schönes lehren würde u. dgl. Der VI Abschnitt ist überschrieben: *Fi, das ist ein hässliches Ding, der Geiz!* Wie kindisch! Auch fällt die Erzählung zuweilen gar sehr ins Kleinliche, z. B. im ersten Bändchen S. 12: „Als die Kinder ihren Aeltern entgegen gien„gen, verlor Joseph seinen Hut, ohne dass er es merk„te. Der Onkel, welcher ein Stück hinter ihnen her „kam, fand ihn und hob ihn von der Strasse auf etc." — Indessen, wenn der Vf. das, was wirklich für Kinder Interesse hat, von dem, was nur Männer zu wissen brauchen, sorgfältiger getrennt, und sich einen bessern Erzählungston eigen gemacht hätte, so möchte sich das Büchlein wohl brauchen lassen.

Bey Büchern dieser Art, in welchen, nebst dem eigentlichen Unterhaltungsstoffe für die Kinder, auch die

Erzie-

Erziehungsgeschichte derselben Kinder zum Theil mit erzählt wird, wünscht Rec. immer, dass die eingewebte Erziehungsmethode selbst einer durchdachten und bewährten Theorie angemessen seyn möchte, damit solche Schriften nicht nur den Zöglingen, sondern beyläufig auch den Erziehern nützlich würden. Aber dieses Verdienst haben weder das Belchartische Buch, noch

No. 2), in welchem der Vf. den Familienvater (S. 4) sagen, und also vermuthlich auch meynen lässt: „Aus „Büchern kann man alle Tugenden und alle Laster lernen.“ Tugenden und Laster *lernt* man überhaupt nicht, am wenigsten aus Büchern; sondern Alles, was Bücher dazu beytragen können, ist dass sie den Saamen, der schon im Herzen liegt, befruchten. Dass ferner der Vater vier Stunden wöchentlich vom Unterrichte im Zeichnen abbrach, um Ferdinanden Bücher lesen zu lassen, war sehr zweckwidrig. Wenn Ferdinand einmal sitzen sollte; so war das Zeichnen den Bedürfnissen eines zehnjährigen Knaben weit angemessener; als das Bücherlesen: Eben so: dass der Vf. diesen Knaben Furcht und Schrecken schulmäsig definiren, und die zwölfjährige Karoline vom Affect der Sehnsucht und vom Instinct der Neubegierde schwatzen lässt, ist unnatürlich, und ein Beyspiel zu Empfehlung der Nachbeterey. Weil die oben erwähnten vier Stunden bald nicht mehr zureichend waren, um die Lesebegierde der Kinder zu sättigen; so mussten auf ihr dringendes Bitten ein Theil der eben eintretenden langen Abende mit dazu angewandt werden. Daher der Titel des Buchs. Unter andern sandte der Buchhändler einmal ein niedliches Büchlein, die *Geschichte Leopoldinens*, (welche beyläufig als ein treues und zartes Gemälde des menschlichen Herzens gelobt wird.) Daraus liess der Vater einige Capitel vorlesen, „und diese, nebst dem, was „darüber gesprochen ward, enthalten diese Blätter.“ Soll's auch wohl noch eine leichtere Art Bücher zu machen geben, als, dass man einige Capitel aus einem Buche abschreibt, hinzufügt, was grosse und kleine Kinder beym Lesen desselben etwa geschwatzt haben, oder doch hätten schwatzen können, und nun drucken lässt? In der Vorrede nennt der Vf. sein Werk einen Auszug und Umarbeitung der Leopoldine, und das Unternehmen, das Werk eines andern zu verändern, entschuldigt er damit, dass in vielen der beliebtesten Kinderschriften etwas ähnliches geschehen sey. Hie und da werden Leopoldinens Abentheuer auch durch Vorlesung und Erzählung anderer Schnacken und Schnurren unterbrochen.

No. 3) Ist eine Sammlung von Fabeln, Anekdoten, Gesundheitsregeln, Sittenlehren, Bruchstücken aus der Naturgeschichte, Weltgeschichte, Reisebeschreibungen u. s. w. ohne Plan und Zusammenhang auf 48 halben Bogen abgedruckt. „Druck, Papier und Auswahl der „Gegenstände,“ heisst es in einer dem ersten Stücke angehängten Nachricht, „werden dem Geschmack der „Vernünftigdenkenden gewiss entsprechen, davon das „erste Stück zu einem Muster dienen kann.“ Dieses Musterstück ist überschrieben: „Etwas über das Bücher„lesen,“ und schliesst sich so: „Gute deutsche Romanen „hat man so wenige, dass man nicht einmal alle Finger „einer Hand nöthig hat, um sie alle herab zu zählen. „Der ganze übrige *Quark* verdiente durchaus dasjenige „Schicksal, was in Wien die Ascetenbücher getroffen „hat, dass man sie nämlich unter den Stampfer brächte, „und in brauchbare Pappendeckel umschüfe.“ Die acht folgenden Stücke enthalten eine Predigt von der wahren und falschen Aufklärung, über den biblischen Text: Hütet euch vor den falschen Propheten: sie kommen in Schafskleidern u. s. w., unterbrochen von einer Reisebeschreibung durch Frankreich, und so geht es denn immer weiter.

No. 4). Das Buch ist dem Durchlauchtigsten Prinzen des römischen Kaisers Leopold II, dem Hn. Johann Baptist, Joseph, Fabian Sebastian in tiefster Unterthänigkeit geweihet. In der Vorrede dient der ungenannte Vf. dem deutschen Publicum mit der geziemenden Nachricht: „dass die darin vorkommenden Gegenstän„de so ziemlich in dem Tone abgehandelt werden, wie „ihn die Kinder haben wollen, und gewissermassen ha„ben müssen, wenn sie selbe mit Vergnügen und Nu„tzen lesen sollen.“ Nachdem er den Lehrer angewiesen hat, wie er den Gebrauch einiger Landkarten mit dem Gebrauche dieses Buchs verbinden soll; sagt er: „Sollte es so nicht gut von statten gehen? Es muss! „Uebrigens flehe ich zu Gott etc.“ — Das ganze Buch besteht aus 16 so genannten Unterhaltungsstunden, die aber ziemlich lange gedauert haben müssen: denn, die erste derselben umfasst das *Weltgebäude:* die zweyte die *Erdkugel;* die dritte die *Lufterscheinungen;* die vierte die *Weltgeschichte;* (steht hier wohl nicht am schicklichsten Orte!) die fünfte das *Steinreich* in sieben Abtheilungen, deren letzte die *zufälligen* Mineralien beschreibt; die sechste das *Pflanzenreich;* die siebente bis dreyzehnte das *Thierreich* in eilf Abtheilungen; die vierzehnte bis sechszehnte die *Erdbeschreibung*. Der Vortrag ist ein Gespräch zwischen einem Lehrer und zweyen Kindern, Ludwig und Amalie. Letztere gingen nach überstandenen Blattern an einem Sommerabende spatzieren. Plötzlich erblicken sie in einiger Entfernung ihren Lehrer: und, nachdem sie ihm eine kurze Beschreibung von der strengen Diät gemacht haben, die der Hr. Doctor ihnen, als Reconvalescenten, vorgeschrieben hat, bitten sie ihn um die längst versprochene Belehrung über das Weltgebäude. Nun geht das Gespräch an, und dauert ununterbrochen fort bis ans Ende der sechszehnten Unterhaltungsstunde, welche sich mit den Schlussreimen endiget: Verfliesst ihr Tage meines Lebens, zwar unbemerkt, nur nicht vergebens, u. s. w. — . Der Vf. meynt es gewiss recht gut mit den Kindern, und auch die Sachen, die er ihnen sagt, mögen hingehen; obgleich manche Unrichtigkeiten vorkommen, und manches, was noch sehr zweifelhaft ist, hier als ausgemacht angegeben wird; z. B. anstatt Slaven schreibt unser Vf. durchgängig *Sclaven*. „Der Wallfisch,“ heisst es, „brüllt zuweilen so entsetz„lich

„lich, dass man fast denken sollte, es wäre ein Don-„nerwetter:" und S. 340: „Die Bienenkönigin legt in „Zeit von 8 – 10 Wochen 30 bis 40,000 Eyer, welche „die Männchen sodann ausbrüten." Nur wäre ihnen ein anderer Vortrag zu wünschen. Zu geschweigen, dass die Gesprächsmethode jeden, der ihrer nicht ganz Meister ist, leicht zur schleppenden Schreibart verleitet; so fallen auch die Erklärungen dieses Lehrers oft sehr ins kleinliche, sind unmethodisch, und zur Belehrung der Kinder unzureichend. Wenige Beyspiele mögen dieses erläutern. Nach einer Beschreibung der Möve S. 193 fragt Ludwig: Warum heisst man aber diesen Vogel Möve? — und der Lehrer antwortetet: Weil er immer *Möve! Möve* schreyt. Erklärungen dieser Art kommen häufig vor. Die Säugthiere werden in eilf Gattungen abgetheilt; davon die zweyte die äusserst *faulen* und *trägen* Thiere — die fünfte die fast *haarlosen Ungeheure*, und die zehnte die *Nagelthiere* (soll vermuthlich *nagende* Thiere bedeuten; ist aber kein Druckfehler, denn es kommt mehrmals vor,) enthält. Wenn der Lehrer die Vorzüge der Landkartenreisen in der Stube vor den wirklichen Reisen aufzählt; so sagt er unter andern: „Keine Pest und kein Todeswind erreicht uns." Gleich fragen die Kinder: Was ist dies, der Todeswind? Antwort: „Der bekannte erstickende „Wind, der besonders in den arabischen Wüsten u. s. w. „*rumort*." Ob dies den Kindern genug thun mag?

No. 5) Das erste Bändchen führt auch den Titel: *Nützlicher Auszug aus Heinrich Sanders Natur und Religion für Kinder;* und das zweyte: *Nützlicher Auszug aus Hn. Sanders Grossem und Schönem in der Natur, für Kinder.* Der Vf. unterschreibt sich *C. C. Plato*, und hat vor einigen Jahren einen Auszug aus Hn. Sanders Güte und Weisheit Gottes in der Natur, unter dem Titel: *Kleine Naturgeschichte für Kinder* etc. herausgegeben. — Wenn wir uns nicht Kinder von 15 — 20 Jahren denken; so konnten weder dieser Naturbeobachter noch die Schriften, deren Auszug er ist, mit Recht für Kinder bestimmt werden; denn Betrachtungen über die Oekonomie der Natur, über das Gleichgewicht, den Kreislauf und die Stufenfolge in der Natur; übertreffen schlechterdings die Fassungskraft des früheren Alters. Der Verstand der Kinder fodert einzelne Thatsachen, nicht aber Totalübersichten und abstracte Reflexionen. Auch ist die Schreibart dieses Vf. grammatisch fehlerhaft, schleppend, und enthält Tavtologien die Menge. Wenn man für Kinder schreibt, so muss man nicht Perioden von 18 bis 20 Zeilen bauen, muss auch die kürzeren richtig zusammensetzen. Wie klingen aber folgende Stellen: z. B. S. 3: „Freuet ihr „euch nicht herzlich, wenn ihr einen Sperling oder „Maykäfer sehet, dessen Bau des Körpers ihr aus dem „Unterricht der Natur kennet?" desgleichen in der Vorrede: „Die Bibel befiehlt es" Spr. Sal. 12, 1. (den Schöpfer aus der Natur kennen zu lernen) „und die „erste Grundlage zum Unterrichte aller Pädagogen ist „es: und darum habe ich diese Schriften des unvergess„lichen Sanders für die Jugend einigermassen brauch„bar zu machen gesucht, zumal, wenn sie Lehrer mit „solchen Kindern lesen, denen die Bestimmung einiger „Begriffe, als Ursach, Wirkung, Verhaltniss, Mittel „und Entzwecke schon als Vorübungen des Verstandes „gelehrt worden wären, und ihnen beym Durchlesen „manche Sätze noch aus einander setzten, und manche „Wahrheiten mit Beyspielen begleiten."

No. 6) ist eine Sammlung von Sittenlehren, unter 23 — diätetischen Regeln, unter 7 — und einigen vortrefflichen Hausmitteln und Lebensregeln, unter 27 Titeln. Die Schreibart ist ziemlich rein und fasslich. Die Sittenlehren sind oft durch kleine Erzählungen erläutert, und mit Versen gewürzt. Ein Paar zur Probe: „Bey jedem kleinen Fehler, den andere machen, fan„ge nicht an zu zürnen und zu zanken: denn, so be„trübest du andere, und wirst wieder betrübet; du be„leidigest und wirst wieder beleidigt; du hassest und „wirst wieder gehasset. Ein Dienstmädchen zerbrach „einen gläsernen Krug, und, indem sie einen andern „aus dem Gläserschranke hervorsucht, stösst sie ein „Paar Kaffeschalen auf den Boden. Ihre sanftmüthige „Frau sagte: Es ist Schade, die Schalen waren schön." Unter der Rubrik: Lebensordnung für Kranke, steht folgende diätetische Regel: „Merkest du, dass eine „Krankheit im Anzuge ist, so thue keine so schwere Ar„beit, wie sonst: hüte dich vor Erhitzung und Erkäl„tung; suche dein Gemüth durch etwas aufzumuntern: „vor allen Dingen iss auf Eine oder etliche Mahlzeiten „wenig oder nichts." Die Reimlein sind freylich nicht allemal im besten Geschmack; z. B.:

Hört, ihr Kinder, lasst euch sagen,
Die Nadeln thun nicht gut im Magen.
Sie dringen tief in Körper ein:
Spielt nicht damit, das merket fein.

No. 7) ist die wundersame Begebenheit des französischen Schiffscapitän *Pierre Viaud*, welche schon in mehreren Sammlungen gefunden wird. Hr. Fr. hatte einige Umstände aus derselben in seinem Volkskalender für 1786 erzählt; und dem Wunsche vieler Leser zu Gefallen liess er sie hier noch einmal vollständig, und zwar in Form eines Gesprächs zwischen fünf an Alter und Fähigkeiten verschiedenen Kindern und einem Agricola, abdrucken. Die Geschichte sowohl, als Hn. F's. Schreibart, sind bekannt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. Julius 1795.

LITERARGESCHICHTE.

CASSEL, b. Griesbach: *Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte; seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten.* Besorgt von *Friedr. Wilh. Strieder*, Landgräfl. Hess. Cass. Hofrathe, Bibliothekar im Museo, auch Hofbibliothekar und geheimen Cabinets-Archivar. Neunter Band. *Meus—Myl.* 1794. 1 Alph. 4 Bog. 8.

Schon hatten wir die Hoffnung aufgegeben, die Fortsetzung dieses reichhaltigen Literaturwerkes, dessen Beschaffenheit aus den Anzeigen der vorigen Bände in der A. L. Z. bekannt seyn wird, zu erlangen, als auf einmal, nach einem Harren von sechs Jahren, zu unsrer Freude, der 9te Band zum Vorschein kam. Man kann sich auch nunmehr eine raschere Fortsetzung versprechen, da Hr. *St.*, der die 8 ersten Bände auf eigene Kosten drucken liess, nunmehr so glücklich war, einen Verleger zu finden, und dadurch von einer zeitverderblichen Last befreyt zu werden. Wir weisen nur auf einige der erheblichsten Artikel hin.

Joh. Gerhard Meuschen, der 1743 als Generalsuperint. und Prof. der Theol. in Coburg starb, vorher eine Zeitlang Consistorialrath und Oberhofprediger zu Hanau. Ein ziemlicher Polygraph! — Hr. Hofrath und Prof. der Medicin zu Marburg, *Christ. Friedr. Michaelis.* — *Joh. Friedr. Mickel*, der im J. 1752 als Rector zu Darmstadt starb, ein Ciceronianer und starker Programmatarius. — Der eine Zeitlang in Marburg gestandene und 1740 in Heidelberg verstorbene Kirchenrath und Prof. der Theol. *Lud. Christ. Mieg.* — Der noch lebende Hr. Hofrath und Prof. der Botanik *Mönch* zu Marburg; und der 1773 verstorbene Prof. *Mogen* zu Giessen. Da bey den Namen der noch lebenden Gelehrten Sternchen stehen; so sollten ihrer auch bey diesem Namen und bey *Mosebach* zu sehen seyn. — Der berühmte Abt *Molanus* von Lockum starb 1728 in seinem 88sten Jahre. Sein merkwürdiges Glaubensbekenntniss und Testament wird hier mitgetheilt. — Die 4 gelehrten *Mollenbecke*. — Der 1632 verstorbene, wegen seiner mannichfachen Kenntnisse und Wissbegierde berühmte *Landgraf Moriz* von Hessen-Cassel. — Auch *Moscherosch*, zu deutsch *Kalbskopf*, alias *Philander von Sittewalt*, erscheint hier, weil er eine Zeitlang geheimer Rath in Hanau war. Hier und anderwärts hätte doch unser Autor billig etwas von dem Charakter solcher geistvollen Männer und ihrer Schriften sagen sollen: allein, dafür scheint er keinen Sinn zu haben! — Auch der alte Vielschreiber *Joh. Jac. Moser:* doch hat Hr. *St.* weise gehandelt, dass er dessen schon oft gedrucktes Schriftenverzeichniss nicht wiederholt hat. — Auch der noch lebende Hr. Reichshofrath *Friedr. Carl v. Moser.* — Aus der Zahl der *Müller* bemerken wir nur folgende: *Jacob Friedrich* (erst Wolfens Anbeter, hernach dessen leidenschaftlicher Gegner); *Gerhard Andreas* (Prof. der Anatomie, Chirurgie und Botanik in Giessen † 1762); *Johann Daniel* (der Rinteler Theologe, der inzwischen 1794 gestorben ist); *Joh. Stephan* (Prof. der Theol. in Giessen; ein eingefleischter Dariesianer! † 1768. Es hätten doch vielleicht, zumal in Jena, mehr Nachrichten von ihm eingezogen werden können); *Justus Balthasar* (noch lebender Stadtprediger in Giessen); *Johannes* (jetzt k. k. Hofrath in Wien; was Hr. *St.* nicht zu wissen scheint); *Carl Wilh. Christ.* (noch lebender Prof. der Arzneygel. in Giessen). — Der auch noch lebende Regierungsrath und Prof. jur. *Musaeus* in Giessen. — Durch das, was am Ende von 4 Gelehrten, Namens *Mylius*, erzählt wird, kann *Joh. Christo. Mylii* Historia Myliana ergänzt werden; so wie vielleicht aus ihr der Vf. eines und das andere hätte erfahren können; z. B. von *Joh. Jonas* S. 341, vergl. mit jener *Historia* P. II. p. 123; wo auch dessen Bildniss zu schauen ist. — Zum Beschluss spendet Hr. *St.* nach seiner Weise abermals reichliche Nachlesen zu den ersten Bänden aus. Auch sind in die Lebensnachrichten von hessischen Gelehrten mancherley Nachrichten von andern Personen eingestreut; wie z. B. in die Nachricht von *Meuschen* eine Notiz von der Familie *von Edelsheim:* in die von *Jac. Friedr. Müller* Notiz von *Georg Phil. Sommer* u. s. f.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

RIGA, b. Hartknoch: *Ueber Menschenleben, Christenthum und Umgang*, eine Sammlung Predigten aufs (auf das) ganze Jahr für gebildetere Leser, von *K. G. Sonntag*, Oberpastor an der Kronskirche in (zu) Riga. Ersten Bandes erster Theil. 1794. 348 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine Anzahl Zuhörer des Vf. hatte sich entschlossen, einen Jahrgang Predigten von ihm auf ihre Kosten drucken zu lassen, um ein nützliches Buch zu ihrer häuslichen Erbauung zu besitzen. Hr. *S.* fand sich theils dieser Auffoderung wegen, theils auch darum zur Herausgabe eines ganzen Jahrgangs bereitwillig, weil der auf dem Lande lebende deutsche Adel nicht selten genöthigt ist, seine sonntägliche Andacht zu Hause zu verrichten. Da oft die besten Predigtsammlungen in dortiger Gegend weder bekannt werden, noch ohne gewisse Schwierigkeiten, die in dem eingeschränkten literarischen

rarischen Verkehr gegründet sind, in Umlauf kommen; so hoffte er durch einen *einländischen Beytrag* jene beabsichtete Erbauung zu befördern. Rec. zweifelt nicht, dass man diese Predigtsammlung mit Dank aufnehmen werde. Die Materien sind zweckmässig für die gebildetere Classe von Lesern gewählt, welche Hr. *S.* dabey vor Augen gehabt hat. Doch werden sie auch weniger unterrichteten Lesern nicht unnütz seyn. Wir setzen sogleich den Inhalt derselben her: 1) Das Wohlthätige in den Sorgen des Lebens zur Beherzigung beym (bey dem) Eintritt in ein neues Jahr. 2) Christliche Betrachtungen über den Winter. 3) Verwahrungsmittel gegen das Laster der Falschheit. 4) Ueber die Schicksale, Wirkungen und Eigenthümlichkeiten des Christenthums, nach Anleitung des Gleichnisses vom Senfkorn. 5) Die Bereitwilligkeit über unsere Angelegenheiten die Stimme anderer Menschen zu hören. 6) Warnung vor dem Selbstbetruge in der Liebe gegen unsere Feinde. 7) Betrachtungen über den Schlaf. 8 und 9) Homilien über die Enthauptung Johannis des Täufers. 10) Warnung vor dem Missvergnügen über das Glück unserer Mitmenschen. 11) Die Gefahren zu vieler irdischen Sorgen für unsere Tugend. (Eine völlig sprachunrichtige Worstellung; eben so auch das folgende Thema!) 12) Ueber die Leiden Jesu von seinen Freunden, mit Anwendung auf uns. 13) Betrachtungen über die Wunderwerke Jesu. 14) Gebet nach gemeinschaftlicher Familienandacht. — Die guten Eigenschaften dieser Predigten sind im Ganzen genommen: geläuterte Vorstellungen von dem Wesentlichen des Christenthums, unverkennbare Spuren von einer durch Umgang sich erworbenen Menschenkenntniss, verschiedene feine Bemerkungen über menschliche Neigungen und Leidenschaften, bald weitläuftiger ausgeführt, bald in flüchtigen, oft zu flüchtigen, Winken angedeutet und ein in den meisten Stellen männlicher Ton des Vortrags. Dessen ungeachtet fehlt noch zu viel, als dass sie Rec. den Arbeiten unserer besten Kanzelredner an die Seite setzen möchte. Da Hr. *S.* zu denjenigen Schriftstellern zu gehören scheint, welche sowohl vollkommner werden können, als wollen, so wird es nicht zweckwidrig seyn, diese Predigten einer ausführlichern Kritik zu unterwerfen. In der *ersten* Predigt geht der Vf. mit grosser Schnelligkeit über eine Menge Vortheile hin, welche die Unannehmlichkeiten des Lebens gewähren sollen, und im Ganzen wird nichts erschöpft. Auch ist gar nicht zwischen dem, was moralisch nützlich, und was sonst nur eine Compensation irgend eines physischen Uebels ist, gehörig unterschieden. Die *dritte* Predigt: „Ueber die Verwahrungsmittel gegen das Laster der Falschheit" ist ganz unrichtig disponirt. 1) Wie können wir uns gegen die Falschheit anderer Menschen sichern? 2) Wie haben wir unser eigenes Herz davor zu bewahren? Der erste Theil ist eine wahre μεταβασις εις αλλο γενος; denn er betrifft nicht das *Laster*, von welchem hier die Rede ist, sondern die nachtheiligen *Wirkungen*, welche die Falschheit Anderer auf uns hat. Statt im zweyten Theile den moralischen Grund gehörig darzulegen, hebt Hr. *S.* mit ganz andern Dingen an, z. B. dass das andere Geschlecht zur Falschheit vorzüglich geneigt sey, und nachdem er einige ganz gute Beobachtungen flüchtig hingeworfen hat, erwähnt er mit ein paar Worten (S. 81) dass diese Untugend *mit den Anlagen unserer Natur* (Vernunft) im Widerspruche stehe. Das Wie? ist er schuldig geblieben. Die *vierte* Predigt enthält für den gemeinen Leser zu viel, und für den Mann von Bildung und Lectüre zu wenig. Die beiden Homilien über die Enthauptung Johannis sind Hn. *S.* vorzüglich gut gelungen. Rec. hat sie mit ungemeinem Vergnügen gelesen, und wünscht mehrere der Art. Es scheint ihm, als wenn Hr. *S.* sich hier ganz in seinem Fache befände. Die letzte Predigt *über die Wunderwerke Jesu* ist unstreitig die schlechteste in der ganzen Sammlung. S. 312 heisst es: „Für gebildetere Christen ist es besonders in unsern Tagen des Zweifels und der Spötterey Pflicht, auch in dieser Hinsicht von ihrem Glauben Rechenschaft geben zu können. Und so sey denn zu eurer Beruhigung ihr Irregemachten! zu eurer Beschämung, Verächter! zu eurer Befestigung, ihr Gläubigen, und zur Rechtfertigung eines vernünftigen Christenthums überhaupt, den Wundern Jesu diese Betrachtung gewidmet." Muss nicht jeder, der dieses liest, zu einer hohen Erwartung dadurch gestimmt werden? Im ersten Theile will Hr. *S.* beweisen, „*dass sie in der innigsten Verbindung mit seiner durch sie bestätigten Lehre stehen.*" Der Beweis aber, den er davon gegeben hat, ist so gut als keiner. Im zweyten Theile soll gezeigt werden, „*dass die Wunder Jesu das Werk übernatürlicher Kraft gewesen sind.*" Diejenigen, welche sie auf eine natürliche Weise zu erklären versuchen, kommen hier schlimm weg. „Uebermenschliche Kraft? (S. 324) fragt der Zweifler mit verwunderungsvoller Miene, fragt der Spötter mit leichtsinnigem Uebermuth (e). O ja! der Lehrer der Religion kennt eure Ausdeutungen, *Gegner des Christenthums!*" Und der wäre wirklich ein *Gegner* des Christenthums, der an die übernatürliche Kraft nicht glaubte, (wenigstens daran zweifelte) durch welche jene Wunder hervorgebracht worden? Hr. *S.* will das Uebernatürliche unter andern daraus beweisen, dass weder die Pharisäer, noch Judas Ischarioth, noch sonst einer von den Feinden Jesu seine Wunder geläugnet oder bezweifelt habe. Dies alles beweist nichts für das Uebernatürliche, weil der menschliche Verstand damals die Gränze zwischen Natürlichem und Uebernatürlichem noch nicht gezogen hatte, die erst in spätern Zeiten von der scholastischen Metaphysik abgesteckt worden ist. Hr. *S.* behauptet, diese Art, die Wunder Jesu zu erklären, heisse den evangelischen Geschichten Gewalt anthun. „Behandelte jemand den unbedeutendsten römischen oder griechischen Schriftsteller so, wie in den neuesten Zeiten je zuweilen die Evangelisten sind ausgelegt worden, so würde man rufen: das heisst aller Geschichte und Auslegungskunst Hohn sprechen." Nicht doch! Wenn z. B. Livius von den *miraculis* und *portentis* spricht, die sich im zweyten punischen Kriege ereignet haben sollen; so nimmt man die Sache für das, was sie ist, ohne deswegen zu läugnen, dass Hannibal Sagunt erobert, oder die Römer bey Cannä geschlagen habe. S. 319 werden die Wunder eine *Lehre des Trostes*

stes genennt. Kann sie das seyn? insbesondere für uns seyn? S. 105 „Was du willst, dass dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen. Wahrlich: Christen! die umständlichste, genaueste Sittenlehre von vielen Bänden kann uns über Thun und Lassen in Beziehung auf unsere Mitmenschen nichts sagen, was sich nicht aus jenem Grundsatz entwickeln liess (e)." Hr. *S.* versuche doch einmal die sämmtlichen Pflichten gegen Andere von dieser Regel abzuleiten! Sind wohl *alle* Pflichten der Liebe und des Wohlwollens darin enthalten? Können menschliche Leidenschaften diese Regel nicht sogar missbrauchen? Dürfte nicht selbst der Verbrecher sich ihrer gegen seine strafende Obrigkeit bedienen? Soll diese Regel als ein *Princip* angewendet werden, so muss noch hinzugedacht werden „was du als ein *moralisches* Geschöpf willst" u. s. w. und auch dann würde noch ein höheres müssen zum Grunde gelegt werden. Dies mag unter andern zum Beweise dienen, dass Hr. *S.* in die ersten Gründe der Moral noch nicht eingedrungen ist. Er verfällt auch zuweilen in den Fehler der Uebertreibung; z. B. S. 90, wo er in den Gleichnissreden Jesu auch in Absicht auf die *Kunst* die höchste Vollkommenheit entdeckt. Dass Gott in der Lehre Jesu als ein gütiger Vater dargestellt wird, nennt er S. 321 „das bisher *ungedenkbare* Verhältniss eines allgütigen Vaters." *Ungedenkbares* Verhältniss eines Vaters, was doch schon längst gedacht worden war! Ps. 103 „wie sich ein *Vater* über *Kinder* erbarmt u. s. w. An seinem Style ist mancherley auszusetzen. Die liebste rhetorische Figur scheint ihm die Inversion zu seyn, die, wenn sie am rechten Orte steht, den Nachdruck sehr verstärkt; aber Hr. *S.* braucht sie meistentheils, wo sie nicht nöthig ist, so dass sie dem Leser fast zum Eckel wird. Sehr oft steht das Verbum vor dem Substantiv, wo es nach stehen sollte. S. 275 „Selbst den tiefen Eindruck erschütternder Begebenheiten schwächen die Sorgen, dass er nur wenig wirken kann für unsere Besserung." S. 61 u. 62 ist ein Beyspiel von einer äusserst schwerfälligen Periode, deren es mehrere giebt. Der *abgefeimte* Heuchler (S. 72), das eitle *überweise Mädchen* (S. 116), die *Cabale* (S. 12), scheinen Rec. für die Kanzel nicht edel genug zu seyn. Das *Herz schwelgt* in *Jammergefühlen;* ist gesucht. Statt der schwachen *Staubgeschöpfe* könnten S. 109 mit mehrerm Rechte *Menschen* stehen. Am Sonntage *nach Neujahr* S. 35: „Berufs*treu* in jedem *Stand*, in *Ruh*, *irr* machen, *grad*, *all* das Leben, *all* die Wohlthaten; Sorgen drängen sich hinzu, damit der Mensch es *nie vergisst*, dass er nicht bloss für den Genuss auf der Erde *lebt*" u. dgl. m. sind Versündigungen an der deutschen Sprachlehre.

BERLIN, b. Hartmann: *Predigten von L. Th. Kosegarten*, Pastor zu Altenkirchen auf Wittow. *Erste Sammlung*, welche Vorträge über des Menschen heiligste Pflichten enthält. 1794. 289 S. 8.

ALTENKIRCHEN u. LEIPZIG, auf Kosten des Vf.: *Zwote* (zweyte) *Sammlung*, welche Vorträge über des Christenthums hohen Werth und über seine edelsten Tröstungen enthält. 1795. 316 S. 8.

Die vor uns liegenden Predigten sind von Hn. K. nicht ganz in der Form gehalten worden, in welcher er sie hier dem Publicum übergeben hat. Seine Gemeinde besteht grösstentheils aus Ackerleuten, Schiffern, Fischern u. dgl. „Zu dieser Classe von Menschen, sagt er Vorr. S. IX, muss man schlechterdings nicht sprechen, wie man schreibt. Man muss, während man zu ihnen redet, seine schulgerechte Rhetorik und Grammatik *gänzlich* vergessen." (Gänzlich? das wäre zu viel!) „Man muss auf die *allernatürlichste* Weise disponiren, enuntiiren und sogar construiren." (Das sollte wohl jeder, er mag vor Schiffern oder Staatsministern zu sprechen haben.) „Man muss, was man ihnen zu geben hat, ganz klar und rund und schlicht und greiflich geben, jetzt in Bildern und Gleichnissen, jetzt in Exempeln und Geschichten, jetzt in *geflügelten* (?) Kernsprüchen, jetzt in herzlichen Liederstrophen, *seltener* in wissenschaftlicher Abhandlung (oder vielmehr nie) oder stattlicher Oration (es ist schwer zu sagen, was der Vf. darunter versteht), „allewege aber in *feuriger Zunge*, je nachdem der Geist einem giebt auszusprechen (wobey der Geist, der leider! nicht immer ein Freund von Ordnung und Bestimmtheit ist, das *Klare*, *Runde*, *Schlichte* und *Greifliche* mitunter in etwas sehr Dunkles und Unbegreifliches verwandeln dürfte). Doch wir lassen des Vf. homiletische Grundsätze auf sich beruhen, und wenden uns zu den Predigten selbst.

Hr. *K.* fodert von seinem Kunstrichter nicht nur, dass er das *Ganze lese*, sondern dass er sogar ein *Sonntagskind sey* und Geister zu *sehen tauge*. Das Erstere hat Rec. gethan, auch ohne, so viel ihm bewusst, das Letztere zu seyn, den Geist dieser Predigten unparteyisch geprüft. Er hält diese Vorträge, ihrem ganzen Inhalte nach, für einen nützlichen Beytrag zu derjenigen Gattung, in welcher wir noch keinen Ueberfluss haben, nämlich der Predigten für den gemeinen Mann. Er findet hier keine ausgesuchten Materien, sondern die gemeinsten, z. B. von der Menschenliebe, von der Barmherzigkeit, von den Pflichten gegen die Kinder, von der Furcht Gottes, vom guten Gewissen u. d. a.; aber sie werden dem genannten Leser, dem diese Pflichten nicht oft genug erläutert und eingeschärft werden können, zuverlässig nützlich seyn. Es ist darin durchaus auf seine individuellen Bedürfnisse, Mängel und Vorurtheile Rücksicht genommen, und jeder allgemeine Satz in dem fruchtbarsten Detail erläutert. Wir können sie daher auch Landpredigern und Candidaten, die das werden wollen, empfehlen. Gleichwohl wäre sehr zu wünschen, dass ihre Form besser seyn möchte! Hr. *K.* scheint zwar eine nicht geringe Vorliebe für seinen Styl zu haben; allein es lassen sich beynahe alle Arten von Fehlern des Styls mit Beyspielen aus diesen Sammlungen belegen. Bombast, Schwulst, süssliche Salbung, Sprache des niedrigen Pöbels, himmelfahrende Metaphern, verrenkte Perioden, — alles, wie es der *Geist* dem Vf. gab, auszusprechen! S. 6 eine süsslich poetische Stelle: „Auf diesem schönen *Flecke* der Schöpfung Gottes (am Meere) will ich euch die *selige Liebe* predigen. *Angesichts* jenes blauen Himmels, der nichts denn Segnungen spendet; Angesichts jener freundlichen Sonne, die rastlos von Osten bis zum Westen

ften reifet und alle Creaturen erwärmt, erleuchtet und erquickt; Angefichts jenes wogenden Meers, das Millionen-Leben aus dem Vorrath feiner Tiefen fpeifet; Angefichts des grofsen Weltgebäudes, des taufendzüngigen Herolds eines Gottes der *Liebe*, will ich euch predigen: *Liebe! Liebe!*" S. 8 platt und gefucht! „Die Juden meynten, Gott fey nur der Vater Abrahams, Ifaaks und Jacobs und *der Handvoll Menfchen* die er in jener kleinen *Ecke* des Erdbodens, zwifchen dem Libanon und dem mittelländifchen Meere, *eingeklammert* hatte." S. 13 „Das traurig luftige Schaufpiel menfchlicher Thorheiten und *Schlechtigkeiten*." S. 15 Eine derbe Paraphrafe jener Worte: *haben wir nicht in deinem Namen geweiffagt?* „Haben wir von dir und deinem Worte nicht grofs (es) Geräufch und Aufhebens gemacht? Haben wir nicht gebetet und gefungen, *dafs unfern Nachbarn rechts und links die Ohren gellten?*" S. 20 „Jefus *fchwatzte* nicht, fondern handelte." S. 37 fängt der Vf. mit einer Plattheit an und fährt im Tone eines arkadifchen Schäfers fort: „Fern fey von dir (der Ehegattin) *alles Schmollen und Grollen*. Eil ihm (dem Manne) mit offnen Armen entgegen, wenn er mit Schweifs bedeckt und braun gebrannt vom fengenden Sonnenftrale, des Abends, fchmachtend in feine Hütte heimkehrt. Erquick' ihn mit Speife und Trank. Würze fein kleines Mahl mit gefelliger Fröhlichkeit. *Kofe die Runzeln feiner Stirn hinweg mit holdem Frohfinn!*" S. 61 „*fonnenklare* Pflicht." S. 62 „Ein Heller, den man dem Dürftigen mit einem freundlichen Gefichte giebt, ift ihm lieber, *als ein Thaler, den man ihm vor die Füfse wirft*," und gleich darauf wie gefucht: „Schnell müffe des Unglücklichen Thräne verfiegen; — fchnell der Mifston feines Grams umgeftimmt werden in die *Accente des Danks und der Freude!*" S. 95 „Das *halbverwefte* Fleifch des Ausfätzigen *ward jung und frifch* wie das Fleifch eines *Säuglings*." S. 148 dürfte kaum ohne Lachen angehört werden: „Wie könnt ihr denn in Fällen, die eure und der eurigen Gefundheit betreffen, euch an Leute wenden, die von der Heilkunde gerade fo viel verftehen, *als euer Schneider vom Pflugfchaar und der Hufschmidt von euren Wämfern?*" S. 194 „Kein *Roftfleck* war auf dem *reinem Spiegel der Seele* Jefu!" S. 195 wird der Gottesverehrer von dem Sünder fogar in *die Luft gefprengt*."

Der erfte Theil diefer Predigten hat von dem Cenfor die Ungerechtigkeit erleiden müffen, an verfchiedenen Stellen verftümmelt zu werden, theils im Betreff der Gedanken, worin er Ketzereyen entdeckte, die nicht leicht ein proteftantifcher Theologe dafür anerkennen wird, theils in Anfehung des Styls. Hr. K. hat die Veränderungen diefes unbetugten Ariftarchen dem zweyten Bande angehängt. Hier find ein paar Pröbchen davon. Die Worte: „Sie werden in die ewige Pein gehen, die Menfchenfreunde aber in die ewige Freude," hat der Hr. Cenfor fo verändert: „die *Gläubigen* aber, *die allein die wahren Menfchenfreunde find* (???) in die ewige Freude." Von Mofes und Elias Erfcheinung auf dem Berge Tabor hatte Hr. K. gefagt: „Sie war *wahrfcheinlich* nur ein Geficht." Der Cenfor, der unftreitig bey Mofes und Elias nähere Erkundigung darüber eingezogen, hat diefe Stelle ganz weggeftrichen.

Görliz, gedr. b. Fickelfcherer: *Anhang zum (zu dem) Görlizifchen Gefangbuch (e) gefammelt im Jahr* 1793. 163 S. 8. (12 gr.)

Aus dem dritten Stücke der Laufitzifchen Monatsfchrift d. J. fehen wir, dafs diefer Anhang ein grofses Bedürfnifs für den öffentlichen und häuslichen Gottesdienft in Görliz feyn möchte, denn es heifst dafelbft, dafs er um die in dem Gefangbuche *fehlenden* Materien, vorzüglich von den chriftlichen Pflichten zu ergänzen, gemacht worden fey. Die hier gelieferten 198 Lieder find freylich nicht von gleichem Werthe, machen aber gleichwohl eine recht gute zweckmäfsige Sammlung aus. In dem Gellertfchen Liede: *Meine Lebenszeit verftreicht*, war uns die Veränderung, anftatt *Nur ein Herz das Gutes liebt*, Nur ein Herz das Jefum liebt, ziemlich unerwartet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Volksschriften. *Dresden*, mit Waltherfchen Schriften: *An meine Sächfifchen Mitbürger.* Von einem Volksfreunde. 1793. 30 S. 8. (2 gr.) Eine Aufmunterung an alle Sachfen, 1) fefter als jemalen (jemals) an die (den) einfachen Lehren der Religion zu halten; 2) es allen ihren Nachbarn in Gehorfam und Treue gegen die Obrigkeit zuvor zu thun; 3) auch den Kindern Liebe und Anhänglichkeit an Religion und Verfaffung einzuprägen; 4) die neue Lehre von natürlicher Gleichheit für Unfinn zu halten; 5) in Leiftung aller Abgaben und Obliegenheiten pünktlich zu feyn; 6) die Zeit nicht mit Lefung gefährlicher Bücher zu verderben; 7) auf fremde und einheimifche Verführer und Ruheftörer aufmerkfam zu feyn. Den Text hierzu gab ein in der Bayreuther Zeitung abgedruckter Aufruf rechtfchaffener Bürger und Biedermänner in Regensburg an ihre Mitbürger in Deutfchland, verbunden mit einer Bitte um freywillige Beyträge für diejenigen wohlthätigen Mächte, die *für uns* und Alles, was uns am heiligften und liebften ift, den Krieg führen, damit das Vaterland vor der *anfteckenden Seuche* einer fo graufamen Staatsumwälzung gefchützt werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. Julius 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Semiotik oder Handbuch der allgemeinen Zeichenlehre zum Gebrauche für angehende Wundärzte.* Von D. Ferdinand Georg Danz, Professor in Giessen. 1793. 376 S. 8.

Der seit der Erscheinung dieses Buchs verstorbene Verfasser, der durch mehrere gut gerathene Schriften das Publicum zu guten Hoffnungen von seinen Talenten und von seinem Fleisse berechtigte, bemerkt richtig, dass die Wundärzte von gewöhnlichem Schlag gewöhnlich gar keine Kenntnifs von der Zeichenlehre haben, und will durch dieses Werk ihnen ein Handbuch in die Hände geben, durch welches sie sich in diesem Fache der Heilkunde die nothwendigen Kenntnisse erwerben können. Es ist aber dasselbe eben so wohl eine Semiotik für Aerzte, als für Wundärzte: denn es enthält alle die Lehren, die bisher gewöhnlich in der so genannten allgemeinen Zeichenlehre vorgetragen wurden, nur mit einiger Hinsicht auf äusserliche Krankheiten, von denen der Vf. hin und wieder Beyspiele zur Erläuterung hernimmt. Der Vf. hat dies auch selbst gefühlt, und entschuldiget sich damit, dass alles, was er abgehandelt habe, auch dem Wundarzte zu wissen nothwendig sey, indem äusserliche Krankheiten, die nicht von innerlichen Ursachen bewirkt oder verschlimmert werden, selten sind, und alle möglichen Fiebergattungen sich als gewöhnliche Symptome zu äusserlichen Krankheiten gesellen können. Dasjenige, was von der Zeichenlehre ausschliesend in das Gebiet der Wundarzneykunst gehört, wollte der sel. Vf. in einer speciellen chirurgischen Semiotik bearbeiten, zu welcher er den Plan schon ausgearbeitet hatte, die aber, so viel Rec. weiss, nicht erschienen ist.

In dieser allgemeinen Zeichenlehre hat der Vf. die Schriften seiner Vorgänger sehr genutzt. Der gröste Theil derselben ist Auszug aus Hn. Gruners Semiotik, und auch die Ordnung, die er befolgt, und die Eintheilung der Materien ist fast durchaus von ihm entlehnt: bey einzelnen Capiteln sind auch andre Schriftsteller genützt worden, z. B. bey der Lehre von den Kräften der thierischen Natur als Zeichen, *Gall*, und bey den Zeichen des Todes, *Mayer*. Manche eigene Bemerkungen und Winke hat indessen doch auch der Vf. eingestreut, von denen wir nur etliche hier anführen wollen. In dem ersten Cap.: Nebenumstände, die zu allererst unsere Aufmerksamkeit am Krankenbette verdienen; kommen besonders manche zwar nicht neue, aber gute Bemerkungen und Rathschläge vor, z. B. über die Einflüsse des Wetters und der Luft auf äusserliche Krankheiten. Er bemerkt richtig, dass bösartige Geschwüre und Krebsschäden manchmal an heitern Tagen, wenn die Luft sie zu sehr reizt, hochrother werden, sich verschlimmern und bluten, da bey minder bösartigen Geschwüren gerade das Gegentheil eintritt, indem diese bey heiterer Witterung allemal ein besseres Ansehen gewinnen. So geht er auch von dem Satz, der sonst in der Semiotik ziemlich allgemein aufgestellt wurde: dass alle Krankheiten gegen Abend heftiger werden, beträchtlich ab. Die Tripperkranken haben früh Morgens die meisten Schmerzen: Gicht, Podagra; Engbrüstigkeit machen meistens ihre Anfälle gegen Morgen. Die Reizbarkeit der Saugadern ist in den Morgenstunden erhöhet, und je mehr überhaupt die festen Theile durch die Krankheit in stärkere Thätigkeit versetzt sind, desto mehrere auffallende Wirkungen hat die reizende Eigenschaft der Morgenluft und des Lichtes auf den Körper. Daher sterben die meisten Kranken in den Frühstunden, und daher befinden sich Kranke, die sehr entkräftet sind, Hektische, Engbrüstige, Wassersüchtige u. dgl. in den Frühstunden am schlimmsten. Die Lehre von der Beurtheilung der Kräfte bey Krankheiten ist in diesem Lehrbuch besser vorgetragen, als Rec. es in irgend einem andern gefunden hat. Der Vf. trennt die Muskelkraft und die Nervenkraft nicht so sehr, als es anders Semiotiker gethan haben, er unterscheidet auch sehr gut zwischen Ermüdung, Unterdrückung, und wahrem Mangel der Kräfte, und giebt die Verhältnisse genau an, unter denen das eine oder das andere Statt hat. Recht sehr gut sind besonders die Umstände angegeben, unter denen die Kräfte unterdrückt sind, und die Ursachen, von denen diese Unterdrückung abhängt. Diese Bestimmungen sind bey der ausübenden Heilkunde von ganz vorzüglicher Wichtigkeit, indem sie dem Arzt ganz allein die Wege zeigen müssen, die er einzuschlagen hat, um die Kräfte zu erhöhen; und um dieses zu bewirken, sind die reizenden und analeptischen Mittel sehr oft angewendet worden, wo schwächende Mittel, die Aderlässe und andere Ausleerungen von grossem Nutzen gewesen seyn würden. Rec. hätte nur gewünscht, dass der Vf. mehr in das Specielle gegangen, und besonders über die Verhältnisse der Kräfte bey einzelnen Arten von Krankheiten und unter besondern Umständen der Körper genauere Rücksicht genommen hätte. Auch der Artikel vom schweren Hinunterschlucken, als Kennzeichen, ist sehr gut ausgearbeitet. Die Bestimmung der grössern oder geringern Gefahr von demselben ist ganz nach den Ursachen, die dasselbe bewirkten, vorgetragen. Auch die Bemerkung, die der Vf. S. 109 vor-

vorträgt, dafs die meiften Ruhrkranken fterben, bey denen die Krankheit mit ftarkem Erbrechen beginnt, ift wahr, und verdient Aufmerkfamkeit. Manche andere Sätze des Vf. leiden indeffen auch Einfchränkungen, obfchon es Rec. diefem Lehrbuch zum Ruhm nachfagen mufs, dafs es weniger als allgemein wahr aufgeftellte, aber nur in einzelnen Fällen wahre Sätze enthält als andere Lehrbücher der Zeichenlehre. So giebt er, S. 10, den Rath, dafs der Arzt bey feinem erften Befuch die Kranken nicht mit zu vielen Fragen beftürmen foll. Wenn er Mittel zur Hebung der Krankheit anwenden foll; fo wird er fich vorher die möglichft vollftändige Kenntnifs von der Krankheit erwerben müffen, und diefes kann nicht gefchehen, als durch die genauefte Ausforfchung derfelben, die natürlicher Weife oft auch vieles Fragen erfodert. S. 20 ift vieles von der grofsern Empfindlichkeit und Reizbarkeit der weiblichen Natur gefagt, nicht bemerkt aber ift, dafs die weibliche Natur doch im Allgemeinen einen höhern Grad von Schmerz auszuhalten fähig ift, als die männliche, daher auch ehedem die Tortur bey Weibern weniger wirkfam war, Geftändniffe herauszubringen, als bey Männern. Rec. kann auch dem Vorfatz des Vf., die Temperamente fo abzuhandeln, wie fie nach den Schulbegriffen des Galens eingetheilt und abgehandelt wurden, feinen Beyfall nicht geben: die Temperamente exiftiren nun einmal fo nicht in der Natur, wie fie Galen nach feiner Theorie von den vier Säften beftimmte und feftfetzte; und wenn diefes der Fall ift, fo hat man keinen Grund dafür, fie in den Compendien der Heilkunde noch als exiftirend aufzuftellen. Manches, was der Vf. den Temperamenten zufchreibt, möchte auch nur felten fich fo verhalten, wie die Sätze: dafs fanguinifche Perfonen gewöhnlich kein Pflafter auf der Haut vertragen, dafs unter fehr heifsen Himmelsftrichen das melancholifche Temperament herrfcht, wie in Italien. Von dem kalten Athem, der bey manchen Krankheiten aus der Lunge geht, fagt der Vf. nur im Allgemeinen, dafs er gefährlich fey. Rec. hätte gewünfcht, dafs er den Urfachen diefer fonderbaren Erfcheinung näher nachgefpürt hätte: nach diefen würde fich auch die relative Gefahr derfelben haben beftimmen laffen. Er begnügt fich überhaupt gewöhnlich nur mit den Erfcheinungen bey Krankheiten, und mit der Beftimmung, ob diefe gut, oder jene bös feyen: da aber diefe Erfcheinungen nur gut oder bös feyn können, in fo fern fie durch die Anlage des Körpers, in dem fie vorhanden find, und durch die Urfachen, die fie bewirken, beftimmt werden; fo fieht man, wie wichtig es ift, den Anfänger immer auf die Urfachen, von denen fie herrühren, zurückzuführen. Auch die Lehre von der Entfcheidung der Krankheiten behandelt der fel. Mann zu wenig nach Grundfätzen einer gründlichen Theorie, und durchaus nach der Meynung der ältern Semiotiker, die überall, und befonders bey Fiebern, eine Krankheitsmaterie als die einzige Urfache des Fiebers vorausfetzten, die aus dem Zuftand der Rohheit in die Kochung übergehen, und dann ausgeleert werden müfste.

Leipzig, b. Gräff: *Joh. Emanuel Giliberts*, der Arzneyw. D. und Profeffors zu Lyon, *Sammlung praktifcher Beobachtungen und Krankengefchichten.* Aus dem Lateinifchen. Nebft einigen Anmerkungen und einem Anhange von *Ernft Benjamin Gottlieb Hebenftreit*, d. Arznew. D. u. öffentl. Lehrer in Leipzig. 1792. 8. XLVI und 448 S. mit einem Kupfer.

Bey diefer Ueberfetzung tritt der in unfern Tagen fehr feltene Fall ein, dafs Rec. die Ueberfetzung mehr als das Original empfehlen mufs. Sie ift vollkommen gut und richtig abgefafst, und läfst fich weit beffer lefen und verftehen, als das in barbarifchem Styl gefchriebene Original. Sie hat auch wegen der ziemlich zahlreichen, gröfstentheils kurzen, aber zur Erläuterung und Berichtigung des Verfaffers nützlichen Anmerkungen des Hn. H. unftreitige Vorzüge vor dem Original. Der Anhang des deutfchen Herausg., S. 431 ff., *von den Gränzen der Heilkräfte der Natur*, ift als Product aus der Feder eines unferer guten Theoretiker, und bey der Lage der Heilkunde in unfern Tagen, als ein Wort zu feiner Zeit geredet, lefenswerth. Manche fchreiben bey Krankheiten den Heilkräften der Natur alles zu, und fetzen den Nutzen der ausübenden Heilkunde und das Verdienft des Arztes herab: andere thun das Gegentheil. Ueberhaupt verbindet man mit den Worten: Heilkräfte der Natur, undeutliche Begriffe, und es ift daher allerdings wichtig, diefe Heilkräfte und ihre Gränzen zu beftimmen. Krankheiten heilen heifst die Urfachen und Wirkungen derfelben wegnehmen, und die Natur kann in dem belebten Körper die Heilung der Krankheiten nicht anders bewirken, als indem fie die Urfachen derfelben wegnimmt, und diefes kann nur durch die Thätigkeit der in dem Körper wohnenden lebendigen Kräfte gefchehen, deren Wirkungen in Bewegungen der Organe beftehen. Diefe Bewegungen werden durchaus durch Reizungen verurfacht, und alle Wirkungen der thierifchen Natur, wodurch Krankheiten geheilt werden, find gleichfalls Bewegungen, veranlafst durch fchädliche, und der Erhaltung des Lebens widrige Reizungen, und vollbracht durch Gegenwirkungen lebendiger Organe. Die Kräfte der Natur, durch welche fie Krankheiten heilt, find alfo nur Modificationen der Kraft, durch welche das Leben befteht. — Man kann annehmen, dafs, viele chirurgifche Krankheiten ausgenommen, faft alle andere Uebel, welche den Körper betreffen, zunächft lediglich durch die eigenen lebendigen Kräfte deffelben geheilt werden. Die Arzneyen wirken faft alle durch das Medium der Lebenskraft, und wo nur immer Krankheiten geheilt werden, da erfolgt die Genefung durch die lebendigen Kräfte des Körpers: die Arzneymittel find daher nur veranlaffende Urfache der Genefung. Aber die Lebenskraft ift befchränkt, und ihre Wirkung ift an die Organifation gebunden. Mehrere andere Urfachen können die Empfänglichkeit der lebendigen Theile für Reizungen erhöhen, oder ihnen eine fehlerhafte Richtung geben. Der Vf. theilt nun die Krankheiten in Hinficht auf ihre

Heil-

Heilbarkeit durch die Kräfte der thierischen Natur ein: 1) in solche, deren Heilung durch diese Kräfte bewirkt werden kann, 2) in solche, deren Heilung durch diese Kräfte bewirkt werden muss; 3) in solche, wo die Genesung nie durch die Kräfte der Natur, folglich auch nicht durch die Kunst, ausser etwa durch die Chirurgie, bewerkstelligt werden kann; und 4) in solche, welche die Natur nur durch Hülfe der Kunst heilt. Unter die Krankheiten, welche weder durch die Heilkräfte der Natur, noch durch die Kunst zu bezwingen sind, rechnet der Vf. alle die, welche mit einer Zerstörung der Organisation der Theile verbunden sind, und wo höchstens nur die Chirurgie in gewissen Fällen Hülfe leisten kann, desgleichen auch solche, deren Ursache durch keinen in der thierischen Natur gedenkbaren Grad von Kraft entfernt werden kann, z. B. fehlerhafte Bildung, Ausartung, Austrocknung der Theile u. dgl., und solche, deren Ursache die Lebenskraft unmittelbar vernichtet, oder ihre Wirksamkeit in einzelnen Theilen aufhebt. Die Krankheiten dagegen, bey denen die Heilkräfte der Natur durch die Kunst unterstützt werden müssen, sind 1) Krankheiten mit verminderter Thätigkeit der Lebenskraft; 2) mit starker Erschlaffung; 3) mit zu grosser Empfänglichkeit der Faser gegen die Reize; 4) wo die Reaction der lebenden Kräfte gegen die Ursache des Uebels wegen mechanischer Fehler der festen Theile nicht Statt haben kann; 5) wo die Reaction der Kräfte mit Störung solcher Verrichtungen verbunden ist, von denen das Leben abhängt; 6) bey ungestümen Ausleerungen; 7) bey gewissen Krankheitsstoffen, z. B. den venerischen; 8) bey Krankheiten mit Verminderung der Lebenskraft, und bey Fortdauer der äusserlichen Ursachen, die sie bewirkten.

SCHÖNE KÜNSTE.

Passau, b. Ambrosi: *Figaros Hochzeit, oder List über List.* Ein scherzhaftes Singspiel in 4 A. Nach Mozzarts (Mozart's) Musik. Aus dem Italiänischen (Italienischen) des Abbate *da Ponte.* 1795. 109 S. 8.

Alle Anmerkungen in dieser Uebersetzung sind roth gedruckt, und so hat das Ganze das Ansehen eines Landkalenders. Ueber das Werk selbst sagen wir nichts; Musik deckt liebevoll die Fehler der — Operndichter zu. Die Gesänge in dieser Oper sind — wie in den meisten — erbärmlich, z. B.:

Schreib's hinter die Ohren —
ich bin seine Mutter —
ich hab' ihn geboren! — — —
— — — — — — — —

Nun ist die Gasse wieder rein
die schöne Venus ging hinein:
Herr Mars rennt aber an,
ich bin ein *anderter* Vulkan,
ich fange sie und ihn! etc. etc.

An Provincialausdrücken ist auch in dieser Uebersetzung kein Mangel.

Berlin, b. Maurer: *Der Process, oder Verlegenheit aus Irrthum.* Lustsp. in 2 Handl., von *Carl Herklots.* 1794. 109 S. 8.

Ein niedliches kleines Stück, das durch einen natürlichen Gang der Handlung, einige schöne Situationen, muntere Laune, und durch einen reinen lebhaften Dialog sich unter der Menge auszeichnet. Die Idee dieses Nachspiels ist zwar nicht neu; allein sie ist mit Einsicht bearbeitet; man stösst auf ächt comische Züge; der Witz ist leicht, ungezwungen und treffend; die handelnden Personen sind wahr gezeichnet; nirgends ist Ueberladung. Doch vielleicht sind dies eben so viel Gründe, an dem glücklichen Erfolge dieses Stückes zu zweifeln: feiner Witz erregt oft Langeweile; das liebe Publicum will *gekneipt* seyn; was nicht Carricatur ist, wird nicht selten als fad und alltäglich verworfen. Auch dies Stück hat Mängel, und die Tongeber werden nicht ermangeln, sie ins Licht zu setzen; weil einfache, natürliche Darstellung auf sie keinen Eindruck mehr macht.

Dresden u. **Leipzig**, b. Richter: *Marcus Flaminius*, oder ein Gemälde römischer und deutscher Sitten aus dem Zeitalter des Tiberius, in drey Bänden. — Erster Band. 1794. 399 S. 8.

Herzlich gram sind wir den Romanen, welche ihren Gegenstand aus der Geschichte entlehnen, einige Hauptzüge derselben beybehalten, und dann aus ihrer mehr oder minder glücklichen Einbildungskraft ersetzen, was an einzelnen Zügen fehlt, oder nicht so ganz in ihren Kram taugt. Der unwissende Leser, und andere giebt es wohl bey dergleichen Quacksalbereyen wenige, glaubt, wirkliche Begebenheiten erzählen zu hören, erblickt die Welt in ganz eigner Gestalt, belehrt wohl andere, wie wir Beyspiele erlebt haben, aus seiner Romanen-Lectüre über die Thaten der Vorzeit, und ärgert sich gewaltig, dass die verderbene Nachkommenschaft so ganz von ihren Urvätern ausgeartet ist, welche geniemäsig nie alltägliche Handlungen zu Schulden kommen liessen, und nebenbey tüchtig fluchen, schimpfen, saufen, und wer weiss was noch alles konnten. Aber eine ehrenvolle Ausnahme macht das gegenwärtige Buch, ob es gleich nichts mehr und nichts weniger als ein Roman ist, der Verwicklung und Begebenheiten aus der römischen und deutschen Geschichte entlehnt. Keine Thatsache wird durch unpassende Nebenbegriffe verunstaltet, die einzelnen Züge, welche der Schriftsteller sich dichten musste, um dem Ganzen Leben und Fülle zu geben, sind so ganz in dem Geist des Zeitalters gedacht, das die Handlung darstellen soll, verrathen ein so fruchtbares Studium in den Meisterwerken der Römer, dass auch der misstrauische Kritiker nur selten Anstoss, nicht leicht Ursache zum Tadel findet; und diese Vorzüge in Kenntniss und Auswahl erhebt ein leichter, blühender, reiner Styl, der

ohne den Schwulst der gewöhnlichen Kraftphrasen nöthig zu fühlen, sicher den befriedigten Leser an das Ende des Buches leitet. — Der Faden der Erzählung beginnt mit Hermanns entscheidendem Sieg gegen den Varus. Unter der Menge erschlagener oder verwundeter Römer befindet sich auch Marcus, ein Abkömmling aus dem edeln Geschlechte der Flaminier. Seine Zudringlichkeit zum Tode rettet ihn aus der Zahl von Menschenopfern, welche die Deutschen der Gottheit zur Feyer des errungenen Sieges brachten. Er wird das Eigenthum eines cheruskischen Oberhaupts, das ihn nicht als Sklaven behandelt, sondern ihm einige Jahre hindurch hinlängliche Freyheit und Gelegenheit giebt, Sitten und Gebräuche des Volks kennen zu lernen, unter dem er als Gefangener lebt. Die erlangten Kenntnisse, so wie seine Schicksale, schreibt er in einer Reihe von Briefen an seinen Freund Septimius in Rom. Sie gewinnen ein höheres Interesse wegen der Dazwischenkunft eines griechischen Sophisten, der ebenfalls als Gefangener unter den Deutschen lebte, aber durch die Gewandheit seines Charakters sich allgemeinen Beyfall, selbst das Zutrauen der Priester erwirbt, und unter dem Schein der Aufklärung den Stamm der Cherusker von der rohen Redlichkeit in einen hohen Grad von Sittenverderbniss zu verleiten weiss. Einzelne Züge verrathen dabey auffallende Anspielungen auf die neuesten Geschichten unserer westlichen Nachbarn. Die Unternehmungen des Germanicus gegen das Innere von Deutschland verschaffen endlich dem Marcus Gelegenheit zur gefährlichen Flucht durch einen brennenden Wald, in welchem er das Glück hat, den bey des Varus Niederlage verlornen Adler der neunzehnten Legion aufzufinden, und dem Heere seiner Landesleute zurücke zu bringen. An der Seite des Germanicus kämpft er nun gegen die nämlichen Deutschen, deren Gefangener er bisher gewesen war, und rettet das Leben seines Nebenbuhlers, welcher die Abwesenheit und den geglaubten Tod des Marcus benutzt hatte, um die Geliebte dieses Römers zur Gemahlin zu erhalten. Endlich begleitet er seinen Feldherrn nach Rom. Der Schilderung von den Sitten der Hauptstadt des grossen Reichs, von dem allgemeinen Misstrauen, welches die hinterlistige, ängstliche Regierung des Tiberius in jedes emporstrebenden Mannes Seele erwecken musste, fehlt es nicht an Wahrheit, an anziehender Darstellung. Die Theilnehmung erhöhet sich noch durch die Erscheinung und Mitwirkung der ungetreuen Geliebten. — So weit der erste Theil, dem ein zweyter und dritter bald nachfolgen wird. — Es kann dem Vf. nicht zum Vorwurf gereichen, dass er alle Hauptbegebenheiten in Deutschland aus *Mannert's Germania* entlehnt, ohne ihn zu nennen, da sich untrügliche Spuren finden, dass er auch die Schriftsteller wirklich benutzt hat, welche beiden als Quellen dienen mussten.

Frankfurt a. M., b. Eichenberg: *Joseph II in der Geisterwelt.* Eine dramatische Phantasie mit Gesang. 1790. 47 S. 8.

Solche Gelegenheitsgedichte, Phantasieen u. dgl. verdienen selten die Aufmerksamkeit der Leser von Geschmack und Einsicht; indessen hat doch dies Gedicht innern Werth. Es ist rein und mit Wärme geschrieben; es ist belebt von wahrem Patriotismus; das Lob, welches dem verklärten Kaiser gezollt wird, ist weit entfernt von höfischer Schmeicheley; die Gesänge haben poetisches Verdienst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Frankfurt a. M.*, b. Fleischer: *Ueber das Beywirkungsrecht der einzelnen Reichsstände zu Reichsfriedenshandlungen*, nach Anleitung des Art. IV. §. 11 der Kaiserl. Wahlcapitulation Leopolds II und Franz II, von *W. L. Medicus.* 1795. 28 S. 8. — Diese Schrift soll lediglich die Anwendbarkeit dieser Stelle des kaiserl. Wahlvertrags auf die vorseyende Friedenshandlungen darthun. Nach einem vorausgeschickten Auszug aus dem Wahlprotocoll Leopolds II, bemüht sich der Vf. zu zeigen, dass der Wahlconvent, bey Abfassung dieser Stelle, sein vorzüglichstes Augenmerk auf Frankreich und die Elsasser Angelegenheiten gerichtet habe; und er hält es für sehr nothwendig, bey dem dermalen mit Frankreich auszumittelnden Frieden, wo es sehr auf Localbeschaffenheiten ankomme, die Gesandten der dabey interessirten Reichsstände zuzuziehen, weil bey einem solchen Frieden viele Sachen vorkommen, von welchen die kaiserl. Gesandten, und selbst die etwa zu ernennende Reichsdeputation nicht wohl unterrichtet seyn können. Er thut zuletzt den wohlgemeynten, aber freylich schwer zu erfüllenden, Wunsch: dass bey Regulirung des in dem Reichsgutachten vom 22 Dec. 1794 (die Reichskriegsmaterie und besonders auch die Einleitung zu einem annehmlichen Frieden betreffend) vorbehaltenen, und in dem kaiserlichen Commissions-Decret vom 10ten Februar 1795 acceptirten, *ferneren Zuthun des Reichs*, auf das genaueste bestimmt werde, wie es in Absicht auf diese Gesandten der einzelnen Stände, mit der Charakterisirung, dem Rang, der Legitimation, der Session, dem Werth der Stimmen, der Concurrenz bey schriftlichen oder mündlichen Verhandlungen mit den französischen und andern fremden Gesandten, besonders der etwanigen Mediateurs u. s. w. gehalten werden solle; indem, wenn alle diese Punkte erst bey dem Congress selbst, und also im Angesicht des Feindes, in das Reine gebracht werden müssten, Unmuth und Misstrauen an die Stelle der allein zum Ziel führenden Vertraulichkeit und Eintracht treten, und dem Ganzen zum empfindlichsten Nachtheil gereichen würden. Die Ausführung ist ziemlich oberflächlich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. Julius 1795.

PAEDAGOGIK.

Jena, in der akad. Buchh.: *Von der sittlichen Erziehung der Jugend.* Aus dem Holländischen übersetzt von *Ad. Fr. Ernst Jacobi*, Superint. in Crannichfeld. 1793. 168 S. gr. 8.

Eine freye Bearbeitung von fünf holländischen Preisschriften: 1) *ten Oever* Bewegungsgründe für Aeltern, ihre Kinder gut zu erziehen. 2) *Wigeri* Beschreibung einer guten sittlichen Erziehung. 3) *Weiland* Beschreibung der geselligen Tugenden, und zugleich allgemeine Mittel, die Kinder in der Schule dazu anzuführen. 4) *Spoelstra*, Einige besondre Mittel, die Kinder bereits in der Schule gesellig zu machen. 5) *Wigeri* Bild eines braven Mannes. Es ist nicht zu läugnen, dass in diesen Auffätzen viele gute praktische Bemerkungen für Aeltern und Erzieher, vorzüglich für Menschen aus den mittlern und niedern Ständen niedergelegt sind, hauptsächlich in No. 2 und 3; und dass diese von Einsicht, pädagogischer Erfahrung und einer aufgeklärten Denkungsart zeigenden Preisschriften den bessern deutschen Schriften verwandten Inhalts nicht viel nachstehen. Allein man darf eben so wenig ganz neue Ansichten der Dinge, ein sehr tiefes Eindringen und eine sorgfältige Absonderung der Grundsätze der Klugheit von den Grundsätzen der Sittlichkeit erwarten, welche man am meisten in dem aufgestellten Musterbilde eines braven Mannes vermisst! S. 41 muss in der Ueberschrift des §. 15 *Kargheit* für *Krankheit* gelesen werden.

Berlin, b. Felisch: *Praktisches Lehrbuch zur Bildung eines richtigen mündlichen und schriftlichen Ausdrucks.* Zum Gebrauch für Schullehrer, von M. *Joh. Chstph. Vollbeding*, Diac. zu Luckenwalde. 1794. 170 S. gr. 8.

Zum Richtigreden und Richtigschreiben gehört, dass man erst richtig denken lerne. Daher fängt das Lehrbuch mit Uebungen des Verstandes an. Darauf folgen grammatische, dann orthographische Uebungen; nähere Vorbereitung zu schriftlichen Auffätzen; von den eigentlichen Uebungen im Style, und zuletzt der abhandelnde Unterricht im Style. Der Vf. geht in einer natürlichen Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern fort; erläutert alles durch Beyspiele, und giebt gute Hülfsmittel und Kunstgriffe zur Erleichterung des Jugendunterrichts an die Hand.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hildburghausen, b. Hanisch: *Physisch-medicinische Beobachtungen, an verschiedenen Orten in Spanien gesammelt von Thiery: Nebst einigen Betrachtungen über den Aussatz, die Pocken und die Lustseuche.* Aus dem Französischen übersetzt von D. C. *P. Fischer*, Herzogl. Hildburgh. Hofmedicus. 1794. XXXII u. 326 S. *Zweyter Theil*, 272 S. 8.

Diese Beobachtungen, die in einem sehr guten Styl geschrieben und sehr gut übersetzt sind, sind von dem trefflichen französischen Arzte, der sich durch seine *médecine experimentale* einen grossen Namen schon lange erworben hatte. Sie sind in den Jahren 1753, 1754 u. 1755 gemacht worden, und enthalten treffliche Beyträge zu einer medicinischen Beschreibung mehrerer Gegenden von Spanien. 1. Von Spanien, und von Castilien insbesondere. Das ganze Reich liegt sehr hoch, und wird von Gebirgen auf der einen Seite sowohl begränzt, als hin und wieder durchschnitten. Die Luft ist trocken und heiter, und die Hitze nicht so fühlbar, als in niedriger liegenden Ländern. Zu Aranjuez beschwerte man sich bey einer Wärme von 23 Graden über Kälte; und eine Hitze von 28 bis 32 Graden, bey der man in Paris ersticken möchte, ertrug man in Castilien Wochen und Monate lang sehr gut. Auch die Gänge in den Höfen der Häuser sind trefflich angelegt, um die Hitze in denselben weniger empfindlich zu machen. Die Nahrungsmittel sind in Spanien sparsamer, als in Frankreich, enthalten aber mehr Nahrungsstoffe, als in kalten Ländern, daher die Enthaltsamkeit der Einsiedler in Asien und Aegypten zu erklären ist, bey welcher der Körper nicht viel litt. Die Körper der Einwohner sind stark und vierschrötig, ohne eben dick zu seyn, und die meisten Fremden, die einem in Spanien begegnen, scheinen ein aufgedunsenes Gesicht zu haben, wenn man sie mit den Nationalen vergleicht. Die Runzeln im Gesicht sind selten. Aus den alten Rüstungen, die man hin und wieder in alten Schlössern findet, sieht man, dass auch der ehemalige Schlag von Menschen in Spanien klein war. Die Haut verliert bald ihr lebhaftes Colorit. Man trifft auch bey dem gemeinen Mann Witz und Scharfsinn an, mit vieler Achtung gegen sich und seines Gleichen. Das Volk ist fröhlich, scherzhaft, und sein Stolz ist oft weiter nichts, als Wirkung seiner Freymüthigkeit und seiner natürlichen Stärke. Der Castilianer bleibt bey seinen Gebräuchen, und ahmt nicht den Sitten des Hofes und der Hauptstadt, auch nicht fremden Völkern nach. Er ehrt seine Gesetze und seine Religion, und auch unter den gering

geringsten und ärmsten sind Verbrechen selten. Die Bemerkungen, welche der Vf. über den Einfluss des Druckes der Atmosphäre auf Denkungsart und Sitten der Menschen macht, desgleichen über das Bedürfniss der physischen und moralischen Reizungsmittel in warmen Klimaten, und über den Einfluss des Klima in Spanien auf die politische und religiöse Denkungsart der Einwohner zeugen von der feinsten Beobachtungsgabe des Vf., und sind der Aufmerksamkeit in einem hohen Grad werth. II. Von Madrid. Von der Stadt spricht eigentlich der Vf. gar nicht, sondern nur von ihrer Lage, der Temperatur der Luft darinnen, von dem Wasser u. dgl. Von den Krankheiten der Einwohner spricht er wenig, handelt aber im vierten Capitel von der in und um Madrid herrschenden Kolik. Es war die Kolik von Poitou, welche ein ganzes Jahr lang in der Stadt epidemisch herrschte, und die Kranken auf das heftigste peinigte. Die Abhandlung über diese Krankheit ist weitläuftig, und enthält eine Menge feiner und neuer Bemerkungen, die es sehr verdienen, in dem Werke selbst nachgelesen zu werden; auch von der Kur handelt Hr. Th. weitläuftig; gedenkt aber doch des Alauns und überhaupt der zusammenziehenden Mittel weniger, als die neuern englischen Aerzte, die von Mitteln dieser Art grossen Nutzen bemerkt zu haben versichern. Er sucht die Ursache dieser Krankheit vornehmlich in der Luft, nicht in der Nahrung, dem Getränk, oder in schädlichen Künsten und Handwerken: von der Verfälschung des Weines mit Bley könne das Uebel auch nicht herkommen, denn das Volk sey zu unverdorben, als dass man glauben könnte, dass solche schädliche Betrügereyen unter ihm Statt fänden. Die Luft ist in Madrid zu trocken und zu scharf: auch der Wechsel zwischen der Hitze bey Tage und der Kälte bey Nacht ist zu beträchtlich. Schon Citois bemerkte, dass man der Krankheit mehr unterworfen wurde, so wie das Tragen des Pelzwerks aus der Mode kam. Man kann ihr daher auch in Madrid vorbeugen, wenn man nur die allzuscharfe Luft zu verbessern sucht, indem man ihr mehrere Feuchtigkeit beymischt. Auch muss man wässerigen und verdünnten Stoff häufig geniessen, z. B. seifenartige Früchte, oder Honig, weil die Nahrungsmittel zu trocken sind, und der Nahrungsstoff in ihnen zu concentrirt ist. Rheumatismus und Gicht herrschten zugleich mit der Krankheit, und der ganze Verlauf des Uebels und seine äusserlichen Ursachen bestätigten die Meynung, die schon seit langer Zeit ein scharfsinniger deutscher Arzt, (Hr. Strack,) öffentlich geäussert hatte, dass die Kolik von Poitou eine arthritische Ursache zum Grund habe. Der Vf. beschreibt noch etliche andere epidemische Constitutionen, die er in Madrid im J. 1754 beobachtet hat, und die grossentheils entzündlich waren. Man bemerkte von der Speckhaut auf dem Blute nicht sehr viel; und doch gieng die Entzündung sehr schnell in den Brand über. Ein nachlassendes Fieber. Die Fieberrinde schadete offenbar, gewiss wegen der Anlage zu Entzündungen, bey welchen sie nie gute Dienste leisten kann. Nach der Genesung war sie wirksamer zur Verhütung der Rückfälle. Man findet überhaupt hin und wieder in diesem Werk Geschichten, welche beweisen, dass die Fieberrinde zum Nachtheil der Kranken gegeben wurde, und es scheint wirklich, als wenn in Castilien, wo die festen Theile der Einwohner von Natur sehr gespannt sind, der Fall, die Rinde geben zu müssen, seltener einträfe, als z. B. in England. — Rheumatische und katarrhalische Krankheiten sind wegen der in Madrid an jedem Tage so veränderten Temperatur der Atmosphäre äusserst häufig, erfodern aber das Aderlassen nicht so, wie in Frankreich. Wenn man sich dem schneidenden Wind aussetzt, so ist man sicher, dass der ihm ausgesetzte Theil schmerzen wird. Im Herbst sah Hr. T. einst eine so allgemeine Seuche von dreytägigen Fiebern, dass ein königlicher Bau, aus Mangel der Handwerker, die insgesammt Fieber dieser Art hatten, eingestellt werden musste. — Die Lungensucht ist in Castilien weit fürchterlicher, als anderswo, und wahrhaft ansteckend. Krankheiten des Unterleibes sind häufig, Wurmkrankheiten dagegen selten, desgleichen Steinkrankheiten. Ungeachtet der scharfen Luft und des Gewürzes, besonders des Pfeffers, welcher häufig genossen wird, sind Hautkrankheiten selten. V. Aranjuez, Escurial, und Ildefonso. Um Aranjuez trifft man Bäume und Lustwälder an, da die andern Castilianer sie weghauen, und das Land in Castilien fast durchaus ohne Bäume ist. Der Schatten von den Bäumen, den man in allen warmen Ländern so sehr sucht, ist dem Castilianer unangenehm. Escurial ist den Winden äusserst ausgesetzt; Die Gesundheit aber leidet von ihnen nicht, weil sie nicht so scharf und schneidend sind, als anderwo.

Zweyter Theil. I. Von Merida. In Estremadura ist der Wechsel der Witterung ausserordentlich gross. Oft brennt die Sonne im Januar so heftig, dass man es nicht aushalten könnte, wenn kein Wind wehete, und wenn Nordwind herrscht, so ist es auch in den Hundstagen so kalt, dass man den Seitenstich davon bekommen kann. Der Unrath fliesst in Merida durch die Strassen: eine unzähliche Menge von Würmern kriecht in der Nacht auf der Erde herum: die Kloake unter der Stadt, noch ein Werk römischer Grösse und und Pracht, sind verstopft, und verderben die Luft, welches auch durch das stillestehende Wasser der Guadiana geschieht, und dennoch sind Seuchen in der Stadt selten. Eben wegen des so schnellen Wechsels der Luft sind rheumatische, katarrhalische und entzündliche Krankheiten am häufigsten, und die Schwindsucht ist fast immer unheilbar, falls man sie in den ersten Zeiträumen auch noch so gut behandelt. Die Steinkrankheiten, die in Merida sehr häufig sind, schreibt der Vf. dem Spargel zu, der zwischen der Saat wild wächst, und von den Einwohnern äusserst häufig genossen wird. Er erzeuge den Stein durch seine harntreibenden Kräfte, indem er die flüssigen Säfte aus den ohnedem sehr ausgetrockneten Körpern ausführe. II. Almaden. Die Stadt hat nur gegen 500 Häuser. Die zwey Hauptbergwerke liegen an der Südseite der Stadt, und ein grosser Theil der Stadt ist unterminirt. Das Quecksilber findet man zum Theil als Jungfernquecksilber, grösstentheils aber mit Schwefel vererzt. Die Arbeiter kommen

men schon als Knaben von 12 Jahren in die Bergwerke: über 60 Jahre wird kein Bergmann alt. (Dieses Alter ist verhältnissmässig sehr hoch, und die trockene und heisse Luft mindert sicher den Schaden, den sonst das Quecksilber den Arbeitern so sicher bringt. Man hat schon Knochen aus Gräbern gegraben, aus denen Quecksilber floss, und den Schmelzern gehen sichtbare Quecksilberkügelchen durch den Stuhl ab. Merkwürdig ist es, dass Würmer auch unter denen so gemein sind, die in die Bergwerke verdammt sind, da doch das Quecksilber sonst ein so sicheres Wurmmittel ist. Die Lustseuche ist äusserst häufig, aber auch äusserst gelind. Der Vf. schreibt dieses den Quecksilberdämpfen zu. III. Von Saragossa. IV. Von Navarra, diesem grossen, durch die getrennten Pyrenäen gebildeten Thal, welches eine sehr gute Temperatur der Atmosphäre, hinlängliche Früchte, und sehr guten Weinbau hat. Die Menschen auf den Pyrenäen sind klein, wie die Bäume, die auf hohen Bergen nicht hoch wachsen. V. Von St. Sebastian und Bilbao. Tapferkeit der Biscayer. In diesem Lande verrichtet der Edelmann die niedrigsten Arbeiten, weil jeder Einwohner ein Edelmann ist. St. Sebastian. Die Stadt hat 573 Häuser, und gegen 12,000 Seelen. VI. Von Asturien. Die Erde ist mager, und man muss sie jährlich mit Kalk düngen. Die Feuchtigkeit ist in dieser Provinz ausserordentlich gross, und man sieht im Sommer an hohem Mittag auf den Gewächsen, die gegen die Sonne etwas geschützt sind, den Thau noch. Daher haben auch die Vegetabilien wenig feste Bestandtheile, und geben beym Verbrennen äusserst wenig Asche. Die Blumen haben einen äusserst schwachen Geruch, und die Früchte nur wenig Geschmack. Selbst das Getraide hält sich nur zwey Jahre, und das Mehl nur etliche Monate. Würmer, Katarrhe und Lungensuchten sind äusserst häufig: auch die Krätze ist einheimisch, und hängt mit von der unreinen Lebensart der Seeleute und Fischer ab. Sie herrscht sogar zuweilen epidemisch. Noch sind kachektische Krankheiten, alle Arten von Hautausschlägen, Kröpfe und dicke Hälse, Nervenkrankeiten, Gemüthskrankheiten und Hämorrhoiden sehr gemein. Mehrere Arten des Aussatzes, und auch der heftigste Grad dieses Uebels, der Knollenaussatz, kommen noch sehr oft vor, und in der Provinz sind noch jetzt zwanzig Spitäler voller Aussätzigen. VII. Von Galizien. Auch in diesem Königreich ist der Aussatz noch sehr gemein. — Nun folgen die auch auf dem Titel bemerkten Betrachtungen über den Aussatz, die Pocken und die Lustseuche. Man ist Meister über den Aussatz geworden, der nur noch in einzelnen Winkeln von Europa, und auch da selten gesehen wird: sollte man nicht auch so glücklich seyn können, diese Herrschaft über die Pocken und die Lustseuche auszudehnen? Was der Vf. über die Entstehung und Verbreitung der letztern Krankheit im Jahr 1774 in Paris niederschrieb, ist in unsern Tagen weit besser von deutschen Gelehrten untersucht worden: merkwürdig ist es indessen doch, dass er, wie nachher Hensler gethan hat, das Entstehen der Lustseuche aus America mit starken Gründen bezweifelt, und behauptet, die Krankheit sey in dem Zeitpunkt, da sie entstund, gleich einer Epidemie ausgebrochen. Er spricht auch von der Verhütung der Verbreitung der Lustseuche, die eher zu wünschen als auszuführen seyn möchte. Bey den Pocken würde es sicherlich leichter möglich seyn, den Verheerungen, die sie anrichten, Schranken zu setzen: aber auch da thürmen sich Hindernisse auf, die die wohlgemeynten Rathschläge etlicher neuerer Menschenfreunde noch lange vereiteln werden.

Breslau: *Verachtung und Mitleid, oder Leben und Reisen eines Leipzigers oder Jenensers.* Für empfindsame Seelen. Mit einem Kupfer. 1794. 364 S. 8.

Dies ist bereits die 2te Auflage einer im J. 1791 erschienenen Schrift. Schon der Titel lässt etwas Abentheuerliches erwarten. „Ich habe," so erklärt sich der Vf. darüber, „meiner Geschichte den Titel Verachtung und Mitleiden aus dem Grunde gegeben, weil ich mich der Verachtung leider! würdig gemacht habe; ob ich aber Mitleid verdiene, muss ich erstlich erwarten. Leipzig ist zwar mein Geburtsort: allein da ich in Jena erzogen wurde, so kann ich mich sowohl einen Leipziger als auch Jenenser nennen." Die gar wunderbaren Abentheuer des Vf. auf einer Reise nach Ostindien können allerdings eine gewisse Classe von Lesern sehr unterhalten; sie erinnern an die vor einigen Jahren erschienene Lebensgeschichte des vielgewanderten Gothaischen Schusters, der indess mehr Geist und innern Gehalt hat, als der Held dieser Geschichte, ob dieser gleich Kaufmann, Apotheker, Arzt, Schriftsteller und Soldat in einer Person ist. Die Geschichte seiner Jugendschicksale und seiner jugendlichen Verirrungen ist mit einer Umständlichkeit erzählt, und mit Einmischung so vieler kleinlichen Dinge und Persönlichkeiten, die gar nicht für das Publicum gehören, und die man nicht, ohne zu gähnen, lesen kann. Indessen kann sich mancher junge Thor, der auf ähnlichen Wegen mit dem Vf. sich befindet, daran spiegeln! Der Vf. verspricht noch einen zweyten Theil seiner Lebensgeschichte zu liefern. Er heisst *Jenisch*, und hat sich vor Kurzem, um sich aus einem trostlosen und verzweifelten Zustande herauszureissen, unter einem Corps der im englischen Solde stehenden Ausgewanderten annehmen lassen.

Heidelberg, b. Pfähler: *Erzählungen*, von *Marianne Ehrmann*, Verfasserin von Amaliens Erholungsstunden. 1795. 293 S. 8.

Diese elf prosaische Erzählungen empfehlen sich, gleich den übrigen Schriften der Vfn., nicht allein durch die moralischen Hinsichten, sondern auch durch einen grossen Reichthum an Menschenkenntniss, durch richtige Bemerkungen, durch herzangreifende Scenen, durch natürliche Schilderungen, und durch Leichtigkeit des Vortrags. In der *ersten* Erzählung sind die Stufen, nach welchen eine unglückliche Person von gutem Gemüth so weit herabsinken kann, dass sie eine feile Dirne

 wird,

wird, so wie die Mittel, wodurch sie gerettet und gebessert wird, so angegeben, wie in vielen andern Romanen. Dass aber dasselbe Mädchen, nachdem sie in der ersten Ehe reich geworden, in der zweyten Ehe ihren, indessen verarmten, Erretter glücklich macht, ist zu romanhaft. Die *zweyte* Erz. ist nicht sowohl Geschichte, als nur ein sehr alltägliches Gemälde von der Hartherzigkeit gegen Arme. In der *dritten* wird ein Schnupftuch redend eingeführt, welches seine verschiednen Besitzer (eine etwas verbrauchte Fiction) charakterisirt, wodurch die Vfn. Gelegenheit zu nützlichen Satyren über weibliche Sitten erhält. Die *vierte* Erz. macht den Satz anschauend, dass das gutherzigste Mädchen in einen Abgrund von Lastern gerathen kann, wenn sie nicht durch Erziehung Grundsätze erhält, die sie vor Leichtsinn bewahren. Der Leichtsinn zieht hier die schrecklichsten Folgen nach sich, die die Vfn. mit den schwärzesten Farben schildert. Der *fünfte* Auff. ist nur eine kleine Skizze, und stellt die schädlichen Sitten der meisten Gouvernantinnen in einem kleinen Dialog dar. Die *sechste* Erz. ist aus der mittlern Geschichte Italiens entlehnt, und enthält ein Beyspiel von ungewöhnlicher Seelengrösse und Heroismus eines Weibes; der Ausgang erregt eben so viel Bewunderung, als Entsetzen. Die *siebente* beweist, wie leicht Frauenzimmer durch Armuth an den Rand des sittlichen Verderbens geführt werden können. Dass ein junger Mann, der bey der Gattin, die er sucht, mehr auf Vorzüge des Geistes, als auf Reize des Körpers sieht, die 48jährige Mutter der 16jährigen Tochter vorziehen kann, ist begreiflich; dass er aber, wie der Leser in der *achten* Erz. überredet werden soll, über der abschlägigen Antwort der Mutter durch Blutsturz und hitziges Fieber seinen Geist aufgeben könne, ist zu unwahrscheinlich. Die *neunte* Erz. ist wieder nur Skizze, daher auch der Ausgang den Leser keineswegs befriedigt. Die *zehnte* Erz. ist die schauderhafteste unter allen: ein armes Dienstmädchen, durch einen schlauen Verführer entehrt, wird erst zur Diebin, und dann zur Kindermörderin. Zum Beschluss wird in der *elften* Erz., als einem Nachtrag zu der vorhergehenden, der Verführer von dem wiedervergeltenden Strafgerichte getroffen, geräth in denselben Kerker, worinn die Verführte geschmachtet, und stirbt zuletzt an Gift, das ihm sein eignes Weib beybringt. Die *sechste* und *zehnte* Erz. ausgenommen, sind die übrigen Erzählungen ganz kurz, weil sie nicht viel Verwicklung haben, und die Vfn. nicht gern unnöthig viel Worte macht. Die Begierde, sich natürlich auszudrücken, ist unstreitig Ursache, dass der Vfn. zuweilen einige zu familiäre Redensarten entwischen, z. B. *butterweich*, *brühweich*, *eingenistelt*, eine *eingeschrumpfte* Seele, sie war *zusammengedonnert* u. s. w. Vor provinciellen Ausdrücken hat sie sich sorgfältig gehütet, nur einmal haben wir S. 103 *macht voran*, für *eilt euch*, und nur einmal das schwäbische *Mein!* gefunden.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Salzburg*, b. May'r: *Entwurf der Schulerziehungskunde* zum Gebrauche seiner Vorlesungen von *Fr. Mich. Vierthaler*. 1794. 109 S. 8. (6 gr.) Ein äusserst kurzer Umriss, in welchen aber eine grosse Anzahl von Gegenständen zusammengedrängt, die wichtigsten Angaben vom Erziehungswesen der Alten beygebracht, und mit dem, was die Neuern darinn geleistet haben, verglichen werden; worinn ferner der Umfang der Erziehung bestimmt, und diese durch ihre einzelne Theile verfolgt wird, mit Hinweisung auf die wichtigsten Schriften sowohl der Neuern als der Alten, eines Plato, Cicero und Quinctilian, und mit einer in wenige Worte gefassten Beurtheilung der verschiednen Meynungen, Grundsätze und Methoden. Angehängt sind mehrere Paragraphen über die Sokratische Methode, die aus des Vf. Geist der Sokratik ausgezogen sind. Die Schrift verräth den nachdenkenden, belesnen und sachkundigen Pädagogiker, der auch an der fortschreitenden Aufklärung des Zeitalters lebendigen Antheil nimmt, und sie für die Wissenschaft der Erziehung benutzt, welcher er schon verschiedne Schriften gewidmet hat. Ueber einzelne Meynungen und Grundsätze wollen wir den Vf. nicht anfechten; aber bey einer neuen Auflage wünschten wir hie und da eine tiefere Begründung seiner Urtheile, z. B. gegen die Campische Behauptung: die Erziehung sey kein Gegenstand der Gesetzgebung, oder gegen Rousseau's Grundsatz: die Erziehung müsse mehr negativ als positiv seyn.

SCHÖNE KÜNSTE. *Danzig*, in der Brücknerschen Buchh.: *Charlotte Wernau*. Schausp. in 5 Aufz., von *J.* 1794. 92 S. 8. Wässerichte, oft fehlerhafte, Sprache, mangelhafter Plan, fade Räsonnements, unrichtige Charakteristik, Giftmischerey, unnatürliche Entwicklung etc. sind die Bestandtheile dieses — Schauspiels. Charlotte, die Frau eines Kaufmanns, liebt einen Studenten; doch hat sie die *eheliche Treue noch nicht verletzt*. Ihr Mann will diesen Umgang nicht dulden, und seine Frau auf das Land führen. Der Liebhaber überredet Charlotten, ihr Mann wolle sie in ein Kloster stecken; und giebt ihr ein Pulver, welches, wie er vorgiebt, Schlaf verursacht, und bittet sie, es in eine Flasche Rheinwein, den bey Tische nur ihr Mann trinkt, zu werfen. Sobald er eingeschlafen sey, wolle er sie dann entführen. Charlotte befolgt alles. Ihr Gatte ist dem Tode nahe; dessen Bruder, ein junger Arzt, entdeckt alles; überführt seine Schwägerin ihrer Schandthat; verfertigt selbst einen Verhaftsbefehl, um den Liebhaber zu arretiren. Da aber Wernau nicht stirbt, der Liebhaber von einem andern, der sein vertrautester Freund war, ist verführt worden; da Charlotte die bitterste Reue empfindet; so — lässt er den galanten Cicisbeo ungehindert ziehen. — Dies ist der magere Stoff dieses Products, der schülerhaft genug verarbeitet ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. Julius 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Kopenhagen, b. Proft, Sohn u. Comp.: *J. R. Deiman*, d. A. W. D. u. Mitgl. der Utrechter Provincialgesellschaft, *von den guten Wirkungen der Elektricität in verschiedenen Krankheiten.* Aus dem Holländischen. Mit einigen Anmerkungen und Zusätzen von *Carl Gottlob Kühn*, der Arzneyw. D. u. öffentl. ausserordentl. Lehrer in Leipzig. — *Erster Theil.* 341 S. *Zweyter Theil.* 1793. 312 S. 8.

Es ist bekannt, dass die Elektricität wider die verschiedensten Krankheiten angewendet wurde, und dass sie bald von ausserordentlichem Nutzen, bald ohne Wirkung, bald schädlich war. Dieses musste natürlicher Weise die Aerzte darauf leiten, dass sie untersuchten, wie die Elektricität in dem menschlichen Körper wirke, was sie bewirke, und bey welchen Krankheiten man sich vortheilhafte Wirkungen von ihr versprechen könne. Tissot war einer der ersten, der dieses alles genauer zu bestimmen sich bemühte: indessen auch nach der Zeit, da der Brief *de variolis, apoplexia et hydrope* erschienen war, erfuhr die Elektricität noch sehr oft dasselbe Schicksal, was so viele andere nützliche Mittel gehabt haben. Sie wurde ohne Unterschied, und ohne Rücksicht auf das, was sie leisten kann, bey allen Krankheiten angewendet, und für ein unzuverlässiges Mittel erklärt, wenn sie den Wünschen der Aerzte nicht entsprach. — Wenn wir aber auch in unsern Tagen ziemlich bestimmt wissen, was die Elektricität in dem lebenden Körper des Menschen bewirkt; so ist es doch sehr zu loben, dass der Vf. den Anfang damit machte, dasjenige, was in dem belebten Körper auf die Anwendung der Elektricität erfolgt, kurz und richtig anzugeben, und zugleich die Regeln festzusetzen, die man bey Anwendung der Elektricität allemal zu beobachten hat. Die Elektricität bewirkt Vermehrung des Pulsschlages, der Wärme und der Ausdünstung: sie besitzt ferner eine besondere Kraft die Thätigkeit der Nerven und der Muskelfasern zu erhöhen. Sie wird daher bey allen Krankheiten aus verminderter Thätigkeit der festen Theile, aus langsamem Umlauf des Blutes, aus Lähmung und gehemmter Ausdünstung, mit Nutzen angewendet werden können. Bey den letzten beiden Krankheitsarten wird es aber immer darauf ankommen, unter welchen Umständen beide, sowohl die Lähmung, als die Folgen der gehemmten Ausdünstung, vorhanden sind. Um nun zu zeigen, wider welche Krankheiten die Elektricität mit Nutzen angewendet worden ist, hat der Vf. aus allen Schriftstellern, die er nur erhalten konnte, die Fälle, wo dieses Heilmittel sich nützlich gezeigt hat, gesammelt, unter gewisse Rubriken gebracht, und so abdrucken lassen. Er erzählt, und zwar grösstentheils mit den eigenen Worten der Urheber, die Beobachtungen des *Schäffer, de Haen, Spengler, Hartmann, Quelmalz, Kratzenstein, Sauvages, Jallabert, Odier, Veratti, Lovett, Symes, Ferguson, Wesley, Dickson, Saunders, Hiortberg, Lindhult, Strömer, Bonn, Martens, Krieger, van Velzen, van Nooten, Jansz, Dewisch, Scrini, Paulson, R. Whytt, Schulz, Jones, Brydone, Floyer, Hey, Sigel, Allemand, Strömer, Lindhult,* und anderer. Es wäre aber besser gewesen, nur die Hälfte von Fällen und noch weniger zu liefern, dafür aber diese genauer und richtiger pathologisch zu bestimmen. Wenn die Fälle, welche die Wirksamkeit eines Mittels wider eine bestimmte Krankheit bestätigen sollen, nicht genau nach allen den besondern Umständen, die damit verbunden waren, beschrieben werden, so kann der angehende Praktiker, der das nämliche Mittel wider diese Krankheit auch braucht, ohne auf die Umstände, unter denen es geholfen hat und allein nützlich seyn kann, gehörig Rücksicht zu nehmen, sehr oft wirklich Schaden stiften. Dieses ist bey der Elektricität, welche das stärkste unter den erregenden Mitteln ist, mehr als bey fast jedem andern Mittel der Fall gewesen, und ist es alle Tage noch.

Der zweyte Theil ist ganz von der Hand des Herausgebers. Er hat in diesem die Fälle von dem Nutzen der Elektricität, die er in den Schriften der Gelehrten fand, die Deiman nicht genutzt hatte, oder nicht nutzen konnte, gesammelt, und unter bestimmten Rubriken abdrucken lassen. Vor jedem Abschnitt steht eine Erläuterung über die Natur und Ursachen der Krankheit, wider welche sich die Elektricität nützlich bewiesen hat; dann folgt die Beschreibung einzelner Fälle dieser Krankheit, theils aus gedruckten Werken genommen, theils aber auch von mehrern Aerzten und Liebhabern der Heilkunde dem Vf. mitgetheilt. Voran stehen Nachträge zu Joh. Georg Krünitz Verzeichniss der vornehmsten Schriften über die Elektricität, Leipz. 1769, wo besonders auf solche Schriften und Fälle Rücksicht genommen ist, die die medicinische Elektricität betreffen. Es wird zugleich der wesentliche Inhalt der Schriften angegeben. — Von den Wirkungen der Elektricität auf den Puls. Van Trooftwyk und Krayenhoff läugneten aus theoretischen Gründen und aus Versuchen diese Wirkung des elektrischen Bades; andere bemerkten, dass sich der Puls bey demselben vermehre, und dieses ist offenbar die wahre Wirkung dieses so mächtig reizenden Mittels. — Von den Galvanischen Versu-

chen, die Kräfte der thierischen Elektricität auf die Bewegung der Muskeln betreffend. — Von dem Nutzen der Elektricität bey Lähmungen. Richtig bemerkt der Vf., dafs sie in vielen Fällen, wo die Ursache des Uebels unüberwindlich ist, nicht von Nutzen seyn kann, und dafs sie auch bey vorhandener Vollblütigkeit schädlich ist. (Sie wird überhaupt als reizendes Mittel allemal mit grofser Vorsicht angewendet werden müssen, wo schon heftiger Reiz vorhanden ist, daher wird sie auch bey Versetzungen der Krankheitsmaterien auf irgend einen beträchtlichen Nervenast nicht unbedingt angewendet werden können, weil mit dieser Vollblütigkeit und heftige Reizung sehr oft verbunden seyn kann. Es kommt überhaupt bey Beurtheilung der Anwendbarkeit dieses Mittels nicht so viel auf die gelegentliche Ursache an, welche bey Erregung der Krankheit im Spiel war, als auf die Disposition des Körpers, und auf die Umstände desselben, unter denen die Krankheit vorhanden ist, die durch die Elektricität gehoben werden soll. Es ist daher bey Bestimmung der Anwendbarkeit der Elektricität nicht hinreichend, wenn man sagt, sie sey zur Heilung der Lähmungen von Leidenschaften, von Krämpfen, von Giften, von starken Ausleerungen, von Fiebern u. f. f. nützlich gewesen, und wenn man Fälle, um dieses zu beweisen, anführt; sondern es mufs dabey immer auf die Anlage des Körpers, und auf die Umstände, unter denen die Krankheit existirt, gesehen werden.) Von dem Nutzen der Elektricität gegen die Fallsucht. Sie sey sicher angezeigt bey der *epilepsia plethorica* des Sauvages, wenn unterdrückte Blutausleerung der Grund derselben sey. Rec. glaubt: nicht immer, sondern wenn mit der unterdrückten Blutausleerung zugleich Atonie und Erschlaffung verbunden ist. Dieser Meynung scheint auch Hr. K. in der Folge zu seyn, indem er bemerkt, dafs alle Mühe vergeblich sey, wenn Vollblütigkeit bey dieser Krankheit zum Grunde liege. — Von dem Nutzen der Elektricität bey Wechselfiebern, wo sie von einigen unbedingt angerathen worden ist. Sie wird bey Wechselfiebern mit Atonie ein wirksames Mittel seyn: bey solchen aber, die mit übermäfsiger Reizung und mit Vollblütigkeit verbunden sind, wird sie schaden. Sie kann auch nicht immer mit Nutzen wider Wechselfieber und andere Krankheiten von gehemmter Ausdünstung angewendet werden. Es ist zwar nicht zu läugnen, dafs sie die Ausdünftung erregt: aber eben so richtig ist es, dafs die Ausdünftung in mehr als einem Fall nur durch schwächende und erschlaffende Mittel bewirkt werden kann. — Von den Wirkungen der Elektricität gegen Krämpfe und Zuckungen. Wider das Zahnweh bey der Schwangerschaft, und wider den scorbutischen Zahnschmerz sey die Elektricität nicht anzuwenden, wohl aber wenn der Schmerz von holen Zähnen, oder von katarrhalischer, rheumatischer, arthritischer u. f. f. Materie abhange. Die Zahl der Fälle von den guten Wirkungen der Elektricität bey rheumatischen Schmerzen und bey der Gicht, die Hr. K. gesammelt hat, ist sehr grofs; er giebt auch die Umstände, unter denen sie bey diesen Krankheiten Nutzen schaffen kann, befriedigend an. Bey der Taubheit führt er die Arten an, die Sauvages aufgestellt hat, und zeigt bey jeder, ob die Elektricität etwas wider sie vermöge. Auch von dem Nutzen der Elektricität bey dem grauen Staar sind etliche Beobachtungen gesammelt worden: desgleichen kommen auch viele Fälle vor von dem Nutzen der Elektricität zur Beförderung der monatlichen Reinigung und zur Heilung der Frostbeulen. — Ueberhaupt ist sowohl Deimans Werk, als die Zusätze des Hn. Kühn zur Uebersicht der Krankheiten, wider welche man die Elektricität angewendet hat, sehr zu empfehlen, und der Fleifs, der besonders im zweyten Theil von Hn. K. angewendet worden ist, die Beobachtungen der Aerzte zu sammeln, die Deiman nicht erwähnt hatte, oder nicht erwähnen konnte, verdient den Beyfall derer, die sich für Gegenstände dieser Art interessiren.

Leipzig, b. Hertel: *Alexander Hamiltons Unterricht in der Behandlung der Frauenzimmer- und neugeborner Kinder-Krankheiten.* Mit einigen Fällen und gewählten Recepten. Aus dem Englischen. 1793. 327 S. 8.

Es ist eine zum Volksgebrauch, besonders für die gebildete Classe, geschriebene Anleitung zur Kenntnifs und Behandlung der Krankheiten der Weiber, sowohl in dem Zustand, wenn sie nicht schwanger sind, als in der Schwangerschaft, während der Geburt, und im Wochenbett, und zur Kenntnifs und Heilung der vornehmsten Kinderkrankheiten. Die Erläuterungen des Vfs. über die Krankheiten der Weiber und Kinder, und seine diätetischen und medicinischen Vorschläge haben dieses mit Anleitungen dieser Art, die man auch in vielen andern Büchern findet, gemein, dafs sie für Aerzte unzureichend, als Anleitung aber für Layen in der Kunst zu unbestimmt sind, und daher meistens mehr Schaden als Nutzen stiften. Die allermeisten Krankheiten, von denen er redet, sind nicht hinlänglich und so beschrieben, dafs sie der Laye aus den Zufällen erkennen könnte: und die Therapeutik derselben ist nur selten genau nach den Umständen, unter denen sie existiren, angegeben, worauf doch in jedem Werk zur praktischen Heilkunde, und besonders wenn es nicht für Aerzte bestimmt ist, alles ankommt. Daher sind im Allgemeinen genommen seine diätetischen Vorschläge besser und richtiger: die medicinischen dagegen sind sehr unbestimmt, ob er es schon nicht fehlen läfst, seine Leser fleifsig zu erinnern, in nur einigermafsen zweifelhaften Fällen einen Arzt zu fragen. So empfiehlt er z. B. die so adstringirende Eichenrinde, *oder* die Fieberrinde zur Stärkung nach jedem übermäfsigen Abflufs der monatlichen Reinigung: so behauptet er allgemein, die Nachwehen seyen bey Wöchnerinnen *nie* gefährlich, und schlägt zu ihrer Heilung alle acht Stunden fünf und dreifsig Tropfen Laudanum vor, (eine in den Händen des Nichtarztes bey weitem zu grofse Dosis!) So empfiehlt er zur Bildung und Beschützung der Brustwarzen bleyerne Ringe und Hüte, desgleichen auch beym Wundwerden der Warzen Auflösungen von Bleyzucker, und bedenkt nicht, dafs man auf diese Art, selbst bey Behutsamkeit im Gebrauch dieser Mittel, den Kin-

dern

dern mit der Milch schleichendes Gift beybringen kann. Auch etliche andere von seinen Vorschlägen sind sonderbar. Man soll z. B. den käseartigen Ueberzug, den das Kind mit auf die Welt bringt, nicht abwaschen, sondern trocken werden lassen: dann dorre dieser Ueberzug wohl selbst ab, und falle in einigen Tagen in Stücken ab. Rec. giebt gern zu, dass dieses geschehen werde; aufrichtig aber bedauert er jedes Kind, welches man der Marter aussetzt, diesen Ueberzug auf seiner Oberfläche erhärten zu lassen, der die zarte Haut auf die mannichfaltigste Art reizen, und Schmerz und Unbehagen genug erregen wird: der bey Beobachtung dieses Vorschlages gehemmten Ausdünstung gar nicht zu gedenken.

Hannover, b. Helwing: *Ueber den Schlagfluss, vorzüglich der Nerven.* In einer freyen Uebersetzung von *Wilhelm Franz Domeier*, der Arzneyw. und Wundarzn. Dr. 1791. 267 S. 8.

Warum Hr. D. den Namen des Vfs. nicht auf dem Titel angezeigt hat, der doch auf dem Leipziger Nachdruck von 1790 steht, sieht Rec. nicht ein: denn wenn er etwa durch Verschweigung des Vfs. dem Buche hätte mehrern Abgang verschaffen wollen, so hätte er auch unter der Vorrede die Unterschrift: Franz Zuliani weglassen sollen. Da es eben wegen des Leipziger Nachdrucks in Deutschland an lateinischen Exemplaren dieses nützlichen Buches nicht fehlen konnte; so hätte sich Hr. D. die Mühe es zu übersetzen ersparen können, besonders da die Uebersetzung nicht unter die ganz wohlgerathenen Arbeiten dieser Art gehört. Rec. hat etliche Seiten mit dem lateinischen Text verglichen, und bemerkt zur Bestätigung seines Urtheils nur folgende Fehler: §. 182 sind die Worte: *qui stertit*, nicht übersetzt. §. 188: *his quidem hominibus indicare prodesset quod illis imminet, periculum, ut in quibusdam atmosphaerae constitutionibus sibi caverent ab iis quam maxime, quae sanguinem commovere valent eumve in caput cogere; scilicet ne vinum, nisi parce, potent, ne horizontaliter jaceant nimis, aut lecto strati legant*, wird so übersetzt: *Die Gefahr, welche solchen Menschen droht, muss man ihnen anzeigen, damit sie in jeder Art, der sie umgebenden Luft, alles zu entfernen suchen, was das Blut in Bewegung setzt, und zum Kopf führt. Vorzüglich müssen sie den Wein nur mässig geniessen, horizontale Lage des Körpers meiden, nicht liegend lesen.*

Leipzig, b. Junius: Dr. *William Pargeter's theoretisch-praktische Abhandlung über den Wahnsinn.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt. 1793. 124 S. 8.

Die Uebersetzung hat Hn. D. Michaelis in Leipzig zum Vf., und ist mit Fleiss und Treue abgefasst. Das Buch selbst gehört, wie auch Hr. *M.* in der Vorrede zugesteht, unter die mittelmässigen. Der Vf. hält die Erregung des Gehirns (Cullens *excitement*) für die gewöhnlichste nächste Ursache des Wahnsinns, und spricht weitläuftig von dem Wahnsinn, der in England von methodistischer Schwärmerey veranlasst wird, von dem er auch mehrere Fälle ausführlich beschreibt. Er liefert auch keine eigene praktische Anleitung den Wahnsinn zu behandeln, sondern geht die Classen der Mittel durch, die wider diese Krankheit empfohlen worden sind, und beurtheilt sie. Etliche Krankengeschichten wahnsinniger Personen hat Hr. M. aus dem *London medical Journal* und aus dem *medical Museum*, desgleichen aus seiner eigenen Praxis und aus etlichen andern Schriften beygefügt. Das dem Werke von dem Uebersetzer vorgesetzte chronologische Verzeichniss der Schriftsteller über den Wahnsinn ist äusserst unvollständig; überhaupt sind auch die dem Buche beygefügten Anmerkungen von keinem Belang.

Frankfurt, b. Andreä: *Sammlung der neuesten Beobachtungen englischer Aerzte und Wundärzte für das Jahr 1790*, von *Samuel Foart Simmons*, D. und Präsident des Königl. Collegiums der Aerzte in London. Aus dem Englischen. 1791. 324 S. 8.

Da das Londner *medical Journal*, aus welchem diese Beobachtungen übersetzt sind, schon in unsern Blättern angezeigt ist; so bemerken wir bloss, dass die Uebersetzung dieses Jahrganges 41 Aufsätze über verschiedene Gegenstände der Heilkunde und Wundarzneykunst enthält, und dass sich dieselbe sowohl durch die Sorgfalt, die der Uebersetzer angewendet hat, seine Arbeit gut zu machen, als auch durch correcten Druck und gutes Papier empfiehlt.

GESCHICHTE.

Riga, b. Hartknoch: *Heinrich von Jannau*, Predigers in Lais, *Geschichte von Lief- und Ehstland*, pragmatisch vorgetragen. Erster Theil. 1793. 444 S. 8.

Auch nach Hn. Friebe's Handbuch nicht überflüssig, vielmehr in mancher Hinsicht diesem vorzuziehn. Beide charakterisiren sich selbst treffend genug durch ihre Titel. Hr. F. wollte *ein Lesebuch für jedermann* liefern, Hr. v. J. *eine pragmatische Geschichte.* Dieser drängt denn die Resultate der fremden und eigenen Untersuchungen, für den ernsteren Forscher, in kräftige Skizzen zusammen, wenn jener sie als ausgemahlte Schilderungen dem Dilettanten anziehend zu machen sucht. Dieser erste Band (der auch einen Theil vom 3 u. 4. St. d. Hüpelischen Neuen Nord. Miscellaneen ausmacht) geht bis zum Jahr 1560. Die Hauptabschnitte ergeben sich aus den Hauptveränderungen des politischen Zustandes von Liefland.

Der Beschreibung jeder Periode sind pragmatische Bemerkungen angehängt, über Regierungsform, Kirchenverfassung, Gesetze, Handel, wissenschaftliche und sittliche Cultur. Durchaus bemerkt man ein sorgfältiges Studium der Quellen, worunter, selbst für die frühern Zeiten, wenig gebrauchte und noch gar nicht genutzte vorkommen. So verwickelt, besonders vom

 Ende

Ende des 13 Jahrh. an; die politischen Verhältnisse der verschiedenen Landesinhaber werden, so ist es Hn. v. J. doch gelungen, eine gewisse, bey Hn. F. vermisste, Einheit zu erhalten, die immer eine leichte Uebersicht des Ganzen gewährt. Sein hauptsächlichstes Augenmerk hat der Vf. darauf gerichtet, die Entstehung der nachherigen und jetzigen Landesverfassung aus ihren ersten Keimen sorgfältig zu entwickeln. Daher auf den Zustand der Bauern, auf die verschiedenen Arten von Besitzungen, auf die Abgaben, besonders auf die gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Landesstände (in sofern dieses Wort hier passt) schon in den frühsten Zeiten so viel möglich ist Rücksicht genommen worden. Er weiss die Data hierzu sehr glücklich aufzufinden. Gelegentlich bestreitet er, als kritischer Forscher, gewisse hergebrachte historische Vorurtheile, wie z. B. das von der *zufälligen* Entdeckung Lieflands; hin und wieder jedoch zu absprechend; wie S. 379. Denn, mochte Iwan Wasiljewitsch II auch noch so viele Vorzüge haben, so kann man ihn doch (ohne in den Lieblingsfehler des Zeitalters zu verfallen, dem zufolge alles Bewunderte jetzt herabgesetzt und alles Verrufene gepriesen wird), von dem Vorwurfe der Tyranney durchaus nicht freysprechen.

Der zweyten Periode aus den Herrmeisterlichen Zeiten hätte wohl durch historische Kunst mehr sollen nachgeholfen werden, da das innere Interesse der endlosen Zänkereyen so gering ist. Aber auf die äussere Form seines sonst so schätzbaren Werks hat der Vf. überhaupt nicht genug Fleiss verwendet. Er erlaubt sich nicht bloss viele Nachlässigkeiten in lästiger Wiederholung gewisser Worte und Wendungen, in fehlerhafter Wortstellung und in Härten des Ausdrucks, sondern man stösst auch sehr oft auf ganz ungewöhnliche, dunkle, undeutsche Redensarten. So, gleich auf den ersten Blättern: eine *freygemachte* Vermuthung; Nationen deren Sprache verschiedene Völker *auszeichnet;* sie haben sich mit den Littauern *verwandt* und vermischt; jemanden an seine Pflicht *triftig* erinnern. Manches freylich muss Druckfehler seyn, wie Stepfan. — Christopf. — Er vertheidigte Dorpat mit allen *Kriegszeichen*. Unterdessen lässt sich der Leser sein Vergnügen an einem interessanten Buche auch durch Kleinigkeiten nicht gern stören.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Mainz*, b. Crass: *J. R. Roth*, von *dem kaiserl. Empfehlungs- und Ausschliessungsrecht bey deutschen Bischofswahlen*, ein Programm zur Antwort auf die Briefe zweener Domherren über diesen Gegenstand. 1790. 86 S. 8. — Der Vf. (Professor des Staats- und Lehnrechts zu Maynz), hatte in seinem Lehrbuche über das Staatsrecht der Reichslande, seine Grundsätze von dem kaiserl. Empfehlungs- und Ausschliessungsrecht bey den Bischofswählen, dahin geäussert: dass beides dem Kaiser zwar zustehe; jedoch ersteres ganz *unbeschadet der Wahlfreyheit*, — indem die Wählenden, nur bey sonst gleichen Qualitäten der Candidaten, auf eine kaiserl. Empfehlung verehrliche Rücksicht zu nehmen hätten, — letzteres aber nur in dem Fall, wenn aus gegründeten Ursachen zu befürchten stehe, dass diese oder jene Person, wenn sie Infel und Schwerd erhalte, dem Reiche und der Kirche *wahre* und *grosse* Nachtheile zufügen werde. Diese Lehre ward in einer anonymischen Schrift: *Ueber das kaiserl. Empfehlungs- und Ausschliessungsrecht bey deutschen Bischofswahlen, — Fortsetzung der Briefe zweener Domherren* etc. 1789 auf eine sehr empfindliche Weise angegriffen, und des *Widerspruchs*, der *Neuheit* und des *Ungrundes* beschuldiget; wogegen sich der Vf. nunmehr in einem ebenfalls sehr beissenden Ton rechtfertiget, und sich deshalb, sowohl auf die Zeugnisse anderer mit ihm einstimmigen Publicisten, *Mosers*, *Schmidts*, *Schilters* etc. als auf mehrere ältere und neuere Beyspiele dieses ausgeübten kaiserl. Vorrechts, beruft.

Vermischte Schriften. *Halle*, im Zeitungscomtoir: *Deutschlands Erzähler für die aufgeklärten Zeiten*. Ersten Bandes Erster Vierteljahrgang. 1791. 96 S. 8. (Ladenpreis 5 gr. für die Pränumeranten broschirt 3 gr.) — Sollte eigentlich heissen: Vademecum für Schusterjungen und Mägde aus der letzten Classe. Leute, die nur einigermassen auf Bildung Anspruch machen, werden solche Sudeleyen gewiss nicht lesen.

Schulschriften. *Weimar*; Prolusione: *quid sit, docere fabulam*, docere conatur *Car. Aug. Böttiger*. 1795. 16 S. 4. — Eine sehr deutliche Auseinandersetzung eines sehr verwickelten Gegenstandes. Wir können hier nur das Vornehmste ausheben, was dieser reichhaltige Auffatz nebst vielen andern Dingen enthält. Die ältesten griechischen Schauspieldichter waren zugleich Schauspieler, und da sie doch nicht alle Rollen in ihren Stücken besetzen konnten, zogen sie sich eine Anzahl Tänzer und Sprecher oder Sänger zu, welche sie dann an die Choragen verdungen, die auf eigne Kosten die Schauspiele aufführten. Das Geschäft des Dichters (*docere fabulam*) war ein doppeltes. 1) Musste er die Tänzer in neuen Tänzen und in dem Gebehrden- und Minenspiel unterrichten, das den Gesängen des Vorsängers (*Coryphaeus*) angemessen war. 2) Musste er die Spieler, welche die Worte des Dichters als Recitativ declamirten, unterrichten, welches in ältern Zeiten, da die Schreibkunst noch nicht sehr üblich war, und auch noch späterhin so geschah, dass der D. den um ihn versammelten Schülern ihre Rollen vorsagte, und ihnen dabey die nöthige Anweisung in der Declamation und Gesticulation gab. So wurden die Rollen unter Anleitung des D., der zugleich Schauspieldirector war, einstudirt. Diese sogenannte *Didaskalia* der Schauspieldichter verspricht der Vf. in einer künftigen Abhandlung aus den alten Kunstwerken noch mehr zu erläutern und anschaulich zu machen. Auch kündigt er ein eignes Werk über das Maschinenwesen des alten Theaters nach dem Pollux an, von welchem man sich, zufolge der vom Vf. über diese Gegenstände gelieferten Proben, grosse Aufklärungen des alten Theaterwesens versprechen darf.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Julius 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Augsburg, in der Wolffischen Buchh.: *Erklärung der heiligen Schrift* nach dem buchstäblichen und geistlichen Verstande. Aus den heiligen Vätern und aus andern bewährten Schriftstellern der Kirche gezogen, von *H. le Maistre de Sacy*, Priester etc. Aus der neuesten französischen Ausgabe übersetzt durch einige Benedictiner in Banz. Dritter Band. Das zweyte u. dritte Buch Moysens. 700 S. Vierter Band. Das vierte und fünfte Buch Moysens. 836 S. Fünfter Band. Die Bücher Josua, Richter und Ruth. 626 S. Sechster Band. Erstes, zweytes und drittes Buch der Könige. 900 S. Siebenter Band. Das vierte Buch der Könige und die zwey Bücher Paralipomenon oder der Chronik. 766 S. Achter Band. Die Bücher Esdras, Tobias, Judith, Esther. 778 S. Neunter Band. Das Buch Job. 736 S. Des alten Bundes zehnter Band. Die zwey Bücher der Maccabäer. 544 S. 1788—1793. 8.

Hiemit ist nun die Ueberfetzung des sehr dickleibigen Commentars des Hn. Sacy über die historischen Bücher des A. T. geendiget. Zu bedauern ist es, dass man noch zu unsern Zeiten in irgend einem Winkel von Deutschland an den elenden Erklärungen eines Augustinus, Basilius und anderer solcher Ausleger, die weder Sprachkenntnisse, noch Kritik, noch Geschmack besassen, einen Gefallen finden, und die freyere und dem Geiste des Alterthums mehr angemessene Behandlung der biblischen Schriften verschmähen könne. Wir würden den Commentar, wenn er in dem 15ten Jahrhunderte oder früher geschrieben wäre, für die damalige Zeit sehr nützlich und zweckmässig halten. Soll er aber noch jetzt von einigem Nutzen seyn, so muss man annehmen, dass die Exegese der h. Schrift ganz gegen den Gang der übrigen Wissenschaften in einigen Jahrhunderten gar keine Fortschritte gemacht habe, und die Erläuterungen, die damals dem Forschungskreise der Gelehrten entsprachen, auch jetzt noch ausreichen. Auslegungen aus dem Mittelalter können freylich noch jetzt mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden; man versetzt sich in Gedanken in den damaligen Umfang der Ideen, die einem Bibelleser vorschwebten, und in den Gesichtspunkt, aus welchem er die Bibel betrachtete. Wenn aber ein Schriftsteller unsers Jahrhunderts so ganz in dem Geiste jener an Kenntniss sehr eingeschränkten, an Muth und Kraft gelähmten, kurzsichtigen und dürftigen Ausleger schreibt, wie Hr. *S.*, und wenn noch unter ihm einige Stufen erniedrigte Menschen (denn ein Ueberfetzer ist doch allemal unter seinem Original), wie die Benedictiner zu Banz, dergleichen Bücher verdollmetschen und durch *prologos galeatos*, wie der vor dem zweyten Bande, gegen Andersdenkende in den Schutz nehmen können: so empört sich unser ganzes Gefühl, und wir befürchten, dass, so lange es noch Zellen giebt, es auch Plätze geben werde, die das Licht der Wahrheit nie ganz erhellt. Hin und wieder scheint eine Anmerkung von den Ueberfetzern zu stehen, die zu der Dürftigkeit des Originals ein schickliches Verhältniss hat; z. E. bey 2 Mos. 10, 15 wird etwas von den Verheerungen der Heuschrecken in China aus Eskuche angeführt, und mit der Erinnerung geschlossen: — *Wenn dieses wahr ist; so ist das hier geschehene Wunder um so leichter zu begreifen.* 12, 34 wird Harman citirt. Aus Michaelis werden oft Bemerkungen entlehnt 16, 14. 16. 28, 6 u. f. Die Ueberfetzer müssen aber dem Werke des sel. Michaelis noch nicht vielen Geschmack abgewonnen haben. Denn hätten sie diese starke Speise, die er auftischt, vertragen können; so würde ihnen die Milchspeise, oder vielmehr Wasserbrühe des Hn. *S.* angeekelt haben. Bey der Lesung der Vorrede zum 4 u. 5 B. Mos. S. 5 ist es uns zweifelhaft geworden, ob sie von Sacy oder den Benedictinern zu Banz herrühre. Sie mag nun aber von diesen oder jenem seyn, so wird der Begriff *Tod eines Gottes* S. 4 von Jesu gesagt, unmöglich gebilliget werden können. Doch vielleicht glaubt man durch solche unschickliche Ausdrücke die Erbauung zu befördern; denn dass diese mehr, als Gelehrsamkeit durch das Werk beabsichtet sey, wird 5 B. S. 626 zugestanden. Wie wenig aber solche ungereimte Behauptung den vor Augen gehabten Zweck zu erreichen im Stande ist, wird einem jeden einleuchten. Noch viel weniger wird die Erbauung durch die mystischen Deutungen, die fast bey jedem Capitel vorkommen, und aus dem heil. Augustin grösstentheils genommen sind, befördert werden. Was muss ein aufgeklärter Christ denken, wenn ihm z. E. bey der Eroberung Jerichos, Jos. VI, gesagt wird: Jericho stelle die Liebhaber der Welt, die Gottlosen und Bösen vor, die Trompeten seyen die evangelischen Prediger, das Herumtragen der Arche sey die Verkündigung der göttlichen Worte; oder in der Geschichte Simsons, Richt. XV, dass die Füchse, welche Simson zusammengebunden, und in die Felder der Philister geschickt habe, die klugen Männer andeuten, welche durch die Flammen der göttlichen Liebe entzündet, dem heidnischen Aberglauben ein Ende gemacht haben, und Simson selbst, Jesum Christum vorstelle. Wo dem Vf. Augustinus, Hieronymus, Gregor der Grosse u. a. Kirchenväter nicht hinlängliche Genüge leisten, da müssen vornehmlich *Estius* und *Ser-*

varius aushelfen. Man weiſs aber, in was für einem Geiſte dieſe die Bibel erklärt haben.

In der Vorrede zum 9 Bande oder *Job* verſichert der Ueberſetzer, in ſeinem Originale vieles ausgeſtrichen und Erklärungen eingeſchoben zu haben, die aus den Werken der Proteſtanten, hauptſächlich des ſel. Michaelis, weil nach Sacy und Calmet unter den Katholiken ſich keiner an dieſes Buch gewagt hat, genommen ſind. Zu wünſchen wäre es, daſs nach dieſem vernünftigen Plane der ganze Sacy bearbeitet worden wäre. Hiob XIX wird von der Hoffnung der Auferſtehung erklärt. Obgleich auch in dieſem Buche die Capitel des Commentars die Ueberſchrift: *Buchſtäblich- und geiſtlicher Verſtand* haben, und Hiob zum Vorbilde Chriſti gemacht iſt, ſo wird doch ſelten eine allegoriſche Erklärung vorgetragen, und der Vf. ſchränkt ſich auf den Wortverſtand ein, der ihm zu moraliſchen Bemerkungen Stoff giebt. Die beiden Bücher der Maccabäer, welche in dem 10ten oder letzten Bande enthalten ſind, werden durch keine hiſtoriſche oder geographiſche Unterſuchungen, die hier an ihrer rechten Stelle ſtehen würden, erläutert, ſondern zu moraliſchen Endzwecken benutzt, wobey es denn auch an typiſchen Begriffen nicht fehlt.

Von der Gelehrſamkeit der Ueberſetzer giebt der gleich zu Anfang vorkommende Fehler *Authentik* für *Authentie* S. IX einen nicht zu ihrer Ehre ausfallenden Beweis, und wenn man durch den einen Sprachfehler abgeſchreckt wird, mit Vergnügen weiter zu leſen: ſo wird man noch viel weniger, man mag aufſchlagen wo man will, durch die Ausführung der Materien zu einer fortſchreitenden Lectüre aufgemuntert.

KINDERSCHRIFTEN.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Verſuch eines Leitfadens beym chriſtlichen Religionsunterrichte für die ſorgfältiger gebildete Jugend.* Künftig für die allgemeine Schulencyklopädie beſtimmt, jetzt zur Prüfung und Verbeſſerung vorgelegt, von *Joachim Heinrich Campe.* 1791. Zweyte Ausgabe, 1792. Dritte Ausgabe. 1794. XXII u. 127 S. 8. (6 gr.)

Von einem *Campe* erwartet man nichts gemeines, und Rec. nahm daher auch dieſen Katechismus mit groſser Erwartung in die Hände. Er fand ſie auch in vielen Stücken ſehr befriedigt, vermiſste aber doch auch manches darin, was er zu den erſten Erfoderniſſen eines guten katechetiſchen Lehrbuchs rechnet. Hr. *C.* hat dieſen Leitfaden nur für die *gebildete Jugend* beſtimmt und verſpricht, künftig auch ein ähnliches Lehrbuch für die *niedrigern Stände* auf dem Lande und in den Städten zu verſuchen. Seine Abſicht war, nur die einfachen und weſentlichen Grundlehren der chriſtlichen Religion, nicht aber die theologiſchgelehrten Beſtimmungen aufzunehmen, dagegen andere nöthige, als *vom Menſchen* weitläuftiger auszuführen, alles praktiſch darzuſtellen, die natürliche und chriſtliche Religion mit einander zu verbinden und die letzte als Vernunftreligion zu betrachten, nur wenige gutausgewählte Schriftſteller zu gebrauchen, in Abſicht auf die Sprache alle orientaliſchbildliche Ausdrücke zu vermeiden, and ſich der Kürze, Deutlichkeit und Simplicität im Ausdrucke zu befleiſsigen. Das alles hat Hr. *C.* nun allerdings geleiſtet. Verſchiedene Lehren des Syſtems, als von Dreyeinigkeit, Gottheit Chriſti, dem gänzlichen Unvermögen des Menſchen zum Guten wird man hier vergebens ſuchen; (obgleich ſolche nicht ausgeſchloſſen, ſondern bis zum letzten Unterricht verſpart werden ſollen). Die Lehren ſelbſt ſind ſehr ſimpel und faſslich (in Bezug auf ſeine *Seelenlehre für Kinder*), und überaus praktiſch abgehandelt, beſonders die Lehre von Gott und ſeiner Vorſehung; und hier ſowohl als in der Leichtigkeit des Ausdrucks und Styls bemerkt man mit Vergnügen die Campiſche Manier, obgleich zuweilen einige orientaliſche Ausdrücke, z. E. *Wiedergeburt* doch mit eingefloſſen ſind. Daſs aber Hr. *C.* alles ſo vorſtellt, als wenn er der erſte ſey, der ſeinem Buche dieſe guten Eigenſchaften ertheile, und als wenn alle bisherige Lehrbücher der Religion lauter dogmatiſchen Wuſt, gelehrte Eintheilungen, orientaliſche Ausdrücke u. dgl. enthielten, beweiſt ſeine Unbekanntſchaft mit den vielen neuern Katechismen, in welchen dieſe Auswüchſe längſt abgeſchnitten ſind, vor welchen der Leitfaden des Vf. nur den Vorzug hat, daſs man alle dieſe gute Eigenſchaften mehr als in andern in ihm vereinigt findet.

Dagegen vermiſst Rec. in demſelben die nöthige *Feſtigkeit des Lehrgebäudes,* eine zweckmäſsige *Ordnung* und verhältniſsmäſsige *Vollſtändigkeit* der Materien. Alle Sittlichkeit iſt von Hn. *C.* aus *Religion* hergeleitet und auf Glückſeligkeit als den höchſten Zweck der Menſchheit gebaut. Sein Lehrbuch hat daher auch den Titel: *Leitfaden beym chriſtlichen Religionsunterrichte,* und mit dem Begriff von *Religion* wird ſogleich der Anfang gemacht. Die Ausbildung, Vervollkommnung und Veredlung an Leib und Seele und *die dadurch zu bewirkende Beglückung unſerer ſelbſt* iſt, nach S. 24, *die perſönliche Beſtimmung des Menſchen* und die Pflicht, nach Maaſsgabe unſerer Kräfte und unſers Wirkungskreiſes zu der Vervollkommnung und Beglückung unſerer Nebenmenſchen mitzuwirken, unſere *geſellſchaftliche Beſtimmung.* Dies beweiſt er aus den Anlagen und Fähigkeiten, die uns dazu anerſchaffen ſind, auch dem allen Menſchen eigenen Trieb zur Glückſeligkeit und aus der allgemeinen Erfahrung, daſs dieſer Trieb nicht anders hinlänglich befriedigt werden kann, als wenn wir jene Anlagen und Fähigkeiten zu entwickeln und auszubilden ſuchen. Gleichwohl werden S. 17 f. zu den *Anlagen und Fähigkeiten der menſchlichen Seele* theils die *Anlage zur Sittlichkeit* oder *freyer Wille,* d. i. Fähigkeit, ſich nach Begriffen von Recht und Unrecht, vom Guten und Böſen, ſelbſt zu Handlungen zu beſtimmen, ohne durch thieriſche Inſtincte oder unumgängliche äuſsere Nothwendigkeit dazu gezwungen zu werden, theils der Geſchmack und ſittliches Gefühl gerechnet, und von dem Trieb zur Glückſeligkeit und der Fähigkeit, ſich ſolche zu verſchaffen, ausdrücklich unterſchieden. (Man vergl. auch S. 31. 32.) Warum ſoll denn alſo nicht Sittlichkeit wenigſtens eben ſo ſehr als

als eigene Glückseligkeit die Bestimmung des Menschen seyn? S. 26 werden *sittliches und religiöses Gesetz* von einander unterschieden. Wie können sie aber verschieden seyn, wenn Sittlichkeit ganz allein aus Religion hergeleitet und darauf gebaut wird? Dies hat auch auf einzelne Bestimmungen der Pflichten einen grosen Einfluss. So heisst es S. 111: *Lieben* müssen wir *Gott*, nicht um Gottes willen, sondern um unsertwillen, *weil wir*, nicht aber Gott, *dadurch besser und glücklicher werden*. Wie schief ist das nicht vorgestellt! Freylich können wir Gott nicht glücklicher (glückseliger) machen, als er ist. Aber sollen wir Gott blos lieben, *um uns selbst glücklicher zu machen*, und soll es aufserdem, wenn wir nicht auf den Nutzen sehen, den wir davon haben, ganz gleichgültig seyn, ob wir ihn lieben oder hassen; so würde das eine sehr eigennützige und uns unanständige Liebe seyn. Gott sollen wir lieben um sein selbst willen, weil er unserer höchsten Liebe würdig ist, nicht weil wir Vortheile daraus ziehen. Aufserdem ist auch manches nicht bestimmt genug vorgetragen. *Vergebung der Sünden* ist, nach S. 86, *Austilgung* seiner vergangenen Fehler und Sünden. Dies ist aber dem biblischen Sprachgebrauch ganz entgegen, es sind auch keinesweges die deutlichsten und bestimmtesten Schriftstellen angeführt, sondern nur Ap. Gesch. 3, 19 und Ezech. 30, 14. 15. — S. 92 heisst es: die in der Bibel enthaltenen *Wahrheiten der Religion* werden auch das *Wort Gottes* genannt. Warum nicht auch, nach der angeführten Stelle Röm. 1, 16, *das Evangelium* oder *die göttliche Lehre Jesu?* Die Einwendungen gegen die Nothwendigkeit und den Nutzen des Gebets sind auch nicht ganz richtig vorgestellt; der vornehmste Zweifel besteht nicht darinn, dass Gott um unsers Gebets willen den von Ewigkeit her angeordneten Lauf der Dinge nicht ändern, d. i. *Wunder* thun werde, sondern dass er um unsers Gebets willen seinen weislich angelegten *Plan* nicht ändern, und bey demselben nicht auf das Gebet eines Einzelnen, sondern auf das, was seinen weisen Absichten gemäss ist, sehen könne, und wenn unsere Wünsche mit seinen Absichten übeinstimmen; er diese auch ohne unser Gebet erfülle.

Ein anderer Mangel dieses Lehrbuchs betrifft die *Anordnung der Materien*. Dem christlichen Religionsunterricht ist nach der Art einer schulgerechten Dogmatik eine Einleitung vorausgesetzt, in welcher der Vf. sogleich von Religion anfängt, von natürlicher, geoffenbarter und christlicher Religion, von blindem Glauben und Intoleranz als einer Erfindung betrügerischer, hartherziger und herrschsüchtiger Priester handelt, da doch alles dieses ohne Kenntniss von Gott und dem Menschen etc. wovon erst im folgenden gehandelt wird, schlechterdings unverständlich ist. Die Haupteintheilung ist von dem Menschen, von Gott, der sittlichen Vervollkommnung und der dauernden Glückseligkeit. Dabey wird (S. 27) von der Aehnlichkeit mit Gott und dem Ebenbilde Gottes gehandelt, ehe die Kinder etwas von Gott gehört haben. Die Lehre von der Sünde und der moralischen Besserung wird weitläuftig abgehandelt, ehe der Begriff von Tugend und Rechenschaft festgesetzt ist. Die Sittenlehre ist als der Appendix der Glaubenslehre bis zuletzt verspart worden, so dass es den Anschein hat, als wenn diese nur als Nebensache betrachtet werde. Ueberhaupt ist diese hier sehr zu kurz gekommen, da sie von 127 Seiten nur 16 einnimmt und in 27 Regeln zusammengefasst ist. Der Vf. rechtfertigt zwar dieses in der Vorrede dadurch, dass die besondern Pflichten aus den allgemeinen leicht könnten hergeleitet werden, dass junge Personen eine grosse Menge von Pflichten nicht fassen und merken könnten. Aber warum hat er denn nicht auch eine Glaubenslehre *in nuce* geliefert, wenn er dieses bey der Sittenlehre für nöthig hielt? Pflichten sind doch unstreitig weit leichter zu fassen und zu merken, als viele weitläuftig ausgeführte Religionslehren, und gerade bey jungen Personen ist es am schwersten, dass sie aus den allgemeinen Vorschriften die besondern herleiten. Die Anordnung derselben ist auch nicht die beste; die Selbstpflichten und Socialpflichten stehen willkührlich unter einander. An besondere Bewegungsgründe, Hindernisse und Hülfsmittel, (welches bey einer populären Sittenlehre vorzüglich nöthig ist,) ist gar nicht gedacht worden. Aufserdem trift Hn. *C.* ebenfalls der Vorwurf, der dem neuen hannöverischen Katechismus gemacht worden ist, dass darinn der Lehrer verschiedene Winke erhält, welche die Kinder, die den Katechismus auch in die Hände bekommen, sehr befremden müssen, z. E. die Prüfung der Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion, S. 8. vergl. S. 38 u. 72.

Wir haben mit Fleiss diese uns aufgefallene Mängel anzeigen wollen, weil Hr. *C.* das Gutachten anderer zu erhalten wünscht. Dies erstattet der Rec. dahin: dass, wenn dieses Lehrbuch nach den gemachten Bemerkungen, besonders in Absicht auf die Ordnung, ganz umgeformt wird, es eines der besten und brauchbarsten Lehrbücher seyn werde.

1) Neuwied, b. Haupt: *Der Weg zur Wissenschaft und Tugend*, ein Wochenblatt für Kinder. Von *K. A. Bonner*. 2 Hefte. 1794. 204 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Bremen, b. Wilmans: *Historisch-charakteristische Züge* zur Beförderung gesellschaftlichen Vergnügens und häuslicher Freude, hauptsächlich für die Jugend beiderley Geschlechts. 1794. 279 S. 8. (14 gr.)

3) Hamburg, b. Hoffmann: *Weyhnachtskörbchen für die Jugend*, von einer Dame. (1794) 207 S. 12.

4) Leipzig, b. Sommer: *Weihnachtsgeschenk für gute Kinder* in ihren Fähigkeiten angemessenen Erzählungen. (1794) 160 S. 12. (12 gr.)

5) Ebendas., b. ebend.: *Veilchenblätter*. Ein moralisches Exempelbuch, als Weihnachtsgeschenk für gute Kinder. (1794). 152 S. 12. (10 gr.)

6) Dresden: *Gedächtnisstafel von der Götterlehre und andern Merkwürdigkeiten der Welt*, von *Paul Rud. Gottschling*. 1794. 1 Bogen in Fol. (2 gr.)

Aus Nr. 1 sollen alle nothwendige und nützliche Wissenschaften, als Geographie, Musik, Rechenkunst, Ma-

Mathematik, Sprachen, Geschichte u. s. w. ohne mündlichen Lehrer mit geringem Fleisse auch von dem unfähigsten Schüler auf die angenehmste Art erlernt werden können! Uns sind nur die beiden ersten Hefte zu Gesichte gekommen. Sollte diese Wochenschrift etwa aus Mangel hinlänglicher Unterstützung wieder eingegangen seyn, so darf man freylich mit dem Vf. nicht rechten, dass er nicht alle die Wunderdinge geleistet hat, die seine vielsagende Verheissung erwarten liess. Die ersten Hefte enthalten Syllabir- und Leseübungen, und Unterhaltungen einer Mutter mit ihren Kindern über Gott und über Gegenstände der Moral. Die Mutter spricht sehr schulgerecht über die Religion; die Kinder antworten oft wie Erwachsne; machen Zweifel wie geübte Denker; sind aber auch oft naseweis, vorwitzig, ungezogen und plump in ihren Reden und Handlungen. Die Sprache ist weder allzeit der jugendlichen Fassung angemessen noch rein und edel genug. Die Leseübungen sind durch kleine Bilderchen erleichtert. Da findet man unter andern S. 106 einen Betrunknen unter dem Tische in einer sehr unanständigen Stellung liegen, mit dem Beysatz: *da liegt ein versoffener Hollunk.* Bey S. 107 war es sehr nöthig, dass dem kleinen seyn sollenden Landkärtchen beygefügt ist; *das ist America!*

Nr. 2 dreht sich nicht in dem engen Kreise von Geschichtchen herum, aus welchem der gewöhnliche Schlag der einander ausschreibenden Fabrikanten von Jugendschriften nicht herauszugehen pflegt, sondern ist eine sehr unterhaltende, durch Belesenheit in Schriften mancherley Art, vorzüglich in englischen Zeitschriften, französischen Werken, Reisebeschreibungen u. s. w. erwachsne Beyspiel- und Anekdotensammlung.

Nr. 3—5 Bey den kleinen literärischen Weihnachtsgeschenken, wie sie seit einigen Jahren die Buchhändler den lieben Kleinen machen, scheint man nur auf ein niedliches Aeusseres, artige Küpferchen und anmuthige Erzählungen zu sehen. Die Kinder beschäftigen sich ein paar Wochen damit, wie mit ihrem übrigen Spielzeug. Ehe sie an den Rec. kommen, sind sie gewöhnlich schon vergriffen, verbraucht und — vergessen. Nr. 3 u. 4 enthalten eine ziemlich unterhaltende Sammlung von Geschichtchen, Fabeln, Mährchen, Erzählungen, Liedern, Sprichwortspielen, andern Spielen, kleinen Aufsätzen. Man erkennt überall alte Bekannte wieder. Nr. 4 hat noch mehr Mannichfaltigkeit und Abwechslung. Aber wie kommt S. 105 ein Gespräch über die vernünftige und unvernünftige Behandlung der Kinder in ein Lesebuch für Kinder? Nr. 5 ist eine planmässigere und daher nützlichere Sammlung von Beyspielen zur Erläuterung der sittlichen Vorschriften.

N. 6 ist ein unbrauchbares, abentheuerliches, von Sach-, Sprach-, Schreib- und Druckfehlern wimmelndes Blatt. Voran stehen die *vergötterten Tugenden* mit gar possirlichen Glossen, die vermuthlich witzig seyn sollen, als da sind: *die Armuth (nego); die Ewigkeit (quo modo?); die Freyheit* (aber nicht der Neufranken); *die Fruchtbarkeit* (scil. guter Handlungen); *die Gesundheit (conscientiae); das Glück (queritur); die Sicherheit (valde dubito); der Sieg* (sc. über die Lüste). Am Ende steht: wo ist die *Demuth* geblieben? Dann treten die 12 Himmelsgottheiten auf, worunter auch Bellona ist — 5 Götter der Erde — 3 unterirdische Götter, Pluto, Plutus, Proserpina — 4 Höllen-Furien — 5 Elemente; nämlich: „*adde Geld pro quinto*" sagt der Vf. — Alter einiger Thiere. — Einiger Völker Verehrungen.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Prag u. Wien*, in der v. Schönfeldischen Buchh.: *Die verstossene Tochter (,) oder Edelmuth stärker als Liebe.* Ein Familiengemälde in 5 Auf. Von *Ign. Joh. Gnad.* 1794. 103 S. 8. — In der Vorrede sagt der Vf., er habe den Stoff zu diesem Familiengemälde aus einer Erzählung des Hn. R. Becker, *Edelmuth stärker als Liebe*, genommen. Rec. zweifelt keinen Augenblick an den Vorzügen der Erzählung vor diesem Schauspiele, welches auf der Bühne nie Wirkung machen wird. Der Plan ist alltäglich; der Einfall, dass der alte Hellbach den Nebenbuhler seines Sohnes vorstellen muss, ist — um den gelindesten Ausdruck zu brauchen — zwecklos. Julie ist eine verunglückte Copie der *Lore* in dem Schauspiele des Generals v. Ayrenhof: *Erziehung macht den Menschen.* Die Charaktere sind überhaupt weder richtig gezeichnet, noch ausgeführt, noch theatralisch. Die Sprache ist fehlerhaft, niedrig und schwülstig, und der Dialog wimmelt von österreichischen Provincialausdrücken. Hier die Beweise dieser Vorwürfe: Der Vf. sagt *gepflogen* anstatt *gepflegt*. *Befehle* statt *befiehl.* Er schreibt *Buder* statt *Puder*. — Er schrieb mir gestern durch einen *Geflieffenen* — *Mitsommen*. — Aus *Zeitlang*. — Ein Paar *geschliffene* Augen etc. — „Schicksal! im Spiele des Knabens find ich deinen Schattenriss (?!) — mit angespannten Kräften schlägt dieser seinen Ball himmelan, starrt glühend das Auge seinem schwingenden Fluge nach, schnellt lächzend sein erkohrnes Plätzchen queer auf, queer nieder, um ihn dann stürzend mit desto süsserem Vergnügen wieder zu haschen. — So spielst du mit dem Menschen etc." — „In Adolphs Umgang kann selbst das Laster lieben, und keinen Funken wird es weiter spreyen. — Und ein Mäulchen, das mit Tugend kämpft, ist doch wohl kein Verbrechen." — Was heisst das? — Vater Horaz sagt:

mediocribus esse poëtis
Non Di, non homines, non concessere columnae. —

Was würde er erst von einem solchen Dichter gesagt haben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. Julius 1795.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Crusius: *Ueber Feld- und Gartenproducte,* mit Rücksicht auf das Klima in Deutschland. Für den Naturliebhaber, denkenden Oekonom(en) und Gartenfreund. Von *H. C. Moser.* 2tes Bändchen. 1795. 13½ Bog. 8. (10 gr.)

Jedem Besitzer der im J. 1791 — damals ohne Benennung des Vf. — erschienenen Betrachtungen über Feld- und Gartenproducte (wovon Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 248. seinen Bericht abgestattet hat,) wird ihre gegenwärtige Fortsetzung willkommen seyn; denn sie giebt ihm fernere helle und nützliche Aufschlüsse über die Anwendung der in jenem ersten Theile enthaltenen allgemeinen Grundsätze.

Deutlich und richtig werden im 1ten Cap. aus häufigen Erscheinungen in dem Leben der Thiere und Pflanzen ihre grosen Aehnlichkeiten, auch zugleich ihre wesentlichen Verschiedenheiten bestimmt. Im 2ten Cap. folgt, auf eine kurze literarische Geschichte der Entdeckung des doppelten Geschlechts der Pflanzen, eine genaue Beschreibung, wie die natürliche Befruchtung, vermittelst Ausstreuung des männlichen Blumenstaubes auf den obern Rand des weiblichen Stämpels, oder die Narbe, auf vierfache Art geschieht. Das 3te Cap., welches eine Theorie der künstlichen Befruchtung und zwar besonders der Blumengewächse betrifft, enthält, nach einer vorgängigen Erklärung der Ursachen von der Untauglichkeit der gefüllten Blumen zu ihrer Fortpflanzung, eine umständliche Anweisung zur Gewinnung reifen und vollkommenen Saamens von gefüllten Nelken durch Uebertragung guten, reifen Saamenstaubes auf die gleichfalls reife weibliche Narbe des Pistills, vermittelst eines feinen Haarpinsels. Im 4ten Cap. wird auf diese Theorie der natürlichen und künstlichen Befruchtung eine botanisch-ökonomische Classification verschiedener Feld und Gartengewächse gegründet, welche zur Zeit der Blüthe einander gegenseitig zu bestäuben und zu befruchten, und hiedurch Bastarde hervorzubringen vermögend sind. Sie ist mit richtiger Sachkenntniss abgefasst, kann noch merklich erweitert werden, und durch die danach angestellten Versuche zu vielen nützlichen Entdeckungen Gelegenheit geben. Von der Fortpflanzung der Gewächse durch Saamen, durch Keime und durch Aeste und Wurzeln handeln die nächstfolgenden 5 Cap. Zuerst nützliche Belehrungen über die Erlangung und die Dauer des zur Aussaat bestimmten Saamens, und über die Prüfung seiner Güte. Hierunter verdient der durch behutsames Dörren des Leinsamens in Oefen zu erlangende viel längere Flachs, welcher Vortheil durch Erfahrungen bestätigt, aber noch viel zu wenig bekannt ist, besonders bemerkt zu werden. Gründlich erklärt der Vf. hierauf die Ursachen, warum die Gewächse, welche gewöhnlich nicht aus dem Saamen, sondern durch Stecklinge, Wurzelableger etc. fortgepflanzt werden, von ihrer ursprünglichen sowohl, als von ihrer veredelten Gestalt und Güte nach und nach ausarten, und beweiset aus ihrer natürlichen Vegetation und aus angeführten sichern Erfahrungen, dass ihre vorige Gestalt und Güte durch Erziehung aus dem Saamen wieder hergestellt werden könne, und dass überhaupt die Frucht sich unverändert aus dem Kerne aller Saamen fortpflanze, und vollkommen ihres Gleichen wieder hervorbringe, wenn keine äussere Umstände, als fremder Saamenstaub auf die Blüthe, fremdes Klima und widriges Erdreich auf die Gewächse wirken, und die ursprüngliche Frucht verändern, oder verderben. Dieses wird besonders auf einige Knollengewächse, ferner auf Hopfen, Spargel, Artischocken und alle unsere veredelten Obstbäume angewendet. Dann spricht der Vf. belehrend über die Fortpflanzung der perennirenden Gewächse durch Keime, nämlich theils durch Augen, oder Knospen, theils durch Zwiebeln, Bollen, oder Knollen; über die Fortpflanzung durch Aeste und Wurzeln, und beyläufig über das Entstehen mehrerer Blatt- oder Holzknospen, als Tragknospen, an den Bäumen. Das 10, 11 und 12te Cap. handeln von den beträchtlichen Vortheilen, die durch die Trocknung der Feld- und Gartenfrüchte, zu ihrer Aufbewahrung für ländliche und städtische Haushaltungen, zu erlangen sind, und nach des Predigers *Eysen* Schrift, von den Mitteln dazu sowohl überhaupt, als auch nach dem Unterschiede gewisser Früchte insonderheit. Hiezu kommen noch im 13ten Cap. besondere Regeln wegen Aufbewahrung des Hopfens, Tabacks, der Rüben und Rettige.

Die in den beiden Cap. der 2ten Abth. enthaltene Skizze einer geographischen Geschichte der nutzbaren Feldgewächse und der Obstbäume ist zwar von der *Geographia botanica*, welche Rec. in seiner Beurtheilung des ersten Theils wünschte, noch weit entfernt, jedoch in Hinsicht auf genaue Bestimmungen und richtige historische und geographische Bemerkungen nicht ohne Werth.

Wien, b. Stahel: *Der Treibhausgärtner*, über die Cultur der Ananasse, Weintrauben, Pfirsiche, Nektarinen, Melonen, frühen Erdbeere und anderer auserlesener Früchte und Obstarten. Aus dem Englischen des *Johann Abercrombie.* 1792. 284 S. gr. 8. mit 6 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 4 gr.)

Hr. *v. L.* verdient für die gut gerathene Uebersetzung dieses für die Gartenkunst wichtigen ausländischen

schen Werkes, den Dank des deutschen Gartenfreundes um so mehr, da er dabey nicht nur für die Berichtigung der Urschrift, sowohl in dem Texte selbst, als in beygefügten Anmerkungen, Sorge getragen, sondern zugleich auch einen neuen verbesserten Plan zu einem Ananashause beygefügt hat, welches zu allen früh zu erzielenden Früchten gebraucht werden kann.

Eine ausführliche Inhaltsanzeige nennt noch mehrere, ausser den auf dem Titel angezeigten Früchten und Obstarten, zu einer glücklichen frühen Erzielung, von welchen Abercrombie ebenfalls Unterricht ertheilt. Rec. hat auch die kürzesten davon genugthuend gefunden. Die zum Theil entbehrlichen Kupfertafeln stellen Nr. 1. den Zuckerhut - Ananas, Nr. 2. die Muscateller von Alexandria, Nr. 3. die Königspfirsich und die römische Nectarine, Nr. 4. die Maiweichsel (Maykirsche) und die scharlachrothe Erdbeere, Nr. 5. die Cantaloupemelone, und Nr. 6. den Grundriss des Treibhauses und dessen Durchschnitte nach der Länge und Breite dar. Nettigkeit der Kupferstiche, Druck und Papier, rechtfertigen ganz den etwas hohen Preis!

Ulm, in der Wohlerschen Buchh.: *Nützliches und vollständiges Taubenbuch*, oder genauer Unterricht von der Tauben Natur, Eigenschaften, Verpflegung, Nahrungsmitteln, Krankheiten, Nutzen, Schaden u. s. w., aus den besten ökonomischen Schriften zusammengetragen, und mit vielen eignen Bemerkungen bereichert. 1790. 322 S. 8. mit einer Kupfertafel. (16 gr.)

Was Büffon, Linné, Büchoz und andere von der Naturgeschichte der Tauben, so wie von ihrer Pflege, richtiges und unrichtiges gelehrt haben, ist hier zusammengetragen; nützlich und vollständig aber wird dieses Taubenbuch dann erst werden, wenn, (bey einem schnellen Absatze) nach der wörtlichen Erklärung und Bitte des Vf. S. 300: „vernünftige und aufmerksame „Taubenliebhaber gründliche Gegenerinnerungen, an„derwärtige bedeutende und nützliche Erfahrungen an „die Wohlersche Buchhandlung einsenden, um bey ei„ner allenfälsigen zweyten Auflage getreuen Gebrauch „davon zu machen." Rec. wünscht solches mit dem so aufrichtigen Vf., als ein ganz unpassionirter Freund dieses von der Landwirthschaft nie zu verweisenden Geflügels, gegen welches viel fälschlich geklagt worden ist, dessen Nutzen aber doch auch unser Vf. S. 243 nicht ganz richtig angegeben hat!

Haustauben aller Art sind und bleiben Sache des Vergnügens, wie Vogelhäuser in Zimmern und Gärten; nur mit dem Unterschiede, dass sie mit Brut und Dünger *etwas* für ihre Fütterung bezahlen. Feldtauben bedürfen in Getraideländern keines Futters aus der Hand: sie kommen auch durch die härtesten Winter glücklich durch: ihre Jungen bringen im Durchschnitt vielfach mehr ein, als diejenigen Körner betragen, die sie zur Saat und Aerntezeit im eigentlichen Verstande rauben, die ihnen nicht die Natur als Abfall, wovon menschliche Klugheit und Häuslichkeit nie Gebrauch machen kann und wird, angewiesen hat. Die Kupfertafel stellt 8 Gattungen von zahmen und wilden Tauben ziemlich getroffen dar.

Leipzig, b. Schneider: *Der verständige Gärtner*, oder monatliche Anweisung zur Baum-, Küchen- und Blumengärtnerey. Nebst einem Unterrichte, wie die vorkommenden bekanntesten Gewächse in der Küche und zur Medicin zu brauchen sind, von *P. V. Engel*. Neue, verbesserte, mit vielen Zusätzen und einem Anhange vermehrte Ausgabe. 1792. 260 S. 8. (6 gr.)

Rec. kann weder das stehen gebliebene Alte, noch alle in den gehäuften Zusätzen beabsichtigten Verbesserungen gut heissen, da in beiden noch vieles enthalten ist, das der Natur so wie bestätigten Erfahrungen widerspricht. Der Herausg. der neuen Auflage, welcher seinen Mangel an eigner Bekanntschaft mit der Theorie und Praxis der Gärtnerey am Ende der Vorrede offenherzig selbst bekennt, nahm die dabey benutzten Schriften als ganz sichere Wegweiser an.

ERDBESCHREIBUNG.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Geographie der Griechen und Römer*. Der Norden der Erde von der Weichsel bis nach China. Bearbeitet von M. *Conrad Mannert*, Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg. Vierter Theil, mit zwey Karten. 1795. 528 S. 8.

Hiemit hat der Vf. die erste oder nördliche Hälfte seiner alten Geographie geendigt. Denn Herodot, Strabo und andere Alten gedachten sich unter dem Norden der Erde ausser den westlichsten Gegenden alles, was die Alpen, der Ister, und Pontus Euxinus, dann der Phasisfluss, das Kaspische Meer und die östlichen Gebirge trennen. Der Vf. hat nun in den bisher herausgekommenen Theilen diesen Norden, Britannia ausgenommen, welche Lücke im nächsten Jahre ergänzt werden wird, beschrieben. Zur Vollendung der südlichen Hälfte, Italien, Griechenland u. s. w. wünscht er sich einen Gehülfen, damit er desto eher zu seinem eigentlichen Studium, zur Geschichte, zurückkehren möge. Ob wir gleich weit davon entfernt sind, einem so vorzüglichen Gelehrten, als der Vf. ist, vorzuschreiben, wie er seine Zeit anwenden, oder was für Bücher er schreiben solle: so können wir doch nicht den Wunsch unterdrücken, dass er, und nur er allein, noch einmal die grosse Reise von Westen nach Osten, und zwar für diesmal im Süden von der Erde nach den Begriffen der Alten, antreten möge.

Dieser vierte Theil umfasst alles nördliche Land von Germanien bis an die Ostgränze der Erde, und ist in 6 Bücher abgetheilt. 1 B. *Norden der Erde nach den Begriffen der Griechen vor Herodot*. Das Bild, das Homer sich von der Erde entworfen hat, wird geschildert, und für unvollständiger als das, welches Hesiodus hatte, befunden. Wie in Orpheus und anderer Dichter Argonautenfahrt die Nord- und Westseite der Erde dargestellt werde, wird hierauf gezeigt. Der Vf. hat hier so wenig als nachher bey Skythien, Sarmatien

tien u. f. fich auf die Anführung und Beurtheilung der Meynungen anderer Gelehrten eingelassen, oder seine Noten mit Citaten, und seinen Text mit Widerlegungen oder Lobpreisungen beschwert. Er hat die neuern Autoren gewiss gelesen und geprüft. Er hat sie aber im Buche selbst nicht angeführt, damit das Bild, was er aus den Alten zusammenstellt, mit grösserer Kraft auf den Leser wirke. Das 2 B. entwickelt Herodots Kenntnisse vom Norden der Erde. Von ihm wird vermuthet S. 65, dass er als Kaufmann die Reisen nach dem Phasisfluss gemacht, und S. 71 behauptet, dass er am Borysthenes gewohnt habe. Skythien als Land und die Skythen als Volk, nebst andern umliegenden, aber unskythischen Völkern, werden nach ihm beschrieben. Sein Skythien begriff die heutige Wallachey, Moldau, Bessarabien, den östlichen Theil vom österreichischen Polen, ganz Podolien; und die südliche Hälfte von Kiow, und von dieser Stadt an bis an den Don. 3 B. Seit den Zeiten Herodots hat die Erdkunde des Nordens eine geraume Zeit keine Fortschritte gemacht. Ptolemäus verbreitet neues Licht, das ihm vorzüglich der lange Aufenthalt der Römer in Dacien verschaffte. Die Genauigkeit, womit er die Länder nördlich und nordöstlich vom Palus Mäotis zeichnete, erregt die meiste Bewunderung. Aller Wahrscheinlichkeit nach verdankte er sie dem mehr ausgebreiteten Handel. *Skythen* und die mit ihnen verbundenen *Sarmaten* erscheinen hier als Hauptvölker. Die letztern heissen in spätern Zeiten nach einheimischer Benennung *Slaven*. Dieser Satz wird aus der Geschichte sehr wahrscheinlich gemacht. Jornandes und Prokopius, aus dem 6ten Jahrh., werden hiebey vorzüglich benutzt. Im 4 B. werden einzelne Völker im Norden von Europa beschrieben. Dacien, das europäische Sarmatien, *Chersonnesus taurica*, nehmen hier den vornehmsten Platz ein. Geographen mögen aus der musterhaften Bearbeitung des Vf. lernen, dass die Geschichte ein unentbehrliches Hülfsmittel sey, die Dunkelheiten in der Geographie aufzuklären. Das asiatische Sarmatien und die Länder in und unter dem Kaukasus, Kolchis, Iberia, Albania werden im 5 B. abgehandelt. Die künstliche Geographie, welche zu den Zeiten Alexanders entstand, scheint dem Vf. die vornehmste Ursache gewesen zu seyn, dass man nicht mehr mit dem Herodot das kaspische Meer für ein abgesondertes, sondern mit dem nördlichen Ocean verbundenes Meer hielt. Um eben die Zeit gab man ihm die gröfste Ausdehnung von Westen gegen Osten. Ptolemäus bestimmte aufs neue seine nördliche Gränze, liess ihm aber die falsche Ausdehnung. Die Aorsi, eine herumschweifende und den Krieg liebende, aber zugleich eine der gröfsten Handelsnationen, die mit ihren Kameelen die östlichen Waaren um die Nordseite des kaspischen Meers nach dem Mäotis brachten, welche der Indische und Baktrische Kaufmann auf dem Oxus und Jaxartes bis an den Aral-See geführt hatten, findet der Vf. unter den spätern Hunnen. Zu den Nordländern über dem Taurus, jenseit des kaspischen Meers 6 B. werden Hyrkania, Margiana, Baktriana, Sogdiana, das Land der Saka, Skythia und Serika gerechnet. Der Berg Imaus, den die Neuern für den Berg Mustag zwischen den Quellen des Indus und Ganges halten, muss nach Ptolemäus Angabe um 7 Grade östlicher als der Ursprung des Ganges gesetzt werden. Die Richtigkeit, womit Ptol. den Lauf der Gebirge durch Skythia oder das nördliche Land über Sogdiana und den Sakä bezeichnet, läfst vermuthen, dass er seine Nachrichten von Karawanen bekommen habe, deren Marschroute aus seinen Bestimmungen geschlossen werden kann. Sie verfolgten nämlich von der Stadt Tauris an der Mündung des Dons, diesen Fluss, bis er sich der Wolga nähert, setzten über die Wolga in dem Saratowschen Gouvernement, und zogen an den südlichen Fuss der hohen Gebirge, welche Sibirien von Mittelasien trennen, bis an die Quellen des Selengaflusses, und drangen von da noch weiter gegen Osten. Denselben Zug, nur nicht in gleicher Entfernung, nahmen schon die Kaufleute zu Herodots Zeiten. Serika versetzt der Vf., worinn ihm schon Danville vorgegangen ist, zum Theil in die Provinz Schensi im nordwestlichen China. Die Reise, welche Ptol. den Kaufleuten, die durch die Wüste Kobi nach dem Hoanghofluss reiseten, vorzeichnet, führet in diese Gegend. Ihm aber scheint noch eine andere Strasse von Polikathra am Ganges durch Tibet nach derselben Provinz bekannt gewesen zu seyn. Wir haben nur weniges aus diesem geographischen Hauptbuche auszeichnen können, das außer einer gründlichen Gelehrsamkeit, vieler Belesenheit in den Quellen, und Scharfsinn bey der Beurtheilung der herausgezogenen Nachrichten auch die Vollkommenheit besitzt, dass es durch einen guten Vortrag den geographischen Untersuchungen die ihnen eigene Trockenheit, wenn nicht völlig gehoben (denn dieses war unmöglich), doch sehr geschwächt hat. Wenn man die alte Geographie auf die Weise bearbeitet, so ist sie nicht mehr eine blosse Nomenclatur, sondern giebt zu den fruchtbarsten Betrachtungen über den alten Zustand der Erde, die fortschreitende Entdeckung der Länder und Völker, den Erfolg der Kriege, den Handelsverkehr, die Producte u. s. f. Anlass. Wer wird daher nicht gern bey den hinzugefügten 2 Karten, die den in diesem Theil beschriebenen Norden abbilden, verweilen, und sich durch dieses Hülfsmittel den alten Zustand dieser Länder vergegenwärtigen. Für ein gutes Register der merkwürdigen Namen ist auch gesorgt.

Brieg, gedr. b. Tramp: *Beschreibung der Stadt Breslau im Herzogthum Schlesien.* 1794. 722 S. 8.

Zur Empfehlung dieser Topographie einer so wichtigen Stadt, als Breslau, der es schon lange an einem Buche dieser Art mangelte, ist die Anzeige hinlänglich, dass ihr Verfasser Hr. Kammercalculator *Zimmermann* daselbst sey, dem wir die bekannten Beyträge zur Beschreibung von Schlesien zu danken haben, zu denen diese Beschreibung als ein besonderer Theil zu gehören scheint. Schon die Seitenzahl läfst die ausserordentliche Vollständigkeit und Reichhaltigkeit vermuthen;

muthen; und diese Vermuthung bestätigt sich zur Genüge, wenn man das Buch selbst durchgeht. Nach einigen allgemeinen Anmerkungen über die Lage der Stadt und nach vorläufiger Angabe der Vorstädte, Thore und Porten wird die Stadt selbst beschrieben. Hier werden zuerst die öffentlichen Plätze, Strassen und Gassen, Gebäude, sowohl öffentliche, (kirchliche, königliche und städtische) als auch Privathäuser angegeben, und die merkwürdigsten derselben nebst den dazu gehörigen Stiftungen u. s. w. genauer nach ihrem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande geschildert; dann wird von den Einwohnern nach ihrer Anzahl und ihren Gewerben gehandelt. Diesen beiden Hauptrubriken folgen noch ein Verzeichniss von einigen vorzüglichen Künstlern, welche theils in Breslau geboren sind, theils sich dort aufgehalten haben; besondere Abschnitte von den — Stipendien und Stiftungen; Collegien und Aemtern, der Garnison; dem Magistrate und den statutarischen Rechten der Stadt u. s. w. Diese kurze Uebersicht wird den Leser hinlänglich von der Nutzbarkeit dieses Buchs (dem leider zum bequemern Gebrauch eine Inhaltsanzeige fehlt,) nicht nur für den Einwohner der Stadt, sondern auch für jeden, dem an der Kenntniss derselben etwas gelegen ist, überzeugen. Diejenigen Leser, welche die Stadt nur den Hauptgesichtspunkten nach kennen zu lernen wünschen, verweisen wir auf *Zöllners* Briefe und die ausführlichen Nachrichten über Schlesien, die einen Auszug überflüssig machen, der nicht viel anderes enthalten könnte, als der Leser dort finden würde.

DRESDEN FRIEDRICHSSTADT u. SCHNEEBERG, in Comm. b. Arnoldt: *Geographisch-statistische Reisen*, nach den neuesten und besten Werken bearbeitet von *Karl August Engelhardt*. Erstes Bändchen. 1794. 13 Bog. 8. mit 1 K.

Unter diesem Titel beginnt ein neues geographisch-statistisches Werk in Form einer Reisebeschreibung, in so weit dies eine solche Form zulässt. Der Vf. (privatisirender Gelehrter zu Dresden) wählte sie in der Absicht, der Trockenheit dieser Art Schriften auszuweichen, und den Dilettanten gefällig zu werden. In derselben Absicht ist auch nebenbey die Briefform beliebt worden. Dies *erste Bändchen* hat *Portugal* zum Gegenstande. Wir geben davon das Inhaltsverzeichniss, um zugleich den Plan des Werks vor Augen zu legen. 1 Brief. Staatsveränderungen Portugalls bis auf die neuesten Zeiten S. 1. 2 Br. Provinz Estremadura S. 25. 4 Br. Königr. Algarbien; Provinz Alentejo S. 65. 5 Br. Prov. Beira; Entre Duero e Minho; Traz los Montes S. 78. 1te Beylage. P. Besitzungen ausser dem festen Lande von Europa S. 94. 2te Beyl. Allgemeine Bemerkungen über Portugal S. 107 (Gränzen, Flächeninhalt, Provinzen, allgemeine Landesbeschaffenheit u. s. w. nach den gewöhnlichen statistischen Rubriken). Angehängt ist ein alphabetisches Register, und beygelegt ein Kupfer, das, weil der Vf. keinen zweckmässigen Prospect irgend einer Gegend in Portugall fand, den Berg Montferrat in der spanischen Provinz Catalonien darstellt. — Die Bearbeitung selbst ist bey den wenigen Hülfsmitteln, die der Vf. hier benutzen konnte, aber mit Sorgfalt benutzt hat, recht gut gerathen; interessantere Materien sind gewöhnlich etwas ausführlicher, und oft mit einer gewissen Lebhaftigkeit, behandelt, manches, wie die aussereuropäischen Besitzungen, wohl etwas zu oberflächlich. Die Angabe der Quellen hat der Vf. für überflüssig gehalten; ein Umstand, den wir nicht billigen, da oft auch der blosse Liebhaber über dieses und jenes wohl etwas mehr zu wissen wünscht, und der Grad der Glaubwürdigkeit vieler Nachrichten von dem Gewährsmanne abhängt, dem sie nacherzählt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Braunschweig*, b. Schröder: *Hofkabale.* Ein Trauerspiel in 5 A. von *F. A. v. Mengershausen*, 1794. 96 S. 8. — Hr. *v. M.* hat nicht die geringste Kenntniss von der Sprache, in der er schreibt, und uns dünkt, dies sey doch die erste Eigenschaft, die der besitzen muss, welcher als Schriftsteller öffentlich auftritt. Hr. *v. M.* sagt z. B.: *Antragen, aufschieben*, statt *auftragen* — *Ferne* statt *entferne* — die *Läune* statt die *Launen*; durch das ganze Stück schreibt er den *Prinz*, den *Graf*, das *Herze* etc. Ihm ist der Geist unsrer Sprache ganz fremd; dies wollen wir nur durch einige Beyspiele beweisen: — *Der Pfad ist glücklich ausgeprüst — verparadiesst in Elisabeths Armen — kann die empörende Natur dem Gelübde eines Heiligen gehorsamen? — Die Thräne anfache mich zum Muth — An einem verlobt werden* — der Himmel gebe dem Bunde Segen, *das ich knüpfe* — *Wie ein reisiger Wolkenzug geht sie (die Nacht) vorüber!!!* — *Wir wollen die zerrissene(n) Bände der Eintracht wieder zusammen knüpfen — Diese Wohlthat wird euer Bruder zum Dolche machen — Ich will euch eine Nachricht ins Ohr güllen, mit der ihr euren Geist füttern könnt, und (welche) alle eure Nerven und Adern zum Leben aufdonnern wird — Gefangenschaft* statt *das Gefängniss* etc. Doch genug! wir könnten das ganze Stück abschreiben; denn wir haben nicht *eine* Rede — nicht *eine* Periode gefunden, die gut wäre. Eben so schlecht, und so ganz unter aller Kritik ist auch dies Trauerspiel selbst. Der Plan ist ohne Einsicht, ohne Kenntniss des Herzens und der Welt angelegt; überall sind Lücken, überall Unwahrscheinlichkeiten; Charakterzeichnung sucht man vergebens; der Vf. hat platterdings *keine* Idee von dichterischer Darstellung der Menschen auf der Bühne. Unser Rath wäre, Hr. v. M. suchte in irgend einem andern Fache seinem Vaterlande Dienste zu leisten, und so die Achtung seiner Mitbürger zu erlangen: denn als dramatischer Schriftsteller wird er nie Glück machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. Julius 1795.

PAEDAGOGIK.

Schneeberg, b. Arnold: *Ueber den Endzweck der Erziehung* und *über den ersten Grundsatz einer Wissenschaft derselben*, von *Johann Christoph Greiling*. 1793. 131 S. gr. 8.

Die Pädagogik, welche bisher nur Aggregat einzelner Bemerkungen, Erfahrungen und Regeln war, bedarf, um zu einer systematischen Wissenschaft erhoben zu werden, allgemeingültiger Principien. Noch fehlen ihr diese, und der Vf. der vor uns liegenden Schrift betritt den Weg, den die kritische Philosophie gezeichnet hat, um sie zu suchen.

Keine Wissenschaft und Kunst kann ihren Zweck erreichen, bevor nicht der Begriff von diesem Zwecke vollständig entwickelt ist. Dieses gilt auch von der Erziehungstheorie und Erziehungskunst, welche letztere aber nicht, wie andere Künste, einen nach Gesetzen des Verstandes zu bestimmenden Zweck, sondern einen aus Principien der Vernunft abzuleitenden Endzweck hat. Indessen ist die Pädagogik keine selbstständige Wissenschaft, sondern eine Tochter der Moralphilosophie und Psychologie; erwartet daher auch die Bestimmung ihres Endzwecks von der Erstern und die Bestimmung der Mittel zu Erreichung dieses Endzwecks von der Letztern. Hier wird also eine kurze Prüfung der materiellen Moralprincipien vorausgeschickt, deren Resultat darinn besteht, dass alle diese Sätze als untauglich zu Begründung eines Systems verworfen werden und dem formalen, von der kritischen Philosophie aufgestellten, Princip der Vorzug der Allgemeingültigkeit ausschliesslich zugesprochen wird. — Müssen wir nun Sittlichkeit durch Vernunftthätigkeit bewirkt für den höchsten Zweck des Menschen anerkennen; so ist der Inbegriff aller Regeln, durch deren Befolgung die vernünftig sittliche Handlungsweise in Gang gebracht und zur herrschenden erhoben wird, *moralische Erziehungslehre* in der weitesten Bedeutung, und der oberste, formale Zweck der Erziehung ist kein anderer (§. 12. S. 40) als der Endzweck des Menschen selbst: *Sittliche Güte*, *Vernunftmässigkeit des Willens* oder grösstmögliche Wirksamkeit der moralisch-praktischen Vernunft. Diesen *höchsten* Erziehungszweck unterscheidet nun unser Vf. vom *vollständigen* Zwecke, (§. 14. S. 44) indem er jenem höchsten Zwecke noch einen andern wichtigen Zweck, nämlich *gesellschaftliche Brauchbarkeit* unterordnet und beide in Verbindung als den vollständigen Erziehungszweck darstellt: „denn," sagt er, „Veredlung aller menschlichen Kräfte zur persönlichen Würde ist zwar der höchste, aber nicht der vollständige „Zweck der Erziehung: denn, er würde zwar den „Menschen zum Menschen bilden; allein, der Mensch „soll noch Etwas mehr, er soll auch Bürger seyn: und „als solcher bedarf er gewisser Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, um dadurch zu seiner und anderer „Menschen Glückseligkeit mitzuwirken." Auch dazu soll, nach unsers Vf. Meynung, die Erziehung beförderlich seyn, deren vollständigen Zweck er nun (S. 48) also ausdrückt: Innerlich und äusserlich zweckmässige Bildung aller menschlichen Kräfte und Anlagen; Cultur der Kräfte zur möglich grössten harmonischen Vernunftwirksamkeit, geübt und gestärkt an „solchen Objecten, in dem Grade und in dem Verhältnisse, wodurch das Subject nicht nur moralisch vollkommen, sondern auch äusserlich brauchbar wird." Die Alleingültigkeit dieses vollständigen Erziehungszwecks wird nun durch Vergleichung desselben mit den angeblichen Zwecken der Glückseligkeit und Vollkommenheit bestätiget und darauf der Begriff der Erziehung festgesetzt; Sie ist „eine in absichtlicher Benutzung und „künstlicher Veranstaltung äusserer Umstände bestehende Wirkungsart auf einen Menschen, wodurch alle „seine Kräfte zum Zwecke der moralischen Veredlung „und der gesellschaftlichen Brauchbarkeit gebildet werden." — Hierauf geht der Vf. zum zweyten Theile seiner Schrift über, welcher einen *ersten Grundsatz für die Erziehungswissenschaft* suchen soll. Er fängt damit an, dass er die Möglichkeit eines reinen Erziehungssystems beweiset, giebt aber auch gleich zu, dass eine solche Erziehungsphilosophie für die Erziehungskunst ganz untauglich sey, welche vielmehr ein Resultat mannichfaltiger und systematisch geordneter Erfahrungen fodere. Da die Erziehungslehre (heisst es §. 18) eine praktische Wissenschaft ist und einen Endzweck sich vorsetzt; so kann das Princip derselben nicht ein vom moralischen Endzwecke verschiedener Grundsatz seyn, sondern der Endzweck der Erziehung, welcher mit dem höchsten Vernunftzwecke Einer und derselbe ist, aufgelöst in einen Imperativ, giebt einen Grundsatz an die Hand, der bloss formal und zur Gründung eines wissenschaftlichen Systems sowohl als zur Leitung des Geschäfts gleich tauglich ist. Er heisst (S. 72): „Bilde „deinen Zögling, dass er nach solchen Maximen handeln lerne, die in eine allgemeine Gesetzgebung der „Sitten passen." Oder: „Bilde deinen Zögling als einen Selbstzweck und erniedrige in ihm die Menschheit nicht zu einem blossen Mittel (z. B. des Staats) „herab." Wendet man diesen Grundsatz auf die Mannichfaltigkeit menschlicher Kräfte und auf die psychologische Foderung einer stetig fortschreitenden Bildung derselben an; so erhält man den bestimmten höchsten mate-

materialen Grundsatz der Erziehung; nämlich: „Entwickle, übe, veredele alle Kräfte deines Zöglings in „natürlicher Unterordnung und harmonisch zum End„zweck der moralisch-praktischen Vernunftwirksamkeit:" und, um auch den materialen Zweck der gesellschaftlichen Brauchbarkeit mit hinein zu bringen, wird er noch bestimmter so ausgedrückt: „Cultivire alle „Kräfte des Menschen in natürlicher Ordnung und har„monisch unter und *zu dem höchsten Zwecke der Men„schen* überhaupt, insbesondere an solchen Objecten und „gemäss den Verhältnissen, in welchen der Erzogene „einst *brauchbar für Andere* werden kann." Nach einigen Erläuterungen der aufgestellten Fundamentalgesetze bestimmt Hr. Gr. den Unterschied zwischen Erziehungskunst und Erziehungswissenschaft (§. 22), beweist die Nothwendigkeit einer künstlichen (besser: absichtlichen) Erziehung aus der Unzulänglichkeit der bloss von der Natur veranstalteten, und ohne positive Mithülfe des Menschen erfolgenden, Entwickelung der Kräfte, zu Erreichung des vollständigen Zwecks, und theilt endlich die Wissenschaft in die Allgemeine, Specielle und Individuelle Pädagogik. Den Beschluss des ganzen Werks macht der *Plan zu einer allgemeinen Pädagogik*. Die Erläuterungen der §§. enthalten eine Menge wichtiger Bemerkungen und interessanter Excursionen, welche der nöthigen Kürze wegen hier nicht berührt werden können; aber der Schrift immer einen vorzüglichen Werth zusichern: gesetzt auch, dass sie in der Hauptsache den Wünschen der Erziehungsphilosophen nicht durchaus genug thun sollte.

So viel Wahres und Schönes aber auch in dieser Schrift enthalten ist, so findet sich Rec. dennoch nicht nur überzeugt, dass der Vf. derselben den wahren Zweck der Erziehung *nicht* gefunden habe; dass also auch der darauf gebaute wissenschaftliche Grundsatz *nicht* allgemein gültig seyn könne; sondern er getraut sich auch diese seine Behauptung ohne grosse Weitläuftigkeit zur Evidenz zu bringen.

Die ganze Operation, wodurch Hr. G. auf die Bestimmung des angegebenen Erziehungsendzwecks gebracht worden ist, löset sich in folgenden einfachen Syllogism auf: Sittliche Veredlung ist der höchste und absolut nothwendige Zweck des menschlichen Lebens oder Daseyns, dem alle andere Zwecke menschlicher Thätigkeit untergeordnet seyn müssen. Da nun Alles, was Menschen nur immer thun mögen, sich zu diesem höchsten Zwecke ihres Daseyns als Mittel verhalten muss, so muss auch das Erziehungsgeschäft nothwendig als Mittel zu diesem höchsten Zwecke betrachtet werden; oder: so muss die sittliche Veredlung des Menschen der höchste und letzte Zweck der Menschenerziehung seyn. Wenigstens hat Rec. in dem vor ihm liegenden Buche keine andern Prämissen finden können. — Das ist nun freylich wahr; aber, wer sieht nicht, dass man zu dem nämlichen Obersatze auch jedes andere menschliche Geschäft mit eben dem Rechte subsumiren kann als das Erziehungsgeschäft? Damit haben wir nun zwar einen Zweck der Erziehung gewonnen; aber einen Zweck, den die Erziehung mit allen andern Gattungen menschlicher Thätigkeit gemein hat; ein Resultat, das gar keiner Untersuchung bedurfte: sondern, das Jeder den Augenblick zugeben muss, der das vom Vf. angenommene höchste Princip der Moral zugiebt. Täuscht sich Rec. nicht gänzlich, so hat sich Hr. G. gleich anfangs vom rechten Untersuchungswege ableiten lassen, oder: er hat zwey Rechnungsfehler gleich im 1 u. 2ten §. seiner Schrift begangen, welche hier kürzlich ins Klare zu setzen Rec. sich verpflichtet achtet.

Hr. G. geht von dem Satze aus, dass keine Wissenschaft oder Kunst ihren Zweck erreichen könne, wenn nicht dieser Zweck vollständig entwickelt sey; dass also auch weder eine Erziehungstheorie noch Erziehungskunst statt finden könne, bevor nicht der Endzweck derselben aus Principien der Vernunft hergeleitet und genau bestimmt worden sey. Und nun macht er sich sogleich auf, diesen Zweck oder Endzweck, wie er ihn nennt, zu entwickeln. Er sucht also den *Zweck* eines Geschäfts zu bestimmen, dessen *Begriff* er noch nicht bestimmt hat. Die Rechtfertigung dieser Methode steht freylich im 16ten §., nämlich: da der Begriff vom Zwecke eines Geschäfts ein wesentlicher Bestandtheil des Begriffs von diesem Geschäfte ist; so kann und muss auch der Begriff von der Erziehung, als einem Geschäfte, nicht *vor*, sondern erst *nach* der Entwicklung des Endzwecks festgesetzt werden. Aber Hr. G. hat wohl hier nicht bedacht, dass es einen beträchtlichen Unterschied macht: ob wir für einen gegebenen Zweck das Mittel, oder für ein gegebenes Mittel den Zweck suchen. Im erstern Falle machen wir uns freylich vor allen Dingen eine deutliche Vorstellung vom Zwecke und fragen alsdenn erst: wie muss das Mittel beschaffen seyn, durch welches der bestimmte Zweck erreicht werden kann? Aber, im letztern Falle müssen wir erst einen deutlichen Begriff von der *Natur* des gegebenen Mittels (welche zu schaffen ja ohnehin nicht die Sache des Philosophen ist), haben, ehe wir untersuchen können, welcher Zweck wohl dadurch zu erreichen seyn möchte? ob wir gleich freylich erst nach gefundenem und bestimmtem Zwecke im Stande sind, die *Anwendung* des Mittels dem Zwecke gemäss zu modificiren. Hier war Hr. G. offenbar im *letzteren* Falle. Indem er sich vornimmt, den Zweck der Erziehung, als eines Geschäfts zu suchen; setzt er die Erziehung selbst, als gegebenes Mittel, voraus, für welches, um die Anwendung desselben genauer bestimmen zu können, er den Begriff des Zwecks entwickelt, der dadurch erreicht werden soll. Da nun der Begriff des Zwecks aus der Natur des Mittels abgeleitet werden muss; so ist ja diese Ableitung schlechterdings unmöglich, bevor nicht der Begriff von der Natur des Mittels bestimmt ist.

Doch, gesetzt Hr. G. hätte seine Gründe gehabt, die ihn bewogen, bey seiner Untersuchung von der sittlichen Veredlung, als dem absolut höchsten Zwecke des Menschenlebens auszugehen und als unläugbar vorauszusetzen, dass die Erziehung sich zu diesem Endzwecke als Mittel verhalten müsse, so folgte doch wohl nun Nichts natürlicher, als die beiden Fragen: 1) Ist denn die Erziehung das *einzige* Mittel zu Erreichung jenes Vernunftzwecks? und 2) wirkt denn die Erziehung

hung *unmittelbar* auf jenen Endzweck? — Beide Fragen musste Hr. G. entweder bejahen oder verneinen. Behauptet er, dass die Erziehung das einzige Mittel zu Erreichung des höchsten Vernunftzwecks sey; so folgt daraus: Entweder, dass er alle andere Geschäfte, Handlungen und Thätigkeiten der Menschen, die nicht Erziehung heissen, für unnöthig und zu Erreichung des höchsten Vernunftzwecks für entbehrlich erklärt, welches ein *Absurdum* seyn würde: oder: dass er alle andere menschliche Thätigkeiten, die auf den höchsten Vernunftzweck eine Beziehung haben, als im Begriffe der Erziehung schon enthalten ansieht und also dadurch diesem letztern eine, unserm Sprachgebrauche ganz fremde, Ausdehnung giebt; worüber er sich wenigstens hätte erklären müssen: ein Grund mehr, welcher uns überzeugt, dass auch selbst bey Hn. Gs. Methode eine vorläufige Bestimmung des Begriffs Erziehung nothwendig war. Giebt er aber zu, dass ausser der Erziehung auch noch andere Thätigkeiten des Menschen als Mittel zu Erreichung des höchsten Vernunftzwecks angesehen werden können und sollen; so entstehen dadurch Verhältnisse für die Erziehung, welche nothwendig bestimmt werden mussten, um die Sphäre des Begriffs Erziehung so genau auszumessen, und zu begränzen, als es nöthig ist, wenn wir uns dadurch bey Aufsuchung ihres Zwecks wollen leiten lassen.

Auf die Frage von der unmittelbaren Wirksamkeit des Erziehungsgeschäfts auf den höchsten Vernunftzweck antwortet unser Vf. wirklich, *Ja!* Wenigstens weiss Rec. nicht, wie er es anders verstehen soll, wenn Hr. G. im 2ten §. sagt: „Die Erziehungskunst hat *nicht*, gleich andern Künsten, *einen Zweck, sondern einen Endzweck;* einen allgemeinen, durchaus bestimmten, absolut nothwendigen Zweck. Meynt Hr. G. damit, dass dieser in der Folge bestimmte Endzweck, nämlich die Sittlichkeit nach dem Vernunftgesetze, der *höchste und letzte* Zweck aller Erziehungsoperationen sey; so hat die Erziehungskunst Nichts vor andern Künsten und Geschäften voraus: denn, diese Sittlichkeit nach dem Vernunftgesetze ist ja höchster und letzter Zweck *aller* menschlichen Thätigkeiten, wie Hr. G. §. 8 selbst sagt; so fällt ja der Vorzug der Erziehungskunst und der Unterschied derselben von allen andern Künsten, den ihr Hr. G. gern vindiciren will, ebenfalls weg. Will er aber sagen, dass die Sittlichkeit nach dem Vernunftgesetze der *nächste* Zweck des Erziehungsgeschäfts sey; so heisst das in Wahrheit so viel, als: Die künstliche Erziehung *wirkt unmittelbar* auf jenen höchsten Vernunftzweck hin: aber, womit hat Hr. G. das bewiesen? und, womit will? womit kann er es beweisen? Es gilt hier um Nichts geringeres als darzuthun, dass der Erziehungskünstler *unmittelbar auf das Vernunftvermögen* seines Zöglings wirken könne: ein Problem, dessen Auflösung für Hn. G. sowohl als für den Rec. zu schwer seyn möchte. Zwar scheint es, als ob Hr. G. durch das, was er in der Erklärung des 2ten §. sagt: „Der Gegenstand der Erziehung ist der Mensch, „selbst Endzweck der Schöpfung, der in der Erziehung als solcher angesehen und als solcher behandelt „und gebildet werden soll;" den Beweis für seine Behauptung gegeben zu haben glaubte: aber, soll dieser Beweis *hier* gelten; so muss er auch für die Heilkunst, Tanzkunst, Lehrkunst, und alle Geschäfte überhaupt gelten, bey welchen wir es *mit Menschen* zu thun haben; denn, wir sollen ja, wie unsere Moralisten sagen, in allen unsern Handlungen den Menschen als Zweck, als Endzweck der Schöpfung betrachten: und, so hätte das Erziehungsgeschäft abermals Nichts vor andern Geschäften voraus. Auch scheint sich unser Vf. selbst bey Erläuterung seines Satzes zu widersprechen, wenn er sagt: In Vergleichung mit dem der Erziehung zugeschriebenen Endzwecke sollen sich *alle andere Zwecke* bloss als Mittel verhalten. Was meynt er denn hier für alle andere Zwecke? Zwecke der Erziehung? Sie hat ja keine, sagt Hr. G., sondern nur einen Endzweck: Zwecke anderer Geschäfte und Künste? wie kommen diese in ein Verhältniss zum Erziehungsendzwecke? — Wenn nun also Hr. G. die unmittelbare Wirksamkeit der Erziehung auf den höchsten Vernunftzweck nicht bewiesen hat und nicht beweisen kann; so muss er ja zugeben, dass zwischen dem Erziehungsgeschäfte, als Mittel, und der Sittlichkeit, als höchstem und letztem Zwecke, noch andere Zwecke in der Mitte liegen: Diese und unter ihnen den höchsten, dem Erziehungsgeschäfte ausschliesslich eigenen, Zweck wünschen wir endlich einmal bestimmt zu sehen: also einen relativ-höchsten Zweck, der in sofern der höchste Erziehungszweck ist, als ihm alle andere specielle und individuelle Erziehungszwecke untergeordnet seyn müssen: der sich aber zum höchsten Vernunftzwecke immer nur als Mittelzweck verhält: einen charakteristischen Erziehungszweck, d. h. einen solchen, durch welchen die Zwecke aller andern mit der Erziehung zum höchsten Zwecke der Menschheit cooperirenden Geschäfte und Thätigkeiten ausgeschlossen werden. Uebersieht man diese Gränzbestimmung; so muss nothwendig das aus dem Zwecke des Erziehungsgeschäfts abgeleitete Princip der Erziehungswissenschaft zu allgemein, zu unbestimmt werden, und so kommt man dadurch tausendmal in Gefahr, Gegenstände ins Gebiet der Erziehung zu ziehen, die nicht hinein gehören. Wird der Gegenstand aus diesem Gesichtspunkte betrachtet und behandelt; so möchte wohl der Unterschied zwischen dem höchsten und dem vollständigen Zwecke der Erziehung, und die Verunreinigung des formalen Princips durch Einmischung eines materialen, nämlich der gesellschaftlichen Brauchbarkeit, wogegen sich ohnehin so Manches einwenden lässt, von selbst wegfallen, und das ganze Schlussgebäude in allen seinen Theilen mehr Festigkeit erhalten. Erinnerungen gegen einzelne Stellen muss Rec. übergehen, der übrigens Hn. G. Talente und Kenntnisse gar nicht verkennt, sondern eben dadurch, dass er den Hauptgegenstand des Buchs mit einiger Strenge geprüft hat, dem philosophischen Geiste des Vfs. volle Gerechtigkeit widerfahren lässt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Bremen, b. Wilmans: *Die Verschwörung gegen Venedig*, (von *Schreiber*.) 1794. 196 S. 8. Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Hr. *S.* scheint diesen dramatischen Roman etwas flüchtig bearbeitet zu haben: indessen ist der Plan gut angelegt, das Interesse steigt; die Charaktere sind schön gezeichnet und abstechend; die Sprache ist rein, die Diction ist leicht, fliessend, ohne Schwulst und ohne Härte. — *Kornelia*, die anfänglich bey ihrem ersten Erscheinen interessirt, verschwindet ganz in der Folge, und das Daseyn dieser Episode ist nicht hinlänglich gerechtfertigt. Die Katastrophe ist übereilt, und die letzte Scene, wo *Blanka* an dem Grabe ihres *Jaffier* weint, ganz überflüssig. Der vollendeteste Charakter ist *Blanka*, und nach demselben behauptet die Schilderung des *Pierre* den Rang; die übrigen sind alle beynahe nur Skizzen. Die Vorrede, worin Hr. *S.* über den *Roman* spricht, verdient gelesen zu werden. Sie ist mit philosophischer Einsicht geschrieben.

Gera, b. Rothe: *Entschädigung der nachtheiligen Folgen einer ungesetzmässigen Liebe*, aus dem Englischen. Erster Theil. 214 S. Zweyter Theil. 210 S. 8. 1794.

Eine matte, schleichende Handlung, Alltagsscenen, ohne alles Feuer bearbeitet, Mangel an hervorstechenden Charakteren, und eine kraftlose, schleppende Schreibart. — Ingredienzien genug, um bey dem Leser dieses Romans in den ersten sechs Bogen entweder Unwillen, oder Schlaf zu erregen. Der Uebersetzer hat sein Uebungsstück ganz erträglich gemacht, so dass man gute Hoffnung von ihm haben kann, er werde, wenn seine Wahl auf etwas besseres fällt, der Lesewelt Dienste leisten können. Nur selten hat er sich unbestimmt ausgedrückt, z. B. Th. I, S. 25: *dass dies nichts verschlage*, anstatt, *dass auf ihren Namen nichts ankomme*; Th. I. S. 85: *er ist gewaltig getroffen*, anstatt *er ist gewaltig verschossen*. Selten kommen solche undeutsche Ausdrücke, wie *verlänglich*, vor. Ein Deutscher hätte den berühmten schweitzerischen Mahler *Füsli* in London nicht zu wiederholtenmalen *Füseli* schreiben sollen. *Trost* Th. II. S. 172 für *Toast* ist hoffentlich ein Druckfehler.

Augsburg u. **Leipzig**: *Die Geschäftsmänner*, ein Lustspiel in 3 Aufz. 1794. Ohne Vorbericht und Nachschrift 112 S. 8.

Dies Lustspiel soll eine Satyre auf die Agenten, Consulenten, Geschäftsträger etc. mancher Höfe seyn: wer aber hier stechenden Witz im Gewande des Scherzes, feine Charakteristik, comische Situationen, zweckmässige Handlungen der auftretenden Personen zu finden glaubt, wird sich getäuscht sehen. Es ist ein unförmliches Product eines seichten, elenden Witzlings, ohne Plan — ohne Sinn und Verstand; es sind aneinander gereihte Scenen, von welchen jede ein vollwichtiger Beweis von der Unwissenheit und Seichtheit des Vfs. ist. — Der Vorbericht ist in witzig seyn sollendem Kanzleystyl geschrieben; in der Nachschrift werden die deutschen Schauspielergesellschaften, *die sichs etwa beykommen lassen möchten, das Stück, welches von seinem Verfertiger bloss zur gesellschaftlichen Lectüre bestimmt gewesen zu seyn scheine, aufs Theater zu bringen*, gebeten, die *allzu hart auffallenden Stellen* und *Ausdrücke* in etwas zu *mitigiren*. — Rec. hofft, dass Thalia eine solche Entheiligung ihres Tempels nicht dulden werde. In eben dieser Nachschrift kündigen die *Herausgeber* ein andres Stück *Seraphine* an. — Sie behaupten, der freygebige Verleger bezahle *eine Caroline* (!) für den gedruckten Bogen. Rec. bedauert den guten Mann herzlich, der diesen Verlag übernimmt; und beklagt die Liebhaber, welche (nach dem Wunsche der Herausgeber) ihr Geld für dies Werk bey *den Hn. Theaterintendanten deponiren*; er räth ihnen, *die Geschäftsmänner* zu lesen!

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Hilscher: *Die Kabalisten, oder Leidenschaft und Reue*. Ein Schauspiel in 4 Aufzügen. 1795. 90 S. 8. (4 gr.) — Zur Ehre des Vf. wollen wir hoffen, dass dies Product bloss eine Probe seyn sollte, was er in einer vorgeschriebenen sehr kurzen Zeit leisten könnte. Man findet hier alle Ingredienzien der sogenannten Schauspiele beysammen, die bey einem gewissen Theil des Publicums ihre Wirkung niemals verfehlen: schlechte Streiche eines Ministers und seiner Werkzeuge, Unterdrückung eines rechtschaffnen Mannes, Verführung eines Mädchens; — dann wieder ein gereizter Vater! Gewissensbisse eines untergeordneten Bösewichts, und am Ende des letzten Acts die Erscheinung eines Fürsten, der die dramatische Gerechtigkeit handhabt. Der Minister kommt hier noch ziemlich gut davon, weil er weise genug ist, auf die Frage des Fürsten: ob er in einer gewissen Allee auf dem Lustschlosse sein Freund gewesen sey? ein kräftiges Ja! zu antworten. — Indessen hat der Dialog einige Leichtigkeit, und nach einzelnen Stellen sollte man fast schliessen, dass der Vf. nicht bestimmt wäre, auf dieser Stufe stehn zu bleiben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 18. Julius 1795.

PAEDAGOGIK.

Erfurt, b. Keyser: *Der deutsche Schulfreund*, ein nützliches Hand - und Lesebuch für Lehrer in Bürger - und Landschulen. Herausgegeben von *H. G. Zerrenner*. Dritter Band. 1792. 188 S. Vierter Bd. 1792. 190 S. Fünfter Bd. 1793. 190 S. Sechster Bd. 1793. 190 S. Siebenter Bd. 1794. 190 S. Achter Bd. 1794. 190 S. Neunter Bd. 1794. 190 S. 8. (Jeder Band 6 gr.)

In Absicht auf die Einrichtung dieser periodischen Schrift bezieht sich Rec. auf die Anzeige des 1 und 2ten Bandes (A. L. Z. 1792. No. 205). Das ganze Werk athmet einen so einnehmenden Geist der Liebe und Sanftmuth, wie er Leute, die das Geschäft der Erziehung und Menschenbildung treiben und befördern wollen, durchaus beseelen muss: und nur selten erhebt sich die Stimme einer strengeren Disciplin. Zudem ist der Inhalt der meisten hier gesammelten Aufsätze so interessant, dass Rec. nicht umhin kann, diesen Schulfreund Lehrern in Bürger - und Landschulen, und Allen, die mit dem Schulwesen zu thun haben, als ein wirklich nützliches Hand - und Lesebuch zu empfehlen. Die Rubriken sind dieselben, wie im 1 und 2ten Bändchen, und Rec. wird diejenigen Stücke auszeichnen, die seiner Meynung nach die meiste Aufmerksamkeit verdienen.

Der *dritte* Band fängt mit einer etwas seichten Abhandlung des Hn. Insp. *Schmahling* in Osterwiek, *über die Verstandesübungen in den Schulen* an, welcher, um sich auf seinen Gegenstand zu spielen, erst die Gemüthskräfte des Menschen recensirt. Diese sind nach seiner Angabe: die Aufmerksamkeit, das Gedächtniss, der Witz, die Scharfsinnigkeit, der Verstand, die Empfindung des Guten und Bösen, und die daher entstehenden Neigungen und Entschliessungen, oder der Wille. Bey der Aufmerksamkeit sagt der Vf.: „Auch thun unter andern Mitteln, sonderlich in der Naturgeschichte, ein lauter Zuruf, ein *sursum corda! favete linguis! Zur Order des Tages!* auch wohl ein kleiner Schlag „mit der Ruthe auf die Finger der Spielenden" (demnach müsste der Lehrer mit der Ruthe in der Hand seinen Vortrag halten!) „Viel, die Aufmerksamkeit „zu erwecken." — Ach, ein leidiger Unterricht, bey welchem die Aufmerksamkeit der Schüler erst durch *Sursum corda!* und durch *Schläge* mit der Ruthe geweckt werden soll! Das Gedächtniss stellt sich Hr. *S.* vor, als die *Einbildungskraft mit Bewusstseyn verbunden*. „Kinder müssen auswendig lernen," sagt Hr. *S.* S. 10, „denn „wir wissen nur so viel, als wir im Gedächtniss haben." — „Die Uebung des Witzes und des Scharf„sinnes hat der Hr. v. Rochow *aufgebracht*," sollte heissen: hat *davon geschrieben*. II. *Vom grossen Werthe des beständigen Frohsinnes oder der guten Laune bey einem Schullehrer*, von *Fr. Eberh. v. Rochow*. Dass es so viele mürrische und missmüthige Menschen in der Welt giebt, leitet Hr. *v. R.* unter andern daher, dass so viele mürrische und missmüthige Menschen (Hypochondristen) die Lehrstellen in Schulen bekleiden. III. Hr. *Zerrenner* beantwortet die Frage: *Wie könnte man Kindern das Lernen und Schulgehen zur Freude machen?* Wenn es ihnen nicht Freude ist, so findet Hr. Z. eine Hauptursache dieser Erscheinung in der grösstentheils noch sehr schlechten Beschaffenheit der Schulen: denn, „nur zu viele," sagt er S. 33, „sind noch, was Lehrer, „Lehrbücher und Lehrart anbetrifft, ganz so beschaf„fen, dass verständige Schulaufseher kaum mit völlig „gutem Gewissen und mit dem herzlichen Ernste zu Be„suchung derselben ermahnen, oder wohl gar durch „obrigkeitliche Zwangsmittel die sorglosen Aeltern, „um ihre Kinder fleissiger hinein zu schicken, anhal„ten können." Rec. fand keine wahrere Stelle in der ganzen Abh., als diese. IV. *Zum Andenken Basedows* etc., eine Fortsetzung. Basedows Idee, allerley instructive Spielsachen für Kinder, als Figuren der Thiere und anderer sinnlicher Natur - und Kunstproducte getreu nachzubilden, und solche auf Jahrmärkten und Messen durch Herumträger um einen recht wohlfeilen Preis an die Kinder des Volks verkaufen zu lassen, ist durch die, unter Direction des Hn. Prof. *Klügel* in Halle, verfertigten Zinnfiguren gewissermassen realisirt; nur dass kein noch recht wohlfeiler Preis sie den Kindern des Volks kaufbar macht. VI. Hr. Prediger *Gieseler* beschreibt und empfiehlt *eine Buchstabirtafel* zu Erleichterung des Buchstaben - und Buchstabirunterrichts in öffentlichen Schulen, welcher Gegenstand eben so wenig für unwichtig zu halten ist, als die unter No. VII beantwortete Frage: *Wie der Schullehrer die Kinder zur Reinlichkeit gewöhnen könne?*

Der *vierte* Band enthält: III. *Methode im* (für den) *Schreibunterricht* von *G. C. F. G.*, welche Rec. für so zweckmässig hält, als das unter No. IV. folgende *Etwas über Rechnen*, und *eine Methode zur Erlernung des Ein mal Eins*. Letztere, bekennt der Vf., Hr. *Möller* der Jüngere aus Erfurt, aus *Wiedeburgs* mathematischen Schriften entlehnt zu haben: sie steht aber hier allerdings am rechten Orte. V. *Etwas über ein sinnliches Erziehungsmittel* in einer Landschule, vom Hn. Past. *J. H. Meyer*. Dieses sinnliche Erziehungsmittel und die Art, wie Hr. *M.* Gebrauch davon machte, hat dem

Rec. so wohl gefallen, dass er gern die ganze Procedur abschriebe, wenn er nicht den Raum sparen müsste. Ein Beyspiel, was ein Landprediger von Kopf thun kann, wenn er sich der Jugendbildung, in gutem Einverständnisse mit dem Schullehrer, *ernstlich* annehmen *will!* Die Anwendung des hier angegebenen Erziehungsmittels bewirkt auch noch den Nebenvortheil, dass dabey die Todtenkränze, welche zum Andenken der unverheirathet verstorbenen Personen in den Kirchen gewöhnlich nur dem Staube und den Spinnen ausgesetzt werden, zu einem moralischen Gebrauche dienen. VI. *Bitte eines Schullehrers um ein gutes Gebetbuch für niedere Schulen.* Die gewöhnliche Betweise in den öffentlichen Schulen gehört freylich unter die *Scandala scholastica.* Ob ihr durch ein Gebetbuch, wie es hier gewünscht wird, abzuhelfen sey? bleibt wohl vor der Hand unausgemacht.

Der *fünfte* Band liefert: I. Eine sehr eindringliche Vorlesung des Hn. Pred. Meyer: *Ueber die Liebe zum Guten in näherer Anwendung auf Schullehrer:* gehalten bey der Schulconferenzfeyer zu Athenstädt, in der Derenburgischen Inspection. II. *Ueber die Beybringung der nöthigen Sprachkenntniss.* Ein Auszug aus dem Protocoll der Landschulconferenz etc. s. Deutscher Schulfr. Bd. I. No. I. S. 72. III. Eine *Anweisung zum Katechisiren,* von Hn. *Schmahling.*

Im *sechsten* Bande: I. An die Lehrer niederer Bürger- und Landschulen: *Ueber frühe Wollustsünden,* vom Hn. Prediger *Rehm* in Hessen. Durch eine Menge angeführter Erfahrungen und Zeugnisse will Hr. R. beweisen, dass das Laster der Selbstbefleckung auch unter den Kindern der Landleute und Bürger sehr bekannt und gangbar sey. II. *Ueber die Entwickelung der Begriffe beym Unterrichte,* vom Hn. Past. *Gieseler.* Das heisst freylich: *Ueber den Stein der Weisen im Lehrgeschäfte.* Ist Probestück einer grössern Abh. über *Lehrweisheit,* welche der Vf., wenn diese Probe Beyfall findet, besonders will drucken lassen. Dergleichen Erörterungen sind insgemein für ihren Verfasser am nützlichsten. Sollten sie einem Lehrer, der nicht so weit Selbstdenker ist, dass er sich dergleichen Regeln selbst abstrahiren kann, brauchbar seyn; so müssten sie noch weit bestimmter (folglich in unendlicher Menge) abgefasst werden, als diese Probe. „Eine gute Vorbe„reitung zum eigenen Disponiren," (sagt Hr. G. in einer Note am Schlusse seines Aufsatzes,) „ist es, wenn „man auf den Gang der angehörten Predigten merkt, „und die dabey zum Grunde liegende Ordnung heraus„zufinden und aufzuzeichnen sucht." Das würde in den meisten Fällen eine unselige und unfruchtbare Mühe seyn, weil man nur selten eine Predigt anhört, bey welcher, nach Hn. G's Ausdrucke, *eine musterhafte Ordnung* zum Grunde liegt. Zudem sollen ja nicht alle Lehrvorträge Predigten seyn, und folglich ist der Gang der angehörten Predigten bey weitem nicht auf jeden andern Vortrag anwendbar. Es fehlt ja in unsern Tagen nicht an besserem Uebungsstoffe. III. *Etwas über Sokratik und Katechetik,* vom Herausg. Wenn sich diese Kunst überhaupt lehren lässt, so mögen die hier gegebenen Winke ganz nützlich seyn, um den selbstdenkenden Kopf auf die Spur zu bringen. *Sokratik* ist nach Hn. Z. Definition: „Die Lehrgeschicklichkeit, durch „Unterredung, oder wohlgewählte Fragen Begriffe „von Wahrheiten in den Seelen der Lehrlinge, aus „bereits vorhandenen Vorkenntnissen, zu entwickeln, „herzuleiten und hervorzubringen." Diese Abh. ist im 8ten Bande fortgesetzt. IV. *Einige durch die Erfahrung bewährte Mittel, den Kindern das Lesen beyzubringen.* Kunststückchen, dergleichen man in einem halben Tage zwanzig erfinden und zum Druck niederschreiben kann.

Im *siebenten* Bande: III. *Wie kann man die Aeltern in die Schularbeit mit einflechten? Was haben sie dabey zu thun?* und, *wie kann man ihnen die Sache interessant und wichtig machen?* Eine Materie, worüber sich freylich weit mehr und ganz andere Dinge sagen liessen, als Hr. *Schmahling* hier gesagt hat. VI. *Ueber die Blankenburgische Stadtschule und deren veränderte Einrichtung,* von *J. H. A. Schulze,* Pred. und Schuldir. zu Blankenburg; ist Auszug aus einer Schrift dieses Inhalts, welche Hr. *S. für seine Mitbürger* 1792 in 8. hat abdrucken lassen. Der Hauptzweck dieser auf landesherrlichen Befehl unternommenen Schulverbesserung war, Studirende und Nichtstudirende, welche bisher unter einander gemengt waren, von einander zu trennen, und jede Gattung der Lehrlinge nach ihren wahren Bedürfnissen zu behandeln.

Im *achten* Bande bemerken wir No. IV. *Etwas, woran in Schulen mehr gedacht und durch zweckmässige Mittel demselben entgegen gearbeitet werden müsste,* von G. Dieses Etwas ist: Betrügerey durch herumziehende Marktschreyer und Quacksalber; Verführung durch unsittliche Bücher und Lieder. Die Schullehrer sollten ihre Schulkinder schickliche Lieder, nebst den Melodieen dazu, lehren. Das thun auch, wie Rec. gewiss weiss, mehrere verständige Schullehrer mit gutem Erfolge. V. *Einige, Schulangelegenheiten betreffende, Fragen,* vom Hn. Pred. *Kortum.* Dergleichen Fragen sind: 1) Sollte es nicht zu Verbesserung des Schullehrerstandes und der Schulen ein wirksames Mittel seyn, wenn die Schullehrer nach Maassgabe ihrer Fähigkeiten, ihrer Amtstüchtigkeit und Amtstreue aus schlechteren Stellen zu besseren und einträglicheren Schulstellen befördert würden? 2) Darf sich der gute Schullehrer wohl nach allen Vorurtheilen der Aeltern in Behandlung seiner Zöglinge richten? u. dgl. m., deren Beantwortung man sich leicht denken kann. Das folgende Bändchen enthält die Fortsetzung.

Im *neunten* Bande findet man: I. *Ein sokratisches Schulgespräch über die Fürsehung* (Vorsehung) *Gottes;* vom Hn. Pred. *Meyer;* und zwar 1) über die Fürsehung Gottes überhaupt: 2) über die göttliche Erhaltung der Welt. Diese Gespräche mögen in mancher andern Betrachtung ganz gut seyn; aber Muster sokratischer Lehrart sind sie nicht. Der Knabe antwortet nicht natürlich, sondern, wie abgerichtet; und der Lehrer fragt nicht sokratisch. Um dieses zu beweisen, muss

muſs Rec. ein Stück des Geſprächs anführen. Nachdem der Lehrer dem Schüler abgefragt hat, daſs die Uhr, um ihren Zweck zu erreichen, nicht ſtill ſtehen, ſondern fortgehen müſſe, knüpft er folgende Frage daran: „*Lehrer:* Gehet denn auch Alles in der Welt zur „Erreichung ſeines Zwecks eben ſo ſeinen Gang fort, „als in der Uhr? *Knabe:* Ja! die Himmelskörper und „auch unſere Erde und auf ihr alle Natur- und ande„re Begebenheiten gehen immer ihren Gang zur Er„reichung ihres Zwecks fort. *Lehrer:* Iſt denn das „dazu nöthig? *K.* Ja! z. E. unſere Erde muſs ihren „Gang um die Sonne, und der Mond ſeinen Gang um „unſere Erde immer fort gehen, wenn ſie ihren Zweck „erreichen ſollen. *L.* Wenn nun aber alles in der Welt „ſeinen Gang fortgehen ſoll: was iſt dazu nöthig?" — Hier weiſs der Knabe nichts zu antworten, und doch iſt's ihm bald hernach, und ohne daſs ihm der Lehrer inzwiſchen etwas von Gott geſagt hat, geläufig, auf die Frage: „Wer konnte *nur* dem Uhrgewichte die „Schwerkraft geben?" zu antworten: „Gott, der die „Materie, das Eiſen oder die Steine, woraus die Ge„wichte gemacht ſind, erſchaffen, und ihnen ihr We„ſen und Eigenſchaften gegeben hat. Offenb. Joh. „4, 11." Mithin kann man ſich das vorige Stillſchweigen des Knaben nicht anders erklären, als: weil ihm entweder die Antwort entfallen war, oder, weil der Lehrer unpſychologiſch fragte. Ein weſentlicher Charakter der ſokratiſchen Lehrart beſteht darinn, daſs durch geſchickte Fragen dem Lehrlinge das Geſchäft auferlegt wird, immer nur *Ein* Merkmal zu den in der Frage gegebenen hinzuzufügen oder davon hinweg zu nehmen, und dadurch den Begriff zu vervollſtändigen, oder zu vereinfachen. Aber, durch die obige Frage: *Was iſt dazu nöthig?* wird dem Schüler nichts geringeres, als der ganze ſo ſehr complicirte Begriff von der *göttlichen Weltregierung*, abgefodert. Ueberhaupt läſst Hr. M. ſeinen Knaben hier ſprechen, wie einen ausgelernten Metaphyſiker. III. *Einige Gedanken, den Schullehrern gewidmet*, von Hn. *Willberg*. Dieſe Gedanken ſind vortrefflich, und verrathen einen ſehr hellen Kopf, ſo, wie die Nachrichten von den dreyjährigen Producten der Arbeitsſchule zu Hamm bey Bochum einen ſehr glücklichen Fortgang dieſes Inſtituts. Eben derſelbe giebt unter No. IV. *Etwas vom ſchlechten Schulgehen der Landſchulkinder*, (beſſer: über die Urſachen der häufigen Schulverſäumniſſe bey den Landkindern.) Angefügt iſt folgende Nachricht: In der Grafſchaft Mark iſt eine aus Adelichen, Predigern und Schullehrern beſtehende Geſellſchaft, die den Namen: „Geſellſchaft der Lehrer und Kinderfreunde" führt. Stifter und Vorſteher derſelben iſt der Freyherr *von der Reck*, (ein würdiger Neffe des Hn. v. Rochow), Stifter und Vorſteher der Schule zu Hamm bey Bochum, in welcher Hr. Willberg Lehrer iſt. V. *Fragmente für den Schulfreund*, vom Hn. Schullehrer *Wolfram*. Beſonders das zweyte: *Etwas für Lehrer, welche ihre Schüler zur Höflichkeit und zu einem guten ſittlichen Betragen anführen wollen*, iſt allen Schullehrern zur Beherzigung anzupreiſen.

Die letzten Nummern jedes Bandes enthalten *Schulneuigkeiten, Schulanekdoten, Schulcorreſpondenzen, Recenſionen* und *Anzeigen*, aus denen wir das Intereſſanteſte ausheben wollen. Das *dritte* Bändchen liefert unter der Rubrik: *Rückſchritte des deutſchen Schulweſens im Wirtembergiſchen;* Nachricht, von einem im Anfange dieſes (welches?) Jahres ergangenen Synodalbefehls für das ganze Herzogthum Wirtemberg, nach welchem der Schullehrer nebſt Leſen, Schreiben, Rechnen, die Jugend nicht nur den Katechismus, Spruchbuch, Buſspſalmen und Confirmationsbüchlein, ſondern auch viele andere Pſalmen, Geſänge und die Kinderlehre ſoll *auswendig lernen* laſſen. Ob nun dieſer Synodalbefehl älter oder neuer ſey, als das im 4ten Bande gelieferte herzogliche *neueſte* Synodalreſcript vom 6 Dec. 1791, in welchem *gegen das viele Auswendiglernen* geeifert wird, bleibt unbeſtimmt. Indeſſen iſt die Ehre Wirtembergs in dieſer Hinſicht durch das im 9ten Bande des Sch. Fr. eingerückte: *Ueber den Zuſtand der deutſchen Schulen im Herzogthume W.* für gerettet anzuſehen. — Unter den beſondern Geſetzen für die Lehrer der Armen- und Arbeitsſchule in Quedlinburg (Bd. 5) heiſst das Erſte: „Des Lehrers Pflicht iſt, ſich bey der ihm aufgetragenen Unterweiſung *lediglich* nach der Vorſchrift der *beiden jedesmaligen Schulinſpectoren* dieſer Schule zu richten, und daher *in allen vorkommenden Fällen* bey ihnen Belehrung und Entſcheidung zu ſuchen." — Das heiſst doch fürwahr den Lehrer zur Lehrmaſchine machen! Unterricht nach der Vorſchrift *Eines* andern iſt ſchon unpſychologiſch genug: vollends gar *Zweyer* andern! Wie nun, wenn die beiden jedesmaligen Schulinſpectoren dieſer Schule nicht einig ſind? Welchem ſoll da der Lehrer folgen? und dann: *in allen vorkommenden Fällen:* wie unbeſtimmt! Durch ſolche Geſetze bekömmt der Inſpector freye Hand; dem Untergebenen alles, was er nur will, als Vergehen anzurechnen. — In der Reichsſtift-Neresheimiſchen Schulordnung (Bd 5 und 6) kommt unter andern guten auch folgende ziemlich ſteife Verordnung vor: „So „ſoll auch das *Duzen* der Aeltern durchaus *nicht gelit„ten*, ſondern als eine der *kindlichen Ehrfurcht zuwi„derlaufende Grobheit* mit Ernſte abgeſtellt werden." Wenn doch die Schulordnungen in ihrem Reviere blieben! Die nämliche Schulordnung enthält folgenden auffallenden §: „Damit die Schulmeiſter alle dieſe Pflichten um ſo ungehinderter und eifriger erfüllen; damit ſie ihrem Amte in vollem Maſse Genüge leiſten mögen, ſo ſollen ſie, ob ſie gleich Bürger und Gemeindsleute ſind, demungeachtet von allen *herrſchaftlichen und Gemeindsdienſten, Botengehen, Jagen* u. ſ. w. für ihr wirkliches einfaches Heimweſen, *aus beſonderer landesherrlichen Vergünſtigung* frey ſeyn. — Der 6te Band giebt auch eine intereſſante Nachricht von der Verbeſſerung der niederen Schulen in den vereinigten Niederlanden, ſeit dem Jahre 1785, aufgeſetzt von Hn. *Ad. Friedr. Ernſt Jakobi*, Superintendent zu Kranichfeld. Den Grund zu dieſem Unternehmen legte ein patriotiſcher Lehrer der Mennoniten, Hr. *Joh. Nieuwenhuizen*, durch Stiftung einer Geſellſchaft zum

Nutzen des gemeinen Wesens (*Maatschappy tot het Nut van't Algemeen*) die auch aus andern öffentlichen Nachrichten bekannt ist. Diese Gesellschaft bestand gleich Anfangs aus 600 Gliedern, hat bis 1792 über 2000 Thaler an Preisen ausgetheilt, und über 5000 Rthlr. auf gedruckte Schriften für den gemeinen Mann gewendet. Die Nachrichten von den Arbeitsschulen, welche die beiden Brüder *Plitt*, Landprediger in Hessen, neben den Lehrschulen auf ihren Dörfern eingeführt haben, (Bd 8) vom Schulmeisterseminarium in Friedrichstadt bey Dresden, und von der Freyschule in Leipzig (Bd 9) sind für alle diese Institute sowohl, als für die Stifter und Vorsteher derselben, sehr vortheilhaft.

Manche Dinge kommen in diesem Schulfreunde freylich fast bis zum Ueberdrusse oft wieder vor: z. B. von der Schädlichkeit des Auswendiglernens; von der nöthigen Vertheilung der Schüler in Classen; vom Unterrichte in der Orthographie, vom A B Cwesen u. s. w., auch zuweilen die Lobeserhebungen gewisser lobenswürdiger Männer. Indessen ist dies bey verschiedenen Mitarbeitern, die sich nicht nach einem vorgezeichneten Plane, in die Fächer getheilt haben, nicht leicht zu vermeiden; auch so gar nicht unnöthig, wenn man bedenkt, wie oft manchen Leuten ein Gegenstand vorgehalten und vorgesagt werden muss, ehe sie aufmerksam darauf werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN u. STRALSUND, b. Lange: *Die Regierung der Vorsicht* (Vorsehung) *bey den Leiden des Versöhners* in einer Folge von Passionsbetrachtungen vorgetragen von F. E. *Wilmsen*, Prediger der evangelisch-reformirten Stadt- und Pfarrkirche zu Berlin. 1794. 245 S. 8.

Diese Predigten sind von dem Vf. vor zwanzig Jahren gehalten worden. Er theilt sie jetzt dem Publicum ganz unverändert mit, vollkommen überzeugt, dass es weder in den Gedanken, noch im Ausdrucke etwas zu ändern nöthig habe. Hier ist eine Stelle zur Probe. I S. 89: „Wir können die ausnehmende Angst und Bangigkeit, von welcher die Seele Jesu beym Antritt seiner Leiden und nachher ergriffen worden, gar wohl begreifen, wenn wir erwägen, dass Jesus in diesen schrecklichen Stunden mit dem Fürsten der Finsterniss und mit seiner ganzen Macht zu kämpfen gehabt, der gewiss mit äusserstem Widerstreben sich seinen Raub aus den Händen reissen, und sein Reich zerstören, seine Macht über die Seelen der Menschen von diesem Ueberwinder sich entkräften sahe. Dass er einen solchen fürchterlichen Anfall von der Hölle und ihrem Herrn erwartet habe, ehe er nach Gethsemane gieng, sein Leiden anzutreten, das gab er genugsam zu erkennen, indem er zu seinen Jüngern sprach: *Siehe, es kommt der Fürst dieser Welt*, d. h. er bietet seine ganze Macht wider mich auf, um den letzten Versuch wider mich zu thun, ob er das Erlösungswerk, welches ich vorhabe, stören und hindern könne; aber er findet nichts an mir, keine, gleich Adams Kindern, mir anklebende Schuld, die mich seiner Tyranney unterwerfen, keinen unmännlichen Wankelmuth, der mich vor ihm zurückbeben, und das einmal unternommene Werk verlassen machen könnte. Eben diese Erwartung eines Kampfes mit dem Satan und seinem Heere, war es unstreitig auch, die Jesum zu der oft wiederholten Ermahnung und dringenden Bitte an seine Jünger vermochte, dass sie doch mit ihm wachen und beten möchten, um nicht in Versuchung und Anfechtung zu fallen. Stellen wir uns nun, A. Z., unsern Bürgen und Versöhner vor, *wie er an einer Seite mit der ganzen Last der Verschuldung des Menschengeschlechts beladen*, an der andern aber *von dem Satan und seinem ganzen Heere umringt* wider die *feurigen Pfeile dieses Erzbösewichts* und wider die *vereinigten Mächte der Finsterniss* streiten müsste; gedenken wir uns die *entsetzlichen Bilder*, mit welchen, unter Gottes Zulassung, dieser Feind aller Wahrheit *seine Einbildungskraft* zu verwirren, die *verzweifelnden Gedanken*, die er seinem *ohnedem geängsteten* Herzen *einzuprägen suchte*, um ihn durch seine *teuflischen Ränke* von dem Vorsatz, die Menschen zu erlösen, zurückzuschrecken." — Doch wir brechen diese äusserst lehrreiche Stelle ihrer Länge wegen hier ab, obgleich das Beste noch kommt!

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Zeitz und Naumburg*, b. Heinse: *Aufklärung der Bedientenwelt.* Auch den Herrschaften nützlich zu lesen. Aus dem Englischen des Doctor *Swift.* 1794. 106 S. gr. 8. (8 gr.) Die Swiftische kleine Schrift enthält viel Wahrheit im Scherze, im scheinbar einfältig und ehrlich gemeynten Rath, viel Salz und bittern Spott! Der Genius der Satyre, welcher den Griffel des Vf. führte, gab auch dem geschickten Verdeutscher die vom Titel der Urschrift abweichende, aber sehr passende, Ueberschrift: *Aufklärung* der Bedientenwelt, ein, welche etwas sehr ernsthaftes und löbliches anzukündigen scheint, während sie von der Einweihung der Dienerschaft in die Künste der Schlauheit und der Ränke redet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. Julius 1795.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

JENA, gedr. b. Göpfert: *Versuch in Predigten für aufgeklärte Leser*, von M. Johann Arnold Schmitz. 1791. 1 Theil. 284 S.

OFFENBACH, gedr. b. Weifs u. Brede: *Ebendesselben Predigten für aufgeklärte Leser. Zweyter Band.* 1793. 478 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. zeigt in diesen Vorträgen Freymüthigkeit, Achtung und Eifer für Wahrheit, Gewissensfreyheit, Tugend und Frömmigkeit; er verräth, dass es ihm nicht an mannichfaltiger Bekanntschaft namentlich mit der neuern Literatur und an richtigen Einsichten in die Auslegung der Bibel fehle. Dies von ihm zu bemerken, ist beynahe unumgängliche Pflicht, ungeachtet freylich eigentlich nicht seine Person, sondern sein Buch den Gegenstand unserer Beurtheilung ausmacht; weil eine unparteyische Kritik des letztern in dem engen Raume, der ihr hier nur vergönnt seyn kann, fast unvermeidlich auf einen ungünstigern Schluss über die erstere führen müsste, als sie in der That zu verdienen scheint. Denn — es ist freylich seltsam — diese Predigten selbst sind bis auf wenige Ausnahmen höchst unvollkommen und fehlerhaft; und alle Einwendungen, womit Hr. *S.*, der ihre Mängel selbst gefühlt zu haben scheint, in beiden Vorreden den Ausstellungen, die man ihm deshalb machen könnte, vorzubeugen gesucht hat, beweisen nur noch kräftiger, dass er von den Foderungen an eine gute Predigt keine rechten Begriffe habe. Die grossentheils sehr interessanten Themata sind vornehmlich im ersten Bande (denn der zweyte ist wenigstens um ein gutes Theil minder schlecht) mit einer ganz unglaublichen Flachheit und Seichtigkeit behandelt; allenthalben vermisst man in Begriffen und Ausdrücken die erfoderliche Bestimmtheit und Genauigkeit: was erklärt oder bewiesen seyn sollte, ist es nur selten zu einiger Befriedigung, sondern immer nur mit einigen Tautologieen doppelt und dreyfach gesagt. Am allerauffallendsten ist der Mangel an logischer Ordnung und richtiger Unterscheidung und Folge der Gedanken. Endlich trägt auch die Schreibart, in welcher der Vf., wie manche Stellen beweisen, etwas leisten könnte, Spuren einer Flüchtigkeit, die selbst durch die Entschuldigung, dass er eines kränklichen Körpers halber das meiste habe dictiren müssen, nicht verzeihlich wird. Es wird nur weniger Beweise bedürfen, um dieses Urtheil zu rechtfertigen. Das Thema der 5ten Predigt im 1 Bande heisst: *Die Aufmerksamkeit des Menschen auf die Vorsorge Gottes für unsere Nahrung.* Nun erwartet man etwa, dass gezeigt werde, „was zu einer solchen Aufmerksamkeit gehöre; was uns dazu verpflichte; wie wir uns dazu erwecken können" u. dgl. Dagegen ist die Eintheilung des Vf. folgende: 1) *wollen wir diese Vorsorge überhaupt betrachten,* 2) *zeigen, dass sie weise und gütig ist,* 3) *angeben, wie wir darauf aufmerksam seyn müssen.* Und nun die Unterabtheilungen: I, wo Gottes Vorsorge überhaupt betrachtet wird: 1) Gott erhält die Naturkräfte, 2) er regiert sie, 3) er giebt der Erde Fruchtbarkeit, 4) er segnet den Fleiss des Landmanns. Wir übergehen den II, nicht weniger willkührlich articulirten Theil, und fragen, was wir denn nun eigentlich im III Theile von der Aufmerksamkeit auf Gottes Vorsorge lernen, und wie es uns gesagt wird: 1) diese Aufmerksamkeit ist nicht flüchtig, 2) sie bleibt nicht bey dem Einzelnen stehen, sondern sieht auf das Ganze, 3) der Christ, (schlechthin hier und im folgenden, ohne auch nur den Zusatz der *aufmerksame*; oder die geringste Andeutung, wie ihm dies vermöge seiner Aufmerksamkeit zukommt,) dankt der Vorsehung für den erhaltenen Segen; 4) er bewahrt sich vor dem Missbrauche der Gaben Gottes, (das heisst hier, was kein Mensch erräth, vermöge der Ausführung — er wirft sie nicht weg), 5) er lässt sich in ihrem Genusse durch Vernunft und Religion leiten, 6) er wendet Gottes Segen zur Verminderung des Elendes und zur Vermehrung des Guten unter den Menschen an, 7) er bedenkt die Absicht, warum Gott durch Nahrung unsre Kräfte stärkt: nämlich um sie zum Besten der Welt anzuwenden, 8) er traut Gott für die Zukunft. Wir haben zu viel Achtung für die Leser der A. L. Z., um die mancherley logischen Schnitzer in dieser Partition, aus der sich noch kein Mensch einen bestimmten Begriff von der Aufmerksamkeit auf Gottes Vorsorge bey unsrer Ernährung, warum es doch hier zu thun war, abstrahiren kann, hier zu zergliedern: können aber versichern, dass wohl nur wenige unter allen diesen Predigten seyn werden, die nicht zu ähnlichen Bemerkungen Stoff darböten. Desto sonderbarer muss es auffallen, wenn dem Vf. in der Vorrede bang ist, dass man seine Dispositionen zu *streng* finden möchte; *trocken* genug mögen sie enunciirt und ohne gehörige Vorbereitung hingeworfen seyn; aber an strenge logische Nothwendigkeit in der Disposition und Partition, an eine Zergliederung und Unterscheidung der Begriffe nach Principien, wodurch eine Predigt ein wohlzusammenhängendes, in sich vollendetes Ganze, fasslich für den Verstand, behältlich für das Gedächtniss, und ein wirksames Ermunterungsmittel für den vernünftigen Willen wird, ist bey ihm nicht zu denken, und noch weniger

niger an die gehörige Weisheit, Begriffe, die sich nicht wohl trennen lassen, ohne dass unnütze Wiederholungen veranlasst würden, rückweise zu verbinden (wodurch die 7te Predigt des II B., bey weitem noch eine der besten, erst ein gewisses Gepräge von Vollkommenheit erhalten haben würde), Digressionen zu vermeiden, Nebenbegriffe gehörig einzuflechten, und ihnen eine gehörige Haltung im Ganzen zu geben u. s. w. Er gefällt sich selbst laut der ersten Vorrede ganz ungemein darinn, recht viel Materialien, aus denen mehrere Predigten gemacht werden könnten, in einer zusammen zu packen, und die Unterabtheilungen bis zu einer unübersehbaren Menge zu vervielfältigen, und meynt, dass ihm nicht vergönnt sey, eine Sache drey, viermal, und doch gut zu sagen; aber er erwägt nicht, dass ein solcher Reichthum wahre Armuth ist, die, weil sie mit ihrem rechtmässigen Vorrathe nicht auszureichen versteht, zum Borgen ihre Zuflucht nimmt. Von der Bündigkeit seiner Erklärungen und Beweise nur ein Beyspiel: in der VI Predigt des I B. *Warnung vor der Gewohnheit zu sündigen*, wird im IIten Th. als Bewegungsgrund uns nicht zur Sünde zu gewöhnen angegeben: „Gewohnheit zu sündigen erzeugt Gleichgültigkeit gegen die Sünde," wie das zugeht, darüber etwas, das noch hingehen mag, — über das Verwerfliche dieser Gleichgültigkeit, was den Nerven des angegebenen Beweggrundes ausmacht, gar nichts; aber zum Schluss wörtlich diese Gedankenfolge: „Dadurch nun, dass man vergisst, sich um die Sittlichkeit einer Handlung zu bekümmern," (eben das ist schon Gleichgültigkeit) „entsteht Gleichgültigkeit, Gewohnheit überhaupt, und auch Gewohnheit zu sündigen" — also kürzlich, aus Gewohnheit zu sündigen entsteht Gleichgültigkeit gegen die Sünde, aus Gleichgültigkeit entsteht Gleichgültigkeit, und daraus Gewohnheit zu sündigen!! — Dass in der II Pr. B. I, *über die Hoffnung, in einem künftigen Leben an Einsichten zu wachsen*, von einer *Seligkeit des Verstandes* die Rede ist, deren nicht undeutlich auch der cultivirte Lasterhafte als einst fähig beschrieben wird, dürfte Verwunderung erregen; aber Missbilligung verdient es, wenn in eben der Predigt Th. II, 3. von den *Lastern* des Trunkes, der Wollust u. dgl., deren Grund der Vf. ganz allein in Reizen der Sinnlichkeit findet, gesagt wird, dass sie *auch guten Menschen eigen* seyn könnten; wenn es so manchmal heisst, wir sollten *in andern uns selbst lieben* — also wohl Eigennutz zur Triebfeder der ihnen schuldigen Pflichtbeobachtung machen — *lernen*; oder wenn B. I, Pred. IX, die Behauptung unbestimmt hingeworfen wird; die *Natur* muss uns Anlagen zur Tugend geben, sonst können *wir* niemalen tugendhaft werden; oder wenn endlich (B. I S. 120 und mehrmals) Gesinnungen, welche Tadel verdienen, wie blosse Erscheinungen der physischen Welt ohne einen Wink, der ihre Verwerflichkeit andeutet, namhaft gemacht werden. — Von äusserster Nachlässigkeit im Ausdrucke und im Periodenbau liefert vornehmlich der erste Band (der zweyte hat hierinn beträchtliche Vorzüge, so wenig er auch fehlerfrey ist) Belege in Menge, so dass wir diese bereits über alle Gebühr lange Anzeige damit nicht noch vergrössern wollen. Es ist übrigens zu beklagen, dass der Vf. auch diesen Fehler (B. I. Vorr.) für so unbedeutend hält; da man von guten Predigten zwar keine schmuckvolle Beredtsamkeit, wohl aber Sorgfalt, nicht gegen die Wohlredenheit zu verstossen, verlangen kann. Die Eingänge der meisten Predigten sind zu flach, und thun ihrem Zwecke, die Betrachtung einzuleiten, dafür Interesse zu erwecken, zu wenig Genüge. Rec. würde sich bey der Anzeige dieses, auch nur für die homiletische Literatur, sehr gleichgültigen Products auf keinen Fall so lange verweilt haben, wenn der Vf. in seinen Vorreden sich minder hinter die Autoritäten berühmter Männer, die wahrscheinlich nicht Zeit hatten, seine Arbeit zu prüfen, und ihr einiges allgemeine Lob ertheilt haben mögen, verborgen hätte, um der Kritik, wie es scheint, Stillschweigen zu gebieten.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Hannover, im Schulmeisterseminario: *Lieder für Volksschulen.* 1793. 200 S. kl. 8. Hierzu Ebendas. *Melodieen zu den Liedern für Volksschulen.* Erstes Heft. 3 Bog. kl. 8.

2) Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Lieder der Religion und Tugend.* Ein Weyhnachts- oder Neujahrsgeschenk für liebenswürdige Kinder. 1793. 140 S. 12. (7 gr.)

3) Hamburg, b. Bohn: *Liederbuch für Kinder.* 1792. 192 S. 8. (12 gr.)

No. 1) Der Vf. dieser Lieder, Hr. Hofcapellan *Hoppenstedt* in Hannover, bestimmt sie zunächst für Schulen, aber auch für die lieben Landleute, wenn sie gleich nicht mehr in die Schule gehen. Unter den Liedern stehen Erklärungen der schwereren Ausdrücke: über denselben und unten, unter dem Striche, auch Sprüche der Bibel. „Die mag ja ein jeder," sagt unser Vf., „fleissig mit lesen und mit lernen, weil durch sie eigentlich die Lieder erst recht ans Herz gehen." Uebrigens wünscht er, „dass sie den lieben Landleuten viel Nutzen und Vergnügen gewähren, und das ihrige mit dazu beytragen mögen, die Kinder fein fleissig und gehorsam, und die Erwachsenen mit Gott und der Welt und ihrem Vaterlande so zufrieden zu machen, als es guten Christen und getreuen Unterthanen gebühret." — Wenn sie dieses Gute stiften, (und es lässt sich vom fleissigen Gebrauche derselben schon erwarten;) so darf ein Verstoss hie und da gegen die Gesetze der poetischen Kunst nicht hoch angerechnet werden. Es mag wohl schwer seyn, sich gerade in der mittleren Region der Gedanken, zwischen dem Erhabenen, welches Kinder nicht verstehen, und dem Niedrigen, welches dem Dichter nicht ziemt, zu halten. Das erste hat Hr. H. glücklicher vermieden, als das letztere; z. B. S. 29:

Die Bursch und Mädchen strotzen
Von Jugendkraft und Mark.

In

In der Note steht: „Strotzen heisst *hier*, frisch und roth aussehen;“ aber auch wohl *nur* hier. S. 36:

> Rückt die Zeit zur Schul' heran;
> Sind wir schnell beysammen:
> Und nun *muss* ein jeder *dran*,
> Alle sind wir munter.
> Wer dann *seine Sachen kann*,
> Der *kommt nicht herunter*.

S. 49: Der, dem es nicht in ihr (in Gottes Welt) gefällt,
Ist wohl *nicht recht gescheidt*.

S. 149: Jauchzet, wenn der Frühling weckt:
Aber lasst dem Winter
Auch sein Gutes: denn *es steckt*
Wahrlich *was dahinter*.

S. 151: Wer wollte wohl *knurren*,
Der wär ja *nicht klug*.

S. 182. Lustig *Huckepack*, Eilet Sack auf Sack.

Grammatische und prosodische Härten sind nicht selten; z. B.:

S. 31: Wer *seines* Lebens fröhlich ist, u. s. w.

S. 42: Und dieses Fleckchen wähle ich
An einem Hügelchen
Von dem ich könnte rings um mich
So recht ins Freye *sehn*.

Es wird doch fürwahr eine eigene Aussprache erfodert, um dieses gereimt zu finden.

S. 44. Gott, *der* die Seinen zärtlich liebt,
Der sorget auch für sie.

S. 112. *Lehr'n* sie, dass Gott *nur* den verlässt,
Der immer schwelgt, sich täglich *müsst*,
Mit Kaffee und im Krug.

Ueberhaupt fehlt es nicht an matten und geistleeren Stellen in dieser Liedersammlung. Zum Belege können das 27ste Lied ganz, das 68ste und 74ste grösstentheils dienen. Auch S. 9:

> Darum so wollen wir loben Und loben immerdar
> Den grossen Geber oben: Er ist's: *ja, er ists gar.*

ist matt; sollt's auch Sir. 43 gesagt haben. Der Arme, auf den das 19te Lied ohne Unwahrheit angewandt werden soll, muss nicht nur arm, sondern auch blind, alt und siech seyn, auch weder Weib noch Kind haben: und die Antwort der Kinder darauf: wie wenig Gedanken in so vielen Worten!

S. 145: Dummheit *fehlet* dies und das:
Dummheit *gilt* auch *nirgends was*.

noch dazu durch ein Chor wiederholt! u. dgl. m.

Endlich hätte Rec. diesen Liedern hin und wieder eine reinere Moral gewünscht. Im dritten Liede heisst's:

> Auch nehm ich's dankbar von ihm an,
> Dass ich auf dieser Erde
> Nicht bin ein grosser reicher Mann
> Und auch wohl keiner werde,
> Denn, Ehr und Reichthum, wie ihr seht,
> Hat mancherley Gefahren u. s. w.

Es giebt doch wohl bessere Gründe der Dankbarkeit. In dem 46sten Liede: Fritz der Näscher; ist's erstlich wahrer Widerspruch, wenn der Vf. singt:

> Mit *Diebstahl* hätt' er sein Gewissen
> Um alle Welt zwar nicht beschwert;

und bald darauf:

> Die Speisekammer zu *bemausen*,
> Stieg er in's Fenster einst hinein.

Ist das nicht Diebstahl, wenn man die Speisekammer bemaust? Hernach wissen unsere Kindermoralisten wohl gar keinen andern Grund gegen die Nascherey, als zufällige und noch dazu seltene übele Folgen, als Vergiftung, Beschämung u. dgl.

Dies alles hat Rec. nicht angeführt, um den Werth dieser Lieder im Ganzen herabzusetzen; sondern, um den Vf. zu einer strengen Revision, und der ihm gewiss leicht möglichen Verbesserung zu veranlassen. Denn, da sie schon hie und da als die Einzigen, wenigstens die besten in ihrer Art angepriesen worden sind, so ist eine zweyte Auflage bald zu erwarten. Den musikalischen Werth der beygefügten Melodieen, kann Rec. nicht beurtheilen.

No. 2) hat auch noch einen andern Titel: *Lieder der Religion und Tugend für meine Eleven* (warum nicht lieber *Zöglinge?*) In beiden Formen so wunderlich, wie das ganze Institut. Der Artikel *der* lässt den Leser das Verhältniss, in welchem diese Lieder zur R. u. T. stehen sollen, kaum errathen, geschweige denn verstehen. „Für meine Eleven“ — was müssen das für Eleven seyn, die so deutliche Begriffe von R. u. T. haben, als erfodert werden, um diese Lieder, denen Rec. ihren Werth in andern Beziehungen nicht absprechen will, zu verstehen? Hr. *Joh. Christian Heise*, (so unterschreibt sich der Sammler unter der Zueignungsschrift an seine Eleven) „wird sich zwar gern bemühen, die „in jedem Stück liegende Moral mit ihnen aufzusuchen, „so wie auch öfters einige Perioden erklären, und die „Dichtersprache in die des gemeinen Lebens überzutragen“ — wird auch die Lieder auswendig lernen, von jedem Kinde laut hersagen und singen lassen: aber mit dem allen wird er der Natur der Kinder Gewalt anthun. Was soll z. B. Schillers Hymnus *an die Freude* für Kinder? — Auch Gebete vor und nach der Schule sind mit gedruckt, deren Eines sich mit dem Verslein schliesst:

> Bester Lehrer, Jesu, leite
> Uns zu deiner Kenntniss heute.
> Deine fromme Jugendzeit

Lehr uns frühe Frömmigkeit,
Christlich leben, selig sterben
Und das Himmelreich ererben!

In so fern Kinder überhaupt der Sittenlehre empfänglich sind, mag auch wohl das metrische und rhythmische Vehikel, in welchem man sie ihnen einzuflössen sucht, unschädlich seyn. Nur geniessbar und verdaulich für sie wünschen wir dieses Vehikel: sonst, fürwahr, kann aus den darein gewickelten Lehren kein moralischer *Chylus* werden; sondern es ist vielmehr ein *Callus* zu besorgen, der ihren Verstand überzieht.

No. 3) ist auch nur Sammlung. Der ungenannte Herausgeber meynt, dass er die *besten* Lieder für Kinder gesammelt, und versichert, dass er eine gute *Absicht* dabey *im Sinne* gehabt habe. Das wollen wir ihm gern glauben, auch an der Erreichung derselben nicht ganz verzweifeln. Indessen möchten doch nicht alle Lieder, die hier stehen, in die Classe der besten gehören; z. B. S. 26: Die Kinder, die Kinder sind ihren Aeltern lieb u. s. w., nimmt für den sehr geringen Gehalt zu viel Raum ein. Was in dem Liede: *Wandsbeck* (S. 97) stecken soll, kann Rec. auch nicht finden. *Franz* oder *der unglückliche Ruprecht* (S. 102) gehört gewiss zu den *schlechtesten*, und andere mehr, die sich weder durch moralischen noch durch ästhetischen Werth empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Thorn* u. *Danzig*, b. der Verlagsgesellschaft: *Der verbesserte Tobacksbau*, oder: Kurze und gründliche Anleitung für den Landmann, wie der Toback zu säen, zu pflanzen und zu behandeln; dass er an seiner Güte gewinne, und in der Fabricatur besser, als bisher zu gebrauchen, von *F. T. Hartmann*, 1793. 38 S. 8. (3 gr.) Diese wenigen Blätter sind wirklich, was sie seyn sollen: eine *kurze* und dabey gründliche Anweisung zur Tobackscultur: in welcher erfahrne Tobackspflanzer zwar keinen ihnen *neuen*, angehende aber hinlänglichen und treuen Unterricht erhalten: dieses wichtig gewordene Naturproduct nutzbar anzupflanzen und zu behandeln. Aber die Anweisung vom Aufhängen zum Trocknen sollte etwas ausführlicher gerathen seyn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hamburg*, b. Herold: *Meine Dienstentlassung*, von *Ge. Chfti. Ludew. von Bülow*. vormaligem Hauptmann im kurhannöverischen Garderegimente. 1795. 100 S. 8. — Die Geschichte der Dienstentlassung der beiden hannöverischen Hauptleute, v. Bülow und v. Mecklenburg, hat überall, wo sie bekannt worden ist, ausserordentliches Aufsehen und Erstaunen erregt. Da indess durch das Gerücht nur eine sehr mangelhafte Kenntniss von dem Hergang der Sache verbreitet würde, so war man in Gefahr, in seinem Urtheil *für* oder *gegen* die beiden Officiere einseitig und daher ungerecht zu werden, wenn man nicht eine vollständige Darstellung der ganzen Sache erhielt, wie sie hier der eine Officier, Hr. Hauptmann v. Bülow, so gut liefert, als sie sich, bey der ihm verweigerten Einsicht der gerichtlichen Untersuchungsacten, liefern liess. Der würdige Hr. Landschaftsdirector v. Bülow, der Vater des Hauptmanns, schrieb den 10 Jun. 1794 an den Hn. Feldmarschall v. Freytag (S. 75): „Was meynen Ew. Exc., was würde ganz Deutschland urtheilen, wenn man die in dieser Sache so ganz klar am Tage liegenden Umstände, durch den Weg der Publicität zur einstweiligen Rechtfertigung öffentlich bekannt machte? — Was würde sich das ganze Publicum für Begriffe von der Gerechtigkeitspflege des Generalkriegsgerichts machen müssen? Und wird es nicht nothwendig werden, zur Rettung der Ehre zweyer rechtschaffener Männer, dieses Mittel zu ergreifen, wenn nicht bald ein Ende in der Sache wird?" Diesen Weg hat nun der eine jener gekränkten Officiere zu seiner Rechtfertigung vor den Augen der unparteyisch richtenden Zeitgenossen eingeschlagen.

Während der Belagerung von Valenciennes erhielten die gedachten beiden Hauptleute d. 5 Jul. 1793 unvermuthet Befehl, sogleich zum Depot des Regiments nach Hannover zurückzukehren. Sie reisten den 8 Jul. ab, ohne die Ursache ihrer Entfernung erfahren zu haben; doch unter der erhaltnen Zusicherung, dass ihre Sache in Hannover untersucht werden solle. Erst den 16 Dec. d. J. wurden beide in Hannover zum erstenmale, und den 24 Dec. zum zweytenmale verhört. Sie erklärten und rechtfertigten sich über die ihnen vorgelegten Fragen, welche sich darauf bezogen, dass sie sich frey über die Angelegenheiten der französischen Revolution, über den Krieg der verbündeten Mächte gegen Frankreich etc. geäussert, auch mit den übrigen Officieren Vorstellungen zur Erhöhung des Feldsoldes hätten machen wollen. Den 20 Jun. 94 erfolgte endlich der absolutorische Spruch eines im Generalquartier Bruges niedergesetzten Kriegsrechts, worinn erklärt wird, dass die ungünstige Meynung von beiden Officieren aus gewissen unvorsichtigen Reden und Urtheilen, die sie, vor dem Kriege gegen Frankreich, geäussert, entstanden; dass aber auf keine gesetzliche Weise hervorgehe, dass sie nach gedachter Zeit auf eine gefährliche Weise sich darüber in öffentlichen Gesellschaften geäussert; und dass beide folglich, da nichts Strafbares gegen sie erscheine, sie vielmehr jederzeit mit Muth und Treue ihren Dienst verrichtet, von der wider sie angeordneten Untersuchung hiemit entbunden seyen. So genugthuend dieses vom König selbst bestätigte Kriegsrechtsurtheil war, so stark war damit die bey der Bekanntmachung jenes Ausspruchs d. 23 Aug. 94 eröffnete Willensmeynung des Königs im Abschied: „dass seine Majestät geruhet hätten, die beiden Officiere der Kriegsdienste in Gnaden zu entlassen, und ihnen den Abschied zu ertheilen." — Das ganze Verfahren und der Gang der Sache ist auf eine anziehende Art, in einem anständigen, ruhigen Tone dargestellt, mit Einwebung merkwürdiger Briefe und Actenstücke, auch verschiedner Nachrichten über den Zustand des im Felde stehenden Hannöverischen Corps im J. 93. Man glaubt, wenn man vom Lesen dieser Schrift herkommt, die Wahrheit dessen zu fühlen, was der nun verewigte alte General v. d. Busche an den Landschaftsdirector v. Bülow S. 35 über diese Angelegenheit schreibt: „Ach, edler Freund, es geht nicht mehr so vernünftig und edel zu, wie in unsern Jugendjahren!"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. Julius 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) SALZBURG, in der Mayr. Buchh.: *Ausführliche Nachrichten über Böhmen*, vom Verfasser der Nachrichten über Polen. 1794. ohne Vorrede. 280 S. 8.

2) Ebendas.: *Ausführliche Nachrichten über Schlesien*, vom Verfasser der Nachrichten über Polen und Böhmen. 1794. 512 S. 8.

Die in demselben Verlage erschienenen Nachrichten über Polen, machen mit diesen Nachrichten von Böhmen und Schlesien gewissermaßen ein Ganzes aus, und sind größtentheils nach *einem* Plane bearbeitet, nach welchem der Vf. (Hr. *Kausch* zu Militsch), die historischen, statistischen und topographischen Notizen von diesen Ländern, die er aus guten Hülfsmitteln und eignen Bemerkungen schöpfte, unter besondern Rubriken behandelt. Die Bearbeitung derselben zeugt, daß der Vf. ein Mann von Kopfe und vielem Beobachtungsgeiste sey, der die Wahrheit freymüthig zu sagen gewohnt ist. Indeß scheinen sie bisher weniger bekannt geworden zu seyn, als sie es verdienten. Rec. trägt daher kein Bedenken, diese Anzeige etwas ausführlicher abzufassen.

Die *Nachrichten über Böhmen* sammelte der Vf. vorzüglich auf einer Reise i. J. 1791, nachdem er das Land bereits vor vielen Jahren einmal bereiset hatte. Den Anfang machen *politische und religiöse Schicksale Böhmens*. Auffallend ist bey den gegenwärtigen Zeitumständen die Bemerkung, daß Böhmen sich noch in unsern Tagen von den hussitischen Verwüstungen nicht ganz erholt hat, und daß der Flor des Landes dem damaligen nicht gleich komme. *Gegenwärtiger Zustand Böhmens* (1793) S. 25. Nach den neuesten und besten Angaben nimmt der Vf. 962¾ Q. Meile Flächeninhalt an. Die Uebersicht der Producte muß man beym Vf. selbst nachlesen. In Rücksicht des Klima behauptet der Vf., daß die ganze physische Lage dieses Königreichs es zeige, daß es von zufälligen Umständen herrühren müsse, wenn bisher hier öfter als anderwärts die Wuth der Seuchen ausbrach. Die Volksmenge wird auf 2,700,000 angegeben. Die Sterblichkeit in Prag i. J. 1791, da der 16te Mensch starb, ist auffallend. — Die Büschingsche Angabe der Städte, Marktflecken und Dörfer kömmt mit der Schallerschen überein. Daß die Städte theils unter dem Landesgubernium, theils unter dem Münzamte, Bergamte u. s. w. stehen, hat seine großen Nachtheile. — Befremdend ist es, daß viele Inländer behaupten, daß Böhmen niemals weder ein Wahlreich, noch ein Reichslehn gewesen sey, und daß sie diese Behauptung mit scheinbaren Gründen zu vertheidigen wissen; eben so befremdend, als daß Böhmen nicht zum deutschen Reiche gehören solle. — Die der polnischen fast gleiche Nationalsprache, kommt immer mehr in Verfall; dagegen arbeitet sich die deutsche, durch die Josephinischen Einrichtungen begünstigte, Sprache immer mehr empor; man behauptet sogar, daß sie nirgends in den österreichischen Erbländern so rein gesprochen werde, als in Prag. — Protestanten giebts doch in Böhmen nur wenige; 1787 zählte man wenig über 44000. — Die Staatseinkünfte giebt Schaller zu 15 Mill. Gulden an; Büsching schon 1770 an 16 Millionen; die Ausgaben sind aber so beträchtlich, daß nur ungefähr 636000 übrig bleiben. *Sitten*, *Cultur* u. dgl. S. 42. Hier folgt der Vf. größtentheils *Cornova* in seinen Anmerkungen zu *Stranski*. Indeß behauptet er gegen ihn, daß der sogenannte Stockböhme, wenn er nicht in den Industrieschulen eine andere Richtung bekommen hat, noch jetzt faul ist; dem Gebirgsbewohner, dem sogenannten Deutschböhmen, macht Niemand diese Beschuldigung im Allgemeinen. Ueberhaupt ist Faulheit kein Nationallaster; der Vorwurf trifft mehr die Leibeignen, so wie die Vorwürfe von Trunkenheit, Verläugnung alles menschlichen Gefühls, Halsstarrigkeit, Schmutz, u. s. w. die man unter der gedrückten Sarmatischen Volksmasse hier, so wie in Polen und Oberschlesien, findet. Die üble Sitte der Nationalböhmen, Fremde nicht zurecht weisen zu wollen, hört nach und nach auf. Kurz der Vf. weiß eben so wenig bestimmt ein eigentliches Nationallaster, als eine Nationaltugend anzuführen. Dagegen zeichnet er ein paar Nationaltalente, — für die Musik und mechanische Künsteleyen — aus. (Prof. *Cron* soll der erste gewesen seyn, dem es gelang, die Harmonica mit vollstimmiger Begleitung und einem bis dahin für unmöglich gehaltenen Ausdruck zu spielen). — Angehängt sind diesem Abschnitte einige Nachrichten über die Wohlthätigkeit dieser Nation gegen die Armuth. Außer Prag beträgt der Werth aller Realitäten und Capitalien der böhmischen Armenhäuser 2,178,913 Gulden; in denselben werden 3,262 Personen gegen drückendes Elend gesichert. Die Prager Armeninstitute und vielen Stiftungen für arme Fräulein und Mädchen, für Studirende u. s. w. sind bekannt. (Vgl. A. L. Z. 93. I. 725) *Der böhmische Adel* S. 59 (aus den v. *Rieggerschen* Sammlungen, die bereits in der A. L. Z. angezeigt sind) mit einer Beylage S. 75. Man behauptet in Böhmen allgemein: der vaterländische Adel, wenn man die großen Fürsten und Grafen ausnimmt, die eben so wenig zum böhmischen Adel, als zum Adel dieses oder jenes Landes, gehören, weil sie in mehrern Provinzen gleich ansehnliche Besitzun-

gen haben, stecke tief in Schulden. Der Vf. ist nicht dieser Meynung. Indess ist der Reichthum im Verhältnisse mit den benachbarten Provinzen in den neuern Zeiten nicht gewachsen. Zwar sind, nach Aufhebung der Leibeigenschaft, die Preise der Güter nicht gefallen, sondern um den 4ten Theil gestiegen; indess würden sie ohne diesen Umstand vielleicht wie in Schlesien, um das doppelte und dreyfache erhöht worden seyn, welches freylich eben kein Vortheil seyn würde. Uebrigens hat der hohe Adel den kleinen fast aufgezehrt; er kauft nach und nach alles an sich. Es giebt ausser einigen Prinzen und Herzogen, welche in Böhmen grosse Besitzungen haben, 172 begüterte Grafen und 14 Fürsten, und nur 95 ansässige Ritter und 79 Freyherren. Jene verzehren ihre Einkünfte im Auslande, und hindern dadurch das Emporkommen der Landstädte, und selbst der Fabriken, die durch das Zusammenkaufen der Güter für einzelne Familien in sofern leiden, als dadurch die Concurrenz der Producte gehindert und die Preise gesteigert werden. Selbst Cornova klagt über die Neigung des böhmischen Adels zur Kornjüdeley. Nach einer ziemlich sichern Berechnung besitzen jene 172 Grafen für 145 Mill. Güter; mehrere dieser Familien allein für 4, 8 bis 14 Mill. Gulden (wie denn überhaupt im Oesterreichischen nur der reich genannt werden kann, der 1 Mill. jährlich zu verzehren hat); auf die 79 Freyherren kommen ungefähr 13 Mill., auf die ansässigen Ritter etwa 10 Mill., auf jeden also über 50,000 Gulden Vermögen; immer genug, wenn man auch ansehnliche Schulden in Anschlag bringt. Die sämmtlichen Dominia schlägt man auf ungefähr 300 Mill. an, da in Schlesien der adliche Besitzertrag noch nicht 200 Mill. beträgt. Man sieht daraus, wie gut es um die Landwirthschaft stehen müsse. Aber ein wahres Unglück für das Land sind die grossen Fideicommisse, die vielleicht nicht für 30 Mill. zu Kaufe stehen möchten, und woran doch nur 62 Familien Theil nehmen, die dadurch immer mehr das Uebergewicht erhalten, den grössern Theil der noch übrigen böhmischen Güter als Allodium an sich ziehen, und die dem Lande so nützliche Vermehrung der Güterbesitzer und den Geldumlauf hindern, da sie, aller Verbote ungeachtet, doch ihre Einkünfte grösstentheils auswärts verzehren. Indess sind bereits zur Einschränkung der Nachtheile der Fideicommisse verschiedene Verfügungen getroffen. *Etwas über den Nahrungszustand* S. 90. Die grössten Manufacturen sind ausserhalb den Städten, sowohl weil das Fabrikwesen in den neuern Zeiten, wo die Städte so sehr hintangesetzt werden, empor kam, als auch weil die böhmischen Manufacturproducte mehr fürs Landvolk geeignet sind. Die ehedem reichen Städte stehen jetzt den ehedem so verachteten, sklavisch behandelten, durch Joseph II zu ihrer Würde erhobenen, Landleuten grösstentheils nach. Das Terrain für den böhmischen Landanbauer im weitesten Sinne beträgt 778⅞ Q. Meilen, oder 7,783,660 Joche und 738 Klaftern; davon sind die tragbaren Teiche und Frischfelder eingerechnet, 3,896,613 Joche, 342 Klaftern Ackerland, die jährlich im Durchschnitte 1,874,241 Metzen Waizen, 10,067,145 M. Korn, 4,149,429 M. Gerste und 8,278,546 M. Hafer liefern. Zur Verbesserung des Landbaues wurden die Staatsgüter auf Josephs Befehl zerstückelt, die Ackerbaugesellschaft privilegirt, und ein Lehrstuhl für die Landwirthschaft errichtet, die jeder Wirthschaftsbeamte auf der Universität lernen musste. — Das Stein- und Compositionsschneiden wird im Bunzlauer Kreise am stärksten betrieben; (es beschäftigte in demselben i. J. 1786, 689 Personen, im ganzen Lande 734). Das Spitzenklöppeln, das besonders vom weiblichen Geschlecht betrieben wird, und zu den eigenthümlichen mechanischen Kunstarbeiten der Nation gehört, am stärksten im Ellnbogner Kreise (9474, im ganzen Lande 13903) u. s. w. 1788 war die Anzahl der Fabrikanten und Spinner mit dem Jahre 1785 verglichen um 126,962 und die Anzahl der Weberstühle um 14,497 vermehrt worden; eine Folge des Verbots der Einfuhr fremder Waaren. 1789 betrug die Anzahl der Fabrikanten an Meistern, Gesellen, Jungen und Gehülfen 121,453. Das Verdienst derselben schlägt der Vf. auf 10,930,770, das der Spinner auf 16,818,625 Gulden an. Zum Beschlusse noch etwas über das dem Kaiser Leopold vorgelegte Sortiment inländischer Waaren, unter welchen der Buchhändler von Schönfeld verschiedene untergeschobene entdeckt zu haben behauptete. *Schulwesen* S. 107 ist wieder eine Rubrik, die in eine Lobrede auf Joseph II gehört, (dessen Manen diese Nachrichten in einer poetischen Zuschrift gewidmet sind). — Eine Universität, 12 Gymnasien, eine Musterschule und mehrere Hauptschulen, eine Menge Normal-, Bürger- und Landschulen, 200 Industrieschulen etc. machen den Bestand aus; 1787 waren bereits 2219 deutsche Schulen und 33 Mädchenschulen. Die Universität Prag (wo häufig über protestantische Compendien gelesen wird), zählt noch an 800 Studenten; die mässigen Honoraria, die sie bezahlen, werden zu Stipendien verwendet. Auf diese Art kommen von der Universität und den Gymnasien zu Prag über 10,000 Gulden zusammen; die übrigen Gymnasien tragen noch 7—8000 Gulden bey; wovon in einem der letzten Jahre 160 arme Studirende auf den Gymnasien und der Universität unterhalten wurden. Die Zahl der Gymnasiasten betrug i. J. 1788, 1159. In den deutschen Schulen herrscht bekanntlich die Felbigersche Methode; der Vf. hält sie für fehlerhaft, äussert aber: die Unterstützung des Staats wirke auch bey einer schlechten Methode viel. Joseph setzte die Bemühungen seiner Mutter fort, durch die Klosteraufhebungen in seinen weitaussehenden Planen unterstützt. — Von 223,879 schulfähigen Kindern besuchten im Wintersemester 1788, 174,909 die Schulen wirklich; im Sommersemester gab es freylich nur 146,006 Schulkinder. Daraus lässt sich auf die ungeheuern Kosten für die neuen Schulanstalten schliessen. Die Schulhäuser sind gut gebaut, und mit Ziegeln gedeckt; viele Lehrer haben einen Gehülfen. Ueber die Fortschritte der Kinder, besonders im Schreiben, hatte der Vf. Ursache sich zu freuen. Da übrigens alle Schulen deutsch sind: so wird die Nation in 29 Jahren wahrscheinlich ganz germanisirt seyn. — Im Berauner Kreise existirt eine eigne patriotische Gesellschaft zur Beförderung der Industrie

dustrie durch Jugendunterricht. Am meisten hat aber der Leutmeritzer Bischof von Schulstein, der Stifter von 200 Industrieschulen, gethan. Der Vf. theilt hier einen Auszug aus seinem Entwurfe für diese Schulen mit. *Gelehrsamkeit* S. 123. Am meisten werden Vaterlandsgeschichte, Statistik, Antiquitäten, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Landwirthschaft, einheimische Literatur — weniger Facultätswissenschaften betrieben. In letztern zeichnen sich nur wenige aus. Auch giebts, ausser dem ausländischen Meissner, keinen berühmten Belletristen. (Die pindarische Ode auf Leopolds Krönung, die auswärts sehr vortheilhaft aufgenommen wurde, soll, nach unserm Vf., von dem Exjesuiten *Grazel* herrühren.) Die in den obgedachten Wissenschaften sich auszeichnenden Männer sind dem Publicum hinlänglich bekannt. Ausser einigen andern Mängeln ist auch die Unbekanntschaft der böhmischen Gelehrten mit der neuesten Literatur und der von der Vernachläfsigung der Philosophie und der schönen Künste herrührende Mangel an Kritik bemerkbar. Der auffallende Unterschied, der in Böhmen selbst und auswärts, besonders in Dresden, gedruckten Schriften in Rücksicht der Correctheit der Schreibart läfst auf auswärtige Verbefferung schliessen. Desto mehr läfst sich von der Cultur aller Theile der Physik und der vaterländischen Geschichte, besonders der frühern Zeiten, erwarten. — Auf 20,000 Menschen kommt ungefähr 1 Schriftsteller, da in dem übrigen Deutschlande auf 4000 Köpfe ein Schriftsteller gerechnet wird. Doch steht Böhmen noch dem katholischen Theile Schlesiens vor, wo fast auf 50,000 Menschen erst 1 Schriftsteller kommt. — S. 139 beginnt *Böhmens Topographie* mit der *Hauptstadt Prag*. Wir zeichnen daraus nur einiges aus. Nach der höchsten Angabe hat Prag, die 8000 Juden eingerechnet, 76,000 Einwohner; ein grofser Theil der Stadt ist Menschenleer; so dass die vielen Fremden bey der Krönung Leopolds leicht unterkommen konnten. Die Anekdoten von dieser Krönung, so wie die Bemerkungen über Leopold und dessen Familie, müssen wir zum Nachlesen empfehlen; eben so die Bemerkungen über die öffentlichen Gebäude, Palläste u. s. w. Die durch Einziehung der vielen Jesuiter-Bibliotheken und den Zutritt der schönen Kinskischen Sammlung angewachsene Universitätsbibliothek, die in der besten Ordnung ist, rechnet der Vf. zu den Bibliotheken vom ersten Range; die Anzahl der Bände schlägt er fast zu 100,000 an. — Prag gehört unter die Städte Deutschlands, in denen es am wohlfeilsten zu leben ist; für 20 Kr. kann man an einer der ersten Tables d'hôte speisen. Man spricht ungleich weniger böhmisch als deutsch, und zwar, wie bereits erinnert worden, besser als irgend sonst in den österreichischen Staaten. S. 171 *Das Allgemeine in Hinsicht auf die nördlichen Gebirgskreise in Böhmen.* Auffallend war es dem Vf., beym Herabsteigen vom Riesengebirge in den böhmischen Gebirgskreisen, die er sich mit Polen und Oberschlesien auch nach Sitten und Sprache als ein zusammenhängendes Ganze dachte, fast dieselbe Nation, wie im Niederschlesischen Gebirge, in Kleidertracht, Sprache, Reinlichkeit, Gewerbsamkeit u. s. w. wieder zu finden. Neben dem Böhmischen wird gröfstentheils auch Deutsch gesprochen; kurz man findet nur noch sehr wenig Polnisches oder Böhmisches. So sehr hat sich alles seit einigen Jahrzehenden, durch Maria Theresia und Joseph geändert. Durch ihn begünstigt, hob sich die Leinwandmanufactur, die der böhmische Gebirgsmann dem schlesischen so gut ablernte, dass er bald dessen Handel schmälerte. Durch Unterhaltungen mit dem gemeinen Manne fand der Vf., dass auch der Böhme über Josephs Reformen richtig urtheilte; die Beschwerden über die Geistlichen, die dem armen Manne zu viel abfoderten, und die Bewunderung des thätigen Monarchen, machte, dass man ihm allgemeinen Beyfall schenkte, selbst bey Reformen, wo man es am wenigsten vermuthete. (Im Preussischen konnte man unter Friedrichs II Regierung dieselbe Bemerkung machen.) Die obgedachten Vorwürfe gegen den böhmischen Landmann passen am wenigsten auf diese Kreise; die Kinder fangen schon im 5ten Jahre an zu spinnen. Uebrigens sind seit 1789 die Leinwandfabriken eher gefallen als gestiegen. — Ein starker Beweis für die allgemeine Klage, dass dem Bauer die kaiserl. Verordnungen, wenigstens die zum Vortheile des Bauernstandes, nicht bekannt gemacht werden, ist der, dass im Bunzlauer Kreise ein Mann, der sich die gedruckte Sammlung derselben angeschafft hatte, gestraft wurde! Und doch werden die Kreisofficianten so gut bezahlt, dass Nachsicht gegen die Grofsen, die durch diese Verordnungen freylich sehr eingeschränkt wurden, um so unverzeihlicher ist. Von S. 187 werden die *Böhmischen Kreise* theils einzeln, theils mehrere zusammen, nach Schaller und andern topographischen und historischen Nachrichten kurz beschrieben, und hier und da eigne Bemerkungen eingeschaltet, die besonders Sprache, Industrie u. s. w. betreffen, und die Versicherung begründen, dass da, wo deutsch gesprochen wird, weit mehr Cultur u. s. w. anzutreffen ist. Den Beschluss macht: *das Adersbachsche Gestein im Königgrätzer Kreise* S. 262, wovon kürzlich auch *Zöllner* in seinen Briefen über Schlesien u. s. w. eine Schilderung entwarf, die unser Vf. mit seinen Bemerkungen zu vergleichen anräth. Z. will keine gewaltsame Revolution als Ursache des sonderbaren Phänomens dieses Gesteins annehmen, sondern glaubt vielmehr, da der Hypothese von der Bildung durch Wasser so manches widerspricht, Spuren von einem gewissen Bildungsgesetze anzutreffen. Unserm Vf. genügt diese Erklärung so wenig, als die übrigen; seiner Meynung nach muss hier eine Kraterische Explosion in den gröfsten Tiefen statt gefunden haben. Doch hier kommt es auf eine Streitigkeit an, bey der es heisst: *non nostrum est, tantas inter vos componere lites.*

Die unter Nr. 2 angeführten *Nachrichten über Schlesien* sind, wie bereits erinnert worden, fast nach demselben Plane; nur sind hier einige Rubriken mehr; und hier und da bemerkt man, dass der Vf. ein Einwohner Schlesiens sey. Wo seine eignen Bemerkungen nicht hinreichten, wurden Klöber (der Vf. des Werks von Schlesien vor und seit d. J. 1740), Zimmermann, die schlesischen Provinzialblätter, und bey der voranstehenden

henden Erzählung der *politischen und religiösen Schicksale Schlesiens*, vorzüglich Pachaly benutzt. S. 40 beginnt der *gegenwärtige Zustand Schlesiens in allgemeiner Hinsicht* in 11 Abschnitten. 1) *Uebersicht des Ganzen.* Der neuesten Berechnung zufolge beträgt die Gröfse des preussischen Schlesiens (von dem hier nur die Rede ist), 685 Q Meilen; die Volksmenge (mit dem Militär von ungefähr 100,000 Mann nebst Weibern und Kindern) 1,861,578 Menschen. Von den Nachrichten über die Producte, den Landbau u. f. w. zeichnen wir nur folgende Behauptungen des Vf. aus. Ungeachtet der Adel sich gröfstentheils in theoretischer und praktischer Hinsicht emporgearbeitet hat, so ist doch feinere über den Schlendrian sich erhebende Cultur in Schlesien noch immer etwas seltenes; Stallfütterung nur hier und da, Koppelwirthschaft aber noch seltener. Das beständige Kaufen und Verkaufen der Güter hat der schlesischen Landwirthschaft ebenfalls geschadet. — Städte zählt man, die Graffschaft Glaz eingerechnet, 194; Dörfer 5074; von den letztern sind blofs seit dem siebenjährigen Kriege 200 errichtet. Die Katholiken haben gegen 1300, die Protestanten etwa 600 Kirchen. Der Werth der adlichen Landgüter wird gewöhnlich auf 80 Millionen Thaler angeschlagen; allein bey den jetzigen hohen Kaufpreisen ist dieser Anschlag zu gering. Die Länderrevenüe kann man über 6 Mill. Thaler, den baaren Ueberschufs über 2 Mill. annehmen. Der hier angefangene kurze Abrifs der Verfassung wird unter N. 2) *Gang der Geschäfte in Schlesien* S. 54 fortgesetzt, und das Vorzügliche derselben bemerkbar gemacht. Zugleich schlägt er vor, alle mittelbaren Gerichte von einer Art oberamtlicher Fiscale jährlich revidiren zu lassen. — Verhältnifs der Mediatherrschaften gegen das Ganze. 3) *Manufactur, Fabriken* und *Commerz.* S. 59. Das sämmtliche Personale des schlesischen Fabrikwesens beläuft sich, ohne die Spinner, auf 56,958 Personen; der Preis der Fabricate 1791 betrug 12,658,320 Rthlr. wovon über die Hälfte aus dem Lande gingen; (die dazu verwendeten Materialien kosteten 7,518,720 Rthlr.) so dafs das Verhältnifs zum Manufacturpreise aller preufsischen Staaten überhaupt, so wie die Volksmenge sich wie 1 zu 3 verhält, wenn nicht die Vergleichung noch vortheilhafter ausfällt. Die Hälfte der preufsischen Ausfuhr kommt auf Schlesien. Seit dem siebenjährigen Kriege ist indessen die Ausfuhr um einige Millionen gesunken; dagegen hat sich auch, wegen der Zölle, der errichteten Zuckerraffinerieen und anderer Fabriken, die Einfuhr vermindert; so dafs man glaubt, dafs die Handelsbilanz, welche damals gegen einige Mill. zum Vortheile Schlesiens ausfiel, gegenwärtig nicht über ½ Mill. schlechter stehe, wobey man aber die durch den Schleichhandel aufgehenden Summen nicht berechnet, wenn nicht etwa diese durch den Speditionshandel gedeckt werden. (1780—85 betrug die sämmtliche Einfuhr 33,338,646 Rthlr., die Ausfuhr 40,943,618 Rthlr., mithin war der jährliche Ueberschufs 1½ Mill.) Die beträchtlichsten Zweige der Manufactur sind bekanntlich wollene und leinene Producte. Von den letztern weiter unten. Erstere haben sehr durch die böhmischen und österreichischen Manufacturen gelitten; auch ist ihr Debit nach Rufsland und Polen in merklichem Verfalle; doch beträgt sie noch, ohne die Baumwollenwaaren 1,249,822 Rthlr. Der Vf. wünscht, so wie Zöllner, zur Unterstützung armer Tuchmacher Wollenmagazine und Schutz gegen den Druck der Tuchhändler an Orten, wo deren nur wenige sind. Die Wollenmanufacturen erfodern jährlich 200,000 Stein Wolle; 40,000 St. müssen dazu aus Polen eingeführt werden. In Hinsicht der übrigen Fabrikartikel hat der Vf. eine Tabelle aus den schles. Prov. Bl. von 1792 und aus Klöbers Buche von Schlesien den Abschnitt über den Transito- und Speditionshandel mit Anmerkungen beygefügt. Auch wird aus diesem die noch geltende Bemerkung wiederholt, dafs es auffallend sey, dafs es in Schlesien noch an einer Affecuranzcompagnie fehle. 4) *Abgaben, Staatseinkünfte.* S. 68 Die beiden vorzüglichsten Abgaben sind die Steuer und die Zoll- und Acciserevenüe. Erstere betrug 1739. 1,704,932 Rthlr. und dabey ist es auch, den kleinen Colonialzuwachs abgerechnet, unter Friedrich II und Friedrich Wilhelm II geblieben. (Ueber die Repartition dieser Steuern u. f. w. hat der Vf. das bereits erwähnte Buch von Schlesien, des Hn. v. Klöber benutzt, und seinen Nachrichten Anmerkungen zum Besten der Städter beygefügt.) Die Accise und der Zoll haben dagegen seit dem siebenjährigen Kriege vielleicht um die Hälfte zugenommen. (Die nun abgeschaffte Regie erreichte hierinn des Königs Zweck vollkommen, und es ist bekannt, dafs die Abgaben, wodurch der durch Aufhebung der Tabaksadministration veranlafste Ausfall gedeckt werden mufste, drückender, als die vorherigen, schienen. Auch verminderte die Abschaffung der Regie das beschwerliche Zettelwesen eben nicht sehr; indefs gewährte sie auch wirkliche Vortheile, die hinlänglich bekannt sind. Die Bemerkungen über die Unterschleife beym Transitohandel mögen wohl gegründet seyn.) Die übrigen Einkünfte sind gleichfalls nach Klöber angegeben, mit einigen Anmerkungen, welche des Vf. Berechnung der königl. Einkünfte bestätigen sollen.

(Der Beschlufs folgt.)

Jena, in d. akadem. Buchh.: *Auswahl vorzüglicher Auffätze, theologisch-philologischen Inhalts.* Ein Repositorium für Theologie und Bibelstudium. *Dritte Lieferung. J. D. Michaelis zerstreute kleine Schriften.* 1795. von 355 bis 503 S.

Diese Fortsetzung einer nützlichen Sammlung enthält von *J. D. Michaelis* einige seiner interessantesten kleinen Aufsätze: VII. *Diss. de notione principis ac domini apud Romanos. ad Marc. X, 42.* VIII. *Ueber die Absicht oder die Folgen der Spitzen auf Salomo's Tempel.* IX. *Von den Gewölbern unter dem Tempelberge und dem Berge Zion; zur Aufklärung der Geschichte, besonders der beym Tempelbau Julians, und bey Herodes Plünderung des Grabes Davids ausbrechenden Flammen.* X. *Diss. de Jehova ab Aegyptiis culto ac pro Cnuphi seu Demiurgo, numine Aegyptiorum, habito.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Julius 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Salzburg, in der Mayr. Buchh.: *Ausführliche Nachrichten über Böhmen* etc.

2) Ebendas.: *Ausführliche Nachrichten über Schlesien* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

5) Das *schlesische Landschaftswesen* S. 79. Eine bekanntlich sehr schwierige Materie, über die seit einiger Zeit viel gestritten wurde. Der Vf. hat sie für Auswärtige so zu behandeln gesucht, dass sie darüber selbst zu urtheilen im Stande seyn sollen. Ohne die Vortheile dieses auch in der Zöllnerschen Reisebeschreibung behandelten Instituts zu verkennen, führt doch der Vf. mehr Gründe gegen dasselbe, als für dasselbe an; und man muss gestehen, dass er die nachtheiligen Folgen desselben für den Staat durch die Vergrösserung einzelner Familien und die daher zu befürchtende Theurung und deren verderblichen Einfluss auf Fabriken und Handlung, in ein so helles Licht gestellt hat, dass man es bedauern muss, dass das Edict vom 31 Dec. 1790 zur Einschränkung desselben wieder zurückgenommen wurde. Der Anhang über *landesherrliche Unterstützungen* ist ein Auszug aus den in der A. L. Z. angezeigten Abhandlungen des Grafen von *Herzberg*. 6) *Neue Religionsverordnungen* S. 95. So viel auch hierinn von Seiten der Regierung geschehen ist: so fehlt doch sowohl bey den katholischen als protestantischen Glaubensgenossen noch viel, was anderwärts bereits geschehen ist, und bey letztern vorzüglich bessere Liturgieen und Gesangbücher. — 7) *Schlesische Judenschaft*. Bekanntlich hat erst vor kurzem der um Schlesiens Geschichte und Statistik so sehr verdiente Hr. *Zimmermann* diese Materie in einer besondern Schrift behandelt, die der Vf. hier zum Grunde legt. Einige besondere Anmerkungen darüber sind folgende. Die Zahl der schlesischen (9066 Köpfe) ist bey weitem nicht so beträchtlich, als man sie anzugeben pflegt; die Einschränkung ihrer Ehen (es heirathet der 58te Mensch) sey indess für die Population derselben von keiner Bedeutung. Unglaublich scheint es dem Vf., dass bey dem vielen Elende dieser Menschenclasse u. s. w. unter den Juden weniger sterben, als unter den Christen. Ein jüdischer Gelehrter schreibt dies ihrer keuschern und mässigern Lebensart u. s. w. zu. Die Möglichkeit, die Abgaben zu entrichten, die bey ihnen ungleich höher als bey den Christen, aber nach dem Vermögen der Individuen sehr weise vertheilt sind, setzt der Vf. auf Rechnung ihres Fleisses und ihrer Einschränkung; der Vorwurf raffinirten Betrugs gelte nur wenigen. Joseph that für die Juden mehr als Friedrich II, Friedr. Wilhelm II ging bekanntlich etwas weiter, verlässt aber in mehrern Rücksichten die Bahn seines Oheims nicht, wie die neueste Verordnung für die Breslauische Judenschaft und die Friedländerschen Actenstücke beweisen. Der Vf. nimmt sich ihrer mit Wärme und Eifer an; wir versagen es uns aber um so mehr, ihm hierinn zu folgen, da diese Materie von der statistischen sowohl als politischen Seite in der A. L. Z. oft schon behandelt wurde. Nur dies noch, dass auch dieser Advocat der Juden glaubt, dass die Berliner Judendeputation mit ihrer unbedingten Foderung einer gänzlichen Gleichsetzung mit den Christen zu weit gegangen sey. Der Vf. beschliesst diesen Abschnitt mit einer Nachricht von der bereits bekannten jüdischen Wilhelmsschule zu Breslau, und einer jüdischen Verbindung zur Verbesserung dieser Nation, deren Plan nach erhaltener hoher Bestätigung gedruckt erscheinen soll. 8) *Gelehrsamkeit* S. 120. Opitzens Lob sucht der Vf. einzuschränken; die übrigen Dichter dieses Landes, die doch in der Geschichte der deutschen Poesie einer eignen Periode den Namen geben, werden sehr kurz abgefertigt. Uebrigens ist die Uebersicht der neuesten Literatur so ausgefallen (schade nur, dass hier, so wie anderwärts, viele, durch die Entfernung vom Druckorte zu entschuldigende, Druckfehler vorkommen!) dass sie dem auswärtigen Leser einen hinlänglichen Begriff davon geben können. Besonders findet man hier viel gute Bemerkungen über die (noch nicht weit gediehene) Aufklärung der Katholiken. Ueber mehrere Punkte dieser Uebersicht liessen sich vielleicht Erinnerungen machen; aber sie würden uns zu weit führen. Also nur noch ein paar allgemeine Anmerkungen. Der Vf. schlägt die Anzahl der schlesischen Schriftsteller auf etwa 200 an, so dass diese Provinz 8000 Köpfe auf 1 Schriftsteller zählen, und gegen die übrigen preussischen Staaten noch sehr, gegen Deutschland im Ganzen aber wie 1 zu 2 zurückstehen würde. Aber man muss dabey bedenken, dass ein grosser Theil der Nation polnisch und der eigentliche Hauptgrund dieses Mangels auf Seiten der Katholiken ist, die nur 20 Schriftsteller aufzuweisen haben. Verschiedene dieser Anmerkungen werden weiter ausgeführt unter Nr. 9, *Universität, gelehrte Anstalten, Schulwesen*, S. 155. Die Leopoldina hat als ehemalige Jesuiteruniversität nur die theologische und philosophische Facultät und das canonische Recht. Ausserdem hat sie auch noch zu viel jesuitisches, als dass sie für eine unserer Zeiten würdige Anstalt könnte erklärt werden. Man muss den Vf. selbst nachlesen,

lefen, um die Nothwendigkeit einer gänzlichen Reform diefer ziemlich unbekannten Anftalt zu fühlen. Nicht viel beffer fteht es, einiger neuern Reformen ungeachtet, mit den katholifchen Gymnafien, die mit der Univerfität unter dem bekannten Director Zeplichal ftehen. Uebrigens verfichert der Vf., dafs die allenfalls noch übrigen Exjefuiten zu weit von mönchifcher Denkungsart entfernt find, als dafs fie an einer möglichen Regeneration des Jefuitenordens Theil nehmen follten. — Auffallend ift die Klage über die Abnahme der Latinität. — Das ganze Perfonale des königl. Schuleninftituts wird nicht nur von den Einkünften der exjefuitifchen Güter fo erhalten, dafs kein Studirender etwas zahlen darf; fondern es müffen auch von diefen Einkünften jährlich noch 10,000 Rthlr. zur Unterftützung der preufsifchen Univerfitäten entrichtet werden; ein Ueberfchufs, der nicht ftatt finden könnte, wenn nicht die Gehalte der Profefforen fo gering wären, dafs, aufser dem Director und Rector, jeder nur 150—70 Rthlr. Befoldung nebft Koft und freyer Wohnung erhält. — Die katholifchen deutfchen Schulen befinden fich, der Felbigerfchen Verbefferungen ungeachtet, noch im Zuftande der Mittelmäfsigkeit. Die bisherigen Schulmeifterfeminarien taugen fo wenig als die Hähnfche Methode, die in denfelben gewöhnlich ift. Die vom Vf. gelieferte Darftellung des Schul- und Erziehungswefens, beantwortet die Frage über den fchlechten Zuftand der Literatur unter den Katholiken hinlänglich. Eine andere Urfache ift die, weil fich kein Katholik durch Kenntniffe zu ehrenvollen und einträglichen Stellen emporarbeiten kann. — Kürzer hat fich der Vf. bey den proteftantifchen Schulen gefafst, weil diefe Materie bereits Zöllner bearbeitet hatte. Beider Nachrichten ftimmen dahin überein, dafs die Regierung viel zu ihrer Verbefferung gethan habe, und doch bleiben, unferm Vf. zufolge, die Stadtfchulen, von welchen er verfchiedene auszeichnet, fehr mittelmäfsig, und die Dorffchulen im Ganzen elend. — Ueber verfchiedene Privaterziehungsinftitute und medicinifche Anftalten. — An letztern hat der Vf. mancherley auszufetzen, auch findet er die neuern Hebammenanftalten u. f. w. lange noch nicht hinlänglich, und thut darüber einige angemeffene Vorfchläge. 10) *Sitten, Geiftescultur* u. dgl. S. 192. Ein um fo fchwierigerer Gegenftand, da es darüber in den neuern Zeiten zu erhitzenden Debatten gekommen ift, durch die doch nur wenig ausgemacht wurde. Unter die herrfchenden Tugenden des Schlefiers rechnet der Vf. Biederfinn, Ehrlichkeit, Unterthanstreue, Toleranz und Nachgiebigkeit; zu feinen Fehlern eine gewiffe Indolenz, Hang zur bonne chere und felbft zur Gemächlichkeit, aufser dem Antheile an den Schwachheiten des Jahrhunderts. In Rückficht der intellectuellen Kräfte hat es bisher wohl mehr an Gelegenheit zur Ausbildung als an Talenten gefehlt. Was der Vf. noch ausführlicher über Bigotterie oder vielmehr Nichtbigotterie, über den abnehmenden Adelftolz, Luxus u. f. w. fagt, können wir hier nur andeuten, mit Verweifung auf das, was *Garve* über einige diefer Gegenftände in feiner reichhaltigen kleinen Schrift über die Lage Schlefiens u. f. w. äufsert. — 11) *Schlefifches Nationalglück*. S. 219. Der Vf. behandelt diefe Materie nach einer Einleitung, worinn er fich über den Begriff des Nationalglücks erklärt, nach den verfchiedenen Ständen, auf eine von der Zöllnerfchen Abhandlung über denfelben Gegenftand fehr verfchiedene Art. Die Hauptpunkte find folgende. Der anfäfsige Theil des fchlefifchen Adels ift reicher als zu den öfterreichifchen Zeiten; der nicht anfäfsige ift, da jetzt die Capitale weniger Procente tragen und Güter für geringe Capitale nicht mehr feil find, fchlimmer daran. Durch die neue Güterschlächterey haben fich Millionärs emporgefchwungen. Das Militär ift die Hauptquelle zur Verforgung der Söhne, befonders der ärmern Familien; die guten Bedienungen im Civilftande kommen der Regel nach, noch immer an den Adel. Im Ganzen befindet fich der Adel überhaupt in einer blühenden Lage; aber unverdient ift das Glück der grofsen Güterbefitzer, die durch ihren Reichthum und durch das Landfchaftsfyftem in den Stand gefetzt werden, immer mehrere Güter zufammen zu kaufen; ein Vortheil, den fie dazu mifsbrauchen, die Getreidepreife hie und da nach Willkühr zu beftimmen; und Kornjüdeley zu treiben. — Später gelangten, beym Mangel eines landfchaftlichen Bauern Creditsfyftems, die Befitzer der grofsen Freygüter und die beträchtlichern Bauern zum Reichthume, die ihre Producte nicht auf Speculation liegen laffen konnten; feit einigen Jahren aber heben auch diefe fich ungemein. Vorzüglich gewann aber unter der preufsifchen Regierung der kleine Landmann, durch die beffere Einrichtung der Juftizpflege und der Abgaben, durch landesherrliche Unterftützungen, gefteigerte Preife u. f. w. Defto weniger hält der Mittelftand in den Städten, der Bürger, Kaufmann, Capitalift, Geiftliche, Beamte, Arzt u. f. w. die Vergleichung mit der vorigen Zeit aus. Das Herunterkommen der Städte wird felbft in glaubwürdigen, documentirten Abhandlungen fchlefifcher Schriftfteller zugeftanden, wie dies auch in andern Ländern der Fall ift. Die Preife der Lebensmittel find aus bereits angeführten Gründen geftiegen (z. B. feit 1740 bis 1789 das Getreide ungefähr 20 Proc., Eyer und Butter 50 Proc., der Arbeitslohn 30 Proc.); verfchiedene Handelszweige find gefunken, Handel und Manufacturen ziehen fich aus leicht begreiflichen Urfachen aufs Land oder in einzelne Landftädte, und endlich trägt der Luxus nicht wenig dazu bey, fie ihrem Verfalle immer naher zu bringen. — Bey diefer Gelegenheit berichtigt der Vf. eine Bemerkung Zöllners über die Katholiken in Breslau, die, unferm Vf. zufolge (und wir glauben dafs er Recht hat) fo wie in dem übrigen Schlefien wenig Vermögen befitzen, aus Gründen, die der fachkundige Vf. fehr gut entwickelt. Einen weit beträchtlichern Reichthum befitzt ein Theil der Juden zu Breslau, der fich meift auf ehemalige Lieferungs- und Geldgefchäfte gründet; dagegen lebt ein anderer Theil derfelben in defto gröfsrer Armuth, wie anderwärts. So fehr aber nach des Vf. Darftellung unter der preufsifchen Regierung einige Claffen der Einwohner gegen andere gefunken find: fo ift doch auch gewifs, dafs, wenn von der Totalfumme des Nationalglücks die Rede ift — in Beziehung auf Sicherheit, gute Policey, Religionsfreyheit,

Cultur,

Cultur, Aufklärung, Justizpflege und auf jeden Grad der Freyheit, der mit der besten Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Verbindung bestehen kann — alle Classen unendlich gewonnen haben. Die Einwendungen gegen diese Behauptung hat der Vf. sehr glücklich widerlegt. — S. 254 beginnt der *gegenwärtige Zustand Schlesiens in topographischer Hinsicht*, und zwar nach einer Einleitung. 1) *Niederschlesien.* S. 255. *Breslau nebst dem Breslauischen Fürstenthume.* Gegen die Bauart in Breslau hat der Vf. mancherley zu erinnern; er schränkt sogar einige von Zöllnern dafür beygebrachte Entschuldigungen ein; eben so gegen die Reinlichkeit in der Stadt u. s. w. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht der Vf. zu einer detaillirten Beschreibung von Gebäuden u. s. w. über, bey der wir ihn verlassen müssen. Sehr lobenswürdig ist es, dass der Vf. die Gegenstände, die Zöllner ausführlich behandelte, kürzer berührte, ohne sich jedoch bey seiner beabsichtigten Vollständigkeit, eine Lücke zu Schulden kommen zu lassen. Beherzigung verdient der Vorschlag, dem dringenden Bedürfnisse einer an neuern Schriften reichhaltigen öffentlichen Bibliothek durch Ueberschusscapitale der Landschaftssysteme abzuhelfen. Von dem gräflich Mattuschkaschen Naturaliencabinette theilt der Vf. sehr ausführliche Nachrichten mit, so auch von einigen Kunstsammlungen u. s. w. Dem Mangel an Gemeinschaft der verschiedenen Classen der Einwohner, besonders der beiden brillantesten, des Adels und der Kaufmannschaft, schreibt der Vf. das häufige Besuchen des Schauspiels zu. Das Betragen des Militars wird gelobt. Unter der Judenschaft findet man viel Cultur, feine Manieren, leider aber auch viel Hang zum Luxus, wie anderwärts, aus leicht erklärbaren Ursachen. Die jüdischen Aerzte gehören unter die vorzüglichsten dieser Stadt. — Der Teppersche Bankerut hat in Breslau selbst in den solidesten Häusern grosse Verwüstungen angerichtet. Aus den topographischen Nachrichten von dem Fürstenthume dieses Namens zeichnen wir nur aus, dass das dem Minister von Hoym gehörige Dyrenfurth, das schon ehedem durch seine Töpferwaaren und die jüdische Buchdruckerey bekannt war, sich jetzt durch einen schönen Park auszeichnet, den der Vf. dem Park zu Karlsruhe, dem Lieblingsaufenthalte des verstorbenen Herzogs von Oels, vorzieht, der bis dahin für den schönsten in Schlesien galt. Von den übrigen Fürstenthümern zeichnen wir, da Zimmermanns Schriften hinlänglich bekannt und *Schummels* und *Zöllners* Reisen noch ganz neu sind, nur noch hier und da etwas von des Vf. eignen Bemerkungen aus. Bey dem Kreuzburger Armenhause macht er, S. 303, die gegründete Bemerkung, dass es, jemehr es ein Zwitterwesen von Corrections- und Armenhause geworden, den Beyfall des Publicums immer mehr verliert, und tritt in mehrern Rücksichten Schummels Urtheilen über diese Anstalt bey. Bey Grünberg wünscht er mit Zöllnern ein Wollenmagazin für die Tuchmacher; widerspricht ihm aber, und, wie uns dünkt, mit Recht, in dem Lobe der dasigen Einrichtung, dass der Weinschank in allen Bürgerhäusern abwechselnd gehalten wird. 2) *Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz.* S. 361. In dem Abschnitte: *Oberschlesien im Allgemeinen* beginnt von neuem die durch so viele Schriften und noch zuletzt durch Schummels Reise debattirte Streitsache über den Charakter des sogenannten polnischen Oberschlesiers und die Vorwürfe der Trunkenheit, Dieberey u. s. w., die, wie der Vf. und andere bemerken, eben so gut andere sklavisch behandelte Menschen treffen. Leider muss man dem Vf. Recht geben, dass die Vertheidiger desselben sich zum Theil selbst widersprechen, und dass man auf beiden Theilen zu weit gegangen sey. Der Vf. führt aus den Zimmermannschen Beyträgen authentische Facta an, die dem allgemeinen Apologeten sehr im Wege stehen. Indess kommt er in vielen Stücken mit Hn. Schummel überein; wo nicht Vertheidigung statt findet, lassen sich doch Entschuldigungen hören. — Bey dem gegenwärtig noch grossen Holzreichthum, auf den sich die oberschlesischen Fabriken gründen, fangen doch viele schon an, Holzmangel auf die Zukunft zu fürchten. Vielleicht ist daran auch der Umstand schuld, dass die Hauptspeculation der oberschlesischen Wirthschaft darinn besteht, die vorhandenen Waldungen recht bald zu Gelde zu machen, so dass dann wahrscheinlich der Ackerbau in bessere Aufnahme kommen wird. S. 380 fängt die Beschreibung der einzelnen Fürstenthümer u. s. w. an, wobey ausser Zimmermann, zum Theil auf die Reisebeschreibungen Schummels und Zöllners Rücksicht genommen, oder auf sie verwiesen wird. S. 406 *Einige Briefe über das Riesengebirge und die Stadt Dresden* 1791. Mit Uebergehung der Nachrichten von der Reise selbst, durch Gegenden, die so oft schon und noch ganz kürzlich erst beschrieben wurden, zeichnen wir nur noch einiges von den Notizen des Vf. über die gegenwärtige Lage der Leinwandangelegenheiten aus. Paradox genug klingen die Behauptungen, dass die 7 Mill. der Leinwandproduction, wovon gegen 5 Mill. ins Ausland gehen, allein die Landesabgaben möglich machen, allein einem allgemeinen Bankerutte des Adels vorbeugen, allein die Population vollzählig erhalten; aber er weiss diese Behauptungen zu unterstützen. Bey dem Umsturze dieser Manufacturen, der erfolgen müsste, wenn bey immer höher steigendem Preise der Bedürfnisse und der Urstoffe mit dem Auslande nicht mehr Concurrenz statt fände, müsste nicht nur der Ausfall der Abgaben auf die Güterbesitzer gelegt werden, sondern bey der Auswanderung der Manufacturisten u. s. w. die Preise der Erdproducte fallen. Der Vf. schlägt daher vor, gegen diesen Anfall Garnmagazine oder noch besser Flachsmagazine anzulegen, um den Bedrückungen der Productenmäkler vorzubeugen, und dahin zu sehen, dass die Lebensbedürfnisse einen civilen Mittelpreis nicht überschreiten; damit nicht durch die grossen böhmischen Geschäfte und die Etablissements in andern Ländern, wohin sonst Schlesien Leinwand sendete, endlich alles verloren gehe. Man sieht, dass dies Gemälde, wie der Vf. selbst erinnert, nicht so lachend ist, als das, was Zöllner entwirft; aber die 1793 erfolgten Scenen beweisen, dass unser Vf. richtiger schilderte, als Zöll-

ner, dem man alles von der schönsten Seite darstellte. — Die wenigen Nachrichten von Dresden glauben wir hier als ein *opus supererogationis* füglich übergehen zu dürfen, um diese Anzeige nicht noch mehr zu verlängern. Absichtlich hat Rec. sich mancher Anmerkungen enthalten, die ihm gelegentlich beyfielen; denn fast überall war er geneigt, dem Vf. beyzutreten. Hier und da hätte vielleicht bey den topographischen Nachrichten etwas mehr Ausführlichkeit und Genauigkeit statt finden können. Doch kann man mit dem, was der Vf. mitzutheilen für gut fand, sehr wohl zufrieden seyn. Einige wenige Erinnerungen gegen die Schreibart, und Rüge von Druck- oder Schreibfehlern (wie kommt es z. B. dass der Vf. immer *Gloggau* schreibt?) schienen Rec. zu unbedeutend, als dass er deshalb den Zusammenhang hätte unterbrechen sollen.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Schleswig u. Leipzig, b. Boie: *Neue Fibel*, oder: *Neues zur Aufklärung kleiner Schulkinder eingerichtetes ABC-, Buchstabir- und Lesebuch*, von *P. Offermann*. 3te Aufl. 1794. 88 S. 8.

Halle, in d. Waisenhausbuchh.: *Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten*. Herausgegeben von D. *A. H. Niemeyer*. 3te Aufl. 1794. 280 S. 8.

Ebend., in Ebend.: *Fibel*. Zum Gebrauch beym ersten Unterricht der Kinder. 2te Aufl. 1794. 48 S. 8. (1 gr.)

Ebend., in Ebend.: *Kurzer Abriss der Geographie*, entworfen von *J. E. Fabri*. 5te Aufl. 1794. 184 S. 8.

Wien, b. Rötzl.: *Meine Bedenken über Aufklärung als Beyträge zur Beförderung derselben*. 2te Aufl. 1795. 245 S. 8.

Leipzig, b. Feind: *C. F. Hommels Pertinenz und Erbsonderungsregister*, herausgegeben von D. G. L. *Winckler*. 5te Aufl. 1794. 408 S. 8.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Zweyter Jahrgang der gemeinnützigen Spatziergänge auf alle Tage im Jahr für Aeltern, Hofmeister, Jugendlehrer und Erzieher*, von *Ch. C. Andre* und *J. M. Bechstein*. 4ter Th. Neue Ausg. 1794. 535 S. 8.

Halle, b. Gebauer: *Charakteristik der Bibel*, von D. *A. H. Niemeyer*. 5te Aufl. 1794. 1 Th. 688 S. 2 Th. 1795. 684 S. 8.

Regensburg, in d. Montag u. Weissischen Buchh.: *Fr. X. Herzers gesammelte Nachrichten und Selbsterfahrungen durch Aufsuchung, Reinigung und mannichfaltige Zubereitung deutscher Seiden- und Wollgewächse Kinder und alte oder gebrechliche Personen zu ernähren*. 2te Aufl. 1795. 242 S. 8. mit ill. Kupf.

Leipzig, in d. Pottischen Buchh.: *Lauretta Pisana*, Leben einer italienischen Buhlerin. 2te Aufl. 1795. 1 Th. 300 S. 2 Th. 364 S. 8.

Berlin u. Stettin, b. Rottmann: *Anleitung zur gründlichen und nützlichen Kenntniss der neuesten Erdbeschreibung mit Hülfe der brauchbarsten Landkarten vornehmlich zum Unterricht der Jugend verfertigt* von *J. Ch. Pfennig*. 5te Ausg. 1794. 604 S. 8.

Nürnberg, b. Raspe: P. P. *Aleri Gradus ad Parnassum sive novus Synonymorum, Epithetorum et phrasium poeticarum thesaurus*. Ed. nova. 1794. 790 S. 8.

Ebend., b. Crusius: *Gemeinverständliches Rechenbuch für Schulen, worin hauptsächlich nach Thalern, Groschen und Pfennigen gerechnet wird*, von F. G. *Busse*. 2te Aufl. 1 Th. 150 u. XL S. 2 Th. 282 S. 1795. 8.

Ebend., b. Ebend.: *Uebungsaufgaben für den ersten Theil meines Rechenbuchs*. Von *F. G. Busse*. 1794. XXXVIII S. für den zweyten Theil. 1795. XLVIII S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Göttingen*, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Moralisches Vademecum für Soldaten*, zum Besten ihrer Wittwen und Waisen, von einem M. d. S. 1794. 89 S. 8. Man mag die menschenfreundliche Absicht, wozu der Ertrag dieser kleinen Schrift bestimmt ist, oder das edle Vorhaben betrachten, durch sie Aufklärung, Sittlichkeit und Menschenliebe unter einer, zwar schon viel milder gewordenen, aber doch noch immer zu wenig cultivirten Volksclasse zu verbreiten: so verdient das Werkchen alle Achtung. Aber auch wegen der, in jeder Rücksicht zweckmässigen, Ausführung gebührt ihm Lob und Beyfall. In 20 Abschnitten sind kurze, nachdrücklich und verständlich vorgetragene, Sätze über die vornehmsten Obliegenheiten eines Soldaten enthalten. Vielleicht würden diese wahren und richtigen Vorschriften noch mehr fruchten, wenn sie durch moralische Erzählungen unterstützt wären. Hin und wieder sind historische Beyspiele beygebracht; nur hätten die Anekdoten aus der altrömischen Historie lieber mit Zügen aus der neuern Völkergeschichte vertauscht, und die neuern Exempel nicht bloss aus der Geschichte der schlesischen Kriege, und nicht bloss aus den Schriften des Hn. *v. Archenholz* entlehnt werden sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Julius 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

NÜRNBERG, in der Schneider u. Weigelschen Buchh.: *Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen.* Neunzehnter Band. 480 S. Zwanzigster Band. 576 S. Mit Kupfern. 1794. 8.

Diese Bände enthalten *Hunters* historische Nachrichten von den merkwürdigsten Ereignissen auf Port Jackson und der Norfolk Insel seit Errichtung der englischen Niederlassungen bis auf 1792 nebst den eigenhändigen Tagebüchern des Gouverneur King, Phillips und Lieutenant Ball, die als eine Beylage der Hunterschen Nachrichten anzusehen sind. Da das englische Original und eine unter Aufsicht *J. R. Forsters* herausgegebene Uebersetzung in der A. L. Z. schon angezeigt sind: so enthalten wir uns der Inhaltsanzeige des Werks selbst, und sagen nur etwas von der Arbeit des Uebers., der in Nürnberg lebt und sich B. unterzeichnet. Er hat das Original viel vollständiger geliefert als Forster. Das Weggelassene bezog sich grösstentheils auf nautische Sachen, worüber der deutsche Leser mit ihm nicht rechten wird. Einige Weglassungen haben doch nicht unsern Beyfall. Das Wörterverzeichniss aus der neuholländischen Sprache, das King aufgezeichnet, der Uebersetzer aber weggelassen hat B. 20. S. 231., weil die englische Methode, fremde Wörter zu schreiben, zu schwankend und ungewiss ist, wird der Sprachforscher ungern vermissen, der, wenn er die englische Aussprache versteht, die Wörter in seine oder andere Schreibarten übertragen kann. Hier hat der Uebers. die Weglassung angezeigt. Er thut aber dieses nicht immer. Wenigstens ist S. 327 ein langes Verzeichniss von Pflanzen, die auf Isle de France feil waren, unterdrückt, ohne einen Wink zu geben, dass etwas mit Stillschweigen übergangen sey. Eine Uebereilung, vielleicht ein Fehler des Druckers ist es, wenn B. 20. S. 94, wo von der Verwundung einer Schildkröte die Rede ist, ausgelassen wird, dass sie *mit einem hölzernen Nagel* geschehen sey. Da der Uebers. mehr nach Vollständigkeit strebte als Forster: so hat er auch Unrichtigkeiten und Unbestimmtheiten, worein man bey dem Abkürzen leicht verfällt, vermieden. Was z. E. B. 20. S. 294 von der Ball- und Cascadenbay angeführt wird, ist bey Forster unrichtig. Die Zahl der Einwohner, die man nach Forster (s. Magaz. d. Reisebeschr. XI. B. S. 326) für *Port Louis* auf der Insel Frankreich angegeben halten muss, gehört nach der richtigern Nürnberg. Uebers. der ganzen Insel. Damit aber sind wir weit entfernt, dieser Uebersetzung vor der Forsterschen den Vorzug zu geben. Hr. B*. in Nürnberg hat eine so geringe Kenntniss der deutschen und englischen Sprache, und ist in den Sachen selbst so wenig eingeweihet, dass wir ihm nicht höher als unter den mittelmäsigen Uebersetzern seinen Platz anweisen können. Er schreibt *gemeinschäftlich, freundschäftlich*, und bedienet sich undeutscher Redarten z. E. B. 20. S. 44. *Die Insel liegt genau* (s. dicht) *an der Stadt.* S. 45. *Weintrauben* f. Weinreben S. 76 *in Umgang versetzen.* S. 143 *Das Schiff hatte die Unannehmlichkeit zu erfahren, sich zwey neue Kabeltaue, während des Seekehrens beym Aufsuchen seines Ankers fast ganz zu Grunde gerichtet zu sehen.* B. 19. S. 333. *Einladung machen.* Provincialismen kommen nicht selten vor, *ehender* für *eher*, *die Berge überkommen* für *ersteigen, Schüpfen* für *Schoppen*, das *Zimmerholz aufschlichten*, u. d. m. In der Naturkunde scheint der Uebers. sehr unwissend zu seyn. *Tannen* heissen bey ihm *Fichten; Kartoffeln, Pataten.* Was für Fische er durch *Drescher* meynet, B. 20. S. 96, wissen wir nicht. *Papageyen* und *Parokets* unterscheidet er, B. 20. S. 62. 83, als wenn diese nicht eine Art von Pagayen wären. Man findet nur zu sehr, dass er mit Hülfe von Klausings oder einem andern englischen Wörterbuche übersetzt. Daher er auch Coble *Küchenschiff* giebt, ohne das mindeste zur Erläuterung des Worts zu sagen. Mit der englischen Verfassung scheint er auch nicht viel bekannt zu seyn. Aus dem Uhrmacher Brockbank, der in der Strasse Cornhill zu London wohnet, macht er B. 19. S. 53 einen Brockbank von Cornhill, weil er die englische Art, die Wohnungen anzuzeigen, nicht kennt. *Einen französischen Abschied nehmen*, B. 19. S. 382, ist eine zu wörtliche Uebers. von *take a French leave*, und wer nicht weiss, dass dieses so viel ist, als *ohne Abschieds-compliment weggehen*, sollte sich lieber an keine Uebersetzung eines englischen Buches wagen. Die Anmerkungen haben uns keine grösern Beweise von der Geschicklichkeit des Uebers. gegeben als die Uebersetzung selbst. B. 20. S. 82 wird behauptet, dass 70 engl. Meilen von der kleinern Art auf einen Aequatorgrad gehen. Jeder Anfänger weiss, dass es 69 Grad sind. Die Meilen von der grössern Art hätten ganz übergangen werden können, weil man sich deren nicht bedient. B. 19. S. 114 soll *Hunter* sich selbst widersprechen, dass er einen schwarzen Schwan gegessen zu haben versichert, und doch die Existenz desselben als zweifelhaft anführt. Hätte der Uebers. mit Bedacht gelesen, so würde er sich das Factum so vorstellen: Hunter habe gehört, der schwarze Schwan sey an der Westküste von Neuholland, er habe ihn aber an der Ostküste gesehen, und gegessen. Ist denn hierinn etwas Widersprechendes? Den Nachrichten aus London, 11 Jun. 1793, von dem blühenden Zustande der neuen Colonie sind wir nicht geneigt, so vielen Glau-

Glauben beyzumessen als der Ueberf., obgleich uns noch bestimmtere und günstigere zu Gesicht gekommen sind. Dass die Colonie bestehen wird, daran ist wohl kein Zweifel; dass sie aber in Ansehung ihrer Subsistenz in wenigen Jahren des Mutterlandes entbehren könnte, ist uns nicht wahrscheinlich. Die jetzige Generation muss auch gestorben seyn, ehe sie zu einem bleibenden Wohlstande kommen kann; denn da sie aus Dieben und andern Bösewichtern grösstentheils bestehet; so kann, so lange diese leben, keine Sicherheit des Eigenthums, und daher auch kein Sporn, sich etwas zu erwerben, und keine Wohlhabenheit seyn. Je mehr sich freye Leute ansiedeln, die Diebe aussterben, und Inseln in der Nähe entdeckt und angebaut werden; desto geschwinder wird diese Kolonie emporkommen, und vielleicht nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden den Untergang aller europäischen Etablissements auf den indischen Gewässern und in Asien nach sich ziehen. — Die Kupfer sind von Vogel sehr gut nachgestochen. Allein auf der Reiseroute des Capitains Hunters hat alles eine verkehrte Lage erhalten, die Südspitze von Neuholland ist gegen Norden gerichtet, u. s. w. Man muss die Karte umkehren, wenn man sich gehörig orientiren will. Alsdenn aber macht es Mühe, die umgekehrt erscheinenden Namen zu lesen.

Leipzig, b. Jacobäer: *Teutschlands National-Kalender* zur gründlichen Kenntniss des jetzigen Zustandes aller teutschen Staaten und Länder auf das Jahr 1794. Mit 1 Karte und 2 Geschichtstabellen (auch einem Titelkupfer.) 386 S. 12.

Ob eine Wissenschaft in Form eines Taschencalenders oder irgend einer andern Form bearbeitet werde, kann dem Liebhaber derselben wohl ziemlich gleichgültig seyn. Sicher machten Sprengels, Schillers und ähnliche Almanache nicht durch diese äussere Form ihr Glück, die im Gegentheil besonders bey reichhaltigen Materien, die nicht in einem Jahrgange abgehandelt werden können, ihre Unbequemlichkeiten hat, und der wir eben darum ein mässiges, aber mehr umfassendes, Bändchen in einem etwas grösern Format vorziehen würden. Doch diese äussere Form ist, wie gesagt, gleichgültig; desto weniger aber die innere. Glücklicherweise hat der Vf. es nicht daran fehlen lassen, die deutsche Statistik nach den vorhandenen Hülfsmitteln für den Dilettanten so lesbar als möglich zu liefern. Aber freylich konnte er in diesen ersten Jahrgang nichts weiter bringen, als die allgemeine Statistik von Teutschland, und von der Staatenkunde der einzelnen teutschen Provinzen, Herrschaften und Gebiete eine allgemeine Uebersicht vieler teutschen Staaten in Ansehung ihrer Grösse, Volksmenge und Staatseinkünfte und vom ersten Theile derselben oder dem kurfürstlichen Teutschlande nur den österreichischen Antheil. Bey der allgemeinen teutschen Statistik ist er grösstentheils Grellmann gefolgt, ohne ihn jedoch zu nennen — (ein um so auffallenderer Umstand, da dem nachherigen Abschnitte von Oesterreich eine ziemlich ausführliche Literatur angehängt ist.) — Doch sind die Gr. Angaben zum Theil erweitert, zum Theil verkürzt, je nachdem es des Vf. Zweck zu erfodern schien; auch ist die Ordnung der Abschnitte etwas abgeändert. — Diese allgemeine teutsche Statistik beträgt ungefähr die Hälfte der Bogenzahl; die andere Hälfte nimmt ausser der erwähnten kurzen Uebersicht vieler teutschen Staaten in Ansehung ihrer Grösse u. s. w. die Schilderung der kurböhmischen und erzherzoglichen österreichischen Staaten ein. Hier giebt der Vf. zuerst eine allgemeine Uebersicht und eine Provincialstaatskunde und beschliesst mit einem Ueberblick der österreichischen Geschichte, wozu die beiden Tabellen gehören. Die auf dem Titel erwähnte Karte ist eine kleine Generalkarte des teutschen Reichs. Auch ist das Titelkupfer (nebst einer ächtpatriotischen Erklärung) und der Einband dem Werkchen ganz angemessen. Im Ganzen ist es, wenn auch einige Einwendungen und kleine Rügen statt finden, doch immer ein brauchbares Taschenbuch, das eine Fortsetzung um so mehr verdient, da die Specialstatistik der teutschen Länder noch so wenig bearbeitet ist, dass man gern jeden neuen Beytrag mit Nachsicht und Dank annimmt. Der nächste Jahrgang soll das übrige kurfürstliche Teutschland enthalten.

Berlin, b. Franke: *Portefeuille für Reisende durch Schlesien*, aus den Papieren eines deutschen Grafen (des Grafen von G. in P.) 1794. 290 S. gr. 8. (auf Schreibpap. 1 Rthlr. 4 gr. Druckpap. 22 gr.)

Ausser einigen inländischen Schriftstellern haben vorzüglich Troschel, Biester und neuerlich erst Zöllner das auswärtige Publicum auf Schlesien als ein interessantes Land aufmerksam gemacht. Ein Portefeuille für Reisende durch Schlesien würde daher unter die nützlichen Bücher gehören, wenn es so ausfiele, als man es nach so vielen guten Vorarbeiten, besonders nach den Zimmermannschen Beyträgen zur Beschreibung Schlesiens, erwarten dürfte. Dies ist aber der Fall nicht bey dem gegenwärtigen Buche. Das, was hier die Hauptsache ausmacht, die topographischen Nachrichten hat der Vf. unter der Rubrik: *Nachricht von einigen schlesischen Städten und deren Sehenswürdigkeiten in alphabetischer Ordnung* zusammengestellt, und dabey zugleich einige in diese Rubrik nicht passende Gegenstände in eben dieser Ordnung behandelt, so dass er in dieselbe wenigstens noch das Wort: *Gegenden* hätte aufnehmen sollen. Abgerechnet aber, dass der Vf., da er einmal die alphabetische Ordnung wählte, manchen merkwürdigen Ort und manche interessante Gegend, die er bloss im Vorbeygehen mitnimmt, einzeln hätte behandeln sollen, sind auch die mitgetheilten Notizen grösstentheils sehr flüchtig bearbeitet, und durch eine Menge von Druckfehlern entstellt, so dass man dieses Werk nicht als sichern Wegweiser empfehlen, und ohne Zuratheziehung der Quellen kaum brauchen kann. Hat der Vf. seinen Vorsatz, Schlesien zu bereisen, ausgeführt: so wird er nun wohl gefunden haben, dass dieses Urtheil gegründet sey. Er wird dann auch bemerkt haben, dass es besser gewesen wäre, statt allgemeine *Bemerkungen über Reisen und Reisende*, die man in so vielen Büchern zum

Theil

Theil ausführlicher findet, und statt *Postcourse und Reiserouten von Breslau durch einen grössen Theil von Europa* zu sammeln, besondere *Bemerkungen für Reisende in Schlesien und Reiserouten durch Schlesien* mitzutheilen. Ungleich zweckmässiger sind die Abschnitte von den *Gewichten* und *Maassen* und dem *Geldcourse in Schlesien*, so wie auch von dem *Postfuhrwesen und dem Fuhrwesen überhaupt in Schlesien*. Sollte der Verleger noch Willens seyn, mehrere dergleichen Schriften, besonders über die preussischen Staaten, drucken zu lassen: so wünschen wir zu seinem eignen Vortheile, dass er sich Manuscripte von sachkundigen Männern (wenn es auch nicht Schriftsteller von höherm Adel sind) verschaffen, oder sie genau durchsehen und auf die Correctur beym Drucke mehr Fleiss verwenden lasse. Stand des Verfassers, und guter Druck auf schönem Papiere tragen zur Brauchbarkeit solcher Bücher nichts bey; sorgsame Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel und zweckmässige Bearbeitung sind ihre einzige Empfehlung.

Hamburg, b. Bohn: *Repertorium* zu des Herrn geh. Kr. Secr. *Sotzmanns Atlas von den königl. preussischen Staaten* in geographischer und alphabetischer Ordnung, von *Adam Christian Gaspari*. 1794. 208 S. gr. 8.

Ein treffliches Hülfsmittel nicht nur zum Gebrauch des Sotzmannischen Atlasses, sondern auch zur bequemen Uebersicht der preussischen Staaten, in 2 Abtheilungen, die fast gleiche Hälften ausmachen. *Die geographische Uebersicht der sämmtlichen königl. preuss. Staaten nach Maassgabe des Sotzmannischen Atlasses von denselben* S. 1—92 enthält zuerst eine *allgemeine* Uebersicht nach der Eintheilung in souveraine Staaten, deutsche Reichsländer und Besitzungen unter polnischer Landeshoheit, mit Hinweisung auf die einzelnen Blätter des Sotzmannischen Atlasses und Angabe der Grösse dieser Länder nach Quadratmeilen; dann der Grösse und Menschenzahl überhaupt, der geographischen Lage u. s. w. nebst kurzer Angabe der Literatur. (Dass es an einer allgemeinen Einleitung in den preussischen Staat *gänzlich* fehle, würden wir doch nicht behaupten). Die *besondere* geographische Ueberficht folgt der Reihe der Blätter des gedachten Atlasses, und behandelt die einzelnen Theile der gedachten Staaten auf folgende Art:

I. Cleve.

Die *Homannische Karte* von Cleve hat *Güssefeld* 1783. sehr verbessert. — u. s. w. Das Land ist auf unserer Karte in seine *drey Kreise* getheilet.

1) Der *Clevische Kreis* enthält:

10 Städte:

Calcar,	Gennep	Griethausen
Cleve,	Goch	Kervendonk
Cranenburg	Griet	Sonsbeck
		Uedem.

2 Klöster:

Neue Kloster und St. Bernhard.

28 Kirchspiele:

Appeldorn u. s. w.

2 Dörfer:

Hommersum und Keppeln.

1 adliches Haus:

Schravelen.

Das *alphabetische Repertorium* hat folgende Einrichtung:

Namen	Blatt No.	Stadt oder Provinz	Kreis oder andre Unterabtheilung	Qualität.	
A.					
Abbendorf	VI.	Priegnitz	Plattenburgerkr.	Kdf.	
Acken	III.	Hz. Magdeburg	Holzkreis	St. A.	
Ackendorf	III.	Hz. Magdeburg	Holzkreis	M df.	n. L. W.

Zur Erklärung der hier gebrauchten Abbreviaturen ist eine alphabetische Tabelle beygefügt. Den Beschluss macht eine *Tabelle über sämmtliche im Atlass von den königl. preuss. Staaten genannten Orte*, nach der Folge der Karten, worinn die Städte, Flecken, Schlösser, Abteyen und Klöster, Pfarrdörfer, Kirchspiele, Kirchdörfer, Dörfer, Bauerschaften, Rittersitze und adliche Häuser, Vorwerke, Commenthureyen, Forts, Colonieen, Krüge, zerstreute Wohnungen der auf den Sotzmannschen Karten dargestellten Provinzen der Zahl nach einzeln und in einer allgemeinen Summe angegeben werden.

Weissenburg u. Schwabach, gedr. b. Mizler: *Geographischer Schriften* Fünfzehnter Theil. Enthält: die geographischen Einleit. und Beschreibungen aller Länder Italiens. — Auch unter dem Titel: *Neue Sammlung geographisch-historisch-statistischer Schriften*. Fünfzehnter Band. 1794. 1 Alph. 4 Bog. 8. (18 gr.)

Immer fort Nachdruck der Büschingischen grössern Erdbeschreibung, und zwar nicht nach der neuesten, sondern nach der vorletzten Ausgabe! Demnach sind alle Fehler derselben beybehalten und noch oben drein durch Druckfehler vermehrt worden: hingegen sucht man die Verbesserungen und Zusätze der neuesten Ausgabe vergebens; wie z. B. bey Sardinien die neuere Eintheilung dieser Insel. In einigen Stellen, wie S. 55 in Ansehung der Volksmenge zu Turin, findet man Abweichungen: allein, es sind ihrer so wenig, und dabey sind sie grösstentheils so unbedeutend, dass das ganze Unternehmen dennoch *Nachdruck* ist und bleibt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Petit u. Schöne: *Verbrechen und Edelmuth*. Schausp. in 4 Aufz. von *F. W. Rabiger*. 1791. 95 S. 8.

Dies Stück gehört nicht unter die Missgeburten, die von Messe zu Messe, in die Welt geschickt werden, es hat manche Vorzüge: die Charaktere sind, ohne neu zu seyn, gut, der Dialog ist natürlich und fliessend, nur oft zu gedehnt; auch stösst man auf mehrere Sprachfehler. Der Gang der Handlung wäre gut, wenn nicht im Plane verschiedene auffallende Mängel wären. *Mühlbach*, der mit *Abschreiben* sich und seine Tochter ernährt, wird Bürge für eine Summe von 100 Rthlr., die *Ehrenfels* schuldig ist, und lässt sich von diesem durch Erdichtungen von dem Reichthume seiner Mutter etc. täuschen

u. s. w. Als *Ehrenfels* aus dem Kerker befreyt wird, und der Generallieutnant seine Schulden bezahlt hat, ist das Stück eigentlich aus; und die folgenden Scenen; wo der General *Ehrenfels* Verbindung mit *Karolinen* zu Stande bringt, ihn zum Regimentsquartiermeister macht, *Karolinen* ausstattet, haben kein Interesse mehr.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Die Matrone von Ephesus.* Lustsp. in 1 Aufz. von *G. E. Lessing.* Ergänzt von *K. L. Rahbek.* 1790. 52 S. 8.

Rec. ist zwar ein grosser Verehrer des unsterblichen Lessing: allein er kann sich nicht überzeugen, dass Hr. Rahbek (Professor zu Kopenhagen) durch Ergänzung und Bekanntmachung dieses Lustspieles den Ruhm des grossen Mannes vermehrt habe. Der Stoff ist nicht theatralisch, so unterhaltend er als Erzählung, von dem Vater *La Fontaine* bearbeitet, ist. Die Erzählung kann Lücken ausfüllen, die auf der Bühne nothwendig entstehen müssen; der Erzähler kann die Empfindungen verfolgen, sie allmählich entwickeln; und der Schauspieldichter muss — so zu sagen — von einer zur andern überspringen: daraus entstehen Unwahrscheinlichkeiten, und also — Mangel an Interesse. Lessing hat wahrscheinlich die Skizze dieses Lustspieles in einer müssigen Stunde entworfen, und nie daran gedacht, es zu vollenden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Offenbach,* b. Weiss u. Brede: *Graf Hubert von Calw,* Scenen aus seinem Leben, zwölftes Jahrhundert. 1794. 88 S. 8. Ein kleiner dramatischer Roman, worinn eine treulose Gattinn ihren Gemahl durch Pfaffenintrigue auf eine zweyjährige Pilgerschaft entfernt, und noch vor Ablauf dieser Zeit (indem sie den Grafen todt hofft, und als solchen ausgiebt) sich eben mit ihrem bisherigen Buhlen öffentlich verbinden will, als der Graf unerwartet zurückkömmt. Der Ausgang ist nicht der gewöhnliche; der Graf nämlich übt an niemanden Rache aus, sondern überlässt die Schuldigen der Strafe des Gewissens, und kehrt zu seinem Pilgerleben zurück, indem er einen baldigen Tod hofft, und findet. Der Vf., dessen Hauptabsicht mehr auf die Schilderung der schrecklichen Leiden des Grafen, als der strafbaren Freuden seiner Gattinn geht, hat eine vorzügliche Geschicklichkeit in schauderhaften Beschreibungen, die dann in der dramatischen Form einen doppelt starken Eindruck machen.

Vermischte Schriften. *Weimar,* im Verlage des Industrie-Comptoirs: *Ueber Verzierung gymnastischer Uebungsplätze durch Kunstwerke im antiken Geschmacke,* von *C. A. Böttiger.* Mit Kupfern. 1795. 47 S. gr. 8. Vielleicht gefällt es dem Vf. ein andermal, das, was der Titel dieser Schrift zu versprechen scheint, in seinem ganzen Umfang auszuführen. Hier handelt er eigentlich nur von den Verzierungen der Reitbahnen bey den Alten und Neuern in Beziehung auf das vom Fürsten von Anhalt-Dessau erbaute und mit Kunstwerken im antiken Geschmack ausgeschmückte Reithaus. Dieser nach dem Plan und den Ideen des geschmackvollen fürstlichen Kunstkenners angelegte Saal oder die Reitbahn enthält, wie auf einer Kupfertafel angegeben ist, 18 Fenster und 22 Felder zwischen denselben, auf denen eben so viele Haut-Reliefs in Stucco angebracht sind, welche die *Geschichte der Reitkunst* in einer Gallerie von mythologischen und historischen Stücken vorstellen. Die Logen, die in der Reitbahn angebracht, und von aussen *en camayeu,* theils mit den Attributen der Reitkunst, theils mit den im Wagenrennen begriffenen Genien aus den Herculanischen Gemälden, angemalt sind, sind inwendig theils mit den von *Döll* verfertigten Modellen zu jenen halb-erhabnen Figuren, theils mit passenden Kupferstichen verziert. Die Gallerie der Haut-Reliefs, welche vom Vf. dieser Schrift mit antiquarischer Gelehrsamkeit, Kunstkenntniss und Geschmack erläutert werden, begreift folgende merkwürdige Bereiterscenen. An der Wand zur linken Seite. 1. Die Schöpfung des Pferdes durch den Neptun. 2. Castor der Rossbändiger. 3. Der junge Achilles auf dem Chiron reitend. 4. Pegasus vom Bellerophon gefangen. 5. Eine Amazone zu Pferde. 6. Alexander schwingt sich auf den Bucephalus. 7. Ein Desultor oder Kunstbereiter, der von einem Pferde zum andern springt. 8. Ein R. Ritter mit der Hasta. 9. Ein Reiter, der mit seinem Rosse mit einem Schuppenpanzer behangen ist. An der dem Haupteingange gegen über stehenden Mittelwand N. 10—13 Turnierritter im altdeutschen Costum mit ihren Schildknappen und Waffenträgern; das eine Paar Ritter die Lanzen gegen einander anlegend; das andere mit dem Schlachtschwert gegen einander einhauend. An der Wand zur rechten Seite N. 14. Ein Dacischer Reiter. 15. Ein Araber zu Pferde. 16—18. Altdeutsche Ritter, mit verschiednen Waffen. 19. Der Ritter von Pluvinel, Stallmeister der Könige, Heinrichs III, IV und Ludwigs XIII von Frankreich. 20. Ein Andalusischer Toreador oder Picador, d. h. ein Stierkämpfer zu Pferde. 21. Ein Jocky auf einem Englischen Wettrenner. 22. Der Erbprinz von Anhalt-Dessau als neuer deutscher Ritter in der Preuss. Uniform als Commandeur. Für den Eingang des Saals sind zwey colossalische Pferdezwinger, nach den Mustern in Rom, bestimmt. Der Beschreiber dieser Kunstgallerie wünscht mit Recht, dass das Beyspiel der Alten, welche ihre öffentlichen Plätze mit solchen Kunstwerken, die die Bestimmung des Platzes sogleich verständlich machten, ausschmückten, und der Mustersaal des Fürsten von Dessau, recht viele Grosse und Reiche zur Nachahmung reizen möge, und er giebt noch namentlich für solche, die einer Reitbahn eine ähnliche Einrichtung geben möchten, ohne die Dessauische sklavisch nachzubilden, eine Folge von andern Vorstellungen aus der alten, mittlern und neuern Zeit, die Geschichte der Reitkunst betreffend, an. — Die Titelvignette stellt den Bellerophon, wie er den Pegasus am Quell Pirene tränkt, nach einem halberhobenen Werk auf den Parischen Marmorn vor; das Frontispice einen Pferdespringer nach einem geschnittnen Steine aus dem Florentinischen Museum, und die Schlussvignette einen ins Louvre reitenden Höfling mit einer Hoffräulein en croupe aus dem 16ten Jahrhundert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. Julius 1795.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Stockholm, b. Zetterberg: *Sweriges Statshwälfningar och Hushållsanstalter ifrån år 1720 till år 1792 jämte Ordsaker* och Anledningar därtill, af *Magnus Blix*, Häradshöfding (Schwedens Staatsveränderungen und Staatswirthschaft vom Jahr 1720 bis 1792, nebst den Ursachen und Anleitungen dazu, von *M. Blix*, Districtsrichter.) I Th. 1793. 190 S. II und III Th. 1794. 94 und 128 S. 8. (1 Rthlr. 40 Schill. Spec.)

Vor einiger Zeit ist in diesen Blättern eine Geschichte des schwedischen Ackerbaues von eben diesem Vf. angezeigt worden, worinn er viele gute ökonomische Kenntnisse seines Vaterlandes verräth. Hier tritt er nun auch als Staatsmann auf, und auch da fehlt es ihm nicht an Einsicht und Freymüthigkeit. Seine Schreibart ist leicht, nur bisweilen etwas vernachläsiget. Er sagt oft bittere Wahrheiten, aber zuweilen führt ihn Liebe zu witzigen Einfällen, unerwarteten Gleichnissen u. dergl. von der historischen Würde und Gründlichkeit ab, und eine gewisse Parteylichkeit, deren er sich vielleicht selbst nicht bewufst ist, reifst ihn an einigen Stellen wohl gar zu ungerechten Urtheilen hin. Der Vf. ist weder Royalist noch Sanscülotte; den schwed. Adel aber nimmt er vorzüglich gegen verschiedene Vorwürfe in Schutz. Uebrigens redet er mit Wärme gegen die Parteyen, gegen die Kriege, und gegen eine Menge falscher Maasregeln, die man in Schweden genommen hat.

I Theil. Lage und Verfassung Schwedens, nebst der herrschenden Denkungsart der Nation von 1720 bis 1772. Die Fehler der Regierungsform von 1720 sind sehr gut, und mehrentheils richtig entwickelt und dargestellt. Er erkennt die Eingriffe, welche man in die Rechte des Königs damals gethan, und lässt den 1756 unglücklich gewordenen schwedischen Staatsopfern Gerechtigkeit widerfahren.

II Theil. Geschichte und Lage Schwedens in K. Gustavs III erster glücklichen Regierungsperiode. Er untersucht die Ursachen der Revolution von 1772, und ihre schnellen Folgen. Der König glaubte bald Kaltsinnigkeit und Misvergnügen, die Nation Veränderlichkeit und Undankbarkeit zu bemerken. Dazu kam die anscheinende Parteylichkeit bey Beförderungen und ausgetheilten Gunstbezeugungen. In dem ausführlich entworfenen Charakter des Königs verkennt der Vf. bey dessen Fehlern doch auch das Gute nicht, wie so manche andere, und vergleicht ihn mit dem Alcibiades. An andern Stellen, so wie in der Vorrede des 2 Th., und an einigen Orten des 3 Th. aber, thut er ihm auch wieder Unrecht, z. B. wenn er ihn gleichsam einer Art von Grausamkeit bey Bestrafung der schwed. Officiere im Finnischen Kriege beschuldiget, da doch nach den gedruckten Acten nur einer verurtheilt ward, und wenn er an einem andern Ort sagt: Wohlwollen gegen seine Person galt bey ihm mehr als Genie und Kenntnifs, da doch gewifs Gustav beide zu schätzen wufste, ja vielleicht in der Wahl seiner Freunde oft glücklicher in Ansehung ihres Kopfes als ihres Herzens war. Der Vf. geht die in dieser Periode gemachten Verordnungen des Königs nach der Reihe durch, und ist besonders mit den wenigen Anstalten zur Beförderung des Ackerbaues, mit den gemachten Schulden u. f. w. nicht zufrieden. Doch Rec. will sich bey diesen ersten beiden Theilen, die schon eine Zeitlang herausgewesen sind, und davon schon ein anderes kritisches Blatt eine ausführliche Anzeige geliefert hat, nur kurz verweilen, bey dem dritten Theil aber, wovon seines Wissens noch nirgend eine Anzeige erschienen ist, des Interesse wegen, das die darinn vorkommenden Sachen haben, sich etwas länger verweilen.

Der III Th. betrifft die letztere unglücklichere Epoche der Regierung Gustavs III, besonders von 1786 bis 1792. Der Vf. scheint beiden Parteyen in Schweden, die nun heftiger ausbrachen, die gemachten Fehltritte vor Augen legen zu wollen. „Es verhält sich," sagt er, „mit den Parteyen in der Politik, wie in der Religion. Bey jeder findet man etwas Wahrheit und etwas Irrthum. Beide aber sind taub gegen jede andere Ueberzeugung, und vertheidigen ihre alten Vorurtheile mit Hitze. Sie machen es nicht wie Themistokles und Aristides, die des Vaterlandes wegen Freunde blieben. Aus Misgriffen entsteht Leidenschaft, aus Leidenschaft Gährungen, und wenn diese ausbrechen wollen, dann muss die Aufklärung ihre Stimme erheben, und es so machen, wie ein Officier an der Spitze eines Bataillons, das in Begriff ist, in Unordnung zu gerathen, der ihnen zuruft: Halt! richtet euch!" (Dafs die Stimme des Vf. stark genug seyn möchte, sich hörbar zu machen, und wichtig genug, sich Gehorsam zu verschaffen. wäre zu wünschen.) Jede der beiden Parteyen zu Gustavs Zeit liebten, nach seiner Behauptung, das Vaterland, und das Beste des Landes. Jede machte dazu einen besondern Plan, und hielt den ihrigen für den besten. Beide übertreiben Lob und Tadel. Nur Aufklärung allein kann diesen Parteygeist in Ordnung halten. Vor ihr verliert Despotismus, Aristokratie und Sanscülotismus seine Kraft, vor ihr müssen beide, Bastille und Guillotine, verschwinden, und das Gesetz muss stra-

fen,

fen, nicht morden. Als Urfachen, warum die Parteyen gegen das Ende der Regierung Gustavs III so fehr wieder emporkamen, werden angeführt: *Zuerst*, dafs es damals in Schweden an dem Geist der Sparfamkeit fehlte, der in England unter der Königin Elifabeth herrfchte. Seitdem Gustav Adolph Schwedens Anfehn in Europa zuerst emporgebracht hatte, hat die Krone fowohl als die Nation immer für mehr angefehen werden wollen, als fie wirklich ist. Sie hat in Kriegen glänzen wollen, und durch Krieg wird doch kein Staat ftark, wohl aber fchwach. Die wahre Stärke des Staats liegt in der Menge des Volks und der Producte. Die Menge geworbener Truppen nebst der grofsen Anzahl der in Bedienung ftehenden Perfonen haben allenthalben verurfacht, dafs die Staatseinkünfte nicht zureichten, und doch würden fie in Schweden zugereicht haben, wenn nicht Verfall des Ackerbaues und verfeinerter Luxus es gehindert hätten. Hang zum Vergnügen und Begierde nach öffentlichen Aemtern verfchlang unter Gustav III Geld und Einkünfte. Ein unfichtbarer Streit entftand zwifchen den vielen Bedürfniffen des Staats und den Vergnügungen des Volks. Das Reich ward in kurzem den mehreften feiner Bürger gleichgültig. Man gieng in Seide gekleidet, divertirte fich, und war allen Menfchen fchuldig. Eine *zweyte* Urfache war die Furcht vor der Aristokratie, wozu theils die Staatsfehler der Reichsftände in der vorhergegangnen Periode, theils einige Unvorfichtigkeiten (alfo blofs Unvorfichtigkeiten?), die man in der jetzigen begieng, Anlafs gaben.

Der Vf. fchildert hier die Lage Schwedens vor Gustavs Zeit, da einige Mächte anfingen, in den Ländern ihrer Nachbarn unfichtbar herrfchen zu wollen. Nicht lange vorher war Schweden von Frankreich in zwey Kriege verwickelt worden, und wenn es daraus noch beffer herauskam, als vorher Bayern, Savoyen und Kurpfalz; fo hatte es das feiner innern Kraft und der abwechfelnden Macht feiner Parteyen zu danken. Die eine fchlofs einen dem Ackerbau, dem Handel und den Gewerben fchädlichen Krieg, und da hatte der Parteyeifer Recht; die andere hemmte den Umlauf des Geldes, wodurch Nahrung und Gewerbe eben fo viel litten, und da hatte der Parteyeifer Unrecht. Kurz nach Gustavs Antritt der Regierung fchienen fich die drey Staatscabinette, die bisher auf Schwedens Parteyen Einflufs gehabt hatten, einander zu nähern, und das gereichte dem Könige zum Vortheil. Allein 16 Jahr hernach wurden alle Cabinette genöthigt, das Syftem zu ändern, der franzöfifche Gleichheitsgeist erklärte der königlichen Macht den Krieg. Da war es nicht länger Zeit für die Monarchen, Unterthanen gegen ihre Regenten aufzuhetzen, der Sanscülottismus erweckte vielmehr einen monarchifchen Gemeingeist in Europa. Vorher ward die Gegenpartey des Königs nach den verfchiedenen Conjuncturen bald von diefem, bald von jenem Hofe unterftützt. Der König argwohnte alfo immer auswärtigen Einflufs, und die vorigen Corruptionszeiten beftärkten diefen Argwohn. Darüber gab man nicht Acht auf eine andere Urfache, die ohne ausländifche Mitwirkung eine Gegenpartey im Lande hervorbringen konnte. Und dies war, fagt der Vf. S. 28. die, dafs der König immer Geld nöthig hatte, in einem armen Reich, das durch Luxus, Vergnügen, Dienftverkauf und Abnahme der Gewerbe von Tag zu Tage ärmer ward. Und der König, der fein Land für mächtiger anfah, als es war, der fich als deffen Befreyer von der Aristokratie anfah, die doch von feinen Anhängern, die alle andern als unruhige Unterthanen fchilderten, noch ftärker ausgeübt ward, hafste den vermeynten Geiz der Gegenpartey, den feine Eigenliebe und fein Argwohn aus ganz andern Quellen, als aus dem von ihm nicht geglaubten Unvermögen des Reichs herleitete, und wollte daher folche auflöfen oder unterdrücken.

Der Adel hatte fich fchon vor dem Regierungsantritt des Königs den Unwillen des Mittelstandes zugezogen. Diefer nahm zu, da man fich einander durch Bitterkeit und Eigenfinn reizte. Der König hatte wohl nicht an eine Veränderung der Regierungsform von 1772 gedacht. Die von 1789 war mehr die Folge des Zufalls als eines lange angelegten Plans, und ward blofs theils durch die Conjuncturen, als z. E. die Revolution in Frankreich und in Polen, theils durch den Verdrufs des Königs bewirkt, welcher glaubte, dafs feine guten Abfichten fchlecht belohnt würden. Es fehlte Schweden an einem *Axel Oxenstjerna*, welcher Freund des Königs und vom K. und Adel geliebt, und dabey im Stande gewefen wäre, eine Mittelsperfon zwifchen dem K. und dem Adel abzugeben, und die Bedürfniffe des Königs mit dem Vermögen der Nation ins Gleichgewicht zu bringen. Der gröfste Theil des Adels, deffen wahrer Vortheil, nach der Idee des K., in der Vereinigung mit ihm lag, wandte fich vom König ab, ohne desfalls immer den Beyfall der Nation zu gewinnen, und ohne dafs er je wieder vom K. gewonnen werden konnte.

Man befchuldigt die Oppofitionspartey, dafs fie auf eine Revolution und den Umfturz der Regierungsform von 1772 gedacht habe. Der Vf. giebt fich alle Mühe, fie von diefem Vorwurf zu befreyen, befonders weil aller Vortheil davon blofs den andern 3 Ständen zugefloffen wäre. Der Adel habe blofs alle Zweydeutigkeiten, alle Veranlaffung zu neuen Streitigkeiten aus der Regierungsform von 1772 weghaben, nicht aber feine Macht vermehren, noch die des Königs vermindern wollen. So wie aber der Adel fich blofs gegen eine beforgte Ausdehnung der königl. Gewalt verwahren wollte, fo wollten fich die drey andern Stände blofs gegen die befürchtete Aristokratie, die fie ärger, als die Souverainität felbst verabfcheuten, verfchanzen. Dafs der Adel 1786 den Propofitionen des K. feinen Beyfall verfagte, fah man als eine Anlage von fremden Mächten und als ein Verlangen nach einer Revolution an. Der Geist der Freyheit, der in Schweden alle ausländifche Herrfchaft hafst, und die Bemerkung, dafs das Anerbieten der Nachbaren, Schweden Freyheit zu verfchaffen, dem Reich immer höchst fchädlich gewefen ist, verurfachte, dafs die 3 Stände ihre Augen fo unver-

unverwandt auf das richteten, was sie befürchteten, dass sie darüber nicht sehen konnten, wie wenig sie zu befürchten hatten. Selbst der K. argwohnte, dass es auf Veränderung der Regierungsform abgesehen sey. Die Vorzüge, die der K. gleich nach 1772 bey Beförderung, selbst bey Besetzung der besten geistlichen Stellen dem Adel gab, sah dieser als eine Lockspeise an, wodurch er sich nicht fangen lassen wollte. Der Vf. tritt hier besonders als ein Vertheidiger des Adels auf, welcher (da der K. kein Oekonom war, die Vergnügungen liebte, und immer eine glänzende Rolle spielen wollte) stets besorgte, die Reichsschuld und die Abgaben möchten vermehrt werden.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle, aus dem Gebiete des peinlichen Rechts.* Ein Lesebuch für Juristen und Nichtjuristen. 1794. 381 S. 8.

Eine authentische und gut gewählte Sammlung merkwürdiger Criminalfälle kann nicht nur dem *Gesetzgeber*, sondern auch dem *Richter*, von grosem Nutzen seyn. Dem *ersten* verschafft sie Gelegenheit, die Triebfedern und Kennzeichen der einzelnen Verbrechen genauer zu bestimmen, die Wirksamkeit dieser oder jener Strafe, die Trüglichkeit der Anzeigen und Vermuthungen, besser kennen zu lernen; der *zweyte* vermehrt dadurch seinen praktischen Scharfblick, welcher so äusserst nöthig ist, um bey jedem Fall den Grad der Schuld, und die Stärke der Beweisthümer abzuwiegen. Aber zu diesen Absichten sind nur solche Criminalfälle brauchbar, welche die Veranlassung der Verbrechen und den Gang des gerichtlichen Verfahrens aus den Acten genau bestimmen. Blosse Biographieen der Verbrecher, und Erzählungen ihrer verschiedenen auf einander folgenden Thaten, bis zur Haupthandlung, welche sie für das Criminalgericht brachte, — helfen dem Gesetzgeber und Richter nichts: der letztere kann vielmehr dadurch verleitet werden, ein besonderes Studium der Criminalpsychologie zu seinem Beruf für nöthig anzusehen, und dieses so weit zu erstrecken, dass er den Charakter eines jeden Verbrechers sich genau bekannt machen, und nach den Fähigkeiten und Triebfedern, welche oft durch eine sehr verwickelte Zusammenkettung die strafbare Handlung veranlassten, den Grad der Schuld und der davon abhängenden Strafbarkeit beurtheilen müsse. Dadurch würde der Zweck der Strafen offenbar verfehlt, welcher nicht in der moralischen Besserung der Verbrecher, sondern in dem öffentlichen Beyspiel besteht; und ein solcher relativer Maasstab, welcher sich nach der moralischen Stimmung jedes Verbrechers richten müsste, würde bey Verbrechen gleicher Art eine Mannichfaltigkeit der Strafe nothwendig machen, dadurch aber die Wirksamkeit derselben sehr vermindern, weil der grose Haufe, auf welchen die Srafen wirken sollen, nur das Resultat der Handlung fasst, und die psychologische Entwickelung nicht begreifen kann. Eine solche Criminalpsychologie würde aber auch den Richter auf eine unabsehbare und höchst ungerechte Willkühr führen. Denn er müsste sich grossentheils nur mit den unzuverlässigen Erzählungen der Inquisiten selbst begnügen, und nur selten würde er so glücklich seyn, das Individuelle der Denkungsart, der Neigungen und des Charakters aus zuverlässigen Datis zu schöpfen: er würde also zuweilen die individuelle Moralität beobachten, noch öfter aber solche bey Seite setzen müssen, mithin nicht nur von dem Hauptzweck der Strafe abweichen, sondern auch gegen die Verbrecher selbst höchst willkührlich und ungerecht handeln.

Nach dieser Voraussetzung kann Rec. der gegenwärtigen Sammlung, welche 25 verschiedene Criminalfälle enthält, in dem Gebiete der Rechtsgelahrtheit keinen Platz anweisen. Denn es sind fast lauter Biographieen und moralische Zeichnungen, die zwar dem *Psychologen* von ganz gutem Nutzen seyn, und auch jedem unphilosophischen Leser zur Belehrung und Warnung dienen, dem Gesetzgeber und Richter aber aus den erwähnten Gründen nichts helfen können. Nur 3 unter diesen 25 Fällen, nämlich: *No. 3. Beytrag zur Geschichte der Hexen; No. 13. der unschuldig zur Marter verurtheilte*, und *No. 15. Ein an einem vermeynten Waldteufel verübter Todtschlag* — kann man als Beytrag zur gesetzgebenden und richterlichen Klugheit ansehen. Unter selbigen ist aber nur der letzte, wegen des dabey befindlichen Gutachtens der Criminaldeputation des Kammergerichts zu Berlin, merkwürdig: die beiden andern sind so lakonisch behandelt, dass sich daraus kein belehrendes Resultat ziehen lässt. Dagegen hätten verschiedene andere Erzählungen, als Beyträge zur Seelenkunde, merklich abgekürzt werden können, z. B. No. 12. die Geschichte einer Zigeunerbande *Hannikels und seiner Kameraden*, S. 131—221, welche, ausser einigen Charakterzügen, ein langes Gewebe von vielen nach einander verübten grausamen Diebstählen und Mordthaten enthält, woraus auch der Psychologe nichts für sich schöpfen kann. Der ungenannte Herausgeber will — wie er in der Vorrede versichert — bloss *wahre* und *actenmässige* Geschichten liefern; er hat daher auch fast bey jeder dieser Erzählungen seinen Gewährsmann darunter gesetzt: indess würde der Jurist, wenn dessen Interesse hiebey besonders versirte, gegen die *Actenmässigkeit* noch manchen Zweifel erregen können. Die meisten dieser Erzählungen sind nämlich aus Journalen und andern Druckschriften, z. B. *Schillers Thalia*, dem *Journal von und für Deutschland* etc. entlehnt, und also schon durch mehrere Hände gegangen, ehe sie von dem Herausgeber gesammelt wurden. Sollte derselbe übrigens die, — wie er in der Vorrede sagt — von der Stimme des Publicums abhängende Fortsetzung dieser Sammlung, auch für den Gesetzgeber und Richter brauchbar machen; so würde dabey sehr zu wünschen seyn, dass er in Rücksicht der Verbrechen eine gewisse Ordnung

nung befolgte, oder wenigstens ein vollständiges Register beyfügte, um das Nachschlagen, wozu doch Sammlungen dieser Art hauptsächlich bestimmt sind, zu erleichtern.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Allgemeines ökonomisch-chemisch-technologisches Haus- und Kunstbuch*, oder Sammlung ausgesuchter Vorschriften, zum Gebrauch für Haus- und Landwirthe, Professionisten, Künstler und Kunstliebhaber, von *C. F. A. Hochheimer*. 1794. 2 Alph. 2 B. 8.

Rec. bekennt gern, dass er dies Buch mit einer Art von Widerwillen zur Hand nahm, weil ähnliche Aushängeschilde auf dem Titel ihn schon mehrmals in seiner Erwartung betrogen hatten, indem die sogenannten Kunstbücher gewöhnlich nichts als unbedeutende Spielwerke oder unnütze Taschenspielerkünste enthalten. Desto angenehmer fand er sich hier überrascht, als er eine, wenigstens grösstentheils nützliche, Sammlung brauchbarer Handgriffe bey mannichfaltigen Beschäftigungen des Menschenlebens fand. Der grösste Theil der hier gesammelten Artikel betrifft: Zubereitungen der Farben, sowohl für den Zeichner und Maler, als auch für Hausmütter und Fabrikanten; Weinkünste; mannichfaltige Handgriffe bey Schmelzung und Bearbeitung der Metalle; vielerley nützliche und nicht allgemein bekannte Vorschriften in der Haushaltung; auch manche ganz gute Hausmittel zur Erweiterung der Hausapotheke etc. Dass übrigens alle die hier aufgeführten Regeln und Vorschriften von gleicher Güte, oder gleich neu seyn sollten, ist nicht zu erwarten: indessen hat Rec. bey genauerer Prüfung doch nur wenige gefunden, welchen er eine Stelle in dieser Sammlung versagt haben würde. Desto mehr ist es zu bewundern, dass das schmutzige und unnütze Kunststück, S. 18 hier Platz finden durfte. — Auch ist es sehr zu tadeln, dass der grösste Theil der hier genannten Gewächse nicht genau nach ihren botanischen Benennungen bestimmt, sondern bloss nach den Provincialnamen, die man an andern Orten gar nicht kennt, angeführt sind; auch die Maasse flüssiger Sachen hätten richtiger nach Gewicht, und zwar nach dem allgemein bekannten Apotheker Gewicht angegeben werden sollen. Dieser Fehler macht manche sonst sehr nützliche Vorschrift für viele auswärtige Leser unbrauchbar.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Leipzig, in d. Weidmannischen Buchh.: *Die Bestimmung des Menschen*, nebst einigen Zugaben, von *J. J. Spalding*. Neue Aufl. 1794. 244 S. 8.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *M. Ch. Peschecks Rechenschüler*, verbessert und vermehrt von *J. F. Heynatz*. 16te Aufl. 1795. 180 S. 8. (4 gr.)

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Der Naturlehrer*. Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern über die ersten Elementarbegriffe der Physik. Ein Lehr- und Lesebuch für die Jugend, von *F. W. v. Schütz*. 2te Aufl. 1795. 166 S. 8. mit Kupf.

Leipzig, b. Beer: *Predigten über die gewöhnlichen Evangelien der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres*, von *E. Th. J. Brückner*. 3te Aufl. 1 Th. 840 S. 2 Th. 690 S. 1795. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schulschriften. *Glückstadt: Publicam Daniae tranquillitatem* in maximis Europae motibus, ligata oratione paucis persequitur *H. G. Borchert*, scholae Itzehoensis Rector. 1795. 12 S. 4.

Aufruf zur Freude über das Glück des Friedens während eines allgemeinen Kriegs:

Namque dei numen nobis haec otia fecit!

Die Veranlassung zum Krieg: Frankreich, welches sein Joch abschüttelte und bereit war für seine Freyheit zu sterben oder zu siegen. Die äusserten Gefahren bedrohen die Nation; innre Gährung und Anarchie; der König wird enthauptet:

Jamque furore Patres saevi, ceu turbine rapti,
discupiunt regem, populo terrisque superbum,
insignem pietate, et quo non mitior alter,
quondam gentis amorem, mox absumere leto;
abscissum caput, atque jacet sine nomine corpus!

Die Ruhe und Wohlfahrt andrer Staaten läuft Gefahr; die Könige vereinigen sich gegen Frankreich:

Spectant attoniti reges atque agmina jungunt,
audaci Gallo exitium noctemque minantes,
imprudentes, nec memores, ter vincla perosus
servitiique jugum veteris quam robore crescat;
Illis perniciem ingentem Cassandra canebat.

Die Schrecken und Verwüstungen eines grausam geführten Kriegs. Ihnen gegen über wird die Schilderung der Segnungen gestellt, welche der Friede über Dännemark verbreitet. Gebührendes Lob des Kronprinzen und Bernstorfs. Vom letztern:

Semper honos nomenque Tuum laudesque manebunt.

Zuletzt Gebete an den Weltregierer:

Det populis pacem, mox det pater ipse salutem!

④ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. Julius 1795.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Stockholm, b. Zetterberg: *Sweringes Statshwälfningar och Hushållsanstalter ifrån år 1720 till år 1792* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nach diesem Abriss der Lage Schwedens und der dort herrschenden Denkungsart, kommt der Vf. auf die Staatsbegebenheiten selbst, die er aber zum Theil und gerade da, wo man am meisten erwartete, oft zu kurz überhüpft, und manche Lücke läfst. Die erste, die er anführt, war die Reise des Königs gleich nach der Revolution nach Petersburg, wobey die Absicht gewesen sey, die neue Regierungsform vom russischen Hofe garantirt zu erhalten. Allein dies glückte nicht; an eben dem Tage, da der König *incognito* ankam, reisete Gr. Panin öffentlich auf seine Güter ab. Die Gegenpartey in Schweden freute sich darüber, welches der Vf. nicht zu missbilligen scheint. Dies vermehrte in Schweden den Muth aller derer, welche Schweden von aller weitern Einschränkung der wahren in der Regierungsform von 1772 beschwornen Freyheit befreyt wünschten. Dies äusserte sich gleich zu Anfang des Reichstages 1778. Nach König Gust. Adolphs wiederhergestellter Ritterhaus- und Reichstagsordnung sollten die adelichen Familien losen, wer Reichstagsmann seyn sollte. Allein gewisse dagegen gemachte Vorstellungen bewirkten, dass dies Recht bey der Primogenitur blieb. Uebrigens, da der König von 1772 bis 1778 so vorsichtig war, keine von beiden Parteyen der andern vorzuziehen; so ward er geliebt. Zwar schien es, als wenn der König bey der Armee die alten Officiere gerne los seyn, und lauter junge Leute dabey haben wollte, die noch nie die Rechte der vorigen Reichstagsmänner gekostet hatten; allein das etwanige Missvergnügen blieb nur unter dem Militär. Der König bekam auf dem Reichstage alle Ausschüsse mit solchen Personen besetzt, wie er sie haben wollte, und sogar sein Finanzminister ward Mitglied des geheimen Ausschusses, und die Stände waren dies dem Könige schuldig, da er ihnen das Wahlrecht liess, obgleich vormals die Könige die Mitglieder der Ausschüsse selbst ernannt hatten. Dagegen aber fing sich auf diesem Reichstag eine Art Misstrauen zu den Versprechungen des Königs an. Der König hatte im Ausschreiben des Reichstags versprochen, dass er keine Geldbeyhülfe verlange. In der Reichstagsproposition aber hiess es, dass das, was der König der Bancodeputation vorlegen würde, unter dem Eid der Verschwiegenheit begriffen seyn sollte. Die Krone war der Bank 7 Mill. schuldig, diese Schuld wollte der König abgeschrieben haben. Der Vf. gesteht, das Verlangen des Königs sey billig gewesen, da die Bank bey der Realisation der Münze so viel gewonnen hatte, und doch die Unterthanen künftig neue Auflagen übernehmen müssten, wenn diese Schuld einmal abgetragen werden solle. Die Sache also nicht, sondern nur die Art und Weise war es, die viele vor den Kopf stiess; doch kann der Vf. sich nicht enthalten, S. 47, zu sagen: wenn die Stände vorklug gewesen wären, sie würden nicht in die Abschreibung der Schuld gewilliget haben, wodurch viele Unannehmlichkeiten vorgebeugt seyn würden, besonders da der König, wenn er diese Schuld noch auf dem Halse gehabt, weder die kostbare Reisen hätte machen, noch hernach den Krieg anfangen können. Das Ritterhaus bestand zwar darauf, es sollte keine Abschreibung geschehen, ehe die Sache bey den Ständen selbst angemeldet wäre; allein sie ward durch die Mehrheit der andern Stände, die der Bancodeputation solches nicht vorschrieben, bewilligt. Bey dieser Gelegenheit rückt der Vf. verschiedene wichtige Nachrichten über die Bank und ihre Einrichtung ein. Dieser Reichstag 1778 war des Königs *heure de berger*; sie ward versäumt und kam nicht wieder. Des Brannteweins ward auf solchem gar nicht gedacht. Die Stände thaten, als ob sie nicht wüssten, dass der König Branntwein brannte, und der König, als ob er nicht wüsste, dass sie ungeachtet des Verbots Branntwein tranken. Bey dem, was von 1778 bis 1788 vorgefallen, verweilt der Vf. kurz. Nun gedenkt er der Abnahme des Vertrauens zwischen den Höfen zu Stockholm und Petersburg. Auf Verlangen des Königs ward der russische Minister Simolin zwar von Stockholm abberufen, aber nach London versetzt. Als in dem damaligen nordamericanischen Kriege der König den dabey interessirten Mächten in Europa seine Mediation anbot, ward solches von England auf eine Art abgeschlagen, die dem König missfiel. Er schob die Schuld auf Simolin, und begehrte dessen Zurückberufung von London. Dies ward in Russland nicht gut aufgenommen, und von der Zeit an hörte der bisherige Privatbriefwechsel des Königs mit der russischen Kaiserin völlig auf. Doch trat der König der bewaffneten Macht der Neutralität bey, fing aber auch von der Zeit an, seine Flotte und Festungen in den Stand zu setzen; auch zog er den Adel bey Beförderungen sehr hervor, schien nur Edelleute zu Officieren und Staatsbedienungen haben zu wollen, und im Priesterstande sah man auf einmal 5 adeliche Bischöfe. Nun fing der Mittelstand an gegen den König lauter zu reden, und der Bauer gab sein Missvergnügen über die eingerichteten

teten königl. Brantweinbrennereyen zu erkennen. Die Ausrüstung der Flotte und die Einverschreibung von 90 Schiffspfund Silber erregte Aufmerksamkeit. Da indessen 1785 kein Krieg ausbrach, wie man glaubte; so machte der König die Reisen nach Friedrichshamm, Frankreich und Italien. In dem Conclave zu Rom, das zwischen Joseph II, Gustav III, dem russischen Minister, der angewiesen war, dem König von Schweden als dessen eigener Minister an Hand zu gehen, und dem französischen Ambassadeur Card. Bernis gehalten ward, wurde das Schicksal Europens für die folgenden Jahre entworfen. Indessen entstand bey aller Oekonomie des Königs auf dieser Reise, doch ein solcher Mangel an Wechseln in Schweden, dass man einen grossen Theil des hier einverschriebenen Silbers zum Wechselfond ausschiffen musste. Der Hunger in einigen Provinzen kam dazu. Man war missvergnügt über des Königs Reise, und noch mehr über ein sich verbreitendes Gerücht, als ob er Dännemark angreifen wolle. Unvermuthet und in grosser Eile, so dass nicht alle Reichstagsmänner einmal so geschwinde ankommen konnten, wurde ein Reichstag ausgeschrieben, und in Schonen sollte ein Lager von 12000 Mann zusammengezogen werden. Graf Vergennes soll nach Schweden damals an einen gewissen Herrn geschrieben haben, der König würde Geld zu Kornmagazinen begehren, das aber zum Kriege mit Dännemark angewandt werden dürfte, der damals für das südliche Europa schädlich seyn möchte; daher man dies Geld abschlagen müsse, ja der französische Minister soll selbst Geld angeboten haben, wenn man es etwa nöthig hätte, um den Abschlag der Proposition des Königs zu bewirken, welches doch nicht angenommen seyn soll. Endlich soll der russische Minister zu erkennen gegeben haben, dass die Uebereilung des Reichstags besorgen liesse, der König möchte Kriegshülfe gegen Dännemark von den Ständen haben wollen; daher die Kaiserin als Garant der Regf. von 1720 den König daran erinnern müsse, dass sie keine Macht des Königs in Schweden über die Stände anerkennen könne, als die ihm nach solcher zukäme, und falls der König in deren Rechte Eingriff thun, und das Lager in Schonen vor sich gehen lassen würde, so würde die Kaiserin 40000 Mann in Finnland einrücken lassen. Durch dies Gerücht, es sey wahr oder falsch gewesen, bekamen viele in Schweden neuen Muth, und das Missvergnügen verursachte, dass in den 3 Ständen grösstentheils Personen zu Reichstagsmännern gewählt wurden, die der König nicht gerne haben wollte. Dass Frankreich und Russland mit ihren Alliirten einerley Sinnes zu seyn schienen, und im Lande das Missvergnügen durch die Kronbrennereyen, die harten Strafen auf die Uebertretung der Branntweinsverordnung, machten, dass der König auf diesem Reichstage nichts ausrichten konnte. Selbst die Propositionen, die nun gemacht wurden, z. E. wegen der Passevolence u. a. m. machen es wahrscheinlich, dass die Absicht mit dem Reichstag anfangs auf etwas anders gerichtet gewesen. Indessen federte der König doch einen Vorschuss von 150 Tonnen Goldes (die Tonne Goldes ist in Schweden nur 100000 Th. Silbermünze, d. i. 16666 Rthlr. Spec.) welches beynahe ein Drittel von dem ganzen dort umlaufenden Geldstock, den der Vf. zu 9 Mill. Rthlr. annimmt, gewesen wäre, die zur Anleihe zum Getraidekauf für hungrige Magen angewandt werden sollten. Der Vf. setzt hinzu: vor so hungrigen Magen behüte uns Gott in Ewigkeit! Die Stände bewilligten in allem davon nur 50 T. G., wovon jährlich nur 6 T. G. von der Bank vorgeschossen, und wofür in allen 250000 T. Getraide angekauft werden sollten. Der König hatte gleich zu Anfang des Reichstags nachgegeben, dass nur der Beschluss von 3 Ständen den Beschluss der Reichsstände ausmachen sollte, da er doch, nach der Regf. Königs Gustav Adolph, bey Uneinigkeit der Stände, dem Beschluss, welchen er wollte, beytreten konnte. Doch die Nachgiebigkeit ward dem König nicht zu gute gerechnet, vielmehr wurden fast alle seine Propositionen abgeschlagen, ob der König gleich in das, was die Stände vorschlugen, einwilligte. Die Bewilligung ward, doch aber mit ein P. C. Rabatt, fortgesetzt. Der Vf. giebt hier eine kurze Geschichte dieser freywilligen Steuern, oder der Bewilligungen der Stände in Schweden. Eine Hauptabsicht des Vf. aber ist hier, besonders die Oppositionspartey wegen des Abschlags der königl. Propositionen zu vertheidigen. Sie hätte, wenn sie eine Revolution zur Absicht gehabt, sich bloss des Missvergnügens wegen des Branntweins bedienen können; allein so hielt sie den Abschlag des Geldes für das einzige friedliche Mittel, dem Kriege vorzubeugen. Die Sache wegen des Branntweins aber setzte man bis zum folgenden Reichstag aus, welches der Vf. für einen fehlerhaften Ausweg ansieht. Nach dem Reichstag ergriff der König ein anderes Mittel, diesem Missvergnügen zu steuern. Bald darauf entstand zwischen England und Russland eine Kaltsinnigkeit wegen Erneuerung des Handelstractats. Preussen bot Polen eine Allianz an, und hätte letzteres damals Danzig und Thorn an Preussen gegeben, es wäre vielleicht jetzt besser daran. Plötzlich brach der schwedische Krieg in Finnland aus, doch ehe die Flotte die Anker lichtete, musste der König schon 100000 Rthlr. aufnehmen, und gab zur Bezahlung die Anweisung auf die Bank und die 6 zum Getraideankauf bestimmten T. G. Russland hatte sich geweigert, die Garantie der Regf. von 1772 einzugeben, berief sich immer noch auf die Garantie von 1720, hatte Sprengporten, mit dem der König in Missvergnügen gerathen war, aufgenommen, zum Generallieutenant gemacht und reichlich beschenkt. Der König glaubte, Russland wollte es mit Finnland so machen, wie mit der Krimm, und es sey *melius praevenire quam praeveniri*. Alle Umstände waren günstig, alle russische Truppen an der türkischen Gränze, die Festungen in Finnland in schlechten Umständen. Coxe in seiner Reisebeschreibung berichtete, dass die Insel Retusari leicht wegzunehmen wäre; wegen Kornmangel in Liefland konnte Russland dort keine Magazine zur Unterhaltung von Truppen in dortigen Gegenden errichten. So sah der König die Sache an, und die Gründe waren stark, wenn er nur einige Mithelfer gehabt hätte (und seine Armee ihm gefolgt wäre). Allein die Gegenpartey sah die Sache mit andern Augen an, sie glaubte,

der

der König arbeite blofs auf Vermehrung seiner Macht, um mehrere Einkünfte zu erhalten, und wenn der König durch die von ihm selbst verfasste und beschworne Regierungsform vom Kriege nicht abgehalten werden könne; so wäre keiner künftig im Lande seiner Rechte sicher; man sah daher die russische Garantie von 1720 mehr für nützlich als für schädlich an. Der Vf. kann es nicht läugnen, dafs es militärische Pflicht der Officiere war, dem König zu gehorchen; allein da in dem Militäreide auch die Vertheidigung der Regierungsform mit eingeschlossen war; so sah man in Schweden ganz unerhörte Dinge, worüber der Vf. selbst in seinem Urtheil in Verlegenheit zu gerathen scheint. Die sich dem Könige widersetzenden Officiere waren Edelleute. Nun erwachte der alte Hafs zwischen Adel und bürgerlichen. Man schrieb heftig gegen den Adel, und dieser fühlte sein *point d'honneur* gekränkt. — Hier ist wieder bey dem Vf. eine ziemliche Lücke bis auf den Reichstag 1789, und die Sicherheitsacte. Desto ausführlicher verweilt der Vf. sich dabey, die angegriffene Steuerfreyheit der adelichen Güter und Herrensitze (*Säterier*) zu vertheidigen, ob er gleich dem Adel dergleichen Güter zu besitzen nicht allein einräumt, sondern billig jeder sie müsse kaufen und besitzen können, der sie bezahlen kann. Ja er sucht zu beweisen, der Adel habe dies Vorzugsrecht nie gehabt, selbst den ersten gesetzlichen Vorzug zu gewissen Bedienungen habe der Adel durch die Sicherheitsacte von 1789 erhalten, die ihm drey Stände selbst gegeben hatten, und doch ftritt der Adel selbst gegen diese Acte; (doch wohl aus ganz andern Gründen). Hr. B. wundert sich, wie gerade die Stände, die selbst ausschliessende Vorrechte haben, dem Adel die Steuerfreyheit bestreiten können; der Bauer in Ansehung der königl. zu einem gewissen Zins angeschlagenen Güter, der Bürger in Ansehung der Meisterschaft und Zünfte, und dafs die Wittwe des Mannes Nahrung fortsetzen dürfe; der Priesterstand durch das Recht, sich Adjuncten in ihrem Amt zu halten, das Gnadenjahr der Wittwe, und dafs sie gut wohnen, ohne bauen zu dürfen. Nur zwey Wesen, sagt er, kenne ich im Staat, die Nester haben, ohne es zu bauen, nämlich die Staaren und die Priester, jene bauet der Schwarzspecht, diese die Gemeine u. s. w. Den Reichstag zu Gefle und den Königsmord geht er wohlbedächtig ganz mit Stillschweigen vorbey. In einem Anhange sucht er zwey seiner Sätze im 1 Th. dieser Schrift zu vertheidigen, nämlich: dafs Schwedens Stände noch bis auf den heutigen Tag mehr Macht haben, als das Parlament in England, und dafs die Königin Christina Recht gehabt habe, Verdienste durch Verschenkung königl. Güter zu belohnen.

VOLKSSCHRIFTEN.

Budissin, b. Matthiä: *Erziehungskatechismus für Aeltern, vorzüglich für Bürger- und Bauersleute, die ihre Kinder gesund und tugendhaft erziehen wollen*, von J. G. *Paul*. 1793. 184 S. 8. Zweyter Abschnitt. 1795. mit fortgehenden Seitenzahlen bis 378. (16 gr.)

Wäre es bey dem ersten Bändchen geblieben; so würde man es wohl der A. L. Z. vergeben haben, wenn sie dem Vf. die Höflichkeit erzeigt hätte, sein elendes Product ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Aber, da Hr. P. die Dreistigkeit hat, seine Schreiberey fortzusetzen; so ist es doch wohl Zeit, diejenigen Leser, die das Werklein noch nicht kennen, davor zu warnen. Der Inhalt gegenwärtiger Schrift besteht in dreyzehn Abtheilungen. Das erste Bändchen enthält die ersten *vier*: 1) „vom Menschen überhaupt, und dann „insbesondere, was in Ansehung dessen Erziehung, vor, „in und nach der Geburt zu beobachten.“ Was hier gesagt wird, ist aus D. *Jungs* Volkslehrer, D. *Geo. Fr. Hofmanns* Anweisung frohe Mütter gesunder Kinder zu werden; *Themann* über die physische Erziehung; *Tissot* Anleitung für das Landvolk; *Hufeland* von den Kinderkrankheiten; und einigen andern Schriften der Art, welche auch treulich angeführt werden, genommen, aber freylich durch den Vortrag verunstaltet. 2) „Vom Zorn; Hafs und Rachgier.“ 3) „Von der Wol„lust, sowohl überhaupt; als insbesondere, sammt an„dern damit verwandten Lastern, als: Unmäfsigkeit, „Saufen, Spielen, Huren u. s. w.“ 4) „Von der Faul„heit.“ Es fehlt durchaus an deutlichen Begriffen. Die Behandlung eines jeden Gegenstandes fängt sich mit einer Definition an; z. B. S. 81: „Der *Lernende*: „Was ist der Zorn?“ „Der *Lehrer*: Der Zorn ist nichts „anders, als ein heftiges Misfallen über etwas, und „eine Erhitzung der Begierde, ein Uebel abzuwenden, „und so zu sagen, der natürliche Bruder von der Be„trübnifs, die ein schmerzliches Misfallen anzeigt, bey „welcher aber die Begierde, das Uebel abzuwenden, „mangelt, wodurch denn der so merkliche Unterschied „zwischen Zorn und Betrübnifs entsteht.“ S. 121: „Der *Lern.*: Was ist nun erstlich unter Wollust *über„haupt* zu verstehen?“ (In einer Anmerkung erinnert Hr. P. sehr bedächtig, man sollte billig einen Unterschied unter *Wohllust* und *Wollust* im Schreiben beobachten.) „Der *Lehrer*: Alle unmäfsige und übertrie„bene Lust und Vergnügung, wodurch man seine Sinne „zu sehr oder auf eine unrechte Art zu belustigen sucht, „und dadurch sich oder andern schadet oder schaden „könne, als durch unmäfsiges Essen, Trinken, Tanzen „u. s. w.“ S. 157: „Was versteht man denn eigent„lich unter Wollust *insbesondere*?“ „Der Lehrer: Un„ter Wollust versteht man nun besonders eines Theils „das angenehme und natürliche Vergnügen der eheli„chen Beywohnung, anderntheils, die natürliche Nei„gung und starke Begierde danach. Gemeiniglich aber „versteht man unter Wollust eine allzuheftige Begierde „nach der ehelichen Umarmung und einen unmäsigen „Genufs dieses Vergnügens.“ — Zu den bösen Beyspielen, welche zur frühen Unzucht verführen, rechnet es Hr. P., „wenn sowohl Aeltern als andere im „Beyseyn der Kinder von solchen ehelichen Sachen, „die Kinder noch nicht wissen sollen, entweder deut„lich oder verblümt reden.“ Gleichwohl läfst er in der

der 1ten Abtheilung seinen Lernenden und Lehrer von der monatlichen Reinigung und dem ehelichen Beyschlafe und vielen dabey zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln ganz deutlich und ohne alle Blume sprechen. Und doch hat er sein Buch für Kinder bestimmt, und sagt ausdrücklich im Vorberichte: „Schon in der Schu„le sollte die Jugend das letzte Jahr fleissig belehret „werden, *wie sie einst gute Aeltern werden sollten*. Hie„zu könnte nun auch füglich *gegenwärtiges Buch* an„gewendet werden, dass man einige von den grösten „Schulkindern der Reihe nach darinnen lesen liesse, „und ihnen dann *jede Stelle deutlich erklärte*." Da giebt ja unser pädagogischer Volkslehrer selbst das böse Beyspiel, welches, nach seiner Behauptung, Ursache zur Unzucht ist. Manche Stellen kommen wörtlich zweymal vor; z. B. die Frage: Sollen denn Kinder gar nicht geschlagen werden? steht S. 132 u. 147. Das erstemal ist Hr. P. ganz wider die Schläge; das zweytemal lautet die Antwort so: „Bey einer ordentlichen „Kinderzucht niemals. Sollten sich aber ja bey einem „etwas grösseren Kinde, ungefähr von 5—10 und meh„rern Jahren Schläge nöthig machen; so muss es mit „aller der Vorsicht geschehen, wie es in der 9ten Ab„theilung vom Ungehorsam beschrieben." Wie fehlerhaft der Ausdruck sey, ist schon aus den angeführten Stellen sichtbar; man findet aber auch häufig noch gröbere Schnitzer. Der Lernende fragt S. 90: Aber, lernen Kinder dadurch (durch unfreundliche und gewaltthätige Behandlung) nicht auch gehorchen? und bekommen Furcht für der Strafe? Lehrer: Sie lernen *dagegen aber auch hierdurch gleich, fast ehe sie noch* denken lernen, Zorn und Rache üben. Doch das Fehlerhafte dieses Buchs in einzelnen Theilen zeigen, oder die verworrenen Vorstellungen des Vf. in Ordnung bringen zu wollen, wäre eine höchst undankbare Arbeit. Im *zweyten* Abschnitte zeigt Hr. P. wenig Besserung. Er enthält die noch rückständigen *neun* von den versprochenen dreyzehn Abtheilungen, nämlich: 5) vom Geiz; 6) vom Ehrgeiz, Hochmuth und Stolz; 7) vom Neide; 8) von der Falschheit; 9) vom Ungehorsam; 10) von der Erbsünde und den vermeyntlichen Eingebungen und Verführungen des Teufels; 11) kurze Ueberficht der ganzen christlichen Lehre. (Mancher wird sich doch wundern, diese beiden Capitel in einem Katechismus zu finden, in welchem die gewöhnlichen Fehler der Erziehung so gründlich als möglich untersucht werden sollen.) 12) Von dem gewöhnlichen Gebrauch der Religion; 13) Betrachtung über das allgemeine Verderben der Menschen u. s. w. Man findet hier eben dieselben methodischen und grammatischen Fehler, wie im ersten Abschnitte: doch stösst man auch zuweilen auf einen vernünftigen Gedanken; z. B. der Vf. läugnet, dass die Kinder gleich mit strafbarer Sünde geboren werden; läugnet, dass dem Menschen unmittelbar vom Teufel böse Gedanken eingegeben werden; verwirft die Gewohnheit, kleine Kinder Gebetsformeln auswendig lernen und hersagen zu lassen etc. Sind diese des Vf. Eigenthum, so könnte man wohl daraus schliessen, dass er gesunder Begriffe nicht ganz unfähig sey: und dieses vorausgesetzt, rathen wir ihm, die Schriftstellerey hinführo nicht weiter zu treiben, sondern sich, wenn er so viel Musse hat, lieber selbst belehren zu lassen, als Andere belehren zu wollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. Berlin, b. Pauli: *Beschreibung und Abbildung einer durch Wasser getriebenen Siede- oder Häckselmühle, und eines zum Umackern des Getreides erfundenen sechs und vierschaarigen Pfluges;* von einem Mitgliede der ökon. patriot. Societät Schweidnitzischen Fürstenthums in Schlesien. Herausgegeben von D. *J. G. Krüniz*. 1793. 2 B. 8. mit 2 Kupf. — Die hier vorgelegten Zeichnungen sind allerdings ein schätzbarer Beytrag zu den Erfindungen, die zur Aufnahme der Landwirthschaft abzwecken können, und Hr. *K.* verdient für die Bekanntmachung derselben den Dank des ökonomischen Publicums. Nur Schade! dass die eigentliche Beschreibung, besonders der Häckerlingsmaschine so kurz und unvollständig abgefertigt worden, dass schwerlich ein gewöhnlicher Professionist sich daraus zu finden wissen wird. Auch wäre an der Zeichnung der ersten Tafel noch manches zu desideriren, um sie, wie doch leicht hätte geschehen können, recht anschauend deutlich darzustellen. Die Theile sind hier nach zwey verschiedenen Maasstäben gezeichnet, aber es ist nicht angegeben, was nach dem grösern, oder nach dem ungleich kleinern Maasse verglichen werden soll. Auch hätte die Siedelade selbst, mit dem daran befindlichen Druck- und Schiebwerk, als die Hauptsache der ganzen Zusammensetzung, sowohl in einzelnen Theilen als auch nach der ganzen Anordnung von mehr als einer Seite, besonders nach der Ansicht von unten gezeichnet werden müssen. In der vorliegenden Zeichnung ist der *Bleiel* t so wenig, als der *Drücker* s zu finden, wahrscheinlich soll letzterer durch den unrichtig gesetzten untern Buchstaben p angedeutet werden. Es wird also immer ein erfahrner und selbst in der Theorie nicht ungeübter Künstler dazu gehören, nach *dieser* Zeichnung ein Werk zu bauen, das den verlangten Effect leistet. Die Mittheilung dieser, übrigens so nützlichen Erfindung, hat das Publicum dem Hn. RGrafen von *Burghaus* auf *Laasen* bey *Schweidniz* zu danken, der sie schon seit dem Jahre 1774 auf seinen Gütern eingeführt hat.

Die Zeichnung des vier- und sechsschaarigen Pfluges ist deutlicher gerathen. Die Einrichtung desselben unterscheidet sich von dem Arndtischen in der Hauptsache dadurch, dass er auf vier Rädern geht. Das Pfluggestelle selbst, ein Rechteck, liegt auf einer Axe, und in der Diagonale dieses Rechtecks sind die Schaareisen angebracht. Das Vordergestell ist so, wie beym gewöhnlichen Pfluge. Der blosse Anblick überzeugt einen jeden, dass dieser Pflug nur in ebenem und lockerm Boden zu gebrauchen ist. Uebrigens bleibt wohl die zu künstliche Zusammensetzung und der grosse Aufwand an Eisen bey allen Werkzeugen dieser Art ein wichtiges Hinderniss ihrer allgemeinen Brauchbarkeit, besonders für den mittelmässigen und geringen Landmann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. Julius 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ZÜRICH u. LEIPZIG, b. Ziegler: *Sämmtliche Schriften des Neuen Testaments.* Zwote, völlig umgearbeitete Ausgabe. I. Th. 328 u. XVI S. II. Th. 279 S. 1795. gr. 8.

Unter den vorhandenen deutschen Uebersetzungen des *ganzen* N. Ts. ist nach des Rec. Einsicht die gegenwärtige, unstreitig diejenige, welche von dem Innhalt desselben auch bey dem Ungelehrten den richtigsten *Totaleindruck* hervorbringen wird. Und gerade dies ist unfehlbar unter den manchfachen Zwecken und Vorzügen, welche eine Uebersetzung der Bibel in die Muttersprache haben kann, der unentbehrlichste und wichtigste; so gewiss als jede Uebersetzung, wenn sie nicht zunächst die gelehrte Interpretation einer Schrift zu erleichtern bestimmt ist, vorzüglich für Leser, welche das Original entweder gar nicht oder nicht mit Leichtigkeit vergleichen können, ausgearbeitet und ihre ganze Anlage auf sie gleichsam berechnet seyn soll. Mit Recht wünscht deswegen der Vf. (Hr. *Joh. Jac. Stolz*, Prediger in Bremen) dass jeder seiner Beurtheiler zuerst seine Arbeit um des Totaleindrucks willen cursorisch lesen möchte. Denn wahrhaftig; fände jeder auch im einzelnen viele Stellen, von welchen er eine andere Erklärung bey sich als wahrscheinlicher angenommen hat, so hat dennoch der Uebersetzer seiner Hauptpflicht Genüge geleistet, wenn er durch den ganzen Ton und Gang seiner Dollmetschung auch in denen mit der Urschrift und ihren Idiotismen unbekannteren deutschen Lesern ziemlich nahe die nämlichen Eindrücke bewirkt, welche die Urschrift im Ganzen auf den ehemaligen, mit der Originalsprache, vertrauten Leser gemacht haben muss.

Diesen gewünschten dem Original entsprechenden Totaleindruck erreicht diese Uebersetzung durch mehrere richtig beobachtete Verhältnisse, welche eine Dollmetschung gegen ihren Text nicht vernachläfsigen darf. Der Vf. wählt einen eben so einfachen Ausdruck, als seine in einem Volksdialekt geschriebene Urschrift. Er sucht nicht durch verschrobene Wendungen und Wortfügungen, Kürze und Erhabenheit. Er affectirt nicht sein Original zu modernisiren; er strebt aber auch nicht, die Härten desselben geflissentlich im deutschen fühlbar zu machen, und dadurch eine Zwitterart von Uebersetzung, eine unverständliche Nachahmung der Urschrift, welche am Ende als ein hebräisch - griechisch-deutsches Monstrum weder den Gelehrten noch den Ungelehrten nützen könnte, hervorzubringen. Hebräisch-griechische Bilder und Phraseologieen hat er mit deutschen, gleichbedeutenden umzutauschen sich bemüht und, wie es seyn muss, oft dafür wieder sprüchwörtliche oder allegorische, kurz idiomatische deutsche Redensarten glücklich substituirt. Dagegen ist es sehr gut, dass er sich durch den modernen, philosophisch bestimmteren Ton unserer Sprache und Denkart nicht hindern liess, den neutestamentlichen Schriftstellern auch in der Ueberfetzung etwas von einem eigenen religiösen Dialekt, eine gewisse Erbauungssprache, zu lassen, welche, wenn die Uebersetzung die Denkart der Urschriftsteller im ganzen wieder geben soll, nicht *à la Bahrdt* weggewischt werden darf. Er hat dafür nicht zu besorgen, dass ihn je die vier Evangelisten mit ihren vier sinnbildlichen Thieren, nach der Vision des Dichters, so störend, als Jenen, überraschen möchten. (S. *Göthe's* Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes von D. C. Fr. Bahrdt.)

Alle diese dem Uebersetzer des N. Ts. nöthige Regeln, nebst dem Hauptgesetz: dem deutschen, nicht orientalisch gelehrten Leser so sehr, als es ohne Paraphrase möglich ist, verständlich zu werden, hatte der Vf. offenbar vor Augen. Dass sie bisweilen noch genauer befolgt, noch vollständiger durch Anwendung in einzelnen Stellen ausgedrückt seyn könnten, dies bezweifelt er selbst gewiss eben so wenig, als der Rec. Aber wer die unzähligen Schwierigkeiten einer solchen durchs Ganze des N. Ts. durchgeführten Dollmetschung kennt, wird gewiss nicht fodern, dass der Uebersetzer, da er das Ganze bearbeitete, alles, was an solchen einzelnen Stellen noch gefeilt und gebessert werden könnte, eben so leicht beobachtet haben solle, als der Beurtheiler nun davon manches gerade deswegen entdeckt, weil das Meiste bereits in den richtigen Ton, in den ächten Einklang zwischen Uebersetzung und Original, zusammenstimmt. Am häufigsten wird, nach unserm Urtheil, der Vf. solche Stellen zu verbessern haben, in welchen er zur Verdeutlichung *paraphrastischer* geworden ist, als ein Uebersetzer werden darf, wenn er nicht in Gefahr kommen will, der Urschrift dadurch seine eignen Gedanken zu leihen. Dies beschleicht einen Uebersetzer nirgends leichter, als bey den biblischen Schriften. Wenn z. B. der Eingang von *Johannes* Evangelium oder — wie hier sehr gut gesetzt ist — *Nachrichten von Jesu*, übersetzt wird: *Schon* im Anfang der Dinge war das Schöpferwort Gottes und dies Schöpferwort war *mit Gott innig verbunden* — so setzt das hinzugesetzte *Schon* den Leser leicht in die Meynung: dem Urschriftsteller müsse es hier vornehmlich um die *Priorität der Existenz* des Logos vor der Weltbildung zu thun seyn. Allerdings setzt derjenige, welcher vom Logos sagt, dass er im Anfang der Genesis der

der Dinge war, dessen Praeexistenz vor andern Dingen, welche alsdann erst wurden, voraus. Aber ist es ihm auch vorzüglich um Behauptung dieser Praeexistenz hier zu thun, wie dies durch das hinzugekommene *Schon* angedeutet seyn würde, wenn dieses Wörtchen im Text stünde? oder ist dies Praeexistiren nur eine Nebenidee, welche dem Johannes zwar gewiss, aber hier nicht für ihn Hauptsache, nicht der Grund war, weswegen er vom Logos zu sprechen begann? Nach unserer Meynung ist es dem Evangelisten eigentlich, ohne specielle Rücksicht auf die Frage: Wie lange her ist der Logos? bloss darum zu thun, dass er in seinen Lesern die Idee erwecke: Eben diejenige höchst vernünftig gebietende Kraft Gottes — welche im Anfang der Mosaischen Schöpfungsgeschichte dadurch angedeutet wird, dass der uralte Vf. der Gottheit *ein Sprechen* beylegt, welche aber nicht mit den jüdischen Allegoristen (vor und nach Philo) als ein von Gott ausgegangenes und abgetheiltes Subject zu denken ist, sondern insofern immer bey der Gottheit war, weil sie nichts anders als selbst die Gottheit ist — eben diese der Gottheit innerlich wesentliche Kraft, nach welcher Gott höchstvernünftig gebietet, ist in dem Messias, Jesus, jetzt eingekörpert; d. h. die Gottheit nach jener ewigen, logischen, von ihr unzertrennlichen, das Wesen der Gottheit constituirenden Kraft ist so wirksam und gegenwärtig in Jesu, als sie sonst in keinem von den Juden geachteten göttlichen Religionslehrer bis auf ihn gewesen ist. Kurz; die Bestätigung des vollgültigen *Messianischen* Ansehens Jesu ist schon hier, im Anfang des Evangeliums, des Johannes unverrückter Gesichtspunkt, wie er selbst dies am Ende C. 20, 31 ausdrücklich dafür angiebt. Statt dessen aber würde die einzige hinzugekommene Sylbe: *Schon* im Anfang etc. jeden Leser durchaus auf die, freylich lange her gewöhnliche, Deutung leiten, wie wenn Johannes sich zum Hauptzweck gemacht hätte: die Priorität des Logos vor der Welt oder gar dessen *Uranfänglichkeit* und folglich seine höchste Gottheit neben dem Vater zu behaupten. Wäre dies letztere seine eigentliche Absicht, so hätte er (um nur dies einzige noch hier anzudeuten!) nicht schreiben müssen: dieser Logos war bey *Gott* d. h. bey der Gottheit, — sondern nothwendig so: dieser Logos war bey, neben, mit dem *Vater* und *mit dem heil. Geist*. — Ein anderes Beyspiel einer allzu paraphrastischen Stelle ist v. 29. „Seht das Lamm, den göttlichen *Retter, der den Sündern in der Welt Heil verschaffen wird.*" Rec. würde die Deutung des Sinns den Leser überlassen und bloss das, was die Worte gewiss sagen, ausdrücken: seht dies göttliche Lamm; es schafft weg das Sündigen der Welt. Das *Wie* des Wegschaffens hat der Urschriftsteller nicht deutlicher herausheben wollen; folglich soll dies auch sein Uebersetzer an dieser Stelle nicht zu thun versuchen! Es wird sehr der Mühe wehrt seyn, diese ganze Uebersetzung einmal ausdrücklich bloss in der Absicht zu revidiren, um jede Stelle, genau der Urschrift entsprechend zu machen, wo etwas deutlicher oder undeutlicher, ohne die im Text liegenden Nebenideen oder mit andern, als der Text gerade ausdrückt, vermehrt, kurz: wo irgend mehr oder weniger, als der Text sagt, in der Dollmetschung angedeutet ist. Denn der Ton des Ganzen ist so passend, auch ist der Sinn einzelner Stellen bereits so häufig richtig ausgedrückt, dass wir mit ganzer Ueberzeugung dem Vf. das, was er von seiner Uebersetzung zu hören wünscht, bezeugen können: *Sie verdient, vollkommner zu werden!* Sie verdient es sehr! Und sie wird es gewiss in einem vorzüglichen Grade, wenn er sie mit eben der Unbefangenheit des Geistes weiter auszubilden fortfährt, von welcher diese jetzige Arbeit und die männliche, eines vorurtheilfreyen, bescheidenen, aber auch warmen und festen Wahrheitforschers würdige Vorrede zeugen.

Ueber einzelne Stellen würde es jedem Rec. leicht seyn, Ursachen, warum er hie und da mit der Deutung des Vf. nicht übereinstimme, anzugeben. Aber dies gehört nur, wenn einzelne biblische Bücher zur Probe und zum Beleg neuer Auslegungen übersetzt werden, unter die Pflichten des kritischen Beurtheilers. Und auch hiezu wird es Zeit seyn, wenn der Vf. erst den Band von Anmerkungen herausgeben wird, durch welche er seine Dollmetschung selbst beleuchten will. Hier hat der Rec. bloss zu bemerken, dass der Vf. an sehr vielen Stellen mit prüfender Auswahl diejenige Deutungen aufgenommen hat, welche bey den unläugbaren Fortschritten biblischer Exegese, ohne Rücksicht auf ein zum voraus schon angenommenes System christlicher Religionstheorie deswegen vorgezogen zu werden verdienten, weil sie mit der morgenländischen Denkart überhaupt und mit den Localumständen der christlichen ersten Religionslehrer und Religionsschriftsteller, mehr als andere, nach occidentalischer, wohl gar scholastischer, Idiosynkrasie geformte Auslegungen, übereinstimmten. Und warum sollte denn nicht dieses Resultat richtigerer Interpretation auch in Uebersetzungen übergehen, welche allgemeiner gelesen zu werden verdienen, als andere, die bloss für Gelehrte entworfen und verständlich sind? Hängt denn das Wesentliche des Christenthums an Stellen, über deren Auslegung Parteyen möglich sind? Parteyen, welche immer nichts als Parteyen und ins unendliche unvereinbar bleiben, so lange nicht jeder seine Auslegung mit protestantischer Freyheit vortragen darf, und bloss mit den Waffen erweislicher Auslegungskunst, nicht aber mit dem Dolch der Consequenzmacherey, darüber streiten will? Wahr ists und siegende Wahrheit wird es bleiben, was der Vf. in seiner schönen Vorrede sagt: „Der Uebersetzer und Ausleger des N. Ts muss frey seyn von aller Anhänglichkeit, an was immer für Dogmen! Ob zehn Dogmen fallen zu seiner Seite und hundert Hypothesen zu seiner Rechten, dies darf ihn nicht anfechten, wenn er nur richtig (der Sprache, der Zeit, den Personen gemäss) interpretirt. Er muss unbefangen genug seyn, um *neue* und *ältere* Vorgänger zu nutzen. Er darf für keine Meynung eine Vorliebe, gegen keine ein Vorurtheil haben. Abergläubisches Entsetzen vor irgend einer Auslegung ist seiner nicht würdig." Nach diesen Grundsätzen denkt dann ein jeder, welcher sich der Erfodernisse zum Schriftforscher bewusst ist, von seinen Auslegungen, wie der Vf. wenn er erklärt: „Diese Uebersetzung

setzung ist Arbeit eines einzelnen Theologen, der dasselbe Recht hat, das jeder Protestant besitzt, sein N. T. so gut zu übersetzen, als er es versteht. Sie kann, sie will, sie soll, sie darf keines andern Arbeit (anders als durch Ueberzeugung; denkt Rec. hinzu) verdrängen!" Der Vf. traut es dann seinen Zeitgenossen zu: dass er nicht nöthig haben werde, erst demüthig zu bitten: Man möchte auch diesen Versuch für Wahrheit, in der Welt, wo auch für ihn noch Raum sey, dulden, dem Urheber dafür nicht — in Ermangelung besserer Waffen — unfreundlich begegnen u. s. w. Und dies rechtmäsig fodernde Zutrauen, wird doch wohl niemand zur Schande unserer Tage täuschen wollen? Jeder, welcher die Uebersetzung ruhig und aufmerksam liest, muss darinn, vieles deutlicher, fasslicher, und eben deswegen auch weniger geheimnissvoll finden, als er sich es sonst vielleicht dachte, aber auch, je weiter er fortliest, von einer reineren Ehrfurcht gegen Jesu Lehre und Person, von achtungsvoller Bewunderung seines ganzen Werks, von tausend aus Kraft und Thaten fliessenden Aufmunterungen für Gottergebenheit und redliche, tugendhafte Denkart sich durchdrungen fühlen. Ist dies, so bleibe er gewiss, dass dort ein Trieb des göttlichen Geistes der Schriftauslegung ist, wo die Schrift, ohne Unterdrückung aller andern ächten Kräfte des menschlichen Geistes, nützlich wird als Lehre zur Rechtschaffenheit, zur Ausbildung des Göttlichen im Menschen, und zur Veredlung des Menschlichen nach dem Göttlichen!

London, b. Faulder u. Johnson: *The Holy Bible* or the books accounted sacred by Jews and Christians; otherwise called the books of the Old and New Covenants faithfully translated from corrected texts of the Originals with various readings, explanatory notes and critical remarks by the Rev. *Alexander Geddes* L. L. D. Vol. I. 1792. 407 S. gr. 4.

Zu einer Zeit, da verschiedene protestantische Gelehrte in England den Nutzen einer neuen Version der Bibel bezweifeln, hat ein katholischer Geistlicher, dessen Geschicklichkeit zu einem solchen Unternehmen auch in dieser Zeitung anerkannt ist, nach richtigen Grundsätzen eine neue Uebersetzung der heil. Schrift angefangen. Weil wir aber von der Fortsetzung des Werks keine Nachricht erhalten haben, so fürchten wir fast, dass sie in Stecken gerathen ist; welches uns um so mehr schmerzen würde, weil der Uebers. zur Vollendung des Werks schon viel vorgearbeitet zu haben, und den nöthigen guten Willen zu besitzen scheint. Ob die zerrüttete Gesundheit des Uebers. oder der Widerspruch, den das Werk bey Katholiken und Protestanten erfahren hat, oder andere Ursachen den Verzug bewirkt haben, können wir nicht mit Gewissheit sagen. Am liebsten wird es uns seyn, wenn wir uns in der Vermuthung, dass kein anderer Theil ausser dem ersten erschienen ist, irren, die Gesundheit des Uebers. hergestellt ist, und das Verdienst, das er sich um die biblische Gelehrsamkeit erwirbt, von seinen Zeitgenossen gehörig gewürdiget, und belohnt wird. Robert Edward Lord Petre, Baron von Writtle, heisst der edle Mann, der dem Hn. Geddes die Musse und die Hülfsmittel verschafft, die zu seinem Werke erfoderlich sind; sein Name verdient auch ausser seinem Vaterlande mit Ruhm genennt zu werden.

Die Kosmogenie und der Fall des ersten Menschenpaars werden in der Vorrede nach den Begriffen, die Michaelis und Eichhorn sich davon gemacht haben, erläutert. In der Schilderung der mosaischen Gesetzgebung folgt er auch dem ersten der genannten Gelehrten. Die jetzige Form erhielt der Pentateuch nach der Meynung des Vf. unter Salomons Regierung. Wenn dabey schriftliche Urkunden zum Grunde gelegt würden, so gingen diese nicht über Mosis Zeiten hinaus.

Unter dem Text der Uebersetzung stehen die Varianten, und erläuternden Noten. Jene sind bloss in englischer Sprache angezeigt. Sie sind aus hebräischen MSS. und den alten Versionen genommen. Die Lesart, welche der masoretischen vorgezogen wird, ist in der Uebersetzung ausgedrückt. Bisweilen ist auch einer kritischen Conjectur Raum gegeben. Z. E. 1 Mos. 49, 8. wird der letzte Satz: *Vor dir sollen deines Vaters Kinder sich beugen* in die Mitte, und der mittlere: *Deine Hand soll auf den Nacken deiner Feinde sich legen* ans Ende gesetzt. Oft wird man auf die kritischen Noten verwiesen. Diese aber werden erst herauskommen, wenn *Holmes* Variantensammlung über die Septuaginta, und einige in Deutschland und andern Ländern neulich edirte Schriften benutzt werden können. Da sie auch in den exegetischen Noten angeführt werden, so werden sie sich nicht bloss auf die Beurtheilung der Varianten einschränken, sondern als ein philologischer Commentar anzusehen seyn.

Die Erläuterungen sind kurz, und nehmen nur einen kleinen Raum ein. Sie sind mehr für den ungelehrten als gelehrten Leser, und klären hauptsächlich die in der Uebersetzung beybehaltenen Hebraismen auf. 1 Mos. 49, 10 wird *Schilo*, *peaceful prosperity* übersetzt, in Rücksicht auf den friedlichen Besitz des Landes Canaan, oder die ruhige Regierung Salomons. v. 6 עקרן שור *extirpated a chief.* Nach den Varianten soll der hebräische Text lesen: *Digged down a wall.* Hierinn hat der Vf. Unrecht. Wenn er der Conjectur, die Jos. 24, 19 *cease ye not*, d. i. תכלו statt תוכלו lesen will, die Ehre erzeigt, sie für scharfsinnig zu halten, obgleich er sie in den Text nicht aufnimmt; so scheint er durch die Namen der berühmten Engländer, die sie gebilliget haben, getäuscht zu seyn. Denn wie schickt sich zu dieser Lesart die Antwort des Volkes v. 21 *Nein*, u. s.

Dieser Band enthält den Pentateuch und das Buch Josebua. Besondere Einleitungen sind den Büchern nicht vorgesetzt. Der Text ist in Abschnitte oder Paragraphen abgetheilt und der Inhalt eines jeden angezeigt. Die gewöhnliche Eintheilung in Capitel und Verse ist am Rande bemerkt. Das vortreffliche Papier, die eleganten Typen, und die Genauigkeit des Setzers sind musterhaft.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Kleine Schriften gemeinnützigen Inhalts*, von *Joh. Stuve*. Nach dem Willen des Verstorbenen gesammelt und herausgegeben von seinem traurenden Freunde *Joach. Hnr. Campe*. Erster Theil. 1794. XII u. 394 S. Zweyter Theil. 478 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Diese auf Veranlassung des verewigten St. von Hn. Campe veranstaltete Sammlung ist ein würdiges Gegenstück zu der Sammlung der Lieberkühnschen kleinen Schriften (S. die A. L. Z. 1793. N. 196). Lieberkühn und Stuve waren Ein Herz und Eine Seele; sie standen mehrere Jahre lang derselben Schulanstalt gemeinschaftlich vor; hatten Studien, Zwecke und den Eifer für ihren hohen Beruf mit einander gemein. Daher die grosse Aehnlichkeit in ihren Begriffen über Angelegenheiten der Erziehung, mit welchen sich auch der grössere Theil der Stuvischen Aufsätze beschäftigt. Man erneuert hier mit Vergnügen manche alte Bekanntschaft. Im ersten Theile stehen die frühsten pädagogischen Abhandlungen des Vf., die ihm den Ruhm eines denkenden Erziehungsschriftstellers erwarben: Ueber die Erziehung, über die körperliche Erziehung, und über das Schulwesen. Darauf folgen: Vorstellungen an Aeltern, die ihre Kinder in öffentliche Schulen schicken, und: Ueber die Wichtigkeit des Unterrichts in der Lehre vom Menschen auf öffentlichen Schulen. Der zweyte Theil enthält folgende pädagogische Aufsätze, von denen einige, die in den gel. Beyträgen zu den Braunschw. Anzeigen abgedruckt waren, schwerlich in grössern Umlauf gekommen sind; Wider das Lateinschreiben; von Armenschulen; über den Gebrauch der Bilder beym jugendlichen Unterricht; über die Mittel, das Latein durch Sprechen zu lehren und über die Einführung dieser Methode in die öffentlichen Schulen; über ein wesentliches Hinderniss zweckmässiger Einrichtung öffentlicher Stadtschulen; über Rehbergs Prüfung der Erziehungskunst. In den spätern Jahren, als Stuve durch seine Freymüthigkeit und Biederkeit Campens Freundschaft gewonnen hatte, und nach Braunschweig gezogen worden war, wo er lange Zeit gegen seine Neigung ohne bestimmte Amtsgeschäfte lebte, dehnte er seine Forschungen noch auf mehrere Fächer aus, und zeigte sich in allen in diese einschlagenden Schriften als einen scharfsinnigen und selbstdenkenden Mann. Die Sache der geheimen Gesellschaften, die vor einigen Jahren allgemein zur Sprache kam, erzeugte seinen Aufsatz: über den Einfluss geheimer Gesellschaften auf das Wohl der Menschheit; die von Verschiedenen behauptete Nothwendigkeit arzneylicher Kenntnisse für den Landprediger den Aufsatz: über den Vorschlag, die künftigen Landgeistlichen in einigen Haupttheilen der Arzneykunst zu unterrichten; die Beschäftigung mit Kants Schriften zwey Aufsätze über die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten; die Freyheit in Glaubenssachen eine Untersuchung gegen Rehberg; die neuesten Zeitbegebenheiten in und ausser Deutschland fanden in ihm einen sehr theilnehmenden Beobachter und machten ihn auch zum politischen Schriftsteller. Folgende Abhandlungen gehören hieher: Vorschläge zur Beförderung der Soldatenehen; über Dohms Entwurf der Constitution der Stadt Aachen; über die Lütticher Revolution; über die Rechte der Menschheit; Was hat der Staat in Ansehung der Religion, der Sittlichkeit und der Erziehung zu thun? Zwey in seinen letzten Tagen mit sichtbarer Rücksicht auf gewisse Zeit- und örtliche Vorfälle entworfene Aufsätze sind hier zum erstenmale gedruckt; über Despotismus, und: über die Wichtigkeit des freyen ungehinderten öffentlichen Urtheils, besonders über sittliche Gegenstände. Auf seiner letzten Reise nach der Schweiz und Italien, wo er seine verlorne Gesundheit vergebens wieder zu finden hoffte, entstanden: die Schilderung von Appenzell Ausser-Rhoden gegen Meiners, und: zwey Briefe an Schütz über den Laokoon, voll scharfsinniger und neuer Ansichten, welche letztern hier ebenfalls zuerst im Druck erscheinen. Man sieht aus dem angegebnen Innhalt, wie reichhaltig diese Sammlung ist!

Man hoffte, Campe werde zu den übrigen Beweisen thätiger Freundschaft für seinen Stuve auch noch den hinzufügen, dass er ihm durch eine Lebensbeschreibung ein bleibendes Denkmal setzte. Allein er fühlte sich zu gebeugt, zu sehr angegriffen von dem Verlust, als dass es ihm möglich gewesen wäre, mehr als einige leichte Züge zur Charakterschilderung dieses wahrhaft edeln Mannes in der Vorrede zu entwerfen, worinn mit Recht Geradheit, Wahrheitssinn und Gemeingeist als die Cardinaltugenden des Verewigten angegeben werden, die auch in allen seinen Schriften unverkennbar sind. Stuvens vorgesetztes Bildniss kündigt schon den geraden, schlichten Mann an, den man in ihm auf den ersten Blick wahrnahm.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Weimar, in der Hoffmannischen Buchhandl.: *Religion aus der Bibel in Unterredungen aus den Hauptstellen derselben* hergeleitet von *A. F. E. Jacobi*. N. Aufl. 1794. 388 S. 8.

Lingen, b. Jülicher: *A. G. Campers Abhandlung von den Krankheiten die sowohl den Menschen als Thieren eigen sind; ferner von den Krankheiten der Armen; der Reichen; der Künstler; der Gelehrten und der Geistlichen; von den Folgen der Schwelgerey; von den mannichfaltigen Nahrungsarten und dem Einflusse der verschiedenen Himmelsstriche: und endlich von der Vervollkommnung der Arzneykunst.* Mit Zusätzen und Anmerkungen teutsch herausgegeben von *J. F. M. Herbell*. 2te Aufl. 1784. 148 S. 8.

Wien, b. Seizer: *Die Bücher der Wundarzney der Thiere*, von *J. G. Wolstein*. 2te Aufl. 1793. 316 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. Julius 1795.

GESCHICHTE.

Oldenburg, b. Stalling, und Bremen, in Comm. b. Willmanns: *Geschichte des Herzogthums Oldenburg, von Gerhard Anton von Halem. Erster Band.* 1794. XXXII u. 516 S. 8.

So innigst wir sonst für die historische Wahrheit besorgt seyn würden, wenn wir ein Werk über die Geschichte eines deutschen Staats dem Regenten desselben von einem Unterthan geweiht fänden, können wir nicht verschweigen, dass die Weihung dieser Geschichte des Herzogthums Oldenburg an dem jetzt regierenden Herzog eine ganz entgegengesetzte Empfindung in uns hervorbrachte und unsre Hoffnung stärkte, hier unverfälschte Wahrheit zu finden. „Freymüthig, sagt der Vf. mit vollem Recht, freymüthig konnte ich erzählen; denn ich lebe in einem Lande, wo der Historiker ohne kleinmüthige Aengstlichkeit historische Wahrheit als solche geltend machen kann, wo die Regierung, im Vertrauen, der gute Staatsbürger werde sich keiner Indiscretion schuldig machen, gern jedem Kundigen die Archive zum Nutzen der Wissenschaften öffnet, und die Fesseln der Censur verachtend, sich mit Recht versichert hält, dass durch Untersuchung der Ursprünge und Fortgänge der Verfassung, die durch Zeit und Umstände bestimmte Gegenwart nicht geändert, oder durch die Meynung eines Schriftstellers irgend jemanden ein Recht gegeben oder genommen werden könne." Seinen edlen freymüthigen Geist, welchen der Vf. schon in diesem ersten Theil, der bis zur Reformation geht, verräth, wird er in der Fortsetzung dieser Geschichte noch in einem glänzendern Lichte zeigen können, um seinem vortrefflichen Fürsten, seinem Vaterland und sich zu gleicher Zeit ein ehrenvolles Denkmal zu setzen. Er hat auf einer Laufbahn, wo er mit manchen Schwierigkeiten und unangenehmen Gefühlen kämpfen muss, einen Trost, den wenige Geschichtschreiber ihres Vaterlandes haben, dass ihn am Ende derselben ein Ziel erwartet, von welchem seine patriotische Seele freudig und mit dem Gefühl zurückblicken wird, dass seine Landsleute und Zeitgenossen keinen Zeitpunkt der Vorzeit zu beneiden brauchen? Die Geschichte seiner Tage wird gleichsam ein schöner Kranz auf diesem vaterländischen Denkmal seyn. Wenigstens verdient *der* Fürst einen Lorbeerkranz aus der Hand einer jeden Muse, welcher zu einer Zeit, da endlich nach langer Ruhe auch sein Land von der Gefahr des Krieges bedroht wird, nicht nur die bisherigen Abgaben nicht erhöht, sondern wie ein Genius des Friedens seine Unterthanen vor jedem Ungemach zu schützen sucht; und die Muse der Geschichte muss, wenn ihre Schwestern aus Neigung ihre Lorbeern bringen, ihren Kranz ihm aus Gerechtigkeitsliebe darreichen.

Manche scharfsinnige Betrachtungen, welche durch die erzählten Begebenheiten herbeygeführt wurden, eine glückliche Darstellung einiger Charaktere und verschiedener Scenen, eine Sprache, die an manchen Stellen schön ist, ein milder Geist, der sich über Vorurtheile erhebt, ohne durch seine Kühnheit zu beleidigen, und eine sorgfältige Erwähnung der Quellen, sind unverkennbare Vorzüge dieses historischen Werkes. Um einen Beleg für diese Behauptung zu haben, braucht man nur die Geschichte des Grafen Gerhard von Oldenburg zu lesen. Der rastlose Geist des muthigen Gerhard ist glücklich dargestellt, ohne dass die erhabene Ruhe, durch welche er sich bisweilen auszeichnete, unbemerkt gelassen wäre. Mit folgender Schilderung schliesst der Vf. die Darstellung seines Schicksals und seiner Thaten: „Ein simpler Stein, den sein Sohn, Graf Johann, ihm setzen liess, decket die Asche Gerhards des Muthigen, des Mannes, dem an hohem Sinn und Unternehmungsgeiste wenige der Regenten Oldenburgs glichen. Er war von ansehnlicher Länge und ausgezeichneter Stärke des Körpers. Sein Blick, fürchterlich dem Feinde, flösste dem Freunde Vertrauen ein. Man kannte keinen offnern und jovialern Mann als ihn, zumal bey Trinkgelagen: und wahrscheinlich liess er zu Köln, wo sein Sohn Otto Domherr war, das berühmte Denkmal der Kunstfertigkeit damaliger Zeit, das oldenburgische Wunderhorn verfertigen, und den Kernspruch: *Drinc al ut!* an die Spitze setzen. Aeussern Prunk hasste er und wenig glänzend war seine Kleidung. Aber seinen Hals zierte die goldene Ritterkette, und das Schwert, womit er gegürtet war, wich nie von seiner Seite. Traurig, dass er so oft es zucken musste! Traurig für ihn und das Land, welches er beglücken sollte, dass seine Tage nicht in ein Zeitalter fielen, da Deutschlands Verfassung schon befestigt, und das Gesetz herrschend war. Seine rastlose Thätigkeit, die ihn jetzt in endlose innere und äussere Fehden verwickelte, würde sich dann in erspriesslichen Anstalten für des Landes Wohl geäussert haben."

Diese Schilderung, welche zugleich eine Probe vom Styl in dieser Schrift seyn kann, erinnert uns an einige Bemerkungen, welche wir über die historische Kunst des Vf. machen müssen. Dass wir auf dieselbe Rucksicht nehmen, wird ihm ein vorzüglicher Beweis unsrer Achtung seyn. Die meisten historischen Schriften der Deutschen sind der Art, dass es sich nicht der Mühe verlohnt, sie in dieser Hinsicht zu beurtheilen, und in Pa-

Parallele mit ihnen, wird ſelbſt Tadel, welcher die Kraft eines Geſchichtſchreibers trifft, zum Lobe für ihn werden.

Bey jener Schilderung des Grafen Gerhard fällt einem natürlich die Frage ein: warum wurde ſie nicht in die Erzählung ſeiner Schickſale verwebt, da faſt auf jeder Seite Gelegenheit dazu war? wie viel mehr würde uns die Darſtellung intereſſirt haben, wenn wir dieſe individuellen Züge früher gewuſst hätten. Bey dieſen, wie ſie in der erſten Hälfte jener Schilderung vorkommen, welche mehr hiſtoriſche Notiz, als durch die Abſtraction hervorgebracht ſind; fällt ſogar der Grund weg, welchen man etwa für die Aufſtellung eines Charaktergemäldes am Ende einer biographiſchen Darſtellung anführen könnte, daſs es nämlich gefährlich ſey, über einen Menſchen zu urtheilen, ehe man alle ſeine Handlungen; ſein ganzes Schickſal hat kennen lernen. Allein auch die zweyte Hälfte jener Schilderung würde leicht einen ſchicklichern Platz gefunden haben. Anmaſsend würde es ſeyn, wenn der Geſchichtſchreiber im Eingang ſeiner Erzählung ſchon eine vollſtändige Charakteriſtik ſeines Helden entwerfen wollte. Wenn dieſer aber eine Zeitlang gehandelt hat, und in der Seele des Leſers nun ſchon ein Bild von ihm entſtanden iſt, dann trete der Hiſtoriker immerhin herbey und gebe uns das Reſultat, welches er dem bisher erzählten in Vergleichung mit demjenigen, was er noch darſtellen will, abgewonnen hat. Auf die Weiſe benimmt er dem Leſer nicht die Freyheit des eigenen Urtheils, und hat ihn zugleich für das folgende unterrichtet. Was die Sprache in der angeführten Stelle betrifft, ſo nimmt man an ihr jenen Mangel an hiſtoriſcher Haltung nicht wahr, welchen man im allgemeinen dem Styl des Vf. vorwerfen kann. Bisweilen iſt er nicht friſch und lebhaft genug für die hiſtoriſche Darſtellung, und bisweilen hat er Wendungen und Ausdrücke, welche ſich nur der Dichter erlauben darf. Sie machen hier einen deſto unangenehmern Eindruck, je unerwarteter ſie kommen. Wer wird z. B. in einer Nachricht von den Urkunden, welche bey der Oldenburgiſchen Geſchichte benutzt worden ſind, eine Stelle, wie dieſe erwarten: „Iſt's doch, wenn man auf alte Pergamente mit hangenden Siegeln ſtoſst, als ob im Dunkel der Nacht die Geiſter der Väter ſich herabſenkten, und dem auf wegloſer Heide Irrenden einen Pfad zeigten. Am häufigſten freylich führt der Pfad durch öde Kloſtergänge." Der Ausdruck könnte oft weniger raſch und beweglich, dennoch poetiſcher ſeyn, und bey einem geringern Grade von Lebhaftigkeit mehr Leben beſitzen. Jene erhabene Ruhe, welche aus dem Gleichgewicht aller Seelenkräfte entſteht, in welcher der Geiſt durch die Gewalt ſeines Athems jedes Auflodern und jedes Erlöſchen ſeines Feuers verhindert, iſt einzig der Würde des Geſchichtſchreibers angemeſſen, und wenn ſie fehlt, ſo kann das Intereſſe, welches nur ſie für einen Stoff zu erwecken vermag, durch keine Fülle an einzelnen ſcharfſinnigen Bemerkungen und glücklichen Zügen entſtehen.

Der Mangel an jener lebendigen Ruhe des Geiſtes verräth der Geſchichtſchreiber nie deutlicher, und zeigt ihn nie verderblicher, als bey der Auswahl der Begebenheiten und der ganzen Compoſition ſeines Werkes. Es fehlt ihm an einem beſtimmten Zwecke, nach welchem beides geſchehen ſoll, er weiſs nicht, warum er gerade dieſe Materialien für ſeine Darſtellung beſtimmt, und noch weniger kann er ihnen ein Gepräge geben, an welchem man ſähe, ſie ſind Theile dieſes Werkes, weil ihm keine Idee eines Ganzen gegenwärtig war. Man entſchuldige ſich nicht mit der Natur ſeines Stoffs; denn, ſobald man Herr über ſeinen Stoff geworden iſt, ſo eignet ſich derſelbe auf irgend eine Weiſe zu einem Ganzen. Iſt jenes aber nicht, ſo werfe man den Griffel der Geſchichte weg; denn man läuft jeden Augenblick Gefahr, die hiſtoriſche Wahrheit zu verletzen; nur wann der Stoff mir unterthan iſt, kann ich ihm geben, was ihm gebührt. Im Gegentheil aber entſteht ein ängſtliches Haſchen nach demjenigen, was für den Augenblick intereſſant iſt; und indem der Leſer einen ungewiſſen Kampf zwiſchen der Form und der Materie ſieht; entſteht während dem Leſen eines ſolchen Geſchichtſchreibers jenes unruhige Gefühl in ihm, als wenn er Erſcheinungen ſieht, die er nicht zu würdigen weiſs. Wir können nicht verbergen, daſs dieſes auch einigermaſsen der Fall bey dem gegenwärtigen Werk iſt, wenn wir gleich eingeſtehn müſſen, daſs es ſich bey einer deutſchen Specialgeſchichte eher, als bey jeder andern hiſtoriſchen Arbeit, entſchuldigen läſst. Wenn man nach Jahrhunderten eine Geſchichte der deutſchen Nation wird aufgeſtellt haben, ſo wird man ſich über die vielen Verirrungen der Geſchichte, ehe ſie zum Ziele kam, nicht genug wundern können. Daſs man ſchon eine allgemeine deutſche Geſchichte ſchrieb, bevor die Schickſale der einzelnen Staaten unſers Vaterlandes hinlänglich erforſcht waren, den Grund von dieſem unzweckmäſsigen Verfahren wird man leicht in dem Bedürfniſs einer ſolchen Geſchichte finden; aber ſonderbarer wird es ſcheinen, daſs die Verfaſſer unſerer Specialgeſchichten aus einer ſolchen Reichsgeſchichte gewöhnlich Sätze und Hypotheſen hernehmen, nach welchen ſie ihren Stoff bearbeiteten, zumal wenn man bedenkt, daſs die gangbarſten Behauptungen der Reichsgeſchichte urſprünglich auf Hypotheſen beruhen; bey welchen man es leider vergeſſen hat, daſs ſie nur Hypotheſen ſind. So wird ſich die Bearbeitung unſrer vaterländiſchen Geſchichte in einem ewigen Kreis umherdrehn, wenn man die Reichshiſtorie auf die Geſchichte der einzelnen Staaten, und dieſe wieder auf jene ſich gründen läſst. Deshalb bearbeite man jede Specialhiſtorie ſo unabhängig wie irgend möglich von allem dem, was wir in unſrer Reichsgeſchichte lernen. Freylich hat dies groſse Schwierigkeiten, weil das Schickſal der einzelnen Territorien ſo genau verbunden iſt mit den Begebenheiten, welche das ganze Reich betreffen; aber gerade bey einer Geſchichte jener Gegend von Deutſchland, wo im gegenwärtigen Buche die Scene iſt, fallen dieſe Schwierigkeiten faſt gänzlich weg. Die Deutſchen an der Nordſee haben nie eine groſse Rolle im Reiche geſpielt, ſie verlieſsen nie den väterlichen Heerd; ſelten von einem auswärtigen Feinde, von nordiſchen Seeräubern heimgeſucht,

gesucht, waren sie entfernt von dem Schauplatz einheimischer Kriege, und weil sie dem Reich wenige Dienste leisteten, erhielten sie auch geringen Schutz von demselben. Unabhängig von einem Staat, zu welchem sie dennoch gehörten, konnten die Menschen dieser Gegend ihren Geist eigenthümlich ausbilden, und kein Gewaltiger störte sie in der ruhigen Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeiten. Unabhängiger also von allen Sätzen der Reichsgeschichte, als jede andre Specialhistorie, liesse sich die Geschichte des Herzogthums Oldenburg zu einem schönen historischen Ganzen, mit genauer Berechnung der Theile zum Zwecke bilden. In dieser doppelten Rücksicht scheint uns der Vf. dieses Werks nicht sorgfältig genug gewesen zu seyn. Er baut zu viel auf Meynungen, welche in der Reichsgeschichte im Gange sind; und will gern die Schilderung seines Landes an dieselben knüpfen: er erzählt manches, was nicht dient zur Darstellung des Geistes und der allmählich sich bildenden Verfassung im Oldenburgischen; dasjenige aber, was er darüber beybringt, hat er aus jenem Grunde zu sehr zerstückelt, als dass man zur Anschauung desselben kommen könnte. Wozu in dem ersten Abschnitt, der bis zur Annahme der christlichen Religion geht, die Wiederholung dessen, was man gewöhnlich über die älteste germanische Verfassung sagt? Ein Leser, der nicht ganz unerfahren ist in der Geschichte, weiss es längst, und der ganz unkundige wird durch das hier gesagte zu keinen befriedigenden Kenntniss davon kommen. Warum in dem zweyten Abschnitt, welcher mit Festsetzung der Reichsunmittelbarkeit der Oldenburgischen Grafen endigt, so manches, was Menschen betrifft, die nur in einiger Beziehung mit Oldenburg standen, ohne dass gerade dieses Verhältniss durch die beygebrachten Züge klar würde, z. B. von Mathilde, der Gemahlin König Heinrichs I, dem Erzbischof Adelbert von Bremen u. s. w. Sonst ist sowohl in diesem als in dem dritten Abschnitt, welcher bis zur Erhebung des oldenburgischen Stamms auf den dänischen Thron geht, die Entwicklung der Landesverfassung mit glücklichem Scharfsinn geschehn. Aber schon im Anfang dieser dritten Abtheilung ist eine Nachricht von der Entstehung der verschiedenen Stände in Deutschland, in welcher die gewöhnlichen Ideen unsrer Reichsgeschichten darüber, welche noch lange nicht genug bewährt sind, wieder aufgeführt werden. Wie viel mehr Dank würde der Vf. verdient haben, wenn er die wenigen Spuren, die er über den Zustand der Volksclassen im Oldenburgischen vielleicht fand, ohne Hinsicht auf jene Ideen gegeben hätte! Auch trifft man weiterhin auf manche Seite, die füglich wegbleiben konnte. So wird die Bremisch-Lübeckische Stiftung des deutschen Ordens erzählt, ohne dass sie Einfluss auf Oldenburg gehabt hätte, bloss aus dem Grunde, weil ein oldenburgischer Graf *wahrscheinlich* Antheil daran hatte, und diese Wahrscheinlichkeit beruht wieder nur darauf, dass der Graf ein Mitgenosse des Zuges war, auf welchem die Bremer und Lübecker die Stiftung vornahmen. Selbst wenn der Vf. einzig für seine Landsleute geschrieben hätte, würde er doch nicht wohl gethan haben, durch solche Nachrichten ihren Blick von dem Vaterlande abzuziehen. So sind auch manche Erzählungen von Unruhen im Bremen, unbedeutenden Fehden u. s. w. nicht ganz zweckmässig. Zu einem ähnlichen Tadel wird man auch im vierten Abschnitt, welcher sich mit Besitznehmung von Stad- und Butjadingerland (im J. 1523, also mit dem Anfang der Reformation, endigt, bisweilen Gelegenheit finden; aber weit häufiger auch in diesem, wie in den vorhergehenden, zu dem aufrichtigsten Lobe. Sehr ungern tadeln wir einen Schriftsteller, der Achtung verdient, weil es leider Sitte des deutschen Publicums ist, dass es, nicht aus Leichtfertigkeit, bey dem geringsten Tadel, welcher ein gutes Buch trifft, sogleich alle Vorzüge desselben aus der Acht lässt. Es ist ein Zeichen einer sehr schwachen oder ungearteten Seele, wenn man Tadel und Lob, welche auf denselben Gegenstand gehn, nicht ungemischt in sich erhalten kann, dass also jene Neigung unsers Publicums ihm gewiss nicht zur Ehre gereicht. Jeder Rec. aber wird daher ungern aus Achtung einen Schriftsteller tadeln.

Durch die Beylage, welche manche wichtige ungedruckte Urkunden enthält, bekommt dieses Werk noch einen neuen Werth, und jeder Geschichtforscher wird sich mit uns über die Nachricht freuen, dass schon der zweyte Theil eines Buchs erschienen ist, welches unter unsern Specialgeschichten einen vorzüglichen Rang verdient, und gewiss mit der Fortsetzung seinen Werth steigert. Durch funfzehn hundert Urkunden konnte der Vf. die oldenburgische Geschichte bis zur Zeit der Reformation erläutern; wie ungleich reicher wird seine Ausbeute von archivalischen Nachrichten noch für die folgenden Jahrhunderte werden; einen interessanten Anblick gewährt die Entwicklung des oldenburgischen Geistes in der frühern Zeit, da friesische und sächsische Eigenthümlichkeit gleichsam in ihm zusammenfloss; wie viel mannichfaltiger wird das Spiel seiner Ausbildung unter der Regierung der letzten Grafen, während der so ganz anders gearteten dänischen Verwaltung, und durch den milden Einfluss der Herrschaft des jetzt regierenden Hauses erscheinen: in frühern Zeiten ist die oldenburgische Verfassung durch Eigenthümlichkeiten, welche die Geschichte noch selten dargestellt hat, anziehend für den Forscher; aber wie ungleich lieber wird der Geschichtschreiber die gegenwärtige Staatsverwaltung darstellen, welche sich nur in so fern durch Eigenthümlichkeit auszeichnet, als sie sicher zu den vortreflichsten gehört!

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Vf.: *Gedichte von Ernst Ferdinand Kühne.* 1794. 216 S. 8.

Es ist doch recht eine hässliche und gefährliche Sache um — die *Freunde und Kenner der Dichtkunst.* Die haben sie laut der Vorrede Hn. K. *aufgemuntert*, seine Gedichte der Presse zu übergeben, woran er anfangs

 gar

gar nicht dachte. Zur Beschämung dieser Herren setzen wir nur ein paar Beweise, wie schlecht sie und wie richtig Hr. K. geurtheilt habe. S. 48:

> *Ein* Mädchen, heysa! *habe ich!*
> Das sieht mich *sündlich* gern,
> Und ist betrübt und kümmert sich,
> So oft ich mich *entfern*.

S. 58:

> Zu Menschenfreunden
> Macht froher Scherz,
> Zu Menschenfeinden
> Des *Kummers Schmerz*.
>
> Und wie ins Leben
> Uns Freude ruft,
> So stürzt uns *eben*
> Der Gram zur Gruft.

S. 106:

> Hier darf kein Gatte mehr sich kümmern, härmen,
> Dem seiner Ehe Freude schwand,
> Weil seinen Gatten er in fremden *Armen*
> [illegible] Untreu fand.

Wir bitten Hn. K., künftig seinem eigenen Kopfe zu folgen, und sich ja nicht zur Herausgabe eines zweyten Bändchens verführen zu lassen.

[illegible], b. [illegible]: *Vermischte jugendliche Gedichte, von dem Verfasser des Greises an den Jüngling.* Erster Theil. 1794. 170 S. 8.

Wir kennen den *Greis* nicht und wünschen ihn auch nicht zu kennen, denn der Vf. dieser jugendlichen Gedichte kann keine guten geliefert haben und wird auch schwerlich jemals gute liefern. Was muss man sich von dem Geschmacke des Autors für einen Begriff machen, der Popens bekannte Grabschrift:

> *Nature and Nature's Laws lay hid in Night*
> *God said; Let Newton be! and all was Light.*

so übersetzt? S. 46:

> Philosophie, die Himmelstochter, lag
> In dichte Nacht hienieden eingehüllt,
> Da sprach Jehovah: Leibnitz, mache Tag —
> Und plötzlich war die Welt mit Licht erfüllt.

Die Originalgedichte sind, wie man sie von solch einem Uebersetzer erwarten kann, ja noch schlechter; z. B. S. 153:

> Und wenn dann nach fernen Zeiten
> für der Zukunft Ewigkeiten
> sich mein freyer Geist veredelt;
> wenn er reiner und *entschädelt*
> Nicht mehr an *die* Erde klebet,

Ein Mädchen schreibt ihrem Geliebten, der wider die Franzosen streitet, S. 104:

> Lieber will ich deinen Tod *beweinen*
> Als dich wie *ein Feiger* vor mir sehn.

Dem guten Mädchen geht es wie vielen ihrer Landsmänninnen. Sie versteht die ersten Grundsätze ihrer Muttersprache nicht.

BERLIN, b. Franke: *Kleine Gedichte*, von verschiedenen Verfassern. 1795. 224 S. 12. (14 gr.)

Im Vorberichte wird gesagt, dass diese kleinen Gedichte schon zum Theil im neuen Berliner Musenalmanach für das J. 1793 erschienen sind, und nun zur Schadloshaltung des Vfs. mit einigen neuen vermehrt, wieder erscheinen. Vermuthlich also hat man die erste Auflage so gut genutzt, als man konnte, und die neuen Gedichte nur dazu gedruckt. Einige und gewiss die meisten der letztern sind gewiss von Hn. *Göneke*, dem es vielleicht nicht an Talent, wohl aber an kritischen Freunden fehlt. Ein Lied, worinn er seine Empfindungen bey *Carolinens* Gesange schildert, schliesst so, S. 202:

> In himmlisches Entzücken hingesunken,
> Streckt' ich die Hände *weit*
> *Von mir* — und es durchwärmte mich ein Funken
> Der frömmsten Dankbarkeit.
>
> Ich rief: O Herr! wie hast du doch *bey weiten*
> Dein Ebenbild erhöht,
> Um dir dadurch ein Loblied zu bereiten!
> Dank deiner Majestät.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHULSCHRIFTEN. Altona, b. Schmidt: *Jac. Struve Interpretationum in Sophoclem propositarum particula prima.* 1795. XVI S. 4. — Vor mehrern Jahren sind die Scholien des Hn. Director Struve über Sophokles Philoktet von uns angezeigt worden. Er hat jetzt jenen Plan, schwerere Stellen des Sophokles zu erklären, wieder aufgenommen und mit einer Anzahl von Stellen aus dem König Oedipus den Anfang gemacht. Es ist vorzüglich für die Jugend, der diese Blätter zunächst gewidmet sind, sehr nützlich, dass der Vf. bey den einzelnen Stellen die Stolbergische Uebersetzung und die Brunckische Ausgabe verglichen und einer Prüfung unterworfen hat. Schade, dass der Vf. nicht noch andre Hülfsmittel, als die Mansoische Uebersetzung und einige Aufsätze über den König Oedipus im Bremischen Schulmagazin benutzte. Die Struvischen Bemerkungen verdienten durch einen Auszug in diesem Magazin erhalten zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. Julius 1795.

GESCHICHTE.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Historische Entwicklung der deutschen Steuerverfassungen* seit der Karolinger bis auf unsere Zeiten, von *Karl Heinrich Lang.* 1793. 268 S. und Register. 8.

Wer auch nur die Vorrede zu dieser Schrift liest, wird in dem Vf. derselben schon einen sehr denkenden Kopf erkennen. Sehr bestimmt giebt er hier die Idee an, welche seine Ansicht der deutschen Steuerverfassungen bestimmt hat, und wohl die einzige ist, welche einer Geschichte derselben Einheit geben kann. „Ich habe, sagt er, die genaue Verwandtschaft der Kriegsverfassung mit dem Steuerwesen zum Grund meines Gebäudes gelegt. Ist dieser nicht zu seicht und ist die übrige Eintheilung nicht ausser Verhältnifs; so könnten andere kleinere Fehler, die wohl noch vorhanden seyn möchten, mit leichter Mühe ganz vertilgt, und alle Bemerkungen der Kenner zur innern Verschönerung gelehrig benützt werden.“ Eine genauere Bekanntschaft mit der Schrift wird das gute Vorurtheil, was man für den Vf. gefasst hat, bestätigen, und zugleich zeigen, dass ein emsiger Fleiss bey ihm mit Selbstdenken verbunden ist. Nicht nur die Wichtigkeit des Gegenstandes, nicht nur die treffliche Anlage und der lichte Plan des Einzelnen, sondern auch eine Sprache, welche Bestimmtheit hat, und dem Stoffe so viel Schmuck verleiht, als seine Beschaffenheit nur irgend leidet, und eine gewisse biedere Kraft des Charakters durch die originelle Darstellung durchschimmern lässt, wird den Leser anziehn. „Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, versichert er, von den Regierungen nicht anders als mit Anstand zu sprechen. Denn warum sollte Liebe für seine Mitbürger und Ehrfurcht für die Obern unvereinbar seyn? Mückenseigern wird freylich die Arbeit niemals ausgehen.“ Sinnreich und überraschend ist der Anfang der Einleitung: „Hat es Thucydides der Mühe werth gefunden, die Geschichte einer Pest zu schreiben, die mit vorübergehender Wuth einige tausend Athenienser hinweggerafft, über deren Gräber eine nur noch schönere Nachwelt erstanden; warum sollte nicht eben so gut dasjenige eine theilnehmende Betrachtung verdienen, was oft mit den heftigsten Zuckungen in den Eingeweiden der Staaten wühlt, und die Kräfte der künftigen Geschlechter auf Jahrhunderte verzehrt?“ Gleich gut wird gesagt, als von der Nothwendigkeit der Steuern die Rede ist, „den Göttern gebühren Opfer! ob dies aber Kränze aus Blumen, Erstlinge der Früchte, oder das fliessende Blut erbarmungswürdiger Sklaven seyn solle, das ist die Frage, die hier einigen Unterschied macht.“

Unter Steuern ist hier nicht bloss die mit diesem Namen insonderheit bezeichnete Art von oberherrlichen Abgaben verstanden, sondern das ganze Finanzsystem, der Inbegriff aller Abgaben und Dienstbarkeiten, zu welchen der Staatsbürger gegen seinen Regenten und der Unterthan gegen seinen Grundherrn verbunden war, ist hier der Gegenstand einer historischen Untersuchung, bey welcher nicht bloss die gedruckten Quellen, sondern auch ungedruckte Urkunden aus dem Oetting-Wallersteinischen Archiv benützt worden sind. Der angegebenen Grundidee zufolge zerfällt die Geschichte der Steuern in fünf Perioden, da Heerbannsmiliz, Lehenmiliz, Söldnersmiliz, besoldete Reichsmiliz und Reichsexecutionsmiliz oder beständiger Kreissoldat das herrschende militärische System in Deutschland waren.

Die Darstellung der ersten Periode beginnt mit einigen vortrefflichen Ideen aus Mösers Osnabrückischer Geschichte, indem gezeigt wird, wie die [illegible] nigung und der Markungsfriede die Grundlage der ältesten deutschen Verfassung waren [illegible] durch den Gottesfrieden geschützt wurden, so wie deswegen ein grosser Theil unsrer jetzigen Regalien damals den Göttern und mittelbarer Weise den Priestern gehörte. Die Vereinigung mehrerer solcher Markungsfrieden zu einer ganzen Armee unter einem gemeinschaftlichen Anführer oder der Heerbann verwandelte in spätern Zeiten und vorzüglich, als er durch Carl den Grossen einen neuen Schwung erhielt, den Gottesfrieden in einen Königsfrieden. Bey diesem System war es nun schon drückend genug, dass jeder freye und adeliche Hofbesitzer, ein halbes Jahr dienen und das erste Viertel-jahr ganz auf eigene Kosten leben musste; allein den Satz, dass mit Nebenauflagen das Volk verschont blieb, darf man doch nur mit vielen Einschrankungen annehmen. Es lässt sich schon vermuthen, dass die vielen Züge Carls des Grossen, seine glänzenden Gesandtschaften, die Canäle, welche er graben, die Schiffe, welche er ausrüsten liess, die Ausgaben für so viele Hofhaltungen u. s. w., dass alles dies sich nicht durch die Einkünfte der Domänengüter bestreiten liess; aber es giebt auch genug [illegible] Spuren, welche der Vf. mit vielem Fleiss verfolgt hat, dass die Lage der Unterthanen wegen der vielen Steuern eine der allerdrückendsten war. Alle Lasten aber, welche den freyen Landeigenthümer [illegible] waren nichts gegen die Bürde, unter welcher die [illegible] Classe des Volks erlag, die in Ermangelung der bürgerlichen Freyheit und [illegible] der Ehre der persönlichen Kriegsdienste reichen

chen Ersatz dafür leisten musste, dass sie nicht zu diesen verpflichtet war. Ausser den bestimmten Frohnen von drey Tagen in der Woche war sie zu Naturalabgaben nach dem unterschiedenen Verhältniss ihrer Güter verbunden. Nicht genug, dass die Unterthanen des Adels und der Klöster von ihren Herrn schon gedrückt wurden, mussten sie auch noch dem König dienen und steuern. Eine Urkunde von 815, aus dem Urkundenbuch des Klosters Lorsch, die auch deshalb merkwürdig ist, weil man aus ihr sieht, dass es schon damals auch unter den Bauern gewiss freye Leute gab, beweist dies hinlänglich. Die gewöhnlichsten Steuern, welche der Bauer des Adels und der Klöster dem Staat zu entrichten hatte, waren der Königspfennig, das jährliche Liebnus oder Charitativ, welches späterhin der Grafenschatz hiess, die Angarien und Paravereden, unter welchen letztern der Vf. die Verpflichtung der Bauern versteht, auf eine unbestimmte Zeit ihre Pferde zum öffentlichen Dienst herzugeben. Die wichtigste allgemeine Landescontribution dieser Periode war der Zehnden, über dessen Einführung und verschiedene Arten, so wie über Karls des Grosen Politik bey Begünstigung desselben der Vf. vorzüglich lehrreich ist. Die Geschichte der zweyten Periode, in welcher die Lehenmiliz das herrschende Militärsystem war, beginnt er mit einer kurzen und bestimmten Darstellung der bekannten Ursachen vom Verfall des Heerbanns und Gedeihen der Lehensfolge. Die Epoche der herrschenden Lehenmiliz setzt er in das J. 936, denn Heinrich I soll schon den Anfang gemacht haben, die Lehenleute zu einem allgemeinen Reichskrieg zu gebrauchen, und von Otto I an soll dies schon ganz gewöhnlich geschehn seyn. Allein diese Behauptung möchte doch wohl einigem Zweifel unterworfen seyn, da wenigstens die gleichzeitigen Schriftsteller noch immer genau die Miliz unterscheiden, welche in Privatfehden und in Nationalkriegen gebraucht wurde. In der grosen Schlacht, wo Otto die Ungarn besiegte, war gewiss noch Heerbannsmiliz; und wenn er sich die Lehenleute auch zu andern Zügen, wie z. B. den letzten italiänischen, bediente, die man kaum Reichskriege nennen kann: so bestand der Heerbann doch noch immer, und konnte auf eine gesetzmäsige Weise aufgeboten werden. Hierüber wollen wir aber nicht weiter mit dem Vf. rechten, denn es ist unmöglich, in der Geschichte solcher Einrichtungen Epochen anzugeben, die schneidend wahr wären; sondern eine Jahrszahl ist da gleichsam nur ein Zeichen, dass um diese Zeit eine wichtige Veränderung vorgegangen sey. Uebrigens ward in dieser zweyten Periode jeder, der sich nicht in die Lehensverbindung begab und also auch keine Kriegsdienste leistete, mit einer ordentlichen Steuer belegt, denn sonst würde ein solcher bürdenfreyer Mann einen Staat im Staate gebildet haben. Der Vf. theilt die Steuern zur Zeit der Lehenmiliz in Staatsauflagen und in Grundabgaben ein. Unter jenen versteht er diejenigen, welche dem König als erstem Gliede der Lehenskette entrichtet wurden, und diese betrachtet er vorzüglich in Hinsicht auf die Leibeigenschaft, deren weite und schnelle Verbreitung eine der schrecklichsten Folgen des Lehenwesens war.

So treffliche Blicke man auch in diesem Abschnitte findet, ist sein Scharfsinn doch am glücklichsten in der Untersuchung über die Bede gewesen. Sie war in Deutschland nichts anders, als was das *scutagium* in andern Lehenreichen, und der Lehenherr durfte auch sie nur in gewissen Fällen fodern. So werden in dem Freyheitsbrief der Stadt Sarbrük zum Bezug einer Bede dieselben Ursachen, wie in der *Magna Charta* angegeben, nämlich die Erlösung aus der Gefangenschaft, das Ritterwerden der Söhne und das Vermählen der Töchter. Aus der Geschichte der Beden ergeben sich übrigens folgende Sätze: nur dem Lehenherrn gebührt eine Bede; die Bede ist sehr früh eine ordentliche jährliche Steuer geworden; und diese Bede ist in einem festgesetzten Anschlag, ohne Erhöhung oder Verminderung, einmal wie das andere bezogen worden; die ordentliche Bede haftete nicht auf den Köpfen, noch dem Vermögen, sondern auf den Häusern und liegenden Gründen. Die Söldnersmiliz oder seine dritte Periode rechnet der Vf. vom Anfang des zwölften Jahrhunderts bis zum J. 1422, wo zum erstenmal sogar ein bezahlter Reichssoldat auftritt. Die neue Sitte, besoldete Haustruppen anzuwerben, brachte in der bisher vornehmlich auf den Beden beruhenden Steuerverfassung eine wesentliche Veränderung hervor. Worinn dieselbe bestand, wird hier untersucht, nachdem vorher noch einige Modificationen des Steuersystems, welches vom Lehenwesen abhing, die aber in dieser Periode erst historische Existenz erhielten, näher betrachtet worden sind, nämlich Fräuleinsteuer, Handlohn und Weisat. Der Aufwand wegen der neuen Söldnersmiliz konnte nun, wenn gleich mancher seine Domänengüter deshalb angriff, wie König Philipp von Schwaben, doch nicht anders, als durch eine neue Steuer bestritten werden, und so entstand die Schatzsteuer, welche von der Bede völlig verschieden ist. Die verschiedene Abgaben, welche aus ihr sich bildeten, untersucht der Vf. mit Genauigkeit, aber gerade deshalb ist es hier unmöglich, ihm zu folgen; denn man müsste ihn wörtlich abschreiben, um seinen Inhalt darzustellen. Die sicherste Spur einer ganzen Reichsarmee, sagt er im vierten Abschnitt über den besoldeten Reichssoldat, die aus lauter geworbenen Völkern bestand, zeigt sich in dem Hussitenkrieg, von welchem Zeitpunkt an die Beyträge der Stände entweder allein in Geld bestimmt, oder ihnen doch die Wahl gelassen ist, ihre Contingente, die gleichfalls nur geworbene Söldner waren, in Mannschaft oder Geldhülfe zu stellen. Man warb übrigens nur zur Zeit der Noth, und so konnte manches Jahr hingehen, wo gar keine Reichsmiliz auf den Beinen war, bis die Executionsordnung von 1555 eine Epoche machte, und eine Art stehenden Reichsmilitärs veranlasste. Durch dieses sowohl, als durch die Söldnersmiliz wurde mit der Grund zur deutschen Nationalfreyheit gelegt, in wiefern wir dieselbe besitzen. Die Lehenmiliz war die weite Pforte, durch welche alles zur Leibeigenschaft und Hörigkeit einging, und wehe dem Leibeigenen, welcher versuchte, seinen Banden zu entfliehn; denn seine Kette schlang sich von seiner Hütte um ganz Europa. Der Hühnervogt packte den Flüchtling, wenn

er

er in der Nähe blieb, und in der Ferne war der arme Wildfang die Beute des ersten Ergreifers. Als Soldat eines gefürchteten Abentheurers und als geworbener Vertheidiger des Reichs selbst war er sicher. Die Werber zu dieser doppelten Miliz lockten die Leibeigenen aus ihren Fesseln, und durch den Dienst der Lanzenknechte erhielt der Bauer höhern Werth. Nach einigen Zwischenbetrachtungen über die innere Steuerverfassung der Städte, über die Gebühren der Geistlichkeit und die Sporteln der Gerichte, beschäftigt sich der Vf. mit den neuen Reichssteuern, welche der Reichsföldner nothwendig machte. Bey ihnen gab es zweyerley Arten der Umlage und Erhebung, die des gemeinen Pfennigs und der Römermonate. Niemand durfte sich der Auflage des gemeinen Pfennigs entziehn, sie traf sowohl den Adel und die Geistlichen, als das übrige Volk, und wurde von den Pfarrherrn eingesammelt, in der Sacristey aufbewahrt, an die Schatzmeister in den sieben Erzbisthümern abgeliefert und aus Andacht gegeben. Diese grosse Aehnlichkeit mit dem Ablass, welchen der Papst auch allen Gebern des gemeinen Pfennigs zusicherte, lässt sich dadurch erklären, dass die erste allgemeine Umlage desselben auf dem Reichstage vom J. 1431 gegen die Hussiten beschlossen ward. Die Anlage nach Römermonaten beruht auf ganz entgegengesetzten Grundsätzen; bey ihnen hatten die Stände das Subcollectationsrecht, und es lässt sich daher leicht errathen, warum sich der Adel so sehr bemühte, den gemeinen Pfennig durch die Römermonate zu verdrängen, welches ihm denn auch gelang. Mit dem J. 1555, das in so mannichfaltiger Hinsicht für Deutschland äusserst merkwürdig ist, beginnt die fünfte Periode, wo Executionsmiliz oder beständiger Kreisfoldat aufkam. Durch diese grosse Veränderung der Kriegsverfassung entstanden nicht nur neue Arten von Steuern, sondern auch neue Kräfte der Landesherren, ihr Steuerrecht zu behaupten und auszudehnen, und neue Grundsätze in der Art, sie umzulegen und einzutreiben. Dieser Abschnitt ist bey weitem der vorzüglichste des ganzen Buchs, und nirgends erscheint der Scharfsinn des Vf., erhöht durch eine edle patriotische Seele, in einem so vortheilhaften Licht, als hier. Wie fein entwickelt er die Ursachen, warum man auf dem Reichstage von 1555, wo weder der Bürger noch der Bauer einen eigenen Sprecher hatte, doch so sorgfältig für ihr Wohl sorgte, und wie selten wird man finden, dass Schriftsteller, welche sich mit so mühsamen und trocknen historischen Untersuchungen abgeben, als den grössten Theil des Stoffs von diesem Buch ausmachen, noch darauf rechnen, unwillkührlicher Patriotismus könnte die Stände auf einem Reichstage, wo so viel Grosses geschah, auch zu jener edeln Sorgfalt begeistert haben! Wie gut kleidet den Geschichtschreiber des deutschen Steuerwesens eine unwillige Aeusserung über den Antrag des mecklenburg-schwerinischen Gesandten, nach welchem es Grundgesetz eines Staates seyn müsste, dass der Unterthan schuldig sey, alles, was man von ihm verlangt, und so oft man es verlangt, darzugeben, und kein höherer Richter ihm nicht beystehn, ja ihn nicht einmal anhören solle!

Dass die Geschichte eines solchen Gegenstandes, wie Steuern sind, erst nach langen Forschungen und vereinten Arbeiten von mehrern Geschichtforschern ein vollkommnes Werk werden könne, wird sich nicht läugnen lassen; aber dessen unerachtet wird man es dem Vf. Dank wissen, dass er entschlossen die Hand an einen Bau legte, zu welchem er emsig Materialien gesammelt hatte. Wenn er seinen vortrefflichen Plan einer deutschen Steuerstatistik ausführte, welche von jedem einzelnen Reichsland angeben sollte, wie in demselben die Namen der Steuern heissen, was für eine Einrichtung der Landschaftscollegien und Steuercassen besteht, auf welche Landverträge sich die Steuerverfassung gründet, endlich wie sich die Summe der Steuer zu dem Vermögen der Contribuirenden und zur Zahl der Einwohner verhält, welches alles durch eine Karte, die den Steuermeridian eines Landes anzeigte, anschauend gemacht würde: so müsste schon dadurch die gegenwärtige Schrift der Vollkommenheit ungleich näher gebracht werden. Mehr aber, als durch allen literärischen Beyfall würde sich gewiss der edle Vf. für seine Mühe belohnt glauben, wenn seine Geschichte der Steuern und die Resultate, welche sich daraus für die Steuereinrichtungen ergeben, Verbesserung derselben auch nur in einer Provinz unsers Vaterlands veranlassten. Ich vergleiche, sagt er am Ende seiner Schrift, die Hirten der Völker den Göttern, die zwar nach ihren Blitzen greifen, wenn Giganten auf Felsentrümmern den Himmel zu erstürmen drohen; die aber auch Segen bringend die Hütten friedlicher Menschen besuchen, und es unter ihrer Würde halten, von einem armen Ehepaar auch noch die letzte Gans zum Opfer zu fodern.

Unicus anser erat . . . superi vetuere necari. Ovid.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Briefe von Friedrich Matthisson.* Erster Theil. 1795. 240 S. 8.

Diesem Theile werden noch drey von gleicher Stärke folgen. Wenn man sie aber nach diesem ersten beurtheilen darf, so werden alle Nachrichten und Bemerkungen in ihnen, welche einigermassen verdienten, aufgezeichnet zu werden, kaum Einen Band füllen können. Offenbar sind diese Briefe nichts weiter, als ein gewöhnliches Reisejournal; aber dessen ungeachtet müssen wir uns nicht wenig verwundern, wie ein so guter Kopf, als Hr. M. ohne Zweifel ist, eine solche Unfruchtbarkeit des Geistes, wie in diesen Briefen herrscht, sich während des Schreibens hat erhalten können. Unsere Verwunderung wird steigen, wenn man hier lieset, dass Klopstock und Gerstenberg *bald* zwey Schauspiele, Herrmanns Tod und Minona herausgeben werden, ohne dass ein Urtheil hinzugefügt wäre, dessentwillen man eine solche Nachricht verzeihen möchte.

möchte. Eben so sehr befremdet es, zu erfahren, dass Heinse einen Künstlerroman (Ardinghello) und Jakobi einen Woldemar schreibt. Ueber manche Männer, welche den reichsten Stoff zu den interessantesten Bemerkungen geben, sind Urtheile gefällt, welche ein Lächeln erregen, z. B. über den Geschichtschreiber Johannes Müller; über Institute, wie das Museum zu Kassel, welche den Geist so leicht rege machen, erhalten wir nichts weiter, als eine dürre Aufzählung der merkwürdigsten Sachen. Sobald der Vf. Deutschland verläfst, werden seine Briefe interessanter. So wird man z. B. die Nachrichten über Chandler, Gibbon u. s. w. gern lesen; aber seinen Beyfall wird ihm der Leser nur dann gern schenken, wenn er anfängt zu malen, vorzüglich Naturscenen; denn alsdann sind die Striche des Pinsels unverkennbar, welchem wir so liebliche poetische Gemälde verdanken. In den Briefen aus dem südlichen Frankreich, durch dessen Natur jede Phantasie poetisch werden muss, verräth sich der Dichter sehr häufig. Wem wird dieser liebliche Schluss des letzten Schreibens, aus *Cette*, nicht gefallen: „Der Abend war warm, wie ein Sommerabend; die Matrosen schwammen zwischen den Schiffen im Hafen herum, und *die* Fischer fangen in ihren Barken. Ich stieg hinter der Petersschanze hinab, und warf mich in die lauen Fluten; mit *der* Wonne habe ich nie gebadet. Die Geschwader der Karthager, Syrakuser und Römer, gingen vor meinem Geiste vorüber; die grossen Schatten der Scipionen schwebten über den Wassern, und klagende Stimmen der Heldenvölker schollen aus ihren fernen Grüften über die unermessliche Meeresfläche, welche sie vormals herrschend umwohnten. Ich ging nachher noch auf dem Mole spatzieren. Das Getümmel des Hafens nahm allmählich ab, und man hörte nur von Zeit zu Zeit in den Schiffen zum Essen oder zum Gebete läuten. Das Feuer des Leuchtethurms hatte schon lange gebrannt, als ich in den Gasthof zurückkehrte."

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Der entblösste Apollonius*, dargestellt aus neuern Magiern von einem Freunde der Natur. Mit illumin. Kupfern, 1794. 344 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Oder kürzer und verständlicher: eine sogenannte *natürliche Magie*. Voraus geht eine Geschichte der Magie, bey welcher *Tiedemanns* Preisschrift: *de Quaestione, quae fuerit artium magicarum origo* etc. *Sprengels Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde; über den Zauberglauben und andere Schwärmereyen*, und *Eberhards* Abhandl. *von der Magie*, gebraucht worden sind; sie reicht aber nur bis in das fünfte Jahrhundert. Die meisten Kunststücke sind aus dem von *Wiegleb* und *Rosenthal* fortgesetzten *Martius* entlehnt, auch die Anzahl derselben bey weitem nicht so gross, als selbst in der ersten Ausgabe des Martius von Wiegleb. Doch scheint der Herausgeber nicht bloss Abschreiber zu seyn, da man auf Stücke und Stellen stösst, die ihn als Selbsterfinder und Selbstdenker charakterisiren. Inzwischen hätte er, eingedenk des *suum cuique*, nicht unterlassen sollen, bey den entlehnten Kunststücken seine Quellen zu nennen. Die Kunststücke sind unter VII Rubriken gebracht: chemische; mechanische; Rechenkunststücke; Kartenkunststücke; ökonomische; artistische, und Kunststücke des Malers und Kupferstechers. Letztere hätten unter die vorhergehende Rubrik gebracht werden sollen, und unter den sogenannten artistischen würden einige eine angemessenere Stelle unter der ersten, zweyten und fünften Nummer gefunden haben. Gerade die interessantesten Kunststücke, nemlich die elektrischen, optischen und magnetischen, sind ganz übergangen worden.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Leipzig, b. Crusius: *Anleitung zum Gebrauche meines Rechenbuches*. Von *F. G. Busse*. 2te Aufl. 1794. I Th. 112 S. II Th. 1795. 158 S. 8.

Ebend., b. Ebend.: *Zur Aufklärung der Volksreligion*. Ein Beytrag in Predigten von *J. R. G. Beyer*, 2te Aufl. 1 B. 1794. 448 S. 8.

Frankfurt a. M., in der Fleischerschen Buchh.: *Lehren der Weisheit und Tugend in auserlesenen Fabeln, Erzählungen und Liedern*. Ein Buch für die Jugend. Herausgegeben von *F. L. Wagner*. 2te Ausg. 1795. 274 S. 8.

Flensburg u. Leipzig, in der Kortenschen Buchh.: *P. F. Suhms Geschichte Dännemarks, Norwegens, Schleswigs und Holsteins*, zum Gebrauch der studirenden Jugend. Neue Ausg. 1794. 231 S. und IX Tabellen. 8.

Frankfurt u. Leipzig, b. Monath u. Kussler: *Les Avantures de Joseph Pignata*, das ist Josephs Pignata merkwürdige Begebenheiten, von unzähligen Druckfehlern gereiniget und zum Behuf der Anfänger in französischer Sprache mit einer zulänglichen Phraseologie versehen von *J. v. Colom*. Neue Ausg. 1795. 183 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Göttingen*, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Versuche über landwirthschaftliche Gegenstände*, von *J. G. L. Blumhof*. 1794. 6½ Bog. 8. Diese kleinen nicht ganz unbedeutenden Aufsätze waren bereits in verschiedenen Jahrgängen des Hannöverischen Magazins bekannt gemacht; solchen Lesern also, denen diese sehr bekannte periodische Schrift nicht zu Gesicht kommt, oder die selbige wenigstens nicht eigenthümlich besitzen, werden diese wenigen wohlfeilen Bogen immer willkommen seyn können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. Julius 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Nürnberg, b. Felsecker: D. *Jo. Georgii Rosenmülleri Scholia in Novum Testamentum.* T. II. continens Euangelia Lucae et Joannis. 1792. S. 566. T. III. continens Acta Apostolorum et Epistolam Pauli ad Romanos. 1793. S. 589. T. IV. continens Pauli Epistolas ad Corinthios, Galatas, Ephesios, Philippenses, Colossenses et Thessalonicenses. 1793. S. 708. T. V. continens Pauli Epistolas ad Timotheum, Titum, Philemonem et Hebraeos, Epistolam Jacobi, utramque Petri, Epistolas Joannis, Epistolam Judae et Apocalypsin Joannis. 1794. 740 S. 8. Editio quarta auctior et emendatior.

Die Vorzüge dieser 4ten Ausgabe vor der 3ten müssen jedem, der auch nur eine flüchtige Vergleichung zwischen beiden anstellen will, sogleich ins Auge fallen. Die Verbesserungen bestehen nicht allein in Zusätzen aus den neuesten exegetischen, philologischen und philosophischen Beyträgen, welche seit dem J. 1790 von Fischer, Griesbach, Holarichs, Hezel, Heyne, Knapp, Kuinöl, Michaelis, Morus, Rau, Schleusner, Teller, Tiedemann, Ziegler u. s. w. erschienen sind und von Hn. R. theils benutzt, theils aber auch mit Freymüthigkeit gewürdigt werden, sondern liegen auch in der Abänderung vieler einzelner Wörter und in der Abkürzung oder Weglassung ganzer Stellen. Unterdessen ist doch dieser Abkürzungen ungeachtet jeder Theil durch die neuen Zusätze um einige Bogen stärker geworden, so dass der 2te Th. 72 S. der 3te Th. 29 S. der 4te Th. 37 S. und der 5te Th. 38 S. mehr hat, als er in der 3ten Ausgabe gehabt hatte. Beyspiele von der einen oder von der andern Art solcher Veränderungen kann man beynahe auf allen Seiten finden; jedoch mit Ausnahme des Briefs Jakobi; des 2ten Briefs Petri; des 2ten und 3ten Br. Johannis und des Br. Judä. Denn nur in diesen hat Rec. gar keine Veränderung bemerkt. Viele Stellen, welche in den vorigen Ausgaben übergangen worden waren, haben diesmal eine Erklärung erhalten. Z. B. Luc. VIII, 32. IX, 2. XI, 6. XV, 23. XX, 35 u. s. w. Und in denjenigen Stellen, bey welchen Hr. R. seinen Vorgängern widerspricht, hat er durch seine grösstentheils angeführten Gegengründe zur weitern Prüfung eine schöne Gelegenheit gegeben. Hier stehen nur wenige Beyspiele. Bey Apostg. IV, 12. wird die Michaelische Uebersetzung: „durch keinen andern ist die *Gesundmachung* geschehen, und es ist auch kein anderer Name irgend eines Menschen unter dem Himmel dazu gegeben, dass man durch ihm *gesund werden* kann:" verworfen und dagegen die gewöhnliche Meynung, dass unter σωτηρια *Seeligmachung* zu verstehen sey, aus dem Grunde vertheidigt, weil Petrus auf die Frage: *durch wen der Lahme wieder gesund hergestellt worden sey?* schon, v. 9. 10. geantwortet habe, und hier v. 12 also noch dazu setze, dass dieser Wunderthäter der wahre Messias sey, durch welchen allein die Menschen *seelig werden* könnten. Allein der damals gegen den Petrus versammelte hohe Rath zu Jerusalem hatte die Worte, deren sich Petrus bey seiner Vertheidigung bediente, doch gewiss nicht anders verstanden, als dass *durch keinen andern Namen Kranke gesund gemacht werden* könnten; indem ja sonst, wenn ihm Petrus von der *durch Jesum zu erlangenden Seeligkeit* geredet zu haben geschienen hätte, ein ganz anderes Urtheil über ihn gefällt worden seyn würde. Denn der hohe Rath bleibt bloss bey der *Gesundmachung* stehen und gesteht ein, dass man die Wunderkraft Jesu nicht läugnen könne, erwähnt aber den hier streitigen Punkt der *Seeligmachung durch Jesum*, welche Petrus behauptet haben soll, mit keinem Wort; so dass man also höchstens sagen müsste: Petrus habe sich zwar allgemeiner Ausdrücke bedient, aber bey σωτηρια (*Errettungskraft*) und σωζειν (*helfen*) sowohl an *Gesundmachung*, als *Seeligmachung* gedacht, und sey also nur von den jüdischen Gelehrten nicht ganz verstanden worden. Bey der schweren Stelle 1 Joh. V, 16. 17. 18. führt Hr. *R.* die verschiedenen Meynungen der Ausleger an, und äussert zuletzt eine Vermuthung, dass diese Verse nicht mit den vorhergehenden im Zusammenhang angenommen und auch nicht von einer Fürbitte bey Gott, sondern bey der weltlichen Obrigkeit verstanden werden müssten. Er versteht also unter ἁμαρτια προς θανατον *ein Hauptverbrechen*, und unter ἁμαρτια μη προς θανατον *ein geringes Vergehen*. Bey dem erstern soll keine Fürbitte bey der weltlichen Obrigkeit für Christen Statt finden, damit die Heiden nicht etwa glauben möchten, dass es unter Christen für gering und unbedeutend angesehen werde; aber wohl bey dem geringern Vergehen, welches von den Feinden der Christen vergrössert und fälschlich so vorgestellt worden sey, dass es mit dem Tode bestraft werden zu müssen scheinen könnte. Wir wünschen nunmehr dem würdigen Vf. zur Vollendung dieser mit kluger Auswahl und gründlicher Gelehrsamkeit zur möglichsten Vollkommenheit gebrachten Ausgabe seines gemeinnützigen Werks, welches schon so vielen Nutzen gestiftet hat und noch lange stiften wird, von Herzen Glück, und zweifeln nicht, dass ihm jeder für den darauf mit der grössten Gewissenhaftigkeit, seit seiner ersten Erscheinung, verwendeten 18 jährigen Fleiss bey dem Gebrauche desselben in der Stille danken werde.

LEIPZIG, b. Crusius: *Exegetisches Handbuch des Neuen Testaments.* Drittes Stück. 1794. S. 140. Viertes Stück. 1795. S. 163. Zweyte verbesserte Ausgabe. Diese beiden Stücke sind abermals sehr vermehrt worden; indem das 3te St. 42 S. und das 4te St. 73 S. mehr als in der 1ten Ausgabe hat. In den neuen Zusätzen oder Abänderungen scheint der Vf. bald Rosenmüllers Scholien, bald Michaelis Anmerkungen vorzüglich gefolgt zu seyn, und in andern sich noch bey künftigen Ausgaben eine Verbesserung vorbehalten zu haben. Der Vorbericht zum Lukas ist ganz umgeändert. Es wird nicht mehr gesagt, dass er nach Col. IV, 16 ein jüdischer Arzt gewesen sey, und auch zum Beweis, dass er den Paulus auf seinen Reisen begleitet habe, wird nicht mehr 2 Timoth. IV, 11 sondern Apgsch. XVI, 10. XX. XXVI (soll heissen XXVII) und XXVIII, angeführt. Die Bedeutungen von ἐφημερια sind bey Luc. I, 5 gut aus einander gesetzt worden. Wenn aber gesagt wird, dass die Priesterclasse des Abia die 10te gewesen sey, so muss dieses aus der angeführten Stelle 1 Chron. XXIV, 10 und aus dem, was gleich hernach im v. 8 aus Michaelis Anmerkungen in Ansehung der genauern Zeitbestimmung der Geburt des Johannes und Jesu wiederholt worden ist, berichtigt werden, dass dieselbe Classe die 8te gewesen sey und im 4ten Mond, ungefähr in unserm Julius, den Dienst gehabt habe; wiewohl das letztere hier und in Michaelis Anm. nicht ohne Beweis hätte angenommen werden sollen. Bey C. I, 67 wird zwar aus der 1ten Ausg. wiederholt, dass προφητευειν überhaupt vom Singen heiliger Lieder gebraucht werde, welche Bedeutung auch das folgende Loblied bestätige; allein statt dass in der 1ten Ausg. die Ausnahme dabey stand, dass nur am Ende *einige Weissagungen* vorkämen, so heisst es dagegen hier in der neuen Ausg. nach Rosenmüllers guter Bemerkung, richtiger: *indem darinnen keine Weissagungen vorkommen.* Eben so hielt der Vf. die C. V, 12—15 erzählte Heilungsgeschichte eines Aussätzigen ehedem für eine von jener Matth. VIII, 1—13 erzählten ganz verschiedene; nunmehr aber für eben dieselbe, welche gleich nach der sogenannten Bergrede Jesu geschehen sey. Bey C. VII, 11. zieht der Vf. die Lesart ἐν τῳ ἑξης sc. χαιρω οντι, der andern ἐν τῃ ἑξης sc. ἐσῃ (nicht ὀντι) ἡμερᾳ vor, weil nach dieser Lukas dem Matthäus und sich selbst widersprechen würde. Allein man übersetze nur ἐν τῃ ἑξης *an einem der folgenden Tage*, nicht aber, *am folgenden Tage*, so fällt alle Schwierigkeit weg. Denn der Artikel zeigt ja oft etwas unbestimmtes an und wird für τις gesetzt; und der Vf. selbst nimmt dieses bey Joh. I, 29 als etwas ausgemachtes an. Die Begebenheit, welche Lukas C. VII, 35 erzählt, erklärt der Vf. nach Rosenmüllern für eine ganz verschiedene von der welche Matth. XXVI, 6—13. Mark. XIV, 3—9 und Joh. XII, 3—8 vorkommt; weil das, was Lukas erzehle, gar nicht auf die Maria, die Schwester des Lazarus passe; so wie auch die hier vorkommende Weibsperson nicht die Maria von Magdala sey. Die Bemerkung, dass die Sklaven bey Tische zu den Füssen der Gäste gestanden, und ihnen dieselben gesalbet haben, welches wegen der Hitze im Orient nöthig gewesen sey, ist nebst dem Citatum Matth. IX, 10 in dieser neuen Ausgabe bey C VII, 38 mit Recht weggelassen worden. πυρ και θειον war bey C. XVII, 29 in der ersten Ausg. *Umschreibung des Blitzes, weil er wie Feuer leuchte und wie Schwefel rieche und dessen Kraft habe.* In der neuen Ausg. heisst es: *Per hendiadyn. Brennender Schwefel*, d. i. Blitz. *Diesen nannten die alten darum so*, (θειον?) *weil er den Geruch und die Kraft des brennenden Schwefels hat.* Vielmehr hätte es heissen sollen: ἐβρεξε πυρ και θειον ἀπ' ἀρχης ist poetische Umschreibung eines fürchterlichen Donnerwetters, wobey Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag folgt. Denn die erste Bedeutung von θειον ist, wie auch Rosenmüller schon berührt hat und die Derivation beweist, *zündender Blitz;* und die abgeleitete Bedeutung, *Schwefel;* weil der Schwefel die Kraft und den Geruch des *zündenden Blitzes* hat. Im 1ten C. Joh. findet man nunmehr eine etwas vollständigere und ganz zweckmässige Aufzählung der verschiedenen Meynungen über den *Logus.* Unter den 6 Bedeutungen, welche angeführt werden, erklärt sich der Vf. für die personificirte σοφια τȣ θεȣ, oder für die ewige Kraft Gottes, durch welche er alles geschaffen habe. Bey C. I, 15 sind die Worte: ὁ ὀπισω μȣ ἐρχομενος ἐμπροσθεν μȣ γεγονεν: nicht mehr gegeben worden: der nach mir sein Amt antritt, *hat eher existirt, als ich;* sondern; *hat vor mir den Vorzug;* und die Worte, in welchen die Ursache davon angegeben wird: ὁτι πρωτος μȣ ἠν: sollen diesen Sinn haben: weil er *vorzüglicher — trefflicher — würdiger ist, als ich.* Allein beide Sätze würden auf diese Weise — wenn auch ἐμπροσθεν diese Bedeutung haben könnte, wie sie Michaelis aus dem Lateinischen *praestare* entlehnt zu haben scheint — ganz identisch seyn. Eben diese Vermischung des Vorzugs in Ansehung der Würde mit dem Vorzug in Ansehung der Zeit findet sich auch C. VIII, 58 wo die Worte: πριν Αβρααμ γενεσθαι, ἐγω εἰμι: übersetzt werden: *die in mir wohnende Weisheit Gottes war eher, als Abraham; ich habe daher vor Abraham den Vorzug.* Wie konnte denn aber *in dem Vorzug Jesu vor dem Abraham* eine Antwort auf die Frage der Juden liegen: wie er den Abraham gesehen haben könne, da er noch nicht 50 Jahre alt sey? Sehr unerwartet war es dem Rec., dass der Vf. bey den Worten C. III, 29. ὁ φιλος τȣ νυμφιȣ ὁ ἑστηκως και ἀκȣων αὐτȣ χαρᾳ χαιρει δια την φωνην τȣ νυμφιȣ, die von Michaelis blendend vorgetragene Anspielung auf die vor dem Brautgemach stehenden Hochzeitsgäste annimmt, welche auf den von dem Bräutigam nach vollbrachtem ersten Beyschlaf gegebenen Wink warten, und alsdann das mit dem Zeichen der Jungfrauschaft gefärbte und durch eine alte Frau unter dem Bräutigam und der Braut weggezogene Bettuch mit lauten Freudensbezeugungen empfangen; indem die Anwendung dieser, noch dazu gar nicht allgemeinen, orientalischen Sitte immer sehr gezwungen ausfallen muss; man mag nun mit Michaelis glauben, dass Johannes habe sagen wollen: *ich freue mich, wenn Jesus als Christus mit der innigsten Zuneigung angenommen wird, welche die Braut gegen ihren Bräutigam haben kann;* oder mit unsrem Vf. annehmen, dass Johannes habe sagen wollen: *ich — der Freund des Messias — freue mich über den glücklichen*

Fort-

Fortgang seines Geschäftes: denn im erstern Fall würde ja nicht die Braut gegen ihren Bräutigam, sondern der Bräutigam gegen die Braut die innigste Zuneigung bekommen müssen; und im andern Fall kann ja der *glückliche Anfang* eines Geschäftes keinesweges auch den *glücklichen Fortgang* desselben in sich schliessen. Uebrigens hoffen wir, dass der fleissige und gelehrte Vf. die Fortsetzung dieses nützlichen Handbuchs nicht länger verzögern, sondern auch die übrigen Bücher des N. T. nach eben diesem Plane zu erklären fortfahren werde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Wilh. Vieweg: *Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser.* Als ein Beytrag zur Lebensgeschichte des Hn. Hfr. *Moritz*, von *Karl Frdr. Klischnig.* 1794. XIV u. 272 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Fünfter und letzter Theil, von *K. Fr. Klischnig.*

Der Vf. führt da fort, wo der vierte Theil des A. Reiser aufhörte; giebt aber nur im Allgemeinen die Lebensschicksale Moritzens an bis zu seiner Ansetzung am Gymnasium des grauen Klosters zu Berlin, und breitet sich ausführlicher über die zehn letzten Lebensjahre M's aus, in welchen der Vf. den vertrauten Umgang desselben genoss. Da er einmal in M's frühere Periode etwas zurückging; so wäre zu wünschen gewesen, er hätte manche unrichtige Angaben im A. Reiser berichtigt. Diese Fortsetzung jenes psychologischen Romans unterscheidet sich dadurch von der Moritzischen Schrift, dass sie es weniger darauf anlegt, ein schönes Ganze zu liefern, als vielmehr die Merkwürdigkeiten in M's Leben und Charakter in einzelnen Abschnitten und unter besondern Titeln darstellt. Dies wird dieser Schrift bey denen, die geschichtliche Wahrheit, nicht blosse Unterhaltung, suchen, zur Empfehlung gereichen. Auch sagt der Vf. wohl keine wissentliche Unwahrheit, obwohl in seine Angaben sich Unrichtigkeiten eingeschlichen haben, und in seine Urtheile bisweilen Freundschaft und eine falsche Schätzungsart sittlicher Angelegenheiten eingeflossen seyn mögen. Seine Art zu erzählen ist seines Lehrers, Moritzens, sehr würdig, d. h. leicht, einfach und anmuthig. Nur führt den Vf. sein Bestreben, alles anschaulich zu machen und durch kleine charakteristische Züge anzuziehen, oft zu einer langweiligen Auseinandersetzung unbedeutender Dinge und Vorfälle, (wie in der Erzählung seiner mit Moritz gemachten kleinen Reisen) die zum Theil wohl gar Widerwillen erregen, wie die Schilderung eines Jenaer Renommisten vom alten Schlage S. 131 ff., der sogar in seiner eignen Zunftsprache redend eingeführt wird. Moritzens sonderbare Schicksale und die Eigenthümlichkeiten seines Charakters erregen Erwartungen, welche durch diese Schrift nicht ganz getäuscht werden. Unter N. XIII wird Mendelssohn als Ms. Seelenarzt angegeben, welches er nicht war. Die wichtige Miene, mit der N. XVI von einem Pseudopropheten, der Moritzens Schicksale voraussagte und den schwachen Mann irre machte, gesprochen und sogar das oft von Schwärmern gemissbrauchte Sprüchlein: *Es giebt viel Dinge im Himmel etc.* angeführt wird, erregt ein kleines Achselzucken. N. XX theilt der Vf. Moritzische *Hieroglyphen* oder geheime Anspielungen auf seine unglückliche Leidenschaft mit, ohne anzuzeigen, dass sie aus *Hartknopfs Predigerjahren* entlehnt sind. Die Geschichte seiner Verheirathung, N. XXV u. XXVI, gehört zu den anziehendsten Partieen der Schrift. Sie ist mit Zartgefühl und Schonung behandelt. Die kleinen hier gesammelten Fluggedichte, welche M. seiner eine Zeitlang von ihm getrennten Gattin zuzuschicken pflegte, kann man nicht ohne Rührung, und ohne den armen M. zu bedauern, lesen. Angehängt ist ein vollständiges Verzeichniss der Moritzischen Schriften, mit einigen Anmerkungen, denen es aber an einem räsonnirenden und den Charakter jener Werke bestimmenden Geiste fehlt. Die ganze Schrift ist bloss als Materialiensammlung für den künftigen Biographen M's anzusehen. In der Vorrede ist (wir wollen es zu Moritzens oder Klischnigs Ehre glauben) ein hässlicher Druckfehler: Moritz habe nie das Sprüchelchen leiden können: *A (l. de) mortuis non nisi bene;* er habe gemeynt, es müsse heissen: *nil nisi vere!*

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kussler: *Karl Friedrich Fuldas natürliche Geschichte der Deutschen und der menschlichen Natur.* Ein Pendant zu seinem Wurzelwörterbuche und Commentar über Tacitus Germania. Herausgegeben und mit einem Versuch über des Verfassers Leben und Schriften begleitet, von D. *F. Gräter.* 1795. 99 S. u. 28 S. Vorr. 8.

Der Versuch über das Leben und die Schriften des Verfassers fehlt, weil der Herausg. sich ausser Stande befand, es mit zu liefern. Fulda gehörte nicht unter die Schriftsteller, welche die Gabe der Deutlichkeit haben; die Gegenstände, welche er gewöhnlich behandelte, waren auch so beschaffen, dass sein Vortrag leicht durch sie selbst noch schwerfälliger werden konnte. Ein neuer Beweis ist die vor uns liegende Schrift, deren Herausgabe wir dem verdienten Hn. G. verdanken. Es ist nicht Geschichte der Deutschen, nicht Commentar über Tacitus Germania, ausser in sofern man unter dem ganzen Menschengeschlechte auch die Deutschen mitbegreift, und in Tacitus Germania die Geschichte eines jeden noch ungebildeten Menschenstammes findet, oder zu finden glauben kann. Es ist eine Darstellung aus der Sprache, wie der Mensch sich einzelne Töne erfand, Sachen damit bezeichnete und Gedanken erwarb. Wir haben sie mit vielem Vergnügen gelesen. Das Ganze zerfällt in 3 Theile. Der erste betrachtet den ersten Menschen; der zweyte, die Familie; der dritte, formirte Staaten. Jeder hat die ihm natürlich zugehörenden Untertheilungen. Alles dieses steht auf 99 S. Goguet behandelt die nämliche Materie auf etwas andere Art

Art in drey Oktavbänden. F. scheint hier auch nur die ersten Linien zu einem gröfsern Werke gezogen zu haben, welches er vielleicht in der Folge noch auszuarbeiten im Sinne hatte. Daher kommt es auch wohl, dafs der erste Theil am vollständigsten, und der dritte, obgleich er durch unnöthige Erzählungen ermüdend ist, am kürzesten ausgefallen ist. Ueberhaupt sehen wir auch nicht ein, warum er denselben *formirte Staaten* überschreibt, da wohl eigentlich nur von Staaten, die sich erst bilden, die Rede seyn kann. Rec., dessen Studium die Sprache ist, und der Fuldas Verdienste zu schätzen weifs, tritt ihm in den mehresten Aeufserungen bey. Hier und da freylich hat sich wohl der Vf. auch verirrt, welches sehr leicht geschieht, wenn man sich erst einen Weg zu bahnen hat. Der Mensch hat Töne erfunden; diese bezeichnen in der ersten Periode allgemein die nämliche Sache; in der folgenden werden sie angewendet auf neue Wahrnehmungen, und in der dritten nimmt jede Familie oder jedes Volk, ihre neuen Wörter aus den alten her, ohne sich darum zu bekümmern, ob ein anderes Volk die nämliche Sache auf die nämliche Art ausdrücke oder ein anderes Wort zum Grunde lege. So kann (dafs wir selbst ein Beyspiel geben; da sie bey Hn. F. im 3ten Abschnitte mangeln) der *kleine Flufs* bey einem Volke *rivus*, bey dem andern *Bach* heifsen, und sie haben doch *eine* Bedeutung; jenes kommt von der Wurzel *ri*; (rinnen, Rhein), dieses von *Ah* das Waffer her. Und so entstand die Abweichung der Sprachen. Das Recht der ersten Nacht, wovon der Vf. S. 69 spricht, ist weiter nichts als die Erlaubnifs des Herrn, dafs seine Leibeigene heirathen durfte, und das Geschichtchen von dem Priester gehört nicht nach Deutschland, sondern hat sich in Frankreich begeben. Der Vf. scheint zwar nur die Südasiatischen und Europäischen Sprachen mit *Einer* in Einklang zu setzen; allein er nimmt doch auch oft genug auf andere Völker Rücksicht. Noch kennen wir die Sprachen der Amerikaner und Südländer und Afrikaner zu wenig, um sagen zu können, ob sie mit in ein allgemeines Wurzelwörterbuch gehören oder nicht.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Berlin, b. Schöne: *Freymäurer-Bibliothek.* 7tes St. 1794. 166 S. 8.

Weissenfels, b. Severin: *Wahrheit und Dichtung.* 1793. 2tes Viertelj. 105—208 S. 1794. 1tes, 2tes, 3tes Viertelj. 312 S. 8. (à 5 gr.)

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Gallerie merkwürdiger Männer aus der ältern und neuern Geschichte.* 2tes B. 1794. 184 S. 8. (12 gr.)

Eisenach, b. Wittekindt: *Ganymed für die Lesewelt.* 15ter B. 1794. 202 S. 8.

Leipzig, b. Vofs u. C.: *Rudolf von Habsburg.* Ein historisch-romantisches Gemählde von *J. C. Schlenkert.* 4ter Th. 1794. 310 S. 8.

Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Friedrich von Zollern und seine schöne Else.* Dramatisch bearbeitet von *Albrecht.* 3ter Th. 255 S. 4ter Th. 254 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin,* b. Maurer: *Der Comet oder Erinnerungen und Bemerkungen über den Religionsprocefs des Prediger Schulze zu Gielsdorf,* von *J. F. Ouvrier,* Prediger zu Bützow und Schönenwalde. 1793. 84 S. 8. In der Dedication sagt Hr. Ou., nur alsdenn könne ein Gelehrter der Achtung werth seyn, wenn er *wenigstens* so weit in seinen vernünftigen Ueberlegungen gekommen sey, *dafs eine Welt voll Philosophen der unsinnigste Gedanke sey, der je in dem Kopf eines Menschen aufsteigen könne.* Der Ton in der Schrift selbst ist zum Theil sehr satyrisch. Sogleich der Anfang: „Ein Religionsprocefs? — Wohl „gar ein Procefs mit dem lieben Gott? — Wer wird da die Sporteln bezahlen! Und so durchblätterte ich diese Schrift, und siehe, „es war des Herrn Predigers Schulze Procefs mit der niedergesetzten preufsischen Ober-Examinations-Commission, über seine „theologischen Grundfätze! Das war ein Glück; denn sonst möchten weder Termine noch Citationen respectirt worden seyn." (Wie witzig!) Eben so auch der Titel: *der Comet,* und die Erklärung davon S. 12. „Also nun ein neues Religionssystem und „eine neue Religionspartey! und mithin ein neuer *Comet* am Horizont der Polemik! Schulzianer! Gielsdorfianer? die Starken? „weifs der Himmel! wie es heifsen wird — doch immer noch „besser als S..c..tes." (Welche Kraftsprache!) Auf den Religionsprocefs selbst hat sich der Vf. nicht eingelassen. Er läfst es nur bey der Widerlegung der Schulzischen Ketzereyen und der Apologie der christlichen Religion nach *seinem* Lehrbegriff bewenden. Ohne den Schulzischen Behauptungen im geringsten beyzutreten und seine Polemisirmethode zu billigen, mufs Rec. bekennen, dafs er nichts Befriedigendes in dieser Vertheidigung der Lehre des Systems gefunden habe. Es ist ganz das Gewöhnliche gesagt, ohne alle Rücksicht auf die neuern Vorstellungen. Alles dreht sich um die Idee herum, dafs Gott ein *versöhnlicher* Gott sey, dafs die christliche Religion durch die Lehren von der Gottheit Jesu, der stellvertretenden Genugthuung und der Vergebung der Sünden allein *beruhige,* und er einen Meineidigen auf seinem Sterbebette dadurch beruhigt habe, dafs es der Vernunft bey ihren Zweifeln zur wahren Ehre gereiche, sich unter die sichere Fahne des Glaubens zu begeben, der sich der durch Christum geoffenbarten und verkündigten Barmherzigkeit Gottes in die Arme wirft, und die Stelle der lichtvollesten und vollkommensten Ueberzeugungen vertritt, u. d. g. Joh. 15, 1 ff. meynt Hr. Ou., habe Christus *seinen Tod* als *den scharfen Schnitt des Weinstocks* betrachtet, wodurch und darnach sich die Fruchtbarkeit seiner Lehre über die Welt verbreiten sollte, obgleich von seinem Tode hier kein Wort vorkommt, noch weniger gesagt wird, dafs dadurch die unfruchtbaren Reben sollten weggeschnitten werden. Am Ende kommen die abstracten Begriffe der Logik und Metaphysik übel weg, denn diese sollen zu aller Ausgelassenheit in Religionsmeynungen und den darauf folgenden *Launen* beygetragen haben!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. Julius 1795.

GESCHICHTE.

München: *Geschichte des Baierisch-Landshutischen Erbfolge-Krieges nach dem Tode Herzogs Georg des Reichen zu Baiern Landshut, und Beweiss der widerrechtlichen Veräusserung der von der Reichsstadt Nürnberg damals occupirten Pfalz-Baierischen Stamm-Fideikommiss- und Lehensherrschaften, Städte, Schlösser, Klöster und anderer Güter, samt der Widerlegung der zwey Nürnbergischen Druckschriften unter den Titeln: Urkundliche Bemerkungen etc., und Geschichts- und aktenmässige Darstellung etc.*, von *F. A.* Frhrn. *von Löwenthal*, Kurpfalzbair. wirkl. geh. Rath. — 1792. 4. *Erster Theil.* 128 S. *Zweyter Theil.* 136 S. (*Anhang*, oder) Widerlegung der zwey N. Druckschriften. 80 S. (2 Rthlr.)

Hr. *v. L.* tritt hier als Privatschriftsteller auf, um in der so berüchtigten Angelegenheit das Resultat seines Lesens und Nachdenkens mit auf die Waage für das Recht seines Landesherrn zu legen. In der Zueignungsschrift an diesen bekennt er, „dass er ganz in sich „eingeschlossen es wage, mit den zwey Nürnbergischen „Scribenten, die selbst Archive und Bibliotheken seyen, „auf den Kampfplatz zu treten, und dass seine einzige „Rüstung in *etwelchen Büchern* bestehe, die er bey sei„ner Entfernung von Amberg im J. 1786 *in der Eile zu„sammengerafft habe. Acten und Urkunden mangelten „ihm ganz.*" Die Erwartung, welche durch dies offenherzige Geständniss sehr herabgestimmt wird, findet sich bey der Lesung doch noch einigermassen befriedigt. Wenn auch der Vf. an unbefangenen Publicisten wahrlich keine Proselyten für die Sache seines Herrn machen, und ihnen auch keine neuen besondern Aufschlüsse über factische und rechtliche Punkte aus Archivschätzen oder tiefer Kritik gewähren wird; so liefert er doch wenigstens in dem zweyten Theil eine ganz gute Darstellung der Gesichtspunkte, nach welchen Pfalzbayern seine Ansprüche verfolgt. Der Styl ist ziemlich gut und fliessend; nur laufen öfters Provincialismen, harte und platte Ausdrücke mit unter, besonders wo der Vf. mit einiger Wärme spricht.

Der erste Theil hat uns am wenigsten befriedigt. Er beschäftigt sich nur mit der Geschichte des Bayerisch-Landshutischen Erbfolgekriegs. Dieser erhob sich, da Herzog Georg der Reiche d. 1. Dec. 1503 ohne männliche Leibeserben starb, und seiner mit Pfalzgrafen Rupert (Sohne des Churfürsten Philipp zu Pfalz) verheiratheten Tochter Elisabeth in einem Testament von 1496 die ganze Bayerisch Landshutische Succession vermacht hatte. Hiegegen machten die beiden Herzoge Albert und Wolfgang, welche mit dem Verstorbenen von K. Ludwig IV und dessen Sohne Stephan I abstammten, und das Bayerland mit Theilweise besassen, als die nächsten Agnaten, ihre Ansprüche geltend, mit Unterstützung des Kaisers Max. I (eines Schwagers von Albert). Nach vergeblichen Unterhandlungen, und da Rupert einem Reichskammergerichtlichen Spruch vom 20 April 1504, wornach ihm alle bayerische Lande, so wie sie Georg zu Lehn getragen, aberkannt waren, nicht freywillig sich fügte, kam es zu einem hartnäckigen Kriege zwischen ihm, seinem Vater, Böhmen etc. auf der einen; und den beiden Herzogen Albert und Wolfgang, dem Kaiser und ihren Bundesgenossen auf der andern Seite. Unter letztern war auch die Stadt Nürnberg. Nach einem Jahr voll Erschöpfungen und Verwüstungen bequemte sich die Pfalzgräfliche Partey zu einem Waffenstillstand, und der Kaiser theilte 1505 in einem Machtspruch (wie der Vf. ihn nennt) Georg's nachgelassene Länder in drey Theile, einen für gedachte Agnaten, einen für das Pfalzgräfliche Haus, und einen für die Alliirten, und andere dabey interessirte Personen, (nämlich für die Executoren der Reichsrichterlichen Entscheidung). An dem letztern Antheil participirten besonders der Kaiser selbst, dann Wirtemberg, Hessen, Zweybrücken, und endlich auch die Stadt Nürnberg, die Hersbruck, Lauf, Altorf, Hohenstein, Reicheneck, Pezenstein, Stierberg, Heimburg, Grünsperg, Deinschwang, Velden, Hensenfeld, und Schutz und Schirm auch Vogteyrechte über die Klöster Gnadenberg, Weissenohr, und Engelthal erhielt.

Dieses ist der Faden einer Geschichtserzählung, in welcher wir eben kein historisches Talent zu bewundern Gelegenheit hatten. Die Hauptsache machen die kriegerischen Vorfälle aus, welche ziemlich ohne Geschmack und Auswahl, Chronikenmässig zuweilen bis ins kleinlichste Detail verfolgt werden, jedoch immer ohne Datum und Zeitbestimmungen, so wie ohne alle Quellenangaben. Dagegen eilt der Vf. über andere wesentlichere Gesichtspunkte, z. B. über die Verwandtschaft der beiden prätendirenden Linien, wo man alle Stammtafeln vermisst, über die Bewandniss der allerseitigen Besitzungen bey Georg's Tode, über die historische nähere Beschaffenheit des Kaiserl. Machtspruches, u. a. d. flüchtiger hinweg, und sucht bey letzterm besonders, durch sehr einseitige Darstellungen den Leser zuvor einzunehmen. Es würde zu weit führen, hierüber ins nähere Detail einzugehen. Nur wollen wir aus diesem ersten Theil einige Beweisstellen zu unserer Bemerkung über den Styl hier ausheben. So heisst es z. B. von einem gewissen *Löffelholz*, weil er in der Stille irgendwo einen ganzen Hausrath zur Beute machte:

te: „Er war alſo im Grunde *ein wahrer Schnapphahn.*“ Ferner: „der Kaiſer (Max. I) *fraſs* im Elſaſs wie *ein bösartiger Krebs* bis in das tiefſte Eingeweide der Kurfürſtl. Lande.“ Aehnlicher Epitheton's werden dieſem Kaiſer noch mehrere gegeben. — Den Schluſs des erſten Theils macht nach der Klage, daſs K. Max. bey der bayeriſchen Ländertheilung den gröſsten Gewinn für ſich gehabt, und dem Pfalzbayriſchen Hauſe das ſchwerſte Unheil zugefügt, und daſs dieſes Haus ſich gegen ſeine gefährlichſten Abſichten beſſer hätte vorſehen ſollen, die merkwürdige Stelle: „Allein da dieſe „Dinge leider geſchehen ſind, ſo iſt es dermal die Zeit „nicht, das Vergangene mit Wehmuth länger zu betrachten, ſondern *den Bedacht zu nehmen, wie man „hie und da die Armſa mit dem alten Pfalzbayeriſchen „Staatskörper wieder vereinigen möge.*“ Im Munde eines Hofſchriftſtellers wäre dies ein offenes Bekenntniſs, daſs man dasjenige, was jetzt der ſchwächern Stadt Nürnberg widerfahren, auch an andere Reichsſtände, welche unter dem nämlichen Titel, wie dieſe, alte bayeriſche Stücke beſitzen, *hie und da*, d. h. wo es die Verhältniſſe der wechſelſeitigen Macht erlauben werden, verſuchen dürfte.

Im zweyten Theil führt der Vf. den Beweis der widerrechtlichen Veräuſserung der Güter an Nürnberg. Hier ſcheint er in ſeinem Felde zu ſeyn. Er richtet die Stärke ſeiner Argumente nicht ſowohl wider das, was von Seiten der Stadt bey ihrer Erwerbung der bayeriſchen Stücke geſchehen, als vielmehr wider das, was dabey ungeſchehen blieb, nicht dawider, daſs die Stadt ſich auf die kaiſerlichen Ausſprüche bezieht, obgleich er dieſe (eigentlich in einem Fürſtenrecht geſprochenen Urtheile) als *Machtſprüche* nicht gelten laſſen will; — noch daſs ſie die Belehnung ſogleich bey dem böhmiſchen Lehenhof zu Prag nachgeſucht, obgleich auch dieſe, ſelbſt über Stücke auſser dem Lehenverband, *erſchlichen*, und überhaupt *überſchnellt* worden; — noch daſs ſie, „*um wegen der hierunter verſteckten böſen That „ihr ängſtliches Gewiſſen zu beruhigen*“ ſich 1508 von dem K. Max., „*dieſem einzigen vertrauten Gewiſſensrath der „Stadt*“ die Kaiſerl. Beſtätigung habe ertheilen laſſen; — noch daſs ſie 1523 einen eigenen Ceſſionstractat mit dem Pfalzgrafen am Rhein errichtet habe, nachdem dieſe angeblich von ihr durch verſchiedene Künſte eingeſchläfert, und ſelbſt ihre Miniſter beſtochen worden. Das Hauptargument des Vf. iſt vielmehr, daſs die Agnaten zu dieſem Vertrag keine Willebriefe ausgefertigt, und daſs ſie und die Nachkommen der damaligen Pfalzbayeriſchen Häuſer überhaupt durch ſolche Veräuſserung, bey der Stamm - Fideicommiſs - und Lehenseigenſchaft der Güter, nicht gebunden ſeyn können, ſo wie ſie auch wirklich durch von Zeit zu Zeit wiederholte Reclamationen und Vindicationsklagen ihr Recht geltend erhalten hätten, bis auf den Regierungsantritt des jetzigen Kurfürſten 1777—78, „*wo nun auf einmal das Regiſter „wider Nürnberg gezogen wurde, — wo Schlag auf „Schlag folgte; — zuerſt* (ſehr offenherzig!) *wurden „die Gefälle in Beſchlag genommen, und an den Gränzen „gewiſſe Maaſsregeln vorgekehrt; — auch ward der Proceſs am Kammergericht betrieben etc. — Nürnberg rufte alle Heiligen an, und lieſs ſich in zwey Druckſchriften in ſo verwegene Sätze heraus, daſs ſie die Grundſäulen des Durchl. Pfalzbayeriſchen Hauſes auf einmal „zu erſchüttern, und alle Haus - und Stammrechte nie„derzuſtürzen nicht erröthete,*“ (d. h. ſie deducirte ihre Rechte nach ihrer Ueberzeugung wider die Störer ihres Beſitzes.)

Der Vf. beweiſet nun die *Stammeigenſchaft* der bayeriſchen Güter überhaupt aus dem allgemeinen, uralten Herkommen der Deutſchen, aus den ehemaligen Wahlen der bayeriſchen Nation, den Geſetzen des Landes und Freyheiten der Stände, der Regierung der Herzoge mit Ausſchlieſsung der weiblichen Perſonen, den gemeinſamen Titeln und Wappen der Herzoge nach vorgegangenen Theilungen, und endlich aus der Heimfälligkeit Herrenloſer Güter; — ferner ihre *Fideicommiſseigenſchaft* (durch welche römiſche Modification jene deutſche Eigenſchaft noch befeſtigt worden), aus der beſtändigen, durch den Vertrag zu Pavia 1329, und durch alle folgende Hausverträge beſtätigten Succeſſion der männlichen Nachkommenſchaft, aus den in allen Verträgen enthaltenen Verboten der Veräuſserung, dem beſtändigen Verzicht der Töchter auf die conſtituirte Güter, und aus der Gemeinſchaft gewiſſer Güter und Würden bey Belehnungen, Titeln etc.; — und endlich die *Leheneigenſchaft* und Unveräuſserlichkeit aus den Lehnbriefen des Kaiſers und Reichs etc., aus den Verordnungen der Kaiſer, den Reichslehngeſetzen, der goldnen Bulle, u. a. und den allgemeinen Lehnrechten. Dieſe Beweiſe werden mit guter Kenntniſs der mittlern bayeriſchen Geſchichte, und Anführung vieler Rechtslehrer geführt. Sie erſcheinen uns auch ganz vollgültig in Abſicht der bayeriſchen Güter überhaupt wider ein Familienglied ſelbſt, welches eine Veräuſserung unternommen haben möchte. Allein in dem gegenwärtigen Fall dürfte die Veräuſserung an Nürnberg doch vielleicht ganz hauptſächlich auf dem *Laudum* oder dem ſogenannten Machtſpruch des K. Max. I, als Reichs-Oberlehnherrn beruhen. Wenn nun bey Feſtſtellung der allgemeinen bayeriſchen Stamm - und Lehenprincipien das Meiſte auf die Ausſprüche, Belehnungen und Verordnungen der Kaiſer überhaupt gegründet wird; ſo hätte Hr. *v. L.* hier doch wohl beweiſen ſollen, daſs nicht auf gleiche Weiſe ebenmäſsig dem Verfahren des noch mit ſovieler Machtvollkommenheit bekleideten Kaiſers Max. gegen einen als lehnbrüchig erkannten Vaſallen, Folge geleiſtet werden ſolle? Der Vf. ſucht zwar auch zu beweiſen, daſs ein Caducitätsfall bey Pfalzgrafen Rupert nicht vorhanden war, wenigſtens auf die andern Agnaten nicht wirken konnte. Allein er vermengt hier wohl die Begriffe und Syſteme unſerer Zeit mit den damaligen; und beſonders iſt es auffallend, daſs er S. 116. die Kaiſ. Wahlcapit. Art. XX §. 8 mit anführt, gleich als ob ſie eine Rückwirkung auf Zeiten hätte, wo an ſie noch nicht gedacht war, oder als ob ſie damals ſchon vorhanden geweſen wäre. Wir würden indeſs dieſe feine Anführung, als im Vorübergehen ohne nähere Beſtimmung hingeworfen, nicht bemerken, wenn nicht der Vf. noch in einer andern Stelle S. 131, wo er ausdrücklich von der *Wahlcapitulation Maximi-*

Maximilians I spricht, seine unverzeihliche Unwissenheit über das spätere Entstehen dieses Reichsgrundgesetzes ganz offen dargelegt hätte.

Um nicht noch weitläuftiger zu werden, übergehen wir den Faden der übrigen Behauptungen, und die in einem eigenen Anhang enthaltene besondere Widerlegungen der auf dem Titel mit ausgedrückten Nürnbergischen Druckschriften, zumal da wir diese nicht zur Hand haben, mithin die beiderseitigen Gründe nicht gegen einander stellen können. Auch ist das von uns angeführte nicht gesagt, um uns eine Entscheidung in dem wichtigen Streit anzumassen, sondern um nur zu zeigen, dass die hier vorgebrachten Gründe zur Entscheidung noch nicht hinreichend seyn dürften.

St. Pölten, gedr. b. Lorenz: *Allgemeine Uebersicht berühmtester Staaten und Nationen der Vorwelt.* — Erste Abtheilung. *Geographie, Geschichte, Religion, Staatsverfassung etc. der ersten Menschen*, von der Schöpfung bis zur ersten allgemeinen Völkerwanderung. Vom *Aemilian Janitsch*, Mitglied des weltberühmten Stiftes zu Monte Cassino, und der uralten Abtey zu St. Nicolo in Sicilien Decan. 1794. 192 S. 8. ausser einer langen Dedication, Vorrede oder Einleitung, Pränumerantenliste, Inhaltsanzeige.

Ein Mann von nicht gemeinen Kenntnissen, ausgerüstet mit reicher Sprachkunde und Belesenheit in den Büchern der heil. Schrift, der Griechen und Römer, und vieler Schriftsteller in englischer, französischer und deutscher Sprache; selbst mehrerer unserer neuesten Protestanten, fasst den lobenswerthen Entschluss eine Art von *Staatengeschichte der Vorwelt* zu schreiben, kommt aber mit diesem ersten Theil nicht über den babylonischen Thurm hinaus. Hätte die Lage des Vf. (er ist Geistlicher, und wahrscheinlich durch mancherley Schicksale weit in der Welt herumgeworfen worden;) seiner Denkkraft freye Richtung erlaubt, wir würden, nach einzelnen Stellen zu urtheilen, gewiss etwas vorzügliches von ihm zu erwarten Ursache haben; aber so wie es vor uns liegt, kann sein Buch nur bey sehr eifrigen Katholiken Beyfall finden, und würde ihn vielleicht noch vor zwanzig Jahren bey ächt orthodoxen Lutheranern gefunden haben. Hr. *J.* ist äusserst wider die *starken Geister* aufgebracht, und gegen diese richtet sich eigentlich das ganze Buch. Sollte er denn aber das Zweckwidrige nicht fühlen, gegen jemand eine Geschichte zu schreiben? Auch scheint er selbst nicht so ganz mit sich einig zu seyn. „Ich schreibe nicht wider „die eigentlichen Naturalisten, die zwar einen Gott als „den Urheber der Natur anerkennen, und *ihm die Ehre „geben*, welche sie die natürliche Religion nennen: „sondern ich habe die Feder hauptsächlich wider die so„genannten starken Geister ergriffen, welche allen hi„storischen Glauben umstossen etc." Aber da sehen jeder Naturalist und sein starker Geist sich so ähnlich, wie ein Ey dem andern. — In die Darstellung und Entwicklung jeder Begebenheit einzugehen, erlaubt der Raum einer Rec. nicht; doch dürfen wir einige dem Vf. ganz eigene Entdeckungen dem Leser nicht vorenthalten. S. 27 „Die Aegyptier hatten die Beschneidung von den Juden entlehnt." S. 37 „Was könnten wir von der *Folgereihe* der ägyptischen Könige wissen, wenn sie nicht durch die heilige Geschichte der Juden berichtigt wäre." S. 36 „Die Phönicier stammen von dem Chanaan, liessen „sich im Lande dieses Namens zuerst nieder, wurden „vom Josua daraus vertrieben, und setzten sich zuletzt „an den Küsten des mittelländischen Meeres fest." (Aber die nämliche Nachricht, die uns mit Zidon Chanaans Sohn (1 Mos. X) bekannt macht, nennt uns schon die Stadt Zidon, welche sich in spätern Zeiten nie wieder aus den Nachrichten der heil. Schrift verliert). S. 37. lehrt pünktlich, aus welchem Nachkommen Noahs jeder Zweig der Griechen entsprungen ist. S. 38 „Mit einem Wort, die Geschichte *aller Staaten* „gründet sich auf die heil. Schrift." S. 40 „Moses lehr„te die Unsterblichkeit der Seele," und S. 42 „Selbst „das Fegfeuer haben die *Griechen* und *Lateiner* von den „Juden entlehnt." S. 45 „Moses lernte die Tradition „von der Schöpfung der Erde durch Levi." Beide stehen zwar 200 Jahre, oder nach dem griechischen Text 400 Jahre von einander entfernt; aber der Vf. wird wohl Rath schaffen, sie demungeachtet in unmittelbare Vereinigung zu bringen. — Wer kann wohl ein Wort gegen folgenden eingreifenden Beweis von der Untrüglichkeit der Kirche antworten? S. 67 „Wir sehen „mitteist der Vernunft die Nothwendigkeit ein, dass die „Kirche untrüglich seyn müsse. Zu diesem Beweise „kommen noch die Stellen der heil. Schrift, die unsern „Glauben noch mehr bestärken." — Das Bisherige zeigt deutlich genug, dass wir diesem ersten Theil unsern Beyfall nicht geben. Wir machen indessen dem Publicum mit des Vf. eigenen Worten bekannt, was es hier und in den folgenden Theilen zu erwarten habe. S. 86 „Grosse Werke kann sich nicht jeder anschaffen, dies „bewog mich die alte Geschichte in einigen wenigen „Bänden und im billigsten Preise, dem geehrten Publi„cum mit der ungeheuchelten Versicherung vorzulegen, „dass ich gesucht habe, dieses historische Werk recht „interessant zu machen. Ich habe es so eingerichtet, „dass man die Geschichte einer berühmten und jeder „besonders merkwürdigen Nation einzeln haben „kann." — Schreib- und Druckfehler hier zu rügen wäre Sünde, z. B. das *Orakel* der Diana zu Ephesus; Ptolomaeus; der *erzürnte* Gott. Aber in dem Styl hätte doch der Freund, welcher dem von unserer Muttersprache etwas entfremdeten Gelehrten hülfreiche Hand leistete, ähnliche Stellen, wie die Aufschrift der Subscribentenliste darbietet, ausmerzen sollen: „Verzeich„niss der hohen und anderer Gönner, welche *sich wür„digten dieses Werk* gütigst *abzunehmen*."

Nürnberg, b. Schneider: *Miscellanea meist diplomatischen Innhalts.* Bearbeitet von *Konrad Mannert.* Mit Kupfern. 1795. 124 S. 8.

Hr. *M.*, von dem wir schon gewohnt sind, nichts als gute und gründliche Sachen zu erhalten, wagt sich hier

hier nicht ohne Glück in ein neues Feld. Der hauptsächlichste Theil dieser Abhandlungen beschäftigt sich mit den Mitteln, wodurch das Alter einer Handschrift blofs nach äufserlichen Kennzeichen ziemlich genau bestimmt werden kann. Diese Mittel sind einige äusserliche Merkmale ohne auf die Schrift selbst Rücksicht zu nehmen, z. E. gezogene Linien, Linnenpapier, Accente u. a. m. sodann die Schrift selbst und endlich die Abbreviaturen. Ueber letztere gibt der Vf. ganz kurz ein mit 5 Kupfertäfelchen erläutertes System und beurtheilt dann nach demselben das Alter oder die Aechtheit einiger Urkunden und Handschriften. Das *Chronicon Gottwicense* soll sehr reich an Urkunden seyn, die Unrichtigkeit verrathen. Auch bey *Mabillon* fehle es nicht daran. Am Schluss gibt der Vf. eine Beschreibung der ältesten Handschriften in der Nürnbergischen Stadtbibliothek und der Ebnerschen Bibliothek, wovon er seine obigen Bemerkungen abgezogen hat. Die Stadtbibliothek enthält 800, und die Ebnersche 400 Manuscripte, die das Glück haben, unter des Vf. Aufsicht zu stehen. Das älteste Manuscript ist aus dem 9ten Jahrhundert. Es befinden sich darunter lateinische und griechische Classiker, manche mit wichtigen Varianten. Als Anhang beygefügt ist eine Handschrift aus dem Nürnberger Katharinenkloster, aber erst vom Anfang des 16ten Jahrhunderts, über die Kunst gemaltes Glas zu verfertigen. Soviel man hieraus sieht, wurden die Farben eingebrannt. Bey Gelegenheit eines Nürnberger Globus von 1520, den der Vf. beschreibt, zeigt derselbe, wie die damaligen falschen Vorstellungen von unserer Erdfläche ganz natürlich auf die zufällige Entdeckung der neuen Welt geleitet haben.

Ohne Druckort: *Kurze Geschichte der Könige von Frankreich, besonders Ludwig XVI, des Unglücklichsten, verglichen mit Karl dem Ersten, König von England.* Für den Bürger und Landmann brauchbar gemacht, von *Th. Ph. Hofmann.* 1794. 9 Bogen in 8.

Wenn wir unsern Lesern sagen, dass der uns ganz unbekannte Hr. *Th. Ph. Hofmann* selbst ein armseliges, mit Recht längst vergessenes Werklein, betitelt: *Kurzer, doch wahrhafter, Entwurf des Königreich Frankreichs* (Nürnberg 1690. 8.) als die einzige Quelle, aus der er schöpfte, angiebt; so haben wir hoffentlich alles gesagt. Die Fortsetzung der Geschichte ist jenes Anfanges vollkommen würdig; so auch Druck und Papier. Das, was auf dem letzten halben Bogen von dem englischen Könige Karl dem Ersten steht, ist, wie der Vf. sagt, mehrentheils *aus flüchtigen Blättern zusammengetragen*, die er *aus Mangel an Raum* nicht anführen konnte. Den meisten Platz nimmt die Rede des Königs auf dem Blutgerüste ein. Das Uebrige füllet kaum drey Seiten. Die Parallele zwischen beiden Königen sucht man vergebens. Vermuthlich fand es der Vf. bequem, sie dem Scharfsinne und der Gelehrsamkeit der Bürger und Landleute zu überlassen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Vieweg d. ä.: *Gemählde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen*, von *G. W. C. Starke.* 1te Samml. 306 S. 1793. 2te Samml. 285 S. 1794. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die gute Aufnahme, welche verschiedene in die deutsche Monatsschrift eingerückte Versuche häuslicher Gemälde bey vielen Lesern gefunden hatten, veranlasste den Vf., der sich unter den guten Schriftstellern einen Platz erwirbt, die gegenwärtigen Sammlungen herauszugeben, von denen die erste 15, die andre 17 Erzählungen enthält. Sie empfehlen sich durch eine gute, natürliche Darstellung, eine leichte, naive gefällige Sprache und durch einen fliessenden, correcten Ausdruck. Es sind im Ganzen genommen nicht sowohl interessante Erzählungen, als vielmehr gut gewählte Beschreibungen, welche einfache Familienbegebenheiten zum Gegenstande haben. Die charakteristischen Selbstgespräche, welche, so wie der Bettler und Nachtwächter, gar keine historische Handlung enthalten, sind mit vieler Laune gewürzt. Die Mutterliebe in der ersten Sammlung enthält die allzubekannte Geschichte der Mutter, welche ihrem Kinde die Wunde einer vermeynt giftigen Natter aussaugt. Die Sprache im *Manne mit frölichem Sinne* ist nicht so einfach und natürlich, wie in den vorhergehenden Stücken. Die Gleichnisse sind zu sehr überladen und gesucht. Ein Gedanke in dieser Rede, der bey Müttern besonders viel Nutzen stiften kann, darf nicht unbemerkt bleiben. Der Vf. leitet nämlich den Frohsinn des Mannes, den er zeichnet, von der Heiterkeit und sanften Milde seiner Aeltern her, die ihnen vor der Geburt ihres Sohnes schon eigen gewesen sey: und von der Sorgsamkeit, das Wohlgefallen an den Schönheiten der Natur, und die glückliche Stimmung für Heiterkeit und Frohsinn, sorgfältig in ihrem Lieblinge zu bewahren. Die *Erziehung zur Häuslichkeit* begeht den gewöhnlichen Fehler, das zu verwerfen, was nicht zu unserm Plane gehört. Jeder unbefangne Sinn wird den Besitz der (auf S. 199) so sehr herunter gesetzten Güter nur in dem Missbrauche derselben, nicht aber in ihnen selbst, finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. Julius 1795.

GESCHICHTE.

Chemnitz, b. Hofmann: *Pantheon der Deutschen.* Erster Theil. 1794. X und 410 S. 8.

Die mannichfaltige Weise, auf welche man jetzt die Geschichte für das allgemeine Publicum bearbeitet, zeigt wenigstens so viel, dass man sich in Deutschland für die historische Muse interessirt; aber je grösser dieses Interesse ist, desto verderblicher werden auch Producte, die den Geist der Geschichte entweihn. Die Deutschen haben mehr, als andre Nationen, die Unart, sich mit dem Schein der Kunst zu begnügen, und das Mittelmässige zu bewundern wie das Vortreffliche. Kaum haben wir einige historische Werke erhalten, über welche sich auch der ächte Kunstkenner wenigstens in so fern freute, als die Morgenröthe eines guten Geschmacks in der Geschichte unter den Deutschen erschien; so treten viele Geschichtschreiber auf, welche den äussern Glanz jener Producte nachahmen, und von dem innern Leben, welches dieselben beseelt, keine Ahndung haben. Unser Publicum empfängt sie als geschmackvolle Schriftsteller, und jeglicher, welcher schöngeisterische Lectüre hat, hält sich nun für fähig, Geschichte darzustellen. Bey solchen Umständen ist es Pflicht der Kritik, ihr Amt mit der höchsten Strenge zu verwalten.

Die Idee zu diesem Pantheon ist vortrefflich; denn jene Theilnahme unsers Publicums an historischer Unterhaltung kann nicht edler beschäftigt und mehr geschärft werden, als durch die Darstellung grosser Deutschen und durch biographische Gemälde. Die Biographie bedarf weniger, als jede andre Geschichte, solcher Vorkenntnisse, welche sich bey der Lesewelt nicht fänden, und weil ihr Hauptstoff doch in psychologischen Bemerkungen besteht, braucht der Leser nur einen menschlichen Geist zu besitzen, um durch sie gefesselt und veredelt zu werden. Allein keine andre historische Darstellung bedarf auch einer so geübten Hand und einer solchen poetischen Kraft des Geschichtschreibers. Ein einziger Zug, der verfehlt ist, kann den Genuss ausserordentlich stören; die leiseste Prätension des Schriftstellers, der neben seinem Helden nicht ganz unbemerkt beiben will, dem Ganzen ein zwitterartiges Ansehn geben; der geringste Ueberfluss von Farben und Zügen erregt in der Biographie Ekel, indess eine leicht verzeibliche Kargheit dem Gemälde das gehörige Licht zu rauben vermag. Ehe wir daher das gegenwärtige Werk ansahn, befürchteten wir schon, dass es kein Pantheon für die historische Muse der Deutschen seyn möchte, und fanden leider unsre Furcht nur zu sehr gegründet. Der erste Band ist Luthern und Friedrich dem Grossen von Preussen geweiht, also zwey Männern, die nicht sowohl wegen ihres Ruhms und ihrer bewunderten Handlungen, als wegen der Selbstständigkeit ihres Charakters und der Beziehung, die zwischen ihrem Schicksal und der Individualität aufgefunden werden kann, sich vorzüglich zu biographischen Gemälden eigneten. Beide verdienen in besondrer Rücksicht Männer der Nation genannt zu werden, indem von ihnen eine religiöse und politische Reformation ausging, welche dem deutschen Geist auf Jahrhunderte einen neuen Schwung gab. Ein Denkmal, das ihrer würdig ist, wird daher sicher in dem schönen Abendroth der Vergangenheit ewig für die Nachwelt glänzen, und der Name eines Geschichtschreibers, welcher mit seinem Griffel jeden Zug ihrer Individualität darstellte, würde bald wie Luthers und Friedrichs Name im Munde des Volks leben. Allein schon die Einrichtung, welche bey diesem ersten Bande getroffen ist, bewirkt, dass man an der historischen Kunst, die es bauen soll, verzweifelt. Zuerst stösst man auf die Bildnisse Luthers und Friedrichs mit ihrer Lebensgeschichte im Umriss, welche sehr chronikenmässig geschrieben ist, und kaum Interesse erwecken kann. Darauf kommen Scenen aus ihren Leben mit Kupfern, und zuletzt folgt eine Charakteristik der beiden grossen Männer. So besteht eigentlich das Werk aus zerstreuten Theilen einer Biographie, nirgends findet man ein Ganzes, der Leser muss es sich selbst erst zusammensetzen. Nach einem solchen Plan wird die Hälfte des Buchs zu einer Aufzählung von Begebenheiten, und die Charakteristik wird ein historisches Raisonnement, welches durchaus nicht zur Anschauung des Helden verhilft. Ein vages Raisonnement ist die Charakteristik Friedrichs des Zweyten, von Hn. Dr. Heinrich Würzer in Altona, und erfüllt daher wenig die Bestimmung des Pantheon; der Aufsatz über Luther vom Hn. Prof. Wieland in Leipzig hingegen, ähnelt mehr einer förmlichen Biographie, ist aber als solche nicht darstellend und individuell genug, als Charakteristik aber, oder als Sammlung von den Resultaten einer Biographie viel zu erzählend. Ausserdem kann man von der ganzen Schreibart dieses Vf. freylich nicht viel Böses, aber auch nicht viel Gutes sagen. Er hat einen milden historischen Geist, der Lebhaftigkeit genug besitzt, um eine Untersuchung mit Theilnahme zu verfolgen, und Scharfsinn genug, um sie mit Zweckmässigkeit darzustellen; aber jener tief eindringende psychologische Blick; jener anmuthige Schmelz, welchen eine energische, aber stark gezügelte, Phantasie über die historische Darstellung verbreitet, jene Grösse des schriftstellerischen Charakters,

rakters, ohne welche kein grofser Mann dargeftellt werden kann, wird vergebens bey ihm gefucht. Wie weitläuftig fchildert er den Zuftand Europas, als Luther auftrat, und wie wenig fagt er, anftatt mit wenigen Zügen hier viel zu fagen, welches bey einer fo kurzen Darftellung Luthers einzig zweckmäfsig feyn konnte! wie wenig verfteht er es, den Kampf, welcher fchon in dem Jüngling Luther vorging, zu fchildern, und das in feinem ganzen Leben herauszuheben, welches das Gepräge zeigt, das fein Geift und fein Charakter einer Lehre aufdrückte, die fo wichtig geworden ift, als die feinige. Vergebens fucht man nach einer fo feinen pfychologifchen Forfchung über den fchwärmerifchen Jüngling, wie fie Staupitz mufs angeftellt haben; man erhält keine Ahndung von jenem erhabenen Zug in Luthers Charakter, dafs er in dem kritifchen Zeitpunkt, als er jeden Augenblick zu Worms fürchten mufste, er werde einen Märtyrerstod für feine Lehre leiden müffen, ruhiger und befcheidener als jemals war; man hört nichts von den fonderbaren pfychologifchen Erfcheinungen in feinem Charakter bey dem Streit mit König Heinrich von England, nichts von den vielen Schattirungen, in welchen feine Denkart durch fein Betragen gegen Carlftadt und Melanchthon fich zeigte. Wenn man von Luther nichts wüfste, würde man dennoch bey jeder Seite diefes Auffatzes mit dem Lefen aufhören können, ohne den Wunfch zu fühlen, mehr von diefem Manne zu erfahren; weder Luther noch Hr. Wieland haben unfre Zuneigung gewonnen, oder Widerwillen in uns erregt. Für dies letzte fegnet man aber diefe Charakteriftik in Vergleichung mit der Darftellung Friedrichs von Preufsen, welche durch eine prätenfionsvolle Gefchmacklofigkeit und Unzweckmäfsigkeit beleidigt. Man fieht es ihr an, dafs Hr. Würzer alle Kraft feiner Lunge aufgeboten hat, um durch den Lärm feiner Lobeserhebungen es dem Lefer zu verbergen, dafs der leife Hauch des hiftorifchen Genius hier nicht zu hören war, auch bey der gröfsten Windftille. Nach einer langen Reihe von trivialen Bemerkungen über die ungegründete Eitelkeit derjenigen Familien und Nationen, welche, ohne felbft Verdienfte zu befitzen, mit einzelnen grofsen Männern pralen, die aus ihrer Mitte aufftanden, redet der Vf. feine deutfchen Mitbürger an, dafs wir zu lange den Vorwurf geduldet haben, wir fchätzten mehr die Männer fremder Nationen, als unfre eignen, und verfichert am Ende diefer Apoftrophe, was wir gern zugeben, dafs die Idee zu einem deutfchen Pantheon vielleicht eine der glücklichften war, zu deren Ausführung ein Patriot die Schriftfteller unfers Vaterlands auffodern konnte. Wenn er aber fortfährt, dafs er fich glücklich fchätzen würde, wenn der Beyfall feiner Mitbürger ihm fagte, er fey nicht ganz unwürdig gewefen, an dem Denkmal Friedrichs im Tempel des deutfchen Nationalruhms zu arbeiten; fo müffen wir geftehn, dafs wir ihm unfern Beyfall verfagen würden, wenn es auch hiefse: in *diefem* Tempel des deutfchen Nationalruhms! Nun endlich wird noch bewiefen, dafs Friedrich wirklich ein Deutfcher war, und darauf vernehmen wir eine pathetifche Auffoderung an die Künftler, Dichter und Schriftfteller unfers Vaterlandes, als wenn die Dichter nicht zur Schriftftellerwelt gehörten, dafs fie Friedrichs Gefchichte als den vorzüglichften Stoff bearbeiten follen, welchen fie finden können; und von diefen prächtigen Worten wird dann mit der tieffinnigen Bemerkung: „nichts gefchieht, nichts entfteht durch ein blofses Ungefähr," welche noch weiter ausgeführt wird, der Uebergang zu einer Schilderung von Europa feit Ludwig des Vierzehnten Zeit gemacht, zu einer kurzen Gefchichte des grofsen Friedrichs Wilhelm, König Friedrichs des Erften, und des Vaters des Helden in diefer Darftellung. So mufs man fich durch vierzig Seiten durcharbeiten, ehe man zur Gefchichte des grofsen Königs kommt, da mit wenigen meifterhaften Zügen alles, was von dem Gefagten nothwendig war, auf ein paar Seiten hätte zufammengedrängt werden können. Nach einem ähnlichen Zufchnitt ift nun die ganze übrige Darftellung; allenthalben wird der Faden des hiftorifchen Raifonnements, was diefe Charakteriftik doch dem Anfcheine nach feyn foll, durch Gemeinplätze zerriffen. Indem des Zwiftes zwifchen dem jungen Friedrich und feinem Vater erwähnt wird, müffen wir folgende Tirade lefen: „Fern fey es von uns, deutfche Männer, den jungen Friedrich, auch wo er fehlte, Prinzen zum Mufter vorzuftellen, ihn nur zu entfchuldigen, wo es nicht aus Gründen gefchehn kann, die die Natur der Sache felber hergiebt, und die ftrengfte Wahrheit billigt! Suche ihn in ähnlichen Verhaltniffen, unter ähnlichen Umftänden, zu übertreffen, wer es kann; und lafst es uns bekennen — Friedrich war Menfch! Ein Zeichen der Unbekanntfchaft mit der menfchlichen Natur ift es, wenn Bewunderer grofser Männer, fo oft diefe Fehltritte thun, nicht anders ftaunen, als ob fie Götter fähen u. f. w." Was ift nun mit allem diefem anders gefagt, als dafs alle Menfchen fehlen können? Niemand foll fich mehr allgemeiner Betrachtungen enthalten, als der Gefchichtfchreiber, wenn fie auch den Reiz der Neuheit und den Gehalt des Tieffinns haben; was foll man aber fagen, wenn die gangbarften Gemeinplätze in ermüdender Weitfchweifigkeit öfters die Gefchichte unterbrechen? Selbft wenn der Vf. noch einmal eine gute Bemerkung vorzubringen weifs, z. B. wie er Friedrichs Hang zur Satyre erklärt, fo führt er fie dem Lefer auf einem Strome von Worten zu.

Es thut uns leid, dafs unfer Urtheil über ein Werk, welches dem patriotifchen Verleger beträchtliche Koften verurfacht hat, fo ausfallen mufste; aber wir können zugleich die Furcht nicht bergen, dafs diefes Pantheon auch in der Fortfetzung zur Entgötterung der hiftorifchen Mufe der Deutfchen dienen wird. Wenigftens mufs die Einrichtung, wenn fie bleibt, wie bey diefem erften Bande, immer unzweckmäfsig feyn. Die Wahl der Männer, welchen ferner ein Denkmal geftiftet werden foll, ift wieder vortrefflich; denn wer wird es leichter verdienen, als z. B. Leffing? Auch Rudolph von Habsburg ift in mancher Hinficht es werth, hier die Stelle zu erhalten, welche der Verleger ihm zugedacht hat; aber es wage doch niemand, ihn

ihn darzustellen, der nicht genaue Kunde des Mittelalters, und eine einfache, kraftvolle Darstellung hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Köler: *Augusti Ludovici Schloezeri praeparatio ad Historiam* in usum puerilis aetatis e germanico in latinum convertit *Ludovicus Henricus Teucherus.* 1791. 64 S. 8.

2) Leipzig, b. Walther: *Jo. Georgii Sulzeri brevis notitia artium omnium et eruditionis partium* e germanico in latinum convertit *L. H. Teucherus.* 1790. 193 S. 8.

3) Leipzig, b. Schwickert: *J. G. Sulzeri descriptio artium et disciplinarum,* latine vertit *F. G. F.* 1790. 146 S. 8.

1. Schlötzers Vorbereitung zur Weltgeschichte ist in der Absicht geschrieben, Kindern auf eine muntere, spielende Weise nützliche Kenntnisse beyzubringen, und ihren Lehrern eine Veranlassung zu geben, die Ideen derselben über eine Menge der wichtigsten Wahrheiten aufzuklären und zu berichtigen. Hr. T. will es den Lehrern bequemer und den Kindern etwas saurer machen; darum hat er das Büchelchen ins Lateinische übersetzt, damit nun statt der Begriffe Worte analysirt werden können. Wie sich der muntere, oft sonderbare und der kindischen Fassungskraft angepasste Ausdruck des Originals im lateinischen Gewand ausnehmen müsse, lasst sich zum voraus ahnden. Auch dem geschicktesten Uebersetzer wäre die Arbeit vielleicht mislungen. Was hier geleistet worden, mag folgende Stelle aus dem 39 §. zeigen:

Erreichten sie aber ihren Zweck und brachten es durch Gewalt dahin, dass viele Millionen Menschen sich von ihnen, so lange sie lebten, cujoniren liessen: dann nennt man sie Völkerräuber, Conqueranten. Dergleichen Leute waren der Polisson Alexander selbst, Cäsar, August und Cromwell. Dieser ihr Weg zum Thron ging eben so, wie Pugatschevs seiner, neben dem Galgen vorbey; nur zufälliger Weise sprangen sie vor. — Die meisten Staatenstifter der alten Welt sind Conqueranten. Lieber Gott, wie dumm die Menschen sind! die wenigsten wären so gescheut gewesen, von selbst in den Stall des Staats zu gehn, hätte sie nicht ein Nimrod mit der Keule hineingetrieben u. s. w.	*Si vero sui voti compotes facti per vim effecerunt, ut compiura hominum millia se ab illis, dum viverent; vexari paterentur, tunc latrones gentium appellantur. Hujusmodi homines fuerunt improbus ipse Alexander, Caesar, Augustus et Cronvellius. Hos via ad solium regale non secus ac Pugusevium proxime praeter patibulum ferebat, et casu tantum factum est, ut evaderent. — Plurimas veterum rerump. latrones gentium condiderunt, Bonae (bone) Deus! quam stupidi homines sunt! paucissimis ea mens fuisset, ut in stabulum civitatis sponte introirent, nisi à Nimrode quodam fuissent clava compulsi.*

Die häufigen Druckfehler sind am Ende nicht angezeigt. Gleich auf der ersten Zeile ist die Interpunction fehlerhaft; wo es auch heisst *Deus qui ab omni aeternitate* v i x i t, ein unschicklicher Ausdruck!, so wie in dem folgenden Paragraphen die Erde höchst seltsam ein *globus per se* m o n s t r o s u s, *sed si cum universo mundo comparetur,* m i n u t i s s i m u s genannt wird.

2. 3. Bey der Uebersetzung dieser Schrift war die Arbeit um vieles leichter, und es war auch an sich schicklicher, ein für Studirende bestimmtes Compendium als eine Kinderschrift ins Lateinische zu übersetzen. Der Vf. von Nr. 3 ist der ehemalige Prorector des Magdeburger Gymnasii F. G. *Ferber*, welcher die Herausgabe dieser kleinen Schrift seinem Nachfolger übertrug. Im Ganzen dürfte das Verdienst beider Uebersetzer ziemlich gleich geschätzt werden müssen; weder der eine noch der andere ist dem Genius der lateinischen Sprache überall treu genug geblieben; aber an der einen Stelle ist dem ersten, an der andern dem zweyten, Ausdruck, Wendung und Numerus besser gelungen. Sollten wir indess einer von den beiden Uebersetzungen den Preis zuerkennen, so würde unser Urtheil für Nr. 2 ausfallen. Wir setzen zur Vergleichung den 8 §. hierher:

Teucher.	*Ferber.*
Apud Graecos et Romanos in educandis pueris id maxime agebatur, ut linguam addiscerent. Nostris temporibus multi, ignorantes, quanti referat, linguas probe tenere, studium earum primis duntaxat pueritiae, vel ineuntis adolescentiae annis convenire falso putant. Praeterea quae in plerisque ludis litterariis linguarum docendarum ratio adhibetur, est pessima. Maxime igitur opus est, virum aliquem egregie doctum hanc operam (in) se suscipere, ut peculiari libro ostendat hujus rei utilitatem, simulque exponat, quomodo linguae in omnibus scholis et minoribus et majoribus recte doceantur. Qui linguam satis excultam probe discit, is eodem tempore suam exercet atque auget intelligendi facultatem.	*Graeci veteres atque Romani tantum linguae ipsorum patriae tribuebant, ut maxima pars liberalioris educationis in ea discenda versaretur. Nostris temporibus multi opinionibus ducuntur tam perversis, ut puerili tantum aetate linguas discendas arbitrentur, unde satis apparet, gravitatem eos hujus rei, dignitatemque plane ignorare. Institutio, quae omnino hoc in genere requiritur, in scholis quam plurimis male est adhuc comparata. Optandum itaque esset, ut vir aliquis ingenio et peritia praestans in libro aliquo singulari maximam hujus rei utilitatem ostenderet, simulque doceret, quomodo linguarum discendarum praecepta sint in scholis tradenda. Qui linguam aliquam discit, omnibus suis numeris partibusque perfectam, ille eadem etiam re discit, apte et recte discit cogitare.*

Wien, b. Blumauer: *Handschriften für Freunde geheimer Wissenschaften*, zum Druck befördert von *M. J. F. v. L** K. K. A. R.* Erster Band. Mit Kupfern. 1794. 582 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mit diesem ersten Bande wird eine Sammlung von chemischen, alchemischen, magischen, cabalistischen, medicinischen und physischen Handschriften eröffnet, zu welcher schon vor beynahe 200 Jahren die Kaiser *Rudolph* und *Mathias* den Grund gelegt haben sollen. In den magischen und alchemischen Aufsätzen, welches *Originale* sind, will der Herausgeber nichts abändern, sondern sie ihre eigene Sprache reden lassen, wenn es auch eine aus der Mode gekommene Mundart oder bar-

 barisches

barisches Latein wäre, um nichts daran zu verderben; welches freylich ein grosser Schade seyn würde. Jeder Band soll aus 7 Abtheilungen bestehen: I. eine *Einleitung*, worinn er bald etwas im Allgemeinen über Schriften dieser Art sagen, bald über den Inhalt der mitgetheilten Auffätze etwas als Geschichte oder Erläuterung beybringen will. II. Technologische Geheimnisse und Künste, Heilmittel u. dgl. III. Alchemische Tractate. IV. Auffätze über sogenannte Particulararbeiten. V. Magische, und VI. cabalistische Tractate, endlich VII. Briefe, Fragmente, Geschichten u. dgl. von Maurerischen und andern *geheimern* Gesellschaften. Der Herausg. hat eine grosse Idee von den Schriften, die er den Freunden geheimer Wissenschaften mittheilen will, und setzt dem Tadel derer, für die sie nicht sind, stoischen Kaltsinn entgegen. Nach seinem abgelegten Glaubensbekenntnifs hat er sich zwar nie eigentlich auf Alchemie und geheime Wissenschaften gelegt, aber er will doch davon Beweise gesehen, gehört und erfahren haben, die alle *Sophismen* der Widersprecher nicht auflösen würden. Er ist *überzeugt* von der Wahrheit der Metallveredlung auf mehr als eine Weise; glaubt an vielerley Kräfte, deren Wirkungen er *empfunden* habe und auch andere empfinden machen könne, ob sie gleich seinen Sinnen entflohen, und er sie nicht kenne. Er *weiss*, dass nach dem Tode nicht alles aufhört; er *glaubt*, *und zum Theil weiss* er es, dass es noch Wesen von mehr als einer Art gebe, die vieles wüssten und könnten, was er nicht wisse und könne. Er gesteht übrigens, nicht überall die hohen Begriffe von den Entdeckungen zu haben, die man seit den zwey letztern Jahrzehenden nicht genug zu bewundern wisse, und dass er oft da nur ein armseliges Nachtlämpchen finde, wo er mit aller Anstrengung seiner *Sinne* (warum denn nicht auch seines *Verstandes?*) die alles erleuchtende Fackel der Aufklärung suche. Dieses offenherzige Geständnifs, welches die Denkungsart des Herausg. ganz unzweydeutig charakterisirt, wird er uns durch die eben so offenherzige Versicherung unserer vollständigen Ueberzeugung zu erwiedern erlauben, dass er von allen jenen Dingen, die er zu *wissen* vermeynt, gar nichts wisse, und dass die Verachtung, mit welcher er die neuern Entdeckungen und Aufklärungen im Reiche der Wissenschaften belegt, weder diesen an ihrem Werthe etwas entziehen, noch den hier ausgestreuten magischen, alchemischen und kabalistischen Unrath veredeln kann. Für den, welcher gern wissen möchte, was in diesem ersten Bande steht, setzen wir den Inhalt her. I. Enthält Joseph Winklers, eines Wiener Buchhändlers und Bücherschätzmeisters, Urtheile über alchemische Schriften, wie auch Nachrichten von dessen Aufnahme in verschiedene geheime Gesellschaften. II. Von *Bleyglasarbeiten und den haltbaren Geschirren dazu*, aus einem Briefwechsel *Jolisiefs*, Secret. K. Franz I mit *Ittershagen*. Die Bereitung des Carmins und der Carmindinte. Ein Mittel wider den Beinkrebs. Einige sehr wirksame Arzneyen in Wechselfiebern, und ein Mittel wider die Harnverhaltung. III. Ein *alchemischer Tractat*, in jeder Rücksicht ein wahres Monstrum; mit dieser Nota als Ueberschrift: „Etliche wollen dafür halten, dass dieser folgende Tractat von *Doctor Thoma Aquino* zu Rom geschrieben worden sey." IV. *Thesaurus selectus seu Medulla aurea et argentea artis chemiae opusculo extensa*. V. *Libellus Veneris nigro sacer*, von *John Dee*, ein magischer Tr. lateinisch und deutsch. VI. *Die Kabbala des Rotilio Benincasa*, von 1552. Nr. VII ist leer geblieben.

Regensburg, b. Kaiser: *Sittenspiegel in Beyspielen und Erzählungen für die deutsche Stadt- und Landjugend* vom Kurpfalzbaierischen Exprofessor *Herzer*, der Zeit Wollnegocianten in München. Zweyter Theil. 1793. 174 S. 8.

Dieser zweyte Theil wird auch unter dem Titel: *Ueberzeugende Volksgeschichten, als eine Aneiferung, um fleissigern Anbau, Wirthschaft, und Zufriedenheit des Landmanns und Städters zu befördern, sammt Erzählung der Veränderungen des Erdbodens, oder der Oekonomie der Natur, als Beytrag zum Noth- und Hülfsbüchlein*, verkauft. Nicht bloss Erzählungen und Beyspiele, sondern auch Abhandlungen theils über die Oekonomie, theils aus der Moral, auch ein Paar, sehr unbedeutende, Gedichte machen den Inhalt der 45 Auffätze dieses Bandes aus. Die Materien sind alle sehr gemeinnützig, nur den 21sten Auffatz ausgenommen, worinn die Einrichtung einer Galeere beschrieben wird, deren Kenntnifs einem baierischen Landmann sehr gleichgültig seyn muss. Der gröfste Theil der Auffätze rührt von dem Herausgeber selbst her, nur drey sind aus den Schriften der ökonomischen Gesellschaft zu Burghausen, aus dem fränkischen Wirthschaftscalender, und aus der Jugendchronik entlehnt. Die Beyspiele, welche die theoretischen Sätze erläutern sollen, sind gröfstentheils aus der neuern Geschichte, und oft aus der Statistik von Bayern selbst, nur selten aus der ältern Historie genommen. Geographische Nachrichten kommen häufiger vor, als der Fassung der Leser, für die diese Sammlung zunächst bestimmt ist, gemäss seyn kann. Da der Herausgeber sich *Becker's* Noth- und Hülfsbüchlein zum Muster vorgestellt hat, so hat er auch die Popularität desselben nachgeahmt, und oft erreicht. Nur selten entwischen ihm solche, seinen Lesern unverständliche, Worte, wie *Industrie*, *Cultur*, und nur einmal S. 45 ist ihm ein lateinisches Sprüchelchen entfallen. Ziemlich rein ist auch die Schreibart, nur ein paarmal habe ich bey ihm Wörter, wie *alleweil*, *zerschieden*, u. dgl. gefunden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 31. Julius 1795.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung*, vorzüglich vermittelst der Spiegelsextanten, von *M. J. G. F. Bohnenberger*. Mit 7 Kupfertafeln. 1795. 514 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die nächste Absicht des Vf. war, anzugeben, wie man mit kleineren und weniger kostbaren Instrumenten die geographische Lage eines Orts hinlänglich genau bestimmen könne; er entschloss sich daher, ausser dem auf dem Titel genannten Spiegelsextanten, auch einen hölzernen Quadranten, der leicht verfertigt und ohne grosse Kosten angeschafft werden kann, umständlich zu beschreiben, und die Berichtigung und den Gebrauch dieser Art von Instrumenten zur obigen Absicht an wirklichen Beyspielen zu zeigen. Nicht nur diesen Plan hat der Vf. sehr gut ausgeführt, sondern seine Schrift läfst sich gewissermasen als Einleitung in die Beobachtungskunst für Anfänger in dieser Kunst überhaupt betrachten; denn, wer nur mit den nöthigsten Vorkenntnissen der Theorie versehen ist, wird nicht leicht etwas vermissen, das ihn in den Stand setzen kann, mit der Verfertigung, Einrichtung und dem Gebrauche der unentbehrlichsten Werkzeuge sich näher bekannt zu machen, und selbst Versuche im Beobachten zu wagen. Schriften dieser Art, die hinreichende Anleitung zur ausübenden Sternkunde geben, sind selten; um so mehr ist die gegenwärtige zu empfehlen, deren Vf. eben so vorzügliche Einsichten in den theoretischen, als Geschicklichkeit und durch eigene Uebung erworbene seltene Fertigkeiten in dem praktischen Theile der Astronomie an den Tag legt. Es ist daher sehr zu wünschen, dass diese Schrift manche Leser zur Anwendung ihrer etwa erworbenen astronomischen Kenntnisse auf wirkliche Beobachtung des Himmels, vornehmlich in Rücksicht auf Bestimmung der geographischen Lage ihres Wohnorts und Vervollkommnung der vaterländischen Geographie aufmuntern möge, zumal, da die Erreichung des letztern Endzwecks durch so wenige öffentliche Anstalten in Deutschland gefördert wird. Die Schrift handelt, nach vorausgeschickten allgemeinen Begriffen über geographische Lage, und Mittel, sie durch Beobachtungen am Himmel zu finden, zuerst von den dazu erfoderlichen Werkzeugen, und dann von den verschiedenen Methoden, durch dieselbe die geographische Breite sowohl als Länge eines Orts zu bestimmen. Das mechanische der Werkzeuge wird durch detaillirte Beschreibungen und Zeichnungen erläutert. Die Theile eines hölzernen anderthalbfüfsigen Quadranten, dessen Vernier unmittelbar Minuten giebt, und der bey seiner einfachen, so wenig als möglich kostspieligen Einrichtung doch hinlängliche Genauigkeit gewährt, das Verfahren, den Gradbogen desselben sowohl in 90 als in 96 Theile einzutheilen, besonders auch die Methoden, wie die verschiedenen Fehler eines solchen Instruments zu berichtigen sind, werden mit Deutlichkeit beschrieben, und die Anwendung der letztern Methoden an wahren Beyspielen anschaulich gemacht. Sehr ausführlich und unterrichtend ist die nun folgende Beschreibung des Spiegelsextanten, eines Werkzeugs, mit dem, wie auch des Vf. eigenes Beyspiel lehrt, unter den Händen eines geschickten Beobachters ungemein viel geleistet werden kann. Die erste Idee eines Reflexionsquadranten gehört *Newton*; *Hadley* gerieth jedoch, wahrscheinlich durch eigenes Nachdenken, auf die Erfindung seines Octanten; dieser hat durch den Spiegelsextanten in neuern Zeiten grosse Vollkommenheit erhalten. Theorie dieses Instruments. Nach des Vf. Bemerkung stehen die zwey Bilder, welche durch die zwey gläsernen Spiegel unvermeidlich verursacht werden, um weniger als 1 Secunde von einander ab, wenn nur der Gegenstand auf 1970 Fuss entfernt ist; sie fallen also für noch weitere Entfernungen, und für himmlische Gegenstände ohnehin, zusammen; metallene Spiegel würden keine gedoppelten Bilder geben; man hat auch schon Spiegel von Platina vorgeschlagen. Um einem Künstler noch genauere Anweisung zur Verfertigung eines Sextanten zu geben, theilt Hr. B. die Abmessungen aller Theile eines fünfzölligen Sextanten mit. Wie ein solches Instrument zu berichtigen und zu gebrauchen sey; Untersuchungen über die möglichen Fehler desselben; Formeln, sie zu berechnen. (Der Vf. hat in diesem Werke mit vollkommen genauen Formeln auch Näherungsformeln verbunden, aber überall gezeigt, wie weit diese, und wo jene zu brauchen sind.) Beschreibung der künstlichen Horizonte, die zum Gebrauche eines Sextanten gehören; ein Quecksilberhorizont, ein von Hn. *von Zach* verbesserter, das cirkelrunde Niveau. Den Fehler der gefärbten Gläser eines Sextanten zu bestimmen, wird gelehrt, theils für den Fall, wenn sie sich in ihren Fassungen umkehren lassen, theils durch Vergleichung des Fehlers des Index bey Sonnen- und bey Mondsbeobachtungen: der Vf. fand bey einem 4zölligen Sextanten, dass eines der gefärbten Gläser den Collimationsfehler um 15 Secunden änderte. Einige Verbesserungen des Spiegelsextanten, nach mündlichen Aeusserungen von *Ramsden*: dieser läfst, um das Instrument weniger wandelbar zu machen, die Correctionsschrauben weg, (Hr. *von Zach*

läfst sie blofs versenken) bringt Regeln an, senkrecht auf die Ebene des Sextanten, und braucht Spiegel von dunkeln schwarzen Glase statt der belegten. Etwas weniges von ganzen Kreisen. Von Verbesserung der gemessenen Höhen durch Stralenbrechung und Parallaxe; *Simpson's*, *Bradley's*, und *Tob. Mayers* Formeln für die Stralenbrechung. In den Zusätzen eine Tafel der mittlern Stralenbrechung, nach Mayers Formel berechnet; Mayers Formel für die wahre Stralenbrechung setzt den Thermometer zwischen dem Gefrier- und Siedpunkt nicht in 80, sondern in 82½ Theile eingetheilt voraus; dies ist bey Anwendung jener Formel zu bemerken. — Nach den Höhenmessern kommt der Vf. auf die Zeitmesser. Ueber astronomische Uhren, Gestalt, beste Aufhängungsart, ungleichen Schwung des Pendels u. f. w. Ueber verschiedene Compensationspendel, eines aus Eisen und Zink zusammengesetzt auf der Gothaer herzogl. Sternwarte. Einiges von tragbaren Uhren und Chronometern; mit den neuesten Verbesserungen liefert sie *Howells* in London, einen um 100 Guineen. Berichtigung der Uhren, wenn sie entweder nach mittlerer Sonnenzeit oder nach Sternzeit gehen; correspondirende Höhen der Sonne, sowohl um die Zeit des wahren Mittags, als der wahren Mitternacht daraus zu finden; Mittagsverbesserung; Zeit der schnellsten Höhenänderung, und Formeln dafür; Berichtigung der Zeit durch Fixsterne; Formeln für ihre Aberration und Nutation in gerader Aufsteigung; *Auberts* Methode correspondirender Sternhöhen nahe am Zenit; eine andere sinnreiche vom Vf., welche blofs eine Vorrichtung des Fernrohrs mit Fadenkreuz erfodert, um die Culmination der Sterne im oder nahe am Zenit zu beobachten; Filargnomon nach *Kratzenstein*; wie solcher am leichtesten zu berichtigen. — Nun folgt die wirkliche Anwendung der vorhin beschriebenen Instrumente zur Erfindung der geographischen Lage eines Orts. Zuerst von Bestimmung der Polhöhe, oder geographischen Breite. Voraus gehen Formeln, genaue sowohl als genäherte, für die Höhenänderung nahe am Mittag; wie aus Höhen eines Sterns mit einem in der Mittagsfläche befestigten Quadranten nahe um die Culminationszeit genommen, die Mittagshöhe zu finden; dabey Betrachtungen über die Ellipse, Parabel, Hyperbel, welche der Stern nach Umständen im Sehfelde des feststehenden Quadranten beschreibt. Die vornehmsten Methoden, die Breite zu finden. Durch Circumpolarsterne; hiebey Formeln für Aberration und Nutation in der Abweichung. Durch die gröfsten und kleinsten Mittagshöhen der Sonne; Anwendung auf Greenwicher Beobachtungen von 1788, woraus die Breite von Greenwich 51° 28′ 40″, 6 oder 41″ (bekanntlich setzt man sie sonsten zu 40″) sich ergiebt. Durch culminirende Fixsterne, besonders nahe am Zenit; einige dergleichen Beobachtungen *Tob. Mayers* am Mauerquadranten, vom Vf. berechnet, geben die Breite von Göttingen 51° 31′ 55″, 16. Mayer selbst setzt 54″; ein Mittel aus des Vf. eigenen Beobachtungen mit einem 10zölligen Sextanten gab nur 10″, 4 mehr als nach Mayern. Durch Höhenunterschiede nördlich und südlich culminirender Sterne; *Hells* und *Horrebows* Methode; der Vf. zeigt, wie sie noch mehr vereinfacht, und auch dabey das Mikrometer entbehrt werden könne. Durch gleiche, aber unbekannte Höhen, und die Zwischenzeit der Beobachtungen. *Douwes* Methode u. f. w. Wie genau mit Spiegelsextanten die Breite gefunden werden könne. Wie Höhen nahe am Mittag auf mittägliche zu reduciren; besonderer Fall der Mittagsverbesserung aus Höhen nahe am Meridian. Unterschied zwischen der Mittagshöhe der Sonne, und ihrer gröfsten Höhe, die bald vor, bald nach jener eintrifft; ein Unterschied, der beym Monde noch merklicher ist. Methoden, die Zeit aus Höhenmessungen zu bestimmen, nach Hn. *von Zach*, *von Tempelhoff*, und andern. — Von den brauchbarsten Arten, die geographische Länge zu bestimmen. Durch Mondsfinsternisse; wie auch gröfsere Fernröhren dabey anwendbar sind. Durch Jupiterstrabanten, nach *Hells* Vorschriften und Cautelen. Durch Sonnenfinsternisse, wenn Anfang und Ende beobachtet worden, oder mittelst mikrometrischer Messungen. Durch Fixsternbedeckungen. Durch Abstände des Monds von der Sonne und von Fixsternen; Vervollkommnung dieser Methode auf dem festen Lande; genaue Formeln, den scheinbaren Abstand aus dem wahren zu finden, und hienach Berechnung eines Beyspiels, das die Länge von Gotha bis auf 17 Sec. in Zeit genau gab. Durch Chronometer, die leichteste und bequemste, aber kostspieligste, Methode. Durch irdische Signale für nahe gelegene Oerter. Für die parallaktische Rechnung werden vom Vf. neue, theils ganz genaue, theils genäherte, Formeln mitgetheilt, und auf eine Sonnenfinsternifs und Fixsternbedeckung ausführlich angewendet; noch andere Berechnungsarten der Parallaxen sind angeführt. Differentialgleichungen zur Verbesserung der Summe der Halbmesser, der Mondsbreite und Parallaxe. Neue Differentialformeln von dem Vf., wodurch sich der Einflufs verschiedener Abplattungshypothesen auf die Zeit der Conjunction so kurz als möglich bestimmen läfst. Schicklichste Auswahl und Verbindung der Beobachtungen und Berechnungshypothesen, um daraus die Länge mit mehrerer Sicherheit zu finden; so sind z. B. Sternbedeckungen weniger sicher, wenn scheinbare Stern- und Mondsbreite ziemlich verschieden sind, und der Unterschied nahe die Gröfse des Halbmessers erreicht. Endlich noch: Methode, das Azimut eines Objects durch den Sextanten zu bestimmen, und: Zusätze, wodurch einige Stellen des Werks noch genauere Ausführung erhalten, darunter auch verschiedene praktische Verfahrungsarten, die Vergröfserung eines Fernrohrs zu bestimmen, nach *Kästner*, *Maskelyne*, *Wolff*; *Ramsdens* Dynameter. Den Beschlufs machen 6 Tafeln, deren Gebrauch gezeigt wird. I Taf. Wie die 96 Theilung des Quadranten in die gewöhnliche von 90 Graden zu verwandeln. II Taf. Die Gröfse der Deviation zu bestimmen, wenn bey Winkelmessungen mit dem Sextanten die beiden Bilder nicht in der Mitte des Sehfeldes zur Berührung gebracht worden. III Taf. Mittlere Refraction nach *Bradley*, in den 10 ersten Graden der Höhe von 10 zu 10 Minuten. IV Taf. Verbesserung der mittlern Refraction für den Stand des Barometers

meters und Thermometers. V Taf. Höhenparallaxe der Sonne. die mittlere horizontale zu 8'', 5 angenommen: VI Taf. Quadrate der Stundenwinkel, um die Berechnung der Höhenänderung nahe am Mittag zu erleichtern. Eine Tafel dieser Höhenanderung selbst giebt der Vf. nicht, weil sie nach der Formel leicht zu berechnen; man findet indess solche zum Gebrauch nicht ganz unbequeme Tafeln bey *Borda*, bey *La Lande* in seiner Astronomie und *in der Connoissance d's temps pour* 1791. In der Formel für die Nutation eines Sterns in der Länge, S. 391, wo Sin. N. vorkommt, hätte (für einige Leser) die Bedeutung von N angezeigt, oder auch auf S. 211 verwiesen werden können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Philosophie der Ehe*, von *Friedr. Nathan. Volkmar.* 1794. XXIV S. Vorr. u. 198 S. 8.

So gewiss es ist, dass ein Gegenstand, wie die Ehe, zu verschiedene und zu interessante Seiten hat, um nicht zu mannichfaltigen philosophischen Untersuchungen und praktischen Bemerkungen reichlichen Stoff darzubieten; so gewiss ist es auch, dass gerade eine Materie dieser Art entweder einen sehr philosophischen Kopf, oder eine weit ausgebreitete Menschenkenntniss erfodert, wenn die Behandlung nicht trivial und langweilig werden soll. Von keinem dieser beiden Vorzüge aber ist es Rec. gelungen, auch nur schwache Spuren in dem Vf. der oben angezeigten Schrift zu entdecken, die vielmehr nichts, als ein oberflächliches, mit vielen Gemeinplätzen ausgeschmücktes Räsonnement, und ein (wie Rec. sehr gern der Versicherung des Vf. glaubt) vielleicht sehr gut gemeyntes, aber wenig fruchtendes, Einschärfen allgemein bekannter Pflichten enthält. Zwar erklärt der Vf. selbst in der Vorrede, „dass sein „Zweck weniger erfodert habe, gelehrt, als populär „zu schreiben;" allein um diese Absicht zu erreichen, hätte er sich zuförderst eines einfachern und minder declamatorischen Styls, und vor allem einer grösern Bestimmtheit der Begriffe befleissigen müssen, an welcher es aber fast durchaus fehlt. Um hievon einen durch die ganze Schrift fortlaufenden Beweis zu geben, so hat er nirgends genau dasjenige, was das Naturrecht gebietet, was die Moral zur Pflicht macht, und was die blosse Klugheit anräth, gehörig von einander abgesondert, sondern sich nur zu oft hinter schwankende Ausdrücke versteckt. So heisst es S. 25: „die *Gesetzgeberin Natur* fodert, dass die Ehe so lange dauern „soll, bis die erzeugten Kinder erzogen sind." Wer ist hier die *Gesetzgeberin Natur?* Die Pflicht, die erzeugten Kinder so gut als möglich zu erziehen, ist ein Gebot der Moral; aber ist dazu die Fortsetzung der Ehe nothwendig? ist sie nur *immer* gut dazu? stimmt sie ferner auch immer mit den übrigen Pflichten und gleich wesentlichen moralischen Zwecken der Aeltern überein? Hierüber kann die Moral im Allgemeinen nichts bestimmen, sondern muss die Wahl der Mittel der Klugheit überlassen. Noch weniger aber kann das Naturrecht der Ehe diese Dauer vorschreiben, das unter jenem Ausdruck sogar zuerst verstanden werden müsste. Aehnliche Mängel hat gleich die Definition der Ehe, „*Ehe der Natur*," heisst es S. 24. „ist demnach eine aus „*Liebe* eingegangene, fortdauernde, gesellschaftliche „Verbindung eines Mannes mit einem Weibe, um Kinder „zu erzeugen, zu erziehen, und sich wechselsweise den „Zweck ihres Lebens zu befördern." Ist nun, um nur bey diesem Einen stehen zu bleiben, eine nicht aus *Liebe* entstandene Ehe keine *Ehe der Natur?* oder sagt dieser Ausdruck: eine Ehe, wie sie die Natur eigentlich fodert? warum muss aber jede Ehe aus *Liebe* entstehen? Aber dass der Vf. im Definiren nicht glücklich ist, beweist am meisten die Definition der Liebe selbst, die als ein „*entthierter* und durch die Vorzüge des an„dern fixirter Geschlechtstrieb" erklärt wird. Nicht genug also, dass man in den ersten 8 Abschnitten dieses Buchs, welche von gemeinschaftlichen Verbindungen überhaupt, dem Begriff der Ehe insbesondre, und dem Zweck und den Principien derselben handeln, schlechterdings auf keine neuen Resultate geführt wird, so sind auch die bekannten nicht einmal auf eine präcise und fassliche Weise hergeleitet. Der 4te Abschnitt, welcher das Viertel der ganzen Schrift ausmacht, enthalt eine Geschichte der Ehe, und ist unstreitig der lesbarste Theil des Buches; ohne dass man jedoch auch hier etwas anders, als bekannte Dinge, aus dem Eherecht und den Sitten der Hebräer, Griechen und Römer, welchen die Vorschriften des canonischen und neuern protestantischen Rechts beygefügt sind, suchen darf. Wie wenig der Vf. die Sitten der Völker aus ihrem Zusammenhange zu erklären versucht hat, erhellt hinlänglich aus dem einzigen Zuge, dass er das römische Gesetz, nach welchem nur die Ehe unter *Bürgern* vollgültige Wirkungen hatte, „eine Grille" nennt, „die „sich unter den meisten Völkern eingewurzelt hatte." Auch wundert man sich, die Griechen S. 66 auf einmal bloss als „ein üppiges, weichliches, leichtsinni„ges und wollüstiges Volk" geschildert zu sehen. Die beiden hierauf folgenden Abschnitte: „Verbindlichkeit „zur Ehe" und „über Ursachen des ehelichen Misver„gnügens" hätten zu vielen interessanten Bemerkungen aus dem täglichen Leben Veranlassung gegeben. Allein auch nicht Eine einzige dieser Art ist Rec. aufgestossen. Da indess die Materie hier leichter war, so ist der Vortrag auch fasslicher und klarer, und immer kann man hier recht viele nützliche Wahrheiten, obgleich freylich weder zweckmässig geordnet, noch gut gesagt, finden. Die Verbindlichkeit zur Ehe ist zu einleitig beurtheilt. Den Unarten, die das ehelose Leben, nach der Schilderung des Vf. hervorbringt, liessen sich gleich viele Unarten verheiratheter Männer, die durch die Ehe, (obgleich ohne ihre Schuld, so wie jene ohne Schuld der Ehelosigkeit) entstehen, entgegensetzen; und so wichtig die Ehe für die Ausbildung des Individuums ist, so manche Bedenklichkeiten hat sie doch auch für dieselbe. Diese Bedenklichkeiten steigen in dem Grade, in welchem die Cultur der Indi-

 viduen

viduen, als solcher, zunimmt, und in welchem die Mannichfaltigkeit der individuellen Charaktere gröfser wird, welches offenbar der Fall unsrer Zeiten in Vergleichung mit den frühern ist, wo der Mensch sich mehr in Massen ausbildete. Denn nun ist es zweifelhafter, welche Wirkung die Ehe auf den Charakter dadurch ausübt, dass sie den Menschen allemal auf einige bestimmte Punkte, sogar äufsere Verhältnisse, fixirt; auch ist es seltner, dass die nun höhern, und mehr auf die Persönlichkeit gerichteten Foderungen, die der eine an den andern macht, Befriedigung finden. Die beiden letzten Abschnitte endlich betreffen die Trennung der Ehe, und das Interesse und die Mittel der Staaten, die Ehen zu befördern. Dass der Styl im Ganzen unbestimmt, ungleich, und oft declamatorisch ist, haben wir schon oben bemerkt. Jedoch haben wir das Letztere nur vorzüglich in den ersten 3 Abschnitten gefunden. Zum Belege unsers Urtheils schreiben wir nur noch Eine Stelle ab, die bey weitem noch nicht die auffallendste ist: S. 15 „Jene Schamhaftigkeit, die, „wenn sie auf der Wange des blühenden Mädchens „und des kraftvollen Jünglings an die Rosenknospe „den Ideengang anreiht, Engelsgestalten bildet; die „den weltnützlichen Mann und das beyspielreiche Weib „liebenswürdig macht; — — jene Schamhaftigkeit, „deren himmlische Röthe jenes Purpurroth der Sonne, „wenn sie im Wasser sich spiegelt, und der ganzen Schö„pfung neues Lebens-Colorit leiht, doch noch weit, „weit hinter sich läfst - das lichtvollste Colorit im „Gemälde des sittlichen Menschen."

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Brandenburg u. Königsberg, b. Hartung: *Der Weg zur Tugend*, oder Handleitung, wie die Vorschriften der Sittenlehre ausgeübt werden können; herausgegeben von *J. A. Schmidt*. Neue Aufl. 1795. 212 S. 8. (16 gr.)

Wien, b. Gerold: *Moralisches Elementarbuch* von *Ch. G. Salzmann*. Für die katholische Jugend umgearbeitet. Neue Aufl. 1794. 303 S. 8. mit Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eisenach, b. Krumbhaar: *Niklas Christoph* Reichs-Freyherr *von Lynker*, ein biographischer Versuch von *J. Ch. Hellbach*. 2te Ausg. 1795. 17 B. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Pilsen* u. *Leipzig*, b. Morgensäuler: *Johann Tserklas, Graf von Tilly*. Eine biographische Skizze, aus Originalquellen gezogen. 1792. 56 S. kl. 8. — Welches die *Originalquellen* (es wäre schon an Quellen genug gewesen) sind, aus denen der Vf geschöpft hat; davon sagt er uns ganz und gar nichts. Statt dessen findet man einige gereimte Strophen, in welchen diese Schrift der Wahrheit und ihren Freunden geweiht ist. Der Vf. scheint, begeistert durch die Betrachtung von *Tillys* grofsen Kriegsthaten, ihm ein würdiges Denkmal haben errichten zu wollen; wozu aber seine Kräfte offenbar zu schwach sind. Denn ob er gleich das Bekannte von diesem Feldherrn richtig genug erzählt; und sich öfters ins Rednerische verliert — so weit er der beredtern Sprache mächtig ist; — so gehört doch mehr dazu, die eigenthümliche Gröfse seines Helden abzuzeichnen. „Dieser Held, so fängt er an, den uns die Geschichtschreiber als „den unternehmendsten Kopf seiner Zeit, viele als *verwogen*, „(statt verwegen,) sich so wenig schonend als seine Untergebe„nen; überhaupt aber alle als den *Schreck* (das Schrecken) „seiner Feinde schildern, war ein Sohn," u. s. w. Aber alles dieses läfst sich auch von *Gustav Adolphen* sagen. *Tilly* that seine ersten Kriegsdienste unter dem spanischen Heere in den Niederlanden. Von den gemachten Fortschritten, schreibt der Vf., läfst sich *nichts bestimmtes sagen*; *aber vieles denken*: denn dass ihm dieser Wirkungskreis zu eng — diese Beschäftigung für sein *thateneifriges* Herz — für seinen planvollen Kopf — für die Gröfse seines Geistes, welche sich so sichtbar in ihm entwickelte, zu wenig — und nur halbbefriedigend schien, erhellt daraus, dass er kurz darauf die spanische Fahne verliefs, und in kaiserliche Dienste trat. Aber diese Veränderung des Kriegsdienstes kann auch andere Ursachen gehabt haben. Von dem verunglückten Streben des Vf. nach kraftvollen und erhabenen Darstellungen könnten viele Proben angeführt werden: es sey an wenigen genug, ohne die vielen Gedankenstriche wegzulassen. Eifersucht, Neid, Hoffnung zur Rache, die Triebfeder des Ehrgeizes und der Habsucht, spannten die Gemüther der Grofsen, liefsen *Pläne* entwerfen — — — und — um einer so *wichtigwerdenden* Sache das nöthige *Gewicht* zu geben — — mufste *Kreuzzug* gepredigt — — *Gotteswink* zur Rache wider die *missbrauchte* Kaisergewalt dem fanatischen Pöbel vorgespiegelt werden. *Selbsteigen* Wohl war es, was der leichtgläubige Deutsche mit seinem Blute für seinen *habsüchtigen Ritter* erfechten mufste, u. s. w. (S. 6. 7) „Welche Aussicht für Deutschlands *Verbindete*? — Welcher Trost für Freyheitskämpfer??" (S. 31) „Schaudernd war der Blick in die Zukunft, Männergröfse zu schwach, ihm zu wehren. Verzweiflung sollte durchbrechen." (S. 32) Auch das Lob seines Helden gelingt ihm nicht sonderlich. „Dieser grofse Feldherr, sagt er (S. 55), war in dem Maafse *Christ*, in dem er als Soldat bekannt war. Er *betete* täglich, am öftersten aber in der Nacht, *das Brevier*. Seine *Leutseligkeit* — *so lange er gelassen blieb* — und seine ausgezeichnete *Menschenliebe*, *wenn man sie nicht* zum Nachtheil des Allgemeinen *missbrauchte* — mufste die Herzen der Seinen gewinnen," u. s. w. Das heifst doch wohl nicht mehr, als: Tilly war ein Christ nach abgemessenen Gebetsformeln, und so lange menschenfreundlich, als er sich bey dieser Gesinnung zu erhalten wufste. In manchen Stellen sinkt der Vf. wieder zu sehr, zum Theil aus Mangel an Sprachkunde: z. B. S. 17 „Bisher hatte *Tilly* nur im offenen Felde *geschlacktet*" (soll heifsen: *Schlachten geliefert*). Fast komisch klingt in dem poetisch seyn sollenden Zurufe S. 56 die Stelle: „So ruhe sanft in deinem Trauergefilde, *du theures Aschenhäuflein!*" Sollte nicht auch S. 22 *Hanau* mit *Hannover* verwechselt seyn?

Monatsregister

vom

Julius 1795.

I. Verzeichniſs der im Julius der A. L. Z. 1795. recenſirten Schriften.

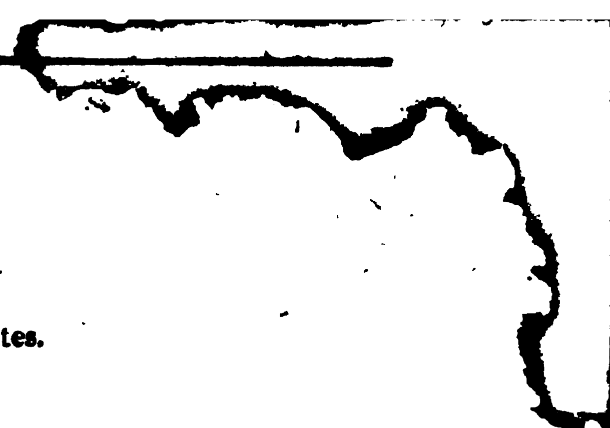
Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

X E.

v. *Li*.

)(2 Stri-

II.



II. Im Julius des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

X 3 Mo-

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Belohnungen.

Preis-

Münz.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. August 1795.

LITERARGESCHICHTE.

ROMAE in typographio Paleariano, Mariani de Romanis aere. *Specimen historico-criticum Editionum Italicarum Saeculi XV*, in quo praeter editiones ab Orlandio, Mettario, Denisio, Laerio et a nonnullis Bibliographis recentioribus hactenus relatas plurimae aliae recensentur omnesque plenius vberiusque describuntur: non paucae contra eorundem sententiam elucidantur: varia item ad historiam typographicam et bibliographicam spectantia interferuntur: authore *R. P. M. Fr. Jo. Bapt. Audiffredi* Ord. Praed. Casanatensi Bibliothecae Praefecto. Accedunt Indices IV locupletissimi. Praesidum permissu. 1794. Ohne Dedicat. u. Vorrede. 459 S. gr. 4.

Freunden der ältern Literatur, denen besonders die ersten Producte der Buchdruckerkunst wichtig sind, kann der Name eines *Audiffredi*, der sich besonders durch sein kritisches Verzeichniss der, noch im 15ten Seculo zu *Rom* erschienenen, grösstentheils prächtigen Denkmale dieser Kunst, ein bleibendes Verdienst um die Gelehrten Geschichte erworben hat, gewiss nicht unbekannt seyn, und diesen hoffen wir, durch die Anzeige des vorliegenden Werkes einen, nicht ganz unangenehmen Dienst zu erweisen. Nur ist es zu bedauern, dass wir damit zugleich die Nachricht verbinden müssen, dass der, bis in sein Greisenalter von mehr als 80 Jahren, unermüdet fleissige Mann, seine ruhmvolle Laufbahn schon im vorigen Jahre geendiget habe, und dass vielleicht sobald keine Fortsetzung dieses wichtigen Werks zu erwarten seyn möchte. Da dieses aber nun einmal nicht zu ändern ist, so nehmen wir das, was der so thätige Mann in diesem ersten Theile geliefert hat, mit Dank an, und halten es für ein Glück, dass er nicht nur die Vollendung des Druckes, ungeachtet solcher wider seinen Willen vier Jahre lang dauerte, noch erlebte, sondern auch das Ganze noch einmal durchsehen, und mit den wichtigsten Zusätzen und Verbesserungen vermehren konnte. Hätte er doch nur auch die bereits angefangene Vorrede, in welcher er dem Publicum nähere Nachricht von seinem Plan geben wollte, vollenden können! Allein das sollte eben auch nicht geschehen, und wir müssen jetzt mit dem wenigen, was uns einer seiner Freunde unter seinen Klosterbrüdern, in der, dem Werke vorgesetzten kurzen Anrede *ad Lectorem* sagt, vorlieb nehmen. Das erste ist eine sehr magere Lebensgeschichte des Verstorbenen. Er trat frühzeitig in den Dominicanerorden, in welchem er sich gar bald auszeichnete und sich in der griechischen und lateinischen Literatur, und neben dieser in der Mathematik und Astronomie die schönsten Kenntnisse erwarb. Daher geschah es denn, dass ihm, noch in seinen Jünglingsjahren die Aufsicht über die herrliche Bibliothek seines Klosters anvertraut wurde, welche Stelle er auch bis an das Ende seines Lebens bekleidete, und sich um diese Bibliothek, besonders durch den von derselben gefertigten Katalog, (von welchem aber nur die vier ersten Tomi, die von A—K gehen, gedruckt worden sind) ungemein verdient machte. Dass er auch schöne mathematische und astronomische Kenntnisse müsse besessen haben, davon zeigen verschiedene dahin einschlagende Schriften, die er von 1753—1778 edirte. Doch war die Literatur sein Lieblingsgeschäft, daher er denn auch eine andere Arbeit, nämlich die Beschreibung des Naturalien und Münzkabinets seines Klosters bey Seite setzte, und sich mit der Ausarbeitung des gegenwärtigen Werkes beschäfftigte, und dadurch seinen Bemühungen um die Erweiterung der gelehrten Geschichte die Krone auffetzte. Das ihm beygelegte Lob der Sanftmuth und Bescheidenheit scheint er freylich nicht immer verdient zu haben, wenigstens in jenen Fällen nicht, wo er in seinen literarischen Werken Gelegenheit hatte, die Fehler, oder auch nur die von der seinigen abgehenden Meynungen anderer Gelehrten zu rügen, wie solches der bekannte P. *Laire* erfahren musste, den er in seiner Beschreibung der römischen Drucke öfters sehr unbillig behandelte. Doch, das war eben seine schwache Seite. — Was nun das gegenwärtige Werk betrifft, so gieng sein Plan, wie schon aus dem oben angeführten weitläuftigen Titel erhellt, dahin, die sammtlichen ältern, in *Italien* im 15ten Jahrh. zum Vorschein gekommenen Drucke, auf eben die Art, wie er die *römischen Ausgaben* insbesondere beschrieben hatte, dem Publicum mit beygefügten literarischen Anmerkungen vorzulegen. Dass man bey einem Werk von dieser Art, auch bey dem besten Willen, und mit allen nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, ohne fremde Unterstützung, wenig gedeihliches ausrichten könne, darf Rec. wohl nicht erinnern, eben so wenig als dies, dass es dem Vf. daran gar nicht gefehlt habe. Schon die treffliche Bibliothek, deren Vorsteher er war, bot ihm die vorzüglichsten Seltenheiten zum Gebrauch dar. Auch stunden ihm die prächtigsten römischen Bibliotheken und Sammlungen älterer Drucke, besonders die eines *de Rossi*, welche nachgehends grösstentheils in die *Corsinische* kam, zu Gebote. Eben so bereit war man auch an andern Orten, seinen Wünschen zu entsprechen. Und dadurch wurde ihm freylich eine Arbeit, welche andern unübersteigliche Hindernisse würde dargeboten haben, ungemein erleichtert; und vielleicht würde ihm dieselbe noch leichter geworden seyn, wenn

wenn er alles das, was in Deutschland auch in diesem Felde vorgearbeitet worden ist, hätte benutzen können, oder wollen. Die Städte, in denen im 15ten Jahrh. die Buchdruckerkunst in *Italien* ausgeübt wurde, und von deren Producten in diesem Theile Nachricht gegeben wird, sind folgende: *Aesium*, *Aquila*, *Ariminum*, *Asculum*, *Bergomum*, *Bononia*, *Brixia*, *Caieta*, *Callium*, *Camberium*, *Carmaniola*, *Casale S. Evasii*, *Casale maius*, *Casellae*, *Civitas Austriae*, *Clavasium*, *Collis*, *Comum*, *Consentia*, *Cremona*, *Ferraria*, *Fivizani*, *Florentia*, *Forum Livii*, *Fulginium*, *Genua*, oder *Janua*. Es ist leicht zu erachten, dass ihm nicht alle diese Städte eine gleich reiche Aerndte gewährten. Denn verschiedne derselben können aufs höchste zwey bis drey, öfters noch dazu ungewisse Producte der Kunst aufweisen. Desto reichhaltiger sind andere, besonders *Bologna*, *Ferrara* und *Florenz*. Wir würden zu weit ausschweifen müssen, wenn wir auch nur die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten dieses Werkes ausheben wollten. Doch können wir nicht umhin eines und das andere zu bemerken, wozu uns besonders die *Panzerischen* Annalen die Veranlassung geben sollen, die wir mit dem Werke des *Italiäners* sorgfältig verglichen, und gefunden haben, dass zwar *jene*, wie leicht zu erachten ist, aus *diesem* ergänzet; dass aber auch *dieses*, aus *jenen* ergänzet und berichtiget werden könne, indem der *deutsche Fleiss* manche Seltenheiten entdeckt hat, die dem *Italiäner* selbst in seinem Vaterlande und in der Nähe der besten Quellen unbekannt geblieben sind. Gleich zwey von den ersten Städten, *Rimini* und *Bergomi* hätten wegbleiben können, wenn nicht *Audiffredi*, eben so, wie es in den *Panzerischen* Annalen geschehen ist, die Fehler anderer hätte verbessern und zeigen wollen, dass daselbst im 15ten Seculo nie gedruckt worden sey. Auch die Ausgabe von der *Chirurgia Guidonis etc. Bergomi* 1488, die *Audiffredi* für richtig annimmt, gehört nicht dahin. Sie steht in den *Panzerischen* Annalen richtiger unter Venedig, wo sie *Bonetus Locatellus Bergomensis* gedruckt hat. Daher der Irrthum. — Die bekannte, zu *Bologna* zum Vorschein gekommene Ausgabe von *Ptolemaei Cosmographia* mit der Jahrzahl 1462 setzt zwar *Audiffredi* unter dieses Jahr, bemerkt aber doch, dass das Datum des Druckes falsch sey. Nach aller Wahrscheinlichkeit gehört diese Ausgabe in das Jahr 1482, und unter diesem Jahre findet man sie auch in den *Panzerischen* Annalen. Von dem *Confessionale Antonini*, das S. 16 n. II angezeigt wird, kennt Rec. eine verschiedene, dem Vf. unbekannt gebliebene Ausgabe, die derselbe an einem andern Orte zu beschreiben gedenkt. S. 19 *Hieron. de Manfredes de homine* gehört zu dem Jahre 1474, wo diese Schrift auch noch einmal vorkommt. Das Jahr 1472 in *Beyeri memor.* ist ein offenbarer Druckfehler. S. 23 das *Opus Pandectar. Sylvatici*, welches *Johann Wurster de Kampidona* 1474, ohne Anzeige eines Ortes, druckte, hätte wohl nicht nach *Bologna* versetzt werden sollen, am allerwenigsten aber deswegen, weil *Morettus* in der Vorrede sagt, dass er dieses Werk daselbst emendirt habe. Dieser *Johann Wurster* druckte nie zu *Bologna*, wohl aber in *Mantua* und *Modena*. In den *Panzerischen* Annalen findet man dieses Werk unter *Mantua*. Die Num. VII. VIII u. X, die *Audiffredi* nur aus dem *Pinellischen* Katalog kannte, sind in den gedachten Annalen ausführlicher beschrieben worden. Unter dem J. 1475 fehlt die italiänische Uebersetzung des *Tract. R. Samuelis de adu. Messiae*. Zu dem Jahre 1476 gehört *Joh. de Imola Repet. de jurejur.* und in dem folgenden fehlen *Joh. Corsicti Singularia*. Der Drucker von der *Lectur. Fr. de Aret.* 1481 ist *Henric. de Colonia*. 1483. *Alb. M. Liber. aggr.* richtiger in den Annalen. Das *Volum.* I von der *Alex. Tartagn. de Imola Consil.* von 1483, blieb dem Italiäner unbekannt; daher S. 254 die Verlegenheit, aus welcher er sich nicht zu helfen wusste. Allerdings sind die Theile der *Consilior.* nicht zu einer Zeit erschienen. Zu 1485 gehören noch *Statuta Collegii Hispanor.* ingleichen *Devote meditatione etc.* *Dyni Lectura* von d. J. gehört unter 1495. zu 1487. *Mich. Savonarol. de pulsib.* und *Chph. Landini Formulario*. S. 75 n. VI heisst der Autor *Phil. Man. Rabeus*; und doch hat dieser nur eine Oration zum Lob des wahren Verfassers *Ludov. de Bologn.* dem Werke vorgesetzt, das S. 74 n. V angezeigt worden ist. Zum J. 1491 gehören noch *Andr. Barbat. super tit. de Constitut.* ingleichen *Theodosiana etc.* S. 83 n. X steht *J. de Lignano Tr. de Amicitia*. Ist nur ein Stück einer Sammlung, die in den Annalen n. 154 richtig angezeigt ist. So kann auch n. XI u. XIII aus denselben berichtiget werden. Die Ausgabe von *Matth. Bossi Recuperat. Fesul.* von 1492 aus *Denis Suppl.*, ist offenbar falsch, wie bey der richtigen Ausgabe von 1493 bemerkt worden ist; nur war es nicht nöthig, diesen Irrthum so weitläuftig zu rügen. Ausgelassen ist unter diesem Jahr I. B. *de Caccialup. Repetit.* ingleichen *Vita di nostra Donna*; so wie vom J. 1494 *Stanze de Angelo Politiano*. Richtiger sind in den Annalen die *Libri III de Chyromant. Antioch. Tiberti* angezeigt worden. Zu dem Jahr 1495 gehören noch *Joh. de Imola Consilia* — *Audiffredi* kannte nur das dazu gehörige *Repertorium n. XV*. Ferner *Oldr. de Ponte de Laude Consilia* und *Caspar. Fantutii oratio etc.* Doch dieses alles nur zum Beweis, dass es eben keine leichte Sache sey, in dieser Art etwas ganz vollständiges zu liefern. Um sich davon noch mehr zu überzeugen, darf man nur, die von dem Vf. selbst seinem Werke von S. 401 — bis 428 beygefügten *Addenda et Corrigenda* ansehen und durchgehen; und wie so manches würde er noch hinzuzusetzen gefunden haben, wenn ihn die Vorsehung länger erhalten hätte, um die Arbeiten anderer Literatoren, besonders die *Panzerischen* Annalen, und den trefflichen *Catalogum Biblioth. Magliabeck.* ganz benutzen zu können, aus denen wir, wenn es der Raum gestattete, verschiedene, gewiss bedeutende Werke, die *Audiffredi* nicht gekannt hat, anzeigen könnten, worunter wir besonders die äusserst seltene Ausgabe von *Calderini Commentar. in Juvenal. Brixiae per Henric. de Colonia* 1474 fol. rechnen können, die, weil man sie nicht kannte, so manche Verwirrung veranlasst hat. So ist dem Vf. auch die Ausgabe von *Virgilii operib. Brixiae per Bonin. de Bonin.* 1484 fol. unbekannt geblieben. Den Beschluss machen vier brauchbare *Indices*. *Der erste* über die Verfasser, der,

der, in dem Werke angezeigten Bücher; *der zweyte* über einige vorkommende verdächtige oder zweifelhafte Ausgaben. *Der dritte* und *vierte* über die Namen und Zunamen der Buchdrucker.

Halle, b. Gebauer: *Zweyter Nachtrag zu den drey ersten Bänden des ersten Theiles des Handbuches für Bücherfreunde und Bibliothekare*, von *Heinrich Wilhelm Lawätz*, königlich dänischen Justitzrathe. Erste Abtheilung. 1794. 1 Alph. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Es macht diesem Autor wirklich Ehre, dass er nach und nach anfängt, den von mehrern Seiten her ihm zugerufenen Erinnerungen über sein nützliches, aber nicht mit der gehörigen Ueberlegung unternommenes, Werk Gehör zu geben. Er thut dies theils stillschweigend, theils mit ausdrücklichen Versicherungen, dass er sich in diesem und jenem Stück bessern wolle. Freylich regt sich bey ihm noch hier und da ein Anfall von Selbstgenügsamkeit: aber am Ende wird sich hoffentlich alles noch geben. Das unnütze Dediciren eines jeden Abschnittes und die zwecklose Eintheilung in Epochen nach Jahrhunderten hat er endlich ganz weggelassen. Er citirt auch nicht blos mehr Recensionen, sondern giebt auch, bey solchen, die er selbst gelesen, das Resultat mit wenig Worten an. Wenn er doch nur auch noch bey diesem Citiren die ihm auch schon vorgerückte, ganz unnöthige Weitläuftigkeit vermiede! Wenn er z. B. Seilers gemeinnützige Betrachtungen anführt; so setzt er allemal den ganzen Titel nebst den Vornamen des Herausgebers hinzu.

Schon die erstaunliche Menge von Nachträgen muss Hn. L. überführen, dass er sein Werk zu übereilt angefangen habe. Er hat jetzt schon beynahe so viele Schriften nachgetragen, als in den drey ersten Bänden des ersten Theiles vom Hauptwerk aufgeführt sind; schon über 3½ Alphabete zu 4½. Wobey noch in Anschlag zu bringen ist, dass das Hauptwerk mit grössern Lettern und weitläuftiger gedruckt ist, als die Nachträge, und dass in diesen, besonders in dem neuesten, viel Raum erspart worden, durch das Weglassen der Dedicationen und Epochen. Zwar sind unter den angeführten Schriften auch viele neuere, die seit 1788 und 1789 erschienen sind: aber der grössere Theil besteht doch aus ältern. Viele in der jetzigen Abtheilung, die sich über die 53 ersten Capitel des Hauptwerks erstrecken, verdankt er einem jungen, viel versprechenden Literator, Hn. *Roch*, Candidaten der Rechte zu Leipzig.

Unter vielen Verbesserungen dieser neuen Nachträge, die wir uns beym Durchblättern anmerkten, erwähnen wir hier nur folgender. S. 33 sind *Anton de Varillas*, der Historiker und der *Comte de Vareilles* (nicht *Varillas*), *Marechal de Camp* und *Lieutenant des Gardes du Roi*, (starb um 1760) ganz verschiedene Personen. Der S. 67 angeführte *Jordanus Brunus Nolanus* steht schon in dem Hauptwerke (B. 1. Th. 1. S. 100) richtiger unter *Brunus*. — Die S. 13 erwähnte Disputation, *Virtutes historicorum antiquorum et recentium comparans* hat nicht *J. D. Michaelis*, sondern der Respondent, der jetzige Hr. Prof. *Eyring* in Göttingen, geschrieben. — Die S. 127 angeführte deutsche Grammatik für die Ungern von *Matthias Bel* führt folgenden Titel: *Institutiones linguae Germanicae in gratiam adolescentiae Hungaricae, cum praefatione de linguae Germ. et Slavicae in Hungaria ortu, propagatione et dialectis. Leutschoviae* 1718 8. Halae 1730. 8. (Diese Ausgabe führt Hr. L. im Hauptwerke B. 1 Nr. 1125 an). *Vindob.* 1737. 8. — S. 185 darf es nicht heissen: der *dermalige* Magister in Halle, Hr. Kindleben; denn er ist schon seit 10 Jahren tod. — *E. A. Frommanns* Disp. *de sanctitate linguae Hebraicae etc.* steht auch in dessen *Opusculis* T. I. p. 47—81. — *Daseri Exercitatio* (S. 182) erschien zu Tübingen in 4. — *Breyers Select. Pieces etc.* sind schon im Hauptwerke (B. 1. Nr. 1937) angeführt: aber ohne des Verfassers Namen, der auch nicht auf dem Titel steht. — Die Nr. 1785 unter *G. W.* angeführte französische Grammatik ist schon vorher unter Nr. 1754 unter *G. W. Müller* richtiger angezeigt. — S. 270. Nr. 2193 heisst es, man habe von Hrn. *Brunk's Analectis veterum poëtarum Graecorum* eine ältere Ausgabe vom J. 1735. Diese Jahrzahl lässt ganz natürlich ein Versehn ahnen: aber wir können nicht entdecken, woher es gekommen seyn mag, wissen auch nichts von einer frühern, vor dem J. 1772 veranstalteten Ausgabe.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Züllichau, b. Frommann: *Predigten zur Beförderung einer vernünftigen Aufklärung in der Religion*, von *A. C. Bartels*, Abt zu Riddagshausen und herzogl. braunschw. Hofprediger. 1793. 316 S. 8.

Damit der Leser sogleich wisse, was für abgehandelte Materien er in dieser Predigtsammlung zu suchen habe, setzen wir den Inhalt derselben her. 1) Von wahrer und missverstandener Aufklärung in der Religion. 2) Vom Werthe einer vernünftigen Aufklärung in der Religion. 3) Von den Hindernissen einer fortschreitenden Aufklärung in der Religion. 4) Von den Beförderungsmitteln der Aufklärung in der Religion. 5) Von der Hauptsache in der Religion. 6) Wider die Gewohnheit, sich an Nebendinge in der Religion mehr als an die Hauptsache derselben zu halten. 7) Von der billigen Beurtheilung Andersdenkender in der Religion. 8) Von der billigen Behandlung Andersdenkender in der Religion. 9) Wider das Vorurtheil, als thue man Gott einen Dienst damit, wenn man Religion hat. 10) Vom vernünftigen Verhalten in Absicht auf Zweifel in der Religion. Alle diese Materien sind von dem würdigen Vf. mit ungemeiner Gründlichkeit in lichtvoller Ordnung und einer edlen Schreibart vorgetragen. Er hat es zwar durchgängig mit dem Verstande zu thun, aber doch so, dass auch das Herz des Lesers sanft dabey erwärmt wird. Das Ganze gleicht einem klaren Bache, der aber tief ist. Wer über diese Gegenstände selbst noch nicht hinlänglich nachgedacht hat, aber von reinem Interesse für die Wahrheit beseelt ist, wird dieses Buch mit Dank für die Belehrung aus den Händen legen, welche es ihm gewährt hat, und der Selbstdenker wird dem Vf. mit Vergnügen folgen. — Es wird

hier so manches nachdrückliche Wort zu seiner Zeit gesprochen. Rec. kann sich nicht enthalten, ein paar Stellen daraus abzuschreiben S. 48. „Die Religion verliert unter denkenden Menschen unausbleiblich, so bald sie nicht als ein Gegenstand des vernünftigen und freyen Denkens betrachtet und behandelt wird, verliert besonders in Zeiten, wo man an ein freyes Prüfen und Untersuchen in andern Dingen gewöhnt ist, wenn sie allein dieser Untersuchung ängstlich auszuweichen oder eigenmächtig sich zu entziehen sucht. Wenn da an einem Orte oder in einem Lande das Recht, über die Religion zu denken und zu urtheilen, wieder allerley gewaltsame Einschränkungen leidet; wenn man wieder anfängt zu verordnen und zu gebieten, was man glauben und nicht glauben solle, und willkührliche menschliche Lehrsätze als heilige göttliche Wahrheit einzuschärfen; so lehrt die Erfahrung, dass ein Theil der selbstdenkenden Menschen seine bessern Ueberzeugungen für sich allein behält und im Stillen seines Glaubens lebt, aber auch ein nicht geringer Theil, der noch nicht fest genug in seiner Ueberzeugung war, von der lichtscheuen Religion abfällt und alle Hochachtung für dieselbe aufgiebt. Erkennet hieraus, m. Fr., wie nöthig es sey, dass die Religion mit den übrigen Theilen des menschlichen Wissens und die Aufklärung in derselben mit der Aufklärung in andern Dingen gleichen Schritt halte. Wenn sie allein zurückbleibt, sie allein an dem Lichte der Zeit keinen Theil nimmt, und keinen Stral desselben mit auffasst; so wird sie bald in ein unrühmliches Dunkel gerathen und, als im Winkel und Schatten gestellt, übersehen werden." Aus der dritten Predigt S. 103. „Traurig ist es, dass die Freyheit über die Religion zu denken und zu urtheilen unter den Christen noch so oft beschränkt und zu Zeiten gar unterdrückt ist; traurig, dass sie hier und da, selbst an den Oertern und in den Ländern, wo sie schon am meisten gewonnen hatte, wieder in so enge Gränzen gebracht wird, dass doch am Ende nichts weiter, als der alte unselige Glaubenszwang übrig bleibt. Was kann die Folge hiervon seyn, als dass Unwissenheit und Aberglauben, die unter dem Drucke am besten aufkommen, wieder überhand nehmen, und die reinern bessern Kenntnisse von Gott und seinem Willen, *die nur auf einem freyen Boden gedeihen*, allmählich verkümmern und verschwinden. Lasst uns Gott danken, m. Fr., ihm laut und öffentlich danken, dass wir so etwas unter uns nicht zu befürchten haben." — Der aufgeklärte Fürst, in dessen Lande Hr. B. zu lehren das Glück hat, ist werth dergleichen Männer zu haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Halberstadt*, b. den Grossischen Erben: *Die Versöhnungslehre*, vorgetragen von *H. P. Drumann*, Lehrer des evangelischen Christenthums zu Dennstedt. 1793. 43 S. 8. Der Form nach ist dies eine Predigt über 2 Cor. 5, 19 ohne Gebet und Eingang, aber der Art des Vortrags nach mehr eine Abhandlung. Zu welchem Zweck Hr. Dr. diese Predigt ans Licht gestellt habe, ist nicht abzusehen, denn sie enthält weiter nichts als den Lehrbegriff des ältern Systems von der stellvertretenden Genugthuung Christi nach den bekannten Gründen ausgeführt, ohne irgend etwas in sich zu fassen, was nicht in andern Schriften, weit besser und gründlicher mit Rücksicht auf die Gegengründe wäre abgehandelt worden. Von dem Lehrbegriff des Vf. mag folgende Stelle S. 22 eine Probe seyn. „Wer ist wohl so sehr „ein Fremdling in den Büchern des N. T. dass er nicht wissen sollte, „wie die ganze Tugendlehre des Christenthums auf den Ver„söhnungstod Christi gegründet sey. Wer diese daraus hinweg„nähme, der risse der Lehre Jesu gleichsam das Herz aus dem „Leibe." Ein Beyspiel von seiner Art zu beweisen S. 39: An und für sich, meynt der Vf. kann die Sünde nichts anders als schädliche Folgen oder Strafen nach sich ziehen. Aber durch andere Mittel kann doch ein Uebel abgewendet werden. Es zieht sich jemand durch Zorn ein Gallenfieber zu, aber er nimmt ein Brechpulver und wird gerettet. Ein anderer verliert in einer Feuersbrunst sein Haus, aber durch Unterstützung anderer bekommt er ein besseres wieder. Was nun Menschen können, sollte das Gott bey seiner unbegränzten Macht nicht vermögen? Ob es aber der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes angemessen sey, verdiente Strafen aufzuheben, daran wird nicht gedacht. Aus diesen Proben wird man von dem übrigen urtheilen können.

Erbauungsschriften. *Antrittspredigt* in der Stadtkirche zu Ansbach d. 26 Oct. 1794, gehalten von *Albr. Bayer*. 32 S. 8. Warmes Gefühl für den wichtigen praktischen Zweck des christlichen Religionslehrers und richtige liberale Denkart zeigen in dieser passenden Gelegenheitsrede einen Mann, zu dessen Uebergang ins Predigtamt man seiner Gemeinde Glück wünschen darf. Nach Anleitung des Texts 2 Kor. I, 24 zeichnet Er sich selbst das *wahre Verhältniss vor, in welchem der Lehrer der Religion gegen seine Gemeinde stehe*, nämlich: 1. *nicht Herrscher* (herrschsüchtig) *über* a. *ihren Glauben und* b. *ihr Gewissen*, sondern 2. *Beförderer* a. *ihrer Freude über das Glück des Christenthums*, b. *ihres Wachsthums in der Erkenntniss* (Anerkennung) *der Wahrheit*, *und* c. *ihrer Gottseeligkeit* (gottergebenen Rechtschaffenheit) *zu seyn*. Wir zweifeln nicht, dass der Vf. immer auch über den reinen deutschen Ausdruck, welcher in der Predigt selbst herrscht, halten und nie dem Kanzelton nachgeben werde, welcher in veralteten, dunkeln, unbequemen Worten und Redensarten Erbaulichkeit sucht. Es ist hohe Zeit, dass Männer von feinem Geschmack jene geschmacklose ganz eigene Kanzelsprache, welche unter den Ursachen, die unsre Kirchen leer machen, weit oben steht, besonders in Residenzen weit entfernt halten, und durch eine reine, einfache, würdige Diction das Ohr des gebildeten Zuhörers für den würdigen Innhalt öffnen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. August 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Bohn: *Musen, Almanach* fürs Jahr 1795. Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss*. 188 S. 12.

Göttingen, b. Dieterich: *Poetische Blumenlese* aufs Jahr 1795. Mit *Bürgers* Bildniss. 243 S. 12.

Wir gestehn gern, dass die hamburgischen und göttingischen Musenalmanache uns jedes Jahr eine angenehme Erscheinung in der deutschen Literatur sind. Man wird nicht leicht einen in der langen Reihe derselben finden können, in welchem nicht wenigstens Ein Gedicht wäre, dessen sich die Musen freuen müssen; und welcher Gewinn für unsern Parnass, wenn jährlich auch nur zwey Blumen auf ihn verpflanzt werden, die es wenigstens verdienten, eines ewigen Frühlings zu geniessen! Dabey sehen wir nicht ein, welchen Nachtheil diese Sammlungen für unsre Literatur haben könnten. Mögen noch so schlechte poetische Früchte in ihnen aufbewahrt werden, so liegen sie entweder ungenossen, oder werden von denen aufgenommen, deren Geschmacke sie angemessen sind: mag das Publicum immerhin manchen unpoetischen Geist, welcher in ihnen erscheint, wie den ächtdichterischen Genius, der sie bereichert, mit Jubel empfangen; so zeigt doch das Schicksal, welches die Almanachsdichter bisher erfahren haben, dass auch sie endlich von der Zeit den verdienten Lohn empfingen; wie mancher Name, nach welchem sonst ein unreifer oder falscher Geschmack mit Begierde in diesen Sammlungen suchte, ist jetzt schon in die verdiente Vergessenheit versunken! Dagegen ist es ein äusserst angenehmes Gefühl, hier Namen von neuen Dichtern kennen zu lernen, und nachzuforschen, ob der Dichtergott sie wohl dereinst seiner Verherrlichung werde würdig halten; dagegen erfreut uns die Vermuthung, dass die Geister, welche uns hier ihre poetischen Früchte darbieten, bey Hervorbringung derselben sich doch müssen vergnügt haben. Wäre dies nicht, was könnte sie jetzt noch bewegen, sich in der Reihe der Almanachsdichter zu zeigen? In den ersten Jahren dieser Sammlungen wurde selbst ein mittelmässiges Gedicht derselben durch die Neugierde in Umlauf gebracht; jetzt aber ist auch dieser Reiz für sie verloren, und selbst ein vortreffliches Product, das in ihnen aufgestellt wird, gelangt selten zu einiger Celebrität.

Der hamburgische Almanach für dieses Jahr erhält seinen vorzüglichsten Werth durch vier Gedichte von der verstorbenen *Karschin*, welche sich durch die stärkste Leidenschaft auszeichnen, die der Kunst erlaubt werden kann. So neugeboren und lebendig die Empfindung in derselben erscheint, hat ihr die Phantasie doch schon den Schleyer der Schönheit gegeben, und ihr den Weg gezeigt, welchen sie gehen soll. Das Gedicht S. 59, in welchem Sappho zornig auf ihr Leben ist, beginnt mit einer Art von Raserey, welche auf der äussersten Gränze der Kunst taumelt, und nie hinübertaumelt; ein Genius, welcher die Brust mit einer wunderbaren Ahndung erfüllt, macht auch ihr Schwanken planmässig. Der wilde Schmerz wird zuletzt in wehmüthige Bilder aufgelöst, und man gedenkt bey den letzten Strophen der ersten, wie des vergangenen Gewitters, wenn die Sonne schimmert und der Regen herabträufelt.

> Wenn in mir sich Wut und Liebe zanken,
> Werden aus den stürmischen Gedanken,
> Furien mit Peitschen in der Hand.
> O sie hauen, in betrübten Stunden,
> Meiner Seele grosse tiefe Wunden,
> Wie Orest nach Muttermord empfand.

Wer kann es bey einem solchen Schmerz der Dichterin verdenken, wenn sie die Krieger, welche ihr Vaterland verheeren, wenn sie Russen und Kroaten anruft, ihr den Tod zu geben; und wer freut sich nicht eines Patriotismus, welcher diese Bitte plötzlich in den Wunsch verwandelt, dass die Barbaren das Vaterland verlassen mögen!

> Aber geht nur, fliehet fort mit Schande;
> Glück begehr' ich meinem Vaterlande
> Von den Göttern, leben will ich nicht!

Nach einer solchen vortrefflichen Wendung, wo sich die Wuth bricht, indem sie nur auf einen Augenblick durch fremdes Elend beschäfftigt wird, gedenkt die Dichterin einer andern Todesart, welche die lieblichsten Bilder veranlasst, die aber immer mit dem Gegenstande des Gedichts in der innigsten Verbindung bleiben.

> An der Elbe Ufer will ich treten,
> Und noch dreymal zum Apollo beten;
> Dann empfange mich der nasse Raum;
> Lächelnd siehet Phöbus auf mich nieder,
> Wehrt dem Sturze; wegen meiner Lieder
> Macht er mich zu einem Lorbeerbaum!

Die

Die vorbeysegelnden Schiffer werden von diesem Wunder sprechen, aber der Baum bleibt ruhig stehn, bis der harte Phaon von ihm hört.

> Eilend fliegt er an der Elbe Strand.
> Ich erkenne, wenn er kommt, den Spötter,
> Blass verfärb' ich meine grünen Blätter;
> Plötzlich fühlt er, was er nie empfand.

Eine Thräne entfällt ihm, er wünscht, dass der Baum Sappho wäre, aber er bleibt Lorbeer.

> Ausgegraben von der ersten Stelle,
> Werd' ich seines Lorbeerbaums Geselle,
> Unter seinem Fenster grün' ich dann;
> Alle Morgen wird er mit Gleminden
> Tausend Thränen auf den Blättern finden,
> Und sein Gram im Auge sieht mich an.

Von ähnlicher Schönheit sind die übrigen Gedichte, alle voll von ächt lyrischem Geist. Aber sowohl bey diesem, als den übrigen, wird unsre gegenwärtige poetische Welt einige Ausdrücke und Wendungen incorrect und matt finden. Sicher waren sie es nicht zu der Zeit, aus welcher diese Gedichte sind. Wie sehr hat sich unsre Sprache seit der Mitte dieses Jahrhunderts verändert, und wie manche Ausdrücke, die damals kräftig und poetisch edel waren, gelten jetzt als schwach und gemein! Darum erfodert es für Leser, welche sich durch die gegenwärtige Dichtkunst gebildet haben, immer ein kleines Studium, ehe sie unsern ältern Dichtern ganz Geschmack abgewinnen, worinn wohl mit die Ursache liegt, dass die Poesien einer *Karschin*, eines *Utz* u. s. w. so wenig mehr genossen werden. Eine ähnliche Bemerkung macht man vielleicht bey einigen Gedichten von *Gleim* in dieser Sammlung, welche des goldnen Zeitalters dieses Dichters ganz werth sind; wir meynen die vier Lieder aus seinem Hüttchen und das Gespräch mit seiner Taube. Dieses hat eine süsse Naivetät, welche im griechischen Alterthum würde entzückt haben. Das Täubchen soll nach Eutin zu *Voss* mit einem Briefchen fliegen. Seine Ankunft, sein Aufenthalt bey dem Manne, welcher den Pfarrer singt, werden mit jeder der lieblichen Zeilen lebendig geschildert:

> Währts aber dir zu lange, dann
> Lieb Täubchen! sage: Gern
> Trät' ich die Reise nun bald an
> Zu meinem alten Herrn!

> Stirbt er, dann setzt sein Täubchen sich
> Leidtragend auf sein Grab!
> Ich weiss, er wartet schon auf mich,
> So fertigt mich doch ab!

Das Täubchen eines *solchen* Dichters, und zu einem *solchen* Dichter gesandt, werden alle Götter vor Raubvögeln schützen, und in dieser Hinsicht wäre die letzte schöne Strophe nicht nöthig:

> Wenn auf der weiten Reise dir
> Ein böser Vogel droht,
> Dann schiess' ihn Jägermordbegier
> Gleich auf der Stelle todt!

Gern gedenkt man neben Proben von so ächtlyrischer Dichtkunst eines kleinen elegischen Gesanges von *Fr. Brun, geb. Münter*, S. 177, wenigstens in so fern man auf den lieblichen Geist desselben sieht; denn an Vollendung des Ausdrucks bleibt er sehr weit hinter den bisher genannten Gedichten zurück. Schon ist es kühn, wenn der Frühling sich im Blüten*regen malt*, aber offenbar muss bloss dem Reim zu Gefallen des Sommers Segen in Aehren *stralen*. In der zweyten und dritten Strophe sind die spondaischen Participien statt der Trochäen im Reim sehr malerisch und wohllautend gebraucht; *zurücke* statt zurück ist in unsern Zeiten dem Dichter nicht mehr erlaubt. Vorzüglich schön sind die beiden letzten Strophen:

> Beym trüben Lampenschein in bittren Leiden
> Gedacht ich dein;
> Die bange Seele flehte nah am Scheiden:
> Gedenke mein!

> Ich denke dein, bis wehende Cypressen
> Mein Grab umziehn;
> Und auch in Tempe's Hain (an Lethens Bach) soll unvergessen
> Dein Name blühn.

In Tempe's Hain jetzt nicht vergessen zu werden, ist wahrhaftig kein Ruhm und keine Wohlthat. Ausser diesen Beyträgen möchte man wohl nichts in dieser Sammlung finden, dessen sich die lyrische Dichtkunst freuen könnte. Hr. *von Halem* hat die Lehren des Bacchus gesungen, und sein Lied verdient Lob wegen des raschen Ganges. Die Dichtung in demselben ist von weniger Bedeutung, und man merkt nicht nur nicht an irgend einem Zuge, dass der Gott Bacchus redet, sondern vielmehr, wenn er sagt:

> Leicht führet dann über der Billigkeit Schranken
> Die deutelnde Leidenschaft, zeiget den Feind
> Im ruhigen Bürger, der redlich es meynt.

so sollte man fast glauben, er spräche nicht im Alterthum zu den Schaaren, die er bis zum Ganges hin bezwang, wohl aber zu den Europäern bey den jetzigen Zeitläuften. Uebrigens hat dies Gedicht ungleich mehr Verdienst, als alle andre angeblich lyrische Beyträge dieses Almanachs, deren wir noch erwähnen müssen. Der Gesang von *Schönborn* an die Gräfin Julie Reventlow wird gewiss nicht durch eine Phantasie erhaben, die ihren Mangel an innerer Kraft durch riesenmässige Bilder verbergen will, welche auch die schwächste Einbildungskraft hervorbringen kann, sobald man sie manipulirt. Die Silberrosse der milden Stromkönigin der Themse bäumen sich hier immer schwellender empor. Lauttönend und hochwogig braust es an der Göttin Zügel fort, das hineilende Gespann, *bemähnt mit thürmenden Massen den unaufhaltsamen Nacken*. Eine solche Sprache

Sprache entschuldige man doch ja nicht mit Pindars Beyspiel, welchem Hr. *Schönborn* nachzuahmen scheint. Die Sprache des Griechen ist im Ganzen äusserst einfach, und wo sein Ausdruck uns übertrieben scheint, da gilt unser Urtheil nicht mehr; denn wie oft hängt es von einer kleinen Schattirung ab, in der Bedeutung eines Worts, ob es nicht zu uneigentlich genommen ist, wie sehr von dem Genius einer Sprache, ob eine gewählte Wendung einer Reihe von Bildern Einheit erlaubt, oder dieselbe verhindert? und wo ist in einem Gedichte, wie das gegenwärtige, auch nur im kleinen eine Ahndung von der hohen einfachen Composition, um derentwillen man sich bey Pindar gern Bilder gefallen lasst, die einem an sich nicht wohlthun? *Matthisson* hat drey Gedichte geliefert, von welchem sich zwey, Bundesweihe und Eros, durch einen schwülstigen Ausdruck über einen Gegenstand erheben wollen, welcher sonst innerhalb der Gränzen dieses lieblichen Dichters liegt; so wie das dritte: Siegsgesang für Freye, anstatt des erfoderlichen Schwunges, eine sehr nüchterne Seele verrath. Die letzte Strophe:

> Helden, euch tönt Klage nicht nach!
> Jugendlich blüht du an Gräbern,
> Du, die auf greisender Scheitel
> Traurend oft stirbt, Blume des Ruhms!

kann doch wohl nichts weiter sagen, als: hier schlummern Jünglinge, die schon berühmt wurden, anstatt dass sonst oft ein Greis dem Grabe zuwelkt mit seinem Ruhm. Allein dieser Gedanke ist hier so unglücklich ausgedrückt, dass ihn wenige verstehn werden, wobey man freylich nicht viel verliert, denn er ist unbedeutend. Das Morgenlied vom Gr. *F. L. zu Stolberg* ist gewiss aus der Seele dieses edeln Dichters geflossen; allein der Leser kann hierüber zu keiner Gewissheit kommen, weil es tausendmal gesungne Empfindungen ohne neue Wendungen oder Bilder und Züge in der Diction der neuern Poesie wiederholt, und deshalb auch recht gut gesammelt, anstatt gedichtet seyn könnte. Das Lied von *Friedrich* an einen Jüngling sagt die gewöhnlichsten Dinge auf eine gewöhnliche Weise, und die beiden Beyträge von *F. von Köpken* verrathen eine prosaische Einbildungskraft, die sich hin und wieder eine dichterische Blume aufgelesen hat.

Unter den erzählenden Gedichten in dieser Sammlung ist Bankban von Hn. *von Nicolay* das langste und langweiligste. Auf den mehr als zwanzig Seiten, die es einnimmt, ist doch auch nicht ein einziger poetischer Zug. Wenn man so erzahlen will, so thue man es doch nicht in Versen; man bringt sonst unsern Pöbel in der Lesewelt immer mehr in den Wahn, dass das Wesen der Dichtkunst im Sylbenmaass und Reim bestehe. Vorzüglicher ist die Erzählung von *Pfeffel*, und mit dem innigsten Vergnügen wird man die Nachbildung der Europa des Moschus durch *Vossens* Meisterhand betrachten. Derselbe Dichter hat auch das kleine herrliche Gedicht von Moschus: die Gegend am Meer, mit einer Gewalt über die deutsche Sprache verdeutscht, welche ihr nie Gewalt anthut. Sollten einem manche Wendungen in demselben undeutsch oder gezwungen vorkommen, so lese man es nur laut, und man wird nirgends mehr anstossen. Dies ist der Fall bey allen neuen Vossischen Uebersetzungen von griechischen und lateinischen Dichtern. Das Gesicht wird sich oft durch sie beleidigt fühlen, selten das Ohr; und für dieses werden sie ja gearbeitet:

> Aber sobald aufstoset die grauliche Tief', und der Meerschwall
> Uebergewölbt aufschäumt, und die Brandungen toben von weitem;
> *Bang ist schau' ich das Land* und die Bäum' an, fliehend die Salzflut.
> Nur das treue Gefild', und die schattige Waldung gefällt mir,
> Wo, wenn der Sturm auch weht mit Gewalt, nur die Pinie säuselt.
> *Kümmerlich, traun! wie ein Fischer doch lebt, dem Wohnung die Barke,*
> Dem das Gewerbe die See, dem Fisch' ein trüglicher Fang sind!

Die ausgezeichneten Stellen werden freylich durch ihre Wendung gegen die gewöhnliche Schriftsprache anstossen; aber wenn man sie gehörig liest, so werden sie keinem deutschen Ohre gewaltsam vorkommen.

Ausser zwey Episteln von *Tiedge*, die eine gefällige Sprache haben, ausser zwey Gesängen von *Ebert*, mit denen Friede sey, wie mit seiner Asche, giebt es in dieser Sammlung verschiedene epigrammatische Gedichte von *Haug*, *v. Halem*; *Voss* u. s. w., von welchen uns diese vier Zeilen von *Schulthess* an Matthissons Hochzeitstage am besten gefallen:

> Feiert, Edle, den Tag! Dem Freunde der ahnenden Psyche
> Gab, was er flehete, Zeus, lohnend den süsen Gesang.
> Gieb mir, betet' er jüngst, o gieb das Schöne zum Guten!
> Und von Hymens Altar führt er Amalien heim.

Man legt immer den hamburgischen Almanach unbefriedigt aus der Hand, wenn man keine Idylle von dem Herausgeber darinn gefunden hat; und so gewöhnlich man sich täuscht in dieser Hoffnung, sucht man dennoch jedes Jahr von neuem zuerst nach dem Gegenstande derselben, ganz so wie man sonst nach Romanzen von dem Herausgeber der göttingischen poetischen Blumenlese zuerst bey dieser jährlich nachforschte. *Sonst* that man dies, denn er ist auf unserm Parnass entschlummert, der Dichter der Romanzen, dessen Geist in jedem Zuge derselben lebendig ward, der lieblichste unsrer Minnesänger, an dessen Grabe einst die Schäferinnen ihre Schafe weiden und die Augen von Schmerzen feucht, auf ihren Stab gelehnt, klagen werden, dass dieser Sänger nicht mehr lebt und zu ihrem Lobe ein Lied ersingen kann. Ja, in den Minneliedern war seine Sprache so sanft, wie sie kraftig in seinen Balladen war, und eine angenehme Unbefangenheit und Einfalt wurde in beiden sichtbar und bezaubernd, wie sie denn auch seinen ganzen Charakter so lauter und

gutmüthig machte. Vielleicht war hin und wieder, wenigstens wie er sich in den höhern lyrischen Gesängen verrieth, ein Strich in denselben, welchen die Musen nicht gern wahrnahmen; aber wer übersieht dies nicht leicht, da in seinen Romanzen eine gewisse Derbheit so wohlthut? Die Kritik selbst legt am Grabe eines solchen Dichters gern auf einige Zeit ihre Pfeile nieder, und bestreut es friedlich mit Rosen und Lilien; sie thut dies um so lieber, da sie, auch selbst von Wehmuth nicht bestochen, dem letzten Volksgesang von *Bürger*, dem Feldjägerlied, uneingeschränktes Lob ertheilen muss, da sie aus der Probe von der neuen Ausgabe seiner Gedichte, die uns dieser Almanach liefert, mit Freude sieht, wie glücklich er allen ihren Foderungen genug zu thun suchte!

Ausserdem kann die heurige göttingische Blumenlese Eine Blume aufweisen, welche durch Farbe und Duft entzückt, nämlich das Gedicht Vergissmeinnicht an Arminia von *Tiedge*. Selten hat die Liebe sich mit solcher Ueppigkeit in vergangene Lust gestürzt, ohne die zarteste Unschuld zu verletzen, und die lieblichen Scenen, welche die Einbildungskraft bey ihr vorüberführet, durch den Gedanken der Trennung gleichsam mit einem solchen wehmüthigen Abendroth umgeben; selten hat ein Dichter die ganze Vergangenheit zu einem Aufrufe zur Treue so rührend gebraucht, und durch das schauerliche Vorempfinden des letzten Gefühls im Tode so selbst der Flatterhaftigkeit eine Thräne abgepresst:

> Vergiss mein nicht! wenn einst im Quellenthale
> Ihr Trauerlied die fromme Grille zirpt,
> Vielleicht dass dann zum letzten — letztenmale
> Mein Athemzug dich nennt, und seliger dann stirbt!
> Dann werden Ahndungen durch deine Seele schüttern,
> Und geistig werden rund um dich die Blumen zittern;
> Dann fühlst du, dass mein Herz mit diesem Seufzer bricht:
> Arminia, vergiss mein nicht!

Was den wahren Dichter so sehr charakterisirt, dass Eine Stimmung der Seele jeder Zeile ihr Gepräge giebt, findet man in einem sehr hohen Grade in diesem Gedichte. Eine eigene Kunst des poetischen Gefühls verräth sich in der Ordnung, nach welcher die Bilder vorübergehen, indem jede neue Scene die Seele wehmüthiger und feyerlicher macht, und die Phantasie zu manchen wieder zurückschwärmt, aber weil sie schon eine andre Wendung genommen hat, auch dieselben anders individualisirt; sie hat eine solche Freude an ihnen, dass sie von allen Seiten sie betrachten muss. Die kleine Ahndung von Eifersucht, welche in der ersten Strophe erscheint, zeigt gleichsam die verborgene Quelle, aus welcher alles fliesst; aber sie ist der schönen Seele des Dichters so unangenehm, dass er sie ganz mit den Blüthen seiner Phantasie zu bedecken sucht; nur hin und wieder blickt sie noch hervor, aber ohne zu sprudeln:

> Vergiss mein nicht! O Seel' aus Huld geschaffen,
> Aus Himmelshuld und Engelfreundlichkeit,
> Einst bin ich fern! wer wird dir dann die Waffen,
> Mich zu beschützen, leihn, wenn dich die Welt zerstreut?
> Wer wird die Stelle mir in deinem Herzen gönnen?
> Wird nicht mein armes Bild im Weihrauch mit verbrennen,
> Der dich umflammt, wenn fern mein Kummer einsam spricht:
> Arminia, vergiss mein nicht!

Man findet ferner in diesem Gedicht einzelne so vollwichtige Gedanken, wie sie selten mehr bey unsern neuern Dichtern vorkommen. Wie schön ist z. B. jener höchste Grad von moralischer Cultur, wo das Sittengesetz kein Gebot mehr für uns hat, weil auch unser Gefühl sittlich und die Tugend gleichsam ein Naturphänomen geworden ist, und der Gedanke, dass seine Geliebte auch bey einer solchen Tugend vielleicht noch seiner gedenken dürfe, in der zweyten Hälfte folgender Strophe vom Dichter angedeutet:

> Vergiss mein nicht! das zarte Seelenleben,
> Dies Paradies, das sich die Unschuld weiht,
> Wird immerdar vor meinem Geiste schweben,
> Der darin göttlicher zur Göttlichkeit gedeiht.
> Ha! welch ein Paradies, wo unter bessern Lüften,
> Wie Blüthen, Tugenden des schönsten Herzens düften,
> Zu welchem einst vielleicht ein Nachhalllüftchen spricht:
> Arminia vergiss mein nicht!

Schon aus diesen Proben wird man gleichfalls sehn, dass in der Sprache und dem Versbau dieses Dichters dieselbe Harmonie ist, welche in seinem ganzen Geiste herrscht. Die Lieblichkeit derselben findet man auch in seiner Epistel an Gleim; aber desto unbedeutender sind auch seine übrigen Beyträge. Dem Gedichte an Arminia würde hingegen bey seinen vielen Vorzügen nichts fehlen, wenn sich bisweilen nicht der Gedanke zu dämmernd unter den Blüthen der Phantasie zeigte, und der Ausdruck, wenigstens einmal, nicht schwülstig würde:

> Vergiss mein nicht! bey diesem *blauen Himmel*
> *Des Blicks, woran der Stern des Geistes glüht,*
> Der wunderbar mein Herz aus dem Getümmel
> Des leeren Weltgewühls zu seiner Stille zieht u. s. w.

Doch erkennt man auch selbst in dieser zu uneigentlichen Sprache den poetischen Genius.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. August 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Musen-Almanach* fürs Jahr 1795 etc.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Poetische Blumenlese* aufs Jahr 1795 etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wenn Hr. *Tiedge* als ein wahrer Dichter in Bildern denkt und durch Gedanken Bilder schafft, so zeigt ein andrer Dichter in diesem Almanach, Hr. *Engelschall*, welcher durch eine blumenreiche Diction und eine nicht unangenehme Versification vielleicht bey unserm undichterischen Publicum in den Ruf eines ächten Poeten gekommen ist, durch die stete Trennung zwischen seinen Bildern und Gedanken, dass er die erstern gesammelt und die letztern wenigstens nicht mit einem dichtenden Geiste gedacht hat. Hierinn liegt der Grund, warum seine Gedichte so langweilig sind, ohne dass man sogleich die Ursache davon erräth, da man an einzelnen Bildern und Ideen nichts auszusetzen weiss. Nie ist uns dieses drückender gewesen, als in dem langen Gedichte, Endymion, welches er, mit drey andern Beyträgen, dieser Sammlung geschenkt hat. Der Gesichtspunkt, aus welchem man Einheit in demselben finden könnte, lässt sich wohl schwerlich aufsuchen, obgleich man so viel sieht, dass es Aeusserungen über die Freude enthält, welche die Dichtungen unsrer Jugend uns machen. Mit einer Schilderung der jugendlichen Bilder beginnt Hr. *Engelschall* und bittet dann die Muse, dass sie eine der alten Visionen wieder erscheinen lassen solle: Es folgt die Beschreibung eines Wintermorgens, in welcher gute Züge vorkommen; die Gegend wird dann plötzlich in ein *Attika im inselvollen Sunde des Indianermeers* verwandelt, welches nun wieder weitläuftig beschrieben wird, und nachdem man acht Seiten gelesen hat, sieht man in dieser Gegend den Endymion liegen und Diana erscheinen, welche beide fünf Seiten hindurch geschildert werden auf eine Weise, die nach der Wielandischen unglücklich copirt ist. Das Gesicht verschwindet und ein neues kommt an die Stelle desselben:

> Aus öder Waldung trat ein liebevoller Greis,
> Mit goldnem Stab, in Staunen wie versunken;
> Doch sprühten seine Blicke Funken,
> Und innres Feuer schmolz der Hülle scheinbar Eis,
> Sein Purpurkleid floss bis zur Erde nieder,
> Ein Blumengurt schlang um die Lenden sich:
> Ihm fehlte zum Saturn nur Sichel und Gefieder,
> Indessen Aug' und Blick dem jungen Amor glich.

Man sieht mit einem unwillkührlichen Lächeln, wie der Dichter *in einem weiten Bogen* dem Greise naht, und kann sich über die Anrede an denselben ein eben so unwillkührliches Gähnen nicht versagen. Der Greis soll die Weisheit seyn, die im lieblichen Gewand der schönen Sinnlichkeit verjüngt ist, und Dichtung, die Blumen der Wahrheit streut, bringt Asträens Alter wieder: Nachdem die Erscheinung gesagt hat:

> — Wohl dir, wenn du nicht vergebens
> Gesehen hast; du sahest heut —
> Dich, und das Glück des Erdelebens!

geht nämlich dem Vf. dieses Licht auf. Schwer ist es, zwischen den sechs Seiten, die nun noch folgen, und dem ganzen Gesicht einen guten Zusammenhang zu finden. Die Gedanken, welche vorgebracht werden, sind unbedeutend und prosaisch, obgleich zwischen sie immer Blumen gepflanzt sind. Eine blumenreiche, keine blühende Diction herrscht in diesem Gedicht; jene kann man durch Dichterlectüre erhalten, diese nur durch eine eigene dichterische Einbildungskraft. Selbst die fliessende Versification des Vf. verdient kein grosses Lob, da er sich zahllose und unnütze Beywörter erlaubt, welche das Versificiren sehr leicht machen müssen. Einen ähnlichen unangenehmen Contrast zwischen prosaischen Gedanken und einer bilderreichen Sprache findet man in dem Lied von ihm an Ryno's Grabe.

Wie man bey dem bisher beurtheilten Dichter eine fleissige Lectüre der neuern deutschen Gedichte bemerkt, so sieht man den poetischen Arbeiten des Hn. *Conz* Bekanntschaft mit dem griechischen und römischen Alterthum an, ohne dass man den Geist desselben in ihnen wahrnähme. Das Gedicht an den Genius des Stillschweigens kann vorzüglich zum Beleg dieser Behauptung dienen. Schon die Idee, einen solchen Genius anzunehmen, ferner die ganze Form dieses Lobes auf denselben und die männliche Einfachheit, nach welcher der Dichter wenigstens gestrebt hat, zeigen, dass er der Griechen dabey gedachte; aber wenn diese für so etwas einmal einen Genius annahmen, so merkte man auch, dass derselbe wirklich existirte. Wir hören hier nichts weiter von ihm, als dass er den weisen Zeigefinger auf lächelnder geschlossner Lippe hält; darauf wird bemerkt, dass ihm noch kein Dichterlob geklungen hat, und deshalb werden nun die verschiedenen Fälle aufgezählt, in welchen es gut ist, zu schweigen. Eine edle männliche Sprache herrscht in diesem Gedichte; aber wir haben nichts daran bemerken können, warum es den Namen eines Gedichts verdienet. Eine Elegie an Lyda von demselben Vf. soll lehren, was

was die Liebe ist, und thut dies nicht ohne Geist; auch gefällt die Wendung am Schluss:

Mir an der bebenden Brust lerne die Liebe von mir!

aber das Ganze hat viel Künsteley, welche mit einer gesuchten Einfalt und Kraft verbunden ist. So hat auch Myrons Gesang S. 126 eine sehr gezwungene Form und wenig Gehalt. Einige Aehnlichkeit mit den Gedichten von Hn. *Conz* haben die Beyträge von *Ludw. Fernow*, aber dabey mehr Gewandtheit. Der Gesang im elegischen Sylbenmaass an das Schöllenthal auf dem Gotthard hat einige glückliche Stellen; aber im allgemeinen fehlt ihm jener zauberische Hauch, welcher von dem Dichter ausgeht und der Natur das Leben giebt, welches die Kunst als zu ihrem Gebiete gehörig anerkennet. Das Gedicht: die Gefährtinnen, vergleicht die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Mutter, Braut und Freundin; allein nicht sehr passend. Wenigstens ist die Aehnlichkeit zwischen den verglichnen Damen hier nicht so anziehend, dass sie in der kleinen Elegie gefiele. In einem andern Beytrage des Vf., der Sylfe, ist freylich der Vergleichungspunkt richtig, aber sehr trivial. Wir würden ungleich vortheilhafter, als nach diesen Proben, von seinem Beruf zur Dichtkunst denken, wenn das mit *L. F.* bezeichnete Gedicht an Lycidas S. 57 gleichfalls von ihm wäre. Dass es zu gedehnt ist, vergisst man leicht, bey einzelnen schönen Strophen desselben:

Verwaiste Amorinen weinen!
Und sinken matt ins *Nelkengras*,
Und Alles klagt in unsern Hainen
Um den entflohnen Lycidas. —

Wer schwang wie du, beym Mahl der Trauben
Den rebumwundnen Thyrsusstab,
Wenn uns in kühlen Efeulauben
Lyäus Taumelfeste gab!

Und nun — wie würden aus den Hecken
Die Faunen und Dryaden schmähn!
Wie würden dich die Nymfen necken,
Wenn sie den ernsten Weisen sähn! —

Sey unsrer Fluren Liebling wieder
Wie sonst; ich will dein Sänger seyn,
Will mit dir ziehn und meine Lieder
Den schönsten deiner Siege weihn.

Noch schöner, als diese angeführten Strophen, sind die sechs folgenden über den Tod und das Grab des Lycidas, und der Sanger dieses Gedichtes ist es werth, dass seine kleinen Lieder seinem Freunde ins Elysium nachfolgen. Ihm wird Hr. *Tiedge* gern eine der schönsten Blumen aus dem Kranze geben, den wir ihm wegen seiner Elegie an Arminia als Preis zuerkannt haben. Auch Hn. *Matthisson* wird wegen seines lieblichen Gedichts S. 211 ein Blümchen aus demselben nicht versagt werden; aber Hr. *Stäudlin*, welcher die Schamhaftigkeit besungen hat, möchte wohl vergebens darauf Anspruch machen, denn sein Loblied ist ohne Schwung, ermüdet durch die lange Allegorie, und bey manchen Attributen zweifelt man doch, ob sie dem besungnen Gegenstande beygelegt werden können.

Die beiden Hn. *Meyer* in diesem Almanach sind wohl mehr durch die Geburt, als im Gott Apollo Brüder, denn so emsig als der eine sich um übertriebene Gedrangtheit bemüht, befleissigt sich der andre einer auffallenden Weitschweifigkeit. Man kann nicht läugnen, dass jener (Fr. Ludw. Wilh.) oft mit scharfen Zügen einen Gegenstand bezeichne, und eine Empfindung verrathe, welche durch epigrammatischen Geist sich der Seele des Lesers tief eindrückt. Um so mehr ist zu bedauern, dass er durch ein ängstliches Haschen nach Originalität einem so oft allen Genuss seiner Schönheiten verdirbt. Das Lied: süsse Gewalt, hat eine Naivität, welche durch einen spielenden und scharfen Witz, den sie nicht verbirgt, doch ihre Einfalt nicht verliert. Hr. *Fridr. Albr. Meyer* hat ein Kriegslied gesungen für die bewaffneten Gränzvertheidiger in den vordern deutschen Reichskreisen, und dadurch eine so glückliche Probe von Verbindung eines äusserst prosaischen Geistes mit Reimen gegeben, dass er sich ein vollkommnes Recht auf die Stelle eines Barden bey der Reichsarmee erworben hat, wo der Geist der Unthätigkeit und langen Weile herrscht. Die Beyträge von *Heydenreich* haben uns besser, als die meisten seiner sonstigen Gedichte gefallen, und besitzen das Verdienst einer guten Sprache, wenn sie gleich durch keinen Zug den eigentlichen Dichter verrathen.

Dass man die Namen *Ramler*, *Gleim*, *Kretschmann*, *Gökingk* etc. in dieser Sammlung findet, zeugt wenigstens, wenn auch die Namen wohl interessanter, als die Beyträge seyn möchten, von einer lobenswerthen Betriebsamkeit des jetzigen Herausgebers, des Hn. *Carl Reinhard*. Eben so wird man ihm seine Bescheidenheit Dank wissen, dass er so wenige Gedichte von sich selbst aufgenommen hat. Das Madrigal an Phöbe ist im französischen wohl nicht so lahm, als in der deutschen Nachahmung; der Walzer S. 97 ist ein neuer Beleg für den Wahn manches jungen Dichters, dass ein Sinnenrausch poetische Begeisterung sey, und physische Lebhaftigkeit ein Leben der Kunst. Eine Strophe, wie diese

Komm hinaus zur Nacht der Linden,
Sinke nieder auf das Moos;
Deine Brust ist athemlos,
Deine letzten Kräfte schwinden.
Her, ihr Lüfte aus den Gründen,
Kühlt Elisens heissen Schooss,
Eilt die Schleifen aufzubinden!

verwerfen Sittlichkeit und Dichtkunst einstimmig. Billigen wird man auch den Entschluss des Herausg., dass der göttingsche Musenalmanach hinfort ein Zufluchtsort für den ersten Ausflug junger Dichter bleiben soll. Unter denen, welche hier zum erstenmal erscheinen, zeichnet sich Hr. *Falk* durch Anlage zur Satyre aus.

Was die Beyträge von *Matthesius*, *Mirow*, *Carl Lappe*, *Pockels*, *Justi*, u. s. w. anbetrifft, so wissen wir

wir nichts von ihnen zu sagen, als dafs sie sehr mittelmässig sind, und man aus ihnen, wenn sie von jungen Dichtern herrühren, nicht sehen kann, ob Apoll ihre Verfasser einst unter die Seinigen aufnehmen werde; aber unter den epigrammatischen Gedichten von *Haug*, *v. Halem*. *Kastner*, *Fridrich* u. s. w. giebt es einige sehr glückliche. Folgendes Epigramm von Hn. *v. Halem* ist wahr und gut:

Lasst dem Genie den Reim, dem Vogel sein Gefieder;
Er trägt die Flügel zwar, doch tragen sie ihn wieder.

PHILOLOGIE.

Frankfurt u Leipzig, b. Herrl: *Aristoteles über die Seele.* Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Michael Wenzl Voigt*, Prof. d. Rhetorik am K. Gymnasium zu Commothau. 1794. XXII S. Vorr. u. 256 S. 8.

Der Vf. legt durch diese Uebersetzung dem Publicum einen rühmlichen Beweis von seinen Kenntnissen und seinem Studium der Philosophie, vorzüglich der Griechen, ab; aber gleichwohl ist die Uebersetzung noch weit von der Vollkommenheit entfernt, in welcher sie dem lesenden Publicum hätte vorgelegt werden sollen. Wenn man bedenkt, dass die meisten Schriften des Aristoteles noch fast gar nicht kritisch behandelt sind, und die drey Bücher über die Seele, so wie die Metaphysik, wegen Neuheit des Gegenstandes und der besondern dem Aristoteles eigenen Kunstsprache zu denen gehören, welche sehr schwer zu verstehen sind, so muss man freylich gestehen, dass eine Uebersetzung derselben mit ganz eigenen grosen Schwierigkeiten verbunden ist, und die Kritik muss aus dieser Rücksicht gegen Versuche dieser Art etwas von ihren strengen Foderungen fallen lassen; zumal da der Vf. über den Mangel an Hülfsmitteln klagt. Unterdessen darf doch auf der andern Seite die Nachsicht auch nicht zu weit gehen, weil gewöhnlich desto weniger geleistet wird, je weniger man fodert. Wir hoffen also, der Vf. werde unsre gute Absicht nicht verkennen, wenn wir ihn auf einige Unvollkommenheiten aufmerksam machen. Die Uebersetzung ist erstlich nicht ganz treu; in vielen Stellen ist der Sinn entweder gar nicht, oder nicht vollkommen ausgedrückt; z. B. S. 26 heisst es vom Thales: er meynte, die Seele habe einen Magnet, weil sie das Eisen bewege, (ειπερ τον λιθον εφη ψυχην εχειν) anstatt: der Magnet habe eine Seele, weil er das Eisen bewege. So müssen die Worte nach der Grammatik und dem Zusammenhang übersetzt werden. S. 27: Die Seele sey (nach Heraklit) der Urstoff, und sie sey ein Nebel — eine *Ausdünstung* (αναθυμιασις) sollte es heissen S. 206. 207: „Diejenigen sagten also richtig, welche die Seele für ein Behältniss der Formen ansahen. *Weil* hier nicht die ganze Seele, sondern bloss die denkende zu verstehen ist." Wir wissen nicht, warum der Vf. hier von den klaren Worten abgegangen ist. Aristoteles sagt nämlich: jene Behauptung sey richtig, ausser dass (πλην ὁτι) sie nicht auf die Seele überhaupt, sondern nur auf die denkende passe. Auch mehrere Kunstworte sind nicht richtig übersetzt; z. B. δυναμις *Vermögen*, anstatt *Möglichkeit*, ενεργεια Thätigkeit, *Wirksamkeit*, anstatt *Wirklichkeit*. εντελεχεια wird gegeben, die endliche Vollendung und Hauptform des Körpers, oder die endlich vollendete Form des Körpers! Da das Original sehr gedrängt geschrieben, und daher oft unverständlich ist, so hätte der Uebersetzer vorzüglich dahin arbeiten müssen, dem deutschen Leser die Gedanken des Aristoteles in einer verständlichern Sprache vorzulegen, um so mehr, da man sich leichter in dem Original, als in einer Uebersetzung, in den Geist und die Manier eines Denkers einstudirt. Der einzige sichere Weg, der dazu führte, war wohl eine freyere Uebertragung der Gedanken, ohne sich ängstlich an die Worte und ihre Verbindung zu halten. Anstatt dessen wählte der Vf. aber einen andern, der nicht nur keine grössere Deutlichkeit befördert, sondern auch die Lectüre sehr ermüdend macht. Er übersetzt nämlich wörtlich, und sucht die zurückbleibende Dunkelheit durch eingeschobene und in Parenthesen abgesonderte Erläuterungen zu heben, welches den Gedankengang zu oft unterbricht, und dem Ganzen ein zu schwerfälliges Ansehen giebt, ohne dass die Deutlichkeit etwas gewinnt. Wir wollen davon eine Probe geben. S. 221: „Da das Untheilbare (die „Formen der Sinnlichkeit und des Denkens) auf zweyerley Art so genennt wird; in Ansehung seiner Möglichkeit, und in Ansehung seiner Wirksamkeit, so hindert nichts, dass der Verstand zugleich das Untheilbare (die Formen) denkt, wenn er die Länge (äussere „sinnliche Gegenstände) denkt. Denn das Untheilbare „(die Formen) ist wirksam, und zwar in einer untheilbaren Zeit (die Denkformen wirken auf die Formen „der Sinnlichkeit) weil die Zeit, (die Form der Anschauung) wie die Länge theilbar und untheilbar ist. „Man kann also nicht bestimmen, was der Verstand in „beiden Fällen (als blosser Verstand und als transscendentaler Verstand) denke. Denn er" — [also der Verstand? Aristoteles spricht von der Hälfte eines anschaulichen Dinges] — „existirt nicht, wenn er nicht wirklich getheilt worden ist, (wenn seine Formen nicht „auf das Mannichfaltige der Anschauung angewandt „worden sind,) ausser der Möglichkeit nach. Wenn „er aber beides (seine Form und die Form der Sinnlichkeit) einzeln denkt, so zertheilt er zugleich die „Zeit (so denkt er nur die blosse Form der Sinnlichkeit; nicht aber das Mannichfaltige der Receptivität „der äussern Sinne) und denkt sie dann so wie die Länge (wie eine Linie, die man als ganz oder theilweise „denken kann). Wenn er aber das zusammengesetzte „aus beiden (aus den Formen des Denkens und der „Sinnlichkeit) denkt, so wird er auch zur nämlichen „Zeit das denken, was mit beiden Zeiten apprehendirt wurde." Wie dunkel ist nicht diese Stelle, sowohl der Text als die Erläuterungen? Ist ihr Sinn wohl durch die aus der kritischen Philosophie beygebrachten Formeln klarer geworden? Offenbar haben diese hier zufällig den Schaden gestiftet, dass sie den Vf.

 ver-

verleiteten, mit Uebergehung der grammatischen und exegetischen Forschung sogleich einen Sinn in die Worte hineinzutragen, den sie nicht hatten. Denn in der ganzen Stelle ist der Sinn des Originals fast durchgehends verfehlt; natürlich passen jene Formeln gar nicht zu demselben. Denselben Fehler haben auch oft die Anmerkungen, die unter dem Text stehen. Meistentheils wendet der Vf. die kritische Philosophie auf die Gedanken des Stagiriten an, um diese dadurch mehr zu erläutern und aufzuhellen. Wenn das auf die rechte Art geschehen wäre, so hätte die Uebersetzung unstreitig an Aufklärung und Interesse gewinnen können. Da der Vf. aber gröfstentheils nur bey den Worten der Kritik stehen bleibt, und nicht immer den Sinn des Originals vorher so scharf als möglich zu bestimmen gesucht hat, so sind die Anmerkungen theils unzweckmäfsig, theils unrichtig und unpassend. So wird, um nur ein Beyspiel anzuführen, der leidende Verstand S. 204, und der thätige Verstand S. 217 ohne weiteres für einerley mit dem Verstande und der Vernunft nach Kants Bestimmung ausgegeben, ohne die besondere Bedeutung, welche diese Ausdrücke in dem System des Aristoteles hatten, zu untersuchen, oder jene Identität zu beweisen. Man sehe auch die Anmerkungen S. 222. 223. 225. Wir läugnen übrigens nicht, dafs nicht andre Anmerkungen brauchbarer seyen, vorzüglich diejenigen, in denen Meynungen andrer Philosophen historisch angeführt werden. Demungeachtet ist doch die ganze Bearbeitung dieses Buches noch zu weit von dem Punkte der Vollendung entfernt, als dafs sie könnte empfohlen werden.

Leipzig, b. Schwickert: *Fabulae Aesopicae selectae*, oder *Auserlesene lateinische Aesopische Fabeln*, gröfstentheils nach der Uebersetzung des Camerarius mit Anmerkungen und einem vollständigen lateinisch-deutschen Wortregister. Ein Lesebuch für die ersten Anfänger der lateinischen Sprache. 1794. 118 S. gr. 8. (7 gr.)

Der Titel zeigt Zweck und Inhalt hinlänglich an. Wenn wir die übertriebnen Puristen ausnehmen, so werden die übrigen Jugendlehrer mit dieser Benutzung der im Ganzen classischen Uebersetzung des Camerar zufrieden seyn. Es sind 160 Fabeln ausgewählt mit einigen Abänderungen in der Sprache, wie es den Zwecken dieses Lesebuchs angemessen war, und die einfacher und leichter erzählten gehen den schwerern voran.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Göttingen*, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Einige Gedanken über Kanzelvorträge und deren zweckmäfsige Einrichtung*, von *J. E. F. Witting*, Prediger zu Ellensen bey Einbeck. 1790. 108 S. 8. (7 gr.) Die Absicht des Vf. ist nicht, eine vollständige Anweisung zur Kanzelberedtsamkeit zu liefern. Nach der kurzen Vorerinnerung wünschte er nur einige Regeln, die ihm entweder vorzüglich wichtig geschienen, oder die seines Wissens noch nicht besonders abgehandelt worden, in mehrern Umlauf zu bringen. Nach dieser Absicht mufs man freylich den Vf. beurtheilen, und darf es nicht zu scharf rügen, wenn man Vollständigkeit in seinem Entwurfe ganz vermifst. Aber besser wäre es unstreitig gewesen, wenn er nur auf das letzte Rücksicht genommen und einige Regeln ausführlich abgehandelt hätte, bey welchen noch etwas Neues zu sagen übrig geblieben ist. Denn wozu hilft es, alle die Regeln zu wiederholen, die *vorzüglich wichtig* sind, aber in allen neuern Anweisungen stehen; zumal wenn sie, wie hier, so sehr superficiell und unvollständig ausgeführt werden, z. E. von der Wahl der Materie, von der Kunst, faslich zu predigen. Ein jeder Prediger sollte doch billig eine der neuern Homiletiken besitzen, in welchen sämmtlich diese Materien schon weit gründlicher ausgeführt zu finden sind. Sonst findet man manche gute, brauchbare und nicht ganz alltägliche Bemerkung. Am weitläuftigsten ist das Capitel *von der Kunst, rührend zu predigen.* Der Vf. hat das evdämonistische System zum Grunde gelegt. Der Zweck der Religion, sagt er, ist, uns zu der Glückseligkeit zu führen, zu welcher wir bestimmt sind. Zu dieser Glückseligkeit führt uns Besserung und Beruhigung; und der Zweck der Predigten ist also, die Menschen zu bessern und zu beruhigen, um sie dadurch zur Glückseligkeit zu führen. Das Rührende wird als eine Erregung aller möglichen angenehmen Empfindungen vorgestellt, da es doch bey Predigten nur auf Erweckung des moralischen Gefühls ankommt. Alles wird daher bey der Rührung auf richtige Leitung der Triebe, Empfindungen und Affecten gesetzt. Die Triebe sind weder richtig gezeichnet, noch regelmäfsig geordnet. Weit besser und gründlicher findet man dieses bey *Steinbart* und *Niemeyer*. Zu den Trieben wird auch gerechnet *der Trieb der Sinnlichkeit* (als wenn nicht alle Triebe zur Sinnlichkeit gehörten,) und *der Trieb nach* (moralischer) *Freyheit*, der nach der Beschreibung nichts anders als der vernünftige Wille des Menschen ist. Wie unzusammenhängend und widersprechend in dieser Materie die Vorstellungen des Vf. sind, sieht man aus S. 81, wo er die Regel giebt: „man erwecke nur in dem Menschen ein „lebhaftes Gefühl von der *Wahrheit* und ihrem *Nutzen*, wende „jede Lehre auf ihren *Nutzen* an, und lege ihrem *Gewissen* die „Reizungen zur Befolgung derselben so nahe als man kann. „Das Gewissen vermag mehr als alle *Rednerkünste*. Ist das Ge„wissen aufgeklärt und gerührt; weifs der Mensch, was er thun „*soll*, und wie *gut*, *grofs* und *edel* das ist, was ihm empfohlen „wird, dann ziehet ihn sein eigenes Herz, und locket ihn die „*Schönheit* der Tugend mehr als die Talente des Predigers." Rec. sieht nicht ein, wie das *aufgeklärte Gewissen*, welches doch nichts anders als die über Rechtmäfsigkeit der Handlungen urtheilende Vernunft seyn kann, *Schönheit der Tugend*, das *Grofse*, *Gute Edle* mit dem *Nutzen* und den *Trieben* und *Affecten* harmoniren, und was die *Rednerkünste* und *täuschende Amplification der Rhetorik*, die Hr. *W.* verwirft, anders seyn können als *Erregung der Affecten*, die vorher so sehr empfohlen wurden. Etwas sonderbar ist auch die Regel, die S. 42. 97 u. 103 vorkommt, dafs die ganze Predigt in einen Syllogismum, der aus Majore und Minore besteht, gefafst, und dann eine logisch richtige Division zum Grunde gelegt werden müsse, als wenn man in Predigten sich blofs mit Schlüssen und logischen Eintheilungen beschäftigte. Einige Sprachunrichtigkeiten finden sich auch zuweilen, z. E. S. 101. Ein *Leist* (statt Leisten) pafst nicht für alle Wahrheiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. August 1795.

LITERARGESCHICHTE.

Napoli nella stamperia di Vincenzo Orsini, a spese del libraio Vincenzo Altobelli. *Saggio Storico-Critico sulla Tipografia del Regno di Napoli di Lorenzo Giustiniani.* MDCCXCIII. Con pubblica approvazione. 228 S. gr. 4.

Die allgemeine Regel, dass nur durch eine sorgfältige Bearbeitung einzelner Theile, die Vollkommenheit des Ganzen, aus denen dieses zusammengesetzt werden muss, zu erwarten sey, gilt wohl auch besonders bey jenem Theil der Geschichte der Buchdruckerkunst, der sich mit Auffindung der ersten und ältesten Producte derselben beschäfftiget. Wer es also wagt, jene weite Reise durch alle die grossen und kleinen Städte zu machen, in denen diese treffliche Kunst gleich nach ihrer Erfindung getrieben wurde, um andern, die ganz ruhig an ihrem Schreibtische sitzen bleiben, ein, so viel möglich getreues Bild jener Zeiten, auch in Rücksicht des wieder auflebenden Eifers für wahre Gelehrsamkeit, vor die Augen zu legen, dem muss es ungemein erwünscht seyn, wenn er hin und wieder einen Mann antrifft, der dasjenige, was er jetzt mühsam aufsuchen müsste, schon, mit dem möglichsten Fleisse gesammelt, vor sich hat. Er wird dem wackern Mann danken, und von seinen Entdeckungen den nützlichsten Gebrauch machen. Diesen Dank verdient denn nun auch der Vf. des vorliegenden Werkes um so mehr, da seine Untersuchungen in einer Gegend vorgenommen wurden, wohin bisher kein eigentlicher Literator, wenigstens nicht um eines gleichen Endzwecks willen, gekommen war; da die in und um *Neapel* gedruckten ältesten Schriften, unläugbar unter die seltensten, nicht nur in *Deutschland*, *Frankreich* und *England*, sondern auch selbst in *Italien* gehören; und da sich endlich dieser Versuch nicht bloss auf die ersten Zeiten, in denen die Buchdruckerkunst aus *Deutschland*, auch nach *Italien* kam, einschränkt, sondern sich auch über die folgenden, und selbst über die neuesten Zeiten erstreckt, wie solches aus einer kurzen Anzeige dessen, was man in demselben zu suchen hat, erhellen wird. Den Anfang macht eine kurze Einleitung, in welcher der Vf. das wichtigste von der Erfindung und weitern Ausbreitung der Buchdruckerkunst, besonders in *Italien*, mit Beziehung auf die davon handelnden und ihm bekannt gewordenen Schriften vorträgt, ohne freylich etwas neues sagen zu können. Hierauf fängt das Werk selbst *mit dem 15ten Jahrh.* an, so zwar, dass zuerst die in *Neapel* selbst, und sodann die an andern, zu diesem Reiche gehörigen Orten gedruckten Bücher, nach der Reihe, wie die Drucker auf einander folgten, so genau, als möglich, angezeigt, zum Theil aber auch näher beschrieben werden. Der erste, der sich in *Neapel* niederliess, und daselbst diese Kunst einführte, war bekanntermassen ein *Deutscher*, Namens *Sixtus Riessinger*, ein Presbyter von *Strassburg* und also selbst ein Gelehrter. Das Jahr seiner Ankunft in *Neapel* lässt sich nicht mit Gewissheit bestimmen, doch ist es höchst wahrscheinlich, dass er mit den beiden, nachmals in *Rom* so berühmt gewordenen Deutschen, *Conrad Sweynheim* und *Arnold Pannarz*, und vielleicht auch mit den beiden Brüdern, *Johann* und *Wendelin von Speyer*, die sich in *Venedig* niederliessen, *Maynz* verlassen habe, und nach Italien gezogen sey, welches zuverlässig noch vor 1470 geschehen ist. *Riessinger* wurde von dem damaligen König *Ferdinand von Aragonien*, der Freund und Beschützer der Gelehrten war, freudig aufgenommen, und genoss die Gunst des Königs in der Folge so sehr, dass ihn derselbe, auch durch das Anbieten eines Bisthums in seinen Staaten zurück zu halten suchte. Allein *Riessinger* schlug solches, aus Liebe zu seinem Vaterland aus, wo er, nach *Wimphelings* Zeugniss, noch 1502 als *vir ob dignitatem sacerdotalem et senium reverendus* lebte. Dass sich dieser *Sixtus Riessinger*, ehe er in sein Vaterland zurückkehrte, auch eine Zeitlang, und zwar von 1480 bis 1483, zu *Rom* aufgehalten, und auch daselbst in Gesellschaft eines andern Deutschen, vermuthlich *Georg Herolds von Bamberg*, oder *Georg Lauers von Wirzburg* gedruckt habe, das übergeht der Vf. ganz mit Stillschweigen. — Und doch ist die Sache richtig, ungeachtet sich *Riessinger* in den Unterschriften der zu *Rom* gedruckten Schriften, bloss *Sixtum Alemannum* nennt. Diesen Umstand beweisst *Riessingers Druckerzeichen*, das der Vf. S. 35 selbst anführt, und welches das nämliche ist, das man in einigen seiner zu Rom gedruckten Schriften antrifft, welches eben deswegen *Audiffredi* in seinem *Catalogo Edition. Rom. Sec. XV.* S. 476 durch einen Kupferstich hat verewigen wollen. Und dass dieses kein anderes, als dieses *Riessingers* Zeichen sey, kann Rec. durch des *Lapi de Castelno Allegationes*, die *Riessinger*, vermöge der Unterschrift, vermuthlich in den ersten Jahren seines Aufenthalts zu *Neapel*, auf das prächtigste gedruckt hat, beweisen. Die erste Seite des ersten Blatts in dem Exemplar das Rec. besitzt, hat eine auf das zierlichste gemalte und mit planirtem Gold reichlich ausgeschmückte Einfassung, in welcher unten dieses nämliche Druckerzeichen oder Wappen des *Riessingers*, ein durch ein Stückchen Holz oder vielmehr Eisen gesteckter Pfeil, befindlich ist. Der Vf. hatte diese *Allegationes Lapi* zwar angezeigt, dabey aber bemerkt, dass er sie selbst in

in *Neapel* nicht antreffen können. Das erste Buch dieses Druckers mit der Anzeige des Druckjahrs ist von 1471; vermuthlich hat er aber seine Kunst schon eher zu treiben angefangen, und einige kleinere Schriften, die ohne Anzeige des Jahrs vorhanden sind, gedruckt. Das letzte Product aus seiner neapolitanischen Presse ist von 1479. Die meisten derselben sind in den *Panzerischen* Annalen richtig angezeigt, doch können dieselben aus diesem Werke ergänzt werden. Zugleich mit *Riessingern* druckte daselbst ein gewisser *Arnoldus de Bruxella*, der entweder zugleich mit *Riessingern* dahin kam, oder doch bald nach ihm daselbst eintraf. Er druckte in den Jahren 1473 - 1477. Der Vf. glaubt, dass er nicht alles, was dieser treffliche Künstler, dessen schöne römische Typen, eben so wie die *Riessingerischen*, bewundernswürdig sind, aus seiner Presse lieferte, habe ausfindig machen können, weil noch manches in alten Bibliotheken versteckt, und noch immer eine Speise der Würmer seyn möchte. Zu den *Panzerischen* Annalen gehören von diesem Drucker noch *Ciceronis Epistol. ad familiar.* 1474 und *Albert. M. de arte moriendi* 1476. Auf ihn folgte *Bertholdus Riching* oder *Rying*, ebenfalls ein *Strassburger*, den aber *Schöpflin* nicht kannte. Von ihm sind nur zwey Producte bisher entdeckt worden, und darunter hat das erste von 1475 der Vf. zuerst zum Vorschein gebracht. Desto fleissiger druckte ein anderer Deutscher zu *Neapel*, der sich in seinen Unterschriften *Matthaeus de Moravia* nannte. Dess derselbe von *Olmütz* gebürtig gewesen sey, bezeugt die Unterschrift, die man unter dem *Supplemento Pisanellae* antrifft, das er schon 1474 zu *Genua*, in Gesellschaft eines *Michaelis de Monaco* druckte. Vielleicht würde er auch daselbst geblieben seyn, woferne es nicht die *Copisten* bey dem Senat, durch ihre Vorstellung, dass sie würden verhungern müssen, dahin gebracht hätten, dass ihm ein längerer Aufenthalt daselbst versagt wurde. Ein Umstand der dem Vf. unbekannt war, dessen aber *Audiffredi* in seinem *Specim. Edition. Italicar.* gedenkt. Er begab sich also nach *Neapel*, wo er auf Empfehlung eines gewissen gelehrten Mönchen, *Blasii Romerii* von dem König *Ferdinand* willig aufgenommen wurde, und von 1475—1491 verschiedene schätzbare Schriften druckte, die man auch, bis auf zwey — *Duranti rationale* 1478 und *Rob. de Licio Quadragesim.* 1479 — in den *Panzerischen* Annalen findet. Ihm wird auch des *Joh. Jovian. Pontani Tr. de aspiratione* von 1481 zugeschrieben, und bemerkt, dass darinn am ersten einige *griechische*, freylich mit noch sehr unförmlichen Buchstaben gedruckte, Wörter vorkommen. Ferner druckte daselbst *Jodocus Hauenstein* oder *Hoenstein* aus der Diöces *Speyer*; doch sind von demselben nur zwey Producte bekannt, und besonders eine Ausgabe des *Manilius*, zwar ohne Anzeige des Druckjahrs, doch vermuthlich von 1475. *Johann Adam de Polonia*, *Conrad Guldemund*, und *Heinrich Alding* druckten in den Jahren 1477 und 1478 daselbst, und zwar lieferte jeder nur ein einziges Product. Dass der letztere vor und nachher zu *Messina* gedruckt habe, und schon frühzeitig aus *Deutschland* nach *Italien* gekommen seyn müsse, blieb dem Vf. unbekannt. *Franciscus de Dino*, ein *Florentiner* druckte 1480 zu *Neapel*, im folgenden Jahre aber findet man ihn wieder in *Florenz*. *Franciscus Tuppo*, ein Neapolitaner von Geburt, der auch als Rechtsgelehrter bekannt ist, und *Riessingers* vertrauter Freund, vielleicht auch gar sein Corrector war, scheint nach dessen Abzug seine Druckerey übernommen und fortgesetzt zu haben. Gegen das Ende des 15ten Seculi druckte daselbst noch *Aiolfo de Cantono* ein *Mayländer*, *Johann Tresser*, *Martin von Amsterdam*, und *Sigmund Mayr*, welcher von *Rom* nach *Neapel* zog, und auch noch im folgenden Jahrhundert gar fleissig daselbst seine Kunst übte. Zur vorzüglichen Ehre gereicht es dieser Stadt, dass daselbst auch frühzeitig *hebräische* Druckereyen errichtet worden sind; nur beklagt sich der Vf. sehr nachdrücklich darüber, dass jetzt in *Neapel* selbst nicht ein einziges hebräisches Buch aus diesem Zeitalter mehr anzutreffen sey. Er musste also um auch von diesen Drucken Nachricht zu geben, bloss dasjenige wiederholen, was schon aus andern Schriften, besonders aus des *De Rossi Originib. typograph. hebraic.* bekannt ist. Das erste daselbst gedruckte Buch ist das *Psalter. cum comm. R. Dav. Kimchi* von 1487 nach christlicher Rechnung. Den Beschluss machen die Drucke des 15ten Seculi, ohne Namen der Drucker u. s. w. Nun folgt ein Verzeichniss derjenigen Producte, die in andern zu *Neapel* gehörigen Städten, im gedachten Jahrhundert zum Vorschein kamen, das freylich nicht reichhaltig ist. *Aquila*. Auch hier war der erste Drucker ein Deutscher, Namens *Adam Rotweil*. Hier fehlen einige Artikel, die man in des *Audiffr. Specim.* und in den *Panzerischen* Annalen findet. *Capua*. Hätte wegbleiben können. Denn das vorhandene *Breviarium Capuanum* ist wahrscheinlicher Weise zu *Neapel* gedruckt worden. *Cosenza*. Hier findet man zwey Schriften angezeigt; eine dritte hat *Audiffredi*. *Gaeta*. Zwey Schriften. *Lecce*, *Lycii*. Daselbst soll das *Roberti de Licio Quadragesimale* 1490 gedruckt worden seyn. Das ist nun freylich ein grober Irrthum, da aus dem Geburtsort des Verfassers, der Druckort gemacht wurde. Dieser aber ist *Venedig*, wie aus den *Panzerischen* Annalen zu ersehen ist. Wären wir nicht schon zu weitläuftig gewesen, so würden wir aus den folgenden Seculis noch manches merkwürdige auszeichnen können, ungeachtet der Vf. selbst gesteht, dass schon in dem nächsten Jahrh. Druck und Papier ungleich schlechter gewesen seyen, als in dem vorhergehenden. Auch wurden die Drucker bald eingeschränkt. *Carl der V* hatte ihnen 1536 grosse Freyheiten ertheilt. Dagegen führte der Vicere *D. Pietro di Toledo*, im Jahr 1544, die Censur ein, die sich auch über die geringsten Kleinigkeiten erstreckte. Im siebzehnten Jahrh. entstund zwischen der Geistlichkeit, und der weltlichen Regierung in Ansehung der Jurisdiction über die Buchdrucker ein grosser Zwist. Im achtzehenten Jahrh. bis auf unsere Zeiten wurden die schärfsten Edicte in Ansehung der Censur öfters wiederholt. Eben diese Censur, und noch verschiedene andere Ursachen, die der Vf. anführt, mussten endlich das bewirken, worüber der Vf. klagt, dass sich die Zahl der gedruckten Bücher von Belang in Neapel immer mehr verringerte. Gestattete es der Raum, so würden wir einige von diesen Ursachen,

Urfachen, die allerdings Aufmerkfamkeit verdienen, hier anführen. Doch eine derfelben können wir nicht übergehen. Wir wollen fie mit den eigenen Worten des Vf. mittheilen: *L'altra potentiffima ragione, per cui in Napoli non fi ftampano che pochiffima opere, fi è, che quafi tutte le noftre ftamperie fono continuamente impiegate per le allegazioni del foro, le quali fe non andaffero a finire e confumarfi nelle botteghe de' pizzicagnoli, certo che per la maggior parte delle abitazioni di Napoli avrebbero da effere occupate da' foli fcritti forenfi. Lo fcrivere per il foro è quello, che rende in oggi qualche cofa, e per confeguenza fa la maffima occupazione de' cittadini, ed effendoci per gli ftampatori benanche grandiffimo guadagno, imprimendofi le medefime con fretta et rozzamente, egualmente che vengono fcritte da' loro autori, ne vorrebbero percio effi ftampare piu di quelle, che fe ne ftampano, e perderfi per fempre l'ufanza di ftamparfi ognaltro lavoro letterario, in dove non evvi per effoloro un egual guadagno.* Dabey macht er noch die wichtige Bemerkung: *In Napoli tutto giorno crefce il numero di quelli, che veftono gli abiti de' profeffori del foro. In ragione crefcono i litigi, e co' litigi il bifogno univerfale del Regno. Non ci è altra profeffione, che quella del Foro.* Noch mufs Rec. bemerken, dafs in dreyhundert Jahren, auch nicht ein einziger fogenannter *Claffiker* in *Neapel* gedruckt worden fey, und dafs fich, während diefes fo ziemlich langen Zeitraums die dafigen Preffen nur äufserft felten mit dem Abdruck theologifcher Schriften zu befchäftigen pflegten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HALLE, b. Renger: *Moralifch-religiöfe Reden über biblifche Texte*, von *Jonathan Schuderoff*. 1794. 242 S. 8.

„Es giebt eine zahlreiche Claffe von Menfchen, fagt der Vf. (Vorr. S. V) die zwar am Denken Gefchmack finden, aber zum Philofophiren im ftrengen Sinne theils keine Mufse und Luft, theils auch wohl keine Kräfte haben, und dennoch den Wunfch hegen, die neueften Entdeckungen auf dem Felde der Moral und Religion auf eine fafsliche Weife und fo kennen zu lernen, dafs fie ihren Willen nach hinlänglicher Einficht in die Gründe ihres Glaubens beftimmen könnten. Hierzu follen diefe Reden einen Beytrag liefern.“ Lefer, wie fie der Vf. fich hier gedacht hat, werden diefe Vorträge, die er gar wohl *Predigten* hätte nennen können, nicht ohne moralifches Intereffe lefen. Sie finden darinn reine Vernunftmoral angewendet auf die Sittenlehre der Offenbarung. Man fieht, dafs der Vf. ein Syftem hat, und allenthalben dasjenige, was die *Pflicht* gebietet, von dem, was uns blofs die Lebensklugheit anräth, wohl unterfcheidet. Nur wünfchte Rec. diefen Predigten auch eine ftrengere Ordnung, mehr Klarheit in der Darftellung und mehr Correctheit im Ausdrucke. Auch dürfte der Ton in verfchiedenen Stellen etwas ruhiger feyn. Eine gewiffe Gefuchtheit im Ausdrucke und ein Ueberflufs an Metaphern und andern Tropen, die nicht immer glücklich gewählt worden, find ebenfalls Fehler, die in diefen Reden nicht zu verkennen find, S. 87 in der Predigt von den Vortheilen der Einfamkeit: „Der Wohllüftige fucht die Einfamkeit, damit feine ungezügelte (ein Lieblingswort des Vf.) Einbildungskraft dem Gemüthe das reizende Bild, welches die Begierde nach Genufs in ihm *aufregte*, mit den lebhafteften und verführerifchten Farben darzuftellen, und die Begierde zur Leidenfchaft aufachen möge; der Böfewicht begiebt fich in Einöden, um feine Verderben fchwangern Entwürfe defto künftlicher anzulegen und defto ficherer auszuführen; der *Launenhafte* verfchliefst fich in fein Zimmer, um *feinen einfeitigen Vorftellungen*, wo möglich, eine noch fchiefere *Richtung zu geben* (ift es auch nur möglich, dafs ein Menfch die *Abficht* haben kann, feinen Vorftellungen *eine fchiefe Richtung zu geben?*) „die Leidenfchaft überhaupt fucht fich öfters einen abgefchiedenen (abgefonderten) Tummelplatz, um *dann* (?) defto mächtiger und wüthender hervorzubrechen, *und ihren Hunger zu fättigen*. „Kein Gedanke ift fo grauenerregend, kein Lafter fo abfcheulich, keine Greuelthat fo empörend; die Einfamkeit *erzeugte*, *trug* und *nährte* fie.“ (Sonderbar! erft *erzeugt* fie, dann *trägt* fie!) Sie erftickte die fanften Gefühle der Menfchheit und waffnete mit *Tigergrimm* (!!) die Bruft des Erzürnten.“ S. 203 läfst Hr. *S.* auf einem Scheiterhaufen „*die letzten bangen Seufzer fterbender Schlachtopfer des gewähnten Irrglaubens hinauf zum Himmel lodern!!*“ S. 205 die Wahrheit würde fie, die Sklaven ihres Wahns, frey machen, wenn fie ihr nur Gehör gäben, und ganze Völkerfchaften, die der *Druck* einiger Mächtigen *gefangen* hält, würde das reine Licht der Vernunft erleuchten.“ (*Gefangen halten* und *erleuchten*, welche *correlata!*) S. 43 foll der Gedanke an ein anderes Leben dem *übertäubenden Gefchrey* der finnlichen Triebe die *Spitze bieten!* — Wir fügen noch den Inhalt diefer Reden hinzu. 1) Glaubensgrund für die Unfterblichkeit der Seele aus blofser (der blofsen) Vernunft. 2) Von den bewährteften Mitteln gegen die Verführungen. 3) Von einigen Vortheilen aus dem Gedanken an Gott als Richter für unfere Beruhigung und Tugend. 4) Von der Verbindlichkeit fich in die Zeit zu fchicken. 5) Von den Vortheilen der Einfamkeit für unfere Berufstreue und Tugend. 6) Wahre Tugend mufs nothwendig uneigennützig feyn. 7) Von den Gefahren der Vergleichung unferer Tugend mit der Tugend Anderer. 8) Von der Verftellung und einigen Quellen derfelben. 9) Von der Pflicht und dem Rechte alles zu prüfen. 10) Von der Ungerechtigkeit und Ungereimtheit feine Ueberzeugungen Andern aufzudringen, oder, von der Ungerechtigkeit und den Gefahren des Religionszwangs. 11) Von der Seligkeit eines reinen Herzens.

ALTONA, b. J. Fr. Hammerich: *Friedrich Conrad Lange* ehemaligen Doctors der GG. Confiftorialraths und Probftes des Altonaifchen und Pinnebergifchen Confiftorii *Predigten über alle Sonn- und Fefttage des Jahres* nach deffen Tode herausgegeben und mit

mit einer Lebensbeschreibung des Seligen begleitet von *Friedrich Wilhelm Wolfrath*, Prediger in Rellingen. Zweyter Band. 1792. 644 S. 8. (3 Rthlr.)

Der erste Band dieser Predigten ist bereits (in der A. L. Z. 1793. Nr. 151) angezeigt worden. Die in dem vor uns liegenden Bande enthaltenen, kommen jenen am inneren Gehalte völlig gleich, d. h. sie gehören unter die alltäglichsten Predigten, die nichts weniger als musterhaft, und nur für diejenigen erbaulich sind, welche an declamatorischer, von abgenutzten Bildern und Kraftausdrücken strotzenden, und stets aus dem älteren dogmatischen Systeme geschöpfter Ausführung, der bekanntesten, nur oft auffallend, undeutlich und zu allgemein gefasster Themen, Geschmack finden. Wir geben keine Proben, da wir deren bey Anzeige des ersten Bandes genug gegeben haben.

Leipzig, b. Grieshammer: *Gesangbuch für christliche Soldaten*, von M. K. *Fr. Lucius*, (Verf. des Andachtsbuchs für christl. Soldaten). 1794. 200 S. 8. (6 gr.)

Da der gemeine Mann die Gesangbücher meistentheils zu seinen vorzüglichsten Erbauungsbüchern macht, so erwirbt sich derjenige immer einiges Verdienst um ihn, welcher ihm Sammlungen aus dem Vorrathe unserer bessern Gesänge in die Hände gibt. Der Soldatenstand hat so manche von andern Ständen ganz verschiedne Verhältnisse, dass sowohl ein eignes Andachtsbuch als eine besondere Liedersammlung für Soldaten ein wahres Bedürfniss ist. Es ist unverkennbar, dass Hr. *L.* Pleiss auf die Anordnung dieser Sammlung gewendet hat. Manche darinn aufgenommene Lieder haben zwar Veränderungen erlitten, die eben nicht Verbesserungen zu nennen sind; allein man muss dies dem Sammler verzeihen, weil er die Absicht hatte, sie ganz bekannten Kirchenmelodieen unterzulegen. Auch ist es gar nicht leicht, ältere Lieder zu verbessern, oft schwerer als neue zu dichten. Die *erste* Abtheilung enthält Gesänge, die sich auf die besondern Umstände der Soldaten beziehen z. B. *bey Ablegung des Eides; im Lager; bey dem Einrücken in des Feindes Land; bey nächtlicher Wache*, — u. s. w. Rec. glaubt, dass Hr. L. nicht nöthig gehabt hätte, so sehr in das Einzelne zu gehen, z. B. *beym Einrücken in des Feindes Land*. Der *zweyte* Abschnitt ist allgemeinern Inhalts und die Auswahl der Lieder ist zweckmässig. Zu was aber der unbescheidene Ton in der Vorrede? „In Absicht des Lehrsystems, das in den Liedern herrscht, glaube ich mich vertheidigen zu dürfen. Jeder handelt nach seiner Ueberzeugung; wem es nicht recht dünkt (?) der mache ein anderes Buch, suche es zu verbreiten, und *lästere* mich und mein Werk in *allen* Zeitschriften, *ich will es geduldig mit anhören*." Nein, es lohnte wirklich der Mühe nicht, eines *solchen* Gesangbüchleins wegen in *allen* Zeitschriften so viel Lärms zu machen. Uebrigens wünscht Rec. dass wohldenkende Compagniechefs für die Verbreitung dieser Liedersammlung etwas thun möchten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Danzig*, b. Troschel: *Rede an die Einwohner von Südpreussen*, von D. *J. W. Tollberg* 1793. 58 S. 8. Alle die Nachtheile, welchen die Einwohner Südpreussens, der Edelmann sowohl als der Bürger und Bauer, durch den Uebergang von der Herrschaft Polens zur Unterwürfigkeit unter Preussen entgiengen, und alle die Vortheile, die sie dadurch erhielten oder noch erhalten werden, sucht der Vf. in dieser Rede ihnen einleuchtend zu machen, und durch Hinweisung auf Westpreussen zu zeigen, dass seine Verheissungen nicht leere Worte sind. Schade nur, dass den vernünftigsten Gründen oft die albernsten Vorurtheile entgegenstehen, die alle Kraft der strengsten Beweise und der Beredsamkeit vereiteln, und dass ein hoher Grad von Offenheit und Empfänglichkeit für das Neue dazu gehört, um einem Redner sein Vertrauen zu schenken, der gleich auf den ersten Blick als absichtlicher Lobredner der Regierung erscheint, für die er aus Patriotismus gern Jedermann gewinnen möchte!

Erdbeschreibung. *Halle*, b. Hendel: *Kurzgefasstes Lehrbuch einer historisch-statistischen Geographie von Schlesien* zum Gebrauch für Schulen von *K. G. Nitsche*. 1794. ohne Vorr. u. Reg. 98 S. 8. Ein kleines Buch, das aber Stoff zu einer langen Recension geben würde, wenn man alle Fehler, Sonderbarkeiten und Mängel der Schreibart u. s. w. herzählen wollte. Das dürfte aber schwerlich die Mühe lohnen. In dem Lande, dessen Geographie es behandelt, wird es bereits für das erkannt worden seyn, was es ist; und für den übrigen Theil der Leser ist es genug zu wissen, dass es als Lesebuch für die Jugend zu dürftig an Unterhaltung und zu fehlervoll, für den Lehrer aber ein untauglicher Leitfaden sey, der nicht einmal so viel enthält, um das Gedächtniss beym Vortrage auf alle interessante Gegenstände zu leiten. Einige Stellen würden wir vielleicht zur Belustigung empfehlen als z. B. S. 28 die Nachricht, dass die Einwohner Warmbrunns sich *von Badegästen und andern künstlichen Glas- und Steinschneiderarbeiten* nähren, und S. 60 die, dass zu Neusalz ehedem *Seesalz* gesotten wurde. — Dass Kriege *geschehen* und Schlachten *gehalten* werden, dass unter sehr vielen schönen Gärten *zwey - und dreyssig* die *vorzüglichsten* sind u. dgl. m. sind einige Proben von des Vf. ganz eignen Schreibart.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. August 1795.

MATHEMATIK.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Claudius Ptolemäus*, Astronom zu Alexandrien im zweyten Jahrhundert, *Beobachtungen und Beschreibung der Gestirne und der Bewegung der himmlischen Sphare.* Mit Erläuterungen, Vergleichungen der neuern Beobachtungen, und einem stereographischen Entwurfe der beiden Halbkugeln des gestirnten Himmels für die Zeit des Ptolemäus, von *J. E. Bode*, königl. Astronom, Mitglied der Akademieen der Wiss. zu Berlin, London, Petersburg und Stockholm u. s. w. 1795. 260 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Von dem classischen Astronomen des Alterthums *Ptolemäus*, kennt man nur zwey griechische Manuscripte, das eine in Nürnberg, das andere in Paris; nur Eine griechische Ausgabe, die *Grynäus* zu Basel 1538 mit Theons Commentarien besorgt hat, und nur Eine aus dem Original gemachte lateinische Ueberfetzung, von *Georg von Trebisonde* (Trapezuntius), die 1527 zu Venedig, wie auch 1541, 1551 zu Basel herauskam. (Nach *Fabricius Biblioth. Gr.* soll sich indess noch eine andere von H. B. nicht erwähnte lateinische Ueberfetzung in Oxford befinden). Einige ältere lat. Ueberfetzungen aus dem Arabischen sind wenig brauchbar. Ursachen genug, warum das berühmte Almagest, das doch allein die Sternkunde durch eine Reihe von 1400 Jahren der Unwissenheit bis auf *Copernicus* und *Tycho* fortgepflanzt hat, ein von Sprach- und Himmelsforschern bisher nur wenig benutzter Schatz geblieben ist; dazu kommt noch, dass zu dessen Bearbeitung Sprach- und Sternkunde, welche der Zufall nicht immer zusammenführt, sich die Hand bieten müssen. Sind es also schon nur die vier ersten Capitel aus dem 7 Buche des Almagest sammt dem Ptolemäischen Sternverzeichnisse, was Hr. B. hier liefert; so verdient doch jede Erläuterung dieser schätzbaren Urkunde des astronomischen Alterthums, welche die einzige in ihrer Art ist, den Dank des Sprachkenners und Astronomen, zumal da Hr. B. mit sichtbarem Fleisse manche Schwierigkeiten zu heben gesucht, und eine lehrreiche Vergleichung jener 2000jährigen Nachrichten vom Himmel mit den neuesten Beobachtungen hinzugefügt hat. Die Himmelskarte für die Zeit des *Ptolemäus* hat Hr. B. eigentlich auf Hn. Prof. *Hermanns* Verlangen zu dessen mythologischen Handbuche verfertigt, wovon der dritte Theil (Berlin, b. Nicolai 1795) die astronomischen Mythen erklärt; diese Himmelskarte veranlasste Hn. B. zunächst, das gegenwärtige Werk, dem sie gleichfalls beygefügt ist, auszuarbeiten. Das erste Cap. im 7 Buche des Almagest liefs Hr. B. durch Hn. Prof. *Fischer* in Berlin, der auch als Astronom bekannt ist, aus dem Griechischen überfetzen; das 2, 3, und 4 Cap. hat er selbst aus dem Französischen des Abbé *Montignot* frey übersetzt; von letzterem erschien nämlich 1787 zu Strasburg in 4to: *Etat des étoiles fixes, par Claude Ptolemée, comparé à la position de* 1786, *avec le texte grec et la traduction françoise*, ein Werk, das sehr vieler Berichtigungen bedurfte. — Den Anfang macht Hr. B. mit einer kurzen Einleitung, wo von den ältesten Beobachtern, die aus jenem berühmten Museum zu Alexandria hervorgingen, von Aristillus, Timocharis, Hipparchus, (der hier öfters Hypparchus geschrieben wird) und Ptolemäus, von den Ausgaben des Almagest, vom Ptolemäischen Sternverzeichnisse im Allgemeinen, von der Eintheilung des Quadranten nach Ptolemäus, und dessen Bezeichnung der Grade und Minuten, von der Art der Stundeneintheilung und Jahrrechnung der alten Astronomen gehandelt wird; eine Tafel zur Verwandlung der Nabonassarschen Jahrrechnung in die christliche (nach *La Lande Astronomie*, Tome II) ist angehängt. In den vier übersetzten Capiteln sucht Ptolemäus theils zu zeigen, dass die Fixsterne unter sich ihre Lage seit Hipparchus Zeiten nicht geändert haben, theils dass die ganze Sphäre der Fixsterne eine Bewegung nach Osten habe, deren Mittelpunkt der Pol der Ekliptik ist, und die er in 100 Jahren auf 1 Grad, mithin etwas zu klein, setzt; gelegentlich theilt Ptolemäus in diesen Abschnitten gewisse Stellungen der Fixsterne für sein und für des Hipparchus Zeitalter, nebst mehreren für die Astronomie noch heut zu Tage wichtigen Bedeckungen der Fixsterne aus den ältesten Zeiten, und einigen von ihm selbst beobachteten Abweichungen der Sterne mit; zugleich lernt man hier in etwas die Beobachtungsmethoden der Alten kennen. Bey dem technischen Ausdrucke λαμβανει im ersten Cap. scheint Rec. der Erscheinung am Himmel gemäss, ganz der gewöhnliche Sinn des Worts Statt zu finden: Die Linie *nimmt* den dritten Stern (mit einiger Ausbeugung) gegen Westen oder Osten *auf;* Hn. Prof. Fischers Ueberfetzung: *lässt liegen*, stimmt damit überein. S. 35 muss der Stern an der Hüfte der Jungfrau ξ statt ζ heissen. S. 59 soll vermuthlich bey *Montignot* 3 Stunden 30 Min. stehen, wie einige Zeilen vorher, statt 2 Stunden 30 Min., so wird die Stelle deutlich, die unverständlich schien. Dass in der schwierigen Stelle von den Sternen des Schützen S. 29 unter κυκλος der Sternring der südlichen Krone zu verstehen sey, leidet wohl keinen Zweifel; denn nicht nur findet sich sonst kein anderer Sternring unterhalb des Schützen, sondern auch *Aratus* benennt die

die füdliche Krone mit στεφανοιο τε δευτερα κυκλα: der glänzendere Stern am Fufse des Schützen, füdlich von jenem Sternringe, könnte β und der nordöftliche 1 des Schützen feyn; die drey öftlichen Sterne wären alsdenn diejenigen drey, welche hinter dem Schwanze des füdlichen Fisches liegen, und von deren mittelftem β foweit öftlich ungefähr abfteht, als von ϑ im Scorpion weftlich; über die Gegenwinkel des Vierecks laffen fich mehrere mögliche, für Rec. indefs nicht ganz befriedigende, Erklärungen denken. — Das Ptolemäifche Sternverzeichnifs felbft nimmt 141 Seiten ein, und begreift 1029 Sterne; neben jedem Sterne ift deffen Länge, Breite und Gröfse nach Ptolemäus für fein Zeitalter, 135 Jahre nach Chr. Geb., oder, wie die Aftronomen für wahrfcheinlicher halten, auf das Jahr 63 nach Chr. Geb. bemerkt; dann folgt eben diefes Sterns Länge und Breite im Mittel aus *Hevelius*, *Flamfteed's*, *de la Caille's* und *Bradley's* Beobachtungen, die von Hn. B. auf das Jahr 63 zurückgerechnet find, fammt der Gröfse des Sterns nach neueren Wahrnehmungen und feinem Buchftaben nach *Bayer*. (*Bayer* hat nicht, wie Hr. B. glaubt, feine Uranometrie zuerft 1639, oder wie es einmal durch einen Druckfehler heifst, 1693, zu Ulm herausgegeben: die erfte Ausgabe erfchien 1603 zu Augsburg; und fchon hier kommt die Bezeichnung der Sterne mit griechifchen Buchftaben vor; ein Umftand, welcher noch jetzt alle Aftronomen nöthigt, das griechifche Alphabet zu ftudiren). Hr. B. fand überall genug zu erläutern und zu verbeffern, wo *Montignot* und *Flamfteed*, der auch dies alte Verzeichnifs in feine *Hiftoria coeleftis Britann.* Tom. III eingerückt hat, in den Angaben für die Oerter der Sterne unter fich, oder mit dem griechifchen Texte (Hr. B. verglich ein Exemplar der Ausgabe des Grynäus von 1538) nicht einig, oder wo Schreib- und Druckfehler offenbar oder zu vermuthen waren; manchmal wurde auch *Ulug-Beigh's* Verzeichnifs mit Nutzen zu Rathe gezogen. Sterne, wo noch Zweifel vorwalten, find befonders angezeichnet. Nicht einmal die Bedeutung der Zahlencharaktere des Ptolemäus, wodurch diefer Grade und Minuten ausdrückt, ift fo ganz ausgemacht, und nach allen Bemühungen des Herausgebers bleibt noch Stoff genug zu weiterer Berichtigung mancher Stellen übrig; vielleicht hätte Hr. B. durch einen Anhang des ohnehin feltenen griechifchen Textes für die überfetzten Abfchnitte und das Sternverzeichnifs die Lefer fich noch mehr verpflichten können. Den merkwürdigen Stern von 1604 hat fchon Ptolemäus in der 4 Gröfse; mehrere Sterne fetzt er überhaupt gröfser an, als fie jetzt erfcheinen; Sirius foll nach den Alten ehmals ein feuerfarbnes Licht gehabt haben, das jetzt offenbar mehr weifslicht ift. Am Ende des Verzeichniffes vergleicht Hr. B. mehrere Abweichungen des Ptolemäus mit Tob. Mayers 1665 Jahre fpäter fallenden Abweichungen, fo wie einige befonders herausgezogene Längen des Ptolemäus mit den Mayerfchen Längen auf 1800, und ausgewählte Breiten mit den Breiten neuerer Aftronomen; aus der zweyten diefer Vergleichungen folgert er die hundertjährige Vorrückung der Nachtgleichen zu 1° 23′ bis 24′, und aus der dritten die Secularabnahme der Schiefe der Ekliptik zu 1′ 44″, welche aber nach neuern Unterfuchungen um die Hälfte kleiner gefunden wird. Auf den angehängten ftereographifchen Karten, welche Hr. B. erläutert, find alle Sterne des Ptolemäus aufgetragen, und mit Bayerfchen Buchftaben bezeichnet; die Figuren der Sternbilder aber find aus dem bekannten Farnefifchen Globus in Rom copirt, der ein Alter von etwa 1800 Jahren verräth. Man kann fich vermittelft diefer Karten von der allmählichen Verrückung des Orts der Sterne durch die Präceffion der Nachtgleichen finnliche Begriffe machen; es find auf denfelben auch eigene Kreife für die Horizonte von Alexandrien und Rom gezogen, welche die dafelbft fichtbar oder unfichtbar gewefenen Sterne einfchliefsen. Um die Wirkung der Präceffion noch anfchaulicher zu machen, hat Hr. B. zwey Tafeln beygefügt. Eine begreift die kenntlichften Sterne, welche während einer ganzen Umdrehung der Himmelskugel um die Pole der Ekliptik die Punkte der Nachtgleichen und Sonnenwenden eingenommen haben oder einnehmen werden; diefe Tafel erftreckt fich vom Jahre 14272 vor Chr. Geb. bis auf 11444 nach Chr. Geb.; in beiden Jahren macht die Waage das Frühlingsäquinoctium. Eine ganze Umdrehung der Himmelskugel, oder das Platonifche grofse Jahr ift hiebey zu 25716 Jahren, demnach die jährliche Präceffion zu 50″, 397 angenommen. (Letztere ift, Hn. *de Lambre's* neueften Unterfuchungen zufolge, für jetzt nur 50″, 10, und wenn man davon den veränderlichen von Einwirkung der Planeten abhängigen Theil abfondert, fo bleibt die *mittlere* Präceffion, durch Sonne und Mond bewirkt, 50″28, oder in 100 Julianifchen Jahren 1° 23′ 48″, und das grofse Jahr fafst 25775 Jul. Jahre.) Während der halben Dauer des grofsen Jahrs mufs jedes Geftirn feinen Abftand vom Pol um 47 Grade verändern. Nach der eben angeführten Tafel erhellt zugleich, dafs etwa 500 Jahre vor Chr. Geb. bey den Geftirnen des Thierkreifes Sternbild und Zeichen zufammenfielen, und dafs alfo damals diefe Bilder von den Chaldäern erfunden worden feyn könnten: nach *Dupuys* hingegen wären die Alten Aegyptier zu einer Zeit, da der Löwe im Sommerpunkte ftand, die Erfinder derfelben, welches nach der Tafel auf 2460 Jahre vor Chrifto zutrifft. Die andere Tafel läfst die Sterne überfehen, welche im grofsen Jahre nach und nach die Reihe trifft, bey uns Polarfterne zu werden, oder dem Nordpole am nächften zu kommen: der jetzige Polarftern erreicht auf 28 Min. feinen nächften Stand am Nordpole im J. 2101; zu Ptolemäus Zeiten ftand er noch 12° vom Pole. Auch die Sterne Deneb und Wega können mit der Zeit Polarfterne werden. Am Schluffe hat Hr. B. noch die Tage des poetifchen Auf- und Untergangs von 14 der vornehmften Sterne für Rom und Alexandrien und für das Jahr 63 nach Chr. Geb. angegeben. Hr. B. hat diefe Zeitpunkte mittelft feines neuen Himmelsglobus beftimmt: eine ähnliche Tafel in Hn. *La Lande's* Aftronomie, No. 1608, die aber nicht die Monatstage, fondern den Ort der Sonne angiebt, und für Rom und das Jahr 44 vor Chr. Geb. berechnet ift, verdiente, mit jener von Hn. B. verglichen zu werden; bey einigen Ster-

Sternen fand indess Rec., nach gehörigen Reductionen, Unterschiede von mehreren Tagen. Die Sache selbst ist wegen der vagen unmathematischen Art, womit die alten Dichter gröfstentheils sich ausdrücken, an sich keiner grofsen Genauigkeit fähig.

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Maurer: *Kallimachos Hymnen und Epigrammen.* Aus dem Griech. von *Christ. Wilh. Ahlwardt.* 1794. XXXII u. 190 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. führte sich vor einigen Jahren in die Republik der Gelehrten durch eine gehaltvolle Schrift über den Theokrit ein, worinn nur der Ton der Selbstgefälligkeit und des Uebermuths an einem neuen Ankömmling nicht gefallen wollte. Seitdem hat er sich als einen sehr sprachkundigen Mann und trefflichen Uebersetzer von Werken der Dichtkunst aus verschiednen Sprachen sehr vortheilhaft gezeigt, und seiner Uebersetzung des Kallimachos weisen wir ohne Bedenken einen nahen Rang hinter den meisterhaften Uebersetzungen unsrer Vosse an.

Die Vorrede enthält eine Schutzrede des dichterischen Werths der Hymnen, vorzüglich gegen die strenge Kritik über den Kallimachus in den Nachträgen zum Sulzer. Die Entschuldigungen, welche hier für den Dichter aufgeführt werden, sind zum Theil so beschaffen, dass sie den Alexandriner mehr entehren als ehren; er hat wahrscheinlich gedungen gearbeitet; sich vorschreiben lassen, was und wie er singen sollte; hat dem verdorbnen Geschmack des Zeitalters gehuldigt, und nach dem Beyfall eines pedantischen Hofs gerungen. Der Dichter soll sich ja nicht vom Zeitalter unterjochen lassen, sondern sich über dasselbe erheben und ihm Gesetze geben. Ueberdem war es denn nicht für einen genialischen Dichter möglich, nachdem die Blüthen von den ältern Hymnensängern gebrochen waren, die Thaten der Götter noch auf eine neue, anziehende Weise und mit Geschmack zu verherrlichen? Haben wir nicht auf römische Feste sehr geistreiche Oden des Horaz, die nicht blosse Uebersetzungen sind? So wenig genugthuend also im Ganzen die Apologie des Kallimachus scheint, so gegründet scheint uns die Vertheidigung einiger Partieen der Hymnen, vorzüglich der Erzählung vom Erisichthon, gegen Tadel, und so fein sind einige Bemerkungen und Vermuthungen über die Schicksale der griechischen Liturgie. Je überwiegender dem Uebersetzer die Vorzüge der Hymnen vorkommen, desto tiefer setzt er die Epigrammen herab, von welchen er daher auch nur einige wenige der Uebertragung gewürdigt hat. Bey Gelegenheit dieser Sinngedichte kommt S. XXX ein so muthwilliges und übertreibendes Verdammungsurtheil der Anthologie vor, dass nicht nur manchem steifen Wortgelehrten, wie der Vf. sich ausdrückt, dabey die Haare zu Berge stehen müssen, sondern das auch die Herder, Vosse, Göthe'n u. a. Dichter, die so manche süsse Blüthe aus der Anthologie gepflückt und auf deutschen Boden verpflanzt haben, ja alle Gelehrten von reinem Geschmacke nicht anders als sehr missbilligen können.

Man erkennt in der Uebersetzung das glückliche Bestreben, dem deutschen Hexameter die Vollkommenheit und Schönheit zu geben, die er unter Vossens Künstlerhänden erhalten hat, nach dessen Grundsätzen der Uebersetzer seine Hexameter vorzüglich gebildet zu haben scheint. Man findet in ihnen auch einen Theil der griechischen Wendungen und Sprachformen wieder, denen schon Voss das deutsche Bürgerrecht zu geben versucht hat. Hier, wie dort, ist der deutschen Dichtersprache dadurch manche wesentliche Bereicherung zugewachsen; hier, wie dort, hat aber auch der Genius der deutschen Sprache Ursache zu klagen, dass ihm bisweilen Gewalt zugefügt worden. Der Uebersetzer schmiegt sich mit ausserordentlicher Treue an die Grundschrift, die er in eben so vielen Versen wiedergiebt, an, hat grosse Aufmerksamkeit auf die Harmonie des Verses verwendet, und sich mit Erfolg bestrebt, die Einschnitte, den bukolischen Ausgang, die daktylischen und choriambischen Uebergänge, und überhaupt, so viel möglich, den Bau der rythmischen Perioden dieser Hymnen überzutragen. Als Probe wählen wir aus dem Hymnus an die Artemis die schöne Schilderung der Kyklopen v. 46—63:

> Zu den Kyklopen ging sie (Artemis) von hier. In Lipara's Eiland
> Fand sie sie; (Lipara heisset sie jetzt; die Tage der Urwelt
> Nannten sie Meligunis) sie standen am Ambos Häphaistos.
> Einen glühenden Klumpen zum trefflichen Kunstwerk zu fördern,
> Schmiedeten sie ein Wassergeschirr den Rossen Poseidons.
> Aengstlich erbebten die Nymphen dem Anblick der Ungeheuer,
> Aehnlich des Ossa's Höhn. Sieh, unter der Augenbraune
> Droht', ein vierfacher Schild an Grös', ein einziges Auge
> Schreckbar funkelnd hervor. Doch als sie des schallenden Ambos
> Dumpfe Donner vernahmen, das stürmische Brausen der lauten
> Blasebälg' und das Keuchen der Hammernden. Aetna ertönte,
> Trinakis tönte, der Sitz der Sikanen; es tönten die nahen
> Küsten Italias; Kyrnos verhallte den furchtbaren Nachklang,
> Wenn sie die schweren Hammer hoch über die Schultern hebend
> Glühende Klumpen Metall aus der Ess' und sprühendes Eisen
> Unter der schmetternden Schläge Geprassel mühsam schlugen.
> Da vermochten nicht länger die harmlosen Okeaniden
> Ihnen ins Auge zu sehn und zu hören das Donnergetöse.

Man vergleiche, und sehe, wie der Uebersetzer mit dem musikalischen Ausdruck des Originals gleichen Schritt gehalten hat! Nur scheint zu dem Vordersatz v. 54: *Doch als sie* etc. der Nachsatz zu fehlen, der aber vielleicht v. 62 zu suchen ist, vor welchem man ein Semikolon setzen kann. Beym Kallimachus ist die

Verbindung etwas anders. V. 51 die Nymphen erbebten, als sie die Ungeheuer erblickten, und (v. 52) als sie den Donner des Ambos hörten!

Kleine Versehen und Nachläsfigkeiten, die uns in der Ueberfetzung aufgestossen sind, wollen wir nicht unbemerkt lassen. Der Anfang des Hymnus an den Zeus scheint uns sehr verfehlt zu seyn:

Beym Trankopfer Kronions wen singen die Feiergesänge
Schöner als Ihn —

Die verschränkte Wortfügung verdient hier gewiss Tadel, weil sie einen Doppelsinn veranlasst und ohne Zuziehung des Kallimachus glauben macht, der Dichter schwöre beym Opfer des Zeus. Beym Griechen ist diese Zweydeutigkeit nicht, und sein Anfang mit dem Hauptwort Ζηνὸς hat Nachdruck und Feyerlichkeit. *Wen* hier kurz gebraucht, ist eben so fehlerhaft als das v. 93 kurz gebrauchte *der* für: welcher. Gegen die Richtigkeit der Sylbenlänge stossen auch an H. an Ap. 2 *Ungeweihte*. Epigr. 6, 1 *Stiefmutter*. So wären ja auch *Trankopfer*, *Streitrosse* u. dgl. Daktylen, welches der Vf. doch, wie billig, selbst in der Vorrede verlacht. — Unrichtig ist H. an Zeus 12 Eileithyias *bedürftig*, wie die lateinische Ueberfetzung: *indiga Lucinae*, da vielmehr gesagt wird, es solle sich Niemand nahen, κεχρήμενος Εἰλ., *quae usa est Ilithyia*, die geboren hat. So hat sich auch der Vf. durch die lateinische Ueberfetzung v. 15 f. täuschen lassen, welchen Irrthum er aber selbst hinten verbessert. V. 17 die Glieder *vom Schlamme* zu baden, ist wohl in diesem Sinne unedel; auch hat der Text nichts als λόεσσαι. — V. 44 hätte wohl ὀμφαλὸς nicht so wörtlich *Nabel*, sondern *Nabelschnur*, übersetzt werden müssen. — V. 52 würden wir das Beywort οὖλα nicht auf das *Rauschende* des Waffentanzes, sondern mit andern Auslegern auf einen *kreisenden* (οὖλα, *crispe, flexuose*) Tanz, hier wie an Artemis 247, beziehen. Eben so verstehen wir H. an Delos 302 unter dem Hesperus οὖλος ἐθείραις den krausgelockten: denn, wo wäre der Beweis, dass es Hesperos im *Schimmer der Locken* heissen könne? — Steif ist der Halbvers 56 *Schnell reif wardst du ein Jüngling* gegen das natürliche ὀξὺ δ' ἀνέβησας. — H. an den Apollon 3 ist: τὰ θύρετρα καλῷ ποδὶ Φοῖβος ἀράσσει frey übersetzt: schon donnern die Flügel vom Stralenfusse des Phoibos. Wir wissen nicht, ob der Uebers. die Thürflügel vom herannahenden Götterschritte erschüttert oder wirklich mit einem Fusstritte aufgestossen werden lässt, welches Letztre weder anständig genug noch in den Zusammenhang zu passen scheint, da sich vielmehr nach v. 6 f. die Thüren freywillig (αὐτοί), welches in der Uebers. nicht ausgedrückt ist, eröffnen sollen. Ich möchte lieber so erklären. Der D. sieht in der Begeisterung das Nahe als schon gegenwärtig an. So sieht er den Phöbus schon im Geist die Schwellen der Tempelthüre betreten. Ἀράσσειν θύρετρα gerade wie Horaz: *pulsare pede pauperum tabernas*, welches Mitscherlich eben so erklärt. — Wie zweydeutig ist v. 49 vom Apollo dem Liebenden gegen seinen Geliebten, den Admet, ausgedrückt: *da ihn* (den Appollo) *die Flammen der Liebe des schönen Jünglings* (für: gegen den schönen Jüngling) *entbrannten*. — H. an die Artemis 64 lässt der Ueberfetzer die Töchter der Seligen so schreckhafter Natur seyn, dass sie, *schon entwachsen der Jugend*, sich vor dem Kyklopen, dem Kinderschreck, fürchten: allein αἱ μάλα μηκέτι τυτθαὶ sind, nicht mehr ganz kleine, Kinder über drey Jahr alt: denn sie werden der dreyjährigen Artemis entgegengesetzt. - Warum übersetzte der Vf. V. 186 ἕτερον durch *Afterwelt?* Der D. stellt sich nur als den Dolmetscher der Musen bey seinen ungeweihten Zeitgenossen vor. Ihm offenbaren sie unmittelbar, was andre erst aus seinem Munde vernehmen. — Καλεῖσθαι übersetzt der Vf. einigemal mit einem Gracismus oder Latinismus: *sich hören*, wie H. an Del. 131: Sollte Ich allein der Ströme verachtetster ewig mich hören, und 275: darum hörest du dich die heiligste aller Inseln. Wir fürchten, dass die Lieblingszusammensetzungen des Ueberfetzers: Sturmumsauset, flutengepeitschet, erdegelagert, saatenbeglückt, nicht recht deutsch seyn dürften.

Unter der Ueberfetzung stehen historische und mythologische Erklärungen für die Liebhaberclasse. Wichtiger sind die hinten angehängten weiter ausgeführten kritischen, geschichtlichen und erläuternden Anmerkungen, die von den Auslegern des noch sehr vernachlässigten Kallimachus nicht übersehen werden dürfen. Auch zu den Anmerkungen wollen wir zum Beweise unsrer Aufmerksamkeit ein paar Erinnerungen beyfügen. Sollte wohl, wie zu H. an Artemis 14 behauptet wird, der Keuschheitsgürtel auf blossem Leibe getragen worden seyn? Die Anspielung auf die Strafe der *Hippo*, H. an Artem. 266, die sich den Festreigen der Diana entzog, ist nicht so ganz dunkel, wie der Anmerker dafür hält. Hygin Astr. 2, 18, der auf den Kallimachus anspielt, in welchem er aber noch mehrere Verse über die Hippo gelesen zu haben scheint, die vielleicht in unserm Hymnus später ausgefallen sind, erzählt: sie sey eine grosse Jagdfreundin und Verehrerin der Diana (vielleicht, nach einigen, Vortänzerin bey den Festen der Ephesischen Diana H. an Art. 239) gewesen; als sie aber aufgehört, zu jagen und die Diana zu verehren, sey sie von dieser in ein Ross verwandelt worden. Ueber den Fluss, aus welchem die Phönicier ihren Bernstein gewonnen, hat der Vf. S. 188 eine neue Vermuthung gewagt, indem er auf den Fluss Symäthus, jetzt Giaretta, in Sicilien, welcher Bernstein bey sich führt, räth. Vielleicht erinnerte sich der Vf. nicht der Vossischen Ausführung über den Eridanus (zu Virg. G. 1, 481); sonst dürfte er dessen Hypothese den Vorzug geschenkt haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. August 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Breitkopf: *Versuch eines praktischen Handbuchs* für Notarien, Sachwalter und Gerichtsactuarien, in verschiedenen Mustern aussergerichtlicher und gerichtlicher Verhandlungen, in einer reinen deutschen Schreibart, zu Verbesserung des Acten- und juristischen Styls abgefasset. *Des dritten Theils Erster Band*, welcher die gerichtlichen Verhandlungen der willkührlichen Gerichtsbarkeit enthält. 1791. 480 S. 8. *Des dritten Theils Zweyter Band*, welcher Muster zu dem ordentlichen Processe enthält. 1793. 744 S. 8. *Des dritten Theils Dritter und letzter Band*, welcher Muster zu dem minderförmlichen und peinlichen Processe enthält. 1795. 1006 S. 8. Entworfen von *Heinrich Kuppermann*, kurf. Sächs. Advocat und kaif. öffentlichen Notar in Leipzig.

Die vorhergehenden Theile dieses weitläuftigen Werks sind in diesem Journale bereits angezeigt worden; der Inhalt des vor uns liegenden letzten Theils ist folgender:

Erster Band. Cap. I. Von gerichtlichen Darlehns - Unterpfands - und Bürgschaftsverträgen überhaupt. Gleich in dem ersten Muster S. 8 muss der Gläubiger ausdrücklich erklären, dass er mit dem eingesetzten Unterpfande zufrieden sey, *und des subsidiarischen Klagrechts wider die Gerichte sich begeben wolle.* Eben dieses ist in allen folgenden Auffätzen, und unter andern S. 16 mit dem Beysatz: *der Syndikatsklage und Actionis subsidiariae*, geschehen. Was der Vf. sich hiebey wohl dachte? — Die richterliche Genehmigung und Bestätigung wird immer *gerichtliche Gunstertheilung* genannt. *Cap. II. Von gerichtlich vorgetragenen Kaufverträgen, Kaufsbestätigungen, und gerichtlichen Zuschreibungen.* In einer Bestätigunsurkunde über einen aussergerichtlich geschlossenen Hauskauf, S. 31, heisst es: *Nachdem endlich beide Theile nebst dem Vormunde die Erfüllung und Festhaltung des obigen Kaufes, mittelst Handschlags, bekräftiget haben.* — Eben dieses kommt in andern ähnlichen Auffätzen vor. — Zu welchem Ende dergleichen ganz überflüssige Schnörkel? — *Cap. III. Von gerichtlich vorgetragenen Pachtverträgen und Pachtübergaben.* Hier heisst es sogar in den meisten Auffätzen: *Nachdem beide Theile die Festhaltung und Erfüllung dieses Pachtvertrags an Gerichtshand angelobt haben.* — *Cap. IV. Von gerichtlichen Vollmachten überhaupt.* *Compromisse* nennt der Vf. gerichtliche Verabredungen, Dilationen, Beweisfristen u. s. w. *Cap. V. Von gerichtlichen Schuldabtretungen überhaupt.* Hier werden nicht nur Muster von Schuld- sondern auch von Vermögens und anderer Rechte Abtretungen angegeben, und doch trug der Vf., bloss um einen deutschen, aber freylich wieder nicht ganz passenden Ausdruck zu gebrauchen, kein Bedenken, sich jener, viel zu engen Ueberschrift zu bedienen. *Cap. VI. Von gerichtlichen Schuld - und Wechselanerkenntnissen. Cap. VII. Von gerichtlichen Entsagungen, Quittungen und Verzichten. Cap. VIII. Von gerichtlichen Hinterlegungsscheinen. Cap. IX. Von gerichtlichen Vergleichen überhaupt. Cap. X. Von gerichtlichen Gegenversicherungsbriefen* (Reversen) *über Abzugsgeld- und Nachschossbefreyung. Cap. XI. Von gerichtlichen Schenkungen überhaupt. Cap. XII. Von gerichtlich aufgenommenen und niedergelegten Testamenten und derselben Eröffnung.* In diesen Mustern empfielt der Testirer immer mit wortreichen Formeln seine Seele dem lieben Gott, und seinen Leichnam der Obsorge seiner Erben. Hingegen hat uns das S. 217 gegebene Muster des Testaments eines Taub- und Stummgebornen wohl gefallen. — *Cap. XIII. Von gerichtlichen Erbvertheilungen überhaupt. Cap. XIV. Von der Entlassung aus der väterlichen Gewalt. Cap. XV. Von der Annehmung an Kindesstatt. Cap. XVI. Von Vormundschaftssachen überhaupt. Cap. XVII. Von Kirchrechnungen und Kirchrechnungsabnahmen Cap. XVIII. Von gerichtlichen Verwaltungsrechnungen überhaupt.* Hier giebt der Vf. Muster von Rechnungen über die Verwaltung sequestrirter Güter. Ein neuer Beweis, wie wenig passend die von ihm gewählten deutschen Ausdrücke sind. — *Cap. XIX. Von gerichtlichen Verpflichtungen überhaupt.* Hier werden Muster von Instructionen und Eidesleistungen, auch Installationen angehender Amts- und Stadtärzte, Justizbeamten, Gerichtsactuarien, Kirchenvorsteher, Trankfteueraufseher u. s. w., ferner von Verpflichtungen der Schenkwirthe, Schäfer, Feuerläufer und Feueraufseher, u. s. w. angegeben. *Cap. XX. Von gerichtlichen Besichtigungen in bürgerlichen Sachen überhaupt. Cap. XXI. Von gerichtlichen Versiegelungen überhaupt. Cap. XXII. Von gerichtlichen Zeugnissen und Geburtsbriefen überhaupt. Cap. XXIII. Muster von einigen Official- und Anzeige - Berichten.* — Im Ganzen gebührt dem Vf. das Lob, dass er in diesem Bande, in Vergleichung mit den vorhergehenden, die Zahl der Muster nicht so überflüssig gehäuft, und die einzelnen Muster selbst auch nicht so unnöthig ausgedehnt hat.

Zweyter Band. In zwey und zwanzig Capiteln giebt der Vf. Muster von allen im ordentlichen bürgerlichen Process vorkommenden Auffätzen an, und zwar von jeder einzelnen Art, Muster in beträchtlicher Zahl.

So werden z. B. fünf und dreyfsig Klageschreiben, ein und zwanzig Ladungen, elf Ersuchungsschreiben u. s. w. geliefert. — Rec. hält dies durchaus für ganz zweckwidrig. Hier, wo es lediglich um das Förmliche zu thun ist, wäre es an einem, oder höchstens einigen Mustern von jeder Art von Auffätzen genug gewesen; denn die Eigenthümlichkeiten in Ansehung des Materials der gerichtlichen Vorträge, und richterlichen Verfügungen lassen sich nicht aus solchen Mustern erlernen, sondern müssen, als aus der Rechtstheorie bekannt, vorausgesetzt werden; das Formale aber ist z. B. bey allen Klageschreiben, bey allen Ladungen u. s. w. im Wesentlichen immer dasselbe. Mit Sammlungen von *zusammenhängenden, vollständigen Acten* hat es eine ganz andere Bewandnifs. Das fleissige Lesen derselben kann angehenden Rechtsgelehrten nicht genug empfohlen werden, da sie dadurch nicht nur eine Uebersicht des Ganzen erhalten, sondern auch mit dem Gange der Geschäfte im Einzelnen bekannt werden; derjenige hingegen, der z. B. fünf und dreyfsig Klageschreiben durchgelesen hat, wird in Ansehung der gerichtlichen Verfahrungsart nicht unterrichteter seyn, als wenn er es bey zweyen hatte bewenden lassen. Doch vielleicht häufte Hr. K. seine Auffätze deswegen so sehr, um recht viele Muster von *gut geschriebenen* Auffätzen zu liefern, und also durch die Mannichfaltigkeit desto mehr zur Verbesserung der juristischen Schreibart überhaupt beyzutragen? Allein wer nicht aus zwey bis drey Mustern von Auffätzen derselben Art die für diese passende Schreibart abstrahiren kann, der wird sie zuverlässig eben so wenig aus dreyfsig Mustern abstrahiren. Rec. ist immer noch des Glaubens, zu dem er sich bey der Anzeige der ersteren Theile dieses Werks bekannte, dafs nämlich *blofse Sammlungen* solcher Muster, ohne alle theoretische Anleitung nie von grossem Nutzen seyn können, und dafs vollends eine solche übermäfsige Vervielfältigung der Muster, wie Hr. K. sich erlaubt hat, ein unverzeihlicher Papierverderb bleibt. — Aufserdem aber wird kein Unparteyischer dem Vf. das Lob versagen, dafs die gelieferten Auffätze in einer fliefsenden, so ziemlich reinen, Schreibart abgefafst sind; nur die Verdeutschung fremder Ausdrücke ist, wie man aber schon gewohnt ist, häufig misglückt, und da der Vf. immer den sächsischen Procefs vor Augen hatte; so kann sein Werk aufser Sachsen nur mit vieler Vorsicht gebraucht werden.

Dritter Band. Die Capitel sind überschrieben: Von Klagschriften in geringfügigen Sachen; vom Urkunden- oder Executivprocefs; vom Wechselprocefs; vom Handelsgerichtsprocefs; vom Gant- oder Concursprocefs; vom Besitzprocefs; vom Verbots- oder Inhibitivprocefs; vom Geistlichen- oder Consistorialprocefs; vom Rügenprocefs; vom Untersuchungs- und peinlichen Procefs; vom peinlichen Procefs besonders. Hieraus werden unsere Leser schon beurtheilen können, was sie hier zu suchen haben. Das Urtheil über den vorhergehenden Band gilt auch von diesem. Nur ist es hier doppelt wichtig, niemals zu vergessen, dafs der Vf. beständig die sächsischen Rechte und die sächsische Verfahrungsart vor Augen hatte, und dafs daher die von ihm gelieferten Muster aufserhalb Sachsen nur unter bedeutenden Abweichungen, und mit Anwendung grofser Vorsicht nachgeahmt werden können. Uebrigens wird das diesem Bande angehängte Register über alle drey Theile den Besitzern des Werkes immer sehr schätzbar seyn.

Anspach, b. Haueisen: *Miscellaneen für die Rechte und Gesetze der beiden vereinten Fürstenthümer Anspach und Baireuth.* 1788. 170 S. 8. (8 gr.)

In dem Vorbericht sagt der Herausgeber: „Den Liebhabern der vaterländischen Rechte und Gesetze wichtige, zur Erläuterung der erstern dienliche Schriften und Urkunden, die man so selten in Privatsammlungen antrifft, und schätzbare Beyträge zu den Sammlungen der letztern in die Hände zu liefern, dies ist mein Wunsch, meine Absicht." — Der Inhalt ist: *No. I. Von der Accise, Erläuterung und Nachtrag zum Heuberischen Realindex S. 302 und zum Cam. Realindex S. 1.* Enthält einige ältere landesherrliche Verordnungen von 1638. 1645. 1648. 1655. 1658, die Accise betreffend. *No. II. Vom Anspanngeld. Einige Nachträge zu dieser Rubrik im Hirsch- und Heuber. Realind.* Die hieher gehörigen fürstlichen Ausschreiben werden in chronologischer Ordnung aufgezählt. *No. III. Von der Anzahl der Zeugen bey einem ordentlichen aufsergerichtlichen Testament. Nach anspachischen und baireuthischen Rechten.* Die erstern weichen von den gemeinen Rechten nicht ab; nach den letzteren sind fünf Zeugen hinreichend. *No. IV. A) Von Testamenten vor einem Geistlichen und zweyen Zeugen. B) Von Testamenten zur Pestzeit. Nach römischen, kanonischen und vaterländischen Rechten.* Die anspachischen und baireuthischen Gesetze weichen hierinn sowohl von dem kanonischen, als römischen Rechte ab, und sind hier gut erläutert. *No. V. Siebenmonatkinder sind keine Frühlinge.* Die anspachischen und baireuthischen Gesetze bestätigen das römische Recht ausdrücklich. *No. VI. Von welcher Zeit an kann ein Bräutigam nach baireuthischen Rechten bey seiner Braut schlafen, ohne die Strafe des frühen Beyschlafs fürchten zu dürfen?* Gehört zur vorhergehenden Numer. *No. VII. Von der Kirchenbufse.* In dem Anspachischen ist solche längst schon stillschweigend, in dem Baireuthischen aber erst 1781 abgeschafft worden. *No. VIII. Hochfürstl. Brandenburg-Anspachisches Additional-Kammer- und Landschaftsreglement, vom 1 Sept. 1752.* Der Reg. Rath *Elsäfser* in Stuttgardt hat in seinen Beyträgen zum Kanzleywesen die onolzbachische Kammerordnung von 1734 abdrucken lassen. Als ein Nachtrag zu letzterer ist das hier gelieferte Reglement zu betrachten. *No. IX. Copia instrumenti Consignationis praejudiciorum et actuum exercitorum a Serenissima Domo Brandenburgico - Onoldina puncto jurisdictionis criminalis contra Imperii immediatos nobiles.* Ist schon oft gedruckt, und hätte daher hier füglich wegbleiben können. *No. X. Hochfürstl. Brandenb. Anspach. Baireuth. Verordnung, die fleischlichen Vergehungen der Soldaten betreffend, von 1783.* *No. XI. Welche Handwerker sind nach anspachischen Rechten wechselfähig, welche*

ehe nicht? Hier wird eine Verordnung von 1787 geliefert. No. XII. *Von Zehenden überhaupt; insbesondere von Blutzehenden.* Die verschiedenen, in dem Anspach- und Baireuthischen herkömmlichen Arten von Zehenden sowohl überhaupt, als Blutzehenden insbesondere, werden hier aufgezählt. *No. XIII. Von der Ehescheidung wegen böslicher Verlassung.* Entweder hätte der Vf. vollständiger seyn, oder diese Bruchstücke gar weglassen sollen. *No. XIV. Von der Strafe und dem Verlust des böslich verlassenden Ehegatten, nach anspachischen Rechten.* Der boshafte Desertor soll eben so angesehen werden, wie ein Ehebrecher. *No. XV. Hochfürstl. Brandenb. Baireuth. Verordnung, die Irrevocabilität der Eheverträge betreffend, von 1769. No. XVI. Hochfürstl. Brandenburg. Ansp. Verordnung, die Untersuchung und Besichtigung der todtgebornen Kinder betreffend, von 1787.* — — Der Eifer des Vf. für die Verbreitung und Cultur seiner vaterländischen Rechte verdient alle Aufmunterung, und wenn er künftig nach einem festen Plane sammelt, alles gemeinrechtliche wegläfst, und bey der Auswahl hauptsächlich das praktisch brauchbare vor Augen hat; so kann er auf den Dank seiner Landsleute sowohl, als eines jeden Liebhabers deutscher Rechte gegründeten Anspruch machen.

Jena, b. Cröker: *Sammlung auserlesener Actenstücke zum Behuf und Erläuterung des Versuchs einer Anleitung zu rechtlichen praktischen Arbeiten überhaupt.* Herausgegeben von *Friedrich Ernst Carl Mercau,* der Philosophie und der Rechte Doctor und des Fürstlich Sächsischen Gesammt-Hofgerichts zu Jena Advocaten. 1793. 163 S. Fol. (1 Rthlr. 4 gr.)

In dem Jahre 1792 gab Hr. M. eine Anleitung zu rechtlichen praktischen Arbeiten überhaupt heraus; zu dieser gehört gegenwärtige Sammlung als erläuternder Anhang. Sie enthält: 1) ein vollständiges Processactenstück, in welchem nicht nur die gewöhnlichen Schriftsätze, sondern auch ein ausführliches Beweisverfahren durch Zeugen, Urkunden, und Vergleichung der Handschriften, desgleichen ein Gutachten von Kunstverständigen, mehrere Berichte, Rescripte u. s. w. vorkommen. 2) Ein Concursactenstück. Hier sind zwar nicht die Concursacten selbst abgedruckt, aber doch die zur Instruction des Processes gehörigen Berichte und Rescripte, wie auch der Locationsbescheid und Distributionsplan geliefert. — Im Ganzen sind die beiden Stücke vollkommen zweckmäfsig, und sehr unterrichtend; nur hin und wieder, besonders in dem Beweisverfahren hätte manches füglich abgekürzt, und dadurch Raum zu mehreren Stücken gewonnen werden können; denn so wie die Sammlung da liegt, ist sie freylich noch sehr unvollständig, und daneben, da sie sich blofs auf sächsisches Recht bezieht, hauptsächlich nur in diesem Lande ganz brauchbar. Eine zweyte Sammlung will der Vf. noch folgen lassen, die ausser einem sächsischen Criminalactenstücke, einige aufsersächsische Processe, wie auch auserlesene Formulare von den vorzüglichsten aufserprocefslichen rechtlichen Geschäften enthalten soll. Wir wünschen, dafs dabey mehr auf Mannichfaltigkeit Rücksicht genommen werden möge, als es bey dieser ersten Sammlung geschehen ist.

OEKONOMIE.

Dresden, in d. Walther. Hofbuchh.: *Neue Sammlung vermischter ökonomischer Schriften,* herausgegeben von *Johann Riem,* kurfürstl. sächs. Commissionsrath etc. Zweyter Theil, mit Kupfern. 1792. 320 S. 8. Dritter Theil, m. K. 1793. 328 S. Vierter Theil, m. K. 1793. 181 S.

Die Fortsetzung dieser Sammlung, deren ersten Theil wir in Nr. 214 d. A. L. Z. 1793 angezeigt haben, kann einer günstigen Aufnahme um so mehr entgegen sehen, da sowohl die vorstehenden Anzeigen der Societät, als die aufgenommenen vermischten Schriften, für die gesammte Oekonomie ein steigendes Interesse gewinnen. Eine kurze Inhaltsanzeige nur der wichtigsten Stücke wird dies erweisen. In dem 2ten Theil findet man vorzüglich 1) aus den Anzeigen der Societät der Ostermesse 1792, die Bekanntmachung einer von Turin aus erhaltenen Entdeckung, welche die Spätsaat als Entstehungs-Ursache des Brandes im Getreide angiebt. Die Bemerkung verdient, dafs jeder praktische Oekonom in seiner Lage weitere Beobachtungen darüber anstelle; 2) Demonstrirte Versuche Ziegel mit Torf zu brennen, mit Steinkohlen gesundes Brod zu backen; 3) glückliche Anwendung des Aderlassens bey der Drehkrankheit der Schaafe; 4) Mittheilung der vom Hn. M. Riedel neuerlich erfundenen Einrichtung der Visirtafeln bey dem Wasserwiegen, sehr genau in einem Kupfer zugleich dargestellt; 5) die bessere Benutzung des Unkrauts auf Feldern; 6) neue Entdeckung bey Bienen, ihre Begattung betreffend, so wie eine zum Ablegen bequemere Einrichtung der Stöcke; 7) über die Gewinnung vieles Düngers, verbunden mit einer Anweisung Mistställe und Jauchegruben nutzbar anzulegen, durch eine Kupfertafel erläutert.

Den 3ten Theil empfehlen vornehmlich: 1) die vorstehende Abh. über den Seidenbau und dahin gehörige Gegenstände, nach dem Italienischen und Dänischen von Hn. Tüllmann in Dresden bearbeitet; 2) die Beschreibung der in einer Kupfertafel dargestellten hölzernen Bienenstöcke Hr. Massacks; 3) die vollständig aufgenommene Verbindungsacte der *Hagelschlags-Entschädigungs-Gesellschaft* in Braunschweig, welcher nur grofse Güterbesitzer, nie aber Gemeinheiten, beytreten können, und nach der von jedem gewählten Einlage, bey totalen und partialen Unfällen, nie ganzen Ersatz, sondern ein festgesetztes Entschädigungsquantum erhalten, wenn der Schade vorher geschätzt ist. Ueber die Frage (S. 300 – 307): Ob das abgefallene Laub in den Wäldern zum wirklichen Dünger werde, und das Wachsthum der Bäume im Walde befördere? welches der Vf. verneint, ist Rec. mit ihm, nach einer

fünf-

fünfzigjährigen Erfahrung, nicht ganz gleicher Meynung: dafs aus fchwarzen Hölzern der Ueberflufs von Nadeln und Moos, fo wie in Laubhölzern der gröfsere Theil des abgefallenen Laubes, alljährlich zum Beften des Ackerdüngers als Streu in die Ställe verwendet werden könne, ohne damit weder dem Anflug, noch dem frechen Wachsthum aller diefer Holzarten zu nahe zu thun; weil folche nur einer ganz leichten Decke von jenem gerühmten Ueberflufs bedürfen; Ueberflufs aber dem jungen Anflug fehr fchädlich fey. Zwar find weder die verwefenden Holznadeln, noch das im Moder auf der Oberflache fich endlich verzehrende Laub, ein fo bedeutender Dünger, dafs von diefem allein ein rafches Wachsthum der Hölzer abhienge. Aber, beide verwefende Abwürfe find eine nöthige, und dabey nicht nahrungslofe, fondern fehr fruchtbare Decke der Oberfläche, welche die, allen Holzarten äufserft verderbliche *Verrafung* nicht geftattet, und unter fich die Erde ftets offen, und zugleich mehr feucht als trocken hält, fo dafs die grofsen und kleinern Wurzeln, die, bey fchmelzenden Schneelagen und Regen, von jenen modernden Körpern fich auslaugenden Salze, als wahre Düngung an fich ziehen, fich freyer und leichter ausbreiten können.

Die im IV Theil eingerückten Anzeigen der ökon. Societät (S. 1 — 104) enthalten, S. 48 — 53, die Befchreibung einer *verbefferten Streich- und Fügebank*, welche bey Aufführung grofser Gebäude allerdings zu einer beträchtlichen Zeit- und Gelderfparnifs dienen kann. Es ift eine Abbildung derfelben auf einer Kupfertafel beygefügt. Gegen den Vorfchlag aber, S. 49: bey Spündung der Breter, nicht in die eine Seite wie gewöhnlich eine Fuge oder Falz, an die andre aber eine Zunge zu ziehen; fondern den Bretern zu beiden Seiten Falze einzuhobeln, die Zungen aber von abgehobelten Bretern befonders zu fchneiden und zur Verbindung zweyer Breter in fie einzufchieben; läfst fich vieles erinnern, in Abficht auf Zeit-, Holz- und Geldverluft; und dennoch ift die vermuthete längere Dauer alfo gefertigter Spundboden nicht mit Sicherheit zu erwarten! — Aufser diefen find in diefem Theile noch fünf befondere ökonomifche Abhandlungen enthalten, welche fämmtlich der Aufbewahrung in diefer Sammlung vollkommen werth waren.

Leipzig, b. Jacobäer: *Archiv der gefammleten interefsanteften und nützlichften Auffätze für Landwirthfchaft und Haushaltungen*, von *Georg Heinrich Piepenbring*, der Arzney-, Scheide- und Apothekerwiffenfchaft (?) Doctor. 1ten Bandes 1tes Heft. 1794. 120 S. 8.

In diefem Archiv läfst der Herausgeber mehrentheils Bruchftücke aus gröfsern ökonomifchen Schriften abdrucken, ohne die Stellen zu ändern, die fich auf das nicht mit Abgedruckte beziehen; feine Anmerkungen und Noten bezeichnen eben fo wie die getroffene Auswahl den Compilator ohne theoretifche und praktifche Wirthfchaftskenntnifs. Er bekennt (S. 52) felbft, dafs er nicht wiffe, „was man damit fagen will, wenn man „fagt: von *fchwerem* und *leichtem* Boden!" S. 20 kommt eine Anmerkung vor, die fchon ihren Eingangsworten nach zwar völlig überflüffig ift, aber doch den Lefer mit des Herausgebers fich durchgängig gleichbleibendem Style bekannt macht. „Und alsdann erhellt ferner aus dem Ganzen:" (der fremden Abhandlung) „wie rathfam und wie empfehlungswürdig es „fey, fein Brod felbft zu backen, wenn dies anders „auf die eine oder andere Art möglich feyn könne. „Denn die gewährenden Vortheile des Selbftbackens „find zu grofs, und diefe felbft zu geniefsen, ift eine „zu beobachtende Pflicht der Hausväter und Mütter ih„rer Kinder wegen. Aber wie viel wird fie von man„chen vernachläfsigt! Um die Mühe und Unruhe, „welche das Selbftbacken erzeugt, zu fparen, fchickt „man für feine erfoderliche Brodmenge lieber den ei„nen Thaler nach dem andern zum Becker, und hütet „fich nicht von der Armuth, welche deswegen fo man„che Familie überfällt." Das erfte Heft handelt vom Mutterkorn, von Mahlen und Backen, Aufbewahrung von Mehl und Getreide, türkifchen Waizen, Dinkel, Kartoffeln, Klee, Verbefferung der Grashöfe, der gröfsern und kleinern Landgüter und des Ackerbaues und vom Einfalzen des Heues. Jeder fucht jetzt fein Heil in der Landwirthfchaft; auch viele, die keinen Grund und Boden befitzen, fühlen fich eben darum berufen, andre über deffen Bearbeitung zu belehren, felbft wenn ihnen die Kunft fremd ift, mit fremden Kälbern zu pflügen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrheit. *Hannover*, b. Helwing: *Neue Sammlung der gemeinen Befcheide und gerichtlichen Verordnungen des Königlich-Churfürftlichen Oberappellations-Gerichts zu Celle*, veranftaltet und herausgegeben von *Johann Conrad Beneke*, Ober-Appellations-Gerichts-Protonotarius. 1794. 86 S. 4. (12 gr.) Die in dem Jahre 1735 erfchienene Sammlung von den gemeinen Befcheiden und gerichtlichen Verordnungen des Cellifchen Oberappellationsgerichts hat fich vergriffen; die neuern, feit diefer Zeit erlaffenen, Verordnungen waren bisher theils einzeln und zerftreut, theils gar nicht gedruckt. Dies veranlafste Hn. B. eine neue, möglichft vollftändige, Sammlung aller hieher gehörigen Verfügungen zu veranftalten, wofür ihm diejenige, die bey jenem Tribunale Rechtsangelegenheiten zu betreiben haben, gewifs dankbar feyn werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. August 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Ohne Druckort: *Kritische Geschichte des Portiunculaablasses. Von Cyprian dem jüngern.* 1794. 208 S. 8.

Der Vf. bekennt sich zur katholischen Kirche, hat aber dennoch Muth genug, den schändlichen Betrug, welcher Jahrhunderte hindurch in dieser Kirche mit dem *famösen Portiunculaablass* getrieben worden ist, ganz aufzudecken, und, wo möglich dieses Idol, das schändliche Gewinnsucht auf der einen, unbegreifliche Dummheit aber auf der andern Seite, bis auf unsere Zeiten erhalten hat, ganz zu Boden zu stürzen. Wäre es zu hoffen, dass diese Fackel vor die Augen derer käme, die einem, der ganzen katholischen Kirche so äusserst nachtheiligen Uebel steuern können, so müsste der Vf. seinen Zweck erreichen. Indessen, sey der Erfolg auch welcher es wolle, so verdient doch der Vf. allen Dank, so wie ihm seine Wahrheitsliebe zur Ehre gereicht, sollten ihn gleich, wie er selbst vermuthet, *alle braune, schwarze und weisse Kutten, und das ganze Sansculotenheer der Franciscaner* — verdammen. Schon der Vorbericht, in welchem er von der Schädlichkeit der Volkstäuschung überhaupt, und besonders in Dingen, welche die Religion angehen, handelt, verdient alle Aufmerksamkeit, und vorzügliche Beherzigung von Seiten derer, die dieses alles näher angeht. Mit dem *Portiunculaablass* werde ein so schändlicher Betrug, leider noch immer, durch die ganze katholische Welt, wo Franciskanerkirchen sind (dieser Orden soll in Europa 30000 Kirchen und Kapellen haben), getrieben. Die vorausgeschickte Einleitung in die Geschichte dieses Ablasses stellt den verrufenen *Franz von Assis*, den elenden Vater einer so schädlich gewordenen Geburt, zur Schau dar; so weit es für diese heillose Geschichte nöthig war. Denn diesen Schwärmer ganz zu malen, wäre für ein Werk von dieser Art zu weitläuftig gewesen. Hier hat man also nur dasjenige kürzlich berührt, was die Vertheidiger dieses Ablasses, besonders die sogenannten *Bollandisten*, jene unverschämten Verbreiter der plumpesten, sinnlosesten und abgeschmacktesten Mährchen, von *Franzens* durchaus wundervollen Geburt, Leben und Wandel geträumt haben, um dem Volke, das an diesen Ablass, als an eine durchaus *göttliche Anordnung* glauben sollte, Staub in die Augen zu werfen. Nur eines: — Sogar ein Heiliger aus dem Himmel, musste bey *Franzens* Taufe die Pathenstelle über sich nehmen, zum Beweis, wie derselbe gleich bey seinem Eintritt in die Welt, mit den Engeln und Geistern, ja selbst mit Christo und seiner Mutter in die engeste Verbindung getreten sey. *So unverschämt*, sagt der Vf., *lügen nur Bettelmönche und Jesuiten!* Die Geschichte dieses Ablasses selbst ist in 6 Paragraphen, nach drey Zeitaltern vorgetragen. Das *erste* Zeitalter legt die Entstehung, oder den Ursprung und die darauf folgende feyerliche Promulgation desselben vor, wobey sich Wunder an Wunder ketteten. Der Hauptschauplatz dieses grossen Spectakels war (nach der Erzählung des bekannten *Bartholomäus de Pisis*, oder, nach seinem Geschlechtsnamen *Albizi*, des Vf. des famösen *Libri conformitatum*) ein kleines Kirchlein, unweit der Stadt *Assis*, in einer Gegend, die *Portiuncula* hiess. In diesem Kirchlein pflegten sich, von undenklichen Zeiten her, die Engel öfters zu versammlen, und sich — *als Virtuosen* — freylich nur frommen Ohren, hören zu lassen. Diese Kapelle hiess daher auch die *Kirche der Engel;* sie wurde aber in der Folge, nach vom Himmel gefallenem Ablassregen, die *Portiunculakirche* genannt. Im Weinmonat des J. 1221 wurde abermals eine solche englische Versammlung in dieser Kapelle gehalten, welcher auch Christus nebst seiner Mutter beywohnte. *Franz*, der so eben sein Nachtgebet in seiner Zelle verrichtete, wurde, vermuthlich von einem Seraph, feyerlich dazu eingeladen. Er erschien, und sogleich foderte Jesus diesen seinen Liebling auf: *sich von ihm eine Gnade zur Ehre Gottes, und zum Heil der Menschen auszubitten.* Hätte er sich nun wohl *zur Ehre Gottes, und zum Heil der Menschen*, etwas wichtigers ausbitten können, als das, was folgt: *Unser heiligster Vater*, sprach er, *ich armer Sünder bitte, du wollest dem menschlichen Geschlechte die Gnade erweisen, dass alle und jede, die an diesen Ort kommen, und diese Kirche besuchen werden, einen vollkommenen Ablass und Vergebung aller jener Sünden, die sie einem Priester beichten werden, erlangen mögen.* Diese Bitte wurde nun *Franzen* sogleich von Christo gewährt, ihm aber zugleich aufgetragen, sich vor seinem Statthalter zu stellen, und von demselben das weitere besorgen zu lassen. Stracks machte sich *Franz* auf den Weg nach *Perugia*, wo sich damals der Pabst *Honorius III* aufhielt. *Honorius* willigt, aller Bedenklichkeiten, die er selbst dabey hat, und aller Einwendungen der Cardinäle, dass dies gerade wider das Interesse des römischen Hofes seyn würde, ungeachtet — in sein Begehren, und verlieh *Franzen*, der als himmlischer Legat zu ihm gekommen war, den famösen Ablass. Noch war eine zweyte himmlische Conferenz nöthig. Es musste der Tag für diesen Ablass bestimmt werden. Dieses geschah nach zwey Jahren bey einem Besuch, den Jesus und Maria in der so beliebten Engelskapelle abstatteten, bey welcher Gelegenheit festgesetzt wurde, dass des heiligen Peters

Peterskettenfesttag, der für die ganze Welt so wichtige Tag seyn sollte. Was sich wunderbares bey der Einweihung der Portiunculakirche, und der feyerlichen Promulgation, in Gegenwart verschiedener Bischöfe, die der Pabst ausdrücklich deswegen nach *Assis* geschickt hatte, zugetragen habe, können und wollen wir hier nicht wiederholen, sondern wir bemerken blofs, dafs diese ganze Geschichte, oder vielmehr dieses ganze Mahrchen, wenn dasselbe auch nicht schon in, und an und vor sich das Gepräge der allerhöchsten Unwahrscheinlichkeit hätte, eine schändliche Erdichtung viel späterer Zeiten sey, und dafs nicht *Franz*, sondern seine *Ordenskinder*, unter denen vorzüglich der schon gedachte *Albizi* glänzte, die Urheber dieses eben so unverantwortlichen, als schädlichen Volksbetrugs sind; was der Vf. eben so gründlich, als ausführlich beweist. Er bemerkt vorzüglich, dafs der *heil. Bonaventura*, welcher zunächst an *Franzens* Zeiten lebte, selbst Franciscaner und Generalminister des nämlichen Ordens war, und uns eine vollständige Geschichte von *Franzens* wundervollem Lebenswandel geliefert hat, dieses Ablasses nicht mit einer Sylbe gedenkt. (Rec. besitzt *die Legende des heiligen Vaters Franciscus. Nach der Beschreibung des Engelischen Lerers Bonaventure, Nürnberg* 1512. 4. Dieser Legende ist die Geschichte *von dem grossen Ablass zu Porciuncula*. *Anhangsweise* beygefügt, und also auch dem guten *Bonaventura* etwas zugeeignet worden, woran er wohl nie gedacht hatte.) Wir würden viel zu weitläuftig seyn müssen, wenn wir das, was der Vf. von der Erweiterung des Portiunculaablasses, und von den dagegen selbst in Rom gemachten Bewegungen, *im zweyten Zeitalter* desselben, ausführlich dargestellt hat, auch nur kürzlich anzeigen wollten; doch können wir nicht unbemerkt lassen, dafs man in der Folge, und besonders im 15ten Jahrh. wo dieser Ablafs erst recht ins Leben gekommen zu seyn scheint, öffentlich gelehrt habe, dafs man diesen *vollkommenen Ablafs*, an dem ersten Tag des Augustmonats *öfter* gewinnen könne, und zwar so oft, als sich jeder fromme Pilgrim entschliefsen würde, in diese Kirche hineinzugehen, ein kurzes Gebet herzusagen, wieder aus der Kirche zu gehen, und dann aufs neue hinein zu spazieren, — dafs man denselben an andere verschenken, ja, dafs man denselben an die Verstorbenen, oder an die armen Seelen im Fegfeuer überlassen könne. Man ging noch weiter; man lehrte, dafs man diesen Ablafs nicht blofs am 1ten August, sondern an jedem Tag des ganzen Jahrs, und zwar nicht nur einmal des Tags, sondern so oft man wolle *(Toties quoties)* gewinnen und an andere verschenken könne. Endlich wurde, um alles recht bequem einzurichten, *jede Franciscanerkirche* zur Würde der *Portiunculakapelle* erhoben, so dafs man das, was man zuvor mit Mühe in dieser allein suchen mufste, von nun an in der ganzen Franciscanerwelt finden konnte. Selbst die Bullen *Gregors XV* und *Urbans VIII*, selbst das im J. 1691 von der heil. Inquisition zu Rom ergangene Urtheil, konnte nichts wider diesen Unfug ausrichten. Das beweist deutlich genug das dritte *Zeitalter*, und besonders der zu Anfang dieses Jahrh. geführte Procefs des Bischoffs von *Laybach* mit den Bettelmönchen seines Kirchsprengels, von welchem der Vf. ausführliche Nachricht giebt.

Zeitz u. Naumburg, b. Heinse: *Freymüthige Gedanken über einige der vornehmsten Ursachen des Verfalls der Religion in unsern Tagen, und die sichersten Mittel zur Wiederherstellung ihrer eigenthümlichen Würde.* Zur Beherzigung der höhern Stände und aller Religionslehrer. 1794. 202 S. 8. (14 gr.)

Was der Vf. hier vorträgt ist nicht neu, allein es kann nicht schaden, wenn das schon oft Gesagte mit Wärme wiederholt wird, sobald die Sache, deren man sich annimmt, es verdient. Und was ist wichtiger für die Menschheit, als Werthschätzung der wahren Religion! Nur scheint es Rec., dafs der Vf., die Sache übertreibe, wenn er von einer fürchterlichen Gleichgültigkeit gegen die Religion in unsern Tagen redet. Der öffentliche Gottesdienst wird weniger geachtet, als sonst, aber auch die Religion selbst? Daran zweifelt Rec. Denn wenn es gleich zu unsern Zeiten mehrere giebt, die von Gott und göttlichen Dingen leichtsinnig sprechen, so ist dagegen jetzt die Anzahl derer weit gröfser, die über die Religion aufgeklärt, und davon überzeugt sind. Eines gegen das Andre genau abgewogen, glauben wir, dafs die Klage über die zunehmende Gleichgültigkeit gegen die Religion in unsern Tagen zu den übertriebenen gehöre. Dieser Fehler ist indessen da, und man mufs ihm entgegenarbeiten. Unter den Mitteln dazu, die der Vf. vorschlägt, verdient die Verbesserung des Religionsunterrichts in den Volksschulen durch die Prediger Aufmerksamkeit und Empfehlung. Er will nämlich, was man auch schon oft gewünscht hat, dafs die Prediger in den Volksschulen ihrer Gemeinen einige Stunden in der Woche selbst unterrichten sollen. Und so lange noch nicht allenthalben Schulmeisterseminarien sind, giebt es auch kein anderes Mittel, Kenntnifs und Werthschätzung der Religion bey dem grofsen Haufen zu beförden. — Wenn der Vf. gegen das unvorsichtige Neologisiren mancher Prediger auf den Kanzeln eifert, so stimmt ihm Rec. darinn bey; aber er kann es nicht billigen, dafs man das Volk, da es am liebsten von einem muhammedanischen Himmel höre, auch bey seinen sinnlichen Vorstellungen lassen solle. Nein; man kann es nicht genug einschärfen, dafs der Mensch dort nur ärndten werde, was er hier gesäet hat, und dafs jeder seinen Himmel oder seine Hölle in seinem Bewufstseyn und seinen Gesinnungen schon aus der Welt mitnehme, woferne das verderbliche Vorurtheil nicht Nahrung haben soll, dafs man durch Beten, Weinen und Abendmal die Hölle vermeiden und den Himmel erlangen könne.

SCHÖNE KÜNSTE.

Gera, b. Rothe: *Hirams komische Abent(h)euer und Wanderungen auf dem Welttheater.* Ein Kumpan des Faustins, Erasmus Schleichers, Paul Ysops und Johann

Johann Bunckels. Von dem Verfasser der romantischen Erzählungen und Gedichte. 1794. 348 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Abentheuer Hirams scheinen den Beweis geben zu wollen, dass jemand mit der Neigung zur unbeschränkten Wahrheitsliebe nicht weit kommen werde. Wenn man das erste Abentheuer ausnimmt, wo Hirams Vater, der seinem Sohne immer so viele Wahrheit gepredigt hat, das Opfer seiner Untreue an der Wahrheitsliebe wird; so scheinen alle übrigen Erzählungen darauf angelegt zu seyn, dem Helden des Stücks die Wahrheitsliebe so lange zu verleiden, bis er ihr völlig entsagt. Wie gern der Vf. dieser Schrift, die eine Satyre auf die jetzigen Zeiten enthalten soll, seinen komischen Witz ins niedrigplatte ausarten lässt, davon geben wir nur folgende Redensarten zum Beweise: „er *schmiss* sich vor ihre Füsse — ihre Herzen *püffer-* „*ten* — er steckte eine Pfeiffe *ins Gesicht* — sie *schmauch-* „*ten* Taback etc." Unter die fünf entschiedenen Kennzeichen der Eheleute zählt der Vf., dass, wenn eine Frau ein Schnupftuch fallen lasse und der Mann sage, sie könne es selbst wieder aufnehmen, dieser ein Ehemann seyn müsse. Wusste der Vf. keine bessere Kennzeichen anzugeben, so hätte er lieber ein Beyspiel zurückbehalten sollen, welches seine Begriffe von guter Lebensart in kein vortheilhaftes Licht stellt.

Berlin, b. Vieweg d. ä.: *Erzählungen vom Verfasser des Genius C. M. von Grosse.* Erster Theil mit einem Kupfer. 1793. 376 S. 12. Zweyter Theil. 1794. 328 S. (1 Thlr. 16 gr.)

Wenn ein Mensch gleich beym Eintritte in den Gesellschaftssaal stolpert und auf die Nase hinfällt, so erweckt es wohl schwerlich eine gute Meynung von seiner Gewandtheit. Eben so ein Autor, der sich, wie Hr. *Gr.* durch eine schlechte Vorrede ankündigt. Er will raisonniren, wie es scheint, ohne deutliche Vorstellungen: „Die *Novelle* hat meines Bedünkens überhaupt vor dem *Romane* in der Bearbeitung sehr wesentliche Vortheile. Die Laune, welche der Schriftsteller von der Betrachtung und in der Darstellung einer einzelnen Situation empfängt, ist weit mehr im Stande, sich gleich thätig zu erhalten und den Schicksalen des Gegenstandes gleich lenksam zu folgen. Die Umstände stellen sich mehr von selbst in ihrem passenden Lichte und in ihrer genauesten Beziehung dar; kurz, alles läuft weit leichter und schneller dem Ziele zu. Endlich sind sie auch kleine Miniaturgemälde, in denen die halb versteckten, beynahe unsichtbaren Züge alles entscheiden und ihrer Undeutlichkeit wegen leichter etwas gewinnen, als verderben können." Wir glauben, dass Undeutlichkeit nirgends etwas gut mache, oder *gewinne*, wie Hr. *v. Gr.* sich ausdrückt, weder in einer Novelle noch in — einer Vorrede. So schlecht er seine Theorie vorträgt, eben so schlecht erzählt er; und das ist doch, wie er selbst gesteht, sein ganzes Verdienst, da der Stoff der meisten Novellen aus dem Spanischen genommen ist. Wir fanden den Styl äusserst gedehnt, die Sprache schlecht, unrichtig und nicht selten offenbaren Unsinn. I, S. 32: Dieser Augenblick einer allgemeinen, so sehr gespannten Aufmerksamkeit schien Mathilden, welche einen Brief von Adelheiden an Lerma hatte, zu günstig zu seyn, um ihn entwischen zu lassen, und um nicht zu versuchen, ihm denselben *im Geheimen* (heimlich) zuzustellen. Was kann schleppender seyn, als diese Periode? I, S. 69 jede ihrer *Empfindungen* war schrecklich *zusammengepresst*. I, S 199: meine *Seele, krampfhaft* verzweifelnd, wusste kein Hülfsmittel mehr. Also giebt es auch einen Seelenkrampf? I, S. 292: „So viel Credit der Herzog auch *seiner* und seiner Familie wegen zu haben sich schmeicheln konnte." II, S. 1: „Er irrt neben den Trümmern umher, ehedem ein Schmuck Karthagos der Beherrscherinn der Meere, jetzt ein trauriges Denkmahl vorübergegangener Grösse und vom unerbittlichen Wankelmuth des Glückes." II, S. 215: Da er aber mehr Neigung für das Seltene und Sonderbare als für das Auffallende besass." Braucht es noch mehr Beweise, dass Hr. *v. Gr.* weder seine Muttersprache noch sich selbst recht verstehe?

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Duldung und Liebe.* Schausp. in 3 Aufz. 1794. 84 S. 8.

Drengheim, ein fortgejagter Lieutenant, der sich für einen Rittmeister ausgiebt, liebt die Tochter des Amtmanns Frankenburg, und will sie entführen. Philipp, der Sohn eines Juden, ist französischer Lieutenant, und kommt in seine Vaterstadt zurück, um das grosse Vermögen seines kürzlich verstorbenen Vaters anzutreten. Er hat in 12 Jahren Luisen nicht gesehen; liebte sie aber schon in ihrer Kindheit; gesteht ihr nun seine Liebe, und Luise — fällt ihm in die Arme. Der Amtmann ist auf der Stelle mit allem zufrieden; nur die Mutter will nicht einwilligen; aber der *Pastor* überzeugt sie endlich, dass sie ihre Einwilligung geben *müsse*. Philipp wird ein Christ, und so geht alles gut. Dem Rittmeister hat Karl, Luisens Bruder, ein Billet geschrieben: Luise wolle sich entführen lassen; er möge um 10 Uhr Abends mit einem Wagen in der Allee seyn. Der Rittmeister kommt, hält den als Mädchen verkleideten Karl für seine Geliebte, will mit ihr einsteigen, als plötzlich Philipp, Luise, der Amtmann, der Pastor etc. erscheinen, und Polizeyknechte sich seiner bemächtigen wollen. Philipp erkennt ihn, und aus Rücksicht für seine Familie lässt ihn der Amtmann ungehindert abziehen. Der Rittmeister empfängt von Philipp noch einen Geldbeutel, und verkündigt nun seines Wohlthäters Lob mit einer Innigkeit, die herzbrechend ist; predigt Moral und Duldung, und fasst den gottseligen Entschluss, hinzugehen, seinem Vater sich zu Füssen zu werfen, und fromm zu werden. Lange ist uns kein so durchaus schlechtes Product vor die Augen gekommen, wie dieses. Der Vf. hat keine Kenntnisse der Bühne, versteht seine Muttersprache nicht, und hat keinen Begriff von Charakteristik, Plan und Darstellung. Seine Apologie der Juden und der französischen Freyheit und Gleichheit ist so elend, dass weder die Juden, noch die Frankreicher darauf stolz seyn können.

Halle, b. Hendel: *Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekannten Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande.* Zweytes Bändchen. 1793. 192 S. Drittes Bändchen. 1794. 160 S. 8. (22 gr.)

Diese vierthalbhundert reichlich mit Sprachfehlern, Constructionsverdrehungen und Superlativen angefüllten Seiten führen zwar den Leser durch Fluthen von Thränen, Seufzern und Gefühlen, über Felsen, Klippen und Wälder, in Palläste, Thürme, geheimnissvolle schauerliche Gewölbe und Grüfte, in fürchterliche Stürme und Gewitter, durch hochtrabende moralische Tiraden und Phrasenlabyrinthe, bey deren Ausgange man nicht um einen Schritt weiter gekommen ist; man erfahrt wohl auch etwas aus dem Leben des eigentlichen Helden der Geschichte, aber in der Hauptsache steht man noch immer auf der alten Stelle. Man erfährt weder etwas von den höhern Illuminaten, noch von ihren verborgenen Obern, und der unbekannte Beherrscher dieser Obern, ist, was man auch schon wusste, ein Verrückter, der in einem fort, von Gottesbewusstseyn, von höherer und höchster Aufopferung, durch die er zum Gottheitsziel menschlicher Grösse hineilt, von einem Kreise Gottgleicher Menschen und von dem aus Elend und Leiden emporkeimenden höchsten Glück der Menschheit, u. d. g. mehr radotirt, und sich als *Vater- Mutter- und Schwestermörder aus Pflicht* ankündiget. Der Zweck dieser Missgeburt von einem Roman ist, wie sich der Vf. nunmehr erklart hat, ein *schauerndes Beyspiel* (man denke, an einem fingirten Narren!) zu geben, wie nicht allein das Verlassen auf eigene erträumte übermenschliche Kräfte, von *überspannter, nicht genug geläuterter Aufklärung* geleitet, (!!) sondern auch *tiefsinnige Speculationen* zu den Extremen des Lasters führen. Wer bessern will, muss doch wissen, wer gebessert werden soll. Das scheint aber der Vf. so wenig zu wissen, als er philosophische Speculationen von Phantasieen, Philosophen von Phantasten und wirkliche Menschen von erdichteten zu unterscheiden vermag.

Offenbach, b. Weiss u. Brede: *Der Waldbruder im Eichthale.* Eine Volkssage. 1794. 192 S. 8. mit 6 Kupfern. (16 gr.)

Nach der Versicherung des Vf. soll dieser kleinen Rittergeschichte eine Volkssage zum Grunde liegen. Ritter Siegfried lässt sein junges Weib Irmengard bey einem Feldzuge unter der Aufsicht seines Vasallen Gaffro zurück. Nach allen vergeblichen Versuchen, sie zur Untreue zu verführen, bringt er es zuletzt aus Rache bey ihrem Gemahl so weit, dass dieser ihm den Auftrag giebt, seine unschuldige Gattinn aus dem Wege zu räumen. Irmengard rettet sich mit ihrem Kinde, und lebt einige Jahre als Waldbruder im Eichthale, wo sie endlich ihr Gemahl wiederfindet. Die Ausführung dieses abentheuerlichen Romans, der grösstentheils im Dialog mit einigen untermischten Versen geschrieben ist, beweiset, dass die Vermeidung der Karrenschieberspräche, welche der Vf. in der Vorrede bey unsern gewöhnlichen Rittergeschichten missbilligt, bey weitem noch nicht alle Foderungen an einen guten Romanschreiber erschöpfe. Der Vf. lasst seine Ritter vom Herkules, von der Pallas, vom edlen Kurzius u. s. w. sprechen, ohne zu bedenken, wie wenig man damals von Mythologie und alter Geschichtskunde wusste. Dass Irmengard den Waldbruder, der sie im Eichthale aufnimmt, auf die Seite gehen heisst, um ihrem Säuglinge Nahrung zu reichen, zeigt von keiner richtigen Unterscheidung zwischen weiblicher Ziererey und wahrer Sittsamkeit. Unter den Nachlässigkeiten, die sich der Vf. im Schreiben erlaubt hat, bemerken wir nur, dass das Kind, welches S. 37 als ein Mädchen vorgestellt ist, S. 190 in einen Knaben verwandelt wird.

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Comp.: *Die unruhige Matrone von Pfyrt.* Seitenstück zum alten Ueberall und Nirgends aus dem dreyzehnten Jahrhundert(e). 1795. 235 S. 8. (20 gr.)

Die Liebhaber der Romane, die in das Wundervolle übergehen, werden die unruhige Matrone mit vorzüglichem Vergnügen lesen, da die Geschichte so verwebt ist, dass der Ausgang derselben nicht, wie bey den gewöhnlichen Romanen, errathen werden kann. Der Schluss des Buchs lasst aber den gespannten Leser völlig unbefriedigt; der Faden wird auf einmal abgerissen, ohne dass in der Vorrede eine Ursache davon angegeben wäre. Die Schreibart ist öfters zu abgekürzt und verworren, auch undeutlich durch Versetzung der Worter, unter denen es nicht selten allzugesuchte oder zu niedrige giebt; z. B. Reichs und andre Fürsten-Ritter, die auch hatten etwas unter den Daum zu schiessen (um zu sagen, die auch etwas zu verschwenden hatten.) — Er hatte alle Schönen beaugapfelt. — Die Gegend war gleichsam gespickt mit kleinen Haynen. Das *Ruhbette* wird mit dem widrigen Ausdrucke eines *Faulbettes* bezeichnet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Berlin,* b. Pauli: *Morgen- und Abendgebete für Kinder* auf alle Tage in der Woche. 36 S. 12. (1 gr.) Rec. ist kein Freund von Formulargebeten, am wenigsten für Kinder. Glaubt aber Einer oder der Andre, dass er sie gebrauchen muss, um seine Kinder beten zu lehren, so kann er diese ohne Schaden wählen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. August 1795.

NATURGESCHICHTE.

Hannover u. Osnabrück, b. Ritscher: *Beobachtungen, Zweifel und Fragen, die Mineralogie* überhaupt und insbesondere *ein natürliches Mineralsystem* betreffend. *Zweyter Versuch.* Die alten Erd- und Steinarten nebst ihren unmittelbaren Abkömmlingen. Von *Franz Freyherrn von Beroldingen*, Domherrn zu Hildesheim und Osnabrück. 1794. 760 S. 8.

Der Vf. legt hier gleichsam sein geognostisches Glaubensbekenntniss über das Alter und die Entstehung der Grunderden, so wie über die Entstehung der uralten und mittelzeitigen Gebirge ab. Es wird sich gewiss jeder Mineraloge mit uns über die Erscheinung dieser äusserst reichhaltigen und wichtigen Schrift freuen, wenn er auch gleich nicht immer einerley Ueberzeugung mit dem Vf. haben sollte. Der Vf. erklärt aber dieses Werk für einen blossen Versuch, den er nur deswegen dem Publicum vorlege, weil er ihn unter allen ihm, über diesen Gegenstand bekannt gewordenen, Schriften für eine, der Natur am getreuesten bleibende, Arbeit halte, die sich auf lauter Beobachtungen stütze, welche er nicht auf einem einzelnen Gebirge, noch weniger in der Studirstube, sondern in manchen Gebirgsketten verschiedener Länder, mit einem Wort in der ausgebreiteten Natur selbst gemacht habe. Indessen hat der Vf. doch auch die Beobachtungen und Erfahrungen anderer Mineralogen nicht nur benutzt, sondern sie ausführlich und meistens wörtlich mitgetheilt. Wir hätten aber doch gewünscht, dass er die wörtlichen, öfters sehr weitläuftigen, Auszüge nicht mit in den Text verwebt, sondern in Noten mitgetheilt hätte, theils weil dadurch der Zusammenhang unterbrochen und die Uebersicht des Ganzen sehr erschwert wird; theils damit Platz gewonnen worden wäre, um noch mehrere Schriften anführen zu können. Auch hätte der Vf. um so mehr durch eine Inhaltsanzeige eine Uebersicht seines Werkes geben sollen, wie er bey dem ersten Versuch gethan hat, da hier das Nachschlagen durch kein Register erleichtert wird.

Den Anfang dieses Werks macht eine schätzbare Untersuchung über die Grunderden und deren Alter, worinn S. 35 u. 41 als wahrscheinliche Vermuthung aufgestellt wird, *dass die Kieselerde die Muttererde der übrigen Erdarten*, und wo nicht die älteste, doch gewiss die häufigste, auf unserm Planeten sey, ohne übrigens eine Verwandlung der einen Grunderde in die andere anzunehmen. Das Hauptresultat jener Untersuchung besteht nach S. 41 darinn: dass vier sehr wesentlich von einander verschiedene Erdarten, nämlich die *Kiesel-, Alaun-, Kalk- und Bittererde* als wirkliche einfache oder Grunderden zu betrachten seyen. Der Vf. lässt sich übrigens bey der bis jetzt herrschenden Dunkelheit über diesen Gegenstand, nicht darauf ein, *ob* und noch weitweniger allenfalls *wie?* dieselben aus *der vielleichtigen Urerde des Quarzes* — wie er sich ausdrückt — ausgegangen seyen, und in diese, als in dem gewöhnlichen Cirkel der Natur, wieder zurückkehren, und welche Schicksale und Modificationen sie während ihrer Wanderschaft zu erfahren gehabt haben möchten? Die Schwererde hält der Vf. für keine wahre Grunderde, wenigstens für keine Grunderde, die ein so hohes Alter wie die übrigen angezeigten vier Grunderden habe, weil sie weder als ein wesentlicher Bestandtheil des *uralten* Granits, noch auch in einzelnen Felsen oder Lagern, sondern meistens in neuern Gebirgen und in Gängen und Klüften, und auf uralten Gebirgen nur in Verbindung mit andern Erd- und Steinarten vorkomme; er vergleicht daher den Schwerspat mit dem Flussspat und Gyps, und sagt S. 38: „wobey jedoch nicht zu läugnen steht, dass selbe (die Schwerspate) wenigstens so, wie die Flussspate, wo nicht eine eigenthümliche, doch eine andere, uns noch unbemerkte, besonders modificirte Säure oder einen andern Zusatz enthalten möge, wovon die Kalkerde in den Flussspatarten nicht nur bekanntermassen ganz unkenntlich gemacht, und mit von dem Kalke ganz abweichenden Eigenschaften begabt worden ist, welches dann auch wohl bey der ebenfalls, wie der Flusspat, gänzlich parasitischen Steinart dem Schwerspat aus noch andern hier nicht anzuführenden Gründen, der Fall seyn dürfte, so wie alle parasitische niemals in ganzen Felsmassen, oder eigenen Schichten vorkommenden Steine nur allzu deutlich eine spätere Erzeugung anzudeuten scheinen."

Von der Untersuchung der Einfachheit und des Alters der Grunderden, geht der Vf. auf die Entstehung und das Alter der aus jenen angenommenen Grunderden entstandenen Gebirgsarten über; er sagt S. 82: „Felsmassen nenne ich alle diejenige Gebirge, und eben das sind die uralten, welche aus keinen ordentlichen Abtheilungen, oder Lagen und Schichten zusammengesetzt sind, sondern das Ganze derb und gleichsam in einander geflossen ist. Unter diesen Felsen kommen unter den uralten Gebirgen sowohl Granit, als Kalk und Bittererdigte, oder Serpentin-Berge vor." Nach dieser Bestimmung erklärt er allen Granit, an welchem eine Lagerung oder Schichtung wahrzunehmen ist, z. B. allen sächsischen Granit, den Granit, der den Brocken in Niedersachsen bildet u. s. w. für einen *mittelzeitigen*, ja

ja sogar für einen regenerirten Granit. Rec. kann hiebey dem Vf. nicht beypflichten, denn er hat selbst, zwar nicht in der Schweiz, aber in mehreren Ländern Gelegenheit gehabt, viele Granitgebirge zu sehen, und hat immer deutlich öfters sehr mächtige Lager an denselben und insbesondere auch auf dem, vom Vf. nach S. 254, 364, u. s. w. als uralt anerkannten Riesengebirge beobachtet; jeder Reisende wird sich auch daselbst an mehrern Stellen, und besonders auf *dem höchsten Punkte* des Riesengebirgs, an der Schneekuppe, deutlich, nicht allein von der Lagerung des Granits, sondern auch von dem Uebergange des Granits in Gneis und Glimmerschiefer überzeugen können. Zwar scheint der Vf. diesem Einwurfe durch das Zeugniss des Hn. Jirasecks, S. 364 u. 365. zu begegnen, da er sagt: „wenn man das Riesengebirge von der böhmischen Seite oder von Prag her, besteigt, so kommt man aus Steinkohlen, Alaun und Thonschiefer, jüngerem Sandstein und andern solchen Flözlagern endlich an den Fuss dieses, gegen andere Berge dieser Länder gerechnet, mit Recht sogenannten Riesengebirgs, welches auch von dieser Seite her bis auf eine, das sächsische Erzgebirge weit übersteigende Höhe, mit mittelzeitigen Schieferfelsarten und zwar vorzüglich mit geschichtetem, oder jüngern Granit und Gneis mit Glimmer-, Gestellstein-, und Wetzsteinschiefer überkleidet ist, indem man diese geschichtete Structur des Bergs bis auf die sogenannte Schneekuppe bemerkt, die zwar aus grobkörnigtem Granit besteht, und von dem Hn. Jiraseck S. 18 ausdrücklich sagt, dass er viele Merkmale einer spätern Entstehung an sich trage, und an vielen Stellen mit Gneisschiefer überkleidet sey." Hr. Jiraseck hat sich durch seine mineralogischen Bemerkungen über das Riesengebirge nicht gerade als einen sehr geübten Geognosten legitimirt; am wenigsten aber möchten wir ihm gerade auf sein Wort ohne alle übrige Beweise glauben, dass der angezeigte Granit *viele Merkmale* einer spätern Entstehung an sich trage. Das Zutrauen, das der Vf. hier in die Richtigkeit der Aussage des Hn. Jiraseck setzt, ist uns um so mehr aufgefallen, da er sonst so vorsichtig und mit so vieler Kritik die Beobachtungen anderer sehr berühmter Mineralogen, z. B. eines *Ferbers, von Saussure's, von Charpentier's* u. s. w. prüft, und da es noch überdies *so wenige zuverlässige* Merkmale giebt, welche das relative Alter der Granitarten genau bestimmen; hiezu kommt noch *ferner*, dass man sich nach des Vf. Hypothese die Regeneration des Granits und die Entstehung des Gneises und Glimmerschiefers auf der Schneekuppe als dem *höchsten Punkte* des Riesengebirges nicht wohl erklären kann, ohne noch ungleich höhere über die Schneekuppe hervorragende Berge von Urgranit in der Vorzeit anzunehmen; und wo haben wir Gründe hiezu? —

In mehrern Stellen, z. B. S. 102, 183 u. s. w., eifert der Vf. gegen Saussüre und Kirwan, welche von einer Krystallisation des Granits sprechen, da er doch selbst, nach S. 580, geneigt ist, eine Krystallisation des Granits anzunehmen. Indessen scheint es uns, als wenn der Vf. wenigstens Kirwan missverstanden hätte, wenn er glaubt, dass dieser von *Krystallisation* im engern Sinne rede; denn K. nennt mit sehr vielen Chemikern und Mineralogen jedes Aggregat, das durch die Wirkung der chemischen Verwandtschaft sich gebildet hat, krystallinisch, oder durch Krystallisation entstanden; d. h. dieser Körper, z. B. der Granit, der körnigte Kalkstein und jedes Fossil mit abgesonderten Stücken, ist nach dem nämlichen Gesetze entstanden, nach welchem die regelmässigen Formen oder die Krystallisationen entstehen, und es sind nur zufällige Umstände eingetreten, welche verhindert haben, dass jenem Gesetze zufolge, z. B. der Glimmer, Feldspat und Quarz im Granit nicht immer ihre bestimmte Krystallformen annehmen konnten. — Der Vf. nimmt vier uralte Gebirgsarten an, nämlich einen *Urgranit*, eine seltene *mergelartige Gebirgsart*, die nach S. 46 nur Keile zwischen andern Urgebirgsarten ausmacht; einen *Serpentinfels* und den *Urkalk*. In Hinsicht der Bestimmung des letztern weicht der Vf. mit dem Hn. von Fichtel von der bisherigen Meynung ab; denn er sagt S. 71: „Ich sehe also mit dem Hn. v. Fichtel den derben, festen, marmorartigen, felsenartigen, nicht geschichteten und keine Versteinerungen enthaltenden, Kalkstein, der uralten Gebirge, als den *ältesten*, den salinischen oder schuppigten Kalkstein aber als einen später, aus jenem erzeugten, obschon sehr alten, Kalkstein an. Nur gehe ich vom Hn. v. Fichtel sowohl als von dem Hn. Herrmann darinn ab, dass ich den weit jüngern Kalkstein unsrer Flözgebirge grösstentheils aus dem Thierreiche abstammend vermuthe, welcher sodann wieder seine noch jüngere Abkömmlinge hat, nämlich den Kalkspat, den Kalkstalaktit, den Kalktuffstein u. s. w." Alles, was man mit Gewissheit aus den angezeigten vier uralten Gebirgen sagen könne, besteht nach 92 darin: „*Erstlich*, dass diese 4 uralten Grund- oder Felsgesteinarten, besonders die gemeinsten, die aus Felsmassen bestehenden Granitgebirge, älter als alle übrige geschichtete sind, und im Ganzen genommen die höchsten Punkte unsers Erdballs und der Granit vorzüglich den Kern, oder mit mehr Gewissheit, die äussere, bis in die, uns bisher bekannte Tiefe, setzende Erdrinde ausmache. *Zweytens*, dass sie nicht wie die spätern, aus dem Zuthun des Wassers, wenigstens nicht durch ein allmähliches schichtenartiges Absetzen, aus demselben entstanden, oder niedergesessen seyen, welches ihre derbe, gleichartige, gleichsam hingegossene, in keine sichtbare Lager oder Bänke abgesetzte Masse hinlänglich beweist; ob schon wieder auf einer andern Seite betrachtet, diese Gebirge, wenigstens bis in eine gewisse oberflächliche Tiefe, ehemals erweicht und locker gewesen zu seyn scheinen etc."

Es ist eine in neueren Zeiten oft bestätigte Erfahrung, dass nicht aller Granit von gleichem Alter ist; allein die Behauptung des Vf., dass aller später entstandene Granit aus aufgelöstem Urgranit entstanden, und aus den verwitterten Granitbrocken durch ein Cement zusammengekittet seye; ist eine von den vielen neuen Ideen dieses Buchs, die uns aber sehr gewagt zu seyn scheint. Um die Entstehung des neuern Granits zu erklären, äussert der Vf. S. 170 seine Gedanken und Beobachtungen über die *Verwitterung* überhaupt, und des

des Granits insbesondere, die sehr interessant sind, hier aber keinen Auszug erlauben. Noch auffallender, als die eben angezeigte Behauptung, scheint uns diese zu seyn, daſs der *Gneis*, *Glimmerschiefer*, *Thonschiefer*, *Hornblendschiefer*, die *Grauwacke* u. s. w. ebenfalls *unwidersprechlich Abkömmlinge* von dem Urgranit seyn sollen. Der Vf. behauptet dies in mehrern Stellen, z. B. S. 43 mit folgenden Worten: „Was die unmittelbar auf und an den Granitgebirgabhängen auf- und anliegende Gneis und seine Abarten, die oft mehr oder weniger Alaunerde in sich enthalten, betrifft, so sind diese, wohl mehr als wahrscheinlich, aus mehr oder minder zerstörten, mehr oder minder zerkleinten, und mehr oder minder ausgewaschenen Granitarten selbst entstanden, deren Bestandtheile der festeste der Quarz, und der zäheste der Glimmer, der Zerkleinerung und Abnützung am meisten und längsten widerstanden haben: dahingegen der dritte wesentliche Bestandtheil des Granits der minder feste Feldspat dadurch (wenigstens unsern Augen) am unkenntlichsten geworden ist." Hin und wieder läſst sich übrigens der Vf. doch auch in seinen Behauptungen einen Widerspruch zu Schulden kommen, welches uns ein Beweis zu seyn scheint, daſs er selbst noch nicht recht im Reinen mit seinen Theorieen ist; z. B. S. 280 sagt er, nachdem er kurz vorher von dem Verwittern und Zerfallen des Granits gesprochen hat: „Wer sich einen Begriff von der ehemaligen und zum Theil noch fortdauernden Zerstörung der Granitgebirge machen wolle, habe die beste und lehrreichste Gelegenheit *„an dem, von andern Granitkettengebirgen weithin abgeschnittenen, und in einer ziemlichen Ebene nur von seinen Kindern, den neuern Harzgebirgen, umgebenen, sonst gleichsam isolirt dastehendem uralten Granitgebirge, dem Blocksberg oder Brocken;"* und S. 101 und 376 macht er selbst wieder das hohe Alter des Brockengranits äuſserst zweifelhaft. S. 338 theilt der Vf. folgende Tabelle über die nach seinen Hypothesen von dem Urgranit anstammende *Schieferfelsarten*, wie er sie nennt, mit:

I. *Grobkörnig zerkleint, wieder gemengt und zusammengekittet.*
  A. aus kennbaren Granittheilchen zusammengesetzt.
    a. als *Geröll*, ohne Schichten
      1) in gröbern Brocken — die *Nagelfluhe der Schweizer.*
    b. geschichtet.
      1) in feinen Körnern — der *regenerirte Granit.*
  B. Aus nur quarzartigen kenntlichen Granittheilchen zusammengesetzt.
    a. als Geröll, selten geschichtet.
      1) grobkörnig - quarzig — der *Mühlen - Sandstein.*
    b. geschichtet.
      1) feinkörnig - quarzig — die *Grauwacke der Harzer.*
      2) sehr feinkörnig - quarzig — der *Wetzstein (Cos).*
II. *Feiner zerkleint, gemengt und gemischt, und gleichsam in einander geflossen.*
  Die Gneisarten im weitläuftigsten Sinne.
  A. In kenntlichem Quarz-, Glimmer- und Feldspatlagern — der *eigentlich sogenannte Gneis.*
    a. mit Uebergewicht an Quarz — der *Gestellstein.*
    b. — — — an Glimmer — der *Glimmerschiefer.*
    c. mit Uebergewicht an Thon oder Steinmark — der eigentliche *Hornschiefer.*
  B. Mit kenntlichem Feldspat — der *Porphyr.*
III. *Mit zufälligen Bestandtheilen.*
  A. Mit krystallinischem Glimmer oder Granaten — der *Murkstein.*
  B. Mit Bittererde.
    a. Roh — der *Grünstein — Graustein.*
    b. krystallinisch.
      1) in Schuppen und Strahlen — die *Hornblende* — der *Hornblendschiefer.*
      2) in Säulen — — der *Schörl.*

Aus dieser kurzen Uebersicht dieses Systems ist zugleich abzunehmen, daſs der Vf. in den meisten Stücken von den, über diesen Gegenstand bis daher allgemein gehegten Ideen abgeht, und auch selbst hie und da bis daher ungewöhnliche, wie es uns aber scheint, nicht immer ganz richtige Begriffe aufstellt; so z. B. S. 340 sagt er: „*Fels - Schiefer*, oder *Schiefer - Felssteine* nenne ich die Steinarten darum, weil sie in ihrer natürlichen Lagerstätte *nur auf den uralten Felsmassen*, von welchen sie abstammen, *unmittelbar aufsitzen*, und sich hiedurch, wie durch den gewählten Namen, von den jüngern Schiefern der eigentlichen Flözgebirge aller Art, hinlänglich unterscheiden." Rec. hat aber auch schon an mehreren Orten wahre Flözgebirgsarten auf uranfänglichem Granit aufsitzend angetroffen. Allein der Vf. wird in solchen Fällen, seiner Theorie zufolge, das hohe Alter des Granits bezweifeln; allein da nach seinem eigenen Geständniſs der uralte Granit noch hie und da entblöſst zu sehen ist, so scheint uns kein Grund vorhanden zu seyn, warum sich nicht auch in vorigen Zeiten auf dergleichen entblöſsten Granit Flözgebirgsarten haben niedersetzen können. Allein dies bey Seite gesetzt, so widerspricht sich der Vf. S. 252 selbst, wo er behauptet, den regenerirten Granit, den er doch zu den Schieferfelsarten rechnet, an mehr als einem Orte in der Schweiz auf neuerem, einzelne Versteinerungen enthaltendem Kalkgebirge, aufsitzend gefunden zu haben. Da nun nach dieser Theorie noch täglich aus verwittertem Granite jene oben angezeigten *Felsschiefer* entstehen, so müssen dergleichen Fälle, daſs sie auf neuern Flözgebirgen aufsitzen, nicht selten, folglich die angezeigte Bestimmung der Schieferfelsarten *unrichtig* und *unbrauchbar* seyn. Besonders ist es uns auch aufgefallen, die aus Granit bestehende *Nagelfluhe*, oder besser, die Seifengebirge, hier unter den *Felsschieferarten* aufgeführt zu finden, da dergleichen auf oder zusammengeschwemmte Gebirge, nach des Vf. eigenem Geständniſs, nicht einmal *Schichten* oder Bänke haben, und sie, nach S. 350, noch täglich durch Localrevolutionen entstehen, und gar nichts Schieferähnliches an sich haben.

Was nun den *wiedererzeugten Granit* betrifft, so kann sich Rec. schlechterdings nicht überzeugen, daſs *aller* jüngere Granit, wie der Vf. behauptet, aus *zusammengekitteten* Körnern des Uralten bestehe; denn man müſste doch gewiſs das Cement deutlich sehen, und als,

alsdann würden wir einen solchen Granit zu den *Trümmersteinen* oder *Breccien* rechnen. Wir müssen es daher dem Urtheil und der Erfahrung des Publicums überlassen, ob es des Vf. Beobachtungen für vollkommen richtig annehmen will, nach welchem aller geschichtete Granit jünger, und von dem uralten abstammend ist. S. 353 gesteht zwar der Vf. ein, dass der uralte, niemals in Bänken brechende, Granit öfters auch sehr zerklüftet vorkomme; wir hätten gewünscht, dass es ihm hiebey auch gefallen hätte, uns die Unterscheidungszeichen zwischen diesen öfters ziemlich regelmässigen Klüften und den Merkmalen der Schichten genau anzugeben, weil man uns sonst leicht diese, je nachdem es in eine Theorie passt, für zufällige Sprünge und Klüfte, oder für wahre Schichtung angeben kann, ohne dass wir bestimmt wissen, aus welchen Gründen; denn damit können wir uns doch wohl nicht begnügen, wenn der Vf. S. 357 sagt: „Als ein zweytes geologisches Axiom setze ich also fest, dass alle uralten Gebirge, sie bestehen aus Kalk, Granit, oder bittererdartigen Felsen, ohne eigentliche Schichten, sondern in minder oder mehr dichten Felsmassen vorkommen, und ihre nicht seltene perpendiculare Spaltungen, die mich hier ohne dies nichts angehen (warum nicht? *stehen denn nicht auch viele Gebirgsarten mehr oder weniger auf dem Kopfe?*) nur als zufällig zu betrachten sind." (*An was erkennt man, dass sie zufällig sind?*) Die 3te Schieferfelsart, welche, nach des Vf. Theorie, aus dem aufgelösten Granit entsteht, ist der sogenannte *Mühlen-Sandstein*, welcher sich von allen neuern und mittelzeitigen (?) Sandsteinarten dadurch unterscheiden soll, dass er gewöhnlich nicht wie jene geschichtet, sondern in unordentlich unter einander geworfenen Haufen und Keilen, oder in mächtigen nicht geschichteten Bänken, wie die grobe Nagelfluh, als eine noch unvollkommene Bekleidung des Granits an dem Fusse oder in den ehemaligen Schluchten des Mittel- oder Schiefergebirgs gefunden wird; und aus weit gröbern minder abgerollten, immer etwas durchscheinendern, und gleichsam glasartigeren Quarzkörnern, denen zuweilen noch vollkommene Granitkörner untergemengt seyen, als der neuere Sandstein besteht, und niemals eine Spur von irgend einem organischen Körper erhält.

Die *Grauwacke* ist die 4te Gebirgsart, die der Vf. aus der Verwitterung des Urgranits ableitet, und die er nicht mit dem gewöhnlichen Flöz-Sandstein zu verwechseln rathet. S. 401 sagt er: „Ein wesentlicher Unterschied, wodurch sich dieses *Mittelding* von mittelzeitiger Schieferfels- und neuerer Flözgebirgsart hinlänglich auszeichnet, ist die, dem gemeinen Sandstein ganz fehlende, Eigenschaft, wirkliche Erzgänge in sich zu führen, da der Sandstein der Flöze zwar allerdings Erze, z. B. die Kupfersanderze, auch wohl allenfalls Flöze und Wechsel, aber nimmermehr wirkliche Erzgänge zwischen sich hat." Rec. muss zwar bekennen, dass wahre Gänge im Sandstein sehr selten sind, indessen ist ihm doch ein Beyspiel von Bulach bey Calw im Würtembergischen bekannt, wo ein wahrer Gang, der Fahlerz und Kupferlasur führt, und der zum Theil schon sehr abgebaut ist, mitten durch einen rauhen, *wahren Sandstein* setzt.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, b. Böhme: *Justus Graf von Ortenburg.* 4ter Th. 1793. 295 S. 8.

Berlin, b. Maurer: *Annalen des Theaters.* 15tes H. 1795. 112 S. 8.

Leipzig, in der Weygandschen Buchh.: *Auswahl der nützlichsten und unterhaltendsten Aufsätze für Deutsche.* Aus den neuesten Brittischen Magazinen. 16ter B. — Auch unter dem Titel:

Neue Auswahl der nützlichsten und unterhaltendsten Aufsätze für Deutsche. 3ter B. 1795. 330 S. 8.

Cassel, b. Griesbach: *Rittergeschichten, Erzählungen und Schwänke,* von *G. Wr.* 2tes B. 1795. 836 S. 8.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Physikalisch-ökonomische Bibliothek,* worinn von den neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre und die Land- und Stadtwirthschaft betreffen, zuverläfsige und vollständige Nachrichten ertheilet werden. Von *J. Beckmann.* 18ter B. 3tes St. 1794. 12 B. 4tes St. 1795. 4 B. 8. (10 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. Lemgo: *Gräflich-Lippische Depositen-Ordnung vom 12 März 1789.* 27 S. 4. (3 gr.) Die Rubriken, unter welche die hier vorkommenden einzelnen gesetzlichen Anordnungen gebracht worden, sind folgende: *I) Von Depositalbehältnissen, Depositariis und Depositenbuch. II) Vom Verfahren bey Annahme ins Depositum. III) Vom Verfahren bey Auszahlung oder Zurückgabe aus dem Deposito. IV) Von Depositionsgebühren. V) Vom Ausleihen der Depositengelder. VI) Von Abnahme der Depositenrechnung, von Visitation der Depositencassen, und den Depositaltabellen. VII) Von Berichtigung der ältern Depositorum und von Bestrafung derer, die sich an Depositalgeldern vergreifen.* — — Vollständig und erschöpfend, auch durchaus zweckmässig scheint uns diese Gesetzgebung; ins Detail aber können wir uns freylich hier nicht einlassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. August 1795.

NATURGESCHICHTE.

Hannover u. Osnabrück, b. Ritscher: *Beobachtungen, Zweifel und Fragen, die Mineralogie überhaupt und insbesondere ein natürliches Mineralsystem betreffend* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Der *Wetzstein* ist nach des Vf. Theorie die 5te Schieferfelsart, die sich aus den kleinsten Quarzkörnern des verwitterten oder zerstörten Granits gebildet haben soll. Wir müssen übrigens bekennen, dass wir nach folgender Beschreibung des Vf. nicht recht im Stande sind, den Wetzstein von einem gewöhnlichen sehr feinkörnigen Flözsandstein zu unterscheiden; denn er sagt S. 404: „diese, den mittelzeitigen Gebirgen eigenthümliche Schieferfelsart, besteht eigentlich aus sehr feinen Quarzkörnchen in einem thonartigen Cement, und diese feine Bestandtheile sind in ihm so innigst mit einander verbunden, und der Quarz überdies so äusserst zerkleint, dass schon manche den Wetzstein gerade zu für eine gemischte Steinart, obschon irrig, ausgegeben haben, und allerdings gehört er, wie alle regenerirte Granitarten unter die Gemengten, welches nebenzu meine obige Meynung bekräftiget, dass sie meist nur aus mehr oder minder mechanisch zertheilten und abgeriebenen Theilchen des Granits und vorzüglich ihrer Quarzkörner herrühren."

Der 6te Abkömmling des uralten Granits, der durch Wasser eine Zerstörung erlitten hat, ist nach des Vf. Theorie der *Gneis*, den er aber wohl schwerlich an mehrern Orten in der Natur selbst zu untersuchen und kennen zu lernen Gelegenheit hatte, denn seine Aeusserungen über diese gewiss merkwürdige Gebirgsart, scheinen uns etwas einseitig zu seyn. S. 415 giebt der Vf. den Unterschied des regenerirten Granits und des Gneises mit folgenden Worten an: „*Erstens, sagt er*, (unterscheidet sich der Gneis) durch das Zusammensetzen derselben, (nämlich der Bestandtheile) in ein nicht nur geschichtetes, sondern wirklich schiefriges Gefüge. *Zweytens*, durch den oft gänzlichen Mangel (??) des kenntbaren Feldspats, der im Granit ein wesentlicher Bestandtheil, in dem Gneis hingegen statt dessen insgemein (??) nur ein daraus entstandener quarziger Thon oder auch Steinmark ist; und endlich *drittens* ist in dem Granit insgemein der Quarz der allergemeinste und überwiegende Bestandtheil, welches sich in dem wahren Gneis ganz anders verhält, wo insgemein der Glimmer die sichtbare Oberhand hat, und daher seine Bestandtheile gemeiniglich folgendermassen zu ordnen sind: *Glimmer, Quarz* und *Feldspat.*" Der zweyte Punkt ist unrichtig, indem der Feldspat bey dem Gneis ein *eben so wesentlicher* Bestandtheil, wie bey dem Granit ist, ob er gleich nicht immer so ganz auffallend deutlich zu erkennen ist, wie bey dieser Gebirgsart. Wenn der Feldspat im Gneis verwittert ist, so ist dies wie bey dem Granite eine zufällige Veränderung, die man als ungewöhnlich in jeder Hinsicht betrachten muss. Die grosse Menge des Glimmers, die in dem Gneis vorkommt, fällt dem Vf. schwer nach seiner Theorie zu erklären, und er wirft die Frage auf, ob nicht dieser Glimmer, der nicht in dem uralten Granit enthalten gewesen sey, erst später aus dem Thonigten desselben ausgezogen und bey dem Ablauf des Wassers, auf und in dem Gneis gezeugt worden sey? S. 425 wird noch gegen die allgemeine Erfahrung behauptet, dass der krystallisirte Glimmer in dem uralten Granit zur grössten Seltenheit gehöre, da er hingegen im Gneis öfters in regelmässigen Formen und besonders häufig auf den schiefrigen Ablösungen desselben, in regulären Sechsecken vorkomme. Rec. hat in seinem Leben schon vielen Gneis, aber noch niemals krystallisirten Glimmer, als Bestandtheil desselben gesehen, wohl aber in verschiedenen Granitarten. Uebrigens scheint uns nach des Vf. Theorie der mehrere Glimmer im Gneis leicht zu erklären zu seyn, ohne zu gesuchten Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen. Da der Gneis aus verwitterten oder aufgelösten Granittheilchen durch Zusammenschwemmen des Wassers entstanden seyn soll, so ist uns leicht erklärlich, wie das Wasser den Glimmer, der leichter als Quarz und Feldspat auf demselben schwimmt, aus dem Granit hat auswaschen, und an gewisse Orte in beträchtlicher Menge absetzen und den Gneis daraus bilden können. Bis daher hat man *Gestellstein* und *Glimmerschiefer* für gleichbedeutende Benennungen einer und derselben Steinart angenommen, der Vf. aber führt unter jedem dieser Namen eine eigene Steinart, die aus zerstörtem Granit entstanden seyn soll, auf. Der Gestellstein unterscheidet sich nach des Vf. Angabe von allen Schieferfelsarten, durch sein Uebergewicht von Quarz, so wie der Glimmerschiefer durch sein Uebergewicht an Glimmer. Dieser soll auch noch dadurch zu erkennen seyn, dass er am weitesten von den Urgebirgen und Mittelgebirgen vorkomme; er hat daher den oben von dem Vf. angegebenen Charakter einer Schieferfelsart nicht an sich. Wir können es nach unsrer Ueberzeugung nicht billigen, dass der Vf. den Gestellstein und den Glimmerschiefer als zwey verschiedene Gebirgsarten aufführt, weil wir *erstens* den Namen *Gestellstein*, — der sich blos auf den Gebrauch dieses Steins bezieht, und der in dieser Rücksicht noch eini-

einigen andern wesentlich verschiedenen Gebirgsarten, mit eben dem Rechte beygelegt werden kann, — ganz aus dem wissenschaftlichen Vortrage der Mineralogie ausmerzen würden; *zweytens* aber unterscheidet sich der Gestellstein vom Glimmerschiefer selbst nach des Vf. Bestimmung, nicht durch die Verschiedenheit oder Anordnung der Bestandtheile, sondern bloss durch das *plus* oder *minus* des Glimmers, und er gesteht S. 453 u. 579 selbst, dass ein deutlicher Uebergang zwischen beiden Steinarten stattfinde. Da nun das *plus* und *minus* eines Gemengtheils in einer Gebirgsart uns nicht berechtigt, ihr in jedem Verhältniss einen eigenen Namen zu geben, so kann diese zufällige Verschiedenheit uns noch weniger berechtigen, neue *Arten* daraus zu machen; denn wohin würde uns ein solches Verfahren leiten, wenn wir z. B. bey dem Granit, dem Sandstein, der Grauwacke u. s. w. auf die nämliche Art verfahren würden?

Der 9te Abkömmling von dem zerstörten Granit ist nach des Vf. System der berüchtigte *Hornschiefer* oder, wie er S. 463 glaubt, der *Thonschiefer* des Hn. Werners; denn er sagt daselbst: „Nur bin ich nochmals zu erinnern gezwungen, dass man bey mehrern neuern geologischen Länderbeschreibern, vorzüglich den Schülern der sonst ehrwürdigen *Wernerischen* Schule, unter dem Worte: *Thonschiefer*, insgemein, wie der Augenschein an Ort und Stelle, und gemeiniglich diese Beschreibungen selbst beweisen, den hier abzuhandelnden Hornschiefer zu verstehen habe.“ Rec. glaubt, dass sich hierinn der Vf. sehr irre; indessen kann er nichts entscheiden, weil er das Fossil, welches der Vf. Hornschiefer nennt, und das aus den feinsten abgeriebenen Theilchen des Granits entstanden seyn solle, noch nicht gesehen hat, und er sich noch überdies zur *Wernerischen* Schule bekennt.

Nach S. 463 u. 464 sagt der Vf., dass der Hornschiefer *aus abgenutzten, in eine Art von Leimen aufgelösten Feldspattheilchen, mit innigster Vermischung, theils mechanischem Gemenge von Kieselerde, und eben so mechanischer Einmengung, vielleicht Entstehung, der dieser Steinart gewöhnlichen, kaum sichtbaren Glimmerblättchen* bestehe. Nach der Versicherung des Vf. ist der Hornschiefer unter allen Schieferfelsarten diejenige, in welcher die Granitbestandtheile am wenigsten kenntlich sind; er handelt, S. 456—528, diese Steinart sehr weitläufig und mit genauer Prüfung ab. Bey einer andern Gelegenheit sagt der Vf. S. 539: „der Hornschiefer besteht im Wesentlichsten aus den freylich oft mannichfaltig verunreinigten Bestandtheilen des Feldspats, folglich aus einem *steinmarkartigen Gemenge*.“ Aus diesem allen nun scheint uns klar zu erhellen, dass der Vf. doch selbst keinen bestimmten Begriff von seinem Hornschiefer anzugeben vermag, weil er ihn das einemal für Werners Thonschiefer, das anderemal für ein Steinmarkartiges Gemenge ausgiebt. Nach dem Hornschiefer führt der Vf. den Porphyr auf, sagt aber dabey, dass er noch ganz nicht im Reinen über die Entstehung desselben und also über den eigentlichen Platz sey, welcher dieser Gebirgsart angewiesen werden könne; denn er könne sich weder im allgemeinen *für die vulkanische, oder uralte, oder neptunisch mittelzeitige, oder die neuere flözigte Entstehung* dieser Gebirgsart erklären; er scheint überhaupt anzunehmen, dass der Porphyr auf verschiedene Art von der Natur gebildet werde; denn er sagt S. 550: „die Natur hat oft zu dem gleichen Ziele verschiedene Wege, und dem Naturforscher liegt es ob, sie alle auszukundschaften, und dann erst lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, dass sie unter gegebenen Umständen auf diesem oder jenem am gewöhnlichsten wandele. S. 560 aber bestimmt er sich über die Entstehung derjenigen Porphyre, welche auf den Mittelgebirgen bey und zwischen den Schieferfelsarten vorkommen, und nimmt an, dass sie so wie diese, entweder aus gröblich zerkleinten Granitkörnern oder aus zermalmten Bestandtheilen derselben, abstammen, und dass die darinn isolirt befindlichen Feldspatflecken reguläre krystallinische Körper seyen, welche in dem Porphyr, später aus der ganzen Masse, nach der Analogie der Salz- oder Steinkrystallisationen, in der noch flüssigen oder wenigstens breyartigen Porphyrmasse, aus dem darinn hinlänglichen Feldspatstoff ausgeschieden, erzeugt, und erst später durch ein mehr oder minder bindendes gemeiniglich kieselartiges Cement in die gewöhnlich grössere oder geringere Steinhärte gebildet worden seyen.

Die Abh. über den Porphyr wird gewiss jeder Mineraloge mit sehr vielem Vergnügen lesen, denn sie ist sehr reich an wichtigen geognostischen Bemerkungen.

Den *Murkstein* führt der Vf. als den 11ten Abkömmling des Granits auf. Es ist ihm bey dieser Gebirgsart vorzüglich darum zu thun, die Entstehung der Granaten, welche einen Gemengtheil derselben ausmachen, zu erklären, weil der Urgranit, aus welchem der Murkstein entstanden seyn soll, weder Granaten noch Schörle eingeschlossen enthält; er nimmt daher als Grundsatz an, *dass die Granaten, und alle (??) Steinkrystallisationen, Ausscheidungen und neuere Ausgeburten aus ihren besondern Mustergesteinarten seyen, und dass dieses bey dem Granat wenigstens eine mittelzeitige Steinart sey.* Nach des Vf. Meynung ist nun der Granat, wie er sich S. 583 ausdrückt, *eine Art von Ausscheidung* aus dem Glimmer, oder wenn man will, eine *glimmerartige Quarzkrystallisation*, in welche der Glimmer nicht allein mit seiner, in ihm stets vorhandenen Alaunerde, sondern zum Theil als Glimmer selbst eingegangen sey. Der Vf. führt mehrere artige Beobachtungen und Versuche an, wodurch er beweist, dass die Granaten in glimmerähnlichen Blättchen verwittern. Rec. muss hierinn dem Vf. auch beypflichten, indem ihm die merkwürdige Verwitterung der Granaten, auch mehreremal zu Zöbliz im Erzgebirge aufgefallen ist, und wo sich auch täglich jeder durch tausendfältige Erfahrungen von dieser merkwürdigen Verwitterungsart der Granaten überzeugen kann; denn bekanntlich ist die Oberfläche des Serpentinfelsens daselbst, oder die obersten Schichten, das sogenannte Kammgebirge mit Granaten häufig vermengt, welche an der Luft mehr oder weniger in Glimmerähnliche Blättchen verwittert sind; indessen getraute Rec. sich doch nicht, aus dieser Erscheinung einen gleichen Schluss mit dem Vf. zu ziehen.

Die

Die 12te Gebirgsart, welche nach dem Vf. aus dem Granit abstammt, ist der *Hornblendschiefer*. Die Hornblende entsteht, nach des Vf. Hypothese, auf eine ähnliche Art, wie der Granat; denn er sagt S. 597: „Um nicht missverstanden zu werden, muss ich beysetzen, dass ich die Hornblende zwar nicht als einen Schörl selbst, sondern nur als die Steinart ansehe, aus welcher im engern Sinne die reinern Schörlarten ausgeschieden werden, so wie ich oben die wahrscheinliche Ausscheidung der Granaten aus Glimmer angegeben habe; da übrigens der Glimmer selbst wieder eine frühere Ausscheidung aus der Alaunerde seyn dürfte, und eben so scheint die immer faserícht-strahlige oft blättrige compacte schwedische und deutsche Hornblende, eine talkartige Ausscheidung aus den, die Bittererde enthaltenden Steinarten, als dem Serpentin, vorzüglich dem unreinen Topfstein, und folglich eben so wie der Glimmer schon für sich eine unvollkommene Art von Krystallisation zu seyn." Den *Grünstein* hält der Vf. für eine Abänderung des Hornblendschiefers, oder für eine Schieferfelsart, in welcher die Bittererde nur roh und gleichsam unbearbeitet sichtbar beygemengt sey, ohne dass man sie unter die eigentlichen Serpentinarten zählen könne.

S. 611 handelt der Vf. noch kurz *von dem mittelzeitigen, vom uralten Thon abstammenden Thonschiefer*, und beweist, dass es keinen uranfänglichen oder uralten Thonschiefer gebe. S. 626 untersucht er *die mittelzeitigen bittererdigten Schieferfelsarten*, welche er als Abkömmlinge von uralten bittererdigen Grund- oder Urgesteinen betrachtet. Von diesen geht er auf die Untersuchung des *Mittelzeitigen*, vom uralten Kalkfels abstammenden Kalkstein über. Nach der Behauptung des Vf. ist der körnigte Kalkstein eine Ausgeburt des uralten dichten Kalksteins, wie wir schon oben angeführt haben. Indessen ist diese Untersuchung äusserst wichtig und lehrreich, indem der Vf. die wichtigsten neuern Beobachtungen über diesen Gegenstand mit vieler Sorgfalt gesammelt, und sehr scharfsinnig gegen einander gestellt hat.

Am Ende führt der Vf. noch kurz die Gründe an, welche ihn glaubend machen, dass die *Schwerspaterde* keine Grunderde, sondern nur eine veränderte oder verlarvte Kalkerde seye.

In dem Nachtrage zu diesem äusserst wichtigen und reichhaltigen mineralogischen Werke verspricht der Vf. in einem nachfolgenden Bande die neuern entstandenen Erd- und Steinarten zu bearbeiten, an welchen vorzüglich die Veränderungen Antheil haben, welche durch die Organisation an den Grunderden nach und nach bewirkt worden sind, und die sich auch noch in mehreren Fossilien äussern. Wir schliessen mit dem sehnlichsten Wunsche, dass es die Umstände dem würdigen Vf. doch recht bald erlauben möchten, seinen Vorsatz auszuführen; denn jeder Mineraloge wird mit uns der Erscheinung dieses neuen Werks mit Ungeduld entgegen sehen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in Comm. b. Beer: *Zahlenlehre der Natur, oder: Die Natur zählt und spricht, was sind ihre Zahlen? Was sind ihre Worte?* Ein Schlüssel zu den Hieroglyphen der Natur. Geschrieben von dem kurpfalzbaier. wirkl. Hofrath und geh. Archivar *von Eckhartshausen*. 1794. 410 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die Absicht dieses Vielschreibers ist hier keine geringere, als die Missgeburten einer durch cabbalistische Träumereyen verunreinigten und ganz entstellten Vernunft mit der Kantischen Kritik der reinen Vernunft in Verbindung zu setzen, und diese durch jene zu ergänzen. Was er von ihr zu wissen wähnt, ist nicht aus der Quelle selbst, sondern aus gewissen *Briefen eines Engländers über die Kantische Philosophie* geschöpft; und sein eigenes Machwerk documentirt eine gänzliche Unkunde mit dem Geist und Zweck jener Kritik. *Kant*, meynt er, habe zwar allerdings Recht, wenn er behaupte, dass von übersinnlichen Dingen für uns gar kein Erkenntniss möglich sey. Da er aber doch auch selbst zugebe, dass uns reale Prädicate von einem Dinge auch *mittelbar* bekannt werden könnten, durch die Anschauung eines andern Dinges, welches mit jenem gewisse reale Prädicate gemein habe (wo hat K. dieses gesagt?); so sey es seinem Systeme nicht widersprechend, dass auch übersinnliche Gegenstände unserm Erkenntnissvermögen unterworfen seyn könnten, wenn es eine Wissenschaft gäbe, die uns solche Dinge anschaulich machte, die mit den zu erkennenden uns unbekannten übersinnlichen Dingen reale Eigenschaften gemein hätten. (Eine grössere Verdrehtheit der Vernunft ist uns lange nicht vorgekommen! Wie kann man denn wissen, dass reale Prädicate eines erkannten Dinges gewissen übersinnlichen Dingen gemein sind, wenn man von diesen letztern und ihren realen Prädicaten gar nichts weiss?) Eine solche Wissenschaft nun, die durch ein Medium, das sie darbiete, die Sinnenwelt an die übersinnliche knüpfe, glaubt der Vf. in der *Zahlenlehre der Natur* gefunden zu haben, und das *Medium*, das sie zur Verbindung der sinnlichen mit der übersinnlichen Welt darreicht, sind die *Naturzahlen*. Diese haben zwar das äussere Ansehn der arabischen Zahlen; aber sie sind nur die *übersinnlichen*, die den gemeinen Zahlen, als sinnlichen, zum Grunde liegen, die *intellectuelle* 3 z. B. ist das Principium der *zählbaren* 3. In aller Unschuld nennt er die Naturzahlen mehrmahl auch *Embleme* oder *Sinnbilder* des Ueberſinnlichen, ohne gleichwohl gegen sie den Verdacht nur zu ahnen, dass sie, als solche, das nicht leisten können, was sie, seinem Wahne nach, leisten sollen. Uebrigens besteht der ganze Unterricht in der Zahlenlehre der Natur in verlegenen cabbalistischen Zahlenspielereyen und mystischen Aberglauben, in einer Provincialschreibart vorgetragen, die sich recht gut zu diesen Armseligkeiten schickt. Wir müssen wenigstens unsern Lesern noch einige Definitionen zum Besten ge-

ben. „Die *Zahlenlehre* der Natur ist eine Wissenschaft, die Gesetze aller, sowohl *denkbarer*, als *körperlich existirender* Dinge, durch Hülfe einer *denkbaren* Progression zu finden." Unter *Gesetzen der Dinge* versteht er: „diejenigen *Verhältnisse*, die einem Dinge zum Grunde liegen, warum es so und nicht anders, in der Natur erscheint, und die also seine Wesenheit bestimmen." Die *denkbare Progression* ist ihm: „Die *Expression* der Verhältnisse, die uns, *arithmetisch* betrachtet, die Zahlenordnung zu repräsentativen *Bildern* desjenigen giebt, was, *progressiv* betrachtet, einem denkbaren oder körperlich existirenden Dinge zum Grunde liegt." Die *denkbare Progression* hat es mit einer Menge *denkbarer*, die *arithmetische* mit einer Menge *zählbarer*, und die *geometrische* mit einer Menge *messbarer* Gegenstände zu thun etc., woraus man sehen kann, dass unser Vf. wirklich der grosse Mathematiker ist, der (S. 4, 5) Lücken in der Mathematik zu entdecken versteht.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Cölln: Observations sur les affaires du tems.* 1794. 72 S. 8.

2) Ohne Druckort: *Lettre adressée à l'Auteur des Observations* etc. 1794. 24 S. 8.

3) *Philadelphia: Betrachtungen über die neuste Weltlage nebst einem Sendschreiben an den Verfasser dieser Schrift.* 1794. 118 S. 8.

4) *Hamburg* u. *Leipzig: Sur les dangers, qui menacent l'Europe*, par *Mallet du Pan.* 1794. 8.

5) *Leipzig*, b. Griesshammer: *Mallet du Pan über die Gefahren, welche Europa bedrohen.* 1794. 66 S. 8.

Es ist nicht möglich, und würde sich auch auf keine Weise der Mühe verlohnen, alle die kleinen militärisch politischen Flugschriften, welche während des jetzigen Kriegs aus den Federn der französischen Emigrirten in irgend einem Winkel von Deutschland geflossen sind, in diesen Blättern aufzuführen. Es herrscht unter allen diesen Schriften eine auffallende Aehnlichkeit der Grundsätze, des Charakters und der Physiognomie — — *qualem decet esse sororum.* — — Sie klagen alle über die kalte, schläfrige, unzusammenhängende Führung des Krieges von Seiten der Alliirten, verlangen alle neue Anstrengungen und neue Hülfsmittel, suchen alle die Idee des Friedens so verhasst als möglich zu machen. Da sich seit drey Monaten in der politischen Lage von Europa eine grosse Veränderung zugetragen hat, so sind die Deductionen, Projecte und Auffoderungen dieser Schriftsteller jetzt eben so unanwendbar, als ihre Weissagungen eitel und willkührlich waren. Wir zeigen die vorstehenden bloss desshalb an, weil sie zur Zeit ihrer Erscheinung besondres Aufsehen gemacht haben, und sogar mehr als einer deutschen Uebersetzung werth gehalten worden sind.

1) Diese ganze Schrift, (die vielleicht nicht von einem Emigrirten ist,) bezieht sich einzig auf die Mittel, durch welche das *Haus Oesterreich* seine verlornen Kräfte wieder erwerben, seiner Monarchie eine neue Stütze verschaffen, und sich zur thätigen Fortsetzung des Krieges mit Frankreich geschickt machen soll. Einige von diesen Mitteln, als: Einheit in den Regierungsoperationen, Bemühungen, das Vertrauen der Völker zu gewinnen, sorgfältige Wahl der Minister u. s. f. sind alt und bekannt, und überdies einem jeden andern monarchischen Staate eben so nützlich und eben so unentbehrlich, als dem Oesterreichischen. Die neuen Vorschläge des Vf. aber sind offenbare Copieen französischer Originalien, nämlich: *Wohlfarthsausschüsse, Assignate* (fürs erste doch nur auf 80 Millionen,) *Bewaffnung des Volkes* u. s. f. Hauptsächlich soll unter allen dem österreichischen Zepter unterworfnen Nationen ein allgemeiner Enthusiasmus für das Oberhaupt des Staats und seine Administration erzweckt werden. — Wenn man aus dieser Schrift das, was unausführbar ist, oder offenbar schädlich seyn würde, wegnimmt, so bleibt in der That nichts übrig, als alte vernünftige Staatsmaximen, denen der Vf. hier, um das Ansehen eines tiefsinnigen Politikers zu erringen, das neumodische Gewand einer geheimnissvollen Wichtigkeit umgeworfen hat.

2) Eine Amplification der vorigen Broschüre. Der Vf. nimmt besonders auf den Fall Rücksicht, dass *Preussen* (wie schon im Anfange des J. 1794 gedroht ward), von der Coalition abträte, und glaubt, *Oesterreich* und die *Reichsstände* würden nichts desto weniger, wenn sie es nur ernstlich darauf anlegten, mit den Franzosen fertig werden.

3) Es erschien schon im *siebzehnten* Stück der *Friedenspräliminarien* (s. A. L. Z. Jahrg. 1794. No. 372.) eine Uebersetzung dieser Schrift. Die hier angezeigte enthält einige gute Anmerkungen.

4) Man muss *Mallet - du - Pan's* Gedankenreichthum und Kraft wenig kennen, um sich überreden zu lassen, dass diese (freylich in mehrern Ausgaben mit seinem Namen gestempelte) Schrift von ihm herrühre. Sie enthält zwar einige Ideen, die allenfalls aus seinem Kopfe hervorgegangen seyn *könnten*; diese haben aber eine so einleuchtende Aehnlichkeit mit denen, welche er wenig Monate zuvor in den von ganz Europa gelesnen „*Considérations sur la nature de la révolution françoise* etc. wirklich vorgetragen hat, dass gerade darinn ein neuer Grund liegt, ihn nicht für den Vf. des gegenwärtigen Buchs zu halten. Die allgemeinen Betrachtungen, die man darinn findet, sind grösstentheils abgenutzt: die Kritik des Feldzuges von 1793 und die Vorschläge zu den Kriegsoperationen des Jahres 1794 in den Niederlanden aber verrathen einen sehr geübten und sachverständigen Beobachter, und machen offenbar den besten Theil der Schrift aus. Der Schluss ist ein *Gebet* an *Gott*, „dass er doch diesen *neuen Kreuzzug* segnen, den schändlichen Schleyer, der so vielen *durch sein Blut erkauften* Seelen, die Wahrheit verbirgt, zerreissen möge u. s. f." — Und auch dieses *Schlussgebet* konnte die Fabel, dass *Mallet - du - Pan* der Vf. sey, nicht verdrängen? —

5) Dem deutschen Uebersetzer scheint nicht der geringste Zweifel über diesen Punkt aufgestossen zu seyn. — Dies abgerechnet, ist seine Arbeit lobenswerth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. August 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Vf. gedr. b. Darton u. Harvey: *An Essay on Colonisazion*, particularly applied *to the Western Coast of Africa*, with some free thoughts *on Cultivation and Commerce*, also brief Descriptions of the *Colonies allready formed or attempted in Africa including Sierra Leona and Bulama* by C. B. *Wadstrom*. In two parts, illustrated with a nautical map from Lat. 5° 30′ to Lat. 14° n, and other places. 1794. 198 S. 4. auf Velinpapier nebst einem Kupfer.

Hr. *W.* ist den Liebhabern der Geographie bereits durch seine Reisenachrichten über die Küste von Guinea (London, 1789.) rühmlichst bekannt. Man konnte schon darinn den Mann nicht verkennen, der, aus edlem Gefühl für das Wohl seiner leidenden Mitbrüder, auf ein bequemes Fortkommen in seinem Vaterlande für mehrere Jahre Verzicht that, und sich den Gefahren einer weiten Reise und des heissesten Erdgürtels unterzog. Auch machte sein Unternehmen die englische Regierung aufmerksam. Er ward nebst seinen berühmten Freunden, Dr. *Sparmann* und Capit. *Arrhenius*, über die Möglichkeit der Abschaffung des Sklavenhandels officiell befragt. Seine Meynung ging dahin, dass nur durch Anlegung von Colonieen freyer Neger, längs den Küsten von Africa, etwas wahrhaft nützliches zu Stande kommen könne. Die verehrungswürdige Gesellschaft für die Abschaffung des Negerhandels, hat seitdem auch diesen Vorschlag genau befolgt, die Anlagen auf Sierra Leona und Bulam geben davon redende Beweise. – Dies alles vermochte den würdigen Vf. über diese wichtige Materie ein eigenes Werk zu bearbeiten, wovon bis jetzt nur der vor uns liegende Theil erschienen ist.

I Cap. Von den Hindernissen, welche dem Aufkommen der Colonieen überhaupt, besonders aber den Africanischen im Wege stehen. Ohne sich auf die Colonieen der Alten weiter einzulassen, werden die Ursachen angezeigt, weswegen Africa bis jetzt ungleich mehr vernachlässiget worden ist, als das viel neuere America. Besonders die Entdeckung dieses letzteren Welttheils, da sie zugleich zu einem kürzern Wege nach Ostindien Hoffnung gab, habe Africa zurückgesetzt. Der geringere Grad der Cultur der Africaner gegen die Bewohner Ostindiens, die in Africa minder als in America vorgefundne Quantität von edlen Metallen, und dann endlich der Sklavenhandel haben die Europäer in ihrer Vernachläsigung von Africa bestärkt. Bey dieser Gelegenheit kommen verschiedene der Einwürfe gegen die Aufhebung dieses Handels vor. Indess konnten freylich diese nicht gründlich beantwortet werden, ohne eine genauere Untersuchung der Neger und ihres Vaterlandes vorzunehmen.

Diese Materien fängt der Vf. nun in dem II Cap. an, umständlicher durchzugehen. Zuerst wird der Charakter der Neger in Schutz genommen. Es fehlt ihnen nur an Erziehung, nicht an Talenten. Auch arten ihre, obgleich heftigen, Leidenschaften nicht in studirte Grausamkeiten aus. Sie quälen ihre Gefangenen nicht zu Tode wie die americanischen Wilden. Dass eine gute Erziehung vortheilhaft auf sie wirke, zeige das Beyspiel des Negerkönigs Almammy. In seiner Jugend ward er besser als die übrigen Negerfürsten erzogen, und verbot nachmals den Sklavenhandel nicht nur in seinem Lande, sondern er erlaubte nicht einmal, dass Sklaven aus den umliegenden Gegenden durch sein Land geführt wurden. Ein anderer Negerkönig sey nur allein durch beständiges Betrunkenmachen dahin zu bewegen gewesen, den Sklavenhandel unter seinen Leuten zu gestatten, und habe ihn verwehrt, sobald er nüchtern geworden sey. Auch seyen die Neger nicht so faul, als man gewöhnlich von ihnen behaupte. Ihre Arbeiten in Gold und Silber, Leder und Baumwolle, zeigen das Gegentheil, eben wie das Zubereiten ihrer Farben, ihres Salzes und ihrer Seife.

Sodann fängt eine Beschreibung der Länder von Africa an, deren Lage der Titel des Buchs bestimmt hat. Zuerst im IV Cap. von dem Klima und den beiden dortigen Jahrszeiten. Binnen vier Monaten der nassen Jahrszeit fiel am Senegal 115 Zoll Regen. (Von den Graden der Wärme hätte man mit Recht genauere Angaben erwartet). Das Barometer verändert sich nicht sehr. Selbst der Boden, der hier am unfruchtbarsten scheint, enthält noch Kraft genug für hohes Gras und Buschwerk. Die Gebirge von Cap verd bis zur Gambia fand der Vf. aus Säulenbasalt bestehend; sie zeigten dabey sichtliche Spuren ehemaliger Vulcane, und letztern verdanke diese Gegend ihre hohe Fruchtbarkeit. Das dortige Wasser sey freylich nicht aller Orten das beste; doch könne es leicht durch die Fäulniss und Durchseihen oder durch Lowitzens Methode trinkbar gemacht werden.

Hierauf folgt S. 31 die Aufzählung der (wichtigsten) Producte. Freylich hätte Rec. dieses Capitel weit reichhaltiger und bestimmter vermuthet; selbst die brauchbarsten Producte sind zu ärmlich behandelt; das Thierreich ist mit zwey Seiten abgefertigt; die Pflanzen nehmen nur 4 ein. Indess werden Sparmanns Nachrichten hierüber sicher belehrender ausfallen. Auch war wohl hier nur gerade soviel von den Producten gesagt,

fugt', als dem Vf. nöthig schien, um England auf diese Etablissemens, des Gewinnstes halber, aufmerksamer zu machen. Sehr grofs ist der hier angeführte Verlust für die Mineralogie, der Tod eines geschickten schwedischen Mineralogen Hrn. *A. Nordenskiöld*, den die Sierra Leona Compagnie hieher gesandt hatte. Alles Gold, das diese Küste vormals jährlich nach Europa lieferte, ward auf 230 bis 270 tausend Pfund Sterling geschätzt; von ihm rührt bekanntlich der Name der englischen Guineas her, die zuerst unter Carl II gemünzt wurden. Mündlichen Nachrichten zufolge, die der Vf. bey seinem Aufenthalt auf Gorée erhielt, giebt es im dortigen Binnenlande beträchtliche Eisenminen. Sie sollen tiefe Schachte und Queergänge enthalten, und die weiblichen Bergleute versehen sich beym Hinabsteigen mit Lebensmitteln.

Ueber die Mittel, dort die Gesundheit zu erhalten, giebt das VI Cap. Regeln, gröfstentheils aus *Lind's* Abhandlung *on the Diseases of hot Climates*. — Schätzbar ist aber daneben die Angabe des Vf. von einem eigenen zu errichtenden temporären Hause. Auf einem einzigen Baumstamme dreht sich, wie bey den deutschen Windmühlen, das ganze oben mit einem luftigen Fangdache versehene Gebäude; hat auch eine ähnliche Treppe wie jene Windmühlen. Für einen festen Wohnsitz giebt eine schöne Zeichnung eine sehr bequeme Einrichtung an. Dies Haus wird durch den Fall eines springenden Wassers fortdauernd ventilirt. Bey der unter der heissen Zone nothwendigen Bekleidung fand der Vf. einen Hut mit hohem Kopfe, worinn er einige Klappen, wie Valveln, ausgeschnitten hatte, zur Erfrischung der Luft sehr heilsam.

Die drey folgenden Capitel behandeln nun den Hauptgegenstand, nämlich die Anlegung dortiger Colonieen. Zuerst allgemeine Betrachtungen über Colonieen überhaupt. Alle Colonieen der Neuern hätten nur kleinliche mercantilische Absichten zum Grunde gehabt; und wären daher die Ursachen von vielen Kriegen und ähnlichen Arten von Unfällen für das Mutterland geworden. Hiebey ist besonders das treffliche Werk von *Smith* häufig genutzt. Der edelste Gesichtspunkt, woraus man Colonieen betrachten müsse, sey der, dass man zuerst auf das daraus der ganzen Menschheit erwachsende Wohl Acht habe, und zunächst auf das Glück der neuen Colonie selbst. Freylich edel genug, aber schwerlich brachten diese Gründe allein, so lange die Welt steht, bis jetzt irgend eine Colonie, die neue von *Sierra Leona* zum Theil ausgenommen, zu Stande. Glücklich genug ist es, dass dieser so hoch genommene Standpunkt sich dennoch mit dem reinen Gewinne für das Mutterland verbinden läfst. — Bey Gelegenheit der Natur desjenigen Handels, welcher bey Colonieen besonders zu befördern sey, erwähnt der Vf. des Binnenhandels von Africa. Hier kommen dann freylich neue Zeugnisse für den weit um sich greifenden wechselseitigen Verkehr der innern Theile von Africa vor; doch könnte Rec. noch bedeutendere Beyspiele davon beybringen.

In Rücksicht der Regierungsform neu anzulegender africanischer Colonieen wünscht der Vf. das von dem edlen *Granville Sharp* dazu wieder hervorgesuchte *Francipledgium* der ältern Deutschen befolgt zu sehen. Er beruft sich desshalb auf *Gr. Sharp's Short Sketch of temporary Regulations for the intended Settlement near Sierra Leona. London* 1788, das bey uns, nebst den übrigen zu dieser Materie gehörenden Schriften nur durch die Zimmermannschen Annalen bekannt geworden ist. *Gr. Sharp* hatte darinn alles nach dem Werth von Tagewerken bestimmt. Indefs glaubt Hr. *W.*, und dies nicht ohne Grund, es sey besser, den Werth aller Dinge, nicht nach Tagewerk, sondern nach Stückwerk, der Arbeiter zu schätzen.

Im IX Cap. setzt er die Untersuchungen über die politische Einrichtung der neuen Colonie weiter fort. Das folg. Cap. hingegen beschäftiget sich mit einer umständlichen, raisonnirenden Aufzählung aller Etablissements, der Europäer in Africa. Diese Uebersicht ist sehr interessant für die Erd- und Völkerkunde. Sie ist hauptsächlich aus den *Atlas Maritimus et commercialis*. London 1728; ferner aus *Mortimer*; und *Postlethwayt*; aus den *Reports of the britisch Council*; auch *Glafs*, *Bolts* und andern gezogen; aber durch die hinzugekommenen Nachrichten des letztern und die des Vf. selbst, hat sie sehr an Werth gewonnen.

Dieses X und letzte Cap. schliesst mit dem Plan eines neuen Versuchs, den die africanische Societät unternommen hat, um die Untersuchung dieses Welttheils noch wirksamer zu betreiben. Die Gesellschaft hat nämlich zwey Schiffe zu dieser neuen Expedition ausgerüstet, die nur jetzt (am Ende des J. 1794) auf eine sichere Begleitung warten. Das Gouvernement unterstützt dieses Unternehmen mit einer Summe von 6000 Pf. Sterling. Ein geschickter Naturhistoriker, Hr. *Parker* und Hr. *Willis* als brittischer Consul, gehen mit. Sie werden von 60 Soldaten unter ihrem Capitain begleitet, und haben überdies Hülfsmänner von jeder Art. Zuerst werden sie nach *Gorée* gehen, da dies jetzt von den Franzosen verlassen ist; von dort nach *Fatatenda* an der Gambia und sodann weiter nach *Bambouc*, von wo Hr. *Parker* suchen soll, sich dem Niger zu nähern, oder *Tombuctu* zu erreichen. Jeder Freund der Wissenschaften wünscht sicher dieser Unternehmung einen bessern Ausgang als den vorhergegangenen des Major *Houghton*.

Dem zweyten Theile dieses Werks sieht Rec. mit Verlangen entgegen, weil dieser die neue Karte und die vollständige Beschreibung der Etablissements von *Sierra Leona* und *Bulama* enthalten soll.

London, b. Debrett: *The American Kalendar, or United States Register for the Year* 1795. 192 S. kl. 8. (16 gr.)

Noch vor der Unabhängigkeit des nordamericanischen Freystaats, nämlich seit 1774, kamen zu Boston bey Mill und Hick, und zu New York von H. *Gaine*, Staats- oder vielmehr americanische Provincialcalender heraus, die nach und nach immer vollständiger wurden und periodisch erschienen. Bey der neuesten Ausbildung und dem schnellen Wachsthum dieses Freystaats

staats fühlte man vorzüglich in England das Bedürfnifs eines folchen Verzeichniffes. Daher entftand ganz im Plan des Royal Kalendar —, der Londonfche Abdruck diefer Beamtenlifte der 15 vereinigten Staaten. Die Friedensrichter und Municipalbeamten, fo wie das legislative Perfonale in den einzelnen Staaten liegen aufserhalb dem Gefichtskreife des Buchs. Auch find nicht alle Staaten in demfelben Zufchnitte bearbeitet. Allein im Ganzen ift es ein fehr vollftändiger Staatscalender, und die ftatiftifchen Erläuterungen eines jeden Artikels machen ihn zu dem gemeinnützlichften Handbuche für jeden, welcher mit den innern Einrichtungen diefes Freyftaats genauer bekannt zu feyn wünfcht. Die Tabellen über die Bevölkerung, der Zolltarif von ult. Junii 1794, der Auszug aller Finanzgefetze, die Münz-Valvations- und Pofttabellen, die Nachrichten, von der Nationalfchuld (42½ Millionen Dollars) und deren Tilgungsfonds, die Ein- und Ausfuhrliften, die Schifffahrts - Maafs - und Gewicht - Artikel, find überaus lehrreiche und reichhaltige Beyträge. Man findet mehrere deutfche Namen unter den Beamten (z. B. *Fr. Mühlenberg*, Sprecher im Unterhaufe) und bey vielen auch die Befoldungen. Die Parlamentsglieder bekommen 6 Dollars Diäten; die Gefandten 9000 jährlich, die *Charges d'Affaires* nur die Hälfte. Ueberhaupt find für die auswärtigen Agenten nur 140,000 Dollars ausgefetzt, und doch in Frankreich, England, Spanien, Portugal und Holland Gefandte, und überdem in diefen Ländern, fo wie auch in Dännemark, Hamburg, Marocco, in China und Oftindien etwa 35 Confuls. Der beym Fränkifchen Kreife ift nicht mit aufgeführt. Unter den fremden Gefandten fteht die *französische Republik* voran; dann (his Excellency) der Englifche. Auch haben Schweden und Preuffen Generalconfuls. — Die *philosophische Societät*, die *Akademie der Künste und Wissenschaften* zu Philadelphia, und die *National-Manufactory* zu Paterfon find für fämmtliche Staaten; bey jedem einzelnen find aber aufserdem noch die vielen literarifchen Inftitute angegeben. Aus dem Abfchnitt vom *westlichen Gebiet* kann man fich den Inhalt des letzten Friedenstractats mit den Indianern vom 11 Nov. 1794 fehr deutlich erklären. — S. 187 wird das Naturaliencabinet von D. *Peale* zu Philadelphia befchrieben.

BRAUNSCHWEIG: *Tabellen zur Aufbewahrung der wichtigsten statistischen Veränderungen in den vornehmsten Staaten*, von *J. A. Remer*, Prof. d. Gefch. in Helmftadt. I. II Tabelle, 1786. III. IV, 1787. V. VI, 1788. VII. VIII, 1789. IX. X, 1790. XI. XII, 1791. gr. Fol.

Jede einzelne diefer Tabellen begreift, auf einem oder zwey Foliobogen, die ftatiftifchen Veränderungen eines halbjährigen Zeitraums, in den vornehmften europäifchen Staaten. In diefer tabellarifchen Form find fieben Hauptrubriken angebracht: 1) *Die Ausübung der höchsten Gewalt; Gesetzgebung und Gesetzverwaltung;* 2) *Finanzen;* 3) *Kriegswesen;* 4) *Landesverbesserungen, menschliche Betriebsamkeit und Kunstfleiss;* 5) *Handel;* 6) *Kirchliche Angelegenheiten*, und 7) *Reich der Wissenschaften.* — Die Ereigniffe find fummarifch und kurz angegeben, jedoch dabey möglichft vollftändig.

Der Nutzen einer folchen tabellarifchen Darftellung ift fchon an und für fich einleuchtend; fie wird aber faft zum Bedürfnifs in einem Zeitraum, wie der jetzige ift, in welchem fich die Begebenheiten fo vervielfachen, dafs felbft das ftärkfte Gedächtnifs einer folchen Beyhülfe bedarf. Hr. R. hat diefen Zweck auf eine fo zweckmäfsige Weife erfüllt, dafs die Fortfetzung mit Recht zu wünfchen ift.

BERLIN, b. Decker: *Handbuch über den königlich-preussischen Hof und Staat* auf das Jahr 1795. 378 S. gr. 8.

Der Werth diefes vorzüglich gut eingerichteten Staatscalenders ift in der A. L. Z. 1794. Nr. 171 ausführlich dargeftellt worden. Die vorliegende erfte Fortfetzung deffelben enthält die Spuren von mehrern dafelbft vorgefchlagenen Verbefferungen und verdient daher eine noch weit rühmlichere Erwähnung. Der forgfältig erfparte Raum ift zu Erläuterungen bey folchen Collegien und Anftalten benutzt, deren Zweck und Wefen fich aus der bloffen Benennung derfelben nicht erkennen liefse.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Köhler: *Friedrich Rehms Versuch biblischer Katechisationen* bey öffentlichen Gottesverehrungen, mit einer Abhandlung über diefelben. 1795. 148 S. 8. (9 gr.)

Der Titel diefes Buchs hätte heifsen follen: Katechifationen in der Kirche über Stellen aus der Bibel. Ein Verfuch mit etc. — Denn diefe will der Vf. empfehlen, und von diefen giebt er hier einige Beyfpiele. Biblifch aber mufs jeder katechetifche Religionsunterricht feyn; d. h. die Wahrheit, worüber katechifirt wird, mufs aus der Bibel, befonders dem N. T. genommen feyn, oder damit übereinftimmen; mufs, wenn fie fokratifch herausgefragt ift, mit Sprüchen aus der Bibel belegt und erläutert, und durch biblifche Beyfpiele, wenn dergleichen vorhanden find, anfchaulich gemacht werden. Der Vf. verfteht hingegen unter bibl. Katechifationen entweder folche, wobey die Antworten Sprüche aus der Bibel find (eine Art zu unterrichten, die Rec. ganz mifsfällt, weil fie blofs das Gedächtnifs übt) oder folche, wovon er hier einige Mufter aufftellt, und wozu er Anweifung ertheilt, über Stellen, befonders hiftorifche Stellen aus dem A. und N. T. Diefe follen am Sonntage vor der ganzen Gemeine gehalten werden. — So brauchbar die Regeln find, die darüber gegeben werden, fo läfst fich doch von folchen nicht unter einander zufammenhängenden Katechifationen weniger Nutzen erwarten, als wenn biblifche Stellen, befonders folche, die Beyfpiele enthalten, beym Vortrage der Religion für Kinder nach einem Leitfaden, gelegentlich benutzt werden. — Endlich erhellt zwar aus der Abhandlung und den beygefügten Beyfpielen von Katechifationen, dafs der Vf.

 ein

ein denkender und gewissenhafter Prediger sey, der gerne Gutes befördert, aber man sieht auch, dass es ihm noch an sokratischer Methode, an Popularität und Pastoralklugheit fehlt. — Fehler gegen die erstere sind häufig, z. E. Warum müssen wir bey zu fürchtendem Nachtheile oder Verluste (zugleich sehr unpopulär ausgedrückt!) unsre Pflichten erfüllen? — Weil wir alsdann nur fromme, Gott gehorsame und ihm wohlgefällige Menschen seyn werden. — Dürften dann auch andre Menschen ihre Pflichten unterlassen, so sie ihnen nachtheilig zu seyn schienen, wenn uns in diesem Falle die Unterlassung erlaubt wäre? (Wieder auch sehr unpopulär!) — Der Mangel an Popularität zeigt sich auch darinn, dass der Vf. biblische Redensarten gebraucht, ohne sie zu erklären, z. E. Wandelt nicht auf dem Wege der Wollust; Wachet und betet, dass ihr nicht in Anfechtung fallet. — Unvorsichtig ist es, wenn bey dem Unterrichte über Keuschheit, nach Josephs Beyspiele, auf die Frage: Wenn wir nun aber noch keine Geschicklichkeit, keine Kräfte, keine Kenntniss und Erfahrung haben, Kinder zu verpflegen und zu erziehen? den Kindern die Antwort in den Mund gelegt wird: dann dürfen wir auch noch keine Kinder zeugen wollen!! —

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Schäfer: *Ueber die Liebe.* Allen liebenden Jünglingen und Mädchen gewidmet. 1795. 110 S. 8. (8 gr.) Diese Briefe eines Vaters an seinen auf der Akademie befindlichen Sohn sind in einer warmen, lebendigen, ans Herz greifenden Sprache geschrieben, welcher im Ganzen vernünftige, sittliche und edle Grundsätze über Liebe und Ehre zum Grunde liegen. Um so viel mehr wünschten wir sie von manchen Auswüchsen, Declamationen, einseitigen oder überspannten Urtheilen gereinigt, und wir wollen mehrere solcher Stellen anmerken, um den wohldenkenden Vf. bey einer etwanigen Umarbeitung auf manche Mängel aufmerksam zu machen.

So mächtig der Einfluss der Liebe auf die Veredlung des Geistes und Herzens ist, so übertrieben ist doch des Vf. Behauptung S. 10, die Liebe sey im Allgemeinen *unsrer Seele* eben so nöthig, als dem Körper die Speise! Wer würde behaupten wollen, dass ohne Liebe der Geschlechter, von der doch hier die Rede ist, kein Wohlseyn des Geistes sich denken lasse und dass nicht das, was Liebe zu unsrer Vervollkommnung wirken kann und soll, durch andre Triebfedern wenigstens einigermassen ersetzt werden könne! Der Vf. hat die Geschichte der Liebe vom ersten triebmässigen Gefühl an bis zum deutlichen Bewusstseyn und bis zu dem Zeitpunkt, wo Liebe durch Gegenliebe gekrönt wird, mit brennenden, beynahe mit blendenden Farben geschildert. Uns wunderte es, den Vf. hier auf der allgemeinen Heerstrasse der Romane zu sehen, die der Entwickelung einer Leidenschaft, die so unendlich mannichfaltig in ihren Aeusserungen ist, einen so einförmigen Weg vorzeichnen. Nach der Verschiedenheit der Temperamente und nach der verhältnissmässigen Ausbildung der Seelenvermögen wirkt diese Leidenschaft in ihrem Entstehen und in ihren Fortschritten so ganz verschieden. Den einen macht sie heiter und ausgelassen, den andern in sich gekehrt und grämlich; der umfasst im Gefühl seines Glücks die ganze Welt mit Liebe, und dehnt den Kreis der Gegenstände seiner Theilnahme ins Unendliche aus! jener ist für alles todt und unempfindlich ausser für den Gegenstand seiner Zuneigung; der eine wird schüchterner und verlegner im Umgange mit Personen des andern Geschlechts, sobald er liebende Triebe fühlt, ein andrer wird dreister, freyer und anhänglicher. Der Vf. hat dagegen die Entwickelung der Leidenschaft auf eine einmal vorausgesetzte gewisse Grundlage des Charakters berechnet, und so sagt er auch nach seiner Voraussetzung vorher, wie sich die zwey für einander bestimmten Liebenden finden, erkennen, erklären werden, und wie himmelfroh sie von nun an seyn werden. Sie sinken einander an den Busen. „Ewigkeiten könnten sie so einander am Busen ruhen, alles rings umher in Nichts verstieben; sie würden nichts sehen, nichts hören und fühlen, als nur immer sich selbst und das Glück ihrer Liebe." So geht es noch lange fort. Man hört hier nicht den erfahrnen, bedächtigen Greis, sondern den excentrischen Jüngling, der von der Liebe aus einer andern Welt redet. Ist es wohl der Wahrheit angemessen, das *Glück der Liebe* in der Wirklichkeit so, wie hier geschehen, zu malen, da es in einer Welt, wie diese, so wenig wahre Liebe giebt, und da selbst von denen, welchen man nicht wagt alle Liebe abzusprechen, ein grosser Theil weit alltäglicher, ruhiger und kälter liebt? Solche überspannte Vorstellungen machen die Jugend unglücklich, indem sie Erwartungen dessen erregen, was man nicht finden wird, und sie leiten sie auf unglückliche Vergleichungen der hier aufgestellten Schilderung mit ihrer Liebe. Man glaubt sich bey dem eingesehenen Abstand gar nicht geliebt! Gleich einseitig und gefährlich ist der vom Vf. aufgestellte und an einigen Stellen ausgeführte Satz: man liebt nur einmal, und nur die erste Liebe verdient diesen Namen in der vollkommensten Bedeutung des Worts! Zugegeben, dass durch den Reiz der Neuheit, durch Fülle der Empfindungskraft und durch Unschuld die erste Jugendliebe in der Regel die lebhafteste und innigste ist: so hat doch die Liebe der reifern Jahre ihre eigne nicht zu verkennende Vorzüge vor jener voraus. Alter, Erfahrung, Cultur des Geistes, des Geschmacks und des Herzens machen, dass unsre Wahl nicht mehr, wie in der flüchtigern Jugend *bloss* von Sinnlichkeit abhängt, sondern dass wir uns zu dem Gegenstand unsrer Liebe aus sittlichen Bewegungsgründen hingezogen fühlen, dass unsre Liebe durch Achtung erhöht, der sinnliche Genuss durch Sittlichkeit veredelt, und dass durch unsre befestigtere Denkungsart die Dauer unsrer Liebe und Treue gesichert wird. Dadurch, dass man schon einmal geliebt hat, kann man noch empfänglicher für eine andre Liebe geworden seyn; die erste Liebe kann unsrer weniger würdig gewesen seyn, die andre wird uns folglich durch den Abstand desto mehr beglücken; war der Gegenstand der ersten Liebe vorzüglicher an Geist und Herz, und kann er zu ungünstigen Vergleichungen führen, wohlan so sey dies ein neuer Sporn für den Geliebten oder die Geliebte, jenem an Tugend ähnlich oder gleich zu werden! Zu den äusserst übereilten und einseitigen, fast lieblosen Urtheilen des Vf. müssen wir es auch rechnen, dass er Coketterie, Eitelkeit und ununterbrochne Launen für einen wesentlichen Antheil des weiblichen Geschlechts ausgiebt. In der Darstellung des Glücks einer guten Ehe am Schlusse sind wieder lauter Lichter und gar keine Schatten angebracht. Es wäre viel erspriesslicher gewesen, wenn der Greis seinem Sohne gezeigt hätte, wie unvollkommen und gemischt alle Glückseeligkeit der Erde sey, wie selten eine köstliche Ehe statt finde, und wie es selbst in einer guten Ehe nicht an Unannehmlichkeiten mancher Art fehle; wenn er den Quellen der häuslichen und ehelichen Unglückseeligkeit noch tiefer nachgespürt, und Mädchen und Jünglingen den hohen Beruf, möglichst glücklich zu machen, noch heiliger gemacht hätte! Dieses alles kann in einer wiederholten Auflage dieser Schrift nachgeholt werden, die, obwohl wenig von eignen Ansichten und tiefgeschöpften Bemerkungen, doch viele Wahrheiten enthält, die von Liebenden beherzigt zu werden verdienen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 13. August 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Weygandschen Buchh.: *Aesthetisches Wörterbuch über die bildenden Künste, nach Watelet und Levesque.* Mit nöthigen Abkürzungen und Zusätzen fehlender Artikel, kritisch bearbeitet von K. H. Heydenreich, öffentl. Professor der Philosophie zu Leipzig. 2ter Band. 730 S. 3ter Band. 755 S. 1794. 4ter Band. 340 S. 1795. 8.

Der von Hn. H. bey der Uebersetzung und kritischen Bearbeitung des in Nr. 256 der A. L. Z. v. 1794 angezeigten *Dictionaire des arts de peinture, gravure et sculpture*, zum Grund gelegte Plan, ist in der Anzeige des ersten Bandes dieser Uebersetzung (Nr. 273 der A. L. Z. v. 1794) angegeben worden. Die gegenwärtigen drey Bände enthalten nun die Fortsetzung und Beendigung dieses gemeinnützigen Unternehmens.

2ter Band. Hr. H. hat hier folgende neue Artikel beygefügt, S. 138 zu dem sehr dürftigen Artikel des Originals: *Erhaben*, Zusätze, worinn das Erhabene sowohl im Allgemeinen als in Beziehung auf die bildenden Künste, nach Kants Theorie beleuchtet wird. Die Entwicklung dieser Grundsätze in Rücksicht der Praktik der Künstler findet sich im 4ten Theil unter dem Art. *Styl.* — S. 312 *Genie* für bildende Kunst, Zusatz zu dem Art. von *Levesque*, nach der in der Einleitung zur Uebersetzung von Hn. H. angegebnen Grundsätzen, ausgeführt. — S. 429 *Grazie.* Die synonymisch scheinenden deutschen Ausdrücke, welche auf jenen Begriff sich beziehen, als Reiz, Anmuth, Lieblichkeit, Liebreiz, Holdseligkeit, von andern Nationen mit dem einzigen Wort Grazie (*χαρις, grazia, grace*) ausgedrückt, werden in diesem Art. erklärt. — S. 437 *Gränzen* der Künste. Ueber die Verwandtschaft der bildenden Künste mit andern schönen Künsten, und über den nähern Zusammenhang gewisser Theile derselben untereinander.

3ter Band. Der sehr ausführliche Originalartikel: *Malen* und *Malerey* (*peindre, peinture*) nimmt allein 1½ Alphabet dieses Bandes ein. — Zusätze des Herausg. S. 532 *Naiv*; nähere Bestimmung dieses Begriffs. — S. 561 *Natur.* Ueber die höhere Ausbildung natürlicher Anlagen des Künstlers. — S. 606 sind unter dem Art. *pittoresk* von Hn. H. einige unter dem Art. *malerisch*, ausgelassne Bemerkungen nachgeholt.

4ter und letzter Band. In dem Art. *schön* und *Schönheit* von Levesque vermisst der Herausgeber Bestimmtheit, Ordnung und Klarheit der Ideen und erklärt ihn, für einen der unfruchtbarsten in diesem ganzen Werk, ob er gleich einer der längsten ist. In einem Zusatz S. 62 entwickelt Hr. H., nach einer eignen präcisen und gedrängten Gedankenfolge, die Theorieen der Schönheit. Zuerst werden die vor der Kantischen Kritik herrschenden Methoden, über das Schöne zu philosophiren, recensirt, und dann die neuen bestimmtern und reinern Ideen dieses Philosophen, über die Beurtheilung des Schönen, analysirt. Mit diesem Art. steht ein weiter unten S. 307 folgender Art. des Herausg. *Urtheilskraft* im Zusammenhang, worinn er das Vermögen der Beurtheilung des Schönen oder den Begriff des *Geschmacks* in Ansehung der bildenden Kunst, bestimmter als gewöhnlich zu geschehen pflegt, auffasst, und dabey dieselben Ideen verfolgt, welche in der Einleitung zum 1sten Theil und in dem Art. Kritik des Geschmacks, Genie, Schönheit, Theorie der Kunst von ihm aufgestellt sind. — In dem Originalartikel *école*, Kunstschule, ist besonders der Abschn. über die deutsche Schule äusserst dürftig. Rec. bedauert daher, in dieser deutschen Ausgabe des Dictionaire, eine vollständigere und zweckmässigere Bearbeitung dieses Abschnitts zu vermissen. Dagegen finden wir am Schluss des Art. einige allgemeine philosophische Ideen des Herausg. über Schulen in der bildenden Kunst. Ohne nämlich die Vortheile der Eintheilungen der Schulen, insbesondere für die Geschichte der Kunst, für Anordnung der Kunstwerke u. s. w. zu läugnen, hält er, nicht ohne Grund, diese Festsetzung und Absonderung verschiedener Schulen, der Bildung des Künstlers und den Fortschritten der Kunst eher für nachtheilig als für vortheilhaft; indem das der Vervollkommnung des Künstlers schädliche Vorurtheil, als sey es erlaubt, nur nach der Vollkommenheit in einer oder einigen Partieen der Kunst, worinn gerade der von dem jungen Künstler zum Vorbild gewählte Meister, dieser oder jener Schule sich hervorgethan hat, zu streben und die übrigen zu vernachlässigen, dadurch erzeugt und erhalten, und weil ferner eine gewisse Oberflächlichkeit in der freyen Kritik der Kunst und in der Beurtheilung der Künstler, durch jenen Systemgeist, veranlasst wird. Dann schlägt Hr. H. eine andere, wiewohl auch nicht ohne mehrseitige Schwierigkeiten zu ordnende, Classification vor, nach der Theorie und Entwicklung der einzelnen Partieen der bildenden Kunst und nach solchen Meistern, von welcher Schule sie seyn mögen, welche in den einen oder andern sich gross und musterhaft gezeigt haben. — S. 262 liefert der Herausgeber einen im 2ten Theil bey dem Art. *Kunst* versprochnen Anhang einer philosophischen Theorie der schönen Kunst. Die in der Einleitung zum 1sten Theil (s. Nr. 256 A. L. Z. v. 1794) angegebenen Grundlinien zur allge-

allgemeinen Theorie der schönen Künste, sind auch hier angewandt, und sie zerfällt demnach ihrem wesentlichen Inhalt nach in zwey Theile: 1) in *Naturkunde* des Genies für schöne Kust oder Beurtheilung dessen, was der Künstler leisten *könne*, und 2) in *Teleologie* des Genies für schöne Künste, oder Bestimmung dessen, was der Künstler leisten *solle*. Die Entwicklung dieser neuen und reichhaltigen Ideen, verdient aufmerksame Prüfung der Aesthetiker. — Zum Schluss dieser Anzeige einer von mehrern Seiten zweckmäfsigen kritischen Bearbeitung des *Dictionaire des arts* muss Rec. bemerken, dass nicht sowohl mehrere Artikel, welche den philosophischen und theoretischen Theil der Künste betreffen, Veränderungen und Zusätze, die Hr. *H.* ihnen gab, bedurften, sondern dass auch viele solcher Artikel, worinn eigentliche Vorkenntnisse zum praktischen Theil der Künste behandelt sind, solcher Berichtigungen, Ergänzungen u. dgl. bedurft hätten, und deswegen die deutsche Bearbeitung des Werks noch mehr gewonnen haben würde, wenn dabey einige Künstler von Geschmack zu Rathe gezogen wären, um die französischen Künstler, da wo es nöthig war, zu berichtigen, wie der Herausgeber die Aesthetiker berichtiget hat.

Leipzig, b. Kummer: *Graf Benjowsky* oder die Verschwörung auf Kamtschatka. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von *August v. Kotzebue.* 1795. 188 S. 8. (12 gr.)

Der Charakter des Grafen Benjowsky, der ganz Edelmuth scheint, als *B.* mit einigen Gefangenen in der 2. Scene dem Gouverneur von Kamtschatka vorgestellt wird, verläugnet sich schon in der 3 Scene, wo sich *B.* einen Betrug im Loosen erlaubt, um mit dem verwiesenen Crustiew in einer Hütte zu wohnen. Seine edle That, das Schiff, in welchem er sich mit allen andern Gefangenen befand, zu retten, da er sich dessen allein hätte bemächtigen und damit entfliehen können, erwarb ihm das Zutrauen des Gouverneurs, und sein edler Anstand die Liebe Afanasjens, der Tochter des letztern. Desto widersprechender ist die Bereitwilligkeit, mit der sich *B.* zum Anführer der Verwiesenen aufwirft. Die hinterlistige Art, mit welcher *B.* den Schiffscapitain, der seinen Plan zur Verschwörung entdeckt hat, beym Gouverneur anzuschwärzen und bestrafen zu lassen weiss, bezeichnet viel eher den Charakter eines geübten Betrügers, als eines Mannes, wie ihn Hr. *K.* zu Anfange seines Stücks dem Zuschauer darstellt. Sie widerspricht der Grofsmuth, mit welcher er dem Kasarinoff das Leben schenkt, der ihn vergiften wollte. Die Leichtgläubigkeit des Gouverneurs, als er *B.* Treulosigkeit erfährt, und dieser sich immer durch neue Erfindungen zu entschuldigen versteht, ist eben so unnatürlich, als die sonderbare Art des Verhörs, welches gegen alle Verhörsgesetze auf der widersinnigen Aussage eines Kammermädchens beruht. Keine Person im Stücke kann das Interesse der Leser ganz umfassen. Der Graf verliert durch das unedle Verfahren gegen seinen Wohlthäter: Afanasja wird aus blinder Liebe zur Verrätherin an ihrem Vater, den sie, um *B.* zu folgen, ohne Mitleid, Amt, Ehre und Freyheit verlieren läfst: der Vater verliert durch seine unvorsichtige Leichtgläubigkeit, mit der er sich seinen eignen Fall bereitet. *B.* läfst endlich die ohnmächtige Afanasja auf die Bitten ihres Vaters zurück, und man weifs nicht, ob bey ihrem Erwachen die unglückliche Tochter, welche von ihrem Geliebten, dem sie alles aufgeopfert hat, getrennt wird; oder der Vater, der sie gegen ihren Willen den Armen Benjowskys entriss, mehr zu beklagen seyn werde. Dieser Fehler ungeachtet wird das Stück durch seine Schreibart und durch die eigne Art gefallen, mit welcher Hr. *K.* gewisse Gedanken zu erheben und ihnen den Schein des Aufserordentlichen zu geben versteht; z. B. „Freude baut sich „wie die Schwalbe, überall ein Nest. Freude ist kein „Schmetterling, der sich nur auf Blumen setzt, und im „Winter erstarrt. Freude lebt auch unter dem Nord-„pol;" oder „sage immer, was du fühlst, so wirst du „nie fühlen, was du nicht sollst, u. s. w."

Leipzig, b. Kummer: *Gedichte*, von *M. H. Arvelius.* 1794. 284 S. 8. (21 gr.)

Da der Autor sein Buch Hn. *Wieland* zugeeignet und es auf dessen Ausspruch will ankommen lassen, ob er fortdichten soll oder nicht; so würde Rec. dem Urtheile eines so grofsen Mannes nicht vorgreifen, wenn er auch nur einigermafsen zweifeln könnte, wie es ausfallen wird. Aber unmöglich kann Wieland einen Schriftsteller ermuntern, dem es an Allem fehlt, was zum Dichter erfodert wird. Lauter gemeine Gedanken in gemeinen, oft fehlerhaften, Ausdrücken! Der Reim und die Versification äufserst vernachläfsigt! Auch nicht Ein Gedicht, das ein Mann von Geschmack wieder wird lesen wollen! Gleich die ersten zwey Verse enthalten einen grammatischen Schnitzer:

> Grofse Götter, die in Dunkelheiten
> Eures Rathes Schlüsse hüllt.

wo das *ihr* fehlt. S. 16 steht diese Strophe, die der Vf. für gereimt ausgiebt:

> Diesen nafsgeweinten *Rasen*
> Der mein ganzes Glück *enthüllt*,
> Will ich klagend nicht *verlassen*
> Bis der Tod uns neu *vermählt*.

Doch hier ist ein ganzes Gedicht, das zwar sehr kurz, aber doch noch um acht Verse zu lang ist.

Als sie den Tod ihres theuren Vaters beweinte.

Er.

Du weinst? —

Sie.

Ach geh, verlass mich! mein Jammer, was kümmert er dich?

Er.

ein Pistol an die Sirne sich drückend. (?)

Bey Gott, ich gehe für ewig! nur solch eine Thräne für mich!

Sie

Sie ängstig

Verräther (?) verweile! ich fühl's ich würd um dich Ehrlosen weinen.

Er.

So weinen, um mich?! — — ich bleibe! denn ging ich, verdiente ich nicht

Die Schonung, die vaterländische Menschheit der Schwachheit verspricht.

Ich hätte der Gründe, dem Tode zu rufen, nun keinen,

Wenn gleich das Schicksal mit grausamen Wüten mich drängte

Und jegliche Erdennoth mir das Leben im Busen verengte.

Die Note zu dem vor-vorletzten Verse wollen wir hersetzen, minder zur Erklärung, als zur Schadloshaltung des Lesers: *Ehstländisches Ritter- und Landrechtsbuch Buch 5. Tit. 15. Art. I.* Mit denen, die sich aus schwerer Melancholey, Wahnsinn oder zugestossener Kleinmüthigkeit selbst ums Leben bringen und zuvor keiner bösen That berüchtigt gewesen, hat man billig mitleiden, also dass ihnen auch nicht ein ehrlich Begräbniss soll versagt werden.

Göttingen, b. Dietrich: *Gedichte* von *Karl Reinhard.* 1794. Erstes Bändchen. 168 S. Zweytes Bändchen. 172 S. Taschenformat. (1 Rthlr.)

Der Vf. sagt in der ersten Ankündigung, die nun einen Theil des *Prologs* (warum nicht lieber Vorrede?) ausmacht, dass er diese Sammlung auf das Verlangen seiner Freunde und Freundinnen, und eigentlich nur für diese, veranstalte. Soll nun seine Erklärung buchstäblich gelten, so müsste die Kritik ganz zurück treten. Unter ihre Gerichtsbarkeit gehören nur jene Werke, die dem Publicum dargebracht werden. Aber freylich hätte in der obigen Voraussetzung der Dichter seine Versuche gar nicht, oder höchstens als *Manuscript*, dürfen drucken lassen, wenn es uns vergönnt ist, diesen etwas widersprechenden Ausdruck Klopstock nachzubrauchen. Wir halten uns also an den allgemeinen Grundsatz, über eine öffentlich verkaufte Schrift könne jedermann öffentlich seine Meynung sagen, wie es denn Hr. R. am Ende der Vorrede selbst eingesteht. Ermunterung zur Freude und zum Genuss des Lebens, Freundschaft, vorzüglich aber Liebe sind der Gegenstand dieser Gedichte, worunter man zwar kein hervorstechendes, aber einige ganz angenehme finden wird. Als Muster scheinen dem Dichter Hölty, Bürger und die Minnesänger vorgeschwebt zu haben. Ueber die mittlere Region der Dichtkunst erhebt er sich niemals mit Glück. Statt wahrer Begeisterung giebt er uns einen leeren Prunk von Worten, wobey grösstentheils verworrene, halb entwickelte, nicht selten falsche, Ideen zum Grunde liegen. Man lese den Anfang der *Umarmung einer Ruine aus den goldenen Tagen der Liebe* II. 3. Dieses Gedicht soll ein Liebesdithyrambus seyn. Was Horaz von Pindar sagt, gilt hier, wiewohl in einem ganz andern Verstande, von Hn. R.: *numeris fertur lege solutis.*

Entflamme mich, heiliger, letzter Kuss!
Brich aus in Feuergesängen,
Lass sie stillen dies Toben und Drängen
Dies Glühen und Zittern vom keuschen Genuss!
Lass mein Lied von den Klippen
Und aus den Tiefen es wiedergeben —!
Singen muss ich, ich muss!
Ha! noch brennt er auf meinen Lippen
Noch durchzuckt er mein innerstes Leben
Dies Glühen, dies Streben;
Dies Bangen, dies Beben,
Dieses schwellende Busenheben —
Es ist deine Wonne, heiliger, letzter Kuss,
Reden muss ich von dir, singen muss ich, ich muss!

Und so muss er denn fortsingen gegen 400 Verse von S. 3 bis S. 28. Wie? Das zeigt der Anfang. Manches ist gar komisch. Welcher noch so ernsthafte Leser wird nicht lächeln, wenn der überselige Liebhaber nach einer langen Ueberlegung, ob er aus der Schule schwatzen soll, oder nicht, S. 17 endlich ausruft:

Fragt nicht, was ich sah,
Fragt nicht, was in dieser Stunde geschah
Fragt nicht, *was die Erde nicht glaubt.*

In diesem Punkte ist sonst die Erde, oder wenigstens die Erdenkinder, selbst die ärgsten Skeptiker mit eingerechnet, überaus gläubig. Wieweit übrigens die Sucht, grosse und neue Dinge zu sagen, einen jungen Autor führen könne, beweist folgende Stelle II, 53:

Da verschwand der schöne Traum;
Und die Wahrheit lässt nicht Raum,
Seine *Trümmer* aufzulesen.

Die Trümmer eines — noch dazu verschwundenen — Traumes aufzulesen! — Auch in Ansehung der Sprache, der Scansion und des Hiatus gehört Hr. R. zur laxen Observanz. Th. I, S. 16:

Weinend sass ich und harrte
Harrte Kunde vom Freunde.

Es muss heissen: auf Kunde oder einer Kunde. Th. I, 73 redet er von einem *liederherrlichen* Tag, und Th. I, S. 91 von einem *düsterherrlichen Jünglinge.* I, 75. *seines,* und I, 14 *meiner* sind bey ihm Pyrrhichien. *Aufruhr* II, 7 ein Jambus. Die Zusammenstossung der E vermeidet er nicht; er sagt ohne Bedenken: *wäre er* I, 108, was zwar nicht wider Adelungs Lehre, wohl aber wider das Beyspiel aller guten Dichter ist. Die Uebersetzungen zweyer Tibullischen Elegieen sind ihm ganz misslungen. Die Hexameter haben oft keinen Abschnitt auf dem dritten Fuss, und doch einen Trochäus, wodurch sie völlig lendenlahm werden: so gleich der erste, I, 98:

Endlich erschien die Liebe, schamhaft sie zu verbergen.

So leicht es nun ist, solche Verse zu machen; so hat doch der Sinn und die Treue nichts dabey gewonnen.

Sed peccasse juvat übersetzt Hr. R.: So *genügt* es zu fallen, *Qui sapit, in tacito gaudeat ille sinu:* Weise, wer sich *daheim* seines Genusses erfreut! *Mea pignora cedo:* ich reiche ihr selber die *Waffen*. Doch genug: Wir wollen die Leser, die Hn. R. noch nicht kennen, wieder mit ihm aussöhnen, und setzen sein Gedicht: *Mayseufzer*, I, 34. ganz her:

Die Schwalbe singt,
Der Wald erklingt,
Vom Anger dringt
Der Lerchen Chor
Voll Dank empor,

Und überall,
Am Wasserfall,
Vom Wiederhall
Rauscht Spiel und Tanz
Bey Mondenglanz,

Was lebt, das freut
Sich dieser Zeit
Voll Süssigkeit,
Liebt ungestört
Und liebt erhört,

Mit Armen nur
Schmückt die Natur
Den Hain, die Flur
Der Berge Höhn
Vergebens schön,

Ich irr allein
Bey Mondenschein
Im Eichenhain,
Wo Gram die Nacht
Mit mir durchwacht.

Muss man nicht bedauern, dass der Vf. dieses und mehrerer artigen Lieder so viele Blössen gegeben, und unter seinen Freunden auch nicht Einen einsichtsvollen und offenherzigen Rathgeber gefunden hat. Oeffentlicher Tadel, wenn auch gerecht und wohlgemeynt, schmerzt immer. Selbst für den Rec. ist es eine unangenehme Pflicht, einen angehenden Autor kranken zu müssen, an dem er wirklich einige Talente entdeckt. Die Auflage von Hn. R's Gedichten ist sehr niedlich, die Musik zu einigen Liedern von den Hn. *Naumann*, *Schulz*, *Hiller* und *Schwenke*.

Leipzig, b. Feind: *Gedichte* von *Christian August Heinrich Clodius*. 1794. 268 S. 8.

Der Autor gesteht in der Vorrede seine *dichterische Unwürdigkeit*. Er hätte also keine Verse schreiben, noch viel weniger drucken lassen sollen. Hr. *Cl.* wagt sich in das Gebiet der Ode, (denn die meisten Gedichte sollen in hohem lyrischen Style seyn,) aber leider ohne irgend eine Eigenschaft, die ihn zu dieser Kühnheit berechtigte. Nur einige Beyspiele, was er sich im Sylbenmass und Versbau hingehen lässt:

Wahrheitsschützer dich
Deiner Tugend Bild S. 59.
Sich der Meng' entriss S. 63

sind bey ihm Pherekratische Verse.

Sie erstarrt, sie ringt verzweiflungsvoll die Hände

S. 74 ein Hexameter.

Von deiner Mutter Brust und du gabst ihm den Tod

ein Pentameter! In sympathetisch braucht er die ersten zwey Sylben kurz S. 67. So lauten oft seine Choriambischen Verse:

Glühend misst er den Greis zahlloser Schöpfungen
Um ihn buhlt die Natur zeigt ihrem Lieblinge
Dass im Lied er ihn nenne
Jeden Reiz ihres Wunderbaus. S. 66.

Bey ihm reimt: *gestanden* auf *nannten*, S. 85; *Herde* auf *ehrte*, S. 104; *streiten* auf *beiden*, S. 107. Doch wir wollen eine ganze gereimte Strophe aus einer Nachahmung des Horazischen *Donec gratus eram tibi* hersetzen. S. 84:

Wilhelm

Ach zu deutlich sagt's das Stammeln kalter *Reden*,
Dies Vermeiden meines Blicks, dies *bang' Erröthen*
Welche Leer' in deinem Herzen ist.
Dass die Eine, deren Treu in kühner Wette
Mit dem letzten Lebenstropfen ich besiegelt hätte,
Miana, wie ein Weib vergisst.

Zum Ueberfluss noch die erste Strophe vom zweyten *Liede des Bundes*, S. 217:

Aus Bildern webt sich Weisheit mein glühend Herz,
O leit' es du, den reiferer Mannheit Ruf
Zum unerschrockenen Gefährten
Schimmerumhüllter Gerippe auskohr,

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Berlin, b. La Garde: *Grundriss einer neuen allgemeinen Logik nach Kantischen Grundsätzen*, zum Gebrauch für Vorlesungen, von *J. G. C. C. Kiesewetter*. 2te Ausg. 1795. 579 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Lafontaine's Fabeln* französisch und deutsch. Herausgegeben von *S. H. Catel*. Die ersten vier Bücher. Neue Ausg. 1795. 216 S. 8. (12 gr.)

Leipzig, b. Crusius: *Religionsunterricht für Kinder*, von M. F. D. *Fabrizius*. — Auch unter dem Titel: *Anleitung zum ersten systematischen Religionsunterricht*. I Th. 2te Aufl. 1795. 246 S. 8. (8 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. August 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Gera, b. Bekmann, und vom dritten Theile an: Leipzig, b. Schwickert: *Juristisches Handbuch für solche Personen, die die Gesetze nicht studirt, und doch gleichwohl mit gesetzlichen Geschäften zu thun haben*, als für unstudirte Rittergutsbesitzer, Amtsverwalter, Pachter, Notarien, Rathsherren, Beysitzer, Schöppen, Viertelsmeister und Ausschuss derer Städte, Schulzen und Haimburgen, und anderer Personen, welche eine Kenntniss von denen Rechten haben müssen, oder haben wollen, aus den besten Promtuariis, einem Spiegel, Bertoch, Hommeln, und besonders Müllern, auszugsweise ins Deutsche übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet. *Erster Theil.* 1790. 332 S. 8. und XX S. Register. *Zweyter Theil.* 1790. 324 S. 8. und VI S. Register. *Dritter Theil.* 1793. 486 S. 8. *Vierter Theil.* 1794. 456 S. 8. *Fünfter und letzter Theil.* 1794. 222 S. 8. Nebst einem Register über sämmtliche fünf Theile. Von *Heinrich Gottfried Thienemann*, Gräflich Stollbergischen Regierungsrath, Gräflich Reuss-Plauischen Regierungs- und Consistorial-Advocaten, wie auch Bürgermeistern zu Gera. (4 Rthlr. 12 gr.)

Ein zweckmässig abgefasstes Sachwörterbuch über die wichtigsten, und im bürgerlichen Leben am häufigsten vorkommenden rechtlichen Geschäfte und Gegenstände wäre allerdings für Personen, welche die Rechte nicht studirt haben, ein schätzbares Geschenk. Allein ein Werk der Art ist in jedem Staate, vorzüglich aber in Deutschland, mit so vielen eigenthümlichen Schwierigkeiten umwunden, erfodert so tiefe Kenntnisse, eine so sorgfältige Auswahl, eine solche Bestimmtheit der Begriffe, eine solche Genauigkeit im Ausdruck und der Schreibart, dass auch der verdienteste Gelehrte bey Ueberschauung eines solchen Plans nothwendig zurückgeschreckt werden muss, und dass man sich eben nicht wundern darf, dass alle hieher gehörigen bisherigen Versuche der erregten Erwartung so wenig entsprochen haben. Es scheint zwar durch die mancherley Promtuarien, besonders das weitläuftige *Müllerische* hier schon vieles vorgearbeitet zu seyn; allein so scheint es nur dem weniger Unterrichteten. Jene Promtuarien können, da sie nicht für Laien in der Rechtsgelehrsamkeit, sondern für rechtskundige Geschäftsmänner zur schnellen Uebersicht, und zur Erleichterung des Nachschlagens bestimmt, folglich nach einem besondern, diesem Zwecke angemessenen Zuschnitte bearbeitet sind, hier gar nicht als Vorgänger und Muster benutzt werden. Vielmehr muss hier nothwendig, unter beständigem Hinblick auf das Publicum, für das man schreibt, ein ganz neuer und eigener Weg gegangen werden. Das alles aber scheint der Vf. des vor uns liegenden Werkes nicht erwogen, und noch weniger das Maass seiner Kräfte damit verglichen zu haben. Rec. wenigstens muss, der Wahrheit zur Steuer, bekennen, dass ihm seit langer Zeit kein elenderes, zweck-, geist-, und geschmackloseres Machwerk unter die Hände gekommen ist, als dieses. Er hat einen beträchtlichen Theil der Artikel geduldig durchgelesen, aber auch nicht einen gefunden, der nur mittelmässig genennt zu werden verdiente. Gerade das, was man in einem solchen Buche sucht, findet man nicht, dagegen eine Menge zusammengeraffter, gar nicht hieher gehöriger, einzelner Sätze, ohne Ordnung, ohne Zusammenhang, durchwebt mit zahllosen Irrthümern und Albernheiten. Dem Materiale entspricht die Einkleidung ganz, und selbst mit der vollkommensten Divinationsgabe dürfte es oft schwer zu errathen seyn, wie der Vf. darauf kommen konnte, so ganz heterogene Sachen unter einer und derselben Ueberschrift an einander zu reihen. Die vorhandenen Promtuarien, besonders das *Müllerische*, sind zwar stark benutzt; allein Hr. *Th.* verstand nicht, was er ausziehen, wie er das Ausgezogene übersetzen, und noch weniger wo, und wie er ändern und bessern sollte. Wer daher hier wenigstens ein abgekürztes, lesbar übersetztes *Müllerisches* Promtuarium zu finden hofft, der irrt sehr. Allegate findet man ohnehin gar keine. — — Zum Belege dieses Urtheils mögen hier einige Artikel, die gar nicht ausgewählt sind, und über die unsere Leser keinen Commentar begehren werden, stehen. — *Arcana. Heimlichkeiten.* Wer eines andern seine Heimlichkeiten, die ihm unter dem Siegel des Stillschweigens anvertraut worden sind, offenbaret, kann injuriarum belanget werden. Rec. möchte wohl wissen, warum injuriarum? warum bestraft man einen solchen Schwätzer nicht als Schwätzer? — *Architectus. Baumeister.* Ein Baumeister, der einen falschen Anschlag gemacht hat, kann aufs Interesse belangt werden. Weil aber heut zu Tage die Bauherrn meistentheils Contracte machen, so wird die Klage nach dem Contracte entschieden. — *Chirurgus. Wundarzt, Barbier.* Ein Wundarzt hat keine Verantwortung, wenn er den Vorschriften des Arztes folgt, oder seine Handlungen aus guten Büchern bescheinigen kann, wenn gleich der Tod bey dem Patienten auf seine Operation erfolgen sollte. Ein Wundarzt darf weder Belohnung, noch Bezahlung seiner Medicamente fodern, wenn er innerliche Curen thut; allein da jetzt viele Aerzte Handlungen des Wundarztes vornehmen, auch

auch den Apotheker in Zubereitung eigener Heilungsmittel machen, so macht der Wundarzt und Apotheker aus Wiedervergeltungsrechte öfters den Arzt. Bey Concursen haben Wundärzte, wegen ihrer Belohnung auch ein Vorzugsrecht. — *Homagium. Landeshuldigung, Landeshuldigungseid, Erbhuldigungseid.* Alle Unterthanen müssen den Landeshuldigungseid leisten, auch die Geistlichen, ob sie gleich das Kirchenrecht von Herzen gerne von dieser allgemeinen Unterthanspflicht losgesprochen hätte. Wer an einem Orte Güter besitzt, wenn er auch nicht daselbst wohnt, muss doch den Landeshuldigungseid leisten. Wenn die Vasallen Rittergüter besitzen, müssen sie den Lehnseid leisten. Wenn jemand sich weigert, den Huldigungs- oder Lehnseid zu leisten; so kann er bestraft, und bey Lehngütern der Fiscal erregt werden, der auf Einziehung der Güter klagt. Dass aber jemand den Eid in Person leisten müsse, dazu soll von Rechtswegen niemand gezwungen werden können. Die Lehnscurien bestehen aber auf der persönlichen Erscheinung, wenigstens das erstemal u. f. w. — *Illustres. Erlauchte Personen.* Ausserhalb Sachsen können erlauchte Personen, auch Weiber, ohne Vormund handeln. In so fern sie Räthe haben, die ihnen beystehen, ist das Gesetz und die Gewohnheit ganz billig, wenn sie aber die nicht haben, so glaube ich, dass die Höhe ihres Standes sie von ihrer weiblichen Schwäche nicht ganz befreyet. Mehr Erfahrung haben sie allerdings als andere gemeine Weiber. Erlauchte Personen, darunter auch Grafen und Freyherren verstanden werden, sollen in Sachsen bey den Hofgerichten nicht öffentlich, sondern in denen Audienzstuben schwören dürfen. Viele Rechtsgelehrte wünschen, dass dieses Gesetz auch auf andere vornehme Personen von Adel und erste Bürgerliche möchte ausgedehnt werden, weil doch allemal Personen von Stande, bey denen Ehrliebe vorausgesetzt wird, sich scheuen, in Gegenwart vieler Leute einen öffentlichen Eid zu thun, und dahero zu befürchten ist, dass sie lieber ihr Recht fallen lassen, als öffentlich schwören. Genug, wenn der Eid gerichtlich, in Gegenwart des Richters und Actuarii, oder Stadtschreibers, und des Gegentheils abgenommen wird. — *Incantatio. Segensspruch, Hexerey.* Weil dieses eine Art von Gotteslästerung ist; so stehet die Landesverweisung darauf. Dahin gehört auch die Ausgrabung der Todten, und die Beraubung derselben. Abnehmung der Glieder der Gehenkten, Citirung der Geister und Schatzgraben und alle Handlungen, wobey der Name Gottes gemissbraucht wird. Wenn aber der Name Gottes bey dem Schatzgraben nicht gemissbraucht wird; so ist es so gefährlich nicht. — *Janua. Eine Thür.* Eine Thür zu öffnen, hängt ganz von dem freyen Willen eines Menschen ab, und wenn jemand in 40 Jahren seine Thür nicht eröffnet hätte, so verliert er dadurch das Recht, selbige öffnen zu dürfen, doch nicht. Wenn einer das Recht der Aussicht oder Eröffnung der Fenster in des andern Güter hat, so hat er deswegen doch nicht das Recht, eine Thür auf des andern Güter machen zu lassen und öffnen zu dürfen, er müsste es denn durch eine Dienstbarkeit hervorgebracht haben. — *Justitia. Gerechtigkeit, Handhabung, Ausübung der Gerechtigkeit.* Jeder Richter soll unparteyische Gerechtigkeit handhaben. Ohne vorhergegangene genaue Untersuchung der Sache, und ertheilten Bescheid, soll ein Richter nie zu executivischen Zwangsmitteln schreiten. Ein Richter soll auch keiner Partie Handlungen, die erlaubt werden können, versagen. Wer sich über verzögerte, oder verweigerte Justiz beschwert, muss es beweisen. — *Monachus, ein Mönch.* Die Mönche werden eigentlich angesehen, als wenn sie gestorben wären; doch erben sie ihre Aeltern, und schliessen die Anverwandten in aufsteigender und Seitenlinie aus. — — Doch wir fürchten durch weiteres Abschreiben unsern Lesern Langeweile zu machen, und wollen es daher bey diesen Proben bewenden lassen, überzeugt, dass sie zur Rechtfertigung unsers obigen Urtheils hinreichend sind.

Giessen, b. Heyer: *Beyträge zum Teutschen Rechte.* Von *Carl Georg von Zangen*, Fürstl. Hessischem Regierungsrath, Amtmann des Amts Hüttenberg, und des correspondirenden literarischen Cirkels zu Maynz ordentlichem Mitgliede. Zweyter Theil. 1792. 408 S. 8.

Der erste Theil dieser Beyträge erschien in dem Jahr 1788. (S. A. L. Z. 1789 Nr. 211) Der Inhalt des vor uns liegenden zweyten ist: I) *In welchen Münzsorten hat der Näherkäufer das Kaufgeld zu bezahlen, wenn er den Näherkauf ausüben will, und inzwischen der Münzfuss sich verändert hat, auch besonders zwischen der Zeit des Kaufs und des Abtriebs eine geraume Zeit verflossen ist?* Der Retrahent, antwortet der Vf., muss gerade dasjenige bezahlen, was der Käufer ehemals ausgegeben hat. — Neue Aufklärungen hat Rec. nicht gefunden. — Erheblicher sind die angehängten Bemerkungen und Zusätze zu der in dem ersten Theile dieser Beyträge befindlichen ersten Abhandlung. II) *Von der Curatel über das Vermögen der Abwesenden, nach den Fürstlich Hessendarmstädtischen Landesverordnungen vom 19 Februar 1774 und 13 Febr. 1776.* Die angeführten beiden Gesetze sind hier sehr umständlich erläutert, und mit den gemeinrechtlichen Grundsätzen sowohl, als mit mehreren statutarischen Verordnungen auf eine sehr lehrreiche Weise verglichen. III) *Abhandlung über die Frage: Ob ein ausser Landes wohnender Gewerke, von seinen innerhalb Landes verkauften Bergtheilen, oder Kuxen, den zehnten Pfennig zurückzulassen schuldig sey?* Die aufgeworfene Frage wird hier verneinend beantwortet. Der Vf. dieser Abhandlung ist ein gewisser Burggräflich Kirchberg-Saynischer Amtmann *Neuper*; der Hr. *von Zangen* hat aber solche durch sehr weitläuftige Noten beträchtlich erweitert, und an vielen Stellen berichtigt. IV) *Kleinere Bemerkungen, No. I. Von dem Vorzug der zur Saat vergeliehenen Früchten.* Der Vf. sagt, nach deutschen Rechten ist, auch in Ermangelung besonderer Landesgesetze, der Saatfrucht ein angemessener Vorzug, und wenigstens ein solcher Platz im Concursurtheil anzuweisen, wo dem Glaubiger kein Verlust und Nachtheil zuwächst. Der Hauptgrund, auf den diese Entscheidung

gebaut

gebaut wird, ist der, weil die Uebereinstimmung mehrerer Landesgesetze ein *jus germanicum universale* begründe. — Wir brauchen es nicht erst zu bemerken, dass schon aus der Unbestimmtheit der Entscheidung das unzureichende des Grundes deutlich genug von selbst hervorleuchtet. *No. II. Muss der filius adoptivus, der aus einem andern Ort gebürtig ist, und sich beym patre adoptivo niederlassen will, Einzugsgeld bezahlen?* Allerdings, antwortet der Vf. *No. III. Wohin wird derjenige im Concurse locirt, der dem gemeinen Schuldner vormals eine Summe Geldes gesendet hat, damit sie derselbe auslehnen sollte, wogegen dieser solche verschwendet und dem Gläubiger versichert, dass er sowohl das Capital, als die davon eingegangene Zinsen ausgeliehen habe?* In die fünfte Classe, nach des Vfs. Meynung. *No. IV. Von der Gewährszeit und Schadloshaltung wegen des verkauften Viehes, vorzüglich in den Fürstl. Hessen-Darmstädtischen Landen. No. V. Von der Wirkung der exceptionis non numeratae pecuniae in Rücksicht eines Wahnsinnigen.* Der Vf. meynt, der Ablauf des *biennii* schade dem Wahnsinnigen nicht. V) *Miscellaneen, besonders das deutsche Recht betreffend.* Die meisten der hier gelieferten Auffätze sind Nachträge zu mehreren, in dem ersten Theile dieser Beyträge enthaltenen Abhandlungen. Ausser diesen kommen noch folgende vor. No. 6. *Vom Vorzug der von einem Soldaten ausgeliehenen Gelder im Concurs, nach den fürstl. Hessen-Darmstädtischen Landesverordnungen.* No. 7. *Von dem Gerichtsstande des Gesindes nach den fürstl. Hessen-Darmstädtischen Landesgesetzen.* No. 8. *Bemerkung über die Mantiss. II. Des Freyherrn von Senkenberg in desselben Medit. maximam partem jurid. pag. 170 sqq.* Dieser sehr grundlose Ausfall gegen Hn. *v. S.* hätte billig wegbleiben sollen. Allein wohin führt beleidigter Autorstolz nicht? No. 9. *Von der Bedeutung des Worts Turnos.* Diese Benennung bezeichnet eine Art alter Groschen, die aus feinem Silber bestanden, und deren einige zehen bis zwölf Pfennige gegolten; bisweilen aber auch eine gewisse Anzahl statt des Zolls zu bezahlender Groschen. No. 10. *Von der Vormundschaft der minderjährigen Weiber.* Durch Heirath hört nach gemeinen Rechten die Vormundschaft nicht auf. No. 12. *Von den Pathen als legitimis tutoribus.* Nach dem Statut der Stadt Gera sind die Taufpathen zugleich *legitimi tutores.* No. 15. *Von den besondern Gewohnheiten, welche obwalten, wenn sich ein Mann von seiner Frau schlagen lässt.* No. 16. *Von einer besondern Verordnung im fürstl. Hessen-Casselischen in Rücksicht der hypothecae generalis und specialis.* No. 23. *Von einem besondern Privilegio der löblichen Universität zu Giessen in Rücksicht des Zinsenrückstands im Concurs.* No. 26. *Ob ein Zeuge sein Zeugniss schriftlich ablegen könne.* No. 27. *Ein Beytrag zu der im vorigen Jahr von mir herausgegebenen Abhandlung: Etwas über das Läuten beym Gewitter, besonders in Hinsicht der desfalls zu treffenden Polizeyverfügung, wobey zugleich die von dem Hn. Pfarrer Strack zu Londorf dagegen gemachten Einwendungen beantwortet werden.* Hervorstechend sind, wie aus dieser Inhaltsanzeige erhellet, diese Beyträge nicht. Es wurden grösstentheils zu triviale Gegenstände gewählt, die durch diese Ausführungen eben keine neue Aufklärung erhalten haben. Daneben werden alle Sätze mit Allegaten bis zum Ekel überladen, und Darstellung und Schreibart sind auch nicht sehr anziehend. Da indessen der Vf. auf Provincialgesetzgebungen, besonders die Hessischen, meistens vorzügliche Rücksicht nahm; so sind doch seine Abhandlungen für den Liebhaber der deutschen Rechte nicht ganz uninteressant.

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt u. Leipzig: *Eulalia Meinau oder die Folgen der Wiedervereinigung.* Ein bürgerliches Trauerspiel in 4 Aufz. von *F. W. Ziegler.* 1791. 86 S.

Wien, b. Kaiserer: *Eulalia Meinau oder die Folgen der Wiedervereinigung.* Ein bürgerliches Trauerspiel in 4 Aufz. von *F. W. Ziegler.* 1791. 86 S.

Ebend., b. Ebend.: *Rache für Weiberraub.* Ein Gemählde der Barbarei des eilften Jahrhunderts, in 4 Aufz. von *F. W. Ziegler.* 200 S.

Das erste dieser Stücke hat viel von dem, was man *Theatercoup* nennt; aber einen sehr zufälligen Plan. Da kommt — Niemand weiss wie — ein Hauptmann, dem Meinau's Geschichte bekannt ist, in die Stadt, wo Meinau wohnt, erzählt seinem Sohne, der *noch ein Knabe ist*, die Geschichte M's. Dieser Knabe schimpft Wilhelm, M's Sohn, und Eulalien, und beide Jungen misshandeln sich desswegen. Ein General Rollfeld kommt eines militärischen Auftrages wegen in eben diese Stadt; er ist der, welcher Eulalien verführt hat, findet sie auf den Ball, Meinau erkennt ihn, schiebt ihn unsanft von der ohne Bewusstseyn da liegenden Eulalia zur Thüre hinaus. Der General — seine Vergehen tief bereuend — fodert den Baron auf Pistolen, und — lässt sich erschiessen; hierauf geht Meinau mit Horst nach America etc. Es wäre zu weitläuftig, wenn wir diese Kritik — oder Widerlegung des Kotzebue'schen Stückes *Menschenhass und Reue* ganz zergliedern wollten. Zwischen beiden findet keine Vergleichung Statt. Dieses *bürgerliche Trauerspiel* hat zwar hie und da Stellen, die bey der Aufführung Wirkung machen können; allein das Ganze ist zu mangelhaft, um vor dem Richterstuhle der Kritik bestehen zu können. Die Sprache ist überspannt, und nicht selten fehlerhaft. Zum Beweise wollen wir nur einige Beyspiele anführen: *„Er ist grossmüthig genug (,) den Kampf verbergen zu wollen, in dem sein Gedächtniss mit seiner übereilten Verzeihung streitet. — Nach den (dem) Graf Spaurschen Garten. — Ich bin an sie gewöhnt wie an den Schnupftabak (!) — Ich will beten, dass die Furien mich erhören!!!" — Ohne seinem Weib.* — Eulalia sagt, als sie die Leiche des Generals erblickt: *„Hier bey meinem Höllenbruder will ich bleiben, ich will es lachend sehen wie die Vögel des Himmels von ihm ihr Futter holen!!!* — Im ersten Acte hält Eulalia ihrer *11jährigen* Tochter eine grosse Vorlesung über die Pflichten der Frau gegen ihren Mann. Noch sonderbarer sind dieses 11jährigen

rigen Mädchens Fragen in der gleich folgenden Scene, wo Meinau eintritt, z. B.: „Alfo liebe Mutter, ift es „kein Verdienft, wenn man dem Manne treu bleibt?" — Der Claviermeifter *Richter* kommt und erzählt, dafs feine Frau, *die fingen konnte wie ein Schwarzplattel hoch* — mit einem Notenfchreiber entlaufen fey. Dabey wirft er Hut, Stock und — Perücke auf den Tifch, fpricht irre u. f. w. Solche elende Behelfe, wo man Perfonen auftreten läfst, die an der Handlung weder unmittelbaren, noch mittelbaren Antheil haben, find meiftens ein Beweis von Mangel an Fähigkeit, einen Stoff zu umfaffen, und nach einem natürlichen Plane zu ordnen.

Das zweyte, *Rache für Weiberraub*, ift ein fchauerliches Stück, welches heftig erfchüttert. Es hat gräfsliche Situationen, deren Wirkung auf der Bühne grofs feyn mufs. *Toggenburg, Wildgau, Adalberta* und *Lindenthal* find theatralifche Charaktere, die das höchfte Intereffe für fich erregen. Die Scene, wo die blinde Gefangene gebracht wird, erinnert an die Scene am Thurme in Schillers *Räubern*, wo Karl feinen Vater findet, und feine Gefellen zur Rache auffodert. *Toggenburg* thut hier daffelbe; der Geift Schillers wehet in jeder Rede; doch Hr. Z. Verdienft wird dadurch nicht gefchmälert; er hat glücklich nachgeahmt. Das Kampfgericht ift *wörtlich* aus *Fuft v. Stromberg* genommen. Diefe Scene ift überhaupt fchon von mehrern neuern Ritterfchaufpieldichtern abgefchrieben worden. Die Scene nach dem Kampfgerichte, wo *Toggenburg* feine Tochter zu *Lindenthal* fchickt, um ihn zu bewegen, dafs er gegen *Wildgau*, den er als feinen Vater nun kennt, von neuem kämpfen foll, ift wahrhaft fchön. — Uebrigens ift die Sprache weniger fchwülftig und weniger gemifshandelt, als in den bereits bekannten Stücken von der Art. Indeffen ift fie doch auch nicht ganz untadelhaft. Hr. Z. fagt z. B.: *Für wem (wen) — Lafs mich keine grofse Seele reden hören, wo ich die Sprache des Liebenden Herzens zu vernehmen wünfche* — was heifst das? — *Gieb nur einen Tropfen aus dem Meere deiner Allwiffenheit, dafs ich diefer fchrecklichen Ungewifsheit entrinne. — In meinen Blicken findet euer Herz Honig!! Das Unglück giebt feinen Lieblingen Unempfindlichkeit! —. Nennt mich wieder Lindenthal, und ihr werdet mir ein Allmofen für die Ewigkeit geben* etc.

Mannheim, b. Schwan und Götz in Comm.: *Apollo und Minerva*, für Freunde gefellfchaftlicher Freuden. 1794. 261 S. 8. (12 gr.)

Eine Sammlung von kleinen, meiftens lyrifchen, Gedichten, wozu der Herausgeber, Hr. *C. F. Becker* in Ulm in der Stettinifchen Buchhandlung, die Melodieen für die Abfchreibgebühr beforgen will. Die meiften diefer Lieder find fchon längft gedruckt, und die beften darunter gar zu bekannt. Welcher Freund der Poefie weifs nicht *Göthens: Ein Veilchen auf der Wiefe ftand, Uzens: Mädchen lernet Amorn kennen*, oder: *Die ich mir zum Mädchen wähle*, auswendig? Neu find die Gedichte eines im achtzehnten Jahre geftorbenen Jünglings *Andreas Harpprecht*: Wenn er wirklich Genie befafs, fo hätte er faft alle hier aufbewahrten Lieder in ein paar Jahren felbft verbrannt. S. 254 findet fich folgende Strophe, die zeigt, wie wohl er daran gethan hätte. Das Lied ift *an Laura* gerichtet. S. 254:

> Mich entzükte (das ck ift überall ausgemärzt) deine Tugend
> Dein verfchönter Blik
> Und die Blüthe deiner Jugend —
> Die dein gut Gefchik,
> Um die Tugend zu erheben,
> Reizender dir gab,
> Als ich es in meinem Leben
> Je gefehen hab?' —

Die Verfe vom Herausgeber felbft find gleichfalls neu, aber, trotz des Titels, *invita Minerva* gefungen. Seiner geliebten *Molly* macht er S. 112 das feltfame Compliment:

> Rofen, Veilchen, Hyacinthen
> Blühn auf deinem Angeficht.

Er bittet in der Vorrede um Schonung; aber er macht fich derfelben durch eine entfetzliche Gotteslästerung unwürdig, denn er fagt gleich darauf von feinen Liedern: *Uebrigens floffen fie aus meinem Herzen, wie fie der Schöpfer hineinlegte.*

Riga, gedruckt von Müller: *Moos vom Parnaffe*. Von *Johann Daniel Horeb*, Doctor der Weltweisheit. 1793. 126 S. 8. (12 gr.)

Wie kann man in unfern Zeiten, wo felbft die wohlriechendften Blumen des Parnaffes kalt aufgenommen werden, ein folches Moos oder vielmehr ein fo ftinkendes Unkraut zu Markte bringen? Wir verbitten uns recht fehr alle fernere Mooslieferungen. *Leffing* fagt, die Kritik foll pofitiv und abfchreckend gegen den Stümper feyn. Verdient aber derjenige nicht den Namen eines Stümpers der folche Verfe macht, wie z. B. im *Lob der Aufter*;

> Dich liebt der ädle Theil von allen Nazionen,
> Er huldigt dir, dir opfert er fein Gold.
> Sogar das kalte Volk in den beeisten Zonen
> Lebt warm für dich, lebt treu dir hold.
> Der Wiffenfchaft, der Kunft, der Handlung bift du Sonne
> Zum Flottenbau ftählft du den Künftlerarm
> Du weckft des Meifters Fleifs zum Schöpfer mancher Tonne,
> Du hältft den Kaufmannseifer warm.

Zum Ueberflufs noch eine Strophe aus den *Klagen eines Geliebten*:

> Ach! er flammt noch auf der Lippe
> Der Kufs von ihr;
> Er zehrt mich zum Gerippe,
> Raubt Seyn und Leben mir!
> Es tobt in feiner Kammer
> Wild mein Herz und fchwimmt im Jammer!
> Uferlos find meine Leiden!
> Nichts hemmt den Strom der Leiden,
> Als nur ihr Blick, ihr Kufs!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. August 1795.

PHILOLOGIE.

HALLE, in der Hemmerd. Buchh.: *Caroli Morgenstern* Phil. Doct. et A. M. in Acad. Halensi *de Platonis Republica Commentationes tres:* I. de proposito atque argumento operis disquisitio. II. Doctrinae moralis Platonicae ex eodem potissimum opere nova adumbratio. III: Civitatis ex mente Platonis perfectae descriptio atque examen. 1794. X Dedicat. u. 314 S. gr. 8.

Rec. freut sich, dass ein so classisches Werk, als die Republik des Plato von Seiten des Inhalts und des Vortrags ist, endlich einen ihrer so würdigen Bearbeiter gefunden hat, der mit hinlänglicher Kenntniss der Sprache und Philosophie des Plato gründlichen Forschungsgeist, Scharfsinn, Geschmack und treffliche Darstellungsgabe verbindet. Die Schrift, die wir hier anzuzeigen haben, enthält drey Untersuchungen, welche Resultate eines sorgfältigen Studiums und einer gründlichen Einsicht in den Inhalt nicht nur, sondern auch in den Plan und Anordnung dieses Kunstwerks, und für jeden Freund der Platonischen Muse und Forscher der Geschichte der Philosophie sehr interessant sind. Die erste Abhandlung beschäftiget sich mit der Frage: *welches der Inhalt und Zweck der Republik des Plato sey.* Wer nur einigermassen mit der innern Form und Einrichtung dieser Werke bekannt ist, weiss, wie wichtig die Kenntniss jener zum Verstehen dieser ist, zumal da Plato die Kunst versteht, die Kunst zu verbergen. Es ist aber nicht nur zur Beurtheilung der Republik als eines Kunstwerks, sondern auch zur Beurtheilung des philosophischen Inhalts, nothwendig zu wissen, welchen Zweck sich Plato dabey vorgesetzt hatte, und welchen Gegenstand er abhandeln wollte, eine Frage, die nicht leicht zu beantworten ist, wie schon daraus erhellt, dass die Gelehrten darüber zwey entgegengesetzte Meynungen hatten, von denen noch keine bis jetzt widerlegt oder zur Gewissheit gebracht war. Durch die einzig richtige Methode, welche der Vf. wählte, war es allein möglich, den Streit zu heben, und die einzig wahre Bestimmung des Zwecks mit unwiderleglichen Gründen zu unterstützen. Zuerst wird also die Meynung derjenigen geprüft, welche diesen Zweck in der Darstellung eines idealischen Staats setzen, und gezeigt, dass ihre Gründe sehr schwach und unsicher sind. Der Vf. zergliedert darauf den Inhalt und verfolgt den Ideengang des Plato, woraus sich sogleich ergiebt, dass die Darstellung der Sittlichkeit, welche Plato unter δικαιοσυνη verstehet, als der höchsten Vollkommenheit und des höchsten Guts des Menschen der erste und Hauptzweck des Plato war, womit er aber noch andre Nebenzwecke verband, wie der Vf. §. VII XI ausführlich zeigt. Um jene Wahrheit desto anschaulicher zu machen, dichtete er einen idealischen Staat, dessen Organisation der sittlichen Beschaffenheit des Gemüths analog war, weil er voraussetzte, die menschliche Vollkommenheit müsse mit grösern und gleichsam leserlichern Zügen in einem Staate als in einer einzelnen Person ausgedrückt seyn. Diese Idealisirung des Staats ist also ein Nebenzweck, der aber mit dem Hauptzweck innig zusammenhängt, und man kann, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, beide Zwecke zusammenfassen und sagen: *die Aufstellung des gemeinschaftlichen Princips, durch welches die moralische Vollkommenheit und davon abhangende Glückseligkeit sowohl des einzelnen Menschen als eines Staats bestimmt wird,* war der Gegenstand, mit welchem sich Plato in der Republik beschäftigte. Eine gelehrte Untersuchung über die Zeit, wenn die Republik geschrieben ist, folgt als Anhang dieser Abhandlung. Es ist bekannt, dass Aristophanes in seinem Lustspiel ἐκκλησιαζουσαι eine neue Ordnung der Dinge, welche mit der Platonischen Republik in sehr vielen Punkten übereinstimmt, zur Belustigung seiner Zuschauer mit seiner muthwilligen Laune auf das Theater bringt. Es ist höchst wahrscheinlich und dem Geiste dieses Comikers ganz angemessen, dass dieser Stoff aus Platos Republik entlehnt ist, aber nicht sehr glaublich, dass Plato seiner Republik eine Verfassung habe geben wollen, die schon ein Gegenstand des allgemeinen Spotts war. Hieraus schliesst nun der Vf., dieses Werk sey vor Aufführung dieses Lustspiels, d. h. nach Palmerius Bestimmung vor der 97 Olympiade, doch aber erst nach der 95 Ol. verfertiget worden, weil er bis an Sokrates Tod mehr Neigung zur Verwaltung eines öffentlichen Amts als zur Schriftstellerey hatte. Doch setzt er die Zeit aus nicht zu verachtenden Gründen näher an die 97 als an die 95 Ol. In diese Zeit fällt also wahrscheinlich die erste Bekanntmachung dieser Schrift, der aber Plato hernach noch immer mehr Vollkommenheit zu geben suchte. Daraus erklärt der Vf. sehr sinnreich, dass neben der Reife der Gedanken und Urtheile eine so lebhafte Phantasie das ganze Werk beseelt. Das letzte ist die Frucht des jüngern, das erste, des reifern Alters. Diese Zeitbestimmung ist so wahrscheinlich, als sie nach Beschaffenheit des damaligen Bücherwesens, da die Zeit der Verfertigung und Bekanntmachung einer Schrift nicht so wie bey gedruckten Büchern bestimmte äussere Merkmale hat, und bey dem Mangel an bestimmtern Datis, seyn kann. Könnte und müsste man nicht voraussetzen, dass Plato in spätern Jahren noch manches hinzusetzte, so würde eine Stelle in der Republik selbst

selbst es vielleicht wahrscheinlicher machen, dass Plato dieses Werk erst nach Aufführung jenes Lustspiels aufgesetzt habe. Denn in Rep. V. (S. 8, 9. Zweybr. A.) spricht er von Spöttereyen witziger Köpfe, welche alles von der lächerlichen Seite anzusehen pflegen, und das gerade an der Stelle, wo er im Begriff ist, die paradoxen Satze von der männlichen Erziehung, Beschäftigung und Gemeinschaft der Weiber vorzutragen, welche den meisten Stoff zu jenem Lustspiel hergaben. Eine Schwierigkeit dünkt Rec. noch nicht gehoben zu seyn. Die Ausarbeitung der Republik fällt in die Zeit, da Plato seine Reisen machte, die doch wohl mehrere Jahre gedauert haben. Und da er höchstwahrscheinlich in eben derselben die Apologie, Phaedo, Krito, vielleicht auch den Gorgias, Meno und andere Dialogen geschrieben hat, so sollte man kaum glauben, dass er zu einem solchen vielumfassenden und ausgebildeten Werke noch Musse genug übrig behalten habe.

Die zwey folgenden Abhandlungen haben den Hauptinhalt der Republik, das Moralsystem und das Ideal eines Staates zum Gegenstand. Der Vf. dringt durchgehends in den Geist dieses Philosophen ein, und zeichnet zwar nur die Hauptzüge von beiden, aber mit Wahrheit, Kunst und Geschmack. Die zweyte Abhandlung zerfallt in drey Abschnitte. In dem ersten stellt der Vf. die moralischen Principien, wie sie Plato entwickelt, dar, und nimmt dabey den Gang, dass er untersucht, wie Plato auf das Princip: *befolge die Vernunft um der Vernunft willen,* gekommen sey. Das was über die Art der Entwickelung dieses Grundsatzes gesagt wird, kann freylich der Natur der Sache nach nur Wahrscheinlichkeit seyn; welche auch kein Beurtheiler vermissen wird. Nur scheint dem Rec. dabey nicht genug auf die Ideen Rücksicht genommen zu seyn, welche, wo er nicht irrt, die stufenweise Untersuchung und Entwickelung dieses Moralsystems auf eine vollkommne und der Philosophie des Plato, angemessene Art, erklären können. Wenn ein Philosoph einmal durch Reflexion gefunden hatte, dass es einen Begriff von Sittlichkeit gebe, der nicht durch Objecte der Erfahrung, sondern durch welchen diese bestimmt werden, der allen moralischen Urtheilen zum Grunde liegt, und uns die Sittlichkeit als etwas Unwandelbares vorhält, während die Handlungen, worauf er angewendet wird, veränderlich sind, so musste ihn die weitere Nachforschung leicht auf das Vermögen dieser Idee, die Vernunft, zum Unterschied der Sinnlichkeit führen. Uebrigens ist das System vorzüglich aus der Republik doch mit Benutzung anderer Schriften des Plato geschöpft, und mit viel Warme und Interesse nicht allein wahr, sondern im Zusammenhange, geschildert, welches auch von dem zweyten und dritten Abschnitte gilt, worinn von dem *Verhältniss der Tugend zur Glückseligkeit* und von der *Gottheit als dem Ideal der moralischen Vollkommenheit* gehandelt wird. Es dürfte vielleicht manchem scheinen, als lasse sich der Vf. von der Bewunderung des Plato zu einer gewissen Begeisterung hinreissen, welche gerne alles in das Schönere malt. (Vergl. S. 110, 124, 129, 135, 136.) Allein dieser Vorwurf kann den Vf. nicht treffen, theils weil er durchgehends seine Darstellung mit Stellen aus dem Plato belegt hat, theils weil Plato auch wirklich um deshalb Achtung und Bewunderung verdient, dass er bey allen seinen moralischen Untersuchungen, der reinen Idee der Sittlichkeit, wenn er sie auch nicht erreichte, doch sehr nahe kam, und vielleicht nur darinn fehlte, dass er die praktische und theoretische Vernunft noch nicht genug unterschied und die Absonderung des Formalen von dem Materialen noch nicht weit genug fortsetzte. Wer also Plato's Moralsystem kennen zu lernen wünscht, dem müssen wir diese Abhandlung empfehlen. Wir bemerken nur noch, dass S. 98, wo es heisst: „*Sensus* „*corporis, ceterasque, quae in rebus sensibilibus occupan-* „*tur facultates, quid magnum, quid parvum, quid lon-* „*gum, quid latum, etiam quid jucundum, quid injucun-* „*dum sit, sibi nunciare posse, Plato videbat:*" der Sinn des Philosophen nicht bestimmt genug ausgedrückt ist.

Nicht weniger interessant ist die dritte Abhandlung, und dies nicht allein wegen der gründlichen Entwickelung der Hauptgedanken des Plato von dem vollkommensten Staate, sondern auch wegen Vergleichung derselben mit Rousseaus Ideen und der Beziehung auf die wichtigen Ereignisse unsrer Zeit. Dies von so vielen, als leeres Hirngespinnst und Spiel der Phantasie belachte Ideal eines Staats erscheint durch die Bearbeitung unsers Vf. in einer eines Philosophen würdigen Gestalt, und hat viel von dem Paradoxen und Anstössigen verloren. Auch war es mit die Absicht derselben „*ut posthac facti* „*homines paulo plus sibi temperent in illo deridendo, gra-* „*viores vero in contemnendo,*" welche vollkommen erreicht ist. Der erste Abschnitt giebt davon einen Abriss, indem von dem Hauptzweck, der Haupttriebfeder, der Regierungsform und den drey Ständen, nämlich dem regierenden, vertheidigenden und erwerbenden, oder von dem Volke, und zuletzt noch von der Verfassung des weiblichen Geschlechts das Nöthige gesagt wird. Unter dem Hauptzweck und der Haupttriebfeder wird hier der Zweck verstanden, welcher durch den Staat (eigentlicher durch die Regenten in dem Staate) erreicht werden, und die Triebfeder, nach welcher jeder Bürger handeln soll. Jener ist die moralische Tugend, diese das sittliche Bestreben, oder das Beste des Staats. Das letzte scheint Rec. noch richtiger zu seyn, als das erste. In dem vollkommnen Staate muss jeder, auf die Erfüllung dessen, was ihm als Staatsbürger obliegt, und welches bey dem Regenten, dem Vertheidiger und einem Handwerker sehr verschieden ist, sein ganzes Bestreben richten. Dies ist die οικειοπραγια, die Grundlage der Vollkommenheit des Staats. S. 172 zweifelt der Vf., ob der dritte Stand zu den Bürgern des Staats gerechnet werden könne. In der vom Aristoteles angeführten Bedeutung des Worts freylich nicht. Aber Plato nahm auch wohl das Wort in einer andern Bedeutung, dass Bürger so viel ist als jedes Mitglied des Staats, wie aus Republ. V. (S. 31 Zweybr. A.) deutlich erhellt. Auch kann man nicht behaupten, dass Plato mechanische Künste und Handarbeiten seinen Bürgern versagt habe. In der Republik kommt davon gar nichts vor, und die Stellen in den Gesetzen müssen wohl nach dem Sinn der Leg. VIII. S. 434 dahin erklärt werden,

werden, dass keiner mehr als Eine Kunst treiben soll. Der zweyte Abschnitt ist überschrieben: *Civitatis Platonicae Examen*, enthält aber nicht sowohl die Beurtheilung selbst, als Bedingungen und Gesichtspunkte zur Beurtheilung. Der Vf. zeigt sehr einleuchtend, dass man dieses Ideal nicht als den eigentlichen Zweck der ganzen Schrift, sondern als dem Zweck, die Sittlichkeit als die höchste Vollkommenheit des Menschen zu schildern, untergeordnet betrachten müsse, und dass Plato nicht den vollkommensten Staat selbst ausführlich schildern, sondern nur die Idee seiner höchsten Vollkommenheit als Richtschnur der Beurtheilung und Organisirung eines Staats ohne Rücksicht auf die Mittel der Ausführung, darstellen wollte. Wenn man nicht diesen Gesichtspunkt festhalt, so ist die Ausführung jenes Ideals fehlerhaft und unvollkommen. Fehler lassen sich demungeachtet noch auffinden, z. B. die Beschränkung der Rechte und der Freyheit des Menschen, die aber nach Beschaffenheit der damaligen Cultur beurtheilt und entschuldiget werden müssen. Die Betrachtung über Plato's politische Paradoxen, die Erklärung derselben aus psychologischen und politischen Ursachen, S. 203—271, ist sehr ausführlich und durch die Vergleichung des Plato mit Rousseau in Ansehung der Neigung zur Paradoxie, noch interessanter geworden. Sehr treffend wird dabey gezeigt, dass Plato immer Rücksicht auf gewisse Zeit- und Ort-Umstande nahm, und gewissen Mängeln und Gebrechen in der bürgerlichen Cultur abhelfen wollte. So entstand aus der Absicht, dem weiblichen Geschlecht eine bessere Verfassung und Erziehung zu geben, als es in Griechenland genoss, das Project einer männlichen Erziehungsart der Weiber. Der Zweck war also gut, aber das Mittel nicht zweckmässig. Eins der lehrreichsten Stücke in diesem Abschnitt, ist S. 287 ff. die Prüfung der Ursachen, welche Plato bewogen, die Dichtkunst zum Theil aus seinem Staate zu verbannen, womit der Vf. eine zusammenhängende Darstellung aller seiner Urtheile über Dichtkunst und die vorzüglichsten Dichter verbindet. — So gründlich die Beurtheilung dieser einzelnen Theile dieses idealischen Staates ist, so muss doch Rec. wünschen, der Vf. hätte eine Beurtheilung des Ganzen, besonders der Idee von der Vollkommenheit eines Staats vorausgeschickt, welche diesem Ideal zum Grunde liegt. Am Ende dieses Abschnitts stellt der Vf. noch das Verdienst ins Licht, welches sich Plato durch den ersten Versuch, das Ideal eines Staates zu entwerfen, bey allen Mängeln desselben erworben hat, stellt dieses Ideal in seiner reizenden Gestalt, ohne alle locale Beziehungen dar, und schliesst mit dem historischen Beweis, dass Plato nicht ohne Welt- und Menschenkenntniss idealisirte. Nun folgen noch vier Excursus: Aristoteles Urtheil über Plato's Republik; Platos Urtheil über Dichter und Dichtkunst; Vergleichung der Staatslehre des Rousseau und Plato aus ihren verschiedenen Gesichtspunkten; Vergleichung des Platonischen Staats mit dem Spartanischen. Wir wünschten, dass wir noch mehr aus dem Inhalte dieser an wichtigen Resultaten und Aufklärungen Platonischer Ideen so reichhaltigen Schrift hätten ausheben können. Allein wir können mit Recht voraussetzen, dass sie recht viele Leser finden wird, welches sie nicht allein um der gründlichen Behandlung sondern auch um des schönen Vortrags willen verdient. Der lateinische Styl ist musterhaft von Seiten der Richtigkeit und Reinheit des Ausdrucks, der Feinheit in den Wendungen, der Fülle und Rundung der Perioden. S. 270 ist: *tanta maxima — diversitas*, wohl ein Druckfehler.

Wir können diese Anzeige nicht beschliessen, ohne ein paar Worte von einem grössern Werke zu sagen, zu welchem dieses nur als vorläufige Einleitung anzusehen ist, nämlich: *Adumbratio accuratior librorum Platonis de Republica, una cum notis et excursibus, in quibus Platonis decreta inter se comparantur, illustrantur, examinantur.* Es soll dieses weder Uebersetzung noch blosser Auszug, sondern eine vollständige aber gedrangtere Nachbildung des Originals seyn, welche den wesentlichen Inhalt in eben derselben Ordnung und soviel als möglich mit denselben Schönheiten gleichsam nach einem verjüngten Maassstabe enthält. Doch wir wollen den Vf. selbst sprechen lassen. „*Grandem et pulcherrimam illam Platonis picturam*, sagt er S. 9, *in tabula aliqua minori conor accurata delineatione imitari et quodammodo exprimere; cui tabellae vigor quidem ille et flos colorum deesset, qui in Platonis artificio nitet; quae tamen non crassiora tantum illius lineamenta contineret.*" In der That kein leichtes Unternehmen; aber nach dem, was der Vf. schon geleistet hat, darf man gewiss mit der gerechtesten Erwartung die vollkommenste Realisirung eines Plans erwarten, welcher die Absicht hat, das Studium dieses classischen Werks in der Ursprache zu beleben und zu erleichtern, und auch für den gelehrten Forscher des Alterthums so viele Vortheile versprechen lasst.

Eisenach, b. Krumbhaar: *Französisches Lesebuch für die mittlern Classen*, enthaltend die politischen und moralischen Fabeln des Indischen Weltweisen Pilpai. Herausgegeben und mit einem deutschen Wortregister versehen von *Friedrich Christian Zange*. 1795. 229 S. 8.

Die hier gelieferten Fabeln des berühmten Pilpai, welche schon längst in mehrere asiatische Sprachen, und nachher in die vornehmsten europäischen übersetzt worden sind, bestimmt der Herausgeber für die Jugend der mittlern Classen, die bereits durch Lesung eines französischen Handbuchs für Anfänger eine hinlängliche Wörterkenntniss erlangt hat. Er glaubt, dass diese Fabeln, welche so viele nützliche Lebens- und Klugheitsregeln in einer leichten und fliessenden Schreibart enthalten, ein Mittel mehr seyn dürften, die Jugend auf eine angenehme und vortheilhafte Art in der französischen Sprache zu orientiren. Rec. wäre völlig derselben Meynung, wenn Hr. Z. nur mehr Fleiss auf die Correctur dieses an sich nützlichen Werkes gewendet hätte. Am Ende sind zwar einige Verbesserungen beygefügt; allein das Ganze ist dennoch so sehr durch Druckfehler und Nachlässigkeiten, die nicht angezeigt worden sind, entstellt, dass ein Knabe sich manches, ohne

Hülfe eines geschickten Lehrers, nicht erklären wird, und nothwendig auf Irrwege gerathen muss. So ist die Accentuation oft unrichtig; denn man findet S. 1: *passes*, *ètoient*, *majestè*; S. 2: *gravitè*, *composè*, *probitè*, *anèantissoit*, *bontè*, *touchè*, *aprés*, *sedition* u. s. w. Auch ist die dritte Person des Conjunctivs der vergangenen Zeit selten oder gar nicht mit dem für sie nothwendigen Circumflex bezeichnet, wie z. B. S. 19 *Dabschelim commanda qu'on fit venir* etc. — Ferner sind viele Wörter falsch und unkenntlich, als S. 2 *fapoit* für *sappoit*; S. 10 *par mégard* statt *par mégarde*; S. 12 *d'un joie* statt *d'une joie*; S. 13 *aujourd, hui* statt *aujourd'hui*; S. 14 *une grotte peu eloigné* für *eloignée*; S. 15 *cassiette* für *cassette*; S. 16 *le conduite* für *la conduite*; S. 26 *on en tire des grands profits* statt *de grands profits*; S. 27 *pourquoi demeure-je* statt *pourquoi demeuré-je*; S. 31 *sortient* für *sortoient* u. s. w. — Bisweilen sind ganze Wörter ausgelassen, als S. 10 *de ne (les) souiller jamais*. — Eben so wenig ist die Interpunction immer richtig. — Ueberdem könnte man mit Recht verlangen, dass die von den bewährtesten Schriftstellern und besten Sprachlehrern eingeführte und gebilligte Rechtschreibung hier, der Jugend zum Nutzen, treu befolgt worden wäre; aber man siehet *faisoient* statt *fesoient*, *vous ferés* statt *vous ferez* u. s. w. — Endlich ist auch die Bedeutung der im angehängten Register befindlichen Wörter nicht selten fehlerhaft; denn da die Stellen nicht bezeichnet sind, wo die Wörter vorkommen, so hätte Hr. Z. billig den ursprünglichen Sinn des Worts zuerst, und hernach den damit verwandten und figürlichen angeben sollen. Statt dessen aber liefert er oft nur die uneigentliche Bedeutung, oder gar eine unrichtige, wie aus folgenden Belegen erhellet: *aboutir*, worauf abzielen, auf etwas hinauslaufen. (Zuerst heisst es *sich an etwas endigen*, *an etwas gränzen* oder *stossen*.) — *absolument*, uneingeschränkt. (Warum nicht auch *ganz und gar*, *schlechterdings*, *durchaus* oder *nothwendig*?) — *absorber*, verzehren, hineinfallen. (Was soll *hineinfallen*? Es heisst *eine Flüssigkeit in sich ziehn* oder *verschlucken*, und im figürlichen Sinn *verzehren*.) *aguerri*, geübt. (Diese Erklärung ist zu unbestimmt. *Exercé* heisst *geübt*; aber *aguerri* bedeutet *zum Kriege abgerichtet*, *der Kriegesstrapazen gewohnt*.) — *aigrir*, erbittern. (Die erste Bedeutung ist *sauer*, *herbe* (und von Metall) *spröde machen*. Nur im figürlichen Sinn heisst es *erbittern*.) — *aix*, das Bret. (Man schreibt *ais das Brett*.) *apprehendre*. (Warum nicht *apprehender*?) — *arracher*, zerreissen, herausreissen. (Die erste Bedeutung hat dieses Wort nie.) — *artifice*, List. (Zuerst *Kunst*, *Geschicklichkeit*, *Kunstgriff*, und hernach *Verstellung*, *List*.) — *assassonner*, ermorden, tödten. (Man schreibt *assassiner*, welches bedeutet *meuchelmörderisch umbringen*.) — *austere*, finster. (Zuerst *herbe von Geschmack*, dann *streng* oder *rauh von Charakter*, und endlich *finster von Miene*.) — *border*, bedecken, besetzen. (*Bedecken* heisst es nie, aber wohl *einfassen*, *umgeben*, *besetzen*.) —

KINDERSCHRIFTEN.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Gemälde aus der Kinderwelt.* Zur Belehrung und Unterhaltung. 1794. 9 Bog. 8. (8 gr.)

Diese Gemälde, welche die Fehler und Tugenden der Kinder zur Schau darstellen, bestehen aus einer Sammlung von Geschichtchen, welche der Vf. (laut der Vorrede H. *A. M. Armbruster* zu Constanz) aus mehreren von ihm herausgegebenen Kinderschriften ausgehoben hat, um sie für minder begüterte Aeltern kaufbar zu machen. Sollte dieses Bändchen gefallen, so will er noch eines nachfolgen lassen, das *ganz neue*, noch *nie gedruckte* Erzählungen, und hie und da ein Liedchen enthalten soll. Um den Ton dieses Lesebuchs kenntlich zu machen, heben wir nachstehende kurze Erzählung aus. S. 74. *Der goldene Spiegel.* I Num. „Ein Officier in den Diensten der vereinigten Niederlande — wir wollen ihn Rosenfeld nennen — war so unglücklich, ein Bein zu brechen. Kaum aber war der Bruch von einem geschickten Wundarzt eingerichtet, und wieder Hoffnung zur Genesung da, so kam ein kleines Kind in das Zimmer des Officiers. Er lag auf einem Ruhebette dem Kamin gegen über. Das Kind tändelte einige Zeit am Kamin, glitschte aus und stürzte ins Feuer... Wenn ich aufstehe, sagte Rosenfeld zu sich selbst, so wird mein Bein aufs neu (neue) brechen... Aber es war um das Leben eines Menschen zu thun; er stand schnell auf, rettete das Kind, und brach sein Bein zum zweytenmal. Welcher Heldenmuth!" Die Erzählungen sind, wie man sieht und der Titel auch schon vermuthen lässt, für gebildetere Stände geschrieben. Hie und da sollte der Vf. mehr für die historische Wahrscheinlichkeit besorgt seyn.

Hamm bey Bochum, beym Vf. u. Frankfurt a. M., b. Brönner: *Lesebuch für Kinder, die gern verständiger und besser werden wollen.* 13 Bog. 1793. 8. (6 gr.)

Der Herausgeber dieses Lesebuchs, (Hr. *Wilberg*, Schullehrer zu *Hamm* in der Graffschaft *Mark*,) hat aus Salzmanns, Thiems, Fröbings, Campe's, v. Rochow's Schriften aus der Landschulbibliothek, aus den Lesebüchern des Inspector Morschel, aus Schlossers Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk, moralische Aufsätze, so wie aus den Schriften eines Derhams, Reimarus, Büschings, Sulzers, Schmids von den Weltkörpern, Junkers, Götzens und mehrerer Männer, Aufsätze für die Naturgeschichte gesammelt, und sie in einer unterhaltenden Abwechselung zusammengestellt. Auch Lieder sind aus der vom seel. Koppe veranstalteten Liedersammlung beygefügt. Das Ganze besteht aus 94 Aufsätzen, die zum Unterricht im Lesen, wenigstens weit schicklicher, als die Bibel, das Gesangbuch oder gar der Katechismus, gebraucht werden können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. August 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Neustrelitz, im Verl. d. Hofbuchh.: *Die Schriften des Johannes*, übersetzt und erklärt von *Sam. Gottl. Lange*, der Philos. D und Adj. der philosoph. Facultat zu Jena. Erster Theil. 402 S. gr. 8.

Der Vf. hat den Plan, die sämmtlichen Schriften des Johannes neu zu übersetzen und zu erlautern, um einen genauern Lehrbegriff des Evangelisten aufzustellen, als man bis jetzt hat. Der vorliegende erste Theil umfasst bloss die Apokalypse, welche Hr. L. für die früheste ächte Schrift des Johannes hält, und im 2ten Theile werden das Evangelium und die Briefe folgen, sammt zwey Abhandlungen, die erste über den eigenthümlichen Ausdruck des Johannes, die zweyte über seine Theologie. In den Abhandlungen wird also vorzüglich das Eigenthümliche dieser neuen Bearbeitung liegen, wodurch auch die Frage abgeschnitten wird; wozu es bey so trefflichen Hülfsmitteln zum Verständniss der Johanneischen Schriften einer neuen Bearbeitung bedurfte? Ausserdem ist es schon immer Gewinn für angehende Theologen in einem solchen Buche, wie das vorliegende ist, das Beste der gelehrten Untersuchungen über einen Schriftsteller des N. T. beysammen zu finden, und sich darnach orientiren zu können. Sobald man das Unternehmen aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdient Hr. L. gewiss allen Dank angehender Theologen, für die es hauptsächlich geschrieben zu seyn scheint, wenn gleich dieser Zweck nicht angegeben ist. — Die Einrichtung ist folgende. Zuförderst eine zweckmässige Einleitung in die Apokalypse, die überall nöthig ist, um den Leser in den gehörigen Gesichtspunkt zu versetzen, aus dem er den Schriftsteller betrachten soll. Alsdann folgt eine ziemlich wörtliche Uebersetzung eines Abschnitts oder Capitels, und darauf eine erklärende Uebersicht des Inhalts; (eine recht schöne Methode, die Gedanken des Schriftstellers aus einander zu legen, und verständlich zu machen. Vielleicht wäre es noch besser, entweder dieselbe Uebersicht, oder eine noch kürzere des Inhalts ausser jener, vor der Uebersetzung voran gehen zu lassen). Endlich die grammatisch historische u. d. m. Erklärung selbst. — Diese ganze Einrichtung ist sehr zweckmässig, und die Ausführung recht gut gerathen. Hr. L. zeigt dabey eine liberale Theologie, gründliche Philologie, und überhaupt eine mannichfaltige gelehrte Kenntniss, die dem strengern theologischen Sinne gewöhnlich zum Grunde zu liegen pflegt. Rec. kann also dieses schätzbare Buch allen angehenden Theologen mit gutem Gewissen empfehlen, und erwartet von der Methode des 2ten Theils dieselbe Befriedigung. Zugleich mag es ihm aber auch erlaubt seyn, für diesen 2ten Theile nach Massgabe des ersten noch einige Verbesserungen anzugeben, und dabey seine Meynung sowohl über die ganze gegenwärtige Behandlung, als endlich über den Verfasser der Apokalypse zu sagen, worinn er von der Behauptung des Hn. L. abweicht. — Gewiss wird die Uebersetzung des Evangeliums und der Briefe weniger wörtlich seyn, als die der Apokalypse. Die Hoffnung dazu liegt schon in der Entschuldigung des Vf., warum diese habe so wörtlich seyn müssen. Allein selbst diese Entschuldigung hat den Rec. nicht völlig befriedigt. Mag es immerhin seyn, dass ein poetisches Buch, wie die Apokalypse, wörtlicher übersetzt werden kann, als ein prosaisches, und dass selbst die Beybehaltung der Hebraismen die Stärke der Poesie des Originals am besten ausdrückt; so tritt doch auf der andern Seite eine Unverständlichkeit ein, der jener Gewinn weichen muss. Wäre nicht unser Ohr durch die Luthersche Uebersetzung, die wir von Kindheit auf gehört haben, schon ausserordentlich an die Hebraismen gewöhnt; so würden sie uns im Deutschen nur zu sehr auffallen, und unverständlich seyn: allein auch so bleibt dennoch einige Unverständlichkeit, wenn man sich den Ausdruck nicht gleich hebräisch denken kann. Wenn es z. B. S. 126 heisst: *wer Ohr hat, höre, was der Geist den Gemeinen sagt;* so ist dies völlig unverständlich gegen den deutlichern Sinn: vernehmt den göttlichen Ausspruch Christi, und denkt darüber nach! Eben so S. 123 „*die ihre Kleider rein erhielten (vom Schmutz der Sünde).*" Hier hat erstlich der Vf. das Bild noch ergänzen müssen durch die Parenthese, und dennoch ist es anstössig und unverständlich. Wer sagt unter uns: er hält seine Kleider rein vom Schmutz der Sünde? und was soll das heissen? Warum will man also nicht gleich verständlicher übersetzen: die sich von Sündenschuld rein erhielten? wie es der Vf. richtig erklärt. Will man aber das Bild noch behalten und mit ausdrücken; so hätte es heissen können: die noch das Gewand der Unschuld tragen u. s. w. Nicht anders C. 3, 10. „*weil du das Wort meiner Geduld bewahret hast.*" Dies ist völlig unverständlich für: weil du die Vorschrift einer Geduld, wie ich sie zeigte, beobachtet hast; wie es Hr. L. richtig erklärt. — In der Erklärung selbst folgt der Vf. vorzüglich *Herder* und noch mehr *Eichhorn*, wie es billig war; allein doch niemals ohne gehörige Prüfung, und nicht selten mit Abweichungen und eignen Erklärungen. Z. B. S. 134, wo der Ausdruck: „der Wahrhafte, der da hat den Schlüssel Davids, welcher öffnet und Niemand vermag zu schliessen," so erklärt wird, dass er zwar aus Jes.

22, 22 entlehnt sey, aber doch nicht auf das Messiasreich gehe, so dass man *κλεις τȣ Δαβιδ* für gleichbedeutend halten könnte mit *κλεις της βασιλειας των ȣρανων*, wie *Eichhorn* annimmt. In jener Stelle ist vom Eljekim, dem Prafect des Davidischen Pallastes zu Jerusalem, die Rede. Weil nun Christus aus dem Geschlechte Davids war, und Johannes hier in der Folge von einer geöffneten Thüre reden wollte; so glaubt der Vf., er gebe ihm schon hier im voraus den Beynamen: „der den Schlüssel Davids hat." Weiter ist nach seiner Meynung nichts in diesem Beynamen zu suchen. Auf andere eigne Erklärungen, die hier durchzugehen der Raum verbietet, wollen wir den Leser bloss verweisen. S. 373 wo die Bemerkung zu 20, 8 ganz neu ist, dass sich die Juden die Erde viereckigt gedacht haben. S. 167 die Vertheilung der Harfen und Schaalen u. s. w. Hieher gehört auch der scharfsinnige Zweifel S. 47, dass der Dialog mit dem Tryphon beym Justin schwerlich vom Justin sey, da hierinn mehr eine Abneigung als Neigung zu den griechischen Philosophen entdeckt wird u. s. w. — — Dagegen hatten aber andre Stellen einer noch näheren Erläuterung bedurft. Z. B. S. 162 C. 5, 3 *υποκατω της γης*. Es muss doch ein Grund in der Vorstellung des Dichters liegen, wenn er Jemanden unter die Erde setzt. Er dachte unstreitig an den Ort der Abgeschiedenen, an die Unterwelt, man mag es Orkus, Gehenna oder mit einem andern Namen nennen. Dies hätte bemerkt, aber auch zugleich die Vorstellung angegeben werden sollen, die man damals von der Unterwelt hatte. C. 1, 9 werden die Worte *συνκοινωνος εν τῃ θλιψει και εν τῃ βασιλειᾳ και ὑπομονῃ Ιησȣ χςȣ*, dem Sinne nach ganz richtig übersetzt: „Mitgenosse in der Trübsal und der geduldigen Erwartung des Reichs Christi;" aber es wird noch nicht befriedigend gezeigt, wie dieser Sinn heraus zu bringen ist. Man muss es so auflosen *κ. ε. τ. βασ. I. χ. ἡν ὑπομενω*. „Mittheilnehmer der Leiden, wie sie Christus litt, so wie seines Reichs, das ich standhaft erwarte." *ὑπομενειν* heisst nämlich auch *patienter exspectare*, *sperare* Hiob 32, 4. Nah. 1, 7. Ps. 119, 95 so wie *ὑπομονη patiens exspectatio*. Eben so ist 1, 5 *ὁ μαρτυς ὁ πιςος* eher ein treuer *Lehrer*, als treuer Zeuge; und 1, 3 *τηρειν* eher *achtsam behalten*, als überlegen. - Doch das sind Kleinigkeiten, und sollen nur zum Beweise dienen, dass Rec. mit Aufmerksamkeit gelesen hat. — Dagegen sind noch ein Paar wichtige Punkte übrig, die eine nähere Aufmerksamkeit verdienen: 1) Der Plan oder die Anlage der Apokalypse. 2) Der Verfasser derselben. Hr. *L.* hält die Apok. mit Recht für ein darstellendes Gedicht (*ποιημα δραματικον, μιμητικον*), und die Sprache für Poesie. In Hinsicht des Plans weicht er aber von Eichhorn ab. Der erste Abschnitt geht bis 4 C. Er scheint ihm nicht zum Gedichte selbst zu gehören; sondern vielmehr der Titel, die Einleitung oder die Uebersicht des Gedichts zu seyn. Auch mag er wohl erst abgefasst seyn, nachdem das Gedicht schon vollendet war. Diese Hypothese stützt sich darauf, dass die Drohungen der Briefe (C. I. II. III) aus den nachherigen Gesichten des Apostels hergenommen sind; so wie die Verheissungen grösstentheils aus den am Ende des Gedichts verheissenen Belohnungen der Frommen. Schwerlich hätte der Verfasser dieses so genau beobachten können, wenn er sein Gedicht nicht schon vor sich liegen hatte. (Dieser Grund ist allerdings sehr bedeutend, aber nicht entscheidend, denn wenn man eine so künstliche Anlage statuirt, wie Eichhorn; so muss man auch ein Schema voraussetzen, und daraus würde schon alles erklärlich.) Wie der Vf. diesen Eingang sehr scharfsinnig noch weiter eintheilt, muss man S. 76. 77 selbst nachlesen. Nun weicht er aber von Eichhorn ab, indem er keinen so kunstvollen, sondern einen höchst einfachen Plan annimmt. Von 4, 1 — 8, 4 wird in der ersten Entzückung die Vorbereitung im Himmel zu dem *Sturz des Juden- und Heidenthums* gemacht. Diese Vorbereitung liegt in der Maschinerie der Eröffnung der ersten 6 Siegel; mit der Eröffnung des 7ten Siegels bricht der Sturz wirklich los, und hiemit endet sich der erste Theil des Gedichts. Der 2te Theil beschäftigt sich mit der Beschreibung des Sieges Jesu und seiner Religion über Juden- und Heidenthum. 1) Von 8, 5 — 11, 19 wird der erste Feind des Christenthums, das Judenthum, gestürzt, und das Christenthum tritt an seine Stelle. 2) Von 12, 1 — 20, 3 das Heidenthum. 3) Jetzt ist das Christenthum herrschende Religion und hat eine Zeitlang Ruhe; allein der Teufel ist noch nicht besiegt. Er fängt Unruhen an, und wird auch besiegt 20, 4 — 10. 4) Das grosse Weltgericht tritt ein 20, 11 — 22, 5 und endlich folgt noch ein Epilogus 22, 6 — 21. Man sieht, dass der Vf. durch Eichhorn auf diese Idee gebracht ist, und dass er den einfachern Plan dem künstlichern vorzog, weil er die feinste Kunst und Abmessung von einem jüdischen Theologen nicht erwarten konnte. Die Gründe stehen S. 27 folg., und müssen dort nachgelesen werden. Rec. ist von jeher eben dieser Meynung gewesen, und glaubt, man könne bey einem jüdischen Theologen, dem es hauptsächlich nur darum zu thun ist, das Bild der alten Propheten wieder ins Leben zu rufen, schon zufrieden seyn, wenn er nur irgend eine erträgliche Ordnung befolgt. Die feinste Kunst der Griechen und Römer, so wie die genaueste Abtheilung erwartet er nicht von ihm, wenn gleich seit den Zeiten der Heroder römische Theater in Palästina waren. Allein er wagt es doch nicht, hierüber abzusprechen, da ihm eine Spur von einem andern jüdischen Drama vorgekommen ist, der er zuvor näher nachgehen muss. — Wenn endlich Hr. *L.* S. 68 sagt, wider den Verfasser Johannes den Evangelisten sey eigentlich *gar kein treffender Grund*; so ist dies wohl etwas zu viel behauptet. Rec. glaubt dagegen behaupten zu können: es sey moralisch unmöglich, dass der Evangelist Johannes die Apokalypse geschrieben habe! Dies wäre also gerade das Gegentheil von der Behauptung des Vf.! Alle Gründe hier anzugeben, gestattet der Raum nicht, also nur wenige. Nach Hn *L.* ist die Apok. die früheste Schrift des Evangelisten. Dies ist allerdings die vernünftigere Hypothese, wenn sie nun einmal von Johannes geschrieben seyn soll; denn im 96ten Jahre seines Alters noch ein sol-

solches Buch zu schreiben, bleibt völlig unmöglich. Sie ist ferner noch vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben. Dies macht der Vf. aus dem Umstande sehr wahrscheinlich, weil das Schicksal Jerusalems anders bestimmt wird, als es wirklich erfolgt ist. Sie ist endlich auf der Insel Patmos geschrieben; nur ist sie kein *inspirirtes* Buch des N. T. Das letzte nimmt Rec. an liebsten an; allein er will auch alles übrige annehmen, und bloss fragen: wie ist es möglich, dass der Evangelist Johannes, ein sanfter, liebreicher und ruhiger Mann (wie es ein Busenfreund Jesu seyn musste), dessen Kopf sich um ein paar Hauptideen dreht, die aber fast alle höchst praktisch sind, um Liebe zu Gott und Christus so wie um Menschenliebe und den Logos (wie man aus dem Evangelium und den Briefen abnehmen kann) — dass dieser Mann jemals ein so feuriges Gedicht schreiben kann, wie die Apok. ist? Ein Gedicht voll der wildesten Bilder, die gar keinen Zusammenhang haben, und eine ungeheure Phantasie voraussetzen? Hieher gehören z. B. 5, 6. 7. das Lamm, das wie geschlachtet *da steht*, und ein Buch aus der Hand des Königs *nimmt*?!! Ferner die Figur 1, 13 — 16. Man male sie nur einmal, um ein Ungeheuer zu erblicken u. s. w. Andere Schwierigkeiten will Rec. nur mit einer Zeile angeben. Also schreibt Johannes die Apokalypse zuerst aus Patmos, wo er allen Nachrichten nach gestorben ist, und darauf das Evangelium zu Ephesus? Also war schon vor der Zerstörung Jerusalems die Idee von einem 1000jährigen Reich herrschend, und die Christen feyerten schon ganz gewöhnlich den *Sonntag*? Denn κυριακῃ ἡμερα 1, 10. ist nichts anders, als der Sonntag. Sehen wir aber auf die äussern Gründe: warum sollen denn *Marcion*, *Cajus*, *Dionysius* u. s. w. gar kein Gewicht haben, da doch *Marcion* der erste Kritiker in der Kirche war? Gewiss, es giebt bedeutende Gründe wider die Aechtheit der Apokalypse, und Rec. kann sie nie für ein Werk des Evangelisten Johannes halten. — Schade, dass sich so viele Druckfehler eingeschlichen haben, wie φιλη statt φυλη; Triphon statt Tryphon u. s. w.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, b. Wappler; LONDON, b. White u. Sohn; LEYDEN, b. S. u. J. Luchtmans: *Oxalis. Monographia, iconibus illustrata.* Autore *Nicolao Josepho Jacquin.* 1794. 119 S. 81 meist illuminirte Tafeln. gr. 4.

Der Werth, die Nützlichkeit, ja die Nothwendigkeit der Monographieen, besonders bey Gattungen, wie die gegenwärtige, ist längst anerkannt; aber es ist leichter, diesen Wunsch zu thun, als dessen Erfüllung, die nur in den seltensten Lagen möglich wird, zu leisten; indem die Herbeyschaffung einiger fehlenden Arten oft noch mehrere Schwierigkeiten macht, als die der ansehnlichsten Lieferungen, wenn sie weniger bestimmt sind. Der ehrwürdige Vf., über dessen Verdienste kein Zweifel seyn kann, beschenkt uns nach so vielen reichen Beytragen mit einem Werke dieser Art, das, im Verhältnisse gegen viele andre, auf den Namen eines vollendeten Anspruch machen kann, so wenig auch im strengsten Sinne der Gegenstand eine Vollendung zulässt, und so wenig es in dieser Rücksicht der Vf. zugestehen will. Sechs Jahre wendete er nur an, um die gemachten Beobachtungen zu wiederholen; von jeder Art konnte er oft auf hundert und mehrere Pflanzen, und zwar zu einerley Zeit, in der Blüthe vergleichen, von *Thunberg* erhielt er die im Garten fehlenden Arten, getrocknet, und mit Bemerkungen. Die nach *Thunbergs* Exemplaren, und nach *Feuillé* und *Plumier's* Zeichnungen copirten Figuren mussten unilluminirt bleiben. In der Vorrede giebt der Vf. einige allgemeine Bemerkungen über die Sauerkleearten. Die Arten vom Cap müssen in Töpfen gezogen werden, die mehrere Pflanzen enthalten können, und die Erde muss mit so viel feinem Sande gemengt seyn, dass sie immer zerreiblich bleibt. Wenn die Blätter im Februar und März abgefallen sind, bringt man sie ins kalte Haus, wo sie ohne weitere Wartung bis zum Anfang des Augusts verbleiben. Dann werden sie ins Freye gestellt, und mässig begossen. Sie treiben nach und nach Blätter, kommen im September ins warme Haus, in die Sonne, wo sie zu blühen pflegen. *Oxalis monophylla* und *rostrata* verlangten gleichwohl den höchsten Grad der Hitze, ehe sie blühen konnten. Keine Art vom Cap hat noch der Vf. zur Reife kommen sehen. Die Wurzel der Sauerkleearten ist bey den meisten knollig, selten dick und fleischig, am seltensten ästig. Die Zwiebeln und Knollen sind zuweilen zusammengesetzt, oder vielfach wiederholt. Wenn der Knollen tief unter der Erde lag, so wurde der davon aufsteigende Strunk losgerissen, und daher fälschlich für eine ästige Wurzel gehalten. Hr. v. J. theilt die zahlreichen Arten vorzüglich nach dem Stengel (*Caulis*) ein, dem er diesen Namen giebt, wenn er Blätter und Blumenstiele abwechselnd an sich anheftet. Einen Strunk (*stipes*) nennt er ihn, wenn er beide schirmförmig an seinem Ende vereinigt, wo er dann wieder bey stengellosen Pflanzen unter der Erde versenkt (*subterraneus*), oder über sie erhoben ist (*exsertus*). Die Blätter sind bey den meisten gestielt, und dreyzählig, nur selten sind sie fast ungestielt, auch giebt es einfache, zweyzählige und gefingerte. Selten ist der Blattstiel geflügelt, meist hat er noch ein besondres Gelenk am Grunde. Der Blumenstiel ist ein solcher an den stengeltragenden, ein Schaft an den stengellosen Arten. Auch er hat ein besondres Gelenk und Schüppchen am Grunde. Der Kelch ist fast bey allen offenbar fünfblättrig, wechselt in Oberfläche, Farbe, und Breite seiner Blättchen so sehr, oft in derselben Art, dass er kein bestimmendes Kennzeichen giebt. Die Blumenkronen nimmt der Vf. für fünfblättrig an, berührt aber diese Bezeichnung nicht, da er gesteht, dass die Gattung alle Stufen von der ganz fünfblättrigen Krone bis zur völlig einblättrigen enthalte. Ueberdies sey sie bey den meisten glockenförmig, und nur bey wenigen nelkenartig. Die zehn

Staubgefäfse find meift in einen Cylinder an ihrem Grunde verwachfen; die innern, mehr einwärts gebognen, und längern find oft am Grunde mit einem auswärtsgehenden Zahn, der die Verwachfung krönt, verfehen. Aeufserft merkwürdig ift das Verhaltnifs der Länge von den fünf Griffeln zu den Staubgefäfsen, wie es fcheinen möchte, ein blofser Zufall der Entwickelung, nach den Beobachtungen des Vf. aber das vorzüglichfte und ficherfte Mittel zur Beftimmung der Arten, fo wie die Gegenwart oder der Mangel der Zähne. Die Griffel find nämlich länger als die längften Staubgefäfse (*longiffimi*), ihnen an Lange gleich (*aequales*), kürzer als fie (*intermedii*), oder gar kürzer als die niedrigern Staubgefäfse (*breviffimi*), denn niemals kommen fie mit letztern von gleicher Länge vor. Die Narben find faft immer pinfelförmig, nur bey wenigen köpfförmig, bey einigen find die Fruchtknoten drüfig und fchwielig, oft zugleich mit den Kelchblättern, und die Glätte, oder der Ueberzug ift bey allen Theilen der Blüthe in den Arten fehr beftimmt verfchieden. Ueber die Frucht konnte der Vf. nichts befonders fagen, da gerade der Reichthum feiner Beobachtungen hier wegen des Mangels der Reife eingefchränkt wurde. Das Fachwerk feines Syftems, nach welchem er 96 genau bezeichnete Arten aufftellt, befteht in folgendem. I. *Pedunculis multifloris A. caulescentes* (Spec. 1—11.) B. *ftipitatae* (12—21). II. *Pedunculis unifloris. A. caulescentes* (22—33). B. *ftipitatae. a. foliis fimplicibus* (34—36). *b. foliis binatis* (37—40). *c. foliis ternatis. α. foliolis obverfe ovatis, lanceolatis vel oblongis* (41—46). *β. foliolis linearibus* (47—54). *γ. foliolis omnibus cuneiformibus* (55—58). *δ. foliolo intermedio cuneiformi obovato, lateralibus oblongis* (59 bis 64). *ε. foliolis fubrotundis, vix emarginatis* (67—76). *η. foliolo medio vel omnibus obverfe cordatis* (77—91). *d. foliis digitatis* (92—96). Auf diefe mit den Namen verfehenen Tabelle folgt ihre ausführlichere Wiederholung, und die Beyfügung der Definitionen; die fich, wie oben bemerkt wurde, vorzüglich auf die Länge der Griffel, die Zähne der Staubgefäfse, denn auf die Form der Blätter und Blumenblätter, die Form der Krone, die Richtung der Stengel und Blumenftiele, die Zahl der letztern, und der Blätter, ja nicht felten auch auf Farbe, Oberflache, und Drüfenanlage beziehen. Dann folgt die Synonymie, ebenfalls bey einer Art nach der andern, wo fie nämlich ftatt fand; und endlich kommen, von S. 21—119, die ausführlichern Befchreibungen felbft. Was uns unter denfelben am nächften l egt, ift die Berichtigung von *O. corniculata*, welche von der aufrechten falfchlich fo genannten Art, die der Vf. als *O. ftricta* aufführt, wefentlich verfchieden ift. Die Kupfer diefes vortrefflichen Werkes find mit grofser Pracifion bearbeitet, und mit aller Sauberkeit ausgemalt. Schwerlich wird man fie anfehen können, ohne ein Vergnügen über die fo nahe verwandten, zahlreichen, und dennoch durchaus von einander verfchiednen Arten zu empfinden. Aber felbft der philofophifche Pflanzenforfcher, dem es nicht blofs um Namen, Arten und Formen, fondern um gegenfeitige Beziehungen und allgemeine Gefetze zu thun ift, wird fich von neuem durch diefe feine und reiche Arbeit überzeugen, wie fehr die Natur, bey aller Mannichfaltigkeit, ihre durch das ganze Reich der Pflanzen verbreiteten Einrichtungen erhält. Wir wollen unter andern nur auf die Aehnlichkeiten des Habitus mit den aus andern ganz fremden Gattungen, auf die Drüfen an Kelchen, Blättern und Fruchtknoten, auf die Marmorirung der Kelchblätter, die Uebereinftimmung der Grundftücke von Blatt und Blumenftielen, die allgemeine Form der Wurzeln, und die Färbungen der Blätter aufmerkfam machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Ohne Druckort: *Charlotte Corday*, tragedie en trois actes et en vers. 1795. 84 S. 8. (36 Sols.) Eine ausführliche Erzählung der bekannten Gefchichte der Ch. Corday, mit dem dialogifirten Verhöre derfelben vor dem Convente, nebft zweyen in ihrer letzten Stunde gefchriebenen Briefen an Barbaroux und ihren [illegible]ter geht der Tragödie voran. Die dramatifche Bearbeitung von Marats Tode hat durch Weglaffung verfchiedner Umftände, die fich vortheilhaft benutzen liefsen, viel von ihrem Intereffe verloren. Dem Charakter Marats wird eine Offenherzigkeit beygelegt, die mit der Vorfichtigkeit eines fo feinen Betrügers in grofsem Widerfpruche fteht. Sein Bekenntnifs und feine Reue find bey feinem viel zu fchnell erfolgenden Tode allzufehr gedrängt. Unter den Stellen, worinn der Ausdruck verfehlt ift, bemerken wir nur folgende:

Quitte avec moi l'injure, elle eft trop deplorable.

Nachläfsigkeiten in den Reimen, als *commença, eclata — encor, mort*, finden fich an mehrern Orten. Gute, gedankenreiche Stellen, wie die folgenden:

Le peuple eft né pour croire, et non pas pour juger,
Pour lui le chatiment eft la preuve du crime.

find fehr fparfam in diefem Stücke ausgetheilt, welches in feiner ephemeren Exiftenz zugleich die Entfchuldigung für feine Schwächen fucht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. August 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Mannheim u. Leipzig, b. Schwan u. Götz: *Neues politisches Archiv für Deutschland.* I. Band. 1792. 508 S. II. Band. 552 S. gr. 8.

Der würdige Vf. hat, wie er in der Vorrede zum I. Theile sagt, seine Lampe aufs neue gefüllt, nach dem Ausspruch seiner Titelvignette, und wir können hinzusetzen, im vollen Sinne, *zum Leuchten, nicht zum Brennen.* Dieses *neue Archiv*, in welchem Hr. v. *M.* den in dem ältern Archiv beobachteten und durch wiederholten Beyfall gebilligten Plan beybehalten hat, enthält nach dem Inhalt sowohl der fremden als der vom Vf. selbst bearbeiteten Documente wieder reichlichen Stoff zur Beleuchtung für Regenten, Minister und Geschäftsmänner, ohne dass sie bey aller freymüthig vorgelegten Wahrheit, bey hie und da aufgedeckten Mängeln und wieder angegebenen Verbesserungen in der Staatsverfassung, nicht nur der ganzen Masse, sondern auch der einzelnen Theile des deutschen Reichs, der Furcht vor dem Brennen Raum zu geben nöthig haben.

Der I. Theil enthält: I. *des Pfalzgrafen Johann Casimirs, Schwagers Gustavs Adolphs und Vaters K. Karl Gustavs in Schweden, 48 eigenhändige Schreiben an Ludw. Camerarius, Kurpfalz. Geheimen, sodann Königl. Schwed. Rath und Ambassadeur bey den Generalstaaten von d. J. 1622—1639, aus den Originalien.* Wenn diese Briefe auch um keiner andern Ursache willen merkwürdig wären: so verdienten sie schon darum Aufmerksamkeit, weil sie ein durchaus anschauliches Originalbild eines biedern deutschen Fürsten des damaligen Zeitalters vorlegen. Innere Herzensdemuth, edle Bescheidenheit, patriotischer Sinn für das Vaterland und die Religion, standhaftes Vertrauen auf Gott, eine den ganzen Charakter umleuchtende Gottesfurcht und Resignation, treue Liebe für seine Gattin, zärtliche Sorgfalt für die Erziehung seines Sohns, exemplarische Anhänglichkeit an seine Verwandten in Schweden und Deutschland, sparsame Haushaltung, trauliche Freundschaft endlich für seinen alten Diener Camerarius, das waren die Tugenden eines Fürsten, dessen Sohn, Karl Gustav, freylich durch Thaten und Namen mehr, als der Vater, glänzte. Indessen sind die Briefe auch für die Geschichte der damaligen Zeit nicht ganz unwichtig. Es ist immer der Mühe werth, einen Zeitgenossen, der den Schleyer der damaligen politischen Denkungsart, die Gesinnungen der Höfe, den Charakter und die Talente der spielenden Hauptpersonen so ziemlich durchschaut zu haben scheint, mit edler deutschen Offenherzigkeit über die damalige Lage der Dinge reden zu hören. Wie vieles damals die deutschen Fürsten selbst durch ihre Trennung, England durch Unentschlossenheit, Dännemark durch nordische Eifersucht und Holland durch kaufmännischen Geiz verdorben, und die guten Absichten Gustav Adolphs um so viel länger zurückgehalten haben, offenbart sich aus diesen Briefen nur zu sehr. Johann Casimir schreibt schon vom 2 Oct. 1624 von Schweden „wird also nur dahin „zu arbeiten seyn, dass diese *Intentiones* allerdings se„cundirt werden, dann gleich wie das *offertum* in sich „heroisch, also werden sich die Mittel zu dessen Effectui„rung mit Gottes Hülfe leichtlich finden, dafern die „Gemüther zuförderst dazu disponiret und es dahin ge„richtet werden könnte, dass man dies Orts neben sei„ner Person selbsten zugleich das dritte Theil des Fuss„volks sammt allen Kanonen und zugleich etwas Caval„lerie offerirt, dass hergegen *Anglus* das andre, das „dritte Theil *rex vester* (Friedrich V) zusammt deut„schen Fürsten und Reichsstädten den Rest und darne„ben gegen die Kanonen ein mehreres an Cavallerie „thun wollten etc." dabey besorgt er aber, dass *Danus noster* die Sache vereiteln werde. Von Mannsfelden urtheilt Johann Casimir ganz richtig: S. 41 „Mich ver„langt zu vernehmen, wohin der Mannsfeld seinen „Kopf wenden wird, hoffe, der liebe Gott werde ein„mal, *ut ita dicam*, seine Vormundschaft sehen lassen." Zu bedauern und zu beweinen ist es, schreibt er nach dem Tode Gustav Adolphs, dass der *Saxo* also *Saxcus* ist und alle seine *actiones sub vana spe* zu Ruinirung, will nicht sagen des pfälzischen Hauses, sondern des gemeinen evangelischen Wesens dirigiret. II. *Eigenhändige väterliche Verordnung Johannes, Grafen von Nassau zu Saarbrücken und Saarwerden, wie seine Söhne erzogen werden, auf Reisen und in der Regierung allewege sich achten sollen v. d. J. 1644. 74. Aus einer archival. Handschrift.* Ein noch zu unsern Zeiten brauchbares Document eines in seinem Zeitalter durch ausgebreitete Kenntniss und Einsicht, durch rastloses Bestreben für die Verbesserung seines Landes, durch gute Haushaltung sich auszeichnenden Fürsten, der durch lange eingesammelten Reichthum grosser Erfahrungen, sowohl in politischen als Regierungs- und staatswirthschaftlichen Angelegenheiten, seinen Söhnen einen reifen Unterricht zu hinterlassen im Stande war. Seine meisten Lehren, sowohl für die Bildung als das ganze Betragen des Fürsten und seine für die Verbesserung eines Landes durch gute Staatswirthschaft gegebenen Winke, sind noch anwendbar! Sollte die von dem Grafen S. 211 geführte Klage über die zu seiner Zeit mangelnde Zusammensetzung der Mannschaft in Deutschland und sein für die Realisirung derselben geäusser-

äusserter Wunsch, dass doch die alte deutsche Redlichkeit wieder aufkommen möchte, nicht noch jetzt im vollen Verstande gültig seyn? Er erzählt dabey, dass er 1632 den Nassau-Saarbrückischen Ausschuss diesseits des Rheins auf 6000 Mann gestellt und damit alle abgehalten, so die Lande hätten zwacken wollen. Seine von jährlichen Landvisitationen gethanen Vorschläge sind noch empfehlungswürdig und der Beherzigung eines jeden Fürsten werth! III. *Actenmässiger Bericht, das Kirchengebet betreffend, welches während des schwedischen Besitzes des Kursächsischen Landesantheils an der Grafschaft Henneberg für die Krone Schweden und deren Waffen zu thun anverlangt worden, nebst einem von der theologischen Facultät zu Strassburg darüber erstatteten Bedenken von den J. 1643 - 1644 aus beglaubten Handschriften.* Nachdem die Hennebergischen Städte ihr Unvermögen zur gefoderten Contribution geklagt hatten: so gab Torstensohn den Bescheid, dass ein Nachlass von 1000 Rthlr. an der Contribution und 25 Malter Korn an der Getreidelieferung erlassen werden sollten, wenn jedoch nebst dem Kaiser und dem Landesherrn auch die Krone Schweden in das Kirchengebet aufgenommen werden würde. Die Hennebergische Geistlichkeit gerieth mit dieser Anfoderung in solche Verlegenheit, dass sie ein Responsum von Strassburg einholte, das zum Glücke für die Geistlichkeit erst ankam, nachdem die Schweden das Land schon geräumt hatten. IV. *Ein aufgewärmter alter Neujahrswunsch an den Reichstag zu Regensburg vom J. 1765.* Er empfiehlt wahres und allgemeines deutsches Nationalinteresse, Einigkeit und Vertrauen unter Haupt und Gliedern und Eintracht unter den Religionen. V. *Probe eines deutschen politischen Volkskatechismus* — der zu Bruchsal auf höchsten Befehl zum Gebrauch der Trivialschulen im Hochstift Speyer gedruckte Volksunterricht, der dem Hn. *v. M.* bloss als erster politischer Volksunterricht, aber sonst auch wohl aus keinem andern Gesichtspunkte, merkwürdig ist. VI. *Actenmässige Intoleranzgeschichte des Fürstl. Anhalt-Zerbstischen Superintend. D. Feustkings gegen den Fürstl. Leibmed. D. von Exter in dem J. 1707 aus archival Handschriften.* Intoleranz gegen den damals in Gang kommenden Pietismus, dessen Exter von der orthodoxen Zerbstischen Geistlichkeit beschuldigt wurde, die aber der Fürst mit wahrer ächt fürstlich-christlicher Gesinnung bald zu Boden schlug! „Dass ich ihm (D. Extern), „schreibt der Fürst, aber befehlen oder auferlegen sollte, etwas zu verrichten, so wider sein Gewissen liefe, „oder turbiren könnte und der Gnade Gottes, so an seiner Seite zu einer wahren ernstlichen Herzensbusse „und Bekehrung wirkt, solcher zu widersprechen, mit „anzuhören, werde ich mir nie unternehmen.“ VII. *Von dem Leben, Leiden, Verdiensten und Charakter des berühmten Kur und Fürstl. Sächs. Geh. Raths und Kanzlers Herrn Marcus Gerstenberg, geb. 1553, gest. 1613 d. 22 Aug. aus verschiedenen Schriftstellern zusammengetragen.* Gerstenberg war 1553 zu Buttstedt geboren, studirte zu Jena, ward 1576 Doctor, das Jahr darauf vom Grafen Volkenar Wolf zu Hohenstein zum Kanzler bestellt, 1588 in eben dieser Würde von Herz. Friedrich Wilhelm zu S. Weimar angenommen und darauf von Kurf. Christian II zum Geheimenrath ernannt. Für beide letztre Fürsten führte er die wichtigsten Negociationen bey dem Kaiser und dem Reiche mit so glücklichem Erfolge, dass ihm sogar die Reichs-Vicekanzlerwürde angetragen wurde. Seine in seinen wichtigen Aemtern sich erworbene Güter brachten ihn in den Verdacht einer unrechtmässigen Erwerbung, der aber mit nichts erwiesen worden ist, sondern vielmehr Zeugnisse gegen sich hat. VIII. *Vermischte Bemerkungen und Nachrichten.*

Der II. Theil fängt mit *dem merkwürdigen Briefwechsel Herzogs Christoph zu Wirtemberg mit dem K. Siegmund August von Pohlen und dem Fürsten Radzivil von d. J. 1552 — 1565 aus Archivalabschriften* an. Der ganze Briefwechsel ist ein wichtiger Beleg von dem damaligen Religionszustande in Polen, von dem geheimen Hang sowohl des Königs Sigmund August als des Kaisers Maxim. II für die Ausbreitung des Protestantismus in diesem Königreiche, von dem Eifer des Herz. Christophs, die günstigen Gesinnungen beider Fürsten zum Vortheil der protestantischen Religion zu benutzen, und von dem grossen Credit, in welchem er bey beiden als Fürst und Religionsbekenner stand. Darauf folgen II. *Merkwürdiges eigenhändiges Schreiben Markgr. Hansens von Brandenburg an seinen Herrn Bruder, Kurfürst Joachim II, die Instruction der Kurfürstl. auf den Reichstag abzuordnenden Gesandten über den Punkt der Religion und des Interims betreffend, Cüstrin am Abend Mar. Rein. 1555, nebst des Kurfürsten Antwort d. d. Cölln an der Spree Mont. nach Mar. Rein. 1555 aus einer Handschrift.* Es ist bekannt, dass Joachim II durch seinen schwachen Hofprediger Joh. Agricola zur Annehmung des Interims verleitet worden war; man wollte auch den Margr. Hanns durch Verschweigung der wichtigsten Instructionspunkte so weit berücken, dass er wenigstens stillschweigen sollte. Aber Hanns merkte den Betrug und schrieb herzhaft an seinen Bruder: „Also vil hett ich E. L. dazumal mit Erinnerung „aller ergangenen Geschicht sollen vnd können vor „Gott mit gutem Gewissen rathen, nemlich das E. L. „das Interim fliehen und meiden wolten, als die wa-„ren vom Leydigen Teuffel selbst leibhaftig, vff das „sich E. L. aller Verfolgung der Christen nicht theilhaf-„tig machten:“ und setzt von dem anfangenden Verfalle Brandenburgs hinzu: „So zweifel ich doch gar „nicht, es würde solcher mein trewer Rath E. L. damals „nach Erzehlung allerhand Geschicht Vrsach gegeben „haben, darvon abzulassen, dann leichtlich zu sehen „ist, wohin es mit vettes Stammes Reputation, als zu „einem Anfang einer Minderung, kommen; denn auch „die Nürnbergischen Pfeffersack sich vnderstanden, die „schrifften, so vnser Vetter zu seiner notturft vsgehen „lassen, in einen öffentlichen Abtruck solche vnsers „Vetters schrifften, vnehrliche, leichtfertige vnd er-„dichte Lesterschrift zu nennen.“ III. *Erziehungsplan des Kurpfälzl. Prinzen Friedrichs Heinrichs, ältesten Sohn Kurfürst Friedrichs V von d. J. 1623 — 1624 aus Archivalabschriften.* IV. *Actenstücke, die Besitzung,*

Flüchtung und ungewisse Schicksale des Kurfürsten Friedrich V von der Pfalz von 1632 – 1635. Der Leichnam des aus Gram über den Tod Gustav Adolphs gestorbenen Friedrichs V wurde von Maynz nach Frankenthal gebracht, wo er einige Jahre unbeerdigt stehen blieb. Als aber 1635 die Pfalz durch den Einfall der Kaiserlichen in neue Gefahr kam, so drangen die Räthe bey dem Administrator auf die Wegbringung des Leichnams und des Kurfürstl. Archivs. Der Administrator entkam noch mit genauer Noth nebst dem Sarge nach Metz. Hier wurde er in das Gewölbe eines Privathauses niedergesetzt und darauf auf Befehl der Wittwe vom Geheimenrath von Rusdorf nach Sedan gebracht. So besagen es wenigstens die hier vorgelegten Actenstücke, wiewohl noch immer die Muthmassung bleibt, dass Friedrich V in Metz begraben, verachtet und vergessen worden sey. V. *Deutschland, wie es war, wie es ist und wie es vielleicht werden wird. Eine ungedruckte Vorlesung, geh. d.* 11 *Febr.* 1792, *am Geburtstage des regierenden Herrn Herz. Karl von Wirtemberg*, vom Prof. *Danz* zu Stuttgardt. Alle Gebrechen und alle Vortheile der deutschen Staatsverfassung so genau und richtig gegen einander abgewogen, dass die Rede diese Bekanntmachung verdiente. VI. *Ueber des Fürstl. Baadischen Geh. Rath Schlossers Vorschlag eines Schriftstellerischen Censur-Gerichts vom J.* 1789. Der Hr. v. M. überläst sich in diesem Aufsatze seiner Herzensergiessung über Schriftstellerey, Modelectüre, Geschmack, Lesegesellschaften, Lesebibliotheken, Censurgericht, auch Journale mit so wahrem Patriotismus und so richtigem Gefühle, dass seine hier geäusserten Gedanken alle Beherzigung verdienen. Der Rec. kann nichts, als seine völlige Beypflichtung darüber niederschreiben, und übergiebt sogar die kleinen Ausfälle auf die Mitarbeiter der gel. Zeitungen andern Recensenten, weil Hr. v. M. mit der A. L. Z. immer noch so ziemlich zufrieden zu seyn scheint. VII. D. *Polycarp. Leysers, ChSächs. Oberhofpr. Regeln von dem Hofpredigeramte vom J.* 1605, *aus dessen Vorrede über den Regentenspiegel aus dem* 101 *Ps., nebst der charakteristischen Schilderung eines evangel. Hofpredigers aus dem XVIII Jahrh.* Der Charakter des Hofpredigers aus dem XVIII Jahrh. ist der Charakter des verstorbenen gräfl. Stollberg. Hofpredigers und Superintend. Lau zu Wernigerode. VIII. *Fragmente von dem Leben und Amtsführung Hn. Rabans Freyherrn von Cannstein, Kurbrandenb. wirkl. Geh. Raths, Obermarschalls, Cammerpräsidenten etc.*, geb. d. 19 Aug. 1617, gest. d. 22 März 1680, aus dessen Personalien und andern Schriften zusammengezogen. Cannstein verlor seinen Vater, einen guten Landedelmann, schon im 5ten Jahre, und musste als Knabe und Jüngling seinen Unterhalt von einem Oncle und von einer Tante zur andern suchen. Er konnte nur mit Gewalt von seiner Neigung, die Theologie zu studiren, zurückgehalten werden, studirte darauf die Rechte zu Wittenberg, aber blieb, um häuslicher Hindernisse willen, nur ein Jahr daselbst. Er wurde indessen bald zu Geschäftsverhandlungen gezogen, welche seine Reisen nach Holland, England, Frankreich und Schweden veranlassten, darauf von der bekannten Herzogin Anna Sophia von Braunschweig als Hofrath, und nicht lange darnach als Obermarschall angenommen. Friedrich Wilhelm der Grosse lernte ihn hier kennen, ernannte ihn zuerst zu seinem Rath von Haus aus, sodann 1650 zum Chef der Regierung zu Halberstadt, 1652 zum Geheimenrath, 1653 zum Cammerpräsidenten in Halberstadt, und bey der Kaiserwahl Leopolds I zum dritten Wahlbotschafter nach Frankfurt. Im J. 1659 folgte er dem Kurfürsten als Cabinetsminister zu der Armee, bekam darauf die Direction aller Kammersachen in den Kurlanden, nicht lange hernach das Obermarschallamt oben drein, und das Vertrauen seines Herrn so einzig ganz, dass er ihn auf allen Reisen in seinen Landern begleiten, und alle verwickelte Geschäfte über sich nehmen musste. Die überwiegende Last seiner Aemter war die Ursache, dass er vieles nur halb thun konnte, sich damit den Angriffen seiner vielen Feinde bloss setzen, und am Ende das Obermarschallamt niederlegen musste. X. *Gedanken und Erfahrungen eines alten Fürstendieners* 1791 und 1792. Man erkennt in diesen Gedanken den Vf. des *Herrn und des Dieners* und der *Reliquien* wieder, den denkenden wahrheitsliebenden Mann, der alles, was er bemerkt, sieht und lieset, zu seiner Zeit zum Nutz und Frommen zu gebrauchen weiss. XI. *Vermischte Bemerkungen und Nachrichten.* Wir werden dem Hn. v. M. herzlich danken, wenn er in der Folge unter dieser Rubrik, so wie in diesem Theile, mehrere ältere und neuere öffentliche Verordnungen mittheilen wird.

Leipzig, b. Böhme: *Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen.* Für das Jahr 1795. Oder ohne den gewöhnlichen *Calender* von 1 Bogen: *Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen.* Mit Kupfern. 302 S. in dem gewöhnlichen Almanachsformat. (20 gr.)

Mit wahrem Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung dieses mit Recht so beliebten Frauenzimmeralmanachs an, dessen heuriger Inhalt folgender ist: I. *Auswahl von Gedichten*, mit *zwey Notenblättern*, von *S. Schmied.* II. *Kleine Erzählungen*, die artig zu lesen sind, und manche sehr wohl zu beherzigende Winke enthalten. III. *Staatengeschichte.* Von der *Schweiz.* Die Merkwürdigkeiten dieses glücklichen Landes sollen im nächsten Bändchen mitgetheilt werden. IV. *Naturgeschichte*, vom *Geyerkönig* und den *sympathetischen Vögeln.* Wir rücken die Beschreibung der letztern hier ein: „Auf jenem Ast sitzen zwey Vögelchen, die ins Geschlecht der Papagayen gehören. Man nennte sie hier (in Leipzig) die *Unzertrennlichen*, andere nannten sie auch die *sympathetischen Vögel.* Sie stellen das Bild der zärtlichsten Freundschaft und Geselligkeit vor. Einer lebt nie allein; und trifft es sich, so wird er übelgelaunt, und lebt nicht lange mehr. Keiner genüsst (geniesst) seine Nahrung, er theile sie dann mit seinen Brüdern. Die Freude des Einen ist die Wonne von Allen; so ebenfalls mit ihren Leiden. O ihr kleinen Thiere,

Thiere, so unbefangen und unschuldig, wie hoch sollten die Menschen euch ehren — doch hütet euch, dass ihr Hass euch nicht treffe. Denn die Eintracht, die euer Leben so schön macht, scheint die letzte Tugend der Menschen geworden zu seyn." — V. *Der ökonomischen Hefte Achtes.* Fortsetzung vom ländlichen Gartenbau. Von der Pflanzung und Nutzung der *Bohnen.* VI. *Wirthschaftliches Vademecum*, welches Anweisungen enthält, *Eisen-* und *Stockflecke* aus leinenem Zeug zu bringen, den *Fischen* den *modrigen Geschmack* zu benehmen, die *Mehlwürmer* in den Perlgraupchen zu verhüten, und die *Getränke* im heissen Sommer *abzukühlen.* VII. *Diatetik*, vom Verhalten im *Herbst.* VIII. *Kleine Fragmente für die Toilette*, diesesmal von den *Handen*, und besonders den *Nägeln.* IX. *Franz Ehrenbergs Reden über die körperliche Erziehung. Zwölfte Rede: Ueber das Tragen der Kinder.* X. *Ländlicher Briefwechsel, in welchem Juliane F.*, die wegen ihrer Unkunde in der Wirthschaft blofs aus Büchern sich Raths erholen will, darinn aber natürlicher Weise übel gefahren war, dem *Franz Ehrenberg* ihr Leid deshalb klagt, und gar vortreffliche Rathschläge erhält. XI. *Scenen aus der Familie Ehrenberg*, welche Fortsetzungen des vorhergegangenen Taschenbuchs darstellen. XII. *Ueber gesellschaftliches Vergnügen.* Den Wünschen seiner Freundinnen gemäss hat der Vf. mit diesem *neuen* Artikel sein Taschenbuch vermehrt, und für diesesmal sein Augenmerk auf *Bälle, Masken* und *Maskeraden* gerichtet, und wird in der Folge mit kleinen Abhandlungen über *Tanzkunst, Tanz*, und die *verschiedenen Gattungen* desselben fortfahren, jedoch so, dass diese Gegenstände hier nur von Seiten der *Kunst* und des guten *Geschmacks* betrachtet werden. *Vier Maske-Blätter* sind diesem Artikel beygefügt, von welchen das erste die *drey Grazien, Venus, Psyche* und *Hebe* in ihrer halben Nacktheit vorstellt, welche deshalb freylich schwere Gegenstände seyn würden. „Wer diese Gegenstände wählen wollte," heisst es, „müsste von ausgezeichneter körperlicher Schönheit, und des reinsten, ächtesten und edelsten Gefühls sich bewusst seyn — damit man ja die Gesetze der Sittlichkeit nicht entweihe, auf die wir bey jeder unsrer Freuden, bey jeder unsrer Vergnügungen zuerst unser Augenmerk richten müssen." Nro. 2 giebt zur Maske eine *junge Indianerin.* No. 3. eine *Dame in ächt türkischer Tracht* gekleidet, und No. 4. eine *Dame*, deren *Kleidung* aus der *altgriechischen, römischen* und der *neuern Tracht* zusammengesetzt ist. Da können nun unsre Schönen wählen. Gefallen ihnen diese Erfindungen, so sollen übers Jahr mehrere nach den Zeichnungen bekannter Künstler geliefert werden. Diese genannten Blatter sind von *Stölzel, Schule* und *Clar* nach *Schenau* und *Schubert* gestochen, und sind auch *illuminirt* beym Verleger dieses Taschenbuchs zu bekommen. Von den übrigen *zehn* ausser dem Titelkupfer hier befindlichen Blättern hat Hr. *Schubert* 6 gezeichnet, und D. *Berger* von denselben 4, so wie Stölzel und Schule jeder eins gestochen. Die Vorstellung des *Geyerkönigs* und der *sympathetischen Vögel* ist von Hn. *Lohse*, einem jungen Künstler, gezeichnet und gestochen, nach den Originalien, welche in der Ostermesse 1794 zu Leipzig in einer kleinen Sammlung von ausländischen lebenden Vögeln zu sehen waren. Das Fest der häuslichen Tugend ist von *Chodowiecki* gezeichnet und gestochen. Die zwey übrigen Vorstellungen nennen weder ihren Zeichner noch Stecher.

Berlin, in d. Vossischen Buchh.: *Alphons und Germaine;* oder Briefe aus den Papieren einiger Emigrirten. 1795. 264 S. 8. (22 gr.)

Diese Briefe sind nach und nach in verschiedene Stücke der Zeitschrift: Friedenspräliminarien, eingerückt worden. Da sie aber eine zusammenhängende Geschichte bilden, und ihr Endzweck: billigere Gesinnungen gegen alle Parteyen in dem jetzigen grossen Streite zu verbreiten, so lobenswürdig ist, kann man die besondere Herausgabe derselben nicht unbillig finden. Die grössre Hälfte ist aus dem Französischen übersetzt, den Schluss hat der Herausgeber der Friedens Prälim. hinzugesetzt. Der Uebersetzer hat nicht immer den Fehler vermieden, französische Redensarten so wörtlich zu geben, dass man auf eine unangenehme Art daran erinnert wird, kein Original zu lesen; z. B. ich ermahne dich, artig gegen die H. zu seyn — deine Furcht und deine Bitten sind sehr liebenswürdig etc. Uebrigens sind die meisten dieser Briefe durch vernünftige Royalisten geschrieben, welche die Nothwendigkeit einer Revolution bey dem Uebermuthe des Adels wohl einsehen.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Hannover, b. Ritscher: *Weltklugheit und Lebensgenuss;* oder praktische Beytrage zur Philosophie des Lebens. Herausgegeben von *J. B. Beneken.* 2tes B. N. Aufl. 1794. 340 S. 8. — Auch unter dem Titel: *Philosophie der Geselligkeit und Freundschaft.* (1 Rthlr. 4 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Otto der Schütz*, Prinz von Hessen. Von *G. Hagemann.* 2te Aufl. 1794. 127 S. 8. (9 gr.)

Leipzig, b. Kummer: *Lebensscenen aus der wirklichen Welt.* Vom Verfasser der Emilie Sommer. 3ter B. 2te Aufl. 1794. 318 S. 8. (18 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. August 1795.

PHILOSOPHIE.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten,* von *Joh. Gottl. Fichte.* 1794. 1 Bog. Vorr. u. 124 S. kl. 8.

Die Bestimmung des Gelehrten als Mitglied der Gesellschaft und als Mensch ist gewiss eine der wichtigsten Aufgaben für die praktische Philosophie. Um sie aber zu lösen, ist, bey dem noch dürftigen Zustand dieses Theils der Philosophie, nothwendig, noch weiter zurück zu gehen und zu untersuchen, in welchem Werth die verschiedenen Stände überhaupt vor dem Richterstuhl der Moral stehen, und aus welchem sie betrachtet werden müssen, wenn sie nicht der Bestimmung des Menschen als moralischen Wesens überhaupt entgegen seyn sollen. Zur gründlichen Lösung dieser Probleme hat Hr. F. in diesen fünf Vorlesungen einen trefflichen Anfang gemacht. Er geht in der ersten Vorlesung von der *Bestimmung des Menschen überhaupt* aus. Die Bestimmung des Menschen als moralischen Wesens ist: Er selbst zu seyn. Ausser diesem absoluten Seyn ist er aber noch irgend etwas; dieses *etwas* ist er also nicht darum, weil er ist, sondern weil etwas ausser ihm ist. Das reine Ich lässt sich nur negativ vorstellen, als das Gegentheil des Nicht-Ich, (so heisst alles, was als ausser dem Ich gedacht wird,) dessen Charakter Mannichfaltigkeit ist — mithin als völlig absolute Einerleyheit; es ist immer Ein und eben dasselbe, und nie ein anderes. Daraus ergiebt sich, in Verbindung mit der Bestimmung als reines Ich, der Satz: *der Mensch soll stets einig mit sich selbst seyn;* er soll sich nie widersprechen. Die letzte Bestimmung aller endlichen vernünftigen Wesen ist demnach absolute Einigkeit, stete Identität, völlige Uebereinstimmung mit sich selbst. Nicht bloss der Wille soll stets einig mit sich selbst seyn, von diesem ist nur in der Sittenlehre die Rede; — sondern alle Kräfte des Menschen, welche an sich nur eine Kraft sind, und bloss in ihrer Anwendung auf verschiedene Gegenstände unterschieden werden, sie alle sollen zu vollkommener Identität übereinstimmen und unter sich zusammenstimmen. Da aber die empirischen Bestimmungen unsers Ich, wenigstens ihrem grössten Theil nach, nicht von uns selbst abhängen, so muss das Ich auf die Dinge ausser ihm zu wirken streben, und suchen, sie zu modificiren und mit der reinen Form seines Ich in Uebereinstimmung zu bringen. Diese Modification ist aber nicht durch den blossen Willen möglich, sondern es bedarf dazu eine gewisse Geschicklichkeit, die durch Uebung erworben und erhöht wird. Unser empirisch bestimmbares Ich selbst nimmt durch den ungehinderten Einfluss der Dinge auf dasselbe, dem wir uns unbefangen überlassen, so lange unsere Vernunft noch nicht erwacht ist, gewisse Biegungen an, die mit der Form unsers reinen Ichs unmöglich übereinstimmen können, da sie von den Dingen ausser uns herkommen. Die Erwerbung der Geschicklichkeit: theils unsre eigene, vor dem Erwachen unserer Vernunft und des Gefühls unserer Selbstthätigkeit entstandene fehlerhafte Neigungen zu unterdrücken und auszutilgen; theils die Dinge ausser uns zu modificiren, und sie nach unsern Begriffen umzuändern: heisst *Cultur;* und der erworbene bestimmte Grad dieser Geschicklichkeit wird gleichfalls so genennt. Wenn der Mensch als sinnliches Wesen betrachtet wird, ist die Cultur letzter Zweck. Alles vernunftlose sich zu unterwerfen, ist letzter Endzweck des Menschen. Dieser Endzweck ist aber unerreichbar, mithin ist es nicht die Bestimmung des Menschen, dieses Ziel zu erreichen, sondern die Annäherung ins Unendliche zu diesem Ziele, ist seine wahre Bestimmung als Mensch, d. i. als vernünftiges, aber endliches, als sinnliches, aber freyes, Wesen. Nennt man jene Uebereinstimmung mit sich selbst Vollkommenheit, so ist Vervollkommnung ins unendliche die Bestimmung des Menschen. Er ist da, um selbst immer sittlich besser zu werden, und alles rund um sich her sinnlich, und, wenn er in der Gesellschaft betrachtet wird, auch sittlich besser, und dadurch sich selbst immer glückseliger zu machen. Dies ist die Bestimmung des Menschen, in so fern er isolirt, d. h. ausser Beziehung auf vernünftige Wesen seines Gleichen, betrachtet wird. Tritt er in Gesellschaft, so muss die Bestimmung, die er darinn erhält, seiner Bestimmung als Mensch entsprechen. — Der *Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft* ist die zweyte Vorlesung gewidmet. Zwey Fragen müssen beantwortet werden, wenn ein gründliches Naturrecht möglich seyn soll. Zuförderst die: mit welcher Befugniss nennt der Mensch einen bestimmten Theil der Körperwelt seinen Körper? wie kommt er dazu, diesen seinen Körper zu betrachten, als seinem Ich angehörig, da er doch demselben gerade entgegengesetzt ist? und dann die zweyte: wie kommt der Mensch dazu, vernünftige Wesen seines Gleichen ausser sich anzunehmen und anzuerkennen, da doch dergleichen Wesen in seinem reinen Selbstbewusstseyn unmittelbar gar nicht gegeben sind? Die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft setzt die Beantwortung der letzten Frage voraus. *Gesellschaft* ist Beziehung der vernünftigen Wesen auf einander. Der Begriff von Gesellschaft setzt vernünftige Wesen ausser uns voraus. Die Erfahrung kann uns nie unmittelbar vom Daseyn vernünftiger Wesen ausser uns belehren, wir

wir tragen sie in die Erfahrung hinein, aber mit welcher Befugniss? Der höchste Trieb im Menschen ist, nach der ersten Vorlesung, der Trieb nach Identität, nach vollkommner Uebereinstimmung mit sich selbst; und, damit er stets mit sich übereinstimmen könne, nach Uebereinstimmung alles dessen, was ausser ihm ist, mit seinen nothwendigen Begriffen davon. Im Menschen ist der Begriff der Vernunft und des vernünftigen Handelns und Denkens gegeben, und er will nothwendig dieses Begriff nicht nur in sich selbst realisiren, sondern auch ausser sich realisirt sehen. Er kann dergleichen Wesen nicht hervorbringen, aber er legt den Begriff derselben seiner Beobachtung des Nicht-Ich zum Grunde, und erwartet, etwas demselben entsprechendes zu finden. Der erste, aber nur negative, Charakter der Vernünftigkeit ist Zweckmäfsigkeit. Worauf sich der Begriff der Zweckmäfsigkeit gar nicht anwenden läfst, das hat gewifs keinen vernünftigen Urheber. Aber dieses Merkmal ist zweydeutig, Zweckmäfsigkeit kann sich auch öfters aus Naturgesetzen erklären lassen. Es ist daher noch ein anderer Charakter einer vernünftigen Ursache nöthig. Die Natur wirkt auch in ihren zweckmäfsigen Wirkungen *nothwendig*, die Vernunft immer *frey*. Freyheit ist also der Charakter des Vernünftigen. Aber wie kann ich in der Erfahrung eine Wirkung der Freyheit von einer Wirkung der Nothwendigkeit unterscheiden? Ich kann mir bewufst werden, dafs ich mir, bey einer gewissen Bestimmung meines empirischen Ich durch meinen Willen, einer andern Ursache nicht bewufst bin, als dieses Willens selbst. In diesem Sinne kann man sich selbst einer eigenen Handlung durch Freyheit bewufst werden. Wird nun durch unsere freye Handlung, der wir uns in dem angezeigten Sinne bewufst sind, die Wirkungsart der Substanz, die uns in der Erscheinung gegeben ist, so verändert, dafs diese Wirkungsart gar nicht mehr aus dem Gesetze, nach welchem sie vorher sich richtete, sondern blofs aus demjenigen zu erklären ist, das wir unserer freyen Handlung zum Grunde gelegt haben, und welches den vorherigen entgegengesetzt ist; so können wir eine solche veränderte Bestimmung nicht anders erklären, als durch die Voraussetzung, dafs die Ursache jeder Wirkung gleichfalls vernünftig und frey sey. Hieraus entsteht eine Wechselwirkung nach Begriffen, eine zweckmäfsige Gemeinschaft, und dies ist Gesellschaft. Es gehört unter die Grundtriebe des Menschen, vernünftige Wesen ausser sich anzunehmen. Dies kann nur dadurch geschehen, dafs er in Gesellschaft tritt. Der gesellschaftliche Trieb gehort demnach unter die Grundtriebe des Menschen; der Mensch ist kein vollendeter Mensch, wenn er isolirt lebt. Die *Gesellschaft überhaupt* darf aber nicht mit der besondern empirisch bedingten Art von Gesellschaft, die man *Staat* nennt, verwechselt werden. Diese gehört nicht zu dem absoluten Zwecke des Menschen, sondern ist nur ein Mittel zur Gründung einer vollkommenen Gesellschaft, das endlich entbehrlich werden soll; es ist der Zweck aller Regierung, die Regierung überflüssig zu machen. Vervollkommnung der Gattung ist die Bestimmung der Gesellschaft. Ihr höchstes Ziel ist daher, völlige Einigkeit und Einmüthigkeit mit allen Gliedern derselben. Dies ist aber, wie die Bestimmung des Menschen überhaupt, unerreichbar, es ist zwar das letzte Ziel, aber nicht die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft. Annäherung dazu, Vereinigung, die der Innigkeit nach stets fester, dem Umfang nach stets ausgebreiteter werden soll, ist die wahre Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft. Diese Vereinigung ist nur durch Vervollkommnung möglich. Man kann also sagen: gemeinschaftliche Vervollkommnung, Vervollkommnung seiner selbst durch die frey benutzte Einwirkung anderer auf uns; und Vervollkommnung andrer durch Rückwirkung auf sie als freye Wesen, ist unsere Bestimmung in der Gesellschaft. Dazu bedürfen wir aber einer Geschicklichkeit, die nur durch Cultur erworben wird, und zwar einer Geschicklichkeit, *zu geben*, oder auf andere als freye Wesen zu wirken, und einer Empfänglichkeit, *zu nehmen*, oder aus den Wirkungen anderer auf uns den besten Vortheil zu ziehen. Alle Menschen kommen dadurch in Beziehung, jeder erhält und giebt Cultur. — Die Untersuchung, wie dieser Zweck der Gesellschaft am besten erreicht werden könne, veranlafst die dritte Vorl. über die *Verschiedenheit der Stände in der Gesellschaft*. Das Wort *Stand* zeigt schon an, dafs es nicht Etwas von ungefähr und ohne unser Zuthun entsprungenes, sondern Etwas durch freye Wahl nach einem Begriffe vom Zwecke festgesetztes und angeordnetes bedeuten möge. Physische Ungleichheit mag die Natur verantworten; die Ungleichheit der Stande scheint eine moralische zu seyn. Durch die verschiedene Handlungsart der Natur werden die Individuen, und das, was man ihre besondere empirische und individuelle Natur nennt, bestimmt, und wir können in dieser Rücksicht sagen, kein Individuum ist dem andern in Absicht seiner erwachten und entwickelten Fähigkeiten vollkommen gleich. Die Gesellschaft hat, wie schon gezeigt wurde, zum letzten Ziel völlige Gleichheit aller ihrer Mitglieder. Der Mittheilungs- und Empfangungstrieb suchen diesem Ziele sich dadurch zu nahern, dafs wir Cultur nehmen und geben. Dadurch wird die einseitige Bildung der Natur verbessert, und wenigstens in der Gattung jede menschliche Fertigkeit ausgebildet. Dazu bedarf es noch keine besondere Bestimmung durch Freyheit, ich unterwerfe mich der Natur zur einseitigen Ausbildung, weil ich mufs, und suche jede Gelegenheit zu benutzen, mich vielseitig auszubilden: wähle ich aber einen *Stand*, so entschliefse ich mich zur einseitigen Ausbildung. Es entsteht die Frage: *soll* ich einen Stand wählen oder, wenn ich nicht soll, *darf* ich einen Stand wählen? Das Gesetz sagt: bilde alle deine Anlagen vollständig und gleichförmig aus, so weit du nur kannst; aber es bestimmt darüber nichts, ob ich sie unmittelbar, an der Natur, oder mittelbar, durch die Gemeinschaft mit andern, bilden soll. Das Gesetz sagt: unterwirf die Natur deinen Zwecken; aber es sagt nicht, dafs ich, wenn ich sie für gewisse meiner Zwecke schon durch andere sattsam gebildet antreffen sollte, sie dennoch weiter für alle mögliche Zwecke der Menschheit bilden soll. Mithin verbietet das Gesetz

setz nicht einen Stand zu wählen; aber es gebietet mir es auch nicht. Ich muss mich also nach andern Bestimmungsgründen umsehen. Der Mensch findet, wenn er in der Gesellschaft geboren wird, die Natur schon auf vielfache Weise gebildet. Er könnte vielleicht ein angenehmes Daseyn haben, ohne überhaupt seine Kräfte selbst unmittelbar auf die Natur zu wenden; aber dies darf er nicht, er muss wenigstens suchen, seine Schuld an die Gesellschaft abzutragen. Hierzu hat er zwey Wege, entweder die Natur nach allen Seiten zu bearbeiten, oder irgend ein besonders Fach zu ergreifen, dem er sich ausschliesslich widmet. Im ersten Falle würde er es vielleicht in seinem ganzen Leben nicht einmal dahin bringen, nur zu erfahren, was schon durch andere geschehen ist, seine Kräfte gingen für die Gesellschaft verloren; es bleibt also nur der zweyte Weg übrig, auf dem er sicher hoffen kann, etwas Gutes zu leisten. Seine eigene Cultur für die übrigen Anlagen überlässt er nun der Gesellschaft, und so hat er sich einen Stand gewählt, und diese Wahl ist völlig rechtmässig. Nur die Moralität muss er bey jedem Stand ausüben und sich in dieser Rücksicht selbst cultiviren. Die Wahl eines Standes ist ein Act der Freyheit, niemand darf gezwungen werden, sonst ist er kein Mitglied der Gesellschaft mehr, sondern ein Werkzeug derselben. Ein bestimmter Stand, die weitere Ausbildung eines bestimmten Talents, soll nur desswegen gewählt werden, um der Gesellschaft dasjenige, was sie uns von einer Seite giebt, von einer andern wieder geben zu können, und das Menschengeschlecht im Ganzen zu veredeln, es immer freyer und selbstständiger zu machen. So entsteht denn durch diese neue freywillige Ungleichheit, eine neue Gleichheit, nämlich ein gleichförmiger Fortgang der Cultur in allen Individuen. Ich darf also einen Stand wählen, und ich soll in dieser Wahl nach dem grössten Vortheil für die Gesellschaft streben. Um dies zu können, muss ich die Bestimmung der Stände wissen, um meine Fähigkeiten damit vergleichen zu können. — Die vierte Vorlesung sucht zu diesem Endzweck die *Bestimmung des Gelehrten* zu erklären. Wenn die Frage über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Gesellschaft entstünde, so würde die Beantwortung derselben die Untersuchung folgender Frage voraussetzen: ist in der gegebenen Gesellschaft für die Entwicklung und Befriedigung aller Bedürfnisse und zwar für die gleichförmige Entwickelung und Befriedigung aller gesorgt? Ist dafür gesorgt, so nähert sich die Gesellschaft ihrem Ziele; ist dafür nicht gesorgt, so könnte sie zwar wohl durch ein glückliches Ungefähr auf dem Wege der Cultur weiter fortrücken, aber man könnte nicht sicher darauf rechnen; sie könnte eben sowohl durch ein unglückliches Ungefähr zurückkommen. Die Sorge für diese gleichförmige Entwickelung aller Anlagen des Menschen setzt zuvörderst die Kenntniss seiner sämmtlichen Anlagen, die Wissenschaft aller seiner Triebe und Bedürfnisse, die geschehene Ausmessung seines ganzen Wesens voraus. Diese vollständige Kenntniss des Menschen gründet sich aber selbst auf eine Anlage, welche entwickelt werden muss; denn es giebt allerdings einen *Trieb* im Menschen zu *wissen*, und insbesondere dasjenige zu wissen, was ihm Noth thut. Die Entwickelung dieser Anlage aber erfodert alle Zeit und alle Kräfte eines Menschen; giebt es irgend ein gemeinsames Bedürfniss, welches dringend fodert, dass ein besonderer Stand seiner Befriedigung sich widme, so ist es dieses. Die blosse Kenntniss der Anlagen, und der Bedürfnisse des Menschen würde aber unnütz seyn, wenn sie nicht zugleich mit der Kenntniss der Mittel vereinigt wäre, wie sie befriedigt, wie sie ausgebildet werden könnten. Die Kenntniss fällt mit Recht dem gleichen Stand anheim, weil keine ohne die andere vollständig, noch weniger thätig und lebendig werden kann. Die Kenntniss der ersten Art gründet sich auf reine Vernunftsätze und ist philosophisch, die von der zweyten zum Theil auf Erfahrung, und ist philosophisch historisch. Diese Kenntniss soll der Gesellschaft nützlich werden; es ist daher nicht genug, nur die Anlagen des Menschen und die Mittel zur Ausbildung derselben zu wissen, sondern man muss die Stufe der Cultur kennen, auf welcher die Gesellschaft, deren Mitglied man ist, stehet, welches die nächste ist, die sie erreichen kann, und welches die Mittel sind, die sich dazu vorfinden. Dieser letzte Theil der für die Gesellschaft nothwendigen Kenntniss ist dennoch bloss historisch. Die drey angezeigten Arten der Erkenntniss, vereinigt gedacht, — und ausser der Vereinigung stiften sie nur geringen Nutzen — machen das aus, was man *Gelehrsamkeit* nennt oder ausschliessend nennen sollte, und derjenige, der sein Leben der Erwerbung dieser Kenntnisse widmet, heisst ein *Gelehrter*. Nicht jeder einzelne muss aber den ganzen Umfang des menschlichen Wissens umfassen; er kann sich einzelne Theile jenes Gebiets abstecken, aber jeder sollte seinen Theil nach jenen drey Ansichten, philosophisch, philosophisch historisch, und bloss historisch bearbeiten. Der Zweck aller dieser Kenntnisse nun ist der oben angezeigte: vermittelst derselben zu sorgen, dass alle Anlagen der Menschheit gleichförmig, stets aber fortschreitend sich entwickeln; und hieraus ergiebt sich denn die wahre Bestimmung des Gelehrtenstandes. Es ist die oberste Aufsicht über den wirklichen Fortgang des Menschengeschlechts im allgemeinen und die stete Beförderung dieses Fortgangs. Der Gelehrte ist ganz vorzüglich für die Gesellschaft bestimmt: er ist, als Gelehrter, mehr als irgend ein Stand, ganz eigentlich nur durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft da; er hat demnach ganz besonders die Pflicht, die gesellschaftlichen Talente, Empfänglichkeit und Mittheilungsfertigkeit, vorzüglich und in dem höchsten Grade in sich auszubilden. Seine für die Gesellschaft erworbene Kenntniss soll er nun wirklich zum Nutzen der Gesellschaft anwenden. Dies kann aber im ganzen nur dadurch geschehen, wenn er den übrigen Ständen die Vortheile seiner Kenntnisse verschaffen kann, ohne dass sie nöthig haben, die Untersuchungen selbst mit anzustellen, und die historischen Kenntnisse selbst einzusammeln, die es nothwendig machen, dass die Gelehr-

ten einen befondern Stand ausmachen. Er kann der Gefellfchaft nur dadurch nützen, dafs er andern Ständen die Mühe erfpart, Gelehrte zu feyn. Dies wird durch das Vertrauen auf feine Redlichkeit und Gefchicklichkeit, und durch das Wahrheitsgefühl möglich, das zwar nicht hinreicht, Wahrheiten zu entdecken, aber doch (wenn es nicht verfälfcht ift), vorgetragene Wahrheiten anzuerkennen. Der Gelehrte, in fo weit der Begriff bisher entwickelt ift, ift alfo ein Lehrer des Menfchengefchlechts. In foferne er aber auch dafür zu forgen hat, dafs das Menfchengefchlecht nicht zurückgehe, in foferne es feine Lehren einer beftimmten Stufe von Cultur anzupaffen hat; in foferne ift er auch ein Erzieher des Menfchengefchlechts. Der letzte Zweck jedes Einzelnen fowohl als der ganzen Gefellfchaft, mithin auch aller Arbeiten der Gelehrten an der Gefellfchaft, ift fittliche Veredlung des ganzen Menfchen. Der Gelehrte mufs diefen Zweck bey allem, was er für die Gefellfchaft thut, immer vor Augen haben, und da man nicht nur durch Worte, fondern auch durch Beyfpiele und durch diefe noch weit kräftiger lehrt, fo foll der Gelehrte auch der fittlichfte Menfch feines Zeitalters feyn; er foll die höchfte Stufe, der bis auf ihn möglichen fittlichen Ausbildung in fich darftellen.

Dies ift eine kurze, aber, wie Rec. glaubt, vollkommen getreue Darftellung des Ideengangs und der Refultate des Vf. Die Bündigkeit des erften zu zeigen, und die Erhabenheit und Brauchbarkeit der letztern anzurühmen, wäre eine für jeden Lefer von Geift und Gefchmack, überflüffige Bemühung. Diefe kleine Schrift gehört, im Fache der Philofophie, unter die Gattung von Arbeiten, unter die Raphaels Werke im Fache der fchönen Kunft gehören; fie bleibt fo wie diefe, auch im leichteften Umrifs, wenn er nur richtig ift, noch grofs und erhaben. Eher würden die Unterfuchungen einiges Verdienft haben: ob es nöthig war, bis zu neufcheinenden Principien hinauf zu fteigen, um die Refultate zu finden, die aus dem in den Schriften des Philofophen unferer Zeit Entwickelten und Bekannten eben fo gut abzuleiten find; und, auf welche Art von diefer aus dem moralifchen Gefichtspunkt entwickelten Beftimmung, in der Gefetzgebung und in der Vertheilung der Gelehrfamkeit, unter mehrern Gelehrten, Gebrauch gemacht werden könnte. Allein die erfte Unterfuchung hängt zu genau mit der Prüfung der von dem Vf. zu erwartenden *Wiffenfchaftslehre* zufammen, als dafs es hier fchicklich wäre, diefer vorzugreifen; und die zweyte ift wahrfcheinlich von dem Vf. felbft fchon angeftellt worden, und wird uns hoffentlich bald mitgetheilt werden.

Zur Aufhellung verfchiedener Zweifel, und zugleich zu einem Beyfpiel, wie leicht fich der Gelehrte von feiner wahren Beftimmung entfernen könne, ift noch eine Vorlefung hier mitgetheilt: über die Rouffeauifche Behauptung von dem Einflufs der Künfte und Wiffenfchaften auf das Wohl der Menfcheit. Rouffeau ift hier nach des Rec. Gefühl völlig richtig beurtheilt und fein Werth genau beftimmt.

Rec. fchliefst mit dem innigften Wunfche, dafs fich die Früchte diefer Vorlefungen bald an den Zuhörern des Vf. zeigen, und dafs fie dazu beytragen möchten, die ftudirenden Jünglinge überhaupt (einzelne treffliche Menfchen gab es immer fchon unter ihnen) zu belehren, dafs fie einen höhern Beruf haben, als auf Univerfitäten fich der Befreyung von der väterlichen Zucht, welche ihnen einen uneingefchränkten Gebrauch ihrer Jünglingskraft zu erlauben fcheint, zu erfreuen, und höchftens fo viel zu erlernen, dafs fie nach dem Recht, mit dem es fo vielen vor ihnen gelang, verlangen können, zur Entfchädigung für die verfäumte Zeit, die fie zur Erlernung eines Handwerks hätten anwenden können, in irgend einem Amte gefüttert zu werden, oder wenn es Reiche, oder Vornehme find, doch einen andern Titel als den eines Müffiggängers zu erhalten.

FREYMAUREREY.

ALTONA, b. Eckhardt: *Die Lehren der Rofenkreuzer aus dem 16 und 17 Jahrhundert.* Oder: Einfältig ABC Büchlein für junge Schüler, fo fich täglich fleifsig üben in der Schule des h. Geiftes; bildnisweife vor die Augen gemalt zum neuen Jahrs-Exercitio in dem natürlichen und theologifchen Lichte, *von einem Bruder der Fraternität* { *CHRISTI* / *des Rofenkr.* } P. F. zum erftenmal öffentlich bekannt gemacht, und mit einigen Figuren von gleichem Inhalte vermehrt durch *P. S.* (3 Rthlr. 4 gr.)

Ja wohl *einfältig!* und noch mehr als das! Der abfcheulichfte rofenkreuzerifche Unfinn, bildlich in ganz saubern und illuminirten, aber erbärmlich gezeichneten Holzfchnittfiguren, auf 13 *Roialfolioblättern* dargeftellt, mit oben, unten, und auf den Seiten befindlichen Erklärungen, in Profa und Reimen, die eben fo barbarifch, als ihr Inhalt, find; z. B. die Befchreibung der chemifchen Zeichen der Metalle, auf der *Tabula Smaragdina Hermedis.*

Nun bleibt nichts als die fieben Wort,
Was fie bedeuten weiter hört.
Ein jeglichs Wort bedeut ein Stadt,
Dern jede nur ein Porten hat.
Die erft bdeut Gold, ift gelb mit Fleifs.
Die ander Silber ift fchön weifs. etc.
Die fiebend Bley, ift fchwarz wie Kol,
Merk wie ichs meyn, verfteh mich wol etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. August 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Joh. Andr. Gottfr. Schetligs*, Predigers in Zelle, *ikonographische Bibliothek*. Erstes Stück, 1795. XXIV u. 130 S. gr. 8.

Längst war es ein stiller Wunsch des Rec., dass sich ein sachkundiger Mann an die Bearbeitung einer ikonographischen, bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzten Bibliothek machen, und dadurch eine bisher immer leer gelassene Lücke ausfüllen möchte. Allein da ihm die, einer solchen Unternehmung im Wege stehenden grossen und vielen Schwierigkeiten nur gar zu wohl bekannt waren, so zweifelte er immer, ob er die Erfüllung seines Wunsches erleben würde. Das gegenwärtige *erste Stück* einer *ikonographischen Bibliothek*, das wir dem würdigen Hn Prediger *Schetelig* in *Zelle*, einem Mann, der nicht nur selbst glücklicher Sammler, sondern auch Kenner und Besitzer der zu einem solchen weitumfassenden Werke unentbehrlichen Hülfsmittel ist, zu danken haben werden, war ihm also eine höchsterwünschte Erscheinung, so wie er sicher hoffen darf, dass dies der Fall bey mehrern Gelehrten und Liebhabern der Kunst seyn werde. Aus diesem Grunde wird man es Rec. nicht verargen können, wenn er hier den Wunsch äussert, dass der Vf. auf jede Art unterstützt, und zur Vollendung eines so rühmlich angefangenen Werkes, das doch jeden Gelehrten, sollte er auch nicht selbst Liebhaber oder Sammler von Bildnissen seyn, interessiren muss, ermuntert werden möchte. Er wünscht eben darum auch durch folgende kurze Anzeige dessen, was man in diesem ersten Stucke zu suchen, und in der Folge von dem ganzen Werke zu erwarten hat, hiezu etwas beyzutragen. In der Vorrede erklärt sich der Vf. ausführlich, sowohl über den Nutzen einer solchen Bibliothek, als über den Plan, den er bey der seinigen zu befolgen gedenkt. *Rothscholz*, ein ehemaliger nürnbergischer Buchhändler, der sich auf mancherley Art um die Literatur verdient zu machen suchte, selbst Liebhaber und Sammler war, auch wirklich einige nicht unwichtige ikonographische Werke, jetzt grösstentheils seltene Sammlungen von Bildnissen von Gelehrten und Künstlern lieferte, war der erste, der an die Ausfertigung einer ikonographischen Bibliothek dachte, und auch wirklich den Anfang dazu in seinen, 1725 und 1726 herausgegebenen, *Beyträgen zur Historie der Gelehrten* machte, wo er aber nicht mehr als zwölf dergleichen Werke, doch ziemlich ausführlich, recensirte. Das bald darauf, nämlich i. J. 1728 von dem ungemein fleissigen Prof. *Apin* in Nürnberg gelieferte, und seiner *Anleitung, wie man die Bildnisse berühmter und gelehrter Männer sammlen soll*, beygefügte Verzeichniss von *Ikonographen*, war schon ungleich reichhaltiger und wurde daher von Kennern geschätzt und gesucht, weil es das einzige in seiner Art war, und der Kürze und Unvollständigkeit ungeachtet, doch manche Vorzüge hatte. Dabey blieb es so lange, bis der verdienstvolle Hr. D. *Möhsen* in Berlin in seinem *Verzeichniss einer Sammlung von Bildnissen berühmter Aerzte*, unter andern auch ein mit vielem Fleiss ausgearbeitetes Verzeichniss von solchen ikonographischen Werken, in denen sich Bildnisse von Aerzten befinden, mittheilte und zugleich wünschte, dass in jeder Facultät dergleichen Verzeichnisse herauskommen möchten, um mit der Zeit etwas vollständiges in dieser Art von Literatur hoffen zu können. Eben diese vortreffliche Arbeit, und der von Hn. *Möhsen* gegebene Wink, ermunterte Hn. *Sch.*, Hand an das Werk zu legen, es aber nicht bey einem Fach allein bewenden zu lassen, sondern sich, nach *Apins* Beyspiel über alle Fächer zu verbreiten, das Ganze bis auf unsere Zeiten fortzusetzen, und sich dabey besonders die Möhsenschen Anmerkungen zum Muster zu nehmen. Da der Vf. seit langer Zeit auf Werke dieser Art, von denen er nun in seiner Bibliothek eine ausführliche Beschreibung liefert, aufmerksam war, selbst *leidenschaftlich* (wie es seyn muss, wenn man weiter fortrücken will) sammelte, da er noch überdies von verschiedenen Gelehrten, und andern würdigen Männern und Liebhabern der Kunst, auf das bereitwilligste unterstützt wurde, so sah er sich auch in den Stand gesetzt alles dasjenige zu leisten, was Ein Mann, bey einem solchen Unternehmen nur immer zu leisten im Stande ist. Nach dem Plan des Vf. erstreckt sich demnach diese Bibliothek, über alle diejenigen grössern und kleinern Werke, in denen Bildnisse von Personen *aus allen Ständen* angetroffen werden; doch müssen es solche seyn, in denen *wenigstens drey Bildnisse* zu finden sind. Diese Bildnisse sollen, wo es möglich ist, auf das genaueste beschrieben, Name, Titel, Geburts- und Sterbjahr u. s. w. angeführt, und von den Werken, darinn sie stehen, selbst Nachricht gegeben werden. Bey den Bildnissen wird bemerkt werden, ob sie Holzschnitte, oder Kupferstiche, ob sie vorzüglich gut, mittelmässig, oder schlecht sind; und dass der Künstler selbst, wenn sie bekannt sind, werde gedacht werden, lässt sich ohne dieses erwarten. Um die anzuzeigenden Bücher desto leichter finden zu können, ist die alphabetische Ordnung der chronologischen vorgezogen worden. Am Ende des Werks wird ein Verzeichniss von solchen Portraiten folgen, welche Journalen, Biographieen und andern Stückweise herausge-

ausgekommenen Schriften, einzeln vorgesetzt worden sind. Nach diesem Plan ist nun auch das erste Stück, welches von *A— Abbildung* bis *B. Beschreibung* geht, mit unverkennbarem Fleisse ausgearbeitet worden. So wenig indessen der Vf. selbst etwas ganz vollständiges geliefert zu haben behauptet: so wenig wird es demselben zum Vorwurf gereichen können, wenn Kenner hin und wieder noch einige Lücken entdecken sollten. Mit Dank verspricht er daher alles anzunehmen, und zu benutzen, was zur Vervollkommnung dieses Werkes etwas beytragen kann, und eben deswegen hoffen wir auch, dass dem Vf. die folgenden wenigen Bemerkungen nicht ganz unwillkommen seyn werden. Gleich das erste Werk: *Eigentliche Abbildung beeder R. K. Majest.* hat 10 Bildnisse von *Leonh. Heckenauer*. Beygefügt sind einige Sinnbilder. Die Veranlassung dieses Werkes war die römische Königswahl *Josephs I* zu *Augspurg*. *Abcontrafactur aller Grosherzoge — in Sachsen. Wittenb.* 1599 fol. hätte wohl vor der beschriebenen Ausgabe in 8. eine ausführliche Anzeige verdient. Das nämliche Werk ist auch in 4, mit lateinischen Versen vorhanden und zwar von 1563. Dieses ist die Originalausgabe. Rec. besitzt beide, mit trefflich illuminirten Holzschnitten. Die verschiedenen Ausgaben von *Joh. Meursii Acad. Lugd. Batav.*, wohin auch noch die von dem Buchhändler *van der Aa* zu *Leiden* besorgte Ausgabe in Fol. zu rechnen seyn möchte, verdienten eine nähere Untersuchung. Aber freylich müsste man dabey die sämmtlichen Ausgaben vor Augen haben. Die Bildnisse in der deutschen Uebersetzung von *Aemilii* Geschichte Frankreichs sind *Holzschnitte*, und zwar die nämlichen, die in der lateinischen *Henricpetrischen* stehen. Zu den *Almanachs*, die Bildnisse oder Portraite haben, werden sich manche Zusätze machen lassen. Auch würde Rec. diese Art von Modeschriften, die nicht immer *Almanachs* heissen, entweder unter den Namen der Verfasser anführen, oder sie überhaupt, unter einer gewissen Rubrick zusammenstellen. Die *Historia Augusta da Fr. Angelloni* gehört eigentlich in eine numismatische Bibliothek. Dies möchte auch der Fall noch bey einigen andern in diesem ersten Stück recensirten Werken seyn. *Apini vitae Profess. Philosoph. Altd.* enthalten wirklich 41 Bildnisse. Der Vf. muss also ein defectes Exemplar gehabt haben. Von der deutschen Uebersetzung *der Leben der berühmtesten Mahler von d'Argenville* ist Rec. keine Ausgabe in fünf Bänden in 8. Leipzig 1767 bekannt, wohl aber dieses, dass *Georg Chr. Kilian* in *Augspurg*, unter dem Titel: *Abbildungen der berühmtesten Malern tauglich zu der teutschen Edition S. T. Leben der berühmtest Maler dess Herrn d'Argenville. Leipzig in der Dyksch n B. H.* herausgegeben habe, welche Abbildungen aber nichts mehr und nichts weniger, als blosse, nach den, in dem französischen Originale befindlichen sehr schönen Bildnissen geformte *Umrisse* sind. Schon in der ersten deutschen Ausgabe von *Aventins Chronik* von 1566 sind die Bildnisse oder Contrafactur der zwölf ersten alten deutschen Kaiser in Holzschnitten, mit darunter stehenden deutschen Reimen, befindlich. *Aventins* Bildniss steht als Holzschnitt auf dem Titel. Das schöne Werk *Gemmae et sculpturae antiquae depictae ab Leonardo Augustino* von *Gronov* übersetzt, verdiente eine ausführliche Beschreibung. Im ersten Theil sind 214 Gemmen abgebildet. Der zweyte enthält derselben 51. Nur der zweyte Theil der *deutschen* Uebersetzung der Reise *der Grafin d'Aunoy* nach Spanien hat Bildnisse, und zwar nicht mehr als 7, das französische Original hat keine Bildnisse. *Abbildungen Böhmischer und Mahrischer Gelehrten* — gestochen und verlegt von *Johann Balzer*. 4. Unter diesem Titel sind bloss die, in den drey ersten Theilen des bekannten *Pelzelischen* Werkes befindlichen Portraite, mit äusserst kurzen, nur 8 Blätter betragenden Biographieen aufs neue in Umlauf gebracht worden. Da gleich darauf, S. 81 der erste Theil von dem *Pelzelischen* Werke selbst angezeigt wird, so hätte vielleicht zugleich der drey übrigen Theile gedacht werden können, welches nun unter *Pelzels* Namen geschehen wird. Der Titel von *Hadr. Barlandi Hollandiae Comitib.* etc. muss berichtiget werden. Dieses schöne Werk enthalt 35 in Kupfer gestochene Bildnisse. Dass von den *Imaginibus ICtorum Benavidii*, wovon die eben so schöne als seltene Originalausgabe zu *Rom* 1566 erschienen ist, auch eine zweyte Ausgabe mit Nachstichen in kleinerem Format vorhanden sey, ist unläugbar. Uebrigens sieht Rec. der *baldigen* und *ununterbrochenen Fortsetzung* dieses schätzbaren Werkes mit Verlangen entgegen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Magazin der Philosophie und schönen Wissenschaften*, von Dr. *Reichardt*. Erster Band. 1795. 255 S. Zweyter Band. 1795. 151 S. 8.

Der erste Band dieses Magazins ist der Kaiserin von Russland und dem Kronprinzen von Preussen in zwey Gedichten zugeeignet. Das erste derselben schliesst sich mit folgenden Strophen,

> Willkommen seyst du, sprach der Ewige
> Willkommen vor meinem Thron!
> Ich will dir vergelten
> Was du an den *Millionen* gethan hast,
> Die durch dich irdische Seeligkeit genosen. (genossen).

Die Vorrede erregt keine geringe Erwartung. Bey diesem ersten Bande, sagt Hr. R., habe er hauptsächlich zum Zweck „den Beyfall unsrer grossen Philosophen, eines Kants, eines Feders, eines Eberhards, „und andrer in der Philosophie berühmten Männer zu „erringen und derjenigen, die Gedichte lieben, die „durch ihre Reize in den Gedanken und Bildern sich „auszeichnen.“ Jeder Schriftsteller, wenn er nicht bloss den Zweck habe, das Bekannte noch weiter auszubreiten, verbinde sich als Lehrer einer Nation neue bisher unbekannte Wahrheiten, auf irgend eine Art, auf philosophische, oder eine andre Weise (doch nicht etwa unphilosophische?) vorzutragen. — Wer nicht glaube, etwas vortreffliches liefern zu können, dem giebt der Vf. den Rath, als Philosoph, als Dichter zu Hause zu bleiben. — Jeder Schriftsteller müsse wissen, was er sey, was er für die menschliche Gesellschaft nütz-

nützliches leisten könne, und den Grad seiner Kräfte kennen, damit er weder zu weit vorgehe, noch zurückbleibe. (Wenn nur alle schlechte Schriftsteller das wissen und erkennen konnten!) Mit diesen und andern Aeusserungen der Vorrede sticht der innere Gehalt der Schrift gar sehr ab, und so eine grosse Miene der Vf. auch annimmt, dass man glauben sollte, von ihm als *Lehrer von Nationen* lauter neue, noch nie gemachte, Entdeckungen zu erfahren; so findet man nicht einmal das Bekannte verständlich vorgetragen. Jene Grossprecherey, welche die den Schriftstellern so angemessene Sprache der Bescheidenheit gern zur *kindischen* Ziererey machen möchte, konnte niemand weniger kleiden, als den Vf., der noch gar wenig weiss, was man von einem Schriftsteller zu fodern berechtiget ist. Es ist zum wenigsten seine eigne Schuld, wenn die Kritik nicht einmal den Preis der Mittelmässigkeit seiner Schreiberey zuerkennen kann, da er sie selbst so stolz von sich weist.

Das Magazin besteht aus einer Einleitung und 12 kürzern und langern Stücken, in welchen Gedichte mit prosaischen Auffätzen wechseln. Unter allen diesen ist das meiste schlecht, und unter aller Kritik, weniges mittelmässig. Das ganze Buch ist Beleg dazu. Unterdessen wollen wir doch einige Stellen abschreiben. In der Einleitung heisst es S. 3: „Ich werde mich mit „kühner Brust dem grössten Denker unsrer Zeit Kant „entgegenwerfen und freymüthig sagen, worinn ich „glaube, dass er gefehlt, wie viel und wie fern ich „glaube, dass die Wissenschaften und insonderheit die „Philosophie durch sein System gewinnen oder verlie„ren, in wie weit dasselbe zuverläsig oder unzuver„läsig seye. Kühn das gegenwärtige Moralsystem so„wohl, als das der vergangenen Zeit, kühn die Systeme „des Naturrechts angreifen, kühn ein neues aufbauen, „und es dann seinem Schicksale überlassen; kühn wer„de ich auch den höhern Theil der Philosophie, der „Metaphysik angreifen und zu beweisen suchen, wie „wenig wir Gewissheit in unserm Wissen haben. Eben „so werde ich die Seelenlehre bearbeiten, sowohl den „theoretischen als praktischen Theil." Muss man nicht über die Kühnheit und den Unternehmungsgeist des Vf. erstaunen? Das erste Stück handelt von der Psychologie; zuerst von ihrem *metaphysischen* oder ihrem ersten Theile. Der ganze Inhalt derselben dreht sich um den Satz: es ist nicht ausgemacht, und lasst sich nicht ausmachen, ob die Seele, oder die Objecte, oder ausser diesen noch andre Dinge Ursachen von den *Gemälden* in der Seele sind. Das Ganze ist ohne Ordnung und Deutlichkeit, oft ganz unverständlich. Z. B. gleich der Anfang S. 39: „Alle Erscheinungen, die wir von der „Seele beobachten, oder von dem Wesen, das in uns „empfindet und denkt, findet gewisse Gemälde in sich, „deren Urheber es nun entweder selbst oder Dinge ausser „ihr sind und Bearbeitung des Empfundenen, oder des„sen, was möglich ist, Untersuchung, ohne dass sie „vorher ein Gemälde von diesem Möglichen in ihr selbst „auffand." Ungeachtet der vorgegebenen Unauflosbarkeit jenes Problems, nimmt der Vf. doch an, die Seele sey Schöpferin aller ihrer Vorstellungen, und bietet nun alle Kräfte auf, zu zeigen, wie dennoch sich daraus alle objective Vorstellungen erklären lassen. Weil dieses vielleicht etwas von den neuen Entdeckungen ist, die der Vf. in der Vorrede ankündiget, so müssen wir doch daraus eine Probe zum Besten geben. S. 70: „Wie „aber entstand der Gedanke der Speise, wenn alles Ge„schöpf der Seele ist? Ich glaube so, der Körper kann „vermindert, kann vermehrt werden; als in mehrern „Räumen existirend. Hieraus schloss sie; also ist etwas „nöthig, das zu dessen Unterstützung gereicht, um „den Abgang zu ersetzen; der Gedanke von Speise „ward geboren u. s. w." Uebrigens findet man weder neue Beobachtungen, noch die schon gemachten deutlich vorgetragen, oder geprüft, noch etwa eine darauf gegrundete Theorie. Das Ganze ist wie ein Schattenbild an der Wand. *Ueber Moral und Moralität.* Der einzige Bestimmungsgrund des Willens sey Glückseligkeit; moralischen Werth aber habe nur das Wollen, welches auf die Glückseligkeit andrer, ohne alle Rücksicht auf eignes Wohl gerichtet ist. Der Vf. lerne erst sich und andre besser verstehen, ehe er über solche Gegenstände schreiben will. *Naturrecht* S. 179. Eine Rhapsodie eines nicht philosophischen Naturrechts. „Recht heisst „theils die Freyheit zu thun, d. h. nichts in der Natur „verbietet mir auf eine gewisse Weise zu handeln, theils „liegt einem andern die Nothwendigkeit auf, etwas, „sobald ichs will, zu thun. Fliesst diese Nothwendig„keit und Freyheit daraus, dass sie die Dinge gerade „die und keine andre Beschaffenheit haben, so heisst „ein solches Recht, Recht der Natur." Merkwürdig ist, dass der Vf. das Naturrecht mit einem neuen Theile bereichert hat, einem *reinen Thier-Naturrecht!*

Zu welcher Art von Dichtern der Vf. gehöre, werden die Leser aus folgen Gedichten schliessen, die wir ganz hersetzen.

S. 106. Lachen will ich
Scherzen will ich
Trinken will ich
Und Cytheren dienen
Bey den Phrynen.

S. 176. Wenn dies Gebein zerfallen
Ich bin in des Todes Hallen
Wo bist du Freude;
Wo seyd ihr Kinder der Lust
Wohnt ihr noch in dieser Brust.
Kummer und du nagender Gram
Du eherner Damm
Gegen den Stolz der Seele
Du Sohn der Höhle
Fliehst du mich dann?
Oder bin ich nicht mehr?
Fliessen die Wellen des Lebens nicht mehr.
Ach wie bitter ist dies Nichtwissen
Dies trauert mein Geist
Weil das Seyn mir fleusst.

Der zweyte Band ist dem ersten völlig gleich am Werthe. Nur hat der Vf. vielleicht gefühlt, dass er der

der Bearbeitung der wissenschaftlichen Gegenstände, dem *Einreissen* und dem *Bau philosophischer Systeme* nicht gewachsen sey, und aus Furcht es möchte ihm wie Ikarus gehen, in die niedere Sphäre des Erdenlebens sich herabgelassen. Aber auch hier ist er nicht glücklicher gewesen. Bey einigen Anlagen, unter welchen die Phantasie vielleicht die stärkste, aber ohne Cultur und Ausbildung ist, und bey sehr grossem Selbstdünkel, wähnt er ein Original- und Universalgenie zu seyn, das sich jedes Gegenstandes bemeistern kann. Ohne grosse Muster studirt zu haben, ohne sie erreichen zu können, ohne sich nach ihnen bilden zu wollen, strebt er nach Originalität, die er denn auch insoweit erreicht hat, dass man ihn als Muster eines schlechten Schriftstellers aufstellen kann. Man findet hier ausser einigen kleinen Gedichten, einen Roman, Briefe und ein Trauerspiel. In der Einleitung giebt uns der Vf. eine Theorie von dem Roman und dem Trauerspiel nach seiner Art, das ist, er sagt Allerley darüber, ohne eine Theorie zu liefern, die auch niemand von ihm erwartet. Wahrscheinlich ist es eine Sammlung von fremden Gedanken; daher er denn nicht einmal die Regeln, die er giebt, selbst in seinen Compositionen befolgt hat. Die wichtigste Wahrheit, die der Vf. wohl hätte beherzigen können, ist die Anmerkung S. 6. „*Ein Einwohner* „*von Betlam* (Bedlam) *hat auch oft eine grosse Phantasie* „*aber nur, dass ihm die Kleinigkeit Verstand fehlt*.“ Der Roman ist betitelt: Aemon und Amalie oder die Gegenwart des Geistes und der feine (nach einer Variante in der Inhaltsanzeige, der allezeit frische) Witz, und soll zeigen, wie diese Vollkommenheiten des Geistes entstehen und *erzogen* werden können. Zu dem Ende wird erzählt, wie Aemon als 4jähriger Knabe schon einen hohen Baum erklettert, schwimmen und auf wilden Hengsten reiten gelernt, und im 12ten Jahre schon einen wilden Eber und einen Bären erlegt. Von Amalien der andern Heldin, welche die „*Geschichte erheitern soll*“ werden auf einem ganzen Bogen nichts als Kindereyen, Possen und alltägliche Beyspiele von Mädchenlist erzählt. Meisterhaft ist die Kunst, wie zwey so ganz heterogene Dinge als Aemon und Amalie sind, in dieser Geschichte in Verbindung gebracht worden, die wir unmöglich mit Stillschweigen übergehen können. S. 17 „Aemon hatte einen Freund, er hiess Naidon, „Naidon war nicht der kühne Geist, der stets auch im „Unglück heiter war, und einen Witz unerschöpflich „an Erfindung; schalkhaft, aber ohne boshafte List „und so war Amalien voll leichten Sinnes: die über die „Unebenheiten dieses Lebens sondern Trauern weghüpfte. Fünf Jahr alt, wurde sie von ihrem Vater zu einer „Tante auf ihr Verlangen gethan.“ Und so geht nun die Erzählung von Amalien fort, bis es dem Erzähler auf einmal einfällt S. 31 zu dem ersten Helden zurückzukehren. Der Stoff war also bald erschöpft. Dies war wider die Absicht des Vf. Denn sein Roman sollte nicht allein ein Zeitvertreib seyn, sondern auch zur *Schärfung des Genies der Leser* S. 52 dienen. Daher wurden noch allerley philosophische Räsonnemens z. B. S. 39 eine romanhafte Erklärung über das Phänomen, warum Gegenstände in der Entfernung uns kleiner scheinen als in der Nahe und S. 62 über die Phänomene des Magnets, die aus einer *grossen Magnetenmasse!* in der Erde erklärt werden, S. 47 über Aberglauben, und zuletzt noch zwey lange Erzählungen angehängt, die weiter mit dem Ganzen keine Verbindung haben, als dass sie die Schicksale des Vaters von unserm Helden und seines Freundes Finais betreffen. Wenn man das leere Gewäsch über die Pyramiden und Obelisken und die Ruinen von Palmyra und Persepolis abrechnet, so ist die erste noch erträglich, die zweyte sogar nicht ohne alles Interesse. Wahrscheinlich sind es fremde Federn, womit der Vf. die Erzählung aufputzen wollte. Das Ganze ist aber ohne Einheit, Plan und Ordnung, und verdient gar nicht den Namen eines Romans. Besser als es der Vf. vielleicht glaubte, charakterisirt er dieses Product, wenn er S. 106 sagt, er hoffe seine Leser *sollen auf diese Geschichte so gut als auf Opium schlafen.* — Die Briefe enthalten nichts als Plattheiten von Mädchen und Bällen. Der Schriftsteller verdient Mitleiden, der irgend einem Leser zumuthet, solche Armseligkeiten zu lesen. — Der Wandgeist oder was geschieht nicht im Verborgenen? Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, auf 22 S. Voraus einige *Anmerkungen für die Herrn Recensenten*, worinn ihnen gesagt wird; es sey eine lächerliche Thorheit, ein vortreffliches Werk in einem Theil der Literatur zum Muster der übrigen aufzustellen, und diese nach jenem zu beurtheilen, denn dies führe nur zur sklavischen Nachahmung und unterdrücke den selbstschöpferischen Originalgeist. Ungeachtet Rec. darinn andrer Meynung ist, so hat Hr. R. doch gar nicht zu befürchten, sein Trauerspiel möchte mit classischen Werken dieser Art in Parallele gesetzt werden. Es ist unter einer solchen Vergleichung und aller Kritik.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Halberstadt, b. Grossens Erb.: *Einige Worte der Erinnerung an die liebe Menschheit.* 3te Aufl. 1795. 160 S. 8. (8 gr.)

Gotha, b. Ettinger: *Schloss Wartburg.* Ein Beytrag zur Kunde der Vorzeit. 2te Aufl. 1795. 176 S. 8. (12 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Versuch über die Verschanzungskunst auf Winterpostirungen*, von L. Müller. Neue Aufl. 1795. 304 S. 8. mit XV Kupfertaf. (2 Rthlr. 12 gr.)

Hamburg, b. Hoffmann: *Vollständige und praktische Anweisung zur Orthographie*, zum Selbstunterricht und zum Nachschlagen eingerichtet und mit vielen Beyspielen zur eignen Uebung versehen von *C. Kruse.* 2te Aufl. 1795. 423 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. August 1795.

PHILOSOPHIE.

Jena, in der akad. Buchh.: *De la Chambre, Anleitung zur Menschenkenntniss.* Uebers. mit einer Vorrede und Abhandlung herausgegeben von *C. Chr. Erhard Schmid.* 1794. LXIV u. 506 S. 8.

Die Achtung, in welcher la Chambre bey Segnier, Richelieu und Ludwig XIV stand, die Geschäfte, die ihm anvertraut wurden, und die Ehre und reichen Belohnungen, die er am Hofe genoss, geben ein grosses Vorurtheil für seine Menschenkenntniss, und lassen reiche Beyträge zu diesem Studium in seinen Schriften hoffen. Aber eben die Situation, in der er war, der Zustand der Medicin zu seiner Zeit und der Ruf der Orthodoxie, in dem er stand (wozu immer noch gehörte, dass man Hexen und Gespenstergeschichten glaubte, und den mantischen Unsinn höchstens bezweifelte), geben ein eben so grosses Vorurtheil wider seine Kenntniss der Menschen. Beide Urtheile bestätigen sich in dieser Schrift, und Hr. *S.* hätte uns wenigstens 200 S. leere Theorie und fast 300 S. völlig bekanntes ersparen können. So gerne Rec. Hn. *S.* zugiebt, dass das vermeynte Wissen von dem Nervengeist, den man bemerkt, ohne ihn zu sehen und zu fühlen, und von den Lebensgeistern, die beseelt sind, und die Befehle des Willens in die Glieder überbringen, ohne dass man sie bemerkt, gleichen Werth haben: so überzeugt ist er auch, dass neue grundlose Behauptungen keine gültige Veranlassung seyen, ältere wieder aufzuwärmen. Um dieses Urtheil zu rechtfertigen, muss Rec. dem Leser eine kurze Uebersicht der Schrift des de la Ch. geben, die eben wegen ihres Alters durch diese Uebersetzung wieder zu einer neuen geworden ist. In der Vorerinnerung wird von dem hohen Werth der Menschenkenntniss und dem Plan des Vf. gehandelt. Von den vielen grossen Versprechungen, die er hier macht, ist, wenigstens in dieser Schrift, kaum eine erfüllt. Darauf handelt er von den Gegenständen der Menschenkenntniss. Die Idee der natürlichen Vollkommenheit des Menschen, wird von ihm in die Mittelmäsigkeit aller seiner Anlagen gesetzt. Mann und Weib, weichen zum Behuf der Fortpflanzung von diesem Mittel auf verschiedenen Seiten ab. Beym Manne herrscht Wärme und Trockne und beym Weibe Kälte und Feuchte. Auffallend ist das Urtheil: „unter allen Theilen, welche die weibliche „Schönheit bilden helfen, ist auch nicht einer anzutreffen, der nicht eine Neigung zu irgend einer fehlerhaften Gemüthsbeschaffenheit verriethe." Die Gegenstände der Menschenkenntniss sind die Abweichung von dem Ideal, und sind also vorzüglich die Tugenden und Laster der Menschen, die sich auf ihre Neigungen gründen. Nachdem der Vf. verschiedene Ursachen der Neigungen geprüft hat, so sagt er, es bleibt weiter keine mögliche, allgemeine und unmittelbare Ursache von der Anlage und Leichtigkeit der Entstehung gewisser Begierden, (worinn die Neigung besteht,) übrig, ausser die Bilder, welche sich in dem Gedächtniss des Menschen erhalten. Er untersucht darauf die mittelbaren Ursachen. Dieser Abschnitt von den Neigungen verdient gelesen zu werden; aber der folgende von den Bewegungen der Seele, ist seinem grössten Theil nach eines neuen Abdrucks unwerth. Der Vf. nimmt an, dass sich die Seele wirklich bewege. Die Antwort, die er allen Einwürfen dawider entgegenstellt, und die er für die einzige genugthuende hält, ist: „Läugnet man die Be„wegung der Seele, so fällt auch die Bewegung der „Engel weg, welche sich eben so schwer wie eine Be„wegung der menschlichen Seele begreifen lässt. Und „doch ist die Behauptung, dass sich die Engel bewegen, „eine Wahrheit, die niemand umzustossen wagen wür„de." Die Bilder im Gedächtniss sind, nach ihm, Beschaffenheiten, welche nach ihrer Erzeugung sich vervielfältigen und in alle Theile der Seele verbreiten. Ueber die Leidenschaften sagt er manches Gute. Ganz unbrauchbar ist das folgende Capitel von der Bewegung des Herzens und der Lebensgeister in den Leidenschaften. Hier bestreitet er die Anziehungskraft, und fertigt die Instanz vom Magnet und Eisen so ab: „beide ziehen „einander nur so an, wie man von der Sonne sagt, „dass sie die Dünste an sich ziehe, welche, von ihr er„wärmt, ihrer Leichtigkeit wegen von selbst aufstei„gen." Die Lebensgeister sind ihm beseelt, denn wie wäre es sonst möglich, „dass die eine Leidenschaft, „z. B. die Liebe, sie an die Stirn, eine andere, an die „Augen, wie der Zorn, eine dritte an den untersten „Theil der Wangen und Ohren, wie die Schaam, strö„men liesse?" Wie die Seele den Körper in Bewegung setzt, begreift de la Ch. leicht; er sagt: „Um uns da„her geschwind und mit wenig Worten diese Schwie„rigkeit aufzuklären, behaupten wir, dass sich alle „Theile bewegen, weil die Seele, welche mit ihnen „vereinigt ist, sich selbst bewegt, und die Theile nöthi„get, eben diese Bewegung anzunehmen, zu welchen „sie sich bestimmt hat, so dass sich die Fibern zusam„men ziehen, weil das geistige Wesen, das sie beseelt, „sich selbst zuerst zusammenzieht, und dadurch verur„sacht, dass sich die Fibern verkürzen." In dem Cap. über Tugend und Laster ist einiges Gute, aber darunter wenig, das nicht allgemein bekannt wäre. Das zweyte Buch handelt von den Mitteln zur Menschenkenntniss. Hierinn ist noch das meiste brauchbare, aber mit den chiro-

chiromantischen und metoposkopischen Grillen, v. S. 371 - 496, hätte uns Hr. *S.* gänzlich verschonen sollen. Sie verdienen keine Prüfung, indem sie sich auf astrologische Träume gründen, die, nebst allen ihren Zeugnissen, die sie in der Geschichte zu haben wähnen, durch die neuern Entdeckungen der Astronomie gänzlich vernichtet sind, und ohne Garantie, dass man nie mehr eine neue Entdeckung am Himmel machen wird, von keinem vernünftigen Menschen mehr der geringsten Mühe werth geachtet werden können.

Wenn uns Hr. *S.* d. l. Ch. Abhandlung über die Leidenschaften liefern will, so ist zu wünschen, dass er uns mit der vollständigen Uebersetzung der Theorieen, verschonen, und uns nur das Brauchbare liefern möchte. Wem daran gelegen ist, zu wissen, wie de la Ch. gedacht hat, der kann wohl die Originale noch immer auftreiben.

Die Uebersetzung kann Rec. in Ermanglung des Originals nicht genau beurtheilen; sie liest sich gut, und nur einige Stellen die es aber wahrscheinlich durch Druckfehler sind, sind unverständlich. Ueber die Wahl des deutschen Ausdrucks kann aber Rec. in den Fällen, wo der Uebers. für gut fand, das Original herzusetzen, selten mit ihm einstimmig seyn. Das Vermögen zu bestimmen, was gut oder böse ist, wird S. 92 in Beziehung auf das obere Seelenvermögen, *praktischer Verstand*, für die niedern Seelenkräfte *Urtheilskraft* (*estimative*) genannt. Urtheilskraft ist aber ein Begriff von viel weiterem Umfang als hier durch *Estimative* bezeichnet wird. S. 278 wird das Begehrungsvermögen von de la Ch. in zwey Arten eingetheilt; die eine bezeichnet er durch *concupiscible*, die andere durch *irascible*. Hr. *S.* nennt das andere *Thatkraft*. Letzteres Wort bezeichnet aber wieder einen, theils mehr umfassenden, theils höhern Begriff, als d. l. Ch. aufstellte. Sollte nicht das *lüsterne* und das *reitzbare* Begehrungsvermögen d. l. Ch. Begriffen mehr entsprechen? S. 280 von der Klugheit heisst es; „Klugheit und Gewissenhaftigkeit (*synterese*) „sind zwey Fertigkeiten des Verstandes, welche die „moralischen Handlungen bestimmen." *Synteresis* kann schwerlich *Gewissenhaftigkeit* bedeuten. *Alstedius* unterscheidet es in seiner Encyklopädie von *conscientia*, als einen *habitus noeticus*. Er sagt Cap. III, reg. VI Hexilogiae. *Synteresis ita differt a lege naturae et a conscientia, ut lex naturae complectatur ipsa principia iuris communis; synteresis sit habitus illorum principiorum, et is quidem numquam errans; conscientia denique sit, habitus applicans legem naturae ad certum factum per modum conclusionis, verum ita, ut saepe numero erret.* Dies stimmt auch mit d. l. Ch. Erklärung. Besser würde also *synteresis* durch *moralischen Sinn* übersetzt. S. 412 ist *Ladrerie* durch *Aussatz* gegeben, es bedeutet aber die *Elephantiasis* oder den *arabischen Aussatz*. Auf eben dieser S. ist *Thenar* durch den *langen* Abziehmuskel des Daumes gegeben, es bedeutet in Winslow, aber nur den *kurzen*, und zu d. l. Ch. Zeit begriff man alle kurze Daumenmuskel darunter, und es hätte blos übersetzt werden sollen: Vorzüglich geschieht dies in dem Muskel zwischen dem Daumen und Zeigefinger (sie bestehen aus dem ersten äussern Zwischenknochenmuskel und aus dem Anzieher des Daumens.) *Varices* S. 428 ist auch zweydeutig durch *Adergeschwulst* übersetzt; es sollte *Krampfadern* heissen. S. 396 sind *causes elementaires* durch *einfache Ursachen* übersetzt; nach dem Zusammenhang, bedeutet es aber eher, *irdische Ursachen*. Dies lässt vermuthen, dass sich bey Vergleichung mit dem Original mehrere, theils nicht ganz richtig, theils nicht nach den Kenntnissen damaliger Zeit übersetzte Stellen finden möchten.

Hr. *S.* hat dieser Uebersetzung einige Begriffe und Grundsätze zum Behuf einer bestimmtern Beurtheilung menschlicher Charaktere beygefügt, die weit mehr Werth haben als das übersetzte Werk. Die Reichhaltigkeit dieses kurzen Aufsatzes wird schon eine unvollkommene Anzeige ihres Inhalts beweisen, und dadurch gewiss in jedem Leser den Wunsch rege machen, dass uns Hr. *S.* lieber seine eigenen Gedanken, als die Uebersetzung fremder vorlegen möge.

Der Mensch kann aus einem dreyfachen Gesichtspunkt betrachtet werden, aus dem physischen, aus dem moralischen und aus dem teleologischen in Rücksicht auf die Vereinigung jener beiden. In diesen drey Rücksichten lässt sich auch der Charakter betrachten. Der physische Begriff von dem Menschen, dient zur theoretischen Erkenntniss, der praktische zur innern, der teleologische zur äussern Würdigung des Menschen. Jede Beurtheilung nach diesen drey Gesichtspunkten hat ihr eigenes Object, ihren eigenen Zweck; ihr eigenes Princip. Die als beharrlich vorgestellten Erscheinungen, welche den physischen Charakter des Menschen ausmachen, lassen sich unter drey Hauptbegriffe bringen: Gemüthsart, Sinnesart, Denkungsart. Die bestimmte Summe und das eigenthümliche Verhältniss der Naturtriebe zu einander macht die individuelle Gemüthsart, den natürlichen Charakter, das Naturell eines Menschen aus. Die Sinnesart ist die Summe und das Verhältniss aller Fähigkeiten d. i. durch Einfluss erhöhter passiven Vermögen und aller Fertigkeiten d. i. durch Einfluss bestimmter höhern activen Vermögen der Seele. Das Naturell (Gemüthsart) befasst die Triebe, die Sinnesart, die Neigungen. Die eigenthümliche Richtung des Gebrauchs, den ein Mensch von seinen ursprünglichen und abgeleiteten Vermögen, Trieben und Neigungen macht, sofern dieselbe von Grundsätzen abhängt, heisst die Denkungsart eines Menschen. Man spricht von Menschen ohne Charakter, und legt andern ausschliessungs- oder vorzugsweise einen Charakter bey. Dies ist aber nur verhältnissmässig zu verstehen. Man legt einem Menschen um so mehr Charakter bey, je mehr Einheit, Selbstständigkeit und Eigenheit in den Bestimmungsgründen seiner Wirksamkeit bemerkt wird. Die Individualität entzieht sich oft dem gemeinen Beobachter, und er vermisst wohl gar alle Originalität des Charakters, wenn entweder die eigenen Züge nicht stark sind, oder ihre eigenthümliche Verbindung nicht auffällt, folglich mit den meisten andern eben nicht contrastirt. Es giebt dagegen einige Menschen, die man vorzugsweise original nennt, in deren Trieben und Kräften sich etwas Unerklärbares, Ungemeines, was man Idiosynkrasie zu nennen pflegt (diese weite Bedeutung hatte

te das Wort Idiosynkrasie bisher noch nicht), in deren Empfindungsart ein eigner Humor, in deren Art zu handeln etwas Auszeichnendes eine gewisse Sonderbarkeit angetroffen wird. „Die Grundmaxime aller sittlichen „Bildung ist Freyheit, und wo Freyheit unter dem Schutze „allgemeingültiger Gesetze steht, da kann der Charak„ter in seiner vollesten Eigenthümlichkeit erscheinen „und wirken. Wenn es überhaupt irgend Einen wirk„lichen Charakter giebt, in welchem die Merkmale der „Einheit, Selbstständigkeit und Eigenheit in ihrer höchst„möglichen Vollkommenheit vereinigt sind, so ist dies „kein anderer, als der moralische. Alles andere ist „bloss nähere oder entferntere Anlage dazu, oder ein „Analogon von demselben, und nähert sich in eben dem „Verhältniss der Idee von gänzlicher Charakterlosigkeit, „als sich dasselbe von dem sittlichen Ideal entfernt." So wahr diese Worte, mit welchen die Abhandlung schliesst, von einer Seite betrachtet sind, so viel Einschränkung leiden sie von einer andern. Wenn unter Entfernung von sittlichem Charakter, der Mangel an Kraft verstanden wird, seinen gedachten sittlichen Maximen gemäss zu handeln, so sind sie richtig, wenn aber die Entfernung von der Sittlichkeit, in den Maximen selbst, verstanden wird, so sind sie in anthropologischer Rücksicht nicht richtig.

Leipzig, b. Heinsius: *Können höhere Wesen auf den Menschen wirken und sich mit ihm verbinden?* Freymüthig untersucht von *C. H. L. Pölitz* D. und Privatlehrer der Phil. auf der Univ. Leipzig. 1794. 158 S. 8.

Die vielen Versuche, die in unsern Zeiten gemacht werden, Aberglauben und Schwärmerey aus den noch in den aufgeklärtesten Ländern übergebliebenen Funken derselben wieder anzufachen, machen es nothwendig, eben so viele Versuche zu machen, die auflodernde Flamme wieder zu ersticken. Jeder Versuch der letzten Art wird, wenn er mit Verstand und Kenntniss geschrieben ist, einem jeden Wahrheitsfreund angenehm seyn, wenn er auch nicht die Prüfung des Forschers aushalten sollte, der ohne Rücksicht auf Zeitbedürfniss und besondern Zweck des Verfassers nur die Gründlichkeit schätzt, mit welcher der Gegenstand erschöpft ist, und nur die neuen Wahrheiten für Gewinn rechnet, die von ihm entdeckt worden sind. So richtig es ist, dass nur nach diesem Maasstab das Verdienst eines Schriftstellers um die Menschheit zu beurtheilen ist; so billig ist es, die gute Wirkung auf die Menschen, die jetzt leben, sollte sie auch bloss darinn bestehen, einige den Philosophen längst bekannte Wahrheiten, in den Theil des Publicums einzuführen, der erst zu denken anfängt, dem Schriftsteller zum Verdienst anzurechnen. Hr. P. kann wenig Ansprüche auf das Verdienst der ersten Art machen; denn Rec. müsste heucheln, wenn er sagen wollte, dass er in dieser Schrift, hellere Aufschlüsse über den Ursprung des Glaubens an den Umgang mit höhern Wesen, bestimmtere Schilderung des Einflusses, den dieser Glaube auf die Begebenheiten der Menschen zu verschiedenen Zeiten hatte, geschärftere Beweise der Unmöglichkeit dieses Umgangs, und sicherer wirkende Vorschläge, dieser Schwärmerey zu steuern, in dieser Schrift angetroffen hätte, als sich schon in den Schriften der besten Denker unserer Zeit finden: aber er muss ihm das Verdienst zugestehen, dass er seinen Gegenstand aus dem richtigen Gesichtspunkt gefasst, und mit sichtbarer Wahrheitsliebe und wahrer Popularität behandelt hat. Den Zweck, den er sich vorsetzte, den Theil des Publicums, der sich aufzuklären sucht, der aber noch nicht über die Stufe gekommen ist, auf der man vor den Versuchungen zur Schwärmerey gesichert ist, zu belehren, dass der Glaube an das Geistersehen und an den Umgang mit Geistern, mit der Moralität und Religion unverträglich ist, und dass sich hier das moralische Interesse selbst mit dem Interesse der Klugheit vereinige, sich mit keiner Sache einzulassen, durch die unzählige Menschen schon betrogen worden sind, die niemand bereicherte als die Betrüger, die aber doch fast alle selbst entlarvt wurden, und im Unglück starben: diesen Zweck wird er bey keinem Leser dieser Classe, der nachdenken will, und noch nicht auf weitere Untersuchung resignirt hat, verfehlen. Der Plan dieser Schrift ist kurz dieser: Nach einer kurzen, aber auch nicht ganz befriedigenden, historischen Erklärung, wie sich dieser Glaube an die Einwirkung und Verbindung höherer Wesen mit dem Menschen nach und nach ausgebildet habe, folgen Belege, dass sich dieser Glaube noch bis jetzt erhalten habe, und mit andern religiösen Meynungen in Verbindung gebracht worden sey, dann wird diese Meynung philosophisch geprüft, und auch gezeigt, dass sie mit dem wahren Geist des Christenthums nicht bestehen könne, und endlich die Mittel angegeben, wie dieser schädlichen Meynung entgegen gewirkt werden könne.

Da die Resultate richtig, und die Gründe für den Theil des Publicums, auf den der Vf. wirken wollte, gut gewählt sind, beide aber sich nicht durch Neuheit auszeichnen, so kann sie Rec. dem Zweck dieser Blätter gemäss, keiner nähern Prüfung unterwerfen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Berlin, b. Himburg: *Berlinischer Briefsteller für das gemeine Leben.* 6te Aufl. 1795. 600 S. 8. (18 gr.)

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Muster zu Zimmerverzierungen und Ameublements.* 1tes H. 2te Aufl. 1794. 5 B. Querfol. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hannover, in der Hellwingischen Hofbuchh.: *Militairisches Taschenbuch zum Gebrauch im Felde.* Aufgesetzt von *G. Scharnhorst.* 3te Aufl. 1794. 480 S. 8. m. K. (3 Rthlr.)

Ulm, in der Wohlerschen Buchh.: *Der allerleichteste und allzeitfertige Hausrechner.* 2te Aufl. 1794. 184 S. 8. (8 gr.)

Leipzig, b. Hertel: *Verbessertes Brau- und Brandweinurbar nach ökonomischen Grundsätzen und vieljährigen Erfahrungen.* Nebst einem Anhang von Berei-

Bereitung des Aepfelweins; ingleichen wie aus gemeinem Landweine guter ungarischer Wein sehr leicht und wohlfeil; auch wie der gewöhnliche Fruchtbrandtwein ohne Kosten in Franzbrandtwein verwandelt und gute Danziger Aquavite verfertigt werden können. 2te Aufl. 1795. 1 Th. 360 S. 2 Th. 364 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Augsburg, in der Wolfischen Buchhandl.: *Anweisungen für Jungfrauen des geistlichen sowohl, als weltlichen Standes, um sie zu ihrer höchsten Glückseeligkeit zu befördern*, verfasst vorzüglich aus der heiligen Schrift und aus den heiligen Kirchenvätern. 1794. 2te Aufl. 1 B. 234 S. 2 B. der auch den Titel führt: *Vollständiges Gebeth-Buch einer Jungfrau.* 346 S. 3 B. auch mit dem Titel: *Geist- und Sittenbuch einer Jungfrau.* 587 S. 4 B. auch unter dem Titel: *Ausbildung zur Heiligkeit, und seliges Hinscheiden einer Jungfrau.* 896 S. 8. (4 Rthlr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Frankfurt a. M.*, in der Andreäischen Buchh.: *Für Hebammen und Mütter auf dem Lande, von Vollmar*, Hochgräfl. Wittgenstein. Hofrath u. Leibarzt. Mit einigen Anmerkungen von D. *G. F. Hoffmann*, dem Jüngern, Arzte zu Frankf. a. M. 1793. 84 S. 8. Der erste getilgte, aber noch beyliegende, Titel hiess: *„Ein paar Worte zur Beherzigung für Hebammen etc.“* Dieser Titel hätte wohl mögen stehen bleiben, denn mehr ist das Ganze doch nicht. Es ist weder ein vollständiges Handbuch zur Selbstbelehrung für Hebammen, noch ein vollständiger und gedrängter Leitfaden für den mündlichen Unterricht, und durch die Anmerkungen hat das Büchelchen zwar an Seitenzahl aber wenig an innerem Gehalt für das eine oder das andere gewonnen. Die Schrift selbst enthält manche gute Ermahnung und Warnung in einem herzlichen Ton; aber manches wünschte Rec. doch, mit mehr Ueberlegung abgefasst. Gerade wenn man ein Volksbuch schreibt, sollte man am meisten überlegen, was man schreibt. In dem vorausgeschickten Plan zu einer Hebammenanstalt in der Grafschaft Wittgenstein würde es doch besser seyn, den Hebammenlohn im Ganzen zu erhöhen, als ein Taggeld anzusetzen; denn die eine Wöchnerin würde zu Ersparung des Taggeldes und zum Nachtheil ihrer selbst und ihres Kindes der Hebamme vor der Zeit den Abschied geben, und die andere würde fodern, dass die Hebamme die Taglöhnerin für alle ihre häuslichen Geschäfte seyn, und von Morgen bis in die Nacht ihr allein zu Diensten stehen solle. Eine Taxe bey den Taufen dürfte doch nur bey denen zulässig seyn, welche etwan über eine bestimmte Anzahl Gevatterleute bitten, oder über das Erlaubte einen Aufwand auf Tauffschmäusen machen. Den Weibern eines Kirchspiels könnte man um alle Ursachen zu Volksunruhen zu vermeiden ihr herkömmliches Wahlrecht einer Hebamme lassen, aber es müsste durch eine landesherrliche Verordnung genau bestimmt seyn, wie die zu einer Hebamme taugliche Person beschaffen seyn müsse; und hätte nun die von Frauen aus ihrer Mitte erwählte Person die nöthigen Eigenschaften nach dem Zeugniss der Ortsvorsteher und des Physicus nicht, und die Frauen wählten keine tüchtige, dann könnten erst die Ortsvorsteher wählen. In den Foderungen aber muss man billig seyn und nicht zu viel fodern. So würde man z. B. nicht fodern dürfen, dass sie in einem hohen Grade fromm und rechtschaffen sey; denn wer kann Herzen und Nieren prüfen? Von den Zeichen der Schwangerschaft ist in 4 Zeilen so wenig, als nichts, gesagt. Weder erweislich noch klug ist es, den Hebammen zu sagen, dass Ausschweifungen im Beyschlaf Mitursachen der scheusslichsten Missgeburten abgeben. Wenn nur ein Kind mit gespaltenem Gaumen zur Welt kommt, wird nicht die Hebamme in ihren Erzählungen, was sie sonst von einem *Absehen* herleitete, dieser unerweislichen Ursache zuschreiben? Denn Ursachen von solchen ungewöhnlichen Dingen will der gemeine Mann gleich wissen, und wie unbillig und gefährlich wäre manchmal die laute Angabe einer solchen Ursache? Bey Erzählung des Vorgangs der gewöhnlichen (natürlichen) Geburt wird die Zusammenziehung und Senkung der Gebärmutter als zugleich entstehend beschrieben, da doch die Senkung den Wehen gewöhnlich vorangeht. Der Vf. hält auch noch eine sehr schmerzenvolle Geburt, wobey die Kreissende an ihrem Heil verzweifelnd sich den Tod wünscht, für eine natürliche. Der Ehemann soll statt des Geburtsstuhls dienen, und der musculöse Arm des Landmanns der Frauen Brust *sanft* umfassen. Wenn es nun aber bey der natürlichen Geburt so hart abgeht, so möchte wohl der Mann zu halten genug haben, und dabey auch mancher unsanfte Druck mit unterlaufen. Mancher Ehemann und manche gute Nachbarin mögen sich auch nicht gerne als Stuhl brauchen lassen. — da müsste man ja wohl zu den 16 Landhebammen im Wittgensteinischen auch 16 lebendige Geburtsstühle wählen. War man da nicht vor 200 Jahren mit *Jacob Ruffens* Geburtsstuhl noch besser daran? Wenn es gewisse Umstände nothwendig machen, dass die Frau auf dem Bett entbunden würde, so soll sie sich auf die eine oder die andere Seite, statt auf den Rücken legen, so werde sie leicht gebären. Das wird aber nicht leicht ein deutsches Weib glauben; allenfalls eine städtische Dame nach der Mode, die man bereden könnte, dies heisse nach der allerneusten englischen Mode gebären. Hr. *H.* machts in einer folgenden Note besser; er will, die Frau solle, wie beym Wendungslager, auch queer über das Bett liegen. Warum denn aber bey der natürlich leichten Geburt nicht der Länge nach auf dem Rücken? Auch das Ausstreichen des Bluts aus der Nabelschnur vor dem Unterbinden wird noch empfohlen, als ob kein Blut mehr hinter dem Band in die Nabelarterien träte. Eine Handbreit vom Nabel soll unterbunden werden. Unnöthig weit. Die Blase soll vor dem Leib mit der Scheere aufgeschnitten werden. Eine gefährliche Lehre. Kaltes Getränk soll den Blutfluss stillen helfen, und weiter hin wird unter ähnlichen Umständen Hünerbrühe angerathen. Bey Herausziehung der Nachgeburt, ist das wichtigste, die Richtung, nach welcher sie an und ausgezogen werden soll, vergessen. Die Anmerkungen sind nur flüchtig hingeworfen. Was soll in einem Volksbuch, die Ausrufung: „Heiliger J. J. Rousseau, erbarme dich unser!“ Ferner: „Der Teufel in Schaafskleidern.“ Hr. *V.* verlangt, dass eine Hebamme *verständig* sey; und Hr. *H.* sagt alsdann in der Note: — „lesen muss sie können und *nicht dumm seyn.*“ Der Vf. ermahnt die Hebammen, es ja nicht zu verheimlichen, wenn sie ein Kind haben fallen lassen, damit in Zeiten Rath geschafft werden könne; und Hr. *H.* sagt in der Anmerkung. „Das wäre auf jeden Fall ein unverzeihlicher Fehler.“ Das heiss ich mir doch Noten zum Text!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. August 1795.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Morino u. Comp.: *D. Marcus Elieser Bloch's*, ausübenden Arztes zu Berlin u. s. w., *Naturgeschichte der ausländischen Fische*, mit sechs und dreyssig ausgemalten Kupfern nach Originalen. *Achter Theil*. 1794. 172 S. med. 4. *Neunter Theil*. 1795. 192 S. Jeder Theil mit 36 ill. K.

Leider beschliesst der würdige Vf., weil der Krieg die Schiffahrt unsicher macht, und seine Freunde in Ost- und Westindien abhält, Kosten und Mühe zu verwenden, mit dem letzten dieser Theile, welcher der zwölfte der allgem. Naturgeschichte der Fische ist, sein vortreffliches Werk, das einzige in seiner Art. Doch verspricht derselbe, wenn die Ruhe bald wieder hergestellt werden sollte, einen Nachtrag.

Diese beiden Bände sind den Bauchflossern, von denen sie grösstentheils beym Linné fehlende Arten liefern, gewidmet, und der letztere enthält überdem Nachträge zu den vorhergehenden Theilen, und ein dreyfaches Register über alle 12 Bände des ganzen Werkes. Unter dem Namen Anableps, Hochschauer, trennt Hr. B. mit Artedi und Gronov Cobitis Anableps und heteroklita mit Recht wegen der Zähne, Schwimmblase, den Augen, Strahlen der Kiemenhaut, und Beschaffenheit des Körpers von den Schmerlen. Nur die erste der genannten Arten ist unter der Benennung das Vierauge, Antetrophthalmus beschrieben, welche sich durch den doppelten Stern und Linse des cylindrischen Auges auf eine merkwürdige Weise von allen Fischen unterscheidet. Linne's Kennzeichen der Gattung der Welse fand der Vf. bey genauerer Untersuchung der ausländischen Arten falsch, weil die Bartfasern und gezeichneten Flossenstrahlen manchen derselben mangeln; er bestimmt dieselben jetzt so: „der Körper schuppenlos, der Mund „am Rande, und die Kinnladen feilenartig;" und trennt überdem von ihnen, wie es Rec. scheint, bey ihrer übrigen Uebereinstimmung mit den Welsen ohne hinlänglichen Grund, die mit einem breitgedrückten Leibe und langem Schwanze versehnen und die mit Schildern bedeckten Arten mit Klein, der jene Batrachus, diese Cataphractus, und Gronov, der jene Aspredo, diese Mystus nannte, unter dem Namen der Plattleiber, Platystacus (was das griechische heissen soll, verstehn wir nicht), und Harnischfische, Cataphractus von den übrigen Welsen. Von den letztern sind ausser Silurus militaris, inermis, Bagre, fasciatus, galeatus, Batrachus, folgende acht Arten zuerst beschrieben und abgebildet: S. bimaculatus, von der malabarischen Küste; Herzbergii, aus Surinam; nodosus, von Tranquebar; quadrimaculatus, und erythrocephalus aus Amerika; fossilis, Atherinoides und vittatus von Malabar. Von den Plattleibern sind vier Arten bekannt, und hier beschrieben; die ersten beiden vereinigte Linné unrichtig zu einer einzigen Art, die er Silurus Aspredo nannte, und hier Platystacus cotylephorus und laevis heissen: die letztere ist hier nicht abgebildet, und Rec. muthmasst, ob sie vielleicht bloss dem Geschlechte nach von der erstern verschieden, oder eine Abänderung sey. Die dritte Art P. anguillaris ist neu, und die vierte P. verrucosus bis dahin nur von Gronov beschrieben. Den im 6ten Theile unter dem Namen Chaetodon guttatus beschriebnen Fisch erklärt Hr. B. jetzt für Thautis javus des Linné. Sollte er dies wirklich seyn, so hätte der Vf. ihm gewiss vorher einen bessern Namen, wie Linné, gegeben, und richtiger seine Stelle angewiesen. Von den Panzerfischen, Loricaria, sind bis dahin vier Arten bekannt, von denen wir hier drey, L. Plecostomus, maculata, und Cataphracta finden. Von den vier Harnischfischen sind drey Arten, nämlich L. costatus, und Callichthys, des Linné, und eine neue Art Cataphractus maculatus beschrieben. Bey den Lachsen findet Hr. B. das Linnéische Kennzeichen falsch, und das von ihm selbst im ersten Theile dieses Werks gegebene unzulänglich; er bestimmt es jetzt durch „Schuppen „und eine Fettflosse." Hier sind noch ausser sieben bereits bekannten die sechs folgenden neuen Arten beschrieben und abgebildet. S. Friderici, fasciatus, edentulus, melanurus, falcatus, alle aus Surinam, und Odoe aus Guinea. Von den Röhrfischen finden wir hier den Tobackspfeifenfisch, nebst einer Abänderung desselben, mit einer doppelten Schwanzborste, und auf beiden Seiten gezähnelter Röhre, von welcher Hr. B. vermuthet, dass sie vielleicht das Männchen sey, und den Trompetenfisch. Die Unterscheidungsmerkmale der Hechte setzt der Vf. jetzt in den Hundszahnen und dem Mangel der Fettflosse. Ausser drey bereits bekannten Arten ist hier eine neue Esox malabaricus aufgeführt. Ausser diesen finden wir noch im 11ten Bande Elops saurus, Atherina Hepsetus, Mugil Cephalus und zwey neue Arten dieser Gattung Mugil Tang von Guinea, eine Abänderung (?) desselben aus Tranquebar, und M. Plumieri von der Insel St. Vincent.

Der 12te Band fängt mit den fliegenden Fischen an, von denen, nach dem Vf., nur die beiden hier abgebildeten und beschriebenen Arten Exocoetus exsiliens und evolans bisher bekannt waren, aus denen aber von den Naturforschern mehrere gemacht wurden. Er fügt ihnen noch eine neue Art, E. Mesogaster, von den Antillen

tillen bey. Von den Fingerfischen liefert er Polynemus plebejus, paradiseus, und einen neuen decadactylus. Linné's Clupea Sternicla und Sima sind beide einerley Fisch, und kein Heering, sondern das Gärtnermesser, Gasteropelecus. Von Heeringen sind hier nach Clupea cyprinoides, Trissar Sinensis und Pilchardus, und vom Karpfen folgende neue Arten beschrieben: C. clupeoides, fimbriatus, cirrhosus, falcatus, von der malabarischen Küste, und C. macrophthalmus, Sauvigny's Telescope, aus China.

Die Nachträge enthalten, ausser Ergänzungen und Berichtigungen, noch die Beschreibungen verschiedener neuer Gattungen und Arten. Ohne zu weitläuftig zu seyn, können wir von jenen keinen Auszug liefern, wir schränken uns also auf diese ein. Einen der wichtigsten Beyträge zur Geschichte der Thiere liefert der Vf. durch die Beschreibung und Abbildung der Myxine glutinosa, die er unter die Knorpelfische unter dem Namen Bauchkiemen, Gastrobranchus, als eine eigene Gattung setzt, und zur Bestätigung seiner schon im 10 Bande der Schriften der Berlin. Gesellsch. Naturf. Freunde vorgetragnen Meynung, dass sie ein Fisch, und kein Wurm sey, ihre Zergliederung durch Abbildungen erläutert, ausführlicher als sonst gewöhnlich, vorträgt. Von den Neunaugen ist eine neue Art, Petromyzon argenteus, abgebildet, die Beschreibung aber sehr kurz, und das Vaterland nicht genannt. Balistes laevis, aus Malabar, ist eine hier zuerst erwähnte Art. Die Muräne und einige ihr verwandte, bisher grossentheils unbekannte, Fische trennt Hr. B. wegen des Mangels der Brustflossen unter dem Namen Gymnothorax, Kahlbrüste von den Aalen. Die hier beschriebnen Arten sind: G. catenatus, reticularis, afer. Auch vermuthet der Vf., dass Linnés Muraena coeca zu einer neuen von ihm hier angegebnen Gattung, der Halskiemen, Synbranchus, welche an der unter dem Halse befindlichen Kiemenöffnung kenntlich ist, gehöre, und von welcher hier zwey Arten, S. marmoratus und immaculatus, jener aus Surinam, dieser aus Tranquebar, beschrieben sind. Von ihnen unterscheidet sich die neue Gattung der Doppelhalskiemen, Sphagebranchus, von der nur eine neue Art aus Tranquebar, S. rostratus, bekannt ist, durch zwey Kiemenöffnungen am Halse. Stromateus cinereus, argenteus, niger, sind neue Arten. Unter dem Namen Gymnetrus, Kahlafter, und G. Hawkenii sind eine neue Gattung und Art von Fischen, die sich durch Mangel der Afterflosse merkwürdig auszeichnet, aufgeführt. Cottus Scaber und Callyonimus indicus vereinigt Hr. B. zu einer neuen Gattung, die er Plattköpfe, Platycephalus, nennt, und beschreibt hier den letztern. Ferner finden wir noch Abbildungen und Beschreibungen folgender neuer Fischarten: Chaetodon Setifer, Falcula, tricolor, maculatus, Scomber edentulus, minutus, Salmo Tumbil, Clupea malabarica, und Nasus, und der neuen Gattungen Acanthurus des Stachelschwänze, wohin der Vf. verschiedene Chaetodonarten rechnet, von deren Gattung sie durch die eingeschnittenen Zähne, und einen Stachel am Schwanze sich doch wohl nicht hinlänglich unterscheiden; und Notocanthus (muss Acanthonotus, wenigstens doch Notacanthus heissen), Stachelrücken, deren Rücken statt der Flosse kurze Stacheln hat, und von denen eine Art, N. Nasus, beschrieben ist.

Nun folgt zuerst ein Verzeichniss aller in den zwölf Theilen dieses Werks beschriebnen Fische nach dem Linneischen Systeme. Wir sehen daraus, dass in demselben in allen 534 Arten und Abänderungen, und unter diesen 263 beschrieben und abgebildet sind, die Linné nicht kannte; und dass also von den von ihm aufgeführten 404 Arten noch 133 die meisterhaften Beschreibungen und Abbildungen eines Blochs vermissen. Ein alphabetisches Register der Gattungsnamen, ein Namenregister über die sechs letzten Theile, und ein Sachregister über alle zwölf Bände macht den Beschluss eines Werkes, welches die Geschichte der Fische der Vollkommenheit nahe brachte, und worauf der Deutsche stolz zu seyn Ursache hat, da ausser Buffons Geschichte der Säugthiere, die auf *königliche Kosten* den Grad ihrer Vollkommenheit durch *zwey* Männer erhielt, keine einzige Thierclasse, keine Classe natürlicher Körper so ausführlich bearbeitet ist, wie von Hn. Bloch *allein*, und auf *seine Kosten* die Classe der Fische.

Berlin, b. Pauli: *Herrn von Büffons* (Buffon) *Naturgeschichte der Vögel.* Aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern vermehrt, durch *Bernhard Christian Otto*, der W. u. A. Doctor, Prof. der Arzneyw. zu Frankfurt a. d. O. u. s. w. Sechszehnter Band. 1790. 236 S. 8. Siebzehnter Band. 236 S. Achtzehnter Band. 304 S. Neunzehnter Band. 1792. 320 S. Zwanzigster Band. 1793. 262 S. Ein und zwanzigster Band. 1794. 270 S. Alle mit vielen Kupfern.

Diese Bände enthalten die Geschichte der Vögel nach Buffon vom grösern Steinschwäger bis zu den Bienenfressern, oder von der Mitte des fünften, bis etwa zum ⅓ Theil des sechsten, also noch nicht völlig zween Bände des Originals. Diese ungemeine Erweiterung ist den vielen Zusätzen aus andern, vorzüglich neuern, naturhistorischen Werken und Reisebeschreibungen zuzuschreiben, wobey wir doch bemerken müssen, dass die Uebersetzungen, besonders aus englischen Werken, nicht immer richtig sind. So ist z. B. *Watled Bee-eater* durch der *Flechten-Bienenfresser*, statt der *lappigte Bienenfresser*, oder der Bienenfresser mit den Fleischlappen (palearia) übersetzt. Da übrigens diese Uebersetzung und ihre Einrichtung bekannt sind, so enthalten wir uns aller fernern Anmerkungen über dieselbe.

Nürnberg, in der Raspeschen Buchh.: *Der Fortsetzungen der Pflanzenthiere* zwote Lieferung. 1794. Bogen E. F. G. H. und 17 ill. Kupfer.

Der Text dieses Heftes enthält den Rest der Beschreibung der beerförmigen Steincoralle; ferner die Beschreibungen der Madrepora favosa, als eine Abänderung, von welcher die M. abdita des Ellis-Solanderischen

schen Werkes angegeben wird; der M. damicornis, muricata, von der Pallas M. Crater und corymbosa Abänderungen seyn sollen, der zwey neuen Arten M. gemmascens, und boletiformis und der Solanderischen M. daedalia. Die Kupfer enthalten zwey Abänderungen der M. favosa, nach Ellis, der M. damicornis, die M. Anthophyllites, und eine Abänderung von Madripora pileus, welche Boddaert M. trilinguis nannte. Milleporus Tophus lacus Rekaniensis, Alcyonium floridum, coriaceum und gelatinosum, Corallina pavonia und Abänderungen derselben. Ferner den Anfang von Abbildungen der Versteinerungen solcher Corallen, deren Originale noch nicht entdeckt, oder zweifelhaft sind: nämlich Madrepora Porpita, mit einigen versteinerten Schneckendeckeln, M. turbinata, trochiformis, trunca-ta, und Millepora catenularia.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRICH u. LEIPZIG, b. Ziegler u. Söhnen: *Lienhard und Gertrud.* Ein Versuch, die Grundsätze der Volksbildung zu vereinfachen. *Ganz umgearbeitet.* Erster Theil. 406 S. Zweyter Theil. 384 S. 1790. Dritter Theil. 389 S. 1792. 8.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, dass das beste unter den bessern Volksbüchern sobald wieder eine neue Auflage erlebt hat. Die Zeit zwischen der ersten Erscheinung und dieser Auflage scheint der edle Pestalozzi, der die Volksbildung zum grossen Zweck seines Thuns macht, dazu angewendet zu haben, seinem Werke noch mehr Vollkommenheit und Zweckmäsigkeit zu geben. Denn ungeachtet wir die erste Ausgabe nicht zur Vergleichung bey der Hand haben, so können wir doch aus dem Gedächtnisse so viel sagen, dass zwar die Geschichte im Ganzen dieselbe ist, und dass uns vorzüglich in den ersten Theilen das meiste als bekannt und schon gelesen vorkam; dass wir aber überhaupt und vornehmlich in der letzten Hälfte viele neue Ideen, Winke, Betrachtungen und Belehrungen angetroffen zu haben meynen, welche die Worte des Titelblatts: *ganz umgearbeitet*, rechtfertigen. Der Geist einer strengen, nüchternen, lautern Sittenlehre; die edeln praktischen Grundsätze; die nicht nach Idealen abgefasste sondern auf die Gebrechlichkeit der Menschen berechnete Theorie der Volksbildung; die im ganzen Werke herrschende Bestimmtheit, Behutsamkeit und Mäsigung; die aus dem Herzen ausgehende und ans Herz greifende Sprache der Weisheit, der Frömmigkeit, der Menschenliebe: diese Eigenschaften machen das Werk für unser überspanntes Zeitalter äusserst wohlthätig.

Gegen den gesammten Inhalt würde sich wenig gegründetes einwenden lassen. So durchprüft, so geläutert, so richtig gedacht, so voll von ächter Welt- und Menschenkenntniss, ist alles! Aber in Ansehung der Einkleidung und Form könnte man vielleicht noch einige nicht unbillige Anfoderungen an den Vf. machen. Nach unsrer Ueberzeugung ist das Werk kein Lesebuch für den gemeinen Landmann oder für die untersten Stände überhaupt, sondern bloss für die fähigern und verständigern Menschen aus den mittlern und höhern Classen, und es scheint hauptsächlich vom Vf. auf die Vorsteher der Volkserziehung im weitläuftigen Sinne und auf alle, die als Obrigkeit oder als Prediger, oder als Gutsbesitzer, oder in was immer für Verhältnissen, Einfluss auf die Veredlung und Wohlfahrt des Volks haben können, berechnet zu seyn, die wenigstens allein den abhandelnden und lehrenden Theil der Schrift ganz verstehen werden. Dachte er sich aber nicht Leser aus den niedrigsten Ständen; warum wählte er im grössern Theile seines Buchs, vorzüglich wo er die Personen der Geschichte selbst reden und handeln lässt, grösstentheils die gemeine, platte Landsprache des Schweizer Bauers; warum lässt er, da bey ihm die Geschichte doch nur dem Zweck der Lehre untergeordnet ist, seine theils einfältigen und ungebildeten, theils rohen und verwilderten Landleute sich mit allem, ihrer Art zu seyn anklebenden Schmutze, ihrer Plumpheit und Weitschweifigkeit darstellen; warum suchte er nicht, um die Nutzbarkeit des Werks auch ausser den Gränzen der Schweiz zu sichern und es zum allgemeinen Handbuch der Volksbildung zu machen, das, was zu sehr örtlich und nicht allgemein verständlich war, gegen das, was überall gilt, Anwendung leidet und verstanden wird, auszutauschen? Bey aller diesem Werke zugestandnen Trefflichkeit können wir es feinern und eklern Lesern nicht ganz verdenken, wenn sie wünschen, dass in der eigentlichen Handlung des Romans das Schöne noch sorgfältiger dem Guten zugesellt worden wäre, welches allerdings in Volksschriften ausführbar ist, wovon der schöne Schweizerroman: *Rudolph von Werdenberg*, Zeugniss giebt. Da, wo der Vf. freylich in seiner eignen Person redet oder seine gebildetern Menschen sprechen lässt; hört man die Sprache der ächten, männlichen, kraftvollen Naturberedtsamkeit! So wenig man dem Vf. im Allgemeinen einen edeln, deutlichen, gemeinverständlichen und der Sache angemessnen Vortrag absprechen darf, so sind uns doch noch einzelne Stellen vorgekommen, wo er sich vor einem zu starken Pathos, einem unbestimmten, etwas mystischen oder bildlichen Ausdruck, oder einer kleinen Uebertreibung nicht sorgfältig genug gehütet hat. Th. 2. S. 368 fiel uns die Ueberschrift auf: *Der höchste Zweck der Menschenreligion ist harmonisches Gleichgewicht seiner Kräfte.* „Ich opferte, sagt er in diesem Abschnitt, bey der Quelle; ich steige vom Opfer weg wieder in meinen Kahn und befahre den Strom.“ „Aber wie oft muss ich empfinden, ich kann mein Buch nicht schreiben.“ Gleich gekünstelt ist Th. 3. S. 296 die Ueberschrift: „der Freyheitshut und das Recht der Krone auf einer Edelmannswage.“ Der Vf. schmeichelt den Menschen seiner Geschichte nicht: er schildert sie alle nach der Natur, und lässt auch den besten unter ihnen Mängel. Aber warum giebt sein achtungs- und liebenswürdiger Pfarrer manche gar zu grosse Blösse, und wie konnte und durfte der Vf. so

unbedingt über die praktische Urtheilskraft der Prediger absprechen, wie er z. B. Th. 3. S. 105 gethan hat?

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Salzburg, b. Duyle: *Materialien zu Vorschriften.* Ein angenehmes nützliches Handbuch für jeden Lehrer. 2tes B. 1794. 92 S. 8. (3 gr.)

Quedlinburg, b. Ernst: *Franz Bernhard der Heilige genannt.* Eine pragmatische Geschichte. 2tes B. 1795. 364 S. 8.

Kiel, b. Bohn: *Allgemeine deutsche Bibliothek.* 1793. CXIV B. 1 St. 312 S. 2 St. 318 S. CXV B. 1 St. 292 S. 2 St. 602 S. 1794. CXVI B. 1 St. 326 S. 2 St 616 S. CXVII B. 1 St. 294 S. 2 St. 594 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Neue allgemeine deutsche Bibliothek.* 1793. III B. 1. 2 St. 618 S. IV B. 1. 2 St. 620 S. V B. 620 S. VI B. 1. 2 St. 620 S. VII B. 1. 2 St. 588 S. 1794. VIII B. 1. 2 St. 564 S. IX B. 1. 2 S. 558 S. X B. 1. 2 S. 556 S. XI B. 1. 2 St. 556 S. XII B. 1. 2 St. 556 S. XIII B. 1. 2 St. 556 S. 1795. XIV B. 1. 2 St. 556 S. XV B. 1. 2 St. 556 S. XVI B. 1. 2 St. 556 S. 8. (22 Rthlr. 12 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Litterärgeschichte. *Riga*, b. Hartknoch: *Heinrich Albert Schultens.* Eine Skizze, von *Fr. Theodor Rink*, d. W. W. D. 1794. 80 S. 8. — Bekanntlich hatte Hr. *M. Rink* 1790 durch Unterstützung des Hn. Ministers *von Herzberg* das Glück, zu seiner Ausbildung in der arabischen Literatur 10 Monate sich bey der Bibliothek zu Leyden aufhalten, und dort in Manuscripten und deren Excerpten sich üben zu können. Er lernte in dieser Zeit den verstorbenen Prof. Sch. auch als bereitwilligen Beförderer seiner gelehrten Absichten kennen, und fasste mit Recht eine solche Achtung gegen diesen durch Geschmack bey seiner Gelehrsamkeit und durch Feinheit in seinen Sitten vorzüglichen Mann, dass er ihm in der gegenwärtigen kleinen Schrift durch Rückerinnerungen an seine Schriften und an Manches von ihm persönlich beobachtete und gehörte ein Denkmal der Freundschaft zu stiften sich entschloss. Man findet also hier zwar nur Fragmente, aber in der That manches richtige Urtheil und manche dem Liebhaber des Fachs interessante Anekdote, auf eine Art, welche zugleich den Kenntnissen und dem Charakter des Vf. Ehre macht. Man erfährt hier besonders, wie viel Sch. für die Ausgabe des *Meidani* vorräthig und zubereitet hatte. Hoffentlich werden doch diese Sammlungen, welche sich auf die Pocockische handschriftliche Uebersetzung und Erklärung dieser arabischen Sprüchwörtersammlung gründen und beziehen, nicht zerstreut worden seyn, und endlich etwa durch einen dritten sachkundigen Mann herausgegeben werden können?

Der Vf. giebt am Ende ein Verzeichniss der arabischen Manuscripte und Excerpte, welche er besitzt und mit ächten literarischen Patriotismus auch andern zum Gebrauch für das Publicum (S. 32) verwilligen will. Wir wünschten, dass Hr. *R.*, was er über die *Sonna* gesammelt hat, vor allen andern bearbeiten und dadurch schätzbare Aufklärungen in der Geschichte und Philosophie der Religionen geben möchte.

S. 46 fragt Hr. *R.* „ob das Publicum wohl eine minder splendide Ausgabe des Originals von *Herbelots Bibliotheque orientale*, mit den schon gedruckten und mit neuen Zusätzen einiger sachkundigen Gelehrten versehen, gut aufnehmen würde? Kleineres Format soll dabey gewählt werden, und ein weit geringerer Preis möchte den Verleger, bey der ausgedehnten Nutzbarkeit des Werks, wegen des Kostenaufwandes sicher stellen." — Würde zu dieser Ausgabe und denen vielen im Hauptwerk nöthigen Verbesserungen von hinreichend vorbereiteten und bey Bibliotheken glücklich situirten Gelehrten mit anhaltenden Fleiss gesammelt und nichts übereilt, so wäre das Unternehmen sehr wichtig und der Mühe werth. Denn die „auch nicht wohlfeile deutsche Uebersetzung des Werks hat (allerdings!) den Hoffnungen, welche man sich davon machte, allzu wenig entsprechen." — Noch mehr aber gesteht Rec., eine baldige, möglichst wohlfeile Ausgabe eines arabischen Lexicons, so vollständig als man es in Deutschland mit unsern Hülfsmitteln bearbeiten kann, äusserst zu wünschen. Mangelt dieses unentbehrlichste Subsidium noch lange, oder steigt der Preis davon allzu hoch, so muss, schon aus dieser einzigen Ursache, das ganze arabische Studium absterben. Würde dabey die Raum ersparende Manier im Druck gewählt, welche man in Castellus Heptaglotton findet, oder würde, was gewiss noch besser wäre, der ganze Castellus zur Grundlage gemacht, in sein Werk alles, was zur Vermehrung und Verbesserung sich findet, bey den fünf verwandten semitischen Dialekten (denn das hebräische bliebe füglich ganz weg) und dem Persischen nachgetragen, würden endlich die Bedeutungen besser geordnet und alles recht genau corrigirt, so würde die Vervielfältigung dieses concentrirten Hülfsmittels für hebräische Sprachforschung und orientalische Literatur, dem ganzen morgenländischen Sprachstudium das erste unentbehrliche Bedürfniss wieder geben. Alsdann wäre die immer grössere Vernachlässigung dieser dem Exegeten, wie dem kirchlichen und Profanhistoriker, so nöthigen Instrumentalkenntnisse wenigstens unentschuldbar, würde aber auch wahrscheinlich wieder sich vermindern, indem indess der leere Wahn, dass man bloss durch philosophische Deutungen der Bibel ein *christlicher* Religions*lehrer* werden könne, gewiss wieder in sein Nichts zurücksenken wird. Denn, erfolgt dies letztere nicht, so ist unfehlbar nach kurzer Zeit alle eines *Lehrers* würdige Religionskenntniss und alle gründliche Einsicht in die Geschichte der religiösen menschlichen Geistesbildung verloren, und durch willkührliche, in den Geschichtsquellen der Religionen nicht gegründete Darstellungen, kurz durch Geschichtromane über Entstehung und Ausbildung des Christenthums etc. verdrängt; worauf endlich jede noch so phantastische Deuteley, unter dem Namen einer philosophischen Auslegung, Platz finden würde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 21. August 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Robinson: *Travels in the western Hebrides, from* 1782 *to* 1790 by the Rev. *John Lane Buchanan* A. M. Missionary Minister to the Isles, from the church of Scotland. 1793. 251 S. 8.

Berlin, b. Maurer: *Johann Lane Buchanans*, Missionars der schottischen Kirche, *Reisen durch die westlichen Hebriden während der Jahre* 1782 *bis* 1790. Aus dem Englischen. 1795. XIV und 226 S. 8.

Hohes und allgemeines Interesse kann und wird diese merkwürdige Schrift erwecken: denn ein Mann, den sein Alter, sein Stand und sein persönlicher Charakter dazu berechtigen, redet darinn mehrern Tausenden das Wort, welche, unbekannt und von allen Reisenden und philosophischen Staatsmännern bisher ganz übersehen, unter dem Druck der härtesten Knechtschaft leben, die selbst bey den westindischen Negersklaven nicht erhört ist. Er übernimmt ihre Vertheidigung in der menschenfreundlichen Absicht, um denen, welche hier helfen können, die Augen über den bedauernswürdigen Zustand dieser Unglücklichen zu öffnen. Vor dem Tribunal der Gerechtigkeit und Menschlichkeit erhebt er Klage gegen einige gefühllose subalterne Tyrannen, denen es gelingt, den Gesetzen Grosbrittanniens, — welche Freyheit verheissen und Eigenthum schützen — öffentlich Hohn zu sprechen, die Bewohner einer, nur wenige Meilen von Schottlands Küsten entfernten Inselkette, von dem Genuss dieser Gesetze auszuschliessen und zu den elendesten Sklaven herabzuwürdigen. „Ich weiss," sagt der edle *Buchanan*, „dass ich durch das, was ich hier geschrieben habe, „manche kleine Tyrannen beleidigen werde; aber Be„weggründe der Menschlichkeit und der Pflicht vor „Gott treiben mich an. Freymüthig will ich Wahrheit „reden, und die Drohungen einiger Gewissenlosen Volks„bedrücker nicht fürchten." Er hat diesen edeln Vorsatz redlich erfüllt. Der Staatskundige und Menschenkenner, der Geschichts- und Naturforscher, finden in diesem kleinen Werk, worinn der politische Zustand, die natürlichen Merkwürdigkeiten eines bisher durchaus unbekannt gebliebenen Theils der brittischen Inseln, und die Lebensart, der Charakter und die Eigenheiten ihrer Bewohner beschrieben werden, manche wichtige, neue und lehrreiche Beobachtungen und Nachrichten. Wir können hier nur einige Hauptzüge des lehrreichen Inhalts, der allgemein beherzigt zu werden verdient, ausheben. — Die westlichen Hebriden, oder *Aebudae*, wovon hier die Rede ist, erstrecken sich noch einen Grad tiefer, als die übrigen schottischen Küsteninseln, ins atlantische Meer. Man begreift sie gewöhnlich unter der allgemeinen Benennung von *Long-Island* oder lange Insel. Der Vf. lebte hier viele Jahre als schottischer Missionar, und ward mit der innern Oekonomie und dem Zustand dieser Inselkette genau bekannt. Hier fand er in einigen Districten, besonders solcher Gutsherrn, welche von ihren Besitzungen entfernt leben, Reste des alten tyrannischen Feudalsystems, welche nach der Willkühr kleiner Gutsherrn und ihrer *Einnehmer* oder Pächter (*Lairds and Tacksmen*) über die untre Volksclasse aufs grausamste ausgeübt werden. Diejenigen Bewohner dieser Inseln, welchen von den Pächtern kleine Stücke Landes auf unbestimmte Zeit zum Feldbau verliehen sind, leiden in einigen Gegenden unter dem Druck von schweren Abgaben und Herrndiensten, die ohne alle Einschränkung bloss nach dem Gutdünken der Pachter bestimmt werden. Viel unglücklicher aber als diese *Unterpachter* (*subtenants*) ist die Classe der *Diensleute* oder Gutssklaven (*Scallags*). Entblösst von dem nothdürftigsten Lebensunterhalt, sind diese ganz der Willkühr der tyrannischen Einnehmer hingegeben. So ein Unglücklicher männlichen oder weiblichen Geschlechts, errichtet sich, wenn er zum Dienst des *Herrn* angenommen wird, seine kleine Hütte von Baumästen und Soden, wo er, allen Anfällen der Jahrszeiten blossgestellt, schlimmer daran ist, als das Wild in den Waldhölen. Fällt es dem *Herrn* ein, ihn in eine andre Gegend zu versetzen; so schleppt er die Pfähle, woraus die Hütte zusammengesetzt ist, mit sich nach dem Ort seiner Bestimmung. Fünf Tage in der Woche arbeitet er für den *Herrn*, und am sechsten (denn am Sonntage darf er nicht arbeiten) besorgt er seine kleine Pfütze Landes, die ihm an irgend einer Ecke eines Moors angewiesen ist, mit etwas Kohl, Gerste und Kartoffeln. In dem Gemengsel dieser Producte besteht seine ganze Nahrung, ausser in den Jahrszeiten, wo er einige Fische fangen kann, die er denn ohne Salz und Brod verzehrt. — Nach dieser Einleitung geht der Vf. zur Zergliederung seines Gegenstandes über. — 1ster Abschnitt. Allgemeine Beschreibung der westlichen Hebriden. Diese schmale Inselkette erstreckt sich 70 englische Meilen abwärts von der schottischen Küste, in einer Länge von 180 und in einer Breite von 5 bis 20 Meilen, und ist in acht Parochieen eingetheilt. *Long-Island*, welche die grossen Inseln *Lewis* und *Harris* begreift, die beiden Inseln *Uists* und *Barrey*, sind die bedeutendsten. Die westlichen Seiten der grösten Inseln sind flach und sandig, die östlichen hingegen bergig, morastig und von steilen Klippen umgeben. Die meisten haben sch-

reiche Seen von süfsem Waffer. Boden und Klima begünftigen die Cultur von feinen Gartengewächfen und Baumfrüchten nur wenig; mehrere von den letztern Arten kommen felten zur Reife. Vielerley hier angeführte und befchriebne feltne Arten von wilden Land- und Waffervögeln find in Menge dort, und die Adler fo grofs und kühn, dafs fie fich an Pferde, Kühe und Hirfche wagen, und den kleinern Landthieren vielen Schaden zufügen. Kühe, Pferde, Schafe, Ziegen und Damhirfche find die gewöhnlichen Landthiere. Die Küften find fifchreich. Waldungen giebt es nicht, wohl aber Spuren vormaliger grofser, wahrfcheinlich durch das Feuer ftreifender Barbaren ausgerotteten, Wälder. An der öftlichen Seite der Infel giebt es anfehnliche und fichere Rheden. — *2ter u. 3ter Abfchn.* Politifcher Zuftand der weftlichen Hebriden. Einige grofse Landeigenthümer zeichnen fich durch Gemeingeift, und Menfchlichkeit gegen ihre Bauern aus. Verfchiedene derfelben, (und diefe werden hier vorzüglich gerühmt und nach ihrem perfönlichen Charakter gefchildert,) bewohnen ihre Güter felbft und erleichtern das ihnen bekannte Elend der unglücklichen Infulaner, fo viel es das beftändige Widerftreben der herrfchfüchtigen Pächter oder Einnehmer zuläfst. Die *Lairds, Macneil, Macdonald, Alexander Maclead* und *Mackenzie* haben fich vor andern die Verbefferung des Landes und der Induftrie angelegen feyn laffen. — Die *Tackfmen* oder Einnehmer, ftehen gewöhnlich mit den Familien der *Lairds* durch Verwandtfchaft oder fonft, in genauer Verbindung, haben weitläuftige Diftricte in vortheilhaften Pächten, die gewöhnlich auf den älteften Sohn erben, treiben auch wohl Handel, befonders Schleichhandel, und leben im Ueberflufs. Es giebt unter ihnen Männer von guten alten Familien, und mehrere, die fich durch menfchlichere Behandlung ihrer Unterpächter und Gutsfklaven, durch Beförderung der Induftrie und Verbefferung des Landbaues und der Viehzucht auszeichnen. Dann giebt es aber wiederum Fremdlinge unter ihnen, welche fich bey den abwefenden Gutsherrn eingefchlichen haben. Diefe Pächter find es vornehmlich, von welchen die Infulaner mit beyfpiellofem Stolz und defpotifcher Härte behandelt und bedrückt werden. — Die grofse felfigte Infel *Harris* (der Vf. nennt fie *the horrid Island*) ift ein folcher Schlupfwinkel der willkührlichen Gewalt kleiner Tyrannen, welche hier freyes Feld haben, weil der Eigenthümer *L. Maclead* immer abwefend ift. Diefe 36 Meilen lange und bis zu 14 Meilen breite, von etwa 3000 Seelen bewohnte, Infel, ift unter fünf grofsen Pächtern getheilt. Die armen Menfchen werden hier ärger wie das Laftvieh gehalten, mit graufamen Schlägen oft für unbedeutende Verfehen gezüchtiget, und nach der Laune der Pächter von ihren kleinen in Pacht genommenen Befitzungen (denn hier ift blofs von den *fubtenants* oder Unterpächtern die Rede) vertrieben. Die *tackfmen* erhöhen ihnen nach Gutdünken fowohl die Pachtfumme als auch die Herrndienfte. Man kann diefe letztern auf *Harris* im Durchfchnitt wöchentlich auf drey Tage rechnen. Schwere Abgaben von Butter, Käfe, Hühner u. dgl. fallen nebenher vor. Kommt ein *fubtenant* an den zum Frohndienft beftimmten Tagen auch nur eine Stunde fpäter zur Arbeit als angefetzt ift, fo befreyt ihn auch die gültigfte Entfchuldigung nicht von der Züchtigung feines Tyrannen. Dazu wird er fortgefchickt und auf den folgenden Tag wieder beftellt, folglich verliert der arme Mann dadurch zwey Tage für fich und die Seinigen. Empörend find die namentlich angeführten Beyfpiele der barbarifchen Züchtigungen wegen unbedeutender Verfehen. Einer jungen Dirne wurden einige Rippen zerfchlagen, eine andre ward faft zu Tode geprügelt, und unfähig zu weitern Dienftleiftungen gemacht. Man findet hier eine ganze Reihe von Greuelthaten der wüthenden Tyrannen. Doch wir wenden den Blick zu einer menfchlichern Scene. Der unglückliche *Carl Stuart* fand nach der Schlacht bey Culloden bey einem, dem regierenden königlichen Haufe eifrigft ergebenen, Bewohner diefer Infeln, *Mr. Campbell*, mehrere Wochen einen fichern Zufluchtsort. Der Prinz ward entdeckt, feine Auslieferung ward von einem Nachbarn, unter Anführung eines Priefters, welcher die auf den Kopf des unglücklichen jungen Helden gefetzte Prämie gewinnen wollte, mit bewaffneter Hand gefodert. Campbell aber widerfetzte fich der Auslieferung und drohete, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; fo dafs die Prinzenräuber zum Rückzuge genöthigt wurden. — Die *tackfmen* find mit der höchften Baronialgewalt bekleidet, und es werden fogar Beyfpiele von Pfarrern erzählt, welche mit fcheufslicher Wuth das Büttelhandwerk, in Ermanglung eines Schergen, felbft verrichten. Es ift merkwürdig, dafs bey allen diefen Bedrückungen die Auswanderungen fo felten find. Der Vf. meynt, dafs die Armuth der Infulaner fie daran hindere: und wahrfcheinlich werden die Pächter ihnen alle Gelegenheit dazu möglichft abfchneiden. *4ter Abfchn.* Charakter, Sitten und Kleidung der Hebrider. Sie find äufserft gutmüthig, und wo der Druck nicht zu grofs ift, heitern Temperaments, haben natürliche Fähigkeiten, find erfinderifch, lernbegierig, arbeitfam, und haben Sinn für Dichtkunft und Mufik. Im Tanzen find fie befonders gefchickt. Ihre zur Landwirthfchaft erfoderliche Geräthfchaft, einfach wie ihre Lebensart, verfertigen fie felbft, und treiben die nothdürftigen Handwerke. Der Vf. befchreibt ihre originelle Kleidung und Bauart. Eine liberale Begegnung findet der Fremde in den fchlechten Hütten, aber er mufs fich entfchliefsen, mit allen Feld- und Hausthieren in dem einzigen Gemach der Hütten zu wohnen. Der Erwerb ift äufserft gering. Ein arbeitsfähiger Knecht oder Magd bekommt gewöhnlich 5 Sh. Strl. (etwa 1 Rthlr. 12 gr.) jährlichen Lohn. Das höchfte, worauf ein Dienftbote von aufserordentlichen Talenten rechnen kann, ift jährlich 2 bis 3 L. Strl.; andre bekommen von 10 bis zu 40 Sh. Strl. Dabey müffen fie aber allen Schaden erfetzen, welcher an Vieh oder Hausgeräth gefchieht und nur irgend auf Rechnung ihres Verfehens gebracht werden kann; fo dafs fie oft am Ende des Jahrs, ftatt Lohn zu empfangen, ihren Herrn einen Abtrag für das nächfte Jahr fchuldig bleiben. Selbft in einem hohen Alter, das die Hebrider gewöhnlich erreichen, haben fie kein ruhi-

ruhiges und vom Druck der Abgaben verschontes Leben zu erwarten, oder ein freyes Ländchen zu ihrer Subsistenz zu hoffen. — Ihre Behendigkeit, Felsen und Klippen zu erklettern, ist merkwürdig. Knaben von 12 Jahren erklimmen sie schon, um wilde Schafe im Lauf zu erhaschen. — Fische, Kartoffeln und Gerstengebacknes sind die hauptsächlichsten Nahrungsmittel: unter milden Pachtern sind Wassergrütze, gekochtes Hammelfleisch mit Brod und Kartoffeln ihre Leckerbissen. Brantwein und Toback, den die Männer kauen, lieben sie sehr. Die unverschlossnen Hütten begünstigen die häufigen nächtlichen Besuche bey den gefälligen Madchen, und den Schwangern wird die Schmach der öffentlichen Kirchenbuſse durch die von ihrem Schwängerer beförderte Verheirathung gemeiniglich erspart. Ihre Sprache ist das Galische mit englischen und andern fremden Worten vermischt. In der Seefahrt besitzen sie vorzügliche Gewandtheit. — *5ter Abschn.* Die Insel *St. Kilda*, *Herta* vordem genannt. Sie liegt nordwestlich, ist drey Meilen lang, und mit steilen Klippen umgeben. Sie hat einen fruchtbaren Boden, romantische Thäler zwischen den Gebirgen und eine reine und gesunde Luft. Hier wohnen 27 arbeitsame Familien, die ihren Herrn, den Laird von Harris, bereichern, aber dafür von ihm oder seinen Einnehmern hart genug gedrückt werden. Die Jagd wilder Vögel zwischen den kaum ersteiglichen Felsen ist die tägliche Beschäfftigung dieser Insulaner. Die Eyer sind ihre Nahrung, und mit den abgerupften Federn treibt der Eigenthümer einen beträchtlichen Umsatz auf dem Markt von Liverpool. Sehr geschickt sind sie, ganze Heerden von wilden Gänsen, Solandgänsen, welche sich Nachts zu vielen hunderten auf den höchsten Klippen lagern, aufzuspüren und zu fangen. Vier solcher Vogelsteller, deren Künste bey diesem Fang beschrieben werden, erwischten in einer Nacht zwölf hundert solcher Gänse. Auch giebt es hier noch sonst vielerley Arten von nutzbarem wildem Geflügel. — Vormaliger Zustand der Insel, Charakter der Bewohner und nachdrückliche Rüge des Drucks ihrer kaum erschwinglichen Abgaben an die Einnehmer. — *6ter Abschn.* Gewohnheiten, Geräthschaften und Ackerbau. Der mühsame Landbau, von der Düngung des Landes mit Seegewachsen an, bis zur Aerndte, beschreibt der Vf. hier, und zeigt, wie unendlich sauer der geringe Lohn von dem armen Insulaner verdient wird. Die Viehzucht ist ziemlich bedeutend. Seit einigen Jahren ist das Dörren verschiedner Arten von Seegewächsen (*Kelp*) eingeführt, wovon Seesalz gewonnen, und ein nicht unbedeutender Absatz damit getrieben wird. — *7ter Abschn.* Verheirathungen, Taufen und Begräbnisse. Nach Verhältniſs des Vermögens der Insulaner werden die Hochzeiten mit vielem Aufwande gefeyert. Die Mitgaben bestehen in einer von den beiderseitigen Verwandten verabredeten Anzahl von Kühen, Schafen und Ziegen. Bey Begräbnissen werden grose Schmäuse auf dem Begräbniſsplatz gegeben; der Kummer wird beym vollen Becher vergessen, und mancher Leidtragende verläſst das Bachanal mit einem zerschlagenen Kopf. — Der *8te Abschn.* zählt die drückendsten Miſsbräuche der Pächter gegen ihre Untergebenen auf. Sie schicken ihren Pachtleuten ihre neugebornen Kinder zu, welche, ohne Bezahlung dafür zu erhalten, dieses noch für eine auszeichnende Ehre achten müssen. Bis ins zwölfte Jahr werden diese Kinder von ihnen unentgeldlich ernährt und gekleidet, und bekommen alsdann von ihren Pflegeältern noch ansehnliche Geschenke von allerley Vieh und Kleidungsstücke mit auf den Weg, und diese Geschenke müssen von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Ein fast unglaubliches Beyspiel des schnödesten Undanks eines Pächters gegen seine alten und durch seine eigne Raubgier verarmten ehemaligen Pflegeältern erzählt der Vf. hier. — Ein andrer Gebrauch ist folgender: Wenn ein Pächter sich verheirathet, macht die junge Frau, von einem Bedienten begleitet, die Runde bey den Pachtbauern, um, unter dem Vorwand, die Pachtung einzurichten, Kühe, Schafe und Ziegen von ihnen zu erbetteln, oder vielmehr als einen hergebrachten Tribut zu erpressen. Diese Gaben dürfen nicht geringe seyn, und schon oft hat ein armer Unterpächter die Ehre, die junge Dame unter seinem schlechten Dach zu sehen, mit seiner ganzen Habe bezahlt. — Im Frühjahr gehen die Pächtersföhne umher, und betteln oder *nehmen* Hähne und Hühner. „Die vierfüſsigen Thiere „dieser armen Unterdrückten werden ein Raub der Ael„tern, das Federvieh ist die Beute der Kinder." — Sogar von den benachbarten Inseln kommen die Bettelweiber in Haufen nach der Insel Harris, um unter Autorität der damit einverstandnen Pächter, solche räuberische Betteleyen vorzunehmen. Ueberhaupt treiben die Bettler ihr Handwerk in diesen Inseln mit vielem Erfolg: denn sie werden von den Pächtern empfohlen und von den Untergebnen respectirt und gepflegt. — Der *9te Abschn.* enthält verschiedene Localnachrichten von der Insel *Lewis*, welche von den Pachtern am mildesten behandelt wird, und durch manche Verbesserungen des Ackerbaues und der Industrie vor den übrigen Inseln gewonnen hat. Ferner stellt der Vf. eine Vergleichung des ehemaligen Zustandes mit der jetzigen Verfassung der Inseln an, besonders in Ansehung der Gutssklaven (*Scallags*) auf der Insel Harris. Er vergleicht ihre unglückliche Lage mit der der afrikanischen Negersklaven in Westindien, woraus sich ergiebt, daſs der Zustand der letztern der Lage der erstern noch weit vorzuziehen ist. (!) — Endlich folgen einige Bemerkungen über verschiedene neuere Versuche zur Beförderung der beträchtlichen Fischereyen an den Küsten. — Der letzte Abschnitt handelt von dem Religionszustand, von der kirchlichen Verfassung und dem Erziehungswesen.

In der Vorrede zu der gutgerathnen Verdeutschung dieses interessanten Werkes hat der Uebersetzer einige, aus sichern Quellen geschöpfte, Lebensumstände des ehrwürdigen Verfassers dieser Nachrichten geliefert, welche keinem Leser gleichgültig seyn können. Er hat seine Schrift dem edelmüthigen Vertheidiger der

Negersklaven, *Wilberforce*, zugesandt, und ihm die Beherzigung des Elendes auch seiner Insulaner empfohlen. Möchte er doch seine menschenfreundliche Absicht, durch Vermittlung edler Männer erreicht, und durch seine Schrift jenen unglücklichen den Genuss der Rechte der Menschen und Britten wieder verschafft haben!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Physikalisch-ökonomische Bibliothek*, worinn von den neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre und die Land- und Stadtwirthschaft betreffen, zuverlässige und vollständige Nachrichten ertheilt werden, von *F. Beckmann.* 18ten B. 4tes St. 1795. 9 B. 8.

Königsberg, b. Nicolovius: *Der Ehrentisch, oder Erzählungen aus den Ritterzeiten.* 2ter Bd. 1795. 294 S. 8.

Leipzig, b. Schneider: *Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und andrer statitischer und geographischer Nachrichten.* 22ter Th. 1795 257 S. 8.

Ebend., b. Ebend.: *Neue Beyträge zur Länder- und Völkerkunde.* 10ter Th. 1795. 257 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, b. Breitkopf: *J. G. Kochs*, Russ. kais. Collegienraths, *Vergleichungen mineralogischer Benennungen der Deutschen mit arabischen Wörtern.* 1795. 54 S. 8. Rec. hat schon lange gewünscht, dass die vielen technologischen Ausdrücke, welche — durch die von Arabern geschehene Verpflanzung mancher Kenntnisse nach Europa, durch die Kreuzzüge, durch Vermischung der arabischen Sprache mit der unter Carl V und Philipp II auch ausser Spanien verbreitet gewesenen Spanischen, und durch anderes Verkehr mit arabisch redenden nordafricanischen und orientalischen Völkerschaften — in die eigenthümliche Sprache beynahe jeder Kunst und Kenntniss unläugbar aus dem Arabischen übergegangen sind, von Kennern gesammelt, und ihrem Ursprung gemäss erklärt werden möchten. Dazu gehört aber freylich mehr Kenntniss des Arabischen, als *Ancillon* einst in einem solchen Aufsatz über die Namen der Sterne (s. Michaelis N. Or. Biblioth. I Th. Nr. 3.) bewies, und mehr philosophische, vom Willkührlichen entfernte, Einsicht ins Sprachforschen, als Hr. *K.* in der gegenwärtigen kleinen Schrift gezeigt hat. Wahr ists unstreitig, wenn der Vf. bemerkt, dass „Grammatiker und Systematiker sich oft über solche Dinge streiten, ohne zu wissen, wo die Glocke hänge." Aber so hängt sie in der That auch nicht, wie Er vermuthet, und dabey doch „lacht und sich wundert, dass man der Quelle so viele Jahrhun„derte lang nicht nachgespürt habe."

Die Manier, in welcher Hr. *K.* der Quelle nachspürt, ist originell, äusserst leicht, kunstlos, und zu allem möglichen hinreichend, nur nicht — um das wirkliche und wahre zu finden. Der Vf. sucht sich zwey oder mehrere arabische, mit unter auch hebräische oder chaldäische Worte, welche zusammen oft erst nach mancherley Auslassungen von Tönen und Sylben, einen, dem zu erklärenden mineralogischen Ausdruck ähnlichen, Schall und zugleich eine Bedeutung haben, die mit demselben irgend eine Aehnlichkeit annimmt. Will dies alles die gewünschte Etymologie noch nicht geben, so wird überdies ein oder das andere arabische Wort in einem Sinn genommen, welchen es nicht einmal hat. Man versteht wohl diese regellose Verworrenheit nicht ohne Beyspiel? Hier sogleich die erste Wortableitung: Der Name *Achat* soll aus dem Arabischen zu erklären seyn, weil „*Ach At*" *Butter, welche durch Rütteln entstehe*, und folglich auch: *etwas einer solchen Butter ähnliches* bedeute, die *Rinde des Achats* aber gerade so aussehe. Der arabische Ursprung des Worts soll demnach in den Worten أخ أتاء liegen. *Atao* ist *kommend*, und wird unter andern auch von Buttermilch gesagt, wenn sie beym Stampfen dick zu werden, *die Butter gleichsam zu kommen* anfängt. *Atao* bedeutet also nicht überhaupt: Butter oder Buttermilch, sondern nur eine gewisse Erscheinung und Modification, unter welcher die Butter bisweilen, nämlich im Augenblick der Sonderung, gesehen wird. Hr. *K.* will Butter überhaupt, und so muss denn das arabische Wort dies bedeuten. Er bedarf ferner noch die Sylbe *Ach.* Diese bedeutet arabisch *Bruder. Ach atai* wäre also: Bruder der sich sondernden Buttermilch. Allein dies *Bruder* bedarf Hr. K. in der Uebersetzung nicht; folglich nimmt er in derselben auch gar keine Rücksicht darauf. Er nutzt bloss den Schall ohne dessen arabische Bedeutung. Auf die nämliche Weise könnten 20 arab. Worte mit leichter Mühe angegeben werden, von denen man den Namen Achat mit gleichem Grund ableiten könnte.

Sollen manche technologische, (astronomische, geographische etc.) Worte aus dem Arabischen, woher sie wirklich abstammen, erläutert, und dabey nicht alles willkührlich behandelt werden, so muss man dabey 1) nicht auf willkührliche Zusammensetzungen der Laute 2) nicht auf bloss tropische Aehnlichkeiten eines möglichen Sinns ausgehen, sondern 3) auf Worte oder Redensarten bauen, welche entweder noch jetzt die nämliche Sache im arabischen bezeichnen, oder sie sonst bezeichnet haben, oder nach einer geschichtlich erweislichen Ideenverknüpfung, zu Bezeichnung der Sache tropisch angewendet worden sind. — Nicht dass Hr. K. in der Application sich geirrt habe, ist also das, was Rec. tadeln muss — denn solche Fehlgriffe begegnen jedem — sondern dies, dass seine ganze Methode völlig unbrauchbar ist, wenn gleich einige Worte, bey welchen es schwer war, zu irren, richtig erklärt sind; wie *Borax*, *Adamas* (von Admao, *fleckenlos*, aber ohne dass noch صرب dabey nöthig wäre) *Giltstein, Gyps*, *Katzen* (in der Zusammensetzung, wie Katzengold, Katzenkies) u. s. w. Aber dass ein Berg mitten in Deutschland, der *Brocken*, einen arabischen Namen haben solle (von *barak, blitzen*) dies ist freylich baroque.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. August 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

PERTH, b. R. Morison jun.: *Observations made in a journey through the western Counties of Scotland, in the autumn of* 1792, relating to the scenery, antiquities, customs, manners, population, agriculture, manufactures, commerce, political condition and literature of these parts. By *Robert Heron.* In two volumes. 1793. First Vol. 787 S. Vol. second 513 S. 8. (1 L. 5 sh. Sterl.)

Dr. *Johnsons* und *Pennants* Reisen durch das schottische Hochland, und einige neuere Reisebeschreiber haben ausführliche Nachrichten über diesen von so vielen Seiten merkwürdigen Theil von Grosbrittannien geliefert; die Reichhaltigkeit des Stoffs aber, welchen dieses Land dem sachkundigen und philosophischen Reisenden darbietet, ward durch sie noch nicht erschöpft. — Hr. *Heron*, ein Edinburger Gelehrter, in seinem Vaterlande durch mehrere Schriften, unter andern durch die Uebersetzung von Niebuhrs Reisen, bekannt, theilt in diesem Werk seine mit vielem Beobachtungsgeist, reifen Kenntnissen, und einer lobenswürdigen Bescheidenheit, während seiner Reise durch Schottland über die auf dem Titel angezeigten interessanten und wichtigen Gegenstände, niedergeschriebenen Bemerkungen, dem Publicum mit. Besonders wichtig und unterrichtend haben Rec. die Nachrichten über landwirthschaftliche Gegenstände, über Manufactur- und Fabrikenwesen und Industrie überhaupt geschienen. Hie und da hätte sich unser Reisender in seinen Reflexionen einer mehr concentrirten Kürze befleissigen können, und die oft lang ausgesponnenen Erzählungen von an sich selbst unbedeutenden Abentheuern auf der Reise, sind vollends überflüssig. — Folgendes ist die Uebersicht des Hauptinhalts. Das Land zwischen Edinburg und *Queensferry* gegen *Perth* hin, ist trefflich angebaut und die Quelle der Wohlhabenheit der Landleute. An den westlichen Ufern der *Forth* hat Gr. von *Elgin* beträchtliche Brüche und Brennereyen von Kalkstein. — Das Vorrecht der Gemeinden in Schottland, die ihnen von ihrem Gutsherrn zu Predigern vorgeschlagenen Candidaten entweder zu dem Amt zu berufen, oder sich seiner Wahl widersetzen zu dürfen, ist grösstentheils wohl nur scheinbar; denn in den meisten Fällen ist auch hierbey die Oppositionspartey die schwächste. Es werden hier Beyspiele solcher kirchlichen Streitigkeiten angeführt. Das alte Städtchen *Kinross* hat einige gute Leinwandmanufacturen und Messerfabriken.— Auf einer der Inseln in dem schönen und fischreichen See *Lochleven* ward die unglückliche Königin Maria von dem tyrannischen *Murray* gefangen gehalten, und musste von der harten Begegnung seiner stolzen Mutter viel leiden, bis sie mit dem jüngern Bruder des Schlossherrn Douglas entfloh. — Zwischen *Kinross* und *Perth* sind bey *Pitcaithly* einige gute und häufig besuchte mineralische Quellen, worüber ausführliche, besonders chemische, Bemerkungen mitgetheilt werden. — Geschichte von *Perth.* Sie spielte, besonders in den bürgerlichen Kriegen unter Carl I und den letzten Stuarts, eine bedeutende Rolle. Seit dem Aufstand 1745 zu Gunsten des Prätendenten, hat die Stadt, so wie viele andere Gegenden Schottlands, durch Anbau, Bevölkerung, Industrie und Handel ansehnlich gewonnen, und hebt sich immer mehr. Die umliegende Gegend ist in mineralogischer Hinsicht besonders merkwürdig. *Faujas de St. Fond*, der sie bereiset und beschrieben hat, fand besonders auf der Höhe von *Dunsinane* einen Schatz von seltnen Steinarten. — Der Handel mit kleinen Waaren, welche die Einwohner von *Perth* als herumziehende Krämer in die entferntesten hochländischen Gegenden bringen, trägt ihnen viel ein. Philosophische Reflexionen über den Einfluss solcher mercantilischen Missionaire, sowohl auf die Cultur entfernter Völkerschaften, als auf Beförderung ihrer eigenen Industrie und Wohlstand. Geschichte des Etablissements der hiesigen bedeutenden Leinewandmanufacturen. Die übrigen Stadtgewerbe bestehen hauptsächlich in der Zubereitung des Leinöls, in Fischerey, Gerbereyen und Kornhandel. — Allgemeine Bemerkungen über die Einführung und Vervollkommnung der Baumwollenmanufacturen in England, welche auch in *Perth*, so wie die Cattundruckereyen, ein bedeutender Nahrungszweig sind. Der Vf. geht hierbey in ein lehrreiches Detail. — Religionssecten, Schulanstalten. Zustand der classischen Literatur und des Erziehungswesens in Schottland überhaupt. Die Beschaffenheit der Landschulen ist schlecht. Die Lehrer sind schlecht besoldet; der Unterricht ist unzweckmäsig. Nicht viel besser sieht es in den Stadtschulen und deren classischen Unterricht aus. „Bey diesem vernachläsigten Zustand unserer Schulen," schliesst der Vf. „verlässt der gröste Theil der Jugend „sie mit leerem Kopf. Sie betreten die hohen Schulen „oder ihren sonst bestimmten Geschäftskreis mit ungebildeter Urtheilskraft, schwachen Kenntnissen und ungeleiteter Aufmerksamkeit. Vom Latein und Griechischen, verstehen sie gerade so viel, um ihre Zeit mit „fruchtlosem Anhören der akademischen Lehrer zu vertändeln. Von Grundsätzen der Religion und Moral „wissen sie gar nichts. Schlechte Streiche und Ausschweifungen sind die Folge ihres Mangels an gesunder Vernunft und Kenntnissen des täglichen Lebens und „der

der Sitten." — Von einer unlängst in P. gestifteten Handlungsakademie sagt der Vf. viel Gutes. Seit 1784 hat sich dort auch eine Societät der vaterländischen Alterthümer formirt. — Die *Charterd privileges*, womit die Stadt, als ein *royal burgh*, begabt ist, schützte sie doch nicht, gegen die Anfechtungen des herrschenden Revolutionsgeistes. Unter den, durch ihren speculativen Geist ausgezeichneten, Einwohnern von P. fand die französische Revolution viele Anhänger. Eine 1792 entstandene Gesellschaft von Volksfreunden, profitirte laut den Republicanismus, und drang mit einiger Heftigkeit auf politische Reformen. Besonders fand die Gesellschaft unter den Manufacturisten einen starken Anhang. — Das gesellige Leben in Perth ist sehr angenehm. — Der Spott des Vf. über den Missbrauch des Modewortes *romantisch*, bey Gegendbeschreibungen, ist ein Beweis, dass es dort damit so ist, wie bey uns, wo seit einigen Jahren die Worte *malerisch*, *pittoresk* u. d. g. bis zum Eckel in Verbrauch gekommen sind, und oft als lächerliche Carricaturen auf dem Aushängeschild vor so manchen mittelmäsigen und schlechten Reisebeschreibungen u. s. w. paradiren müssen. — Die umliegenden Gegenden des Marktfleckens *Dunkeld* und besonders der herrliche Landsitz des Herzogs von *Atholl* sind wirklich romantisch. — In der fortgesetzten Reise durch das westliche Schottland gewinnen die Bemerkungen über Beschaffenheit und Cultur des Landes, über Viehzucht, Industrie, Sitten und Nationalgeist der Bewohner, über vorhandne Alterthümer u. s. w. immer mehr an vielseitiger Wichtigkeit. Mit wahrem Interesse begleitet man den Vf. zu den abwechselnden Standpunkten der Ansichten von erhabnen Gebirgegegenden, reitzenden Landsitzen, schönen Flüssen und Seen und trefflich angebauten romantischen Thalern; in die Hütten des Hochländers, der sich durch originellen Geist und Sitten eben so sehr, als durch herzliche Gutmüthigkeit und liberale Gastfreyheit auszeichnet; zu den Resten des grauen Alterthums und auf die Schlachtfelder der Caledonier und Römer; zu den Gegenden, wo Ossian seine Helden auftreten läst, und die Scenen ihrer Schicksale, unglüklicher Liebe, ihres Kampfs und Falls hinzaubert. Bey dem hohen Interesse, das alle diese Gegenstände gewähren und bey so vielen eingestreuten neuen und scharfsichtigen Bemerkungen, kann man einige Weitschweifigkeiten und lang gedehnte Raisonnemens leicht zu gut halten. — Die Hauptstadt von Argyleshire, *Inverury*, treibt ansehnlichen Küstenhandel und Fischfang. Der jetzige Herzog von *Argyle* macht sich hier um die Verbesserung der Landwirthschaft und des Ackerbaues sehr verdient. Die Fischerey von Stockfischen und Heeringen ist in dem See *Lochfine*, einem tief ins Land eindringenden Arm des Meeres, sehr ergiebig. Durch Verwendungen und Vorschläge für die bessere Cultur des Bodens und der Menschen, machten sich *Dr. S. Johnson*, *Mr. John Knox* und *Dr. James Anderson* verdient. Hr. H. huldigt in dieser Rücksicht ihren Namen und trägt auch seiner Seits hierbey manche wichtige Gedanken über die Beförderung des Manufacturwesens, des Ackerbaues und der Fischereyen in Schottland, vor, welche Beherzigung verdienen. — Eine der reizendsten Ansichten dieser Gebirggegenden, giebt der mit konischgeformten Hügeln umgebene See *Lochlomond* und seine Inseln und cultivirten Ufer. — Die Gründe, die der Vf. S. 352 u. f. über die oft bestrittene Aechtheit der Ossianischen Gedichte darlegt, sind zwar nicht ganz neu, aber gut auseinander gesetzt. Er kündigt zugleich eine dort im Werk begriffne prächtige Ausgabe der Urschriften dieser Gedichte mit der lateinischen Uebersetzung an, und theilt über die berühmten schottischen Literatoren *George Buchanan* und *Smollet*, lesenswürdige Notizen mit. — Seit der Endigung des americanischen Krieges hat die Gegend von *Dumbarton* oder *Lennox*, von *Lochlomond* und an dem Flusse *Leven* an Industrie (besonders in Baumwollenmanufacturen) Bevölkerung und Wohlstand ansehnlich gewonnen.

Vier und zwanzig von *Ashmore* gezeichnete und von *Juker* in Aqua tinta gestochne Darstellungen von Bergansichten, Ruinen, Seen und Landhäusern, zieren diesen ersten Band. Einige dieser Blätter sind, wie sich das in der Bearbeitung der Aqua tinta nicht selten trifft, hart; ihr Colorit fällt ins grelle Roth. Die meisten hingegen, sind trefflich gerathen, besonders einige Landseegegenden. In Ansehung dieser artistischen sehr beträchtlichen Zugabe, ist der oben angegebne Preis des Werks im Vergleich ähnlicher englischer Werke sehr mäsig.

Mehr noch als der erste, leistet der *zweyte Band*, vornehmlich in Betracht, der ausführlichen und zum Theil neuen Nachrichten über *Glasgow*, und die Districte *Galloway* und *Ayrshire*. — Rec. hebt die Bemerkungen über *Glasgow*, welche Stadt der Vf. gleich Anfangs nur kurz berührt, aus dem Verfolg zuerst aus. Die vortheilhafte Lage von Glasgow trug seit der Epoche der Beförderung der Handlung und Manufacturen in Schottland, zu ihrem schnellen Wachsthum bey; sie hat seit der brittischen Revolution durch einen ausgebreiteten Handel sehr gewonnen. Der americanische Krieg gab diesem blühenden Handel einen harten Stoss; nun wandte sich die Aufmerksamkeit der Glasgower auf die Erweiterung der andern Quelle ihres innern Wohlstandes, die Manufacturen, und von der Zeit an ward Glasgow gleichsam das Centrum, von welchem aus sich Industrie mit neuer Kraft und mehr Wirksamkeit über das ganze Königreich verbreitete. Die Universität in dieser grossen und schönen Stadt ist jetzt eben so berühmt in der Jurisprudenz als es die Edinburger Universität in der Medicin ist. Die von den Brüdern *Robert* und *Andres Foulis* besorgten Ausgaben der Classiker werden für die schönsten und correctesten gehalten, welche jemals in England erschienen sind. Glasgow war vor ein paar Jahren der Mittelpunkt politischer Unruhen in Schottland. Von Paine's bekannten und so allgemein gelesenen Werken, wurden hier Auszüge veranstaltet und unter das Volk vertheilt. Es entstanden mehrere sogenannte Gesellschaften von Volksfreunden. Revolutionsprediger erhoben sich in den Biertavernen, und der ausgestreute Funken fasste besonders unter den Handwerkern und Fabrikenarbeitern. Doch waren die Folgen bis jetzt nicht gefährlich. Des Vfs. Schutzrede für

für den englischen Krieg mit Frankreich ist — wenigstens sehr entbehrlich und im J. 1795 klingt es wahrlich — wie eine bittre Satyre wenn der Vf. 1793 triumphirend ausruft: „Die Angriffe der Franzosen auf Holland sind jämmerlich verunglückt; aus den Niederlanden haben sie sich schmählich zurückziehen müssen. „*Unsere* Waffen sind mit demselben Ruhm gekrönt, als „damals, da Anna herrschte und *Marlborough* — focht!" Doch kann der Vf. nicht umhin, von der andern Seite auch den Schaden zu erwägen, welchen England — mitten in seinen Triumphen — an seiner Handlung und seinen Manufacturen leidet: aber er schreibt, schlau genug, alles hieraus entstandne Elend den in England existirenden Freunden der Franzosen allein zu. Am Schluss dieser Declamation spricht der Vf. mit Wärme und Wahrheit über die geheimen Quellen mancher in den letzten denkwürdigen Jahren vorgefallnen traurigen Ereignisse und Excesse. — Die Stadt *Hamilton* in Laneckshire ist zwar nur klein, aber durch Gewerbefleiss und Betriebsamkeit aller Art, einer der merkwürdigsten Plätze in Schottland. Besonders blühend sind die Leinewandwebereyen. Das weibliche Geschlecht ist hier vorzüglich schön. — Auffallend ist nach des Vfs. treffenden Bemerkung der Contrast des Anblicks der übriggebliebenen Reste des Alterthums in Italien, und Griechenland, Africa und Asien — und der in dem nördlichen Europa; und tief erschütternd sind die Empfindungen, welche bey der Betrachtung dieser so verschiedenen Ruinen der Vorzeit rege werden. Dort erinnert dieser erhabene Anblick ehrwürdiger Alterthümer an hingesunkne Grösse und Herrlichkeit, an den enormen Abstand jener grossen Nationen mit den jetzigen ausgearteten Bewohnern dieser classischen Länder: Hier in Grossbrittannien und in andern europäischen Ländern hingegen, rufen die wilden Trümmern von eingestürzten Burgen, Raubschlössern und Thürmen das Andenken an die Schrecknisse des Feudalsystems und an die Verheerungen des Faustrechts und der Bürgerkriege zurück. Glückliche Revolutionen haben diese Veste in Schutt verwandelt, mit der höhern Cultur der Sitten sind Wohlstand und bürgerliche Sicherheit in die Stelle jener Zerrüttungen getreten, und zwischen dem Moder dieser mit wallenden Saatfeldern und mit den Hütten des wohlhabenden Landmannes, umgebnen Trümmer, stellt sich uns der frappante Abstand unserer Verfassung von der der traurigen Vorzeit dar. Unser Vf. findet auf seiner Reise oft Gelegenheit, sich mit patriotischer Wärme hierüber zu äussern. — Die Einimpfung der Blattern kennt man in mehrern Gegenden Schottlands kaum. Die dem Menschengeschlecht so wohlthätige Mittheilung dieser Krankheit, wird dort noch als ein Verbrechen betrachtet. — In der Gegend von *Leadhills*, und *Wanlockhead*, zwey auf den höchsten schottischen Gebirgen liegende und ganz von Bergwerkern bewohnte Dörfer, sind gute Bleyminen, die dem Grafen von *Hopetoun* gehören. Im J. 1790 wurden 18000 Barren Bley gewonnen. Es wird nach Holland und Russland versandt und der Eigenthümer geniesst ⅕ der Ausbeute. — In dem südlichen Hochlande, das weniger als das nördliche cultivirt ist, wird sehr gute Vieh - besonders Schaafzucht getrieben. Die Gebirge sind hier in grossen Pachtungen von 2 bis 300 L. Sterl. jährlicher Pacht getheilt. Die grossen Schaafheerden werden von abgerichteten Hunden auf die Gebirge und wieder herabgetrieben; der Schäfer bleibt in seinem Thal. Die in den Gebirgen von Crawford entspringenden Flüsse *Elwan* und *Geengonar* führen einigen Goldsand mit sich. Die Bevölkerung dieser Gegend ist nicht gross, aber die Bewohner sind, bey ihrer äusserst einfachen Lebensart, im Wohlstande. — In der umliegenden, der Familie *Queensbury* gehörigen, Landschaft von *Dumfries* ist der Ackerbau in Aufnahme. Diese Stadt ist nur durch ihre Viehmärkte bedeutend, aber es leben hier viele wohlhabende schottische Familien, und daher ist die Stadt sehr belebt, besonders wenn die Jagdgesellschaften der umliegenden Gegenden sich hier versammeln. — *Galloway*. Ueber das Alterthum dieses merkwürdigen Districts, dessen alte Bewohner in den Urkunden unter dem Namen *Galwegenses* vorkommen, über die Bewohner und wechselnden Eroberer desselben, die Picten und Angelsachsen und über die noch existirenden Spuren derselben in Denkmälern und der Landessprache, stellt der Vf. scharfsinnige und instructive Betrachtungen an. — Die Vergleichungen, die der Vf. zwischen den minder cultivirten Gegenden von Schottland und einigen europäischen Staaten, zum Vortheil der erstern, macht, ist viel zu einseitig und zu allgemein, um Sachkundigen Lesern, selbst seiner Nation, eine Genüge zu leisten. — Bewunderungs- und Beyfallwürdig ist der Gemeingeist der schottischen Güterbesitzer und ihr Bestreben zur Unterstützung und Beförderung des Landbaues und der Industrie im Lande. Dieser Gemeingeist der Grossen theilt sich den Besitzern kleiner Ländereyen mit. Ein denkwürdiges Beyspiel davon, wird von einem Geistlichen, *Dr. Lamont* in *Kirkpatrick* und *Durham* erzählt, der mit dem glücklichsten Erfolg seiner patriotischen Verwendungen in dem Wirkungskreise seiner Besitzungen, zur Beförderung der Wissenschaften und der Gewerbe arbeitet. Durch diese Bemühungen der verschiednen Lairds von *Galloway* hat dieser District in den letzten 20 Jahren an Cultur, Industrie und Bevölkerung unendlich gewonnen. Was noch besonders in den Gegenden von *New - Galloway* und *Glenkens* mit Erfolg geschehen, und wie hauptsächlich die bisher sehr vernachläsigte Erziehung verbessert werden könnte, darüber lasst der Vf. sich mit patriotischer Wärme aus. Durch eine in diesen Gegenden seltne Bildung der verschiednen Classen ihrer Einwohner, zeichnet sich die kleine sonst nicht bedeutende Stadt *Kirckludbright* aus. Der Vf. rühmt einige hier errichtete literarische Institute. An der westlichen Küste dieser ganzen Landschaft, findet man noch viele Spuren der Streifereyen von Sachsen und Dänen, die dort oftmals landeten. — Ein Mr. *Murray*, hat hier die neue Anlage eines Dorfes *Gatehouse* befördert, und mit grossen Kosten verschiedene Fabriken besonders Ledergerbereyen und Baumwollenfabriken errichtet. Zum Erstaunen hat der Ort in wenig Jahren an Gewerbthätigkeit, Bevölkerung und Wohlstand zugenommen, nur ist bisher, dem durch den schnellen Wachsthum eingerissnen Sittenverderben,

nicht genug gewehrt. — Der Volksaberglaube an Gespenster, Zaubereyen und Hexen, ist in diesen Gegenden noch allgemein. Es werden merkwürdige Beyspiele davon erzählt. Uebrigens lobt der Vf., als ein eifriger Anhänger der englischen Verfassung, den festen Charakter der Bewohner von *Galloway*, welche bey allen in den letzten Jahren von Volksaufwieglern versuchten Verführungen, der alten Constitution treu geblieben seyn. So sehr wir diese Anhänglichkeit an die ordentliche Verfassung billigen, so wäre es in psychologischer Hinsicht doch noch zu untersuchen, ob diese Leute des Ruhms der männlichen Festigkeit und des ächten Patriotismus, den der Vf. ihnen beylegt, würdig sind, oder ob nicht vielmehr die abergläubische Furchtsamkeit dieser Leute, die noch an die leibhaftige Erscheinung des Teufels und an unmittelbaren Einfluss aller bösen Geister glauben, Antheil an dieser Stimmung habe. — Die Insel *Man*, im irländischen Ocean, treibt noch jetzt, wie vor dem, trotz allen Vorkehrungen der Regierung, einen bedeutenden Schleichhandel mit Thee, Salz und Liqueur, nach Schottland. Vordem war *Galloway* der Aufenthalt der Zigeuner, welche sich hier jetzt sehr vermindert haben. *William Marshall*, in seinen frühern Jahren als ein Räuber und Mörder berüchtigt, starb unlängst hier in einem hohen Alter, und zwar, wegen seiner geänderten Lebensart, und wegen vieler Züge seines Edelmuths und seiner Wohlthätigkeit, so allgemein geachtet, dass mehrere Orte sich um die Ehre seiner Geburt streiten. — *Ayrshire*. Dieser schöne District ist bergigt, aber sehr cultivirt. Die Ansicht des Landes ist mannichfaltig und reizend und die Hauptstadt *Ayr* gross und wohlgebaut. Vordem war sie eine ansehnliche See- und Handelsstadt; seit dem Wachsthum von Glasgow, verminderte sich ihr Verkehr. Seit der letzten Insurrection haben Handel, Gewerbe und Bevölkerung sich aber wiederum ansehnlich vermehrt. Hierzu hat die Errichtung einer Bank beygetragen, wiewohl die Grundeigenthümer, hier sowohl als wie in andern Gegenden von Schottland, bey der unzweckmäsigen Direction dieser Bank, welche auch ihren Ruin zu Wege brachte, in der Folge sehr gelitten haben. Unterdessen hatte diese periodische Wohlhabenheit der getäuschten Grundeigenthümer die Cultur des Landes und den Anbau der Stadt selbst ansehnlich befördert. Der Sitz des obersten Gerichtshofes belebt die Stadt und das Erziehungswesen ist gut besorgt. — Nachrichten von *Boswell*, dem bekannten launigen und geistvollen Biographen des *Dr. S. Johnson*, und von einigen hier einheimischen Dichtern, besonders *Robert Burns* und dessen vorzüglichsten Werken. Socinianische und deistische Streitigkeiten haben die Geistlichen, so wie das Volk dieser Gegend, in zwey Parteyen, die New- und die Old-Lightmen getheilt. Im Ganzen urtheilt der Vf. billig über diese verschiednen Secten und ihre Meynungen: es beweist aber einen Grad von Parteylichkeit und Härte, die ihm sonst nicht eigen ist, wenn er den verfolgten Dr. *Priestley* „einen Proteus in der Literatur, einen verwegnen „Verbreiter von Neuerungen und einen Aufwärmer von „längst abgethanen Ungereimtheiten, sowohl in der Po„litik und Philosophie als auch in der Theologie.“ nennt. — Die Insel *Arran* an der Mündung der Clyde ist besonders durch ihren trefflichen Hafen *Lamlash* merkwürdig. In den Seen der Insel sind schöne Lachse. Man findet ansehnliche Reste alter Druidentempel. Die kleinere Insel *Bute* hat sechs oder acht ähnliche fischreiche Seen. Die Aufnahme der Baumwollenmanufacturen und Heeringsfischereyen hat diese letztere Insel seit kurzem sehr bevölkert. Hier schweift der Vf. durch die Aehnlichkeit des Namens veranlasst, ab, in eine Lobrede auf den bekannten Lord *Bute*, welche wohl nicht viele Leser unterschreiben dürften. — Die Steinkohlengruben von Ayrshire sind sehr beträchtlich und die Ausfuhr nach Irrland, wo es an Steinkohlen mangelt, ist gross. Im Innern des Landes fehlt es am leichten Transport derselben durch Kanäle, und der Vf. wünscht, dass man auch in dieser Gegend zur Erleichterung der Communication auf die Anlage von Kanälen bedacht seyn möchte. „Wenn,“ setzt er richtig hinzu, „die civilisirte Verfassung Brittanniens jemals von der „Barbarey wieder überwältigt werden sollte; so wer„den unsre Kanäle, wenn nicht eben so glänzende „Denkmäler, doch gewiss redende Beweise unsrer hö„hern Bildung bleiben, als die Aquaeducte des alten „Roms.“ — Gern schriebe hier Rec. noch das Resultat der Betrachtungen des Vf. über das Innere seines Vaterlandes überhaupt, ab, wenn er nicht befürchten müsste, die Gränzen einer Recension zu weit zu überschreiten. Es ist ein trefflich ausgeführtes Totalgemälde von Schottland und von seinen Bewohnern; das Bild eines glücklichen Volks, welches bey seiner wachsenden Bildung, fern von den blutigen Schauplätzen bürgerlicher Unruhen und verheerender Kriege in der stillen Benutzung der mannichfaltigen Vortheile, die der vaterländische Boden ihm darbietet, höhern Vollkommenheiten entgegenstrebt. Kann man ein solches Bild in unserer Zeit, ohne Rührung, kann man es ohne Sehnsucht betrachten? — — Am Schluss dieses Bandes giebt der Vf. noch einen Umriss der Geschichte von Edinburg bis auf die neuesten Zeiten, und concentrirte Nachrichten von dem Zustand der Edinburger Universität.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ERLANGEN, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen oder Predigtentwürfe der besten Kanzelredner nach dem Bedürfniss unserer Zeit für deutsche Volkslehrer gesammelt und bearbeitet. Des dritten Bandes zweyte Abtheilung.* 254—514 S. 8. (16 gr.)

In dieser Abtheilung sind Auszüge aus 26 *Zollikoferischen* Predigten enthalten. Wer die Predigten nicht selbst besitzt, wird sich dieser Auszüge mit Nutzen bedienen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 24. August 1795.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Hertel: *Ueber Glück und Unglück der Menschheit,* zur Beförderung des erstern und Minderung des letztern, *von einem deutschen Patrioten.* 1794. 202 S. 8.

Der Titel dieser Schrift ist ziemlich unbestimmt, und läfst nicht errathen, was eigentlich ihr Inhalt ist. Die Absicht derselben ist eine Bestreitung des Systems des Gleichgewichts der europäischen Mächte als einer Ursache vieler unnützer und blutiger Kriege, durch welche das Wohl der Staaten gestört wird. Der Vf. will zeigen, dafs nur eine falsche Politik und die Eroberungssucht jenes System zum Vorwande gebraucht habe, und dafs „auf einer weisen Regierung, auf genugsamen Menschen and wohlangebaueten Ländereyen der gröfste Reichthum und die wahre Wohlfahrt eines Staats beruhe." Dies verleitet den Vf. zu einer Abschweifung über die anzuwendenden Mittel, um ein Land nach diesem Gesichtspunkt glücklich zu machen, welche fast den gröfsten Theil des Buchs, von S. 29 bis 159, einnimmt. Nach dieser Ausschweifung wird noch bis zu Ende die Unstatthaftigkeit dieses Systems aus andern Gründen, z. B. dafs es ungerecht und gegen das Naturrecht, und nicht ausführbar sey, gezeigt. Die Absicht des Vf. und die Freymüthigkeit, mit welcher er den Grofsen der Erde manche Wahrheiten sagt, ist lobenswerth. Nur Schade, dafs die Ausführung der Absicht nicht entspricht. Neben vielen Wahrheiten, z. B. dafs das Wohl der Staaten mit der Freyheit im Denken und in der äufsern Religionsübung bestehe, von Aufmunterung und Beförderung der Industrie, welches aber gar nicht hieher gehörte, und zum Theil doch nur oberflächlich behandelt ist, findet man auch viele falsche Sätze, z. B. dafs die Beförderung der Glückseligkeit des Staats die erste Regentenpflicht sey. Es ist in dem Buche nichts ausgeführt, nichts erschöpft; es fehlt an strenger Ordnung und Verbindung; und es müfste überhaupt ganz anders eingerichtet seyn, wenn es zur Beförderung des Glücks und Verminderung des Unglücks der Menschheit etwas beytragen sollte. Es müfste eine gefälligere und reizendere Einkleidung haben, wenn es von denen gelesen werden sollte, in deren Willkühr das Wohl der Staaten gelegt ist. Und gerade das, was hier als die erste Regentenpflicht aufgestellt wird, die Beförderung der Glückseligkeit des Staats, möchte, wenn es keinem höhern Grundsatz untergeordnet wird, die Hauptquelle der meisten Uebel in den bürgerlichen Gesellschaften seyn.

GÖTTINGEN: *Systematische Darstellung der Pfälzischen Religionsbeschwerden,* nach der Lage, worinn sie jetzt sind. Vom geh. Justizrath *Pütter.* 1793. 319 und XXXIV S. 8.

Diese ungemein gründlich ausgearbeitete Schrift, welche weit mehr leistet, als der Titel verspricht, betrifft einen Gegenstand, welcher, da er an sich seit langer Zeit alle rechtliebenden Menschen interessirte, durch die Zeitumstände in diesem Augenblick besonders wichtig wird; da in einem grofsen Theil der Pfalz die bürgerliche und Religionsverfassung, wie sie seit hundert Jahren war, dermafsen aus einander gesprengt worden, dafs, wenn, wie zu hoffen ist, jene Gegenden wieder unter ihren rechtmäfsigen Landesfürsten kommen, derselbe ganz freye Hände hat, Usurpationen, welche geheiliget schienen, bey der nothwendigen neuen Creation abzustellen, und überall diejenigen Einrichtungen einzuführen, welche nicht weniger dem Recht, als dem Wohl des Landes gemäfs, und gegenwärtig zumal die einzigen sind, welche der Regierung eine dauerhafte Ruhe gewähren können. Man weifs ohnehin, dafs der evangelische Religionstheil am Reichstage die Tilgung der lästigen *Clausula Ryswicensis* am besten und wirksamsten bey den bevorstehenden Friedensunterhandlungen zur Sprache bringen zu können, mit Recht glaubt. Diejenigen, welche das Glück haben, an diesem wohlthätigen Werk arbeiten zu können, bedürfen keine weitere Instruction als das vorliegende, vortreffliche Werk, das mit vieler Mäfsigung, und doch zugleich mit einem Nachdruck spricht, zu welchem die Sache selbst ihren Vertheidiger erhebt. Kein Mann von Gefühl für gemeine Billigkeit, sey er von welchem Glauben er will, wird dasselbe unüberzeugt aus der Hand legen.

Der Inhalt ist summarisch dieser. Der verdienstvolle Vf. entwickelt die eigentliche Beschaffenheit der Kirchenreform in deutschen Ländern, zumal der Pfalz, wo dieselbe bekanntlich sehr vielen Revolutionen ausgesetzt war. Was er hauptsächlich fühlbar zu machen sucht, ist; dafs dieselbe nicht von dem Fürsten verordnet, sondern vielmehr durch das Volk in Bewegung gebracht worden war. Dieses ist in so fern unstreitig, als hiedurch die Gewalt der öffentlichen Meynung von dem Vorzug einer neuen Einrichtung und einer Absonderung von Rom gemeynt wird. Allerdings wurde der Fürst eben hiedurch mit gewonnen, und wirklich genöthiget (weil die Stimme des Volks eindringende Sprecher hatte, und respectirt werden mufste), die verlangte Aenderung zu treffen. Der Vf. zeigt, wie nach dem dreyssigjährigen Kriege, worinn der Fürst gleich anfangs vertrieben worden, der westphälische Friede alles,

alles, nicht auf den Fuss, wie es 1624, einige Jahr *nach*, sondern wie es 1618, nämlich *vor* dieser gewaltsamen Revolution war, hergestellt wissen wollte. Dass dem also sey, erkannte selbst der Reichshofrath in den unmittelbar folgenden Jahren, wo über den Sinn des Friedensschlusses nicht der geringste Zweifel seyn konnte. Sehr wichtig, auch in anderen Rücksichten, ist die Bemerkung des Vf., wie wenig der westph. Friede, wo es nur immer anging, die Rechte der Unterthanen aus den Augen gesetzt habe (S. 44.) Nach einigen Betrachtungen über die weise Verwaltung des Kurfürsten Karl Ludwig folgen andere über den Unterschied der von seinen evangelischen Vorwesern mit gutem Willen des Landes geübten Reformationsrechte von dem Rechte dieser Art, das seinen katholischen Nachfolgern gebühret, oder dessen sie vielmehr sich nach und nach, *via facti*, angemasst haben; über das Simultaneum und über die Gefährde des Grundsatzes einer völligen Religionsgleichheit, in so fern er listig benutzt wurde, nur dem Glauben, welcher den andern, gesetzmässigen bald unterdrücken, und seine eigene Alleinherrschaft gründen sollte, eine Thür zu öffnen. Darauf folgt die höchst merkwürdige Geschichte von der anfänglich scheinbaren Billigkeit Philipp Ludwigs, der schlauen Benutzung des unglücklichen Kriegs von 1688 durch die Jesuiten, der in der That unkräftigen Ryswicker Clausel, (welche den hergebrachten Gottesdienst, der den Willen des Volks für sich hatte, in 1922 Kirchen ändern sollte; S. 154), von den Bewegungen dawider, von der Manier, wie jede Aenderung in der Staatsverwaltung, wie jede selbst zur Remedur bestimmte Erklärung immer nur zu gleichem Zweck dienen musste, und wie gefährlicher noch als der Krieg die Friedenszeiten, wie unvollständig die Parition, selbst auf reichsoberhauptliche Verfügungen, gewesen, und wie systematisch mehr und mehr die Unterdrückung wurde.

Letztere wird in mehreren Capiteln geschildert; wie nämlich bis zu Ende 1791 ein zum reformirten Kirchenwesen gehöriges Capital von beynahe drittehalb Millionen Gulden selbigem entzogen worden; die Verwaltung der Kirchengüter eine solche Form bekommen, dass sie anstatt 6000 endlich 45000 fl. gekostet, wovon den Reformirten $\frac{2}{7}$ zu gut kamen, indess sie die Last von $\frac{5}{7}$ bestreiten mussten; die Protestanten von allen Würden im Staat, Landescollegien, Oberämtern, und endlich jeder nur einigermassen ansehnlichen Bedienung in Städten und Dörfern dermassen entfernt worden, dass in dem ganzen Lande nur noch 6 Reformirte als Unterbediente angestellt sind; von dem Religionszwang, sogar in Hausverträgen 1771 begünstiget; von der Convertitencasse; von der nachtheiligen Folge dieses Systems selbst auf die Bevölkerung des herrlichen Landes, welches schon unter Karl Philipp (st. 1742) $\frac{1}{4}$ seiner Volksmenge eingebüsst hatte, und hierinn vielen deutschen Provinzen von weit schlechterm Boden und einer lange nicht so vortheilhaften Lage weit nachsteht; von Unterhaltung der Eifersucht zwischen Lutheranern und Reformirten; und dann weiter umständlich von den Schicksalen der Universität Heidelberg, des Kirchenrathes, der Synoden, die seit 1736, der Cassenconvente, welche seit 1754 verboten worden. Die Darstellung dieser Dinge ist ein wichtiger Beytrag zur Menschenkenntniss überhaupt. Was in der Pfalz geschah, ist auch anderwärts mit mehr oder weniger Glück versucht worden. Diese Grundsätze sind vor dem Lichte der Zeiten noch nicht verschwunden. Und hier erregt sich in dem Gemüthe des Rec. ein peinliches Gefühl von der Unverbesserlichkeit der Menschen durch Beyspiele und Evidenz der Gründe; wenn man bedenkt, wie wenig alles obige zum wahren Wohl der Pfalz geholfen, wie unkräftig es sogar gewesen (denn noch sind $\frac{2}{3}$ des Volks Protestanten), wie weit rühmlicher, wie viel glücklicher die Administration durch ein besseres System geworden wäre, und wenn man den grossen Vorgang Josephs II, wenn man die Stufe in Erwägung zieht, auf die das europäische Menschengeschlecht nun einmal gekommen ist, die Fruchtlosigkeit aller in alten und neuen Zeiten gegen eine allgemeine Stimmung gemachten Versuche, und dagegen die schöne Uebereinstimmung des vernünftigsten mit dem erwünschtesten (der Religionsfreyheit mit der öffentlichen Ruhe) sollte man andere Maximen für noch möglich halten! Und dennoch befolgt man sie. Was halfen den unglücklichen Bourbons die Bedrückungen der Hugenoten, als dass der Hof den Geist der Widersetzlichkeit selbst pflanzte, und Leute, die Heinrich IV auf den Thron hoben, so erbitterte, dass viele derselben besonders thätig waren, Ludwig XVI von dem Thron herunter zu reissen! Zwang, das ist erwiesen, vermag nie Herzen zu gewinnen, und es ist eben so gewiss, dass es ein höchst misslicher Versuch ist, durch die Stärke des Arms ohne Zustimmung der Herzen regieren zu wollen.

Der Vf. zeigt endlich, dass den reformirten Pfälzern nichts übrig bleibt, als nach dem Rescripte Kaiser Karls VI vom 9 März 1720, die endliche Herstellung dessen, was ihnen nach dem westphälischen Frieden gebührt, executivisch zu suchen. Nämlich er hofft alles von den verfassungsmässigen Wegen, da, wie er S. 43 versichert, „unsere preiswürdige deutsche „Reichsverfassung überhaupt schon keinem Fürsten, seine Unterthanen despotisch zu behandeln, gestattet." Leider zeigt aber selbst dieses Werk nur zu überzeugend, wie viel von der Verfassung nicht gestattetes denn doch ein Seculum hindurch ohne Abhülfe geschieht, und dass die gesetzwidrigsten Dinge höchstens eines Mantels von Formen, besonders aber Protection, bedürfen. Mehr hoffen wir gegenwärtig von der Nothwendigkeit, welche die Zeitumstände doch fühlbar machen sollten.

NATURGESCHICHTE.

POSEN, b. Weber: *Universa Historia Physica Regni Hungariae* secundum tria regna naturae digesta. Tomus III. Auctore *Joanne Bapt. Grossinger*, AA. LL. et Philos. Doc. Archi-Dioec. Strigoniensis Presbytero. Regni Animalis Pars III. *Ichthyologia,* sive

five Historia Piscium et Amphibiorum. 1794. Ohne Vorrede und Namenverzeichniss der ungarischen Fische. 400 S. 8.

Das Urtheil, welches Rec. im 319 St. des letzten Jahrganges d. A. L. Z. über die beiden ersten Bände dieses Werks gefällt hat, findet auch bey diesem dritten vollkommen statt, welcher in 2 Abtheilungen, 1) von den ungarischen Fischen, 2) von den Amphibien, zerfällt. Die Einleitung zu jener handelt von der Kenntniss der Fische überhaupt, und nach seiner Erklärung sind *Fische* alle kaltblütigen vermittelst Flossfedern im Wasser schwimmenden Thiere. Es erhellt hieraus, dass der Vf. die Linnéischen schwimmenden Amphibien von ihrer Zahl nicht ausschliesse, aber der Grund, warum er das nicht thut, welchen er beym Hausen angiebt, nämlich sich bey seinen Landesleuten nicht lächerlich zu machen, da die Fischer, wenn sie einen Hausen im Netze bemerken, ihren Gehülfen zurufen: ein Fisch! und ihn also vorzugsweise einen Fisch nennen, macht ihn vor dem Publicum lächerlich. Die Zahl der hier beschriebnen ungarischen Fische ist nicht gross, und da der Vf. das Blochische Werk nur dem Namen nach kennt, und die alt- oder neu-lateinischen Benennungen, deren er sich bedient, unbestimmt sind, so hat man oft alle mögliche Mühe, herauszubringen, von welchem Fische er rede. Dies ist gleich bey den ersten vieren der Fall, die hier *Huso*, *Aribacaeus*, *Acipenser* und *Sturio* heissen, von denen der erste allerdings der *Hausen* ist, die andern aber so mangelhaft beschrieben sind, dass man nicht weiss, ob sie alle drey Abänderungen des gemeinen Störs, oder vielmehr von verschiedenem Alter und Geschlechte, oder besondere Arten sind. Ueberhaupt wäre es sehr zu wünschen, dass ein Naturforscher, der an den Ufern der Donau wohnte, die verschiednen Arten dieser Gattung und ihre Abänderungen nach Alter und Geschlecht genauer beschriebe, abbildete, und ihre Geschichte auseinandersetzte, die bis dahin noch sehr im Dunkeln ist, und selbst durch das treffliche Blochische Fischwerk wenig Licht gewonnen hat. Von Hn. G. der bey Fischen die er vor sich hatte, fragen kann: „*sed quis has piscium minutias accurate discernat?*" ist dergleichen nicht zu erwarten. Auf die beschriebnen Fische folgt ein Verzeichniss von *patria piscium nomina subobscura;* dann ausländische Fische, nämlich der *Goldfisch* und das *Seepferdchen*, welches der Vf. in Cabinetten sah, und lieber unter die Insecten rechnen möchte!!! Dann werden noch die Fische angegeben, welche getrocknet oder gesalzen nach Ungarn gebracht werden, und unter diesen findet man denn auch den Blackfisch, und endlich ist noch ein Capitel den Versteinerungen von Fischen gewidmet.

Unter den Amphibien stehen hier Krebse, Schildkröten, Muscheln, Schnecken, Frösche, Eidechsen, Drachen und Schlangen beysammen; und der Vf. schrieb dies am Ende des achtzehnten Jahrhunderts!

Leipzig, b. Crusius: *Versuch einer vollständigen Anleitung zur Kenntniss der Mineralien*, von D. Johann Georg Lenz. Zweyter Theil. Metalle und Gebirgsarten. 1794. 428 S. gr. 8.

Diesem zweyten Theil schickt der Vf. eine kurze äusserst unvollkommene *Einleitung in die Metalle*, wie er sich ausdrückt, voraus, in der aber nicht viel klare Begriffe sich finden dürften. Selbst in allgemein bekannten, ganz alltäglichen Bestimmungen ist er unrichtig. In der Einleitung heisst es z. B. „*Gediegen* nennt man ein Metall, wenn es die Natur vollkommen und von einer hohen Stuffe der Reinigkeit darstellt. *Metallischer Glanz*, *Schmiedbarkeit* und *Undurchsichtigkeit* sind die wesentlichsten Eigenschaften desselben." Da sich nun alle diese, hier als wesentliche Eigenschaften angegebene Kennzeichen bey dem Silberglaserz finden; so ist man nach dieser Bestimmung nicht immer im Stande, ein gediegenes Metall von einem vererzten zu unterscheiden, weil der Vf. den Begriff von *vollkommen*, der hier so viel zu sagen scheint als das Wort *gediegen* selbst, nicht näher bestimmt hat. Ferner giebt es nicht mehrere gediegene Metalle, die sich nicht schmieden lassen? „*Vererzt* sagt der Vf., heisst ein Metall, wenn dasselbe durch die Verbindung mit Schwefel, Arsenik — seine reine metallische Gestalt, jedoch mit Beybehaltung des *Metallglanzes und der absoluten Undurchsichtigkeit* verloren hat." In diesem Begriff ist das *unrichtig*, dass blofs Schwefel und Arsenik als Vererzungsmittel angegeben sind, da bekanntlich Salz-, Phosphor-, Luft- und andere Säuren auch als Vererzungsmittel im Mineralreiche vorkommen. Ferner ist es *falsch*, dass die vererzten Metalle den metallischen Glanz und ihre absolute Undurchsichtigkeit beybehalten; denn die Silberschwärze, das Hornerz, das rothe Kupfererz, der Zinnober u. s. w. sind doch unwidersprechlich vererzte Metalle, und diese haben keinen metallischen Glanz; eben so ist es auch mit der absoluten Undurchsichtigkeit; denn der krystallisirte Zinnober, das krystallisirte rothe Kupfererz, das rothe Rauschgelb, das rothe, gelbe, grüne, weisse Bleyerz u. s. w. sind durch Säuren vererzte Metalle, die keinen metallischen Glanz haben und dabey mehr oder weniger Durchsichtigkeit besitzen. „*Verkalkt*, sagt der Vf., werden Metalle genannt, wenn der Grundstoff der reinen Luft sich mit dem Grundstoffe der Metalle vereinigt hat. Dergleichen Metalle unterscheiden sich von den vererzten durch die *gänzliche Abwesenheit des Metallglanzes* und durch die *Durchsichtigkeit*. Aus dem Silbergeschlechte gehört das Rothgültigerz, das Hornerz, aus dem Bleygeschlechte das weisse, gelbe, grüne, rothe und blaue Bleyerz — hieher." *Ganz falsch* ist es, wenn der Vf. hier behauptet, die natürlichen Metallkalke seyen *durchsichtig;* man erinnere sich nur an das natürliche Bleygelb, den Eisen-, Wissmuth-, Spiessglasocker u. s. w. Ferner sind die hier von dem Vf. angegebene Beyspiele, von verkalkten, oder mit Sauerstoff verbundenen Metallen auch ganz falsch gewählt, indem gerade diese alle wahre Erze und keine Kalke sind, wie er selbst in dem zweyten Abschnitte, bey jedem dieser Erze durch die Angabe ihrer chemischen Bestandtheile auf eine unwidersprechliche Art darthut. Es ist kaum zu begreifen, wie der Vf. in so alltägli-

chen und jedermann bekannten Begriffen so sehr irren kann. Bey der so eben ausgehobenen Stelle, so wie bey noch einigen andern, ist es dem Rec. auch auffallend gewesen, zu sehen, dass der Vf. das einemal zu seinen Erklärungen das phlogistische, das anderemal das antiphlogistische System zu Hülfe nimmt, und bald Begriffe von diesem, bald von jenem, mit einmengt; denn bey der Verkalkung nimmt er das antiphlogistische System an, und im Anfang seiner Einleitung sagt er doch: „die Metalle bestehen aus ihrem eigenen Grundstoffe mit *Brennstoff* (oder nach der neuesten Theorie des Hn. Prof. *Göttling* mit *Lichtstoff*) verbunden." Die Metalle, sagt der Vf. ferner, übertreffen in ihrem reinen Zustande an eigenthümlicher Schwere alle übrigen Mineralien, und diese Eigenschaft verlieren sie auch nicht, sie mögen entweder durch das Feuer oder sonst durch Auflösungsmittel verändert worden seyn." Der Vordersatz hat seine vollkommene Richtigkeit, der Nachsatz aber steht ganz im Widerspruch mit jenem und ist *grundfalsch;* denn wenn die Metalle entweder durch Feuer oder durch Auflösungsmittel verändert werden; so verlieren sie ihren *reinen Zustand*, und werden entweder auf eine künstliche Art *vererzt* oder *verkalkt*, und in beiden Fällen ändert sich ihre eigenthümliche Schwere sehr stark ab.

Dieser zweyte Theil zerfällt in 3 Abschnitte, wovon der erste eine tabellarische Uebersicht der Metalle nach dem Wernerischen System, nebst den beygefügten deutschen, schwedischen, dänischen, englischen, französischen, italienischen, griechischen, lateinischen, ungarischen und russischen Namen enthält. Der zweyte Abschnitt, der bey weitem den gröfsten Raum einnimmt, enthält die äussern Beschreibungen der Metallarten, welche der Vf. mit vielem Fleiss aus mehreren Schriften der Wernerischen Schule zusammengetragen und nach dem Wernerischen System geordnet hat, und der daher auch sehr vollständig ist. Der 3te Abschnitt enthält die Gebirgsarten, die der Vf. nach Hoffmann und Karsten beschreibt; er theilt sie, wie gewöhnlich in *uranfänglich-*, *flöz-*, *aufgeschwemmte-* und *vulcanische Gebirgsarten* ein, und giebt nicht nur ihre *bestimmten* Gemengtheile, und deren Abänderungen, sondern auch ihre *zufälligen* Bestandtheile, so wie die untergeordnete Stein- und Gangarten von jeder Gebirgsart, nebst den Uebergängen derselben an. Nach unserm Dafürhalten gehören alle diese geognostische Rücksichten in keine Oryktognosie, sondern in die Geognosie. In einem Anhang wird noch der *Lillalit* oder der *Lepedolit* beschrieben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Altona: Ein dringendes Wort an das Heilige Römische Reich zu Sicherung eines künftigen Friedens*, von Visurgin. 1795. 31 S. 8. — Diese kleine Schrift, die in einer sehr lebhaften Sprache abgefasst ist, geht von der richtigen Bemerkung aus, dass wir jetzt von wenigen mächtigen Fürsten und Reichsständen, sey es auch mit Aufopferungen, unsre Rettung erwarten müssen, und es können, weil zum Glück ihr eignes Interesse diese Rettung fodert; dass aber, wie der Frieden auch geschlossen werde, er doch gesichert seyn muss. Auf diese Sicherung schränkt sich nun sein Rath ein. Die Existenz des deutschen Staatskörpers wurde durch nichts anders so precär gemacht, als durch den stehenden Kriegsstaat; welchen andre europäische Mächte und einzelne deutsche Reichsstädte einführten, ohne dass das ganze deutsche Reich ihnen folgte. Das Bedürfniss eines *beständigen* Reichssoldaten liessen die Franzosen uns von jeher sehr fühlen, und Patrioten drangen daher auf Errichtung desselben. Im Jahr 1702 kam ein Antrag darüber zum letztenmal von Seiten des Reichs vor, nachdem der Kaiser ihn schon vorher gethan hatte. Seitdem ist desselben keine Erwähnung wieder geschehn, und daher musste das Gebet aller Deutschen dahin gehn, dass Gott ihr Reich vor Krieg bewahren möge! Allein er schützt nur diejenigen, welche sich selber schützen. Hr. Visurgin beschwört daher die Reichsstände, und wir wünschen sehr, sein guter Rath möge nicht an der Weser verhallen, dass sie in Friedenszeiten ein Truppencorps bilden sollen, das wenigstens das Gedoppelte ihres Contingents ausmacht. Ein Reich, welches eine stehende, wohlgeübte Kriegsschaar von achtzigtausend Mann besitzt, ist furchtbar, ist selbstständig. Wie leicht wird es seyn, in einem volkreichen Lande, wie Deutschland, eine schon vorhandene Masse bey einem entstehenden Kriege zu vermehren; aber wie schwer bleibt es, alsdann erst eine Masse zu schaffen! Zur Bildung eines stehenden Kriegsheers kann nun die Kreiseinrichtung vortrefflich benutzt werden; durch sie können sich die Deutschen wieder zu einer selbstständigen Nation erheben. Wenn jeder Kreisstand, sagt der Vf., sein gedoppeltes Contingent stets bereit hält, wenn er diese Mannschaft in den Waffen übt, wenn dann, um dem Ganzen Einheit und Kraft zu geben, die Kreisgenossen ihre Bewaffneten jährlich zu gröfsern Uebungen versammeln, wenn endlich die nachbarlichen Kreise allmälich in nähere Verbindung treten, so ist in wenigen Jahren die Streitmasse da, welche dem deutschen Reich Ansehn erwerben muss; und dann wird das Reich nicht bloss dem Namen nach, sondern in der That heilig seyn. Sollten die mächtigern Mitstände nicht Theil nehmen wollen an dieser Maassregel, behauptet er ferner, so wird der Ruf an die Mindermächtigern, sich fester an einander zu schliessen, desto dringender. Gemeinsinn fehlt freylich unter den Deutschen selbst in den Kreisen; auch hier hat jeder Staat wieder einen besondern Gemeinsinn. Deshalb muss die Reformation, welche die Deutschen zu einer Nation machen soll, davon ausgehn, dass erst jeder Kreis ein Ganzes wird Wir, wollen, läfst der Vf. die Repräsentanten der Deutschen ausrufen, nicht Gothaer, Weimarer; nicht Braunschweiger, Hannoveraner, Hildesheimer; nicht Lipper, Münsterländer, Oldenburger; lafst uns Obersachsen, Niedersachsen, Westphälinger seyn!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25. August 1795.

NATURGESCHICHTE.

Paris, b. Baudouin: *Entomologie, ou Histoire naturelle des Insectes, avec leurs caractères génériques et spécifiques, leur description, leur synonymie, et leur figure enluminée*, par *M. Olivier*, Docteur en Medecine, de l'Académie des Sciences, Belles Lettres et Arts de Marseille. *Coleoptères.* Ersten Bandes Erste Abtheilung. 1789. 7 Bog. gr. 4. mit 6 Kupfern.

Schon lange war es unser Wunsch, das deutsche Publicum genau mit einem Werke bekannt zu machen, nach dessen Kenntnis die unvollständigen Berichte, die man bis jetzt davon hat, nur desto begieriger machten. Der hohe Preis dieses Werks, die kriegerischen Unruhen, deren furchtbare Folgen auch die Wissenschaften drückend empfanden, waren die Ursachen, warum wir erst jetzt in den Stand gesetzt sind, unsern, und wie wir gewiss überzeugt seyn können, auch den Wunsch des naturforschenden Publicums befriedigen zu können.

Olivier war mitten in einem reichen Vorrathe von seltenen Naturschätzen. Nahe war ihm das Cabinet des unsterblichen Geoffroy; er konnte also zur Quelle selbst kommen, wenn ihm dessen Beschreibungen nicht befriedigenden Aufschluss gewährten. Schon dieser Umstand ist überaus wichtig; allein er ist noch keine der Hauptempfehlungen dieses Werks. Der Umstand, dass Olivier nach Fabricius die unermesslichen Schätze ohne Einschränkung durchmustern durfte, die dem Banksischen Museum aus allen Theilen der Welt zuströmen; die Durchsicht des Hunterschen und Brittischen Museums, aus denen Fabricius vor ihm eine grosse Menge neuer Käfer beschrieb, und ihre Bestimmung zurückliess; dies sind Vorzüge, deren jeder allein schon hinlänglich ist, einem Werke den auszeichnendsten Werth zu ertheilen. Allein für jeden Entomologen, dem der Wunsch am Herzen liegt, endlich einmal der Verwirrung enthoben zu seyn, die in der Synonymie der Insecten herrscht, ist es gewiss der wichtigste Vorzug, dass unserm Vf. die Linnéische Sammlung selbst, bey Smith in London, zum freyen Gebrauche offen stand. Dadurch war er in den Stand gesetzt, so manche Zweifel glücklich zu lösen, die sonst vielleicht lange noch Zweifel geblieben wären; er konnte uns genauer mit den bisher nach Linné nicht wieder beschriebenen Käfern bekannt machen, und die schon bekannten Synonymen durch neue Ueberzeugung bestätigen. Ausser diesen Sammlungen besuchte Hr. O. noch andere Cabinetter, und beschreibt daraus manche neue Art.

Alle diese Vortheile aber konnten nur dadurch etwas vorzügliches bewirken, dass sie mit dem genauen Fleisse und dem kritischen Scharfsinne benutzt wurden, den wir schon in dem Theile der *Encyclopédie méthodique*, der von Hn. O. herrührt, bewundert haben.

Schönes Papier, grosses Format, grosser, weitläuftiger Druck, und auf dem prächtigen Papiere der Kupfer nicht gedrängt, sondern oft nur zu weitläufig stehende Abbildungen verdienen dem Werke auch von Seiten des Aeusseren einen Platz unter andern Prachtwerken. Gleichwohl müssen wir gestehen, dass die Abbildungen ohne Ausnahme schlecht sind. Wir fodern jedermann auf, ob er im Stande ist, uns gegen hundert schlechte Figuren eine einzige aufzuweisen, welche alle die Foderungen befriedigte, die der Entomologe, bloss als Entomologe betrachtet, von einer guten Abbildung zu machen berechtigt ist. Wir wollen nichts von der ermüdenden unnatürlichen Einförmigkeit in den Stellungen sagen, die immer an das aufgespiesste, und nach Einer Regel aufgestellte Insect erinnern, wir wollen nicht einmal die so selten beobachtete richtige Vertheilung des Schattens und des Lichts in Anschlag bringen, die denn doch bey Thieren so sehr in Betrachtung kommt, welche durch solche Theile, die nur dadurch sichtbar werden, oft allein unterschieden werden können: auch die Umrisse sogar sind gewöhnlich falsch, vorzüglich in den vergrösserten Abbildungen. Besonders deutlich zeigt sich dies in den mehrmals wiederholten Darstellungen Eines Insects, die oft so sehr von einander abweichen, dass man sie bisweilen gar nicht für Abbildungen einer Art halten kann.

Die Darstellung der Fresswerkzeuge jeder Gattung war eine neue und vortreffliche Idee, deren gute Ausführung den wärmsten Dank verdiente. Allein wenn bey den Insecten selbst keine Genauigkeit beobachtet ist, wie kann man sie hier erwarten. Wir haben die Fresswerkzeuge mehrerer Insecten zerlegt, und die Theile in dieselbe Lage gebracht, in der sie die Abbildung liefert, um uns genau zu überzeugen, ob unsere Muthmassung nicht vielleicht glücklich widerlegt wäre. Das Resultat einer solchen ohne Wahl angestellten Vergleichung setzen wir her. Entschuldigung wegen Mikrologie bedarf diese Vergleichung gewiss nicht.

Nr. 35. Carabus. tab. 1. fig. 1. a. die Theile des Mundes des *C. coriaceus.* 1) die *Oberlippe* (Lab. superius. a.) In der Natur hat sie ungefähr den Umriss eines Herzogshutes. In der Mitte, oben, hat sie eine breite Rinne der Länge nach; der Vorderrand ist abgesetzt, so, dass zu beiden Seiten der Mittelrinne zwey flache Convexitäten entstehen, in deren Mitte sich ein stark

ſtark eingedrückter Punkt befindet. Hinter dieſer Convexität, nach auſsen zu, iſt eine geräumige, ziemlich flache, etwas punctirte Vertiefung. Der äuſsere Vorderrand der Lippe iſt mit braunen Franzen geſäumt. In der Abbildung ſieht man eine ſchwarze fünf- und gerade-ſeitige Fläche; vorn treten zwey Seiten hervor, und vereinen ſich in der Mitte zu einen ſtumpfen Winkel. Die Seitenlinien laufen parallel. Dieſe Vorſtellung iſt, wie man aus unſerer Beſchreibung ſieht, ganz falſch. Geſetzt auch, man wollte dem Zeichner die im geringſten nicht angedeuteten Vertiefungen, Erhabenheiten und Franzen ſchenken; ſo kann man doch mit vollem Rechte einen richtigen Umriſs von ihm verlangen; und nicht dieſer allein, ſondern auch das richtige Verhältniſs der Länge und Breite iſt durchaus vernachläſsigt. 2) Die *äuſsern Kinnladen* (mandibulae b. b.) ſind etwas vergröſsert vorgeſtellt. Der Körper derſelben bildet, im Ganzen genommen, eine unregelmäſsige dreyſeitige Pyramide; hier ſieht man eine bloſse Fläche, und nicht einmal die innern Zähne ſind gehörig dargeſtellt. 3) Die *Freſsſpitzen* (Palpi). Bey den *vordern* zweygliedrigen (e. e.) iſt das zweyte Glied nicht dick genug: bey den *äuſsern* viergliedrigen (f. f.) iſt das Wurzelglied viel zu lang, und das letzte Glied hat gar nicht das Charakteriſtiſche, das demſelben eigen iſt; es hätte nach oben weit breiter vorgeſtellt werden müſſen. Noch weit mehr trifft dieſer Vorwurf das letzte Glied der dreygliedrigen *hintern Freſsſpitzen* (g. g.) Die Abbildung giebt einen ganz falſchen Begriff von dieſem Gliede, das jedem gleich als ein zuſammengedrückter, an der Wurzel ſpitzer, an der Spitze breiter, und daſelbſt ſchräg abgeſtumpfter Körper, in die Augen fällt. 4) Der Umriſs der *Unterlippe* (Labium inferius. h.) iſt ganz verfehlt. Einen ſehr nahen Begriff der wahren Beſchaffenheit des ſchwer zu beſchreibenden Umriſſes, giebt die Abbildung der Unterlippe des *C. auronitens* in Panzers entomologiſchem Taſchenbuche 1795, tab. 2. fig. 7. Aus der Vergleichung beider Abbildungen wird man ſehen, wie falſch Oliviers Vorſtellung iſt. In der Panzerſchen Abbildung iſt der mittlere untere Theil der Lippe, woran die Palpen befeſtigt ſind, ſitzen geblieben, bey Hn. O. (d. d.) getrennt. Deswegen müſſen wir noch hinzuſetzen, was man wegen jener Verbindung bey Panzer nicht wahrnehmen kann, daſs die Seitentheile vorn, wo ſie in der Mitte beynahe zuſammentreten, eine ſpitzig hervorragende Ecke haben; zwiſchen dieſen Ecken, in der Mitte, ragt ein höher ſtehender, durch eine Furche oben bezeichneter und an der Spitze geſpaltener Körper hervor. Alles dieſes, und die mannichfaltigen Abwechſelungen von Höhen und Tiefen u. ſ. w. ſieht man in der Abbildung gar nicht.

Wir könnten noch einige Beyſpiele ſolcher Unterſuchungen hier aufſtellen; allein dies Eine mag hinlänglich ſeyn. Wenn die Freſswerkzeuge eines Carabus, und noch dazu eines Rieſen unter den Käfern, deſſen Theile keiner Vergröſserung bedürfen, ſchlecht dargeſtellt ſind, was kann man von Zeichnungen der Mundtheile weit kleinerer Thiere erwarten, die bloſs durch Vergröſserungsgläſer gemacht werden können. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche Vergröſserungsgläſer dem Zeichner in den Weg legen, und die nur ein geübtes Kennerauge glücklich überwinden kann, der wird den Schluſs nicht übereilt finden, daſs die Vorſtellungen derſelben gewiſs noch weit ungetreuer ſind. Bey der Illumination ſind die Farben zu dick aufgetragen, wodurch die Sculptur der Theile, die doch in zweifelhaften Fällen meiſtentheils entſcheidet, wenn ſie durch den Kupferſtecher bemerkt worden, wiederum verloren geht.

Wir wollen von der Einrichtung des Ganzen eine allgemeine Ueberſicht geben, um bey den einzelnen Theilen eine Wiederholung erſparen zu können.

Nach der kurzen Vorrede, in der uns der Vf. mit allen den Käferſammlungen, die er beſucht hat, bekannt macht, und uns ſagt, daſs *Gigot d'Orcy* der Hauptunternehmer dieſes Werks ſey, der keine Koſten geſpart habe, um alle nöthigen Bücher herbeyzuſchaffen, folgt eine kurze Ueberſicht der (nach Oliv. Claſſificirung) 6ten Ordnung der Inſecten, der *Coléoptères*. Dieſe theilt er in 4 Sectionen, wovon wir eine tabellariſche Anſicht geben wollen:

A. *eine gleiche Anzahl von Fuſsblättern an allen Füſsen*, nämlich:
- a) fünf: die *erſte* Section,
- b) vier: die *dritte* Section,
- c) drey: die *vierte* Section.

B. *eine ungleiche Anzahl*, nämlich:
- a) an den 4 Vorderfüſsen fünf, an den 2 Hinterfüſsen vier Fuſsblätter. *Zweyte* Section.

Hr. O. rühmt die Wichtigkeit der Unterſuchung der Tarſen bey einer ſichern Beſtimmung der Gattungen der Inſecten. Doch wiſſen wir einzelne Beyſpiele, wo er dieſe Unterſuchung aus der Acht gelaſſen hat. Bey mehrern Scarabäern fehlen die Fuſsblätter an den Vorderfüſsen, und es giebt auch Inſecten, die mit andern gewiſs zu Einer Gattung gehören, ob ſie gleich in Anſehung der Anzahl der Fuſsblätter von einander abweichen. Allein dieſe Ausnahmen ſind ſelten, und wo finden ſich nicht Ausnahmen? Auch wir ſind von dem Nutzen der Unterſuchung der Fuſsblätter überzeugt.

Eine bequeme Einrichtung iſt es, daſs jede Gattung, ſie ſey groſs oder klein, ein eigenes, für ſich beſtehendes Ganzes bildet, das, ſo wie die dazu gehörenden Kupferplatten, ſeine eigene Seitenzahl hat. Dieſe einzelnen Gattungen ſind nach fortlaufenden Numern, dem Syſteme gemäſs, geordnet. Eine hinreichende Anzahl von Numern macht einen Band, dem allemal ein Titel, eine Vorrede und eine Nachweiſung der Figuren der Kupfertafeln beygefügt iſt. Sobald eine ſolche Menge neuer Inſecten hinzugekommen iſt, daſs ſie eine oder mehrere Kupfertafeln füllen, ſo werden dieſe mit der Beſchreibung als Supplement nachgeliefert. Vermöge dieſer Einrichtung kommt alles das zuſammen, was zu Einer Gattung gehört; und ſo können auch

auch übergangene Gattungen, die mit einem der Nummer angehängten *bis* bezeichnet sind, an ihrem Orte eingeschaltet werden.

Bey jeder Gattung geht erst eine historische Untersuchung voran, mit der die Etymologie des Gattungsnamens verbunden ist. Dann folgt eine vergleichende Untersuchung der Kennzeichen, wodurch sich die Gattung von ihren Geschwistern unterscheidet; dieser, eine weitläuftige Beschreibung der Theile der zu der Gattung gehörenden Käfer, mit Nachweisung auf die einzeln abgebildeten Theile, vorzüglich nur des Mundes, Einer oder mehrerer Arten. Die Beschreibung der Larve und der Puppe, die Lebensart, die Benutzung, wenn sie bekannt sind, machen den Beschluss dieser Einleitung. Dieser Theil, oder die eigentliche Naturgeschichte, ist gewöhnlich mehr oder weniger wörtlich aus Degeer, Geoffroy u. a. entlehnt. Auf die Einleitung folgt eine in französischer Sprache abgefasste, und ihr gegenüber stehende lateinische Bestimmung der Gattungskennzeichen, die von den Fühlhörnern und Fresswerkzeugen hergenommen sind. Jetzt erst kommen die einzelnen Arten jeder Gattung. Es ist keine einzige aufgeführt, die der Vf. nicht selbst gesehen hatte. Bey jeder Art ist folgende Ordnung beobachtet: Hinter dem Namen die Artbestimmung in französischer Sprache, die Synonymen, die lateinische Beschreibung, die dann von Fab. oder Linn. wörtlich entlehnt ist, wenn bey diesen Schriftstellern schon eine Beschreibung vorhanden war; war diese gar zu dürftig, so fügt Hr. O. einige nähere Bestimmungen hinzu — die von Hn. O. selbst verfasste, französische, gewöhnlich weitläuftigere Beschreibung, die Angabe des Vaterlandes, die Angabe der Sammlung, woraus Hr. O. das Thier beschreibt.

Bey den Beschreibungen vermissen wir fast durchaus gehörige Genauigkeit; sie sind zu sehr danach eingerichtet, dass die Abbildung das Fehlende ergänzen soll. Da aber diese selten gut ist; so bleibt man oft ungewiss, welches Insect gemeynt ist; ein Umstand, der bey einer Beschreibung, die von einer Abbildung begleitet wird, äusserst selten, oder eigentlich nie eintreten dürfte. Ueberdem lasst sich Hr. O. so selten auf Vergleichungen mit nahe verwandten Arten ein; und diese Vergleichungen sind doch so oft die sichersten Führer. Allein bey der Art, wie er beschreiben musste, wo das nahe verwandte Insect oft in einer viele Meilen entfernten Sammlung war, ist dieser Fehler unvermeidlich. Bey der Angabe des Vaterlandes tadeln wir es, dass Hr. O. gewöhnlich aus andern Schriftstellern das Vaterland hinzusetzt, ohne sich doch durch Autopsie überzeugt zu haben, dass sie mit ihm einerley Insect vor Augen hatten. Weit sicherer wäre es gewesen, wann er allemal den Gewährsmann angeführt hatte. Für uns hat das Vaterland bey Bestimmung der Arten viel Gewicht.

Die Kupfertafeln liefern die illuminirten, jederzeit nach Originalzeichnungen verfertigten Abbildungen aller beschriebenen Käferarten; sehr oft vergrössert wiederholt. Sie stehen ohne Ordnung unter einander. Die mit a, b, u. s. w. bezeichneten gehören gewöhnlich zu Einer Art, doch stellen sie auch nicht selten verschiedene Arten vor; desswegen ist es von Fabricius in seinen Citaten aus dem Olivier übel gethan, dass er nie die Buchstaben zur Zahl der Figur hinzusetzt. Bey jeder Gattung sind die Fresswerkzeuge Einer oder mehrerer Arten (wo es nöthig war, vergrössert) vorgestellt. Bisweilen sind auch die Füsse mit abgebildet. In dem Index der Figuren ist angeführt, welcher Art die Mundtheile zugehören; auch zeigt dies schon die übergesetzte Zahl mit dem Buchstaben an. Ueberdem ist allemal eine oder mehrere Arten von unten dargestellt, um die Einrichtung des Unterleibes zu sehen.

Jetzt wenden wir uns zur Beurtheilung der einzelnen Gattungen selbst. Wir werden sie, wie natürlich, auch als einzelne Stücke betrachten, da sie einzeln herausgekommen sind.

Wir schränken uns auf die Untersuchung der bey den Käfern noch immer so sehr verwickelten Kritik der Synonyme ein. Um alles so gedrängt, als möglich, zu liefern, haben wir manche Untersuchung auf andere Gelegenheiten uns vorbehalten, wenn wir sie hier ohne sonderlichen Nachtheil übergehen konnten. Desswegen haben wir uns auch nicht dabey aufgehalten, die Beschreibungen zu berichtigen, oder die Abbildungen allemal genau zu beurtheilen. Der Kürze wegen ist es auch niemals angezeigt, warum wir oft die blossen Namen der Art mit ihren Nummern und der Zahl ihrer Abbildung angeführt haben. Bey Vergleichung mit *Fabr. Ent. syst.* wird man allemal finden, dass wir in diesem Falle einen dort in dem Citate begangenen Fehler berichtigen.

Nr. 1. *Lucanus. Lucane.* 21 Arten auf 5 Kft. und 26 Seiten. Fabr. sagt in seiner Philos. Ent., dass man den Ursprung dieses Namens nicht wisse. Der Vf. aber leitet es von *Lucas*, oder *Lucana* (richtiger wohl *Luca* und *Lucus*) ab, das Ochs und Elephant bedeutet habe. Lucretius und Varro sagen *Luca bos* von einem Elephanten, und man erklärt dies daher, weil die Römer den ersten Elephanten in Lukanien zu sehen bekamen. Den Namen wussten sie nicht; was war natürlicher, als dass sie einem Thiere, dessen Zähne zwey Hörnern glichen, den Namen des Thiers beylegten, das ihnen das grösseste war, und das auch Hörner trug? Desswegen ist es falsch, wenn unser Vf. das Wort *Luca* auch *Ochs* übersetzt. Diese Conjectur ist aber nicht viel wahrscheinlicher, als die Herleitung des Worts von *Lucus*, da sich die Schröter in Wäldern vorzüglich aufhalten. — Einige Schriftsteller glauben, sagt Hr. O., dass die Larve des *L. Cervus* der *Cossus*, der Alten gewesen seyn könne. Linné hätte die Raupe der *Phal. Cossus* dafür gehalten; diese könne es aber nicht seyn, weil sie einen so unangenehmen Geruch von sich gebe, dass man sie unmöglich als Leckerbissen genossen haben könne; auch lebe diese Raupe nicht in Eichen,

 wie

wie Plin. Hist. N. lib. 27. c. 27 doch sagt. Allein den Geruch finden wir so widerlich nicht, als Hr. O. ihn beschreibt, und wir können versichern, dass wir diese Larve oft in Eichen angetroffen haben. Die Vermuthung, dass die Larve des in Italien häufigen *Ceramb. Heros* der Cossus der Alten sey, ist sehr wahrscheinlich. Wir verweisen auf Espers Schmetterlinge. III. p. 303, wo weit bessere Gründe, als Oliv. angiebt, zusammengetragen sind. 1. *L. Alces* t. 2 fig. 3, a. das Männchen, b. das Weibchen. — 2. *L. Cervus* tab. 1. fig. 1. a. b. c. d. fig. f. das Weibchen. Letzterer ist gewiss nur das Weibchen; die von uns und andern so oft gemachten Beobachtungen, die Analogie, Alles spricht für diese Behauptung, und es ist blosse Täuschung gewesen, wenn Geoffroy zwey Weibchen in copula gefunden hat. — 3. *L. Capra* t. 1. fig. 1. e. tab. 2. fig. 1. g. Derselbe Käfer, der in so vielen Schriften unter dem Namen *L. Capreolus* vorkommt, und den auch Fabricius fälschlich als den *L. Capreolus Linn.* beschreibt. Olivier ist ungewiss, ob er blosse Abart des *Cerv.* oder eine eigene Art daraus machen soll. Freylich ist dieser Käfer immer ein bedenkliches Problem, doch für uns nur in sofern, wie diese Abart entstehn mag; denn für Abart halten wir diesen Käfer gewiss, theils weil es uns nicht an Uebergängen von dem grössesten *Cervus* zu diesem *Capra* oder *Capreolus F.* fehlt, theils weil nicht allein wir, sondern auch andere, diese Käfer zusammen an Einem Stamme angetroffen haben. Der Vf. citirt Voet. t. 29. f. 3. Wir fügen noch *L. Hircus* Herbst. Col. tab. 33. fig. 4. 5. hinzu. — 4. *L. Elaphus* tab. 3. fig. 7. Fabric. hat auf Ol. Erinnern, das Citat Voet. t. 30. f. 5. ausgelassen, das Ol. zu n. 19. *L. Saiga* tab. 5. fig. 18. rechnet. Folglich muss auch in Herbst Col. III. 300 S. das Fabricische Citat ausgestrichen werden, weil Herbst die Voet. Abbildung copirt hat. — 5. *L. Bison.* tab. 3. fig. 6. Wir fügen noch hinzu: *L. tesserarius.* Herbst. K. III. 298. 3. t. 33. f. 3. — 6. *L. Gazella* tab. 4. fig. 13. a. b. Vielleicht das Weibchen eines uns unbekannten Männchen. — 8. *L. Capreolus. Linn.* tab. 2. fig. 4. a. b. tab. 3. fig. 4. c. Herbst. K. 3. 202. t. 34. f. 2. 3. Panzer. Beitr. p. 1. t. 1. f. 1—8. Mit Recht macht Olivier dem Fabr. wegen der Verwirrung Vorwürfe, die er bey diesem Käfer angerichtet hat. — 9. *L. suturalis.* tab. 4. fig. 12. — 11. *L. parallelepipedus* tab. 4. fig. 9. a. b. Man citirt gewöhnlich Voet. t. 29. f. 7. allein so ähnlich wie dieser americanische Käfer auch unserm Europäer ist; so unterscheidet er sich doch sehr deutlich von ihm; vorzüglich geht die Sculptur der Flügeldecken ganz ab. — 12. *L. cancroides* tab. 4. fig. 11. a. b. — 13. *L. striatus* tab. 4. fig. 14. der *Passalus dentatus* F. E. S. I. 2. 241. 2. nach Fabr. Citate. Oliv. hat seinen Käfer aus der Insel Bourbon. — 14. *L. caraboides* tab. 2. fig. 2. c. d. fig. 2. a. b. die Fresswerkzeuge. — 21. *L. interruptus* tab. 3. fig. 5. a. c. d. *Passalus interruptus* Fabr.

Nr. 2. *Lethrus*, *Lethrus* 1 Art auf 1 Kft. und 4 Seit. *L. Cephalotes* tab. 1. fig. 1. a. — 1. Ob dieses Insect dasselbe sey, das Plinius H. N. lib. 11. c. 28. meynt, bezweifeln wir sehr; denn gleich die Prädicate *rutilus* und *praegrandis* widerlegen dies hinlänglich. Ob wohl der um ein Beträchtliches kleinere *Lucan. apterus Pallas* aus den dürren Sandwüsten der Tartarey eine eigene Art ausmacht?

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Der Jugendfreund, in angenehmen und lehrreichen Erzählungen für Lehrer und Kinder.* Drittes Bändchen. 1792. 252 S. Viertes Bändchen. 1793. 232 S. 8. (16 gr.)

Der Anfang dieses Werks ist in der A. L. Z. 1788, No. 183 b von einem andern Rec. angezeigt; wiewohl das Buch dort unrichtig *der Tugendfreund* genennet wird. Was dort von Absicht und Ausführung geurtheilt worden ist, das gilt auch von den gegenwärtigen beiden Bänden. Die Erzählungen sind aus der deutschen Zeitung und andern bekannten Sammlungen entlehnt. Da sie also der Sammler nur abgeschrieben hat, so kommt der Erzählungston nicht auf seine Rechnung: indem sie aber durch seine Feder gehen, gewinnen sie ein so entstelltes Ansehen, dass es scheint, als hätte er die Absicht, der Jugend Muster aller möglichen Sprach- und Schreibfehler zu geben. Wie indessen Hr. *C. G. Plato, Cantor in Meseberg*, selbst von seiner Arbeit denkt, das mag eine Stelle aus der Vorrede zum 4ten Bdch. zeigen, welche zugleich beweist, dass unser Jugendfreund eben so wenig schreiben als abschreiben kann. Nachdem er den Nutzen, das Vergnügen, die Freude und die Empfindungen, welche die ersten drey Bändchen seines Jugendfreundes bey Aeltern und Kindern hervorgebracht haben, und die an ihn ergangenen Auffoderungen mehr zu geben, gerühmt hat, so sagt er: „So ausgesucht und so unterhaltend die Erzählungen der drey ersten Bändchen seyn mögen; so gestehe ich es öffentlich sagen zu können, dass dieses „4te Bändchen in Absicht der innern Güte und der „schönen Erzählungen die vorhergehenden Bändchens, „wo nicht übertrifft, doch wenigstens nicht nachsteht." Er macht also von der Regel, dass schlechte Schriftsteller sich am besten gefallen, keine Ausnahme. Das dritte Bändchen enthält 67 und das vierte 59 Erzählungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. August 1795.

GESCHICHTE.

1) Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Grundriss der Geschichte, Erd- und Alterthumskunde, Literatur und Kunst der Römer*, entworfen von *Ge. Alex. Ruperti*, Rect. des Gymnas. zu Stade. Nebst einem Anhange zum Gebrauch derer, die dieses Buch ins Lateinische übersetzen wollen. 1794. XVIII u. 892 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

2) Danzig, b. Troschel: *Middletons Römische Geschichte* Ciceros Zeitalter umfassend, verbunden mit dessen Lebensgeschichte. Aus dem Engl. von *G. K. F. Seidel*. Erster Band. 1791. XX u. 316 S. Zweyter Band. 1792. 334 S. Dritter Band. 334 S. Vierter Band. 1793. 390 S. 8.

Die Hauptabsicht bey der Ausarbeitung von Nr. 1. ging dahin, Lehrern und Lernenden auf Schulen eine kurze, doch vollständige Ueberficht aller beym Lesen der R. Classiker nothwendigen und nützlichen geschichtlichen Hülfskenntnisse zu geben. Das Werk gehört nicht unter die plan- und gedankenlosen Zusammenstopplungen, sondern ist mit Auswahl des Zweckmäfsigen, zur Sache gehörigen und dessen, was das Richtigste schien, aus den besten Schriften über die Alterthümer ausgezogen und verarbeitet, auch hie und da mit eignen Bemerkungen des Vf. bereichert worden. Die erste Hälfte ist einer vollständigen, doch sehr zusammengedrängten, Geschichte des R. Reichs von seiner Gründung an bis herunter auf die Zertrümmerung des griechischen Reichs gewidmet, welche mit der Topographie des alten Roms und einer kurzen geographischen Ueberficht der Länder des R. Reichs anfängt. Der Vf. hatte den guten Gedanken, dieses Handbuch der R. Geschichte zugleich zum Behuf der Ueberfetzung ins Lateinische einzurichten, und zu dem Ende in einem Anhange ein Verzeichniss lateinischer Redensarten für die jungen Uebersetzer jenes Werks beyzufügen, mit deren Hülfe allerdings jene gut geschriebene Geschichte auch Anfängern zum Uebersetzen nicht zu schwer fallen kann. Die zweyte Hälfte umfasst die R. Alterthumskunde in folgenden Abschnitten: Volksverfassung; Religionsverfassung; Staatsverfassung; Regierungsverfassung; Gerichtsverfassung; Kriegsverfassung; Privatverfassung; der letzte Abschnitt endlich oder die Culturverfassung liefert einen Grundriss der Geschichte der Literatur und Kunst der Römer. In allem diesen wird man gute Auswahl, Geschicklichkeit in der Anordnung und Stellung der Materien, Sammlerfleiss und treue Benutzung der bekannten in dieses Fach einschlagenden Werke nicht verkennen. Der Mangel einer zahlreichen oder vollständigern Büchersammlung hat den Vf. freylich verhindert, die Resultate mancher in neuern Schriften vorkommenden Aufklärungen über Gegenstände des Alterthums mitzutheilen. So sind in dem (zu kurzen, und schwerlich zu einer deutlichen Einsicht hinreichenden) Abschnitte über das Geldwesen der Römer vermuthlich die Grosischen metrologischen Tafeln noch nicht benutzt worden. In einer Schrift von solchem Umfange einige Unterlassungs- oder Begehungsfehler streng rügen zu wollen, wäre Grämeley. Wir bitten daher, ein paar Erinnerungen über das Hauptstück vom Religionswesen nur als Winke für eine künftige neue Auflage anzusehen. Der Vf. scheint uns S. 514 f. und anderwärts die römische Theologie nicht sorgfältig genug von der griechischen abgesondert, vieles, was sowohl von der einen als von der andern gilt, hier eingewebt und gerade das, was den R. Göttern eigenthümlich war, oder wodurch die auch anderwärts verehrten Gottheiten das Gepräge Römischer bekamen, zum Theil übergangen zu haben. So gehörte z. B. Jupiter nur als National- und Schutzgott Roms, Venus als Stammmutter der Aeneaden, Pallas oder Minerva als eine aus Troja eingeführte und in Latium einheimisch gewordne Landesgottheit hieher. Materialien zu einer vom Fremdartigen gereinigten römischen Götterlehre finden sich hie und da zerstreut z. B. in Heynens Excursen zum Virgil; aber eine Ausführung einer solchen kritischen Fabellehre der Römer fehlt uns allerdings noch. Wenn der Vf. S. 509 sagt: „Einige Religionsbegriffe und Anordnungen waren den Römern *ganz eigen* z. B. die Vergötterung (*consecratio*) der Kaiser" so scheint er das selbst S. 514 wieder zurück zu nehmen: „die der Apotheose griechischer Helden *ähnliche* Vergötterung (*consecratio*) der Kaiser und ihrer Angehörigen." Etwas Menschliches ist dem Vf. auch begegnet, wenn er S. 571 unter den gewöhnlichsten R. Schauspielen auch die *Satyrspiele* aufzählt. S. 522 ist der Kunstausdruck *elicere Jovem* und *Jupiter Elicius* nicht genau erklärt. Mit diesem nützlichen Werke zugleich oder auch allenfalls abgesondert werden vom Vf. ausgearbeitete *tabulae genealogicae sive stemmata nobilissimarum gentium Romanarum* verkauft, die aber Rec. bey seinem Exemplare nicht findet.

Nr. 2. Middletons classisches Werk hat, wie bekannt, grosses Glück in der gelehrten Welt gemacht. Es erschienen in England im Zeitraume von zwey Jahren, 1741 u. 42, drey Auflagen desselben, und es wurde noch kürzlich in Basel nachgedruckt. Man übersetzte es ins Französische, und noch neulich hat es *Auger* in seiner Schrift *de la constitution des Romains* ins Kurze gezogen. Eine deutsche Uebersetzung hatten wir schon,

wie bekannt, von *Dusch*. Diese schien dem neuen Verdeutscher veraltert zu seyn, und also entschloss er sich zu einer anderweitigen Bearbeitung dieses für Männer und Jünglinge äusserst schätzbaren Werks. Das deutsche Gewand ist geschmackvoll; der Ausdruck rein und gut. Zur Erleichterung der Uebersicht theilte der Uebersetzer das Werk in Hauptstücke, und zeigte in einer Ueberschrift, die er jedem voranschickte, ihren Inhalt kürzlich an, so wie er es in seinem Auszuge aus Gibbon gethan hat. Er begnügte sich, die in den Anmerkungen abgedruckten vielen Belege aus den Werken des Cicero bloss zu citiren, um das Werk nicht unnöthiger Weise zu vertheuern. Auch fügte er einige berichtigende und erläuternde Anmerkungen hinzu. Da, wo Middleton ganze Stellen aus Cicero's Schriften einwebt, welches er fast auf jeder Seite thut, übersetzte Hr. *S.*, wie billig, aus dem lateinischen Originale selbst, wobey er sich allerdings einer leichten, natürlichen Sprache beflissen hat, aber nicht immer einer strengen Treue und Aufmerksamkeit auf den Sinn der Worte des Cicero, wie wir an einigen Stellen zeigen wollen und an viel mehrern zeigen könnten. S. 184 aus Cic. ad div. 9, 15, 9 „du sprichst von Catulus Zeiten und den jetzigen" muss heissen: du sprichst vom Catulus und *jener* (des Catulus) Zeit. Cicero sagt 9, 16, 7 des Paetus Bruder werde gleich unterscheiden können, welcher Vers vom Plautus sey oder nicht: denn er habe durch häufige Lectüre und durch Aufmerksamkeit auf die Manier verschiedner Dichter sein Ohr so sehr geübt. Der Uebersetzer nicht genau: weil er sein Ohr durch eine grosse Uebung dazu gewöhnt hatte, den Styl und die Manier verschiedner Dichter zu unterscheiden. S. 187 „die Philosophen, die einzigen Menschen, nach meinem Urtheile, die einen rechten Begriff von der Tugend haben." Wie konnte das Cicero so unbedingt von den Philosophen sagen, da er in seinen Schriften die Begriffe mancher Secten über die Tugend widerlegt? Aber er sagt das auch nicht, sondern meynt eine gewisse philosophische Partey, *qui mihi soli videntur vim virtutis tenere.* Den Grundsatz dieser Weltweisen: *nihil esse sapientis praestare nisi culpam*, übersetzt er unrichtig: dass ein Weiser nichts *angelegner* habe, als sich vor einem Vergehen zu hüten. Der Weise, sagt Cic., könne für nichts stehen, sey für nichts verantwortlich als für die Schuld. So habe er, Cicero, auch immer gehandelt und habe sich keine Vorwürfe zu machen: dagegen könne er nicht dafür gut seyn (*praestare non posse*), was man etwa von ihm beym Caesar anbringe. Auch dieses übersetzt Hr. *S.* fehlerhaft: übrigens kann ich nicht *entscheiden*, was man von mir anbringen mag. N. 13 „Ein standhafter und weiser Mann muss das Glück bekämpfen, wie die Welle den Fels." Wer hat je gehört, dass das schwankende Glück mit dem unerschütterlichen Felsen und dagegen der Standhafte mit einer Meereswelle verglichen worden? Cicero sagt natürlich das Gegentheil: *fortunam levem et imbecillam ab animo firmo et gravi, tanquam fluctum a saxo, frangi oportere.* Cicero schreibt 9, 17, 2 an den Pätus: du konntest mein künftiges Loos von dem wohl unterrichteten Balbus erfahren „er (Balbus) möchte nüchtern oder trunken seyn." Nein, Cicero meynt, Balbus werde sich dieses Geheimniss, wo nicht nüchtern, doch wenigstens im trunknen Muthe, abfragen lassen.

PRAG, b. Albrecht: *Geschichtscalender für die K. K. Erblande auf das Jahr* 1794, mit 6 in Aberlischer Manier illuminirten Kupfern. 1794. 200 S. 12.

Die drey historischen Abhandlungen, deren Gegenstände der Vf. seinen Landsleuten für das Jahr 1794 durch diesen populären Weg besonders ins Gedächtniss zurück bringen zu müssen glaubte, betreffen 1) aus der böhmischen Geschichte, den Mädchenkrieg zu Dewin, in den Zeiten des ersten Przemysl; 2) aus der Hungarischen, ein Fragment von Attila's Leben und Tod; 3) aus der Oestreichischen, die Stiftung des Klosters Neuburg. Das erste Stück ist am ausführlichsten behandelt (1 – 136); und, wie zu erwarten war, in der neuerlich beliebten Zwittermanier, halb Roman, halb Historie oder vielmehr Sage (denn was zu letzterer, wie sie in den Chroniken aufbewahrt ist, Anlass gegeben, und was an der ganzen Sache wahr seyn mag, darauf hat sich der Vf. nicht eingelassen.) Hin und wieder sind Sittenzüge, welche die ersten Tzechen bezeichnen, und gute moralische Betrachtungen eingeflochten. Im Ganzen hat Rec. freylich an dieser ganzen Art nie Geschmack zu gewinnen vermocht; doch findet er den Zweck *dieser* Ausmalung löblich, und auch die Wahl des Zeitalters gut. Jener ist eine Darstellung der in der Natur gegründeten Verhältnisse, die, obwohl künstliche Ueberspannung der aufgereizten Leidenschaften davon zu entfernen scheint, doch am Ende gewöhnlich siegen; eine nicht unnöthige Erinnerung jetzt, wo so viele thörichte und einige schlimme Menschen daran arbeiten, alle Begriffe und Gefühle unter einander zu werfen, und das Werk der Natur zu entstellen. Zweckmässig ist auch das Zeitalter in der fabelhaften Periode der böhmischen Geschichte gewählt; solche Zeiten, und Legenden, wo ohnedem niemand auf Wahrheit rechnet, kann man der romantischen Bearbeitung noch am ehesten preis geben, da sie hingegen in die eigentliche Geschichte nur lauter Verwirrung bringt.

Schon hier ist in dem 2ten Stück weit mehr Unfug mit der Historie getrieben worden. Begebenheiten, welche (wie S. 147) in andere Zeiten und Gegenden gehören, Namen die (wie Bessarabien, S. 151) jenem Jahrhunderte fremd sind, offenbare Irrthümer (wie S. 153 die Schwester des Kaisers *Honorius* im J. 450 auf dem byzantinischen Thron), Vermengung verschiedener Unternehmungen des Helden (wie S. 154) und eine falsche Darstellung der, als Hauptsache angekündigten Todesart desselben (S. 168) sind Flecken, die man um so mehr wegwünschte, da der Vf. sonst nicht wenige richtige Züge des Charakters von Attila gut angebracht hat. Das dritte Stück, welches als Legende ohnehin freyern Spielraum liess, trifft dieser Tadel weniger.

Etwas mehr Sorgfalt sollte auf die Richtigkeit des Ausdrucks verwendet werden; welches der Vf. (da er die Sprache in seiner Gewalt hat) leicht erreichen wird, wenn er sich mehr Mühe geben will, immer deutlicher zu

zu denken. Dem Verleger empfehlen wir fleissigere Correctur, und mehr Rücksicht auf guten Geschmack in den Kupfern, welche, wenigstens in unserm Exemplar, zum Theil durch Schuld der übel aufgetragenen Farben, abscheulich aussehen. Die Druckfehler sind eben so zahlreich als auffallend: Auf der allerersten Seite, welche die Namen des Kaisers, seiner Gemahlin, Brüder und Schwestern, enthält, sind ihrer *fünf*; in dem zweyten Stück wird der berühmte *Aëtius* durchgängig *Artius* genannt; für *Scythen* wird *Czythen* geschrieben, *Placidia* (dieses freylich nach einer allgemeinern Verkehrtheit) *Plazidia* u. s. f.; als wenn, da wir das *c* nun doch haben und an dasselbe gewöhnt sind, irgend ein Grund wäre, durch *z* es zu ersetzen, und alle Etymologie und Verwandtschaft mit den übrigen Sprachen diesem Einfall aufzuopfern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, b. Perthes: *Zeitung für Landprediger und Schullehrer.* Erster Jahrgang. 1793. 432 S. 8. Des zweyten Jahrgangs Erstes Quartal. 1794. 108 S. 8. (der Jahrgang 1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Zeitung, von welcher wöchentlich ein halber Bogen erscheint, hat mit dem 3 Jan. 1793 ihren Anfang genommen, und soll Nichts anders aufnehmen, als, was den auf dem Titel genannten Leserclassen nützlich und interessant seyn kann. Die Vf. derselben haben nämlich die Absicht, Predigern und Lehrern in Bürger- und Landschulen, welche die wichtigsten kritischen Blätter nicht lesen können, Gelegenheit zu verschaffen, mit der Literatur ihres Fachs fortschreiten zu können, und ihnen manche Vorschläge zur besseren und nützlicheren Führung ihres Amtes, welche hier und da bekannt werden, mitzutheilen: und wirklich hat Rec. in den vorliegenden fünf Quartalen lauter solche Schriften angezeigt gefunden, mit denen denkende und lesende Prediger und Schullehrer bekannt zu seyn wünschen müssen. Aus den Büchern werden ziemlich weitläuftige Auszüge gegeben: bisweilen gar zu weitläuftig: Der Auszug aus dem Steinbeckischen Büchlein: *Der aufrichtige Kalendermann*, nimmt 14 Seiten in gr. 8. ein. Die beygefügten Beurtheilungen sind gründlich und bescheiden und die Sprache rein, bis auf kleine Schreib- oder Druckfehler, z. B. *reitzen*, *errinnern*, *fürtrefflich*, und einige andere, welche Rec. besonders um der Landschullehrer willen, sorgfältiger vermieden wünschte. Am Ende jedes Blatts stehen einige kurze Nachrichten von Einrichtungen und Veränderungen im Kirchen- und Schulwesen, Todesfällen, Amtsveränderungen, auch Ankündigungen neuer Bücher und andere literarische Anzeigen, für welche aber mit dem Schlusse des Ersten Jahrganges ein eigenes *Intelligenzblatt* bestimmt worden ist, worinn sie *gegen die Gebühr* abgedruckt werden sollen. Der Erste Band oder Jahrgang, vor welchem das Bildniss des Hn. D. *Löffler* steht, enthält ohne die kurzen Nachrichten die Anzeigen von 78 neuen Schriften, worunter 21 Predigtsammlungen und ungefähr 18 sind, welche näheren Bezug auf das Schulwesen haben. Die wichtigeren im Ersten Quartal des zweyten Jahrganges beurtheilten Schriften sind: Ueber Prediger und den Predigerstand; Henke allgemeine Geschichte der christlichen Kirche; Schmidts katechetisches Handbuch; Herder über die Gabe der Sprachen; Bechsteins kurzgefasste gemeinnützige Naturgeschichte. Man kann nicht umhin sich über die Menge und Mannichfaltigkeit der Hülfsmittel (wenn man sie so zusammengestellt erblickt) zu freuen, die Predigern und Schullehrern angeboten werden, wenn ihnen sonst daran gelegen ist, ihre Einsichten zu erweitern und ihre Berufshandlungen zweckmässiger einzurichten. Sind diese Hülfsmittel nicht alle so vollkommen, wie man sie wünscht, so veranlassen sie doch bey Jedem nicht ganz abgestumpften Leser eigenes Denken, wecken oder stärken auch wohl den Muth: und das ist's eben, was sie sollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERARGESCHICHTE. 1. *Ulm*, b. Wagner: *Nachricht von des Martin Balticus*, ehemaligen Ulmischen Rectors, *Leben, Verdiensten und Schriften*. Erster und zweyter Abschnitt. 1793 und 1794. 2½ Bog. 4.

2. Commentatio Historico-Litteraria *Ulmenses bene de re litteraria orientali meritos sistens.* 1793. 1½ B. 4.

3. Commentatio — *de Codice Manuscripto Iuvenalis Satiras complectente.* 1793. 1 B. 4.

4. Specimen historico-litterar. *de Academia Veneta.* 1794. 1½ B. 4.

5. Commentatio historico-litter. *de Ulmensium in litteras graecas meritis* exponens. Particula prior. 1794. 1½ B. 4.

6. Commentatio historico-litterar. *de Ulmensium in Arithmeticam meritis* exponens. 1794. 1½ B. 4.

7. *Nachricht von Conrad Sams* des ersten ordentlich berufenen Ulmischen Reformators *Leben, Verdiensten und Schriften.* 1795. 2 B. 4.

8. *Nachrichten von Hanns Jacob Wehe*, ersten evangelischen Pfarrer in Leipheim, gesammelt von *M. Georg Veesenmeyer*, Professor der Beredtsamkeit am Ulmischen Gymnasium. 1794. 1½ B. 8.

Vorstehende Gelegenheitsschriften verdienen eine ehrenvolle Anzeige. Der Vf. derselben ist Hr. Prof. *Veesenmeyer* in Ulm, der sich bereits um die Kirchen- und Gelehrtengeschichte, besonders seiner Vaterstadt, rühmlich verdient gemacht hat.

1. *Martin Balticus* wurde 1532 in Bayern, und zwar in der Vorstadt von *München* geboren. Frühzeitig schickten ihn seine Eltern in die damals berühmte Schule in *Joachimsthal*, wo er die Anweisung des wackern *Mathesius*, während seines sechsjährigen Aufent-

Aufenthalts daselbst zu benutzen suchte. Er gieng sodann nach *Wittenberg* und besuchte *Melanchthons* humanistische Vorlesungen. Doch musste er, da es ihm an der nöthigen Unterstützung fehlte, bald wieder nach Hause kehren, wo er denn auch, ob ihn gleich seine Neider, die ihn bald für einen Zwinglianer, bald für einen Lutheraner ausgaben, zu hindern suchten, eine Lehrstelle an der Schule zu *München* erhielt. Hier ertheilte er auch Unterricht in der Religion, und da er so unvorsichtig war, *Luthers* Katechismus zum Grunde zu legen, so musste dieses, ungeachtet man grade damals, nämlich in der Mitte des 16ten Jahrhunderts selbst in *Baiern* gegen Luthers Grundsätze weniger einzuwenden hatte, als ehemals, nothwendiger Weise Aufsehen machen. Dazu kam noch, dass eben um diese Zeit die *Jesuiten* ihr Wesen in *Baiern* zu treiben anfiengen. *Balticus* gerieth also wirklich in die Inquisition, wurde in das Gefängniss gelegt, und endlich — aus Gnaden — aus den baierischen Landen verwiesen. Nun gieng er nach *Ulm*, wo man ihn, da man seine Talente und besonders seine Stärke in der lateinischen Dichtkunst kannte und schätzte, im Jahr 1559, an des *Peter Agricola* Stelle setzte, der eben um diese Zeit in die Pfalzneuburgischen Dienste getreten war. Wie sehr er sich um die Jugend verdient gemacht habe, wird nun ausführlich gezeigt; und doch hatte er — da er vielleicht Alters halben, dasjenige nicht mehr leisten konnte, was die ihm eben nicht günstigen Schulvisitatoren foderten, — das Unglück im Jahr 1592 seines Amtes entsetzt zu werden. Er lebte noch acht Jahre, und suchte sich seinen Unterhalt, theils mit seiner lateinischen Dichtkunst, theils mit Advociren zu verdienen. Den Beschluss macht das Verzeichniss seiner, meistens in lateinischen Versen abgefassten Schriften.

2. Um die hebräische Literatur in *Ulm* machte sich frühzeitig ein *Johann Behaim*, oder *Böhm* verdient, indem er von den Juden ein hebräisches Lexicon und einige grammatikalische Schriften kaufte, in das Deutsche übersetzte, und sie andern, welche diese Sprache lernen wollten — unter andern den berühmten Männern *Reuchlin* und *Pellicanus* — mittheilte. Man eignete ihm sonst ein hebräisches Lexicon zu, das schon 1496 zu *Ulm* im Druck erschienen seyn soll, in der That aber nicht existirt. Auch der berühmte *Joh. Albertus Widmanstadt* gehört hieher, weil derselbe zu *Nellingen*, das in das *Ulmer* Gebiet gehört, geboren wurde. Der Vf. verspricht von diesem trefflichen Manne in der Folge nähere Nachrichten zu geben. Da im 17ten Sec. die Ulmer Stadtschule zum Gymnasium erhöht wurde, stellte man auch einen eigenen Professor der hebräischen Sprache an.

3. Dieser Codex ist noch vor der Mitte des 15ten Jahrh. auf Pergament in gr. 8. geschrieben worden. Der Vf. hat solchen mit der *Millerischen Ausgabe*, *Berlin* 1749 verglichen und einige Varianten daraus mitgetheilet.

4. Dieser Beytrag zur Literatur ist sehr schätzbar. Die sogenannte *Academia Veneta*, deren Stifter *Fridericus Baduarius* war, machte sichs unter andern zum Gesetz, gute Schriften, ältere und neuere, eigene und fremde drucken zu lassen, wie sie denn auch deswegen einen *Catalogum* solcher zu edirenden Schriften herausgab. Da aber diese Gesellschaft nicht über zwey Jahre, nämlich von 1558 bis 1559 dauerte, so blieb es bloss bey dem Versprechen. Diejenigen, welche wirklich, und zwar mit den vortrefflichsten Typen gedruckt sind, führt der Vf. an. Ihrer sind 9 an der Zahl, wozu wir noch folgende drey, die uns bekannt worden sind, setzen können: *Marci Antonii Natae Oratio de Dei locutione.* 1558. 4. *De Legato Pontificio et Leonis Baptistae Alberti Trivia Senatoria.* 1558. 4. *Sacra ac recens Psalmorum interpretatio a Placido Parmensi edita.* 1559. 4.

5. Voran eine kleine Nachlese zu N. 3. *Johann Magenbuch* (nachheriger Physikus in *Nürnberg*) soll der erste gewesen seyn, welcher um 1520 das griechische in *Ulm* docirte. Nachher wurde ein gewisser *Wolfgang Winthäuser* von *München* nach *Ulm* berufen, um Unterricht in dieser Sprache zu geben, der aber von dem Rathe daselbst, aus unbekannten Ursachen, bald wieder verabschiedet wurde. Unter seinen Nachfolgern war *Gregorius Leonhard*, der Lehrer des berühmten *Martinus Crusius*, eines der grössten Griechen seiner Zeit. Die Fortsetzung wird diejenigen Männer namhaft machen, die sich in der Folge, um das dasige Gymnasium, auch in Ansehung der griechischen Literatur verdient machten.

6. Der erste, der in Ulm eine *Rechnungsschule* errichtete, hiess *Conrad Marchtaler*, welcher 1545 unter Melanchthon, in Wittenberg studirte. Man hat von ihm ein *Visierbuchlein. Ulm* 1552. 4. Eben dieses Geschäfte trieb dasebst *Gallus Spänlin*, der 1556 zu *Augspurg* eine *Aritmethicam künstlicher Rechnung* in 8. drucken liess. Und so fehlte es auch in der Folge nicht, an geschickten Leuten, welche die Jugend in der so nützlichen Rechenkunst unterrichteten.

7. *Conrad Sam*, auch *Som* war 1483, zu *Rothenacker*, einem herzoglich würtembergischen Dorfe, geboren, studirte zu *Tübingen* und wurde Pfarrer zu *Brackenheim*. Allein da er sich auf Luthers Seite neigte, wurde er nach 9 Jahren wieder abgesetzt. Nun wendete er sich nach *Ulm*, wo er einen Stiefbruder hatte, und kam gerade zu der Zeit dahin, da die Bürgerschaft im Jahr 1524 von dem Rath einen evangelischen Prediger, und zwar eben diesen *Sam* verlangte. Hier erfuhr er den an ihn ergangenen Ruf, den er auch annahm, sein neues Amt antrat, und es in der Folge mit allgemeinem Beyfall fortsetzte. Da er sich bey dem um jene Zeit entstandenen Sacramentsstreit, auf *Zwinglis* und *Oecolampads* Seite neigte, so machte ihm dieses, wie leicht zu erachten ist, manchen Verdruss. Doch erhielt er immer die Achtung seiner Obern, und stund bis an sein, im Jahr 1532 erfolgtes Ende, mit seinen Collegen in gutem Vernehmen. Den Beschluss macht ein Verzeichniss seiner, jetzt meistens seltenen Schriften.

8. Man hat sonst den *Hanns Jacob Wehe* fast durchgängig für einen Märtyrer der Wahrheit gehalten; und dieser Meynung war auch der Vf. selbst. Allein eine nähere Untersuchung der Geschichte dieses Mannes überzeugte auch ihn gerade von dem Gegentheil — überzeugte ihn, dass er ein Rebelle der schlimmsten Gattung gewesen war. Er war Pfarrer in *Leipheim*, einer Ulmischen Oberamtsstadt, woselbst er sich durch seinen gereinigten Religionsvortrag, nicht nur bey seiner Gemeinde, sondern auch bey den Einwohnern der benachbarten Orte, die häufig nach *Leipheim* kamen, den grössten Beyfall erwarb, und unter allen Ulmischen Geistlichen der erste war, der es wagte, das Abendmal unter beiderley Gestalt auszutheilen. Der Bischof von Augspurg, unter dessen Sprengel Leipheim gehörte, beklagte sich darüber bey dem Magistrate zu Ulm, und drang auf die Absetzung desselben. Der Magistrat decretirte dieselbe auch wirklich im Jahr 1524, und doch blieb *Wehe* in *Leipheim* und der Wahrheit stets getreu. Desto mehr ist es zu bewundern, wie sich ein solcher Mann habe können beygehen lassen, an dem, in eben diesem Jahre in Oberschwaben ausgebrochenen *Bauernkrieg* Antheil zu nehmen. Und doch geschah dieses wirklich. *Wehe* war der Anführer seiner, an der Empörung ebenfalls theilnehmenden Leipheimer, bekam aber auch bald seinen Lohn, indem ihn *Georg Truchsess von Waldburg*, nachdem er unter den Aufrührern eine grosse Niederlage angerichtet und sich der Stadt *Leipheim* bemächtiget hatte, mit dem Schwerdt hinrichten liess. Zur Strafe müssen die *Leipheimer* noch heut zu Tage ein sogenanntes *Feuelgeld* bezahlen, das aus der Gemeindekasse abgetragen wird — welches *fast zu hart ist!*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. August 1795.

PAEDAGOGIK.

HANNOVER, b. Hahn: *Bemerkungen über den Begriff von der Erziehung* in Rücksicht auf die Beurtheilung des Werthes öffentlicher und Privaterziehungsanstalten, von *Karl Wilh. Köring*, Prediger zu Kohlenfeld im Hannöverischen. 1795. 151 S. gr. 8.

Der Vf. vereinigt mit der Kenntniss der neuesten Philosophie eine selbständige, nicht durch fremde Systeme unterjochte Denkungsart mit wissenschaftlicher Forschung der Zwecke und Grundsätze, auf denen die Erziehung beruht, eigne Erfahrungen im Erziehungswesen. Jene Ideen und diese Erfahrungen trägt er in einer Abhandlung vor, die sich durch eine gefällige Einkleidung, und was noch mehr ist, durch Neuheit und einen nicht gemeinen Gang der Ideen auszeichnet.

Rec. will nur die Hauptideen der Schrift andeuten, um sein Urtheil zu bestätigen und die Abhandlung dem weitern Nachdenken der Erzieher zu empfehlen.

Erziehung ist eine vernünftige, d. i. nach Absicht oder Zwecken geordnete, fortdauernde Wirkung des Menschen auf andre ihnen ähnliche vernunftfähige Menschen, um in ihnen diese Fähigkeit auf eine Art, die ihrem Wesen gemäss ist, zur vollen Kraft auszubilden. Die Zwecke einer wahren Erziehung vereinigen sich in der Ausbildung der Vernunft im Menschen: denn Vernunftfähigkeit macht den eigentlichen Charakter der Menschheit aus. Erweckung und Entwicklung der Vernunft nimmt der Vf. aber in dem eignen Sinne, dass Vernunft die gesammte Thätigkeit des Menschen sey, in sofern in ihr eine Uebereinstimmung zu den letzten Grundsätzen der theoretisch-praktischen Vernunft zu bemerken ist. Vernunftmäsige Thätigkeit oder praktische Vernunft ist das letzte Ziel, wornach wir streben müssen, und alles übrige, was sonst noch den Namen Vernunft führt, kann nur als Mittel zur Hervorbringung der letzten betrachtet werden. Es giebt zwey Hauptgattungen von Vermögen, 1) welche die Erkenntnissfähigkeit des Menschen begründen oder befördern, 2) welche den Grund menschlicher Handlungen im strengen Verstande ausmachen. Auf den ersten beruht das, was sonst gewöhnlich *Vernunft* heisst; auf den letztern das, was man *Gesinnung* nennt. Die Hauptrichtung unsrer sinnlichen Grundbestimmungen, wenn sie durch zufällige Eindrücke zu Gefühlen gewisser Art und zu Neigungen werden, auf gewisse Objecte oder Arten von Thätigkeit ist die *Gesinnung* oder der eigentliche Charakter des Menschen. Die Regelmässigkeit der Gesinnungen und des darauf gegründeten Verhaltens, oder Vernunft im praktischen Verstande entsteht zunächst und unmittelbar, nicht durch die vernunftmässige Einsicht des handelnden Subjects, noch durch vernünftige Gründe und Vorstellungen, sondern durch eine mehr mechanische *Gewöhnung*. (Dasselbe sagt ungefähr Schmid in der Abhandlung zum de la Chambre S. XXXVI: Den Grundzug in der Sinnesart oder die dauerhafteste Neigung nennt man die *Gesinnung* eines Menschen. Sie beruht einzig und allein auf *Gewöhnung*.) Des Erziehers eigentliches und nächstes Geschäft ist daher nicht so sehr Bildung der theoretischen Vernunft als des Charakters, oder regelmässige Ausbildung der sinnlichen Anlagen. Man soll nicht bloss und nicht sowohl lehren, was vernünftig ist, als es thun lassen. Wenn aber gleich die Thätigkeiten des Menschen in gewissem Verstande mechanisch entstehen, so dürfen sie doch in der Folge nicht den Anschein des Mechanischen behalten; wir müssen in allem selbstthätig und als freygebietende Herren unsrer Thätigkeiten erscheinen. Die weitere Ausführung hievon und die neue Auseinandersetzung dessen, was die Alten in dem Satze vortrugen: die Tugend könne nicht *gelehrt* werden, sie sey eine *lange Gewohnheit*, so wie die Anwendung vom Räsonnement des Vf. auf Schul- und Erziehungsanstalten S. 108 ff. müssen wir zum Nachlesen und Beherzigen empfehlen, so wie wir dem Vf. dieser Schrift vorzüglich das Studium von Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung in den Horen empfehlen, durch die ihm gewiss ein neues Licht über die Gegenstände aufgehen wird, an deren Aufklarung er mit Eifer und Erfolg arbeitet.

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Mylius: *Englisches Lesebuch für Anfänger*, nebst Wörterbuch und Sprachlehre, von D. *Friedrich Gedike*, Königl. Preuss. Oberconsistorial- und Oberschulrath u. s. w. 1795. 299 S. 8.

Ob es gleich in Deutschland an englischen Lesebüchern nicht fehlt, so ist doch gegenwärtiges gewiss nicht überflüssig. Der Herausgeber hat den Inhalt aus guten Classikern entlehnt, sowohl aus ältern, z. B. aus den bekannten Wochenschriften *Spectator*, *Guardian*, *Idler* u. a. m., als auch aus den neuern, und besonders solchen, welche man in ähnlichen von Deutschen veranstalteten Sammlungen gröstentheils nicht findet. Fabeln, Erzählungen, Anekdoten und Briefe wechseln hier mit einander ab; auch empfängt der Anfänger eine Probe der englischen Um-

Umgangsſprache, und wird folglich durch dieſes wohl gewählte Leſebuch vorbereitet, jedes andere proſaiſche Werk mit leichterer Mühe verſtehen zu können. Die Verſchiedenheit der Rechtſchreibung iſt durchaus beybehalten worden, damit der Lehrling ſich frühzeitig daran gewöhne. Selbſt das erklärende Wortregiſter verdient allen Beyfall, weil nur wenige im Leſebuche vorkommende Ausdrücke fehlen, und bey der Erklärung Johnſon's groſses Wörterbuch zum Grunde liegt.

Die angehängte Grammatik zeichnet ſich, bey aller ihrer Kürze, vor vielen andern Verſuchen dieſer Art aus. Das Wichtigſte der Sprachlehre wird darinn recht gut vorgetragen, und man ſieht nicht undeutlich, daſs die Grammatik des Biſchofs *Lowth* dabey benutzt worden iſt. In dem Kapitel von der Ausſprache, welches freylich bey weitem nicht alles erſchöpft, hat ſich der Vf. beſonders der *Pronouncing Dictionaries* von *Sheridan* und *Walker* bedient, wodurch nun manches richtiger beſtimmt worden iſt, als in den meiſten ältern Grammatiken bisher geſchehen konnte.

Unſtreitig wird dieſes Product eben den Beyfall erhalten, welchen die zum Elementarunterricht für die lateiniſche, griechiſche und franzöſiſche Sprache von eben dieſem Vf. herausgegebenen Leſebücher gefunden haben. Nur Schade, daſs einige Wörter nicht richtig abgetheilet ſind; als S. 1 *anſwe-rable* ſtatt *anſwer-able*; S. 6 *infor-med* für *inform-ed*; S. 7 *pi-cked* für *pick-ed* u. ſ. w. Doch ſcheinen dieſes Druckfehler zu ſeyn, da z. B. auf der 24ten S. *retard-ed* richtig abgebrochen wird, wie auch aus der S. 280 angegebenen Regel No. 2 in dem Kapitel von der Orthographie deutlich erhellt. — Auch wünſchte Rec. die Lehre von den Präpoſitionen etwas weitläuftiger und gründlicher abgehandelt, weil in ihnen die gröſsten Schwierigkeiten der engliſchen Sprache liegen; z. B. den Unterſchied oder die Gränzlinien zwiſchen *above* und *over*, *in* und *at*, *of* und *from*, *by* und *through*, *after* und *according to*, *to* und *for* u. ſ. w., welches einem Anfänger ſehr nützlich ſeyn würde, und worüber leider! faſt alle Sprachlehren wenig Aufſchluſs geben.

Zürich u. Leipzig, b. Ziegler u. Söhnen: *Muſeum für die griechiſche und römiſche Litteratur.* Herausgegeben von *Carl Philipp Conz.* Erſtes Stück. 1794. 181 S. gr. 8.

Der Herausgeber iſt des Glaubens, es ſey den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſen, ein Inſtitut zu errichten, das, gleichſam als ein Heiligthum, dem Genius der Alten allein gewidmet wäre, das die Bildniſſe Einzelner, gezeichnet mit dem Pinſel der Wahrheit, aufbewahrte, worinn der jugendliche Geiſt Anfeurung, Nahrung und Bildung ſuchen, wo der männliche eine feiner würdige Erholung von ſeinen Geſchäften finden ſollte. Sowohl aus dieſer Erklärung als durch die Ausführung im erſten Stücke iſt es klar, daſs die alte Literatur nicht ſowohl in Beziehung auf Zwecke der eigentlichen Gelehrſamkeit, als in Rückſicht auf Bildung des Geſchmacks ein Gegenſtand dieſer Vierteljahrſchrift ſeyn wird. Vorzüglich wird ſie ſich alſo mit der Darſtellung und Einkleidung, welche die Alten ihren Werken des Geiſtes gegeben haben, mit den Schönheiten und Vorzügen der griechiſchen und römiſchen Sprache, auch mit Parallelen zwiſchen der alten und neuen Literatur beſchäftigen. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt die alte Literatur noch in keiner ihr beſonders gewidmeten Zeitſchrift bearbeitet worden.

Abhandelnde Aufſätze wechſeln mit Ueberſetzungen ab. Von jener Art ſind folgende; *Ueber die Proſe und Poëſie der Alten*, mit Rückſicht auf unſre neue, von *Conz*; *Bodmers* Muthmaſsungen, aus was für Urſachen Virgil die Aeneis habe zerſtören wollen. Er findet ſie in einer Menge von Fehlern, die ſie der Zerſtörung wirklich würdig gemacht haben ſollen; wird aber in Abſicht jener vermeynten Flecken in einer beygefügten Ehrenrettung der Aeneis von *Hottinger* zurecht gewieſen. Hottinger hätte nur weder an der Wahrheit jener Anekdote, daſs Virgil in ſeinem Vermächtniſſe die Vernichtung der Aeneis verlangt habe, zweifeln ſollen, da ſie auf viele Zeugniſſe der Alten, die in Donats und in Heynens Leben des Virgil S. CCVIII befindlich ſind, gegründet iſt, noch hätte er ſagen müſſen, daſs Virgil vielleicht der einzige Dichter geweſen ſey, der ſo unväterliche Geſinnungen gegen die Geburten ſeines Geiſtes gehegt habe, indem auch Ovid vor ſeiner Auswandrung unter andern ſein Werk von den Verwandlungen den Flammen übergab und zwar aus derſelben Urſache als Virgil, der ſeine Epopöe nicht wegen häſslicher Flecken, wie Bodmer ergrübelt, ſondern darum vernichten wollte, weil er ihr nicht die höchſte Vollendung durch Anlegung der letzten Hand geben konnte. *Ueber die Frage: Wie ſoll man die alten Dichter überſetzen, in ihren Sylbenmaaſsen oder in gereimten?* Der Vf. will die Versart der Originale beybehalten, wenigſtens den Reim verworfen wiſſen, und er hat Recht, ſo lange von der möglichſt treuen Darſtellung und Nachbildung der Werke des Geſchmacks die Rede iſt: aber warum ſollte es nicht auch *nebenher* vergönnt ſeyn, uns der Werke der Alten ſo zu bemächtigen, daſs wir ſie in die unſrer Sprache angemeſsnern Sylbenmaaſse übertrügen und mit dem uns eigenthümlichen Reime bereicherten? Der *Dialog, veranlaſst durch Klopſtocks grammatiſche Geſpräche*, beſchäftigt ſich mit einigen Klopſtockiſchen Verſuchen, die griechiſchen und lateiniſchen Muſter im Deutſchen völlig zu erreichen. Jene Geſpräche, die, man mag die Form oder den Inhalt betrachten, Meiſterſtücke ſind, verdienten, in ſo weit ſie ſich auf griechiſche und römiſche Literatur beziehen, eine weiter ausgedehnte und tiefer eindringende Kritik in dieſer Zeitſchrift. — Ueberſetzt ſind: Cicero's Tuſculaniſche Abhandlungen Buch I. Cap. 1—23 von *Drück*; Aeſchines Axiochus von *Conz*, und Virgils Epiſode vom Niſus und Euryalus, von *Neuffer*.

Bremen, b. Wilmans: *Neues Magazin für Schullehrer.* Herausgegeben von *G. A. Ruperti* und *H. Schlichthorſt.* Dritten Bandes zweytes Stück. 1795. 272 S. gr. 8. (12 gr.)

In dieſes Stück ſind nur zwey ſchon vorher gedruckt geweſene Aufſätze aufgenommen worden; *Heyne, de bellis*

bellis internecinis, und *Franck*, *de ratione, qua est critica philosophia ad interpretationem librorum, inprimis sacrorum*. Zu den schätzbarsten aus der Handschrift gezogenen Beyträgen rechnen wir die Anmerkungen des Hn. *Matthiä* in Amsterdam über Stellen griechischer Dichter, und Ebendesselben zweytes Probestück eines Commentar zum Homerischen Hymnus an die Venus. Jene sind meist kritischen Inhalts; aber hier findet man nicht jene Conjecturalkritik, die oft nichts als eine spielende und täuschende, auf alle Fälle aber undankbare Kunst ist, sondern Aenderungen und Verbesserungen, die auf festen Grundsätzen beruhen und die mit ihren Gründen und Beweisen ausführlich vorgetragen sind. Wir wissen, dass der Vf. im Sinne hatte, Anmerkungen *ad modum Mureti* herauszugeben. Seine Kritiken sind trefflich zu Gegenstücken der Obss. jenes geschmackvollen Philologen geeignet. Nächst den Aufsätzen von Matthiä glauben wir im Range mit Recht folgen zu lassen den scharfsinnigen Versuch eines Hn. *Mosche*, durch Hülfe der höhern Kritik Theokrits 8te Idylle herzustellen. Seine Versetzungen und Vermuthungen ausgefallner Verse sind kühn, aber nicht zu kühn, und haben wirklich recht viel für sich. In der letzten Hälfte der Idylle sind wohl noch Schwierigkeiten übrig geblieben, die durch ähnliche Vermuthungen gehoben werden möchten. Was Vers 41 — 48 anlangt, so wundern wir uns, dass der Vf. keine Versetzung einiger Verse für nothwendig erachtet hat. Die Erwähnung der Ziegen und Schafe V. 45 passt nicht zum Rinderhirten Daphnis, wohl aber zum Menalkas. Vgl. V. 49 und Id. 9, 17. Auch stimmen Satz und Gegensatz gar nicht zusammen: Wo Milon wandelt, da sind Schafe und Ziegen fruchtbar; wenn er aber weggeht, da verschmachten der Rinderhirt und die Rinder. Uns dünkt alles den redenden Personen angemessner, wenn wir dem Menalkas V. 45. 46. 43. 44; dem Daphnis aber V. 41. 42. 47. 48 beylegen. Die Verse 53 — 56 legt er dem Menalkas in den Mund, der aus seiner Grotte auf dem Aetna, mit seinem Mädchen im Arme, ins Meer hinauszusingen scheint. Vgl. Id. 9, 15 ff. *Σύννομα* scheint der Vf. als Vocativ anzusehen, in welchem Menalkas sein Mädchen als Mithirtin anrede. Allein da *σύννομος generis communis* ist, so möchte Σύννομε die richtigere Lesart seyn. Wir fügen noch kürzlich die Titel der übrigen Beyträge hinzu: *Gurlitt* Verschiedenheit der Lesart in Horazens Oden aus einer sehr alten Ausgabe des Horaz ohne Ort und Jahr. *Höpfner* Beschluss der Abhandlung über Euripides Cyklops. Er macht darinn Hoffnung sich einer besondern Abhandlung über das Satyrspiel der Griechen *unterziehn* zu wollen, welches er in seiner lateinischen Sprache so ausdrückt: *ipse fortasse huic labori me subducam!!* Wenn Hr. H. so fort lateinisch schreibt, so wird das *Latinum Islebiense* bald so berühmt werden, als das *Latinum Hechingense*. Hr. *Ruperti* hat aus der Handschrift des zweyten Theils seines Silius den sehr ausgearbeiteten Inhalt des 9 — 11. Buches des Silius und Anmerkungen über einzelne Stellen des eilften Buches abdrucken lassen. Der Mitherausgeber dieses Magazins, Hr. *Schlichthorst*, vertheidigt sein Handbuch der alten Erdbeschreibung gegen den Rec. in der A. L. Z., dem es nicht schwer werden dürfte, darauf zu antworten. Den Beschluss machen Kritiken des Hn. *Camerer* über einige Verbesserungen, die Ernesti in Cicero's philosophischen Schriften vorgeschlagen hat.

Hannover, b. Hahn: *M. T. Ciceronis de lege liber sive de legibus liber primus.* Recensuit et annotatione auxit *J. Fridr. Wagner.* 1795. 196 S. 8.

Der würdige Hr. Rector *Wagner* in Lüneburg geht bey seiner Ausgabe der Ciceronischen Abh. von dem Grundsatze aus, dass man jungen Leuten einzelne Aufsätze über irgend einen Gegenstand der Philosophie vorlegen, durch das Studiren und Entwickeln derselben ihre Seelenkräfte in Bewegung setzen, und sie so allmählich zum Studium der Philosophie hinführen müsse. Hiezu empfiehlt er unter den Alten insonderheit nächst dem Plato einzelne Aufsätze des Cicero, und trägt überhaupt seine Grundsätze über den Elementarunterricht in der Philosophie vor, mit Einstreuung sehr fruchtbarer und anziehender Nebenbetrachtungen, als: über den Seelenmaler Parrhasius, der seine Kunst, Charaktere und vorzüglich das Sprechende im Blick (*argutias vultus*) zu malen, den Winken des Sokrates verdankt habe *praefat.* p. XVI, und über Plato's eigenthümliche Art zu philosophiren S. XXV ff. Zu jenem Zweck einer Vorbereitung zur Philosophie bearbeitete der Herausg. auch den Theil von Cicero's Schrift über *die Gesetze*, der das allgemeine philosophische Räsonnement über den Grundsatz des Rechts und das Vernunftgesetz enthält, d. h. das erste und den Anfang des zweyten Buchs. Was ihn gerade zu dieser Wahl bestimmt hat, mag er uns selbst in seiner körnigten, reinen Sprache sagen S. XXXVI ff.: „*Liber primus de legibus inter Ciceronis scripta cum docendi ordine et perspicuitate, tum argumenti gravitate et rerum utilissimarum copia insignis videbatur, ideoque hodie nova opera non indignus. Eam enim materiam pertractat, quae non modo ad hominum salutem et dignitatem maxima, sed hoc etiam nomine notabilis est, quod hac nostra aetate a viris doctissimis et sapientissimis ultro citroque disputata, impugnata et defensa fuit. Quorum certamini ut equidem immiscere me non cupio, ita non incommodum videtur, libellum optimi auctoris, qui in scholis inprimis regnat, denuo commendare: unde sole clarius apparect, (si quod multos dubitare cognovi) non esse ea, quae de juris legumque principio hominumque omnium inter se aequali jure dicantur, nova hujus nequioris aetatis commenta, antea inaudita; sed a viris sapientissimis iisdemque humanae naturae spectatoribus diligentissimis jamdudum et cognita et tradita. Jam eo felicitatis pervenimus, ut, quam paucis abhinc annis scholarum tantum umbris relinquendam, vitae humanae parum utilem, imo noxiam censebant plerique omnes, quaestionem de natura hominis et jure eidem connato; quin ita damnandam putabant, ut, qui de his rebus dicerent et dissererent, factiosos et novarum rerum cupidos pronunciarent: hanc doctissimorum et sapientissimorum virorum disputationibus ita hac collustratam habeamus, quae nullius aequi rerum arbitri*

ani-

animum amplius offendere debeat. Tantum enim abest, ut qui hominis dignitatem et majestatem in ipsius natura atque indole positam recte cognoverit, tumultus et seditiones amet, ac res novas moliri studeat, ut potius, si quae forte in institutis humanis minus probata fuerint, lenta quaevis remedia, a divina providentia, quae profecto res humanas nondum negligit; exspectare, quam ea videre malit, quae et Thucydides (3, 81 ff.) *seditionis mala describit, et nostra aetas in vicina gente multo vidit atrociora.*"

Der Herausg. hat seinen Schriftsteller mit unverrückter Hinsicht auf die angegebenen Zwecke bearbeitet. Er hat eine ausführliche logische Zergliederung des Ganzen vorgesetzt, um die Uebersicht und die Einsicht in den Zusammenhang der einzelnen Theile zu erleichtern. Der Text dieses, manchen kritischen Schwierigkeiten unterworfnen, Werkchens erscheint gereinigter und verbessert. Ohne neue Hülfsmittel zu haben, hat der Herausg. einen freyen und von keinem Ansehen der Person abhängigen Gebrauch von dem gemacht, was die vorigen Herausg. gesammelt, gemeynt, verbessert hatten. Dawes und Ernesti liegen zum Grunde: aber oft weicht auch der Herausg. von ihrem Texte ab, oder widerlegt sie in seinen kritischen Anmerkungen. Diese enthalten viel feine und gutgegründete Kritiken. Viele Stellen werden hier verbessert, Glossen entdeckt, angefochtne Stellen in Schutz genommen. Der Bescheidenheit des Vf. ist es vermuthlich zuzuschreiben, dass er nicht mehrere seiner wahrhaften Verbesserungen unmittelbar, in den Text aufgenommen, sondern hier noch manche verdorbne Stelle hat stehen lassen. Hier nur einige Stellen wo wir des Vf. Meynung nicht seyn können. In der etwas schwierigen Stelle I. 1, 4. *quod et in recenti memoria, et in Arpinati homine, vel severitas a te postulatur* versucht der Herausgeber in der Anmerkung folgende Aenderung: *quod et in rec. mem. et in Arp. homine verseris* (oder: *versetur res*), *veritas* (oder *severitas*) *a te postulatur.* Aber die Ellipse des *verseris* ist leicht zu ergänzen, und *vel severitas* muss bleiben. „Von dir fodert man hier so gar strenge Wahrheit der Erzählung." Gleich darauf sagt Cicero *in isto periculo*, womit er seinen jugendlichen historisch - poetischen Versuch *Marius* meynt, müsse man nicht sowohl historische als poetische Wahrheit suchen. Für: *Periculo*, welches, von einem Probeversuch gesagt, hier anstössig schien, weil man ja in einem solchen zwar nicht vollendete Kunst, aber doch Wahrheit fodern könne, schlägt der Herausg. unter andern vor: *in versiculo*, welches wir doch, falls es sich neben jener Lesart fände, eher für die Glosse der schwerern nehmen würden. *Periculo* ist gewiss die ächte Lesart, und bloss der Ausdruck der Bescheidenheit des Cicero; anstatt seinen Marius ein Gedicht zu nennen, nennt er ihn bloss einen *Versuch.* Immer aber konnte er deswegen die Kritiker als *imperite* urtheilend abweisen, die von einem poetischen Versuche, der einen historischen Stoff behandelte, lauter historische Wahrheit foderten, da doch dem Dichter frey bleiben muss, Erdichtungen einzumischen. C. 17. n. 46. ist zwar in der Stelle: *Nos ingenia juvenum* etc. der Ausdruck *an ea non aliter?* etwas dunkel. Allein deshalb die ganze Stelle so zu verändern, wie Hr. *W.* gethan, ist viel zu willkührlich und gewaltsam. C. 19. n. 50. will Hr. *W.* in dem Satze: *erubescunt pudici etiam loqui de pudicitia;* für das letzte Wort *impudicitia* lesen. Dies wäre aber eine wahre Verderbung, und keine Verbesserung. *Der Keusche erröthet sogar schon, wenn er nur von der Keuschheit sprechen soll*, weil er dann natürlich auch ans Gegentheil denken muss. So haben mehrere neuere Schriftsteller gesagt, eine wirklich keusche Frau werde nicht leicht von der Keuschheit sprechen, das Wort *Keuschheit* nicht leicht gebrauchen. Und nun ist noch dazu zu rechnen, dass *pudicitia* hier im römischen Sinne von der Tugend der Jünglinge gebraucht wird, sich nicht durch *Venerem masculam* schänden zu lassen; wie man aus dem folgenden sieht. *An ea non aliter* ist so zu suppliren: *An ea (ingenia) non aliter (judicantur)?*

Nicht weniger Fleiss und Sorgfalt hat der Herausg. auf die Erläuterung der Sprache und der Sachen verwendet. Bey Kleinigkeiten verweilt er nicht: aber er übergeht keine der vielen Schwierigkeiten, die den Sinn, den Zusammenhang, die Beweiskraft von Cicero's Schlüssen oft verdunkeln. Hier hatte der Vf. häufig Gelegenheit, seine Auslegungsgaben, Scharfsinn, Urtheilskraft und Sprachkunde zu zeigen. Er nimmt auch prüfende Rücksichten auf die vorigen Ausleger, und weist vornehmlich an mehrern Stellen den Uebersetzer der Bücher von den Gesetzen, *Heinze*, zurecht. Am schätzbarsten sind die Erläuterungen aus der Geschichte der Philosophie, die Vergleichungen aus dem Plato und mehreren griechischen Weltweisen, und die eignen philosophischen, oft ausführlichen, Erörterungen und Entwicklungen philosophischer Begriffe, welche einen richtig denkenden Kopf, einen vom Werthe der Philosophie, insonderheit der praktischen, durchdrungenen, und für die neuen Aufklärungen der kritischen Philosophie empfänglichen Mann verrathen. Auf die letztre nimmt der Herausg. an verschiednen Stellen ausdrücklich Rücksicht, z. B. über das Moralgesetz und Kants Formel desselben S. 90 — 96 vgl. S. 106, welche Formel er doch vielleicht weniger in Anspruch genommen hätte, wenn er der Kantischen Ausführung und dessen, was mehrere Philosophen zu ihrer Rechtfertigung gesagt haben, ganz eingedenk gewesen wäre. Aus mehrern philosophischen Anmerkungen oder vielmehr kleinen Abh. zeichnen wir nur folgende aus, S. 96 ff.: Ueber die Aehnlichkeit mit Gott. S. 118 bis 136 über die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft, den Gesellschaftsvertrag etc. Ueber die moralische Urtheilskraft S. 68 ff. Ueber den Beweis fürs Daseyn Gottes aus dem allgemeinen Glauben daran S. 83 ff. Ueber den innern, vom Nutzen unabhängigen Werth der Religion, wobey zugleich eine strenge Rüge der bürgerlichen Eidschwüre vorkömmt S. 184 ff. Entstehung der Könige S. 194 ff.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. August 1795.

NATURGESCHICHTE.

Wien, b. Gräffer u. Comp.: *Pomona Austriaca.* XI bis XVIII. Heft, gr. 4. 1793 u. 1794. (20 Rthlr.)

Das XI *Heft* enthält: Taf. 101, die *Tulipanpomeranze, Orange tulipe.* Im Text ist sie besser übersetzt: *Die gestreifte Pomeranzenbirne.* (Dü Hamels Uebersetzung von Oelhafen ist kein Muster.) Sie ist nicht vorzüglich von Geschmack. T. 102, die *englische Butterbirne, Beurré d'Angleterre.* Eine Herbstbirne. T. 103, *die graue und rothe Butterbirne, Beurré.* Der Isambert. Diese wird nicht aus eigener Untersuchung der Sorte, sondern aus Dü Hamel beschrieben, dessen schon mangelhafte Beschreibung hier noch verwirrter gemacht wird. Es soll die bekannte Beurré gris seyn, von welcher gesagt wird: „junge und starke „Bäume brächten *graue*, die auf Quitten, *gelbe*, (ist „unrichtig.) und kränkelnde Bäume, *rothe* Früchte." Nun um der schönen rothen Farbe willen (die überdies in der Natur diese Röthe nie hat,) wurde gerade eine Beurré gris vom kränkelnden Baume hier vorgestellt. Welche Verwirrung für den Obstliebhaber, wenn er Kenner werden will, anstatt ihn zu belehren! — T. 104, *die wilde Modebirn*, (wäre besser übersetzt: der *Wildling*, de la Mott.) *Bezi de la Motte.* T. 105, *die gute Christbirn aus Spanien, Bon Chretien d'Espagne.* — Sehr unkenntlich gemahlt. T. 106, *die Eifersuchtsbirn, Jalousie.* T. 107, *die Daiser, die weisse Butterbirne, die Kaiserbirne, Beurré blanc, Doyenne.* — Der Provincial- oder Localnamen die *Kaiserbirne*, den diese sehr bekannte Tafelbirne in Wien hat, sollte nur beyläufig bemerkt, nicht aber als ein neuer Name aufgeführt werden, denn eben dadurch wird die Pomologie verwirrter. Was aber bey der Abbildung das Wort: *Daiser* sagen will, ist nicht zu begreifen. Vermuthlich hat der Kupferstecher: *Kaiser* setzen wollen. Es gehört aber überhaupt das Wort gar nicht dahin. Dafs sie leicht teig werde, gilt nur vom Geländer, vom Hochstamm hält sie sich lange und bis Ende November; sie hält sich aber überhaupt viel länger als die graue Butterbirne, Beurré gris. T. 108, *die graue Butterbirne, Doyenne gris.* — Die falsche Uebersetzung macht hier leicht eine Verwechslung mit der grauen Butterbirne, *Beurré gris* auf der 103 Taf. Es sollte heissen: die graue *Dechantbirne.* Sie wird oft sehr gross, und hat meist nur graue Flecken und Punkte auf der grünen Grundfarbe. T. 109, *die wilde Montignybirne, Bezi de Montigny.* Taf. 110, *die grüne Zuckerbirne, Sucré verd.*

Das XII Heft begreift: T. 111, *die platte Butterbirne. Bergamott. Crasanne. Berg. Crasanne*; sollte dabey stehen oder Beurré plat. T. 112, *die Fassbirne, Tonneau.* T. 113, *die einsame Birne, Mansuete. Solitaire.* T. 114, *die Schweizerbergamotte, Berg. Suisse.* Es heisst von ihr, sie liebe eine schattigte Lage. In solcher aber wird die Frucht nicht schmackhaft, sondern fade. T. 115, *die Herbstbergamott, Berg. d'automne.* T. 116, *die Hirtenbirne, Pastorale Musette.* T. 117, *der Wildling von Caissoy, Bezi de Caissoy.* T. 118, *die Jagdbirne, Bezi de Chasserie.* T. 119, *die schäckigte Crasannebergamott, Crasanne panaché.* Sollte heissen: die Crasannbergamott mit geschäcktem Blatt; denn die Frucht ist nicht schäckigt. Irrig aber erklärt der Vf. diese Varietät für eine kränkelnde Sorte dieses Birnbaums, da er doch selbst dabey meldet, dafs die Frucht in manchen Stücken sehr verschieden von der gewöhnlichen Crasanne sey. Und da sie überhaupt bey der Fortpflanzung auf jedem gesunden Baume alle ihre Eigenschaften behält, so kann nicht Kränklichkeit als Ursache dieser Abweichung angenommen werden, so wie bey der Apricose mit dem geschäckten Blatte, die in manchem Jahre nicht ein einziges geschäcktes Blatt hat, sich aber in ihrer Art fortpflanzt, niemand in Abrede ist, dafs sie nicht eine besondere Sorte sey, noch sagt, dafs eine Kränklichkeit der Grund ihrer meistens gelb und weiss gefleckten Blätter sey. T. 120, *die Osterbergamott, Bergam. de Paques.*

XIII Heft: T. 121, *die Franschipan, Franchipane.* T. 122, *die Birne von Lansac, Lansac. Dauphine.* Die deutsche Uebersetzung ist hier auch unrichtig; man könnte leicht unter Lansac einen Ort in Frankreich verstehen. Aber die Birne wurde zuerst dem Dauphin von seiner Gouvernantin der *Madame Lansac* als eine neuerzielte Frucht überreicht; daher sie Dauphine und Lansac heisst. — T. 123, *die Winterpommeranzenbirne, Orange d'hyver.* T. 124, *die kleinste Bergamott, Berg. Cadette.* Sollte heissen: die *Cadettenbergamott.* Denn wir haben noch viel kleinere Herbstbergamotten als diese, und Cadette ist hier nicht so viel, als petite. T. 125, *die Mannabirn, P. Manne. Colmart.* Colmar sollte, als der gewöhnlichste und bekannteste Name, voranstehen. T. 126, *die geschäckte Birn mit gefüllter Blüte, Double fleur panaché* — Der Schriftstich des Kupferstechers war nicht in der Correctur: dergleichen Schnitzer sind bey einem solchen Werke unverzeihlich. T. 127, *Birne mit gefüllter Blüte, Double fleur.* T. 128, *die Schwaneneybirn, P. d'Oeuf de Cigne.* T. 129, *die Winterchristbirne, Bon Chretien d'hyver.* T. 130, *die Winterkönigsbirn, Royale d'hyver.*

XIV Heft: T. 131, *die schönste Herbstbirne*, *Bellissime d'Automne. Vermillon.* T. 132, *der jährlich zwal Früchte tragende Birnbaum*, *Poirier, qui fructifie deux fois par an.* — Nicht aus eigener Erziehung beschrieben und gezeichnet. Die zweyte Frucht ist ganz anders gestaltet und gurkenförmig. T. 133, *die Glasbirn*, *vitrier*, gehört zum wirthschaftlichen Obst, und hätte wegbleiben können. Jedoch sie füllt schön ein Blatt. T. 134, *die gute Ludovica*, *Louise bonne.* Ludwigsbirne lautete weniger affectirt. T. 135, *die Jungfernbirne*, *Demoiselle. P. de Vigne.* — *Weinbirne*, auf der Kupfertafel, ist unrichtig übersetzt, und müfste heifsen, *Weinbergsbirne.* Auch werden unter Weinbirnen blofs wirthschaftliche, hauptfächlich zum Zidermachen dienliche Birnen verstanden. T. 135, *die Rufselinbirne*, *Rousseline.* T. 136, *die Winterdornbirne*, *Epine d'hyver.* T. 137, *die trockene Martinsbirn*, *Martin Sec.* T. 138, *die Markgräfliche Birn*, *Marquise.* T. 139, *die Winterwunderbirn*, (der Sprache gemäfser: die wunderfame Winterbirne,) *Merveille d'hyver. Petit Oin.* T. 140, *die Winterambrabirne*, *Ambrette.*

XV Heft: T. 141, *die Meisterhannsbirne*, *Messire Jean d'oré.* T. 142, *die Frauenbrüsselerbirne*, (eine feltfame Ueberfetzung! warum nicht, *die Frauenbirne*, *die Brüsseler Birne?*) *Poire Madame oder des Bruxelles.* T. 143, *die Winterbutterbirne*, *Bezi de Chaumontel. Beurré d'hyver.* — In unferm Deutfchlande heifst diese Birne uneigentlich die Winterbutterbirne, und wir müffen bey dem Namen Chaumontel bleiben, unter welchen fie auch am häufigften bekannt ist. Der Vf. hat fie, wie es fcheint, nicht aus eigener Beobachtung, *mit butterhaftem Fleische* befchrieben. Denn in unferm Klima wird fie, obgleich gut und fchätzbar, doch von brüchigem, fandigem Fleifch, und wird gewifs in Wien auch nicht butterhaft. Rec. hat fie bis nach Holland unterfucht, und fie nirgend beurré angetroffen. Selbst Dü Hamel befchreibt fie im füdlichen Frankreich nur als *halb butterhaft*, *demi-beurré.* — Die Triebe dieses Baumes find als *dünne* befchrieben, aber fie find vor vielen andern meist dick und stark. Auch pafst ihre Gestalt nicht zu *länglich eyförmig*, fondern ist gewöhnlich *pyramidalisch.*

Bis hieher gehen die Tabellen und Befchreibungen, welche Rec. in Handen hat. Die folgenden Tafeln enthalten: T. 144. *die Herbstglasbirne*, *P. Vitrier d'aut.* T. 145, *die frühe Colmar oder Bestebirn*, *Colmar hative.* — Warum diese unbekannte Birne *die frühe Colmar* genannt wird, kann Rec. nicht errathen. Sie hat wenig Aehnlichkeit mit der Colmarbirne T. 123. mehr mit der Pfalzgrafenn: auch gedenkt *Manger* in feiner langen Befchreibung der Colmar nichts von einer frühen Colmarbirne. Sie fcheint von einem Handelsgärtner getauft zu feyn, zumal da fie zugleich die *beste Birne* genannt wird; denn diefen Herrn liegt oft wenig daran, wie viel Verwirrung fie in der Pomologie machen. Unter *beste Birn* wird die aus der Schweiz abstammende *Eyerbirne* verstanden, und im Elfafs, am Mayn und Rhein und vielen Gegenden die *Bestebirn* genennt. Wozu alfo mehrern verfchiedenen Sorten einerley Namen beyzulegen? T. 146, *die heilige Germanus*, *oder unbekannte Birn von* (la) *Farre*, *St. Germain Inconnu* (de) *la Farre:* (Ein Flüfschen bey dem Schlofs St. Germain bey Paris.) T. 147, *die Birn vom Dorfe Virgouleuse*, *Virgouleuse.* T. 148, *die deutsche Muskatellerbirne*, *Muscat l'Allemand.* T. 149, *die englische Winterbirn*, *Angleterre d'hyver.* T. 150, *die Admiralbirn*, *P. d'Amiral.*

XVI Heft: T. 151, *die Herbstfleischwifserbirn*, *Crteau d'Automne.* T. 152, *Der Wildling von Hery*, *B. zi d'Hery.* T. 153, *die Winterrousselet*, *Rousselet d'hyver.* T. 154, *die Gartenbirn*, *Poire de Jardin.* T. 155 *die Birn von Lion*, *P. de Lion.* T. 156. *die graue Meisterhansbirn*, *Messire Jean gris.* T. 157, *die Engelsbirn von Bourdeaux*, *Angelique de Bourdeaux.* T. 158. *die Kaiserbirn mit dem Eichenblatt*, *Imperiale à Feuille de Chene.* T. 159, *die gestreifte lange grüne Birn aus der Schweiz*, *Verte longue panachée. oder Suisse.* T. 160, *die Neapolitanerbirn*, *Poire de Naples.*

XVII Heft: T. 161, *die Herbstfalankerbirn*, *Salanque d'Automne.* T. 162, *die Catillac*, oder *die glanzende Birn* (?) *Catillac.* T. 163. *die h. Augustinusbirn*, *St. Augustin.* T. 164, *die Ronvillebirn*, *Martin Sire* oder *Ronville.* T. 165, *die Bergamott von Soulers*, *Bergamotte de Soulers.* T. 166, *die Amadotbirn*, *Amadotte.* T. 167, *die holländ. Bergamott. Bergamotte de Hollande.* T. 168, *die gestreifte Winterchristbirn. Bon Chretien panachée.* T. 169, *die Winterwaldmannsbirn*, *Silvange d'hyver.* T. 170, *die Tarquinbirn*, *Tarquin.*

XVIII Heft: T. 171, *die gestreifte Salankabirn. Salanque panachée.*

Die übrigen Tafeln dieses Hefts enthalten Pflaumen. T. 172. fig. 1, *die Apricosenpflaume*, *Prune d'Abricot.* f. 2, *die rothe Rebhuhnpflaume*, *Perdrigon rouge.* — Da nicht ausgemacht ist, warum diefe Pflaumen Perdrigons heifsen, fo dürfen wir Pomologen wohl den einmal naturalifirten Namen *die rothe Perdrigon* beybehalten, ohne deshalben dem Patriotismus für die deutfche Sprache zu nahe zu treten; die Frucht wird dadurch fogleich eher kenntlich gemacht, als durch den feltfamen und ängstlich überfetzten Namen *Rebhuhnpflaume*, wobey kein Sinn und keine Aehnlichkeit weder mit dem Rebhuhn noch mit ihrem Ey herauskommt. — T. 173 f. 1, *die Aprikosenartige Pflaume*, *Abricotée.* f. 2. *die Königin Claudia*, *eine Duranze* (?) *Pflaume*, *Reineclaude. Verde Perdrigon.* T. 174. f. 1, *die Hyacinthenpflaume*, *Iacinthe.* f. 2, *die Mirabelle*, *Mirabelle.* T. 125. f. 1, *die kaiserliche weisse Pflaume*, *Imperiale blanche.* — Die weifse Kaiferpflaume, klingt beffer. f. 2, *Die Damaspflaume aus Spanien*, *Damas d'Espagne.* T. 176. f. 1, *die grüne herzförmige Pflaume*, *Pr. Coeur de Pigeon verd.* f. 2, *die Brisette*, *Brisette.* T. 177. f. 1, *das blaue Rebhuhn aus der Normandie*; (die normännifche Perdrigon) *Perdrigon Normand.* f. 2, *die frühe Pflaume von Tours*, *Precoce de Tours.* T. 178. f. 1, *die kaiserliche veilchenfarbige Pflaume*, *imperiale violette.* f. 2, *die späte schwarze Damaskuspflaume*, *Damas noir tardif.* T. 179. f. 1, *die Herrnpflaume*, *Pr. Monsieur.* — Im ftrengen Verstande heifst fie: die *Monsieurpflaume*, da hier durch Monfieur des Königs in Frankreich Bruder verftanden wird; doch ist

ist das Wort *Herrnpflaume* schon ziemlich angenommen, und da es hinreicht, die Sorte zu bezeichnen, so kann es hingehen. — f. 2, *die grosse Königin Claudiapflaume mit halbgefüllter Blüthe, Reine Claude grosse. Dauphine à fleur semidouble.* T. 180. f. 1, *die rothe Damaskpflaume, Damas rouge.* f. 2, *die Muscatdamaskuspflaume, Damas musqué.*

So schön die Malerey bey diesen Abbildungen ist, so sind sie doch nicht nur nicht hinreichend zu richtiger Kenntnifs der bezeichneten Obstsorten, sondern setzen nicht selten den Kenner selbst in Verlegenheit; denn sie sind allermeist verschönert und vergrössert, und stimmen daher nur mit den wenigsten natürlichen Exemplaren eines Baums, nicht mit dem grösten Theil derselben, überein. Wie ausserordentlich gross ist nicht die Bon Chretien d'hyver T. 129 vorgestellt, dergleichen man unter 100 kaum *eine* antrifft? Wo findet man unter 1000 Bon Chr. d'Espagne *eine*, die mit solcher hohen rothen Farbe prangt, als T. 105? Wo mehrere dergleichen Virgulosen als T. 147? Es ist gewöhnlich der Fehler bey den Pomologieen mit ausgemalten Kupfertafeln, dafs man die ausgesuchtesten Stücke, und zwar von Zwergbäumen, welche die gröfsesten tragen, zu Abbildungen erwählt, und dabey wird noch das Colorit erhöhet. Hat nun ein Obstfreund seine Früchte, die er am Hochstamm, oder auch am Spalier erzogen, dagegen, so findet er oft unter allen nicht ein Stück, das an Grösse, an Farben etc. der Abbildung in seinem pomologischen Werke gleicht, und er weifs nicht, woran er ist. Nie sollten die gröfsten und schönsten Stücke Obstes zur Abbildung genommen werden, sondern die mittlere Gattung, wie sie am allermeisten wachsen. Diese werden ihre Sorten am besten verständigen. Anders verhält sichs bey den Pfirschen, die gewöhnlich am Spalier gezogen werden. — Es wird also dieses schöne kostspielige Werk, das meist nur die Beschreibungen andrer Pomologieen oft ohne Prüfung und genaue eigene Beurtheilung wiederholt, wenig oder nichts beytragen, die so beträchtliche Verwirrung und Unordnung, die sich noch in der Pomologie findet, ins Reine zu bringen, das doch der Hauptzweck eines solchen Werks seyn sollte. So lange überhaupt ein pomologisches Werk sich nicht hauptsächlich mit der Obstcharakteristik, mit Ausfindung und Bestimmung der Merkmale, worin sich die Obstsorten von einander unterscheiden, beschäfftiget, und selbige nicht mit einer solchen Genauigkeit und Richtigkeit aufsucht, dafs jeder Liebhaber dadurch in den Stand gesetzt wird, sie zur Beurtheilung und Kenntnifs der ihm vorkommenden noch unbekannten Obstsorten, (deren ohnedem noch täglich neue entstehen und erzogen werden,) anwenden kann, so ist es für die eigentliche Wissenschaft der Pomologie, (wenn es nicht gar, wie häufig der Fall ist, noch mehr Verwirrung verursacht,) wenigstens kein Gewinn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Kopenhagen, b. Proft u. Comp.: *Scenen aus der Geschichte der alten nordischen Völker.* Ein Versuch von G. *Mühlenpfordt.* Erster Theil. Mit einem Titelkupfer von D. Chodowiecky. 1793. 370 S. 8.

Dafs die alte nordische Geschichte reichen Stoff für epische Dichtungen darbiete, und dafs Darstellungen aus derselben zu wünschen sind, und sehr interessant für den unterhaltungsuchenden sowohl, als für den alterthumsliebenden Leser ausfallen könnten; daran zweifeln wir um so weniger, da der Kammerherr von *Suhm* bereits vor mehreren Jahren sehr glückliche Versuche dieser Art bekannt gemacht hat. Dafs aber Hr. *M.* die nöthigen Fähigkeiten nicht nur, sondern auch die hiezu erfoderlichen Kunst- und Alterthumskenntnisse besitze, um ein würdiger Nachfolger von *Suhm* zu seyn; oder ihn gar übertreffen, und in unserer Romanenliteratur eine neue Epoche bewirken zu können, läfst gegenwärtiger Versuch wenigstens nicht bemerken. Es sind drey Erzählungen, davon die erste „*der Sohn des Kohlenbrenners* dem Verf. ganz eigen, die zweyte aber, *Rolf Krage*, dem dänischen Dichter *Ewald* nachgeahmt, und die dritte, *Signa und Haber*, eine neue Uebersetzung von des Hn. v. *Suhm's Signe og Habor* ist. Mit vieler Ueberwindung hat Rec. die erste Erzählung bis zu Ende gelesen, und nun wüfste er doch kaum den Gang der Geschichte anzugeben; so wenig Plan und Zusammenhang, so wenig Klarheit des Ganzen und der einzelnen Theile findet sich darinn. Rec. kann daher seines Orts dem Vf. mit gutem Gewissen nicht rathen, in Erzählungen fortzufahren, bevor er sich besser mit den Fundamentalkenntnissen der Erzählungskunst bekannt gemacht hat, und noch weniger in nordischen, denn man mufs erst ein guter Erzähler *seyn*, ehe man durch Erzählungen den Geschmack des Publicums für die Alterthümer des Nordens gewinnen will. Uebrigens sieht man allerdings, dafs der Vf. sich etwas mit diesen Alterthümern bekannt gemacht hat; allein wenn er doch *Niaut* anstatt *Niord* und *Hena* für *Hela* schreiben kann (es sind nämlich keine Druckfehler); so ist es nur zu einleuchtend, dafs er aus den trübsten Quellen geschöpft hat, und sich selbst erst besser unterrichten mufs, eh' er dergleichen Kenntnisse in dem Publicum verbreiten will.

Von seinem Geschmacke kann man aus dem S. 118 eingerückten Liedchen urtheilen, das wir zur eigenen Einsicht den Lesern abschreiben wollen:

Die Liebe *befreit uns mit Freuden,*
Läfst Gimle und Valhal uns meiden.
Sühnt selbst mit Nifheim uns aus.
Selbst Hena, die Wohnung so *grausig,*
Selbst Mimers Wogen (!) so brausig,
Vernichten die Freuden der Liebenden nicht.
Von Freia's Gefühlen begeistert,
Für Goe's Gesetze begeistert
Schreckt Thor die Liebenden nicht.
Drum Gott der Thränen erhöre,
Sanft *flüstre die zärtlichen Chöre*
Der Liebe in Bertrands gefühlvolles Herz!

Ueber die zwevte Erzählung, *Rolf Krage*, will Rec. gar nicht urtheilen, da er das Ewaldische Original nicht zur Hand hat. Doch kennt er diesen dänischen Dichter und seinen Geschmack zu gut, um nicht ohne Vergleichung glauben zu können, dass Hn. *M's.* vorgenommene Veränderungen wenigstens keine *Verbesserungen* seyn werden. Desto mehr Lob schien uns die Uebersetzung von des Hn. von Suhm *Signe* (oder *Sinna*, wie Hr. *M.* nach der dänischen Aussprache schreibt,) und *Habor* zu verdienen. Bekanntlich gab schon im J. 1778 Hr. *Christiani* in Kiel eine lesbare Uebersetzung davon mit einer schätzbaren Einleitung und mit Anmerkungen heraus; allein er gestand selbst in der Vorrede, dass er sie, um sich in der dänischen Sprache mehr zu üben, verfertigt habe. Nach der ersten Durchsicht kam uns auch wirklich Hn. *M's.* Uebersetzung sowohl in Hinsicht der Richtigkeit als Gewandtheit bey weitem vorzüglicher als die *Christiani'sche* vor; allein bey einer genauern Vergleichung mit dieser und dem Originale fand sich, dass der Unterschied so gross nicht ist, und der Beweis des geglaubten Vorzuges etwas schwer seyn würde. Folgende Stelle hielten wir für eine der besten in Hn. *M's.* Uebersetzung. Wir theilen zugleich das Original und die Uebersetzung des Hn. Christiani mit.

Suhm.

(S. Saml. Skrift. III. Th. S. 360.)

Hvad seer jeg! raabte Habor, en Mand staaer med nögen Sværd i Forstavnen, trende Hoveder paa hver Side af ham, blodige ere de, ak! at de ei vare mine Brodres! Ved Thor! det er saa. Han taug, han stirrede. Alf! bröd han ud, og Sværdet, som han havde draget, faldt ud af hans Haender. Signes Broder! stönnede den Gamle frem, reiste sig med usaedvanling Fyrighed, og saae paa Habor. Habor svarede ikke, men hans vilde Aasyn var Svar. Hvert Öieblik skiftede han Farve, nu bleg, nu ildröd, nu blaa; gruesfelige, og ham fremmede Tanker tegnede sig i hans Ansigt. Hamund tog begge Spydene, kastede med al sin Styrke, men mat faldt de dog, det ene i Vandet mellem Skibene, og det andet Ved Alfs Side. Da var det ligesom Rota med sit Spyd stak Alf i hans Hierte, og raabte: Hevn din Forsmaedelse! jeg indvier Hamund til Odin. Thi nu var han ellers forbauset for Habors Aasyn u. s. w.

Christiani S. 118:

Was sehe ich? rief Habor. Ein Mann mit blossem Schwerdte stehet im Vordertheil, zwey *Häupter an jeder seiner Seiten.* Blutig sind sie. Ach dass es nicht die meiner Brüder wären! Beym Thor! das ist so. — Er schwieg. *Er sahe starr.* Alf! brach er aus, und das Schwerdt, das er gezogen hatte, fiel aus seinen Händen. Signens Bruder! stöhnte der Alte heraus, richtete sich mit ungewöhnlichem Feuer auf, und *sahe auf* Haborn. Habor antwortete nichts. Aber sein wilder Blick war Antwort. *Jeden Augenblick veränderte er die Farbe, itzt bleich, itzt feuerroth, itzt blau.* Gräsliche und ihm fremde Gedanken zeichneten sich auf seinem Angesichte. Hamund nahm beide Spiesse, warf mit aller seiner Stärke. Aber matt fielen *sie doch, der eine* ins Wasser zwischen den Schiffen, *der andere* an Alfs Seite. Da war es, als ob Rota mit ihrem Spiesse Alfen ins Herz *stach,* und *rief:* Räche deine Schmach! Ich weihe Hamund dem Odin. *Denn sonst war er nun bestürzt* vor Habors Blicken.

Mühlenpfordt S. 330:

Was sehe ich? schrie Habor. Mit entblösstem Schwerdte steht ein Mann auf dem Vordertheil des Schiffs, neben ihm zwey blutige Köpfe! Ach! wären es die Köpfe meiner Brüder nicht! Bey Thor! sie sind es — er schwieg und starrte hin. Alf! *brüllte* er, und das Schwerdt, das er gezückt hatte, entfiel seinen Händen. Sinna's Bruder, *stöhnte der Greiss* (Greis), *richtete* mit ungewöhnlichem Feuer *sich auf*, und blickte Habor an. Habor antwortete nichts, aber *seine wilden Blicke waren Antwort*, jeden Augenblick veränderte sich seine Farbe; bald war er blass, bald feuerroth, bald blau, grässliche und ihm fremde Gedanken *mahlten in* seinem Gesichte *sich*. Hamund ergriff beide Spiesse, warf sie mit aller seiner Stärke, aber matt fiel der eine ins Meer, der andere neben Alf nieder. *Da schien es Alf*, als ob Rota mit dem Spiesse ihm das Herz *durchbohrte* und rief(e): Räche deine Schmach; ich weihe Hamund dem Odin. *Alf war bestürzt*, wie er Habor(n) erblickte.

Wir haben das, was uns nicht gut dünkt, in beiden Uebersetzungen cursiv drucken lassen. Die letzten Perioden sind offenbar bey Hn. *M.* entstellt; denn der Zusammenhang des Originals ist dieser: „als Hamund „seine Spiesse auf Alfen geworfen hatte, so war es die„sem, als stiesse (die Streitgöttin) Rota selbst *ihm* ih„ren Spiess ins Herz, und riefe: „Räche deine Schmach! „Hamund soll sterben!" — „Denn sonst hatte ihm „jetzt Habors Anblick den Muth benommen, u. s. w." Man sieht daraus wohl, wie unschicklich hier das *es schien ihm* und das *durchbohren* ist, und wie sich der Uebers. mit dem schwer zu übersetzenden *ellers* zu helfen glaubte. Uebrigens setzen wir in seine Kenntnisse der dänischen Sprache kein Misstrauen, und wünschen, wenn diese sogenannten *Scenen* ja fortgesetzt werden sollten, vor der Hand zehnmal lieber solche Uebersetzungen, als eigene Aufsätze von dem Gehalte, wie der erste in dieser Sammlung.

Leipzig: *Sammlung kleiner Kupferstiche und Vignetten* aus dem Verlage von Voss u. Comp. I Heft. 1794. Enthält 16 Kupfer mit deren Erklärung. gr. 4.

In dieser Sammlung finden sich lauter gute Abdrücke von den Kupfern und Vignetten, die die Verleger zu andern ihrer Verlagsartikel geliefert haben, mit kurzen Erklärungen. Unter denselben sind verschiedene Blätter von Hn. *Stölzel*, welche wegen der zarten und gefälligen Manier Lob verdienen. Dasselbe gilt auch von der Vorstellung des Winters von Hn. *Mangot*, welcher mit wohlverstandner Abwechslung der Nadel die verschiednen Stoffe zu unterscheiden gewusst hat, das vorzüglichste aber unter allen ist *Sirla*, von Hn. *Kohl*, ein Blatt, dem man in jeder Sammlung von Kupferstichen gerne einen Platz einräumen wird. Bey mehreren von den übrigen Stücken müssen wir bemerken, dass es nicht genug ist, in Chodowiecki's Manier zu arbeiten, wenn man nicht auch seinen Geist gefasst hat, und dass sich mit dieser Nachaffung weiter nichts, als ruhmloses Brod erwerben lässt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. August 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Jena, in der akademischen Buchh.: *Principia juris Germanorum civilis privati hodierni in usum auditorii sui.* Scripsit D. *Theodor Kretschmann.* Tom. I. 1792. 589 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Hr. K. gehört bekanntlich zu den Gegnern der bisherigen Lehrmethode des Rechts überhaupt, und des bürgerlichen Rechts insbesondere. Gleich beym Eintritt in die schriftstellerische und akademische Laufbahn hat er mit lautem Beyfall zu der Fahne unserer neueren Reformatoren geschworen, und Plane auf Plane, Systeme auf Systeme mit einer Schnelligkeit geliefert, die, wenn man die Schwierigkeit des Gegenstandes, und die Eingeschränktheit menschlicher Kräfte kennt, schon voraus die Reife und Gründlichkeit seiner Werke verdächtig machen muss. Die Schöpfung eines neuen Systems, besonders für einen so vielseitigen Gegenstand, wie die deutsche Rechtsgelehrsamkeit ist, kann, wenn der Name nicht gemissbraucht werden soll, nicht das Geschäft eines Neulings, nicht die Arbeit einiger Monate seyn. Es gehört, ausser einer tief eindringenden Gelehrsamkeit, nothwendig vieljährige, durch Erfahrung geleitete Prüfung, und sorgliches, unermüdetes Feilen dazu. Das Ordnen der Materien allein, so wichtig es auch immer an sich seyn mag, ist in den Augen des Rec. das geringste Verdienst, der innere Gehalt der Ausführung scheint ihm hauptsächlich entscheidend. Möglichste Bestimmtheit der Begriffe, höchste Präcision im Ausdrucke, zweckmässige Auswahl und Vollständigkeit, das sind, seiner Einsicht nach, die wesentlichsten Eigenschaften eines guten Systems und Lehrbuchs; Eigenschaften, die vorzüglich die *Böhmerischen* und *Hofackerischen* Lehrbücher in einem solchen Grade der Vollkommenheit an sich tragen, dass sie mit allem Rechte als Muster zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdienen; aber auch Eigenschaften, die dem vorliegenden Systeme so sehr abgehen, dass sein Vf. für seinen literarischen Ruf zuverlässig besser gesorgt haben würde, wenn er mit demselben hervorzutreten noch mehrere Jahre Anstand genommen hätte. Die Aeusserung in der Vorrede, dass das dringende Verlangen der Zuhörer die Ausgabe des Werkes beschleunigt habe, und die zweyte Auflage vollkommener ausfallen solle, entschuldigt nicht. Ein schlechtes Lehrbuch ist den Zuhörern schädlich, nützt der Wissenschaft nichts, und das Publicum fodert daher mit Recht, dass es damit verschont bleibe. Fast auf jeder Seite zeigen sich Spuren der Flüchtigkeit, mit der Hr. K. arbeitete, und auch nicht eine Materie ist nach Verdienst nur leidlich ausgeführt. Die Vorgänger, besonders *Hofacker*, sind zwar stark benutzt und nicht selten wörtlich abgeschrieben; allein in dem Ganzen ist doch so wenig Haltung, dass das wenige Gute unter dem vielen Schlechten fast allen Werth verliert. Beym ersten Anblick prangt zwar das Werk durch angebrachte viele Literatur; allein bey näherer Prüfung sieht man bald, dass nur die Titel ohne Kritik, und ohne die Bücher selbst benutzt zu haben, hingeschrieben sind. Der Setzer endlich scheint mit dem Vf. in der Eilfertigkeit gewetteifert zu haben, denn die am Ende stehenden sechs vollen Columnen von *corrigendis* enthalten nur einen geringen Theil der zahllosen Druckfehler. — Der Plan des Vfs. übrigens ist, das heut zu Tage *geltend* Privatrecht zu liefern, ohne jedoch dadurch Vorlesungen über das veraltete römische, wie auch das ursprünglich deutsche Privatrecht überflüssig machen zu wollen. Deswegen wird hier alles, was zum peinlichen, Lehen, und geistlichen Rechte gehört, ausgeschlossen, ja sogar die Lehre von den Klagen ist in eigene Vorlesungen, und die Lehre von der Gerichtsbarkeit und den Gerichtsständen in das Staatsrecht verwiesen, das Privatrecht der Fürsten hingegen aufgenommen. — Zuverlässig könnte vieles gegen dieses System mit Grund eingewendet werden; wir wollen aber dem Urtheile unserer Leser dabey nicht vorgreifen, sondern lieber einige Proben von der Ausführung, und vorzüglich von den aufgestellten Begriffen geben. — In dem §. 38 heisst es: „*Ad jus privatum novum idque universale pertinent recessus imperii* ab anno 1495 promulgati *etc.; ad juris vero novi particularis fontes numerantur jura provincialia etc.* ab anno 1495 usque ad nostra tempora promulgata." Gleich als ob diejenigen Reichs- und Landesgesetze, die älter als vom J. 1495 sind, durch sich selbst schon keine verbindliche Kraft mehr hätten! — In dem §. 84 steht — „*Utrumque (ignorantia et error) in jure eandem habet aestimationem si versatur vel in jure vel in facto.*" — In dem §. 63. — „*Conditio est qualitas actui adjecta, quae vim ejus suspendit, in eventum futurum et incertum.*" — In dem §. 101. — „*Si contractus litteris signatus est, necesse est, ut quaevis, quae a contrahentibus sunt constituta, litteris sint signata, quippe eorum, quae verbis constituta sunt, nullo modo ratio est habenda.*" — So liessen sich Beyspiele zu Dutzenden anführen; allein des Raums wegen wollen wir abbrechen, und nur noch des Werkes nähere Anlage mit des Vfs. eigenen Worten angeben: „*Doctrinae, quae in praecognitis pertractantur, plurima ex parte ad alias jurisprudentiae partes referuntur (quemadmodum est doctrina de legibus et privilegiis etc.) ubi fusius tractantur; quare satis mihi visum est, eas tantummodo attigisse.*

Summus legum civilium, quae jura privata concernunt, finis, is mihi videtur esse, ut dominium ex quacunque ratione tutum sit et a dolo liberum reddatur, quare dominium juris privati primarium est objectum. Quae cum ita sint, necesse est, ut dominii natura et indoles declaretur, ejus effectus demonstretur, ejus denique partes evolvantur; quo facto, tunc demum demonstrare licet, quomodo acquiratur, muniatur, in alios transferatur, amittatur. Quae ita tractata primam constituunt juris privati generalis partem. Si vero demonstratur, quomodo modi dominium acquirendi, dominii securitas, ejusdem ususfructus etc. ratione singularum personarum, ordinum et rerum, singulares accipiant modificationes, conficitur altera juris privati pars, quo pertinet jus matrimoniale, familiarum, curatelae, famulorum, fisci, civitatum et civium, pagorum et rusticorum, mercatorum, metallicum, villarum, forestale, domuum etc." — Rec. ist zwar immer noch des alten Glaubens, dass schicklicher das Personenrecht dem Sachenrecht vorangeschickt wird; allein er lässt hierinn, als einem, seiner Einsicht nach, minder wesentlichen Punkte, einem jeden gerne seine Weise, und will nur noch den Vf., dessen Talente und Thätigkeit er sehr schätzt, angelegentlich bitten, bey der Fortsetzung dieses Werkes, falls er sie in seiner unterdessen veränderten Laufbahn unternehmen sollte, das goldene — *nonum prematur etc.* — zu beherzigen, und sodann auch diesen ersten Theil, als ein zu frühzeitiges Product, einer neuen Pflege zu würdigen, und in einer vollendeteren Gestalt hervortreten zu lassen.

ERLANGEN, b. Palm: *Sebastian Adam Krafts juristisch-praktisches Wörterbuch* mit beygefügten Beweisstellen aus den Reichsgesetzen, den verschiedenen Land- und Stadtrechten. 1793. 378 S. 8.

Der Zweck dieser Arbeit, die teutsche Sprache in den Gerichten zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen, und den gerichtlichen Schriften ihr buntscheckiges Kleid wieder auszuziehn, verdient allen Beyfall, und der Vf. hat dadurch unstreitig ein verdienstliches Werk unternommen, dass er die Möglichkeit dieses Vorhabens durch die wirkliche Existenz solcher deutscher Wörter, die, eben so gut als die lateinischen, die Sache ausdrücken, und die in den ältern deutschen Reichs- Land- und Stadtrechten schon vorkommen, bewiesen hat. Des verstorbenen Hofr. *Schott* zu Erlangen kurzes juristisch-praktisches Wörterbuch ist dabey zum Grunde gelegt, daher man das Werk auch unter diesem Titel, als eine vermehrte Ausgabe, kaufen kann. Auch das preussische Gesetzbuch ist hin und wieder zum Beleg der vorgeschlagenen neuen deutschen Benennungen gebraucht. So wenig sich indessen der Vortheil, den diese Arbeit besonders dem gemeinen Schlage von Advocaten und denen, die wenig andere Hülfsmittel haben, gewähren wird, bezweifeln lässt; so sehr lässt sich doch auf der andern Seite mit gutem Grunde fürchten, dass dieselbe ihrem Zweck nicht ganz entsprechend sey. Fürs erste hätte fast die Hälfte des ganzen Werks füglich wegbleiben können, weil sie Worte enthält, die in jedem Wörterbuch eben so gut und noch besser vorkommen und in juristischen Schriften überdies selten gebraucht werden, z. B. *absens*, *abstinentia*, *advocatus*, *cooperari*, *convitiari*, *convenientia*, *convulsio*. Sodann kommen viele Worte vor, die schon das Bürgerrecht erhalten haben, als *Advocat*, *Advociren*, *Bibliothek*. Bey manchen ist selbst nicht einmal ein passender deutscher Ausdruck angegeben, sondern nur eine Umschreibung; z. B. *Bigamie* — Verbrechen der zweyfachen Ehe, und bey andern geht das Charakteristische und Bedeutende des Begriffs, das im Ausdruck liegt, gänzlich verloren, z. B. *Erbzins* drückt die röm. *Emphyteusis* nicht aus; eben so wenig wird *Immixtion* und *Abstinenz* durch *stillschweigende Erbschaftsantretung* und *Enthaltung* ausgedrückt. Manche Worte sind überdies in ein sehr plattes und auch wohl unrichtiges Deutsch übertragen, z. B. *kategorisch — rund heraus; abstemius — sich Enthaltender; ad deliberandum zum Bedenken nehmen*, statt *Bedenkzeit*. *Absurdum ingenium* wird doch wohl kein gebildeter Mensch, am wenigsten in Schriften, durch *Tölpel* ausdrücken. — *Concurs* dürfte noch wohl immer vor *Zulauf der Gläubiger* den Vorzug verdienen. Ist es nicht den römischen Begriffen angemessener, *falcidische* und *trebellianische Quart* zu sagen, als *Abzug des vierten Theils der mit zu vielen Vermächtnissen beschwerten* (oder *anvertrauten*) *Erbschaft*. Wozu können doch in aller Welt solche Verdollmetschungen, als S. 306 u. 307 unter der Rubrick: *qualis contractus etc. — qui jure suo utitur etc. quilibet rerum — quilibet verborum etc. — quod ab initio — quod dicitur etc.* vorkommen, dienen, da, die schlechte Uebersetzung abgerechnet, jedermann, der nur Latein versteht, weiss, wie diese Ausdrücke zu verstehen und zu übersetzen sind; überdies auch die meisten derselben Regeln des röm. Rechts enthalten, die in der Ursprache weit mehr Kraft und Wirkung haben, und eine deutsche Schrift eben so wenig verunstalten als irgend eine andere Sentenz aus der französischen oder einer andern fremden Sprache. Die Reinheit der Sprache geht wohl mehr auf einzelne Worte und Floskeln, als ganze von einem fremden Volke und aus einer fremden Sprache entlehnte Regeln und Gemeinsätze, deren Geist bey der Uebertragung meist verfliegt. Rec. wird die Wahl schwer, zwischen einem nervösen lateinischen Ausdruck einer ganzen Sentenz und einer schlechten Verdeutschung z. B. zwischen: *prior tempore; potior jure*, und *wer eher kommt, mahlt eher.*

Doch alles dieses sey keinesweges gesagt, um den deutschlateinischen Styl in Schutz zu nehmen, sondern nur zum Beweise, dass es so gar leicht nicht ist, den deutschen Gerichtsstyl auf eine vortheilhafte Art zu ändern. Demungeachtet lasst sich noch manches Gute aus vielen Artikeln dieses Buchs lernen, besonders da, wo entweder die Uebersetzung des lateinischen Ausdrucks zugleich eine Sacherklarung mit in sich fasst, als unter dem Worte *Charta*, *damnum*, *operae* u. s. w. oder auch mehrere verschiedene deutsche Ausdrücke eines und desselben lateinischen Worts angeführt und dem Anfänger bekannt gemacht werden, z. B. unter *Exceptio*. Sollte dieses Buch eine neue Ausgabe erleben, so dürfte eine sorgfältigere Feile nicht überflüssig seyn.

LEYDEN: Diss. inaug. *Observationes selectae de Natura Possessionis.* Auct. *Angelo Jacobo Cupero*, Vollenhovia - Transisalano, Cive Amstelaedamensi. 1789. 120 S. 4. (14 gr.)

Diese von guter Bekanntschaft mit den Quellen, wie auch einer ausgebreiteten Belesenheit zeugende, und zugleich musterhaft geschriebene gelehrte Streitschrift zerfällt in zwey Theile, und der erste wieder in 6 Capitel, die also überschrieben sind: Cap. I. *Quaenam jure civili dicatur possessio.* Cap. II. *Quo modo possessio separatim coeperit spectari.* Cap. III. *Quaenam Iurecons ultis dicatur possessio naturalis vel civilis.* Cap. IV. *Quis sit sensus L. 10 C. de adquir. et retin. possess.* Cap. V. *Quid significet possessionem ex jure plurimum mutuario, sive non tantum corporis esse, sed etiam juris.* Cap. VI. *Quo modo vim suam efficaciamque in possessionem, id est, rem facti exercere leges potuerint: et, quibus rationibus politicis inducti fuerint Jurisconsulti, ut in possessionem multa reciperent ex jure: denique brevis eorum per aphorismos enumeratio.* — Der zweyte Theil enthält 40 einzelne Sätze aus der Lehre vom Besitz, deren weitere Ausführung der Vf. bey einer andern Gelegenheit zu liefern verspricht. — Wir können diese Schrift jedem Liebhaber der reinen und feineren Rechtstheorie, nach wahrer Ueberzeugung, empfehlen.

MARBURG: *Unterricht für Vormünder, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Hessen-Casselischen Lande.* Nebst Formularien zu Inventarien, Vormundschafts-Rechnungen und Vertheilungen. 1793. 70 S. 4. Ohne die Beylagen.

Der Vf., der sich in der Vorrede Advocat *Happel* nennt, will nicht für Rechtsgelehrte, sondern für Laien schreiben, und diesen einen fasslichen Unterricht geben, wie sie sich bey übernommenen Vormundschaften, sowohl im Anfang, als in der Folge zu betragen haben. Ueberall hat er die besondere Hessen-casselische Verfassung und Gesetze vor Augen, und sucht vorzüglich seinen Landsleuten nützlich zu werden. Diese rühmliche Absicht ist, nach Rec. Ueberzeugung, wirklich erreicht, und er kann den Wunsch nicht unterdrücken, dass ein jedes einzelnes Reichsland ähnliche Anleitungen aufzuweisen haben möchte. Dadurch würde zuverlässig vielen Processen vorgebeugt, und das Beste der Pflegbefohlnen merklich befördert werden. In einem ungekünstelten, deutlichen Vortrage macht Hr. *H.* die Vormünder mit ihren Rechten, Pflichten und sämmtlichen Verhältnissen bekannt, und bemerkt jedesmal (welches uns vorzüglich gefallen hat) wenn es räthlich sey, einen Rechtsgelehrten um Rath zu fragen. Häufig zwar werden die einschlagenden Hessischen Landesgesetze angeführt; doch würde durch mehrere Vollständigkeit in diesem Punkte der Werth des Werkes um vieles erhöhet worden seyn. Die angehängten Formularien sind ganz zweckmässig; nur hätte der Vf. auf Ersparung des Raums mehr Bedacht nehmen sollen, denn je weniger Bogenreich, und je wohlfeiler dergleichen Schriften sind, desto eher studirt und kauft sie der Laie. In einer natürlichen Ordnung, und mit vieler Vollständigkeit werden zuerst die Pflichten der Vormünder in Ansehung der Personen der Pflegbefohlnen bey deren Erziehung und Verpflegung, und dann die Pflichten derselben bey der Vermögensverwaltung aufgezählt. Durchaus sind bey allen Fällen die nöthigen Vorsichtsregeln fleissig angegeben, und nur selten vermisste Rec. so sehr die nöthige Bestimmtheit, wie bey dem §. 20, wo es heisst: „Wenn ausser einem am Leben gebliebenen Ehegatten mehrere Personen im Sterbhause gewesen sind, auf welche der Verdacht fällt, dass sie etwas weggebracht haben; so wird ihnen desswegen ein Eid (Manifestationseid) abgefodert." Unter den angeführten Landesgesetzen zeichnen sich viele durch ihre Zweckmässigkeit sehr zu ihrem Vortheile aus; nur das vom 2 Jul. 1774 fiel uns auf, nach welchem die Söhne der Bürger und Bauern, auch herrschaftlicher Livréebedienten zum Studiren nicht anders gewidmet werden dürfen, als wenn sich besonders gute Geistesfähigkeiten bey ihnen äussern, *und der Landesherr*, dem gültige Zeugnisse vorgelegt werden müssen, *die Erlaubniss dazu ertheilt!*

LEIPZIG, b. Griesshammer: *Die Churfürstlich Sächsischen Decisiones vom Jahr* 1746. Nebst umständlichen, zu Erkennung deren wahren Sinnes und Einflusses in rechtliche Entscheidungen nöthigen Erläuterungen. Von D. *Heinrich Gottfried Bauer*, der Juristenfacultät in Leipzig Ordinario und Churfürstlich Sächsischen Appellationsrathe. *Erster Theil.* 1794. 270 S. 8. (1 Rthlr. 1 gr.)

Der Hr. Ordinarius *Bauer* hat bekanntlich schon seit vielen Jahren in einzelnen akademischen Gelegenheitsschriften mehrere sächsische Decisionen vom Jahr 1746 erläutert. Diese aber kamen theils nicht in Jedermanns Hände, theils waren sie bald vergriffen. Der Vf. liess sich daher endlich, nach vielen Auffoderungen, bewegen, aufs neue Hand an seine gelieferten Bemerkungen zu legen, solche, der Gemeinnützigkeit wegen, in die Muttersprache überzutragen, und ein vollständiges Ganze zu liefern. Der vor uns liegende erste Theil enthält 19 Decisionen; der Rest soll in einem nachfolgenden zweyten Bande geliefert werden. Jede einzelne Decision ist jedesmal voraus abgedruckt, dann folgt der Commentar darauf. In diesem sind immer zuerst die allgemeinen Grundsätze, aus welchen der streitige Satz beurtheilt werden muss, angegeben, und sodann wird zu der Gesetzerklärung fortgeschritten. Für die Güte der Arbeit bürgt schon der Name des Vfs.; nur scheint ihm die lateinische mehr, als die Muttersprache zu Gebot zu stehen, und dass das Werk ausserhalb Sachsen wenig brauchbar ist, wird Jeder schon voraus vermuthen. Aus dem gemeinen Rechte wird zuweilen nur im Vorbeygehen etwas angeführt, und das Gesagte ist unbedeutend, oft auch nicht ganz richtig.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in der Gräffschen Buchh.: *Züge aus dem Leben unglücklicher Menschen.* 1794. 1. Bändchen 202 S. 2. Bändch. 217 S. 8.

Der Vf. versichert, dass es seine Absicht nicht gewesen sey, die Welt in einem gehässigen Lichte darzustellen. Fast scheint es, als wenn er gefühlt hätte, dass wenn dieses auch seine Schrift nicht zur Absicht hatte, sie es doch leicht zur Folge haben könnte: zwar nicht bey den verständigen nachdenkenden Lesern, aber doch bey denen, welche gern ein: *Ach Gott!* ausrufen, wenn man nur eine rührende Geschichte erzählt, wobey den empfindsamen Zuhörern die Thränen in die Augen treten. Die eigentliche wahre Absicht bey diesen Erzählungen, — die der Titel sehr unrichtig *Züge* nennt — ist fürwahr nicht leicht zu ergründen. Gleichviel, ob die Geschichten, die hier vorkommen, wahr oder unwahr sind, sollte doch der Erzähler etwas psychologischer dabey verfahren, und seine armen Unglücklichen nicht um alles Mitleiden bey den Lesern bringen, wenn er sie so denken und handeln lässt, dass man sich zuweilen wundern muss, warum es ihnen nicht noch viel trübseliger ergangen sey. Die Art und Weise, wie man den Unfällen des Lebens ausweichen, oder sich dieselben wenigstens erträglich machen könne, auch nur von fern anzudeuten, das ist dem Erzähler, der seine Leser bloss mit Geschichten unterhalten wollte, gar nicht eingefallen. Es sind Lieder und Verse in die Erzählungen mit eingeflochten, welche es dichterisch bekräftigen, was der grosse Friedrich nur im Aerger sagte: *c'est une chienne de vie.*

Züllichau, b. Frommann: *Die Ruinen am Bergsee,* gerettete Bruchstücke aus der Geschichte des Bundes für Wahrheit und Würde. Nach dem Englischen. 1795. 220 S. kl. 8. (Mit einem Titelkupfer von Penzel).

Ein Graf, der sich nach vergeblichem Bemühen, seinen Zeitgenossen nützlich zu werden, unter den Ruinen am Bergsee in eine stille Abgezogenheit begiebt, errichtet in Verbindung mit einigen Auserwählten eine geheime Gesellschaft zur Erhaltung und Erhöhung der Menschenwürde. Das ganze Buch beschäftigt sich mit Entwicklung der Grundsatze, wornach die Mitglieder dieser geheimnissvollen Gesellschaft sich selbst und andre vollkommner zu machen suchen. Die romanhafte Beschreibung der Versammlungen der Bundesbrüder, besonders das Todtengericht, welches einige der verstorbnen Mitglieder unter die Heiligen versetzt, andre der Vergessenheit überliefert, so wie überhaupt alle die Ceremonien, wodurch sich der Bund ein feyerliches Ansehn zu geben sucht, vermindern das Wohlgefallen, welches man der moralisch guten Seite dieser Schrift gern abgewinnen möchte. Unter den Worten des Bundes, welche als Denksprüche am Ende beygefügt werden, machen die einfachen Sätze: *arbeite! sittlicher Werth ist der Grund der Freundschaft, gebiete dir selbst! fliehe die Ruhe!* mit den zweydeutigen: *rechne auf nichts! lächle und dulde!* und den mystischen: *spät blüht die Aloe, es tönet leer, bey ohne die Parallaxe der Menschen!* einen sehr widerlichen Contrast.

Berlin, in der Vossischen Buchh.: *Schauspiele,* von *F. L. Huber.* 1795. (das heimliche Gericht. 250 S. Juliane. 154 S.) 8.

Das heimliche Gericht, welches nicht allein durch mehrere kritische Blätter, sondern auch durch seine Aufführung auf der Bühne bekannt worden ist, hat dem Vf. eine Celebrität erworben, die uns einer ausführlichen Anzeige des neuen von dem ersten wenig verschiednen Abdrucks überhebt. Der Vf. urtheilt in seiner Vorrede ganz richtig, dass die Fehmgerichte, deren historische Untersuchung bisher nichts als Bruchstücke liefern konnte, immer etwas dunkles behalten werden. Vielleicht ist dieses eine von den Hauptursachen, warum das Stück kein vorzügliches Interesse erwecken kann, und trotz aller Bemühungen, Einheit und Zusammenhang in die Vorstellung zu bringen, doch immer eine sehr getheilte und am Ende übelbefriedigte Empfindung zurücklässt. Es wäre aber unbillig, wenn man nicht zugestehn wollte, dass dieses Trauerspiel kein leichtsinniges Product einer schreibseligen Feder zu nennen sey. Gewiss eben so wenig, wie die sanftere und freundlichere Juliane, ein Stück, in welchem der Vf. mit glücklicher Nachahmung des französischen Theaters, ein zartgehaltnes Familiengemälde liefert, welches einfach und leicht zusammengruppirt ist. Kenntniss des Menschen und besonders des Weibes, Adel und Würde der Sprache und des Vortrags mit einer gewissen Delicatesse verknüpft, sind in diesem Stücke, welches mehr gelesen, als gesehen seyn will, unverkennbar. Und sollte auch in der Composition noch mancherley vermisst werden, sollte auch Graf Elbau den Entschluss seiner Geliebten, sich von dem Gemahl einer liebenswürdigen Gattin völlig zu entfernen, gar zu gelassen aufnehmen, sollte auch Baron Felser, der den Gang des Stücks weder hindert noch fördert, nur zum Beweise dastehn, dass der Vf. kein Carricaturmaler sey; sollte auch eine Stelle wie die S. 69 bis 71 in einem Dialoge etwas zu lang gerathen scheinen, so bleiben doch noch immer Gründe genug übrig, Hrn. *H.* für einen unsrer guten dramatischen Schriftsteller zu halten. Druck und Papier empfehlen diese Schauspiele von ihrer Aussenseite.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 31. August 1795.

GESCHICHTE.

Frankfurt u. Leipzig: *Kurzgefasste Geschichte des Staats von Frankreich und aller Revolutionen desselben*, von den ältesten Zeiten bis auf die gegenwärtigen, für Leser von allen Classen bearbeitet. *Erster Theil.* 1793. VIII u. 438 S. *Zweyter Theil.* 1794. VIII u. 310 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Product ist nach allen Kennzeichen die unreife Frucht einer eilfertigen Buchhändler-Speculation, oder eines mehr um schnellen Erwerb als um bleibendes Verdienst besorgten Scribenten. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir es für eine Uebersetzung aus dem Französischen, oder vielmehr für eine Zusammenstoppelung aus einer oder mehrern *pièces du jour* halten. Wenigstens verräth sich hier ein solcher Ursprung durch den springenden Gang der ganzen superficiellen Erzählung, durch häufige französische Wendungen, kleine Antithesen und Wortspiele, durch wirkliche Gallicismen, unrichtigen deutschen Sprachbau, und sehr oft durch Gesichtspunkte in der Sache selbst, welche nur ein Franzose nehmen konnte. Von den Spracheigenheiten nur wenige Beyspiele: I. S. 195 „Man baute also Luftschlösser auf *einen alten politischen Sentenz*, der allen Kindern bekannt ist." II. S. 8. „Man liefet Namen, deren *Proprietärs* Dummköpfe waren." S. 39. „Dumourier's Schreiben — an die Bataver war ein *Ungeheuer*." S. 56. „Die Nullität der Nationalgarde, die heute keine *Ordre* und morgen *Desordre* hat" u. dgl. m.

Der Plan des Werks ist an sich unverwerflich, indem zuerst von der vorigen Geschichte Frankreichs, mit vorzüglicher Hinsicht auf seine Staatsveränderungen, sodann von dem Ursprunge und Fortgange der jetzigen Revolution, den Kriegsbegebenheiten u. f. f. gehandelt werden *soll*. Auch sind einzelne Beschreibungen wirklich gut gerathen, z. B. die des Entstehens der ersten Nationalversammlung, und der Fluchtreise des Königs nach Varennes.

Das Ganze der Bearbeitung aber ist ein sehr unkritisches, ungeordnetes Gemengsel von wahren, halbwahren und falschen, erheblichen und unerheblichen, vollständigen, fragmentarischen und wiederholten Erzählungen, von richtigen und unrichtigen Räsonnements für und wider die Revolutionsereignisse; alles mit einer leichten Geschwätzigkeit vorgetragen. Es wäre verlorne Mühe, bey einem Werke Berichtigungen beybringen zu wollen, das seiner Bestimmung *für Leser aller Classen* unerachtet, weder den lehrbedürftigen Lesern durch einen ordentlichen Zusammenhang der wichtigsten Vorgänge eine richtige allgemeine Uebersicht gewährt, noch die mit der neuesten Geschichte etwas vertrautern Leser auch nur durch die kleinste besondre Notiz für den Ekel, den das Ganze bey ihnen erregen muss, schadlos hält. Nur einige Beyspiele zur Bestätigung unsers Urtheils. Th. I. S. 121. läfst der Vf. den Antheil Frankreichs an dem siebenjährigen Krieg damit beginnen, dass die Armee des Prinzen von *Soubise* in Deutschland einrückt, und bey *Rossbach* am 5 Nov. 1757 vom König von Preussen geschlagen wird, *worauf* Ludwig durch diesen Verlust nicht abgeschreckt, eine neue Armee unter dem Marschall *d'Etrées* nach Westphalen schickt, welche den Herzog von Cumberland am 26. Julius 1757 bey *Hastenbeck* schlägt, die Convention bey *Kloster Seven* eingeht, u. f. f. — Unter den vielerley Erzählungen von der ersten Nationalversammlung (von S. 158. an) findet man auch nicht die geringste Erwähnung der berüchtigten Decrete aus dem August 1789. Ueber die damaligen Einrichtungen mit der Geistlichkeit kömmt mancherley, und über die gleichzeitige, eben so wichtige, Abschaffung des Adels und sämmtlicher Feudalverhältnisse nicht das mindeste vor. — Nach S. 200. liess die Nation *durch ihre Anhänger* am 12. Jan. 1791 etwas wegen der Nationalgüter bekannt machen. Wer aber diese *Anhänger* sind, ist nicht zu errathen, da von den Repräsentanten, denen vielmehr durch selbige ein Vorwurf gemacht wird, nicht die Rede seyn kann. — S. 383. heisst der Graf von *Lehrbach*, weil er von München aus ein Schreiben erliess, ein *Kurpfalzbayrischer Minister*, obgleich er selbst darinn sehr deutlich in der Beziehung als kaiserlicher Minister spricht. — Die kriegerischen Begebenheiten besonders sind verworren und zusammenhanglos erzählt. Von dem *Custineschen* Einfall ins Reich 1792 ist so gut als nichts bemerkt. Die Operationen des Fürsten von Hohenlohe auf dem *Grünenberg bey Trier* scheinen (S. 405.) dem Vf. in dem Nebel seiner Ignoranz *unweit Düsseldorf* vorgefallen zu seyn. S. 411. läfst der Vf. am 17. Dec. 1792 die Franzosen plötzlich nahe bey *Aachen* seyn, und erzählt erst hintennach die doch vorangegangenen Ereignisse in den österreichischen Niederlanden, deren Eroberung durch Dumourier von ihm T. II. S. 33. nur als eine *Bemeisterung einiger der wichtigsten Plätze nach der zweydeutig ausgegangenen Action (??) bey Mons*, — mit nicht mehr und nicht weniger Worten — angezeigt wird. — Eine und dieselbe Action, nämlich der Sieg der Kaiserl. Armee über die Französische am 1. März 1793 bey der *Roer* wird zweymal, erst S. 44. als bey *Aldenhoven* über ein abgesondertes Corps

Corps des Dumourierschen Heeres erfochten, und sodann, nach mancherley Zwischenerzählungen, wieder S. 59. in einer ganz andern Gestalt, als einer der merkwürdigsten Vorfalle erzählt, wobey die sonderbar durch einander geworfenen kleinlichen Details (z. B. die zwey Lichter vor jedem Fenster in Dueren) und die Lügen zu merken sind, dass damals *in einem Defilee (?) in der Stadt Aachen* über *sechszehnhundert*, schreibe 1600, Franzosen zusammengehauen werden, ohne dass die Kaiserlichen bey dieser Metzeley einen Mann verloren hätten!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wästerås, b. Horrn: *Samlingar til en Beskrifning öfver Norrland och Gefleborgs Län.* Förstå afdelningen om Gestrikland af *Abrah. Hülphers* (Sammlungen zu einer Beschreibung von Nordland und Gefleborgs Lehn. Erste Abtheilung von Gestrikland. 1794. 1 Alph. mit einer Karte.

Hr. H. hat sich schon seit mehrern Jahren um die Beschreibung Nordlands und seiner Provinzen verdient gemacht. Im J. 1789 erschien der 1. B. des fünften Theils dieser mühsamen Arbeit; der von Westbothnien handelte. Der 2. Band desselben, der die westbothnischen Städte und Lappmarken beschreiben sollte, ist ohne des Vf. Schuld bisher noch nicht herausgekommen. Inzwischen erscheint hier die Beschreibung von Gestrikland, wozu den Vf. seine eigene Reisen dahin, sein Briefwechsel mit dortigen Eigenthümern, und die Unterstützung des dortigen Landshauptmanns Hn. Gr. Cronstedt, in den Stand gesetzt haben. Gefleborgslehn besteht aus den drey Landschaften Gestrikland, Helsingland und Herjedalen. Die Beschreibung von Helsingland wird als die zweyte Abtheilung nächstens von einer andern Hand erscheinen, und Herjedalen hat der Vf. schon vorher in der dritten Sammlung beschrieben. Die Einrichtung und Methode ist wie bey den vorigen Theilen. Zuerst eine allgemeine Beschreibung dieser Landschaft, dann die besondere der Stadt Gefle, und der 9 Kirchspiele derselben. Der Arealinhalt des Landes ist ungefähr 37¼ Quadratmeilen, wovon höchstens nur 10 als angebaut angesehen werden können. Die Volkszahl hat sich da seit 50 Jahren sehr vermehrt, und geht an 27000 Personen, wovon 5000 in Gefle, die andern auf dem Lande wohnen. Es sind daselbst 46 Eisenhämmer und 84 Schmiedheerde, welche jährlich 55,570 Schiffspfund ausschmieden. Alle aus dem Lande in die Landrentey eingeflossene Renten und Gelder betragen zusammen 92482 Rthlr. Das Land stellt 25 Matrosen und 300 Mann Soldaten, doch sollen künftig immer 600 Mann Reservemannschaft (wargerning) gehalten werden. Der Besoldungsstaat des Landes ist theils auf Geld theils auf Getraide angeschlagen. An Getraide werden jährlich 12 bis 13000 Tonnen gebaut, und zwar in guten Jahren das achte bis zehnte Korn. Verkauft kann kein Getraide nach andern Orten werden, sondern die Stadt Gefle muss vielmehr durch ihren Handel das noch fehlende herbeyschaffen. Ackerbau und Viehzucht sind die vornehmsten Nahrungsarten. In neuern Zeiten hat man dort über 300 Spanische und Eiderstedtsche Schaafe angeschafft. Gefle ist zwar eine alte Stadt, aber doch später als Stockholm angelegt, und hatte vor 250 Jahren den grössten Handel im Reich. Sie ist noch eine der 4 Städte des Reichs in der ersten Classe. Nach dem grossen Brande von 1776 sind, ausser den gewöhnlichen hölzernen Häusern, auch viele schöne Steinhäuser gebaut. Gefle hat 92 grössere und kleinere Handelsfahrzeuge, zusammen von 4022 Lasten. Es schiffte 1790 aus 35000 Schpf. Stangeneisen, 10000 Zwölfter Bretter, 352 Tonnen Theer. Dagegen gebraucht es, nach Beschaffenheit des Jahrwuchses, 24 bis 60000 Tonnen Getraide, auch 4 bis 6000 Tonnen Salz. Es hat doch in den letztern Jahren jährlich ungefähr 50000 Rthlr. Uebergewicht im Handel gehabt. Der Seezoll bringt 29025 Rthlr. ein, woraus man auf den auswärtigen Handel schliessen kann. Unter den eingeführten Waaren sind doch auch 30780 Pfund Tabaksblätter, 45944 Pfund roher Zucker, 10201 Pfund Caffeebohnen u. s. w. Die Zahl der Handelsleute ist an 50, wovon 30 inländischen und auswärtigen Handel treiben. Der Landzoll trug 1790 nach allen Abzügen 4130 Rthlr. ein. Handwerker sind 126, worunter 35 besondere Professionisten und 19 eigene Zünfte. Es sind dort Tabaks-, Segeltuchs-, Leinen- und Strumpffabriken, eine Zuckersiederey und eine Ziegelbrennerey, die etwa 80000 Ziegel brennt. Die Fischereysocietät, die fast aus ⅓ der Bürgerschaft, nämlich aus 160 Bürgern besteht, trägt viel zum Handelsverkehr bey. Sie sind im Sommer mit allen ihren Hausgenossen mehrentheils auf Fischerey aus, und ihre Häuser stehen so lange leer und verschlossen. 1761 ist dort eine Buchdruckerey angelegt, die einzige in Nordland. Am dortigen Gymnasium sind 5 Lectoren angestellt, und der Pastor daselbst ist dessen Inspector. Im Gymnasium sind etwa 40 Studirende, und in der Stadtschule 100 und darüber. Das Gymnasium hat eine Bibliothek von 3000 Büchern. Es ist auch eine Armenschule, ein Hospital, ein Waisenhaus (die Kinder werden jedoch in den Kirchspielen zur Wartung und Erziehung untergebracht), und ein Wittwenfond eingerichtet. Und nun folgt die specielle und ausführliche Beschreibung eines jeden Kirchspiels für sich, die den Ausländer weniger interessiren kann, dem Einländer aber auch bisweilen bey Kleinigkeiten angenehm und nützlich seyn mag. Bey jedem wird der Arealinhalt, die Anzahl der Höfe und Menschen, die vorzüglichen Nahrungsarten, Flüsse, Eisenwerke und Einrichtungen, Alterthümer, Wirthschaft, Sitten, Lebens- und Kleidungsart, die Kirchen und ihre Merkwürdigkeiten, Schulen, Magazine, gerichtliche Einrichtung, merkwürdige Vorfalle u. dgl. m. bemerkt. Am Ende ist, so wie in den vorigen Sammlungen, eine sogenannte Predigerchronik, seit der Reformation, besonders der letzten 200 Jahre, ingleichen ein Verzeichniss der Schulbedienten, so wie eine *Gestricia nobilitata* oder Verzeichniss von dort geadelten Eingebornen, und *Gestricia litterata*, von dortigen Gelehrten, angehängt worden.

LEIP-

Leipzig, in der Schäferschen Buchh.: *Statistisch historisches Archiv.* Herausgegeben von *E. A. W. Zimmermann.* Erster Band. 1795. 163 S. 8.

Des Herausg. Absicht bey dieser jedem Freunde historischer und statistischer Wissenschaften willkommnen Schrift ist, mancherley Aufsätze, die für seine, leider zu früh geschlossenen Annalen bestimmt waren, in einer eigenen Sammlung herauszugeben, weil sie für deutsche Leser so manche wenig bekannte Belehrungen enthalten. Sie verdienen diese Bekanntmachung auch grösstentheils, und gelegentlich müssen wir auch hier mit dem Herausg. die geringe Aufmunterung bedauern, mit der das deutsche Publicum seine in ihrer Art einzigen Annalen aufgenommen hat, welche die Fortschritte der neuesten Geographie so darstellend zeigten, schätzbare Auszüge aus den meist seltnen Schriften der fremden Societäten der Wissenschaften lieferten, und die besten Werke der Ausländer im Fache der Geographie, Statistik und Geschichte so schnell und belehrend bekannt machten; manche Vf. deutscher Handbücher würden sogar vielleicht nie etwas von den neuesten Veränderungen in manchen europäischen Staaten erfahren haben, hätten sie diese Annalen nicht als die einzige Quelle ihrer Gelehrsamkeit benutzen können. Beyspiele davon zu geben, werden uns unsere Leser hoffentlich erlassen, da sie hier nicht ganz an ihrem Orte stehen möchten, und Kenner, die sich nicht durch blosse Büchertitel täuschen lassen, und die wahren Quellen der Statistik, von den Bächlein, die in einzelnen Anzeigen fremder Nachrichten rinnen, zu unterscheiden wissen, jene Erfahrung längst gemacht haben.

In diesem ersten Bande sind folgende 10 Aufsätze zu finden. 1) Das Schicksal Genfs, eine Warnung für alle Staaten Europens. Hier wird sehr treffend gezeigt, wie man den traurigen Unruhen und nachherigen Grausamkeiten in diesem kleinen Staate hätte vorbeugen können, und durch welche Mittel es der Jacobiner-Rotte gelang, hier, wie überall, wo sie durch ihre Ränke herrschend wird, so schreckliches Elend zu verbreiten. 2) Ueber Pombals Staatsverwaltung und dessen Charakter, mit einer Einleitung über die Verdienste der Portugiesen im Handel, in der Schiffahrt und Erdkunde. Die letzte übergehen wir, weil sie den Gegenstand in keinem Betracht erschöpft, das darüber Allgemein bekannte nur in eine Skizze zusammendrängt, aus den gewöhnlichen Quellen entlehnt ist, und nicht ganz zu dem Gegenstande passt, den diese Einleitung erläutern sollte. Auch die Abh. über Pombal verliert sich zu sehr in die allgemeine portugiesische Geschichte, zeigt zu selten durch treffende Thatsachen, dass Pombal wirklich ein grosser Mann war, und berührt dagegen manche von seinen getroffenen Einrichtungen so kurz und abgebrochen, dass nur Leser, die mit diesem Zeitraume vertraut sind, daraus Unterricht erlangen können. Die 1769 von Pombal errichtete Ritterakademie ist keineswegs eingegangen, sie ist nach ihrer ersten Einrichtung noch vorhanden, und zwölf besoldete Lehrer geben vor wie nach Unterricht in verschiedenen Wissenschaften, Sprachen und Künsten. Die jetzige Pension ist 120,000 Reis. Bey der von ihm errichteten Weincompagnie, die brittische Handelshäuser nur so sehr verschrieen, und der Zerstörung vieler Weinberge in den nördlichen Provinzen ist der beabsichtete Zweck wohl erreicht worden. Die Weine dieser Gegenden haben sich verbessert, und die Ausfuhr hat sich vermehrt, da die Vermischungen mit den schlechtern Sorten eingeschränkt werden. 3) Ueber die obrigkeitlichen Würden, die Form der Processe und die Gesetzgebung in den Staaten des Königs von Sardinien, wie auch über die Grundsätze des Königs Victor Amadeus, die Nationalerziehung zu befördern, und das Betteln abzuschaffen. Alle hier genannten Gegenstände sind deutlich und gründlich behandelt, und wer sich von der sardinischen Justizverfassung eine Uebersicht verschaffen will, wird in diesem Aufsatz hinlängliche Belehrung finden. 4) Tabellarische Uebersicht von allem seit 1755 bis 1775 in Piemont vermünzten Golde, Silber und Kupfer, imgleichen wie viel in eben diesen Münzsorten in Sardinien von 1768 bis 1774 ausgeprägt ward. Die Summe ist beträchtlicher, als mancher Leser wohl glauben möchte. Bloss für die Staaten des Königs auf dem festen Lande sind 60,834,760 Lire ausgeprägt worden, darunter über 35 Mill. Goldmünzen waren. Eine Erklärung des sardinischen Geldes würde diese Tabellen, worinn man auf einen Blick sehen kann, wie viel jährlich von jeder Geldsorte geschlagen wurde, noch interessanter gemacht haben. 5) Zustand der Einkünfte, des Handels und der Schiffahrt Grossbritanniens von 1783 bis Febr. 1792. Ein schätzbarer Aufsatz, worinn aus den sichersten Quellen, den weitläuftigen Finanzrechnungen viele wichtige Data der brittischen Staatskunde von Widersprüchen und Zweifeln enthüllt, und zur anschaulichsten Uebersicht gebracht sind. Auch hat der Vf. die Ursachen der Vermehrung der brittischen Staatseinkünfte sehr gut aus einander gesetzt. Zu diesen rechnet er mit Recht die Erweiterung des Handels mit China. Aber, um diese deutlich darzustellen, hätte die chinesische Einfuhr nach Grossbritannien nicht bloss nach der Tonnenzahl der Schiffe, sondern nach ihrem Werth bestimmt werden müssen. Diesen konnte er von einem ganzen Zeitraum aus Hn. Dundas jährlicher Schilderung des asiatischen Handels der Londner Compagnie entlehnen. 6) Kurze Geschichte und Generalregeln des in Nordamerika, England, Holland und Russland mit grossem Erfolg bestehenden Jerusalemsordens. 7) Authentische Nachricht von der Schadloshaltung der Lojalisten in Nordamerika durch die grossbritannische Regierung. 5000 Familien waren durch Anhänglichkeit an ihren ehemaligen Oberherrn entweder ausser Brod gesetzt, oder hatten ihr ganzes Vermögen verloren, und diese wurden nach genauer Liquidation ihrer Foderung entweder baar, oder durch Renten auf Lebenszeit abgefunden. *Installments* würden wir nicht durch Installationen, sondern *terminweise* übersetzt haben. Lesern, denen das englische Finanzwesen nicht ganz geläufig ist, wird in diesem Aufsatz doch manches dunkel bleiben, dem durch einzelne Erklärungen, bloss aus dem

Annual-Register entlehnt, hätte abgeholfen werden können. 8) Veranlassung, wodurch Hr. Granville Sharp bestimmt ward, die Vertheidigung der Negersklaven zu übernehmen. Hr. Sharp ist in der Geschichte der Bewegungen über die bessere Behandlung der Neger, und die Abschaffung des Sklavenhandels, als einer der ersten Negerfreunde bekannt, und verbreitet hier sehr viel Licht über die Behandlung der Neger vor 1765 selbst in England, und was damals die grösten Rechtsgelehrten für Grundsätze über Sklaverey und Menscheneigenthum hegten. Hr. Sharp sah in dem angeführten Jahre einen armen von Hunger und Krankheit ganz abgezehrten jungen Neger in London vor der Thüre seines Bruders, eines Wundarztes, stehen. Dieser liess ihn in einem Hospital auf seine Kosten verpflegen, und nach seiner Genesung brachte er ihn in Dienste, so dass er sich seinen Unterhalt verdienen konnte. Sein vormaliger Herr, *David Lisle*, der ihn grausam tractirt, und ihn krank verlassen hatte, vindicirte ihn 1767 wieder, und wollte ihn auf ein Schiff nach Jamaica bringen lassen. Nun suchte der Neger Hülfe bey seinem vormaligen Wohlthäter, und fand sie. Bey diesem Process ward die Frage vorzüglich debattirt: ob ein nach England gebrachter Sklave frey sey, oder nicht? Das letztere behaupteten die angesehensten Rechtsgelehrten, unter andern Lord Mansfield, auch gewissermassen Hr. Blackstone. 9) Preis-Courant der In- und Exporten von Canton in den Jahren von 1781—1789. *Steevens's Guide to the east India trade* ist die Quelle dieser Nachrichten, und der Erklärung einzelner Waaren. Nur hat der Herausg. die Preise späterer Jahre hinzugefügt, die im Ganzen nicht sehr von den ältern Abgaben abweichen. Diese erfährt man nun freylich hier, aber über die Waaren selbst und die Quantität ihrer Aus- und Einfuhr desto weniger. Da wir über die Theeausfuhr von Canton genaue Listen haben, und selbst wie viel von jeder europäischen Nation dort eingekauft wird, so sind dergleichen auch gewiss von allen übrigen beträchtlichen Handelsartikeln in Canton vorhanden. Eine solche Liste wäre ein angenehmes Geschenk gewesen, zumal da der Preis der chinesischen Waaren, bis sie zu uns gelangen, durch die Fracht, Assecuranz, Zollabgaben etc. sehr erhöhet wird. Hätte es dem Herausg. gefallen, diesen jetzt vielen Lesern meist unverständlichen Preiscourant aus den Auctionslisten der vornehmsten indischen Handelsgesellschaften zu erläutern, die sämmtlich eine Menge chinesischer Naturwaaren enthalten, so würde er dadurch eine beträchtliche statistische Lücke ergänzt haben. 10) Bericht über den gegenwärtigen Zustand der königlichen Holzungen in England, über den Anwachs der englischen Seemacht von Heinrich VIII bis Georg II, und des Handels von 1700 bis 1792. Ein wichtiges Actenstück, welches über alle hier genannte Gegenstände sehr viel bisher Unbekanntes enthält, und weit richtiger, als bisher in Deutschland geschehen ist, die alte und neue Beschaffenheit der brittischen Handelsflotte, die schottische und irrländische mit eingeschlossen, darstellt. Da dieses Archiv in den Händen aller staatskundigen Leser zu seyn verdient, so theilen wir aus diesem reichhaltigen Bericht, des Raums zu schonen, keine Proben mit, und sehen der baldigen Fortsetzung mit Vergnügen entgegen.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Erfurt, b. Kaiser: *Der deutsche Schulfreund*, ein nützliches Hand- und Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen. Herausgegeben von *H. G. Zerrener*. 1tes B. Neue Aufl. 1794. 168 S. 2tes B. 190 S. 8. (12 gr.)

Marburg, in der neuen akadem. Buchh.: *Anführung des Landvolks zu der körperlichen Erziehung der Kinder*, von *J. D. Busch*. 2te Aufl. 1794. 68 S. 8. (4 gr.)

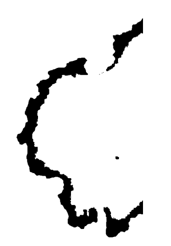
KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Leipzig*, b. Martini: *Ueber die richtige Beurtheilung und weise Benutzung einiger widrigen Zeitumstände.* Ein Versuch in Predigten über epistolische Texte, vor einer Stadtgemeine gehalten. 1794. 78 S. 8. — Der Vf. hat, laut der Vorrede, diese vier Predigten drucken lassen, um zu erfahren, ob er hoffen könne, durch seine Vorträge nützlich zu werden. Diese Bescheidenheit bey einem angehenden Schriftsteller würde schon Aufmunterung verdienen, wenn auch seine Arbeit nicht den Werth hätte, den die vorliegende hat. Die Hauptsätze dieser Predigten sind gut gewählt, richtig auseinandergesetzt, und der ganze Vortrag ist praktisch und populär. Wenn der Vf. seine Materien hin und wieder noch mehr ausführt: wenn er die Einförmigkeit vermeidet, welche aus der zu häufigen Wiederholung des Hauptsatzes, z. E. in der ersten Predigt — entsteht; wenn er ungezwungener als in der zweyten Predigt aus dem Texte auf seinen Hauptsatz zu kommen sucht; wenn er endlich Aussprüche der Bibel, wodurch bey dem grossen Haufen die Kanzelvorträge mehr Autorität erhalten und grössern Eindruck machen, mehr benutzt: so wird er als Prediger nicht nur vorzüglichen Beyfall haben, sondern auch vielen Nutzen stiften, und die Besserung und Beruhigung seiner Zuhörer befördern.

Monatsregister

vom

August 1795.



I. Verzeichniſs der im Auguſt der A. L. Z. 1795. recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

X *Lan-*

II. Im August des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Preisaufgaben u. Preisaustheilungen.

Todesfälle.

Universitäten Chronik.

Vermischte Nachrichten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 1. September 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Ragusa, b. Trevisani: *Georgii Ferrich*, Rhacusani, *fabulae ab Illyricis adagiis desumtae.* 1794. 140 S. 8.

Die illyrische Nation, auf ihren wenig von Fremden besuchten Gebirgen und Küsten, an der Gränze von Völkern, gegen die sie zum theil alten Hass tragt, und welche auch grossentheils in angestammter Wildheit ohne Cultur fortleben, selbst ein schönes, tapferes, biederes Volk, hat vor andern, durch Handel und Wandel abgeschliffenern, Europäern viele Eigenheiten, viel Nationales bis auf unsere Zeit erhalten. Hiezu gehören eine Menge Sprüchwörter, worinn ihre Lebensweisheit ist, Volkslieder, welche die Sitten schildern, Sagen der Väter von Fehden, von Geistern. Es war eine glückliche Idee des Hn. Abbate *F.*, die Sprüchwörter, deren er aus tausenden 123 (oder vielmehr 120, denn drey davon sind eher Apophthegmen) hier sammelt, in Fabeln auszumalen. Dieses hat er mit antiker Einfalt, in guter Latinität (wo er allenfalls mit Phaedrus am besten zu vergleichen ist) gethan, obgleich sich zuweilen noch fragen liess, ob es auch wahre Fabeln wären. Wir wollen, um seine Manier kenntlich zu machen, ohne ängstliche Auswahl ein paar Stücke hersetzen:

XXVI (*im ersten Buch*).

Illyr. Ghdje Silla gospodj, s'raslogom nehodi.
Ubi vis imperat, nullus rationi est locus.

Corvus et Vulpes.

Rerum potitus Sceptra Leo praeceperat,
Ut quotquot essent tollerentur stirpitus
Omnes cameli: triste scelus, at regia
Vox legis instar: quod tyrannus imperat,
Differre culpa est, plectitur ferro mora.
Ut praepes ergo fama per terras iit,
Novamque vulpes regis edictum audiit,
Diriguit amens, et fugae quaerit loca
Sibi tuta: mortis undique est comes timor,
Oculisque semper dirus occurrit leo.
Huic corvus alta desidens in ilice,
„Tibi nulla certe est causa, cur timeas," ait,
„Te namque Bactra non tulere informibus
„Tumentem gibbis, et reflexo in pectora
„Collo, nec oneris ipsa patiens dorsum habes;
„Canum ergo potius vim time, et hominum plagas."
Sursum illa spectans, „Porro, corve, es garrulus
Nugator," inquit, „qui me et annis et bona
„Tibi praeeuntem mente regum addiscere
„Arbitria jubes: forte clitellas tibi
„Si aptet, deindeque, sis camelus, digerit
„Tibi rex, et idem testis et judex Leo,
„Num judicio abibis incolumis, et rhetorum
„In morem acutis disputabis formulis,
„Ut te camelum haud esse, sed corvum probes?
„Felix quod aevum degis aeria in plaga;
„Sin minus, et ipse mecum hiantia quaereres;
„Ut fata fugias, latibula excesi specus."
Causas tyrannis opprimendi, quos velint,
Nunquam deesse, fabula explicuit brevis.

XXXII.

Illyr. Ghdje velle nauchjera, baersose brod rasbije.
Ubi multi naucleri, cito frangitur navigium.

Naves duae.

Pinus recisae Juliis in Alpibus
Quas in Gravosii parte declivi sinus (*in dem Haven S. Croce eine Meile von Ragusa, wo die Schiffe gebaut werden*)
In geminas doctus verterat rates faber,
Compactae eadem forma, onustae mercibus
Iisdem, aquoso pariter in Thetidis sinu
Secunda ventis explicabant carbasa;
Cum subito eois intonata fluctibus
Saevit procella, parque monti verberat
Unda utriusque latera; jam nautae gemunt,
Pavore mortis occupante pectora.
Harum una ventis fluctibusque strenue
Victis adivit tuta portus ostia;
Excussa cursu dum vagatur altera
Ventorum arbitrio, nec tumentes sustinet
Undas, profundo mergitur ratis Salo.
Quaeris, carinis unde dispar exitus?
Uni illa, multis haec magistris paruit.

Bey der letzten Maxime würde eine nähere Bestimmung nicht übel angebracht gewesen seyn: es kömmt nämlich weniger auf die Einheit der Person, als auf die des Geistes, des Zweckes, an; des Vfs. Vaterland, von vielen regiert, dürfte leicht den benachbarten Thron der Osmanen überleben, weil jeder Bürger von Ragusa die Erhaltung der Republik, unter den Dienern des Sultans die meisten nur jeder sich suchen.

Uebrigens wünschen wir sehr, dass Hr. *F.*, von von dessen Fleiss, Eifer und Geist sich noch sehr viel erwarten lässt, fortfahre, die Weisheit der Völker

bey

bey denen er lebt, in ihrer mannichfaltigen Gestalt, selbst in Liedern

— — *quae ad ignem aniculae*
Narrant puellis (S. 6.)

aufzuspüren, und in Umlauf zu bringen. Jene ganze Gegend, hinauf durch das albanische Hirtenland, in die Chimera, nach Akarnanien, und herein, Vlakien und Moglenien zu, bis weiter in Rumaljen, wo neben verpflanzten Petschenegern Enkel der syrischen und armenischen Manichäer durch byzantinischen Religionseifer genöthiget worden, sich niederzulassen, ist, in Absicht auf innere Völkerkunde, ein unbekanntes, und doch sehr interessantes Land, voll Spuren des Alterthums, voll starker, blühender Natur. Wenn (wer wird an der Möglichkeit, wir möchten sagen, an der Wahrscheinlichkeit, zweifeln!) die osmanische Dynastie sich auflöst, so erscheinen vielleicht alle diese Völkerschaften, bey denen Freyheit in zum Theil ordentlichen Verfassungen, noch vor wenigen Jahrhunderten war, und welchen der Padisha ihre Sitten gelassen, in wer weiss welcher Gestalt, auf einmal wieder. Ihre Kenntniss hat für sie und uns Interesse; und eben im Munde des Volks, der Edlen, der Aeltesten, mehr als bey den Popen, ist sie zu finden. Neue Ideen, Bilder, Formen, sind immer am besten da zu lernen, wo man der Natur am nächsten ist. Wir glauben daher, Hn. F. nicht nur zu weitern Forschungen, sondern auch dazu sehr ermuntern zu müssen, dass er den Geschmack daran in der Gegend möglichst verbreite.

Es wird bey Arbeiten dieser Art angenehm seyn, in kurzen Anmerkungen oder Vorreden so genau als möglich angegeben zu finden, in was für einem District, bey welcher Art von Leuten, dieser Spruch, jenes Lied, aufgefasst worden? Anbey werden die localsten, die nationalsten, immer das vorzüglichste Interesse haben.

Wir verbinden hiemit die Anzeige eines früher erschienenen poetischen Werks des nämlichen Vfs.:

Ragusa, b. Trevisani: *Paraphrasis Psalmorum poetica auctore G. Ferrich R.; cui accedit altera in utriusque Testamenti cantica;* cum annotationibus. 1791. Vorr. XII, Ps. 288, Cant. 35. 4.

Mit Paraphrasirung hoher dichterischer Werke ists, wie man weiss, eine missliche Sache, und eine undankbare Arbeit. Unendlich viel geht verloren; zumal wo die Empfindung, nach der Weise des Alterthums, in dicht gedrängten Bildern sich malt, oder mit Einem Wort, wie so oft in den Psalmen, kraftvoll spricht, was durch das Diluiren, leicht zur gemeinen Formel wird. Auf der andern Seite ist man wohl genöthiget, an einem, zu religiösem Gebrauche geweiheten, Buche manches zu gestatten, was man am Horaz verlachen würde; und dann ist es immer Verdienst, wenn in so einer Paraphrase der Schwung des Verfassers, wenn auch nicht in seiner ursprünglichen Kühnheit, wenigstens in so ferne wir späte Abendländer ihm folgen können, beybehalten ist.

In dieser Rücksicht verdient auch diese mühsame Arbeit Beyfall. Der Vf. hatte sich vor Jahren bewegen lassen, die ganze Sammlung Davidischer Gesänge in Hexameter zu bringen; sein berühmter Landsmann in Rom, Hr. *Benedict Stay*, zeigte ihm die Unschicklichkeit eines solchen Unternehmens für Lieder von so ganz verschiedener Weise, deren jedes ein Ganzes macht. Er, gelehrig und bescheiden wie er sich in allem zeigt, opferte den grössten Theil des Werks der Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Bemerkung auf, und gab nun jedem Psalm die Versart, welche seinem Inhalt am besten zuzukommen schien; daher alle Sylbenmasse, nicht nur der alten römischen Dichter, sondern auch der christlichen Hymnologen benutzt werden mussten. In Ansehung des auszudrückenden Sinnes entfernte sich der Vf. alsdann von der (am Rande beygedruckten) Vulgata, wenn der Grundtext oder auch die alten Uebersetzungen einen bessern zu geben schienen. Zu seiner Erläuterung setzte er jedem Psalm eine kurze Einleitung vor, worinn von dem Verfasser, der Veranlassung, dem Zweck, und zuweilen auch der neutestamentlichen Deutung das nöthige beygebracht wird. Die Noten bestehen gewöhnlich aus ganz wenigen, meistens die Abweichungen von der Vulgata rechtfertigenden Zeilen. Etwas ausführlicher sind die über einzelne Gesänge (wie 2 Mos. 15; 5 Mos. 32; Richt. 5; 1 Sam. 2; Jes. 12 und 35; Hab. 3; Dan. 3), welche am Ende des Bandes abgedruckt sind. Neuere philologische Erläuterungen (auch protestantische, zumal ältere) sind nicht ungebraucht geblieben. Doch, dieses war nicht die Hauptsache, scheint auch weniger die vorzügliche Stärke des Vfs. zu seyn, als es der Ausdruck der in jedem Liede herrschenden Idee oder Empfindung ist. Diese übersetzt er denn gemeiniglich in so gutes Dichterlatein, dass man ihn immer mit Vergnügen hört, und Männer von Cultur und Geschmack, wenn sie das Original nicht lesen können, sowohl für die Uebersicht des Inhalts als für ihr Herz, nicht leicht in einer andern lateinischen Darstellung so viele Befriedigung finden dürften.

Wir wollen zur Probe von einigen in verschiedener Versart gegebenen Liedern den Anfang liefern:

Psalm 130 (beym Vf. 129, nach der Vulg.):

Paene mersus, heu, profundis
Dum malorum fluctibus
Te gemente corde posco,
Sancte rector coelitum!
Tu benignas invocanti
Lenis aures commoda u. s. f.

Psalm 137 (136).

Extorres dulci a patria dum forte sedemus
Captivi, pressique malis, Euphratis ad undam,
Uberibus lacrymis perfudimus ora, gravique
Singultu, et moestis implevimus arva querelis.
Namque animo miseranda Sion disjectaque moles
Se templi exhibuit. Turpi obsita pulvere ramis
Nobilia pendebant salicum, abjectaeque pucbans,

Aufs

Turis ludibrium, ciheme; quum praedo cruentus,
Captivos patriis qui nos abduxit ab oris,
Vastavitque solum ferro populatus et igni,
Exigit e miseris in tanto carming luctu u. s. f.

Psalm 117 (116).

Quotquot eoos occiduosque
Colitis tractus, carmine laudes
Aetheris almo regi hominumque
Dicite gentes; nam sua ab alto
Axe refulsit pietas in nos, u. s. f.

Der Raum verbietet mehreres. Dass alles unter dem Original ist, versteht sich so von selbst, da es unmöglich anders seyn kann. Jessaea (so heisst eine schöne Stelle, die der Vf. aus einem andern Dichter anführt, und die bey billigen Richtern ihn auch völlig entschuldiget)

Jessaea quisquis reddere carmina
Audet latini pectine barbiti,
Audet redordiri superbae
Turrigeras Babylonis arces.
Quantus Poloni e vertice Carpati
Ruptis inundat Vistula fontibus,
Se fert, inexhaustusque tanto
Ifacius ruit ore vates.

Dennoch ist das Buch einer artigen Ausgabe in Taschenformat sehr würdig; mancher im stürmischen Geschäftsleben oder auf der kriegerischen Bahn vielversuchte Mann, mancher leidenschaftvolle Jüngling, der oft fällt und aufsteht, mancher von tiefen Gefühlen durchdrungene Beobachter des Hofs und der Welt, trägt, nebst Horaz, auch David gern bey sich.

No. 1) Leipzig, b. Crusius: *Der Zeichenmeister*, oder Lehrbuch der Zeichenkunst, für die Jugend und alle Stände, von *Carl Gottlob Rüger*. 1ter Band. mit 15 Kupfertafeln. 1794. 196 S. 8.

No. 2) Quedlinburg, b. Ernst: *Weihnachtsgeschenk für junge Zeichner und Maler* zum Unterricht und zur Uebung in der Zeichenkunst mit 20 Kupfern und 32 S. Text. 1794. 8.

Seit einiger Zeit sind viele Versuche dieser Art erschienen, woraus erhellt, dass das Bedürfniss eines brauchbaren Zeichenbuchs fast allgemein empfunden werde; aber eben diese Versuche geben auch deutlich zu erkennen, dass ein solches Unternehmen mit grossen Schwierigkeiten verknüpft seyn müsse, da keiner derselben auch nur den mässigsten Foderungen Genüge geleistet hat; man darf sich also auch nicht wundern, wenn *Preissler* unter diesen Umständen noch immer das allgemeine *Noth- und Hülfsbuch* unsrer zeichnenden Jugend geblieben ist. Die beiden vor uns liegenden Anweisungen berechtigen uns noch zu keiner tröstlichern Hoffnung. Der Vf. von No. 1) mag zwar gute Absichten haben; aber der Weg, den er einschlägt, ist doch der rechte nicht, und wir können es keineswe-ges billigen, dass er die Anfänger nicht geradezu zur Kunst führt, sondern erst auf eine ermüdende Weise auf dem Felde der Hülfswissenschaften herumtreibt. Und was für Nutzen soll nun z. B. ein *Anfänger* in der *Zeichenkunst* von der Optik hoffen dürfen, da es zuverläsig selbst einem *geübten Maler* in seiner Kunst nichts helfen würde, wenn er auch *Sir Isac Newtons* ganzes Buch von Wort zu Wort auswendig wüsste. S. 21. wird fleissige Uebung empfohlen, Cirkel- und Ovallinien *ohne Instrument zu fertigen;* heisst dieses nicht die Gedult junger Leute missbrauchen? S. 25. liest man: „*da die Zeichenkunst ohne Geometrie nie gründlich erlernt werden kann,*" und S. 26. „ohne ihre Hülfe würden uns *die Eigenschaften des Lichts und des Schattens* unbekannt seyn. — *Weder Augenmaass, noch Perspectiv, noch Baukunst können ohne sie, und in Ermangelung dieser auch keine Zeichenkunst bestehen.*" Welchen Begriff sich Hr. R. von der *Zeichenkunst* machen mag, und was Licht und Schatten mit der Geometrie zu schaffen haben, ist uns, und wahrscheinlich auch ihm selbst ein Räthsel. Die Anweisung zum Zeichnen und Malen, welche in No. 2) gefunden wird, möchte, wenn gleich nicht für lobenswerth, doch allenfalls für unschädlich gehalten werden; hingegen sind die Kupferstiche so äusserst schlecht, dass wir den Mann, der solche elende Arbeit fertiget, von Herzen bedauern.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Malerische Wanderungen durch Sachsen*, von *Engelhard* und *Veith*. 1794. 1tes Heft. mit 4 Kupfertafeln, einer Vignette und 56 S. Text. längl. 4.

Alles Lob, welches diesem Werk ertheilt werden kann, fällt allein der Geschicklichkeit und dem Fleiss des Hn. Veith zu. Wir sind besonders mit der Vignette und den beiden ersten Tafeln, worauf die Burg Lohmen und die Bergveste Honstein vorgestellt sind, sehr wohl zufrieden: so ist auch die Felsenhöhle, der Kuhstall genannt, nicht weniger gut gearbeitet; nur herrscht zu viel Monotonie darinn, welche der Wirkung schadet. Die Ansicht von dem Städtchen Schandau an der Elbe verdiente, um der Reinlichkeit willen, den Vorzug vor den übrigen; wenn dieser Vorzug nur nicht mit Härte begleitet wäre. Wir wollen aber mit diesen Bemerkungen Hn. Veiths Verdienst nicht schmälern, sondern lassen seinen Talenten, die einen trefflichen Künstler versprechen, gern Gerechtigkeit widerfahren; und wünschen nur, dass unsre wohlgemeynte Erinnerung ihn aufmerksam machen möge. Die Beschreibung, der auf diesen Kupfertafeln vorgestellten Gegenden zeichnet sich weder durch Sprache noch durch Witz auf eine vortheilhafte Art aus. Wir lassen unsre Leser selbst über einige Stellen urtheilen. S. 2. „*Doch endlich verwandelte sich der Himmel in einen sanften Regen.*" S. 35. „*Nach einem kleinen schweizerischen Mahle, das uns mehr Frohsinn und Kräfte gab, als vielleicht so manchem Herrn im weichen Kleide(?) seine — Schinkenpasteten und Rebhühner nur immer geben können, traten wir unter dem Vortritt eines Wegweisers die*

Kletterey an." S. 42, wo von einem Müller die Rede ist, macht der Vf. folgende Anmerkung: „*Sein enges Thal läſst ihm wenig phyſiſchen Himmel ſehen; es iſt alſo freylich kein Wunder, daſs er mit ſeinen Gedanken immer an dem endloſen politiſchen umherſtreift.*" S. 47. heiſst es: „*Noch ehe wir den Gipfel erreichten, fanden wir eine kryſtallhelle und eiskalte Quelle, die unſern müden Füſsen eben ſo gut Kraft zum gehen gab, als einſt zum Singen den Dichterköpfen die Hippokrene.*"

LEIPZIG, in der Roſtiſchen Kunſthandl.: *Abgüſſe antiker und moderner Statuen, Figuren, Büſten, Basreliefs* über die beſten Originale geformt. 1794. 71 S. 8. nebſt 54 Kupfertafeln.

Dies iſt ein Verzeichniſs der Abgüſſe, welche in der bekannten Roſtiſchen Handlung zu haben ſind; durch Kupfertafeln, auf denen die Umriſſe angegeben ſind, erläutert. Es braucht unſerm Publicum hoffentlich nicht erſt geſagt zu werden, wie ſehr Hr. *Roſt* ſich durch die Bemühung um gute Formen, und durch die Sorgfalt bey den Abgüſſen in dieſem Fache, wie in andern, um die Ausbreitung eines beſſern Geſchmacks verdient gemacht habe. Er darf dafür den allgemeinen Dank der Kunſtliebhaber mit Recht erwarten, wenn man auch in der Vorrede, die eine Erklärung über ſeine Anſtalt giebt, etwas dem kaufmänniſchen Geiſt zu gut halten müſste, und wenn es auch noch gleich nicht ausgemacht ſeyn dürfte, ob man die, welche Nachgüſſe machen, wie Hr. R. glaubt, mit den *Nachdruckern* in eine Claſſe ſetzen kann. Keinen Freund der Kunſt darf dies abhalten, ihm recht viel Unterſtützung zu wünſchen, und ſelbſt ſeinen Gewinn als Kaufmann bey einer Bemühung, zu der ohnehin gewöhnliche kaufmänniſche Betriebſamkeit nicht hinreicht, herzlich zu gönnen. Einige Unrichtigkeiten, die ſich in dem Verzeichniſs eingeſchlichen haben, wollen wir indeſſen noch bemerken. S. 33. N. XXXII. wird der bekannte Merkur von *Joh. Bologna* für ein Werk von *Bouchardon* ausgegeben. S. 48. N. VIII. *Achilles im Muſeo Capitolino*, ſollte heiſsen *beym Duca Braſchi.* Der Kopf, welcher S. 50. N. XXVI. Adonis genannt wird, iſt ohne allen Zweifel der Capitoliniſche Antinous. N. XXVII. *Daphne vom Cav. Bernini, im Muſeo Capitolino:* es giebt aber keine andre Daphne von Bernini, als die in der Villa Borgheſe, und das Capitoliniſche Muſeum enthält gar keine Arbeiten von dieſem Künſtler. Die Fauſtina S. 52. N. LIII. iſt nicht im Muſeo Clementino, ſondern im Capitolium; hingegen iſt der ſogenannte *Cicero* S. 53. N. LXVIII. nicht im Capitolium, ſondern im Clementiniſchen Muſeo zu finden.

LEIPZIG, b. Weygand: *Ulrich Holzer, Bürgermeiſter in Wien.* Vom Verfaſſer der Thekla *von Thurn und Philippe von Geldern.* In zwey Bänden. 1793. 442 und 424 S. kl. 8.

Der Titel giebt ſchon ſattſam zu erkennen, daſs dieſe Schrift unter die Zwittergattung gehört, welche die Gränzen der Geſchichte und Poeſie gänzlich verwirrt, und weil es ſo bequem iſt, um ſich aller Mühe des Forſchens, der Zuſammenſtellung und der hiſtoriſchen Treue in dem Ausmalen zu überheben, mehr und mehr ſich ausbreitet, und uns mit einer gedoppelten Reihe von Geſchichten, einer wahren und fabelhaften, zu bedrohen ſcheint. Sollte dies Uebel ferner um ſich greifen, ſo iſt nichts natürlicher, als daſs der Geſchmack an reiner Wahrheit nach und nach verloren gehen, und zugleich der praktiſche Nutzen der Geſchichte, die Bildung des geſunden Menſchenverſtandes, verſchwinden muſs. Je mehr Bücher dieſer Art ſich von der ächten Hiſtorie und von den Regeln des Wahrſcheinlichen entfernen, deſto unſchädlicher ſcheinen ſie noch zu ſeyn; denn in eben dem Grade verſchwindet die Beſorgniſs, daſs jemand ihnen Glauben ſchenken dürfte.

In dieſer Hinſicht hat Rec. auch die ſogenannte Geſchichte des Bürgermeiſter Holzers mit einer gewiſſen Beruhigung aus der Hand gelegt. Sie iſt nicht etwa eine Entwickelung des Charakters und eine anſchaulich gemachte Erzählung der wahren Geſchichte dieſes Volksführers, ſondern ein aus hundert ſeltſamen Abentheuern zuſammengeſtoppelter Roman, worin die wahre Hiſtorie nur ſelten durchſchimmert, und von den Hauptſachen, von der Kataſtrophe Holzers, faſt gar nichts vorkömmt, Fabeln von Räubern, die in Geheim die Welt regieren, morgenländiſche Mährchen, ſchaudervolle Mordſcenen, bald halbwahre, bald verzeichnete Schilderungen der wichtigſten Perſonen, und übrigens eine Moral, welche an dem Gemüthe der Leſer nichts verderben wird. Die Abſicht iſt gut; es iſt auf die Bedürfniſſe unſerer Zeiten wohlmeynende Rückſicht genommen; und ſo mag es für die Liebhaber ſolcher Schriften immer noch eine der beſſern Lectüren ſeyn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

LIEGNITZ u. LEIPZIG, b. Siegert: *Katechismus der Schaafzucht zum Unterrichte für Schäfer und Schäfereyherren,* nach Anleitung eines franzöſiſchen Werkes von *L. F. M. Daubenton,* zum Beſten der Schäfereyen Deutſchlands bearbeitet und herausgegeben von *Ch. A. Wichmann.* Neue Aufl. 1795. LII u. 648 S. 8. m. K. (2 Rthlr. 8 gr.)

BERLIN, b. Wever: *J. F. Heynatz Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von ſchriftlichen Aufſätzen des gemeinen Lebens überhaupt, und insbeſondre der Briefe.* 3te Aufl. 1794. 748 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Verbeſſerung. In No. 233. Seite 432. ſind durch Miſsverſtand eines Correcturzeichens die Worte Z. 19: *An ea non bis aliter (judicantur)?* verſetzt worden, und ſollten Z. 9. nach den Worten: *willkührlich und gewaltſam* ſtehn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. September 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Hilscher: *D. Martin Luthers nützliche Belehrungen über wichtige Wahrheiten der heil. Schrift*, besonders über Erfahrungslehren des Christenthums. Aus den Schriften des seeligen Mannes herausgezogen von *Christian Gottlieb Frohberger*, Pfarrer. 272 S. 8. (12 gr.)

Wenn *Luther* (sagt Hr. F. in der Vorrede,) wenn dieser verewigte Mann Gottes, Luther, jetzt aufstehen, und sich in der evangelischen Kirche und unter ihren Lehrern umsehen sollte; — wie würde er sich wundern, wenn er, auf christlichen Kanzeln, an statt des Evangeliums von Jesu, *Philosophie*, *Naturreligion* und trockne *Moral* vortragen, und die guten Zuhörer zur *Tugend* und *Rechtschaffenheit*, nicht aber zum *Glauben an Jesum Christum*, und an seine *Erlösung* ermahnen, hörte! Würde Er es ruhig und gelassen ansehen und anhören können, wenn man die Lehren der Bibel: *Es ist in keinem andern Heil etc. Wir sind allzumahl Sünder* — und *werden ohne Verdienst gerecht, aus seiner Gnade etc.* — Aus Gnaden seyd ihr selig worden durch den Glauben — *nicht aus den Werken etc.* und — *durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht* — entweder gar nicht *vorträge*, oder sie *falsch erklärte* und *anwendete*? Hr. F. meynt, Luther würde nach seinem bekannten Feuer und Eifer für die Ehre Gottes und seines Wortes, jenen Fluch des Apostels Gal. 1, 8. 9. auf diese unevangelischen *Moralprediger herabdonnern*, ihnen *derb* den Text lesen, und wenn sie, als öffentlich angestellte Prediger in der evangelischen Kirche, Christum und sein allein seligmachendes Evangelium nicht predigen wollten, die *Kanzel* ganz und gar *verbieten*. Hr. F. meynt, Luther würde daran ganz recht thun; und da wohl nicht zu hoffen ist, dass dieser grosse Mann in eigner Person wieder kommen werde, so wünscht er, dass doch bald wieder ein *zweyter Luther* unter uns *auftreten*, und *ausfegen* und *ausbessern* möchte. Der Hr. Pfarrer, (der sich zu einem so grossen Werke wohl zu schwach fühlen mag) will indessen Luthern gewissermassen wieder aufleben lassen, und den evangelischlutherischen Christen seine schönen evangelischen Zeugnisse über die Bibelwahrheiten zu lesen geben. Für diessmal liefert er uns vornemlich solche Stellen aus Luthers Werken, woraus bewiesen werden kann, *dass wir, als arme Sünder, nur aus Gnaden, und durch den Glauben an das Verdienst unsers Heilandes Jesu Christi gerecht und selig werden können etc.* — Hr. F. scheint es recht gut zu meynen, und sein Eifer für Rechtgläubigkeit würde zu loben seyn, wenn er mit Einsicht verbunden wäre. Luther war freylich ein grosser Mann, und jeder billigdenkende Theologe wird seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber war denn Luther infallibel? und waren seine Schrifterklärungen durchgängig die richtigen, so dass die Abweichung davon als Verläugnung der evangelischen Lehre betrachtet werden müsste? Offenbar ist er doch durch *Augustins* Ansehen verleitet worden, mancher biblischen Stelle einen falschen Sinn unterzulegen, und Dogmen, die man bisher daraus hergeleitet hatte, für untrügliche Wahrheiten zu halten. Man lese z. B. Nr. 21 in diesem Buche, von der *Erbsünde*. Bekanntermassen war Ps. 51, 7. *Siehe ich bin aus sündlichen Saamen gezeugt etc.* nach *Augustins* Meynung ein Hauptbeweis für seine Lehre von der Erbsünde. Auch Luther setzt als gewiss und ausgemacht voraus, David begreife in diesen Worten die ganze menschliche Natur: er rede hier nicht von etlichen bösen äusserlichen Thaten oder Werken, die er begangen habe, sondern von der Materie, daraus er gemacht war. David habe sagen wollen: *der menschliche Saame*, d. i. *der Saame daraus ich gezeugt bin*, der ist gar durch die Sünde verderbt; der Thon oder Leim, daraus der Topf, das Gefäss gemacht ist, taugt gar nichts und ist verdammt. — Also bin ich, (fährt Luther weiter fort,) also sind alle Menschen, die Empfängniss, das Wachsen und Zunehmen des Menschen, der im Mutterleibe und noch nicht geboren ist, ehe wir rechte Menschen sind, das ist alles zumal Sünde. — Nr. 14 worinn *Luthers* Gedanken über die *Schriftlehre* (?) *von der heiligen Dreyeinigkeit* angeführt werden, kommen Stellen vor, die nichts beweisen. Auch folgende Aeusserung (S. 33 f.) werden in unsern Tagen wenige Christen unterschreiben: „*Christen* sind solche Leute, die das sollen gläuben, das der Vernunft närrisch ist, wie St. Paulus sagt, *dass unser Herr Gott wolle die Welt, durch die Predigt des Evangelii, zu Narren machen.* Denn wie kann sich die Vernunft darein schicken, oder das gläuben, dass drey Eins, und Eins drey sey? dass Gott sey Mensch worden? dass ein Mensch, wenn er dem Befehl Christi nach, im Wasser gebadet wird, in dem Blute des Herrn Jesu Christi gebadet, und von allen Sünden rein gewaschen sey? — Solche Artikel sind der Vernunft lauter Narrheit, dass St. Paulus das Evangelium wohl eine närrische Predigt heisst etc." Doch genug zur Probe! Hr. F. ist geneigt, aus Luthers Schriften noch eine zweyte Sammlung nützlicher Belehrungen zusammenzutragen, und dieselbe, wie diese, durch den Druck gemeinnützig zu machen. Wir haben nichts dagegen, wünschen aber recht sehr, dass er eine bessere Auswahl treffen möge. Es ist in Luthers Schriften gewiss recht

viel enthalten, was für unser Zeitalter lehrreich und nützlich ist. Aber die meisten von Hn. F. gewählten Stellen gehören gerade unter die schlechtesten, und sind für unsere Zeiten ungeniefsbar, etwa das Häuflein, wozu der Sammler gehört, ausgenommen.

Frankfurt u. Leipzig, b. Pech: *D. Martin Luther von den Schlüsseln.* Aus dem in der Nürnbergischen Stadtbibliothek befindlichen Original-Manuscript von Luthers *Autographis mit Anmerkungen* von *Adam Wirsing* Hochgräflich Pücklerischen Pfarrer zu Brunn und Hochholz. Mit D. Luthers Bildnifs. 1795. VIII u. 24 S. Fol.

Wir verkennen die gute Absicht, die Hr. *W.* durch den Abdruck dieser Schrift *Luthers* zu erreichen suchte, so so wenig als den darauf gewendeten Fleifs. Nur wäre zu wünschen gewesen, dafs er sich die Mühe genommen hätte, eine Vergleichung zwischen der, jetzt von ihm publicirten Schrift, die zuverläfsig *erster Entwurf* war, den Luther selbst wieder verwarf, und zwischen jener, die *Luther* in der Folge selbst, und zwar 1530 zu Wittenberg *von den Schlüsseln* drucken liess, anzustellen, und selbige seinen Lesern mitzutheilen. Vermuthlich hätte er alsdann Anstand genommen, zu behaupten, dafs diese letztere eine andere Abhandlung sey, und dafs dieselbe nur in wenigen Stellen mit der seinigen übereinkomme. Rec. hat beide verglichen, und bemerkt, dafs sie in der Hauptsache übereinstimmen, nur dafs die Ordnung des Vortrags nicht die nämliche, und in der letztern, von *Luther* selbst zum Druck beförderten, manches deutlicher und bestimmter ausgedrückt ist. Ein neuer Beweis, dafs sich *Luther* nicht für unverbesserlich gehalten haben müsse, da er den ersten Entwurf ganz durchstrich, *Veit Dietrichen*, dem er solchen schenkte, ersuchte, solchen niemand zu zeigen, und es besser zu machen suchte. Dies gereichte ihm allerdings zur Ehre, und das mag auch die Ursache gewesen seyn, warum der sel. *Strobel* den Abdruck dieses Entwurfs nicht widerrathen wollte. Ein Ungenannter, welches aber, wie Rec. (aus einem andern gelehrten Blatt ersehen hat, der verdienstvolle D. *Sixt* in *Altdorf* seyn soll, hat diese Schrift Luthers, auf Hr. *Wirsings* Verlangen, mit einer Vorrede begleitet, in welcher er von einer Ausgabe des *Schwobischen Registers über Luthers Schriften* handelt, und die noch immer nicht zu verkennende Brauchbarkeit desselben rühmt. Dafs sich derselbe blofs auf *eine* Ausgabe, die er vermuthlich selbst besitzt, und wovon das deutsche Register 1565, das lateinische aber erst 1573 zu Wittenberg in Fol. gedruckt worden ist, einschränkt, wollen wir eben nicht tadeln. Vielleicht wäre es aber doch nicht überflüssig gewesen, wenn bemerkt worden wäre, dafs dieses Register, deutsch und lateinisch, zu *Breslau*, wo *Schwob* Diaconus war, und zwar schon im Jahr 1563, erschienen und daselbst von *Crispinus Scharffenberg* in 4. gedruckt worden sey. Vermuthlich ist auch eine wittenbergische Ausgabe des lateinischen Registers von 1565 vorhanden, so wie Rec. selbst eine dergleichen Ausgabe des deutschen Registers von 1573 besitzt. Als Seltenheiten hätten auch die beiden von *Luther* selbst 1528 und 1533 in 8. edirten Register seiner Schriften angeführt und bemerkt werden können, dafs schon *Christoph Walther* ein Register über die zwölf deutschen und sieben lateinischen zu Wittenberg gedruckten Theile von Luthers Schriften gefertiget habe, welches *Hans Luft* 1558 zu Wittenberg gedruckt hat, ungeachtet der 12te Theil der deutschen Schriften noch nicht erschienen war. In der Vorrede des Herausgebers zeigt derselbe an, woher er diese Schrift genommen habe. Sie befindet sich nämlich in einem schätzbaren Band, der ehehin zur *Solgerischen* Bibliothek gehörte, sich aber nun auf der *Stadtbibliothek in Nürnberg* befindet, und mehrere Handschriften Luthers enthält. Bey dieser Gelegenheit müssen wir eine *Unrichtigkeit* rügen, die Hn. *W.* kaum zu verzeihen ist, da er die Sache, als gebohrner Nürnberger besser hätte wissen können und *sollen*. Der Pred. *Solger* hat seine Bibliothek der Stadt *Nürnberg nicht geschenkt*, sondern diese hat sie ihm, besage des *ersten Theils des bekannten Feuerlinischen Katalogs* p. 377. n. 2975 *um* 15000 *Gulden abgekauft*. Das beygefügte Portrait *Luthers* — eine Probe von Hn. *W.* eigenem Künstlertalent — erschien schon vor einigen Jahren, nebst einem lateinischen Glückwunsch an Hn. D. *Sixt* zu seinem Namenstag. Wie Hr. *W.* diesen abermaligen *Abdruck* — eine *dritte Auflage* — habe nennen können, das verstehen wir nicht, so wenig als wir die auf dem Titel angezeigten *Anmerkungen* in der Schrift selbst, wenn wir die drey von Hn. *Strobel* gemachten Verbesserungen ausnehmen — finden konnten. Für bessere Correctur hätte doch wohl billig gesorgt und dadurch die Verunstaltung einiger Namen, z. B. *Solgers*, *Strobels*, die hier *Solzer*, *Ströbel* heissen, vermieden werden sollen.

Wien, b. Gräffer: *Matthiae Dannenmayr*, Th. D. et hist. eccl. in univ. Vindob. P. P. O. *Institutiones historiae ecclesiasticae N. T.* 1788. P. I. 440 S. P. II. 333 S. 8.

Das Buch ist zu alt, und sein Werth zu sehr anerkannt, als dafs es einer ausführlichen Beurtheilung bedürfte; dennoch ist es auch zu wichtig, um gänzlich übergangen zu werden. Rec. kennt kein Lehrbuch der Kirchengeschichte von einem katholischen Theologen, welches dem gegenwärtigen in irgend einer Hinsicht vorgezogen, oder nur gleich geschätzt zu werden verdiente; dadurch, dafs es auf den meisten Universitäten des katholischen Deutschlands zu der Absicht, welcher es vom Vf. hauptsächlich gewidmet ward, eingeführt worden ist, scheint nun auch schon seine zweckmäfsige Einrichtung entschieden zu seyn. Nicht zu dürftig, und nicht zu weitläuftig, nicht sichtbar parteyisch für die Ehre der Kirche, nicht ungerecht oder gar aufgebracht gegen die sogenannten Ketzer, reichlich genug versehen mit Nachweisungen von Schriften, aus welchen weiterer Unterricht zu nehmen, und in diesen Nachweisungen meistens eine einsichtsvolle Auswahl des Wich-

Wichtigsten und Neuesten, ohne Unterschied der Religionsparteyen, zu welchen die Schriftsteller gehörten, plan und verständlich, im Ganzen auch rein und wenigstens nicht unzierlich in der Schreibart — diese Eigenschaften machen das Buch der günstigen Aufnahme würdig, die es gefunden hat, und erwecken die angenehme Hoffnung, dass der Gebrauch desselben innerhalb des ausgebreiteten Publicums, dem es zunächst gewidmet ist, ein fruchtbares Studium der christlichen Religionsgeschichte und eine für die Aufklärung der Religion selbst heilsame freymüthige Benutzung dieser Geschichte befördern werde. Mag denn immer dem Schröckhischen Lehrbuche die Ehre gebühren, an dem durch das Dannenmayrische gestifteten und ferner noch zu stiftenden Nutzen sehr grosen Antheil zu haben (denn ohne jenes wäre vielleicht dieses nicht einmal entstanden, oder doch bey weitem nicht so bequem zu seinem Zweck, nicht so angemessen den Bedürfnissen des Zeitalters) wenn immer nur Licht und Wahrheit in Gegenden; wo noch Finsterniss und Irrthum herrschen, weiter verbreitet wird. Die Anordnung der Materien ist übrigens in beiden Büchern fast gleichförmig; nur theilet Hr. D. die ganze Geschichte nicht in vier, sondern fünf Perioden, indem er mit Gregor VII einen Ruhepunkt in dem Zeitraume von Carl dem Gr. bis zu Luther ansetzt. Unter den besondern Abschnitten jeder ältern Periode handelt ausserdem einer allezeit von den Kirchenversammlungen; welches für diejenigen, denen das Buch vornehmlich dienen soll, nicht zu tadeln ist. Indessen überzeugt sich Rec. bey der Ansicht jedes Lehrbuchs der Kirchengeschichte, in welchem die Materienordnung beobachtet ist, von neuem, dass diese Methode der Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheiten sehr nachtheilig sey.

KINDERSCHRIFTEN.

Dresden u. Leipzig, in der Hilscherschen Buchh.: *Anleitung zum Lesenlernen für Schulen.* Zusammengetragen von *F. Weiss.* 1795. 7 Bog. 8. (5 gr.)

Erfurt, b. Keyser: *Neues Abc-Büchlein für Volksschulen.* Herausgegeben von M. G. *A. Horrer.* 1795. 2 Bog. 8. (1 gr.)

Der *erste* Bogen der *Weissischen Anleitung* stellt das *Abcbuch* vor, und ist ganz gut eingerichtet; nur hätten keine Hauptwörter mit kleinen Anfangsbuchstaben bey der Buchstabirübung abgedruckt, sondern statt derselben andere Wörter gewählt werden sollen. So lange die grosen Anfangsbuchstaben noch bey den Hauptwörtern gebraucht werden, müssen diese auch nur in jener Geleite von den Kindern erblickt werden. Unter der Reihe der deutschen und lateinischen, sowohl der gedruckten als der geschriebenen, Alphabete hätte auch die Folge der zusammengesetzten Buchstaben, als des *ae, oe, ui, ie, sch, ph, pf,* mit aufgeführt werden sollen, damit sie den Kindern in Ansehung der Form, der Aussprache, und der nach letzterer sich richtenden Benennung schon bekannt wären, ehe sie in den Sylben vorkommen, und auch so desto leichter übersehen und wiederholt werden könnten. Dem kleinen geschriebenen Alphabet hätten wir eine weniger steife, und dem grössern eine einfachere nicht mit so vielen Schnörkeln überladene Gestalt gewünscht. Die ausländischen, den Abc-Kindern noch nicht bekannten, auch ihnen noch nicht wohl erklärbaren Wörter, als *Biesam, Quäcker, Thekla, Jaspis, Ambra, Darius, Josaphat, Phosphorus*, hätten hier keinen Platz finden sollen, und noch weniger diejenigen, welche ganz von der im Deutschen gewöhnlichen Art zu buchstabiren, zu syllabiren und auszusprechen abweichen, als *Portion, Baal, Joel, Hazael.* Zu Ende des Lesebuchs müssen Wörter dieser Art stehen, um zum Lesen anderer Schriften dadurch vorzubereiten. Zur nähern Charakterisirung dieses Abcbuchs merken wir an, dass folgende Schreib- und Theilungsart in demselben angenommen worden: *Ac ker, Kat ze, eingeheizten, beschmuze, bei, Ue beln.* — Mit dem *zweyten* Bogen geht das eigentliche *Lesebuch* an, und ist in Ansehung der Mannichfaltigkeit der Wörter, Redensarten und Sachen allerdings sehr zweckmässig eingerichtet; nur hätte auch für eine dergleichen Mannichfaltigkeit in Ansehung der Einkleidungsformen gesorgt werden sollen, dass nämlich bald der Erzählungs-, der Gesprächs-, der Abfrag-, der Brief-, der Ermahnungs-Ton gewählt, bald eine belehrende, oder rührende, oder scherzhafte, oder erhabene oder populäre Schreibart gebraucht worden wäre. Dadurch erlangen die Kinder ein sehr biegsames Sprachorgan, und gewöhnen sich nicht zu einem einförmigen Leseton. — Doch findet auch hier allerdings schon einige, aber freylich nicht genugsame, Abänderung in der Einkleidungs statt, wie denn von S. 84 an einige Lieder vorkommen, welche Morgen- und Abendgedanken, Ermunterungen zur Arbeit, zur fleissigen Besuchung der Schule, zur Verehrung Gottes, zum Gehorsam, zur Achtung der Eltern, zur Geschwisterliebe u. s. w. enthalten; und von S. 94 an einige moralische Erzählungen mit geschriebenen deutschen und gedruckten lateinischen Lettern. Von S. 107 an werden Regeln von der *Kenntniss* der *Buchstaben*, deren *Aussprache* und *Eintheilung* angegeben, wobey wir nur einiges erinnern wollen. Sollte *y* wirklich statt des *i* stehen; und nicht vielmehr bald statt des *ii*, wie in *May*, wo das letzte *i* als Endbuchstabe sich verlängert, oder statt des griechischen υ als in *System*, wo es mit Recht den Namen *Ypsilon* führt? — Dass *f, ph* und *v* einen *gleichen* Laut hätten, wird dem Vf. gewiss nicht zugestanden werden, wenn solches auch bey der fehlerhaften Aussprache mancher Provinz wirklich der Fall seyn mag, so wenig als *d* und *t*, *p* und *b* aus einer gleichen Ursache für gleichlautend angegeben werden dürfen. — Das sogenannte *j* sollte man nie als einen *besondern* Buchstaben aufführen, mit so grosen Autoritäten auch solches unterstützt seyn mag, da der Selbstlaut *i* nur wegen der beschleunigten und mit dem folgenden Vocal zusammenfliessenden Aussprache die Form eines Mitlauts bekommt, als in *jagen* statt *i a gen*, oder in *Jude* statt *i u de.* Müssten *c* und *t* nicht auch so verschiedene Namen wegen ihrer verschiedenen Aussprache be-

kommen? Noch eins hätten wir gegen folgende Stelle zu erinnern. S. 109 „Buchstabiren heisst: alle in einer Sylbe vorkommenden Buchstaben einzeln nennen, und dieselben deutlich auf einmal aussprechen." Gut, sollte der Nachsatz aber richtig seyn; „*bey mehrsylbigen Wörtern* aber die *vorhergehenden Sylben wiederholen?*" Der Vf. will doch nicht die mit Recht veraltete, nur noch bey einzeln Wörtern in besondern Fällen zu verstattende, Wiederholung der buchstabirten Sylben von neuen in Gang bringen? Ist je das Buchstabiren mit der verderblichen Erbsünde nach der Anklage des sel. *Heinike* zu vergleichen; so ist es gewiss nur in Ansehung jener Wiederholung der buchstabirten Sylben. — Uebrigens sollen diese ins einzelne gehenden Bemerkungen nur von der Aufmerksamkeit zeugen, welche nach Rec. Einsicht jedes Abc und Lesebuch überhaupt, und das vorliegende insonderheit verdient. Am Schlusse desselben sind die römischen Zahlen, und das 1 mal 1 hinzugefügt. Auch ist S. 108 die Aussprache der in den so häufig leider gebrauchten französischen Wörtern am öftersten vorkommenden Buchstaben *ai, ait, au, eau, ch, eit, en, eu, g* vor *e* und *i, in, j* und *ou* mit angegeben worden. — Dieses Buch ist zum Privatunterricht zu empfehlen, dem auch die Feinheit des Papiers und des Drucks entspricht.

Das *Abc-Büchlein* von Hn. H. Superintendenten zu *Weissensee*, ist fast durchaus bis auf einige am Schlusse befindliche gereimte Morgen- Schul- Tisch- und Abendgebete mit getrennten Sylben abgedruckt, und enthält recht viele und nützliche Sachen, aus der Naturgeschichte vorzüglich, mit hie und da untermischten moralischen Winken. In Ansehung der Schreib- und Sylabirart bleibt es (ausser etwa, dass *Getreyde*, *Waitzen* und ich *weis* geschrieben wird) mehr bey dem Gewöhnlichen, welches auch für Schriften, die man in Volksschulen eingeführt zu sehen wünscht, sehr rathsam ist. — Das deutsche geschriebene Alphabet haben wir hier vermisst, hingegen ist aber das lateinische Alphabet, nebst einigen mit solchen Lettern abgedruckten Sentenzen, auch den deutschen und lateinischen Zahlen beygebracht. — Uebrigens ist dieses Abc-Büchlein auf starkes Papier gedruckt, und qualificirt sich dadurch um so mehr, ausser seinem kleinen Umfang und geringen Preise, zur Einführung in öffentliche Volksschulen.

Regensburg, in der Montag- u. Weissischen Buchh.: *Ländliche Unterhaltungen*, oder *Zaubereyen der Kunst und der Natur*, zur Belehrung für Kinder. Aus dem Franz. 1794. VIII u. 542 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Eine neue Uebersetzung der Erzählung: *Alphons und Dalinde* aus der Gräfin von Genlis *Veillées du Chateau*, deren übrige Erzählungen vermuthlich in einem andern Bändchen nachgeholt werden sollen, wie man aus den Schlussworten S. 414 abnehmen kann. Diese neue Verdeutschung hat viel vor der frühern sehr steifen Uebersetzung der Abendstunden der Gr. v. Genlis Leipz. 1784 voraus, und empfiehlt sich durch einen, wenige Gallicismen abgerechnet, reinen und gefälligen deutschen Ausdruck.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Leipzig*, b. Wagner u. Comp.: *Beobachtungen über den Kreuzstein.* Der Linneischen Societät zu Leipzig mitgetheilt, von *Leopold von Buch.* 1794. 28 S. 8. Mit einer Kupfertafel. Nach einer kurzen Vorerinnerung, in welcher die Vortheile genauer Beobachtungen von den krystallinischen Körpern im Mineralreiche berührt werden, fängt diese kleine Schrift mit einer sehr vollständigen *äussern Beschreibung des Kreuzsteins* an, auf welche das chemische Verhalten, nebst den Bestandtheilen, auseinandergesetzt, und sodann das geographisch-geognostische Verkommen umständlich erzählt wird. — Erst hierauf folgen die ungemein mühsamen Beobachtungen, welche der Vf. *über die Krystalle des Kreuzsteins* angestellt hat; und der Aufschluss, welchen Hr. *v. B.* dem aufmerksamen Leser hiebey mittheilt, macht seinem Scharfsinne nicht wenig Ehre. Er hatte die Geduld *einige und sechszig* dieser Kreuzkrystalle, zur Erforschung ihrer absoluten und relativen Verhältnisse auf das genaueste zu prüfen, und folgendes können wir als Resultate dieser Prüfung nicht unangezeigt lassen.

1) Der Kreuzstein (als solcher) besteht *aus zwey verschiedenen Krystallen*, von denen der eine den anderen *durchsetzt*, so dass der durchsetzte *sich an den durchsetzenden anlegt.* (S. 19) 2) Beide Krystalle, (welche dem ersten Ansehen nach als ein einziges Individuum erscheinen) sind also in Absicht *der Zeit* ihrer Bildung verschieden. 3) *Die Streifung des äussern geht durch den ganzen Krystall.* (S. 20) 4) Der *Grundkern* des Kreuzsteins, um den alles übrige sich bildete, ist eine *geschobene gleich- und vierseitige Tafel*, von zwey Winkeln zu 70—88 und zwey andern zu 92—110 Graden. (S. 23) —

Um alles zu erschöpfen, müsste nur noch angegeben werden: woher es komme, dass sich die zweyte Säule stets unter einem *rechten* Winkel an die erste anlegt, und wie die Zuspitzung der Säule entstehe? Beides hofft der fleissige Vf. zum Gegenstande künftiger Untersuchungen zu machen, und wir wünschen, dass diese Hoffnung realisirt und so glücklich ausgeführt werde, wie das, was bereits von Hn. *v. B.* hierinn geschehen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. September 1795.

PAEDAGOGIK.

STOCKHOLM: *Grunderne til Skrifkonsten, med Kongl. Mayts Allernådigste Privilegio Utgifne af Carl Beckman*, Landmäterie Directeur. (Grundsätze der Schreibkunst, mit königl. Privilegio herausgegeben von C. Beckmann, Director beym Landmessercomtoir. 1794. in Fol. mit saubern in Kupfer gestochenem Titel und 10 grossen Kupfertaf.

Des Vf. Absicht ist, den Anfängern eine auf Regeln gegründete Kenntniss der Schreibkunst beyzubringen. Er tadelt es, dass man der Jugend gleich eine leichte und fliessende Hand beybringen will. Dadurch müssen nothwendig eine Menge Fehler in der Form der Buchstaben entstehen. Kennt solche hingegen die Regeln genau, und ist sie erst an eine richtige Proportion der Buchstaben gewöhnt, so findet sich bey mehrerer Uebung die Leichtigkeit der Hand von selbst. Die Engländer lernen gewöhnlich nach guten in Kupfer gestochenen Vorschriften schreiben, und ihre Hand ist auch gewöhnlich schön. Es ist aber nicht genug, der Jugend bloss gute Vorschriften vorzulegen, man muss sie auch von der richtigen Proportion der Buchstaben, dem Verhältniss ihrer Theile und den Gründen ihrer Zusammensetzung unterrichten. Da es an diesem Unterricht fehlt, sagt der Vf., so giebt es bey uns so viele ganz verschiedne Hände, als Personen. Wir haben keinen Nationalschreibstyl, wie die Engländer, Italiener und Franzosen, welche alle die Schreibkunst nach allgemeinen Regeln und Methoden lernen. (Auch wir Deutschen haben ihn noch weniger.) Der Vf. verwirft mit Recht alle gesuchten Zierathen, alle Kräuseleyen und Verschwänzungen, alles Bunte im Styl, so wie in der Baukunst, welches die Schweden in vorigen Zeiten den Deutschen nachgemacht haben. Der jetzt am allermeisten übliche Schreibstyl ist der lateinische, der von den Charakteren der alten Römer abstammt, und, wie der Vf. glaubt, seinen Ursprung aus Aegypten hat. Bey der hier kurz entworfenen Geschichte der Schreibkunst liessen sich wohl manche Erinnerungen machen. Dieser lateinische Schreibstyl ist in England und Frankreich zu dem höchsten Grad der Schönheit und Vollkommenheit gebracht worden. Dagegen bemüht sich der Vf., die Fehler des neuern gothischen, den man auch den deutschen und schwedischen Styl zu nennen pflegt, zu zeigen, und die Einwürfe zu widerlegen, die man auch in Schweden für dessen Beybehaltung anbringt. Der Vf. hat in dieser Abh. hauptsächlich auf fünf Arten des Schreibstyls gesehen, nämlich die italienische Cursivschrift, welche auf der III und VI Tafel in Kupfer gestochen ist, die englische Cursivschrift auf der IV u. VII Taf., die französische auf der V u. VIII Taf., die deutsche auf der IX, und endlich die alte ehrwürdige simple römische auf der X Taf.; und er glaubt, dass derjenige, der Karten, Urkunden und Documente, die zierlich geschrieben seyn müssen, auszufertigen hat, durch Abwechselungen und Gradationen dieser Schriften dazu völlig werde in Stand gesetzt seyn. Die alte deutsche geschmacklose Fractur, und alle künstliche und ausstaffirte Alphabete hat er mit Recht ganz weggelassen. Nach dieser Einleitung handelt der Vf. in 14 Absätzen von der Stellung des Körpers beym Schreiben, der Art die Feder zu halten und Federn zu schneiden, 1 Taf.; den Zügen mit der Feder, und besonders den Grundzügen zur Formirung der Buchstaben Taf. 2; von der Proportion der Buchstaben bey oben angeführten 5 Schriftarten, in so fern solche zwischen der Höhe, Breite und Dicke des vollen Zuges, und der Inclination am besten abgepasst ist, und die beste Uebereinstimmung des Ganzen hervorbringt. So z. E. ist die Proportion der deutschen Cursivschrift hier von dem Vf. so angenommen, dass die Höhe eines Buchstaben in 6 Theile getheilt ist, 7 dergleichen Theile machen dessen Breite, einer die Dicke aus, und zween Theile beträgt die Abweichung von der Perpendicularlinie; bey der gerade aufstehenden römischen Schrift aber ist, wenn die Höhe des Buchstaben in 6 Theile getheilt ist, die Breite desselben fünf, und die Dicke ein Theil seiner Höhe; bey der liegenden römischen Schrift findet dieselbe Proportion statt, nur dass die Abweichung von der Perpendicularlinie 2 Theile der Höhe hat. Ferner von den Zügen zur Uebung Taf. 2, von der Bewegung der Finger, des Handgelenks und der Arme, und von den verschiedenen oben angeführten Alphabeten nach der Reihe, und wie solche durch die Führung der Feder und Hand zu formiren sind. Dann von den Zügen zum Zierrath. Alle solche Zierrathen, die entweder den Buchstaben verdecken, oder sich mit seiner Form vermischen, oder wider den gesunden Geschmack streiten, z. E. Figuren, Vögel, Blumen vorstellen, müssen vermieden werden. Alle dergleichen, so wie die mit Blumen, Kronen, Engeln und Schnörkeln ausstaffirte Fractur, schmeckt nach Nürnberger Putz. Von den Capital- oder Anfangsbuchstaben, und endlich von dem eigentlichen Charakter und Gebrauch der fünf abgezeichneten Arten von Cursivstyl. Der sogenannte deutsche auf der IX ist doch in Schweden allgemeiner, als bey uns in Deutschland, und giebt der schwedischen Schrift mit deutschen geschriebenen Buchstaben Vorzüge vor der davon in manchen Stücken bey uns abwei-

weichenden, wie denn überhaupt die mehresten Schweden eine viel leserlichere, bessere und schönere Hand, als wir im Allgemeinen in Deutschland, schreiben, wie Rec. solches aus vieljähriger Erfahrung und Vergleichung bezeugen kann. Die Kupfertafeln sind von Hn. Beckmann selbst gezeichnet, und von den Hn. Akrel und Akerland sauber gestochen.

OEKONOMIE.

Stutgardt, b. Mezler: *Journal für die Gärtnerey*, welches eigene Abhandlungen, Auszüge und Urtheile der neuesten Schriften, so vom Gartenwesen handeln, auch Erfahrungen und Nachrichten enthält. XXIII u. XXIV St. 1793. 8. (12 gr.)

Nach der bisher beobachteten Einrichtung dieser nützlichen Zeitschrift enthält das XXIII St. ausser kleinern Auffätzen und Bücheranzeigen, die wir übergehen: I. Ein Urtheil über den *Forsythischen Baummörtel*. Der Vf. des Aufsatzes hat in den neuesten Schriften über Baumpflanzung dieses Baummörtels nicht erwähnt gefunden. Es hat aber indessen *Christ*, in seinem Handbuch über die Obstbaumzucht etc. 1794 nicht nur diesen forsythischen Baummörtel, seine Bereitung und seinen Nutzen, zumal bey grossen Wunden der Bäume, mit gebührendem Lobe angeführt, sondern auch zugleich einen andern Baumkütt gelehrt, von dem er zeigt, dass er eben den Dienst des forf. in der Verhärtung und dadurch gewährenden Zurückhaltung des Safts, Abwendung der Austrocknung und Abhaltung des Regens und Schnees etc. leiste; dieser dürfte wohl, auch wegen dessen Hauptingredienz, dem dicken Terpentin, (der bekanntlich ein Balsam für die Bäume, und selbst ein Saft der Bäume ist,) dem forsythischen vorzuziehen seyn, da er wenigstens eben so gut, und doch ungleich bequemer anzuwenden ist. Zum Oculiren würden beide, besonders aber der forf. Baummörtel, nicht dienlich seyn, weil das eingesetzte Auge nicht schnell genug damit bedeckt werden kann, welches Vertrocknung des Safts am eingesetzten Auge sowohl, als auf dem Wildling, nach sich ziehen müste; überdies würde er bey einer grossen Baumschule auch durch die Zeitversäumniss sehr kostspielig werden. Zum Pfropfen aber ist der Christische Baumkütt trefflich; der forsythische aber würde durch das nöthige Bestäuben mit der gepülverten Holzasche vermittelst der blechernen durchlöcherten Büchse gefahrlich seyn, weil dabey leicht das Pfropfreis angestossen und verrückt werden könnte. II. *Ueber die Mittel, Bäume vor Krankheiten zu verwahren*, (von Hn. R. R. *Medikus*; aus dessen Schrift: Ueber nordamerikanische Baume und Sträucher etc.). Sehr gute Bemerkungen; 1) an den Baumen nicht ohne Noth zu schneiden und zu schnipfeln; 2) alle durch Schneiden gemachte Wunden sogleich wider den Zugang der Luft und jeder Feuchtigkeit, wider Regen, Schnee und Thau sorgfältig zu verwahren. Es muss aber auch die übrige Behandlung der Bäume ihrer Natur angemessen seyn; unter andern muss man nicht ihnen entweder durch unvorsichtiges Düngen unheilbare Krankheiten zuziehen, oder sie in einem gar zu dürftigen, ungebrochenen oder beständigem Grasboden schmachten, verkrüppeln; und mit Moos überziehen lassen. III. *Vom Johannisbeerstrauch und Stachelbeerstrauch.* IV. *Von dem Bau der innern Gefässe der Pflanzen, vornehmlich der Fasern.*

Das XXIV St. handelt: I. *Von Befruchtung der Pflanzen durch Insecten.* II. *Von der Blumentreiberey im Winter.* Mit diesem XXIV St. wird das Journal, das sich mit Ruhm und Nutzen behauptet hat, geschlossen.

Stockholm, b. Carlbohm: *Ny Journal uti Hushållningen* för Julius til December, År 1793 och Januarius til Junius År 1794. (Neues ökonomisches Journal vom Julius bis December 1793. 203 S. 8. und vom Januar bis Junius 1794. 146 S. 8.) mit 3 Kupf.

Wir fahren mit der Anzeige, wenigstens der wichtigsten Artikel, dieses Journals fort, da es sich noch immer in seinem Werth erhält, unter der Aufsicht der so verdienten königl. patriotischen Gesellschaft ans Licht tritt, und manche gute ökonomische Bemerkung liefert, die auch ausser Schweden oft anwendbar ist. Aus den letztern Stücken von 1793 bemerken wir: *Elfgréns* Abhandl. über die Bauten und die Zäune auf dem Lande. *Haléns* vermischte Anmerkungen über die Rhabarber. Der Vf. nimmt sich des *Rheum raponticum* an, das in doppelter Gabe eben so kräftig und geschwind wirkt, als das *palmatum*. Es wirke in langsamen Krankheiten, als Gicht, Hypochondrie und Hämorrhoiden langsamer und gelinder, so dass es kein Kneipen verursache, sey, mit Salpeter vermischt, in verschiedenen Krankheiten der Pferde und des Rindviehs das beste und sicherste Mittel, sey auch leichter anzubauen, als die sogenannte ächte Rhabarber. Der Vf. zeigt, wie überhaupt die Rhabarber am besten fortzupflanzen, zu trocknen und zu verwahren sey, und räth sehr, sich auf den Anbau derselben in Schweden zu legen. In einem Zusatz von *Swartz* wird die vom General Baron Ehrensward im 3 Quart. der Neuen Abh. der Akad. der Wissenschaften, v. J. 1792 angegebene Trocknungsmethode ohne Wärme vorgezogen, bey feuchten und regnigtem Wetter sey doch die des Kammerrath Haléns zu empfehlen. Auch ist eine Anleitung zur Kenntniss der verschiedenen Rhabarberarten und deren Cultur angehängt. Hr. *A. Modeer* schlägt wieder den Flugsand auch *Echium vulgare* und *Bromus tectorum* besonders vor. Hr *Geijer* zeigt, wie der Heringsthran am besten gereiniget werden kann, um zum Brennen in Lampen zu dienen, nemlich durch Umschütteln in einer Bouteille mit Wasser und hernach mit Branntwein, wodurch die Unreinigkeiten, wenn es zu Boden sinkt, abgesondert werden. Eben dies geschieht durch Umschütteln mit zerstossenem weissen Vitriol. Hr. *Radvanow* handelt von der Aufnehmung der Torfmore; Hr. *Törnkrantz* in einer Preisschrift von den Insecten, welche die aufkeimende junge Saat abfressen und die Wurzel derselben verzehren. Sie thaten 1789 der Wintersaat

saat grossen Schaden, und werden hier genau beschrieben. Es sind die Larven von Scarabaeus Melolontha und Scarab. solstitialis. Um diesen Schaden zu verhindern, schlägt er vor, spät zu säen, die Aecker nicht dicht am Holz liegen zu haben, und wohl mit Graben zu versehen, den Acker von Unkraut rein zu halten, bisweilen Feuer anzumachen, so dass der Wind den Rauch über den Acker treibt. Der Vf. handelt noch von einigen andern Würmern, die nur zufälliger Weise und weniger der Herbstsaat schaden und behauptet, dass das Einweichen der Saat nicht gegen die Würmer helfe. Ein anderer Vf., der das Accessit erhalten, Hr. *Enander*, wirft die Schuld fast mehr auf die im Acker befindliche Nässe, und zeigt, wie der Acker zu behandeln sey, um solche herauszubringen. Auch empfiehlt er das Ausstreuen von Salpetererde über den Acker, das Begiessen mit Kalkwasser und Pottaschlauge, und führt zuletzt eine Menge von andern vorgeschlagenen Mitteln an. Des Hn. *v. Aken* Anmerkungen über die Oekonomie, besonders in Oerebrolehn, betreffen die Anleitung zu dort aufzunehmenden Steinkohlengruben, die Verbesserung der Holzkohlen dadurch, dass man den Bäumen vorher die Fettigkeit oder das Harz nimmt, und der Branntweinspfannen zur Sparung des Holzes, die Vermehrung des Düngers, die die Herausgabe einer ökonomischen Zeitung, die Ausrottung der Raubthiere u. s. w. Hr. *O. Swartz* theilt eine kurze Geschichte der sogenannten Syrischen Seidenpflanze, Asclepias Syriaca, mit, und handelt vom Anbau, vom Nutzen und Gebrauch derselben. Die Resultate sind bey uns aus Hn. Schniebers zu Liegnitz 1789 erschienenen Schrift, über die Vortheile vom Anbau dieser Pflanze, die Hr. Swartz hiebey zugleich genutzt hat, schon bekannt. Diese Pflanze kommt auch in Schweden unter freyem Himmel sehr gut fort. Hr. *Uggla* räth zur Verbesserung einer magern hochliegenden trocknen Wiese, solche mit Winter- und Sommersaat zugleich zu besäen. Hr. Past. *Törner* giebt von seinen Baumpflanzungen und ökonomischen Verbesserungen Nachricht.

In den Stücken von 1794 nimmt der Briefwechsel, ob die Brache nothwendig sey, aus A. Youngs *Annals of agriculture* den meisten Platz ein. Die übrigen Abhandlungen sind: *L. Wängberg* Beschreibung einer Maschine (*Knifslade*) um den Brachacker von Unkraut rein zu halten, mit Zeichnung. Hr. *Seffström* vom Nutzen des wilden Castanienbaums, sowohl für den Oekonomen als Arzt und zur Zierde in Gärten, besonders auch zu einer, aus dessen jungen Ausschüssen zu machenden, gesunden und angenehmen Speise, wie Spargel gekocht und genossen. Hr. *Hammarsköld* von Anpflanzung der *Poa aquatica*. Hr. Maj. *v. Dibeln* Beschreibung einer Dreschmaschine, mit Zeichnung und Anmerkungen von *S. Bagge*, eine damit verknüpfte Reinigungsmaschine und Hexellade betreffend. *I. Grieve* Beschreibung eines gesunden Getränks oder auswarts sogenannten Weins von Stutenmilch, von den Tatarn Koumiss genannt, mit Anmerkung über dessen Nutzen in der Medicin. Sie ist aus den Edimburgischen Transactionen v. J. 1788, im *Journal de Physique* von 1789 übersetzt, und daraus ist hier ein Auszug mitgetheilt. Der Vf. glaubt, dass auch aus Kuh-, Schaf- und Ziegenmilch ein gleiches, ein ähnliches Getränk bereitet werden könne, das eben so bey hektischen und Nervenkrankheiten sehr heilsam sey. Hr. *M.* zeigt, wie Messing und Kupfer kalt zu bronziren sey. Der Vf. gebraucht dazu Braunroth, Rothstein und Umbra, durch Kochen in Vitriolsäure aufgelöst, welches dem Kupfer eine rothe Farbe giebt. Auch erhält das Kupfer eine hübsche leberbraune Farbe, wenn es mit in hundertmal so viel Regenwasser, als das Kupfer an Gewicht hat, aufgelösetem Salmiak bestrichen wird. Hr. *I. B.* und Hr. *Carpelan* handeln vom Holzschwenden (Swedjande) und der Wirthschaft mit dem Holz und Wiesenlande. Der erste Vf. zeigt, wie schädlich das Schwenden und wie viel vortheilhafter das Ausraden des Holzes sey. Hr. *C.* verwirft es doch nicht ganz, und behauptet, dass die Dammerde dadurch nicht verzehrt werde, auch beschreibt er die Art und Weise, wie man in Finnland beym Schwenden verfährt. Die meteorologischen Beobachtungen, die ertheilten Prämien u. dgl. m. übergehen wir mit Stillschweigen.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Johann Riem's*, churfürstl. sächs. Commissionsrathes etc. *vollkommenste Grundsätze dauerhafter Bienenzucht*, in ganzen, halben bis zwölftel Wohnungen von Körben, Kästen und Klotzbeuten, für grosse und kleine Bienenwirthe; oder: dritte viel verbesserte und abgekürzte Auflage der *Fundamentalgesetze von 1775 zur perennirenden Koloniebienenpflege zum Nutzen aller Landesgegenden*. Mit 4 Kupf. 1795. 400 S. 8.

Es wird genug seyn, diese neue Auflage, in welche der Vf. das wichtigste aus allen seinen Bienenschriften, durch seine neuere Erfahrungen berichtigt und bereichert, aufgenommen hat, dem Publicum bekannt zu machen. Er ist hier, wie man schon weiss, ganz in seinem Fache, und es erregte bey uns eher ein gutes Vorurtheil als einen Anstoss, in der Dedication zu lesen, dass er mit diesem Buche allen seinen *classischen* Werken die Krone aufzusetzen glaubt. Die Bienenstöcke, denen er den Vorzug giebt, sind die sogenannten Magazine, aus mehreren Stücken zusammengesetzt, mittelst welcher man bequemer als bey jeder andern Art von Wohnungen, die Stöcke vergrössern, verkleinern, vermehren, vereinigen, Honig und Wachs nehmen oder geben kann, wie es die Umstände verlangen. Diese Umstände, und alle möglichen Handgriffe dabey, sind sehr vollständig aufgezählt, und meistens scharfsinnig und befriedigend gerechtfertigt. Rec. glaubt, dass jeder Bienenwirth diesem Unterrichte vertrauen kann, nur möchte doch wohl mehr als der Vf. anzunehmen scheint, auf die natürliche gute und reichliche Weide ankommen; denn dass einen oder etliche Aecker mit Honiggebenden Pflanzen anzubauen, (S. 275.) von so grosser Wirkung sey, erlaubt sich Rec. zu bezweifeln; nicht um von der Bienenzucht, die gewiss

noch

noch häufiger verbreitet seyn könnte, abzuschrecken, sondern um an keinen übertriebenen Versprechungen, durch die der Credit der ökonomischen Schriftsteller ohnehin schon so viel verloren hat, Theil zu nehmen.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Ueber die rechte Behandlung der Rothbuchen, Hoch- oder Saamen-Waldung*, von *F. L. v. Witzleben*, Oranien-Nassauischen Oberforstmeister. Erster Theil. Die Bewirthschaftung pfleglich erzogener, gut und geschlossen stehender, vormals bereits regelmäsig behandelter Buchwaldungen. 1795. 184 S. 8. (12 gr.)

Wenn schon die blosse Beobachtung solcher Naturbegebenheiten, deren Ganzes länger dauert als das Lebensalter *eines* Beobachters, nicht leicht ist, so hat es noch weit mehr Schwierigkeiten, Verhaltungsregeln auf die ganze Dauer einer Periode festzusetzen, deren grössten Theil man vielleicht nur durch fremde Augen kennt. In diesem Falle sind wir mit der Forstökonomie in Ansehung aller der Hölzer und Waldungen, deren Anzucht und Abnutzung sich erst in einer so langen Periode endigt, dass die Fehler der Behandlung, die sie etwa in ihrer Jugend erfahren haben, mit ihren Urhebern vergessen sind, ehe man die Folgen davon im Alter, wenn man die Rechnung schliesst, gewahr wird. Daher kommen so viel fehlgeschlagene Rechnungen, und wir fürchten, unsre Nachkommen werden noch über mehrere zu klagen haben. Billig ist es also, dass wir mit Nachsicht jede Bemühung aufnehmen, die uns zu festern und zuverlässigern Regeln führt, und wir freuen uns, hier eine Arbeit ankündigen zu können, die der Nachsicht kaum bedarf. Die Schrift des Hn. *v. W.* ist ganz praktisch, und es ist unverkennbar, dass er seinen Gegenstand in der Natur selbst, mit Fleiss und gesunden Augen beobachtet hat, seine Vorschläge sind fasslich, überzeugend, und nicht künstlich, seine Rechnungen nicht glänzend, aber nach aller Wahrscheinlichkeit auch nicht täuschend. Ein Auszug lässt sich aus der gedrängten und sehr verketteten Abhandlung nicht wohl geben, wir wollen daher nur das Wesentliche seines Wirthschaftsplans anführen. Der gut angeflogene Buchwald bleibt in den ersten 50 Jahren unangetastet, alsdann aber werden auf jedem Morgen zu 160 Ruthen, ungefähr 2 Klaftern in Stangen ausgehauen; im 70sten Jahre 9 Klafter, im 90sten 23 Klafter, und im 96 und 100sten Jahre abermals 23 Klafter, womit der Schlag geräumt, und der jungen Ansaat, die in dieser letzten Periode sich von selbst eingefunden haben muss, überlassen wird. Der ganze Ertrag eines Morgens in hundert Jahren ist also 60¼ Klaftern. Jede frühere oder spätere Abnutzung (obgleich das natürliche Alter der Buche, und ihr ferneres, aber immer langsameres Fortwachsen weit über ein Jahrhundert hinausgeht) giebt einen mindern Ertrag; davon ist auch Rec. vollkommen überzeugt. Inzwischen ist das nur Regel, die auch ihre Ausnahmen leidet, und es giebt Umstände, die eine Abkürzung der Abnutzungsperiode rechtfertigen, und wichtige Rücksichten rathen es an, auch für ganz starke Buchenstämme zu sorgen. Dies hat auch der Vf. nicht übersehen, und für die letztern thut er den einsichtsvollen Vorschlag einer besondern Reserve-Waldung, damit die Regel durch die Ausnahme nicht gestört werde.

In einem zweyten Theile, wenn dieser erste Beyfall findet, soll die Bewirthschaftung der *vormals unregelmässig behandelten Buchen-Waldungen* abgehandelt werden. Damit wird der Vf. gewiss eine noch schwerere Arbeit haben, aber sie wird auch, in dem Verhältniss als solche Waldungen häufiger vorkommen, von ausgebreitetern Nützlichkeit und Anwendung seyn. Wir wünschen, dass er sein Versprechen bald erfüllen möge. Vielleicht lernt er auch künftig noch, in etwas kürzern und leichtern Perioden schreiben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Leipzig*, b. Wagner u. Comp.: *Mineralogische Bemerkungen über das schillernde Fossil, von der Baste bey Harzburg, insbesondere mit Hinsicht auf dessen geognostisches Vorkommen.* Im Namen der Linnéischen Societät zu Leipzig, von *Johann Carl Freiesleben*. 1794. 38 S. 8. — Das Fossil, wovon diese kleine ungemein interessante Schrift handelt, heisst bey den mehresten älteren Mineralogen bekanntlich *Schillerspath*, bey andern *Glanzblende*, *Glanzspath*, *Serpentinspath*, und kommt bey einigen neueren blos als eine Abänderung der *laboradorischen Hornblende*, vor. Wenn wir unsern Lesern nun anführen, dass Hr. *F.* auf diesen wenigen Blättern, die *äussere Beschreibung* des erwähnten Fossils vorausschickt, hierauf oryktognostische Anmerkungen über die dabey eingeführte *Nomenclatur* und die passendste Stelle desselben im Mineralsysteme beybringt, sodann seine chemischen Kennzeichen, sein geographisches und geognostisches Verhalten sehr befriedigend beschreibt, und endlich mit einer Geschichte des Schillerspaths und der Literatur über diese Steinart schliesst: so wird man eingestehen müssen, dass wir eine *solche Monographie* noch von keinem einzigen Minerale erhalten haben, daher es sehr zu wünschen steht, dass Hr. *F.* das Publicum bald mit mehreren ähnlichen Arbeiten beschenken möge.

Ob das oft erwähnte Fossil übrigens wirklich eine *eigne Gattung* ausmache? (wie Hr. *F.* anzunehmen und solche auf den Glimmer folgen zu lassen, geneigt ist,) müssen wir dahin gestellt seyn lassen, bis eine genauere chemische Analyse als die bisherigen, darüber einen entscheidenden Ausspruch thun wird. Bis jetzt findet Rec. es noch immer am richtigsten, den Schillerspath nur als eine besondere Art der Hornblendegattung zu betrachten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. September 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, b. Palm: *Gallus Aloys Kleinschrod's*, Hofraths und Professors der Rechte auf der Julius Universität zu Wirzburg, *systematische Entwickelung der Grundbegriffe und Grundwahrheiten des peinlichen Rechts*, nach der Natur der Sache und der positiven Gesetzgebung. *Erster Theil.* Von Verbrechen überhaupt und derselben Zurechnung. 1794. 303 S. 8. *Zweyter Theil.* Von Strafe überhaupt und derselben Anwendung. 1794. 310 S.

Der Vf. entwarf sich den Plan, das ganze System der Grundlehren des peinlichen Rechts aus den ersten Begriffen von Verbrechen und Strafe zu entwickeln, und daneben dasjenige zu stellen, was positive Gesetze verordnen. Schon lange wünschte Rec. diese Idee von einem denkenden Kopf ausgeführt zu sehn, und in der That sieht er denselben nunmehr hier, fast bis zur möglich grösten Befriedigung erfüllt. Zwar schien *Stelzer* in seinen Grundsätzen des peinlichen Rechts etwas ähnliches leisten zu wollen: allein ungeachtet, dass seine Arbeit unvollendet blieb, zeigt auch ihre Ansicht sehr leicht, dass von ihm das positive Recht nur als Nebensache behandelt und dasselbe gleichsam nur als Supplement der philosophischen Grundsätze und folglich fast allein da, wo es ganz positiv ist, angeführt wurde. Auf Vollständigkeit der Darstellung darf man daher nicht rechnen, und es findet auch eben so wenig die Prüfung der Criminalgesetze statt, die aus der Kleinschrodischen Entwickelung als die vorzüglichste Frucht dieser Arbeit, vermöge ihrer ganzen Einrichtung, von selbst hervorgeht. Unser Vf. untersucht nämlich zuerst unbekümmert um das, was wirklich gesetzmäsig ist, aus dem Begriffe jedes Gegenstandes was gesetzmäsig seyn sollte: dann giebt er eine Uebersicht dessen, was die allgemein geltenden Gesetzquellen über jede Lehre enthalten. So fällt von selbst in die Augen, wo das positive Recht entweder wegen gänzlichen Stillschweigens oder wegen Verletzung der bessern Grundsätze mangelhaft ist. Provincialgesetze sind billig ganz übergangen: hätte aber nicht das preussische Gesetzbuch besondre Rücksicht verdient, da dieses mehr und mehr als Hülfsrecht in die Gerichtshöfe eingeführt, und es also vorzüglich wichtig wird, zu wissen, wo es noch mit Recht Einwürfen ausgesetzt ist, und Verbesserungen bedürfte? — Noch ist in den zwey Theilen, welche vor uns liegen, das Ganze nicht vollendet. Sie enthalten, in Kapitel eingetheilt, folgende Rubriken: Th. I. 1) Entwickelung des Begriffs eines Verbrechens. 2) Von vorsetzlichen und culposen Verbrechen. 3) Vom Versuche eines Verbrechens. 4) Grundsätze von Zurechnung eines Verbrechens. — 5) Von denjenigen Gründen, welche die Zurechnung einer Handlung aufheben, vermindern oder erhöhen. 6) Vom Urheber eines Verbrechens, 7) Von den Gehülfen eines Verbrechens. — Th. II. 1) Ursprung und Begriff der Strafe. 2) Von dem Maasstab der Grösse der Strafen. 3) Von den Gründen, die Natur und Gattung der Strafe zu bestimmen. 4) Von dem Zweck der Strafen. 5) Von jenen (den) Gründen, welche die Veränderung, Erhöhung oder Verminderung, einer Strafe erfodern. 6) Von den Rechten der höchsten Gewalt in Ansehung der Verbrechen und Strafen. 7) Von den Rechten und Pflichten des Richters in Ansehung der Strafen. — Der Vf. bestimmt zwar, was er dem dritten Theil, der diese Arbeit beschliessen soll, aufgespart habe, nicht genau, doch sieht man, dass ihm noch manche wichtige Gegenstände übrig bleiben. Nach seinem Erscheinen wird sich erst der Plan des Ganzen völlig übersehn und beurtheilen lassen, daher wir die Anzeige dieser Arbeit gerne bis zu jenem Zeitpunkt verspart hätten, wenn wir nicht fürchteten, sie dem Publicum zu lange vorzuenthalten, da die Vollendung in der letzten Ostermesse nicht erfolgt ist. Wir behalten uns daher vor, unser Urtheil in dieser Rücksicht zu vervollständigen und, wo es nöthig wird, zu berichtigen.

Die in dem philosophischen Theil aufgestellten Untersuchungen sind mit ungemeiner Consequenz und Bestimmtheit der Begriffe geführt und mit der befriedigendsten Deutlichkeit vorgetragen, und es bleiben wenige Lehren übrig, deren Resultate man nicht ganz anerkennt. Ein gewiss zuverlässiges Kennzeichen vom Werth dieser Arbeit ist, dass man auch da, wo sich ganz neue Darstellungen ein und andrer Sätze finden, fast immer bekannte und ausgemachte Wahrheiten wieder zu lesen glaubt, und dass man nur durch historische Vergleichung das, was der Vf. zuerst aus der Natur der Sache entwickelt, von dem unterscheidet, was er seinen Vorgängern verdankt. Dieser neuen Bearbeitungen einzelner Lehren sind nicht wenige, und der Vf. sagt nicht zu viel, wenn er in der Vorrede versichert, dass fast kein Gegenstand des Criminalrechts hier ohne neue Zusätze und Wendungen und ohne ein neues Licht zu erhalten, geblieben wäre. — Eben so gut ist auch die Bearbeitung des Theils jeder Lehre gerathen, welcher die positive Gestalt derselben darlegt. Nicht bloss der dürre Inhalt der Gesetze wird erzählt, sondern sie werden zugleich erläutert, unter einander verglichen, und es findet sich auch hier manche interessante Bemerkung und manche schätzbare Aufklärung des einen oder des andern dunkeln oder streitigen Punkts. — In beiden Gesichtspunkten seiner Arbeit hat end-

endlich der Vf. eine sehr glückliche Mittelstrasse zwischen üppiger Vollständigkeit und dürftiger Kürze der Behandlung zu treffen gewusst. Er vermeidet sorgfältig unnütze oder längst entschiedene Streitigkeiten; legt von den Gründen für und wider nur die stärkern und entscheidendern dar; setzt von den Lehren andrer Wissenschaften, die in seine Untersuchungen eingreifen, nie zu viel und (ein Fehler, der noch häufiger begangen wird, als der erstre,) nie zu wenig voraus. — Was endlich den Vortrag betrifft, so geht derselbe einen ruhigen Schritt, und lässt sich auch bey Betrachtungen, in welchen die Veranlassung im Ausdruk wärmer zu werden nah genug liegt, nie zu Declamationen hinreissen, an welchen andre Schriftsteller dieses Fachs so reich sind. Vielmehr sucht er seinen Schmuck nur in Richtigkeit und Verständlichkeit der Darstellung, ohne darum im mindesten ungefällig zu werden. Wenn man auch etwas an Ausdruck, Periodenbau u. s. w. zu tadeln findet, so ist dies doch nur sehr selten; und zum Theil die Schuld von Druckfehlern, deren wir mehrere fanden, die den Sinn sehr entstellen.

Von den Meynungen, die dem Vf. eigen sind, würden wir gerne ausdrücklich einige ausheben, wenn wir nicht den Raum zu einigen Bemerkungen über einzelne Behauptungen des Vf. benutzen möchten: vielleicht legen diese zugleich dar, dass dieser als eigner Denker und nicht als blinder Nachbeter auftritt.

Unsre Erinnerungen mögen zuerst den Begriff betreffen, welchen der Vf. (S. 7. Th. I.) vom *Verbrechen* giebt. Im theoretischen Sinne genommen, ist es ihm ein Angriff gegen die dem Menschen angebornen Rechte, welchen die positiven Gesetze unter einer Strafe verboten haben. Zu den angebornen Rechten werden gezählt, die Rechte auf Leben, Leib, Freyheit, Ehre und Eigenthum. Das letztre erkennt zwar der Vf. in einer Anmerkung selbst für ein hypothetisches Recht der Menschheit an; doch setzte er es hieher, weil er glaubt, wenigstens das Recht, wirklich erworbenes Eigenthum zu schützen, sey ein solches angebornes Recht. Aber auch dieses können wir ihm keineswegs zugestehen: das letztre Recht ist offenbar nur ein solches, was aus dem Recht des Eigenthums fliesst, und also hypothetisch, wie dieses ist. — Wir sind daher mehr dafür, die Handlungen, welche Verbrechen ausmachen, unter die Rubrik: Verletzungen vollkommener Pflichten, welche mit Strafen belegt sind, zusammenzufassen. So enthält der Begriff alles, was Verbrechen mit Recht heisst, und unterscheidet die eigentlichen, von welchen hier die Rede ist, von den Polizeyvergehungen, die immer in Uebertretung unvollkommener Pflichten beruhen. Die von Hn. *Feder* gebrauchte Bestimmung: *wichtigere* Uebertretungen vollkommener Pflichten wird unnütz, sobald man den Charakter des durch ein Strafgesetz geschehenen Verbots hinzufügt, der zugleich die positive Natur des ganzen Criminalrechts bezeichnet. — Das was der Vf. S. 6. Civil-Strafgesetze nennt, möchten wir, um jeden Misverstand zu vermeiden, nicht mit diesem Ausdruck belegen. Alles, was man dahin rechnen kann, betrifft entweder nur äussre Formen gerichtlicher Handlungen, die man um der Ordnung willen aufrecht erhalten will, oder sie dienen, indem sie auch in andern Fällen mit dem Verlust von Ansprüchen drohen, zur Sicherung des Rechts und zur Vermeidung der Vervielfältigung von Streitigkeiten. Sie sind, mit Einem Wort, in allen Rücksichten Gesetze, welche die Polizey der Rechtspflege angehen, und machen daher nur in der Classe der Polizeyvorschriften eine besondre Rubrik, aber für sich keine eigne Classe von Strafgesetzen aus. — S. 27 fg. bestreitet der Vf. ganz, dass es einen indirecten Dolus gebe. Alles, was man dahin zieht, hält er entweder für *culpa* oder für *dolum directum eventualem*. Sollte dies wohl mehr als ein Wortstreit seyn, der in der Sache nichts weiter relevirt; der wohl nur darinn liegt, dass der Begriff des indirecten boshaften Vorsatzes nicht deutlich entwickelt ist? Rec. setzt die Charaktere desselben in folgende Bestimmungen: 1) der Handelnde muss wissen, dass mit einer Handlung, die er begehen will, eine Folge verbunden ist, die eine Strafe nach sich zieht; 2) er muss bey der Handlung, die er unternimmt, nicht die Absicht haben, dass jene Folge, welche das Unternehmen strafbar macht, daraus entstehen soll; aber 3) indem er einsieht, dass letztre eintreten könne, müssen doch die Bewegungsgründe für die intentirte Handlung stärker seyn, als der Widerwille gegen die Folge derselben, und der Handelnde muss sich daher lieber letztre gefallen lassen, als sein Vorhaben aufgeben. Es ist also eine Absicht, eine strafbare Handlung zu begehen, d. i. ein *Vorsatz* da; allein dieser ist nicht auf das, was die Handlung strafbar macht, geradezu, sondern auf dieselbe ohne Rücksicht auf die damit verknüpfte Folge gerichtet. Da also das Hauptkennzeichen des directen Dolus nicht vorhanden ist, so dünkt Rec. ein solcher boshafter Vorsatz richtiger *indirectus* heissen zu müssen: vielleicht könnte man jedoch, um so subtil als möglich zu seyn, den *dolum directum eventualem* noch von jenem unterscheiden. — Nicht ganz befriedigend sind uns die Grundsätze, die der Vf. S. 43. über *culpa* vorträgt. Ihr soll ein unvorsetzlicher Irrthum zum Grund liegen. Allein liegt nicht Unvorsetzlichkeit schon in der Idee des Irrthums? — Der Irrthum soll ferner das Bewusstseyn von Schuld und Strafbarkeit *nicht* ausschliessen! dies bedarf einer sehr genauen Bestimmung, um ein richtiger Satz zu bleiben. Der culpose Verbrecher kann zwar im Allgemeinen wissen, dies oder jenes ist durch ein Strafgesetz verboten; allein er weiss entweder, indem er eine Handlung unternehmen will, nicht, dass diese eine solche Folge hat, die sie zu einer gesetzlich strafbaren mittelbar macht: oder, dass die Handlung, die er vornimmt, das Wesen einer solchen verbotenen Handlung selbst unmittelbar hat! Ist ihm das eine oder das andre zur Zeit seines Unternehmens bekannt und bewusst, so schliesst dies offenbar den Irrthum aus, und ein wirklicher Vorsatz tritt ein, der jedoch nicht boshaft genannt zu werden verdient, wenn Strafbarkeit und böse Wirkung der Handlung nur undeutlich gedacht wurden. *Klein* in den Annalen der preussischen Gesetzgebung, (welche schätzbare Sammlung unser Vf. nicht so, wie sie

sie es verdient, benutzt zu haben scheint) bestimmt die gegenseitigen Verhältnisse des Dolus und der Culpa, wie uns dünkt, eben so scharfsinnig als richtig und praktisch anwendbar, so, dass er das Wesen des erstern in positiv bösen Willen, das des letztern in negativ bösen Willen, d. i. in den Mangel des Entschlusses aufmerksam zu seyn, oder sich Fähigkeiten zu erwerben, setzt. Zufällig würde dann eine gesetzwidrige Handlung seyn, wenn der Entschluss zur Aufmerksamkeit und zur Kenntniss des Wesens der Handlung, aufs beste ausgeführt, nicht hinreicht, die unmittelbar und an sich vorhandene, oder mittelbar und aus ihren Folgen entstehende Bösartigkeit der Handlung zu erkennen. So würden alle in dieser Rücksicht mögliche Arten gesetzwidriger Handlungen nach klaren und richtigen Gränzen bestimmt; ein Vorzug, den die Bestimmungen des Vf. nicht haben, in welchen vielmehr zufällig strafbare Handlungen, denen auch ein Irrthum zum Grund liegen kann, sich schwer von culposen Verbrechen unterscheiden lassen. — Wenn der Vf. S. 161. in der Definition des Wahnsinns unter andern den Charakter einmischt, dass ein körperlicher Umstand die richtigen und deutlichen Begriffe verhindre, so dünkt uns dies mannichfaltigen Erfahrungen zu widersprechen, und wir halten es vielmehr für nothwendig, eine Art von Wahnsinn anzunehmen, in welcher die Zerrüttung der Seelenkräfte unabhängig von dem Körper statt findet. Dies scheint vorzüglich bey den Wahnsinnigen der Fall zu seyn, die bey einem in den meisten Rücksichten hellen und aufgeklärten Verstande, nur in einzelnen Punkten und Gegenständen eine gänzliche Abwesenheit desselben zeigen. — Um eine wahre Gewalt, welche die Zurechnung eines Verbrechens vermindern könne, anzunehmen, fodert der Vf. S. 229, dass das angedrohte Uebel auf der Stelle ausführbar seyn müsse. Wir glauben nicht, dass diese Bestimmung allgemeingültig sey. Es ist zwar wahr, dass uns in vielen Fällen Staat und richterliche Gewalt gegen die Wirkung solcher Drohungen und ihrer Ausführung schützen kann. Aber in allen? Wohl schwerlich! Ungerechnet die Schwierigkeit, oft Unmöglichkeit des Beweises der geschehenen Drohungen, wie können denn Entziehungen von Vortheilen, die oft den gröfsten Uebeln gleichgeltend sind, entfernt werden, wie z. B. dass dem Arbeiter eine zu seinem Lebensunterhalt unentbehrliche Beschäfftigung genommen, dem dürftigen Schuldner ein Capital unzeitig aufgekündigt werde u. s. w. — Auch gefällt uns überall, wo der Vf. von Zurechnung spricht, die allzumathematische Bestimmung ihrer Grade nicht, indem er festsetzt, dass in diesen oder jenen Fällen ½. ¾ ¼ Zurechnung statt finden solle. Da man unmöglich ½. ¾ oder ¼ Dolus annehmen, oder dessen Stufen so genau bestimmen kann, so kann auch unmöglich der darauf Bezug habende Grad der Zurechnung in einem philosophischen System eine solche Bestimmung erhalten. Ein andres Verhältniss hätte dieser Versuch, wenn er als gesetzliche Vorschrift, und um die allzugroben Missgriffe der Richter möglichst zu vermeiden, aufgestellt wäre. — Ob eine Verschwörung auch stillschweigend geschlossen werden könne? zweifelt der Vf. S. 263. Warum aber nicht? Es braucht ja nur von einer Seite einer deutlichen Erklärung der Absicht und des Vorsatzes: von der andern ist stillschweigende Einwilligung da, sobald nicht nur das Gegentheil nicht erklärt, sondern auch die That nicht gehindert, und sogar an der Ausführung Theil genommen wird.

Der Begriff der *Strafe*, welchen der Vf. Th. II. S. 11. aufstellt, geht dahin, dass Strafe im strengen oder peinlichen Verstande das Uebel sey, welches die Grundrechte der Menschheit auf eine merkliche dauernde Art angreift, und vom Gesetz demjenigen gedroht wird, welcher durch eine verbotene That den Hauptzweck der Gesellschaft beschädigen wird. In so fern die Grund- oder angebornen Rechte der Menschheit hier von dem Vf. eben so bestimmt werden, wie er in der Definition von Verbrechen dieselben erklärt, in so fern gilt auch, und vorzüglich von dem Eigenthum, das oben bemerkte. Allein diesen Charakter der peinlichen Strafe wünschten wir auch um deswillen nicht, als Hauptmerkmal aufgestellt zu sehen, weil ihr die Beziehung auf die vom Vf. sogenannten Grundrechte der Menschheit nicht wesentlich allein eigen ist, sondern diese bey Polizeystrafen eben sowohl eintritt, und folglich nur in den Begriff der Strafe überhaupt gehört. — *Bürgerliche* Verbrechen S. 13, für kleinere, im Gegensatz von *peinlichen* für gröfsere Verbrechen, ist eine ganz unpassende, dem Begriffe des Verbrechens selbst widersprechende und ihn verwirrende, und, weil bestimmte Gränzen unmöglich angegeben werden können, müssige und unpassende Distinction. Sie sollen ein Mittelding zwischen peinlichen und Polizeyverbrechen seyn, sollen die Grundrechte des Menschen entweder gar nicht, oder nur vorübergehend angreifen u. s. w. Alles läuft am Ende da hinaus, dass sie entweder zu den Polizey- oder zu den peinlichen Verbrechen gehören. Auch das, was wir im vorhergehenden über das, was der Vf. von Civilstrafgesetzen sagt, geäussert haben, leidet hier seine Anwendung. — S. 28 ff. zeigt der Vf. mit guten Gründen, dass der Schaden des Beleidigten nicht den Maasstab der Strafe abgeben könne. Doch macht er, S. 32, eine Ausnahme: „In einigen wenigen Fällen, sagt er, ist der Schaden selbst ein Mafsstab der Strafe: wenn nämlich zwey Verbrechen derselben Art unter ganz gleichen Umständen sind begangen worden, so kann nur der gröfsre oder geringre Schaden den Mafsstab abgeben, welcher die Strafbarkeit dieser Thaten bezeichnet.“ — Aber auch da ist ja keinesweges die Gröfse des Schadens der Mafsstab der Strafe im Allgemeinen und in Beziehung auf das Verbrechen: sie dient nur, das Verhältniss der Strafen, unter einander, alle übrigen Umstände gleich angenommen, festzusetzen, und ist also ein untergeordneter Bestimmungsgrund, der die obenangeführte Regel weder aufhebt, noch einschränkt. — Dass dem Vorschlag, S. 95, jeder Verbrecher solle von seines Gleichen gerichtet werden, der Mangel bestimmter Gesetze im Weg stehe, erkennt der Vf. richtig an; allein er scheint das eben so grosse

grosse Hinderniss übersehen zu haben, das in dem Culturzustande der untern Volksclassen liegt. — Bey der Behauptung S. 137, dass das Alter nicht mit schimpflichen Strafen belegt werden solle, dünkt uns das Raisonnement des Vf. nicht richtig. Das Alter verdient keinesweges an sich Hochachtung, sondern in so ferne die durchlebte lange Reihe von Jahren hindurch eine anständige Aufführung beobachtet worden ist, Verdienste um die Menschheit oder den Staat erworben worden sind u. s. w., mit einem Wort, es verdient nicht Hochachtung durch die Grösse, sondern durch die Anwendung der durchlebten Zeitperiode. Begeht der Greis ein Verbrechen, so macht er sich jener Achtung verlustig, und wird der Strafe eben so unterwürfig, wie der Jüngling, es wäre denn, dass vorhergegangenes Leben, oder die Schwäche des Alters, als Krankheit betrachtet, Einfluss auf die Zurechnung der Handlung hätten. Wollte man das Alter an sich mit der von dem Vf. festgesetzten Schonung begünstigen, so müsste man doch zugleich festsetzen, wenn hohes Alter eintrete, und wie will man dieses, ohne in Inconsequenzen zu verfallen, ohne anzunehmen, dass heute eine That mehr, und morgen minder strafbar sey. Warum ist endlich, (denn auch darauf stützt sich der Vf.) dem Staat daran gelegen, das Alter geehrt zu sehn? Wir finden den Grund nicht: aber wohl sehen wir ein, wie sehr der Staat dabey interessirt sey, Tugend und gute Sitten geschätzt zu wissen, und dass diese immer schätzbarer werden, je länger sie sich rein erhalten. — Der Vf., welcher über den Einfluss des Stands des Verbrechers auf Bestimmung der Strafe Gründe aufstellt, mit welchen wir völlig einverstanden sind, und der einen solchen Einfluss schlechterdings verbannt haben will, glaubt dennoch, dass dann eine Ausnahme statt finden müsse, wenn dem Staat daran liegt, das Ansehn eines ganzen Stands, z. B. der Richter und Obrigkeiten zu erhalten, und die Strafe so beschimpfend wäre, dass nicht nur der Verbrecher, sondern zugleich die ganze Classe geschändet würde etc. Wir können nicht einsehen, wie eine Strafe jene Wirkung auf andre Glieder einer gewissen Classe, ausser dem Bestraften, haben könne! Ist sie sehr beschimpfend, so wird sie bey obrigkeitlichen Personen von selbst mit Verlust ihrer Würde verbunden seyn, mithin auch jener Einfluss wegfallen. — In der That will auch der Vf. keine Ausnahme und Verminderung um des Stands willen, sondern nur Verwandelung in eine gleichgeltende, aber nicht beschimpfende Strafe, ob er gleich in der Folge wieder S. 254 jene Verhältnisse als einen Grund der Begnadigung ansieht, der doch aus dem von Rec. angegebenen Gesichtspunkt nicht eintreten könnte.

Ohne unser Erinnern, und selbst aus Zahl und Gehalt dieser Bemerkungen und ihrem Verhältniss zu dem Umfang des Ganzen, werden unsre Leser schliessen können, dass wir diese Arbeit der uneingeschränktesten Empfehlung würdig, und ihre baldige Vollendung für entschieden wünschenswerth halten.

NATURGESCHICHTE.

No. 1) Halle, b. Dreyssig: *Abbildungen merkwürdiger Völker und Thiere*, nebst einer Beschreibung ihrer Lebensart, von D. *Joh. Reinhold Forster* und *Georg Samuel Klügel*, Prof. d. Naturl. und Math. zu Halle. Zweytes Geschenk für Kinder.

No. 2) Ebendaselbst: *Naturhistorisches Bilderbuch, oder Abbildungen von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien und Nationaltrachten.*

No. 1) ist bloss schätzbar wegen des Textes, der schon bey den dazu gehörigen Zinnfiguren angezeigt worden ist. Die Kupfer sind zum Theil kenntlich, durchaus aber grob, und überdem schlecht bemalt.

No. 2) Ein Pack von 10 Kupfertafeln, deren Gegenstände etwas zufällig gewählt, nicht allzufein gestochen, aber doch meist gut und charakteristisch gezeichnet sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Hamburg: Prolegomena zu jedem Vortrage einer natürlich-vernünftigen Weltweisheit*, von *Gebhardt August Abt*, der höhern (?) Weltweisheit Beflissenen und Kand. eines theol. Lehramts. 1793. 24 S. 8. — „Eine Hauptabsicht, die ich bey der Herausgabe dieser Blätter habe, ist vorzüglich die, den Schüler der Weltweisheit von den Irrwegen einer entweder höchst seichten, faden, oder aus blosser Ruhmsucht erzwungenen phantastischen Philosophie ab- und auf den ebenen Weg der Natur zurückzuführen." Wie dieser ebene Weg der Natur, den Hr. *A.* hier ankündigt, beschaffen ist, sollen ein paar Beyspiele zeigen. „§. 3. Verstand ist nicht bloss das Vermögen, sich Dinge vorzustellen, sondern schon ein gewisses Maass von Vorstellungen oder Begriffen selbst; eben so ist auch die Vernunft nicht sowohl Einsicht in den Zusammenhang der Wahrheiten, sondern vielmehr Einsicht in die natürliche Verbindung der Dinge selbst. §. 5. Der Werth aller Gegenstände des Weltalls und der Werth des Verstandes und der Vernunft steigt und fällt in einem und demselben genauesten Verhältnisse. §. 9. Bey der Kenntniss des höchsten Gegenstandes der höhern Weltweisheit, des ersten Urwesens der Dinge, verliert sich die Vernunft ganz in dem Verstand." Wir rathen Hr. *A.* auf seinem ebenen Weg der Natur nicht weiter zu gehen, sonst dürfte er endlich bis zu der Stelle gelangen, wo sich der Verstand in die Phantasie verliert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. September 1795.

PHILOSOPHIE.

Neu-Strelitz, im Verl. d. neuprivileg. Hofbuchh.: *Ueber Religion als Wissenschaft* zur Bestimmung des Inhalts der Religionen und der Behandlungsart ihrer Urkunden. 1795. 1 Bg. u. 130 S. 8.

Wenn eine Wissenschaft, die noch nicht genau bestimmt und in ihrem ganzen Gebiete bearbeitet ist, doch schon einen gewissen Umfang erhalten hat; wenn sie schon viele theoretisch und praktisch richtige Sätze aufstellt, und wenn die Versuche, die zu ihrer festen Begründung gemacht worden sind, eine gegründete Hoffnung geben, dass die Bemühungen, sie zu vollenden, wahrer Gewinn für das Interesse der Menschheit seyn werden: so kann man sich kein grösseres Verdienst um diese Wissenschaft erwerben, als wenn man die Principien aufsucht, nach welchen ihre Vollendung unternommen werden muss, wenn sie gelingen soll, und die Gränzen bestimmt, durch welche sie, sowohl von andern Wissenschaften genau geschieden, als auch durch die Anweisung ihres wahren Gebiets von jeder Usurpation auf einem ihr nicht gehörigen Grund und Boden abgehalten, und dafür ihre rechtmäsige Herrschaft auf dem ihr eigenthümlichen gesichert, und jeder unrechtmäsige Eingriff anderer Wissenschaften in ihr rechtmäsiges Gebiet abgewiesen wird; kurz es kann in dieser Epoche kein grösseres Verdienst um sie errungen werden, als wenn man ein besonderes *Organon* für sie liefert.

Die Theologie steht nun gewiss auf dieser Stufe; denn niemand, der mit ihrer Geschichte bekannt ist, kann weder an dem wichtigen Einfluss ihres praktischen Theils, der Religion, auf das Wohl der Menschheit zweifeln, noch die vielen Bemühungen übersehen, durch die man, mit mehr oder weniger Glück, die für das moralische Interesse so wichtige Wissenschaft zu vollenden, und sowohl gegen Missbrauch als gegen Zweifelsucht zu sichern suchte. Es war daher sehr zu erwarten, dass sich mehrere denkende Köpfe das Verdienst zu erringen suchen würden, der Theologie den Weg zu zeigen, auf dem sie zur Vollendung gelangen kann. Vorzüglich zeichneten sich bisher zwey Versuche aus, der *Versuch einer Kritik aller Offenbarung*, und die *Briefe über die Perfectibilität der Offenbarung*. Der erste Versuch aber gieng nicht weiter als es der Titel versprach; der Vf. lässt es dabey bewenden, zu zeigen, welche Kriterien die Vernunft aufstelle und was sie fodere, um etwas als mögliche Offenbarung gelten zu lassen, ohne zu untersuchen, ob das Primat der Vernunft in der Untersuchung einer Offenbarung erwiesen sey, und giebt also weder Vorschriften, nach welchen Principien der Inhalt einer Offenbarung aufzustellen und zu erklären; noch wie er mit der Moral in Verbindung zu bringen, und zum Unterricht anzuwenden sey. Er behandelt nur den kritischen Theil eines Organons der Theologie, unter der Voraussetzung des Primats der Vernunft, und übergeht den methodischen gänzlich. Der Vf. der Briefe sucht vorzüglich nur zu zeigen, dass eine Offenbarung nicht nothwendig eine vollkommne Religionslehre enthalten müsse, und hat fast nur den Theil der Methodenlehre, der die Auslegung zu seinem Zweck hat, berührt. Es blieb also noch das Verdienst, *ein vollständiges Organon* zu liefern, übrig.

Der Vf. der vorliegenden Schrift hat, wenn er es gleich nicht sagt, wahrscheinlich nach diesem Verdienst gerungen. Ob er es sich erworben habe? darüber kann Rec. nur nach dem bestimmten Begriff urtheilen, den er sich von einem *Organon der Theologie* macht. Er will daher diesen Begriff einer erst zu constituirenden Wissenschaft, der sich selbst noch zu legitimiren hat, dem Leser selbst vorlegen, und darnach entscheiden, in wiefern der Vf. diesen Foderungen Genüge geleistet habe. Den Vf. nach diesen höhern Foderungen zu beurtheilen, glaubt Rec. sich dadurch berechtigt, weil er durch ihn mehr befriedigt wurde, als von irgend einem seiner Vorgänger, weswegen er es auch wagt, ihn zu ermuntern, uns das im ganzen Umfange zu geben, was nach dieser Schrift sich mit Zuversicht von ihm erwarten lässt.

Das erste, was ein Organon erfodert, ist die Bestimmung der Objecte der Wissenschaft. Der Vf. hat diese Bestimmung im Anfang seiner Untersuchung vorausgesetzt, als ob sie der Leser schon hinlänglich mitbringe, die Realität aber des Begriffs der Religion als Wissenschaft, zugleich mit dieser Bestimmung in dem 1ten Abschnitt der 2ten Abtheilung kurz und gründlich gezeigt. Die Methode, die er gewählt hat, entschuldigt dies Verfahren vollkommen, denn er fängt von den Vorschriften zur Bestimmung des Inhalts einer gegebenen Religion an, und konnte also die gewöhnlichen Begriffe für hinlänglich annehmen. Nach dem Begriffe von Religion überhaupt, sind die Unterarten dieses Begriffs zu bestimmen und die Realität eines jeden zu prüfen. Dass Religion als Wissenschaft aus Vernunft möglich sey, wäre durch die Realität des Begriffs von Religion überhaupt schon erwiesen; aber daraus ist noch nicht klar, dass sie auch als Erfahrungswissenschaft, als Offenbarung möglich sey. Diesen Theil der Untersuchung hat unser Vf. übergangen, und geht sogleich zur Untersuchung über, wie der Inhalt und die Behandlungsart einer

einer Religion, unter der Voraussetzung zu bestimmen sey, dass sich ihr absolut göttlicher Ursprung historisch erweisen lasse. Er beantwortet im 1 Abschn. die Frage, wie diese Voraussetzung zu beweisen sey, sehr trefflich; aber er übergeht die Untersuchung der Möglichkeit dieser Beweisart, die er als die einzige gültige annimmt. Rec. kann ihm aber dies kaum als eine Unterlassung anrechnen, weil es besser ist, Untersuchungen, für die noch gar kein allgemeines *reines* Interesse sich findet, für sich zu behalten, als sich der Gefahr auszusetzen, seine Vernunft von der Stimmung, die man sich von den meisten Lesern versprechen kann, bestechen zu lassen. Wer will, wird hier leicht selbst das Resultat finden können. Die einzige Art, beweiset der Vf., eine Religion als göttliche Offenbarung zu erweisen, ist die *historische*. Es muss dargethan werden, dass uns diese Belehrungen aus einer übersinnlichen Welt wirklich mitgetheilt sind. Einer Nachricht aus der übersinnlichen Welt muss eine Thatsache aus der übersinnlichen Welt an der Seite stehen, welche wir als eine gültige Beglaubigung jener Nachricht können gelten lassen. Das Princip, nach dem der Beweis für die Wahrheit einer gegebenen Religion geführt werden muss, ist also kein rationelles, sondern eine nicht zu leugnende Thatsache, die nach den Gesetzen der Natur unmöglich, und die zur Beglaubigung einer Lehre aus einer übersinnlichen Welt gewirkt worden ist. Den Beweis hat unser Vf. sehr gründlich dadurch geführt, dass er zeigt, dass alle andere Principien, aus denen man den historischen Erweis zu ersetzen suchen könnte, schlechterdings unbrauchbar sind, eine Religion als *gegeben* zu erweisen.

Ist das Princip festgesetzt, nach dem der Beweis einer Offenbarung zu führen ist, so muss nun gezeigt werden, wie ihr Inhalt, unter der Voraussetzung, dass sie göttliche Offenbarung sey, behandelt werden soll. Der Vf. hat in dieser Rücksicht alles geleistet, was Rec. von ihm fodern konnte. Er hat zuerst die Principien aufgesucht, die aus dem Begriff *geoffenbarte Religion* sich ergeben. Sie sind: *Religion überhaupt*, das *von Gott gegeben seyn*, und das *Gegebenseyn überhaupt*. Dann hat er, dass nur das Gegebenseyn überhaupt das richtige sey, dadurch bündig bewiesen, dass er zeigte: weil der Begriff von Religion ein Begriff a priori ist, eine Offenbarung aber als in der Erfahrung gegeben angenommen werden muss, die aber als zu einer übersinnlichen Welt gehörig, nicht nach unsern Erfahrungsgesetzen zu beurtheilen ist; so könne weder durch einen praktischen Begriff a priori die Erfahrung verändert und nach ihm bestimmt werden, noch könne die theoretische Vernunft sich anmassen, die Erfahrungsgesetze darauf anzuwenden. Die Vernunft muss, unter der Voraussetzung, dass eine Thatsache aus einer übersinnlichen Welt erfahren wird, unter dem Gehorsam des Glaubens stehen. Es darf sich daher weder der selbstgebildete Begriff von Religion, noch der Begriff von Gott in die Beurtheilung des Inhalts einer geoffenbarten Religion einmischen, im Gegentheil sind beide Begriffe aus ihr zu bestimmen. Nachdem im allgemeinen angegeben ist, wie der Inhalt zu bestimmen sey, so ist die Anwendung, auf die besondere Bestimmung des Buchstabens und des Geistes einer geoffenbarten Urkunde zu machen. Strenge konnte hier der Vf. aus den festgesetzten Principien beweisen, dass es dem Begriff einer heiligen geoffenbarten Urkunde widerspreche, eine Auswahl unter den verschiedenen Lehren derselben zu treffen, und z. B. einiges für wichtiger als das andere zu halten, oder nur einiges für göttlich zu erklären; weil es kein Merkmal giebt, wodurch diese Eintheilung zu machen wäre. Wenn es in der Urkunde selbst steht, „dies ist nicht wichtig," oder „dies ist Menschensatzung;" dann bedarf es keiner weitern Untersuchung. Eben so wenig lässt sich der Sinn anders, als nach den Gesetzen der grammatisch historischen Hermeneutik bestimmen. Was nach der Wortbedeutung zu der Zeit, da die Urkunde gegeben wurde, der Sinn seyn musste, der und kein anderer ist es.

Nachdem ein Organon die Leitungsbegriffe zur Aufstellung der Religion als Wissenschaft überhaupt, und für den Erweis der Wahrheit einer geoffenbarten Religion und der Darstellung ihres Inhalts insbesondere, angegeben hätte, so wäre nun zu der Methodenlehre der Theologie zu schreiten. Die Art, wie eine gegebene Religion, unter der Voraussetzung, dass ihr göttlicher Ursprung erwiesen sey, zu lehren wäre, bedarf keiner besondern Abhandlung, weil sie sich in nichts von der Methode, die Geschichte, oder irgend eine positive Wissenschaft zu lehren, unterscheiden kann. Eben so wenig ist die Art, ihr Einfluss zu verschaffen, von der Art, wie man irgend einer Ermahnung ohne Gewalt Einfluss zu verschaffen sucht, verschieden. Zwang widerspricht der Göttlichkeit einer Religion, weil das Richteramt hier Gott selbst zu überlassen ist. Weit wichtiger ist es aber zu zeigen, wie moralische Religion müsse gelehrt werden. Moralische Religion kann nun auf zweyerley Art gelehrt werden; entweder auf dem Wege des geraden Unterrichts, oder auf dem Wege der Aufklärung. In der ersten Rücksicht wird vorausgesetzt, der Mensch habe noch keine Religion; in der zweyten, er habe zwar Religion, die aber theils nicht durchgängig wahr sey, theils nicht richtig von ihm verstanden werde, theils nicht den gehörigen praktischen Einfluss habe. Die Religion, die ein Mensch, ohne wissenschaftliche Belehrung hat, kann eine erwiesene Offenbarung seyn, oder eine problematische, oder eine falsche. Ist sie eine erwiesene Offenbarung, so darf sie weder nach der moralischen Religion modificirt werden, noch können sich ihre Lehren wechselseitig bestätigen; denn ihre Principien sind gänzlich heterolog. Beide sind besonders zu lehren. Der Offenbarung bliebe aber im Praktischen das unbedingte Primat. Ganz anders ist aber der Fall, wenn diese problematisch ist, wenn der historische Beweis noch mangelhaft ist, und also, weil er nicht *völlig* überzeugen kann, auch nicht beweist. In diesem Falle, kann eine Offenbarung zur Introduction der moralischen Religion gebraucht werden.

Dies zu zeigen ist der Zweck der zweyten Abtheilung dieser Schrift: „Vorausgesetzt, der Beweis für den absolut göttlichen Ursprung einer gegebenen Religion, lasse sich nicht befriedigend führen, was ist von einer solchen Religion zu halten und wie ist sie zu behandeln?"

deln?" So lange der historische Beweis nicht vollkommen befriedigend geführt ist, hat die moralische Religion das Primat. Um dies zu zeigen, holt hier der Vf. die Untersuchung nach: „wie kann Religion als Wissenschaft bestimmt werden, und zeigt dann; welcher Vortheil von einer gegebenen Religion, unter der Voraussetzung, der Beweis ihres absolut göttlichen Ursprungs sey mangelhaft, für die Einführung der moralischen könne gezogen werden. Religion kann nur dadurch Wissenschaft werden, dass das Daseyn Gottes, durch die Moral, für den Vernunftglauben gewiss wird, und wir unser Gewissen als wirkliche Stimme der Gottheit ansehen. Ist die Religion als Wissenschaft behandelt, so kann sie sich der Symbole, der einmal bekannten Aussprüche einer Offenbarung, zur Mittheilung bedienen. Sie sucht dadurch nicht den Beweis ihrer Wahrheiten zu ersetzen, noch weniger der Exegese der Urkunde vorzugreifen, sondern sie sucht nur dadurch verständlich und praktisch zu werden. Alles, was sie lehrt, muss für sich wahr seyn. Eben so wenig kann aber die Uebereinstimmung der Urkunde mit der moralischen Religion den historischen Erweis ihrer Heiligkeit ergänzen. Dieser kann allein faktisch geführt werden. Wenn so verfahren wird, so kann die moralische Religion von der Urkunde Vortheil für ihre Mittheilbarkeit ziehen, ohne dass dadurch der willkührlichen Schriftauslegung der Weg gebahnt, und ohne dass der philosophische Beweis für die Wahrheiten der moralischen Religion dadurch umgangen wird. Kant hat diesen Weg geöffnet und in seine Fussstapfen muss jeder treten, der Religion als Wissenschaft darstellen und ihr praktischen Eingang verschaffen will.

Was Rec. hier noch zu einer vollständigen *Methodenlehre der Theologie* vermisst, ergiebt sich aus den obigen Foderungen an eine Methodenlehre von selbst. Dass Rec. diese Schrift nach seinem eigenen Gesichtspunkt einer Prüfung unterwarf, darüber hat er sich bereits entschuldigt, und er fügt nur noch den Wunsch hinzu, dass es dem Vf. gefallen möge, diesen Gesichtspunkt zu prüfen und, wenn er ihn richtig findet, ihn bey einer künftigen Schrift über diesen Gegenstand zu wählen, und ein Werk zu liefern, bey dem alsdenn nach Rec. Ueberzeugung nichts zu wünschen wäre, so wie Rec. in dieser Schrift, an sich betrachtet, nichts zu tadeln fand. Indess unterwirft er selbst seine Foderungen und seine Idee eines Organons der Theologie doch noch der Beurtheilung des philosophischen Publicums.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, b. Patzowsky: *Spazierfahrten in die Gegenden um Wien*, den Freunden des ländlichen Vergnügens gewidmet von *Fr. v. P. G.* 1794. 192 S. 8. (40 Kr.)

Das gerechte Publicum, heisst es in der Vorrede, wird unsere Bemühung: allem alles zu werden — nicht verkennen. Einige Gegenden um Wien, haben wir für die bloss empfindsamen Leser, mit malerischen Farben geschildert, andere sind wieder für die Liebhaber der Alterthumskunde, andere für die Freunde der Topographie dargestellet. Wir haben nicht selten einen aufmerksamen, kritischen Blick auf die Wirkungen der Baukunst, Gartenkunst und dergleichen geworfen; selbst den Einfluss, den die Lage eines Orts auf die Gesundheit hat, haben wir öfters anzumerken nicht vergessen. Eben so bemühten wir uns, aus sicheren Quellen die Besitzer der meisten Landgüter um Wien, die durch Künste, Wissenschaften und Industrie sich auszeichnenden Männer und ihre Verdienste mit anzuführen. Sind einige vorzüglich reizende Anlagen, wie z. B. der Garten in *Neuwaldeck*, der *Augarten*, das Schloss zu *Schönbrunn* u. d. g. in Kupfer gestochen, oder von Dichtern besungen worden, so haben wir es da, wo wir es zuverlässig wussten, jederzeit angegeben. Selbst die Beschaffenheit der Wege, die Charakteristik der besuchtesten Gasthäuser, die Anzeige der Mauthen, und was sonst auf Erhöhung oder Verminderung des Vergnügens einer Landfahrt Einfluss zu haben pflegt, ist kurz und wahr angezeigt worden. Jeder also, er mag seine Lust im Denken oder Empfinden, im Reden oder Geniessen, in der Befriedigung der Imagination oder des — Magens suchen, findet hier etwas für seinen Geschmack. Freylich konnte der erste Versuch einer Beschreibung, die ihrem Zwecke nach, sich von allen ähnlichen Arbeiten unterscheidet, nicht den Grad der Vollkommenheit und Vollständigkeit erreichen, den wir ihr so gerne gegeben hätten. — Bloss in dieser Rücksicht, lässt es diesmal die Kritik hingehen, dass ihre Föderungen so wenig befriediget sind. Rec. empfiehlt den Vfrn., in den versprochenen vollständigen Nachträgen sich einer reineren, von Provincialismen freyen Sprache, einer grösseren Präcision im Ausdruck, und einer bessern Wahl und Anordnung der Gegenstände zu befleissigen; die Gegenden zu malen, historische und moralische Reflexionen einzustreuen, müssen sie sich gänzlich enthalten, denn dazu haben sie gar kein Geschick. Ferner müssen sie die Ausdrücke: *wenn ich nicht irre; wenn mir recht ist; wie ich glaube* u. d. g. bey Gegenständen, von deren Daseyn sie sich leicht überzeugen können, vermeiden, denn sonst erregen sie die Vermuthung, dass sie ihre Spazierfahrten sehr nachlässig, wohl gar nur auf der Landcharte gemacht haben. Der Weg nach Baaden über (?) Gumpoldskirchen (S. 118), und der *sehr merkliche Schwefelgeruch* der Bäder, mit dem die Luft nicht weit (?) von Pfaffstädten schon angefüllt seyn soll, bestätigen diese Vermuthung bey dem kundigen Leser noch mehr. Uebrigens kann dies Buch bey allen seinen Mängeln, dennoch dazu dienen, den Reisenden mit der Gegend um Wien näher bekannt zu machen, obwohl es ihn schwerlich durch seine Form dazu einladen wird. Rec. wünscht, dass dieser erste Versuch irgend einen Schriftsteller veranlassen möchte, diese schöne, in so mancher Rücksicht merkwürdige Landschaft nach Würden zu beschreiben. Er dürfte gewiss auf den Dank des Publicums rechnen. — Die hier beschriebenen Spazierfahrten sind: nach Klosterneuburg; auf den Kahlenberg; auf den Himmel und Cobenzelhof; nach Dornbach; auf den Gallitzinberg; nach Burkerstorf; nach Schönbrunn

 und

und Hetzendorf; über Hitzing nach Mauer; nach Kalksburg und Kaltenleutgeben; nach Berchtoldsdorf; nach Mödling und Briel; nach Baaden; nach Laxemburg; nach Ebergassing und Wienerberberg; über Schwächat nach Fischamend; in die Brigittenau und den Prater; nach Siebenbrunn im Marchfelde: nach Stammersdorf; nach Langenenzersdorf und Korneuburg.

Der Aehnlichkeit des Gegenstandes wegen, fügen wir hier gleich die Anzeige folgenden Werks bey:

Wien, b. Sammer: *Neue Wiener Prospekte;* oder Ansichten der vornehmsten und merkwürdigsten Plätze, Strassen, Palläste, Klöster, Gärten und anderer vorzüglicher Gebäude in der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, derselben Vorstädten, und den herumliegenden Gegenden. Erstes Heft, mit 6 Kupfertafeln, oder 12 Prospecten. 1795. in 8. und 4. (1 Fl. und 1 Rthlr.)

Diese kleinen Prospecte, sind treu und sehr niedlich von *Prixner* gestochen. Wenn der Herausgeber mit den folgenden so fortfahrt, so hat er den Reisenden, die sich die grossen Prospecte bey Artaria nicht anschaffen wollen oder können, ein sehr angenehmes Geschenk gemacht. Die von den Gegenden müssen aber doch, deucht uns, von grösserem Format seyn, wenn sie einige Wirkung thun sollen. Das erste Heft enthält folgende Ansichten: Die k. k. Burg, wie selbige gegen den Kohlmarkt, nach dem neuen Modelle, soll gebaut werden, das Gebäude der k. k. Hofbibliothek, das Belvedere, den fürstl. Schwarzenbergischen Gartenpallast, die Kirche des heil. Carolus Borromäus, das Gebäude der k. ungarischen Leibgarde, den fürstl. Auerspergischen Gartenpallast, das Kloster und die Kirche der Salesianerinnen, den fürstl. Lobkowitzischen Pallast nebst der Kirche und dem Kloster der Augustiner, die Reichshofkanzley, die böhmische Hofkanzley, das Stadt- und Rathhaus.

Magdeburg, in der Pansaischen Buchdruckerey: *Patriotisches Archiv für das Herzogthum Magdeburg. Erster Band.* 1792. 414 S. *Zweyter Band.* 1792. 418 S. *Dritter Band.* 1793. 406 S. 8. (2 Rthlr.)

Wir holen die Anzeige dieser Wochenschrift nach, bey welcher schon der Titel ausdrückt, für welche Sphäre sie bestimmt ist, und aus welchen Gesichtspunkten sie betrachtet seyn will.

Der Inhalt besteht aus moralischen, erzählenden, ökonomischen, auch wohl statistischen Aufsätzen, Gedichten, Anekdoten, einigen erheblichen Intelligenznachrichten, und hie und da Anzeigen und kleinen Auszügen von Büchern. Der Ton ist gewöhnlich gut, belehrend und wohlmeynend; aber hervorstechend sind die Aufsätze nirgends. Für Rec. waren etwa folgende die anziehendsten: *Nachricht von einer Vereinigung zur Veränderung der Familien- Trauerkleidung in Magdeburg* bey Todesfällen naher Verwandten; — *Beyspiele des Magdeburgischen Luxus im 16ten Jahrh.;* — *Magdeburgische Kirchenlisten.* Im J. 1791 hatte das ganze Herzogthum Magdeburg mit dem Mansfeldischen, mit Einschluss des Militairs, 9459 Gebohrne (4965 Knaben, 4494 Mädchen, worunter 512 uneheliche Kinder,) 8650 Gestorbene, (4389 männl. 4261 weibl.) und 2296 neue Ehepaare; im J. 1792, jedoch mit Ausschluss des Militairs, 9571 Gebohrne (4953 Knaben, 4618 Mädchen,) 7117 Gestorbene (3447 männl. 3670 weibl.) und 2147 neue Ehepaare. Diesem letztern Jahr sind noch einige Bemerkungen und detaillirte Mortalitätstabellen hinzugefügt. — *Bemerkungen auf einer Reise von Lauchstädt nach Jena, Weimar, Erfurt und Gotha;* sind sehr dürftig, und schildern hauptsächlich nur die Ansichten der vom Vf. befahrnen Landstrassen und Oerter; die eingestreueten wenigen statistischen Notizen sind meistens schon bekannte Angaben. — *Versuch einer Beschreibung des zweyten Districts des Jerichowschen Kreises* im Herzogthum Magdeburg, (welcher District die Immediatstadt Sandau, 2 Mediatstädte, 7 Königl. Aemter und Güter, 57 Rittersitze, 77 Dörfer und 41 Vorwerker, mit 22,000 Menschen enthält.) Dieser Versuch ist im Ganzen wohl gerathen, und erstreckt sich auf die ganze geographische und ökonomische Beschaffenheit des Districts. Doch sind einige Artikel zu kurz, ihrer Ueberschrift nicht ganz entsprechend, und zu wenig reichhaltig, so wie überhaupt genaue und auf Zahlen gebrachte statistische Data fast gänzlich mangeln.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Lingen, b. Jülicher: *Unterricht durch welche Mittel plötzlich verunglückte und todtscheinende Personen in den meisten Fällen gerettet werden können.* 1794. 20 S. 8. (1 gr.)

Dresden, b. Gerlach: *Beicht- und Communionbuch* von M. *J. F. H. Cramer.* 2te Aufl. 1795. 210 S. 8. (8 gr.)

Berlin, b. Wever: *Anleitung zum Briefschreiben für das gemeine Leben.* Von *K. Ph. Moritz.* Neue Aufl. 1795. 128 S. 8. (6 gr.)

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *J. M. Schröckhs Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauche bey dem ersten Unterrichte der Jugend, nebst einem Anhange der sächsischen und brandenburgischen Geschichte.* 5te Aufl. 1795. 558 S. 8. (12 gr.)

Marburg, in der neuen akadem. Buchh.: *Conrad Mönch systematische Lehre von den gebräuchlichsten einfachen und zusammengesetzten Arzneymitteln.* 3te Aufl. 1795. 485 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Katechismus der natürlichen Religion, als Grundlage eines jeden Unterricht in der Moral und Religion, zum Gebrauche für Eltern, Prediger, Lehrer und Zöglinge.* Von *D. C. F. Bahrdt.* 2te Aufl. 1795. 242 S. 8. (12 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 7. September 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Ulm, b. Wohler: *Juristisches Magazin für die deutschen Reichsstädte.* Herausgegeben von *Tobias Ludwig Ulrich Jäger,* Rathsconsulenten der Reichsstadt Ulm. *Viertes Bändchen.* 1795. 490 S. 8.

Rec. zeigt diesen Theil, der zwey Jahre zurückblieb, um so lieber an, da ihn der längere Aufschub das gänzliche Aufhören dieser immer schätzbaren Materialiensammlung schon fürchten liess. Dieses vierte Bändchen enthält: *N. I. Differentien zwischen Magistrat und Bürgerschaft in Regensburg.* Ein neuer Beleg zu der alten Erfahrung, dass die städtischen Magistrate in dem Laufe der Zeiten die Bürgerschaften von allem Antheil an der Regierung auszuschliessen, sich zu fast unbeschränkten Machthabern aufzuwerfen gewusst, und durch ihre fehlerhaften Verwaltungen die ihnen untergebenen Gemeinheiten an den Rand fast unvermeidlichen Untergangs geführt haben. In Regensburg, wer sollte es denken, war nicht nur bisher das Grundgesetz, auf dem die ganze Verfassung ruht, die Maximilianische Regierungsordnung von 1514, allein in den Händen des innern Raths, und ward dem äusseren Rath und der Bürgerschaft als ein grosses Geheimniss sorgfältig verborgen, so dass auch die dringendsten Vorstellungen die Mittheilung desselben zu bewirken nicht vermochten, sondern der innere Rath weigerte sich bisher auch grade hin, bey der Anfoderung neuer Steuern die Rechnung über die bisher bezogenen, und den Stand der Bedürfnisse für die Zukunft vorzulegen. Diesem letzteren unleidlichen Missbrauche hat nun zwar der Reichshofrath bereits gesteuert; allein soll das Stadtwesen nicht gänzlich zu Grunde gehen, so wird doch, wie das höchste Reichsgericht auch schon anerkannt hat, noch manche erhebliche Reform nothwendig werden, und davon hoffen wir in dem nächsten Bande dieses Magazins Nachricht zu erhalten. *No. II. Reichsstädtische Concurrenz bey Vermehrung des Fürstenraths.* Ist ein Auszug aus der auf dem Wahltage von 1711 übergebenen, den bemerkten Gegenstand betreffenden reichsstädtischen Deduction, und der Widerlegung dieser, die in *Fabers* Staatskanzley Th. 18. abgedruckt ist. *No. III. Verbesserung des Stadtwesens zu Goslar.* Hier wird ein Auszug aus folgender Schrift geliefert: *(Siemens)* Bruchstücke, betreffend die Reichsstadt Goslar, und besonders die gegenwärtigen Verbesserungen ihres Stadtwesens. Braunschweig 1793. Rec. ist mit dem Herausg. vollkommen einverstanden, wenn er schreibt: ich habe dieses Buch mit vorzüglichem Wohlgefallen gelesen, und wünschte es in den Händen aller derer, welche am Regimentsruder einer Reichsstadt auf irgend eine Art angestellt sind, zu sehen. *No. IV. Rothweilische Unvermögenheit in Leistung der Reichs- und Kreispräftanden.* Diese Unvermögenheit ist in dem hier abgedruckten, im J. 1793 dem schwäbischen Kreise übergebnen Promemoria so einleuchtend dargethan, dass man sich über das Missverhältniss der Kräfte dieser Reichsstadt zu ihren Prästanden nicht genug wundern kann. *No. V. Schweinfurtischer Bürgervertrag von 1514.* Ist aus dem Journal von und für Franken, ersten Bandes Heft VI. n. V. abgedruckt. *No. VI. Steuerfuss der Reichsstadt Memmingen. No. VII. Verhältniss des grossen Raths zu Memmingen. No. VIII. Biberachische Zunft- und Handwerksordnungen von 1485. No. IX. Ulmisches Territorial- und Collectationsrecht über Finningen. Pro Memoria ad Conventum Circuli von löblicher Reichsstadt Ulm d. d. 12 Sept. 1794.* Dieses Promemoria bezweckt eine Verwendung von Seiten des Kreises bey dem kaiserlichen Gesandten, dass dem Burgauischen Oberamt in Günzburg aufgegeben werden möge, die Stadt Ulm in dem Territorial- und Collectationsrecht über Finningen auf keinerley Weise zu stören. *No. X. Reichstagsnachrichten von 1791 bis 1794.* Ein gedrängter, schätzbarer Auszug aus den Reichstagsverhandlungen, aber, nach dem Plane des Vf., hauptsächlich nur in Hinsicht auf die deutschen Reichsstädte. *No. XI. Aemterrecess der Reichsstadt Augsburg von 1719.* Ist als ein Anhang zu der in dem dritten Bändchen dieses Magazins abgedruckten augsburgischen Regimentsordnung von 1719 anzusehen, und verbreitet viel Licht über die ganze Verfassung dieser Stadt. *No. XII. Von den ehemaligen Ausburgern und Pfahlburgern in den Reichsstädten.* Von *J. C. Schmid.* Der Hr. Prof. *Schmid* in Ulm theilt hier eine kurze Geschichte mit, wie man sich lange Zeit, aber immer vergeblich, bemühte, durch Reichsschlüsse und Bündnisse den Missbräuchen abzuhelfen, die aus der so häufigen Ertheilung des Pfalburgerrechts flossen, und wie endlich durch den veränderten Lauf der Dinge die ganze Anstalt von selbst in Abgang kam. Neue Aufschlüsse findet man darinn nicht, ja nicht einmal die Vorgänger sind benutzt, da der Vf. nur *Wenkern* gekannt zu haben scheint; doch ist das Bekanntere gut zusammengestellt. Nur über die rechtlichen Verhältnisse der Pfalbürger darf man hier nichts suchen. *No. XIII. Bürgerbrief Heinrichs von Hornungen vom J. 1424.* Ist ein Bürgerbrief für den in das biberachische Bürgerrecht aufgenommenen von Hornungen. *No. XIV. Vergleich zwischen dem Magistrat und den Landesunterthanen der Reichsstadt Schwäbisch-Gemünd vom 20 März 1792.* In dem ersten Theile dieses Magazins ist der vieljährige, an

an dem Reichshofrathe anhängig gewesene Process der gemündischen Unterthanen gegen ihren Magistrat erzählt; der nun hier abgedruckte Vergleich hat dem ganzen Streit ein Ende gemacht. *No. XV, Zwey kaiserl. Decrete, das Wahlrecht zu Biberach betreffend.* Es sind solche von den Jahren 1707 und 1708, und bestimmen das Verhältniss der Nobilitirten und Graduirten und der Bürgerlichen in Rücksicht der Wahlfähigkeit zu Stadtämtern. *No. XVI. Etwas von Nordhausen. No. XVII. Etwas von Mühlhausen.* Beide Aufsätze sind aus des Hn. *von Hess* Durchflügen durch Deutschland genommen. *No. XVIII. Interessante reichsgerichtliche Weisungen und Entscheidungen.* Sie betreffen: Worms, Kölln, Weil, Bopfingen, Kaufbeuern, Augsburg, Ulm. — An Fleiss im Sammeln lässt es der Herausg. nicht fehlen; es ist daher nur zu wünschen, dass er mehr, und vorzüglich von den Reichsstädten selbst unterstützt werden möge. Rec. kennt mehrere Reichsstädte, in welchen in neuern Zeiten wichtige Veränderungen vorgegangen sind, von welchen man aber in diesem Magazin, wenigstens bis jetzo noch, vergeblich Nachricht sucht. Ueberhaupt beschränkt sich dieses Werk, im Ganzen genommen, so sehr auf die schwäbischen Reichsstädte, dass die Correspondenz des Herausg. über die Gränzen dieses Kreises hinaus sich nicht zu erstrecken scheint. So lange dies der Fall ist, geht freylich der Sammlung das allgemeinere Interesse ab, das nach der ganzen Anlage und dem Zweck derselben ihr nicht fehlen sollte.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Versuch einer ausführlichen systematischen Erläuterung der Lehre vom Concurs der Gläubiger.* Von *Christoph Christian Dabelow*, der Rechte Doctor und Professor zu Halle. *Dritter Theil*, mit einem Register über alle drey Theile. 1795. 244 S. 8.

Die zwey ersten Theile dieses schätzbaren Werks sind in der A. L. Z. (1794. No. 306.) angezeigt worden. Der vor uns liegende dritte Theil behandelt nun noch in vier Hauptstücken den Rest der Materie. Der Inhalt ist: *Hauptst. VII. Von der Succession der Gläubiger beym Concurse.* Die Lehrsätze von der Succession der Gläubiger überhaupt, je nachdem nämlich der Gläubiger entweder an die Stelle eines andern, oder aber in seine eigene tritt, und je nachdem in dem ersteren Falle die Succession eine freywillige, oder eine nothwendige ist, werden hier vorausgeschickt, und dann erst geht der Vf. zur Anwendung derselben auf den Concurs der Gläubiger über. *Hauptst. VIII. Von den Nachlassverträgen.* Zuerst wird die Lehre von den freywilligen, dann die von den nothwendigen Nachlassverträgen entwickelt, wobey der Vf. vorzüglich des Hn. *von Völderndorffs* hieher gehörige Schrift vor Augen gehabt hat. *Hauptst. IX. Von dem Absonderungsrechte beym Concurse der Gläubiger.* Nicht nur das eigentliche und uneigentliche Absonderungsrecht ist hier umständlich entwickelt, sondern es werden auch diejenigen Separationsarten, die weder unter jenes, noch unter dieses sich bringen lassen, genau aufgezählt. Dass hierbey hauptsächlich des sel. *Schmidts* bekannte Abhandlung benutzt worden, wird man voraus eben so vermuthen, als bey dem Durchlesen sich wundern, dass *Gmelins* Werk gar nicht einmal angeführt ist. *Hauptst. X. Von den Concurskosten. Nettelbladts* hieher gehörige vortreffliche Streitschrift ist sowohl in Ansehung der Abtheilungen, als der Lehrsätze fast durchaus zum Grunde gelegt; nur hin und wieder erweitert, auch bey einigen Punkten berichtigt. — Im Ganzen genommen steht dieser dritte Theil den vorhergehenden in keiner Rücksicht nach; mit derselben Genauigkeit, Ausführlichkeit und Bestimmtheit, wie jene, ist auch dieser bearbeitet; die verwickeltsten Rechtsfragen sind durchaus mit Scharfsinn entwickelt, und ist man auch gleich hin und wieder anderer Meynung, als der Vf., so kann man doch seiner Darstellung das Lob der Klarheit niemals versagen. Das angehängte Register über alle drey Theile ist, so weit es Rec. verglichen hat, vollständig und genau, und erleichtert den Gebrauch dieses vorzüglichen Werkes nicht wenig. Rec. zeigt mit Vergnügen an, dass Hr. D. den Concursprocess noch besonders bearbeiten will; binnen Jahres Frist soll derselbe unfehlbar, und zwar unter einem doppelten Titel, erscheinen, so dass ihn die Besitzer dieses Werkes zugleich als den vierten Theil desselben gebrauchen können — In der Vorrede zu dem zweyten Theile hatte der Vf. versprochen, den dritten Theil mit einem Anhange zu versehen, der die Abweichungen der vorzüglichsten statutarischen Gesetze von dem gemeinen Rechte enthalten *sollte*; weil aber die Landesgesetze meistentheils das Theoretische und Praktische dieser Lehre mit einander verbunden enthalten; so wird jener Anhang erst dem versprochenen Concursprocesse beygefügt werden. — Rec. bleibt dabey nur noch der Wunsch übrig, dass es dem gelehrten und thätigen Vf. weder an Musse, noch an Hülfsmitteln fehlen möge, das geleistete Versprechen recht bald, und in möglichster Vollständigkeit zu erfüllen.

Altona u. Leipzig, in der Kavenschen Buchh.: *Einleitung in das gemeine und Schleswig-Holsteinische Damm-, Deich-, Siel- und Schleusenrecht.* Ersten Theiles erster Abschnitt. Von *Johann Dietrich Hellmann*, d. R. D. und Professor zu Kiel. 1795. 174 S. 8.

In den niedrigen Landstrecken, welche an der Nordsee, oder an grossen Strömen und Flüssen liegen, machen die Deichsachen, weil davon die Erhaltung und Glückseligkeit vieler tausend Einwohner abhängt, einen überaus wichtigen Gegenstand der Gesetzgebung aus. Die Kenntniss der dahin gehörigen Rechtswahrheiten ist für praktische Juristen solcher Gegenden insonderheit um so wichtiger und unentbehrlicher, da selbst das öffentliche Wohl bey der Entscheidung der Deichsachen und der daraus entspringenden Streitigkeiten interessirt ist. Der Vf., welcher vorzüglich das Schleswig-Hollsteinische Deichrecht in Vorlesungen auf der Universitat *Kiel* zu erläutern pflegt, und sich schon vorhin um diesen speciellen Theil des Deutschen Rechts verdient gemacht hat, liefert gegenwärtig erst die zu dem

dem Deich- und Dammrechte durchaus erfoderlichen *Vorbereitungskenntnisse*. Nach dieser Absicht mussten hier einige Gegenstände mit abgehandelt werden, die eigentlich nicht zur Theorie des Deichrechts, sondern vielmehr zur kunstmäfsigen Einrichtung der Deiche gehören, z. E. §. 8 u. 9. wo von den Haupteigenschaften eines guten Deiches, von den Materialien, aus welchen er gebaut werden muss, gehandelt wird. Diese und andere auf die Deichbaukunst gegründeten Regeln, sind aber hier gar nicht überflüssig; weil sie zur Vorkenntnifs gehören, zur genauern Beurtheilung und Erklärung der Deichgesetze erfoderlich sind, und selbst verschiedene Arten und Abtheilungen der Deiche zum Theil ihre Benennungen davon erhalten haben. Um unsere Leser mit den in der Einleitung abgehandelten Materien bekannter zu machen, wollen wir den Inhalt derselben abschreiben: I. Cap. Von Dammen, Teichen und Deichen; von deren Begriff, Benennungen, Erfodernissen, Abtheilungen und Nutzen überhaupt. §. 1. Schriftsteller. §. 2. Begriff eines Dammes. §. 3. Begriff eines Deiches. §. 4. Unterschied unter *Deichen* und *Teichen* und deren Begriff und Rechten. §. 5. Unterschied unter Deichen und Dämmen. §. 6. Etymologie und Synonymen der Wörter *Damm* und *Deich*. §. 7. Zweck der Deiche. §. 8. Haupteigenschaften eines guten Deiches. §. 9. Von den Materien, aus denen Deiche gebauet werden. §. 10. Verschiedene Abtheilungen, Arten und Benennungen der Deiche, auch von Schleusen, Buhnen, Sielen, Schlachten u. s. w. §. 11. Praktischer Nutzen dieser Abtheilungen und Benennungen. §. 12. Theoretische Abtheilungen der Deiche, auch von Wurthen und Dünen. II. Cap. Vom Deichrechte, dessen Begriff, Nutzen und verschiedenen Theilen, auch von der Deichrechtsgelehrsamkeit überhaupt, deren Nutzen und Cultur. §. 13. Schriftsteller. §. 14. Begriff und Umfang des Deich- und Dammrechts. §. 15. Eintheilung des Deichrechtes in natürliches und positives. §. 16. Des allgemeinen und besondern. §. 17. Des alten, mittlern und neuern, ingleichen des einheimischen und fremden. §. 18. Nutzen dieser Eintheilungen. §. 19. Von Deichsachen, deren Begriff und Eintheilungen. §. 20. Wichtigkeit derselben. §. 21. Begriff des Deichregals. §. 22. Unterschied unter Deichstaatsrecht und Deichprivatrecht. §. 23. Synonymen und Theile des Deichregals. §. 24. Von der Deichgesetzgebung. §. 25. Von der Oberdeichökonomie. §. 26. Von der Oberdeichgerichtsbarkeit. §. 27. Von Deichgerichten, deren Eintheilung, Umfang und Urtheilssprüchen. §. 28. Von Deichcommissionen. §. 29. Vom Deichprocess. §. 30. Begriff der Deichrechtsgelehrsamkeit. §. 31. Von Deichcautelen. §. 32. Von dem Nutzen der Deichrechtswissenschaft. §. 33. Geringe Cultur derselben. Neben der deutlichen und zweckmäfsigen Entwickelung der genannten Gegenstände, hat der Vf., sowohl vor einem jeden Cap., als auch bey den einzelnen Sätzen, die dahin gehörige Literatur mit Sorgfalt und Genauigkeit angeführt, und es bleibt uns nur noch der Wunsch übrig, dass derselbe bald dem Mangel einer vollständigen systematischen Darstellung des Deich-, Damm-, Siel- und Schleusenrechts abhelfen und dadurch sich das Hauptverdienst um diesen bisher zu sehr vernachläsigten besondern Theil des germanischen Rechts, erwerben möge.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Halle, b. Hendel: *Kleine Romane von Grosse. Erster Band.* 1794. 428 S. *Zweyter Band.* 1794. 368 S. 8.

2) Berlin, b. Vieweg dem ä.: E. R. *Grafen von Vargas Vermischte Blätter. Zweyter Theil. Erzählungen.* Mit 1 K. 1794. 256 S. kl. 8.

Wenn der Graf von Vargas auch nicht der πολυμορφος Marquis Grosse seyn sollte, wie eine allgemeine Sage behauptet, — wenn also jene beiden Nummern nicht als Producte desselben Schriftstellers zusammen stehn könnten, so finden sie desto passender, vermöge der Rubrik der Alltäglichkeit, die beiden entschieden gemein ist, ihre Stelle neben einander. Diese zeigt sich durchgängig in Charakteren, Situationen, Verwickelung und Entwickelung; alles ist gemein und verbraucht, auch da, wo der Vf. versucht, durch Abentheuerlichkeit und Unnatur Interesse zu geben; und eben so wenig, als alles übrige, befriedigt das hier und da eingewebte Räsonnement.

Unter den 9 Erzählungen, welche die zwey Bände Nr. 1. enthalten, glaubte Rec. einige alte Bekannte wieder zu finden: doch hielt er die weitere Verfolgung dieser Vermuthung der Mühe nicht werth. Die meisten tragen die Spur ihres Ursprungs auf fremden Boden ohnehin noch unverkennbar an sich. So ist folgendes noch ganz französisch: Th. I. S. 54. „Ich will daher so lange hier bleiben, *bis dass er völlig* geheilt ist; denn *hätte Georg nicht Recht sich zu erzürnen*, wenn ich ihn jetzt vernachlässigte, da er mir bisher immer mit so vieler Anhänglichkeit und Eifer gedient hat? *Während dass* ich die Pocken hatte, brachte er fast alle Nächte an meinem Bette zu, *trotz allen meinen Mitteln*, es zu verhindern. Er *konnte nicht glauben*, dass ein Andrer für seinen Herrn die Aufmerksamkeit und Sorgfalt haben könnte, *davon er* sich selbst fähig fühlte etc." — S. 56. „*Minen* von gefassten Ringen und gleich fertigen Uhren." — Was sagen unsre Leser zu folgender Schilderung: „Margaretha schien nur wenig verändert. Sie ist immer sehr *fett* (wahrscheinlich *nett*; denn auch, an Druckfehlern wimmeln diese zwey Bände), reinlich, voll Geist, ein wenig lebhaft und geschwätzig: *aber* sie hat gar nichts von ihren guten Eigenschaften verloren, welche ihre kleinen Fehler leicht übersehen machen? Was sagen sie zu dem Wunder eines Bedienten, der S. 180. einen ganz gut stylisirten Brief schreibt, und einige Seiten zuvor, bitterlich bedauert, dass er nicht lesen kann?

Die Erzählungen in Nr. 2. scheinen, wenigstens dem gröfsten Theil nach, Originale zu seyn: doch

 nur

nur im eingeschränktesten Sinn, d. h. sie sind, wenn wir nicht irren, nicht übersetzt, nicht andern nachgeschrieben. Dennoch findet man häufig Reminiscenzen andrer Werke benutzt; in mehrern wird die Wahrscheinlichkeit, mit einem übergrosen Vertrauen auf die Langmuth der Leser, aufs stärkste beleidigt, in andern ihre Geduld durch Leerheit des Stoffs und Nüchternheit seiner Behandlung aufs äusserste ermüdet. Oft stöst man auf Sätze, die nur das Aeusre eines Sinns haben, und in der That nur leerer Klingklang sind. S. 57. „Das Klima des Lands ist nicht zu heiss im Sommer, und nicht zu kalt im Winter: es hatte aber von Kälte und Hitze seine Theile. Nirgendwo anders habe ich die Jahrszeiten mit einem vollkommnern Gepräge, und nie habe ich sie doch so erträglich und angenehm gefunden." — S. 69. „Ihr schwelgerisches Haar und das Feuer im Blicke verrieth ihr Blut: es verbarg seine Gluth aber noch in einer unentwickelten Hülle." — S. 145. „Das Pfeifen des Winds schien sie (die bey Annäherung des Winters schweigenden Vögel) ersetzen zu wollen, aber es vermehrte nur durch beklommene Laute noch die Schrecken der Schöpfung. Ihr Feuer war erloschen und, um sich vor dem rauhen Wetter zu schützen, verkroch sie sich in sich selbst." — Was mag wohl eine *frische Statur* seyn? — Auch der Styl zeigt viele tadelnswürdige Nachlässigkeiten.

GOTHA, b. Perthes: *Eichenblätter oder die Märchen aus Norden*, von *M. Reinke*. Erstes Bändchen. 1793. 200 S. Zweytes Bändchen. 204 S. 8. (mit zwey Titelkupfern.)

Jedes Bändchen enthält nur Eine Erzählung; die erste ist betitelt, *der Nixen Eingebinde*, und die zweyte, *der Klausner*. Der Aushängeschild passt auf keine von beiden. Man darf weder Scenen aus der teutonischen Zeit, was wir uns ungefähr unter Eichenblättern denken würden, noch Geschichten aus der nordischen Vorzeit erwarten, sondern es sind selbst erfundene, in einer schwankenden, bald Volksmährchen- bald Ritterromanmanier ausgeführte, und mit vielen Zwischenerzählungen, die bald das Interesse erhöhen, bald stören, ausgeführte Geschichten. Gleichwohl hat die erste, sowohl in Erfindung als Ausbildung, noch einen grosen Vorrang vor der zweyten, die durch die vielen poetischen und prosaischen Intermezzo's ungemein ermüdet, und am Ende nicht einmal für die Mühe des Durchlesens durch den so ganz zweydeutig gelassenen Charakter des Hauptheldeп schadlos hält. Uebrigens zeigt der Vf. in einigen Stellen, dass er viele Anlage zu einem guten und unterhaltenden Erzähler hat, hingegen bey weitem mehr Fleiss und Kritik anwenden, und den vielen Singsang, worunter wir höchstens das *Lied von Haldau* (II, 47.) nicht rechnen wollen, unterdrücken muss, wenn er sich auch bey Lesern von Geschmack empfehlen, und ihren Beyfall verdienen will.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Des Kaisers Karls des Grossen Capitulare de Villis*, zum Belage (Belege) seiner Stats (Staats) und Landwirthschaftskunde, übersetzt und erläutert von *Joh. Heinr. Resö*, Probst des Klosters zur Ehre Gottes und Prediger in Wolfenbüttel. 1794. 118 S. 8. — Nach unserm Kanzleystyl würde dies *Capitulare* ein Reglement für die Administration der königl. Aemter und Domänen heissen. Wir zweifeln, ob es nöthig war, dem Geschichtforscher erst durch eine Uebersetzung Karln als einen guten Landwirth (wir setzen hinzu, auch gründlichen Cameralisten) bekannt zu machen. Inzwischen finden wir die Arbeit des Hn. R. von einer andern Seite sehr nützlich. Denn die übersetzte Urkunde ist wegen der Menge veralteter Wörter ein äusserst schwer verständliches Stück. Hr. R. aber, der von Paragraph zu Paragraph den lateinischen Text, verbunden mit einer Uebersetzung, vorausschickt, und dann erläutert, hat den Sinn meistens sehr gut gefasst, und auch da, wo ihn *du Fresne's* Wörterbuch verliess, sehr glücklich eigene Worterklärungen gewagt. Z. B. *Sulcia* übersetzt er nicht Salz, wie *du Fresne*, sondern *Sülze*, *Nicesattus*, gesalzen Fleisch oder Schinken, *Soccium fiere*, Schmalz oder Talg machen, *Etteha*, Schwan, wörtlich ein Edelhan, *Brogilus*, ein Jagdhaus (wörtlich wird es wohl so viel als Prügelhaus heissen sollen) *Bracius* Malz u. s. w. Die Erklärung des Wortes *Secta* durch Kloster-Orden giebt dem ganzen bisher verwirrten §. 44. einen vortrefflichen Zusammenhang. In §. 43. findet der Uebers. sogar schon Spuren einer damals schon bekannten Scharlachfärberey. — Hingegen *Mansus* durch *Manns*; *Beneficium* durch *grossen Hof* übersetzt, will uns nicht gefallen. Dass ein *Beneficium* gewöhnlich aus 12 Mansis bestanden, können wir aus dem angeführten Capitulare de A. 805. §. 6. gar nicht finden. Dort kommt das Wort *Beneficium* ganz natürlicher Weise vor, weil von einem *Homo*, Dienstmann, die Rede ist. *Decanus*, eine Art Unteraufseher, wäre auch besser durch *Untervogt*, als durch Amtsvogt verdeutscht; denn letzteres bezeichnet in vielen Provinzen Deutschlands Beamten höherer Art. *Fiscus* hält der Uebersetzer für verpachtetes und *Villa* für selbst administrirtes Gut; sollte aber ersteres nicht vielmehr *Kammergut*, und letzteres *Privatdomäne* bezeichnen? Die Zeit nach Nächten, nicht nach Tagen zu berechnen, worüber sich der Uebersetzer wundert, war eine bekannte deutsche Gewohnheit. — Was das *Mansionaticum* eines *Missi Regii* weltlichen Stands gewesen, ist aus den Capitularien zu ersehen. Sollte vielleicht *Waisela* §. 43. Honigwaben bedeuten? wenigstens heisst die Bienenkönigin noch heut zu Tag der Weisel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. September 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Debrett: *Narrative of the British Embassy to China* in the Years 1792, 1793 and 1794. By *Aeneas Anderson*. 1795. 278 S. 4.

Der Vf. war mit unter den Begleitern des Lord Macartney auf seiner Gesandtschaft nach China, von der man bisher über die Beschaffenheit dieses allen Fremden völlig verschlossenen Reichs für unsre eingeschränkte Kenntniss desselben, wichtige und neue Aufschlüsse erwartete. Allein diese sind in der vor uns liegenden Reise nicht von grosser Erheblichkeit, nicht so sehr durch die Schuld des Vf., als die unglaubliche Aengstlichkeit der Chinesen, Fremden ihre Landesbeschaffenheit und Eigenthümlichkeiten aufs sorgfältigste zu verheelen. Die brittische Gesandtschaft ward freylich überall mit grossem Gepränge empfangen, auf kaiserliche Kosten von der Seeküste an bis jenseit der chinesischen Mauer fortgeschafft, und nach der Landesmanier reichlich und gut bewirthet. Aber dagegen war sie überall von einer zahlreichen militärischen Wache umgeben, keiner von den zur Gesandtschaft gehörigen Personen durfte im mindesten von der einmal vorgeschriebenen Strasse abweichen, die Reise gieng in grosser Schnelligkeit von einem Orte zum andern, und keiner durfte es wagen, aus dem angewiesenen Quartier, welches meist ein kaiserlicher Pallast oder Tempel war, herauszutreten. Nur einzeln, und an einigen Orten hatten die Engländer Gelegenheit, in den Strassen umher zu gehen. Die Zeit wird lehren, ob des Gesandtschaftssecretairs, Sir George Staunton's, Reise nach China, welche in London mit vielen Kupfern und Karten verziert erscheinen soll, unsere Erwartungen besser befriedigt. Für die Geographie von China ist durch Hn. Andersons Arbeit wenig gewonnen. Keine einzige Provinz wird genannt, welche die Reisenden auf ihrem Wege berührten, die wenigsten hier genannten Städte kann man in den vorhandenen Beschreibungen wieder erkennen, und der Vf., wenn gleich ein Seemann, ist bey der Bestimmung ihrer Lage so nachlässig, dass sie nach seiner Angabe häufig unter diesem oder jenem Grad südlicher Breite liegen sollen. Von der eigentlichen Absicht der ganzen Gesandtschaft und dem Erfolge ihrer Unterhandlungen werden wir ebenfalls nicht unterrichtet. Man sieht nur aus mehreren Umständen, und aus dem, was der Vf. beyläufig fallen lässt, dass der ganze Zweck verfehlt worden ist. Dennoch hat er auf seinem Durchfluge (eine andere Benennung passt für den schnellen Zug der Gesandtschaft nicht,) zuweilen Gelegenheit gehabt, manches über die Gestalt des Landes, Bauart der Städte, und die Sitten der Einwohner zu beobachten, so dass man seine Arbeit, auch in ihrem sehr unvollkommenen Zustande, mit Vergnügen liest, und manche Eigenheit der Chinesen kennen lernt, die den Leser für das Einerley der unbedeutenden täglichen Vorfälle und des meist trockenen Tagebuchs entschädigen.

Die Reise gieng über Madera, Teneriffa, die capverdischen Inseln zuerst nach Rio Janeiro, von hier wieder, ohne beym Cap zu landen, nach Batavia, und endlich nach einem kurzen Aufenthalt in dieser holländischen Hauptstadt nach der chinesischen Küste. Von allen diesen Ruheplätzen bemerkt der Vf. einiges, wiederholt aber nur das Allgemeine, und was schon aus andern Reisen dahin bekannt genug ist. In China selbst verweilte die Gesandtschaft vom 21 Jul. 1793 bis zum 17 März 1794, wovon aber volle zwey Monate in Macao zugebracht wurden. Wohin der Vf. kam, ausser jenseits der bekannten Mauer, war das Land gut angebaut, und die Bevölkerung überall ausserordentlich gross. Wenn wir auch annehmen, dass der Zug der Fremden und der unbekannte Anblick ihres Gefolges die Einwohner in grösserer Anzahl um dieselben herbeylockte, als sich gewöhnlich auf dieser Strasse fanden, so kann man doch sein Zeugniss über die allenthalben sichtbare zahlreiche Volksmenge unmöglich in Zweifel ziehen. Die Chinesen, selbst die bessern Classen, essen das Fleisch verreckter Thiere ohne Unterschied, und wunderten sich über die Extravaganz der Fremden, diese Speisen umkommen zu lassen. Die Gewohnheit der chinesischen Weiber, ihre Füsse zu verkrüppeln, ist nicht allgemeiner Landesgebrauch; in einigen Gegenden fanden sie ihre Füsse natürlich gestaltet. Ungeachtet das Theetrinken so allgemein, und der Thee im Lande so wohlfeil ist, baten sich die Fuhrleute auf den Jonken doch die schon abgetrunkenen Theeblätter aus, trockneten und tranken sie, nachdem sie solche verschiedenemale aufgekocht hatten. Die Häuser der Städte, durch welche die Gesandtschaft geführt wurde, sind fast alle von einem oder zwey Stockwerken und von Holz aufgeführt. Steingebäude werden nur von Mandarinen bewohnt, und diese haben ein gutes Ansehen. In den gewöhnlichen Häusern ist hinter dem Laden nur ein einziges Zimmer, das nicht einmal einen Fussboden hat, und für alle Bedürfnisse der Familie dient. Vor den Häusern der Krämer stehen hohe, hölzerne, vergoldete oder bemalte Säulen mit vielen seidenen Wimpeln verziert. Der Umfang von Peking wird hier zwölf Seemeilen angegeben. Die Hauptstrassen sind nur für die Fussgänger an beiden Seiten gepflastert.

pflaftert. Aber befondre Perfonen halten die Mitte rein; diefe wird auch bey trockner Witterung, um den Staub zu dämpfen, mit Waffer befprengt. Die Fleifchbänke waren reichlich mit allem verfehen. Man kann darinn auch Fleifch auf chinefifche Art in kleinen Stücken zugerichtet kaufen. Die Barbierer nehmen den Bart auf öffentlicher Strafse ab, und tragen deswegen einen kleinen Stuhl nebft andern Geräthfchaften umher.

Weil der Kaifer fich nicht in Peking, fondern in feiner Sommerrefidenz, nordwärts der chinefifchen Mauer aufhielt, welcher Ort hier Jehol genennt wird, fo mufste fich die Gefandtfchaft dahin begeben. Jehol ift 160 englifche Meilen von Peking entfernt. Die chinefifche Mauer hat; nach unferm Vf., eine Höhe von 30, und eine Breite von 24 Fufs. Der untere Theil ift von Werkftücken, der obere aber von Mauerfteinen aufgeführt. Der innere Theil ift mit Erde und Schutt angefüllt, und oben ift fie mit einem Bruftwerk verfehen, auch mit flachen Steinen belegt, fo dafs ihre Vertheidiger bequem von einem Orte zum andern gehen können. Wo fie über einen Berg geht, oder fonft in beftimmten Diftanzen fieht man ftarke Thürme und andere Befeftigungsarten. An vielen Stellen ift diefer berühmte Gränzwall aber fehr baufällig, und an manchen fchon eingeftürzt. Jenfeit deffelben hat das Land einen rauhern Anblick, und die Bevölkerung nimmt fehr gegen das eigentliche China ab. Doch fand man an den Abhängen der kahlen Berge kleine urbare Flecken Landes angebaut, zu denen die Eigenthümer fich an Stricken herablaffen mufsten. Die Staatsuniform der Bedienten und einiger andern zum Gefolge der Gefandtfchaft gehörigen Perfonen, welche fie bey der Audienz in Jehol trugen, war mit unächten Treffen befetzt. Diefe wurden von den Chinefen mit dem Probierftein gerieben, um zu erfahren, ob fie wirklichen Werth hatten. Nach Jehol wurde nur ein Theil der königlichen Gefchenke mitgenommen, welche aus verfchiedenen brittifchen Zeugen, koftbaren Decken, Telefkopen, Windbüchfen, eingelegten Flinten und reich verzierten Sätteln beftanden. Verfchiedene Uhren und Kunftwerke, auch ein Train Artillerie von 6 metallenen Kanonen mit allem verfehn, was dazu gehörte, blieben in Peking zurück. Nach der erften Audienz ward das ganze Gefolge des Gefandten mit fchönen Seidenzeugen, Sammten und Atlaffen, auch mit Ziegelthon, befchenkt. Letzter hatte die Form eines holländifchen Käfes, und eine folche Maffe wog etwa 5 Pfund. Unter den Gefchenken, die für den König von England beftimmt waren, fetzte der Kaifer den gröfsten Werth auf eine Sammlung von Miniaturgemälden aller feiner Vorfahren, deren vornehmfte Thaten und Regententugenden er in Verfen befchrieben hatte. Nach verfchiedenen Audienzen im kaiferlichen Pallaft, wo der Gefandtfchaft zu Ehren auch verfchiedene Schaufpiele gegeben wurden, mufste fie nach Peking zurückkehren. Sie glaubte hier einige Zeit verweilen zu können, um die angefangenen Handelsunterhandlungen zu beendigen, hatte hier auch während ihres Aufenthalts in Jehol ein reichverziertes Paradezimmer in ihrer alten Wohnung zubereiten laffen, als fie ganz unerwartet Befehl zur Abreife erhielt. Vorher wurden dem Hofe die in Peking zurückgebliebenen Gefchenke von feinen Wollenwaaren, phyfikalifchen Apparaten und mancherley Kunftwerken übergeben. Sie fchienen aber nicht den erwarteten Eindruck zu machen. Zwey Camerae obfcurae wurden als Kinderfpiele zurückgegeben, und den mitgebrachten englifchen Artilleriften ward nicht erlaubt, ihre Gefchicklichkeit beym Laden, Abfeuern etc. des Gefchützes zu zeigen, fondern die Chinefen behandelten fie auf ihre Weife, ohne dafs man erfahren hätte, wie ihnen die Kanonen und andere Gefchenke gefielen.

Kaum hatte fich die Gefandtfchaft 14 Tage in Peking verweilt, als fie, wie gefagt, genöthigt wurde, abzureifen. Alle Vorftellungen dagegen waren ohne Wirkung, und fie mufste den Tag nach erhaltenem Befehl aufbrechen. Die Veranlaffung diefer unerwarteten fchleunigen Abreife blieb der Gefandtfchaft verborgen; wahrfcheinlich erzeugte fie der herannahende Winter, oder falfche Gerüchte, die von dem Betragen der Engländer in dem angränzenden Indien ausgefprengt waren. Auf der Rückreife fand die Gefandtfchaft fehr viele Tabakspflanzungen, und bemerkte die Allgemeinheit des Tabakrauchens, fo dafs fogar Kinder, die kaum die Pfeifen halten konnten, gleich den Erwachfenen rauchten. Sie fah auch die von andern fchon bemerkte Fifcherey, durch dazu abgerichtete Waffervögel von der Gröfse einer Gans. Diefe wiffen bey der grofsen Menge damit befchäftigter Fahrzeuge die Kähne ihrer Herrn genau zu unterfcheiden. Damit fie aber nicht felber die Beute verzehren, tragen fie einen engen Ring um den Hals, der fie am Schlucken verhindert. In Canton waren die Ruderer der kleinen Böte und Fahrzeuge meiftentheils Weiber, davon manche ein Kind an der Bruft und ein anderes auf dem Rücken trugen. Die Winterjahrszeit ift hier fo rauh, dafs fehr viel Pelzwerk getragen wird, wie unter andern die grofse Menge der Bundfütterer-Buden beweifet. Andere Läden hatten aufser den chinefifchen auch englifche Auffchriften. Sonft erfahren wir aus diefem Werke über Canton wenig Belehrendes. Macao, wo die Gefandtfchaft einige Zeit verweilte, liegt nach unferm Vf. nicht auf einer Infel, fondern auf dem feften Lande. Das Gebiet der Portugiefen beträgt etwa 4 englifche Meilen in der Länge, und 1½ in der Breite. Keiner darf fich aber über die von den Chinefen befetzte Gränze oder aufserhalb der Landenge wagen, wodurch Macao mit dem feften Lande zufammenhängt. Zuletzt find noch einige zerftreute Bemerkungen über China angehängt, die von einem andern Begleiter der Gefellfchaft herrühren, die zum Theil gegen *Grofiers* Befchreibung des chinefifchen Reichs gerichtet find. Nach diefen werden keine fremden Sklaven in China eingeführt, ob es gleich eingeborne Leibeigene giebt, auch Verbrecher zur Sklaverey bey öffentlichen Arbeiten verdammt werden. In den Vorftädten von Canton traf der Vf. unter andern einen chinefifchen Krämer, der von Hn. *Wilberforce* und deffen Bemühungen, die Neger-

Negersklaverey abzuschaffen, ziemlich unterrichtet war. Ferner Witterungsbeobachtungen im Hafen Chusery am Bord eines englischen Schiffes angestellt, nebst einem sehr kurzen chinesischen Wörterbuch, das nur zwey Seiten beträgt. Wir führen daraus blofs an, dafs der Thon, Tchau (*Tscha.*) und Toback, Yien bey den Chinesen genannt werden.

Edinburg, b. Creech und andern Buchh.: *Statistical Account of Scotland* drawn up from the Communications of the Ministers of different Parishes. Vol. V. 1793. 591 S. Vol. VI. 629 S. Vol. VII. 625 S. Vol. VIII. 652 S. Vol. IX. 640 S. Vol. X. 1794. 637 S. Vol. XI. 627 S. Vol. XII. 622 S. Vol. XIII. 664 S. 8.

Plan und Ausführung dieser Sammlung, die einer vollständigen allgemeinen Staatsbeschreibung von Schottland zur Grundlage dienen soll, sind unsern Lesern schon aus der Anzeige der ersten vier Bände in unsern Blättern bekannt. Der Herausgeber liefs nämlich um das J. 1790, für die sämmtlichen schottischen Geistlichen verschiedene Fragen über Bevölkerung, Gewerbe, Producte, den Ackerbau, die Viehzucht, den Preis der Lebensmittel, der Handarbeit und andere dahin gehörige Gegenstände drucken, und erbat sich darüber eine möglichst vollständige Antwort von einem jeden Kirchspiele, grofs und klein, aus allen Gegenden des Königreichs. Diese Antworten oder die speciellen Beschreibungen einzelner Kirchspiele in den Städten sowohl als auf dem platten Lande sind hier, mit den eigenen Worten ihrer Vf., so wie sie einliefen, abgedruckt, und auf diese Art von den 909 Kirchspielen, welche Schottland enthält, 659 beschrieben worden.

Die Beschreibungen selber sind, wie sich leicht begreifen läfst, sehr verschieden ausgefallen, nachdem sich ihre Vf. mehr oder weniger für Hn. Sinclairs Plan interessirten, oder mehr oder weniger Schwierigkeiten bey Herbeyschaffung der Materialien zu überwinden hatten. Daher auch einige kaum ein paar Blätter einnehmen. Solche Gegenstände, welche mit zur geistlichen Amtspflege gehören, wie Geburten, Todtenregister, wirkliche Volkszahl, geistliche Einkünfte, Zahl und Verpflegung der Armen, sind allemal gut und zweckmäfsig behandelt. Von manchen Kirchspielen findet man hier sogar die detaillirtesten Bevölkerungslisten, von ganzen Jahrreihen, nach dem Alter und den Ständen der Einwohner; dagegen ist oft auf blühende Gewerbe, Hauptmanufacturen des Königsreichs nicht allemal gehörige Rücksicht genommen. So haben wir über den schottischen Rindviehhandel nach England; selbst bey den Ortschaften, wo die stärksten Viehmärkte gehalten werden, nicht die erwarteten Nachrichten gefunden. Das Eisenwerk bey Carron ist ganz oberflächlich beschrieben, und der Wachsthum des Glasgawerhandels ist in der Beschreibung dieser Stadt zu kurz berührt worden. Ueberhaupt haben wir gefunden, dafs die Geistlichen der äufsersten rauhesten Hochlande und der unwirthbarsten Inseln die Eigenthümlichkeiten ihrer Gegend treuer und belehrender geschildert haben, als die in den grofsen Städten und in den blühendsten Districten von Schottland. Gemeinhin haben auch beide unterlassen, die Menge der zahlreichen Dissentercongregationen, nach ihrer Entstehung, und den Unterscheidungslehren von der herrschenden Kirche anzugeben. Wir lesen daher: an diesem Orte sind so und so viel Seceders, Burghers, Antiburghers, Cameronians, Glassiles etc., ohne etwas mehr von diesen Sectirern zu erfahren.

Da der Herausgeber die Auffätze so abdrucken liefs, wie sie ihm aus verschiedenen Gegenden eingesandt wurden, so ist dadurch für Leser, die Schottland aus diesem Werke kennen lernen wollen, die äufserst beschwerliche Arbeit entstanden, dafs sie alle Theile vor sich liegen haben müssen, um den gegenwärtigen Zustand einer Grafschaft zu beurtheilen. Nach unserm Bedünken hätte Hr. *S.* auch manche Beschreibungen, zumal wenn sie sich über benachbarte Kirchspiele erstrecken, ohne Bedenken abkürzen, oder dabey auf frühere Beschreibungen angränzender Kirchspiele verweisen können, zumal da Klima, Fruchtbarkeit des Bodens, Ackerbau, Preis der Dinge, Lebensart der Einwohner gröfstentheils übereinstimmen.

Bey alle dem bleibt das Werk ein gut ausgeführtes Unternehmen, das man in Deutschland schwerlich wagen möchte. Ueberall zeigt sich darinn Schottland im Zunehmen und von einer ganz andern Seite, als man es selbst in England zu betrachten gewohnt ist, und aus diesen speciellen Beschreibungen werden nicht blofs Statistiker, sondern Gelehrte von allen Classen reichen Stoff zum Nachdenken finden und mannichfaltige Erfahrungen sammeln können. Selbst Sprach- und Alterthumsforscher werden darinn auf unerwartete Aufschlüsse in ihren Lieblingsfächern stofsen.

Da ein Werk dieser Art sich nur im Allgemeinen anzeigen läfst, und mitten in Deutschland über die Richtigkeit der einzelnen Angaben, für welche uns ohnehin die Kenntnisse und Genauigkeit des patriotischen Herausgebers bürgen, eine genauere Prüfung nicht wohl möglich ist, so begnügen wir uns, blofs folgende kleine Proben auszuheben, um auf so mancherley darin versteckte interessante Nachrichten aufmerksam zu machen.

In dem Hochlande sind noch die Hofedienste sehr gemein, auch findet man hin und wieder die Rauchhühner: doch viele Güterbesitzer haben sie ihren Bauern erlassen und fodern nur in der Aernte bestimmte Arbeiten. Die Criminaljustiz war vor Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit (1748) sehr mangelhaft. Begüterte hatten immer Mittel in Händen, sich von der verwirkten Strafe loszukaufen, dagegen die Armen die Uebertretung der Gesetze desto härter büfsen mufsten. London wird von den nördlichen und östlichen Küsten von Schottland mit Fischen versehn. Das einzige Kirchspiel Torbat in Rosshire, schickt in einem Jahre 50,000 Hummern dahin. Vor 40 Jahren fand man in manchen Kirchspielen keine Taschenuhr, keinen Theekessel, aufser etwa beym Prediger; jetzt ist jedes Haus damit versehen. In der Grafschaft Forfar ward 1760 noch kein Weizen ausgesäet, keine Kartoffeln, kein Kohl

gepflanzt; jetzt sieht man diese Producte auf allen Fel-
dern. Damals erhielt ein Tagelöhner 6 Pence eng-
lisch, jetzt täglich einen Schilling. Dergleichen Ver-
gleichungen über Veränderung der Sitten und Lebens-
art sind von mehreren Orten gesammelt, und vor al-
len zeichnen sich in dieser Schrift *Creech's* Bemerkungen
über Edinburg aus. Die Baumwollenfabriken von Glas-
gow, für welche auch die benachbarten Grafschaften
arbeiten, haben sich unglaublich vermehrt. Sie be-
schäftigten im J. 1791 15000 Stühle, und da man auf
jeden Stuhl, an Kindern und Erwachsenen, 9 Perso-
nen im Durchschnitte rechnen kann, 135000 Seelen.
Der Werth der darauf verfertigten Waaren betrug
1500,000 L. In der Stadt leben jetzt 61,915 Seelen,
da man dort 1755, bey der angestellten Zählung nur
23326 fand. Greenock in Renfrew ist ebenfalls ein an-
sehnlicher Handelsplatz, den jetzt auf 1000 Schiffe und
Küstenfahrzeuge besuchen, deren Ladungen an 60,000
Tonnen betragen. Sie treibt auch grossen Heringsfang
und 1791 wurden hier 53400 Tonnen eingeführt. Sie
liegt in der Nachbarschaft des bekannten Glasgower
Kanals, von dem eine ausführliche Beschreibung im
fünften Theil gegeben wird, doch diese kann man auch
deutsch in Sprengels Auswahl der neuesten Nachrich-
ten für die Völker- und Länderkunde, Th. 4. S. 201.
finden. Paislei hat 13800 Einwohner, und ist eine
sehr blühende Manufacturstadt, ihre seidenen Flore,
von denen hier jährlich für 350,000 L. gemacht wer-
den, fanden vor der Revolution selbst in Paris Abneh-
mer. Unter den östlichen Städten ist Dundee ein sehr
betriebsamer Ort von 24000 Einwohnern. Zu den
Landesabgaben bezahlt er jährlich zwischen 56 bis
60,000 L., und darunter an Tabaksaccise 4,900 und
an Zuckerimpost 9315 L. Um das J. 1745 ward hier
beym Zollhause noch kein Thee angegeben. Viele
Landkirchen in Schottland sind, weil man die Einge-
pfarrten nicht zur Reparatur zwingen kann, äusserst
verfallen, manche haben weder Glocken noch Kirchen-
stühle. In der Schule zu St. Andrews heisst der Kna-
be, der den Lehrern um Lichtmess das ansehnlichste Ge-
schenk bringt, *König*. Sein Reich dauert sechs Wochen.
Er kann in dieser Zeit wöchentlich einen freyen Wo-
chentag für seine Mitschüler erbitten, auch alle Strafen
erlassen. Die grösste Zahl der auf der dortigen Univer-
sität Studirenden ist 137. Die Abgabe von allen in
Schottland verbrauchten Kohlen ist nur 11,000 L., und
doch führen die Einwohner besonders in den Hochlan-
den laute Klagen über diese Taxe, noch mehr aber über
den Salzimpost und die damit verknüpften Beschwer-
den für die Fischer.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Neues Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf das Jahr* 1795. I. Theil. 492 u. 63 S. II. Th. 636 S. gr. 8.

Den vorigen Jahrgang haben wir (1794. Nr. 314.) umständlich angezeigt, und verweisen darauf um so lieber, da diese Anzeige wirklich benutzt worden zu seyn scheint. Jedoch klagen die Herausgeber in der Vorrede noch immer über den Mangel an Unterstützung, welche ein so gemeinnützliches Werk doch allerdings verdient. Die Artikel von *Frankreich* und Holland sind noch unverändert.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Ruppin, b. Kühn: *Verstandesübung durch die Rechenkunst fürs gemeine Leben.* N. Aufl. 1795. 78 S. 8. (6 gr.)

Hildburghausen, b. Hanisch: *Erster Unterricht in der Religion für Kinder.* Von D. J. G. *Rosenmüller.* 6te Aufl. 1794. 100 S. 8. (4 gr.)

Magdeburg, b. Creutz: *Unterricht für ein junges Frauenzimmer das Küche und Haushaltung selbst besorgen will,* aus eigner Erfahrung mitgetheilt von einer Hausmutter. 1ter B. N. Aufl.

Auch unter dem Titel:

Magdeburgisches Kochbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen. Nebst einer Anweisung in andern zu einer guten Haushaltung gehörigen Wissenschaften. 1ter B. N. Aufl. 1795. 608 S. 8. m. K. (1 Rthlr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. London (?) *Vergleichende Züge zwischen Anton Raphael Mengs, und Sir Josua Reynolds,* von *A. J. L.* von *Wackerbart.* 1794. 23 S. 4. So viel es itzt auch junge Leute gibt, die ohne Beruf und Fähigkeit Schriftsteller werden wollen, so ist doch vielleicht noch niemals einem seine Arbeit so sehr misrathen, wie dem Hn. v. *W.*; so dass wir uns genöthigt sehen, seine Vergleichung zwischen *Mengs* und *Reynolds* für *unübertrefflich schlecht* zu erklären. Wir müssten die undankbare Mühe übernehmen, Wort für Wort zu widerlegen, wenn alles Verworrene, Schiefe und Falsche, was darinn enthalten ist, angezeigt und berichtigt werden sollte. Wir wollen zum Beweis nur kurz bemerken, dass behauptet wird: Mengs habe mit einer Schnelligkeit gemalt, *die ausser Rubens und ihm vielleicht kein Nachfolger Adams weiter besass.* Ueber die Schule von Athen lässt sich der Vf. also vernehmen —: *„Jenes berühmte Karikaturgemälde des Königs aller Maler"* !!! Endlich erhellet die Gründlichkeit seiner historischen Kenntnisse daraus, dass er versichert, *der geistreiche Perikles habe dem geschickten Apelles eine Leichenrede gehalten.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. September 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Augsburg, b. Riegers Söhnen: P. *Gottfridi Lumper*, Monachi Benedictini Imperialis Monasterii ad S. Georgium Hercyniae Silvae, p. t. Philosophiae in Caesareo-Regio Lyceo P. P. Benedictinorum in Villingen Professoris, *Historia theologico-critica de vita, scriptis atque doctrina SS. Patrum, aliorumque Scriptorum Ecclesiasticorum trium primorum Seculorum*, ex virorum doctissimorum litterariis monumentis collecta. *Pars XI.* complectens praeter Novatiani et Cornelii, potissimum S. Cypriani vitam scripta et fidei doctrinam. 1795. 659 S. gr. 8.

Cornelius, Bischof zu Rom seit dem J. 251, mit dem Hr. *L.* diesen Theil anfängt, hat nur zu 19 Seiten Stoff hergegeben, und gehört auch eigentlich nicht unter die Gelehrten der alten Kirche. Sonderbar genug, dass in diesen ersten Jahrhunderten kein einziger römischer Bischof sich durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit, oder als vorzüglicher Schriftsteller, ausgezeichnet hat! — *Novatianus*, sein übelberüchtigter Gegner, ist desto merkwürdiger. (S. 20—58.) *Walchs* Anmerkungen wider *Lardnern*, der die Erzählung der Griechen vom N. für die richtigste hielt, werden eingerückt. Dass aber der Vf. dem N. *diram amentiam* Schuld giebt, dazu sehen wir keinen Grund: Denn die schwarzen Schilderungen, welche man von ihm liest, rühren ja nur vom *Cornelius* und seinem Freunde *Cyprianus* her. Auch entscheidet der Vf. nicht, ob *Nov.* unter die Ketzer oder Schismatiker gehöre; es komme hier auf den verschiedenen Begriff vom Ketzer an; als wenn es so schwer wäre, diesen festzusetzen. Auf die Beschreibung seiner Schriften folgt noch besonders ein Abriss seiner Lehre: *puncta dogmatica de Deo, etc.* Er wird durchaus rechtgläubig befunden, und nach *Bulls* Anleitung wider *Petav* vertheidigt, der ihn zum *Arianer* machte. — Allen übrigen Platz in diesem Theil nimmt *Cyprianus* ein. Seine weitläuftige Lebensbeschreibung steht voran, wo der Vf. sich unter andern bemüht zu beweisen, dass er nie verheyrathet gewesen sey, und noch als Katechumenus sich der Enthaltsamkeit gewidmet, auch seine Güter unter die Armen vertheilt habe. Zu leicht glaubt er überhaupt alles, was denselben bewundernswürdig machen kann, z. B. S. 73, dass ihn Gott unmittelbar erinnert habe, der Verfolgung durch die Flucht zu entgehen. Von S. 92 an, werden seine sämmtlichen Schriften in einen Auszug gebracht, und mit mancherley Erläuterungen begleitet. Wider *Semlern* wird die Aechtheit des Buchs von den Abgefallenen behauptet. Des P. *Nourry Diss. de Cypriani Libro ad Demetrianum* findet man S. 174 f. ganz eingerückt. Von *Cyprians* unächten und verlornen Schriften handelt der Vf. ebenfalls umständlich. Am ausführlichsten ist er in der Entwicklung seines Lehrbegriffs, (S. 380 ff.) nachdem er vorher (bis S. 397) die Urtheile und Lobsprüche von ihm aus ältern und neuern Zeiten gesammelt hat. Er bedient sich aber hier einer schon vorhandenen Arbeit eines seiner Ordensgenossen: *Observationes dogmaticae et disciplinares in D. Cyprianum a Prudentio Marano adornatae.* (S. 398 f.) Wir brauchen es daher um so weniger erst zu zeigen, wie er es anfängt, um Pabstthum und röm. kathol. Glauben beym *Cyprian* zu finden. Zwar erregt es dagegen eine nicht geringe Schwierigkeit, dass *Cyprian* die Ungültigkeit der Ketzertaufe wider den röm. Bischof *Stephanus* mit einem Nachdrucke, der bis zur Heftigkeit gieng, vertheidigt; dass der darinn mit ihm einstimmige Bischof *Firmilianus* dem *Stephanus* eine offenbare Thorheit, und beide eine Abweichung vom ächten Glauben vorgeworfen haben; dass *Cyprian* ausdrücklich sagt, es gebe keinen *episcopum episcoporum;* ein Bischof könne eben so wenig einen andern richten, als er von einem andern gerichtet werde, die Kirche sey auf die Bischöfe erbauet und gegründet, u. dgl. m. Allein da er doch sehr ehrerbietig von der römischen Kirche spricht; ihren Bischöfen den ersten Rang, die Nachfolge *Petri*, u. dgl. m. einräumt: so müssen solche Ehrenbezeigungen bey dem P. *L.* mehr gelten, als Thatsachen und wirkliche Widersprüche. Es erregt auch sonst Mitleiden, zu sehen, welche gekünstelte oder gewaltsame Wendungen er nöthig hat, um *C.* überall in seine Kirchengemeinschaft zu ziehen. So beweist er S. 484 daraus, weil *C.* die Feyer des Abendmahls in den Morgenstunden nicht, wie es *Christus* gehalten hatte, des Abends, vorzog, dass er auch nicht die *communionem sub utraque specie* für nothwendig gehalten habe. Wir gönnen ihm solche Beweise gar gern; auch dass er alle Gesichte, göttliche Offenbarungen und Wunder treuherzig glaubt, welche der heil. *Cyprian* erzählt, (ob es gleich schon zu seiner Zeit böse Leute gab, die sie nicht glauben wollten.) Nur sollte er nicht, (wie S. 150 f.) protestantische Schriftsteller, die ganz anders davon urtheilen, so anführen, als wenn sie ihm darinne Beyfall gäben.

1. Königsberg, in der Hartungischen Buchdruckerey: *Die christliche Lehre im Zusammenhang.* Auf allerhöchsten Befehl für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit umgearbeitet, und zu einem allgemeinen Lehrbuch in den niedern Schulen der königl. preuss. Lande eingerichtet. Nebst Luthers kleinem Katechismo, und einer Sammlung geistlicher Lieder, heraus-

herausgegeben von D. *Samuel Gottlieb Walk.* 168 S. 8.

2. Göttingen, b. Dietrich: *Praktische Katechisationen über die Lehre von Gott und seinen Eigenschaften*, zum Gebrauch für Jugendlehrer und Eltern; von *Z. Wohlers*, Pred. zu Stotel im Herzogth. Bremen. 1795. 168 S. 8.

3. Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Katechetische Unterredungen über religiöse Gegenstände*, in den sonntägigen Versammlungen in der Freyschule zu Leipzig gehalten, von M. *Jo. Christian Dolz.* Mit einer Vorrede von dem Herrn Domherrn D. *Rosenmüller.* 263 S. 8.

Wir nehmen diese drey Bücher zusammen, weil sie nicht nur insgesammt Lehrbücher der Religion, sondern auch Lehrbücher derselben in katechetischer Form sind. Auch haben sie darinn eine gewisse Aehnlichkeit mit einander, dass sie für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit eingerichtet sind; nur freylich weder auf dieselbe Art, noch in demselben Sinne. Denn das erste gehört offenbar für Menschen, welche das gegenwärtige Zeitalter der Aufklärung für einen gefährlichen Feind der christlichen Religion ansehen, und daher demselben mit aller Macht des alten Systems- und Kirchenglaubens die Spitze bieten zu müssen meynen. Die beiden letztern hingegen gehören für Leser, die das jetzige Aufklärungszeitalter für die Beförderung der reinen Jesuslehre, mehr heilsam, als derselben nachtheilig achten; insofern dasselbe nämlich das eigentliche und wahre Christenthum immer mehr von menschlichen Zusätzen zu reinigen, und zu einer Sache des Herzens und Lebens zu machen bemüht ist. Daher wird man sich nicht wundern, wenn man in

No. 1. Die Stelle 1 Jo. 5, 7 als Beweis für die Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit angeführt, und ebendaselbst S. 16 behauptet findet, diese Lehre von der Trinität sey schon aus dem A. T. erweislich, und zwar α) aus den Stellen, wo Gottes, des Sohnes Gottes, und des Geistes Gottes gedacht wird Jes. 48, 16. Jes. 61, 1. Prov. 30, 4. β) aus der Schöpfungsgeschichte Gen. 1, 1—3 wo ja ausdrücklich stehe, der Geist Gottes habe auf den Wassern geschwebet; und aus der Vorstellung, die David davon mache Ps. 33, 6 wo es ja heisse, der Himmel sey durchs Wort des Herrn gemacht — (sehet hier offenbar die 2 und 1 Person der Trinität! — und alle sein Heer durch den Geist seines Mundes — sehet hier eben so offenbar die 3!) — Man wird sich nicht wundern, wenn das, dass die Schöpfung der Welt ein Werk des heil. Geistes sey, aus Hiob 33, 4 bewiesen wird: Der Geist Gottes hat mich gemacht, und der Odem des Allmächtigen hat mir das Leben gegeben S. 18, 19; oder, wenn das, dass insbesondere an der Schöpfung des Menschen alle drey Personen in der Gottheit gearbeitet haben, aus Genes. 1, 26 bewiesen wird S. 28. Eben so wird in diesem Lehrbuche auch behauptet S. 32: Die Menschen *würden* nicht erst in der Welt böse, sondern sie würden nur noch schlimmer. Böse seyen sie folglich schon bey ihrer Geburt, und wohl gar noch im Mutterleibe, nach Ps. 51, 7. Der ganze Wandel der Menschen, wie sie von Natur seyen, bestehe in lauter wirklichen Sünden S. 33 u. s. w.

Die Sammlung geistlicher Lieder, die dieser christlichen Lehre im Zusammenhange angehängt ist, gehört grösstentheils in eben dem Sinne für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit, in welchem das ganze Buch für sie geschrieben ist. Denn die ersten 36 Lieder in dieser Sammlung sind alte bekannte Kirchenlieder, worinn man alle Anstössigkeiten in Gedanken und Ausdrücken sorgfaltig beybehalten findet. Wenn das auf ausdrücklichen höchsten Befehl geschehen musste, und diese Lieder durchaus nicht mit den glücklichen und zweckmäsigen Verbesserungen, wie man sie in dem neuen Berliner Gesangbuche findet, zum Gebrauch für die Jugend abgedruckt werden durften; nun, so musste man sich freylich einer solchen Nothwendigkeit gehorsam unterwerfen. Aber wenn ein Doctor und Professor der Theologie, wie Hr. *W.* ist, sich dadurch berechtiget glaubt, über den Hn. *C. R. Niemeyer* in Halle, der diese alten Lieder in einem herausgegebenen Gesangbuche für höhere Schulen zum Theil weggelassen, zum Theil verändert hat, die gewiss nicht freundschaftliche Bemerkung zu machen: *es sey das ein Verfahren, das zu allen Zeiten und bey sehr vielen redlichen Freunden der reinen Lehre und wahren Gottseligkeit manchen Widerspruch gefunden habe;* so muss man doch in seinem Glauben entweder an die Einsichten, oder an die Moralität eines solchen Eiferers beynahe irre werden. Denn, um ein *redlicher Freund der reinen Lehre, und wahren Gottseligkeit* zu seyn, darzu gehört doch warlich nicht, dass man mit Hn. *W.*, aus No. 6, v. 7, 8 seiner Sammlung, singt:

O bleicher Mond, halt eiligst ein
Den blassen Schein auf Erden!
Wirf *deinen Glanz* zum Stall hinein:
Gott *soll gesäuget werden!*
Ihr hellen Sterne, stehet still,
Und hört, was euer Schöpfer will,
Der hart und ungewieget
In einer Krippen lieget.

v. 8. Du dummes Vieh, was blöckest du,
Dort bey des Herren Mutter?
Immanuel hält seine Ruh,
Allhier auf dürren Futter:
Dem alle Welt soll dienstbar seyn,
Liegt hier; *hat weder Brod noch Wein,*
Die Wärme muss er meiden,
Frost, Blöss und Hunger leiden.

oder, dass man aus No. 19, v. 4 zum heiligen Geiste bete:

So elend ist des Herzens Haus,
Ach! kehre ein, und fege aus
Den Schlamm und Koth der Finsternissen,
Ergänze, was daselbst zerrissen,
Zerstör das faule Sündennest,
Das sich auf Belial verlässt.

Und

Und lass mich aus der Knechtschaft gehen,
Und in der süssen Freyheit stehen.
Hallelujah :|:

Wahrhaftig, wer solche Ungereimtheiten zum Kern der alten Lieder rechnen kann, wie das Hr. *W.* zu thun scheint, dessen Urtheilskraft und Geschmack mag Rec. nicht beneiden.

N. 2. Die praktischen Katechisationen des Hn. Pred. *Wohlers*, sind ein sehr guter und zweckmäsiger Unterricht von Gott und seinen Vollkommenheiten, vor welchem die nöthigen Vorerkenntnisse von der Absicht, Anordnung, und Einrichtung der Natur, von der Grösse der Welt und Mannichfaltigkeit der Geschöpfe, von der Ordnung und Schönheit der Welt vorausgeschickt werden, und worauf dann die eigentlichen katechetischen Unterredungen über die Lehre von Gott folgen. Der Vf. versteht die Kunst recht gut, den Kindern deutliche und richtige Begriffe von dem beyzubringen, womit er sie bekannt machen will, und die Wahrheiten der Religion aufs Herz und Leben anzuwenden. Darum verdienen auch diese Katechisationen mit Recht den Namen der praktischen. Denn allenthalben wird auf Gebrauch und Anwendung dessen, was gelehrt wird, hingewiesen, und, nach der Erklärung jeder göttlichen Eigenschaft werden jedesmal die Gesinnungen und Empfindungen angegeben, und zu denselben ermuntert, die aus der Ueberzeugung von Gottes Vollkommenheiten entspringen müssen, wenn unsere Gotteserkenntniss auch wahre Gottesverehrung werden soll. Mit Vergnügen sieht daher Rec. der Fortsetzung dieser nützlichen Arbeit des Vf. entgegen, und wünscht sie in den Händen aller Jugendlehrer und Aeltern, die sich mit ihren Zöglingen und Kindern über diese wichtigen Dinge unterhalten wollen.

No. 3 ist ebenfalls eine gut angelegte Sammlung katechetischer Unterhaltungen, die den Einsichten des Vf. und seiner Geschicklichkeit in dieser Art des Unterrichts grosse Ehre macht. Sie besteht aus XV gut ausgearbeiteten Katechisationen über folgende Sätze: Was ist christliche Religionslehre? und was verdient überhaupt den Namen christlich? Ueber einige Arten des religiösen Aberglaubens; über den Verfall der Sittlichkeit und Religion unter den Juden, vor, und zu Jesu Zeiten; Jesus, als Freund und Wohlthäter der Kinder; über den Glauben an Unsterblichkeit; über den hohen Werth der Unschuld; auch die Freude selbst ist Tugend, aber heilig muss sie seyn; von der Wohlanständigkeit; Gott ist Erhalter der Welt; die Aerntefeyer als ein Dank und Freudenfest für junge Menschen; mit welchen Empfindungen betrachtet der denkende und gefühlvolle Mensch den gestirnten Himmel? Auch im Winter ist Gottes weise Vatergüte sichtbar u. s. w. Alle diese Themen, auch das von historischem Inhalte, sind durchaus praktisch behandelt, und entsprechen ganz, in Absicht auf Auswahl und Vortrag, den Foderungen und guten Eigenschaften, worein Hr. D. in seiner Vorerinnerung das Wesen einer guten und zweckmäsigen Katechisation mit Recht setzt. Rec. stimmt daher gern in das Lob ein, welches Hr. D. *Rosenmüller* dem Vf. in seiner Vorrede zu diesem Buche ertheilt, die einen schönen Beytrag zur Geschichte der Katechetik seit der Reformation, und einige für jeden Jugendfreund gewiss erfreuliche Nachrichten von dem glücklichen Fortgange der Leipziger Freyschule enthält. Beym Anfange der XII Unterredung über den Satz, dass Gottes weise Vatergüte auch im Winter sichtbar sey, worzu wir lieber Ps. 147. 16, 17 als die Stelle, Hiob 37, 9 gewählt hätten, schien Rec. folgende Gedankenreihe nicht natürlich genung:

Hiob 37, 9. Von Mitternacht her kömmt Kälte und vom Odem Gottes kommt der Frost.

Lehrer. Wem schreibt der Verfasser des Buchs Hiob den Frost zu?

Schüler. Dem Odem Gottes.

L. Was heisst das in der Dichtersprache der Bibel?

S. Es heisst soviel, als Wind.

L. In welcher Jahreszeit tritt denn Frost und Kälte ein?

S. Im Winter u. s. w.. Wir würden hier zur zweyten Antwort des Schülers noch hinzugefügt haben: Ja, Odem Gottes heisst Wind, insofern derselbe von Gott durch die Kräfte und Gesetze der Natur bewirkt wird. — Wir würden fortgefahren seyn:

L. Aber was sind das nun wohl für Winde, wodurch Gott, zu Folge dieser Stelle der Bibel, Kälte und Frost bewirkt? Rauhe oder sanfte? Angenehme oder unangenehme?

S. Rauhe, unangenehme. *L.* Wie scheint daher wohl der Winter, in welchem man solche Winde, und ihre Wirkungen empfindet, für Menschen und Thiere zu seyn u. s. w.

Jedoch das ist eine Bemerkung, die der Güte des Ganzen keinen Eintrag thun, sondern vielmehr die Aufmerksamkeit zu erkennen geben soll, womit Rec. das treffliche Büchelchen des Vf. gelesen, und dabey sich an das Vergnügen zurückerinnert hat, womit er einmal selbst bey einer festlichen Katechisation in der Freyschule sein Zuhörer war.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Schneider u. Weigel: *Kurzgefasste Naturgeschichte nach den drey Reichen der Natur.* Ein Handbuch zum Unterricht für Jünglinge und Erwachsne. Von D. *Johann Jacob Kohlhaas*, zweytem Stadtphysikus in Regensburg. *Erster Theil.* Thierreich. Inn- und ausländische Säugthiere. (24 Bogen; ohne das Register und Vorrede. (*Zweyter Band.* Thierreich, Vögel, Amphibien, Fische, Insecten, Gewürme, Pflanzen und Mineralreich. (Zusammen 33½ Bogen mit dem Register). Mit Kupfern. 1794. 8.

Dass in dieser Schrift viel Wissenswerthes zusammengedrängt sey, und dass der Vf. sich bemüht habe, eine so vollständige Auswahl zu treffen, als der Raum nur gestatten wollte, ist ohne Unbilligkeit nicht zu läugnen. Indess etwas, das er selbst neu gedacht, oder nur nach eignen Gründen neu geordnet hätte, konnte Rec. nicht bemerken. So viel Mühe sich der Vf. gegeben haben mag, die Materien in eine schickliche Folge zu bringen, so ist es ihm doch, da er alles in numerirte Paragraphen, meist ohne Ueberschriften und einleuchtende Be-

ziehung geordnet hat, nicht vollkommen gelungen, und diesem wesentlichen Mangel einer Schrift für Anfänger hilft das Inhaltsverzeichniss nur wenig ab. Dass der Vf., *Schrebers* von ihm angeführter Bestimmung ungeachtet, den Känguruu zu den Springhaasen rechnet, dass er, bey der Befolgung von *Blumenbachs* System, die *Amphibia nantes* (die dieser schon vor mehrern Jahren, so wie nachher noch andre Mängel seiner eignen Anordnung, auf eine, jedem Naturforscher geziemende Art, aus Ueberzeugung verändert hat,) noch ohne Bedenken anführt, dass er bey den Insecten über *Fabricius* nicht Ein Wort verliert, und die Empfindlichkeit der Dionaca mit der thierischen für einerley hält, sind Uebereilungen, oder zeigen, dass es dem Vf. um eignes Prüfen, und um Genauigkeit der Grundlage nicht ganz zu thun war. Die bestimmt benannten, wohl in vielen Fällen noch sehr unsichern, Arten der Versteinerungen in einem weitläuftigen Verzeichniss haben in dieser Elementarschrift keine schickliche Stelle. Wegen der Pflanzen bezieht sich der Vf. auf ein andres ausführlicheres Werk, und fasst sich nur kurz. Die Kupfer sind, (einige sehr schlechte, z. B. vom Maulwurf und fliegenden Eichhorn, ausgenommen) gröfstentheils gut. Warum es aber den Verlegern (denn von deren Belieben scheint es, laut der Vorrede, abgehangen zu haben, welche und wieviel Bilder sie in den Kauf geben wollten) eingefallen ist, nicht von allen Classen, sondern blofs von Säugthieren und Vögeln Abbildungen beyzufügen, läfst sich, wenigstens aus der Absicht des Buches, nicht füglich errathen.

London, b. White u. Söhnen: *Caroli Linnaei Flora Lapponica*, exhibens plantas per Lapponiam crescentes, secundum systema sexuale, collectas in itinere impensis soc. reg. scient. Upsaliensis anno 1732 instituto, additis synonymis, et locis natalibus omnium, descriptionibus et figuris rariorum, viribus medicatis et oeconomicis plurimarum. Editio altera, aucta et emendata, studio et cura *Jacobi Eduardi Smith.* 31 Bogen, 13 Kupfertafeln. 1792. 8.

Die Seltenheit des Originalwerks bewog Hn. *S.* zu dieser neuen Ausgabe, die er, als Besitzer des Linneischen *Herbariums*, zu besorgen am meisten Beruf hatte. Er fügte die handschriftlichen Anmerkungen bey, die *Linné* seinem Exemplare beygeschrieben hatte. Die Namen und Synonymieen hat er aus spätern Schriften berichtigt. Auf 55 Arten, die nach der Erscheinung der *Flora lapponica* in Lappland gefunden wurden, sind von ihm nachgetragen, und mit einem Sternchen bezeichnet. Hn. *Afzelius* verdankt er manche Nachrichten, die ihm derselbe bey seiner Anwesenheit in England mittheilte. Für die Käufer dieser neuen Ausgabe wird der Umstand besonders angenehm seyn, dass sie die nämlichen Kupfer enthält, die zum Originalwerke gehören, und von den Verlegern aus Holland erkauft wurden. In der Vorrede macht der Herausgeber dem Publicum Hoffnung zu einer von ihm besorgten neuen und fehlerfreyen Ausgabe des Linneischen Pflanzensystems, wobey es aber seine Pflicht seyn dürfte, auch auf das Rücksicht zu nehmen, was deutsche Botaniker für die Wissenschaft geleistet haben, und die er, *Gärtners* etwa ausgenommen, nach dem Verzeichnisse der benutzten Schriftsteller, wenig zu kennen scheint. Ob Hr. *S.* die Meynung widerlegen werde, ein solches Unternehmen sey nicht Eines Mannes Werk, muss die Erfahrung ausweisen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Pest*, b. Trattner: Hier sind von Zeit zu Zeit einige einzelne Gelegenheitsreden des Herrn *Johann Molnar*, Predigers der evangelischen Gemeinde zu Ofen und Pest, im Druck erschienen:

1) Rede von der Herrschaft Gottes über die Herzen und Unternehmungen des Menschen, vorzüglich der Könige, bey dem, am 18 Oct. 1789, wegen der Eroberung Belgrads gefeyerten Dankfeste. 1789. 8.

2) Das Bild Leopolds II, nach den Grundsätzen der Bibel und nach der Geschichte gezeichnet. Eine Predigt zum Andenken seiner Krönung zum Könige von Ungarn. 1791. 8.

3) Standrede bey dem Sarge der Frau Freyin von Podmaniczky, geb. Kisfaludy von Kisfalud, gehalten in Aszod, d. 5 Oct. 1794. 8.

Alle diese 3 Casualreden des Vf. und vorzüglich die mittelste, zeichnen ihn als einen sehr einsichtsvollen und würdigen Lehrer der Religion aus, der auch da mit der nöthigen Klugheit, und mit steter Hinsicht auf die Erbauung seiner Zuhörer aufzutreten weiss, wo die besondern Umstände diese Kunst nicht wenig erschweren. Die erste dieser Predigten ist über Prov. 21 und Ps. 33, 10, 11 gehalten, und führt den Satz aus, dass das menschliche Herz mit allen seinen Gedanken u. s. w. und folglich auch die Unternehmungen der Könige, sie mögen Frieden oder Krieg zum Gegenstande haben, von der allwaltenden Vorsehung geleitet werden. — Die 2, über 1 Tim. 2, 1—4, zeigt die Wünsche und Entschliessungen, von welchen christliche Unterthanen beseelt werden sollen, wenn sie sich ihren Regenten vorstellen. — Die 3, über Ebr. 13, 8. 9, handelt von der Festigkeit des Herzens im Christenthum.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. September 1795.

PHYSIK.

Weimar, in d. Hoffmann. Buchh.: *Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, auf das Jahr 1795.* Sechszehntes Jahr. 216 S. 12.

Die Einrichtung dieses Jahrgangs ist eben die, wie bey den vorhergehenden, die wir als bekannt bey unsern Lesern voraussetzen. Auch die Liste von den chemischen Taschen-Calender-Heiligen, — davon wohl manche einem würdigern Platz machen könnten, — sammt dem monatlichen lateinischen Küchenzettel, bezahlen nun die Käufer zum 16ten male. Die erste und zweyte Abtheilung könnte füglich unter eine Rubrik gebracht werden, da die erstere nicht sowohl neue, noch unbekannte Bemerkungen enthält, sondern grösstentheils Auszüge aus chemischen Zeitschriften liefert. Auch muss Rec. gleich Anfangs seine vorjährige Klage wiederholen, und die *unbedeutenden Aufsätze und trivialen Bemerkungen* wegwünschen. Hr. Prof. *Göttling* hat wahrlich den Rec. nicht recht verstanden, wenn er sich in der Vorerinnerung über diese Aeusserung beklagt; denn *nützliche* in der Chemie und Pharmacie von Andern gemachte Erfahrungen würde man mit Unbilligkeit *triviale* Bemerkungen genannt haben. Diese sind immer sammelnswerth, auch wenn sie Kleinigkeiten betreffen. Allein, wenn dergleichen Bemerkungen oft nur halb wahr, oft nur durch Nebenumstände herbeygeführt, oft nur durch die Unachtsamkeit des Beobachters veranlasst worden sind; dann nützen sie doch weder dem Anfänger, noch dem geübtern Scheidekünstler. Indessen hat Rec. weder durch diese, noch durch seine ältern, Anmerkungen das ganze Unternehmen des Hn. G. tadeln wollen; im Gegentheil glaubte er eben dadurch sein Wohlgefallen daran am besten zeigen zu können, wenn er selbigem noch mehrere Vollkommenheit wünschte. — Jetzt nur noch einige kleine Erinnerungen über die Aufsätze der ersten Abtheilung, und dann eine kurze Anzeige des übrigen Inhalts. — Die *essigsaure Schwererde* krystallisirt wohl nur dann, wenn die Essigsäure einen grösseren Antheil von Säurestoff, als der destillirte Essig, entweder an sich schon enthält, oder erst aus der Atmosphäre anzieht; daher man auch ohne alle Schwierigkeit Krystallen erhält, wenn man die aus der essigsauren Soda durch Schwefelsäure abgeschiedene Essigsäure anwendet. — Der Aufsatz unter dem Titel: *chemische Harmonika*, handelt von dem artigen Experimente, einen der Harmonika ähnlichen Ton, durch eine kleine, mit brennbarem Gas unterhaltene Flamme, über welche man einen Glascylinder hält, hervorzubringen, durch eine Zeichnung erläutert. — Dass die gelbe Farbe, die der *weisse Quecksilberniederschlag* zuweilen erhält, von einem mit Luftsäure nicht gänzlich gesättigten Antheile des Laugensalzes herrührt, stimmt mit des Rec. Erfahrung überein. — *Giobert's Bereitung des Phosphors aus Harn* durch Niederschlagung desselben mit einer Auflösung des Bleyzuckers, ist dem Herausg. sehr gut gelungen. — Bey der (S. 29.) über die Scheelsche Bereitung des *Algaroth*- (Algarotti-) *Pulvers* gemachten Erfahrung ist *Schwefelleber* ein Schreibfehler, und muss *Spiessglanzleber* heissen. — Der (S. 31.) gewöhnlich zurückbleibende Antheil bey Auflösung des mit reinster Salpetersäure bereiteten Quecksilbersalzes, in destillirtem Wasser, hat in sich seinen hinreichenden Grund; ohne desshalb gerade Quecksilbervitriol seyn zu müssen. — Unter den *weitläuftigeren Aufsätzen* ist der Auszug aus der *Apothekerordnung für die österreichische Lombardey* für den Zweck dieses Taschenbuchs sehr brauchbar. Möchten nur alle darinn gesagte Wahrheiten gehörig beherzigt werden! — In dem darauf folgenden Aufsatze, *über die Sprache der deutschen Chemie*, (sollte wohl richtiger heissen: *über die deutschen Benennungen chemischer Begriffe*; denn man wird doch wohl nicht soviel Chemieen annehmen wollen, als es Sprachen giebt?) beschäftigt sich dessen Vf., Hr. *Arzt*, mit den Grundsätzen, nach welchen eine gemeinschaftliche deutsche Kunstsprache für die Chemie einzuleiten sey, und verspricht einen Versuch, an welchem er schon seit einiger Zeit gearbeitet habe, zur öffentlichen Prüfung vorzulegen. — Der darauf folgenden Abhandlung: *über die chemische Zergliederung der Pflanzen*, sieht man es an, dass sie nur am Schreibtische gemacht, und aus andern Büchern ausgeschrieben ist. Hätte der Vf. selbst Hand ans Werk gelegt, so würde er gefunden haben, dass zu den nähern Bestandtheilen mehrere, als bloss Harz und Gummi, gezählt werden müssen; dass z. B. viele Vegetabilien einen Stoff enthalten, der sich eben sowohl im Wasser, als im Weingeist, auflöst, den man also weder Harz noch Gummi nennen kann. *Harz* kann auch nur das mit Recht heissen, was sich im Aether auflöst. Der Vf. irrt, wenn er die Bittererde aus einer Auflösung *gänzlich* durch luftleeres flüchtiges Laugensalz auszuscheiden vermeynt, imgleichen wenn er sie von der Thonerde durch Essigsäure *rein* zu trennen vorschreibt. — In dem Aufsatze: *Etwas über den Stickstoff und das Leuchten des Phosphors in der Stickluft*, giebt Hr. G. eine kurze Uebersicht seiner neuen Theorie. Die Wahrheit dieser Theorie mag nun erwiesen werden, oder nicht, so ist es doch gut, dass sie auch zur Kenntniss der Leser des Taschenbuchs kommt. Von den Erfahrungen Anderer, welche seiner Behauptung der

der Nichtexistenz des Stickstoffs zu widersprechen scheinen, sucht er zu beweisen, dass selbige von Nebenumständen herrühren; da jene sich zu ihren Versuchen einer durch zu lange Erhitzung mit Phosphortheilchen überladenen Stickluft bedient hätten. — Wenn bey der *Bemerkung über eine Apothekenvisitation* nicht manches zugesetzt ist, so ist sie ein betrübender Beweis, nicht nur von der schlechten Verfassung mancher Apotheken, sondern auch von der Unwissenheit mancher Visitatoren.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Riga, b. Hartknoch: *Neue nordische Miscellaneen, von Aug. Wilh. Hupel.* Eilftes und zwölftes Stück. 1795. 568 S. 8. ohne die Vorrede.

Diese Fortsetzung einer schon seit Jahren bekannten periodischen Schrift beschäftigt sich in den beiden vor uns liegenden Stücken mit Untersuchungen und Nachrichten, die vorzüglich Liefland und Esthland betreffen. Das Idiotikon der deutschen Sprache in beiden Provinzen nimmt darunter den gröfsten Raum ein. Manche Wörter würden wir nicht aufgenommen haben, weil sie sich wie *abängstigen, abfüttern, abkanzeln* etc. auch in der deutschen Schriftstellersprache finden, oder nur durch den Gebrauch kleine, jedermann ausser Liefland verständliche, Aenderungen erlitten haben. Viele, die der Vf. zu den Provincialismen rechnet, sind rein platdeutsch, welches dort vor Zeiten allgemeine Sprache war, und noch bis auf den heutigen Tag dort geredet wird. Daher ihm der Gebrauch des Bremischen Wörterbuchs gute Dienste bey einzelnen Erklärungen geleistet haben würde. Mangel an Vollständigkeit kann man dem Vf. nicht vorwerfen, indem er auch die aus dem Schwedischen und Russischen entlehnten Wörter aufgenommen hat. Da er seine Beyträge nur für Bruchstücke ausgiebt, so enthalten wir uns aller weitern Anmerkungen, die er bey abermaliger genauen Durchsicht und Vergleichung mit ähnlichen deutschen Versuchen leicht selber machen wird. Hierauf folgen 23 Urkunden des 16ten Jahrhunderts, die aber nicht in ihrer eigentlichen Grundsprache, sondern in einer hochdeutschen Ueberfetzung geliefert werden, und aus einer ungedruckten Sammlung entlehnt sind. Man findet hier unter andern der Könige Erichs XIV und Johanns von Schweden Bekräftigung der Esthländischen Privilegien, bey ihrer Besitznehmung dieser Provinz. Vor allen verdiente die letzte Urkunde, welche das Heergewette eines liefländischen Edelmanns detaillirt, und so viele Ueberbleibsel alter Sitten und Moden, Spuren von Luxus und Sitteneinfalt, auch mit unter Bruchstücke über die Einfuhr fremder Waaren enthält, von einem Sachkundigen erläutert zu werden. Sehr viele Ausdrücke sind uns völlig unbekannt. Die Erklärung haben wir auch nicht in den gleich darauf folgenden Bemerkungen, über verschiedene in liefländischen Urkunden und historischen Nachrichten vorkommende unbekannt gewordene Ausdrücke, gefunden. Sonst geben diese oft dem Sprachforscher unerwartete Aufschlüsse; auch enthalten sie mancherley übersehene Thatsachen und Particularien zur Geschichte dieser Provinzen; z. B. das Wort *Laden*, Gewehr laden, kommt unstreitig von *Loden*, Bleykugeln her, wie liefländische Urkunden zeigen. Griechische Flüchtlinge verbreiteten sich nach der Eroberung von Constantinopel bis nach Riga. Noch zu Ende des 15ten Jahrh. wandte man sich von Liefland aus an die deutschen Vehmgerichte in Westphalen. — Die kürzern Aufsätze bestehen in Bemerkungen zur Geschichte des liefländischen Landrechts, einer Nachricht von einer 1613 durch Liefland ergangenen katholischen Kirchenvisitation, Beschreibung einer besondern Wassermühle, die auch durch ein Kupfer erläutert ist etc. —

1) Ohne Druckort: *Vertheidigung gegen einen ehrbeleidigenden Angriff des Präsidenten v. Hoffmann in Detmold und Consorten. Nebst einigen Bemerkungen zur Berichtigung des Urtheils des Publicums in der Hoffmannischen Untersuchungssache.* 1794. 76 S. 8.

2) Lemgo, mit Meyerischen Schriften: *Darstellung der reinen Wahrheit gegen die Lügen in der Rotbergischen Schrift, betitelt: Vertheidigung gegen einen ehrbeleidigenden Angriff des Präsidenten von Hoffmann in Detmold und Consorten.* 1794. 196 S. 8.

Die Streitigkeiten, welche zwischen dem Regierungs- und Kammerpräsidenten von Hoffmann zu Detmold und dem vormaligen Regierungsrath Rotberg daselbst, schon seit langer Zeit obwalten, kamen zuerst vor das Publicum, als der Präsident Hoffmann, nach Beendigung der gegen ihn angestellten Untersuchung, sich bewogen sah, im J. 1792, das Urtheil, welches ihn von den ihm gemachten Anschuldigungen gänzlich freysprach, öffentlich im Druck bekannt zu machen, (s. A. L. Z. 1793. No. 337. S. 479.) und zugleich eine kurze Erzählung der Veranlassung der Untersuchung beyzufügen. Diese Erzählung warf freylich nicht das günstigste Licht auf Hn. Rotbergs Charakter und Handlungsweise. Er glaubte, sich vertheidigen zu müssen, und that dies (erst nach zwey Jahren, weil die Kriegsunruhen ihn zweymal von seinem vormaligen Wohnort, Worms, vertrieben,) in der Schrift No. 1), worinn er seine Verhältnisse gegen Hoffmann und die Kabalen, durch welche dieser ihn zweymal vom Dienst gebracht, darzustellen, auch die Untersuchung gegen Hoffmann und ihren Gang in einem ganz andern Licht zu zeigen sich bemüht, und das eingeholte Jenaische Urtheil der Parteylichkeit und Oberflächlichkeit anklagt.

No. 2) enthält die Widerlegung jener Schrift von dem Präsident Hoffmann selbst. Er zergliedert darinn sorgfaltig die Behauptungen seines Gegners, und sucht ihre gänzliche Unrichtigkeit und Blöfse zu beweisen. — Es verursacht ein sehr unangenehmes Gefühl, ein Schauspiel zu sehen, dessen ganzer Zweck darinn besteht, dass zwey Personen, welche beide zur gesitteten Welt gezählt werden müssen, sich gegenseitig ihre Mängel

gel und Schwächen aufzudecken suchen. Ganz klar sieht man in dieser Sache noch keinesweges; allein, dass Hr. Rotberg am übelsten that, sie nach einer so langen Pause wieder aufzufrischen, ist fast mehr als wahrscheinlich, und nach allen Documenten, die das Publicum bis jetzt kennt, tritt die stärkste Vermuthung ein, dass die Sache dieser Partey ungleich schwächer, als die seines Gegners ist. Das würde schon jener Schuster vermuthet haben, der, ein fleissiger Zuhörer der akademischen Disputationen, das Recht und Unrecht der Streitenden nach dem Verhältniss ihrer Heftigkeit abmass. Hr. Rotberg ist nicht bloss stark, sondern bitter, anzüglich, und zuweilen selbst ungezogen, und nur diese Heftigkeit, mit der er schrieb, lässt verschiednes begreiflich werden, was sich nicht so ganz mit dem guten Styl verträgt. Dass Hr. Hoffmann seine Schrift, statt in Abschnitte oder §§., in *Lügen* eintheilt, ist freylich auch derb: aber wenigstens scheint er das Detail nicht so, wie sein Gegner, zu scheuen, und da er mehrere Behauptungen des letztern ganz treffend widerlegt, so muss man vielleicht nicht unbillig jene seltsame Bezeichnung der einzelnen Facten mehr dem Gefühl der Wahrheit, als der Erbitterung des Vf. zuschreiben.

Paris, in der Druckerey des Moniteur: *Gazette Nationale ou le Moniteur Universel*, folio Nr. I. 24 Nov. 1789. — ult. Dec. 1790. 1506 S. — Jahrgang 1791. 1530 S. — Jahrgang 1792. 1592 S. — Jahrgang 1793 bis zum 17 du 1er. Mois 1186 S. und vom 17 bis zum 11. Nivôse. 408 S. (NB. fängt mit p. 67. an.) — Jahrgang 1794, bis zum 1. Vendemiaire 1500 S. Von da bis zum 11. Nivôse. 520 S. — Jahrgang 1795. Erste Hälfte ult. July 1258 S.

Wenn es, einem neuern Werke gemäss, von wesentlichem Nutzen ist, die vorzüglichern politischen Zeitungen Jahrgangsweise der literarischen Kritik zu unterwerfen, so ist wohl, literarisch und politisch betrachtet, keine deren so sehr werth, als der Moniteur, dieses merkwürdige Phänomen des letzten Jahrzehends. Literarisch in dreyfacher Rücksicht, 1) als das erste *Foliotagblatt*, nicht allein in Frankreich, sondern in allen übrigen Europäischen Staaten, England allein ausgenommen, und in seiner Art, selbst in diesem Zeitungslande ohne Gleichen, weil die Englischen Zeitungen die Stelle von Intelligenzblättern zugleich mit vertreten, und nur halb so viele politische Artikel als der Moniteur liefern; 2) als das Hauptarchiv der Geschichte der französischen Revolution, aus welchem alle Geschichtschreiber, Journalisten und Zeitungsverfasser, mehr oder weniger, mit und ohne Angabe der Quelle, schöpften. (In *Girtanners zehnten* Bande wird der Moniteur S. 79. 85. 95. 109 ff.) ausdrücklich als Quelle genannt. Dass sogar aber *ganze* Bücher daraus zusammengesetzt werden können, davon geben *Gorani Lettres aux Souverains* ein Beyspiel. Endlich 3) wegen der sub- und objectivischen Grösse seines Lesezirkels. In allen cultivirten Staaten der alten und auch der *neuen Welt*, (wie die Nordamericanischen Postamtslisten von Zeitungen beweisen,) unter allen Ständen und Classen von den Staatscabinettern an bis zu jener Dorfgemeinde des nördlichen Deutschlands, die ihn in *ihr* Deutsch übertragen liess, auf Schreibtischen der Gelehrten und an Pracht-Toiletten, wird der Moniteur durchgeblättert. Eben daher entspringt denn auch das politische Interesse dieser Zeitung, durch welches sie ein Hauptvehikel der Revolution, sowohl in Frankreich selbst als durch auswärtige Nachahmer, wurde. In mehrern deutschen Ländern, so wie in Petersburg, Madrid und Lissabon, sind Maasregeln von den Gouvernements gegen die Verbreitung des *Moniteur*, durch Verbote und Warnungen, getroffen. Demungeachtet ist er oft authentisch in diplomatischen Verhandlungen, Parlamentsdebatten u. s. w. angeführt worden.

Die Form und das Aeussere betreffend, so wurde er anfangs auf gutem Papier und mit Baskervillschen Lettern gedruckt. Der Preis eines jeden einzelnen Blatts war nur 6 Sous, und der des abonirten Jahrgangs 84 Livres. Im J. 1793 legte man dafür eine eigene Druckerey an. Mit der Vertheurung aller Schreibmaterialien und der Handarbeit verschlimmerte sich vorzüglich Druck und Papier allmählich so, dass einzelne Abdrücke, wie der vom 9. May 1792, fast unleserlich sind. Im umgekehrten Verhältnisse stieg der Subscriptionspreis. Im December 1794 bezahlte man 90 Livres und auswärts 102 Livres. Im Julius 1795 war er schon zu 400 gestiegen. Die Bezeichnung geht nach Nummern und fortlaufender Seitenzahl, und zwar bis zum 5 Januar 1792 nach der gemeinen Weise. An diesem Tage kam zuerst eine andere Jahrszahl (4 année de la Liberté) hinzu; diesem folgten am 21. August 1793 la 1. année de l'Egalité und am 24. Sept. l'année de la Republique françoise. Am 7. October 1793 wurde auch das neue Datum (le 16 du 1 Mois,) ohne Hinzufügung des alten, und am 26. Octob. bey der Republique das *une et indivisible* hinzugesetzt, bis man am 29sten den vieux Stile parenthesirte und also der republicanische Calender mit der 1 Decade du Brumaire in Uebung kam.

Der Plan ging schon bey der Errichtung, dem Prospectus zufolge, auf fünf Hauptgegenstände: 1) die Verhandlungen der damaligen Nationalversammlung, in deren Stelle nachher die legislative und der Convent getreten sind. Schon an demselben Tage werden sie summarisch, vom folgenden Tage an aber wörtlich, angezeigt. Hierinn ist sich der Moniteur so treu geblieben, dass man das Uebermaass von Materialien in Supplementen, wie z. B. am 27. Octob. 1793 bey Gelegenheit der Brissotiner Anklage mit 20, und am 30. Sept. die Beylagen eines Finanzrapports mit 25 N. beygebracht hat. Der Jänner Monat 1793 machte wegen des Königsprocesses die mehrsten Supplemente nöthig. Das Bulletin, aus welchem man dieses zog, wurde anfangs auch besonders abgedruckt, und man bemerkt deutlich, dass den 6ten Februar 1790, und ein zweytesmal im Januar 1793, die innere Einrichtung verbessert worden. Mit der Vervollkommnung der Stenographie wurde diese

Arbeit ungemein erleichtert. 2) *Die innere und auswärtige Politik.* Auch diese Rubrik ist so vollständig, dass sogar vom 20. Januar 1790 an auf den ersten Anfang der Belgischen und Lüttichischen Unruhen zurückgegangen worden. Ausserdem, was die Französischen politischen Verhandlungen betrifft, enthält der Moniteur die wichtigsten Urkunden, Grundgesetze, Tractaten und Conventionen von fremden Staaten, so dass das Martensche Verzeichniss daraus viele neue Allegationen schöpfen könnte. In den Jahrgängen 1790 und 1791 findet man deren über Lüttich und Belgien, über den letzten Türkenkrieg, über die innere Verwaltung von Spanien; im Jahrgang 1792 vorzüglich über Schweden, z. B. am 27. Febr. die bekannte Rede des Königs bey Eröffnung des Reichstags und am 27. April sein Testament. Von den Englischen Parlementsdebatten liefert der Moniteur eine ausführliche und ziemlich richtige Französische Uebersetzung. Die Blätter vom 23. May 1792 (S. 57.) 13 April 1792 und 18 Frimaire 1793. S. 229. und 28. Jan. sind vor allen reichhaltig. Man nehme zur Probe auch nur die Blätter vom 2 März und vom 26. October 1792, mit den im Preussischen Felleisen aufgefangenen Briefen heraus, um sich von dem Reichthum dieser diplomatischen Goldgrube anschaulich zu überzeugen. Die zweyte Jahrshälfte von 1792 giebt unstreitig in dieser Rücksicht die ergiebigste, so wie der Jahrgang 1794 die kärglichste Ausbeute. Es ist übrigens bey diesem Plane der Begriff der Politik im weitesten Sinne des Worts ausgedehnt worden, um unter diesem Deckmantel alle und jede, der Revolution beförderliche, Verhältnisse und Ereignisse zur Schau auszustellen. Wie oft auch Deutsche, wider ihren Willen, der Gegenstand dieser Ausspähungssucht und Publicität geworden, davon lassen sich aus den ersten Monaten 1792, wo ein Kuhn (3 Jan.) Spittler, Schlözer (10. Jan.) Wieland (16. Febr.) Herzberg, nachher auch am 13 März 1793 und so viel andere genannt worden, hundert Beyspiele anführen. Fast jeder bedeutende Staatsmann und Gelehrte findet darinn seinen Namen, und bisweilen auf eine Art, welche bey spätern Verhältnissen Verlegenheit erregen kann. Man lese z. B. was vom Graf Carletti am 7. Messidor 1794 gesagt wird. 3) *Innere Administration:* Dieses erstreckt sich auf das äusserste Detail in allen ihren Zweigen, vollständiger als sie irgend eine Englische Zeitung von England je geliefert hat. 4) *Literatur, Künste und Wissenschaften*, und *Intelligenznachrichten oder Anzeigen;* letztere gegen Bezahlung. Diesen beiden hat die politische Superfötation einigen Abbruch gethan. Der Mangel des letztern Artikels macht aber die Sammlung für den jetzigen Gebrauch desto schätzbarer, und überdem sind seit dem 29. May 1790 für dergleichen Anzeigen oft eigene Supplemente beygegeben worden. Auch wurde, auf Veranlassung eines im 22. Jänner-Stück 1790 eingerückten Auffatzes, Bedacht darauf genommen, die Quintessenz der Flugschriften, die sowohl in Paris als in den Landstädten circulirten, in den Moniteur aufzunehmen.

Die getreue und unparteyische Befolgung dieses Plans ist nicht so häufigen Abänderungen unterworfen, als sich bey den mannichfaltigen Veränderungen im Personale der Bearbeiter und bey den vielfachen Stürmen der Revolution vermuthen liess. Freylich mussten sich die Verfasser noch am 13. April 1795 öffentlich ihrer Grundsätze wegen vertheidigen und bisweilen den Mantel nach dem Winde drehen. Man kennt aus Courtois Conventsberichten den feinen Brief, den der Redacteur am 19. Junius 1794 an Robespierre schrieb. Auch bemerkt man, dass unter des letztern Dictatur die Reden der *Montagnards* stets am ausführlichsten, und vorhin die Reden *gegen* den Tod des Königs nur im Auszuge geliefert wurden. Das Factische ist bey allem diesem aber selten entstellt worden.

Als Unternehmer verdient Panckouke wegen einer so dreisten und anfangs unverbürgten Speculation allerdings eine ehrenvolle Erwähnung. Wie hoch sich die Auslage belief, kann man schon aus dem Abdruck des *Appel Nominal* über den Tod des Königs berechnen, welcher allein 6000 Livres Unkosten machte. Von den Mitarbeitern sind die Namen *Brejeard, Guingené, Jourdan, Guillois, Boullon, Trouvé, Rabaud* und *His* die bekanntesten. Als Directeur des Bureau ist *Aubry*, in andern Anzeigen aber auch ein gewisser *Acasse* genannt worden.

Für den praktischen Gebrauch ist ein Namen- und Sach-Anzeiger höchst nothwendig. In dem Blatte vom 1 Januar 1793 ist ein solcher auch in Octavform in Ansehung der inländischen Nachrichten, und zwar der Vollständigkeit wegen, unter Beziehung auf das früher entstandene Bulletin von *Knapen* angekündigt worden. Von der Erfüllung dieses Versprechens hat man noch keine Spur.

Vollständig scheint der Moniteur in Deutschland selbst in öffentlichen Sammlungen bis jetzt selten zu seyn. Die Göttingsche Bibliothek besitzt ihn seit kurzen, und unter Privatsammlern der Hr. v. *Schwarzkopf* in Frankfurt am Mayn. (s. sein Werk über Zeitungen S. 120.) Da zu einem Exemplar gewöhnlich ein Dutzend Interessenten sich associiren, so ist eine Aufbewahrung von solchen so sehr benutzten Blättern nicht wohl möglich. Jetzt sollen die vollständigen gut conditionirten Exemplare in Paris ganz vergriffen seyn. In England ist man zeitiger darauf bedacht gewesen, und da findet sich die Sammlung in vielen Privathänden. Auch beschäftigt sich in London ein gewisser *Jarry*, der im J. 1792 als französischer General diente, und sich durch sein Betragen gegen die Stadt *Courtray* auszeichnete, mit dem Plan, die ganze Sammlung in Quartbänden nachdrucken zu lassen, und mit einem Register zu versehen. Er fodert aber dazu, neben einer unbestimmten Frist, eine so grosse Anzahl Subscribenten, dass er dazu wenigstens in Deutschland sich keine Hoffnung machen dürfte. Ueberdem ist in öffentlichen Bibliotheken wohl der *erste* Abdruck vorzuziehen, vorzüglich wenn solcher mit einem Register noch versehen wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. September 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, in d. Schäferschen Buchh.: *Annalen der Arzneymittellehre.* Herausgegeben von D. *Joh. Jak. Römer.* Ersten Bandes erstes Stück. 1795. 180 S. 8.

Diese periodische Schrift, welche an die Stelle des *Kühn'schen* Magazins der Materia Medica (Chemnitz 1794) getreten zu seyn scheint, wird gewiss von dem medicinischen Publicum mit dem Beyfall aufgenommen werden, den das rühmliche Unternehmen verdient. Neu entdeckte Arzneymittel oder Versuche, die mit schon bekannten angestellt worden, werden auf diese Art sehr früh zur Notiz der praktischen Aerzte gebracht: und solche Aerzte, welche, wie Rec., eine öffentliche Praxis haben, werden es dem Vf. besonders Dank wissen, sie mit den neuesten Arzneymitteln bekannt gemacht zu haben, die sie alsdann durch angestellte Versuche am sichersten prüfen können. Die Verlagshandlung verspricht, künftig auch ausgemahlte Abbildungen von seltenen Pflanzen und Arzneymitteln zu liefern.

Dieses erste Stück enthält folgende Abhandlungen: 1) *Comparetti's* Untersuchungen über die Brasilianische Fieberrinde, aus der italiänischen Urschrift (1794) übersetzt. Es kam diese Rinde im Jahr 1793 zuerst nach Venedig, unter dem Namen *China del Brasile.* Man weiss noch nicht, zu welcher Gattung der Baum gehört, welcher sie hervorbringt. Die Rinde kommt in flachen, grossen, nicht zusammengerollten Stücken, welche äusserlich grau aussehn, zu uns. Sie hat, nach innen zu eine etwas festere Consistenz, zwischen den einzelnen Lamellen sind gummicht harzige Partikelchen. Der Geruch ist durchdringend und dem Geruch der Rinde des Pfirsichbaums ähnlich. Der Geschmack sehr bitter, aber nicht sehr zusammenziehend. Das Wasser wird sogleich davon roth gefärbt, und erhält einen ungemein bittern Geschmack. Nach seinen ferner angestellten Versuchen enthält diese Rinde mehr Extractivstoff als die gemeine Fieberrinde, und dieser ist in grösserer Menge in der innern als in der äussern Lamelle enthalten. Er ist mit dem wesentlichen Salz verbunden, welches an der Luft zerfliesst, und durch wiederholtes Auflösen und Abrauchen nicht weisser wird. Der Weingeist zieht sehr wenig Färbestoff aus, und das trockene Extract wird beynahe gar nicht darinn aufgelöst. Es müssen also nur sehr wenig harzige Bestandtheile in dem Extracte seyn. Der Vf. verordnete das Pulver und das Extract dieser Rinde in Wechselfiebern, vorzüglich wenn sie mit Verstopfung verbunden waren, zu 6, 8 bis 10 Gran: wo dies Mittel Ekel erweckte, Unruhe im Unterleibe hervorbrachte und also als auflösendes und reizendes Mittel wirkte, auch die Wechselfieber gründlich hob, und die hartnäckigsten Verhärtungen auflösete. — 2) *Literarische Notiz von einigen seltenern kleinen Schriften über schweizerische Gesundbrunnen.* Der Herausgeber besitzt verschiedene derselben doppelt, und ist geneigt, solche gegen botanische Dissertationen aus Holland und Schweden auszutauschen. Sie sind grösstentheils aus dem vorigen Jahrhundert. 3) *Joh. Gust. Acrel* und *Sam. Lilieblad* vom Nutzen des *Lapis suillus* beym Nierenstein. *Lapis suillus* ist der in Thüringen so gemeine *Stinkstein,* dessen Grundlage Kalkerde, Schwefelleber und Asphalt ist. *Cronstedt's* Leberstein stinkt zwar auch, ist aber härter, und enthält Vitriolsäure, darf daher mit diesem nicht verwechselt werden. Unter den verschiedenen Spielarten desselben ist die krystallinische, welche sechsseitige Pyramiden bildet, in Schweden officinell. Es werden hier Beobachtungen mitgetheilt, welche die grosse Wirksamkeit dieses Mittels, in Pulvergestalt, Scrupel- und Quentchen-weise, gegen den Nierenstein beweisen. Es scheint durch seinen Antheil an Kalkerde, dann aber auch durch das Erdharz (als krampfstillendes Mittel) zu wirken. Daher befördert der Stinkstein oft den Durchgang des Steins durch die Ausführungskanäle, und scheint ausserdem auch den Nierenstein selbst aufzulösen. 4) *Mathers* Nachricht von den guten Wirkungen des Opiums bey einer Harnverhaltung; aus *Simmons medical facts* vol. 4. Eine ganz gemeine Erfahrung: die Ischurie war heftig, aber bloss krampfhaft. 5) *Vahl* über die Gattung *Cinchona* und deren Arten, aus den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Kopenhagen übersetzt. Rec. sieht, dass *Althof* in der neuen Ausgabe des *Murray'schen* Apparats, von 1793, schon Gebrauch von dieser Abhandlung gemacht hat. 6) *Poliar* über den Process, Attar oder wesentliches Rosenöl zu machen, aus den *Asiatic researches.* Hr. R. hätte hiebey angeben müssen, dass er diese Uebersetzung wörtlich aus *Gren's* Journal der Physik, B. II. S. 343. abgeschrieben habe. Wozu dieser zweymalige Abdruck? 7) *Marabelli's* Uebersicht einiger mit verschiedenen Pflanzen angestellter chemischer Untersuchungen aus dem *nuovo giornale della più recente letterat. medic. chirurg. dell' Europa.* Die Stengel des Bittersüsses (*dulcamara*) enthalten wahren Salpeter. Aus den Beeren des gemeinen Flieders erhielt er mit Salpetersäure Sauerkleesalz. 8) *Coplands* Erzählung verschiedener Fälle von Mutter-Blutflüssen, bey welchen Klystiere von Opium sich nützlich erzeigten, aus *Simmons medical facts,* vol. 4. 9.) Kurze Uebersicht der gegen die Hundswuth vorgeschlagenen Mittel. Hr. R. geht einige der bekanntesten Mittel kri-

kritisch durch, und erklärt sich, nachdem die äussere *Schmuckersche* Behandlung empfohlen worden, für die Belladonna, für die *Werlhofschen* Pillen und für die Einreibungen der Quecksilbersalbe.

Hierauf folgen Anzeigen und Recensionen von kleinern Schriften. *Kolbe de cortice rhamni cathartici* lehrt uns ein Mittel kennen, welches, nach des Rec. öfterer Erfahrung, in allen hartnäckigen Hautausschlägen treffliche Dienste leistet. Es ist diese Rinde etwas zusammenziehend, und kann selbst innerlich gebraucht, auf ähnliche Art als die China, wirken. Bey der Anzeige von *Carminati's* Schrift über die Calaguala, vermuthet Hr. R., dass es die Wurzel des *Polypodium crassifolium*, oder einer verwandten Art sey, und dass man dem *Carminati* nicht trauen dürfe. In England und Schottland werden jährlich 100,000 Pfund China verbraucht.

Marburg: *Wahrhafte Krankheits- und Curatelgeschichte des regierenden Fürsten zur Lippe.* Mit Urkunden. Nebst einer kurzen Erörterung der Frage: *wann und wie eine Curatelanordnung über einen deutschen Reichsstand Statt habe.* 1795. 100, und Anh. 91 S. 8.

So wenig diese Schrift eigentlich in das Gebiet des Arztes gehört, da sie fast ganz allein juristischen Inhalts ist, und sich mit der auf dem Titel angezeigten Frage beschäftiget, so zuverläsig glaubt Rec. doch den historischen Theil derselben beurtheilen zu können, und so gerne übernimmt er diesen Auftrag, weil er die ganze Geschichte genau kennt. Der Vf. (Hr. *Rotberg*) hatte sich mit dem Leibarzte (Hn. *Trampel*) in der Gunst des Fürsten so befestiget, dass sie die Regierungsräthe und besonders den ersten (Hn. *v. Hoffmann*) nebst seinen Verwandten zu verdrängen, und sich selbst dieser Stellen wieder zu bemächtigen gewusst hatten. Der Fürst fiel bald darauf in eine grosse Krankheit, und weil die herrschende Partey alles zu befürchten hatte, wenn während derselben eine Curatel für ihn festgesetzt wurde, so war es sehr begreiflich, dass man des Fürsten *nahe* Besserung, aus kleinen, bey solchen Kranken sehr gewöhnlichen, guten Zwischenzeiten, sogleich die ersten Wochen wahrscheinlich zu machen, und jene Curatel zu hintertreiben suchte, durch welche der Vf. mit seiner Partey ohne Zweifel wieder von seiner Höhe befürchtete heruntergeworfen zu werden. Bey der Fortdauer der Krankheit wurde jedoch zu Wetzlar diese Curatel entschieden, und zugleich der vorige Regierungspräsident (Hn. *v. Hoffmann*) mit allen Ehren wieder in sein Amt eingesetzt. Man erklärt sich hieraus leicht, warum dem Vf. diese Curatel und die Krankheit des Fürsten nun zu lange dauert; er entwirft daher in seinem Exilio hier ein sehr schwarzes Gemälde, sowohl von der Curatel als der ärztlichen Behandlung des Fürsten, sucht Hn. *v. Hoffmann* wieder verdächtig zu machen, und dagegen kriecht er durch übertriebene Lobeserhebungen des Fürsten wieder an ihn herauf, und wirft auf alles in der Krankheit desselben vorgefallene das gehässigste Licht; ja es fehlt wenig, dass er nicht ausdrücklich sagt: Curatel und Aerzte haben die Krankheit vorsätzlich verlängert. Am schwersten wird es ihm zu begreifen, oder er sucht es vielmehr als ein Verbrechen vorzustellen, dass die Aerzte bey der wirklich eintretenden Besserung des Kranken die äusserste Vorsicht nöthig gefunden, und dem schwachen, durch 3jährigen Wahnsinn angegriffenen Fürsten grosse Regierungsgeschäfte widerrathen haben; er nennet es eine verkehrte und feindselige Behandlung, dass man den Kranken (in dem schrecklichsten Grade von Krankheit,) nicht freye Luft geniessen lässt, und den vorübergehenden die traurigsten Scenen entziehet; er nimmt es sogar übel, wenn die Aerzte bey den fürchterlichsten Explosionen solcher Kranken zuweilen eine engere und genauere Aufsicht nöthig finden; er klagt, dass man dem Fürsten seinen Leibarzt genommen, ohne zu sagen, dass dieser sich mit ihm in politische Dinge gemischt, und ohne andre Ursachen anzugeben; er findet es sonderbar, dass bey erfolgter Besserung der Fürst dennoch auf einer Reise von einem Arzte begleitet worden!! Der glücklichste Erfolg hat jetzt alle dergleichen Beschuldigungen und Vorwürfe gänzlich widerlegt, und die völlige Genesung ist grösstentheils dadurch bewirkt worden, dass sich die Aerzte durch alle medicinisch-juristische Bedenklichkeiten, durch alle Zänkereyen in ihrer treuen und vorsichtigen Behandlung des Fürsten nicht haben irre machen lassen, sondern ruhig und unparteyisch auf ihrem Wege fortgewandelt sind. Erlaubte es die Delicatesse, eine medicinisch-psychologische Beschreibung dieses merkwürdigen Falles bekannt zu machen, so würde sie gewiss einen grossen Theil des Publicums interessiren, und besonders Aerzte von neuen überzeugen, dass sie nie leicht verzweifeln dürfen.

Libau, b. Friedrich: *Beyträge zur deutlichen Erkenntniss und gründlichen Heilung einiger am häufigsten herrschenden langwierigen Krankheiten.* Ein Buch für Leidende, Aeltern und Erzieher bestimmt. 1794. 518 S. 8.

Vor allem ein Wort an den Vf., der schon Auszüge aus dem Tagebuch eines ausübenden Arztes 1te Sammlung (Berlin b. Himburg) drucken liess, und ein junger Mann von warmem Herzen, grosser Thätigkeit und nicht ohne Kenntnisse und Fähigkeiten zu seyn scheint. Schriftsteller zu werden und sich als solcher auszuzeichnen, ist eine Idee, deren Ausführung gewöhnlich nur zufällig unmittelbaren Nutzen für die Nation erzeugt, ihr aber nicht selten den Gewinn sichert, dass ein Individuum aus ihr mehr einen starken Antrieb hat, seine geistigen Kräfte durch Anstrengung und Beschäftigung zu erhöhen und auszubilden. Hierzu ist aber erfoderlich, dass man sich einen Gegenstand, eine Art der Behandlung und ein Publicum wählt, die einen über den gewöhnlichen Wirkungskreis erheben, nicht solche, die tief unter ihm lassen. Der Vf. hat bey seinen schriftstellerischen Arbeiten nur das Curländische unmedicinische, höchstens das deutsche unmedicinische Publicum im Auge. Bey seiner Art zu schreiben dürfen wir dreist voraussetzen, dass er in seiner praktischen Laufbahn, wenn sie nur etwas verwickelte Fälle darbietet, seine Geisteskräfte mehr anstrengen wird, als an seinem Pulte, um solche Schriften, wie die

die gegenwärtige, zusammen zu setzen. Es fällt also bey seiner Schriftstellerey der gewisseste wohlthätige Einfluss, der Einfluss auf ihn selbst, weg. Er sage nicht, desto weiter verbreitet er sich um mich herum auf andre. Wie ungewiss ist dieses bey medicinisch-populären Schriften dieser Art! Der Vf. erzähle uns, wie viele Leser er in Curland fand, worinn diese sich durch ihn änderten und ob er nicht eben so gut eine andre medicinisch-populäre Schrift hätte empfehlen, als eine eigne schreiben können, die sich durch nichts auszeichnet, als durch ihren weitschweifigen Vortrag, und ganz und gar nicht frey von falschen Vorstellungsarten ist. Zu rühmen ist indess, dass wenig von Arzneymitteln die Rede ist, da in fünf Abschnitten von den Namen und Kennzeichen der am häufigsten herrschenden langwierigen Krankheiten, von den Quellen derselben, den Hindernissen ihrer Heilung, der Wegräumung dieser Hindernisse und den Vorbauungsmitteln gegen dieselben gehandelt wird.

ERDBESCHREIBUNG.

Erlangen, in d. Walther. Buchh.: *Taschenbuch für Reisende jeder Gattung durch Deutschland, auf das Jahr* 1795. Herausgegeben von *Joh. Chr. Fick*, Lehrer am Gymn. zu Erlangen. 22 Bogen in Taschenformat.

Gegen die Wahl eines bequemen Formats dieses Handbuchs, welches, wie der Vf. sagt, jeder Reisende allenfalls in der *Westentasche* bey sich führen kann, hat Rec. nichts weiter einzuwenden, als dass, wie der Vf. selbst gesteht, ihr die Vollständigkeit, und folglich mehrere Zweckmässigkeit, aufgeopfert ist. Ein etwas grösseres Format würde allenfalls in der *Rocktasche* des Reisenden Platz gefunden, und das Ganze dabey gewonnen haben. Auch hätte, wenn doch einmal die Oekonomie des Raums den Inhalt bestimmen soll, durch mehrere Beschränkung des Drucks im zweyten Abschnitt, so wie durch Hinweglassung mancher sehr überflüssigen und unnöthigen Notizen, für andre nothwendigere und nützlichere Bemerkungen Raum gefunden werden können. — In Ansehung des Plans würde der Vf. wohl gethan haben, den trefflichen *Guide des Voyageurs* von *Reichard* mehr zum Muster zu wählen, und den Abschnitt dieses Werks, über Deutschland, bloss ausführlicher zu behandeln, als es Hn. *Rs.* mehr umfassender Plan zuliess. — Uebrigens hat der Vf. viele Hülfsquellen von bekannten Ortbeschreibungen benutzt, und diese, zur ausführlichern Belehrung der Reisenden, bey den kurzen Nachrichten von einzelnen Städten angeführt. Jedoch fehlen manche sehr gute Topographieen und Handbücher unter den angezognen. — Auf der Nebenseite zu dem gewöhnlichen Calender, findet sich ein sonderbares, und, wenn man die Angaben der Messen und Jahrmärkte ausnimmt, grösstentheils für Reisende unnützes Gemisch von Nachrichten. Wie wenig *Reisenden* mögen z. B. die Angaben der Geburtstage der deutschen Fürsten — und der französischen Revolutionsbegebenheiten nutzen? — Hierauf folgen allgemeine und besondere Regeln für verschiedene Gattungen von Reisenden, unter welchen manche gute und zweckmässige, aber auch manche geringfügige und überflüssige, Bemerkungen und Lehren sind, z. B. die Warnungen, in volkreichen Städten nicht zu nahe um die Ecken der Strassen herumzugehen, damit man nicht überfahren oder umgeritten werde — sich nicht an den Kutschenschlag zu lehnen — nicht an den Kutschenschlag eines andern Wagens zu treten — ein erhitztes Pferd nicht zu tränken u. dgl. m. — In den hierauf folgenden Winken zur Beurtheilung der Landesverfassungen und des Zustandes der Länder, ist manche nützliche Erinnerung ausgelassen, womit allenfalls mehrere der folgenden sechs Seiten, welche viele überflüssige und grösstentheils doch sehr unsichre Witterungsbeobachtungen enthalten, nützlicher hätten angefüllt werden können. — So weit Rec. aus eigner Erfahrung auf Reisen, die diätetischen Lehren für Reisende beurtheilen kann, sind sie sehr praktisch und zur Befolgung zu empfehlen. — Der 2te Abschnitt enthält ein alphabetisches Verzeichniss der deutschen Länder und Städte. Wir vermissen hiebey eine vorangeschickte, den Reisenden so nöthige, Einleitung über die Verfassung, Grösse, Bevölkerung, Klima, Mundarten, Maassen, Gewichte, Posteinrichtungen u. dgl. von Deutschland überhaupt, und begreifen nicht, wie der Verfasser solche allgemeine Angaben, die in bestimmten kurzen Sätzen hätten bestehen können, übersehen konnte, wenn er sich nicht auch hierbey hinter den leeren Vorwand, der Oekonomie des Raums flüchten, oder sich damit entschuldigen will, bey *einigen* einzelnen Ländern über Producte, Fruchtbarkeit, Grösse und Volksmenge unzureichende Notizen mitgetheilt zu haben. — Was nun die benannten Notizen der Sehenswürdigkeiten in den vornehmsten Städten betrifft, so sagt der Vf. schon im Vorbericht, dass er des engen Raums halber, viele Plätze, die Merkwürdigkeiten darbieten, übergehen *musste*. Es ist hier nicht der Ort, die vielen Lücken und mehrere Unrichtigkeiten in den Angaben zu verbessern: also nur ein Paar Bemerkungen. Was sollen Erinnerungen, wie folgende? *Altona* — „Reisende" (welche? etwa betrunkene Handwerkspursche?) „müssen sich hier besonders „vor den Nachstellungen der Werber, ja selbst der *See-„lenverkäufer*, in Obacht nehmen." Das ehemalige schändliche Gewerbe der sogenannten Seelenverkäufer an der Elbküste in Altona, wovon in vorigen Zeiten vielleicht manches zu sagen war, gehört jetzt unter die Mährchen. — Auf Gegenstände der Kunst ist bey vielen Städten, wo sich dergleichen befinden, nicht immer Rücksicht genommen, z. B. bey Anspach, Antwerpen, Cölln, Hildesheim u. s. w., und nur höchst selten auf umliegende schöne Gegenden der Städte. — Bey solchen Städten, wo der Vf. keine speciellen Topographieen vor sich hatte, sind die Notizen äusserst dürftig, und selbst auch für ein solches Taschenbuch zu mangelhaft. — Zuletzt folgt eine Tabelle zur Bestimmung des Werthes der gangbarsten deutschen Münzsorten.

Dresden: *Die Sachsen in Siebenbürgen.* Ein Beytrag zur Erd- und Menschenkunde, von *Paul Rudolph Gottschling.* 1794. 134 S. 8. Das Register von 22 S. mit eingeschlossen.

Hr. G, ein geborner Siebenbürge, sächsischer Nation, der am Ende dieser Schrift (S. 111. 112.) ein *Verzeichniss der von ihm zum Druck beförderten Schriften* mittheilt, *die er zum Theil selbst verfertigt, theils aber nur verlegt hat*, erzählt hier von seinen Landsleuten allerley, woraus man sich ungefähr einen Begriff von ihrem Zustande machen kann. Freylich aber hätten wir noch mehr über ihre Verfassung erwartet. Nachdem er verschiedene Meynungen über die Ankunft der Sachsen in Siebenbürgen angeführt hat, bleibt er bey der gewöhnlichen, dass K. Geisa II sie im J. 1142 dahin gezogen habe, stehen und bemerkt, dass nicht nur Hr. *Benkö* in seiner Transylvania, sondern auch er selbst, (in seiner kurzen Schilderung des überaus gesegneten Grossfürstenthums Siebenbürgen, S. 39.) dieselbe behauptet habe. „Ein löbl. Publicum, fährt er fort, kann also auf des nur erwähnten Hn. *Benkö* Ausspruch sich um so sicherer verlassen, als dieser Gelehrte und Pfarrer der Szeklerschen Nation in die vier Jahre hindurch mit den grössten Männern Siebenbürgens, einen kostspieligen Briefwechsel gepflogen hat, u. s. w. Er beschreibt hierauf das Eigenthum der Sachsen, oder den königlichen Grund und Boden derselben in eilf Stühlen oder Distrikten; besonders aber ihre und des ganzen Landes Hauptstadt, Hermannstadt; giebt Nachricht von der Einführung der Reformation in Siebenbürgen, von den Rectoren zu Hermannstadt, den evangelischen Superintendenten, und zuletzt von siebenbürgischen Gelehrten. Weniger bringt er von den Rechten, bürgerlichen Einrichtungen und Sitten der Sachsen bey; entschuldigt sich aber damit, dass Zeit und Umstände es nicht erlaubt haben.

St. Petersburg, in der Druckerey der Academie der Wissenschaften: *Almanac de Cour pour l'année* 1795. 183 S. 12.

Die Einrichtung dieses Russischen Hof- und Staatscalenders ist aus der Anzeige der vorigen Jahrgänge bekannt. Hier nur einige Eigenthümlichkeiten des neuesten, und politische Bemerkungen. Beym Herzogl. *würtenbergischen* Hause steht als *verwittwete Herzogin*, die Gräfin von Hohenheim; bey denjenigen Pohlen, welche Russische Ordensritter sind, ein *ci-devant* vor ihren ehemaligen Kronämtern. Unter den Franzosen ist als Andreas-Ordensritter hier aufgeführt der Graf von St. Priest, königl. Generallieutenant; unter den gekrönten Häuptern die Könige von Preussen und Schweden. Im Russischen *Corps diplomatique* befindet sich ein Geschäftsträger in Persien, und in dem auswärtigen, das zu Petersburg ist, der Prinz von Tschavtschavadzew als Envoyé von Carthuel und Cachet. Die neuen Pohlnischen Gouvernements sind noch nicht darinn aufgeführt.

Gotha, b. Perthes: *Historisch-geographisches Handbuch zur genaueren Kenntniss des gegenwärtigen Kriegsschauplatzes* und der an diesem Kriege theilnehmenden Länder. Für alle Zeitungsleser nützlich. 1793. 342 S. 8. (18 gr.)

Bey der durch das steigende Interesse der jetzigen Zeitbegebenheiten auch zunehmenden Menge von Zeitungslesern aus allen Ständen war es allerdings eine sehr gute Idee, diesen ein solches Buch zum Nachschlagen in die Hände zu geben, wodurch sie bey allen im der Zeitungslectüre vorkommenden erheblichen Gegenständen eine mangelhafte historisch-geographische Kenntniss berichtigen und ihren Urtheilen mehr Gründlichkeit und Gewissheit verschaffen könnten. Diese Idee ist nicht neu, der Vf. hat sie nur auf die gegenwärtigen Kriegsumstände besonders angewandt. Er hat aber die Haupterfodernisse eines Handbuchs dieser Art, welche nicht sowohl in der Mannichfaltigkeit der Materien, als vielmehr in einer guten Auswahl und gründlichen Behandlung derselben bestehen, nicht erfüllt, sondern sich seine Arbeit viel zu leicht gemacht, ohne grosse Mühe aus den bekanntesten (in der Vorrede auch ehrlich genannten) geographischen Werken mit grosser Flüchtigkeit zusammengeschrieben. Am sichtbarsten ist dieses in dem *ersten Abschnitt*, der eine allgemeine historisch-politische Uebersicht von Frankreich, Deutschland, Grossbritanien, Spanien, Portugal, Holland und Sardinien, als den im Kriege befangenen Reichen, enthält. Oesterreich und Preussen sind hier ausgelassen, und kommen auch unter der Rubrik von Deutschland nicht im mindesten vor. Die Uebersichten selbst sind ganz kurze, unkritische, allgemeine Schilderungen, ohne alle Materienauswahl und Rücksicht auf die neueste Beschaffenheit. Bey Frankreich z. B. wird der Zustand der Finanzen, der Land- und Seemacht u. s. f. nur beschrieben, wie er *vor*, nicht auch wie er *nach* der Revolution war, und von der Einrichtung des Convents, der Municipalitäten u. s. f. kömmt nicht das mindeste vor. Die Geschichte der englischen Könige nimmt 9 Blätter ein, und die unseres eigenen deutschen Vaterlandes nicht einmal 3. Die Schilderung der deutschen Reichsverfassung zeigt, dass der Vf. durchaus keine publicistischen Begriffe hatte. — Der *zweyte Abschnitt* enthält ein kurzes Handlexicon über die in dem gegenwärtigen Kriege unmittelbar oder mittelbar verwickelten merkwürdigsten Länder und Oerter, und kann für denjenigen Zeitungsleser, der keine andern Hülfsmittel hat, noch einigermassen brauchbar seyn. Bey jedem dergleichen Lande oder Orte ist zuerst die geographische Beschaffenheit, und dann das etwa in diesem Kriege daselbst vorgefallene Bemerkenswerthe kurz angezeigt. Nur vermissen wir darunter manche, die dem Kriegsschauplatze sehr nahe sind, so wie die Colonieen der kriegführenden Mächte in andern Welttheilen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. September 1795.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Felisch: *Die Cathegorien* (Kategorieen) *des Aristoteles* mit Anmerkungen erläutert und als Propädeutik zu einer neuen Theorie des Denkens dargestellt von *Salomon Maimon*. 1794. Vorr. XII u. 257 S. 8.

Der Vf., der sich schon durch mehrere Schriften eine ansehnliche Stelle unter den Selbstdenkern erworben hat, giebt hier dem Publicum zuerst eine lesbare Uebersetzung von den Kategorieen des Aristoteles. Sie sind nicht aus dem Originale, sondern aus der lateinischen Uebersetzung des Hn. *Buhle* übersetzt. Unterdessen ist doch die Uebersetzung im Ganzen genommen, verständlich und treu, bis auf einige Stellen, wo die Kenntniss des Originals ihn sicherer auf den Sinn würde geleitet haben. Einige Ausdrücke könnten auch besser gewählt seyn. Nur einige Proben davon. S. 16 heisst es, „woraus es erhellt, dass alle übrigen Dinge (ausser den Substanzen) entweder von den ersten Substanzen ausgesagt werden, oder in denselben anzutreffen sind. *Denn gehörten sie nicht zu den ersten Substanzen, so könnten sie auch den andern nicht beygelegt werden*," anstatt: wenn die ersten Substanzen nicht wirklich sind, so kann gar nichts wirklich seyn. S. 81 „Zweytens hat dasjenige vor dem andern eine Priorität, was denselben *nach einer Regel in der Folge*, vorhergehen muss, so dass nur jenes vorhergehen und dieses folgen kann, nicht aber umgekehrt." Die cursiv gedruckten Worte sind Zusatz des Uebersetzers, und richtiger würde der Satz so lauten: Eher ist Etwas, wenn von dem Seyn des einen auf das Seyn des andern nicht wechselsweise geschlossen werden kann. — Die Worte διαθεσις ἑξις hat der Vf. durch *Anlage*, *Fertigkeit* übersetzt; *Beschaffenheit*, *Eigenschaft* würden aber dem Sinne des Originals besser entsprechen. Zu loben ist es, dass viele überflüssige Wiederholungen ausgelassen sind. — In den Anmerkungen erläutert der Vf. einige dunkle Stellen des Aristoteles, oder entwickelt Beweise für Sätze, die ohne Beweis aufgestellt sind, zuweilen führt er aber auch Materien aus, zu welchen die Gedanken des Stagiriten nur Veranlassung gaben, z. B. S. 69 über reelle und logische Entgegensetzung. Zur vollständigen Erklärung der Kategorieen sind sie nicht zureichend; denn sie erklären nicht alles Dunkle; der Ideengang und der Gesichtspunkt des Philosophen wird gar nicht in das gehörige Licht gesetzt. Ungeachtet vieler scharfsinnigen Bemerkungen kommt doch manches vor, was eine strenge Prüfung nicht aushält. Z. B. S. 8 die Erklärung von Subject und Prädicat. Subject ist dasjenige, was nicht an sich sondern bloss als *das Prädicat auf eine besondre Art bestimmt*, Prädicat aber das Bestimmbare, was auch an sich abstrahirt von der besondern Bestimmung des Subjects gedacht werden kann. Was in der Vorrede über die Kategorieen des Aristoteles in Vergleichung mit der kantischen Darstellung derselben gesagt wird, ist nicht bewiesen und wird auch nicht erwiesen werden können. Der Vf. meynt nämlich die Vorzüge der letztern, in Ansehung der Herleitung aus einem Princip, und in Ansehung der systematischen Ordnung, seyen noch zu bezweifeln. Aristoteles leite sie nicht wie Kant aus den Formen der Urtheile her, sondern habe sie durch Abstraction gefunden. Und darinn habe er so sehr Unrecht nicht. Denn anstatt die logischen Formen den Kategorieen, müsse man vielmehr diese jenen zum Grunde legen. (Wie stimmt aber damit die Behauptung des Vf. S. 211, dass die Kategorieen nichts anders als die logischen Functionen der Urtheile sind?) Die Vollzähligkeit derselben könne sowohl durch die Kantische, als durch die Aristotelische Methode erreicht werden; bey der letzten sey nicht Induction sondern blosse Reflexion über die ersten besten Gegenstände des Denkens hinreichend. Wenn auch Aristoteles darinn einen Fehler begangen habe, so liege die Schuld davon nicht in der Methode, sondern in einer Ermüdung des Scharfsinns, welche jedem Sterblichen begegnen könne.

Der grössere Theil dieser Schrift enthält, die Propädeutik des Vf. zu seiner neuen Theorie des Denkens, welche mit der Uebersetzung der Kategorieen des Aristoteles weiter nicht zusammenhängt, als dass in beiden einige gemeinschaftliche Ideen angetroffen werden. Der Vf. handelt in derselben von dem Begriff einer *Erklärung* überhaupt, von der Erklärung und den Theilen der Philosophie, von den verschiedenen Methoden der Philosophie; dann von der Logik überhaupt, von den Begriffen, Urtheilen, Schlüssen und endlich von den verschiedenen Erkenntnissarten; und in diesem letzten Abschnitt von den Kategorieen und ihrer Deduction, von Zeit und Raum als Bedingungen des Denkens, von den Reflexionsbegriffen, von dem Denken überhaupt. Wenn man unter Propädeutik Belehrung über das versteht, was man von einer Wissenschaft wissen muss, um diese besser zu verstehen und zu benutzen, so dürfte man vielleicht mit dieser Propädeutik nicht vollkommen zufrieden seyn. Anstatt den Leser in den eigenthümlichen Gesichtspunkt des Vf. zu stellen, und ihn vollkommen in den Stand zu setzen, seine neue Theorie des Denkens nach ihren Gründen und Folgen vorläufig kennen zu lernen und als ein wissenschaftliches Ganze übersehen, das Abweichende und Charakteri-

teriftifche derfelben von andern Theorieen beurtheilen zu können, theilt der Vf. vielmehr eine Reihe fcharffinniger Bemerkungen über den ganzen Umfang der Logik mit, die zwar einige Züge aus feiner neuen Theorie enthalten, aber doch keinen vollftändigen Ueberblick gewähren. In der Vorrede und in der Abh. wird zwar hie und da gefagt, was diefelbe leiften und wodurch fie fich unterfcheiden foll, das ift aber zu dem befagten Zweck nicht zureichend. Da nun der Vf. in der Vorrede S. XI *Philofophen von Profeffion* nicht für Beurtheiler anerkennt, weil fie „als in ihrer einmal angenommenen Denkungsart *verhärtete Sünder* feine Denkungsart nicht begreifen können noch wollen, und fie daher verwerfen werden," feine eigne Denkungsart aber hier noch nicht vollftändig und zufammenhängend dargeftellt ift, fo mufs das Urtheil über diefelbe nothwendig bis auf die Kritik jener Theorie verfchoben werden, und Rec. kann deshalb nur Einiges aus dem Inhalt diefer Schrift ausheben, um das Publicum nur vorläufig darauf aufmerkfam zu machen.

In der Vorrede giebt der Vf. das Unterfcheidende feiner Theorie fo an. Die Logik wird in derfelben von der Transfcendentalphilofophie zwar abftrahirt gedacht, aber dennoch in Verbindung mit derfelben dargeftellt. Das logifche Object könne und müffe allerdings unbeftimmt bleiben; aber die logifchen Formen müfsten beftimmt gedacht werden, weil fie fonft ohne Bedeutung wären; und das könne nicht anders gefchehen, als durch transfcendentale Merkmale. Hierüber hat fich der Vf. zwar erklärt, aber nach Rec. Meynung noch nicht befriedigend. 2) Der Vf. verwirft das blofse discurfive Denken als eine leere Fiction, die keinen reellen Grund habe, gänzlich, und fchränkt feine Theorie des Denkens blofs auf das reelle Denken ein, und zieht das Denken der Objecte der Erfahrung in Zweifel. (Gründe diefes Verfahrens find hier gar nicht angegeben, da doch darauf feine Theorie hauptfächlich mit gegründet ift.) 3) Er fucht ein allgemeines Kriterium des reellen Denkens in dem von ihm fogenannten Grundfatz der Beftimmbarkeit auf, und leitet aus diefem die logifchen Formen fyftematifch ab. Hiervon findet man einigen Auffchlufs in der Abhandlung.

Der Vf. fängt die Abh. mit einer Unterfuchung über die Möglichkeit einer Erklärung an, worinn eigentlich gezeigt wird, warum und wenn eine Erklärung den Gefchlechtsbegriff und den Unterfchied der Art enthalten müffe, deren Refultat dahin geht, dafs diefes nur bey fubordinirten Merkmalen erfoderlich, bey coordinirten hingegen fchon eine blofse Aufzählung derfelben hinreichend fey. Subordinirte Merkmale nennt er diejenigen, welche im Bewufstfeyn eines einzigen Objects verbunden werden, und von denen eins das andre vorausfetzt; coordinirt find fie dann, wenn keins das andre vorausfetzt. Das S. 111 angeführte Beyfpiel pafst nicht zu diefer Erklärung, weil es Merkmale nicht eines fondern mehrerer Objecte enthält, die einander nicht vorausfetzen. Und follte wohl eine blofse Aufzählung von Merkmalen zur Erklärung hinreichend feyn? Vor allen Dingen hätte der Begriff einer Erklärung feftgefetzt werden follen. Es heifst zwar zu Anfange, eine Erklärung überhaupt (alfo doch wohl jede) erfodere den Gefchlechtsbegriff und den Unterfchied der Gattung; durch die Unterfuchung felbft und durch die Aufftellung einer Art von Erklärung, bey der das nicht erfoderlich ift, ift diefer Begriff fo gut als aufgehoben. — Der Vf. unterfcheidet ein vierfaches Bewufstfeyn, des Subjects, des Objects, der Beziehung des Subjects und des Objects, und endlich das allen diefen beftimmten gemeinfchaftliche Bewufstfeyn überhaupt. Scharffinnig ift die Unterfcheidung der Verbindung des Mannichfaltigen in *ein* Bewufstfeyn und in eine *Einheit* des Bewufstfeyns. Die Philofophie ift nach dem Vf. *die Idee einer Wiffenfchaft, deren Gegenftand die Möglichkeit einer Wiffenfchaft überhaupt ift*, oder *die Idee einer Wiffenfchaft von der Möglichkeit eines Ganzen der Erkenntnifs überhaupt.* Eine Erklärung, die fich wohl mehr auf eine Propädeutik der Philofophie als auf Philofophie felbft bezieht. Es ift aber hier der Ort nicht uns weiter darüber auszubreiten; zumal da diefe Erklärung und die Eintheilung der Philofophie in reine, angewandte und praktifche fchon aus frühern Schriften des Vf. bekannt find. Von der Logik fagt der Vf., fie müffe die transcendentalen Verhältniffe, oder die Bedingungen a priori, unter welchen die logifchen Verhältniffe eine Bedeutung erhalten, und daher von reellen Objecten gebraucht werden können, welches bisher von allen Logikern vernachläfsiget worden fey, und fodann die logifchen Verhältniffe oder Formen felbft feftfetzen, die zwar nicht ohne die transfcendentalen Verhältniffe, aber doch von denfelben abftrahirt gedacht werden können. Was das erfte betrifft, fo ftreitet das wohl mit der Reinheit und Allgemeinheit der Logik, welche blofs die Form des Denkens ohne alle Rückficht und Beziehung auf Objecte zum Gegenftande hat. Der Vf. drückt fich zuweilen fo aus, als hätte die Logik überhaupt, nicht etwa die transcendentale, das Denken eines ganz unbeftimmten Objects überhaupt zum Gegenftande. Allein da fcheint der Stoff und die Form der Logik nicht genug unterfchieden worden zu feyn. Man kann freylich nicht ohne ein Mannichfaltiges zu verbinden denken, wodurch der Begriff von irgend einem, unbeftimmt welchem, Objecte hervorgeht; diefes ift aber nicht Zweck und Gegenftand der Logik, fondern die verfchiedenen möglichen Arten von Verbindungen des Mannichfaltigen, und ihre Verhältniffe, infofern fie nicht in Objecten gegründet, fondern durch das Denken felbft beftimmt find, zu entwickeln. — In der Lehre von den Urtheilen weicht der Vf. fehr von den gewöhnlichen Beftimmungen ab. Er behauptet, dafs die Eintheilung der Urtheile ihrer Qualität nach nur einen richtigen Theilungsgrund haben, die übrigen Momente aber aus diefem abgeleitet find. Der Qualität nach ift die Verbindung der Gegenftände des Bewufstfeyns in einem Urtheile entweder *pofitiv* oder *negativ*, oder *zero*. Der pofitiven Verbindung liegt der Begriff der *transcendentalen Realität*, der negativen der Begriff der *transcendentalen Negation*, der mit zero bezeichneten der Begriff *des transcendentalen Nichts* zum Grunde. Hier ift nun der Ort, wo hätte bewiefen werden follen, dafs die Kategorieen den logifchen Formen zum Grunde liegen. Der Vf. hat einen Verfuch dazu gemacht, ob er

aber

aber befriedigend ist; das ist eine andre Frage. Die logische Realität und Negation, heisst es S. 147, ist von der transscendentalen unterschieden. Die transscendentale Realität ist absolut, und bezieht sich auf einen Gegenstand des Bewusstseyns an sich; die ihr entgegengesetzte Negation ist zwar nicht an sich, aber doch durch Verbindung der transscendentalen Realität mit der logischen Negation ein Gegenstand des Bewusstseyns. Beide können daher in Beziehung auf verschiedene Objecte nicht mit einander vertauscht werden; Licht bleibt immer eine Realität, und Finsterniss die ihr entgegengesetzte Negation. Die logische Realität ist kein absolutes Setzen eines Gegenstandes des Bewusstseyns an sich, sondern blofs sein Setzen in Verbindung mit einem andern, und die logische Negation keine Aufhebung absoluter Realität, sondern blofs Aufhebung einer Verbindung. Logische Realität und Negation können daher in Beziehung auf verschiedene Objecte mit einander vertauscht werden. Eine absolute Realität kann eine logische Negation seyn, und so auch umgekehrt. Dem Thiere wird Vernunft abgesprochen und dem Menschen Sterblichkeit beygelegt. Die Frage ist aber, wodurch wird logische Realität von der logischen Negation unterschieden? Sagt man logische Realität ist ein Beylegen, und logische Negation ein Absprechen, so werde ich weiter fragen, *was ist Beylegen, was ist Absprechen?* Hier sieht man sich also gezwungen, die logische Realität und Negation durch die absolute zu bestimmen: — Sollte dadurch wohl bewiesen seyn was zu erweisen war? Die Logik hat nichts zu thun mit objectiver Realität und der entgegengesetzten Negation, sondern nur mit dem formellen Unterschiede der Urtheile. Die Qualität der Urtheile ist der Unterschied derselben in Ansehung der Verbindung des Subjects und Prädicats in eine Einheit des Bewusstseyns; die Verbindung eines Prädicats mit einem Subject ist Bejahung, die Trennung desselben ist Verneinung. Setzen diese Formen noch etwas höheres zu ihrer Erklärung voraus? Kann man nicht auch fragen, was ist die transscendentale Realität; und wodurch soll diese bestimmt werden?

Die bejahenden, verneinenden und unendlichen Urtheile (welche letztere der Vf. nicht blofs dem Ausdrucke sondern als wesentlich von den verneinenden verschieden angesehen wissen will) werden so erkläret. Die durch das Urtheil zu verbindenden Objecte, enthalten entweder einen Grund der Bejahung, oder einen Grund der Verneinung, oder sie enthalten so wenig einen Grund der Bejahung als der Verneinung. Im ersten Falle entsteht ein bejahendes, im zweyten ein verneinendes, — im dritten, ein unendliches Urtheil. Ein Beyspiel von dem letztern ist: die Tugend ist viereckigt; welches Beyspiel aber nicht passend scheint, weil durch das Prädicat allerdings etwas im Subjecte aufgehoben wird, und das Subject einen Grund der Verneinung enthält: Tugend ist kein im Raume bestimmbares Ding. Nun sucht der Vf. ein allgemeines Kriterium, durch welches bestimmt werden kann, zu welcher Art von Urtheilen ein gegebenes Urtheil gehöre, und findet dieses in dem Verhältniss der Objecte zu einander. Die durchs Denken zu verbindenden Objecte sind in Beziehung auf einander von dreyerley Art. 1) Jedes derselben kann ein Gegenstand des Bewusstseyns an sich *ausser der Verbindung* mit dem andern seyn. 2) Oder keines derselben ist *an sich ausser der Verbindung* sondern *nur in der Verbindung* mit dem andern ein Gegenstand des Bewusstseyns. 3) Es ist aber auch möglich, dass eins der zu verbindenden Objecte auch *an sich*, ausser der Verbindung, das andre aber nur *in der Verbindung* ein Gegenstand des Bewusstseyns ist. Die Objecte der ersten Art können nach dem Vf. gar nicht in eine Einheit des Bewusstseyns verbunden werden, eben weil jedes an sich schon ein Object des Bewusstseyns ist. (So können sie aber auch in kein Urtheil verbunden werden. Und doch soll dieses ein Kriterium der unendlichen Urtheile seyn. S. 155). Die Objecte der zweyten Art sind im Bewusstseyn wechselseitig von einander abhängig, aber es sind blofse Verhältnisse und keine reellen Objecte; hingegen die der dritten Art sind einseitig von einander abhängig; diese Verbindung ist eine nothwendige Verbindung, nicht nur von dem Bewusstseyn des durch dieselbe gedachten neuen Objects, sondern selbst von dem möglichen Bewusstseyn desjenigen Objects, das sonst kein Gegenstand des Bewusstseyns ist. Diese Verbindung hat also keinen Grund und bezieht sich zugleich auf ein reelles Object. Es fehlt also noch an einem Merkmal der verneinenden Urtheile. Das letzte Verhältniss sieht der Vf. als das Kriterium der reellen Urtheile an, und bildet daraus seinen Grundsatz der Bestimmbarkeit S. 230, oder auch den Grundsatz einer möglichen Synthesis S. 232. Wie aber dadurch die objective Realität des dadurch gedachten Objects erkennbar sey, ist noch nicht klar. — Doch wir müssen diese Anzeige schliessen, und bemerken nur noch, dass diese Abhandlung, wegen der vielen scharfsinnigen Erörterungen und neuen Ansichten, der Aufmerksamkeit der Denker allerdings werth sey. Und wir wünschten, dass aus diesem Gesichtspunkte auch unsre Bemerkungen angesehen werden möchten!

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Schneider: *Moral in Fabeln. Ein Lesebuch für Kinder.* Mit Denkreimen und Bildern. 1795. 247 S. 8. (12 gr.)

Schon vor beynahe zwey Jahren schickte der ungenannte Vf., laut des Vorberichts, das Manuscript zu diesem Werkchen dem Verleger, zu einer Zeit wo ihm noch keine so *vollständige*, und mit *solchen Rücksichten* bearbeitete Sammlung bekannt war, etwa *Meissners Aesopische Fabeln* ausgenommen, die er auch hier am häufigsten gebraucht habe. Seitdem wären zwar einige dergleichen Sammlungen, und auch eine neue Auflage von Meissners Fabeln erschienen; doch hoffe er dadurch gegenwärtige Sammlung nicht ganz überflüssig gemacht zu sehen, da sie sich theils durch die bequeme *systematische Anordnung*, durch *mehrere ganz neue Fabeln*, und die *meist ganz neu hinzugefügten Denkreime*, theils aber auch durch ihre *Wohlfeilheit* vor jenem auszeichnete, welche bey der gehegten Absicht: ein *Leseübungsbuch*

für die *untersten Classen deutscher Schulen* zu liefern, eine nicht unwichtige Eigenschaft wäre. Uebrigens wolle er durch diese Schrift den *Anfängern* das *Lesenlernen angenehm machen*, und zugleich ihren zarten Herzen schon frühzeitig *edle Gefühle und Gesinnungen einflössen.* — Wir können bezeugen, dass der Vf. diese seine Absicht nicht verfehlt habe. Die hie und da zu Anfange und am Schlusse einer Fabel angebrachten (freylich nicht sonderlichen) Bilder waren nach der Versicherung des Vf. beym Verleger vorräthig, und sind hier eine Zugabe, um das Buch noch anziehender für die Kinder zu machen, ohne es dadurch eben zu vertheuern, wie solches in Ansehung der Holzschnitte bey *Meissners neuen Fabeln*, der Fall sey. — Die angerühmte *systematische Anordnung* dieser Moralpredigenden Fabeln ist folgende: *A. Weises und gutes Verhalten in Absicht auf uns selbst*, und zwar in Hinsicht auf Sorge für Leben und Gesundheit. Thätigkeit, Fleiss und Arbeitsamkeit. Mässigkeit und Enthaltsamkeit. Keuschheit. Sparsamkeit. Genügsamkeit und Zufriedenheit. Reinlichkeit. Ordnungsliebe. Wissbegierde und Aufmerksamkeit. Vorsichtigkeit. Geschicklichkeit. Selbstkenntniss. Weisheit. Tugend. Wahrer Werth. B. *Weises und gutes Verhalten in Absicht auf Andere.* 1) *Nach den verschiedenen natürlichen und bürgerlichen Verhältnissen*, als gegen Aeltern, Lehrer, Wohlthäter, Geschwister, Freunde, Feinde, Untergebene, die Obrigkeit. 2) *Gegen Andere überhaupt*, und zwar, a) im *Allgemeinen*, als: beurtheile niemand nach seinem Aeussern. Suche lieber das Gute, als das Böse an deinem Nächsten auf. Tadle an Andern nicht Fehler, die du selbst hast. Achte nicht jeden Tadel, und strebe nicht nach allgemeinem Beyfall. Ahme nicht unbedachtsam nach. Sey gegen jedermann gerecht und billig. Sey treu, ehrlich und aufrichtig. Diene gern. Hilf, wo du kannst. Sey mild und freundlich. Sey sanftmüthig und gelassen. Liebe Frieden und Einigkeit. Sey duldsam und nachgebend. Zeig' Demuth und Bescheidenheit. Rede Wahrheit und halte Wort. Wisse zu rechter Zeit zu schweigen. b) *Insbesondere*, gegen Reiche und Vornehme, Arme und Geringe, Glückliche und Unglückliche, gegen Gute, Böse und Thoren. 3) *Gegen Thiere.* C. *Weises und gutes Verhalten in Absicht auf die verschiedenen Abwechselungen und Schicksale des menschlichen Lebens*, und zwar im Glück, im Unglück, und im Tode. — Diese zahlreichen Rubriken sind durch 178 Fabeln und Erzählungen erläutert, die grösstentheils schon bekannt sind. Es würde zu viel Raum einnehmen, eine von den neuscheinenden hier abzuschreiben, weshalb wir nur die zwiefachen Moralen und Denkreime, welche der zweymal mit wenigen Veränderungen abgedruckten bekannten Fabel von der *gemeinschaftlichen Jagd des Fuchs, Esels und Löwen*, angehängt sind, hinzufügen: S. 84. Es ist Klugheit, in solchen Umständen lieber einen mässigen Verlust erleiden, als durch Thorheit und Eigensinn sich noch ein grösseres Unglück zuziehen. Aus andrer Schaden soll man klug werden. *Sicher darf man sich weit seltner über eigne Noth beschweren, lässt man sich durch Andrer Schaden wahre Lebensklugheit lehren.* S. 220 Am Unfall, der deinen Nächsten betrifft, lerne denjenigen vermeiden, der dich selbst betreffen könnte. *Das Unglück Andrer kann, willst du es treulich nützen zum Klügerwerden, dich vor manchem Unfall schützen.*

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Wien*, b. Blumauer und b. d. Herausg. des praktischen Lehrbegriffs der Baukunst auf dem Lande. *Die wirthschaftliche Feuerung*, oder kritische Untersuchung der Heitzung, die man von französischen Kaminen und deutschen Stubenöfen erhält, begleitet von einer neuen Bauart der Feuerheerde zum Gebrauch des armen Handwerkers, und wirthschaftlicher bewährter Kaminöfen, welche die Vortheile jener beiden Heitzungen vereinigen, ohne ihre Fehler zu haben. Nebst der Art sich der Steinkohlen zur häuslichen Feurung, zu Schmidten, (Schmieden,) Salpetersiedereyen u. s. w. zu bedienen. Welchem allen eine Abhandlung über die Rauchfänge der Alten vorgeht. m. K. 1795. 4½ B. 8. Unter diesen weitläuftigen und vielumfassenden Titel wird eine dreyfache angeblich holzersparende Feuerungsmethode empfohlen. Die voran geschickte Abhandlung, in welcher mit vielem Prunk von Gelehrsamkeit untersucht wird, ob schon bey den Alten Rauchfänge üblich gewesen, erschöpft diesen Gegenstand nicht, und scheint hier auch sehr am unrechten Ort zu stehen, indem sie allen den Lesern sehr uninteressant seyn wird, die sich über den Hauptumstand: *wohlfeile und holzersparende* Oefen zu erhalten, belehren wollen. Die eigentliche Abh. enthält drey durch Zeichnungen erläuterte Oefen, die, so viel Rec. davon aus der blossen Zeichnung zu beurtheilen vermag, wohl nicht ganz zweckmässig seyn möchten. Die Hauptsache bleibt bey allen holzsparenden Oefen doch immer die: dass durch die möglichste Circulation des Rauchs in dem Körper des Ofens die Wärme, so lange als möglich ist, erhalten werde. Dies vermisst man aber bey allen diesen Anlagen ganz. No. 1 ist ein 29 Fuss 10 Zoll hohes und im Lichten eben so tiefes und breites von Ziegelsteinen aufgeführtes Parallelepipedum; der Deckel desselben ist mit zwo Oefnungen zu Kochtöpfen versehen; und durch eine dritte Oefnung wird mittelst einer eisernen Röhre der Rauch abgeleitet. Einen Fuss über diesem Deckel erhaben ruht ein blecherner Mantel, um die Dünste der Speisen abzuleiten, damit sie sich nicht im Zimmer verbreiten. Da das Feuer hier in dem hohlen Körper brennt, und der Rauch ohne die mindste Circulation zur Röhre hinaus fährt; da die ganze Anlage wegen der Menge des Eisenblechs zum Mantel und zur Röhre nicht wohlfeil seyn kann, so kann Rec. sich von der so sehr angepriesenen Brauchbarkeit dieser Kamine für geringe und ärmere Leute nicht überzeugen.

Eine in der Hauptsache ähnliche Einrichtung findet man auch bey No. 2, durch welchen eine dreyfache Feuerung erspart werden soll. Der Feuerkasten selbst wird von der Küche geheizt, und erwärmt die Vorderwand, die zu dem Ende tiefer in die Stube tritt, und unten eine verschlossene Abtheilung zu einem blinden Kamin hat. Im Deckel des Feuerkastens sind die Oefnungen zu den Kochtöpfen und der Rauchröhre; indem der Feuerkasten selbst zum Backen und Braten dienen soll. Der Rauch geht übrigens eben so, wie bey N. 1 unmittelbar zur Röhre hinaus.

N. 3 zeigt die Einrichtung einer Steinkohlen-Feurung, wie auch eines zu dem Ende eingerichteten Ofens. Beide sind hier, wie bey Steinkohlen nothwendig ist, mit einem eisernen Rost versehen. — Uebrigens empfehlen sich diese Anlagen durch äussere Nettigkeit und besonders No. 2 durch die mancherley darinn angebrachten Bequemlichkeiten, die statt Schränke zur Aufbewahrung von allerley Geräthschaften oder anderer Sachen dienen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. September 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Mylius: *Versuch einer historisch-kritischen Darstellung der jüdischen Lehre von einer Fortdauer nach dem Tode*, so weit sich Spuren davon im A. T. finden, vom Domcandidaten *Joh. Fr. Wilh. Thym.* 1795. 221 S. gr. 8.

Hr. *Th.* hat den nächsten Zweck, den er bey dieser gelehrten und gründlichen Schrift hatte, sich dem Publicum von seiner literarischen Seite zu empfehlen, völlig erreicht; denn er verräth so viele Kenntnisse, Belesenheit, Geschmack und reife Urtheilskraft, dass alle unsere Candidaten der Theologie, welche sich derselben in solchem Masse rühmen könnten, der Würdigkeit nach längst befördert seyn müssten. Der Gegenstand, den der Vf. zu seiner gelehrten Untersuchung gewählt hat, ist zwar in den neuesten Zeiten von allen Seiten mannichfaltig beleuchtet worden; allein Hr. Th. hat theils das eigenthümliche Verdienst, dass er im *ersten* Theile ganz unbefangen, und abgesehen von allen vorigen Behandlungen, eine nochmalige *kritische* Untersuchung anstellt, theils im *zweyten* Theile die verschiedenen Meynungen der Theologen vor ihm kritisch *beurtheilt*, wodurch die Sache wieder einen neuen Reiz gewonnen hat. Diese kritische Sichtung und Beurtheilung fängt mit den frühesten K. V. an, und geht fort bis auf die Theologen der neuesten Zeit, die ihre Ideen über den Untersuchungspunkt zuletzt an den Tag gelegt haben, bis auf *Ziegler, Stäudlin, Ammon* u. s. w. Alles dieses einzig und allein in Beziehung auf das A. T., wie es der Titel deutlich genug angiebt. Indessen konnten doch nicht alle Urtheile sämmtlicher Theologen der Kirche, die je ihre Meynungen über die Lehre des A. T. von der Fortdauer nach dem Tode gesagt haben, aufgeführt werden, wenn nicht das Buch ungeheuer anwachsen, und die Bekanntmachung desselben mehrere Jahre hinaus gesetzt werden sollte. Es musste also eine vernünftige Auswahl getroffen werden, damit der Vf. seines Zwecks nicht verfehlte. Aus den frühesten Zeiten der Kirche sind nur die Ideen der vorzüglichsten K. V. angegeben und beurtheilt. Das Zeitalter der Scholastiker ist ganz übergangen, weil sich diese genau an Augustins Meynungen anschliessen und bloss diese wieder aufwärmen. (Allein so viel Rec. weiss, findet dieser Fall nicht bey allen Scholastikern statt, und es sind noch *Abälard, Hildebert, Durandus, Johann Duns* und *Thomas von Aquino* genauer nachzusehen.) Eben so wird das Zeitalter der Reformation mit den Unitariern und Socinianern begonnen, wo Rec. die Meynungen des *Erasmus*, *Melanchthon* und der *Schweizer* ungern vermisst hat; dagegen aber wird das 17te und 18te Jahrhundert desto genauer durchgegangen, und vorzüglich ein richtiges Urtheil über die Meynungen der Arminianer, Engländer und lutherischen Theologen gefällt. Bey dieser Darstellung so vielfacher Vorstellungsarten ist es höchst interessant zu bemerken, wie oft zwey oder mehrere Männer von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausgehen, um am Ende dasselbe zu behaupten. So behauptete z. B. *Warburton*, veranlasst durch die Einwendungen der englischen Freydenker: dass die Mosaische Religion, der die Verheissung eines ewigen Lebens fehle, keine unmittelbar geoffenbarte Religion heissen könne, — gerade aus dieser Auslassung die Göttlichkeit der Religion und Sendung Mosis. Dagegen versicherte der scharfsinnige *Michaelis*, der Glaube an einen künftigen Vergeltungszustand müsse geoffenbaret, und im Pentateuch enthalten seyn, sonst sey die Mosaische Religion keine unmittelbar geoffenbarte Religion, und Moses kein göttlicher Gesandter. Gewiss würde er diese Behauptung nicht gewagt haben, wenn er nicht schon vorher jenen Glauben in den Büchern Mosis gefunden zu haben geglaubt hätte. Jetzt kann nun wieder kein gesunder Interpret, dergleichen auch der Vf. ist, die Idee von einem künftigen Vergeltungszustande darin finden, und dennoch bleibt *Michaelis* Behauptung sehr bedeutend. Will man also noch eine unmittelbare Offenbarung der Mosaischen Religion behaupten; so muss man wieder zu *Warburton's* Beweisart seine Zuflucht nehmen, die aber sehr seicht bleibt. — — Die Vorstellung von einem künftigen Zustande der Vergeltung findet Hr. Th. sehr richtig erst in den Apokryphen des A. T. im Buch der Weisheit und den 2 Büchern der Makkabäer. Wenn er aber glaubt, dass Moses und der Verfasser des Buchs Hiob diese Lehre wohl absichtlich verschwiegen haben möchten; so passt dieses so wenig zu der vermutheten Redlichkeit jener Schriftsteller, als zu dem Grade der damaligen Cultur, und einer Zeit wo diese Lehre noch völlig unbekannt war. Dagegen stimmt Rec. völlig mit dem Vf. überein, dass die Hebräer sehr früh eine dunkle Vorstellung von irgend einer unbestimmten Fortdauer nach dem Tode hatten, wovon sich Spuren genug im Pentateuch finden. Man dachte sich wahrscheinlich die ψυχη (נפש חיה) oder die materielle Lebenskraft als eine Dunstgestalt u. dgl. in der Nähe des entseelten Körpers, womit der todte Körper wieder beseelt werden könne. Aber man dachte sich gewiss noch kein menschliches *Leben* ohne Körper. Zum Beweise können diesen aus der Patriarchenperiode die Geschichte Henochs; denn wenn die Worte: „Gott nahm ihn weg, oder zu sich

ſich, und er ward nicht mehr geſehen." irgend einen Sinn haben ſollen; ſo muſs man ſich doch dabey gedacht haben, daſs ihn Gott mit ſeinem *Körper*, der auf der Erde nicht zu finden war, (ſonſt würde es heiſsen, und er wurde *begraben*,) irgendwo auſser der Erde noch fortleben laſſe. Ferner die Aufopferung Iſaaks. Abraham glaubte gewiſs, Gott würde den entſeelten Körper ſchon wieder zum Leben bringen können. (Den Beweis aus der Stelle: „ich bin der Gott Abrahams u. ſ. w." nimmt Rec. nicht an; denn darein iſt ſpäterhin mehr gelegt worden, als urſprünglich darinn lag.) Aus der Periode Moſis dient das Verbot gegen die Nekromantie 5 Moſ. 18, 11. zum Beweiſe für die Vorſtellung, daſs die noch fortdaurende Lebenskraft in der Nähe der todten Körper durch Künſte wieder mit dem Körper vereinigt und dieſer dadurch wieder zum Leben gebracht werden könne. Bey dieſer dunkeln Vorſtellung einer unbeſtimmten Fortdauer nach dem Tode auf irgend eine Weiſe blieb es nun aber auch ſpäterhin unter den Hebräern, ſo weit die kanoniſchen Schriften reichen. Nur eine einzige Stelle Pred. 12, 7. macht eine Ausnahme, wonach *der Geiſt zu Gott zurückkehrt*, der ihn gegeben hat; allein das Zeitalter dieſes Buchs iſt auch gerade ſehr zweifelhaft. Sonſt liegt bey den erſten *Vorſtellungen*, die man von einer Auferſtehung findet Jeſ. 26, 19., Ez. 37, 5—10. noch dieſelbe alte Idee zum Grunde, daſs die Lebenskraft den Körper wieder belebt. Was der Vf. S. 14. von den höhern Ideen der Weiſen des Volks über dieſen Punkt ſagt, will Rec. daher nicht einleuchten. Hätten ſie wirklich dieſe Ideen gehabt; ſo würden ſie dieſelben ſchon verrathen haben. Uebrigens hat dieſes Buch einen ganz andern Zweck, als das ſonſt ebenfalls ſehr ſchätzbare Werk des Hn. *Flügge* über denſelben Gegenſtand, und hin und wieder auch andere Reſultate.

LEIPZIG, b. Cruſius: *Handbuch zur Erklärung des Neuen Teſtamentes für Ungelehrte. Zweyter Theil.* 1792. 318 S. *Dritter Theil.* 1793. 294 S. *Vierter Theil.* 1794. 314 S. gr. 8.

Die Einrichtung dieſes nützlichen Buches iſt ſchon aus unſerer Anzeige des *erſten* Theils (1791. No. 125.) bekannt. Der *zweyte* Theil begreift die *Apoſtelgeſchichte*, den *Brief an die Römer*, und den *erſten Brief an die Korinther*; der *dritte* Theil aber enthält den *zweyten Brief an die Korinther*, die *ſämmtlichen kleinen Briefe Pauli*, und die *beiden Briefe des Petrus*; und der *vierte* Theil die *Briefe Johannis*, den *Brief an die Hebräer*, den *Brief Jacobi* und *Judä*; und die *Offenbarung Johannis*. Es wäre nur zu wünſchen, daſs auch das *exegetiſche* Handbuch des N. T., das *denſelben* Vf. haben ſoll, eben ſo fortrückte. — Alles, was wir bey der Anzeige des erſten Theils zum Lobe dieſes brauchbaren Buches ſagen konnten, gilt auch von dem zweyten, dritten und vierten Theil, womit dieſes ſo nützliche Buch geſchloſſen iſt. Keine ſchwere und dunkle Stelle iſt vom Vf. ohne Aufklärung, kein dunkler Ausdruck in Luthers Ueberſetzung ohne Erläuterung, und keine Unrichtigkeit derſelben ohne Berichtigung gelaſſen worden; alles in bündiger Kürze, und nach einem ſehr geläuterten exegetiſchen Geſchmack, mit Benutzung der neueſten und beſten exegetiſchen Bemerkungen. Freylich iſt nicht alles in dem Maaſse aufgeklärt worden, wie wir gewünſcht hätten; manche Erklärung iſt zu kurz ausgefallen, wie z. B. über die *Geiſtesgaben* 1 Kor. c. XII—XIV. über Gal. III, 21. Hebr. X, 1. u. d. m., manche ſind auch zu *einſeitig*, womit nicht jeder Sachverſtändige zufrieden ſeyn wird, wie wir nachher noch an einigen Beyſpielen zeigen wollen. Manche Anmerkung hingegen iſt wieder zu weitläufig, oder gar ganz überflüſſig; wozu z. B. Th. III S. 42. die groſse Digreſſion und Paſtoralanweiſung? Die Abſicht des Buchs war ja doch nicht, eine *praktiſche* Erklärung des N. T. zu liefern. Uebrigens aber ſind die Erklärungen ſehr liberal, doch nur ſelten gewagt. So ſtöſst man auf freye Bemerkungen Apoſtelgeſchichte I, 10. 11. über die Engelserſcheinung bey der Himmelfahrt Jeſu; c. X. über die Viſion des Petrus, und 2 Kor. XII. über Paulus Entzückung. Die Apokalypſe iſt ganz nach *Eichhorns* Ideen bearbeitet; nur ſind die Erklärungen im Verhältniſs gegen die übrigen Bücher des N. T. zu ausführlich. Doch da dieſes Buch gewöhnlich ſo ſehr miſsverſtanden wird, und erſt durch *Herder* und *Eichhorn* Licht erhalten hat, denen auch der Vf. durchaus in ſeiner Erklärung folgt; ſo finden wir in dieſer Ausführlichkeit gerade nichts tadelnswerthes. Nur hätte auch die Einleitung vollſtändiger ausfallen, und der richtige Geſichtspunkt der Apokalypſe nach *Eichhorn* genauer angegeben werden ſollen. — Eine Probe der freyen Erklärungsart des Vf., wie ſeiner Manier überhaupt über die Stellen des N. T. zu commentiren, mag die bekannte Stelle Röm. III, 24. 25. geben. 24. *Und werden gerecht*] „ſie erlangen die Rechtſchaffenheit," die Gott von den Menſchen, als das Mittel zu ihrer Glückſeligkeit fodert. *ohne Verdienſt*] „umſonſt," d. i. ohne daſs ſie (die Juden vermöge der Beobachtung der Vorſchriften der ältern Offenbarung, und die Heiden vermöge der Beobachtung der Vorſchriften zur Tugend, die ihnen ihre Vernunft darbot) es würdig ſind (nämlich daſs ihnen Gott jetzt in dem Chriſtenthum deutlichere und vollſtändigere Vorſchriften zur Tugend offenbaret). *aus ſeiner Gnade*] „durch ſeine Barmherzigkeit, nach welcher ihnen Gott „im Chriſtenthum deutlichere und vollſtändigere Vor„ſchriften und Belehrungen ſchenket, ob ſie gleich die„ſelben nicht, durch Beobachtung der ihnen vorher ge„gebenen Vorſchriften und Belehrungen verdienen. „*durch die Erlöſung*] d. i. „durch die Befreyung von „Unwiſſenheit, Irrthum, Laſterhaftigkeit und von der „Strafe für die daraus entſtehenden Sünden." *ſo durch „Jeſum Chriſtum geſchehen iſt*] „welche der Meſſias (*Chriſtus*, ſ. Th. I. üb. Matth. I, 16.) Jeſus (durch ſein Le„ben, ſeine Lehre und ſeinen Tod) verſchafft hat." ſ. Th. I. üb. Joh. I, 29. — v. 25. Beſſer: „Dieſen (näm„lich den Meſſias Jeſus) hat Gott, damit er (nämlich „Jeſus) die Rechtſchaffenheit, die er (nämlich Gott) „verlangt, darthät, in ſeinem Tode, durch die Verge„bung der vorigen Sünden, als ein Unterpfand ſeiner ... durch „den Glauben dargeſtellt." — Nach dieſer Erklärung fällt

fällt eine Hauptbeweisstelle für die Versöhnungslehre weg und kein Unparteyischer wird auch in Abrede seyn, dass die Stelle diesen Sinn haben *könne* (nur v. 25. findet es Rec. hart, πιϛεως εν τῳ αυτȣ ἁιματι mit dem Vf. von einander zu trennen). Allein wenn man die vielen Stellen, in welchen der Apostel von derselben Sache spricht, unparteyisch mit einander vergleicht, daraus den Lehrbegriff des Apostels abstrahirt und bedenkt, dass er als geborner Jude nicht leicht die Parallele zwischen dem Tode Jesu und den Opfern des A. B. übersehen konnte: so wird man wohl geneigter seyn, die gewöhnliche Erklärungsart dieser Stelle vorzuziehen; wenn nämlich Bibelerklärung ihrer Natur nach Darstellung des *Sinnes* eines Schriftstellers seyn soll, und nicht Umformung des Sinnes nach *unsern* philosophischen Einsichten. Der Vf. sucht zwar überall die Versöhnungslehre sehr scharfsinnig wegzuexegesiren und hat darinn auch wichtige Autoritäten für sich, nur nach Rec. Gefühl nicht *exegetische* Wahrheit (denn von *dogmatischer* Wahrheit ist hier die Rede nicht; unsre Philosophie über Bibel muss uns immer freybleiben). Darinn scheint uns also der Vf. gefehlt zu haben, nicht dass er sich für diese freyere Auslegung erklärt (denn in solchen Dingen *wird* immer Verschiedenheit und *muss* Freyheit bleiben); sondern dass er *seine* Erklärungsart bey solchen und andern ähnlichen schweren Stellen *allein* und *ausschliessend* anführt, und die gewöhnliche, auch von berühmten Auslegern vertheidigte, Darstellung des Sinnes so ganz mit Stillschweigen übergehet, als wenn es nur eine einzige Erklärungsart gäbe und die wichtigsten Bibelausleger alle darinn mit einander übereinstimmten. Daraus entsteht eine für die Wahrheit sehr nachtheilige Einseitigkeit, besonders bey *Ungelehrten*, für welche doch der Vf. eigentlich geschrieben hat, die keine andern Commentare vergleichen können, und doch einen ewigen Widerspruch dieser Erklärungen mit andern Religionsschriften, die sie besitzen mögen, wahrnehmen. Für Religionslehrer, denen wir auch das Buch sehr empfehlen können, hat es weniger Nachtheile. Freylich wäre durch die Anführung mehrerer Erklärungsarten das Buch grösser geworden; allein da diese doch nur bey *schweren* und *streitigen* Stellen nöthig gewesen wäre: so würde doch wohl dadurch jeder Theil nicht leicht über sechs Bogen stärker geworden seyn und das Buch hätte durch eine solche kleine Ausdehnung ausserordentlich an Brauchbarkeit gewonnen. Vielleicht versteht sich noch der Vf. zu solchen *Nachträgen*. — Nun wollen wir noch zur Probe einige andre Erklärungen schwerer Stellen aus den drey letzten Theilen, und unsre Meynung darüber kürzlich anführen, besonders zum Beweise, dass das übrigens so empfehlenswerthe Buch durch die einseitige Erklärungsart des Vf. wirklich verloren hat. *Röm.* IX, 5. wird επι παντων erklärt: „über alle *Menschen*." Diese Einschränkung bey der Formel θεος επι παντων ist sicher nicht erweislich; da wird παντων immer im Neutrum genommen. So auch 1 *Cor.* X, 4. wird ἡ δε πετρα ἠν ὁ χρισος erklärt: „welcher Fels dem Messias ähnlich war: der Fels erquickte die Israeliten mit frischem Wasser; der Messias beruhigt und tröstet die Christen durch seine Lehren." Weit passender aber nimmt man hier eine Anspielung auf eine jüdische Idee an, nach der der *Logus* die Israeliten als *Schutzengel* in der Wüste begleitet haben soll. Wir zweifeln auch, ob die Erklärung des Vf. *Tit.* II, 13. „Tag der Erscheinung Gottes und Jesu Christi" für *Todestag* Beyfall finden werde, da doch der Vf. selbst in so vielen andern Stellen den „Tag des *Weltgerichts*" darunter versteht. — I *Petr.* III, 19. meynt der Vf.: „Petrus spiele auf eine witzige Antwort der Christen an, die sie auf einen Einwurf der Juden gegen die Auferstehung Jesu gegeben hätten. Wenn nämlich die Juden fragten, warum Jesus so lange im Grabe gelegen habe, und erst am dritten Tage auferstanden sey: so hätten die Christen geantwortet: die Seele Jesu wäre inzwischen ins Schattenreich gestiegen, und hätte den ungläubigen Zeitgenossen Noah's gepredigt." Allein diese Auflösung scheint uns unbefriedigend zu seyn; denn es bleibt hier noch immer die Frage: wie sind die Christen auf diese Idee, auf diese bestimmte Antwort (wenn auch die Frage der Juden und diese Antwort der Christen *historisch erweislich* wäre) gekommen? Und da ist doch immer die wahrscheinlichste Auflösung, welche neuere Ausleger angenommen haben, die aber der Vf. übergangen hat, diese: dass, nach der Meynung der ersten Christen besonders aus dem Judenthume, die Seelen in Scheol, worinn sie nach dem Tode von den Juden gedacht wurden, ihre *Lieblingsgeschäfte* fortsetzten, folglich die Seele Jesu das *Lehren*. *Hebr.* II, 10. wird αγαγοντα auf *Gott* gezogen; und das geht allerdings an, wenn man nur diesen Accusativ mit dem folgenden Infinitiv τελειωσαι verbindet. Allein die andre Erklärung, nach welcher αγαγοντα auf Christum gezogen, und mit dem folgenden αρχηγον της σωτηριας construirt wird, hätte nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen; da sie doch gewiss eben so viel für sich hat, als die erstere. *C.* III, 1. erklärt der Vf. αποϛολον κ. αρχιερεα της ὁμολογιας ἡμ. Ιησȣν; „*den Messias Jesus* (Messias hätte ganz wegbleiben können; denn χριϛον ist unächt), *den wir für den uns von Gott gesandten Hohenpriester erkennen*; also nimmt der Vf. bey αποϛολ. κ. αρχιερ. eine Hendiadys an, und τ. ὁμολογιας ἡμων stünde für: ὁν ἡμεις ὁμολογȣμεν. So *kann* man allerdings die Stelle erklären; aber die bessere Erklärung: *den göttlichen Gesandten und Hohenpriester unsrer Religion* (im Gegensatz der *jüdischen* Religion, die auch einen αποϛολος an Moses und einen vorzüglichen Hohenpriester an Aaron hatte) hätte nicht verschwiegen werden sollen; denn ὁμολογια heisst unläugbar auch *Religion*, entweder metonymisch (*confessio pro re confessa*), oder als Synonym von διαθηκη, das auch Religion bedeutet. — *C.* III, 3. soll nach dem Vf. der Sinn seyn: „Jesus ist weit hoher zu schätzen, als Moses, nämlich *in sofern als er der Sohn des Stifters der Familie*, und demjenigen, *der die Familie stiftet*, mehr Ehre zukommt, als der Familie." Hier ist offenbar der wahre Sinn verfehlt: der *Sohn* des Stifters ist ja, *als solcher*, nicht der

der Stifter selbst, und doch wird hier Jesus selbst als κατασκευασας dem Moses entgegengesetzt (man müsste denn mit *Morus* übersetzen: „*aber in so ferne* (καθ' ὅσον) *dass* der Stifter des Hauses *immer noch* der Vornehmere darinn ist:“ nur würde *dieser* Sinn in der Sprache des N. T. ganz anders ausgedrückt worden seyn). Der ganze schwere Abschnitt v. 3—6. bekommt einen leichten Zusammenhang, wenn man (wie Rec. schon vor vielen Jahren in einer besondern Abhandlung darüber vorgeschlagen hat) ὁ κατασκευασας τ. οικον, v. 3. und ὁ επι τ. οικον, v. 6. als *synonym* betrachtet, und v. 4. in eine Parenthese einschliesst: Jesus war in seiner Familie, als Sohn, *selbst Herr;* Moses hingegen in der seinigen *nur Diener;* denn er war nur οικονομος, nicht υἱος, wie Jesus; nur θεραπων, nicht κατασκευασας, nicht επι τον οικον, sondern nur εν τῳ οικῳ (v. 5. 6.). — C. IX, 14. erklärt der Vf. ganz entscheidend, als wenn es keine andre gute Erklärung gäbe, πνευμα αιωνιον durch *ewigen Entschluss* (wie *Teller* in seinem Wörterb. d. N. T. der aber doch nicht entschied, sondern noch andre Erklärungen, als gleich möglich beyfügte). Man mag nun in der Stelle unter πνευμα αιωνιον entweder mit *Zachariä*, *Schleusner*, u. a. die ewige Lebenskraft Jesu verstehen, oder, wie gewöhnlich, die höhere Natur Jesu, (dabey mag man nun entweder unbestimmt an eine Christum ewig belebende Gotteskraft, oder an die göttliche Natur Christi im theologischen Sinne denken); oder man mag endlich mit *Döderlein* und *Storr* den verherrlichten Zustand Jesu darunter verstehen, so hat man doch Sprachgebrauch für sich; aber für die Erklärung des Vf. schlechterdings keinen. — Diese angeführten Beyspiele beweisen wohl hinreichend, dass dieses Handbuch, bey allen seinem trefflichen innern Gehalt und seiner übrigen guten Einrichtung, dennoch durch die Einseitigkeit der Erklärungen selbst bey schweren und dunkeln Stellen, wo sich nicht immer entscheiden läst, nicht wenig von seinem Werthe verliere. — Nun noch einiges aus der Apostelgeschichte. C. II. hätten wir eine Anmerkung über die fremden Sprachen erwartet; denn an eine wunderthätige und ganz überflüssige Sprachmittheilung ist doch wohl nicht zu denken. — C. VII. giebt der Vf. einen ganz guten Gesichtspunkt der Rede des Stephanus an; nur darinn stimmen wir nicht ein, dass die historischen Unrichtigkeiten in dieser Rede bloss dem Stephanus zur Last fallen sollen. Wären sie dem Lucas aufgefallen, sicher hätte er sie verbessert; Lucas mag sie also *allein* tragen, der ohnehin das Ganze nach seiner Art ordnete, wenn ihm auch einige Fragmente jener Rede mitgetheilt waren. Auch über die Bekehrungsart des Ap. Paulus C. IX. führt der Vf. die neuere bessere Erklärungsart an; nur hätte er sich auch über die so sonderbar zusammentreffenden Träume des Ananias und Paulus erklären sollen, wenn alles natürlich seyn soll. V. 18. heisst es zu dem Ausdruck: wie *Schuppen:* „Vor der Verblendung waren seine Augen geschworen; die scharfe Feuchtigkeit war nun trocken geworden, und löste sich ab.“ Dies scheint uns unrichtig. Ein Fell hatte wohl Paulus nicht auf den Augen; sondern der Sehnerve war nur durch den Blitz gelähmt, und dadurch entstand ein Gefühl von starkem Druck der Augen: da er nun wieder sah, so verlor sich dieses Gefühl, und es war ihm, *als wenn* ihm Schuppen von den Augen fielen. So übersetzte schon *Michaelis*. — Endlich kann auch Rec. nicht ungerügt lassen, dass der 2te Theil auf so elendes *Löschpapier* gedruckt ist, doch ist der 3te und 4te Theil auf besseres Papier gedruckt. — Uebrigens wünschen wir, dass dieses brauchbare Handbuch nicht nur von *ungelehrten* (aber doch gebildeten) Laien, für die es zunächst bestimmt ist, sondern auch von gelehrten, und selbst von Predigern zum richtigen Verstand des N. T. fleissig gebraucht werde; und dass es so viele andre für unser Zeitalter ganz unbrauchbare Commentare und glossirte Bibelausgaben aus so mancher Predigerbibliothek verdrängen möge! —

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Dresden:* Aus einer lateinischen Gratulationsschrift von Hn. *Joh. Fr. Sillig* an zwey beförderte Geistliche, Hn. *Dav. Gottl. Wolf* und *Paul Christ. Hilner*, in welcher *der vierte Psalm* behandelt wird. 1794. 12 S. 4. zeichnen wir kurz folgende richtige Erklärungen aus: V. 2. Elohe Zidki, *o Deus justae meae causae.* V. 3. Rik, Casab *rumores falsi et vani ab Absolomo sparsi* sec. 2 Sam. 15, 1—6. V. 4. Udeu, *noscite quaeso potius.* V. 5. Rigsu, *commovemini*, erschrecket doch vor euch selbst, dass ihr so tief sinken konntet. Vergl. mit 2 Sam. 19, 1. Amos 8, 8. V. 6. Sibche Zedek, *sacrificia, quae animo fiunt eo, quo fieri debent.* coll. Ps. 51, 19. im Gegensatz gegen Absaloms Opfer, mit denen er seine Rebellion begann. Gelegenheitlich wird Jes. 10, 29. *lanu* von *Lan*, *bleiben, übernachten* abgeleitet. Nissah alenu im 7. Vers des 4 Psalmen wird von נסס abgeleitet, welches so viel bedeuten soll, als נשא. Da نس *propulit* wirklich bedeutet, so kann man den Imperativ נְסָה Nassah wohl übersetzen: *propelle super nos lumen vultus tui i. e. emitte, tanquam radios, nutus tuos.* Kurz: *Blicke gnädig auf Uns.* Sollte V. 8. übersetzt werden: *inde ab eo tempore, quo frumenti et musti copia magna mihi allata est*, so müsste im Texte entweder noch *li* mihi stehen, oder statt *deganam, tiroscham*, gelesen werden: *deganenu, tiroschenu.* Der Vf. denkt an 2 Sam. 17, 27 ff. um zu erklären, woher sich Davids Vorrath im Lager gemehrt hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. September 1795.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Nauck: *Reines System der Religion für Vernünftige*, von *A. Riem*, Canonicus zu Herford u. f. w. 1793. 404 S. 8.

Der Vf. fagt, er habe bisher nur eingeriffen, jetzt wolle er aber wieder aufbauen, weil es nicht wohlthätig fey, zu rauben, ohne etwas befferes wieder zu geben. „Ich fand, heifst es S. 3. 4. die „chriftliche Religion an innerm Gehalt nicht reich, an „Irrthümern nicht arm, an Lehrfätzen nicht unfchäd„lich, und für Moralität ächter Art nicht minder ver„derblich, als andere Religionen. — Ich geftehe, dafs „felbft die Religion der neuern Moralphilofophie mich „nicht befriedigte. Sie war mir nicht rein genug und „im Contraft mit der reinen Moralphilofophie. Sie lehrt „Unabhängigkeit des moralifchen Menfchen; und fpricht „von Geboten Gottes: fie redet von eigner Gefetzge„bung; und fodert Gehorfam von (gegen) Gott. Sie „ftellt Gott als Gefetzgeber dar, ohne Macht, fie geben „zu können, oder zu gebieten. Sie leitet fie von der „Heiligkeit Gottes ab; und macht dem moralifchen „Menfchen das Beftreben zu einem ewig unerreichba„ren Ideal zur Pflicht, fchlägt dadurch den Muth nie„der, und ftellt ihn an das Fafs der Danaiden, wo fie „ewig arbeiten, verfichert, nie es zu füllen.“ Der Vf. fpricht hier, wie man fieht, von der Kantifchen Moralphilofophie. Und nun werden die Lefer begierig feyn, das Syftem der Religion des Vf. kennen zu lernen, welches fogar an Reinigkeit die auf die reine Idee der Sittlichkeit gegründete Religion übertreffen foll; zugleich werden fie aber aus der fo eben gegebenen Probe fchliefsen, dafs der Vf. in den Geift diefer Philofophie noch nicht tief genug eingedrungen feyn müffe, wenn er glaubt, durch die Religion werde die Autonomie des Willens aufgehoben.

Wir wollen verfuchen diefes *reinere* Syftem der Religion nach feinen Hauptzügen darzuftellen, welches der Vf. in drey Theilen vorgetragen hat. In dem erften fucht er den Begriff der Religion im Allgemeinen feftzufetzen; in dem zweyten Theil ftellt er die Theorie der Religion oder die Theologie, im dritten endlich die praktifche oder eigentliche Religion auf. Moralität geht aller Religion voraus. Reine Moralität befteht darinn, dafs der Menfch das Gute um des Guten willen thut. Die Reinigkeit derfelben leidet nicht, wenn man fich eine Handlung zugleich gut und nützlich vorftellt; denn fie ift beides. „Schon in der einfachften Idee „*Gut* liegt Werth und Nützlichkeit zugleich und unzer„trennbar vereint. So können wir den Hauptbegriff „*Tugend* nur durch die verbundene Idee *Würdigkeit* „*glücklich zu feyn*, richtig denken.“ S. 7. — Sittlichkeit und Sinnlichkeit können nicht im Kampfe mit einander gedacht werden. Denn es giebt taufend gute Handlungen, denen fich *keine* Sinnlichkeit widerfetzt; die *Moralität* und *Sinnlichkeit* wirken nach *ziemlich ähnlichen Principien*. Die Moralität wünfcht das *Gute um des Guten* willen, die Sinnlichkeit das finnlich Gute darum, weil fie es *für ein finnliches Gut hält*. Es ift nicht einmal eine moralifche Handlung möglich ohne thätige Mitwirkung und Theilnehmung der Sinnlichkeit. „Sinnlichkeit wirkt auf denfelben Punkt, auf „welchen Moralität wirkt, und alle Menfchen handeln „gut, mitten im Verbrechen, das objectiv diefe Geftalt „annimmt.“ S. 21. Daraus folgt unmittelbar, dafs es keine Unmoralität giebt. Zum Ueberfluffe beweift der Vf. S. 22 ff. noch, dafs reine Immoralität fchlechthin nothwendig unmöglich fey, weil Gott das Princip und die Quelle der moralifchen Welt und ihrer zweckmäfsigen Harmonie mit der phyfifchen fey. Der Schein unmoralifcher Handlungen entfteht daraus, dafs der Menfch ein gröfseres Maafs moralifcher Einfichten als moralifcher Kraft befitzt. Doch läfst der Vf. noch einen Unterfchied zwifchen guten (moralifchen), fchlechtern und den fchlechteften Handlungen zu. — Diefe mit der Idee der reinen Sittlichkeit ftreitenden Behauptungen konnten nur daher entftehen, dafs der Vf. das Sittengefetz und Naturgefetz nicht unterfcheidet und Sittlichkeit für nichts anders hält als für die feinere Sinnlichkeit. S. 368. Die fittlichen Gefetze haben S. 239. der Erfahrung zufolge (??) ihren Grund in der Conftruction des Vorhandenen, d. h. mit andern Worten in dem Mechanifmus der Natur. S. 249. „Je mehr fich „die Theile der Exiftenz extendiren, je mehr verliert „das Gewicht der Schwere, und je mehr nähert fich „die Exiftenz einer grofsen Leichtigkeit, die fie im Ge„genfatz eine *geiftige*, *fittliche Exiftenz* nennt. — Diefe „Empfindung einer freyen Exiftenz belegen wir mit „dem Namen *Seele* — und die Leichtigkeit des Gefühls „unfrer Exiftenz, die uns zu Beherrfchung unfrer felbft „fo fehr zu ftatten kommt, mit dem Namen *des mora„lifchen Beyfalls*.“ — Bey Beftimmung des Begriffs *Religion* geht der Vf. davon aus, dafs Religion und Moral unabhängig von einander find. Zu diefem Behuf wird Kants Erklärung der Religion als Erkenntnifs göttlicher Gebote angefochten. Denn die Gebote der praktifchen Vernunft zugleich als göttliche Gebote zu betrachten, fey ein Widerfpruch; es ftreite mit der Autonomie der Vernunft und fey nachtheilig für die moralifche Gefinnung, die nur aus Achtung gegen das Gefetz der Vernunft handeln müffe. Der Grund, dafs man

man das Sittengesetz um desswillen als Gesetz Gottes betrachten müsse, weil wir die Erlangung des höchsten Guts nur von Gott hoffen können, sey unrichtig, weil dadurch die moralische Triebfeder verunreiniget werde, indem man von Gott nicht die Würdigkeit, sondern Glückseligkeit erwarten könne, und also das Sittengesetz um der Glückseligkeit willen befolgen müsse. Zudem sey die mit der Würde harmonische Glückseligkeit eine nothwendige Folge der Tugend selbst. Wir übergehen die übrigen Gegengründe, welche mit obigen den von Kant aufgestellten Religionsbegriff, wenn er richtig verstanden wird, gar nicht treffen. Sonderbar ist es, wenn der Vf. S. 88. noch hinzufetzt: *der Mensch besitzt überall kein Organ, das Göttliche wahrnehmen zu können.* — Einen wichtigen Grund, die Religion von der Moral ganz abzusondern, findet er darinn, dass die Religion ganz frey von Interesse ist, aber nicht die Moral. Interesse sey nämlich nicht die Billigung, das Wohlgefallen an etwas, sondern der intensive Werth eines Dinges, woraus Billigung und Wohlgefallen unmittelbar folge. Das reinmoralische Interesse sey der praktische Werth des Guten, welche Achtung für dasselbe hervorbringe. Jede moralische Handlung setze daher ein Interesse voraus, wodurch eine moralische Nöthigung, d. h. Pflicht entstehe. Die Moral geht dahin, sich durch Moralität das höchste Interesse vernünftiger Wesen — der Glückseligkeit würdig zu werden, oder Tugend und sodann die Glückseligkeit als vollendetes Gut und Folge der Tugend zu verschaffen. Die Religion besteht aus Gefühlen, die nicht dahin gehen, sich etwas zu verschaffen, oder das höchste Gut zu erlangen; sie hat keinen Zweck, als sich selbst; ihre Gefühle sind also ganz uneigennützig (als wenn die Moral eigennützig wäre). Ferner behauptet der Vf., das religiöse Gefühl sey abgenöthiget, ohne Pflicht zu seyn, und keineswegs zur Moralität beförderlich, ob es gleich subjective, ohne es zu beabsichten, dem Menschen eine für die Sittlichkeit vortheilhafte Stimmung gebe.

Nach dem Vf. entspringt die Religion aus der Ueberzeugung des Menschen, dass sein moralisches Vermögen, wodurch er sich des höchsten vollendeten Guts nach und nach bemächtigen kann, nicht ihm selbst, sondern einem allweisen Wesen zuzuschreiben sey. Das daraus entspringende Gefühl der Dankbarkeit, Bewunderung, Verehrung gegen dieses Wesen ist *Religion.* Die Theorie desselben oder reine *Theologie* enthält die Erkenntniss Gottes, als höchst gütigen Mittheilers des moralischen Vermögens im Menschen, wodurch dieser frey und unabhängig von irgend einer Gesetzgebung ausser sich den Grund seiner Tugend und Glückseligkeit selbst enthält. Hat nun durch diese Bestimmungen die Religion an Reinigkeit gewonnen; ist sie unabhängiger von der Moral geworden? Setzt sie nach dem Begriff des Vf. etwa weniger Gott als moralischen Gesetzgeber oder die Moral voraus? Auch sagt der Vf. selbst S. 55. 56. dass der einzige Gebrauch der Religion in der Moral liege, und dass ohne diese jene gar nicht seyn könne. Wenn er bloss wollte, dass die Religion nicht die moralischen Pflichten dadurch sanctionire, dass sie dieselben als Gebote Gottes aufstellt, so brauchte es aller dieser grossen Zurüstungen nicht. Die Philosophie, welche er dadurch berichtigen wollte, hat schon dieses weit besser und gründlicher gethan, und den Zusammenhang sowohl als den Unterschied der Religion und Moral auf eine Art festgesetzt, welche beiden ihre Würde und Reinheit sichert; da hingegen hier eine Reinigkeit der Religion gesucht wird, welche theils nicht möglich, theils nicht nöthig ist, und mit dem Verluste der reinen Sittlichkeit durch Einmischung der Sinnlichkeit zu theuer erkauft wäre. Der zweyte Theil, welcher die Theologie enthält, ist ein loses Gewebe von dialektischen Schlüssen, die ohne Grund und Haltung sind, und die Gränzen des menschlichen Erkenntnissvermögens ganz und gar verkennen. Dass das Gebäude, welches darauf gestützt wird, unhaltbar sey, ist ganz natürlich, aber es gewährt nicht einmal die Befriedigung, dass es mit sich selbst zusammenstimmt. Denn die Theologie, als Erkenntniss Gottes und seiner Eigenschaften, soll nach S. 142. auf der Vernunft allein, als einziger Quelle beruhen, und doch versucht der Vf. S. 144 ff. einen *gültigen Beweis* für das Daseyn Gottes *aus der Erfahrung.* Um dieses zu können, wird S. 144. 145. vorausgesetzt: Gott als Grund aller Existenz und alles Existirenden existire in der Welt. Denn die Kritik der reinen Vernunft habe den Ungrund aller Beweise für das Daseyn einer ausserweltlichen Ursache der Welt vollkommen dargethan; dieses müsse uns aber ein Beweggrund werden, näher zu untersuchen, „ob nicht die Behauptung, *das Weltall enthält den Grund seiner Existenz aus sich selbst,* uns näher auf einen gültigen Beweis der göttlichen Existenz leite." Auf diese Art lässt sich freylich alles beweisen. Aber ist nicht diese Voraussetzung eben so dialektisch als jene? Und führt nicht zuletzt diese Voraussetzung dahin, dass Gott und Welt eins ist? Oder wenn sie den Grund ihrer Existenz *aus sich*, das ist doch wohl, in sich selbst hat, wozu bedarf es noch der Voraussetzung eines andern Wesens als Grundes derselben? Die Ordnung des Naturmechanismus, das Daseyn von Naturgesetzen, meynt er, nöthige uns ein Wesen anzunehmen, welches den Grund aller Dinge und deren Ordnung enthalte; dies ist der Inhalt jenes gültigen Erfahrungsbeweises. Dieses führt uns aber nie weiter als auf Natur zurück, und es ist zwecklos, die Natur aus einem andern Naturwesen, das doch wieder Natur ist, zu erklären. Ferner meynt er, die praktische Vernunft komme mit ihrem Postulat nicht einmal so weit, und wenn sie nicht auf die Klippe gerathen wolle, an welcher alle speculative Vernunft scheitert, so müsse sie aus der praktisch-nothwendigen sittlichen Ordnung der moralischen Welt und ihrer zweckmässigen Harmonie mit der physischen auf ein Princip in *derselben* (physischen Welt, denn beide sind nach dem Vf. eins) übergehen. — Auf diesem Wege und aus dieser unerweislichen, mit dem Interesse der praktischen Vernunft streitenden, Voraussetzung leitet der Vf. die Erkenntniss der Eigenschaften Gottes her, und das ist denn die *Erkenntniss Gottes aus der Erfahrung durch reinen Vernunftgebrauch.* S. 154. Es ist fast unnöthig, einige

einige Proben davon zu geben, wie hier die Eigenschaften Gottes bestimmt und erklärt werden; denn die Leser werden schon aus dem gesagten selbst schliessen, dass alles auf Pantheismus und Materialismus ausgeht. Gott ist die höchste Intelligenz heisst z. B. hier: das Universum hat das Vermögen, sich nach allen Bedingungen seiner Existenz aufs vollkommenste zu erkennen. S. 240. erfahren wir was *Vernunft* ist. „Da nun Vernunft ein Aggregat oder besser eine Eigenschaft ist, „die allem Vorhandnen anhängt, und nur verschieden, „nach Beschaffenheit der Construction oder Zusammen-„setzung, sich entweder als *Schwere*, *Wachsthum*, *thierische Empfindung* oder *als Denken nach menschlicher „Weise* äussert, so ist das sogenannte sittliche Denken „nach Ordnung und Zwecken eine Eigenschaft der „menschlichen Construction überhaupt; und die den-„kende Intelligenz in dem Menschen kein selbstständi-„diges, mit dem Vorhandenen ungleichartiges Wesen, „sondern das Resultat unsrer Construction und Wirkung „des Vorhandenen in solcher Zusammensetzung." Ob wohl da der Vf. sich selbst versteht! Unerwartet ist es zum wenigsten nicht, wenn ein solcher Schriftsteller nicht einmal consequent denkt, sondern bald von reiner Sittlichkeit spricht, bald die Sittlichkeit für die feinere Sinnlichkeit erklärt; wenn er bald in dem entscheidendsten Dogmatismus behauptet, alles sey in der Welt nach dem besten möglichen Zwecke vorhanden, und bald darauf den menschlichen *eingeschränkten* Verstand, der auf Laster in der moralischen, auf Uebel und Zerstörungen in der physischen Welt hinweiset, an seine Gränzen erinnert, die er nicht überschreiten dürfe. Wenn es wahr ist, was S. 185. versichert wird, dass keine Religion dieses System, und überhaupt den Pantheismus so sehr begünstige als die christliche, woher soll wohl der oben angeführte strenge Tadel derselben erklärt werden? Wo mag wohl der Vf. in der Kritik der reinen Vernunft gefunden haben, dass (S. 192.) *allem sogenannten priorischen Denken, objective Existenzen zum Grunde liegen müssen, ohne welche alles Denken unmöglich seyn würde.* In dem dritten Theile entwickelt der Vf. die Gefühle, welche aus den so erklärten Eigenschaften Gottes nothwendig entstehen und zeigt, wie sie für die Moralität benutzt werden können. Doch wir müssen diejenigen, welche jenes reine System in seiner praktischen Anwendung zu kennen wünschen, auf das Buch selbst verweisen. Es ist übrigens Schade, dass der Vf., dem es gewiss nicht an Talenten fehlt, sein System, ehe er es dem Publicum vorlegte, nicht noch einmal einer schärfern Prüfung unterzogen hat. Gewiss würde er die Mängel desselben selbst entdeckt, und es dann entweder in einer bessern Gestalt oder gar nicht bekannt gemacht haben.

PHILOLOGIE.

GOTHA, b. Ettinger: *Bionis et Moschi Reliquiae.* Ex recensione Valckenarii cum varietate lectionis edidit *Fridericus Jacobs.* Accedunt *Animadversiones in Carmina Theocriti.* 1795. XXXX u. 57 S. 8.

Mit lobenswürdigem Eifer fährt Hr. J. fort, das Studium der griechischen Bukoliker durch brauchbare Handausgaben zu erleichtern. Mit derselben Genauigkeit, mit welcher er vor sechs Jahren den Strothischen Theokrit nach einem bessern Plane umschuf, hat er jetzt von den übrigen beiden Dichtern eine Ausgabe veranstaltet, bey deren Gebrauche man hoffentlich den neuesten Leipziger Abdruck vergessen wird. Ungern wird man zwar in derselben die belehrenden Argumente vermissen, welche die Ausgabe des Theokrit vorzüglich auszeichneten; aber dafür findet man hier eine grössere Anzahl von Anmerkungen unter dem Texte, welche theils die merkwürdigsten Vorschläge der vorigen Verbesserer, zuweilen mit kritischer Würdigung, enthalten, theils eigene Winke und Vermuthungen des scharfsinnigen Herausg. darlegen. Dass unter diesen letzteren nicht alle einen gleichen Grad der Evidenz haben, dies wird den vertrauteren Kenner dieser Gedichte, welche auch die vorsichtigste Kritik oft verführen, und der verwegeneren noch öfter Hohn sprechen, eben so wenig befremden, als er es tadelnswerth finden kann, dass Hr. J. die Valckenaerische Recension, die bey allen ihren Mängeln noch jetzt für die beste gilt, auch in dieser *Handausgabe* zum Grunde legte. In der noch immer sehr verworrenen Stelle des *Bion* (I, 95 ff.) giebt Hr. J. jetzt der Aenderung von Wyngaarden: ἀγκαλέουσιν. Ἄδωνιν Αἱ μὲν ἐπαειδ. — vor allen übrigen den Vorzug. Wir sind überzeugt, und hoffen auch Hn. J. noch zu überzeugen, dass die Kritiker den berüchtigten Versen (94—96.) mehr Ehre erwiesen haben, als dem *ungriechischen* und *zusammengestoppelten* Machwerke eines Grammatikers gebührte. Irren wir nicht ganz, so gewinnt der Sinn seine Leichtigkeit und der Schluss des Gedichts seine Rundung wieder, wenn man, nach ihrer Vertilgung, V. 93. αὐτᾷ für αὐταὶ schreibt, diesen Vers mit den beiden letzteren des Gedichts inniger verbindet und die Worte selbst den Charitinnen in den Mund legt. Sie sind es, die theilnehmenden Gefährtinnen der Venus, welche sich jetzt ihrer Göttin nahen: Dahin ist der schöne Adonis! so sprechen sie *unter einander. Ihr* aber (der Venus) rufen sie *laut* zu, lauter noch als Diona (die Mutter der Venus): *Ende Cythere heute den Schmerz und das Trauergepränge* u. s. w. — XV, 9. ändert Hr. J. Ruhnkens meisterhafte Verbesserung bloss dahin ab, dass er für Πηλείδην, welches Wort drey Verse vorher vorkommt, Ἀκρήβην ἀγκάπαξεν setzt. Treffend urtheilt er gegen denselben Kritiker über den Sinn des 19. Verses. Φέρων passt zum vorhergehenden nicht. Er schlägt vor: Φυγὼν δυσμικτὸν Ἄρηα. Wir lasen ehemals: Φυγὼν δύστανον Ἄρηα, und fanden nachher zu unserer Freude diese Vermuthung auch von Santen (Catull. Eleg. ad Maul. p. 43.) vorgetragen. — *Mosch.* II, 41. scheint ἔγγυος durch ein *glückliches* Versehen in den Text gekommen zu seyn. Valckenaers Ausgabe hat αἵματος, und in der Note unterschreibt Hr. J. das Urtheil seines Vorgängers. Aber Telephassa war mit der Lybia nicht

 durch

durch Blutsfreundschaft, sondern durch Affinität verbunden. — III. 56. Sehr gegründet sind die Zweifel, welche Valckenaer und Lennep (ad Phalar. Epp. p. 167.) über den Sprachgebrauch des Wortes μέλιγμα für *Flöte* erheben. Hr. J. vermuthet: Παιδὶ φέρω τόδ' ἄγαλμα, ohne jedoch seinen Lesern das Kühne der Vermuthung zu verbergen. Leichter wäre vielleicht: Παιδὶ φέρω τόδε παῖγμα. Das Wort παῖγμα gewährt denselben Sinn (*quicquid Deo alicui proprium est et in deliciis*; f. Heinf. Lect. Theocr. c. 21.), und kommt, obwohl seltener, doch bey Euripides (Bacch. 162.) vor. — Die Aenderung des 119. Verses (χαλεπὸν τόδε φάρμακον für λαλέοντι τὸ φ.) empfiehlt sich durch glückliche Leichtigkeit. Schade, dass sie einen Hauptgedanken des Dichters vertilgt, und dem nachhinkenden ἐκφυγεν ᾠδάν so wenig zu statten kommt. Vielleicht sang Moschus: τίς δὲ βροτὸς τοσσοῦτον ἀνάμερος, ἢ κεράσαι τοι, ἢ δοῦναι καλάδοντι τὸ φάρμακον, ἔκφυγεν Ἄταν; ausdrucksvoller, wie uns dünkt, und der Empfindung des Dichters angemessener erscheint nunmehr der tröstende Widerruf: ἀλλὰ Δίκα κίχε πάντας (v. 121). — V, 3. verbessert Hr. J. die fehlerhafte Lesart des Stobäus folgendergestalt: πείθει δὲ πλέον καλὸν ὄμμα γαλάνας. Der Vers wird durch diese Verbesserung deutlich und schön; schöner vielleicht, als er aus den Händen des Dichters kam. Dieser schrieb, wenn wir seinen Ton recht kennen: ποθέει δὲ πολὺ πλέον ὄμμα γαλάναν. So bleibt ihm sein πολὺ πλέον und der ihm eben so gewöhnliche Parallelismus. Denn auf unseren Vers bezieht sich sodann der sechste: ἐς χθόνα παπταίνω. — Noch müssen wir bemerken, dass von zwey glücklichen, in dieser Ausgabe mit Recht gebilligten Correctionen (Mosch. II, 39. V, 7.) dem sel. Reiz der Preis der Erfindung gebührt. Dem ersten Editor derselben konnte dies nicht unbekannt seyn; aber unbekannt war es sicher dem gewissenhafteren *Reiz*, dass sich die letztere Verbesserung bereits in der kleinen Stephanischen Ausgabe der Bukoliker vorfinde.

Einen vorzüglichen Werth geben dieser Ausgabe die *Prolegomena*, welche theils den Theokrit und seine Scholiasten, theils die Bruchstücke des Komikers Sositheus behandeln. Die Bemerkungen über die letzteren wurden zunächst durch die *Eichstädtische* Schrift *vom satyrischen Drama der Griechen* veranlasst, und liefern einen schätzbaren Nachtrag zum kritischen Theile derselben. Den Theokrit aber nahm Hr. J. wieder vor, um, wie er selbst bekennt, den Manen des Dichters einige Jugendversehen zu vergüten, über die sich ein neuer Humanist mit ziemlicher Inhumanität das Censoramt angemasst hatte. Erröthen wird jetzt jener Censor, wenn er die bescheidene Mäsigung dieser Prolegomenen mit seinen Anzüglichkeiten, die glücklichen, meist scharfsinnig unterstützten Verbesserungen des Vf. mit seinen kecken Einfällen vergleicht. Wir heben auch hier einiges zur Probe aus. Ganz ohne Erklärung war seither der unverständliche Vers geblieben: Παῖσαί τοι Μίλων καὶ τῷ λύκος αὐτίκα λυσσῆν (IV, 11). Der rüstige Censor, dem das Bahnen hier abermals nicht gelang, hat wenigstens ein Warnungszeichen gesetzt. Hr. J. verbessert τὼς λαγὸς, und bemerkt, dass diese Form dem jonischen Dialect wohl nicht ausschliessend eigenthümlich gewesen sey. Vielleicht gelingt es uns, mit dieser Stelle aufs Reine zu kommen. In den handschriftlich hinterlassenen Anmerkungen des berühmten *Joseph Scaliger* über Theokrit, deren Mittheilung wir zweyen verdienstvollen Gelehrten verdanken, finden wir statt αὐτίκα eine Verbesserung des *Auratus*, ἀμνίδα, welche, wie es scheint, aus einer alten Handschrift gezogen ist. Diese Wahrnehmung leitet von selbst auf die Spur der richtigen Lesart: πεῖσαί τοι Μίλων κἤτ τᾷ λύκῳ ἀμνίδα λυσσῆν. — Unbedingten Beyfall geben wir den glücklichen Conjecturen: Δοιὼ δή τιν' ἔρωντε — XII, 12. und v. 14: τὸν δ' ἕτερον παιδίσκον ὁ Θεσσαλὸς εἴποι ἀΐταν, (wo wir jedoch ἕτερον unverändert beybehalten,) desgleichen ἐγὼ δ' ἀνύσω τὸν ἐμὸν πόνον, II, 164. — Aber unnöthig sind vielleicht folgende Aenderungen: VI, 7. δυσέρωτα τὸν αἰπόλον ἄνδρα λαθεῦσα, für καλεῦσα. Galatea *ruft* nicht blos den Polyphem, sondern sie nennt ihn *höhnend* einen *unempfindlichen Ziegenhirten*, weil er Schafe und Ziegen zugleich weidete. XIV, 38. τήνῳ τὰ σὰ δάκρυα, μάκλε, ῥέοντι. Das gewöhnliche μᾶλα erklären wir uns aus einer Stelle bey Moschus, IV, 56. Ferner XXI, 32. ἐστὶ δ' ἔρισος οὗτος ὀνειροκρίτας. Den Mangel der Verbindungspartikel in der Vulgata: οὗτος ἐρ. ἐστὶν ὀν. entschuldiget der raschere Gesprächston, in welchem hier ein gemeines Sprichwort leicht hingeworfen wird. Eine ähnliche Hinsicht auf lebendige Darstellung durch Minen und Geberdespiel, welche in diesem *mimischen* Gedichte durchaus herrschend ist, dürfte wohl in einer noch schwierigern Stelle (v. 48—52.) die gewöhnliche Lesart gegen alle hier versuchten Aenderungen rechtfertigen. Den Sinn hat kein Uebersetzer besser, als der neueste französische, Hr. *Gail*, getroffen:

Un fer si foible enlevera-t'il un si gros butin?
Puis me souvenant d'avoir été mordu l'autre jour...
Si tu me mords je te mordrai à mon tour.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Hamburg*, b. Bachmann: *Joh. Nath. Pezold* — *von der Vorhersagung in hitzigen Krankheiten.* Aus dem Lateinischen übersetzt. 1795. 120 S. 8. — Eine gute Uebersetzung eines schon bekannten Buchs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. September 1795.

GESCHICHTE.

Rostock, b. Stiller: *Olai Gerhardi Tychsen .. Introductio in rem numariam Muhammedanorum*, subjunctis sex tabulis aere expressis. 1794. 246 S. 8.

Die neueren, besseren Untersuchungen über arabische Münzkunde sind so zerstreut und geben natürlich das Einzelne, woraus die allgemeineren Resultate gezogen werden sollten, so umständlich, dass eine kürzere Uebersicht von allem, was aus den bisherigen Forschungen zu folgern sey, erwünscht für das Ganze und für die weitern Fortschritte dieser Kenntnisse sehr vortheilhaft seyn muss. Hr. *T.* hat dafür mehr gethan, als die meisten arab. Münzkenner thun konnten. Die beygefügten Kupfertafeln sind von ihm selbst gestochen. Auch ist das Ganze auf seine eigenen Kosten gedruckt. Die Schrift selbst zerfällt in 3 Abschnitte. Der erste: *Praecognita historica* überschrieben, betrifft die Entstehung des Münzens bey den Arabern, die münzenden Chaliphen, Sultane und Veziere, die Münzstädte, die Jahrzählung auf den arab. Münzen, die Nutzbarkeit dieses Zweigs der Münzkunde, die besten Schriften darüber mit strenger Auswahl und die Orte, wo sich solche Münzsammlungen finden. Der II. Abschn. beschreibt die Inschriften nach den ältern, der III. nach den neuern Epochen dieses über einen grossen Theil der Erde verbreiteten Münzwesens. — Als Einleitung in das arab. Münzwesen sollte diese, den weniger kundigen zunächst bestimmte, Schrift überall mehr bey einzelnen Bemerkungen die Quellen, aus welchen sie geschöpft hat und andere eben so gut schöpfen können und müssen, anzeigen. Im §. 3. sagt Hr. *T.*, dass er aus einer eigenen Schrift des Makrizi über das arab. Münzwesen die Meynungen dieses Hauptautors über den Ursprung desselben angeben wolle und thut dies in den nächstfolgenden Paragraphen. Wer im §. 3. liest: *e re mea et lectorum fore existimavi, si praecipua momenta ex ejus libello ipso — huc transscribam*, wird wohl in Vergleichung mit S. 16. 116. endlich herausfinden, der Vf. habe dies Mf. selbst, und schöpfe aus ihm unmittelbar. Casiri's Biblioth. arab. Escorial. T. II. hätte auf alle Fälle als die allgemeiner zugängliche Quelle nachgewiesen werden sollen. Vgl. Eichhorns Repertorium IX Th. S. 212 ff. Hr. *T.* giebt den Inhalt der hier abgedruckten Stelle nicht ganz. Warum dies? zumal da er zum Theil doch aus eben dieser Stelle mehr giebt, als im abgedruckten arab. Text steht. Bey den ältesten Münzen von Hedschadsch hätte S. 6. die Ueberschrift nicht so zuversichtlich angegeben werden sollen. Die Autoren variiren sehr. f. Repertor. l. c. S. 216. 224. 226. 236. Eben so sind die S. 3. angezeigten Gewichte bey weitem nicht so bestimmt, als es nach dieser Stelle scheinen möchte. f. Lorsbachs Erinnerungen ebendas. XVII. Th. S. 92 ff. Wie Hr. *T.* schreiben kann: *pondus Metkal et Drachmae aequale erat*, versteht Rec. gar nicht. Sogleich §. 5. 8., alsdann S. 7. §. 6. giebt er selbst an, dass Metcal und eine Drachme nicht gleich viel war. Vgl. Repertor. IX. S. 260. S. 3. §. 4. fehlt am Ende das letzte zur Vergleichung dienende Datum: dass ein Keratium sey = 4 granis. Bey S. 17. fragt der Leser umsonst, wie viel Grane ein Richtpfennig habe? und ohne dies ist doch weiter alle Vergleichung unmöglich?

Die II. Section: *De numorum sub Chaliphis orientalibus signatorum titulis* erleichtert das arab. Münzforschen sehr durch Anzeige der gewöhnlichen Inschriften nach verschiedenen Epochen. Die so verschieden erklärte Formel mehrerer Abassidischen Münzen مما أمر به bekommt hier S. 64—71. ihr Licht ganz. Sie bedeutet zuerst eine Anerkennung der Abhängigkeit vom Chaliphen. Dem Wort nach ist sie nicht zu übersetzen, wie S. 36. *de quo mandavit*, sondern *ex eo, quod jussit*, d. h. *nach der Ordre*. Dies ist auf allen früheren Münzen von der Ordre *des Chaliphen* zu verstehen; nur bey denen von Imam Almamun S. 70. §. 8. kann es nicht so gedeutet werden, weil Almamun den Chaliphen nicht mehr anerkannte. Hier ist also der Sinn: *Ex jussu Imami Almamunis principis fidelium Alfadhlus (sc. cudi fecit)* nothwendig. — Arabischen Münzen mit Bildern und Figuren schreibt der Vf. mit grosser Wahrscheinlichkeit einen christlichen Ursprung zu. S. 90 ff. Nur sind dieselben nicht auf christliche Fürsten, welche mohammedanische Vasallen gewesen sind, einzuschränken. In dem sicilianischen Münzwerk: *La Sicilia di Filippo Paruta descritta con Medaglie e ristampata con aggiunta da Leon. Agostini, hora in miglior ordine disposta da Marco Maier. in Lione.* 1697. fol. finden wir unter den Normännischen Münzen mehrere, deren Vorderseite theils das Zeichen Königs Tancreds, ein T, theils seinen Namen selbst TRCD REX SICIL., die Rückseite aber eine arab. Inschrift hat. Leider ist dieses Arabische dort so gestochen, dass es niemand mit Sicherheit enträthseln kann. So viel aber beweist dieses Beyspiel auf alle Fälle, dass unabhängige christliche Fürsten, wenn sie mohammedanische und christliche Unterthanen zugleich hatten, oder mit Mohammedanern häufig im Verkehr stunden, beiden zu gefallen eine Art von numismatischem Synkretismus zugaben. In eben diesem Werk auf der Kupferplatte,

welche *di Saraceni* überschrieben, sind zwey Münzen mit IC XC NIKA (*Jesus Christus vincit*) auf der Vorderseite, und die Rückseite ist kufisch. Vgl. auch die folgenden den normännischen Münzen gewidmete Kupfer und unsern Vf. selbst S. 146. —. S. 109 ff. erklärt sich der Vf. für die Aechtheit der im *Codice diplom. di Sicilia* bekannt gemachten Aglabitisch-sicilianischen Münzen; aber mehr mit Eifer, als durch Wegräumung der Zweifelsgründe. *Ubi rerum adsunt testimonia*, schliest Hr. *T.*, *non opus est argutiis.* Davon aber ist und bleibt gerade immer noch die Frage: ob *solche* Münzen vorhanden seyen, welche *testimonia* genannt zu werden verdienen. — Das VII Kap. *de vitris titulo arab. instructis* erklärt der Vf. selbst mit Recht für eine blosse Zugabe zur arabischen Numismatik. — Unter den vermischten Anmerkungen hätten wir vorzüglich auch eine Anzeige von *numis arabicis suppositiis zu finden gewünscht.* Gewiss sind hierinn eben solche Betrügereyen gegen Münzlustige Käufer gespielt worden, als in allen andern Theilen der Münzkunde.

Die III Section: *De numis recentioribus Muhammedanorum* füllt ein gewiss bey den meisten Lehrern der Staatengeschichte und Statistik leeres Fach. Auch über die verschiedenen Benennungen der jetzt cursirenden arab. Münzen, ihren Werth etc. ist vieles hier sehr fleissig gesammelt. Endlich hat der Vf. durch nöthige Register für die Nutzbarkeit seiner sehr schätzbaren Schrift gesorgt. Nur hätten wir noch ein Verzeichniss über die Kupfertafeln gewünscht, in welchem von jeder nachgestochenen Münze die Stelle, auf welche sie sich im Buche selbst bezieht, nachgewiesen seyn sollte.

Zürich, b. Orell, Gessner, Füssli u. Comp.: *Lebensgeschichte Johann Kaspar Eschers, Bürgermeisters der Republik Zürich.* 1790. 315 S. 8.

In Ansehung des *Zwecks* gehört diese (wegen des gänzlichen Mangels an Musse zu gelehrten Arbeiten, der den Rec. drückte, verspätete) Lebensbeschreibung in die schätzbare Reihe derjenigen, wodurch *Hirtzel* u. a. verdiente Männer die löblichen Eigenschaften oder Thaten vorzüglicher Bürger aus allen Ständen, vom Consul bis zum Bauer, auf eine so gemeinnützige Weise verewiget haben; ein in unsern Augen desto grösseres Verdienst, da die Geschichte solcher Männer auf gegenwärtige Zeiten passender und ihre Tugenden von leichterer Anwendung sind, als die der alten griechischen und römischen Staatsmänner und Helden. Der *Inhalt* des vorliegenden Buchs unterscheidet sich vortheilhaft dadurch, dass der mannichfaltige politische Wirkungskreis des Bürgermeisters die Erzählung der wichtigsten Ereignisse seiner Zeit in der Schweiz veranlasst, und so das Buch ein sehr guter Beytrag zu der (noch am wenigsten bekannten) neuern Geschichte der Cantone wird. Es hat überdem auch in der *Schreibart* vor vielen andern den Vorzug der Gedrängtheit, und der Einfalt, die aber immer mit Geist und Leben verknüpft ist. Was endlich die *Quellen* betrifft, so waren sie dem Vf. grossentheils allein zugänglich. Er ist nämlich der Urenkel des Consuls, und heisst, nach der Unterschrift, *David Wyss*; seine gegenwärtige Bedienung ist dem Rec. nicht bekannt, wohl aber, dass er von erster Jugend auf gleichfalls in den Geschäften mit vielem Lob der Einsicht und der Vaterlandsliebe gebraucht worden ist. Wen das Familienverhältniss befürchten machen dürfte, dass es hier weniger um eine ächte Darstellung der Dinge zu thun gewesen, als, mit übrigens löblicher Ehrfurcht, *imagines majorum* zu zieren, dem dient zur Nachricht, dass die Beweise meistens wörtlich in den Noten stehen, und dass Hr. *W.* den Bürgermeister auch nicht grösser zu machen sucht, als er nach allen Acten und nach dem Zeugniss vieler noch lebenden Züricher in der That war; nämlich *ανηρ αγαθος* (im edlen Sinn).

Geboren war Joh. Kaspar Escher im J. 1678. Er heirathete 1698, und stieg im vaterländischen Staate von einer Stelle zur andern, bis er 1740 die höchste erreichte, worinn er 1762 gestorben. In seiner Geschichte erscheint er als Magistrat (in Civilsachen), als Geschäftsmann im politischen Fach, als Kenner und Beförderer des Wahren und Guten in der Literatur und als Mensch in Privathandlungen. Das erste Verhältniss wird hier am wenigsten, doch zur Beurtheilung hinreichend, beym Anlasse seiner Verwaltung der Graffschaft Kiburg, berührt (S. 120—126); man erkennt aber auch hierinn die glückliche Stimmung, welche zumal das nie von ihm unterlassene Studium der Alten, besonders der Griechen, ihm gegeben, und wie er dadurch über viele seiner Zeit noch anhängende Vorurtheile (wie S. 123.) erhoben wurde. Dieser wohlthätige Einfluss zeigt sich aber noch mehr in dem richtigen Blick, womit er die damalige Lage des Erziehungswesens und der Kirchensachen betrachtete (S. 32, 36. 39. 118 u. 120). Schon als Urheber der bessern Einrichtungen, denen man die Entwickelung der, auch auf deutsche Literatur einflussreichen Gelehrten, Bodmer, Breitinger und ihrer würdigen Gefährten und Nachfolger zu danken hat, verdient er, dass *auch seines* Lebens in der A. L. Z. etwas ausführlich erwähnt werde. Man kann ihn unter die frühern Zeugen der Wahrheit aufnehmen, wenn man (S. 118.) ihn im J. 1713 sagen hört: „das helvetische Glaubensbekenntniss „ist keine unveränderliche Richtschnur, sondern eine „Vertheidigungsschrift, bekannt gemacht mit der deutlichen Erklärung, wenn jemand etwas besseres aus „der Schrift lehren könne, so sey man bereit, solches „anzunehmen." Auch hielt er für den besten Beweis des göttlichen Ursprungs der christlichen Religion „die „durch sie zum Vortheil der Vernunft und würdiger „Begriffe von Gott gewirkten Veränderungen (S. 312);" und hielt „nicht Glaubensformeln, sondern das Bewusstseyn der Erfüllung seiner Pflichten (S. 313.)" für den Weg zum Himmel. Aber freylich waren Plato und Mark Aurel seine Lieblingsschriftsteller (S. 35.), und, während er Paulum an die Römer im Griechischen auswendig wusste (S. 312.), und die Kirchenväter las, vergieng ihm doch nicht leicht ein Tag ohne in Plutarch, Lucian, Aristoteles (S. 39.) oder einem andern Clas-

Classiker etwas gelesen zu haben. Daher hatte er auch in den verdriesslichsten Geschäften eine muntere Laune (S. 40.), wovon das Buch viele Proben giebt, welche ihn nie verliess und wodurch er sich und der Republik vieles erleichterte; eine einnehmende Höflichkeit und Leutseligkeit, wodurch er bey Grössern mit edlem Anstand erschien; den Kindern, die ihn oft auf der Strasse umringten (S. 310.); dem Bauer, der in seinem Audienzzimmer sich wie der Sohn beym Vater fühlte (S. 309.), und allen seinen Mitbürgern, wenn sie den 84jährigen Bürgermeister, bey rauher Witterung, am Arm eines Bedienten nach dem Rathhause schwanken sahen (S. 306.), eben so ehrwürdig und lieb war, als dem Familienkreise, in dem er sich so glücklich fühlte (S. 311.), und allen, die seine schöne Seele näher kannten. Es darf nicht vergessen werden, wie viel er von allem diesem seinem Vater zu danken hatte, welcher ihm keine spielende Erziehung, sondern recht viel zu thun und dadurch recht frühzeitig einen unüberwindlichen Hang zu nützlicher Thätigkeit und Ordnungsliebe gab (S. 10).

Obwohl seine Staatsgeschäfte den grössten Theil des Buchs ausmachen, so wollen wir sie doch nur überhaupt benennen; das Urtheil über die Manier, wie ein jedes geführt wurde, wäre zu weitläuftig. Ueberhaupt hatte er zwar seinen Instructionen zu folgen, leitete sie aber oft und verbarg es nicht, wenn diese und jene unpassend war. Auch sein Geschichtschreiber beobachtet hierinn eine *anständige* Freymüthigkeit. Sie betrafen also hauptsächlich den im J. 1712 geführten (letzten) bürgerlichen Krieg der katholischen und protestantischen Eidgenossen (S. 39 — 48.); die Gesandtschaft nach Regensburg, welche eine Folge desselben war (S. 48 — 106.); bey welcher Gelegenheit er der Hauptverfasser einer sehr vorzüglichen Staatsschrift wurde, in welcher der Reichstag übrigens auf einer freylich nicht sehr vortheilhaften Seite, und leider mit Beweisen, dargestellt wird; die innerlichen Unruhen in seiner Vaterstadt im J. 1713. S. 113 ff.; die Bündnerischen Gährungen von 1728 (S. 128 — 148.), und die im Appenzeller Lande von 1732 (149 — 173.); beide von dem Vf. auf eine sehr unterrichtende Weise beschrieben; die Unruhen der Genfer von 1734 bis 1738 (S. 174 bis 255.) voll charakteristischer Züge (wie S. 189. 200. 210. in den Noten), und mit eben der unparteyischen Mässigung von dem Urenkel geschildert, wie von Escher behandelt (so dass Rec. ganz leicht die Stellen bezeichnen könnte, welche bald der einen, bald der andern Partey missfallen würden); über die damaligen Verhältnisse zwischen der französischen Monarchie und der Schweiz (S. 255 — 266.), endlich eine Unterhandlung über die Souveränitätsrechte der Genfer mit dem sardinischen Minister, Grafen von Viry (S. 274 — 299.) Verschiedene von diesen Staatsgeschäften sind weder von Escher, noch sonst jemand eigentlich *beendiget* worden; aber darinn unterscheidet sich (zu ihrem Vortheil in vielen Fällen) die Führung solcher Handlungen in der Schweiz, dass man, so lang immer möglich, nur Gewaltthätigkeiten abzuhalten, und was nicht wohl beyzulegen ist, dadurch zu *stillen* sucht, dass die Wuth der Parteyen durch langwierige Negociation zuletzt erschöpft oder ermüdet wird. Dieses führt nicht sowohl die Standeshäupter zu glänzendem Ruhm, als die Nation zum Genuss eines ungestörten Glücks.

Hiemit verbinden wir noch:

BASEL, b. Schweighauser: *Denkmal, Johann Rudolf Wettstein dem ältern, ehemaligen Bürgermeister von Basel, gestiftet.* Eine akademische Vorlesung eines Jünglings. 1790. 46 S. 8.

Das Leben des Mannes, dessen Unterhandlungen beym westphälischen Frieden die erste allgemeine Anerkennung der eidgenössischen Unabhängigkeit bewirkt haben, verdiente längst von Schweizern genauer beschrieben zu werden; aber auch der Vater, Grossvater und Ahne einer ganzen Familie gelehrter Männer, welcher auch selbst, nur um Johann Buxtorf im Lande zu behalten (S. 9.), die Errichtung eines neuen Lehrstuhls betrieb, und welchem die Aufbewahrung der Amerbachischen Bibliothek bey der Universität Basel zuzuschreiben ist (S. 10.), hat Anspruch auf das Interesse der Leser der A. L. Z.; so wie er als der Sohn eines armen Landmanns, welcher sein Dorf verlassen hatte, um anderswo sich besser zu nähren (S. 22 — 25.) für den Glanz und Wohlstand, welchen er seinem Namen und Hause gab, von einem Abkömmling (der Vf. ist Hn. *Huber*, Sohn eines besonders würdigen Geistlichen, Pfarrers zu Sissach) ein Ehrengedächtniss mit Recht fodern konnte. Diese Schrift indessen ist nur eine Skizze, woraus man aber doch sieht, wie viele denkwürdige Gegenstände beleuchtet werden würden, wenn der Vf. das Leben Wettsteins ausführlicher bearbeiten wollte. Es ist dem Rec. sonst bekannt, dass dreyzehn starke Foliobände, welche mehrere tausend Privatbriefe und Actenstücke enthalten, ihm dazu als Quelle dienen könnten; und er glaubt, nach dem hier gezeigten Talent, ihn aufmuntern zu dürfen, dass er etwa in der Manier der eben angezeigten Escherischen Lebensbeschreibung eine in so mancherley Rücksicht interessante Arbeit übernehme. In einem helvetischen Plutarch, der nur durch solche Specialbiographieen möglich wird, würde dieser Staatsmann vor vielen andern glänzen. Für jetzt nur noch Eine Bemerkung, und zwar über die Bildung solcher Männer zur damaligen Zeit: sie war nämlich durchaus theils auf die Alten, theils auf Geschäftserfahrung, und zwar sowohl militärische als diplomatische (S. 6 7.), gegründet; und um bald seyn zu lernen, was sie seyn sollten, traten sie sehr früh auch in die ehelichen Verhältnisse: wir sahen oben Escher im 20sten Jahre heirathen, von Wettstein kömmt vor (S. 18.), dass er es gethan, ehe er volle 17 Jahre alt war. Einerseits trug dieses zu Erhaltung der Sitten bey, anderseits war es freylich auch wohl nur bey der Einfalt und Frugalität der damaligen Sitten thunlich.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Dyck: *Anthologia graeca, sive Poëtarum graecorum lusus.* Ex recensione Brunckii. *Tom. V. qui Indices complectitur.*

Auch unter dem besonderen Titel:

Indices in Epigrammata, quae in Analectis veterum Poëtarum a Brunckio editis reperiuntur. Auctore *Friderico Jacobs.* 1795. VI und 443 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Durch die eben so mühsame als sorgfältige Abfassung dieser Register hat der Herausgeber einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen, welches wahrscheinlich das genauere Studium der griechischen Anthologie seither am meisten hinderte. Jetzo erst ist es möglich gemacht worden, den nicht verächtlichen Apparat von Ausgaben und kritischen Hülfsmitteln, zu welchem oft dem beschäftigten Gelehrten der Schlüssel fehlte, gehörig zu benutzen, das Mangelhafte zu ergänzen, das ganze Feld der *poëseos brevioris Graecorum*, das der Eifer des verdienstvollen Brunk noch mehr erweitert hatte, leichter zu übersehen, und sowohl für Dichtererklärung überhaupt, als insbesondere in Hinsicht auf Verbesserung und Erläuterung der anthologischen Ueberbleibsel, zweckmässiger zu bearbeiten. Für alle diese Vortheile und Bequemlichkeiten der Leser hat Hr. J. durch sieben Indices gesorgt. Der *erste* liefert ein alphabetisches Verzeichniss der Epigramme, welche sich in der *Planudischen* Anthologie nach den Ausgaben von Stephanus und Wechel, desgleichen in den Miscellaneis Lipf. und in der Reiskischen Edition finden, mit steter Zurückweisung auf die Brunkischen Analekten. Der *zweyte* stellt in derselben Hinsicht die Anthologie des *Planudes* selbst dar, geordnet nach den sieben Büchern und kleineren Abtheilungen, in welche der seltsame Mann seine Compilation zerlegt hatte. Der *dritte* führt Klotzens Ausgabe des Straton und der *vierte* die Reiskischen und Jenischen Sammlungen, welche insgesammt durch die nach Leipzig gekommene Abschrift von *Kephalas* Anthologie veranlasst worden waren, ebenfalls auf die Analekten zurück. Der *fünfte* ist ein *Index geographicus.* Der *sechste* enthält die *nomina propria* von Göttern, Menschen und Thieren, welche in der Anthologie vorkommen. Der *siebente* endlich — die reichste Ausbeute für den Dichtererklärer — giebt eine Uebersicht über die Argumente der Epigrammen, wiederum in alphabetischer Ordnung. Den noch wünschenswerthen *Indicem Graecitatis* hat Hr. *I.* bis zum Commentar aufgespart. Wahrscheinlich wird er hier auch einzelne Nachweisungen einzelner Ausgaben (z. B. der *Mansoischen* bey Meleager) und Commentare nachholen.

Bevor wir unsere Anzeige schliessen, müssen wir den Freunden der Anthologie aus der Vorrede dieses Bandes eine Nachricht mittheilen, welche ihnen nicht anders als höchst erfreulich seyn kann. Der Herausg. hat nämlich das Glück gehabt, durch die Bemühung eines Berlinischen Gelehrten, des Hn. *Uhden*, welcher sich gegenwärtig in Italien aufhält, nicht bloss ein vollständiges Verzeichniss aller im Vaticanischen Codex befindlichen Gedichte, sondern auch eine eben so reiche Nachlese übersehener Epigramme zu erhalten. Man vermuthete schon seit lange, dass *Saumaise*, der Cardinal *Barberini* und *D'orville* weit vollständigere Abschriften der Kephalischen Anthologie besessen hätten, als die sind, deren sich unsere neueren Editoren bedienen konnten. Jetzt wird jene Vermuthung zur Gewissheit. Hr. *J.* erwähnt ausdrücklich Gedichte von Meleager, Leonidas, Krinagoras, Philodemus, Antiphilus und andern, welche auf seine gelehrte Bearbeitung fast noch gegründetere Ansprüche machen dürfen, als diejenigen Paralipomenen, die ihm bereits gedruckte Werke noch darbieten. Hoffen wir übrigens nicht zu viel, so wird Hr. *Uhden* seine verdienstlichen Bemühungen auch auf eine genaue Revision aller übrigen Gedichte ausdehnen, welche zwar bereits edirt, aber durch die mit unglaublicher Flüchtigkeit gemachten Abschriften (s. *Reiske* Präf. ad Anthol. p. XXI.) sowohl, als durch sogenannte Emendationen neuerer Kritiker grösstentheils, wie es scheint, sehr verfälscht worden sind. Nur nach einer *vollständigen* Vergleichung der schätzbaren römischen Handschrift wird es möglich werden, dass deutscher Fleiss und deutsche Gelehrsamkeit eine Recension der Anthologie von der Art begründe, wie wir sie bey der Beurtheilung der ersten Bände dieses Werks (A. L. Z. 1795. n. 45.) bloss wünschen, noch nicht hoffen konnten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Erfurt*, b. Vf.: *Kurze Nachricht von Schnepfenthal und der dasigen Gegend* zur Erläuterung der beiden Prospecte und der Landcharte, von *J. G. Wendel.* 1794. 44 S. gr. 8. (2 gr.) Auf die Schilderung der schönen Aussicht von Schnepfenthal folgt die Beschreibung der umliegenden Dörfer, welche den grössten Theil der kleinen Schrift einnimmt, mit geschichtlichen Nachrichten von denselben, die meist aus Madelungs Beyträgen zur Geschichte der Stadt Gotha und aus Galletti's Geschichte des Herzogthums Gotha geborgt sind. Zuletzt wird das anmuthig liegende Gut Schnepfenthal mit den beiden Salzmannischen Erziehungsgebäuden, doch nur kurz und unbefriedigend, geschildert, auch etwas weniges von der Geschichte der Anstalt angeführt, dem noch eine einzeln abgedruckt gewesne kurze Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal angehängt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. September 1795.

LITERARGESCHICHTE.

Coburg, b. Ahl: *Litterarisches Magazin* für Katholiken und deren Freunde. Ersten Bandes erstes bis sechstes Stück. 1792—1795. 738 S. ohne das Register. 8.

Dieses Magazin trat an die Stelle der von 1776 bis 1791 in mehrern Bänden erschienenen *Literatur des katholischen Deutschlands*. Um das Interesse dieses Journals zu vermehren, hat sich der Herausgeber desselben, Hr. *Placidus Sprenger* im Kloster *Banz*, laut dem Vorbericht entschlossen, in demselben das, was er seit einigen Jahren für die Aufklärung *der ältern* Literatur gesammelt hat, stückweise mitzutheilen und seinen Herren Kollegen die Bearbeitung der neuern Literatur des katholischen Deutschlandes zu überlassen. Und jene Aufklärungen der ältern Literatur sind es denn nun auch, um welcher willen dieses Journal in unsern Blättern angezeigt werden muss. Sie betreffen in diesem Band die *älteste Buchdruckergeschichte* der beiden bischöflichen Städte *Wirzburg* und *Bamberg*. Das erste in *Wirzburg* gedruckte Buch ist ein lateinisches *Breviarium*, welches vermuthlich schon i. J. 1479 die Presse verlassen hat, wenigstens ist das demselben beygefügte Privilegium des Bischoffs *Rudolphs von Scherenberg* von diesem Jahre datirt. Aus eben diesem Privilegio lernt man auch die Drucker dieses liturgischen Werkes, das sonst keine Anzeige hat, kennen. Sie hiessen *Stephan Dold*, *Jeorius Ryser* (*Georg Reyser*) und *Johann Beckenhub*, oder *Beckenhaub*, und waren, um dieses *Breviarium* zu drucken, von gedachtem Bischoff ausdrücklich nach *Wirzburg* berufen worden. *Johann Beckenhaub* ist ein bekannter Mann, der selten lang an einem Orte blieb und daher bald in *Strassburg*, bald in *Basel*, bald in *Nürnberg* angetroffen wird. Vermuthlich war auch sein Aufenthalt in *Wirzburg* von keiner langen Dauer. *Stephan Dold* ist ein ganz unbekannter Drucker, dessen sonst nirgends gedacht wird. *Georg Reyser* allein blieb in *Wirzburg* und erhielt daselbst in der Folge das Bürgerrecht. Dass dieses nicht sogleich geschehen sey, und dass derselbe wenigstens noch i. J. 1481, in welchem er ein *Missale* für die Wirzburger Diöces druckte, an einem andern Orte sich müsse aufgehalten haben, scheint aus dem eben diesem Messbuch beygefügten Privilegio zu erhellen, in welchem es unter andern heisst, es sey dieses Werk *per huius artis impressorie opificem peritum Jeorium Ryser* gedruckt worden mit dem Zusatz: *quem usque ad premorati operis debitum complementum in nostra ciuitate herb. commorari conduximus.* Wo sich nun dieser *Georg Reyser* zuerst, und ehe er sich in *Wirzburg* setzte, aufgehalten habe, lässt sich freylich nicht mit Gewissheit bestimmen. Indessen ist doch wohl die Meynung einiger Gelehrten, dass er zu *Eichstädt* gewohnt habe, und ein Anverwandter des dasigen Druckers, *Michael Reysers*, gewesen seyn möchte, nicht ganz unwahrscheinlich. Im J. 1482 druckte er die *Agenda Herbipolensis*, und 1483 ein *Breuiarium Eystettense*, welches Hr. *Sp.* auch unter die Wirzburger Drucke setzt. In den *Panzerischen* Annalen steht dieses *Breuiarium* noch unter den *Eichstätter* Producten, und das vermuthlich deswegen, weil aus den Worten des Privilegii: *Castigationis labore confecto, mittitur codex ad officinam magistri georgii Ryser, impressorie artis peritissimi* — geschlossen werden könnte, dass er damals noch nicht in *Wirzburg* gewohnt habe. Denn erst in dem Privilegio des von ihm 1491 gedruckten Messbuchs nennt ihn der Bischof von *Wirzburg* — *artis impressorie magistrum iuratum et fidelem nostrum etc.* Er druckte übrigens bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts noch etliche Messbücher, die hier sämmtlich angezeigt werden. Unter den Büchern ohne Anzeige des Druckjahrs sind wohl die *Acta et Statuta in Synod. Herbipol. ann.* 1453 *et* 1453 *sub Godefredo Episcopo* die merkwürdigsten. Denn schon *Solger* hat in seinem bekannten Catalogo diese Sammlung für das *allerälteste* Product der Buchdruckerkunst ausgegeben, und in *Italien* hat ein gewisser Theatiner *Paciaudi*, der dieselbe in der herzoglichen Bibliothek zu *Parma* antraf, keinen Anstand gefunden, der Stadt *Wirzburg* die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zuzueignen, und dieses Werk, als das erste Product dieser Kunst, der Welt bekannt zu machen. Ein andrer deutscher Gelehrter hat solches dem *Peter Schöffer* zugeschrieben und es in das Jahr 1469 gesetzt. Es ist aber nun erwiesen, dass *Wirzburg* der Druckort und *Georg Reyser* der Drucker sey, der solches vermuthlich zwischen 1480—1481 zu Stande gebracht hat. Das letzte von diesem *Reyser* gedruckte Messbuch ist von 1503, und vermuthlich starb er bald darnach. In der Folge wurden dergleichen Bücher für das Wirzburgische Bisthum auswärts, besonders in *Lyon* und *Basel*, gedruckt, wovon Hr. *Sp.* ebenfalls einige Ausgaben anführt. Grosse Verdienste um die eigentliche Gelehrsamkeit hat sich demnach *Wirzburg* in dem ersten Zeitraum der Druckerkunst nicht erworben. Denn alles, was aus *Georg Reysers* Presse kam, gehörte in das liturgische Fach — und der Druck eines schönen Messbuchs schien das *non plus ultra* des guten Mannes — und vielleicht auch der damaligen sogenannten Gelehrten jener Gegend zu seyn. In dem 5ten und 6ten Stück beschäfftiget sich nun der Vf. auch mit der ältesten

Buchdruckergeschichte *Bambergs*, welche in den folgenden Stücken fortgesetzt werden wird. Bekanntermaſsen gab eine alte *Sammlung von Fabeln*, an deren Schluſse es heiſst; *zu Bamberg dies Buchleyn geendet ist Nach der gepurt vnsers herren ihesu crist Do man zalt tausend vnde vierhundert jar Und ym einundsechzigsten das ist war* — Anlaſs zu mancherley Debatten, indem darüber gestritten wurde, was das *geendet* eigentlich ſagen wölle, ob das Buch zu *Bamberg* nur ausgefertiget, oder wirklich in dem angezeigten Jahre *gedruckt* worden ſey. Dieſer Streit würde vermuthlich noch länger gedauert haben, hätte nicht ein glücklicher Zufall einem würdigen Manne, dem Hn. Paſt. *Steiner* in Augſpurg, ein anderes Werk in die Hände geliefert, wodurch derſelbe vollkommen entſchieden und ſogar der Drucker des Fabelbuchs, Namens *Albrecht Pfiſter*, entdeckt werden konnte. Eine ausführliche und ganz befriedigende Nachricht von dieſer Entdeckung hat auch Hr. *Steiner* in *Meuſels hiſtor. literar. biogr. Magazin* St. 5. S. 1 u. f. mitgetheilt. Bey Gelegenheit, da Hr. *Spr.* dieſen Umſtand berührt, wird dem Rec., der dieſes Stück des *Meuſelſchen Magazins* in unſern Blättern anzeigte, und ſeine Gedanken über dieſen bisher unbekannt gebliebenen Drucker äuſserte, eine faſt unfreundliche Kloſterlection geleſen. Rec. glaubt daher verbunden zu ſeyn, ſich ſowohl über ſeine damals zur Prüfung anderer vorgelegten Gedanken, als über ſeine Aeuſserung in Anſehung der eben dieſem *Pfiſter* zugeſchriebenen *lateiniſchen mit Miſſalbuchſtaben gedruckten Bibel* zu erklären, und dieſes um ſo mehr, da er dazu von einem andern würdigen Gelehrten, deſſen Verdienſte er aufrichtig verehrt, in einem andern bekannten Journal öffentlich aufgefodert worden iſt. Weder *Rechthaberey*, von welcher Rec. unendlich weit entfernt iſt, noch vorgefaſste Liebe für irgend eine Stadt, konnte ihn bewegen, dem *Albrecht Pfiſter* den Ruhm, die Buchdruckerey in *Bamberg* eingeführt zu haben, abzuſprechen. Der Grund ſeines vermeyntlichen und ſo übel aufgenommenen Widerſpruchs, liegt bloſs in der Vorſtellung, die er ſich von dem, was man eigentlich *Einführung einer Kunſt an einem Orte* nennen ſollte, machte, wozu nach ſeiner Meynung erfodert wird, daſs ſie nicht bloſs eine Zeitlang getrieben, ſondern auch in der Folge, von andern *ununterbrochen* fortgeſetzt werden muſs. So kann man z. B. von *Johann von Speyer* ſagen, er habe dieſe treffliche Kunſt in *Venedig* eingeführt. Aber ſchwerlich wird dieſes von dem *Albrecht Pfiſter* geſagt werden können, da zwiſchen ihm, und *Senſenſchmid*, der 1481 zu *Bamberg* zu drucken anfieng, eine ziemlich groſse Lücke iſt. War es alſo wohl ungereimt, wenn ihn Rec. unter die wandernden Drucker rechnete, deren es ja mehrere gab? Dadurch hat er ihm ja die Ehre der *erſte Drucker* in *Bamberg* geweſen zu ſeyn, nicht abſprechen wollen. Und dieſe ſoll ihm auch bleiben, und noch über dieſes alles der Ruhm — *das erſte deutſche Buch gedruckt zu haben.* Eben ſo wenig hat Rec. aus Rechthaberey behauptet, daſs dieſem *Albrecht Pfiſter* die vorhin erwähnte *lateiniſche Bibel* nicht wohl zugeſchrieben werden konne. Das, was ihn veranlaſste, dieſe Behauptung zu bezweifeln, war nichts anders, als die ausdrückliche Aeuſserung des Hn. Paſt. *Steiners*, daſs das Fabelbuch mit *Miſſalbuchſtaben von der kleinern Art*, wie ſie *Pfiſter* unſtreitig geführt hat, gedruckt ſey. Nun kannte Rec. die lateiniſche Bibel, von welcher hier die Rede iſt, ſehr genau — war feſt überzeugt, daſs die zu derſelben gebrauchten Miſſalbuchſtaben zwar nicht unter die ganz groſsen, dergleichen zu dem *Fuſt* und *Schoifferiſchen Pſalterio* und zu andern Meſsbüchern gebraucht wurden, doch auch nicht unter die von der *kleinern Art* gerechnet werden dürften — war feſt überzeugt, daſs oft gedachte Bibel in Anſehung der Typen, der Farbe, des Papiers und der ganzen Kunſt *ſchlechterdings nicht das Werk eines Anfängers*, ſondern eines Meiſters in der Kunſt ſeyn könne. — Was konnte er alſo anders ſagen, als daſs er *zweifele* — zumal da damals nicht alles das, was in der Folge von den Producten der Pfiſterſchen Preſſe entdeckt wurde, bekannt war. Nun da er Gelegenheit gehabt hat, eine ihm von Herrn *Steiner* mitgetheilte Probe *Pfiſteriſcher Typen*, mit der lateiniſchen Bibel zu vergleichen, muſs er bekennen, daſs er zwiſchen beiden *groſse Aehnlichkeit* angetroffen habe. Ganz *vollkommene Gleichheit* aber konnte er vermuthlich darum nicht entdecken, weil die ihm mitgetheilte Probe der *Pfiſteriſchen Typen* nur mit der Feder gemacht war. Doch genug von dem erſten Drucker in Bamberg. Die folgenden ſind *Johann Senſenſchmid*, der vorher zuerſt in *Nürnberg*, in Geſellſchaft *Heinrich Keffrs* und *Andreas Friſsners*, verſchiedene wichtige Werke gedruckt hatte, und *Heinrich Petzenſteiner*. Das erſte bisher bekannt gewordene Buch aus *Senſenſchmids* Officin zu *Bamberg* iſt ein *Miſſale* von 1481. Im folgenden Jahre druckte er mit *Petzenſteinern* ein *Breviarium Friſinganum*. Die übrigen waren *Hanns Briefmaler*, *Lorenz Senſenſchmid*, *Johann Pfeil*, *Johann Bernecker*, *Marx Ayrer* und *Georg Erlinger*; doch war unter dieſen allen nur *Johann Pfeil* von Bedeutung. Derſelbe war es, der die äuſserſt ſeltene und erſt in den neuern Zeiten entdeckte *Bambergiſche Halsgerichtsordnung* 1507 in Fol. druckte. Nun giebt Hr. *Spr.* von den aus *Pfiſters* Preſſe gekommenen Schriften Nachricht, unter denen die oft gedachte *lateiniſche Bibel* voran ſtehet. Man muſs dieſe Bibel, *die aus* 870 *Blättern beſteht*, ſelbſt geſehen haben, um ſich zu überzeugen, daſs es gar nicht zu viel geſagt ſey, wenn Rec. noch immer behauptet, daſs es faſt unbegreiflich ſey, wie in jenen allererſten Zeiten der Kunſt ein Werk von dieſer Gröſse, an einem Orte, wo die Kunſt noch ganz fremde war und wo der ganze dazu nöthige Apparat erſt angeſchafft werden muſste, von einem einzigen Manne habe zu Stande gebracht werden konnen. Die *Sammlung von Fabeln* iſt das zweyte Product. Dann folgt die *Allegorie auf den Tod* — *der deutſche Belial* — welche Ausgabe alſo älter iſt als *Günther Zainers in Augſpurg* von 1472 — *Bibliſche Geſchichte von Joſeph* u. ſ. w. mit dem Namen des Druckers und der Anzeige des Druckjahrs 1462. *Biblia pauperum latina* — vermuthlich ebendiejenige, von welcher D. *Paulus von Prag* in dem S. 515 von Hn. *Spr.* angeführten Zeugniſs ſagt, daſs ein Künſtler zu *Bamberg* eine ge-

raume Zeit vor 1455 die ganze heilige Schrift auf *Plättlein* (*super lamellas*) geschnitten und binnen 4 Wochen auf Pergament abgedruckt habe. Doch könnte es auch die von Hn. *Steiner* sehr genau beschriebene *deutsche Bibel der Armen* gewesen seyn — *Rechtsstreit zwischen Tod und Menschen.* Ob das 1481 zu *Bamberg* gedruckte *Leben der natürlichen Meister*, noch unter die *Pfisterischen* Producte zu rechnen seyn möchte, daran ist billig zu zweifeln. So weit geht die Buchdruckergeschichte *Bambergs* in diesem sechsten Stücke. Die Fortsetzung davon haben wir zu erwarten. Was endlich die im dritten Stück beschriebene *lateinische Bibelausgabe* aus den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst betrifft, so müssen genauere *Criteria* angegeben werden, wenn ihr die gehörige Stelle angewiesen werden soll. Und das würde Hr. *Spr.* vielleicht selbst am besten thun können, wenn er diese Ausgabe mit mehrern von Hn. *Masch* und *Panzer* beschriebenen ältern lateinischen Bibeln, oder mit andern ältern Drucken aus jenem Zeitalter vergleichen möchte, wodurch er sich vielleicht zugleich überzeugen könnte, dass es eben doch so gar *ungereimt* (S. 514) *nicht sey*, aus der Aehnlichkeit der Typen, wenn zumal von den ersten Producten der Kunst die Rede ist, auf den Drucker dieses oder jenes Werkes zu schliessen.

Wien, b. Patzowsky: *Sendschreiben des Abate Andres über das Literaturwesen in Wien.* Mit vielen wichtigen Zusätzen des Herrn Doctor *Aloys Brera*, aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt. 1795. 194 S. 8. (40 Kr.)

Der Vf. ist bereits unter uns aus der Schmidischen Uebersetzung seiner Reise durch Italien vortheilhaft bekannt. (S. A. L. Z. 1792. B. 2. S. 313). Er machte im Winter 1793 eine Reise nach Wien; da er aber weder Zeit noch Gelegenheit hatte, alles zu beobachten, so schränkte er sich blos auf den Zustand der Literatur ein. Das gegenwärtige Sendschreiben ist die Frucht davon. Es tragt überall die Spuren der Eilfertigkeit, zeichnet sich durch nichts aus, und hätte daher mit allem Recht unübersetzt bleiben sollen. Die wenigen Nachrichten, die allenfalls den Spanier interessiren können, sind uns Deutschen längst und besser bekannt. Der Vf., der ein Exjesuit ist, und ohne Zweifel besser Italiänisch als Deutsch kann, ertheilt hier nur von Exjesuiten und Italiänern umständlichere Nachrichten, und läfst die Deutschen nur so mitlaufen. Dafs alles gelobt wird, versteht sich von selbst. Der Ueberfetzer wollte dieser Einseitigkeit abhelfen; er schrieb Noten, auch sogar geographische Noten dazu, die den Text überschwemmen und mit grosser Flüchtigkeit hingeworfen sind. Hier nur eine kleine Probe von dem Inhalt und der Uebersetzung. S. 161 So viel ich nach dem, was ich hörte, urtheilen kann, so erhalten die beiden jungen (?) Dichter Haschka und Alxinger die Dichtkunst in dem Glanze, den ihr ein Denis und andere ältere Dichter in Wien erworben hatten." S. 162 „Auch Hr. *Blumauer* ist ein berühmter Dichter; aber in einem verschiedenen Geschmacke. Unter seinen übrigen poetischen Werken hat ihm seine travestirte Aeneis einen grossen Namen gemacht; er setzt darinn die Geistlichkeit und die Mönche ins Lächerliche, und unterhält durch solche Possen, die wider Sittlichkeit und Religion sündigen. Dieses Gedicht ist zwar voll Witz, allein ich kann es nicht billigen, dass man den Verstand und die Dichtkunst auf solche unwürdige Gegenstände verwende." Hier hat der Vf. und der Ueberfetzer vergessen anzumerken, dass *Blumauer* auch einst ein Jesuit gewesen. Ein solcher Umstand ist doch gewiss an dem Vf. der travestirten Aeneis bemerkenswerth! —

VOLKSSCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Neuer Volkscalender*, oder *Beyträge zur nützlichen, lehrreichen und angenehmen Unterhaltung für allerley Leser, zunächst für den Bürger und Landmann*, 1795. 17 Bog. 8. (12 gr.)

Vorstehender Titel zeigt umständlich die Bestimmung dieses neuen Volkscalenders an, und wir können versichern, dass auch dieser *dritte* Jahrgang desselben dem angegebenen Zweck entspreche. Nichts bleibt uns desshalb übrig, als unsere Leser mit dem *Inhalte* dieser vorliegenden Sammlung bekannt zu machen. I. *Gute Menschen.* Unter dieser Rubrik steht die *Charakterisirung* folgender 19 Personen. *Herzog Ludwig von Orleans*, des 1752 nemlich verstorbenen Grossvaters des in unsern Tagen so berüchtigt gewordenen Orleans. *Kais. Adjutant von Löben. Fürst Gallitzin. Graf Bernstorf. Consistorialrath Schlegel. Generalinn von Treskow. Elisabeth Cazotte. Dorothea Schülern. Kaufmann Siegmund Streit. Ludwig Hueck. Schönemann. Ibrahim. Pizoti*, Beyspiel uneigennütziger Gastfreyheit eines *Korsischen* Landmannes. *Jenee*, ein neunzigjahriger Landmann und Vorsteher des Kirchspiels Bahlingen in der Markgrafschaft Baden, als ein Wohlthäter seiner Mitbauern und treuer Verehrer seines Fürsten. *Katharina Vassent. Schönfärber* und *Seifenfabrikant Nikolaus Kulenkamp. Aslan Harti Mursa*, ein *Tartar. Zigaud*, Oberhaupt einer Horde unter den *Kalmucken*, grossmüthiger Verzeiher eines groben Versehens. *Lieutenant von Saussure.* — In der *Vorerinnerung* beschwert sich der Herausg., Hr. *Pahn*, dass, aller seiner Auffoderungen ungeachtet, ihm nicht *mehrere* Beyspiele von guten Menschen aus unserm *deutschen* Vaterlande und dem *hannöverischen* Lande insbesondere, vorzüglich aus den *geringern Classen*, bekannt gemacht worden wären, bittet desshalb in der Zukunft um fleissigere Unterstützung und für diesesmal um Entschädigung. II. *Ueber Gespensterfurcht und Gespenstererscheinungen*, wo theils der *Ungrund* derselben erwiesen wird, theils *Beyspiele* und *Veranlassungen* von angeblichen Gespenstererscheinungen in 23 *Erzählungen* angeführt werden. III. *Vermischte Nachrichten* von *klugen* und *thörichten, edlen* und *schlechten, nützlichen* und *schädlichen Handlungen*, in 18 *Briefen.* IV. *Unterricht über die Behandlung der Blattern und Empfehlung der Inoculation, dem*

dem Landmanne bestimmt. Von Hn. Doctor und Stadtphysikus Conradi in Nordheim. V. Allerley ökonomische Nachrichten, gemeinnützige Rathschläge und heilsame Mittel, von welchen wir folgendes abschreiben, das, wenn es probat ist, gewiss vielen unserer Leser in der bevorstehenden Jahrszeit sehr willkommen seyn wird. „Leichte Art, ein Zimmer in der Geschwindigkeit von Fliegen zu reinigen. S. 230 Das Hinsetzen von Gift gegen die Fliegen ist schon oft Hunden, Katzen, u. s. f. tödtlich gewesen, wenn sie von den todten am Gift gestorbenen Fliegen mehrere gefressen haben: dagegen ist folgendes einfache Mittel völlig unschädlich, wenn es gleich auf einige Minuten einige Unbequemlichkeit verursacht. Man nimmt trockene Kürbisblätter, wirft sie auf Kohlen, damit die ganze Stube mit einem starken Dampfe angefüllt werde. Hält man die Fenster dabey zu, so sterben alle; lässt man aber die Fenster offen, so ziehen alle hinaus, als wenn sie gejagt würden." — Ein Gedicht, die Glückseligkeit, schliesst das Ganze. — Uebrigens müssen wir erinnern, dass, wenn gleich das Buch der Ankündigung gemäss zunächst für den Bürger und Landmann geschrieben ist, doch in demselben ein solcher Ton herrsche, dass es für allerley Leser passe, und auch von höhern Ständen gelesen zu werden verdiene, welches selbst in Rücksicht des Aberglaubens statt findet, als welcher in denselben wieder in dem Maasse Eingang zu finden scheint, als er in den niedern sich verlieret. Von den drey Kupfern stellt eins eine Tischgesellschaft dar, welche über das Kauen des im Zimmer eben befindlichen Todtengeripps erschrocken davon läuft. Das andere die Scene, wie der edle Prinz Ludwig von Preussen, selbst blessirt, den verwundeten kaiserl. Soldaten von dem Schlachtplatze bey Maynz wegtrug, da wegen der damit verbundenen äussersten Lebensgefahr solches niemand wagen wollte. Das dritte Kupfer den 1793 verstorbenen ganz vorzüglich thätigen und gemeinnützlichen Consistorialrath und Generalsup. J. A. Schlegel zu Hannover.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*, b. Reinicke: *Versuch über den Pemphigus und das Blasenfieber*, von *C. G. C. Braune*, mit einem ausgemahlten Kupfer. 1795. 8. 79 S. Mit der äussersten Genauigkeit beschreibt der Vf. hier einen merkwürdigen Fall vom Pemphigus, und macht zugleich durch das beygefügte Kupfer dieses grosse Uebel so anschaulich, dass nun Unerfahrnen zur Kenntniss desselben nichts weiter übrig bleibt, und kein Arzt, dem es um gründliche Kenntniss von Krankheiten zu thun ist, diese vollständige Monographie entbehren kann. Der Vf. bestätigt auf das vollkommenste, was zuerst *Wichmann* angegeben hat, um den Begriff vom Pemphigus zu entwickeln, dass es nämlich eine chronische, für sich bestehende und von Blasenfieber ganz unterschiedne Krankheit, kein Symptom, sey. Die Beschaffenheit der Blasen selbst, die lange Dauer der Krankheit, wobey selbst die Höle des Mundes nicht verschont blieb etc. bewogen den Vf. jenen Begriff nun als festgesetzt anzunehmen und von andern ähnlichen Krankheiten diese zu trennen. Der beschriebene Fall hatte mit dem Wichmannischen die grösste Aehnlichkeit und dauerte ins 2te Jahr; doch war hier im Urinsystem eine Unordnung. Alles, was bisher über diese Materie geschrieben worden, findet man hier sorgfältig gesammelt, und, so weit es zur Nosologie gehört, erschöpft. Es wäre zu wünschen, dass wir mit mehrern Krankheiten so weit ins reine wären. Nun bleibt uns, nach einmal festgesetztem Charakter, nichts mehr übrig, als auf eine richtige Aetiologie und Therapie desselben zu denken. *Heckers* Einfall von Aehnlichkeit des Friesels mit Pemphigus wird hier widerlegt, dagegen mit grosser Bescheidenheit und eben so grossem Scharfsinne eine Theorie für die Entstehung der Krankheit angegeben. Hr. *B.* glaubt einen Zusammenhang der Blasen auf der Haut mit der krankhaften Absonderung des Urins annehmen zu können; eine Idee, die allerdings Aufmerksamkeit verdient, aber erst durch mehrere eben so genau beobachtete Fälle sich bestätigen oder widerlegen muss, ehe man schon mit dem Vf. so sehr bestimmt aus dieser Ursache einen *Pemphigus ab infarctu renum*, und einen andern *a concrementis calculosis in renibus* annehmen kann. Diese Distinction würde noch zu früh seyn. Noch weniger darf man schon so weit sich in der Theorie verlieren, dass man aus diesem einzigen Falle der linken Niere einen grössern Antheil an dieser Krankheit zuschreibt, wie der Vf. S. 66 thut, da nach den Beyspielen, welche Rec. kennt, es sich bisher noch nicht bestätiget, dass die Blasen auf der linken Seite des Körpers entstehen. Der Vf. ist bey einem Hospitale in Leipzig angestellt, und es lässt sich aus dieser Gelegenheit und von seinem Beobachtungsgeiste noch viel für die Kunst hoffen.

Schöne Künste. *Riga*, b. Müller: *Tagesfarth nach Karlsruhe an der Ammat.* Am 30 Aerntemonats d. J. 1793. 1794. 87 S. (mit Didotischen Lettern). Aesthetisch-philosophisch-politische Beschreibung einer durch die Kunst verschönerten Gegend in Liefland, bey der Kreisstadt Wenden. Die Sonderbarkeiten in der Orthographie und einen gewissen Hang zu gesuchten geschraubten Ausdrücken abgerechnet, zeugt diess Schriftchen von schriftstellerischem Talent, das nur mehrerer (aber unverkünstelter!) Ausbildung bedarf, um vorzügliche Producte dereinst zu liefern. Der Vf. scheint, einigen Ausdrücken zufolge, ein Edelmann und Gutsbesitzer zu seyn. Desto mehr Ehre macht ihm sein freymüthiger menschenfreundlicher Patriotismus, womit er gegen das dort herrschende grausame Recht der Herren, den Bauer willkührlich aus seinem angebauten Gute in Wüsteneyen versetzen zu können, eifert. Aber so hätte er auch nicht, durch solche Ausdrücke wie *Unterbruder*, *Sklavengenie*, *thiergleiche Nation*, Gelegenheit zu dem doch gewiss ungegründeten Verdachte geben sollen, als ob er selbst noch nicht gerecht genug gegen jene unglücklichen Leibeignen wäre.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. September 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HALLE, in der Rengerschen Buchh.: *Beyträge zur Geschichte der Medicin.* Herausgegeben von *Kurt Sprengel.* I B. 1. Stück. 1794. 239 S. 8.

Eben den reifen philosophischen Kopf, eben die weitumfassenden, selbst den ersten Meistern der Kunst nur so selten eigenen, historischen Kenntnisse, eben die glückliche Gabe der Darstellung und eben die lobenswürdige Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe, welche den Versuch der pragmatischen Geschichte der Arzneykunde so sehr auszeichneten, mit dem Hr. *S.* ohnlängst das Publicum beschenkte, trifft man auch hier in diesem ersten Stück eines neuen Journals, das bestimmt ist, theils die Lücken auszufüllen, die bey jenem Meisterwerke seiner Natur nach unvermeidlich waren, theils einzelne interessante Materien in der Geschichte der Medicin weiter auszuführen; ein Zweck, bey dem der Arzt, wie der Historiker, die möglich längste Dauer dem Werke wünschen muss.

Ausser dem Plan enthält dieses erste Stück sieben Abschnitte; eine Geschichte der ersten Ausbreitung der Pocken im Abendland; — den schwarzen Tod der Jahre 1348—1350; — Briefe über Galens philosophisches System; — Anekdoten aus den Zeiten Ludwigs XI; — Bemerkungen über Richard aus England; — über eine Stelle im Constantin Porphyrogennetus und einen Nachtrag zu Henslers Werk vom Aussatze.

Die erste Spur der Pocken findet Hr. *S.* in der Geschichte der schrecklichen Pest, die von 565 bis 568 auch in Italien und Frankreich wüthete; sie war das Vehikel der Pocken im Abendlande, war mit einer neuen und unerhörten Krankheit, den Pocken, verbunden. Nach einer Stelle aus Massudis goldener Wiese und einer andern bey Ebn Doreid erschienen zwar die Pocken später im Morgenlande, als im Abendlande; aber die abendländischen und morgenländischen Zeugnisse von der ältesten Geschichte der Pocken können wohl mit einander bestehen, beide sind gleich gültig; die Schwierigkeit ist gehoben; verwirft man die irrige Angabe Reiskens von dem Geburtsjahre Muhammeds und nimmt man statt des J. 572 wie Reiske, nach dem Abul Feda das J. 558 als das Geburtsjahr des Propheten und das Ende des Elephantenkriegs an: so läfst sich leicht der Uebergang der Krankheit von Arabien in's Abendland in einer Zeit von sieben Jahren (558 bis 565) begreifen und vermittelst jener Pest erklären, die einen grossen Theil des sechsten Jahrhunderts hindurch, durch die ganze cultivirte Welt herrschte. Dass die griechischen Aerzte die Pocken bis ins eilfte Jahrhundert hinein gar nicht gekannt zu haben scheinen, ist zwar sonderbar; aber die Art, wie die Nachfolger des Galen, die Arzneykunde bearbeiteten, erklärt dies hinlänglich; auch den Arabern mochte Galen immer als unerschöpfliche Quelle aller medicinischen Kenntnisse erscheinen; bey der Verschiedenheit der Sprachen und andern Umständen konnten sie doch nie so, wie jene, an ihn gefesselt werden. So allgemein, so langdaurend war jene Pest, und unter so vielfachen Larven verbarg sich diese Krankheit, dass die Geschichte kein ähnliches Beyspiel einer solchen Seuche kennet. Sie äusserte sich zuerst 541 in Constantinopel. Prokopius versichert, manche Städte wären zur Hälfte ausgestorben. In Italien lagen Ackerbau und Gewerbe völlig, weil Niemand war, der sie hätte treiben können. Die Heerden gingen in der Wildniss ohne Hirten umher, und in den Gassen der volkreichsten Städte sah man kein lebendes Geschöpf, als heulende Hunde. In Constantinopel sollen sogar täglich 4, 6 auch 10000 Menschen gestorben seyn; die Leichen blieben hier unbeerdigt, bis man auf Kosten des Hofs Gräber graben liess; man machte aus Thürmen Todtenbehälter und schafte endlich die Leichname auf Schiffen in die offene See und liess sie da versenken. Dass mit dieser Pest die Pocken verbunden waren, scheint uns fast ausser Zweifel gesetzt zu seyn, und auch damals glaubte man, das Elend werde aufhören, sey der Zorn des Ewigen besänftigt. Daher wurden neue Feste zur Ehre der Mutter Gottes gefeyert; die Ostertage in Frankreich im J. 588 auf sechs Tage verlängert und alle Schuldscheine und Verschreibungen Königs Chilperichs von Soissons, der starken Wucher getrieben hatte, von seiner Gemahlin verbrannt.

Die schrecklichsten Verheerungen waren es, welche der schwarze Tod anrichtete, der Europa in den J. 1348—1358 verwüstete. Von China aus, wo 13 Millionen Menschen starben, ging diese Pest durch die östliche Tartarey nach W. hin. Das Land Kaptschak und Kumanien starb fast ganz aus. Von hier verbreitete sich die Krankheit sehr schnell durch die ganze Levante und nach Constantinopel. Zu Gaza starben in anderthalb Monaten 22000 Menschen; auch in Aegypten und dem nördlichen Afrika waren die Verheerungen schrecklich. Von der Levante ging die Krankheit nach Sicilien und Italien durch Kauffahrteyschiffe. Nach einigen Nachrichten starben innerhalb der Ringmauern von Florenz 60000 und in Siena 70000; auf Korsika und Sardinien blieb nicht der dritte Theil der Menschen und in Venedig kaum der vierte. Ueberhaupt sollen in Italien weit mehr Menschen, als in dem übrigen Europa gestorben und in Zeit von drey Jahren die Volksmenge um die Hälfte vermindert worden seyn. In Frankreich richtete

tete diese Pest nicht geringere Verwüstungen an; in Avignon sollen in 3 Monaten 60000 und in 3 Tagen allein 1400 Menschen gestorben seyn. Marseille starb fast ganz aus, und in Paris begrub man täglich 500 Menschen, worunter mehr Jünglinge als Männer waren. In Deutschland, wo die Pest zwey Jahre lang herrschte, soll der vierte Theil der Menschen gestorben seyn; in Wien starben in einem einzigen Tage 960, oder nach andern Angaben gar 1200; Strasburg verlor 16000; in Westphalen, wo man die Krankheit den grossen Tod nannte, reichten die Lebenden nicht einmal zu, die Todten zu beerdigen und in Schleswig blieb kaum der fünfte Theil der Menschen. Nach England kam die Krankheit erst über Frankreich im August 1348 und im November erst nach London, wurde aber hier so fürchterlich, dass kaum der zehnte Theil am Leben blieb und dass die Kirchhöfe bald keinen Raum mehr hatten. Einigen Nachrichten zufolge soll in jedem Lande diese Pest ein Jahr lang gewährt haben und überhaupt in den nächsten sechs Jahren in Europa nicht verschwunden seyn; doch stimmen die mehrsten Zeugen darinn überein, dass sie in jedem Lande 5 bis 6 Monate ununterbrochen fortgetobt und hauptsächlich 2 Jahre lang Europa von einem Ende bis zum andern verheert habe. Die Mittel und Vorkehrungen, die man gegen diese Pest traf, entsprachen ganz dem unseligen Geiste des Zeitalters. In Ostfriesland stellte man, um den Zorn des Himmels zu besänftigen, den ganz eingegangenen Orden der heiligen Jungfrau wieder her; in Lübeck brachte man Geld in solcher Menge in die Klöster, dass die Mönche bald nichts mehr annehmen wollten, und nun warf man die Beutel über die Mauern in die Klösterhöfe; auch in Florenz wurde alles den Spitälern und der Gesellschaft di Santa Maria vermacht. An Anstalten der medicinischen Policey aber war gar nicht zu denken; in der Flucht bestand grösstentheils die einzige Vorsicht, die man anwandte, und vom heil. Vater an bis auf den Bettler herab floh alles, wenn die Pest sich näherte; selbst auf dem Meere suchte man Rettung. Höchst auffallend und vielartig waren die Wirkungen dieser Pest auf den menschlichen Geist. Der Gang der öffentlichen Geschäfte wurde aufgehalten und geändert. Die Industrie litt unsäglich und unbeschreiblich traurig war der Verfall der Moralität; weder göttliche, noch menschliche Gesetze galten mehr, jeder that ungestraft und ohne Scheu, was ihm gut dünkte und die Menschenliebe war von der Erde entflohen.

Die von Ludwig XI mitgetheilten Anekdoten sind äusserst charakteristisch für den damaligen Zustand der Arzneykunde, und nicht weniger wichtige Beyträge zur Kenntniss dieses abscheulichen Königs selbst. Ludwig XI, dem die Natur alles gab, was Tyrannen bedürfen, endigte seine Laufbahn auf eine fürchterliche Art. Ganze Wagen voll Reliquien wurden hergebracht, als seine letzte Krankheit ihn überfiel, und er, seinen eigenen Kindern nicht mehr trauend, in einen eisernen Käfig sich verkroch, dem nur einige wenige sich nähern durften. Von den Reliquien floh er zu einem frommen Eremiten, den man aus Kalabrien her berief, und von dem Eremiten kam er zu dem abscheulichen pariser Arzt, Jakob Coctier, der unermessliche Vortheile von dem gefolterten Könige zog; für jedes Recept musste der König ihm ein Gut schenken; mit wichtiger Miene verordnete er lauter mysteriöse Mittel, und auch Mittel, die nur ein Ungeheuer dem andern verordnen konnte; so musste z. B. der König mehrere Tage lang sich in dem Blute unschuldiger Kinder baden, um seine Säfte zu versüssen!

In dem Abschnitt Richard aus England ist, was Astruc schon vermuthete, dargethan, dass es keinen Richard aus Paris gebe, sondern dass man den englischen mit einem pariser verwechselt habe, dem man eben die Schriften beylegte, die dem englischen beygelegt wurden und nur diesem gehören.

Strasburg, b. König: *Medicinisch-gerichtliche Beobachtungen*, nebst ihrer Beurtheilung, gesammelt von D. *Christian Ludwig Schweickhard* Hochfürstl. Marggräfl. Hofrath und Stadt-Physicus der Residenz Carlsruh. *Erster Theil.* 329 S. *Zweyter Theil.* 440 S. *Dritter Theil.* 309 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Diese medicinisch-gerichtlichen Beobachtungen enthalten in den zwey ersten Bänden eine Sammlung von Fällen, welche grösstentheils im Badenschen vorgefallen sind. — Viele sind aus den Acten ausgezogen, und der Vf. hat dann bey verschiedenen seine Meynung noch hinzugefügt. Diese Auszüge aus den Acten, welche von den Defensoren mit eingeschaltet worden, hätten gar füglich wegbleiben können, weil der gerichtliche Arzt aus selbigen nicht die mindeste Belehrung ziehen kann. Der erste Band enthält 16 Fälle vom Kindermord. Diesem folgen dann noch andere Berichte über tödtliche Verletzungen bey Erwachsenen. Lehrreicher waren Rec. die Beobachtungen über Vergiftungen, die am Ende des Bandes befindlich sind. (Beob. 32); eine 50jährige Frau nahm aus Unvorsichtigkeit eine Unze Salpeter, und starb nicht lange hernach. Im Magen wurde der Salpeter in flüssiger Gestalt, nachdem die Feuchtigkeit abgeraucht worden, noch unverändert gefunden. Der Magen war durchaus davon entzündet. Es giebt dieses ein warnendes Beyspiel für diejenigen Aerzte, die ihren Kranken dieses Salz oft in grossen Dosen reichen. Der Vf. hat auch hier *William Alexanders* Versuche, die er an sich selbst mit diesem Salze angestellt hat, beygebracht, welches seinem Scharfsinne Ehre macht. (S. 302) findet man auch ein Generaldecret des Herrn Marggrafen an die Aemter und Physicate, wie sich Physici und Chirurgi bey legalen Fällen zu verhalten haben. — Rec. wünscht, dass dieses in mehrern Ländern eingeführt werden möchte!

Der 2te Band enthält ebenfalls 17 Obductionsberichte wegen untersuchten Kindermord, nebst den beygefügten Bemerkungen des Hn. *Sch.* Dann folgen andere Obductionsberichte, von ermordeten Erwachsenen, auch verschiedene Beyspiele vom Selbstmorde. In dem letzten Abschnitte dieses Bandes findet der Leser wieder verschiedene traurige Beyspiele von Vergiftungen mit Arsenik, auch vom Selbstmorde durch Gift. Lesenswerth ist der Aufsatz (36) Ehestreitigkeiten, wegen

gen eines auf Seiten der Frau angeblich vorwaltenden, der Absicht der Ehe hinderlichen, körperlichen Fehlers. — Da nun bey der Untersuchung sich fand, dass die Frau einen Muttervorfall hatte, und der Mann derselben nicht ehelich beywohnen konnte, so schlägt Hr. *S.*, die Anwendung eines Mutterkranzes vor. (??)

Uebrigens enthält dieser dritte Band wenig Obductionsberichte, sondern Streitschriften und andere Auszüge aus Büchern, die gerichtl. Arzneygel. betreffend, als z. B. (2ter Aufsatz) *Johann Christoph Andreas Mayers* Streitschrift über die vorzüglichsten Versuche von den Wirkungen der Fäulniss auf die Lungen, vor und nach der Geburt gestorbener Kinder, nebst einem Anhang von einigen neuen mit den Lungen der Kinder, die vor der Geburt schon todt waren, angestellten Versuchen, zu Frankfurt an der Oder 1782. Man findet hier die Meynungen der berühmtesten Aerzte über diesen Gegenstand, als *Teichmeyer*, *Haller*, *Büttner*, *Fabricius*, *Wrisberg*, *Jäger*, *Lieberkühn*, u. a. m. zusammen aufgestellt. 3) Auszug aus des Vf. 1769 zu Strasburg vertheidigten Streitschrift: dass es nicht nöthig sey, die Nabelschnur zu unterbinden. 5) Eine Streitschrift, betitelt: Eine neue Lungenprobe unter *Plouquet's* Vorsitz vertheidigt, von *Brotbeck*, Tübingen 1782. 6) Beschreibung der Beobachtungen und Versuche, welche *Wrisberg* zur Bestätigung der Lungenprobe angestellt hat. (Einige aus ältern Zeiten aufgestellte Probeschriften müssen wir übergehen.) In allem Betracht wichtig und lesenswerth ist 10) *Heinrich August Wrisberg's* Abhandlung über die, bald nach einer natürlichen Geburt vorgenommene und nicht tödtlich ausgefallene Wegschneidung der Gebärmutter etc. den 11 September 1786 (ist schon sonst bekannt.) Der zweyte Abschnitt dieses dritten Bandes begreift einen weitläuftigen Aufsatz: Von den Grundsätzen und Ursachen der Tödtlichkeit, in welchen man verschiedene merkwürdige akademische Streitschriften im Auszuge zusammen aufgestellt antrift. 13) Von dem Baue der menschlichen Milz, als einen Grundsatz der Tödtlichkeit, welche durch die, diesem Eingeweide angethane Verletzungen bewirkt wird. Zuletzt werden noch verschiedene lehrreiche Geschichten von Vergiftungen aufgestellt.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Beer: *Geistererscheinungen ohne Geister.* 1794. 244 S. 8.

Nicht die Nachahmungen von *Schillers* Geisterseher zu vermehren und einen Roman zu liefern, der durch die Miene des Wunderbaren, Schrecklichen und Geheimnissvollen den Modeleser anlocken könnte, war die Absicht dieses Vfs., sondern er wollte sich an die Bestreiter des Aberglaubens anschliessen, welche durch Erzählungen wahrer Beyspiele, wie der Betrug vermeyntlicher Geistererscheinungen entdeckt worden, den Prüfungsgeist in Ansehung des Wunderbaren auszubreiten suchen. Auch zu diesem Endzweck hat man schon Bücher in Menge und darunter viele, die ihn weit besser befördern können, als das gegenwärtige; Bücher nämlich, worinn mehr auf die Zuverlässigkeit, als auf das Belustigende der Begebenheiten gesehn, philosophische Raisonnemens eingestreut und Fleiss auf die Darstellung verwandt worden ist. Gegenwärtiger Vf. giebt elf aus andern Werken entlehnte Erzählungen, bey denen er zuweilen die Quellen, woraus er sie geschöpft hat, (aber zum Theil so unzuverlässige, wie die *Amusemens des eaux de Spa*) oft aber auch gar keine angiebt. Da er ziemlich alten Schriftstellern nacherzählt, so musste er freylich den Styl etwas umändern, weil, sagt er, *doch alles jetzt modernisirt werden müsse.* Er gesteht aber selbst, dass er bey dieser Umänderung *keine Kunst bewiesen habe;* daher dann sämmtliche Erzählungen einen sehr schläfrigen Gang gehn, und voller Nachlässigkeiten des Ausdrucks sind. Sie haben aber noch unendliche Vorzüge vor den vorausgeschickten fünf Bogen, auf denen der Vf. die Erfahrungen, die er in seiner Kindheit und Jugend von Geistererscheinungen gemacht hat, auf die schleppendste und unerträglichste Art erzählt. Er lässt es hier nicht bloss dabey bewenden, dass er Beyspiele von Visionen aufstellt, die seine durch die Erzählungen des Gesindes erhitzte Imagination ihm bey Tag und bey Nacht vorgebildet, und dass er uns Streiche mittheilt, womit man anfangs ihm und er hernach andern Furcht eingejagt habe, sondern er schildert sich auch selbst als einen Menschen, der nach und nach allen möglichen Gattungen des Aberglaubens ergeben gewesen sey, der nach einander an Entzückungen, Kartenlegen, Nativitätstellen, Teufelbannen, Ahndungen und Magie geglaubt habe. Die Häufung dieser Dinge erregt gar bald die Vermuthung, dass er sie sich bloss andichte, um sich als ein Ideal eines Abergläubischen aufzustellen und bey dieser Gelegenheit das Thörichte aller jener Gattungen zu zeigen. Die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung wird auch sehr durch den (überaus faden) bonmotisirenden Ton geschwächt, den er affectirt. Wenn er S. 17 plötzlich, wie ein Bänkelsänger, sein Auditorium anredet, so thut es hernach wenig Wirkung, wenn er S. 25 etwas *auf Ehre und Reputation* versichert. Lustig ist es zu sehen, wie er sich in der Chronologie seines eignen Lebens verwirrt. Er bedroht S. 14 das Publicum mit einer ausführlichen Selbstbiographie, die aber nicht eher erscheinen solle, als bis er ein *Viertelhundert Jahre auf dem Nacken* habe, das heisst, bis er *fünf und zwanzig* Jahre alt geworden seyn würde. Und doch wird er S. 44 schon *zwey und zwanzig*, und S. 53 *drey und zwanzig* Jahre alt. In diesem *drey und zwanzigsten* Jahre will er Einen besucht haben, der *nun* seit *einigen* Jahren schon todt sey, und so werden schon S. 53 die *fünf und zwanzig* Jahre des Vf. voll. Ja bald darauf gedenkt er S. 77 einer Begebenheit aus seinem *drey und zwanzigsten* Jahre und sagt am Ende, dass *jetzt* seit derselben *zwölf* Jahre verflossen wären, so dass er, als er sein Buch schrieb, *fünf und dreyssig* alt gewesen seyn muss. Wer kann nun irgend einigem von dem, was er von sich erzählt, noch Glauben beylegen? Viele unnöthige Digressionen, z. B.

z. B. wie er als Knabe den Prediger gespielt S. 34, über den Hofprediger *Ramme* zu Berlin S. 54, und grosse Stellen aus *Faust's* Höllenzwang S. 60 dehnen diese unerträglich lange Einleitung noch mehr aus.

HALLE, b. Hendel: *Merkwürdige Geschichten der Freundschaft und der Liebe*, mit vier Kupfern. 1795. 192 S. 8.

Von den vier Erzählungen, worinn der Vf. Scenen der Freundschaft und der Liebe schildert, haben die drey ersten einen sehr gräslichen tragischen Ausgang. In der ersten würgt der Vf. seine Personen alle auf die schrecklichste Art; in der zweyten läst er die Gefallene sich selbst tödten und den Verbrecher durch den Blitz erschlagen werden; die Katastrophe der dritten aber übertrifft alles andre. Ein Bruder *nothzüchtigt* die Geliebte seines Bruders vor dessen Augen, verspricht ihm selbst das Leben zu schenken, wenn er Gott fluche, und, nach dem dieser es gethan, ermordet er ihn dennoch. Durchgängig glaubt der Vf., er könne nicht anders Abscheu gegen das Laster erregen, als wenn er Karrikaturen des Abscheulichen aufstelle. Dabey hat er nicht einmal Energie genug, um seine eingefleischten Teufel so schauderhaft zu schildern, dass der Leser nicht vielmehr von Eckel, als von Erstaunen erfüllt würde. Die vierte Erzählung (eigentlich ein Doppelroman, der folglich auch ein getheiltes Interesse hat) endigt sich zwar freudig, dafür tödtet aber in der Mitte der eine Held, aus sehr unbesonnener Eifersucht, Frau und Schwager. Die Scene der dritten Erzählung ist in Spanien und die der vierten in England; in beiden könnte sie aber eben so gut in jedem andern Lande seyn, indem, die Namen ausgenommen, nichts darinn vorkömmt, das Spanien oder England eigen wäre. In der Beschreibung der tugendhaften Personen und ihrer Handlungen will der Vf. empfindeln und schwärmen, aber die Charaktere und die Scenen haben schon in der Anlage so wenig Interesse, dass sie durch die faden Empfindeleyen in der Ausführung doppelt langweilig werden. Ohnmachten, Träume, declamirende Klagen, bald in Briefen, bald in Versen, sollen den Leser erweichen. Der *Mond* ergiesst S. 78 sein blasses melancholisches Licht; Liebende, die S. 97 im *Mondschein* spatzieren, schwören sich unter Gottes gestirnten Himmel ewige Treue; in einer kühlen Laube sitzt S. 126 ein liebendes Paar beym *Mondschein* zusammen. — und, wer weiss, wie oft noch der *Mond* figuriren muss. Wenn ein Empfindsamer S. 13 nichts in seinen Taschen findet, um einen Bettler ein Allmosen zu geben, so zieht er seine Weste aus und dringt sie dem Bettler auf. Die Sprache ist matt und kraftlos, unerachtet aller sichtbaren Bemühungen des Vfs., nach schönen Floskeln zu haschen. Wenn er sich energisch ausdrücken will, dann findet man bey ihm Phrasen, wie folgende S. 175: „Sie zu sehn, und nicht „zu lieben, wär eben so unmöglich, als die Anzahl der „Sterne zu bestimmen!" So wie seine Scenen oft zu gräslich sind, so fallen seine Ausdrücke auch öfters ins Eckelhafte, z. B. S. 54: „Die Minen, die sie bey „ihrem *Verrecken* schneiden werden, sollen meine grösste Wonne seyn!" Die zweyte Erzählung ist ganz in Versen abgefasst und schwankt zwischen dem Ton der Romanze und der Ballade hin und her; dem tragischen Eindrucke, den der Vf. bewirken will, widerstreiten die vielen eingemischten komischen Züge, alles wird aber vollends durch die letzte Strophe zernichtet, wo das Gedicht ganz zum Bänkelsängerlied herabsinkt, und wo es unter andern heisst:

> Die *Seele* winselt in der Luft
> Mit Zittern und mit Zagen,
> Die Teufel *zerrten* sie umher.

Als ein Anhang ist S. 189 eine Romanze: *Lykaon, oder der bestrafte Spötter* beygefügt, der es ganz an Laune, Feinheit und Lebhaftigkeit mangelt. Verse, wie folgende, können dem Vf. nicht viel Mühe gekostet haben:

> Die Menschen machtens gar zu toll,
> Sie soffen und sie frassen
> Sich jeden Tag so toll und voll,
> Und schwelgten ohne Massen!

Die vier, jämmerlich gekratzten Kupfer entsprechen vollkommen dem Werthe des Werkes selbst.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Stuttgard*, b. Steinkopf: *Anweisung das gewöhnliche A, B, C in zwölf Lectionen gründlich und leicht den Kindern beyzubringen.* Allen Kindern und Schullehrern gewidmet von einem Kinderfreund. 1794. 3 Bog. 8. (3 gr.) Mit den 12 Lectionen ist es laut der 6 Seiten langen Vorrede nicht so genau gemeynt, es soll nur anzeigen, dass man bey dieser Methode weniger Zeit, als bey der *gewöhnlichen* brauche, und wohl gar, wenn das Kind einen guten *gelirnigen* Kopf habe, und recht behandelt werde, in *etwa* 12 Lectionen ein ziemlich fertiger Abc-Schüler seyn könne. Zu *Einer* Lection könnten 3, 4 und mehrere Stunden genommen werden. Auf diese Art könnte das Abc in Einer Lection den Kindern beygebracht werden. Sehr schlecht muss freylich die *gewöhnliche* Methode seyn, wenn die hier angegebene eine bessere Anweisung ertheilen soll. Uebrigens ist die ganze Lehrart in einer wahren Kindereinfalt dargestellt und vorgeschrieben. „Sollte diess Büchlein, wie man erwarten zu dürfen glaubt (wovon aber Anzeiger dieses das Gegentheil annehmen zu dürfen glaubt) eine günstige Aufnahme finden: — so kann es wohl geschehen, dass auch die im Manuscript schon vorhandene Materie über das Buchstabiren und Lesen-Lernen dem Druck übergeben wird."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. September 1795.

PHILOLOGIE.

1) Liegnitz, b. Siegert: *M. Tullii Ciceronis epistolae ad diversos*, recensuit, vita Ciceronis praemissa, praefatione singulis libris praeposita, argumentis, tabula epistol. chronolog. et indicib. historicis in usum scholarum illustravit *Jo. Chst. Frid. Wetzel*. 1794. XXII u. 541 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Lemgo, in der Meyerschen Buchh.: *M. T. Ciceronis epistolae ad diversos et ad M. Brutum*, nach der Zeitfolge geordnet, und mit Einleitungen und Anmerkungen zum Schulgebrauch erläutert von Dr. *Aug. Chsti. Borheck*, ord. Prof. d. Beredf. u. Gesch. zu Duisburg am Rhein. *Erster Theil*, welcher die Briefe bis zum Ausbruch des Cäsarianischen Bürgerkriegs im J. R. 704 enthält. 1794. 732 S. 8.

3) Leipzig, in der Weidmannischen Buchh.: *M. T. Ciceronis epistolarum octo posteriores libri* cum notis criticis *Traug. Fred. Benedict*, Torgav. Schol. Rectoris. 1795. 656 S. 8.

Die beiden ersten Herausgeber haben den gemeinschaftlichen Zweck, eine für den Schulgebrauch eingerichtete Ausgabe der Ciceronischen Briefe zu liefern, den sie, jeder auf seine eigne Weise, zu erreichen suchen. Hr. *Borheck* hat die Briefe nach der Zeitfolge geordnet; Hr. *Wetzel* behält die gewöhnliche Folge dieser Sammlung bey. Beide Einrichtungen haben ihre eigenthümlichen Vortheile, aber auch ihre Unbequemlichkeiten, die Hr. *W.* in der Vorrede zu seiner Ausgabe auseinander setzt. Der Text in Hn. Borhecks Ausgabe ist der Zweybrückische. Nach seinem besondern Zwecke glaubte er nicht nöthig zu haben, sich vorzüglich mit der Kritik zu beschäftigen; auch fehlte es ihm an Zeit und Hülfsmitteln zur Berichtigung des Textes. Wenn wir diese Entschuldigung auch einigermassen gelten lassen, so war es doch Pflicht, einen möglichst berichtigten Text nach den neuesten leicht zu habenden kritischen Ausgaben der Herren Benedict und Weiske zu liefern. Von dieser Seite ist in No. 1) mehr geleistet worden. Der Ernestinische Text liegt zwar zum Grunde, aber, wie man sehen aus den frühern freymüthigen Urtheilen des Vf. über Ernesti's kritische Bearbeitung des Cicero erwarten konnte, weicht er doch an mehrern Stellen, die auf dem letzten Bogen angegeben sind, von diesem ab, und geht bald seinen eignen Weg, bald tritt er in die Fusstapfen andrer Herausgeber, vornemlich des neuesten, Benedicts. Demungeachtet bekennen wir, dass uns der Abweichungen vom Ernestinischen Texte zu wenige scheinen, als dass wir diese Ausgabe eine neue Recension nennen möchten, welcher Ausdruck der Benedictischen Bearbeitung angemessner gewesen wäre, hätte die Bescheidenheit des Herausg. diesen Namen nicht verschmäht. Die übrige Einrichtung von No. 1) ist durchaus zweckmässig, und die Ausführung giebt neue Beweise von Hn. Wetzels Fleisse und Geschicklichkeit. Voran steht 1. ein Verzeichniss der R. Consuls während Cicero's Leben; 2. ein sehr ausgearbeitetes Leben des Cicero, in dessen letzterer Hälfte, welche den Zeitraum der Briefsammlung begreift, vornehmlich Fabricius Leben des Cicero benutzt worden ist; 3. ein Verzeichniss der vorzüglichsten Namen in Cicero's Leben; 4. das Namenregister der Personen, an welche Cicero geschrieben hat, und derer, die an den Cicero geschrieben haben; 5. eine Zeittafel, worinn die Jahre, in welchen die Briefe geschrieben sind, nach Ragazoni bestimmt werden. Ausserdem ist jedem Buche eine geschichtliche Einleitung über die Briefsteller und die Umstände, in denen sie schrieben, jedem Briefe aber eine kurze Angabe des Inhalts und das Jahr, wenn er geschrieben ist, beygefügt worden. Endlich verspricht der Herausg. auch für solche Jünglinge, die Cicero's Briefe für sich lesen wollen, einen Commentar nachfolgen zu lassen, der in gedrungener Kürze das Gehörige und Nöthige mit Zuziehung der besten Ausleger enthalten soll.

Der Herausg. von No. 2) hat sich bey seiner Bearbeitung der Muttersprache bedient, weil jetzt nur noch wenige Schüler lateinische Anmerkungen verstehen sollen, die freylich durch zu weit getriebne Herablassung zu ihrer Schwachheit immer schwächer werden. Auch er hat jedem Buche Nachrichten von den Briefstellern und denen, an welche die Briefe gerichtet sind, vorgesetzt, und den Text mit ausführlichen Anmerkungen begleitet, welche vorzüglich reich an Sacherläuterungen, also sehr zweckmässig sind. Des Neuen hat man zwar nicht sonderlich viel hier zu suchen, aber der Vf. hat sehr gut benutzt und verarbeitet, was Gräv, Manuzzi und Stroth in ihren Ausgaben beygebracht haben. Die Kritik ist nur nebenher, wo sie der Herausg. nicht umgehen konnte, mitgenommen; von der Sprache versichert er nur das berührt zu haben, was vorzüglich bemerkt zu werden verdiente, weil er (mit Recht) sich unter den Lesern von Cicero's Briefen keine Knaben, sondern Jünglinge, dachte. Aber wie hülfsbedürftig und leer muss er dennoch die Jünglinge unsrer Tage, über die er freylich Amtserfahrungen haben kann, glauben, wenn er meynt, ihnen z. B. sagen zu müssen, dass *matronae* die vornehmern Frauen in Rom ungefähr wie unser: *Damen* bezeichnet habe, wenn er ihnen erzählt, Vesta sey eine bekannte Göttin der

der Römer gewesen, ohne sie nur mit einem Worte näher zu beschreiben u. dgl. Zu solchen geringfügigen Bemerkungen werden sich die Herausg. der Classiker für die Jugend immer mehr herabwürdigen müssen, je mehr sie selbst vorher durch eine übel verstandne Erziehungsmaxime die Jugend verwöhnt haben, sich alles vorsagen zu lassen, und nicht aus einem, freylich bequemen, leidenden Zustande herauszugehen.

Ueber den ersten Theil von No. 3) hat sich Rec. bereits in der A. L. Z. 1793. No. 241. erklärt, und er muss jetzt bekennen, dass Hn. Benedicts bewundernswürdiger Fleiss, unermüdliche Aufmerksamkeit und feine Urtheilskraft bis ans Ende sich immer gleich geblieben ist. Nur in den zwey letzten Büchern der Briefsammlung wird der kritische Vorrath etwas dürftiger, weil in der vortresflichen Dresdner Handschrift N. 1. diese beiden Bücher fehlen. Die Vollendung eines solchen Werks ist für die römische Literatur ein wahrer Gewinn, und Hr. B. hat sich damit einen ehrenvollen Platz neben den vornehmsten kritischen Bearbeitern des Cicero erworben. — Nun setzen wir noch zum Beweise unsrer Aufmerksamkeit auf diese drey Ausgaben einige unsrer Bemerkungen über einzelne Stellen her: Bey 7, 1, 8. sehen wir nicht ab, warum Hr. W. die Grävische Veränderung *cetrarum* aufgenommen, da Hr. Ben. doch *crateravum* mit triftigen Gründen vertheidigt und gut erläutert hatte. 7, 6, 3. hat Hr. W. richtig die von der Medea gebrauchten Worte: *manibus gypsatissimis* mit andern Buchstaben drucken lassen, anzuzeigen, dass es Dichterworte sind. Auch Hr. Borh. hält es für Worte des Ennius, und erklärt sie von weiss geschminkten Händen, welches annehmlicher ist, als seine andre Vermuthung, der Ausdruck ziele vielleicht auf eine Gypsgruppe, worinn Medea ihre flehenden Arme ausgestreckt habe. — Coelius nennt 8. 1. 3. eine Zeitung, die er dem Cicero zuschickte, *exemplum*, welches Borh. *imago rei*, einen Aufsatz von allen R. Vorfällen, gleichsam ein Bild von Rom, unstreitig sehr gezwungen erklärt, da das Wort nichts anders als eine *Abschrift*, eine *Copie von Actenstücken* bedeutet. 9, 1, am Ende wundern wir uns, von Hn. W. ohne Noth die Lesart einiger gedruckten Ausgaben *dijudicetur*, so wie 9, 2, 9. die Vermuthung: *defervescat*, gegen welche Hr. Ben. die Lesart der meisten Handschriften *effervescit* gut vertheidigt, aufgenommen zu sehen. In 9, 4. sind die philosophischen Anspielungen vortrefflich von Hn. Ben. entwickelt worden, so wie er auch sonst noch versteckte Beziehungen, witzige Einfälle, Anspielungen in den Briefen sehr glücklich enträthselt hat. Nur sehen wir den Grund nicht ein, warum er n. 2. statt χρυσιππειλ *ne an* etc. Manuzzis Veranderung: *Chrysippi, an* etc. aufgenommen hat, da sich Cicero ja in dem ganzen Briefe mehrerer griechischen Worte und Beugungen bedient. Mehrere dunkle Stellen des mit Witz und Laune geschriebnen 10ten Briefs dieses Buchs hat Hr. Ben. ebenfalls sehr aufgehellt, und die schwierigen Worte, in welchen eines einfachen Mahls gedacht wird n. 4. *ingentium squillarum cum Sophia Septimae* oder *Septimo*, wie Dresd. 3 liest, werden scharfsinnig verwandelt in: *ing. heluellarum cum silphio et thymo*. Es kann befremden, wie bekannte Wörter, als *thymus*, in fremde Namen übergegangen seyen; doch findet sich ein Beyspiel in Lucians Navigio, wo umgekehrt für Ἰσθμοῖ in zwey Pariser Handschriften bey Ballu θύμου steht. — In 9, 16, 2. glauben wir, dass die Parenthese in der Benedictschen Ausgabe an der unrechten Stelle stehe. Denn wenn man verbindet: *quidquid - excogitandum est;* wovon soll denn der Infinitiv im folgenden: *me consecutum esse*, abhängen? und worauf sollte sich das *sed tamen* beziehen, welches nach einer Parenthese die Wiederaufnehmung des abgebrochnen Fadens der Construction anzudeuten pflegt; *quidquid arte fieri potuerit* — — *sed tamen quidquid* etc. Diese Schwierigkeiten fallen weg, wenn man mit Bengel und Ernesti, dem auch Hr. W. beytritt, *non enim — excog. est* umklammert, und folglich den Infinitiv am Ende von den ersten Worten: *sic habeto*, abhängig macht. — In 14, 1, 9. möchten wir nicht mit Hn. Ben. den fremdklingenden Namen *Hypso* in den bekannten *Piso* verwandeln, sondern lieber Stroths und Borbecks Meynung beypflichten, dass Cicero den Piso, den er meynte, durch eine geflissentliche Versetzung der Buchstaben *Ispo* oder *Hispo* genannt habe. In dem folgenden Briefe schreibt er n. 5. seiner Terentia: Ich habe nicht ohne Thränen lesen können, was mir Valerius schrieb: *quemadmodum a Vesta ad tabulam Valeriam ducta esses*. Man sieht also, die Terentia wohnte in der Gegend des Tempels der Vesta. Nur dieses örtliche Verhältniss wollte Cicero ausdrücken, ihr aber keine Schmeicheley damit sagen, wie Hr. Ben. sehr gekünstelt dafür hält: *ut simul morum castitatem in Terentia conspicuam laudaret; cujus domicilium in templi illius vicinia erat positum*. — Bey 15, 1, 8. nimmt Hr. Ben. gewissermassen die Auslassung des *non* nach *non modo* in seinen Schutz, wenn auch kein verneinender Satz folgt, wogegen sich noch unlängst Hottinger zum Cic. de div. 1, 55 S. 152 ff. standhaft erklärt hat. — Cicero führt 16, 8, 3. einen Vers des Euripides an, worinn gesagt wird, die Kälte sey sehr schädlich λεπτοχρωτι; denn so in einem Wort schreibt Hr. Ben. richtig mit Graev, Valckenaer (Diatr. p. 34.) und Bengel (Hr. Wetzel schreibt noch: λεπτῷ χρωτι), nach der Aehnlichkeit mehrerer mit χρώς zusammengesetzter Wörter. Die Stelle scheint aus Euripides Scyrierinnen geborgt zu seyn und sich auf die kränkelnde Tochter des K. Lykomedes zu beziehen, welche λεπτόχρως genannt wurde, gerade wie Hesiodus T. u. W. 489. sagt: der kalte Nordwind durchdringe selbst dichtwollichte Thiere; das zarte Mädchen (παρθένος ἀπαλόχροος) entgehe ihm nur, wenn sie daheim bleibe. — Warum nahm nicht Hr. Ben. 16, 9, 2. statt *Cassiopen*, welches auch Hr. W. hat, die von ihm gebilligte Lesart *Cassopen* auf, vom Hafen dieses Namens in Corcyra, der auf allen Münzen beym Rasche h. v. und Eckhel Doctr. num. vett. Bd. 2. S. 163 ff. Cassope heisst! — Eine treffliche Aufhellung hat auch 16, 22, 4. die dunkle Stelle vom Demetrius und Bellienus erhalten: denn *Bellienus* liest Hr. Ben. für *Billienus*, so wie Pigh. in einer andern Stelle des Cicero Brut. 47, 8. — Die Endung *is* im Nominat. Plur. hat jetzt

ris,

Hr. Ben. einigemal als alte Schreibart in den Text aufgenommen, als 9, 26, 1. *familiaris* und 10, 8, 5. *laboris*, welches er noch im ersten Theile zu 1, 1, 11. *omnis* — *praesentis* verwarf.

Göttingen u. Leipzig: *Italienische Sprachlehre*, von *Joh. Lud. Wallis*. 1794. 437 S. 8.

Diese Sprachlehre ist zunächst für die italienische Chrestomathie bestimmt, welche der Vf. schon 1789 zu Lemgo herausgegeben hat, die von den leichtesten prosaischen Aufsätzen bis zu den Gedichten des Tasso und Petrarca übergeht. Sie ist zwar für jeden ersten Unterricht in dieser Sprache, doch aber hauptsächlich zum Besten derjenigen eingerichtet, welche sie für sich zu lernen wünschen. Daher das weitläuftige zweyte Capitel von der Wortableitung, in welchem die Bildung der italienischen Wörter aus der lateinischen und französischen Sprache gezeigt wird, und wodurch der Anfänger mit einer Menge Vocabeln bekannt werden soll, ehe er sich an das Uebersetzen selbst wagt. Im Ganzen genommen zeichnet sich diese Sprachlehre vor vielen andern an Brauchbarkeit und Kürze aus. Der erste Theil enthält, ausser der Lehre von den Buchstaben und ihrem Laute, der Wortableitung und dem Tone, hauptsächlich nur die Formen der Redetheile. Hiebey muss Rec. bemerken, dass das dritte Cap., vom Tone oder Accent, eine grössere Ausführlichkeit verdient hätte, da die Kenntniss des Tones für einen Anfänger sehr wichtig ist, besonders wenn er weder die Jagemannsche Grammatik, noch ein accentuirtes Wörterbuch besitzt. — Der zweyte Theil handelt von dem Gebrauche der Redetheile, oder von der Zusammensetzung der Wörter. In dem zweyten Abschnitte desselben, wo der Gebrauch der Präpositionen, als Casuszeichen, gelehrt wird, hätte, statt der ewigen Leyer, „die Präposition *di* oder *a* oder *da* wird gesetzt auf „die Frage," der Unterschied dieser Casuszeichen philosophisch entwickelt werden sollen; welches freylich auch in der Jagemannischen Sprachlehre nicht geschehen ist. — Der dritte Theil umfasst die Rechtschreibung und die poetischen Freyheiten. Die letztern sind, so viel es sich thun liess, unter bestimmte Regeln gebracht und hernach in alphabetischer Ordnung aufgestellt, zum wenigsten die veränderten Wörter, welche man bey Dichtern am häufigsten antrifft.

Leipzig, b. Breitkopf: *C. Valerii Catulli carmina minora*. Editionem curavit *Theoph. Sam. Forbiger* Schol. Nicol. Lips. Conr. 1794. 158 S. gr. 8. (10 gr.)

Der verewigte Breitkopf, welcher die eckigten deutschen Buchstaben nicht wollte fallen lassen, trug doch viel zur Verschönerung der lateinischen Schrift bey, und machte noch gegen das Ende seines Lebens einen Versuch der Art, welcher dem Didotschen Schnitte vielleicht nicht ganz an Schönheit gleicht, aber doch so ausgefallen ist, dass er die Vergleichung mit der gefälligsten und geschmackvollsten deutschen Schrift aushält. Eine Reihe von Handausgaben alter Classiker sollten in diesem Drucke erscheinen, und der Anfang wurde mit einer Ausgabe der kürzern Gedichte des Catull gemacht. Da nach Breitkopfs Idee die andern Zwecke dem Gesetze der Schönheit untergeordnet wurden, so mussten die längern Sylbenmaasse, nach denen sich ein Vers nicht ganz auf eine Zeile dieser Schrift bringen liess, den kürzern Hendecasyllaben weichen und auch die längern Catullischen Gedichte wurden ausgeschlossen, um auf jeder Seite ein kleines Ganzes zu haben. Man dachte bey dem Vorhaben, eine solche Handbibliothek von Classikern zu veranstalten, weder an Schüler noch an eigentliche Philologen, sondern an Begüterte, die in der Auswahl ihrer Büchersammlung auf Schönheit sehen, und an Geschäftsmänner und Liebhaber der Alten, die zu ihrer Erholung und Unterhaltung lesen. Darnach richtete sich auch die Behandlung des Schriftstellers. Der Herausgeber legte Dörings Text zum Grunde, und kam durch eigne Vergleichung mehrerer Ausgaben zu der Ueberzeugung, dass Catull an den meisten Stellen gerade so geschrieben habe, wie ihn D. schreiben lasse. Doch nahm er hie und da auch andre Lesarten auf, wovon hernach. Kurze Anmerkungen zur nothdürftigen Erklärung, welche weniger auf die Sprache als auf Geschichte, Erdbeschreibung, Alterthümer u. s. w. Beziehung haben, auch bisweilen den Sinn und Zusammenhang eines Gedichtchens oder den Grund einer aufgenommenen Lesart angeben, sind in die letzten Bogen hinter dem Texte verwiesen. Der grössere Theil derselben ist aus den Döringschen Anmerkungen entlehnt. Für den blossen Leser aus Liebhaberey und zum Zeitvertreib möchten sie nicht ausreichen. Gleich im ersten Gedichte erfährt er nicht, wer der Cornelius sey, dem Catull seine Gedichte widmet und die blosse Verweisung auf den Fabricius und Ernesti ist hier zweckwidrig. Eben so wenig sind so manche andre Nachweisungen und Erläuterungen des Sprachgebrauchs aus dem Griechischen an ihrer rechten Stelle. Folgende Abweichungen von Dörings Recension sind uns aufgestossen. 1, 7. und anderwärts wird richtig *Jupiter*, nicht *Juppiter*, geschrieben. 3, 12. *illud.* 6, 12 ist eine Vermuthung aufgenommen, die Döring nur in der Anmerkung vorgetragen hat; eben so 19, 20. — 8, 14 f. besser als Döring: *rogaberis nullam* — *noctem*. 10, 8. *quanto* — *aere*. v. 10. *met* ist ein Druckfehler für *nec*. Ein anderer Druckfehler ist 74, 6. (Forbig. 68, 6.) *parruum* für *patruum*. — 10, 27. *mane me*, welches auch D. in der Anmerkung billigt. — 11, 24. *fractus*, dem auch D. günstig ist für *tactus*. — Das 19te Gedichtchen an den Priap hält der Herausg. für Nachahmung eines fremden Dichters von C. 20. — 19; 6. richtig *tuguri*. — 20, 14. folgt er D'Orville's Verbesserung *tenella*, welche auch D. gut heisst. — 25, 5. ist eingeklammert und wird vom Herausg. für unächt gehalten. 31, 11. ist *pro* ausgelassen. — 51, 1. *mi*. — v. 8. ist nach Corradin ergänzt. — 73, 6. wird wegen seiner Härten für Nicht-Catullisch gehalten. 95, 6. (Forb. 88.) *cana*. v. 9. ist *sodalis* nach Muret hereingesetzt. 102, (95) 3. liest der Herausg. *Meque esse invenies. Illorum* etc. und erklärt jene Worte: *et me quoque invenies esse talem*; zieht aber das Folgende zum Pentameter. Noch bemerken wir, dass vor dem Texte eine kurze Nachricht von Catulls Leben steht.

VOLKSSCHRIFTEN.

Prag u. Wien, in der Schönfeldschen Buchh.: *Christliches Sittenbuch für den Bürger und Landmann.* Zum Gebrauch der Katholiken eingerichtet. 1793. 367 S. 8. (12 gr.)

Rec. hat das Original nicht bey der Hand, um eine genaue Vergleichung anzustellen. Doch scheint ihm das: *zum Gebrauch der Katholiken eingerichtet*, in nicht viel Mehrerem zu bestehen, als dass hier und da auch der heiligen Messe, der letzten Oelung u. dgl. gedacht wird. Dazu hätte es denn wohl eigentlich dieses Nachdrucks nicht bedurft.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Neubrandenburg*, b. Korb: *Von richtigen Anschlägen der Landgüter*, oder Nachweisung, wie man im Verkauf- und Verpachtfall, den jetzigen Preisen aller Producte angemessen, den Werth der Güter sowohl nach bonisirten Flächeninhalte derselben, als andern Einkünften bestimmen kann. 1794. Ohne Vorber. 3½ Bog. 8. — Wahres, dringendes Bedürfniss ist freylich eine solche Anweisung: da der käufliche Werth sowohl, als der Nutzungsertrag dieser Güter gewöhnlich nach solchen Massstäben bestimmt wird, deren vermeyntliche Richtigkeit bloss theils auf vieljährigen, den jetzigen Zeitumständen nicht mehr angemessenen Observanzen, theils auf mannichfaltigen willkührlichen Hypothesen beruhet. Daher die grosse Verschiedenheit in den Formen der Anschläge und die häufigen Bemerkungen der Unzuverlässigkeit in ihren Ansätzen. Aber die Ausfüllung jener Lücke in der Cameralwissenschaft erfodert eine vollständige Kenntniss von den in allen deutschen Provinzen bisher üblichen Einrichtungen der Kauf- und Pachtanschläge. Die angezeigte Schrift enthält zwar nicht die Aufstellung solcher allgemeinen Grundsätze zur Schätzung der Kauf- und Pachtanschläge; aber sie kann als ein brauchbarer Beytrag zu einer solchen künftigen allgemeinen Theorie über diesen Gegenstand angesehen werden, indem sie von Seiten der Mecklenburgischen Landgüter eben solche Nachrichten liefert, als von *Bennigsen* und von *Engel* von Seiten der Sächsischen Landgüter geliefert haben. Dies wird aus einer summarischen Anzeige des Inhalts und einigen Bemerkungen darüber hervorleuchten.

Der ganze Vortrag handelt in zwey Abtheilungen zuerst von den Güteranschlägen überhaupt und hierauf von ihren einzelnen Theilen insonderheit. In Betreff des Erstern erkennt der Vf. der angeführten Gründe wegen keine von den beiden gewöhnlichen Methoden in Verfertigung der Anschläge für sich allein, nämlich weder die Berechnung des Ackerbaues nach der Aussaat und dem Ertrag an Körnern, noch nach dem Flächeninhalte der Grundstücke und ihrer natürlichen Güte für eine sichere Schätzung des Ertrags und des Werths der Güter, und behauptet, dass man, um diese zu erlangen, das Augenmerk nicht bloss auf die Grösse und Güte der Grundstücke, sondern auch zugleich und hauptsächlich auf die Preise der Producte davon richten müsse. Hiemit ist Rec. in Absicht des Erstern alsdann völlig einverstanden, wenn zuförderst eine richtige, feste Classification des Unterschiedes der gedachten Güte vorhanden ist. Diese kann aber aus der natürlichen Beschaffenheit und Lage des Bodens nie so genau, als aus dem durch fleissige und geschickte Benutzung desselben wirklich erlangten Ertrage, bestimmt werden: und so wird man doch immer hiebey auf dasjenige, was von der bisherigen Bewirthschaftung erfolgte, und was durch ihre Verbesserung etwa noch erfolgen könnte, Rücksicht nehmen müssen. Die von dem Vf. in der Folge angegebene Classification bleibt viel zu willkührlich und zu vielen Veränderungen unterworfen, als dass sie überall zum sichern Leitfaden dienen könnte. Hiernächst hat es freylich seine Richtigkeit, dass die gewöhnlich in den bisherigen Pachtanschlägen beybehaltenen Preise der ländlichen Producte den jetzigen Zeitumständen gar nicht mehr angemessen, und dass sie mit ihrem nunmehrigen Betrage in nähere Uebereinstimmung zu setzen sind: es kann aber solches nicht so gerade hin, wie von dem Vf. sondern zur nöthigen Sicherheit des Verpächters sowohl, als des Pächters, nur vermittelst eines solchen vieljährigen Durchschnitts geschehen, wodurch das abwechselnde Steigen und Fallen dieser Preise über und unter dem Mittelbetrage gegen einander balancirt wird. Nicht wohl kann hingegen Rec. dem Vf. in demjenigen beypflichten, was er in der ersten Abtheilung beyläufig gegen die gewöhnliche Art der Pachterlassungen wegen erlittner Unglücksfälle erinnert, und zu ihrer besseren Einrichtung angerathen hat. Sollte, nach dem von ihm aufgestellten Grundsatze (S. 2.) der Eigenthümer *alle* zufällige Schäden, wodurch der Pächter, ohne sein Verschulden, einen Theil der angeschlagenen Nutzung eingebüsst hat, und die jenen, wenn er die Wirthschaft selbst betrieben hätte, auch betroffen haben würden, diesem zu vergüten verbunden seyn; so würde daraus folgen, dass auch der Pächter schuldig sey, dem Eigenthümer den über den Pachtanschlag hinausgehenden höhern Gewinnst, welchen der Letztere bey eigener Führung der Wirthschaft durch günstige Ereignisse würde erlangt haben, zu überlassen: welches doch auf keine Weise statt findet, noch statt finden kann. Und wie könnte wohl dem Verpächter aufgebürdet werden, seinem Pächter sogar den durch Feuersbrunst erlittenen Verlust an *Mobilien* zu ersetzen? welches doch der Vf. (S. 4.) behauptet. Werden die Pachtanschläge nach wenigstens 12 oder noch besser 18jährigen Durchschnitten des wirklichen Ertrages — und zwar mit Uebergehung solcher Jahre, in welchen sich ganz ausserordentlich grosse, den ganzen Haushalt zerrüttende Unglücksfälle ereignet haben — verfertiget; so sind in den Resultaten solcher Durchschnitte die Abgänge, welche gewöhnliche widrige Vorfälle in der Landwirthschaft verursachen, folglich auch schon die dem Pächter deshalb billig gebührenden Vergütungen mit begriffen. Alsdann bleiben nur noch die vorerwähnten seltenen Unglücksfälle z. B. ganz, oder zum grössten Theile eingebüsste Nutzung durch Kriegsverheerung, Hagelschlag, Viehsterben etc. zur gütlichen Behandlung und Bestimmung des Ersatzes zwischen Verpächter und Pächter übrig. In diesem Verfahren liegt für beide weder Unbilligkeit, noch Unsicherheit, noch Zweckwidrigkeit, und wenigstens für den Eigenthümer mehr Vortheil, als wenn er, nach des Vf. Vorschlage (S. 5.) ohne alle Rücksicht auf Unglücksfälle den Ertrag seines Guts berechnet, sich diesen Ertrag im Pachtgelde voll bezahlen lässt und dabey die Verbindlichkeit der seinem Pächter *in jedem Unglücksfalle* zu gebenden Entschädigung mit der Ungewissheit übernimmt, ob die von ihm für diesen Zweck von dem Pachtgelde zurückgelegte Summe hiezu hinreichend seyn werde, oder nicht.

Die richtige Beurtheilung der in der 2ten Abtheilung enthaltenen Bestimmungen des Anschlags von einzelnen Gegenständen der Landwirthschaft muss Rec. wegen ihrer Beziehung auf die Koppelwirthschaft im Meklenburgischen, auf die daselbst gangbaren Verkaufspreise der Naturalien und andere Localverhältnisse denjenigen überlassen, welche die hiezu erfoderliche genaue Kenntniss besitzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. September 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Böhme: *Franz Marabelli's*, Apothekers des grofsen Hospitals zu Pavia, öffentlichen Repetitors der Chemie daselbst u. f. w. *Phyfifch-chemifche Auffätze zur Erweiterung der Arzneywiffenfchaft und Oekonomie*, aus verfchiedenen italienifchen periodifchen Werken und dem eigenhändigen Manufcripte des Verfaffers gefammelt, überfetzt und erläutert von D. *Salomo Conftantin Titius*, der Pathologie und Chirurgie öffentlichem fubftituirten Profeffor in Wittenberg u. f. w. 1795. 134 S. 8. (9 gr.)

Die kleinen Abhandlungen, die Hr. *Marabelli* feit einigen Jahren abgefafst und theils felbft herausgegeben, theils andern Schriftftellern, z. B. den Herren *Brugnatelli*, *Carminati* u. f. w. zur Bekanntmachung überlaffen hat, zeichnen fich in der That durch neue und wichtige Beobachtungen fowohl, als durch nützliche Folgerungen fo vortheilhaft aus, dafs fie einer Verpflanzung auf deutfchen Boden fehr werth waren. Wir zweifeln defshalb nicht, dafs die Naturforfcher unferes Vaterlandes, die bisher nicht Gelegenheit gehabt hatten, fich mit den Entdeckungen des Vf. genau bekannt zu machen, dem Sammler diefer Schriften Dank wiffen werden. Die Sammlung enthält indeffen nicht blofs diejenigen Abhandlungen des Hn. *M.* die fchon ehedem gedruckt waren, fondern auch einige, die der Vf. noch nie öffentlich mitgetheilt hatte. Einige von den hier gefammelten Auffätzen des Hn. *M.* haben wir den Urfchriften nach in diefen Blättern angezeigt; von diefen wollen wir nur die Ueberfchriften nennen und die Lefer auf die Stücke der A. L. Z. verweifen, in welchen fich Anzeigen von denfelben finden. 1) *Chemifche Verfuche über den türkifchen Weizen* angeftellt im Jahre 1787. 2) *Kurze chemifche Unterfuchung verfchiedener Pflanzenkörper.* Die *Calagualawurzel*, von der neulich *Gelmetti* und *Carminati* in medicinifcher Hinficht gefchrieben haben (A. L. Z. 1793. No. 220), ift, den Verfuchen des Vf. zufolge, aus erdigen, feifenartigen und fchleimigen Theilen zufammengefetzt, die fich bey weiterer Bearbeitung in Kalkerde, Alaunerde, Eifen, Kochfalz und vegetabilifches Alkali zerlegen laffen. Harzige und eyweifsartige Theile hat Hr. *M.* in diefer Wurzel nicht entdecken können, auch verfichert er, dafs fie keine flüchtigen und feinen Stoffe und keine luftförmigen Flüffigkeiten, die in Rückficht der Menge und Befchaffenheit von denjenigen verfchieden wären, die die chemifche Zergliederung aus andern trocknen und holzigen Wurzeln gewähre, in fich habe. — Der *Meertang* (*Zoftera maritima L.*), den der Vf. aus Venedig erhalten hatte, gab, nach der Einäfcherung und Auslaugung der Afche, eine falzgefäuerte Sode, die kein freyes Minerallaugenfalz enthielt und überhaupt fo rein war, dafs fie in diefer Hinficht fowohl das Meerfalz als das Soolenfalz übertraf; es fey daher, meint Hr. *M.*, nicht unwahrfcheinlich, dafs man diefe Tangart und vielleicht auch manche andere Seepflanzen mit Vortheil beym Kochfalz benutzen könne. — Die *Rhabarberwurzel* äufsert, einigen hier erzählten Verfuchen zufolge, eine ftarke gegenwirkende Kraft auf das freye Laugenfalz und man kann, wie der Vf. behauptet, aus der blutrothen Farbe, die das Pulver jener Wurzel oder der daraus verfertigte Aufgufs nach der Vermifchung mit einem flüffigen Körper annimmt, mit Sicherheit auf das Dafeyn eines folchen Salzes fchliefsen. — Aus mehrern, wie es fcheint, kranken *Maulbeerbäumen*, befonders aus den Stämmen derfelben, hat der Vf. einen dunkelrothen, übelriechenden und fcharfen Saft erhalten, der eine Mifchung aus Waffer, einem dem Sauerkleefalze ähnlichen Salze und Extractivftoffe war. — Der aus den frifchen Beeren der *Brunnenkreffe* geprefste Saft gab bey der Unterfuchung eyweifsartige Materie und fehr reinen Salpeter, und eben diefes Mittelfalz hat Hr. *M.* auch aus den Stängeln des *Bitterfüfses* erhalten; die Wurzel der *Hauhechel* zählt er, feinen Verfuchen gemäfs, unter die reichlich mit Harze verfehenen Pflanzenkörper, und den Saft der Beeren des *gemeinen Holunders* unter die Flüffigkeiten, die zur geiftigen Gährung fehr gefchikt find. 3) *Unterfuchung des Harns von einem Gelbfüchtigen.* Der Vf. hat, bey der Vermifchung diefes Urins mit verfchiedenen gegenwirkenden Mitteln fowohl, als bey der Bearbeitung deffelben im Feuer und mittelft der natürlichen Zerlegung und Fäulnifs, bemerkt, dafs der Beftandtheil, von welchem diefe Flüffigkeit ihren bittern Gefchmack hat, von fehr flüchtiger Befchaffenheit ift und in diefer Rückficht viel Aehnlichkeit mit einem ätherifchen Oele hat. Das färbende Wefen, das diefer Urin enthält, fcheint, nach den damit angeftellten Verfuchen zu urtheilen, von harziger Natur zu feyn, und durch die Salze, die dem Urine beygemifcht find, im Waffer deffelben auflöslich gemacht zu werden; die Galle könne, fetzt Hr. *M.* hinzu, nicht die Urfache der gelben Farbe diefes Urins feyn; denn jener thierifche Saft befitze ganz andere Eigenfchaften, als das färbende Wefen, und wenn auch wirklich Galle in den Urin gelbfüchtiger Kranken übergegangen wäre, fo müfste fie durch eine gewiffe, noch nicht genau bekannte Zerfetzung umgeändert und fo einiger ihrer wefentlichen Eigenfchaften beraubt worden

den seyn u. s. w. 4) *Untersuchungen einiger ziegelartigen Bodensätze aus verschiedenen menschlichen Harnen.* Hr. *M.* hat nur wenig Versuche mit solchen Sedimenten angestellt, indessen glaubt er doch aus den Erscheinungen, die er dabey beobachtet hat, folgern zu können, dass diese Bodensätze von der Substanz, aus welcher die Knochen bestehen, nicht merklich verschieden sind. 5) *Untersuchung einiger thierischen Krankheitsstoffe, die der wahren Milch und dem Eiter ähnlich waren.* Die milchartigen Feuchtigkeiten, die sich in verschiedenen Hölen des menschlichen Körpers und auch an andern Orten bey Personen finden, die am Kindbetterinfieber krank gelegen haben, sind, wie der Vf. durch zerlegende und vergleichende Versuche darthut, keine Milchabsetzungen, sondern vielmehr verdorbene Flüssigkeiten, die während der Krankheit entstanden sind und sich in diesem oder jenem Theile des Körpers angesammlet haben. Hr. *M.* hat die Beobachtungen, welche ihn veranlasst haben, dieses Urtheil zu fällen, mehreremale gemacht, und die Erscheinungen bemerkt, die die Meynung derer, welche solche Feuchtigkeiten für Milch halten, begünstigen könnten. Er hat ferner hierbey die Entdeckung gemacht, dass sich diese und manche andere krankhafte Feuchtigkeiten, z. B. der nicht eiterartige Brustauswurf u. s. w. bey der Bearbeitung mit zerflossenem ätzendem Weinsteinsalze und andern luftleeren Alkalien eben so, wie wahrer Eiter verhielten. Er macht sonach den Schluss, dass das von *Grasmeyer* vorgeschlagene Mittel, den Eiter von andern ähnlichen Feuchtigkeiten zu unterscheiden, sehr zweydeutig sey und das Zutrauen das man darauf gesetzt hat, keinesweges verdiene. 6) *Versuche über eine Feuchtigkeit, die aus dem Nabel einer bauchwassersüchtigen Frau quoll und die für ein wahres Eiter, oder, nach andern, für eine eiterartige Materie zu halten ist.* Diese Flüssigkeit war, dem äussern Ansehn nach, einem Schleime sehr ähnlich, doch hatte sie eine Milchfarbe, gab auf der Zunge einen salzigen eckelhaften Geschmack zu erkennen und verbreitete einen sehr unangenehmen Geruch; sie verhielt sich bey der Wärme des kochenden Wassers wie Kuhmilch und verwandelte sich, wie diese zu thun pflegt, theils in eine käsige Materie, theils in ein der sogenannten Molke ähnliches Wasser; bey der chemischen Untersuchung fand der Vf., dass sie ein Eiter von eigner Art war, das viel Kochsalz, eine der Milch gleichende Feuchtigkeit und einen besondern noch nicht hinlänglich bestimmten Bestandtheil in seiner Mischung hatte, der sich bey der Bearbeitung dieses Eiters mit Scheidewasser unter der Gestalt einer wachsartigen, doch im Weingeiste auflöslichen Materie abscheiden liess u. s. w. 7) *Chemische Prüfung der wässerigen Feuchtigkeit, die durch den Bauchstich von einem Wassersüchtigen im klinischen Institute zu Pavia abgezapft worden war.* (A. L. Z. 1795. No. 159). 8) *Anhang kleinerer Aufsätze.* In diesem Abschnitte erzählt der Vf. nur die Resultate einiger Versuche, die er mit *Moschus*, mit dem *Speichel, Schweisse, Urine* und *Stuhle* verschiedener mit der Lustseuche behafteter Personen, die mit Quecksilberarzneyen behandelt wurden, angestellt hat, (nach welchen das zuerst genannte Heilmittel aus viel Extractivstoff, Schleim, etwas bitterer Materie, wenigem Harze und phosphorgesäuertem flüchtigen Laugensalze zusammengesetzt ist, die erwähnten Excremente der venerischen Kranken aber keine Spur von Quecksilber, weder in metallischem, noch in salzigem oder verkalktem Zustande zu erkennen geben,) und macht zuletzt eine vortheilhafte Bereitungsart eines sehr guten *Essigs* ohne Wein (nämlich aus einer Auflösung des Honigs in Wasser) bekannt, die wenigstens in manchen Gegenden mit Vortheil befolgt werden kann. — Die von uns ehedem (A. L. Z. 1795. No. 151) angezeigte Abhandlung *über die Bestandtheile des Urins der mit der Harnruhr behafteten Kranken* hat der Herausgeber in dieses Werk nicht aufnehmen können, weil er sie, wie er in der Vorrede sagt, bey Abfassung desselben nicht bey der Hand gehabt hat. Er bestätigt indessen mit wenig Worten die Richtigkeit der Erfahrungen, die Hr. *M.* in diesem Aufsatze beschrieben hat, und verspricht, ihn nebst den übrigen Schriften, mit deren Ausarbeitung der Vf. noch beschäftigt ist, so bald als möglich in einem zweyten Bande nachfolgen zu lassen. Wir sehen der Erfüllung dieses Versprechens mit Verlangen entgegen, in der Zuversicht, dass Hr. *T.* sie mit eben dem Fleisse behandeln werde, als die gegenwärtige Sammlung, in der wir seine Uebersetzung (einige Schreib- oder Druckfehler, z. B. S. 7. Z. 10. S. 11. Z. 14. S. 104 Z. 26 u. s. w. abgerechnet, die kaum zu Missverständnissen Gelegenheit geben können,) so gut gefunden haben, dass uns der Sinn des Vf. überall richtig und deutlich ausgedrückt zu seyn scheint.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, b. Hendel: *Robert, der einsame Bewohner einer Insel im Südmeer*, ein Robinson für Erwachsene, erster Theil. 1793. 336 S. Zweyter Theil. 1794. 309 S. 8.

Auf einem eingelegten Blatte liest man den Titel dieses Romans folgendermassen abgeändert: *Robert, der grösste Abentheurer unsres Jahrhunderts, ein Robinson für Erwachsene*, erster, und zweyter Theil, 1795. Fast sollte man daraus schliessen, dass das Werk nicht recht hat abgehen wollen, und dass der Verleger durch einen auffallendern Titel und durch die neue Jahrzahl noch einmal Käufer anzulocken gesucht hat. Dass diess Mittel aber viel fruchten werde, ist nicht zu erwarten; denn, wenn gleich das Rad der Mode, so wie die *Insel Felsenburg*, den *Simplicissimus* und andre vergessne Dinge, also auch die *Robinsons* neuerlich zurückgedreht hat, so sind doch diejenigen, die einen modernen *Robinson* verlangen, schon längst durch die Bemühungen des Herrn *Campe* und *Wezel*, ungleich besser, als hier, befriedigt. Zudem hat dieser Vf. nicht das Urbild aller *Robinsons*, das Werk von *Defoe* neu bearbeitet, oder nach dem Muster desselben etwas eignes gedichtet, sondern ein höchst mittelmässiges deutsches Product in die Sprache unserer Tage zu übersetzen gesucht. Man findet hier nämlich folgendes Werk modernisirt: *Leben und besondre Begebenheiten*

Roberts,

Roberts, eines gebohrnen Engländers (*Robinson* ist hier in *Robert* ungefähr aus eben der Ursache umgetauscht, aus der sich *Hanswurst* so oft unter dem Namen *Frontin* und *Burlin* verlarvt hat) das zu Dresden 1771 erschien. Die Reihe der Begebenheiten und die Anordnung derselben ist in dem neuen *Robert* ganz so, wie in dem alten, so ganz ohne poetische Kunst, eben so unwahrscheinlich, und, das (verbrauchte) Wunderbare abgerechnet, eben so uninteressant. Nicht einmal die Weitschweifigkeit des Originals ist abgekürzt worden; so ist z. B. die ganze, so weitläuftig erzählte, läppische Hochzeitfeyer des Helden stehn geblieben; daher auch mit dem zweyten Bande das Werk noch nicht geendigt ist. Blos die Schreibart ist abgeändert, die im Original auch für 1771 zu altväterisch war; aber die modernen Phrasen und Anspielungen haben das Wäsrichte und Fade des Originals nicht anziehender gemacht. Die Hauptveränderung, die der neue Vf. bewirken wollte, besteht darinn, dass der Roman anstatt, dass er in seiner alten Gestalt nur für Ungelehrte und Kinder taugte, nun *Erwachsene* und, wie der Vf. dies in der Vorrede umschreibt, gebildete und geübte Leser und Kenner unterhalten soll. Dennoch aber ist der komische Ton des neuen Bearbeiters so beschaffen, dass man oft glauben sollte, er habe so gut, wie sein Vorgänger, für Kinder geschrieben. Nur Kindern können solche Bonmots, wie folgende, gefallen: Th. I. S. 32: „Auch an Durst kann man sterben.“ S. 36: „Er sammelte eine Menge Früchte, nicht in seine „Scheuern, sondern in eine Felsenkluft.“ S. 157: „Es „war, als wenn ihn ein muthwilliger Genius recht bey „der Nase herumführte.“ Th. II. S. 127: „Er wäre bald „auf den Gedanken gerathen, Uhr und Sonne lägen un„ter einer Decke.“ Erwachsne und Kenner werden vor allem andern nach philosophischen Raisonnemens und Beobachtungen suchen; aber von der Art ist hier nichts zu finden; statt dessen hingegen Tiraden, wie folgende. Th. I. S. 11: „Liebe, allmächtige, unbesiegbare „Liebe, erstes Hochgefühl der Menschheit! Schuf dich „der Schöpfer, um den Morgen unsers Lebens zu trü„ben? Bist du gemacht, um das Leben zu geben, und „zu vergiften? Warst du zur Folter der Menschheit be„stimmt, oder zu ihrem Heile? Wer fasst dein Wesen „ganz? Bist du durch den Schöpfer, was du bist, oder „durch Menschen? Wir verstummen, wenn wir deine „Qualen und deine Freuden sehn, wissen nicht, ob wir „dich verwünschen oder anbeten sollen!“ — Der Vf. hätte der Mühe überhoben seyn können, einen langst abgeschiedenen *Robinson* aus dem Reiche der Vergessenheit heraufzufodern, da doch sein Zauberstab die Kraft nicht hat, ihm neues Leben zu geben.

Leipzig, b. Weygand: *Walter von Stadion*, oder, Geschichte Herzog Leopolds von Oestreich, und seiner Kriegsgefährten. 1794. 494 S. 8.

Stadion steht an der Spitze des Titels, so wie an der Spitze von *Leopolds* Kriegsgefährten, und für ihn allein endigt sich die Geschichte freudig. Er ist ein biedrer, tapferer, edelgesinnter Ritter, aber man findet keinen Grund, ihn andern vorzuziehn, und selbst unter *Leopolds* Gefährten giebt es einige, die ihm an Werth vollkommen gleichen. Die Begebenheiten, die aus seinem Leben (denn seine ganze Lebensgeschichte ist nicht erzählt) ausgehoben werden, haben ein zu schwaches Interesse. Der Vf. macht sich S. 140 selbst Vorwürfe darüber, dass er bis dahin seinen Helden sich zu sehr unter den übrigen hat verlieren lassen. Und wenn er späterhin mehrere Jahre im Gefängnisse thatenlos zubringt, so weiss sich der Vf. S. 374 nicht anders, als mit der Bemerkung zu helfen: „Wir würden diese Jah„re ein leeres unbeschriebenes Blatt in dem Lebensbuche „unsres Helden nennen wenn wir nicht wüssten, dass „vor dem ewigen Richter auch Empfindungen, Gebete „und Thränen Thaten sind.“ Dazu kömmt, dass die Theilnehmung des Lesers zwischen *Stadion* und *Leopold* getheilt wird, ja sogar oft für den letztern stärker seyn muss. Auch vom Herzog *Leopold* (dem Dritten, der in der Schlacht bey Sempach 1386 blieb) ist nicht die ganze Biographie (am wenigsten die ganze Geschichte seiner Regierung) erzählt, sondern man findet zunächst nur seine Verhältnisse gegen die mit ihm verbündeten Ritter geschildert. Doch werden von seinem zwölften Jahre an bis an seinen Tod so viele Auftritte seines Lebens beschrieben, so viele Züge seines Charakters entwickelt, die den Leser für ihn einnehmen. Als treuer Freund der Gespielen seiner Jugend, als herablassender, menschenfreundlicher Fürst gewinnt er die Liebe und in seinem Unglück das Mitleid der Leser. Vielleicht trug der Vf. deswegen Bedenken, ihn zur Hauptperson zu machen, weil besonders von der Zeit an, wo *Leopold* als Regent erscheint, zu viele Flecken in seinem Charakter sichtbar werden. Der Vf. hat auch wirklich seine Prachtsucht, seine verschwenderische Freygebigkeit und sein übergrosses Vertrauen gegen seine Günstlinge nicht verschwiegen, sondern vielmehr wiederholt gerügt. Allein man übersieht gern seine Schwächen bey den vielen liebenswürdigen Seiten seines Charakters, und beklagt desto mehr den unglücklichen Prinzen, der bey den besten Gesinnungen und Vorsätzen sich doch die Schweitzer abgeneigt macht und den Tod im Kriege mit seinen Unterthanen findet. Die rührendste Scene ist die, wo die Ritter, mit denen er in seiner Jugend ein Bündniss auf Leben und Tod geschlossen hatte, kurz vor der Schlacht S. 444 den Todesbund der Freundschaft aufs neue mit ihm beschwören; und der Vf. hat sie mit vielem Ausdruck geschildert beschrieben. Da auch, der Vorrede zufolge, des Vf. vornehmster Endzweck dahin gieng, zu zeigen, dass Treue bis zum Tode, edle, uneigennützige Freundschaft eine der Vorzeit eigne Tugend gewesen sey: so wäre vielleicht sein Werk interessanter, wenn gleich nach der Beschreibung von der Jugend *Leopolds* und seiner Kriegsgefährten diese letzte Scene gefolgt wäre. Alle Zwischenbegebenheiten, die zwischen diesen beiden Epochen eingeschaltet sind, kommen, wenn sie auch an sich noch so gut erzählt sind, dem Leser als Nebendinge vor, die theils zu wenig Interesse, theils zu wenig Wahrscheinlichkeit haben, und den

den Plan zur Ueberladen helfen. Der Vf. gesteht es S. 390 selbst, dass er zu oft auf Nebenpersonen, deren eine sehr grosse Anzahl bey ihm erscheint, abschweife. Die weiblichen Charaktere gelingen ihm fast besser, als die männlichen; so sind z. B. *Stadion's* Geliebte, die rasche Amazone *Marie von Waldburg*, die rachsüchtige Königinn *Agnes* und die intriguante *Margaretha Maultasch* sehr schön gezeichnet. Rühmlich ist der Fleiss, womit der Vf. gedruckte und geschriebene Chroniken studirt und benutzt hat, und der poetische Gebrauch, den er von den Sitten jenes Zeitalters, besonders von dem Aberglauben desselben macht, giebt seinen Erzählungen viel Wahrscheinlichkeit. Einige Gemälde, besonders einige *sombre* in *Arnauld's* Manier, sind ihm recht gut gelungen; im Ganzen aber ist sein Vortrag nur mittelmässig. Wo er sich erheben will, wird er öfters gesucht, z. B. S. 114. „Das Erstaunen (der jungen Freunde Leopolds) „über die Art, wie sie die Prinzen fanden, ihr Kummer über ihre Abwesenheit von „ihnen in der Stunde der Gefahr, mischt sich mit dem „Wehklagen der Dorfleute." oder S. 489: „Jetzt fühlte „sie nicht mehr, dass sie Heldin war, und selbst das „grosse Linderungsmittel ihrer Schmerzen, das grosse „Unterpfand künftiger Tage, das ihr das Schiksal aufbehalten hatte, würde, hätte man es ihr gezeigt, jetzt „unwillig zurückgestossen, oder wenigstens kalt aufgenommen worden seyn; dieses Unterpfand künftigen „Glücks war — war *Stadions* Leben!" Wie declamatorisch und gespielt zugleich! In die Beschreibung einer sehr feyerlichen Scene, S. 32. hat sich ein sehr possirliches Bild eingeschlichen: „Ueber ihnen funkelte der „Sternenhimmel, als wollte er mit allen seinen tausend „Augen die brüderliche Umarmung ansehen, und ein „Engel trug die schöne Bitte des Jünglings in die *Re„gistratur* des Himmels ein; sie ward gewährt!" — Viele arge Druckfehler entstellen den Abdruck dieses Werks so, dass man den Sinn oft kaum rathen kann. So steht z. E. S. 28 *Mine* für *Ulme*, S. 48 *Johann* für *Jahr*.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Kassel*, in der Griesbachischen Hofbuchh.: *Practische Abhandlung vom Schnadeln und Köpfen der Bäume, wie auch vom Nutzen und Anpflanzen der Pappeln und Kopfweiden*: nebst einer Anmerkung von Schnadeln der Nadelhölzer von *Wilhelm Finger*, Hochfürstl. Hessischen Förster zu Wellerode. Mit zwey Kupfertafeln. 1794. 4 Bog. 8. Jeder Baum hat den Instinct, seinen Wuchs *über* der Erde mit seinen Wurzeln in demjenigen Verhältniss zu erhalten, was seiner Gattung zukommt, und es steht daher in des Baumgärtners Gewalt, ihm vorzuschreiben, wie er sich bilden soll. Nimmt der Pflanzer ihm beym Ausheben die Wurzeln, so verhindert er den Wachsthum *über* der Erde ganz oder zum Theil solange, bis der Baum unter derselben seinen Verlust ersetzt hat, wobey er, durch Antreibung junger Nebenwurzeln, so emsig zu Werk geht, dass dieses Verfahren bey glücklichem Boden den künftigen Wachsthum ansehnlich befördert, indem die vermehrten Saugwurzeln aus mehreren Punkten des Terrains den Nahrungssaft an sich ziehen können. Daher hat ein in seiner Jugend öfterer *mit Sorgfalt* versetzter gesunder Stamm vor andern von gleichem Alter immer den Vorzug, er braucht seine Nahrung nicht mittelst einzelner grosser Wurzeln in der Entfernung zu suchen, und bedarf also auch weniger Zeit und Terrain, um früheres und besseres Obst und Saamen zu tragen. Umgekehrt befördert der Baumerzieher den Wuchs des Baums *über* der Erde auf Kosten der Wurzeln, wenn er beschneidet, (oder, bey Baumarten, die leicht Augen aus der Rinde treiben, wenn er durch Anhäufen der Erde einen Theil des Stammes unter die Oberfläche bringt und also den Wurzeln beyfügt.) Den Erfolg sieht man bey ausgerotteten Hecken, deren Wurzeln, wenn sie auch noch so lange gestanden haben, nicht stärker sind, als die durch jährliches Verstutzen in der Kindheit erhaltenen Zweige. So wie aber überall äusserliche Einschränkung ihren Zweck nur zur Hälfte oder gar nicht erreicht, wenn die verborgenen Principia nichts taugen; so erlebt auch der Gärtner und Forstmann seine Schande an Bäumen, die wenig und schlechte Wurzeln haben: wo der Pflanzer schlecht gepflanzt oder schlechte Reiser gepflanzt hat, ist alle fernere Cultur Stückwerk und oft der Mühe und des Aufwands nicht werth. Ehe der Baum sich gehörig mit jungen Wurzeln versieht, sind seine Zweige zu alt geworden, es entsteht ein Missverständniss unter beiden und der schönste Nahrungssaft geht in Schwämme und Moos über. Dann bleibt freylich kein Mittel mehr übrig, (wenn man die verkrüppelte Anlage nicht ganz vertilgen und von vorn anfangen will: welches in den meisten Fällen das Beste seyn möchte,) als durch Schnadeln und Köpfen auch die Zweige zu verjüngen, wozu dem aufmerksamen Baumzüchter die Austreibung sogenannter Wasserreiser selbst die erste Anleitung giebt.

Der Vf. hat dieses Mittel in grösseren, nicht im Zuwachs begriffenen, Eichenpflanzungen mit Erfolg angewendet, und theilt seine zweckmässige Verfahrungsart mit praktischer Deutlichkeit und bey Empirikern seltner Anspruchslosigkeit mit; er dehnt auch, (wiewohl, wie billig, mehr im Kleinern) den Nutzen des Schnadelns auf einzeln, oder wenigstens nicht geschlossen genug, stehende Bäume, deren Aufwuchs durch zu viele Nebenäste gehindert wird, aus. Wo indessen nicht einem gänzlichen Mangel des Wachsthums durch das Ausästen abgeholfen werden soll, da ist ein solcher Eingriff in die Natur des Baumes, besonders des Nadelholzes, immer bedenklich; es wird im Grossen selten sorgfältig genug veranstaltet, und den edleren Bäumen bleibt das Eindringen der Luft durch die zerschnittenen Saftröhren allezeit höchst schädlich, wenn man es bey jungen Stämmen gleich nicht so auffallend bemerkt als bey alten. Die angestrengte Bemühung des Baums, den Schnitt mit einem Knorpel zu bedecken, zeigt deutlich, wie empfindlich ihm die Entblössung seiner innern Theile ist; kann er den Schnitt nicht bald überziehen, so stirbt er gewöhnlich ganz ab oder kränkelt wenigstens lange; und daher wäre das von Forsyth angerathene Abnehmen der Aeste mehrere Zolle vom Stamme wohl unstreitig der Methode des Vf., den Schnitt dicht am Stamme vorzunehmen, wo die Luft und Witterung in den Stamm selbst dringen kann, vorzuziehen, wenn das Ausästen einmal aus diesem oder jenem Grunde für nöthig befunden wird. Die weichen Holzarten, auch die Buchen ertragen das Beschneiden und Köpfen, wenn es zur rechten vom Vf. angegebenen Zeit geschieht, ohne merklichen Nachtheil, und bey diesen gewinnt man durch diese Behandlungsart das an Brennholze, was der Baum an Wurzeln, wegen des verlohrnen Gleichgewichts zwischen ihnen und den Aesten, anzusetzen verhindert wird. Sehr lehrreich ist die Vorschrift des Vf., wie bey dem Köpfen jedesmal mehrere und längere Aeste stehen zu lassen sind; durch ein solches Verfahren wird das Wachsthum der Wurzeln doch nicht ganz gehindert und zugleich der Fäulniss entgegengearbeitet; mit Bedauern fand Rec. aber auch hier die verderbliche Art, Weiden und Pappelstecklinge vermittelst des Pfahleisens, zu legen, empfohlen, wobey durch Zusammenpressung der Erde der Ausbruch der Augen zu Wurzeln gehindert, daher der Grund zu einem kümmerlichen Wachsthum gelegt und, um ein paar Groschen Lohn für das Aufgraben kleiner Löcher zu ersparen, vielleicht der Hälfte des künftigen Ertrages entsagt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. September 1795.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ZÜRCH, b. Bürkli: *Ueber die Volks- und Vaterlandsliebe Jesu.* Zwölf Predigten. Von *Johann Jakob Hess.* 1793. 350 S. 27 S. Vorr. gr. 8. (18 gr.)

In der Vorrede vertheidigt der Vf. Jesum und seine Lehre gegen den Vorwurf, dass beide den Patriotismus nicht begünstigten. Versteht man nun freylich, wie der Vf. in der ersten Pred. S. 29. sich erklärt, unter der *Volksliebe* Jesu nichts weiter als: „seine Neigung, die Wohlfahrt, wie der Nation überhaupt, zu „deren (welcher) er mitgehörte, so insbesondre des grossen Haufens zu befördern," und unter *Vaterlandsliebe*: „seine auf sein jüdisches Vaterland und dessen Bedürfnisse angewandte und in diesem engern Kreise „besonders wirksam gewordne Menschenliebe" — so ist der Streit leicht entschieden. Es wird daher auch dem Vf. nicht schwer, in den von ihm gewählten Texten, als: Luc. XIX, 41. 42. XII, 54—57. Joh. XVII, 15. Marc. XII, 1—9. u. a. Beweise jenes Patriotismus zu finden und als Proben desselben dergleichen Hauptsätze daraus herzuleiten und in den einzelnen Predigten auszuführen: dass J. den zunehmenden Verfall der Sitten der Stadt und des Landes tief und ernstvoll beherzigte: dass er auf jeden (?) wichtigern Vorfall, welcher Unglück prophezeyhte, aufmerksam machte: dass er sich, da der unglückliche Staat nicht mehr zu retten war, alle erdenkliche Mühe gab, wenigstens einzelne Personen und Haushaltungen dem Verderben zu entreissen: dass er sich bey seinem Lehrgeschäffte einzig auf das Land Israel einschränkte u. s. w. Hr. H. wird aber dabey schwerlich den Tadel von sich ablehnen können, dass er in diese Texte zu viel hineingetragen und aus einzelnen, zerstreueten und oft sehr unbestimmt erzählten Handlungen und Aeusserungen ein Ganzes zusammengesetzt habe, welches demungeachtet der Idee des Patriotismus nicht entspricht.

Nach Rec. Urtheil kommt die Frage darauf an: ob das Christenthum den *Gemeingeist* bilde und befördere, dieses nothwendige Ingrediens eines guten, sich unter den gewöhnlichen auszeichnenden und erhebenden, zur Beförderung menschlicher Wohlfahrt wirksam seyn sollenden Charakters; die Fertigkeit und Gewohnheit, sich selbst stets als einen Theil eines innig verbundenen Ganzen zu betrachten, sich für das Beste dieses Ganzen lebhaft zu interessiren, die gemeinschaftlichen Angelegenheiten heilig zu halten, seine Handlungen aus dem Gesichtspunkt des gemeinen Besten anzusehen und sie auf diesen Zweck zu richten. Diese Art zu denken und zu handeln, wegen des Unvermögens sich über das ganze menschliche Geschlecht zu verbreiten, auf die besondre bürgerliche Gesellschaft, deren Mitglieder wir sind, angewandt, macht die *Vaterlandsliebe* im edleren Sinne aus. Jeder, der den wahren und reinen Geist des Christenthums kennt, sieht leicht ein, wie er auch jenen Geist giebt und bildet; gesetzt, dass sich auch in der Geschichte Jesu, als welcher in einer bürgerlichen Gesellschaft lebte, deren unheilbare Gebrechen ihm ihren gewissen und nahen Untergang im Voraus zeigten, und dessen Hauptplan gerade das Eigenthümliche hatte, dass er sich über das ganze menschliche Geschlecht verbreitete, wenige Spuren davon finden sollten.

Die Anwendungen, welche übrigens der Vf. auf seine Zuhörer und zwar in Hinsicht auf die jetzigen Zeitumstände macht, sind bey weitem der bessere Theil dieser Arbeit. Man hört das Herz des patriotischen Helvetiers reden. Möchte es ihm doch nur gefallen, sich einer grössern Reinigkeit der deutschen Sprache zu befleissigen: frappant, frappiren, profitiren, respectabel, passionirt u. dgl. klingen in einer deutschen Predigt doch gar zu übel, und: fleussen, bestuhnd, deren (statt der, welcher,) Es traf an (für es betraf,) *abschätzig* (für verachtet, gering,) sind eigentliche Sprachunrichtigkeiten.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Homilien und Predigten,* von M. *K. G. Bauer,* (Prediger zu Frohburg). Erster Band. 1795. 238 S. XVI S. Vorr. 8. (16 gr.)

Ein Versuch, die Kantische Moralphilosophie auf die Kanzel und vor das Publicum zu bringen! Wenn jene Philosophie die einzig wahre, und alles bisherige Lehren der Moral nur Pfuscherey gewesen ist, so ist allerdings dazu keine Zeit zu verlieren. Aber so ganz mit allen ihren Eigenheiten? So *in puris naturalibus*? möchten wir sagen. Auch in einer solchen Sprache, wie sie in den Schriften ihres Urhebers und mehrerer seiner Schüler erscheint? Der Sprache des Vf. sieht man es an, wie sie durch das Studium jener Schriften einen Charakter angenommen hat, der sie für den Kanzelvortrag in manchem Betracht untauglich macht. Dieselben ungeheuren Perioden, mit eingeschachtelten Zwischensätzen, dieselben singulären Wendungen, dieselben wissenschaftlichen Ausdrücke, nach der nähern Bestimmung, welche sie nur erst in jener Schule erhalten, z. B. Erscheinung, Anschauung, Beziehung u. s. w. Der ganze Ton ist bloss docirend und kathedermässig. Die Hauptsätze sind mit so vielen Nebenbestimmungen ausgedrückt, dass es, auch sonst im Nachden-

ken geübten Zuhörern unmöglich werden muss, sie zu behalten. Das Anschauliche, die lebendige Schilderung, das Abwechselnde in der Art des Vortrags und der Darstellung, wodurch hauptsächlich eine Predigt unterhalten, interessiren, das Herz erwärmen muss, fehlt meistens ganz. Zum Beweise mag hier aus einem Gebete, worinn doch eigentlich wohl nur Sprache des gerührten Herzens reden sollte, eine Stelle stehen S. 68: „Alles andere, was unsern Sinnen schmeichelt, „alles andere, was von Menschen gut und wünschens„würdig genennt wird, das ist immer nur in so fern „gut, als es zu etwas noch andern und höhern führt „— das immer wieder eben so wenig selbstständig uns „noch weiter zurückweiset — aber Reinigkeit des Her„zens und Rechtschaffenheit des Lebens ist das Einzi„ge, was seinen Werth in sich selbst hat, was nicht erst „von aussenher, von etwas Fremden seinen Glanz zu „entlehnen braucht, nicht erst zu etwas andern, son„dern für sich um sein selbst willen gut ist, und unsre „Achtung verdient, in Beziehung worauf (!!) erst jenes „allein seinen Werth erhalten muss." Ist es nicht, als wenn der Vf. den lieben Gott unterweisen wollte?

Dass der Vf. eine sehr reine Sittenlehre vortrage, hell und scharf denke, viel wahre, fruchtbare und in manchem Betracht auch neue Gedanken vortrage, wird man von ihm als einem kritischen Philosophen erwarten müssen. Nur scheint doch das nackte System, welches an seinen eigenthümlichen und auch hier gewöhnlich mit denselben Worten vorgetragenen Formeln so sehr kenntlich ist, allenthalben durch; und das beständige Bemühen, alles auf das angenommene höchste Moralprincip zurückzuführen, bringt eine Einförmigkeit hervor, die, wenn sie in allen Predigten und moralischen Schriften gemein werden sollte, eben so ekelhaft werden möchte, wie die ehemalige demonstrative Methode. So kommt fast in jeder Predigt das formale Princip mit denselben Worten vor, als S. 74. „nach der „Regel handeln, von welcher wir wollen können, dass „sie ein allgemeines Gesetz für vernünftige Wesen wer„de — einen jeden Menschen so behandeln, wie wir „voraussetzen können (?) dass es der Zweck seiner ver„nünftigen Natur seyn müsste, von uns behandelt zu „werden." So wird der Einfluss der Glückseligkeit auf die Tugend mit eben der Sorgfalt, wie in dem System, zurückgestellt, und zwischen Glückseligkeit und Würdigkeit zur Glückseligkeit, zwischen Zufriedenheit, Freude, Vergnügen und Selbstachtung, Selbstzufriedenheit unterschieden u. s. w. Auch fehlt nicht das charakteristische Kennzeichen, jene Grundsätze den Aussprüchen des Evangeliums anzupassen, und an diesen so lange zu deuten, Einschiebsel und Zusätze, (die, wie der Vf. gewöhnlich sagt, sich von selbst verstehen.) zu machen, bis sie gerade nichts mehr und nichts weniger sagen, als jene Formeln. Ein Verfahren, welches dem Exegeten allemal wehe thun muss, so wie das beständige Wiederkommen jener dürren Formeln gerade dem Kenner des jetzigen Zustands der Philosophie, wenn er sich unter den Zuhörern befinden sollte, nicht anders als missfallen kann. Nach Rec. Urtheil sollte es gerade ein wesentlicher Vorzug christlicher Predigten seyn, dass sie nach keiner bestimmten philosophischen Schule schmeckten; und dass dies angehe, dass jemand ein vortrefflicher Prediger seyn könne, ohne irgend einer Schule zu schwören und dies durch allerley von ihr genommene Lappen sogleich kenntlich zu machen, aber auch ohne sich gegründeten Tadel von ihrer Kritik zuzuziehen, scheinen ihm die Beyspiele vieler, auch gedruckter, Predigten zu beweisen.

Uebrigens scheint auch unserm Vf. begegnet zu seyn, was so manchem ehrlichen Mann wiederfahren ist: er hat Kant nicht recht verstanden. Wenigstens stimmt er manchmal nicht mit sich selbst überein und giebt zu solchen Einwürfen Gelegenheit, die jedem Nachdenkenden unter seinen Zuhörern sogleich von selbst einfallen mussten. Z. B. das 3te Stück der christlichen Weisheit (in der Vten Homilie) ist dem Vf. (S. 78.) die Kunst, Hindernisse des Guten unmerklich und mittelbarer Weise zu vermindern und zu schwächen. Er räumt hier ein, dass es solchen Geschöpfen, wie wir, nicht zu *verübeln* sey, wenn wir uns den Kampf zu erleichtern suchten. Es sey daher nicht allein erlaubt, sondern *sogar* gut und pflichtmässig, wenn z. B. der, welcher zur Wollust gereizt wird, durch strenge Arbeitsamkeit jene Triebe der Sinnlichkeit zu schwächen sucht. So leise hier der Vf. auch auftritt, um nicht gegen das System zu verstossen, so läuft er doch damit wieder einem andern Einwurfe seines Zuhörers gerade entgegen: warum es denn nicht erlaubt, ja gut und pflichtmässig seyn, nicht zur christlichen Weisheit gerechnet werden solle, seine guten Triebe durch Vorstellung der glücklichen Folgen der Tugend zu stärken? Es scheint fast, der Vf. wagte das nicht hinzuzufügen, so nahe ihm auch der Gang seiner Gedanken und sein Text diese Betrachtung legten. Und doch haben ja schon einige kritische Moralisten eingeräumt, dass man für die Menschen von gewöhnlichem Schlage und für Anfänger im Guten (wofür sich der grösste Theil einer christlichen Gemeine ohne Zweifel allemal willigst erklärt) auch die Eudämonie zu einem Erweckungsgrunde gebrauchen könne. — Ein andermal ist indess der Vf. so vorsichtig nicht. So redet er z. E. in dem grössten Theile der Predigt über Sprüchw. 14, 34 fast ganz als Eudämonist, und bleibt nur durch die bloss idealische Beschreibung eines gerechten Volks und durch die zuletzt (S. 122.) hinzugefügte Behauptung, dass wenn auch der äusserliche Zustand eines solchen Volks noch so wenig erfreulich wäre, es dennoch des besten Glücks würdig wäre (ein trauriger Trost für ein ganzes *Volk!*) seinem System getreu. Zuletzt muss denn freylich der Vf. gestehen, dass es ein solches gerechtes Volk nirgends auf dem Erdboden gebe und gegeben habe, dass aber die Vorstellung des Ideals von grosser Wirksamkeit sey. Alles in der Regel; indess andre Moralisten mit eben so viel Gründen behaupten könnten, dass dergleichen idealische Beschreibungen im Vortrage an das Volk gar keinen Nutzen hätten, und vielmehr abschreckten, als zur Nachahmung Muth machten.

Nach des Rec. Urtheil ist daher dem Vf. *dieser* Versuch, von der kritischen Moralphilosophie in Predigten

ten Gebrauch zu machen, mislungen. Will also Hr. B., wie er am Ende der Vorrede bedingungsweise verspricht, fortfahren; so muss dieses auf eine andre Art geschehen. Wir würden überhaupt denjenigen Predigern, die sich auf eine rühmliche Weise mit dem Studium der kritischen Philosophie beschäftigen und die sichern Resultate derselben auch für ihre Zuhörer wirksam zu machen wünschen, sehr empfehlen: zuvörderst sich zu hüten, dass jenes Studium nicht ihre Sprache verderbe und den Quell der Empfindung austrockne. Ferner: da jene sichern Resultate doch nichts anders als Urtheile der allgemeinen Menschenvernunft und entwickelter dunkler Gefühle sind, dass sie durch eine *eigne*, aber allgemein verständliche, lebendige Darstellung ihre Zuhörer diese Wahrheiten selbst finden und fühlen lassen, ohne selbst solchen Zuhörern, denen von den Behauptungen jener Philosophie etwas bekannt geworden ist, im mindesten, am wenigsten durch den Gebrauch der eigenthümlichen Formeln und Worte, bemerklich zu machen, sie hörten hier Kantische Philosophie; dann, den Stellen der Bibel keine Gewalt anzuthun und endlich: keine Tugend zu predigen woran das Herz gar keinen Antheil haben soll.

Tübingen, b. Fues: *Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres*, über freygewählte Texte, von *Andreas Keller*, vordem Pfarrer der Waldenser Gemeinde zu Neuhengstett im Herzogthum Würtemberg, jetzt Pfarrer zu Illnau im Kanton Zürich. Dritter Theil. 1795. 267 S. 8.

Dieser dritte Theil hebt sich mit der 31 Predigt an. Ueber Matth. 9, 43—48. *Vermeidung aller verführerischen Gelegenheiten;* 32 Pr. Ueber Luc. 19, 36—38. *Die Betrachtung der Beweggründe, wodurch das jüdische Volk zu dem Jauchzen und Frohlocken bey dem feyerlichen Einzuge Jesu zu Jerusalem bewogen wurde.* 33 Pr. Ueber Jer. 17, 11—13. *Wahre Verehrung Gottes und herzliches Vertrauen auf ihn, mit einander verbunden, ist der sicherste Weg zu unserm Glück.* 34 Pr. Ueber Phil. 3, 15. *Die Gesinnung der vollkommenen Christen.* 35 Pr. Ueber 1 Petr. 3, 17. *Es ist besser wegen Gutesthun als wegen Bösesthun zu leiden.* 36 Pr. Ueber Psalm 146, 3. *Warum und in wiefern ist Menschenhülfe nichtig?* 37 Pr. Ueber Hos. 4, 11. *Von den schlimmen Folgen der Trunkenheit in Absicht auf die Zerrüttung des Verstandes.* 38 Pr. Ueber Marc. 9, 23. *Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.* 39 Pr. Ueber 2 Cor. 2, 21. *Was christliche Salbung sey?* Diese und die vorhergehende Predigt haben uns wegen der gesunden ungekünstelten Schriftauslegung und der praktischen Anwendung, besonders gefallen. 40 Pr. Ueber 4 Mos. 31, 17. *Was ist für ein Unterschied zwischen Strenge und Grausamkeit?* 41 Pr. Ueber 1 Joh. 1, 8—10. *Von der Erkenntniss unsers sinnlichen Verderbens als einem sehr wichtigen Punkt der christlichen Lehre.* 42 Pr. Ueber Marc. 12, 10. 11. *Von der Verwerfung Christi.* 43 Pr. Ueber Ebr. 9, 27. *Von dem Tode, als dem Uebergang in den Zustand der Vergeltung.* 44 Pr. Ueber Matth. 25, 31—46. *Ueber das allgemeine Weltgericht.* 45 Pr. Ueber Offenb. Joh. 22, 1—25. *Die bildliche Beschreibung der Beschaffenheit der ewigen Seligkeit des Himmels.* — Die Ausführung dieses *Inhalts* der Predigten ist ungekünstelt, in einer natürlichen Wohlredenheit, oft naiv, kurz ganz in dem Tone eines vernünftig orthodoxen und aufs praktische dringenden Biedermanns. Die *Länge* einer Predigt beträgt wenig über einen Bogen, und der etwas starke Druck ist schwachen Augen behaglich. Schade nur, dass so viele *Druckfehler* eingeschlichen sind, die jedoch, was jetzt so selten geschiehet, in einem angehängten Verzeichnisse angemerkt und verbessert sind. In einer *Nachschrift* wird angezeigt, dass der *vierte* Theil der letzte sey, und dass mit demselben die in der Vorrede zum ersten Theile versprochene *kurze Geschichte der Waldenser in Würtemberg* herauskommen, und zwar für jeden, der nicht *freywillig* etwas Weniges dafür bezahlen mag, um nur Wort zu halten, *unentgeldlich* (das wäre doch zu viel Aufopferung!) erscheinen werde.

KINDERSCHRIFTEN.

Zittau, b. Schöps: *Oden, Lieder und Lehrgedichte.* Ein Beytrag zu einem allgemeinen Schulgesangbuche für die gebildetere Jugend. 1793. 167 S. 8. (7 gr.)

Der Vf., welcher sich in der Dedication M. *Adam Friedr. Kühn*, Sorau 1793 unterschreibt, recensirt diese Gedichte in der Vorrede selbst also: „Freylich athmet „in meinen Gesängen vielleicht nicht der Geist der je„tzigen Dichtermode, vielleicht haben sie viele auch „wesentliche Fehler, Härten des Reims, misgewählte „Melodieen, schwerfällige Versification, verworfne „Constructionen, harte Elisionen, zu wenig Populari„tät, Dichterschwung, Affect und Energie; oder auch „noch zu viel entlehnte hebräisch-deutsche und dunkle „Bibelsprache, oder zu kalte Meditation und philoso„phisch seyn sollendes Räsonnement, und welche Män„gel und Gebrechen sie mehr haben mögen" und Rec. stimmt ihm hier völlig bey; nur dass er statt des *vielleicht* die stärkste Affirmation setzen und nicht von einer jetzigen Dichtermode sprechen würde: denn wahre Dichtkunst muss durch alle Zeiten einen unveränderlichen Charakter behalten, und Gedichte, welche nur nach der Mode einer gewissen Zeit sind, sind gewiss schlechte Gedichte, die Mode sey neu oder alt, wie die des Vf., welche wir in die Zeit, wo man *singende Geographieen* u. dgl. schrieb, setzen und sein Machwerk nicht ungeben eine *singende Dogmatik* nennen möchten. Wie der Vf. daher nach jenem Geständniss fortfahren könne: „indessen haben sie, oder sollen sie doch den Vorzug „haben, dass sie der Jugend reine und beglückende „Religionswahrheit predigen, christliches und seliges „Gefühl in ihr anfachen und edle feine Sitten unter ihr „ausbreiten und befördern sollen;" ist Rec. unbegreiflich. Gesetzt die Materialien dazu lägen hier unter dieser Hülle verborgen, worüber wir mit dem Vf. nicht hadern wollen; so sollen diese Oden etc. jene Wirkungen doch hervorbringen als *Gedichte*, und da müssen

 wir

wir, unsrer Ueberzeugung nach, dem Vf. versichern, dass sie von dem allen, für die gebildetere Jugend insbesondre, gerade das Gegentheil thun werden. Nichts ist wohl schädlicher als der Jugend Religionswahrheit in schlechten Versen predigen zu wollen. Der Ekel den das Gewand, früher oder später, erweckt, verbreitet sich unausbleiblich auch über die Sache. Gefühl können dergleichen Gedichte nicht erwecken und wo noch nicht Kenntniss genug ist, um Ekel zu empfinden, da wird der Geschmack verdorben. Alle gute Absicht und Meynung kann daher den Vf. nicht rechtfertigen, dass er bey solchen eignen Vermuthungen und Befürchtungen dennoch religiöse Gedichte herausgab, und wir hoffen, dass es bey diesem ersten Versuch geblieben seyn werde.

Zur Probe mag hier stehen Nro. 15. S. 32.

Von der Dreyeinigkeit.

Dreyeinig ist *der Geist* in Gott,
Den unser Glaube ehret:
Den Einigen hat Christi *Wort* (dergleichen Reime giebts mehr)
Dreyfaltig uns gelehret:
Gott, Vater, Sohn und heilger Geist
Ist Gottes Name. Denn so heisst
Uns Christus Gott bekennen.
Der Vater schuf aus Nichts die Welt
Weiht sich ein Volk aus Gosen,
Sagt dass ihm Abraham gefällt,
Giebt sein Gesetz durch Mosen
Verspricht ein neues Königreich
Wo Christus *neben* ihm *zugleich*
Mit Huld regieren werde.
Er kam den Sohn etc.

Nro. 32. S. 64.:

Erziehung des Menschengeschlechts.

Wie Väter ihre Kinder ziehn
Hat Gott den *Mensch* erzogen
Zum *besten Mann* erzog er ihn
Wie weise Pädagogen etc.

Auf diese Art ist der grösste Theil der Gedanken aus Lessings Schrift unter diesem Titel in Reime gebracht. Wir möchten doch die Primaner, denn nur dieser Schulclasse könnte doch der hohe Inhalt allenfalls verständlich seyn, sehen, die dieses 16 Verse lange Lied ohne Ekel, Ueberdruss, Lachen, ohne zuletzt, wo möglich, davon zu laufen, singen könnten.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Magdeburg*, b. Creuz: *Unterricht für Hausmütter, welche die Zucht und Wartung des Federviehes und der Ziegen auf eine vortheilhafte Art einrichten und die Krankheiten dieser Thiere heilen wollen.* Nebst einer Abhandlung *von den Krankheiten der Bienen und einem Bienenkalender.* 1794. 112 S. 8. (6 gr.) — I. Abh. *Von der Zucht und Wartung der Truthüner oder welschen Hüner.* — Zu unbestimmt läfst der Vf. das ausgejätete Unkraut unter dem gehackten Grünen zur Fütterung der jungen Truthüner zu. Es kann darunter Nachtschatten, der der Petersilie ähnliche Schierling und anderes giftiges Unkraut seyn, das ihnen unvermeidlich den Tod zuziehen könnte. II. *Von der Gänsezucht.* Von dem allzusehr gerühmten Vortheil der Truthünerzucht hätte wohl der Vf. etwas abstimmen, und dagegen der Gänsezucht etwas mehr Werth beylegen sollen. Auch diese können, zumal an einem Wasser fast ohne Körner erhalten werden, und einen beträchtlichen Nutzen abwerfen, wenn die Jungen gerathen. Ueberhaupt sieht man auch aus der allzukurzen und unzulänglichen Beschreibung der Mästungsart der Gänse, dass er in diesem Theil der Federviehzucht am wenigsten bewandert ist und sie wenig geübt haben muss, auch vom Stopfen derselben und vom eigentlichen Fettmachen keine Kenntniss habe. III. *Von der Entenzucht.* — Sehr kurz. IV. *Von der Hühnerzucht.* — Ganz recht hat der Vf., dass man seine Eyer theuer bezahlen müsse, wenn man seine Hühner mit lauter Körnern füttern wollte. Aber das Surrogat, das er angiebt, *wenig Körner und* zwar *geringe, oder abgekochte Kleyen oder Treber* ist nicht hinlänglich. Ein Thier muss hinlängliche Nahrung haben, wenn es gedeihen und nutzen soll. Das wohlfeilste, sättigende und gedeihliche Futter für allerley Geflügel, zumal für die Hühner im Winter sind die abgequellten Erdäpfel oder Kartoffeln. Es ist sehr zu verwundern, dass der Vf. dieses nun überall bekannten und angebauten Wurzelgewächses, dieser wahren Brodfrucht für Menschen und Vieh, nie mit einem Wort gedenkt. V. *Von der Taubenzucht.* Sollte heissen: *Taubenvertilgung*, und ist also eigentlich von der Taubenzucht kein Unterricht hier zu finden. VI. *Von der Poularderie.* Diese ist nach der Definition des Vf. das Behältniss, worinn das gekappte (verschnittene) Federvieh und auch das ungekappte aufbehalten und fettgemacht wird. Doch beschreibt er sogleich das Kappen der Hähne, Hühner, Truthühner und Truthähne und sodann recht mit *einem* Wort die ganze Mastung: „*mit Kugeln aus Hirsemehl oder Grütze und etwas Butter oder H o n i g.*" — Eine wahre Verläugnung des Titels des Büchleins und des Worts: *Unterricht.* VII. *Von den Krankheiten des Federviehes und den Mitteln dagegen.* — Ist eben so unbefriedigend. VIII. *Von der Zucht und Wartung der Ziegen, wie auch von deren Krankheiten und deren Heilung.* Ebenfalls sehr unbefriedigend, so wie auch der *A n h a n g von den hauptsächlichsten Krankheiten der Bienen und den Mitteln dagegen*, wo von der Ruhr, von der Tollkrankheit, von der Hörner- oder Gelbbüschelkrankheit, von der Faulbrut, von der Ermattung, von dem Afterweisel und der Unfruchtbarkeit des Weisels, etwas und dieses oft ohne Naturkunde der Biene gesagt und aus verschiedenen Bienenbüchern zusammengestoppelt ist, daher man es in guten Büchern von der Bienenzucht zu mehrerer Befriedigung findet. Der *Bienencalender* enthält Gutes und Schlechtes, und es wäre überflüssig, die Schlacken zu sondern, da er doch nur, wie es scheint, einen Bogen ausfüllen sollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 21. September 1795.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Felseckers: *Deutschlands Insectenfaune oder entomologisches Taschenbuch für das Jahr 1795*, von G. W. F. Panzer

auch unter dem Titel:

G. W. F. Panzeri Entomologia Germanica, exhibens insecta per Germaniam indigena secundum Classes, Ordines, Genera, Species; adiectis Synonymis, Locis, Observationibus. *I. Eleutherata; cum tabul. aeneis*, m. ein. Titelk. 24 Bog. kl. 8. (2 Rthlr.)

Hr. *P.* macht dem entomologischen Publicum durch dieses Taschenbuch ein angenehmes Geschenk. Es ist eine glückliche Nachahmung der Hoffmannischen Flora, die ganz Deutschland mit verdientem Beyfalle aufgenommen hat. Nach diesem Vorbilde ist das Ganze mit den verhältnissmässigen Veränderungen eingerichtet. Die Stellen der Heiligen in dem gewöhnlichen Calender vertreten die nach dem Alphabete geordneten Namen berühmter und unberühmter Entomologen, gewöhnlich mit Anführung Eines ihrer Werke. Die 12 Monatskupfer stellen die Abbildungen von folgenden Käfern aus verschiedenen Gattungen, mit allen ihren Theilen besonders den Fresswerkzeugen, dar: *Scarabaeus lunaris, Carabus auronitens, Cicindela hybrida, Chrysomela tenebricosa, Lytta vesicatoria, Trichius Eremita, Buprestis mariana, Elater sanguineus, Saperda tremula, Leptura quadrimaculata, Spondylis buprestoides, Staphylinus erythropterus.* Sie sind von *Sturm* fast durchgängig fleissig gezeichnet und schön gestochen. Die Käfer selbst sind illuminirt. Den Kupfern gegenüber steht die lateinische Beschreibung aller auf der Kupfertafel mit Zahlen bemerkter Theile.

Der lateinisch geschriebene Text liefert das möglichst vollständige Verzeichniss aller bekannten deutschen Käferarten. Dass dieses Verzeichniss ein blosser Auszug aus Fabric. Ent. syst. sey, sagt der Vf. selbst in der Vorr. Er hat aber die Fabr. nicht bekannten Arten aus den Schriften anderer Entomologen, und die auch von diesen nicht bemerkten; aus seinem Vorrathe hinzugefügt. Dies ist die Ursache, warum auch hier bisweilen Insecten als verschiedene Arten aufgeführt sind, die doch nur blosse Abarten sind. Die nur zu oft unzulänglichen Fabricischen Beschreibungen entschuldigen es hinlänglich, wenn die von Fabr. schon angezeigten Arten noch Einmal vorkommen. Uebrigens erwarte man hier nicht bloss eine ohne viele Mühe angestellte Compilation. Die allenthalben eingestreueten Bemerkungen verrathen sogleich den denkenden Entomologen. — Da der Vf. sich ganz nach dem Fabricischen System richtete, so sind auch hier bloss die Fabricischen kurzen Gattungsbestimmungen den Gattungen vorgesetzt. Diess nöthigte Hn. *P.*, wider seinen Willen, mehrere von Herbsten und andern Entomologen errichtete gute Gattungen, oft nicht glücklich, unter Fabricische Gattungen zu stecken. Nur bey den Gattungen *Altica, Clytra*, und von den von Hellwig eingeführten Gattungen *Endomychus, Hallomenus* machte er eine Ausnahme. *Endom.* wird von unserm Vf. charakterisirt; allein von *Hallomen.* hat er gar keine Bestimmung geliefert, wovon der Grund ohne Zweifel in der Seltenheit dahin gehöriger Arten liegt. Die Gattung *Altica* wurde bekanntlich von Fabr. in seinen spätern Schriften wieder eingezogen, erst zu *Chrysomela* gerechnet, nachher der neuerrichteten Gattung *Galleruca* beygesellt. Zu Fabr. Entschuldigung müssen wir gestehen, dass es ausländische *springende Galleruken* gibt, die man, wenn man nicht auf ihre Hinterschenkel sähe, sogleich für wahre Galleruken ansehen würde. Hr. P. hat hier die Diagnosis der Gattung aus dem System. Entom. Fabr. genommen. Doch trauen wir derselben nicht, da sie Fabr. selbst nachher für unrichtig anerkannte und in seinem neuſten entomologischen Werke abänderte. Olivier in der Encycl. method. II. S. 100 flg. nimmt zu der Bildung des ganzen Körpers, der Beschaffenheit der Hinterschenkel und der Tarsen seine Zuflucht. Die Gattung *Clytra* ist nach den eigenen Untersuchungen des unermüdeten Panzers charakterisirt. Das Resultat dieser Untersuchung weicht wenig von dem ab, das Oliv. am a. O. V. p. 2. p. 26 liefert.

Wir wollen jetzt noch einige beym Durchlesen uns aufgestossene Bemerkungen hinzufügen. *Scarab. testaceus n.* 17. Wir sind begierig auf die Gründe, mit denen der Vf. die Artverschiedenheit dieses und des *Sc. mobilicornis* beweisen will. — *Sc. conflagratus n.* 20 blosse Abart vom *foetidus*, ob gerade Geschlechtsunterschied, wollen wir nicht behaupten. Es giebt wenige Käferarten, die in ihrer Zeichnung in Ansehung des Geschlechts abändern. — *Sc. conspurcatus n.* 22. Herbsts Käfer dieses Namens ist gewiss keine Abart vom *inquinatus.* — *Sc. sylvaticus.* Wir freuen uns, diese Art hier endlich unterschieden zu sehen. Mit dem Baue des *vernalis* vereinigt dieser Käfer die Sculptur des *stercorarius.* Man findet ihn nicht sowohl in *stercorosis*, als vielmehr in und unter Schwämmen in Waldungen. — *Sc. rufipes* und *Sc. nigripes* sollen Abarten des *Sc. luridus* seyn. Jene Scarab. sind aber wirklich von verschiedener Art. Dies vorausgesetzt, kann nur höchstens einer von beiden Abart vom Sc. luridus seyn, und dies trifft den Sc. nigripes wirklich. Die Abbildungen beider Scarab. sind im Jablons-

Jablonsky schlecht, etwas weniger besser im Olivier; wir sehn daher noch guten Abbildungen in der F. I. Germ. entgegen. — *Hister maior.* n. 1. Ganz gewiss nicht der Fabricische. Wir haben unter diesem Namen den *H. laevus* Rossi Fn. Etrusca oder *H. inaequalis* Oliv. erhalten. — *H. pygmaeus* n. 8 nicht Varietät des *unicolor.* — *Tenebrio culinaris* und *ferrugineus*; Eine Art, wie schon Linné bemerkte. — *Carabus arvensis* n. 13. Der Vf. citirt Herbst. Arch. V. n. 16 allein dieser Käfer, der einerley mit *arvensis* Payk. Mon. ist, darf gar nicht zum *arv. Fab.* gerechnet werden; denn Fabr. sagt nichts von den drey Reihen erhabener Punkte. Sein Käfer scheint dem *sylvestris* n. 11 nahe verwandt. — Der *C. humeralis Fabr.* oder *C. sesquistriatus* Panzer. Naturf. St. 24. ist übergangen. — *C. atricapillus* n. 41. Hr. P. fragt: *an varietas agilis?* Dies macht es uns wahrscheinlich, dass er den *atricapillus Herbst. Arch.*, nicht aber den Fabricischen Käfer gehabt hat; jener ist allerdings eine Varietät des *agilis*; dieser eine selbstständige Art. — *C. Indagator* n. 48. nicht der Fabricische, sondern *auropunctatus Herbst. Arch.* und *Paykull. Mon.* — *C. helopioides*; es ist Fabr. Ent. syst. n. 132 anzuführen vergessen. — *D. Roeselii* 4. ist gewiss nicht das Weibchen vom *punctulatus*, sondern hat ein besonderes Männchen. — *Clerus alvearius* ausser allem Zweifel eine ganz eigene, vom *apiarius* sehr verschiedene Art. — *Notoxus bifasciatus* und *dubius* können nicht zu dieser Gattung gerechnet werden; auch *N. mollis* geht sehr ab. — *N. bipunctatus* ist *Latridius bipunctatus* Herbst Käf. — *Cantharis livida* blosse Abart der *C. fusca* — *Malach. equestris* eine Abart vom *fasciatus*, mit dem man ihn zusammentrifft — *Derm. cadaverinus* nicht der Fabricische Käfer — *Ptilin. muticus.* Wer hätte vermuthet, dass Fabricius unsere alte Bekantinn die *Hispa mutica* den *Ptilinen* beygerechnet hätte! — *Silpha littoralis* und *clavipes Sulz.* haben wir stets untereinander gefunden. *Chrysom. Bulgarensis Schrank.* E. F. halten wir für einerley mit der gleich nachher aufgeführten *C. Lamina. Fab.* — *Chr. varians* und *Centaurii* sind Abarten Einer Species — *Endomychus coccineus*, die *Galleruca cocc. F.* Wir und andere haben diesen Käfer unter der Rinde der Bäume gefunden. Wahrscheinlich nährt er sich von Schwämmen. — Der *Erotylus rufipes* ist vermuthlich *Cistela Luperus* Herbst. Arch. IV. 65. 4. t. 23. f. 31. Dieser Käfer steht weit besser unter den Cistelen. Zu *Erotylus* kann er auf keine Weise gerechnet werden. — *Cistela Reppensis* n. 28 ist blosse Abart von *C. Evonymi* Fabr. n. 111. — *Tillus ambulans.* Hier erfahren wir die überraschende Neuigkeit, dass die Lagria *atra.* Panz. Fn. Germ. VIII. 9 diese Abart der *T. elongatus* ist. Auf diese Art entwickelt sich die Verwirrung, die bey diesem Thiere statt fand. Ueberdem lassen die hackenförmigen Fortsätze an den Schienbeinen der Hinterfüsse Eines Geschlechts, keinen Zweifel über, was für ein Insect Fabricius vor sich gehabt hat. — *Lagria pubescens* und *hirta* sind bloss dem Geschlechte nach verschieden, jene das Männchen, diese das Weibchen. — Ob Herbsts *Lytta ruficollis* Arch. VII. t. 48. f. 4. wirklich die *L. Syriaca Fab.* ist, scheint uns deswegen noch ungewiss, weil Herbst Indien als das Vaterland angiebt.

Ueberdem wollen wir zur Ehre des Zeichners glauben, dass die Abbildung die *L. Syriaca* nicht darstellen soll. Das ist gewiss, dass die von Fabr. hieher gezogene *L. Syriaca* Herbst. Arch. der *L. ruficollis Fabr.* zugehört. — Bey *L. erythrocephala* erinnert Hr. P. dass seine Exemplare keine weissliche Mittellinie auf den Flügeldecken hätten. Wir haben unter einer grossen Menge Exemplaren nur Eines gefunden, das eine schwache Spur derselben zeigte. Sollte daher wohl die Russische *L. erythrocephala Herbst.* die Fabricische, aus Oesterreich stammende seyn? — Den *Omalysus* unter unsern vaterländischen Insecten anzutreffen, war uns keine geringe Freude. — Der *Pyrochroa rubens* gebühren unstreitig eigene Gattungsrechte. — *Trichius Eremita*, *T. octopunctatus.* „Aus dieser und der vorhergehenden Art, sagt Hr. P., hat Linné den *Sc. variabilis* zusammengesetzt; erstern hielt er für das Weibchen, letztern für das Männchen. So erklärt sich Linné's Anmerkung: *Mas femina quintuplo minor.*" Dieser Meynung können wir aus verschiedenen Gründen nicht seyn. Der hellsehende Linné konnte beide Käfer unmöglich in eine Art vereinigen. Was diese Meynung aber ganz widerlegt, ist dies, dass Linné den *T. Eremita* selbst kurz vorher deutlich beschrieben hatte. — *Melol. villosa.* Aus den Citaten und aus dem: *variat elytris rufis*, glauben wir sicher schliessen zu können, dass hier die beiden wirklich verschiedenen Arten *M. villosa. F.* und *pilosa F.* zusammengefasst werden. Zu dieser gehört Herbst K. t. 22. f. 8; zu jener Voet. t. 6. f. 50. — *M. ruficornis.* Kaum können wir uns überreden, dass die *M. marginata. Herbst* diese *ruficornis* sey. — 22. *E. denticollis* F. E. S. app. IV. p. 451. Panz. Fn. Inf. Germ. VIII. 10. 21. *E. bicolor.* Panz. Fn. VIII. 11. 22. *E. linearis* Fab. Herbst. Arch. t. 26. f. 28. Nach unserer Ueberzeugung ist der *E. bicolor* Panz. einerley mit dem *E. linearis Fabr.* und *Oliv.* Der einzige Unterschied besteht darinn, dass *E. linearis* einen dunkeln Mittelfleck auf dem Brustschilde hat, der *E. bicolor* nicht: allein dies ist bloss Abart; wovon wir uns nicht allein durch unsere Erfahrung überzeugt haben, sondern das auch Olivier t. 7. f. 67. a. b. so abgebildet hat. Den *E. denticollis Fab. rubens.* Panz. hat Olivier unter dem Namen *E. pyropterus* sehr gut beschrieben und abgebildet. Dass in Fabr. Ent. syst. das Linneische Citat beym *E. linearis* weggestrichen werden müsse, ist klar. — *Prionus Faber*, *P. ferrarius.* Wir glauben mit dem Herausgeber überzeugt zu seyn, dass diese Käfer verschiedene Arten sind, wenn wir gleich darüber nicht durch eigne Erfahrungen belehrt worden. — *Rhagium clathratum*, *R. minutum*; nicht zu diesem, sondern zu dem erstern gehört das Citat: *Leptura signata.* Panz. Fn. Germ. VIII. 5. f. unsre Rec. dieses Hefts — *Lept. 8. maculata.* Durch ein Versehen ist in Fabr. Ent. syst. Linné's *L. 4. maculata* citirt. Desswegen ist man immer ungewiss, ob Fab. auch wirklich die von Schallern Abh. d. Hall. N. F. G. I. 299 gut beschriebene *8. maculata* gehabt hat. Diese hat Harrer Beschr. d. Schaff. Ic. t. 6. f. 9. p. 223 n. 211 unter dem Namen *L. cerambyciformis* beschrieben; eben diese Schäfferische Figur wird von Fabr. zu der von ihm auch zu undeutlich bezeichneten *L. 6. maculata*

tulata gerechnet. — *L. limbata Laichart.* ist das Männchen von *L. sanguinolenta* — *L. chrysomeloides* Schrank E. F. 297. ist *L. laevis.* Fabr. n. 4. — Der *Bostrichus chalcographus* ist hier als eine Art von *Sinodendron* aufgeführt. Dies läfst fich fchwerlich entfchuldigen. — Das Ganze befchliefst ein Anhang übergangener Arten; und ein alphabetifches Regifter der Gattungsnamen.

Das Werk wird des verdienten Beyfalls des entomologifchen Publicums nicht verfehlen, und dies dagegen den Herausgeber und Verleger aufmuntern, dies Gefchenk jährlich zu wiederholen. Zu bedauern ist es, dafs das deutfche entomologifche Publicum nicht reich genug ift, fich eine gröfsere Anzahl von Abbildungen der Frefswerkzeuge zu erbitten, wie fie hier geliefert werden. Sie laffen die von Olivier in feinem grofsen Werke dargeftellten in Genauigkeit und Schönheit weit hinter fich, und fichern der Fabricifchen Methode, die Infecten Gattungen durch die Frefswerkzeuge zu beftimmen, ihren Platz im Tempel der Unfterblichkeit.

Nürnberg, b. Felseckers: *Faunae Infectorum Germaniae Initia. Deutfchlands Infectenfaune;* herausgegeben von Dr. G. *W. F. Panzer.* X. XI. XII. Heft, jedes mit 24 illum. Kupf. in einem Pappfutterale, in kl. 8. (Preis jed. H. 12 gr. das 12te H. 16 gr.)

X. *Heft. Cicindela? angustata.* Mit Recht zweifelt der Vf. ob diefer Käfer den Cicindelen beygefellt werden könne, und glaubt; dafs er befondere Gattungsrechte verdiene. Diefer Meynung treten wir um defto eher bey, da wir mehrere nordamerikanifche Käfer befitzen, die diefe Gattung mit bilden helfen können. — *M. pulicarius.* Anfänglich glaubten wir, dafs fich etwa der Hinterrand der Flügeldecken bey dem Exemplare umgefchlagen hätte, das hier abgebildet ift; allein bey näherer Unterfuchung fanden wir auch unter unferm Vorrathe folche Käfer mit fchief abgeftutzten Flügeldecken. Ift diefs eigene Art? — *Malachius equestris* und *fasciatus;* find freylich bis jetzt für befondere Arten gehalten worden. Wir treffen aber beide ftets zufammen; daher es uns höchftwahrfcheinlich wird, dafs folche nur Abarten find. — *Anobium Boleti.* Bey dem *An. Boleti F.* ift der vordere Rand des Bruftfchildes gleichfam abgefetzt und in der Mitte ganz fchwach ausgerandet, weswegen auch Olivier (Inf. 16. 11. 9. tab. 2. fig. 5. a. b. c.) diefes Thier *A. bidentatum* nennt. Die ftark vergröfserte Abbildung, die wir hier fehen, zeigt diefes nicht. — *A. nitidum?* variirt auch mit fchwarzer Farbe. Wir haben diefes niedliche Thier auch bey uns in Schwämmen gefunden. Defto zuverfichtlicher können wir der Meynung des Vf. beytreten, dafs das *A. nitidum* Herbft. Käf. V. gar nicht hieher gehöre. Rec. hält die Herbftfche Abbildung für verunglückt und glaubt daher, dafs man fich damit nicht den Kopf zerbrechen müffe, welches Anobium fie anzeigen foll. — *Elater ferrugineus;* ein fehr kleines Exemplar. Wir befitzen Käfer diefer Art mit ganz fchwarzem Bruftfchilde. — *Meloë tecta Hellwig.* Die vom Vf. hiehergerechneten Citate: Geoffr. Inf. 1. 377. t. 7. f. 4. und Frifch. 6. t. 6. f. 5. gehören wohl zur *M. Proscarabaeus.* Sulzers können wir nicht nachfchlagen. Die *antennae medio crassissimae* können keinen Charakter zur Beftimmung der Art abgeben; denn folche Fühlhörner findet man bey allen Arten der Meloen; ob fie Unterfchied des Gefchlechts oder blofse Abänderung des Zufalls anzeigen, haben wir noch nicht unterfuchen können. — Bey *M. punctata* mufs auf der Kupfertafel ftatt *Fabr.* gelefen werden *Hellwig,* da felbft nach Hn. P. Bemerkung diefe die Fabricifche gleiches Namens nicht feyn kann, worüber Rec. gleicher Meynung ift. Zur Vermeidung der Verwirrungen, die einerley Namen für verfchiedene Thiere anrichten, könnte man fie, mit dem ihr von D. *Meyer* in feiner *Monographia Meloid.* beygelegten Namen *Brunsvicensis* benennen. *Musca grossa* Linn. Fabr. Geoffr. Schrank. E. F. 936. Dies find die Citate, welche Hr. P. anführt. Allein die hier abgebildete Fliege ift gewifs nicht die Linneifche. Diefe, die fich vorzüglich durch ihre gröfsere Körpermaffe, ihren breitern Hinterleib und die hellgelben Spitzen der Füfse unterfcheidet, hat Degeer. VI. t. 1. f. 1. und Schäff. Ic. t. 108. f. 6. fehr gut abgebildet. Daher kommt es, dafs Hr. P. die letztere Figur fo riefenmäfsig findet. Wahrfcheinlich ift die hier vorgeftellte die Geoffroyifche und Schrankifche Fliege. Keiner von beiden erwähnt der gelben Fufsfpitzen, und Schrank fagt ausdrücklich, fein Infect fey wohl das von Geoffroy befchriebene, nicht aber die gigantifche Linneifche *Grossa.* Wegen Fabricius *M. grossa* können wir nichts entfcheiden. — Aufser den bereits angeführten Meloen findet fich noch in diefem Hefte *Mel. brevicollis Hellw.* neu.

Im *XIten Hefte* befinden fich an neuen Arten *Scarites gagates* und *piceus* Hellw. *Carab. nigrita* Paykull und *Car. cisteloides* Hellw. Einer von den Scariten mag leicht der *Carabus madidus Auctor.* feyn. — *Tenebrio curvipes Fabr.* Hr. P. citirt: *T. affinis Rossi Fn. Etr.* 1. n. 578. *T. cylindricus* Herbft. Arch. V. n. 3. Schneid. N. Mag. III. p. 356. Letztern befitzen wir, und zweifeln gar nicht, dafs er der von Fabr. und Roffi befchriebene Käfer fey; allein dann müffen wir entweder behaupten, dafs die vor uns liegende Abbildung eine ganz andere Art vorftelle, oder dafs fie verzeichnet fey; denn bey unferm Käfer ift der Bruftfchild kleiner, und feine Länge in der Länge der Flügeldecken faft dreymal enthalten. — *Carabus planus F.* der *C. Leucophthalmus* Linn. S. N. 2. 668. 4. Fn. Sv. 784. *C. spiniger;* Oliv. Inf. 35. 44. 45. tab. 12. fig. 58. b. Voet. t. 33. f. 1. *Bupr.* — *C. metallicus.* Wir haben diefen fchönen Käfer, wiewohl felten, bey uns auf dem platten Lande gefunden. Hr. P. fagt: „Tibiarum anticarum eadem fabrica atque conditio eft, ac *Scar. Gagat.* et *Picei,* hinc eodem iure *Scarit.* affociari meretur.“ Allein nicht die Bildung der Vorderfüfse, fondern der ganze Bau und die auch von uns nicht felten beobachtete Art zu gehen, rechtfertigen es, dafs jene Käfer den Scariten beygerechnet werden. Jene Einrichtung der Vorderfüfse haben wir bey mehreren Carabis gefunden, denen man die Gattung gewifs nicht ftreitig machen kann. — *C. brevicollis.* Die Figur diefes Käfers hat gar nicht das

Auszeichnende, das diesen Käfer charakterisirt. — *C. holosericeus*. a. b. c. drey Abarten. Mit Recht erinnert der Vf., dass einige dieser Varietät. oft für *C. nigricornis* gehalten würden. Uebrigens bemerken wir, dass wahrscheinlich zwey Arten, die auf ähnliche Weise variiren, unter dem Namen *holosericeus* verwechselt werden. — *C. pilicornis*; eine schöne Abbildung. Statt Linn. auf dem Kupf. muss *Fabr.* gelesen werden. — *C. cisteloides Hellw.* Nach Hellw. Ausgabe der Rossischen Fn. Etr. I. 421. 177. ist dieser Käfer der *punctulatus* Rossi, *flavipes* Payk. etc. — Beym *Staphylinus sanguineus* würde noch wohl eine Revision der Citate nöthig seyn. — *Bombyx versicolora* m. f. Die Abbildungen gut, aber der Stich etwas hart.

Das XIIIte Heft ist voll von vortrefflichen Abbildungen. An neuen Insecten befinden sich darin *Scar.* austriacus Schneid. *Tetrat.* cinnamomea Hellw. *Scaphidium* bolet. Peers. *Stratiomys* conica und unguiculata Block. — Scar. 4dens. So richtig wie *Unicornu Schrank. Naturf.* und *Aeneas. Panz. Beytrag.* allegirt werden; so irrig ist das freylich bis jetzt allgemein als wahr anerkannte Citat: *Sc. 4dens Fabr.* Die Gründe dieser Behauptung werden wir in der Rec. von Oliviers Scarab. n. 3. weitläufig auseinander setzen, worauf wir verweisen. — *Sc. mobilicornis* m. f. sehr schön dargestellt. Da der Vf. selbst, wegen der bräunlichen Abart auf seine Beyträge verweiset; so versparen wir auch unsere Meynung darüber, bis zur Beurtheilung dieses Werks. — *Sc. Austriacus Schneider.* Diesen Käfer kennt Rec. sehr wohl, und glaubt daher behaupten zu können, dass der *Sc. fracticornis Preissler* Inf. Bohem. n. 96. und Harrer n. 16. dieser Käfer nicht seyn könne. Der *Sc. fracticornis* soll auch kleiner als *Sc. nuchicornis* seyn. — *Hypophloeus castaneus.* Kopf und Brustschild sind zwar immer dunkler gefärbt, als der übrige Körper; allein schwarz, wie sie diese vortreffliche Abbildung doch darstellt, haben wir sie, selbst bey den ältesten Käfern dieser Art nicht gesehen.

Mit diesem 12ten Hefte, dem ein illuminirtes Titelkupfer, eine Vorrede und ein systematisches Register beygefügt sind, ist der erste Jahrgang dieser Fauna geschlossen. Die Abbildungen erhielten sich noch immer in ihrer Schönheit; die von dem verdienstvollen Vf. getroffene Auswahl, und seine vortrefflichen Bemerkungen erhöheten den Werth dieses Werks; die vielen neuen, noch nirgends beschriebenen und abgebildeten Arten machten es jedem Entomologen unentbehrlich. So konnte es dieser Unternehmung nicht an reichlichem Beyfalle fehlen. Dass dieser Beyfall dem Werke in der Folge, wie das zuweilen der Fall ist, nicht schaden werde, dafür bürgt uns der warme Eifer des nie ermüdenden Herausgebers, die Kunst des Herrn Sturms, und die Vorsorge der Verlagshandlung.

Leipzig, b. Crusius: *Historia Salicum iconibus illustrata a Georgio Francisco Hoffmann. M. D. Vol. II. Fasc. I.* Tab. XXV. XXVI. XXVII. XXVIII. XXIX. XXXI. 3 Bogen. 1791. Fol.

Es werden hier drey Weidenarten beschrieben; *Salix reticulata*, in Wuchs und Blätterbildung vielfach verschieden (Tab. XXV—XXVII.); *Salix fusca*, deren Exemplare Hr. *v. Wulfen* überschickt hat (Tab. XXVIII. XXIX), ebenfalls alpenmässig und verkümmert; und *Salix decipiens* (Tab. XXXI) bey welcher der Vf. bemerkt, man könne sie leicht mit *S. bigemnis* verwechseln, und mehrere ganz verschiedne Weidenarten liessen sich unter *S. fragilis* vereinigen, wenn man bloss auf das Abbrechen der jüngern Zweige Rücksicht nehmen wolle. *S. decipiens* wächst an Flussufern, und wird bestimmt: *foliis serratis, glabris, lanceolatis, petiolatis, inferioribus minoribus sub-ovatis, reflexis*; *S. fusca* aber: *foliis integerrimis, ovato-lanceolatis, subsessilibus, nitidis, subtus glabris.* Tab. XXX fehlt hier, und soll im folgenden Hefte geliefert werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Ohne Druckort: *Lieder geselliger Freude.* 1794.

Eine artige Sammlung von vielen theils mehr, theils weniger bekannten meist gut gewählten Liedern unter folgenden Rubriken: I. Freudenlieder. II. Tafellieder. III. Trinklieder. IV. Für Frauenzimmer. V. Lieder bey besondern Gelegenheiten. Einige Gedichte hätten wir freylich weggewünscht. So hat uns z. B. der *Wunsch* S. 11 nicht gefallen; indessen ist auch dieser nicht ganz schlecht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. Berlin, b. Felisch: *Morgen- und Abendgedanken eines jungen Frauenzimmers.* 1795. 58 S. gr. 8. (6 gr.) Man kann diese religiösen Selbstgespräche und Gebete ihrer einfachen, ungeschminkten und herzlichen Sprache wegen, nicht minder als wegen ihres für Religion und Sittlichkeit sehr nützlichen Inhalts empfehlen. Zwar gehen sie nicht so sehr ins Einzelne, sind nicht so umfassend und erschöpfend als die Marezollschen im ersten und zweyten Abschnitt des zweyten Theils seines vortrefflichen Andachtsbuches, welche jungen Mädchen vor ihrer Verheyrathung gewidmet sind, aber gerade der Umstand wird vielleicht zum Vertrieb des Büchleins beytragen, dass es einer bestimmten Classe und nicht wie das Marezollsche Buch, dem ganzen Geschlecht bestimmt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. September 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Neues Schweizerisches Museum.* 1794. Erster Jahrgang, 12 Hefte. 960 S. 8.

Aus der Anzeige des Inhalts wird erhellen, dass diese nützliche Zeitschrift fortfährt, vielen guten, bisweilen vortrefflichen, oder sonst wichtigen Aufsätzen zum Vehikel zu dienen; obwohl weder zu fodern, noch zu erwarten ist, dass alle von gleichem Gehalte seyn sollten. Wir wollen sie kurz durchgehen. Hn. Zunftmeister *Harder's* von Schafhausen bey Fixirung des Preises der Weine 1790 gehaltene Rede; S. 1—10. Der, wohl zu abstracte, Anfang machte dem Rec. bange; der Vf. lenkt aber bald ein, sagt für jeden seiner Zuhörer etwas, und behandelt einen Gegenstand, über den vor ihm wenige Redner dem Publicum etwas mitgetheilt haben, auf eine neue und interessante Weise. Bey dem Resultat S. 8, wo sich zeigt, wie nach zehnjährigem Durchschnitte der reine Ertrag einer Juchart Weinreben im Canton Schafhausen jährlich ungefähr 39 fl. war, wäre zu wünschen, dass auch der Mittelpreis des Ankaufs eines Weinberges bemerkt wäre, um zu sehen, wie sich der Ertrag zum Capital verhält. Uebrigens ist klar genug, dass sowohl die Ungewissheit als Geringfügigkeit des Ertrages (in den zehn Jahren hat er in diesem Canton zwischen 600 und 8900 Saum abgewechselt), nebst andern Umständen, wenigstens für den gemeinen Mann, den Weinbau immer zu einer der misslichsten Arten von Landbau macht; wie er denn im Weinlande wirklich selten wohlhabend ist. *Zwistigkeiten der Genfer mit dem Domcapitel von Annecy wegen einiger Gefälle im Ländchen Gex;* S. 10—29. Im J. 1688 war von dem Parlamente zu Dijon, ungeachtet aller (offenbar tractatenmässigen) Vorstellungen der Genfer bey Hofe, und ungeachtet aller Verwendung von Zürich und Bern, für das Domcapitel gesprochen; aber (weil man leicht voraussah, dass wenigstens ohne die grösste Beleidigung der Cantone, welche der Hof im damaligen Kriege schonte, der Spruch unmöglich durchzusetzen seyn würde) der Republik nichts davon zu wissen gethan worden. Die erste *Erwähnung* desselben geschah nach vollen 48 Jahren; und (wer sollte es glauben!) zugefertigt wurde der Spruch den Genfern durch das Domcapitel im J. 1790; als die Revolution auch viele langverschlossene Archive öffnete. Die Folgen werden wohl nicht gross gewesen seyn. Der Vf. dieser actenmässigen Darstellung erläutert ganz richtig das Recht in der Sache; es wäre zu wünschen gewesen, dass er eine statistische Beschreibung derselben (worinn sie eigentlich bestehe) vorausgesendet hätte. S. 22. ist ein kleiner Uebereilungsfehler: der Herzog von Savoyen Emanuel Philibert wird mit Karl Emanuel verwechselt; so trägt auch S. 27. die Phrase, worinn das Wort: *lassen*, in drey Zeilen dreymal vorkömmt, einige Spur der Eile. *Adrian von Bubenberg an die Patricier der Stadt und Republik Bern.* S. 29—68.; fortgesetzt, auch unter dem Namen Johanns von Hallwyl, S. 81—137.; 161—227.; von dem geschickten Hn. *Lehmann von Detershagen.* Die Idee, Schatten der alten Helden aufzurufen, um den Enkeln Lehren zu geben, konnte sowohl politisch als oratorisch zu den glücklichsten Entwicklungen und Wendungen dienen; wir erwarteten hier dergleichen; aber die Täuschung, zu der sich Rec. so gutwillig vorbereitete, und auf die der ganze Effect eines solchen Gemäldes ankömmt, erhielt sich nicht. Es erregt bloss Erstaunen, zu sehen, was für ein vortreffliches Gedächtniss diese grossen Männer besitzen müssen, welche nach 320 Jahren ganze Reden, Schlachtrelationen mit den kleinsten Umständen, jedes Datum, so genau her zu erzählen wissen, als man sie nur immer in einer gründlichen Schweizerhistorie finden kann. — Tröstlich ist es für Gelehrte zu entdecken, dass ihre Werke selbst in Bibliotheken der Unterwelt aufbewahrt werden; denn S. 86. citirt Hallwyl nicht nur seine Zeitgenossen und etwa die Geschichtschreiber aus dem XVI. Jahrh.; sondern er hat sogar die XVIII Bände von Lauffer gelesen; und nicht nur sind Wattewyl und Tscharner ihm nicht entgangen, Hr. Prof. *Meister* in Zürich hat bey lebendigem Leibe die Freude, dass seine historischen Schriften auch im Himmel gelesen werden. Freylich hätte man von dem mehrhundertjährigen Fortstudiren dieser Helden erwarten sollen, dass einerseits ihre Kenntniss der Geschichte und dann auch ihre politischen Grundsätze endlich vollkommen berichtiget und in der reinen Himmelsluft auch ihr Geschmack von falschen Floskeln durchaus gereiniget worden wäre; welchen Trost aber verschiedene Stellen (wie dergleichen S. 31. 96. 126. 173. 213. 220. und sonst hin und wieder vorkommen) zweifelhaft machen. Wir haben uns sogar verwundert, wie sie dazu kommen, an *Patricier* zu schreiben, da in einer Stadt wie Bern, wo *alle eigentliche Bürger*, vom Junker bis zum Handwerksmanne, zu *allen* Stellen das *Recht* haben, ein *solcher* Unterschied wirklich nicht existirt. Von eben diesem Hn. *Lehmann* folgt S. 141—158. 227—238. 473—482. einer der allerbesten Aufsätze des Museums, welcher zu *Coxe's* Reise durch Graubünden berichtigende *Anmerkungen* enthält, die sehr nöthig waren und mit groser Sachkenntniss, gesundem Urtheil und in reichhaltiger Kürze vorgetragen sind. Dieses Stück hat nicht ein auf Bündten sich einschränken-

des Interesse, es enthält Bemerkungen, welche zur Beurtheilung republicanischer Einrichtungen überhaupt wichtig sind (S. 149. 155 ff. 288 ff. 478 und viele andere). Am besten können wir damit verbinden, was S. 485 bis 512. Hr. *Stuve* über die Nachrichten des Hn. Hofr. *Meiners* von dem Lande Appenzell erinnert. Dieser Aufsatz sowohl als der Lehmannische über Coxe, setzen die Sprache der Beobachtung, des gesunden Verstandes und eines richtigen Gefühls vielen herrschenden Vorurtheilen entgegen. Dass die Hn. *Coxe* und *Meiners* von dergleichen sich haben einnehmen lassen, darüber darf man sich nicht wundern, wenn man einerseits bedenkt, wie schwer es ihnen seyn musste, sich in diese Verfassungen hereinzudenken, und was diese und jene Partey erzählte, zu prüfen; andrerseits aber erfährt, wie Hr. Coxe, um sein ziemlich grosses Buch zu schreiben, doch nicht über 34 Tage in dem Lande gewesen, denen er 12 krank war, in den übrigen aber 134 Meilen zurückgelegt (S. 142.), und Hr. *Meiners* dem Canton Appenzell vollends nur *anderthalb Tage* gewidmet habe (S. 486.). Dem Rec. ist leid, aus Mangel an Raum nichts auszeichnen zu können; in dem Lärm der politischen Parteyen werden die Begriffe über den (wenigstens localen) Werth verschiedener Verfassungen so verwirrt, dass er es für ein in der That wohlthätiges Werk hält, die mit sehr reifer Beurtheilung geschriebene Abhandlung des Hn. *Stuve* in grössern Umlauf zu bringen. Die Herausg. des Schweizerischen Museums denken zu patriotisch, und rücken zu oft ebenfalls aus neuern Schriften lange Aufsätze ein, als dass Rec. ihre Missbilligung fürchten sollte, wenn er die Herausgeber einer andern, mit philosophischer Freymüthigkeit geschriebenen, vielgelesenen Zeitschrift, aus Gegenden, wo das Museum nicht viel hinkömmt (den *Genius der Zeit*) einladet, dieses Stück ebenfalls abdrucken zu lassen. *Verträge Frankreichs mit der Schweiz*, S. 241—341.; *Oestreichs*, S. 341—472. Es sind die Urkunden des ewigen Friedens 1516, des Soloturner Vertrages (wegen *Pays de Vaud* und Genf) 1579, des Beytritts der Züricher 1605, der Aufhebung des Albinat- und Abzugsrechtes 1772, der Bündnisse 1777, der des Bischofs von Basel 1780, des Genfer Neutralitätsvertrages 1782; der ewigen Richtung mit Oestreich 1474, der ewigen Erbeinung 1477 (von der gleichwohl zweifelhaft ist, ob sie noch subsistirt), der Baseler Friede 1499. 1500, die neue Erbeinung 1511, die Bündnerische 1518, die Meiländische 1557, Erneuerung der Bündnerischen 1642, das Meiländische Capitulat 1639, 1726, der Vertrag mit Bündten 1762. Alles ohne Einleitung und Anmerkungen. Die Sammlung ist nützlich; ob sie aber hier, mitten im Schweizerischen Museum, ganz an dem rechten Orte steht? Ein besonderer Abdruck würde bequemer seyn. *Haller als Dichter*, 521—538, aus den zu Leipzig herausgekommenen Charakteren der vornehmsten Dichter. *Ramonds Anmerkungen zu Coxe*, S. 539—608; 641—649. Ebenfalls bereits bekannt. Wichtiger und neu sind *Anonymi gesta de morte dni Lupoldi, ducis Austriae, et de guerra dnor. Friburgensium contra Bernenses*, S. 609—637. Aus einem unedirten Codex von Hn. Baron Zurlauben, mit erläuternden Anmerkungen voll Gelehrsamkeit, edirt. Der Vf. war ein Freyburger, Zeitgenosse des hier beschriebenen Kriegs, der von 1386 bis 1389 geführt worden. Von der Sempacher Schlacht sagt er nichts neues; wohl aber liefert er von dem Krieg zwischen Bern und Freyburg, von der Blutrache für Leopold, von dem Einfall Savoyens in Wallis, von der Theilnehmung des *Sire de Coucy*, viele die bisherigen bestätigende und weit vollständiger machende Nachrichten, die auch für die allgemeine Geschichte, in sofern sie das Kriegswesen und die wilden Sitten jener Heldenzeit erläutern, Interesse haben. Die Anmerkungen sind so vorzüglich, als man von einem, zumal auch in der altfranzösischen Geschichte so diplomatisch gelehrten, Herausgeber erwarten kann. (S. 630. Nur möchte Rec. zweifeln, ob *Montagni le Corbe* die Stammburg deren von Montenach war.) Dürfte man an den verdienstvollen Greis eine Bitte thun, wozu eine andere Stelle des Museums (S. 653.) Anlass giebt? Sie beträfe einen genauen Auszug oder Abdruck, etwa im Museum, dessen, was in der Kolinschen Chronik, die er besitzt, *Conrad Gesslern*, welchen Kolin benutzt hat, eigenthümlich zuzugehören scheint! Es wäre merkwürdig, die ersten Zeiten der Bundesrepublik von einem Enkel oder Vetter dessen, der durch Tell gefallen seyn soll, beschrieben zu sehen. Statistische *Beschreibung des Bisthums Basel*, S. 659—688. Sehr ordentlich, genau, kernhaft; giebt auch von den Freyheiten des Landes und von dem Charakter seiner Einwohner einen sehr richtigen Begriff, woraus zu sehen, wie viel mehr Einfluss der Bauernstand in diesen Landen, auch unter Fürsten, als anderswo hatte. Von den Unfällen, welche das Bisthum seit der Revolution betroffen, lassen sich einige Ursachen auch aus dieser Darstellung abnehmen: Von der Schweiz hatte der Fürst sich immer mehr getrennt; die Schweizer kamen weiter zu keinen Stellen im Domcapitel (S. 664 f.), zu keinen Landvogteyen (S. 672.); keinen Compagnieen; die katholischen Orte verloren die Werbung (S. 673.). Fürst, Capitel, Hof, wurden immer französischer, in dem Geiste nämlich des Elsasser Adels, welcher von dem weit unterschieden war, der in einem so freyen Lande, das zu seiner Sicherheit sich nicht fest genug der Schweiz anschliessen konnte, hätte herrschen sollen. Da brauchte es denn wenig, um bey gegebenem Anlass das Fürstenthum zu stürzen. Es ist zu hoffen, dass nach dem Kriege jemand obige Beschreibung neu bearbeiten wird. S. 664. scheinen *pagus Verbigenus* und *Urbigenus* unterschieden zu werden, das war ja nur eines, S. 667. ist in Bestimmung des Flächeninhalts ein entsetzlicher Druckfehler. *Briefwechsel zweyer Landpfarrer über Wielands Briefe der Verstorbenen* vom sel. Diac. *Waser* (dem Uebersetzer des Hudibras) S. 689.—709; 721—736; und *über die Messiade*, S. 906—917. Ein Meisterstück von fieldingscher, zuweilen swiftischer, Laune; Rec. hat es mit ausserordentlichem Vergnügen gelesen, und hatte sich viel ausgezeichnet; z. B. den Charakter, den *Violandus ille* (Wieland) bey diesen guten Trullibers hatte (S. 697 f.), das Jammern über den Bau der katholischen Kirche zu Berlin (S. 722.), die Declamation gegen

gegen lateinische Lettern (S. 725 f.), und wie viel anderes! Hier ist aber kein Raum dazu. Wer will, der lese! Hr. *Christoph Zollikofer* berichtigt die Nachrichten des Hn. Hofr. *Meiners* in Betreff der *Stadt S. Gallen*; S. 710—714. Die Gegenstände gestatteten nicht, dass dieser Aufsatz so anziehend werden konnte, als die obengenannten, von Stuve und Lehmann; er ist aber mit Einsicht und Wahrheit geschrieben. *Verzeichniss topographischer Kupferstiche und Holzschnitte des Cantons Lucern*, S. 754—772; *Uri*; S. 862—880. Sie verdienen Dank, würden aber durch eingestreute Bemerkungen an Interesse gewinnen. *Bourrit's Reise durch einen Theil der Wadt* (am Genfersee), S. 773—791. Was er gesehen, hat er mit warmer Empfindung beschrieben; in gelehrte Sachen aber darf er sich nicht einlassen. Lausanne war nie *Colonia Equestris*; noch weniger bekam diese Stadt (der Alten *Lausonium*) von Reliquien der H. Anna den Namen *Laus-Annae*; und *Aventicum* ist nicht erst von Attila zerstört worden (S. 779 ff.). Sehr angenehm war dem Rec. die seit 1784 unterbrochene Fortsetzung von *Bodmers literärischem Leben*, S. 801—824. dessen Inhalt, besonders wenn er, wie hier, mit Auszügen aus seiner Correspondenz belegt wird, immer wichtiger zur Geschichte der Literatur wird. Möchte die Bearbeitung desselben unausgesetzt fortrücken! Dieses Stück beschreibt vornemlich seine, im J. 1724 errichteten, ersten Bekanntschaften in Deutschland. Häufig beruft sich der Vf. auf eine Sammlung „persönlicher Anekdoten;" deren Bekanntmachung Rec. ebenfalls wünscht. Wichtiger als die, hier erscheinenden deutschen Schriftsteller (obschon verschiedenes von *König*, S. 810., und *Weichmann*, S. 819 ff. ihnen rühmlich ist,) erscheint, nebst dem guten und gelehrten Bouhier, 807 ff. gewiss der Appenzellische Doctor *Zellweger*, ein über sein Zeitalter erhabener Mann, dem Bodmer und andere unendlich viel zu danken haben; S. 803. *Pourquoi*, sagt ihm einst Zellweger, *ne laisse-t-on pas croire chacun ce qu'il veut, puisque Dieu le souffre, et qu'il n'est pas determiné encore ce qui est vrai ou faux? Mais, les juges sont aussi sots que les parties* S. 813. Mit unter kommen Züge der Zeitgeschichte, S. 812., und, wie über den Kühreihen S. 816., gute Nachrichten vor. Uebrigens sieht man Bodmern durch Milton so hingerissen, dass er, ohne einen einzigen englischen *Prosaisten* gelesen zu haben, mit Hülfe eines Wörterbuchs ihn übersetzt; 803. *Ueber das Ceremoniel zwischen dem französischen Hofe und den Eidgenossen*. S. 836—856; 881—893. Actenmässig; man sieht, dass eben keine festen Grundsätze herrschten; die Eidgenossen haben sich bald zu viel vergeben, bald aber auch so viel erhalten, als sie kaum begehren konnten. Nachricht von zwey grossen Männern vom Hause *Steiger*; S. 893—906. Merkwürdig; sie zeigt, was ein Mann durch *sich*, schon in ganz jungen Jahren (beide fangen schon im siebenzehnten Jahre ihre glänzende Laufbahn an), damals werden, wozu er in der Republik, ohne den geringsten Nachtheil für sie, sich erheben konnte. *Urkunden von Biel*; S. 917—958: die Handveste 1352 (welche noch jährlich verlesen wird;) der Bund mit Bern, von gleichem Jahr; mit Soloturn, 1382; Bischof Imers Freyheitsbrief 1388; Bund mit Freyburg, 1496. Nur wenige Worte über die eingestreuten *Gedichte*; die meisten sind in jeder Rücksicht sehr gut. Wir nennen bloss — *Bernold's*, des edlen Barden von Riva, Dialogen mit Diogg S. 73. (der Wettkampf zwischen Malerey und Poesie); *Fischer's* beste Welt S. 79., Erde S. 179; *J. R. Wyss*, Gruss an das Vaterland, S. 240, das Fehlende S. 638; die, mit so vieler Wahrheit als Empfindung von *Friderika Brun*, geb. *Münterin*, gezeichneten Landschaften, S. 513. (Ein kleines Stück setzen wir zur Erholung her: *Die Nymphe des Mayns und der Wanderer* (S. 637.):

Der Wanderer.

Schöne Nymphe des Mayns mit den langen wallenden Locken,
Sag, o Liebliche, wem eilet entgegen dein Fuss?
Sage wem schmückest du dich mit dem blüthendüftenden Kranze?
Und wem fülle dies Horn sich mit winkender Frucht?

Die Nymphe.

Meinem Geliebten entgegen, des Gotthardts mächtigem Sohne,
Wall' ich, bräutlich geschmückt, bringend der Ebene Frucht.
Liebend führet er mich in Bacchus purpurne Lauben,
Tränkt mit der Fülle mich dort herzerquickenden Weins.

Ferner *Fischer*: die Bestimmung S. 714., die Versöhnung S. 715., von *Wyss* an das Vaterland S. 717., und von *F. Brun* an Rousseau auf dem Bielersee S. 796.; *Mart. Usteri's* Ermunterung zur Freude S. 797.; *Bernold*, über das gelobte Land S. 856.; *Meyers von Knonau* beide Trinker S. 958. etc etc.

Da wir veranlasst worden, bey diesem Artikel verschiedentlich Hn. *Lehmanns* zu gedenken, so wird dieser Anlass der beste seyn, uns einer verjährten Schuld an die Leser der A. L. Z. durch folgende Anzeige noch zu entledigen:

Ohne Druckort: *Etwas über das Veltlin und die Streitigkeiten dieses Thals mit der Republik Graubünden.* An ein Mitglied der Regierung von Bern. Von *H. L. Lehmann von Detershagen*, Lehrer an der Schule zu Büren. Erstes Stück. 1788. 70 S. Zweytes St. 1789. 95 S. 8.

Aus der vorhergehenden Anzeige wird man gesehen haben, dass Hr. *L.* das Veltlin kennt. Dass er Bündten eben so gut kennt, und es ihm an Muth für Wahrheit und Recht durchaus nicht fehlt, ist aus dieser Schrift offenbar, deren Vorhersagungen seither genau eingetroffen sind; welches für sie ein Lob ist, das nur eine so späte Recension ihr geben konnte. Dass die Unterthanen von Demokratien am schlechtesten daran sind, zeigt sich allerdings auch hier: den Aemterhandel ist offenbar die Quelle, wo nicht von Bedrückungen, die doch auch nicht unerhört sind (II, 62.), wenigstens von ei-

nem nicht weniger ärgerlichen Handel, der mit Justiz und Gnade getrieben wird (I, 8; II, 27 ff.), und einem nicht weniger grofsen Sittenverderben (II, 34). Die väterliche Weisheit, welche in dem herrlichen Rescripte der Häupter (I, 45 — 54.) Rührung und Bewunderung erregt, und vieles andere Gute, was Hr. *L.* von der Regierung mit Recht rühmt, kömmt eigentlich von dem Einflufs und Ansehen her, das wahre Patrioten (auf Unkosten, *sagt man*, der Demokratie) sich nach und nach zuzueignen gewufst haben; so wie die überhaupt wahre Unparteylichkeit in Beurtheilung der Recurse aus der Unterthanen Landen grofsentheils eine Folge der Existenz mehrerer Parteyen war, die einander beobachteten (I, 12 ff.) Denn die *Salis* waren so wenig allmächtig, dafs sie vielmehr unter sich selbst so getheilt, als von andern in den Grenzen der Gesetze gehalten wurden (II, 75 ff.). Aber eben dieses einzigen Mittels, die Fehler einer *regierenden* Demokratie zu mildern (des Einflusses angesehener Männer und des Gleichgewichts mehrerer Parteyen) suchte man schon zur Zeit, als diese Schrift herauskam, die Bündnerische Republik zu berauben (II, 70 ff., 76.), und seither ist es wirklich geschehen: die Männer, die vorhin Ansehen genug hatten, um die Demokratie einigermafsen durch ihren Einflufs zu leiten, sind meist alle entfernt und proscribirt, und unter dem Namen der Freyheit wirklich unglaublich scheinende Gewaltthätigkeiten verübt worden. Hiezu nehme man, was Hr. *L.* von dem Uebergewicht des Adels und der Geistlichkeit im Veltlin meldet (I, 21, 23.); man erinnere sich des Schutzes, den der letzteren zumal und allen ihren Anhängern im vorigen Jahrhunderte die spanische Regierung von Mailand auf ewig zuzusichern wufste; man lese die hier theils actenmäfsig, theils nach genauer Kenntnifs geschilderten *Origines* der letzten Veltliner Unruhen; und man wird weder das Elend im Lande (I, 4. ff), noch die Gräuel (II, 46 — 56.), noch die Unvollkommenheiten in dessen Verfassung auffallend finden, wohl aber das herrliche Veltlin (I, 16.) und Bündten selbst in Ansehung der unabsehbaren Folgen dieser gefährlichen Convulsionen mit einer mitleidsvollen Theilnahmung betrachten.

KINDERSCHRIFTEN.

Wien, b. Mösle: *Buch der Weisheit und der Tugend*, zum Geschenk der Alten an ihre liebe Jugend, nebst einem kurzen Anhange *moralischer Gedanken, über Zeit, Tod und Ewigkeit* etc. 1793. 220 S. 8. (8 gr.)

Lauter kurze und abgerissene Sentenzen, welche unter 65 Rubriken als: Die Welt ein Schauplatz, Ueberlegung, Religion u. s. w. an einander gereihet sind. Der Vf. affectirt den Ton und die Art des Vortrags der morgenländischen Sittenlehrer. Es gehört keine grofse Geschicklichkeit dazu, bey einiger Belesenheit, über Gegenstände als die angeführten, viel solcher Sätze und Sprüche niederzuschreiben. Mancher wahre, und weil sehr vieles aus fremden Federn besteht, gut gesagte Gedanke befindet sich darunter, aber doch weit mehr äufserst triviales, halbwahres, schielendes und falsches, mancher blofse Wortschwall, manche leere Tautologie hauptsächlich bey der Affectation des hebräischen Parallelismus. Unter den mehreren Anhängseln findet sich auch: Ein Traum. Die Wissenschaften wie sie unter dem Kreuze anbeten, in einer Rede vorgestellt. Wahrscheinlich eine in einer Jesuiterschule zur Welt gekommene Chrie. Etwas abgeschmackteres ist Rec. seit langer Zeit nicht vorgekommen. Was mag nun wohl mit dem allen der lieben Jugend gedient seyn sollen?

Leipzig, b. Gräff: *Der Rathgeber junger Leute beiderley Geschlechts*, von *Friedrich Bökh* (Pfarrer in Polsingen). Zweyten Bandes zweytes Stück. 1794. 184 S. 8.

Der jetzige Herausgeber dieser nützlichen Schrift ist der Sohn des vorigen, welcher 1793 als Prediger zu Nördlingen starb. Dieses Stück enthält hauptsächlich 1) über Aufklärung ein Gespräch. 2) Warnung vor Unvorsichtigkeit im Urtheilen. 3) Ueber öffentliche Lustbarkeiten. 8) Briefwechsel einer Mutter und Tochter. 12) Beschreibung eines Astrolabs. 13) Nachtrag zur Jugendgeschichte des Rathgebers.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Frankfurt a. M.*, in der Andräischen Buchh.: *Gemeinnützige Anleitung für Nichtärzte und Landchirurgen, wie man sich für (vor) der gegenwärtig herrschenden Ruhr bewahren* und dieselbe in Ermangelung eines Arztes sicher heilen könne, mit beygefügten Cautelen und den vorzüglichsten Recepten von D. *J. V. Müller jun.* und D. *Ge. Fr. Hofmann jun.* 2te Auflage. 1794. 35 S. 8. — Diese kleine Schrift, die in einem Vierteljahr zwey Auflagen erlebt hat, hat zwar nichts Ausgezeichnetes, was hier auch wohl keiner suchen wird, ist aber doch im Ganzen zweckmäfsig verfafst. Einige Verwirrung könnte daher entstehen, dafs die Vf. sagen, die jetzige Ruhrepidemie verräth einen *gallicht faulenden* (faulichten) Charakter, und nun doch die Natur und Behandlungsweise andrer Arten von Ruhren auseinandersetzen. Dieses wäre überflüssig gewesen, und könnte nur zu Fehlgriffen verleiten, wenn jenes Urtheil so allgemein und ohne Ausnahme wahr wäre, als sie es ausdrückten. Da das aber nun, wenigstens in der Gegend, wo Rec. lebt, nicht der Fall war, so ist dieses Urtheil zu tadeln, nicht aber die Entwickelung der Verschiedenheit von Ruhrepidemieen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. September 1795.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Sommer: *Plutarchs Abhandlung über die Erziehung der Kinder.* Aus dem Griechischen übersetzt und mit vielen gröfstentheils die Erziehungskunst betreffenden Anmerkungen versehen von M. *J. G. Steinert.* 1795. XVI u. 128 S. 8. (8 gr.)

Ueberzeugt von der Vortreflichkeit des griechischen Werkchens, auch davon überzeugt, dafs es aus *Plutarchs* Feder flofs, hofft Hr. St. die Herausgabe einer neuen Uebersetzung und Bearbeitung desselben mit der guten Absicht zu entschuldigen, die er dabey hatte. Seine Absicht aber bestimmt er in der Vorrede dahin, diese Abhandlung für solche Aeltern und Lehrer, denen es zur Anschaffung vieler und theurer Erziehungsschriften an Mitteln fehlt, eben so brauchbar zu machen, als sie ihm selbst bey dem Unterricht einer jungen Familie geworden war. Uns kommt es nicht zu, diese Versicherung in Zweifel zu ziehen. Auch müssen wir es Aeltern und Lehrern überlassen, ob sie sich denselben Wegweiser beym Erziehungsgeschäfte wählen wollen; unerachtet wir des festen Glaubens sind, dafs der weise *Philipp Melanchthon*, auf dessen Auctorität sich auch unser Vf. hauptsächlich zu stützen scheint, in unsern Tagen über den Gehalt und die Bestimmung dieser Schrift ganz anders urtheilen würde, als er in seinem Zeitalter davon urtheilen konnte. Unser Beruf ist es blofs, zu sagen, was Hr. St. leistete. Wenn wir versichern, dafs er sich den Geist seines Schriftstellers eigen gemacht habe; so ist dies freylich bey der Bearbeitung *dieses* Schriftstellers ein sehr zweydeutiges Urtheil. Denn so unverkennbar der Einflufs ist, den jene Vertraulichkeit mit dem Griechen auf Richtigkeit der Uebertragung und Leichtigkeit in der ganzen Darstellungsmanier gehabt hat; eben so nachtheilig scheint sie auf die historisch-pädagogischen Anmerkungen gewirkt zu haben. Sie bieten nichts als die gemeinsten Wahrnehmungen und Lehren dar, verziert mit mancherley Anekdoten; und können demnach bey denkenden Lesern eben so wenig Interesse erregen, als das Original selbst, dem sie zur Ausstattung dienen.

Hannover, b. Ritscher: *Erklärende Anmerkungen zum Homer*, von *Joh. Hnr. Just. Köppen.* Zweyter B. Zweyte verbesserte Auflage. 1795. VIII und 358 S. 8. (20 gr.)

Wir äufserten bey der Anzeige des ersten Bandes dieser zweyten Auflage von Köppens Anmerkungen den Wunsch, dafs eine genauere Durchsicht die etwanigen Fehler, die bey der ersten Ausgabe eingeschlichen seyen, verbessern möchte. Dies ist bey diesem zweyten Bande durch Hn. *Heinrich* (jetzt Lehrer in Breslau,) geschehen, welcher nicht nur Schreib- und Druckfehler verbessert, den griechischen Wörtern Accente beygesetzt, und verschiedne grammatische Anmerkungen berichtigt, sondern auch hie und da kleine, durch Klammern von Köppens Anmerkungen unterschiedne, Zusätze, Nachweisungen, Verbesserungen u. s. w. beygefügt hat, z. B. 5, 117. Anm. über φιλαι von φιλομαι 414., dafs die Heroën nicht blofs Jungfrauen geheirathet. 6, 92. Athene, die Schöngelockte. 168. über die σηματα λυγρα des Bellerophon, welcher Gegenstand jetzt durch Wolfs Einleitung in die Ilias erschöpft worden ist. Eine einzige ausführlichere Anmerkung, worinn einige aus dem Plato eingeschaltete Homerische Verse gegen Köppen vertheidigt werden, steht bey 8. 542 ff., ist aber, vermuthlich aus Versehen, vor der Köppenschen Anmerkung, zu deren Entkräftung sie dient, eingerückt worden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Gefsner: *Helvetischer Calender für das Jahr* 1794. 134 und 119 S. 12. *Ebenderselbe*, für 1795.

Die Einrichtung ist bereits bekannt. Bey der Menge politischer Feyerlichkeiten, welche für jeden Monat verzeichnet stehen, kann man sich des Gedankens nicht enthalten, wie häufig in diesem kleinen Lande durch die Verschiedenartigkeit seiner Verfassungen die Gelegenheiten sind, welche jeden an sein Verhältnifs zum Vaterland oder an die Thaten der Väter erinnern. Bey dem *Regierungsetat* (S. 1—74.) fällt als ein wesentlicher Mangel auf, dafs bey den verschiedenen Staaten zwar diejenigen Collegien angezeigt werden, welche die ausübende Macht in gewöhnlichen Fällen haben: hingegen der an vielen Orten eben so thätigen und statistisch wichtigsten, *höchsten Gewalt* in jedem Canton, oder wenigstens des nächsten Repräsentanten derselben, der *grossen Räthe* gar nicht erwähnt wird. Nicht als foderte man das Namenverzeichnifs z. B. der 299 Mitglieder des *gr. R.* von Bern; wohl aber könnte in einigen Zeilen gesagt werden, dafs er existirt, und wer alles darinn sitzt. So überall. Bey den Popularständen würde der Landräthe und Landsgemeinden zu gedenken seyn. Der *Literär- und Kunstetat* zeigt ebenfalls, wie vieles veranstaltet und entwickelt wird, wo der Hauptstädte so viele sind. Interessant wäre es (und könnte die Stelle einer der vermischten Abhandlungen ver-

vertreten), hier alle zehn Jahre eine Ueberficht von den lebenden Schriftftellern in dem Lande zu finden. Auch hierüber liefsen fich merkwürdige Betrachtungen machen. Die *Abhandlungen* im Calender 1794 find folgende: 1) *Kunde für Reifende in das Thal Chamouni;* von *Bourrit*. Betrifft nur gegen das Ende einige fchweizerifche Gegenden im Walliferlande. Die Manier des Vf. ift bekannt; er malt lebhaft und im Ganzen mit Wahrheit. Auch hier find (S. 30. 34 ff.) viele Sittenzüge und Anekdoten eingeflochten, welche die Befchreibung unterhaltend machen; die vielen Felstrümmer und Eisgefilde und Kryftallhölen würden ermüden, wenn nicht hin und wieder auch der Menfch vorkäme. Die Ueberfetzung ift bisweilen zu nachläfsig; z. B. S. 4.: *das Thal — liegt in einem Bufen fchöner Berge, welches das geübtefte Auge fonft nicht bemerken würde.* 2) *Die wahren Reichen.* S. 53—66; von dem Fifcherdichter *Bronner* in feiner bekannten lieblichen Manier, über die Wahrheit, dafs weder Armuth noch Reichthum glücklich macht, fondern „genügfame Men„fchen, die fich, fo viel fie nöthig haben, durch un„fklavifche Thätigkeit erwerben, allein wahrhaft glück„lich und reich find." 3) *Briefe auf einer Reife an den Genferfee*, 1790. Der Morgen im Aargau S. 67 und 72, die Ausficht bey Bern, S. 76 ff., der weife Jüngling von gutem Haufe; der Zufriedenheit und Freyheit im Hirtenftande gefucht und gefunden hat, S. 85., diefe u. a. wohlgerathene Schilderungen machten diefe Briefe des Abdrucks würdig. 4) *Die Schwanau*, ein Fifchergedicht; wieder von *Bronner*, und feiner würdig.

Im Calender 1795. 1) *Fragmente einer Schweizerreife.* Die untere Gegend des vier Waldftettenfees ift S. 5. recht gut gemalt. Die in Vergleichung anderer Cantons weniger bekannte und bevölkerte Gegend in verfchiedenen Theilen des lucernifchen Aargaues ift S. 7 ff. richtig bemerkt; man wünfchte nur, auch einen Fingerzeig auf die Urfachen zu finden. Das Lied auf dem Sempacher Schlachtfeld S. 9. hat gute Stellen; ein Paar aber find vernachläfliget, oder im Abdruck verunftaltet;

> Nie der Triebe kleiner *Seele* kannte,
> Gold und Furcht kannt' ihre *Seele* nicht,
> Und in ihrer grofsen *Seele* brannte
> Ehrfurcht, nur für Vaterland und Pflicht.

Der hier vorkommende Schultheifs hiefs *Gandoldingen;* Gundelfingen ift ein anderes Gefchlecht. 2) *Die Schöpfung der Alpenrofe*, eine liebliche kleine Dichtung. 3) *Die Ufnau*, 1786. Eine beffere Befchreibung diefer merkwürdigen Infel des Zürcherfees ift dem Rec. noch nicht vorgekommen. Das Grab Ulrichs von Hutten ift nicht mehr zu unterfcheiden; oder es verfolgte Religionshafs ihn bis in die Ruheftätte, die darum verhehlt wird. S. 22. ift ein fchönes Lob für Zwinglj, dafs *er* den geiftvollen, muthigen Ritter, als er krank und arm zu ihm kam, nicht wie Erasmus von fich ftiefs, fondern hieher verforgte. 4) *Landfchaft- und Sittengemälde aus den Gegenden der Limmat*, von *Bronner;* S. 25—50. Idyllenartige Erzählungen voll reiner Liebesfchwärmerey. 5) *Häusliches Leben in der italiänifchen Schweiz*, aus *Schinz'ens* Beyträgen. Man wünfchte lieber Originalftücke; oder höchftens Excerpte aus Büchern, die weniger verdienen, *ganz* gelefen zu werden. Die Vf. fcheinen aber am Ende diefes Jahrgangs in eine gewiffe Verlegenheit um Ausfüllung des Raums gekommen zu feyn; daher auch wohl 6) *Helvetiens auswärtige Verhältniffe von 1601 — 1650;* eine hin und wieder nicht übel gefchriebene Darftellung, die fich aber doch aus einem Compendium hieher verirrt haben mag. Sie enthält wenigftens weder neue Data, noch bringt fie das Bekannte unter einen umfaffendern Blick, oder führt es auf eine Hauptlehre zurück; dabey ift fie nicht felten dunkel, erklärt nicht das geringfte, und übergeht manchmal die wichtigften Punkte. Der Belagerung von Lindau wird S. 87. erwähnt, nicht aber der eben fo wichtigen von Coftanz. Des weftphälifchen Friedens gefchieht keine Meldung. Auch gegen einige politifche Aeufserungen möchte verfchiedenes Erhebliche einzuwenden feyn.

Die Monatskupfer ftellen bekanntlich fchweizerifche Ausfichten vor und find wohl gerathen. *Heinrich Füfsli* und *Ludwig Hefs* verrathen fchön aufblühende Talente.

PEST, OFEN, CASCHAU, b. Strohmayer: *Philofophifche Bemerkungen über das Studienwefen in Ungarn.* 1792. 150 S. 8.

Das Werk eines denkenden Kopfs und achtungswürdigen Freundes vernünftiger Freyheit, welches, wenn auch nicht durchgängigen Beyfall, doch immer alle Aufmerkfamkeit verdient. Des Beyfatzes auf dem Titel ungeachtet bezieht es fich nicht fo auf Ungarn, dafs der gröfste Theil des Inhaltes nicht überall brauchbar feyn follte. Es befchäftiget fich übrigens eigentlich mit der fogenannten philofophifchen Facultät, von welcher der Vf. ein würdiges Mitglied zu feyn fcheint (S. 120 f.)

In der vorläufigen Abhandlung über die ordentlichen Vorlefungen überhaupt ftellt er S. 2. den Grundfatz auf, dafs in diefelben alles gehört, was *allen* brauchbar und nöthig ift, das höhere oder was eine beftimmtere Beziehung auf die Bedürfniffe von wenigen hat, in aufserordentliche. Unftreitig; nur müffen die Profefforen genugfam befoldet werden, um nicht den Ertrag von Collegien, die jeder hören *mufs*, zur unentbehrlichen Reffource machen zu dürfen, (worüber fie freylich in den öftreichifchen Staaten *meift* überall hinaus find). Nach des Vf. Plan wären die aufserordentlichen Lehrer, deren er (S. 148 f.) für die philofophifche Facultät acht vorfchlägt, bey weitem die vorzüglichern und die erften (würden auch am ftärkften bezahlt), die ordentlichen wären eigentlich für die Brodftudien, jene für das *efoterifche.* Der Abfchnitt über die *Philofophie* ift hiernächft der wichtigfte (S. 15—45). Der Vf. verwirft nämlich für ordentliche Vorlefungen alle fpeculative Metaphyfik und fodert praktifche. Er zeigt die fchlimmen Folgen der verfäumten Unterfcheidung zwifchen vernünftigem *Glauben*

ben und *Wissen*, wie zum praktischen Gebrauch jener vollkommen hinreicht (weil er sich auf allgemein gültige praktische Urtheile gründet), wie hingegen die vergeblichen Versuche apodiktischer Gewissheit über Gegenstände, wo sie einmal nicht zu erhalten ist, auf Unglauben, Schwärmerey und Mysticismus führen, wie unentbehrlich demnach für Moralität und Religion eine das Wissen vom Nichtwissenkönnen wohl unterscheidende *Kritik der Vernunft* sey. Nach diesen Aeusserungen ist wohl unerwartet, wie er über die Kantische gleichwohl ein Missbehagen äussern kann. Nur, da seine Gründe nicht eigentlich *diese* angreifen, sondern bloss von ihrem bisherigen Erfolge hergenommen sind (dass sie nämlich nicht bey der allerersten Erscheinung durch unwiderstehliche Evidenz allen Streit geendiget und alle Leser zu ihrer Annahme bestimmt habe), so scheint uns, mit seiner Erlaubniss, dass er weder selbst sie recht verstanden, noch auf die Menschen, wie sie sind, genugsame Rücksicht genommen habe. Dem Rec. ist nie auffallend gewesen, dass eine Philosophie, die das Unhaltbare von so vielem, was manchem bisher alles war, aufdeckt, anfangs nicht viele Proselyten machte. Es bedurfte auch bey dem besten Willen Mühe, in den ganz neuen Gesichtspunkt und in den Vortrag dieses Originalwerks sich hinein zu denken; da es zumal, wie Tacitus gegen eine andere Art von Tyranney, vielleicht aus ähnlichem Grunde, in einer Sprache geschrieben war, die ein Studium erfoderte; κτημα ες αει μαλλον η αγωνισμα ες το παραχρημα. Des Vf. praktische Metaphysik schränkt sich allein auf die Fragen von Gott, Freyheit und Unsterblichkeit ein (S. 39.). Warum der Vf. die *Geschichte der Philosophie* ausschliessen will (S. 36.), sieht Rec. nicht ein; vielmehr scheint sie ihm, der beste Weg, jedem eine hinreichende Kenntniss von den vielerley Irrgängen des menschlichen Wissens nebst der Ueberzeugung dass es Irrgänge sind, beyzubringen. (Freylich bedarf sie dazu einer ganz andern als der gewöhnlichen Behandlung.) Dagegen kann Rec. dem Vorschlag einer ausserordentlichen Vorlesung über die *Philosophie der Mathematik* (S. 54 ff.) worinn von ihrem Wesen und ihrer Form, zumal von dem eigentlich unterscheidenden ihrer Begriffe, Sätze und Beweise gehandelt würde, seinen Beyfall nicht versagen. Eben so glücklich verbindet er hiemit den *Versuch einer philosophisch-mathematischen Theorie des Unendlichen*, wodurch die Grundsätze der hohern Algeber aufs reine gebracht würden (S. 61.). Allenfalls könnte man letzteres mit jenem erstern zusammennehmen; dass aber beides sowohl dem Philosophen als dem Mathematiker ausnehmend wichtig ist, um vieler Verwirrung vorzubeugen, dieses bedarf wohl keiner weitern Bemerkungen. Eben so richtig sind des Vfs. Gedanken über die Physik (nur nicht *Phisik* S. 61 u. a. Was soll doch der dem *y*, dem *ph* und andern Buchstaben, oder eigentlich der Etymologie, so häufig angekündigte Krieg der Muttersprache am Ende für Nutzen bringen!); wir zeichnen besonders nur das aus, dass er die offenbar *allen* Menschen wichtige *Diätetik* in die physikalischen Vorlesungen aufnimmt (S. 67.). Einseitig scheint es dem Rec., dass der Vf. (S. 70—78.) in der Geschichte nicht auf chronologische Ordnung der Begebenheiten, auf Kenntniss der Kriege, Bündnisse, Eroberungen, ja selbst der Schicksale der Völker (S. 73 f.), sondern bloss auf Thaten grosser Männer, zu moralischer Nutzanwendung derselben, Rücksicht genommen und mehr eine Charakteristik von solchen als eine Erzählung der Weltbegebenheiten (S. 75.) geliefert wissen will. Unabhängig von der moralischen Benutzung haben viele Menschen eine *zusammenhängende* Kenntniss der Geschichte, wenigstens ihres und der benachbarten Länder, bey täglich vorfallenden Geschäften nöthig und selbst der Philosoph kann jenes Exempelbuch, wozu der Vf. die Geschichte machen will, nicht recht verstehen und anwenden, wenn er den Zusammenhang und Unterschied der Zeiten nicht weiss. Nach verschiedenen, überhaupt guten, zum Theil mehr auf das ungrische Local sich beziehenden Bemerkungen über den *Gehalt* und über die *Wahl* der Professoren, wie auch die *Doctorwürde* (S. 81—116.) geht der Vf. auf die *Lehrbücher* über, die er *klassische Authoren* (classische Autoren) nennt. Er ist *dawider;* der Professor soll kein solches Buch zum Grunde legen. Dem Rec. scheint es für den Anfänger im Studiren sehr wesentlich, ein Lehrbuch, das in reichhaltiger Kürze das Wesentliche seiner Wissenschaft ihm systematisch darstellt, vor sich zu haben; ein Lehrbuch das ihm einen summarischen Begriff gebe, wie weit man bis auf seine oder die nächst vorhergehende Zeit in der Sache gekommen und selbst in spätern Jahren ihm noch zur Uebersicht des Fortgangs der Wissenschaft oder auch zur Betrachtung des Gegentheils diene. So wissen wir, wie selbst *Leibnitz* die Bücher im Alter noch gelesen, woraus er anfangs gelernt. Der Vf. fürchtet, hiedurch würde der Professor zur Maschine (S. 117.); aber es wird ihm hoffentlich nicht verwehrt werden, das Lehrbuch, wenn man seit seiner Erscheinung weiter gekommen, in seinen Vorlesungen zu rectificiren. Der Vf. findet kein Lehrbuch unverbesserlich (S. 118.); aber der ungebundene Vortrag wird es eben so wenig als irgend ein anderes Menschenwerk seyn. Er meynt, es müsse nicht gelehrt werden, was einzelne Menschen gedacht, sondern was über den und diesen Gegenstand überhaupt bisher gedacht worden (S. 119.); es ist aber nicht einzusehen, warum dieses nicht eben sowohl schriftlich, als bloss durch den mündlichen Vortrag eines, doch auch einzelnen, Menschen geschehen könnte. Er findet einen solchen Zwang für den Mann von Genie unerträglich (S. 120.). Ein Lehrbuch nach der Idee des Rec. muss aber in dem natürlichsten, einfachsten Zusammenhange die Hauptsumme einer Wissenschaft enthalten: Ein Professor, wenn er auch das gröste *Genie* wäre, würde, wenn er sich an keine Methode im Vortrag binden könnte, ein schlechter Lehrer seyn; ja es ist, nach des Rec. Dafürhalten, ein Mann, der, wenn er auch die Wissenschaft um keinen Schritt weiter bringt, dafür aber die Gabe einer ordentlichen Darstellung hat, ein besserer Professor als vielleicht Baco und Leibnitz gewesen wären. „Wie

„aber wenn die Methode des Lehrbuchs veraltert, wenn „sie wenigstens die nicht ist, in die *er* sich herein denken kann!" Dann schreibt er ein anderes (wie allerdings in Zeiten des *Fortschrittes* der Wissenschaften jedes Geschlechtalter neue Lehrbücher braucht) und bessert immerfort daran; eine Manier, der wir viele vortreffliche Schriften zu danken haben, welche als die literärischen Testamente, als die Resultate des vieljährigen Betrachtens aller Theile eines Gegenstandes einen grossen Werth haben. Während aber der Professor dieses Lehrbuch schreibt, sollte er in dem gesammten Nachlass der verflossenen Jahrhunderte denn gar keines finden, das einstweilen dienen könnte! Der Artikel von der Büchercensur ist mit vieler Freyheit (z. B. S. 137.) geschrieben und, ob wohl hin und wieder nähere Bestimmungen zu wünschen wären (deren umständliche Erwähnung wir hier nicht darstellen können), im Ganzen gut.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Erfurt*, in der Kaiserschen Buchh.: *Beantwortung der* von der Kurfürstl. Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt aufgestellten *Preisfrage: wie ist dem so sehr einreissenden Holzmangel vorzubeugen und eine zweckmässige Holzcultur auf Leeden, wüsten Bergen etc. zu erzielen?* 1794. 6 Bog. 8. — Da es bey einer, die schädlichsten Folgen drohenden starken Abnahme des Vorraths an einem unentbehrlichen allgemeinen Bedürfnisse auf die Erfindung und den Gebrauch solcher Mittel ankommt, wodurch theils die fernere Verminderung gehemmt, theils dem noch vorhandenen Vorrathe ein Zuwachs verschaft werden kann; so konnte auch nur durch eine hiemit übereinstimmende Beantwortung der vorangeführten Preisfrage, derselben Genüge geleistet werden. Jede Ersparung am Verbrauche sowohl, als jede Vermehrung des noch übrigen Vorrathes — sie sey nun von völlig gleicher, oder von homogener Art — ist in solchem Falle reiner Gewinn. Mehr auf das Letztere, als auf das Erstere, hat der Vf. sein Augenmerk und noch dazu nicht mit aller der Vollständigkeit, welche erfoderlich war, gerichtet. Seine Abh. konnte daher freylich von der Akademie nicht für vollgültig erkannt werden; sie hat aber doch — in so fern sie nicht als eine Preisschrift, sondern als eine sorgfältige Sammlung verschiedener den behandelten Gegenstand betreffender nutzbarer Wahrheiten, besonders über die Cultur einiger Waldbäume, betrachtet wird — immer einigen Werth.

Den Anfang macht eine summarische Aufzählung der Ursachen des überall sich äussernden, starken Holzmangels (worunter jedoch Rec. die holzfressenden Glas- und Cichorienfabriken, das häufige Thee- und Kaffeetrinken, und die jetzt mehr, als ehemals gewöhnliche, Aufführung hölzerner, statt steinerner Gebäude, und deren innere Structur vermisset), ingleichen einiger brennbaren Fossilien, nämlich der Stein- und Braunkohlen und des Torfs. Darauf wird §. 5. richtig festgesetzt, dass bloss Sparsamkeit mit den geringen Vorräthen, Holzanbau und Baumzucht, Auffindung und Einführung gedachter Fossilien die einzigen Mittel seyen, jenem gefährlichen Mangel abzuhelfen. Der Vf. ist aber bey dem ersten und letzten Gegenstande viel zu kurz, und nur hauptsächlich mit dem zweyten beschäfftiget. Doch enthalten auch die §§. 6—8, die der Beantwortung des ersten Punkts der Preisfrage: wie nämlich der sicherste und schnellste Nachwuchs des gefällten Holzes zu erlangen sey? gewidmet sind, keine einzige Belehrung, welche nicht schon jedem halbgelehrten Forstmanne längst bekannt wäre. Der darinn aufgestellten Missbilligung der Masthütung werden viele erfahrne Forstmänner nicht beypflichten, sondern vielmehr versichern, dass das Aufwühlen eines verrasten und verquecktes Bodens durch die in die Mast getriebenen Schweine, wenn diesen nicht der Frass des ganzen Vorrathes der Mast, sondern nur eines Theils davon gestattet wird, ein sehr leichtes und sicheres Mittel sey, den Anwuchs junger Eichen und Buchen zu befördern. Mit mehr Ausführlichkeit ist der die Benutzung der Leeden, wüsten Berge und steinigten, kiesigten Gegenden zum Wachsthume sowohl einheimischer, als ausländischer Holzarten betreffende 2te und 3te Punkt der Preisfrage beantwortet. Zuerst wird die Zubereitung des Bodens solcher Reviere zum Holzbaue deutlich und zweckmässig beschrieben, und hierauf dessen Besamung mit einigen sowohl in- als ausländischen dazu schicklichen Laub- und Nadelholzarten angerathen und gelehrt. Darunter hätte auch die italiänische Pappel, wegen ihres schnellen Wuchses selbst in einem sandigten und kiesigten Boden, angeführt werden sollen. Noch mehr war aber eine hinlängliche Anweisung zur Bepflanzung eines solchen Bodens desshalb nöthig, weil daselbst oftmals nur dadurch allein, oder doch füglicher, als durch Besamung, der Holzanbau beschaffet werden mag. Hiebey verdient die für beide Arten des Verfahrens, und für allen Holzanbau überhaupt gültige, von dem Vf. angeführte allgemeine richtige Regel bemerkt zu werden, dass man, des gewissern Erfolgs und der geringeren Kosten wegen, mehr auf die Cultur inländischer, als ausländischer Baumarten Bedacht zu nehmen habe.

Am allerwenigsten ist demjenigen Theile der Preisfrage, welcher auf die Herbeyschaffung und Anwendung anderer Feuerungsmaterialien abzweckt, durch die wenigen Bemerkungen hierüber im letzten §. Genüge geschehen, auch überhaupt darinn nichts von Erheblichkeit enthalten.

Der eigentliche Werth dieser Schrift besteht also bloss darinn, dass der Vf. mit bedachtsamer Ueberlegung aus einigen classischen Werken über die Forstwissenschaft die dem zu behandelnden Gegenstande am meisten angemessenen Grundsätze gesammelt, zusammengestellt und ihre Anwendung theils nach eigenen, theils nach den von einem praktischen Forstmanne hinzugefügten Bemerkungen und Erfahrungen bestimmt hat. Der Vortrag ist schleppend und gedehnt, und eben dadurch oft schwer zu verstehen.

Erbauungsschriften. *Leipzig*, b. Köhler: *Der Stand des Bergmanns* eine Quelle des Segens. Eine Bergpredigt, gehalten zu Altenberg von *Gottlob Liebmann*, Diakonus daselbst. 1794. 23 S. 8. — Text: Ps. 128, 2. Der Bergmann ist seiner Nahrung und seines Unterhalts gewiss, sein Stand ist der Tugend und Frömmigkeit förderlich, er ist nützlich auch für andre, indem er nothwendige Producte der Erde abgewinnt, sonst unfruchtbare Gegenden bevölkert und cultivirt; diese Wahrheiten trägt der Vf. in einer nüchternen und fasslichen Sprache vor und leitet daraus die Pflicht des Bergmanns her, diese Vorzüge zu behaupten. Es wäre zu wünschen, dass es dergleichen Gelegenheiten zu besondern Stunden und Classen von Zuhörern zu reden im Predigtamt mehr geben und dann alle Prediger, wie unser Vf., verstehen möchten, ihnen die heilsamsten Wahrheiten zu sagen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. September 1795.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Cilli, b. Jenko: *Praktische Anwendung aller, unter der Regierung — Leopolds II für die gesammten Erblande in geistlichen Sachen, publico-ecclesiasticis, ergangenen Verordnungen*, in systematischer Ordnung herausgegeben von *Johann Schwerdling*, ordentl. Lehrer der Moral und Pastoraltheologie und Secretär des — Bischofs zu Agram. 1793. 350 S. in 8.

Da bekanntlich unter der Regierung *Josephs II* die geistliche Verfassung in den österreichischen Staaten eine ganz neue Form und (so viel es zu bewirken war) einen andern Geist bekommen, so hatte der Vf. das nützliche Werk einer systematischen Darstellung des Inhalts der Verordnungen dieses grossen Kaisers geliefert, worinn alles, was über die Personen, Güter und Rechte der Geistlichkeit, über die Toleranz, das *Placitum regium* und verwandte Gegenstände bis auf den 1 Jan. 1790 verfügt worden war, summarisch enthalten ist. Kaiser *Leopold*, welcher die Verwaltung nicht wie sein Bruder nach einer langen, sehr ordentlich geführten Regierung, die alles im ruhigsten Zustande und in bereitwilliger Stimmung hinterlassen hatte, sondern in einem Augenblick der furchtbarsten Krisis von innen und aussen, und einer Art von Desorganisation, übernahm, bedurfte der weisesten Mässigung, um von den guten Einrichtungen möglichst vieles zu retten, ohne den Staat noch mehr zu erschüttern. Es versteht sich hienächst von selbst, dass viele, welche über die vorige Regierung persönlich nicht vergnügt waren, alles bewegten, um dem Kaiser *ihren* Gesichtspunkt als den wahren darzustellen. Kaum hatte Leopold die Geschäfte wieder in eine ruhigere Lage gebracht, kaum hatte er können merken lassen, was er mit der Zeit wohl zu thun gedächte, als dieser weise Fürst starb. Wenn daher Hr. *S.* in vorliegendem Werk zusammenstellt, was er in den zwey Jahren über geistliche Dinge verordnet hat, so muss natürlich alles fragmentarisch seyn, und man erblickt hin und wieder die zufällige Gewalt der Umstände deutlicher, als den systematischen Gang des Gesetzgebers von Toscana. An vielen Stellen ist man überdem sehr versucht, auszurufen: *felix, qui potuit rerum cognoscere causas.* Dieses ist aber das Amt der Geschichte; die Zusammenstellung des Vf. ist indess nicht nur zur Kenntniss des geistlichen Staatsrechts in den Erblanden, wie Leopold es hinterliess, für Geschäftsmänner sehr unterrichtend, sondern auch selbst der Philosoph, der auch nur einigermassen die neueste Geschichte weiss, wird nicht unbelehrt weggehen und zu mancher Betrachtung über den Kampf der Weisheit mit Vorurtheilen, des allgemeinen mit eingeschränkterm Interesse Stoff finden. Das Andenken Leopolds wird dabey nicht verlieren; man wird sehen, dass er sich in so vielen wohlthätigen Anstalten, als die Zeit es zuliess, gezeigt und so gut als es nur immer mit der Klugheit vereinbar war, mit den Leidenschaften der Menschen capitulirt hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Crusius: *Memorabilien* eine philosophisch-theologische Zeitschrift von *Paulus*, Prof. der Theol. zu Jena. *Siebentes Stück.* 1795. 204 S. 8.

Dieses Stück ist sehr reichhaltig. 1) *Resultate von Fulda's freymüthigen Untersuchungen über den Kanon des A. T.* Ueberall scharfsichtige Blicke einer liberalen Theologie, wo der gewöhnliche Theologe nichts sieht, doch auch viele paradoxe und unhaltbare Ideen. Der Herausgeber that sehr wohl, dass er aus der weitschweifigen und unvollständigen Untersuchung nur die Resultate gab. 2) *Ueber die Gabe der Sprachen am ersten Pfingstfeste*, vom Prof. *Schmid* zu Ulm. Der Vf. nimmt *Herders* Hypothese an, doch mit einer Begränzung, wodurch der Sprachgebrauch mehr gerettet wird. Die Juden und Judengenossen Apg. 2, 9—11. sind andere, als die zu Jerusalem wohnenden frommen Juden v. 5. Diese ευλαβεις gehörten zur Christengemeine, die sich versammelt hatte; jene zur Menge, die herbey gelaufen war. (Dies ist allerdings eine sehr schickliche Auskunft, und man kann bey dem unhistorischen Styl des N. T. dergleichen Unbestimmtheiten wohl annehmen; allein Lukas hat diesen Unterschied schwerlich im Sinn gehabt, sonst würde er wohl geschrieben haben *ησαν δε και εν — — — ουρανον επι το αυτο.* In seiner Verbindung scheint er aber nur v. 5. die Menge erklären zu wollen, die v. 6. erscheint, und v. 9—11. vereinzelt wird.) Ferner werden die Anhänger Jesu v. 7. alle für Galiläer gehalten, weil Jesus und seine ersten Schüler aus Galiläa waren. Ετεραις γλωσσαις λαλειν wird mit *Herder* sehr richtig erklärt: in der höchsten Begeisterung, oder Entzückung reden; aber *τῃ ιδιᾳ διαλεκτῳ λαλειν, εν ῃ εγεννηθημεν* in der Muttersprache reden, welches es auch nur heissen kann. Die erste Schwierigkeit hält indessen doch Rec. ab, diese ganze sonst so treffende Erklärung zu unterschreiben! Bey dieser Gelegenheit bemerkt der Herausg. noch etwas über den 2 und 3ten Vers. Er nimmt dabey Rücksicht auf die Naturerscheinung, dass man bisweilen an Thürmen die Elektricität in weissen und

und bläulichten Flammen entdeckt. Rec. setzt zu dem erzählten Fall noch hinzu, dafs diese Bemerkung an den Mastbäumen der Schiffe in der Südsee ganz gewöhnlich ist. Bisweilen ist sogar der ganze Obertheil des Schiffs mit elektrischen Flämmchen übersäet, wovon der Baron *Wollzogen* ein auffallendes Beyspiel sah, als er vom Kap nach Batavia segelte. Daher schliesst nun Hr. P., dafs sich in der dicken Luft des Versammlungssaals eben solche elektrische Flämmchen zusammengezogen haben mögen. (Dies läfst sich aber nicht wohl annehmen, denn es wäre ganz wider die Natur der Elektricität. Verdickte Ausdünstungen von Menschen leiten ab, daher die Elektrisirmaschinen in einer von Menschen verdickten Atmosphäre sehr schwache und oft gar keine Funken geben. Vielmehr müfste man hier die Luft so trocken als möglich annehmen; oder auch bey einem einschlagenden Blitz die Elektricität aus den Menschen leuchtend hervorgehen lassen, denn es ist bekannt, dafs einige Menschen bey einer Gewitterluft durch Reiben Funken von sich geben können. Allein beides behalt doch auch seine grosse Schwierigkeit.) Sehr richtig aber wird bemerkt, dafs ωφθησαν αυτοις nicht heisse: man sah diese Feuererscheinungen an ihnen, denn da müfste es εν αυτοις heissen; sondern sie wurden von ihnen gesehen. Rec. glaubt noch etwas zur Verstärkung hinzu setzen zu können. Er hat von jeher übersetzt „*sie glaubten zu sehen*" denn ωφθησαν αυτοις ist der gewohnliche Ausdruck von einer Vision. Sie hatten die Vision, d. i. sie glaubten zu sehen. Matth. 17, 3. v. 9. ausdrücklich ὁραμα. Marc. 9, 4. Luc. 1, 11. Auch in unsrer Stelle v. 17. ist die Erklärung ὁρασις. Dafs γλωσσαι ὡσει πυρος feuerähnliche Flämmchen heissen kann, hat seine Richtigkeit. Jes. 5, 24. Allein, wenn Hr. P. bey εκαθισε supplirt sc. τι *insedebat ipsis nescio quid;* so scheint natürlicher das letzte το πυρ wiederholt werden zu müssen. Die erste angegebene Schwierigkeit ist also dieser geniereichen Erklärung noch im Wege. Rec. glaubt seines Theils durch die Erklärung einer Vision eben dahin zu kommen, wohin Hr. P. will. 3) *Versuch über Dan. 9, 21 ff.*, von *Joh. Ernst Christ. Schmidt.* Der Vf. eröffnet eine neue Aussicht zur Erklärung dieser dunkeln Stelle. Er glaubt, Daniel habe den hohen Erwartungen der Nation von einem Königthume, zu dem sie noch einmal wieder erhoben werden würde, entgegenarbeiten wollen, weil er am Hofe Nebukadnezars einen weitern Gesichtskreis, als die Propheten der Vorzeit, gefafst hatte, und es voraus sah, dafs die Nationalidee von einem irrdischen Königreiche unter dem Messias, das Volk ins Unglück stürzen würde. Die Hauptgedanken v. 24 — 26. sind also folgende: „Zweymal kann der lange Zeitraum des Exils verlaufen, bis das Volk, welches schon jetzt den Weltbezwinger unter sich sucht, nur *Ein* Jahr ein Königsvolk gewesen ist. Israel darf sich nie verführen lassen, ein Königsvolk werden zu wollen; das Jahr, wo es dies wagt, ist das Jahr seines Untergangs." Diese neue Ansicht verdient alle Aufmerksamkeit. Wenn man nur erst mit der Zeit dieses Orakels aufs Reine wäre; so würden sich die Sprachschwierigkeiten, welche noch dabey obwalten, wohl ausgleichen lassen. 4) *Ueber die Zahl 40 im A. T.* Von *Bruns. Ernesti* hätte eben nicht nöthig gehabt, des KR. *Danovius* Untersuchung dieser Zahl, als eine unnütze Grübeley zu verwerfen, da sie allerdings zu einem wichtigen Resultat führen kann, wie dieser gründliche und liberale Auffatz zeigt; allein Ernesti war an Machtsprüche schon gewöhnt durch die übermäfsige Verehrung, die man ihm, vorzüglich in Sachsen, erwies. Die Zahl 40 ist bey den Hebräern eine unbestimmte runde Zahl, wie 80, 20, 10. Man sagt noch jetzt in der persischen Sprache 40 für *viel*. Dies wird aus *Chardins* Reisen bewiesen, und sehr richtig geschlossen, dafs also die Chronologie des A. T. sehr unsicher ist. Rec. hat dieses letzte schon mehrmals bemerkt, und bittet daher, dafs man doch endlich einmal *allgemein* anfangen wolle, von Christi Geburt aufwärts (nach den Jahren vor Christi Geburt, und nicht der Welt, deren Alter kein Mensch wissen kann,) zu rechnen, damit man doch wenigstens etwas Gewisses und Bestimmtes habe. 5) *Fragmenta Lucae et Codice Bibl. Palat. Vindobon. argenteo, quo versio Antehieronymiana* (Lateinischer *translatio ante Hieronymum facta*) *secundum Lucam et secundum Marcum continetur.* Vom Prof. *Alter* in Wien. Ueber den Nutzen dieser Fragmente erklart sich der Herausg. am Ende. Junge Gelehrte, die noch nie einen Codex gelesen haben, können hier die erste Idee davon bekommen, und mit allen Theologen Gott danken lernen, dafs wir jetzt das N. T. besser verstehen, als es damals der Fall war. Das Verdienst des Hieronymus um eine bessere lateinische Uebersetzung wird dadurch auch in ein helleres Licht gesetzt. 6) *Ueber Röm. 8, 19 — 23. ein exegetisch-historischer Versuch von Pöliz.* Der Vf. verbreitet sich mit seinen hellen Ideen in einem lichtvollen Vortrage auch über diese bekannte Stelle von der seufzenden Creatur, und bezieht sie auf die Vorstellungen vom Messiasreich, die im N. T. überall herrschen. Es kömmt hiebey vorzüglich auf den 18ten und 19ten v. an, die der Vf. so paraphrasirt „denn da Jesus durch Leiden und Tod zur „Herrlichkeit eingegangen ist; so dürfen auch wir unserm hohen Lohne, nach überstandnen Leiden in der „gegenwärtigen Epoche, entgegensehen. Und so bin „ich überzeugt, dafs die Leiden, die uns jetzt betreffen, nicht in Vergleichung zu bringen sind und weit „überwogen werden durch den glückseligen Zustand, „der uns im Reich des Messias erwartet. Denn innig „ist das Verlangen der zur neuen Lehre bekehrten Juden und Heiden, die Inauguration des Messiasreichs „zu sehen, oder sich zu überzeugen, welche Seligkeit „den Bekehrten (υἱοις τȣ Θεȣ) im moralischen Messiasreiche bevorstehe." Darnach richtet sich dann auch die übrige Erklärung, die darauf hinaus geht, dafs die ganze Stelle zu erklären sey von den sehnlichen Erwartungen der neubekehrten und vermischten Christengemeine, die der Inauguration und den Freuden des bald auf Erden zu errichtenden moralischen Messiasreiches entgegen sah, die der Apostel nähre und billige, und wovon er selbst durchdrungen sey. Dieses erwartete Messiasreich hält der Vf. aber für kein anderes, als

für

für das tausendjährige Reich mit allen seinen Hauptbestimmungen, z. E. Verwandlung der Körper, Theilnahme der Verstorbenen daran u. s. w. nur mit dem Unterschiede, dass es sich Paulus nicht sinnlich dachte, wie die spätern Christen; sondern durchaus moralisch. — Es lässt sich freylich gar nicht läugnen, dass Spuren von einem solchen Messiasreiche im N. T. zu finden sind, wo von einer παλιγγενεσια u. dgl. gesprochen wird, auch will Rec. nicht ganz in Abrede seyn, dass die Erwartung desselben hier wohl zum Grunde liegen möge, wenn gleich die Theologen diese Stelle billiger Weise von der künftigen Welt erklären: allein der gegebenen Worterklärung stehen noch grosse Schwierigkeiten entgegen, die wenigstens den Rec. von der Annahme abhalten. Er ist völlig überzeugt, dass κτισις hier nichts anders heissen kann als die *ganze Natur*, vorzüglich der lebenden und empfindenden Wesen. Nur hierauf lässt sich nach dem Sprachgebrauch des Paulus und der Hellenisten die ματαιοτης und δϰλεια της φθορας beziehen. Es lässt sich nicht erweisen, dass es die *Neubekehrten* (Juden und Heiden) bedeuten könne. Auch könnten diese ja nicht von den υιοις und τεκνοις τϰ θεϰ unterschieden werden, die sie ja selbst waren, und wozu sie doch wenigstens gehörten. Nach des Rec. Urtheil ist hier ausser der Lehre von einem künftigen unkörperlichen Glück der Christen, das freylich ganz nach den Erwartungen vom Messiasreich modificirt ist, nichts weiter als ein Wunsch des Apostels zu finden, dass die ganze Natur bey der Wiedererscheinung Christi zugleich mit glücklich seyn möge, befreyt von der jetzigen Hinfälligkeit, Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit. Dies ist der Wunsch eines guten selbst leidenden Mannes, und zwar ein so frommer Wunsch, dass jeder Christ gern mit einstimmen wird. — — 7) *Zusatz zu der Justischen Erklärung von Röm. 9, 5. von J. E. C. Schmidt.* Hr. *Justi* hatte diese Stelle übersetzt „er ist erhabener als die gepriesenen Stammväter des jüdischen Volks" und dabey vermuthet, dass dies wohl ein Prädicat des Messias gewesen seyn möge. Hr. Sch. zeigt, dass es wirklich ein Prädicat des Messias war. Doch ist die Sache noch nicht ganz ausgemacht. 8) *De notione tituli filii Dei, Messiae h. e. uncto Jovae in libris Sacris tributi.* Von *Ilgen.* Diese mit sehr feiner Sprachkenntniss verfasste Dissertation des Hn. Prof. *Ilgen* ist auch sonst schon bekannt, daher eine genauere Beurtheilung hier überflüssig seyn würde. Für die, welche sie noch nicht kennen, mag die Notiz hinreichen, dass der sowohl mit classischer als biblischer Philologie ausgerüstete Vf. hiemit eine ganz neue genauere (und zwar grammatisch richtige) Untersuchung über die Bedeutung des Ausdrucks *Sohn Gottes* in der Bibel anstellt, die in drey Theile zerfällt: 1) vom Ursprung bis zum Untergang des Israelitisch-Jüdischen Reichs, 2) von dem babylonischen Exil bis auf Jesum, 3) zu den Zeiten Jesu. Hier ist fürs Erste nur der erste Theil oder die erste Periode abgehandelt. Richtiger hätte die erste Periode wohl von den Büchern Mosis an datirt werden sollen, da sie ja nicht ausgeschlossen werden. Hin und wieder scheint Hr. *I.* etwas zu weit auszuholen, und der classischen Philologie zu viel Raum zu geben. Rec. ist nach der Fortsetzung dieser gründlichen Abhandlung sehr lüstern. 9) *Ueber den Gebrauch des Worts οἱ αιωνες Hebr. 11, 3. 1, 2. und den Zusammenhang der letzten Stelle,* Von *Paulus.* Dem Herausgeber war in einem Briefe der Einwurf gemacht, dass Hebr. XI, 3. αιωνες schlechterdings durch *Schöpfung* übersetzt werden müsse. Er nimmt daher Gelegenheit, seine Erklärung über die beiden Stellen noch einmal philologisch und philosophisch zu rechtfertigen. Rec. gehört auch zu der Classe des Briefstellers, die sich von jener Erklärung nicht überzeugen kann. Es wird ihm also erlaubt seyn, seine Gründe gegen diese Vertheidigung zu stellen, in der Hoffnung, dass sie nicht ohne Einfluss auf Hn. P. seyn werden. Hr. P. behauptet, man dürfe jene Stellen beynahe schlechterdings nicht durch *Weltschöpfung* übersetzen, weil man keinen philologischen Beweis führen könne, dass αιωνες geradezu *Welt* oder *Schöpfungsall* bedeute. Rec. glaubt diesen Beweis schon allein aus 1 Tim. 1, 17. τῳ δε βασιλει των αιωνων, αφθαρτῳ, αορατῳ μονῳ θεῳ führen zu können. Wenn ihn hier nicht alles Sprachgefühl trügt; so kann man unmöglich *König* der Zeiten übersetzen, ohne die höchste Poesie anzunehmen, sondern man muss es König der *Welten*, d. i. Herr des *Weltalls* geben und verstehen. Verwirft Hr. P. diesen Beweis, weil er nicht entscheidend genug ist; so fragt Rec. nach einem strengen Beweise, dass ποιειν τϰς αιωνας heissen könne: *die Zeiten machen*, wie es übersetzt wird, für die *Welt* machen, oder bilden. Jenes ist kein Sprachgebrauch, und der Beweis wird schwerlich streng geführt werden können, da er hier nur nach der Analogie geführt ist. Was Hr. P. dagegen wider die unlogische Behauptung, dass hier 1, 2. der Messias schon als *Gott selbst* dargestellt werde, da doch erst späterhin sein Vorzug vor den Engeln u. s. w. gezeigt wird, sehr scharfsinnig erinnert, unterschreibt Rec. von ganzem Herzen. Allein diese Behauptung der spätern Theologen ist auch gar nicht im Sinn des Vf. d. B. a. d. Hebr. Dieser will bloss zeigen, dass der υιος θεϰ, d. i. der Messias mehr sey als Moses und sogar als die Engel. Gott hat sogar *durch* ihn die Welt geschaffen, oder eigentlicher *gemacht, gebildet.* Damit sagt er noch nichts weiter, als er ist ein höheres Wesen, noch höher als die Engel, denn diese haben die Welt nicht *gebildet.* Er spricht also noch gar nicht von dem *höchsten Gott*, denn davon konnte er als Jude nicht sprechen, ohne in diesem Augenblicke ein Polytheist (oder doch Dualist) zu werden, wovor sich jeder rechtschaffene Jude wie vor einer Todsünde hütete. Wir dürfen hier also gar nicht von unserm Begriff eines *Weltschöpfers* ausgehen, der kein anderer als der höchste Gott seyn kann; sondern wir müssen bey dem Begriff eines *Weltbildners* oder *Ordners* der Welt stehen bleiben, welcher ein blosses höheres Wesen, dem höchsten Gott untergeordnet, seyn *kann*, und welches gewiss der Begriff des Verfassers d. Br. a. d. Hebr. war. Es lag dabey nämlich die Vorstellung des personificirten ῥημα oder λογος θεϰ, *wodurch* Gott die Welt schuf, zum

Grunde, welche auf den Messias angewandt wurde, da seine höhere Natur gezeigt werden sollte. Am deutlichsten findet sie sich beym *Philo* — *τω λογω αυτȣ καθαπερ οργανω προχρησαμενος εκοσμοποιει* Legg. Allegor. L. 8. Ferner *και ότε εκοσμοπλαστει χρησαμενος οργανω τυτω de migratione Abrahami principio*. Sie ist geflossen aus 1 Mos. 1. Prov, 8. Auf diese Weise glaubt Rec. dem Herausgeber wieder näher gekommen zu seyn. Er wünscht einem jeden Stück der Memorabilien einen so reichen Inhalt.

Kopenhagen, b. Möller: *Aufklärungen in Rücksicht auf die Erhebung des Hn. C. F. T. von Lüttichau in den Reichsgrafenstand*, von C. U. D. von Eggers, der Rechte Dr. und Prof. zu Kopenhagen. 1792. 8.

Die dänische Regierung hatte zum Besten des Bauernstandes in Jütland verschiedene Einrichtungen getroffen, welche nicht allen Güterbesitzern als auch für sie vortheilhaft einleuchteten. Es wurde zu Verteilung derselben zuerst dem Prinzen Carl von Hessen und hierauf dem Kronprinzen selber, jedem eine, mit mehr als hundert Signaturen befestigte, Denkschrift überreicht. Die Regierung fand Ursache, die Aechtheit eines grossen Theils der Unterschriften zu bezweifeln. Dem Kronprinzen etwas als den Ausdruck des Willens einer respectabeln Classe zu übergeben, das es nicht war, schien mit Recht ein strafwürdiges Verbrechen. Die Sache wurde untersucht, und nahm besonders für den damaligen dänischen Kammerherrn *Christian Friedrich Tönne von Lüttichau* eine nachtheilige Wendung. In seiner Verlegenheit suchte er sich durch die Privilegien des Adels zu helfen, und protestirte am 8. Dec. 1790: dass es unerhört sey, Leute von Condition, ausser in *Crimine laesae majestatis*, inquisitorisch zu befragen; es laufe dieses auch ganz wider die Absichten des Königs, *und er könne diese Behandlung nicht mit Gleichgültigkeit ansehen*. Protestationen dieser Art pflegen, dem Gesetz Christians V zufolge, mit Infamie und Confiscation der Güter bestraft zu werden. Indess, nachdem die Richter ausgetreten, wider welche Hr. von Lüttichau etwas eingewendet, fiel am 7. April 1791 das Endurtheil des höchsten Gerichtes dahin aus: dass er wegen seines *schändlichen und gesetzwidrigen Verhaltens* 1000 Rthlr. an Brüche, die Processkosten und 24 Rthlr. wegen Erregung unnöthiger Rechtshändel bezahlen soll. Im July wurde ihm auch der Kammerherrnschlüssel abgefodert. In eben diesem Jahr erschien der *so* verurtheilte als herzogl. braunschweigischer *geh. Etatsrath*, und am 23. Nov. wurde er von Kaiser Leopold in des H. R. Reichs *Grafenstand* erhoben.

Es lässt sich denken, dass nach allem, was vorgegangen war, dieses für patriotische Dänen auffallend seyn musste. Zur selbigen Zeit wurde in das von Hn. Prof. *Eggers* herausgegebene deutsche Magazin ein Aufsatz eingerückt, worinn gezeigt werden sollte, wie nöthig die Vorsicht *besonders nun* sey, in einen mit grossen Vorrechten versehenen Stand niemand aufzunehmen, über dessen persönlichen Werth einiger Zweifel eintreten könnte. Dieses wurde auf die bey der Reichskanzley vorkommenden Standeserhöhungen angewendet und gewünscht, dass dieselbe durch die Landesregierungen oder die kaiserlichen Minister jedesmal vorläufig um die persönlichen Verhältnisse der Supplicanten sich erkundigen möchte. Zum Beweise, wie bündig und nöthig dieses wäre, wurde obiges angeführt, wie nämlich Hr. *v. L.*, wenige Monate nachdem er vom höchsten Gerichte zu Kopenhagen wegen *schändlichen und gesetzwidrigen Verhaltens* war verurtheilt worden, aus der Reichshofkanzley den *Grafenstand* erhalten habe. Hr. *v. L.*, der eben in Hamburg war, wo das Magazin verlegt wurde, erhielt von diesem Aufsatz in dem Augenblick seiner Erscheinung Nachricht. Sofort machte er dem Verleger mit dem Namen des kaiserlichen Gesandten bange; dermassen, dass selbiger nicht nur diese Schrift unterdrückte und sein Leidwesen darüber öffentlich bezeugte, sondern den Verlag des Magazins gänzlich aufgab. Hr. *v. L.* trat hierauf im Jänner 1792 vor das Publicum, mit der (hier abgedruckten und beleuchteten) *Bekanntmachung einer weit getriebenen Vermessenheit des Prof. von Eggers*. Letzterer setzte erstlich *historische Erläuterungen*, hierauf eine *rechtliche Untersuchung* entgegen. Diese drey Schriften finden sich in vorliegender Sammlung. Aus den darinn befindlichen *actenmässigen* Datis ist unsere Vorstellung concentrirt worden. Sie scheint dem Rec. klar genug, um das Urtheil dem Publicum zu überlassen. In Ansehung der Manier muss er nur beyfügen, dass Hr. Prof. von Eggers (nach *seiner* Einsicht) die unwürdige Behandlung in der Lüttichauschen Schrift nicht verdient hat, indem er nur von einer öffentlichen Gerichtshandlung seiner vaterländischen Regierung im *dänischen Magazin* hat sprechen lassen und es macht ihm daher desto mehr Ehre, dass er gleichwohl in seiner Vertheidigung die Gränzen des Anstandes und der Mässigung nie überschritten hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Halle*, b. Dreyssig: *Der neueste Tugendspiegel*, in Erzählungen für die Jugend, von *Johann David Büchling*. 1794. 92 S. 8. (9 gr.) — Funfzig kleine Erzählungen unterhaltend und für Kinder fasslich vorgetragen, welche einem geschickten Lehrer die beste Anleitung geben können, die moralischen Wahrheiten, worauf ihre Ueberschriften hindeuten, Kindern anschaulich und eindringend zu machen. Den figürlichen und abgenutzten Titel, die schlechten rothen Bilder, hauptsächlich aber die angehängten Verse hätte der Vf. der Güte des Buchs unbeschadet weglassen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. September 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) *Vollständige Geschichte der von sämmtlichen Landständen des Hochstifts Hildesheim den 19 Dec. 1789 ernannten Deputation*, zur Rechtfertigung eines von Seiten der Ritterschaftl. Curie den 24 May 1790 überreichten Voti 1790. 84 u. 12 S. Fol.

2) *Actenmäfsige Berichtigung einer jüngst erschienenen sogenannten vollständigen Geschichte etc.* Zur Vertheidigung der zum engern Ausschufs ernannten Deputation etc. 1790. 84 u. 108 S. Fol.

3) *Meine Vertheidigung wider die beleidigende Ausfälle in der sogenannten vollständigen Geschichte etc. Franz Leop. Goffaur.* 1790. 23 S. Fol.

4) *Supplic pro Mandato, de abolendo eliminandoque ex protocollo comitiali sic dictum Conclusum Statuum d. 27 Nov. p. a.* in Sachen Canonici Goffaur wider den Herrn Fürsten zu Hildesheim. Wetzlar. 1791. 46 u. 54 S. Fol.

5) *Abgefoderter Bericht und Gegenbericht in dieser Sache.* 1793. 6 u. 22 S. Fol.

6) *Gründliche und nothdringliche Darstellung der allgemeinen Landesbeschwerden* mit unterthäniger Imploration von Seiten des Bauernstandes des Hochstifts Hildesheim, wider hochlöbl. Landstände, in specie den zu den Steuersachen verordneten grösseren Ausschufs. 1793. 27 u. 28 S. Fol.

7) *Recepisse an den Vertheidiger der Hochstift Hildesheimischen Landesverfassung*, Hn. Dr. *J. F. Runde.* 1794. 46 S. 4.

8) *Bekanntmachung an diejenigen Unterthanen im Hochstift Hildesheim welche bey der bekannten Sache des Bauernstandes, betheiliget sind.* Hildesheim. 1795. 16 S. 4.

9) *Schreiben eines Vaterlandsliebenden Bürgers* aus einer Landstadt im Bisthum Hildesheim, an seine sämmtliche Mitbürger in allen Hildesheimischen Landstädten, über die vorhabende Wahl eines Adjuncti zum Landsyndicat der Ritterschaft und Städte. 1792. 52 S. 8.

10) *Vertheidigung und Ehrenrettung t. l. Goffaur* wider den Domdechant *v. Weichs*, den Scholaster *v. Schultz*, und den Ritterschaftl. Deputirten *v. Rheeden.* 1794. 52 u. 16 S. 4.

11) *Nähere Erörterung der in der Vertheidigung des Canon. Goffaur erzählten Geschichte*, einer vorgeblichen versuchten Bestechung des Worthalter *Siemens* zu Goslar, von Amtmann *Flöckher* in Wiederlahe. Hildesheim. 1794. 12 S. Fol.

12) *Unpartheyische Reflexiones* über diese sogenannte Erörterung von *F. L. Goffaur*, Hildesheim. 1794. 22 S. 4.

13) *Des Worthalters J. G. Siemens in Goslar Erklärung* über den in der Vertheidigung des Can. *Goffaur* erzählten Vorgang, und des Amtmann *Flöckher* nähere Erörterung desselben. Goslar. 1795. 130 S. 8.

14) *Darstellung der Gründe und Verhältnisse*, die die wider den Can. Goffaur, wegen des Theodor Landsfreunds und des Recepisse eröffneten Untersuchungen, in Rücksicht auf die Landschaftlichen Deputirten weder zum Denunciations- noch zum Accusationsprocefs qualificiren, und die von selbigen geschehene Angaben rechtfertigen. Hildesheim. 1795. 42 S. Fol.

15) *Entwickelung der von dem Domdechant v. Weichs, dem Scholaster v. Schulz und dem v. Rheeden, gegen den Canon. Goffaur angezettelten ganz besonderen und seltsamen Rechtshändel etc.* und einer von obgedachten Herren jüngst divulgirten sogenannten Darstellung, von dem Stadtsyndico *F. A. Hoffmann.* Hildesheim. 1795. 64. 38 u. 12 S. Fol.

Der berühmte Hildesheimische Procefs, welchen der dasige Canonicus Goffaur, als Organ des Bauernstandes gegen die Landstände, im J. 1792, bey der Regierung zu Hildesheim anstellte, und nachher durch verschiedene Rechtsmittel an das Reichs-Kammergericht brachte, ist mit vieler Erbitterung geführt worden, und hat zu vielen wechselseitigen Druckschriften Anlafs gegeben. Wir zeigten bereits No. 334 des vorigen Jahrgangs zwey der erheblichsten von diesen Druckschriften an, und bemerkten dabey den Gegenstand dieses sehr wichtigen Rechtsstreits, in welchem der Bauernstand die Revision und Oberaufsicht über abgelegte und noch abzulegende Rechnungen der Landstände verlangte. In Beziehung auf diese Anzeige holen wir jetzt die übrigen dahin gehörigen Druckschriften nach, woraus der ganze Zusammenhang dieser merkwürdigen Fehde erhellt.

Die erste Veranlassung dazu waren vielfältige Bedrückungen der Unterthanen, welche dem dasigen Cammerrath Bertram zur Last gelegt wurden. Der Canonicus Goffaur, Deputirter der 7 Stifter zu Hildesheim, foderte am Landtage 1789 sämmtliche Stände auf, die Abstellung dieser Missbräuche zu betreiben. Er fand

Beyfall, wiewohl der Ton seines Promemoria dem Fürsten nicht gefiel; es ward eine Fürstl. Untersuchungs-Commission niedergesetzt, auch von den Ständen eine eigene Deputation dazu ernannt. Bey fortgehender Erörterung der Beschwerden geschah, auf Vorschlag des Canonici Goffaur, der Antrag, von Seiten der Deputation, durch ein Regierungscirculare alle Dorfschaften aufzufodern, dass sie ihre gegen gedachten Bertram habende Beschwerden vorbringen möchten. Dieser Antrag misfiel dem Fürsten: er wollte sämmtliche Unterthanen nicht eigends auffodern, sondern nur jeden sich meldenden Kläger hören. Die Sache hatte keinen weitern Fortgang; und die Ritterschaftliche und Städtische Curie fasste darauf, mit Beytritt des Domcapitels den Schluss: „den Fürsten zu ersuchen, die Sache zum „Besten der Unterthanen auf einem *Selbstbeliebigen* Wege „abthun zu lassen; und sey solchemnach die niedergesetzte Deputation des engen Ausschusses aufzuheben." Dabey wurde in dem Ritterschaftlichen Voto der Deputation vorgeworfen, dass sie in ihrem Eifer zu weit gegangen sey, und *Mittel, die gefährlich werden könnten*, eingeschlagen habe. Es erschien darauf die *Vollständige Geschichte No.* 1. welche die Ausführung dieses, und anderer Vorwürfe enthält, und den Canon. Goffaur unlauterer und leidenschaftlicher Absichten bey diesem Verfahren beschuldiget. Dies veranlasste die *Actenmässige Berichtigung No.* 2. (deren Vf. die beiden Deputirten der 7 Stifter Can. Goffaur und Schulz seyn sollen) und die *Vertheidigung No.* 3. Beide Schriften, besonders aber die letzte, erregten in einem sehr hohen Grad das Missfallen des Fürsten und der Stände. Diese legten, nach gefasstem Schluss vom 27 Nov. 1790 (an welchem natürlicherweise die 7 Stifter keinen Antheil nahmen,) die Druckschrift dem Fürsten mit dem Begehren vor: „ihnen Genugthuung zu verschaffen, sie zu „schützen, und solche Verfügungen zu treffen, dass „künftig durch dergleichen Auftritte die öffentliche „Ruhe nicht in Gefahr gestellt und das Publicum nicht „getäuscht werde." Der Fürst genehmigte diesen Antrag, mit Erklärung seines Unwillens gegen die Verfasser jener Druckschriften, woven die nächste Folge war, dass dem Canon. Schulz die Administration der dasigen Carthause genommen, der Canon. Goffaur seiner Stelle als Hofcaplan entsetzt, ihm auch die Vergütung derjenigen Deserviten und Auslagen aus der Landescasse verweigert wurde, welche er angeblich, als Mandatarius der Deputation, bey Einsammlung und Betreibung der Unterthanenbeschwerden zu fodern hatte. Diese Ahndung bewog ihn, das *Mandatgesuch No.* 4. bey dem R. Kam. Gericht anzubringen, worauf, nach vorgängigem *Bericht und Gegenbericht No.* 5. der in diesen Druckschriften nicht bemerkte Bescheid vom 14 Jul. 1794 erfolgte: „dass der Can. Goffaur gegen die Klage „der Stände rechtlich zu hören sey." Indess war aber derselbe am 2. März 1793 als Mandatarius des Bauernstandes, mit einer *Darstellung der allgemeinen Landesbeschwerden No.* 6. bey der fürstlichen Regierung gegen die Landstände aufgetreten, hatte begehrt: 1) die Stände zur Edirung sämmtlicher Landesrechnungen, seit dem Anfang des siebenjährigen Krieges und der dazu gehörigen Landtags- und Schatzprotocolle anzuhalten, zu dem Ende eine Commission niederzusetzen, und den Mandatarium des Bauernstandes dabey zu hören; 2) zu Verhütung künftiger Mängel und zu Beruhigung des Volks, dem Bauernstande die Bestellung eines bestimmten Mandatarii bey dem Landes Rechnungswesen zu gestatten, welcher mit seinen Vorstellungen dabey gehört werden müsse; 3) eine eigene Commission zur summarischen Untersuchung der allgemeinen Landesbeschwerden niederzusetzen; 4) den Ständen die Bestreitung der zu allem diesen erfoderlichen Kosten *ex cassa publica* aufzugeben. Diese Klage erregte natürlicherweise grosse Sensation, und veranlasste die schon angezeigte Rundische Vertheidigung der Landstände, und die vorläufige Beleuchtung derselben von dem Hildesheimischen Syndico Hostmann, wobey der Canon. Goffaur selbst, mit einem sogenannten *Recepisse No.* 8. den Hofr. Runde auf eine sehr unglimpfliche Art angriff. Die Sache kam durch Berufung des Canon. Goffaur wieder an das Kammergericht, woselbst am 11. Febr. d. J. das *Zweyte petitum*, als *Verfassungswidrig gefährlich* und *verderblich*, ganz verworfen, nicht minder der gebetene Vorschuss der Processkosten abgeschlagen, über die vorgebrachten Beschwerden aber Bericht erfodert ward. Dieses vorläufige Erkenntniss machte der Canon. Goffaur in *No.* 8. mit einigen Erläuterungen bekannt.

Zu diesem noch unentschiedenen wichtigen Process soll nun unter andern die im J. 1792 verbreitete kleine Schrift *No.* 9. Anlass gegeben haben. Der pseudonymische Vf. derselben, Theodor Landsfreund, unterredet sich mit seinem Nachbar über die Beschwerden der Städte im Stift Hildesheim, welche ebenfalls aus der Bertramschen Administration und aus der Ungleichheit bey Bezahlung der Kriegsschulden entstanden seyn sollen, mithin mit den Klagen des Bauernstandes in genauer Verbindung stehen. Die Vorrede zu diesem Gespräch ist an den Landmann gerichtet; Theodor klagt demselben, dass die Städte keinen Eifer, keine Einigkeit zeigten, da sie doch mit dem Landmann gemeine Sache machen sollten; und muntert die Bauern auf, durch ihre Anverwandte in den Städten ihr Bestes zu betreiben, vornehmlich die Wahl eines zweyten Städtischen Syndici zu bewirken. Dieser Theodor Landsfreund zog dem Canon. Goffaur im J. 1794 vor dem Fürstl. Hof- und Officialatgericht eine Untersuchung zu, weil man ihn für den Verfasser hielt, und wenigstens als Verbreiter der Schrift kannte. Er wurde dieserhalb von den zur Erledigung der Bauernsache ernannt gewesenen Landschaftlichen Deputirten, dem Domdechant Freyherrn v. Weichs, dem Freyherrn v. Rheeden, und dem Canon. Schulz (seinem nun ungetreu gewordenen Gefährten) denuncirt, weil diese Schrift die Losung zu dem, bald nach deren Verbreitung von dem Bauernstande gegen die Landstände angestellten, Process gewesen, und ein wahres Aufruhrsblatt sey. Bey dieser Untersuchung wurden auch noch einige andere dem Canon. Goffaur zur Last gelegte Vergehungen, besonders die Druckschriften *No.* 2. 3. u. 7., in Anregung gebracht. Er kam dagegen mit seiner Vertheidigung und Ehrenrettung *No.* 10. ein, ward, als er sich gegen weitere

weitere Angaben seiner Gegner vertheidigen wollte, damit präcludirt, und wendete deshalb die Berufung an das Reichs Kammergericht ein, welche aber dadurch gehoben ward, dass der Fürst ihm am 6 März d. J. die nachgesuchte Frist zur weiteren Vertheidigung gestattete, worauf die Acten verschickt werden sollten. Dieser Untersuchungsprocess hat die No. 11—14. bemerkten kleineren Broschüren, und die von dem Advocato causae Hoffmann verfertigte Entwickelung No. 15. veranlasst; in welcher die geheimen Triebfedern, welche bey diesem Verfahren gewirkt haben sollen, angegeben sind, und wo sehr ausführlich deducirt wird, dass gedachter Theodor Landsfreund dem Staate nie gefährlich werden könne, und an der Bauernklage nicht schuld sey. Diese Entwickelung ist übrigens gar nicht in der Form einer Defensionsschrift abgefasst, sondern hat vielmehr das Gewand einer satyrischen Darstellung. Beide, jener Haupt-Landesprocess und dieser daraus entstandene Untersuchungsprocess, sind noch unentschieden; und wir enthalten uns, wie billig, dieser daraus gemachten Anzeige unser eigenes Urtheil beyzufügen, da wir die Sache nicht aus vollständigen Acten, sondern aus einseitigen Druckschriften kennen, und überhaupt richterlichen Urtheilen vorzugreifen nie gewohnt sind. Es war blofs unsere Pflicht, das Publicum auf dieses ausserordentliche Phänomen des Hildesheimischen Staatssystems aufmerksam zu machen, dessen künftige Wendung und Endschaft so grosen Einfluss auf die Verfassung anderer benachbarten Staaten haben kann.

LITERARGESCHICHTE.

Halle, im Verlag d. Waisenhausbuchh.: *Ueber Carl Bonnet.* Geschichte seines Lebens und seines Geistes. Aus dem Französischen (des) Herrn *J. Trembley's* mit Anmerkungen und Zusätzen des Uebersetzers. 1795. 152 S. 8.

Diese kleine interessante Schrift, welche 1794 ohne Nennung des Vf. unter dem Titel erschien: *Memoire pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de M. Ch. Bonnet*, verdiente mit Recht sowohl wegen ihres Inhalts als wegen ihres guten Tons und Styls durch eine gute Uebersetzung in Deutschland bekannter zu werden, als sie es in ihrer Grundsprache scheint geworden zu seyn. Man findet in ihr keine eigentliche Biographie, keine historische Entwickelung des Charakters und Geistes des verewigten Bonnet, sondern einzelne interessante Züge und Nachrichten, vorzüglich aber eine vollständige Angabe der gelehrten Beschäftigungen und Schriften dieses Mannes; das alles aber in einer leichten anmuthigen Sprache mit edler Einfalt dargestellt. Ungeachtet Bonnet hier mehr als Gelehrter betrachtet wird, so ist doch auch die kurze Schilderung seines Charakters und seines Betragens als Mensch, Gatte und Bürger nicht ohne Interesse. Die Uebersetzung ist sehr gut gerathen; die Sprache ist rein und fliessend; die Ausdrücke sind mit Geschmack und Sachkenntniss gewählt; und man findet nur wenige Stellen, die den Leser erinnern, dass er eine Uebersetzung vor sich habe. Der unbekannte Uebersetzer, der sich am Ende Jo. Aug. N. unterschreibt, hat also mit dieser, wie er in der Vorrede sagt, ersten Probe sein Talent zu solchen Arbeiten hinlänglich bewährt. Nur wünschten wir, dass er auch bey dem Titel dem Original treuer geblieben wäre, welches keine Geschichte des Lebens und Geistes des Bonnet, sondern nur Memoiren Beyträge, zur Geschichte seines Lebens und seiner schriftstellerischen Arbeiten verspricht. Eine nicht ganz deutsche Wortverbindung kommt S. 143 vor: Ein denkwürdiges Beyspiel der Thätigkeit, Geduld und Standhaftigkeit, verliess sie (die Gattin) ihn keinen Augenblick; Ebendas. er hatte die *Genüsse* seiner Freunde vermehrt, ist nicht edel genug. Die Anmerkungen enthalten theils einige Zusätze aus Saussure's Lobrede, theils literarische Notizen von angeführten Büchern und Schriftstellern, theils Sacherläuterungen; und sind im Ganzen von keiner grosen Bedeutung. Wir schliessen diese Anzeige mit einigen Nachrichten von dem Leben dieses Gelehrten.

Carl Bonnet war zu Genf 1720 den 13 März gebohren. Ein schweres Gehör, das er von Jugend an hatte, und wogegen alle Mittel fruchtlos angewendet wurden, hinderte seine Fortschritte in der Schule sehr; ein zweckmässiger Privatunterricht und vorzüglich die Lectüre unter der Leitung seines Lehrers ersetzte jenen Schaden und trug zur Entwickelung seines Beobachtungsgeistes viel bey. Das Werk des *Pluche*, *Spectacle de la nature*, welches ihm im 16 Jahre seines Alters in die Hände fiel, weckte zuerst seine Neigung zur Naturbetrachtung, die noch mehr durch einen kleinen Umstand verstärkt wurde. Als er nämlich Reaumur's Werk über die Insecten, welches eben damals erschien, und nur allein in der öffentlichen Bibliothek zu finden war, zu lesen wünschte, wollte der Bibliothekar ihm wegen seiner Jugend dies Werk nicht anvertrauen. Endlich gelang es ihm nach vielen vergeblichen Versuchen, diesen Mann zu erweichen, und er studirte dieses Buch nun desto begieriger, je mehr es ihm Mühe gekostet hatte, es zu erlangen. Eine Frucht dieses Studiums waren verschiedene Beobachtungen, und er konnte schon im 18 Jahre, dem Hn. Reaumur Zusätze zur Entomologie liefern. Sein *Traité d'Insectologie*, der 1744 (in der Anmerkung steht 1745) erschien, wurde mit vielem Beyfall aufgenommen; nur tadelten die Journalisten von Trevoux, dass er da, wo er von der Begattung der Blattläuse handelt, das Zartgefühl des Lesers nicht genug geschont habe. Bonnet, der dem gelehrten *Abauzit* diese Kritik mittheilte, setzte hinzu: „Fragen sie doch die ehrwürdigen Väter von Trevoux, ob ihr Pater Sanchez in seinem Aufsatz über die unbefleckte Empfängniss der heil. Jungfrau das Zartgefühl des Lesers besser geschont habe.“ Von 1745 an musste Bonnet seinem liebsten Geschäfte, der Beobachtung der Natur vorzüglich durch Mikroscope, mit welchen Gefühlen, kann man sich leicht denken, fast völlig entsagen, weil seine Gesundheit und vorzüglich seine Augen durch die Anstrengung zu sehr angegriffen waren. Er konnte von dieser Zeit an ohne Schmerzen weder lesen noch schreiben. (S. 116—119 findet man aber doch einige

feine Unterfuchungen in den Jahren 1773—1779 angestellt, die ohne Vergröfserungsgläfer wohl nicht möglich waren.) Hierzu kam noch ein heftiger Anfall von Melancholie und die heftigften Zahnfchmerzen. Nachdem er wieder etwas genefen war, führte ihn der Zufall auf neue Gegenftände der Unterfuchung, welche ihn befchäftigten ohne ihn anzugreifen. Er hatte von Gleditfchens Verfuchen gehört, Pflanzen im blofsen Moos wachfen zu laffen; er wiederholte und erweiterte fie. Nicht nur Pflanzen zog er auf diefe Art, fondern auch allerley Holzarten, Pflaumen, Birnen u. f. w. und bekam fogar von einem Weinftockableger im Moos die wohlfchmeckendften Früchte. Anftatt des Mooses wählte er andre Materien, als abgefallne Kalkftücke, reinen Sand, Fichtenfpäne, Gerberlohe, Baumwolle, gemeine Wolle, und alle Verfuche glückten, ob er gleich zum Begiefsen nur reines Waffer brauchte. Er gerieth fogar auf den fonderbaren Einfall, einen Johannisbeerftrauch in ein Buch zu pflanzen — und er bekam die fchönften Johannisbeeren. Auf diefe Art könnten vielleicht eine fo grofse Menge von Büchern, die für das Geifterreich unfruchtbar find, doch zum wenigften für das Pflanzenreich tragbar gemacht werden. Wir übergehen mehrere andre merkwürdige Beobachtungen, die hier angeführt find, welche es gewifs fehr bedauern laffen, dafs Bonnet auf diefer Laufbahn nicht weiter fortgehen konnte. Sein raftlofer Geift, der unterdeffen andre Gegenftände fuchte, wurde durch die Lectüre des Malebranche und Leibnitz von der äufsern Natur auf die des Menfchen geführt; er entwarf einen Plan zu einem Syftem der Philofophie, welches alle Wahrheiten umfaffen follte, die fich auf die geiftige und moralifche Natur des Menfchen beziehen. Er arbeitete fünf Jahre hindurch ein Werk von ungefähr 900 Seiten in Folio aus, wovon fein Verfuch einer Pfychologie gleichfam das Mignaturgemälde und fein analytifcher Verfuch über die Seelenkräfte eine etwas weitere Ausführung des letzten war. Bonnet ftarb d. 20 May 1793. Doch wir wollen nichts mehr aus diefer intereffanten Schrift ausziehen, da fie gewifs fehr viele Lefer findet, und zu finden verdient.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Berlin*, b. Maurer: *Pharmacopoea castrensis Borussica*, auctore *Johanne Andrea Riemer*, M. D. et regiorum exercituum Proto-Medico. Editio tertia aucta et emendata. 1794. 81 S. 8. Die erftern Auflagen diefes Apothekerbuchs find aufserhalb den preufsifchen Staaten fo wenig bekannt geworden, dafs wir gewifs nicht ohne Grund annehmen können, dafs fehr viele Aerzte und andere Lefer, die von dergleichen Schriften eine Kenntnifs zu erhalten wünfchen, kaum das Dafeyn derfelben erfahren haben. Wir fchmeicheln uns daher, dafs eine kurze Anzeige der dritten Ausgabe, die uns jetzt erft zu Gefichte gekommen ift, unfern Lefern nicht unangenehm feyn werde, zumal da die frühern Auflagen auch durch die kritifchen Journale wenig bekannt geworden find. Die Schrift hat 3 Abfchnitte, von welchen die *beiden erften* alphabetifche Verzeichniffe der einfachen und der zubereiteten Arzneyen, die in den preuffifchen Feldapotheken vorräthig feyn müffen, enthalten, der *dritte* aber die Vorfchriften in fich fafst, nach welchen die Aerzte und Chirurgen der Feldhofpitäler die zufammengefetzten Heilmittel, die den verfchiedenen Indicationen angemeffen find, und die in der Gefchwindigkeit bereitet werden können, verfertigen follen. Die Wahl, die Hr. *R.* unter den vielen einfachen und zufammengefetzten Mitteln, die den Vorrath unferer Apotheken ausmachen, getroffen hat, ift in der That fehr zweckmäfsig, und wir müffen geftehen, dafs wir nur wenige Droguen, die uns der Aufnahme in eine Feldapotheke würdig zu feyn fcheinen, (wohin wir befonders einige wirkfame einheimifche Pflanzenkörper, z. B. die *Eichenrinde*, die, wenn fie beym Brande regelmäfsig gebraucht wird, die Stelle der beften China vertritt, die *Fichtenfproffen*, die *Rinden der Rüftern* und *der Rofskaftanien*, den *Bockshornfaamen* u. f. w. zählen, die fich durch ihren wohlfeilen Preis fowohl als durch ihre medicinifchen Tugenden empfehlen,) vermifst und aufser der *Schwefelmilch*, die wohl nicht viel wirkfamer ift, als der durch die Sublimation gereinigte Schwefel: den *Blättern der Bärentraube*, deren fteinzermalmende Kraft mehrere Aerzte nicht ohne Grund bezweifeln, den *präparirten Aufterfchaalen*, die doch nichts weiter als eine Kalkerde find: dem *Süfsholzfyrop*, der den Bruftfaft S. 70 gewifs nicht heilfamer machen wird, als er ohne ihn ift: und der *römifchen Chamille*, die der bey uns einheimifchen Chamille in Anfehung der Kräfte bey weitem nicht gleich kommt,) kaum ein uns entbehrlich dünkendes Heilmittel angeführt gefunden haben. — Auch die Vorfchriften, nach welchen der Vf. die fogenannten Magiftralcompofitionen bereiten lehrt, find gröfstentheils fehr gut und verdienen als Mufter aufgeftellt zu werden; fie empfehlen fich durch ihre Kürze fowohl, als durch die wirkfamen Beftandtheile, aus welchen fie zufammengefetzt find, und wir wünfchen daher, dafs fie nicht blofs von den Feldfcherern und Aerzten, für welche fie eigentlich aufgefetzt worden find, fondern auch von andern, zumal jüngern Aerzten und Chirurgen, die noch nicht hinlängliche Uebung in der fchweren Kunft, gute und zweckmäfsige Arzneyen zu verfchreiben, haben, verordnet oder nachgeahmt werden mögen. Denn die Ingredienzen, die der Vf. unter einander vereinigen läfst, vertragen fich fehr gut zufammen und geben wirkfame Mifchungen, die wohl in den meiften Fällen den Abfichten des Arztes und des Wundarztes Genüge thun werden. Zwar find freylich manche Formeln, die der Vf. mittheilt, von einer folchen Art, dafs fie einige Erinnerungen zulaffen, (man vergleiche z. B. das *harntreibende Pulver* S. 53 das, wegen des beygemifchten Wachholderöls, bey wafferfüchtigen Kranken leicht das Fieber vermehren und in diefer Rückficht fchädliche Folgen nach fich ziehen kann, ferner das *auflöfende Pulver* S. 60 zu welchem wir, ftatt des abgewafchenen fchweifstreibenden Spiefsglafes, lieber den durch die Eindickung bis zur Trockenheit verfertigten Spiefsglasfalpeter nehmen laffen würden u. f. w.); indeffen wird, hoffen wir, ein nachdenkender Lefer leicht die Aenderungen, die in diefem oder jenem Falle getroffen werden müffen, machen, und unter diefer Vorausfetzung die Schrift des Vf. mit Nutzen gebrauchen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. September 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WITTENBERG, b. Dürr: *Wittenbergisches Wochenblatt zum Aufnehmen der Naturkunde und des ökonomischen Gewerbes* auf das Jahr 1784. — XVII Band.

Auch unter dem Titel:

Nützliche Sammlung von Aufsätzen und Wahrnehmungen über die Witterungen, die Haushaltungskunde, das Gewerbe, die Naturkenntniss, Polizey und andere damit verknüpfte Wissenschaften, welche die Fortsetzung des Wittenbergischen Wochenblattes ausmachen. III B. von *J. D. Titius.* 1784. 384 S. 4. — XVIII B. oder IV B. auf das Jahr 1785. 438 S. — XIX B. oder V B. auf das Jahr 1786. 418 S. — XX B. oder VI. B. auf das Jahr 1787. 416 S. — XXI B. oder VII B. auf das Jahr 1788. 420 S. — XXII B. oder VIII B. auf das Jahr 1789. 418 S. — XXIII B. oder IX B. auf das Jahr 1790. 418 S. — XXIV. B. oder X B. auf das Jahr 1791. 418 S. 4.

Der Vollständigkeit halber gedenken wir noch dieses ältern Wittenbergischen Wochenblatts, so weit dasselbe innerhalb den Gränzen unserer A. L. Z. fällt. Der Plan, den der bisherige Herausgeber, Hr. Prof. *Titius* der Vater, befolgte, ist bekannt. Wir wollen zur Probe seines Gehalts nur einige von den physischen Abhandlungen anführen, welche grossentheils, so wie die monatlichen Witterungsbeobachtungen, den Herausgeber selbst zum Verfasser haben.

1784. Enthält folgende, zur eigentlichen Physik gehörige, Abhandlungen: — Von Entstehung der Eisfiguren an den Fensterscheiben — Von dem Unterschiede der Dünste, besonders der wässerichten, und ihrer Erzeugung — Ob das Wasser im natürlichen Zustande ein flüssiger oder fester Körper sey — Ueber die Verschiedenheit der Ausdünstung gemischter Materien, vornehmlich der Wassermischungen — Vom Mitternachtwinde — Allgemeine Betrachtungen über die meteorologischen Vorhersagungen.

1785. Betrachtungen über die Aehnlichkeiten der elektrischen und magnetischen Kraft — Ueber den ungewöhnlichen Winter von 1784—1785. Von Bäumen, die in Stämme anderer eingewachsen sind.

1786. Ueber die Farben der Wolken in Absicht auf die bevorstehende Luftveränderung — Von dem Falle der Regentropfen — Vom Honigthau; Beobachtungen über die Temperatur des Wassers in verschiedenen Strömen, Bächen, Quellen, Brunnen und im Bodensee, auf einer Winterreise angestellt vom Hn. Mechanicus Günther in Barby — Ueber die Gewitterableiter, in so fern sie den Gang der Witterung und die locale Fruchtbarkeit abändern könnten — Ob der Blitz den Blüthen schädlich seyn könne?

1787. Bedenken bey den Versuchen, welche man gewöhnlich anführt, die grosse Theilbarkeit der Materie zu erweisen — Mehrere Bemerkungen über die häufigen Nordlichter des 1787sten Jahres. — Die Elasticität des Wassers aus theoretischen Gründen —

1788. Bemerkungen über das senkrechte Wachsthum der Stämme bey den Pflanzen — Ueber einen Versuch mit Knallluft aus 2 Theilen brennbarer und einem Theile Lebensluft, wodurch eine hohle Kugel von 3½ Zoll im Diameter, aus einem Gefäfse, welches 1¼ Maass jener Knallluft fasste, auf eine Entfernung von 100 Ellen unter einem Winkel von 45 Graden bey der Explosion fortgetrieben wurde.

1789. Erfahrungen über die Entstehung des Treibeises auf den Strömen, über das Zufrieren und Wiederaufthauen desselben — Ob die Winde einen ordentlichen und bestimmten Umlauf (eine Wiederkehrungsperiode) haben? — Wahrscheinliche Zeit, wenn der Gebrauch der Magnetnadel aufgekommen — Von dem Schaden des Gesichts durch den Blitz, und dessen Erklärung — Eine Anmerkung über die Farben bey der Abendröthe — Zanotti's Versuche über den Durchgang des Lichts durch leuchtende Mittel, z. E. durch die Flamme einer brennenden Kerze u. dgl.

1790. Anmerkungen über das verbesserte Hygrometer des Hn. de Luc — Betrachtungen über die Erzeugung der Wärme bey Thieren und Gewächsen.

1791. Ueber den sehr niedrigen Stand der Barometer — Ueber die kegelförmige Gestalt, die zuweilen die Hagelkörner haben — Ueber die Tiefe des Meeres und die Methoden, solche zu messen.

Zum bequemen Gebrauche dieses ältern Magazins soll ein Sachregister darüber gefertigt, aber zugleich so eingerichtet werden, dass es auch denen, die das Werk nicht selbst besitzen, als Repertorium über die darin enthaltenen Materien dienen kann.

LEIPZIG, b. Feind u. WITTENBERG, in d. Wochenblattsexpedition: *Neues Wittenbergisches Wochenblatt, eine Sammlung von Aufsätzen und Wahrnehmungen über die Witterungen, die Haushaltungskunde, das Gewerbe, die Naturkenntniss, Polizey und andere damit verknüpfte Wissenschaften.* Erster Band für das Jahr 1793. 433 S. Zweyter Band

Band f. d. J. 1794. 434 S. 4. (Jeder Band 1 Rthlr. 14 gr. Pränumerationspreis.)

Die vortheilhaften Veränderungen, welche unlängst der neue Herausgeber dieses periodischen Werkes, Hr. D. und Prof. *Titius* der Jüngere, mit demselben vorgenommen hat, veranlassen uns, es hier kürzlich anzuzeigen, und unsere Leser, denen es vielleicht noch nicht so, wie es verdiente, bekannt geworden ist, auf dasselbe aufmerksam zu machen. Hr. *T.* hat den Plan, den sein verdienter Vater bisher (volle 25 Jahre hindurch) bey der Herausgabe dieses Wochenblattes befolgt hat, etwas erweitert, und besonders dahin abgeändert, dafs er, aufser den Auffätzen, welche, dem Titel zufolge, in dasselbe gehören, auch Abhandlungen über moralische und politische Gegenstände aufnimmt, und überdem beym Schlusse jedes Monats kurze Anzeigen von den vorzüglichsten Krankheiten mittheilt, die in verschiedenen Stadten Kursachsens, vorzüglich in Leipzig, Wittenberg, Dresden und Annaberg, geherrscht haben. Indessen ist die Anwendung physischer Kenntnisse und neuer Versuche und Entdeckungen auf das gemeine Beste, aufs Gewerbe und auf den Ackerbau immer sein vorzüglichster Gesichtspunkt gewesen und er hat sich bemüht, seine Schrift besonders den Liebhabern der angewandten Naturlehre recht nützlich zu machen und die Erwartungen der Leser von dieser Art zu befriedigen. Wir müssen gestehen, dafs er diesen Gesichtspunkt in den beiden Jahrgängen, die wir vor uns haben, nirgends aus den Augen verloren hat, und dafs die Auffätze, die den Inhalt derselben ausmachen, zu Erreichung der erwähnten Absichten vortrefflich geschickt sind. Wir wollen, um unsere Leser von der Richtigkeit dieses Urtheils zu überzeugen, die Ueberschriften einiger der vorzüglichsten Abhandlungen dieser Bände angeben, und zugleich die Namen der Verfasser derselben hinzusetzen. Im *2ten Stücke*, eine Abhandlung des Herausgebers über die eitle Furcht, nach dem Begraben in dem Sarge wieder aufzuleben. Der Vf. sucht aus physischen Gründen zu erweisen, dafs diese Furcht, im Grabe zu erwachen, und dann erst unter den grausamsten Martern wirklich zu sterben, nicht statt finden könne. Das thierische Leben bestehe in der Kraft zu empfinden und sich zu bewegen, und diese werde durch den Kreislauf des Bluts und das Athemholen unterhalten. Bey Scheintodten sey diese Kraft nur zu schwach, um sich zu äufsern und man müsse gewöhnlich die stärksten Reizmittel anwenden, sie wieder zu beleben und die davon abhängenden Functionen des thierischen Körpers herzustellen; und dennoch seyen oft alle Mittel vergebens, oder wenn ja diese Kraft wirksam werde, so geschehe es doch sehr langsam. In dem Grabe fielen alle diese Reizmittel weg, und durch das Zudecken des Sarges werde, bey der fortdauernden Hautausdünstung des eingeschlossenen Körpers, die ohnehin geringe Portion respirabler Luft, als des vorzüglichsten Reizmittels, sehr bald so verdorben, dafs alle Umstände sich mehr vereinigten, die etwa noch vorhandene schwache Lebenskraft zu unterdrücken, als sie wieder herzustellen; und gesetzt auch, dafs das schwache Lebensprincip wieder thätig werde, so müsse doch dieser schwache fühllose Grad von Leben eben so bald wieder erlöschen, als er entstanden sey und der Scheintodte könne nie zu einem solchen Grade des Bewufstseyns gelangen, um sich im Sarge zu helfen, zu wälzen und unter qualvoller Beängstigung und aus Mangel an Respiration die schrecklichste Zerfleischung an sich vorzunehmen, wie man von manchen Fällen erzähle. Gegen die angeblichen Beyspiele von solchen Wiedererwachten lasse sich sehr vieles erinnern. Indessen bleibe die Errichtung der Todtenhäuser dennoch eine sehr wohlthätige Anstalt; die Absicht des Vf. war nur, die Furcht vor dem Wiederaufleben im Grabe zu entkräften. — *11tes Stück.* Erzgebirgische Merkwürdigkeiten, vom Hn. Inspector M. Oesfeld, dergleichen von demselben im *19ten Stücke.* Im *22sten Stücke* über eine Folge der Kalkdüngung, vom Hn. Prof. *J. D. Titius.* In der Gegend von Oschatz, wo ehemals ein ansehnlicher Bienenstand gewesen, klage man jetzt allgemein, dafs die Nahrung für die Bienen daselbst von Jahr zu Jahr abnehme und die besten Bienenstände eingingen. Ein aufmerksamer Hauswirth gebe zur wahrscheinlichen Ursache das allzuhäufige Düngen mit Kalk an, welches auf den Feldern den gröfsten Theil von Futterkräutern und zwar solche, die zugleich eine Hauptnahrung der Bienen den ganzen Sommer hindurch gewesen, zerstört habe, wobey denn bemerkt wird, dafs geübte Landwirthe überschlagen möchten, ob der verstärkte Getraidewuchs aus der Kalkdüngung den daraus entstehenden Mangel der Gräferey und Futterkräuter genugsam ersetze. *28stes Stück.* Schädlichkeit des menschlichen Athems bey allerley Handthierungen, z. E. über das ekelhafte Verfahren, Fleisch, Gedärme, die nachher zu Würsten verwandt werden, Papiere, Kapseln oder Tüten u. dgl. mit dem Munde aufzublasen, oder wie Kinderwärterinnen gewohnt sind, die heissen Speisen und Getränke vermittelst des Athems abzukühlen, mit als ein Gegenstand der medicinischen Polizey erörtert, vom Hn. Prof. Titius dem J. *29stes St.* Nachtrag zu der obigen Abhandlung über die Wiederauflebung im Grabe; hier werden Erinnerungen dagegen gemacht, die aber im 30sten Stücke wieder beantwortet sind. *32stes Stück.* Der Phlegmaticus, eine moralische Schilderung vom Hn. D. Schmid. *34stes St.* Erzgebirgische Nachrichten von Hn. Lösnitz. *36stes St.* Von einem zu Wittenberg beobachteten sehr dicken Ameisenschwarme, vom Hn. Prof. Titius d. ält. *39stes St.* Von der ungewöhnlichen Vermehrung und Ausbreitung der Fichtenraupe. Mit eine Folge der Sucht, Nachtigallen in Vogelbauern zu halten — durch das Aufsuchen der Ameiseneyer für die Nachtigallen würden die Ameisen, die in den Wäldern so vieles zur Vertilgung jener schädlichen Raupe beytrügen, vertilgt. *44stes St.* Beobachtung der Sonnenfinsternifs den 5ten Sept., vom Hn. Inspector Köhler in Dresden. *45stes St.* Von dem mancherley Schaden im Ganzen der Landwirthschaft, auf einem Gute, wo die Schäferey überschlagen wird, vom Hn. Pastor Spitzner. *51stes St.* Der vielfache Nutzen des (aus 2 Theilen, dem Gewicht nach, Cantariden-pulver, 1 Theile Eupherbienpulver, 4 Th. Mastix und 4 Thei-

Theilen Therpentin, verfertigten) schwarzen Zugpflasters, in rheumatischen Zufällen, vom Hn. Prof. Titius dem Jüngern.

Sonst finden sich noch vom Herausgeber Aufsätze *vom Bleichen vermittelst der vom Brennstoffe befreyeten Salzsäure, vom unschädlichen Genusse süsslichsaurer Früchte mit Milch* und *vom Missbrauche des Wundersalzes und anderer salziger Abführungsmittel.* Hr. Past. *Spitzner* in Trebitz beantwortet die Frage, *ob und was der Bauer lesen dürfe*, und theilt zugleich seine *Bemerkungen über die ungewöhnliche Vermehrung und Ausbreitung der Fichtenraupe* und *über das Versetzen schwacher Bienenkörbe mit volkreichen* u. f. w. mit. Hr. Past. *Germershausen* liefert einige nützliche *Bemerkungen, die er beym Baue der teltauer Rübchen* gemacht hat. Hr. D. *Careno* in Wien erzählt in einem Briefe an Hn. Prof. *Eschenbach* einige *merkwürdige, die Naturgeschichte der Fledermäuse betreffende, Beobachtungen.* Hr. Apotheker *Dörfurt* in Wittenberg redet *von der Anwendung der Schwarzwurzel in der Oekonomie* und *von den vortheilhaftesten Bereitungsarten der Hefen* und Hr. *Titius* der ältere, stellt *Betrachtungen über die weisen Absichten bey der grossen Stärke der thierischen Muskeln*, u. f. w. an und theilt monatlich eine *Anzeige der von ihm und einigen seiner Freunde gemachten Wetter- und Wirthschaftsbeobachtungen* mit. Diese und mehrere andere Aufsätze, moralischen, politischen, ökonomischkameralistischen u. f. w. Inhalts, die die Herren *Franke, Flittner, Schuricht, Erdmann, Hebenstreit, Hartung, Wittich* und *Maass* zu Verfassern haben, empfehlen sich beides durch Gemeinnützigkeit und durch Gründlichkeit.

Uebrigens hat Hr. *T.* nicht bloss durch diese eigenthümlichen Abhandlungen, sondern auch durch vollständige *Auszüge* und lehrreiche *Recensionen neuer in die Physik, Naturgeschichte, Oekonomie, medicinische Polizeywissenschaft* u. f. w. *einschlagender Schriften*, durch *Lebensbeschreibungen gelehrter, oder in anderm Betrachte merkwürdiger Männer*, z. B. der ehemaligen wittenbergischen Professoren *Langguth* und *Boden*, des kursächsischen Strassenbauinspectors *Günther* u. f. w. und durch *Nachrichten von der wittenbergischen Universität und Stadt* für die Belehrung und Unterhaltung seiner Leser gesorgt, und wir zweifeln also nicht, dass sie auch in diesen Rücksichten sein Blatt mit Vergnügen lesen und der ununterbrochenen Fortsetzung desselben mit Verlangen entgegensehen werden.

In der Vorrede zum ersten Bande beklagt sich der Herausgeber über den Nachdruck von Aufsätzen dieses Wochenblatts in andern wöchentlichen Blättern.

VOLKSSCHRIFTEN.

HANNOVER, in der Hahnschen Buchh.: *Neuer Volkskalender*, oder Beyträge zur nützlichen und lehrreichen Unterhaltung für allerley Leser, zunächst für den Bürger und Landmann. 1794. 18 B. in 8 (12 gr.)

Unser Volkscalender zerfällt in folgende 7 Abschnitte: 1) *Gute Menschen*, als, *Ludwig XVI*, König von Frankreich. Der Ton in dieser Beschreibung hat uns nicht gefallen, S. 7. „Das alles (die durch die Revolution veranlassten Auftritte) ist uns bekannt; wir erschracken, als wir es hörten, wir erbebten zurück, als uns die öffentlichen Nachrichten eine Schreckenspost nach der andern brachten; als eine Trauerbotschaft die andere an Gräslichkeit übertraf, — aber Grausen und Entsetzen erfüllte unsre Brust, als wir jene Rotte den schuldlosesten, den besten König, den Frankreich je gehabt hat, vor ihr Gericht führen, u. f. f." *Joh. Gerhard Reinhard Andreä*, Apotheker in Hannover. Dieses gelehrten und edelgesinnten Mannes Brustbild ist in Kupfer gestochen mit beygeleget. *Joh. Heinr. Just Köppen*, Rector des Lyceums zu Hannover. *Ludwig Weber*, ein junger Bauer von 24 Jahren, der freywillig statt seines jüngern Bruders mit in den Krieg geht. *Elise Embert* in Paris, die am Abend vor der Hochzeit ihren Bräutigam verabschiedete, als er über die Religion zu scherzen anfing, und die liebreiche Erinnerung seiner Braut mit dem Tone des Weltmanns ablehnte, der nicht so *kleinstädtisch* scheinen will, auf Gott und Religion zu achten. Das Mädchen erschrack, fasste sich aber sogleich und sagte: „von diesem Augenblicke an, da ich bemerke, dass Ihnen die Religion nicht ehrwürdig ist, bin ich nicht mehr die Ihrige; *wer Gott nicht liebt, kann keine Frau redlich lieben.*" *Karl Dietrich Barth*, ein Metzger und Viehhändler zu Hüffenhardt in Schwaben, der meistens durch eigenen Fleiss die lateinische, französische, hebräische und jüdisch-deutsche Sprache, die Geometrie und Arithmetik, Geographie und Geschichte erlernte, die besten Werke des Geistes sich anschaffte und las und dabey seinen Viehhandel so ordentlich trieb, dass er von seinem Gewerbe ein Capital zurücklegen konnte. Sein Vermögen (7000 Gulden) vermachte er mit Erlaubniss seiner Aeltern zur Errichtung einer *Nacht- oder Abendschule*, zu welcher er selbst den Plan entworfen hatte, in welcher erwachsene junge Leute Unterricht im Schreiben, Rechnen, Geschichte, Erdbeschreibung, Feldmesskunst, auch die nöthigen Schreibmaterialien und nützliche moralische und ökonomische Bücher zum Lesen unentgeldlich erhalten sollten. Diese Stiftung ist auch redlich vollzogen und schon in den beiden letztern Wintern mit gutem Erfolge gehalten worden. *Joh. Heinr. Jac. Knölken*, königl. Hoflieferant, Stifter und Besitzer einer Dammast- Drell- Manufactur in *Gehrden*. *Von Marschall*, Major in preussischen Diensten zur Zeit des siebenjährigen Krieges. *Töpfer*, ein Grenadier beym sächsischem Regimente Prinz Clemens zu Langensalze. *Rezo Weduf*, ein edler Ungar im 15. Jahrhunderte. Eine rührende vortreffliche Erzählung. *Emmerich*, ehemals Rittmeister in herzogl. braunschweigischen Diensten. Ein unternehmender Mann! *A. F. Jürgens*, Regimentschirurgus zu Braunschweig. *Herrnschmidt*, Hauptpastor zu Hamburg. *Funk*, kaiserl. Obristlieutenant im drey-

dreyssigjährigen Kriege. *Jean Vaugé Bonnesserre*, ein Dragoner bey dem französischen Regiment Segur. *Niclas Potel* und dessen Sohn *Franz Potel*, Einwohner des Kirchspiels Boulogne. *David Vialetes*, Besitzer einer Manufactur zu Montauban. *Archibald Gibsone*, ein wohlthätiger Mann zu Danzig. *Joh. G. Bolhagen*, ein gleichfalls wohlthätiger Mann zu Danzig. *Margar. Christ. v. Schilden*. *Pierre Montagne*, ein Perückenmacher zu St. Remi in der Provence. *St. Foix*, ein französ. Lieutenant. *Guy*, Buchhändler zu London. *Graf Karl Bettoni* zu Florenz. *Joh. Baptista Pigalle*, Bildhauer. *Le Clere*, eine edle Frau, welche Heinrich IV in Frankreich in einer grofsen Verlegenheit mit Geld unterstützte. *Hamit*, ein türkischer Handelsmann aus Algier. *Fenelon*. *Thomas Zeisberger*, Einwohner des mährischen Dorfs Patschendorf, rettet mit eigner Lebensgefahr ein funfzehnjähriges Mädchen aus einer Feuersbrunst. *Joh. Heinr. Schulze*, Bürgermeister der Stadt Verden. *Konrad Piepho*, ein Maurer zu Münden. *Eine ungenannte edle Frau*. — So angenehm es ist, aus allerley Volk, Zeiten, Stand, Alter und Geschlecht eine Reihe guter Menschen zu erblicken, so vorzüglich vergnügte uns die Meldung so mancher gemeinnützigen Stiftung, und die dadurch widerlegte Klage: dafs es in unsern Tagen an dergleichen Handlungen ermangelte. II. *Die verheerenden Wirkungen der Modesucht und des übertriebenen Aufwandes auf Völker und Familienglück*; geschildert und mit Beyspielen erläutert in einem Schreiben eines betagten Wittwers aus A., an seinen Freund in Z. III. *Auffoderung an Deutschland*, als Nachtrag zu vorstehender Abhandlung. Dieser letztere Auffatz, in welchem die Deutschen aufgefodert werden, durch entbehrliche oder durch inländische leicht zu ersetzende Waaren, besonders von der jetzigen Krise an, den Franzosen nicht mehr zinsbar zu seyn, hat Rec. besser als der vorhergehende gefallen, der so sehr nach den ehemaligen Wochenschriften schmeckt. Nur gegen verschiedene Behauptungen scheint mancher Zweifel obzuwalten; z. B. gegen die S. 179. „Und was nimmt Frankreich dafür von uns an deutschen Producten; nichts, oder fast so gut *(viel)* als nichts; denn die wenigen Heerden Ochsen aus Franken und der Graffschaft Hohenstein und die geringe Quantität gelbes Wachs, die es aus Kurbraunschweig bezieht, sind ein Minimum, welches gegen die ungeheure Masse seiner Importen (von einigen hundert Millionen Livres) bey uns, fast ganz verschwindet.“ Alle Uebertreibung schadet. Oder S. 184. „Das Buchöl sonderlich übertrifft, wenn es 4 bis 5 Jahr alt ist, das Provencer Oel an reinem und delicatem Geschmacke.“ — „Kursachsen, die Laufitz, Böhmen und Oestreich liefern von ihrer veredelten Wolle eben so feine und eben so gut gefärbte und appretirte Tücher als Frankreich, Wir brauchen also schlechterdings kein Drap de Verviers, de Sedan und d'Abbeville.“ IV. *Vermischte Nachrichten von klugen und thörichten, nützlichen und schädlichen Handlungen*. V. *Gemeinnützige Rathschläge*, welche die Pflege des Klees, Esparsette und Lucerne betreffen, so wie die Stallfütterung der Kühe selbst und die Anwendung des Mergels auf Aeckern; Vorschriften, den Brand der Bäume zu heben, wälsche Nüsse und Essig lange aufzubewahren, Milch vor dem Sauerwerden zu conserviren, bittre Mandeln unschädlich zu gebrauchen und das Buttern zu beschleunigen. VI. *An Deutschlands gute Bürger*, ein Gedicht von *Isaac Maus*, gegen die Revolution, das sich mit folgender Strophe schliesst;

> Seinen Fürsten lieben und ihn ehren,
> Und trotz falscher Hetzung und Geschwätz,
> Auf die Friedensstimme Gottes hören,
> Sey uns deutschen Bürgern Grundgesetz!

VII. *Volkslied*, gesungen am Geburtstage des Königs Georg III. 1793. Desselben Inhalts. — Dieser Jahrgang ist dem regierenden Fürsten von Nassau-Weilburg und dem regierenden Herzoge zu Sachsen-Meiningen gewidmet, welcher letztere auch en Medaillon auf dem Titelblatte in Kupfer gestochen worden ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Bern: Praelectio de fontibus juris patrii, in Bernatum academia pro cathedra juridica vacante habita die 27 Maji 1748, nunc secunda vice recensa*. 1788. 70 S. 8. — Diese in schönem Latein verfaste Darstellung des ganz deutschen, durchaus nicht römischen, Ursprungs des Civilcodex der Stadt Bern war einer neuen Auflage allerdings würdig. Der auch als Dichter (durch die *vue d'Avat* besonders) und in jedem andern Verhältnifs rühmlich bekannte Verfasser ist schon 1783 gestorben. Es wäre um so mehr zu wünschen, dafs eine verhältnifsmäfsige Uebersicht dessen, was seit 1748 für das Berner Recht geschehen ist, von einem der dortigen geschickten Rechtsgelehrten beygefügt worden wäre, da aus dem Ende des Buchs zu sehen ist, wie eben damals eine Umarbeitung im Werk war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. September 1795.

GESCHICHTE.

St. Blasien: *Germania sacra, in provincias ecclesiasticas et Dioeceses distributa* Tom. I.: oder, *Episcopatus Wirceburgensis sub metropoli Moguntina* chronologice et diplomatice illustratus opera et studio *P. Aemiliani Ussermann*, Bibliothecarii et Sodalium Monachorum congregationis S. Blasii. 1794. 512 S. nebst 16 S. Vorrede 40 S. Prolegomena und 143 S. Urkunden und Register. 4. (2 Rthlr. 8 gr.)

Dies ist der schon längst gewünschte Anfang eines wichtigen Werkes, dessen Bearbeitung bereits 1784 von dem gelehrten und durch verschiedene historische Schriften, rühmlichst bekannten Fürsten und Abte, *Martin Gerbert* zu St. Blasien zwar veranstaltet wurde, aber durch seinen nachher erfolgten Tod wieder ins Stecken gerieth. Mit um so grösserem Vergnügen lasen wir daher in der Vorrede zu dem ersten Theile des, vom Hn. Bibliothecar *Ussermann* schon im J. 1790 herausgegebenen *Prodromi Germaniae Sacrae*: dass er sich entschlossen habe, nach Erscheinung des 2ten Theils von diesem Prodromus, mit der Germania sacra selbst den Anfang zu machen, wobey er zugleich den Plan vorlegte, nach welchem er selbige bearbeiten wollte. Der Vf. hat nun Wort gehalten und jeder Freund und Liebhaber der Geschichtkunde wird seine patriotische Bemühung, wenn sie auch gleich nicht überall der Erwartung der Kenner entsprechen sollte, mit dem lebhaftesten Danke erkennen.

Der vor uns liegende Band enthält eine ausführliche Beschreibung des *Bisthums Würzburg* mit allen und jeden Abteyen und Klöstern, die theils vormals zu demselben gehört haben, theils auch jetzo dahin gehörig sind. In den Prolegomenis wird zuerst der Anfang der christlichen Religion und ihre Fortpflanzung, ingleichen die ehemaligen Diöcesan-Gränzen aus den besten Quellen entwickelt. Hierauf folgt in *drey* besondern Theilen das Personale und Reale, oder der *geistliche Staat*, nämlich die Geschichte der Bischöfe, des gesammten Clerus und der Ordensklöster mit historischen und zum Theil genealogischen Nachrichten von deren Aebten und Pröbsten; und den Beschluss macht ein Codex Probationum von gedruckten und ungedruckten Urkunden. Die Wichtigkeit dieses Werks verdient allerdings eine genauere Anzeige seines Inhalts, und wir glauben daher unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen das vorzüglichste daraus vorlegen.

Die *Prolegomena* bestehen aus *drey* verschiednen Abhandlungen. I. Untersuchung der ältesten Geschichte von Ostfranken und der thüringischen Herzoge Radulfs, Hetans, Gozberts und Hetans des jüngern, die zu Zeiten des heil. Kilians, vom J. 640 bis 717 in diesem Lande geherrscht haben. II. Bekehrungsgeschichte und Schicksale des heil. Kilians. III. Stiftung des Bisthums Würzburg, welches bekanntlich vom heil. Bonifacius um das J. 741 gegründet und vom Papst Zacharias 742 bestätigt wurde. Aus den bereits in *Eccard's Comment. de R. Fr. Or.* gedruckten Urkunden (denn zu archivalischen Quellen, woraus man das erste Entstehen dieses Stifts, dessen Dotation und Ländereybesitzungen etwas genauer hätte entwickeln können, mag der Vf. keinen Zutritt gehabt haben) werden sodann §. XXXV u. XXXVI nicht nur die ersten Diöcesangränzen des Bisthums, mittelst Benennung der ostfränkischen Gauen, wiewohl bloss im allgemeinen, angegeben und zugleich die Lage dieser Gaubezirke, nach *Bessels Chron. Gottwic.* kürzlich bemerkt, sondern auch (§. XXXIX) die zehn würzburgischen Haupt-Archidiakonate mit ihren Ruralcapiteln und Parochieen, so wie sie uns Hr. *Würdtwein* in seinen *subsid. dipl. T. V.* p. 345 mitgetheilt hat, nahmhaft gemacht. Nach Rec. Meynung hätte hier der Vf. eine sehr schickliche Gelegenheit gehabt, die politische und kirchliche Abtheilung der ostfränkischen Provinz nach ihren Gauen und Archidiakonaten zu erörtern und in ein deutliches Licht zu setzen, wenn es ihm gefallen hätte, den Umfang der angeführten Gauen mit den würzburgischen Archidiakonaten und Landcapiteln zu vergleichen, um die, bereits von mehrern Alterthumsforschern erprobte, Einförmigkeit zwischen der geistlichen und politischen Länderabtheilung auch auf die ostfränkische Provinz in Anwendung zu bringen. Auf diese Art hätte die Kenntniss der mittlern Geographie der fränkischen Kreislande viel gewonnen, und die zum Theil sehr fehlerhafte und unvollständige Gaubeschreibung des Abt Bessels manche Berichtigung erhalten. Hr. *U.* würde alsdann gefunden haben, dass z. B. das Landcapitel Buchheim den Gau Wintgartweiba, der Decanat Ingelfingen den Jagasgau, der Decanat Iphofen, den Iph- und Gollachgau u. s. w. begreifen, und dass Schwabach (wie S. XXV behauptet wird) nicht zum Rangau gehört habe, weil dieser Ort nicht zur würzburgischen, sondern zu der aichstädtischen Diöces gerechnet wurde, und folglich noch im bayerischen Nordgau gelegen war. — Am Schlusse dieser Abh. wird die, durch die Reformation erfolgte Veränderung der würzburgischen Diöces bemerklich gemacht und die gegenwärtige Eintheilung derselben in 16 Landcapitel, mittelst Benennung aller und jeder dazu geschlagenen Parochieen, angegeben.

Nach dieser allgemeinen Vorbereitung beginnt nun die eigentliche Geschichte des Bisthums, welche in *drey Theilen* vorgetragen wird. Der erste begreift die *Annalen* der dasigen Bischöfe vom Jahre 741 bis 1779, oder vom heil. Burkhard an bis auf den unlängst verstorbenen Fürstbischof Franz Ludwig. Hr. *U.* hatte nicht die Absicht, eine pragmatische Geschichte des Stifts Würzburg zu liefern, und die bekannten Chroniken eines *Lorenz Friesens* und *Ignatius Groppens*, nach einem zweckmäfsigen Plan, umzuarbeiten; sondern er begnügt sich, die Geschichtsdata eines jeden Bischofs, aus den bereits bekannten Urkunden und aus den ältern Geschichtschreibern, zusammen zu tragen, und, zuweilen mit zu vieler Gewissenhaftigkeit, sogar die Urkunden zu bemerken, in welchen dieser oder jener Bischof als Zeuge aufgeführt ist. Eine Genauigkeit die wir hier um so weniger erwartet hätten, da sie für die Geschichte eines geistlichen Staats keinen wesentlichen Nutzen hat, sondern blofs dem Geschichtschreiber der weltlichen Fürsten, in so fern sich dadurch ein genealogisches Datum berichtigen läfst, zu empfehlen ist. Wir würden zwar ungerecht seyn, wenn wir den auf diesen Theil verwendeten Fleifs des Vf. und das Verdienst, das er sich dadurch um die würzburgische Geschichte erworben hat, nicht erkennen wollten: indessen müssen wir doch gestehen, dafs wir die Ausführung selbst unsern Wünschen und Erwartungen nicht ganz entsprechend gefunden haben. Hr. *U.* bleibt zu sehr bey der allgemeinen Angabe der aufgefundenen Thatsachen stehen, nimmt zu wenig Rücksicht auf ihre Wirkungen und Folgen und zeigt dem Leser nicht, wie dieses Bisthum seit seiner Entstehung, durch die Klugheit und Vergröfserungsbegierde der dasigen Bischöfe und durch den mannichfaltigen Erwerb so vieler beträchtlichen Länderstücke, sich zu einer Gröfse emporgeschwungen habe, die es als einen der mächtigsten geistlichen Staaten Deutschlands auszeichnet. Aufser diesem haben wir hin und wieder noch manchen historischen Irrthum gefunden und noch viele diplomatische Nachrichten vermifst, die nothwendig zur würzburgischen Geschichte gehören und die dem fleifsigen Vf. entgangen seyn mögen. Zur Bestätigung unsers Urtheils und zum Beweis, dafs wir dieses, an sich immer schätzbare Werk mit Aufmerksamkeit durchlesen haben, wollen wir nur folgendes bemerken. S. 23. 31 u. 32 werden die Bischöffe *Gozbald*, *Dietho* und *Burkhard* die im 9ten und 10ten Jahrh. lebten, als *geborne* Grafen von *Henneberg* und *Castell* angegeben, da doch bekanntlich in jenen Zeiten noch keine Geschlechtsnamen im Gebrauch waren, sondern erstlich zu Ende des 11ten Jahrh. wiewohl noch sehr selten, zum Vorschein kommen. Auch war Bischof *Rudolph* nach S. 29 kein Sohn des fränkischen Herzogs *Werners*, sondern ein Sohn des Longauischen Grafen *Udo*, wie Crollius in seinen *Observ. Geneal. Salicae:* in den *Act. Theod. Palat.* T. VI. p. 144 seq. aus guten Gründen erwiesen hat. S. 27 wird der Schenkungsbrief K. Karls des Dicken vom J. 883 angeführt, ohne die darinn enthaltenen Güter in *Fahedorphonomarca* (Fachdorf im A. Meiningen) und zu Schwabhausen in *Haganenovonomaria* dermalen eine Wüstung in der Hainaermark im Amte Römhild zu erwähnen, allwo das Stift Würzburg noch jetzo Lehnschaften besitzt, deren Ursprung sich auf jene Urkunden gründen mag. — S. 39 fehlt die Urk. vom J. 993, worinne K. Otto III diesem Stifte den vormals demselben übergebenen Tribut der Ostfranken und Slaven bestätigt und ihm zugleich den Genufs der königlichen Zehenden zu Ingelheim, Nirenstein und Creuznach einräumet (*dipl. in Ludolf. Symphor. Consult.* T. II. P. II. p. 514.) Eben so mangelt auch S. 41 das von K. Otto III ausgestellte Diplom vom J. 996, wodurch die Abtey Amorbach dem Stifte übergeben wurde; (S. *Gropii Hist. Amorb.* p. 247. nr. 46) und S. 45 vermissen wir ebenfalls den vom K. Konrad II, über die Schenkung des Reichsforstes in dem Murach- und Kochergau, dem Bischof Meinhard ausgestellten Donationsbrief, in *Friesens* würzb. Chron. p. 464, und in *Crusii annal. Suev.* P. II. p. 188. Unter den folgenden Bischöffen des 12ten und 13ten Jahrh. hat Rec. wahrgenommen, dafs Hr. *U.* manche diplomatische Werke z. B. *Gruneri opuscula* Vol. I et II. 1760, *Neue dipl. Beytr. zur fränkischen Geschichte* Th. 1792, die *Conclusion. Ebracenses*, die *Chemnitzer Samml. zur S. Gesch.* Th. XI u. a. m., die manchen Gegenstand der würzburgischen Geschichte erläutern, gar nicht benutzt habe, wenigstens findet man die in denselben abgedruckten Urkunden nirgends angeführt. Von dem in diesem Zeitraum vorkommenden würzburgischen Burggrafenamt sowohl, als von der Schutzvogtey, welches beides die Grafen von Henneberg inne hatten und worüber schon so manches geschrieben worden ist; findet man hier nicht die mindeste Nachricht. Dieses gänzliche Stillschweigen können wir um so weniger billigen, da beide Aemter für die Kenntnifs der damaligen Verfassung des Stifts und dessen politischen Verhältnissen mit dem Hause Henneberg wichtig genug waren, um ihres Daseyns zu erwähnen. Auch die in spätern Zeiten erfolgten bischöflichen Erwerbungen beträchtlicher Güter und verschiedener noch fortdauernder Lehnsherrlichkeiten, denen doch das Stift seine gegenwärtige Gröfse zu verdanken hat, sind nicht überall mit der nöthigen Sorgfalt angegeben worden. Unter andern vermissen wir die Bemerkung der würzburgischen Acquisitionen des Amtes Rötingen, welches *Kraft von Hohenloh* 1345 dem Stifte käuflich überliefs, — des hennebergischen Schlosses Ebenhausen vom J. 1353, — der Schlösser und Aemter Steinach, Rotenstein, Königshofen und der Hälfte von Münnerstadt, welches alles Gr. Eberhard zu Würtemberg durch seine Gemahlin Elisabeth, einer hennebergischen Erbtochter, überkommen hatte, und im Jahr 1354 dem Bischof Albrecht verkaufte; (Sattlers würtemb. Gesch. Th. II. S. 152) — des Amtes Wildberg und des Gerichts zu Saale vom J. 1368 — der Städte Heydingsfeld und Bernheim, die König Wenzel dem Stifte um 6100 fl. versetzte (*Lunig. Cod. germ. dipl.* P. I. p. 1427) — des hennebergischen Amtes Waldaschach vom J. 1403 — des werthheimischen Schlosses Homburg, welches 1406 dem Bischof Johann um 15500 fl. wieder käuflich überlassen wurde, — der hennebergischen Hälfte des Amtes Münnerstadt vom J. 1483, und anderer beträchtlicher Güter,

Güter, welche die Bischöfe durch Kauf- und Pfandschaft nach und nach an sich gebracht haben. Eben so wenig hat Hr. *U.* des ansehnlichen Länderzuwachses erwähnt, welcher dem Stifte Würzburg durch die Lehensheimfälle der in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrh. ausgestorbenen Grafen von Rieneck, Wertheim und Henneberg zu Theil geworden ist. Besonders würden die Annalen des Bischofs Julius durch eine treue Darstellung so vieler merkwürdiger Ereignisse, die der Erweiterung seines Bisthums so günstig waren und die er vortrefflich zu benutzen wusste, ein vorzügliches Interesse erhalten und zugleich die Geschichte der angränzenden Lande erläutert haben, wenn der Vf. auf die Bearbeitung dieser Periode mehr Fleiss verwendet hätte. So hätten z. B. die von diesem Bischof geschehene gewaltsame Besitzergreifung der, dem Stifte angeblich lehnbaren, werthheimischen Aemter Schwanberg, Remlingen, Freudenberg, Laudenbach und vieler einzelnen Güter, deren Wegnahme noch jetzo den Gegenstand eines veralteten Reichshofrathsprocesses ausmacht, (S. das wertheim. Restitut. Libell in Pütters Rechtsfällen Th. I. S. 120f.) — ingleichen seine Einziehung des, zur Erztruchsessenwürde gehörigen, Rineckischen Amtes Schönrein, welches Graf Anton von Ysenburg Ronneburg, als Rineckischer Testamentserbe vom Stifte Würzburg zu Lehen trug (*Guden. Cod. dipl.* T. V. p. 588) aber nach dessen Tode (1601) vom Bischof Julius, obgleich Gr. Wolfgang Ernst von Ysenburg Biersteinigl. Linie, als nächster Agnat, darauf gegründeten Anspruch hatte, *de facto* eingezogen wurde, (*Kopps* Prob. des deutsch. Lehrr. Th. II. S. 24) in den Annalen dieses klugen Bischofs nicht übergangen werden sollen. Nicht minder wichtig waren die hennebergischen Besitzungen, die unter der Regierung des B. Julius dem Stifte (1583) heimfielen, und weswegen in dem 16ten und 17ten Jahrhundert mehrere Verträge errichtet wurden, auf welche theils der würzburgische Besitz vieler hennebergischen Länderstücke, theils die dem Stifte noch jetzo zuständige Lehnsherrlichkeit über Schloss und Amt Meiningen gegründet sind. Aber weder von diesen und andern wissenswürdigen Begebenheiten, noch von den würzburgischen Erbhofämtern und ihren Veränderungen, noch von den vorzüglichsten Activlehnen etc. haben wir in den gegenwärtigen Annalen einige Data gefunden, und es wird überhaupt sehr sichtbar, dass, je weiter der Vf. in die neuern Zeiten fortrückt, die Nachrichten immer sparsamer werden und *Gropps* würzb. Geschichte bis in das J. 1745 fast seine einzige Quelle ausgemacht habe. Selbst die Annalen der reichhaltigen Regierungsgeschichte des verstorbenen Fürstbischof Franz Ludwigs bestehen nur aus 12 Zeilen, die blos ein allgemeines Lob dieses Fürsten enthalten, ohne nur die vorzüglichsten seiner Handlungen und rühmlichen Anstalten bemerklich zu machen.

Der *zweyte Theil* dieses Werks begreift den *Statum ecclesiasticum Secularem episcopat. Wirceburgensis*, und zerfällt in zwey Sectionen, wovon die *erste*, in mehrern Hauptstücken, von den noch jetzo vorhandenen Stiftskirchen handelt. Dahin gehören: 1) die *Cathedralkirche* zu Würzburg; 2) das *Collegiatstift zu St. Burkhard* daselbst, die beide im 8ten Jahrh. vom heiligen Burkhard gegründet wurden; 3) das *Collegiatstift* zu Comburg; es war anfänglich ein vom Graf Richard zu Rotenburg 1079 gestiftetes Benedictinerkloster; 4 u. 5) die um das J. 1000 vom Bischof Heinrich gegründeten Collegiatstifter *Haug* und *Neumünster*. Das 6te u. 7te Hauptst. enthält einige Nachrichten vom *deutschen Orden* und Johanniterrittern in Franken. Durchgehends ist der Geschichte dieser geistlichen Stifter ein vollständiges Verzeichniss von allen Aebten, Pröbsten, Dechanten, Kommenthurherrn und Grossmeistern, die vom Anfang an bis jetzo diese geistlichen Würden bekleidet haben, mit Benennung ihrer Geschlechtsnamen, beygefügt, welches zur Berichtigung der Genealogie des hohen und niedern Adels sehr brauchbar ist. Die *zweyte Section* liefert, unter fortlaufender Zahl der Capitel, die Geschichte der *aufgehobenen Collegiatstifter*, welche vormals zur würzburger Diöces gehörig waren. Es sind folgende: 8) das von dem heil. Gumbert 786 gegründete Benedictinerkloster zu *Onolzbach*, welches im 11ten Jahrh. in ein Collegiatstift verwandelt wurde; 9) das Collegiatstift zu *Oehringen*; 1037 vom Bischof Gerhard zu Regensburg fundirt; 10) das zu *Mossbach*; 11) das zu *Schmalkalden*; 1319 von dem Grafen Berthold von Henneberg gegründet. 11) Das zu *Römhild*; gegründet von dem Grafen Georg I. von Henneberg-Römhild 1450, und 13) das Collegiatstift zu *Meckmühl*, dessen Existenz sich bis in die Zeiten des 9ten Jahrh. hinauf führen lässt.

Der *dritte Theil* beschreibt den *Statum ecclesiasticum regularem Episcop. Wirceburg.* ebenfalls in zwey besondern Abtheilungen: *Sect. I. Monasteria, quae hodieque perseverant.* Die Geschichte derselben wird in neun Hauptstücken untersucht. — Cap. I. die *Benedictinerklöster*. Es sind folgende: 1 u. 2) das *St. Stephan*- und *St. Jacobkloster* zu Würzburg. Jenes wurde 1057 vom dasigen B. Adelbero, und dieses im J. 1140 vom B. Embrich gestiftet; 3) das Kloster *Schwarzach*; die 816 geschehene Gründung desselben wird S. 289 diplomatisch erörtert und einem Grafen Megingaud zugeschrieben, 4) *Theres*; den Ursprung dieses Klosters setzt zwar Hr. *U.* S. 303 nach dem Zeugnisse des bambergischen Annalisten Hoffmanns, in das Jahr 1043; Rec. findet aber in *Schöttg.* und *Kregs. diplomatar.* T. I. p. 16 eine urkundliche Nachricht vom J. 940, woraus erhellt, dass schon damals das Kloster Theres existirt habe und vom Graf Adelbert von Altenburg (bey Bamberg) dem Stifte Fulda übergeben wurde. 5) Banz. Bey der Untersuchung der Stiftungszeit, die man bisher in das J. 1069 setzte, wird hier nach einer Schannatischen Urkunde das J. 1058 angenommen, wo die Gräfin Alberatha das von ihr gestiftete Kloster Banz dem Stifte Fulda übergab. Mit dieser Angabe scheint zwar nicht nur der Stiftungsbrief von 1069, sondern auch der Umstand, dass nach einer fuldaischen Tradition von 1058 jene Uebergabe *pro remedio animae defuncti mariti Alberathae* geschehen seyn soll, im Widerspruch zu stehen, weil der Gemahl dieser Gräfin, Marggraf Hermann von Vohlburg,

burg, noch im J. 1071 unter den Lebenden erscheint; allein der Vf. zeigt, dass dieser Hermann der 2te Gemahl der Stifterin gewesen, und das Datum jener Urkunde, welches der Abt Bessel in Zweifel ziehen wollte, allerdings richtig sey. Doch hätten wir noch gewünscht, dass Hr. *U.* auch die Herkunft der Gräfin Alberath (sie war eine Erbtochter des Marggrafen Otto von Schweinfurth) und den Namen ihres ersten Gemahls (es war *Heinrich* von Landsberg in Bayern,) erörtert, und den Ursprung ihrer Besitzungen im Banzgau bey dieser Gelegenheit etwas erläutert haben möchte. 6) *Neustadt am Mayn.* Es gehört unter die ältesten Klöster in Franken und wurde von Karl dem Grossen 786 gegründet. Von der hierüber vorhandenen Urkunde, die man in *Leuckfels antiq. Poeld.* p. 241, wiewohl etwas fehlerhaft, abgedruckt findet, liefert der Vf. in dem *Codice probat.* nr. IV. aus dem Archiv des Klosters Neustadt, zwar einen verbesserten Abdruck; ob aber derselbe vom Original herrühre, daran zweifelt Rec. um deswillen, weil die Urkunde mit der Jahrzahl DCCXCIV versehen ist, die man um so gewisser für untergeschoben halten kann, da Karl der Grosse in seinen Handfesten sich der christlichen Zeitrechnung noch nicht bediente und die Jahrzahl 794 mit dem angefügten Regierungsjahre nicht übereinkommt. Uebrigens ist die Geschichte dieses Klosters sehr dürftig ausgefallen und es gereicht den dasigen Vorstehern eben nicht zur Ehre, dass sie nach S. 329 dem Vf. mit den dahin abzweckenden Nachrichten gar nicht an die Hand gegangen sind, und ihm nicht einmal ein vollständiges Verzeichniss der Aebte communicirt haben. 7) *St. Afra*, ein Benedictiner Nonnenkloster zu Würzburg, wurde 1097 vom dasigen Bischof Emhard gestiftet. — *Cap. II. Monasteria ordinis Cisterciensis.* 1) Die Abtey *Ebrach.* Die Stifter derselben waren Berno und Richwin, edle Herrn von Ebran, die 1126 hierzu den ersten Grund legten. Von der Reichsunmittelbarkeit, die diese Abtey in neueren Zeiten (1784) gegen das Hochstift Würzburg behauptete, und von dem was desshalb unter dem vorigen Abte Wilhelm II verhandelt worden, giebt uns der Vf. gar keine Nachricht. Billig hätte er aber dieses für die Verhältnisse der Abtey so wichtigen Gegenstandes erwähnen, und zugleich von dem jetzigen Abte, Eugenius Montag, S. 349 noch bemerken sollen, dass er, als vormaliger Canzleydirector, im J. 1786 die mit verdientem Beyfall aufgenommene Druckschrift, unter dem Titel: *ob der Abtey Ebrach in Franken das Prädicat Reichsunmittelbar gebühre etc.* abgefasst und sich dadurch als einen gründlichen Gelehrten ausgezeichnet habe. 2) *Bildhausen*; gestiftet von dem rheinischen Pfalzgrafen Hermann von Staleck, von dessen Herkunft hier gründliche Nachrichten mitgetheilt werden. Doch ist dieser historische Gegenstand bereits von *Crollius* in der erläuterten Reihe der Pfalzgrafen bey Rhein, und vor kurzem vom R. Rath *Spiess*, in einer besondern Abhandlung (in *Act. Theod. Palat.* T. VII. p. 395) weit umständlicher erläutert worden. Ausser dem bemerkt Rec. noch, dass, nach dem Zeugnisse einer noch ungedruckten Urkunde *de dato MCCXII apud Herbipolim non. Sept.*, Kaiser Otto IV dem Graf Poppo von Henneberg den Schutz über das Kloster Bildhausen übertragen habe. 3) *Brümbach* in der Grafschaft Werthheim. 4) *Schönthal* im Odenwald, und 5) *Himmelspforten* bey Würzburg. Von keinem dieser Klöster sind die Stiftungsbriefe anzutreffen, auch vermissen wir, besonders bey Schönthal, die Bemerkung zweyer kaiserlichen Privilegien von 1225 und 1231, die in Georgii Uffenheimischen Nebenstunden Th. I. S. 1204 abgedruckt sind. — *Cap. III. Monasteria Canonicorum regularium,* — 1. *Heidenfeld* bey Schweinfurth; 1069 vom Marggr. Hermann von Vohburg und seiner Gemahlin Alberath gestiftet. 2. *Triffenstein*; die dem Vf. hierüber mitgetheilten Nachrichten sind ganz von diplomatischen Beweisen entblösset. — *Cap. IV. Monasteria ordinis praemonstratensis.* 1) *Oberzell*, ohnweit Würzburg; es hat sein Daseyn dem heil. Norbert, und einem von demselben gethanen Wunder (!!) zu verdanken. Die zur Geschichte des Klosters gehörigen und im *Codice dipl.* abgedruckten Urkunden stehen bereits in der 1759 herausgekommenen *Expos. de Ortu et progr. Cellae super.*, die dem Vf. unbekannt gewesen seyn mag, wenigstens hat er sie nirgends angeführt. 2) *Unterzell.* 3) *Gerlachsheim* von dessen Entstehung und Schicksalen sich wenig Nachrichten finden. — *Cap. V. Carthusiae.* 1) der *Engelsgarten* zu Würzburg. 2) *Ostheim* oder Pons Mariae bey Volkach. 3) *Türtelhausen*, oder Cella Salutis. 4) *Ilmbach* im Steicherwald und 5) *Grünau.* Ihre Schicksale sind sehr kurz beschrieben. — *Cap. VI. Augustiniani eremitae*; deren sind nur 2 vorhanden, wovon das *eine* in der Stadt *Würzburg* und das *andere* zu *Münerstadt* liegt. Von beiden weiss der Vf. weder den Stifter, noch die Zeit der Gründung anzugeben. Rec. hält sich für verbunden diese Lücke, soviel nämlich das Kloster zu Münerstadt betrifft, zu ergänzen, und versichert dass selbiges, nach dem in Händen habenden und aus dem dortigen Copialbuch copirten Stiftungsbrief, im J. 1279 vom Stadtrath zu Münerstadt, unter Begünstigung der Grafen von Henneberg, denen bekanntlich damals dieser Ort zugehörte, *in area quae vocatur Vogelweide*, erbaut und in spätern Zeiten sehr oft von den hennebergischen Grafen beschenkt wurde. — *Cap. VII. Dominicani.* Von diesem Orden befinden sich zu Würzburg zwey, und zu Mergentheim Ein Kloster. — *Cap. VIII. Carmelitae.* Es sind deren drey: als zu *Würzburg*, zu *Neustadt* an der *Saale* und in der Reichsstadt *Heilbronn.* *Cap. IX. Monasteria Ordinum S. Francisci.* Diese theilen sich in 3 Classen: 1) in die *Minoritenklöster* zu Creuzberg, Dettelbach, Aschbach, Magdalenenkapell, Heilbronn, Schillingsfürst, Schwarzenberg und Mosbach. 2) In die *Conventualen* zu Würzburg und Schönau, und 3) in die *Kapuziner* zu Würzburg, Kitzingen, Nekarsulm, Ochsenfurth, Königshofen, Carlstadt, Comburg und Buch.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. September 1795.

GESCHICHTE.

St. Blasien: *Germania sacra in provincias ecclesiasticas et Dioeceses distributa*, oder: *Episcopatus Wirceburgensis sub metropoli Moguntina* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Sectio II. *Monasteria immutata aut suppressa*. Wir hätten gewünscht, dass der Vf. die, dem Orden nach veränderten Klöster, von denjenigen, welche ganz secularisirt worden sind, abgesondert und die Geschichte der letztern, die ohnehin grösstentheils nicht im Würzburgischen Gebiet liegen, besonders abgehandelt haben möchte. Die Zahl der in dieser Abtheilung beschriebenen Klöster, beläuft sich auf 87 und wir würden die Gränzen einer literärischen Anzeige zu weit überschreiten, wenn wir dem Vf. durch das Ganze mit Genauigkeit folgen wollten. Es mag also genug seyn, nur die Namen der hier vorkommenden Klöster anzugeben und hin und wieder einige Berichtigungen und Zusätze beyzufügen. — Cap. I. *Monasteria Ordinis S. Benedicti*. I. St. Burkhard zu Würzburg. 2) Camburg. 3) Amorbach. 4) St. Jacob zu schwäbisch Hall. 5) Homburg. 6) Aurach an der Saale. Hier hätte noch bemerkt werden können, dass von dem ehemaligen Schlosse *Awra* sich der *Arogast* nannte, der einer von den vier Männern war, die im J. 422 das Saalische Gesetz zusammengetragen haben. (*Gesta francor. ap. du Chesne*. T. I. p. 694.) In der Folge war es der Sitz der Markgrafen von Schweinfurt. Der über die 1108 geschehene Gründung des dasigen Klosters ertheilte Restaurationsbrief scheint das folgende Kloster 7) Uraha oder *Mönchaurach* anzugehen. 8) Rotha oder *Mönchröden*, im Fürstenthum Koburg. Von der Gründung dieses Klosters weiss der Vf. nichts zuverlässiges zu sagen. Es erhellt aber aus dem in *Verpoortens* Vorrede zu Thomä Koburg. Reformationsgeschichte S. LXXIV. abgedruckten und vom Würzb. Bischof Gerold confirmirten Stiftungsbriefe, dass dasselbe zwischen 1166 und 1171 vom Burggraf Hermann zu Meissen, seinem Bruder Graf Stercker und seines Brudersohn Hermann von Wolfsbach gestiftet worden sey. 9) *Steinach* oder *Münchsteinach*. 10) *Murhart* im Wirtembergischen. Von der Schutzvogtey, die die Grafen von Wolffelden inne hatten und 1281 von Würzburg dem König Rudolph verkauft wurde, hätte hier aus den *Act. Theod. Palat.* T. I. p. 328 ff. manche historische Nachricht mitgetheilt werden können. 11) *Onolzbach*. 12) *Schlüchtern*, in der Grafschaft Hanau. 13) Veilsdorf, im Fürstenthum Hildburghausen. 14) Schönrein, in der Grafschaft Rieneck. 15) Schweinfurt. 16) Mosbach in der Pfalz. 17) Die Probsteien zu Aub- und Coburg. 18) Kitzingen. 19) Ochsenfurt. 20) Carloburg. 21) Lauffen. 22) Carspach. 23) Heydingsfeld. 24) Mistlau. 25) St. Ulrich. 26) Colla St. Viti. 27) Zellingen. 28) Kloster Zell bey Fischberg (die in Heims Henneb. Chron. hiervon befindlichen Nachrichten waren dem Vf. nicht bekannt); St. Johannes bey Wildberg und Tetwang bey Rotenburg. — Cap. II. *Monasteria Ordinis Cisterciensis*. 1) St. Georgen Cell im Hennebergischen. 2) Birkenfeld bey Neustadt an der Aisch. 3) Frauenroda. 4) Frauenthal. 5) Gnadenthal. 6) Heiligenthal. 7) Hohenfeld. 8) Lichtenstern; hier fehlt ein merkwürdiger Schenkungsbrief vom J. 1257, in den *Act. Theod. Pal.* T. I. p. 353. 9) Maidbrunn. 10) Schönau. 11) Seligenthal. 12) Sonnefeld. 13) Unterwildberg. 14) Wechterswinkel. 15) Marburghausen. 16) Büllingheim. 17) Marienthal. — Cap. III. *Canonici regulares*. 1) Birklingen und 2) Langenzenn. — Cap. IV. *Ordinis praemonstratensis*. 1) Vessra. 2) Trostadt. Rec. vermisst bey diesen beiden Henneberg. Klöstern die Benutzung zweyer Schriften, nämlich *Gruneri opusc.* Vol. II. und die neue diplom. Beytr. zur Fränkischen Gesch. Th. I., welche viele und zum Theil nicht unwichtige Urkunden enthalten, die die Schicksale derselben erläutern. 3) *Frauenbreitungen*. Der Vf. zählt dasselbe ganz irrig zur Würzburg. Diöces; denn nach einer Urkunde von 1168 (bey *Schöttg. et Kreys*. T. III. p. 542.) war es dem Erzbisthum Maynz unterworfen. Auch gehörte es nicht zum Prämonstratenser- sondern zum Augustinerorden und wurde nicht 1170, sondern 1150 errichtet. Schon 1165 nahm K. Friedrich dasselbe, als ein *novum Coenobium*, in seinen Schutz, (*Bünau* Leben K. Friedr. I. S. 427. u. a. m.) und 1183 erlangte es vom Pabste Lucius eine förmliche Bestätigungsbulle (*Schöttg. et Kreys*. l. c. p. 544.). Diese und andere Geschichtsdata, die im 2ten Th. der Henneb. Gesch. S. 299 ff. umständlich bemerkt sind, scheinen dem Vf. unbekannt gewesen zu seyn. 4) Hausen. 5) Michelfeld. 6) Tückelhausen. 7) Lochgarden. 8) Rotha; unter diesem ehemaligen Kloster, dessen Lage der Vf. nicht anzugeben weiss, ist der St. Georgenberg bey Rodach im Fürstenthum Koburg zu verstehen. 9) Schefftersheim und 10) Sulz. — Cap. V. *Wilhelmitae*. Hieher rechnet Hr. *U.* 1) das Kloster Sindershausen, welches er irrig im Ansbachischen Amt Cadolzburg sucht. Es lag im Hennebergischen Amt Sand unweit Rosdorf und war kein Wilhelmiter- sondern ein Franziskanerkloster (S. den 2ten Th. der Henneb. Gesch. S. 304.). 2) Das Kloster Wasungen, dessen Gründung S. 502. unrecht dem Ritter Heinrich Schrimpf zugeschrieben wird. Nach einer noch ungedruckten

Urkunde von 1299 VII Id. Dec. wurde es von Graf Berthold zu Henneberg gestiftet. — Cap. VI. *Eremitae S. Pauli.* 1) Anhausen, gehörte eigentlich zur Aichstädtischen Dioces und war ein Benedictinerkloster, von dessen Stiftung in Meusels Geschichtforscher Th. 2. S. 184. eine diplomatische Untersuchung steht. 2) *Goldbach.* — Cap. VII. *Eremitae S. Augustini;* zu Königsberg, Schmalkalden und Windsheim. — Cap. VIII. *Ordinis S. Dominici;* zu Frauenaurach. — Cap. IX. *Carmelitae;* als Mariencapell, Schweinfurt und Vogelburg. — Cap. X. *Franciscani;* zu Meiningen, Rietfeld, Rotenburg an der Tauber, St. Agnes zu Würzburg, schwäbisch Hall und Comburg. Hier vermisst Rec. noch das Franziskanerkloster zu Schleusingen, welches im J. 1502 von Gr. Wilhelm gegründet und in der Folge (1577) in ein Gymnasium verwandelt wurde. Von allen den bisher genannten Klöstern, die zum Theil eben nicht wichtig gewesen seyn mögen, liefert der Vf. kurze Nachrichten, die zwar die ehemalige Kirchenverfassung in Franken einigermassen erläutern, aber doch zu sehr von Urkunden entblösst sind, um dem Geschichtsforscher überall Genüge zu leisten. Ausserdem müssen wir noch erinnern, dass bey der Beschreibung der vielen Würzburgischen Klöster auch die ehemaligen Schutzvogteyen, die verschiedenen Grafen und Herrn zuständig waren, um so viel mehr hätten bemerklich gemacht werden sollen, da dergleichen Verhältnisse in die Aufklärung der mittlern Geschichte einen beträchtlichen Einfluss haben. Nicht minder verdienstlich würde es gewesen seyn, wenn uns Hr. *U.* von dem Zustande der noch jetzo vorhandenen Abteyen, in Hinsicht ihrer gegenwärtigen Länderbesitzungen und ihrer kirchlichen und politischen Verhältnisse, etwas mehr unterrichtet und sich nicht bloss auf die Untersuchung ihres Ursprungs eingeschränkt hätte.

Den Beschluss dieses Werks macht nun der *Codex Probationum*, welcher 127 Urkunden enthält, worunter sich ungefähr nur 40 befinden, die hier zum erstenmal im Druck erscheinen, und deren Mittheilung der Vf. meistens dem nunmehr verstorbenen Reg. R. Spiess zu Bayreuth und dem Weimarischen Archivar (jetzigen geh. Rath) Hn. Voigt zu verdanken hat. Die Uebrigen sind aus grössern diplomatischen Werken und Deductionen hier von neuem abgedruckt und zum Theil nach den Urschriften berichtigt. So schätzbar auch diese Sammlung ist, so müssen wir doch bekennen, dass man von dem ansehnlichen Bisthume Würzburg, welches an 150 Klöster in sich fasste, allerdings eine weit reichhaltigere Ausbeute von ungedruckten Diplomen hätte erwarten sollen, wenn Hr. *U.* von den Vorstehern der noch jetzo florirenden Würzburgischen Stifter, Klöster und Prälaturen in seinem rühmlichen Unternehmen auf eine thätige Weise wäre unterstützt worden. Dies ist aber, wie die Vorrede S. X. deutlich genug zu erkennen giebt, nicht geschehen und wir finden in dieser diplomatischen Undienstfertigkeit einen traurigen Beweis, dass man in diesem geistlichen Staate sich noch immer allerley unnöthige Bedenklichkeiten mache, mit dergleichen schätzbaren Denkmälern der Vorzeit hervorzugehen und durch deren Publicität in der deutschen Geschichtskunde ein grösseres Licht zu verbreiten. Aber desto mehr gereicht es dem regierenden Herrn Herzog zu S. Weimar zum besondern Ruhm, dass Sie den Vf. (nach S. XI. der Vorr.) durch Eröffnung der Weymarischen und Eisenachischen Archive, in Stand gesetzt haben, dereinst die Geschichte der vormaligen Sächsischen Bisthümer zu bearbeiten. Möchten doch dem Beyspiele dieser so dankenswerthen Willfährigkeit mehrere deutsche Fürsten folgen und den Vf. gleichfalls auf eine so wesentliche Art unterstützen! Dann würden gewiss die folgenden Bände dieses nützlichen Werks, dessen Fortsetzung wir sehnlichst wünschen, weit mehr an innerm Werthe gewinnen, als der gegenwärtige Theil; denn man es gleich bey der ersten Uebersicht ansieht, dass in keinem Lande gegen Mittheilung archivalischer Nachrichten noch grössere Vorurtheile herrschen als im Würzburgischen.

PHILOLOGIE.

Giessen, b. Heyer: *Historisches Lesebuch aus des Livius Werken* gesammelt für die obern Classen der Gymnasien von *Christ. With. Snell*, Prorect. des Gymnas. zu Idstein. 1795. 349 S. gr. 8.

Hr. *Snell* hebt eine Anzahl merkwürdiger Vorfälle, Unternehmungen, Kriege der Römer bis zum Ende des zweyten Punischen Krieges aus, die er mit einigen nothdürftigen kritischen und erläuternden Anmerkungen auf die Weise, wie in seinem Lesebuch aus Cicero's philosophischen Werken versieht. Folgendes sind die ausgehobnen Stücke: Ankunft der Trojaner in Italien. Roms Ursprung. Raub der Sabinerinnen. Streit der Horatier und Curiatier. Lucretia und Tarquins Vertreibung. Brutus Strenge gegen seine Söhne. Krieg mit den Etruskern. Brutus Tod. Porsena's Krieg. Innerliche Unruhen wegen der Schuldner. Coriolan. Tapferkeit der Fabier. Q. Cincinnatus wird Dictator. Abschaffung der Decemvirn. Quinctius Rede an das Volk und deren Wirkung. Der verrätherische Schulmeister. Gallischer Krieg. Verurtheilung und Hinrichtung des Capitolinischen Manlius. Folgen weiblicher Eitelkeit. T. Manlius, ein Beyspiel kindlicher Ehrfurcht. M. Curtius stürzt sich in die Kluft. T. Manlius Zweykampf mit einem Gallier. T. Manlius Torquatus und P. Decius Mus. Beyspiele der Vaterlandsliebe. Die Römer müssen bey Caudium durchs Joch gehen. Vergleichung der Macht Alexanders des Grossen gegen die Römer. Hannibal in Italien. Der Dictator Fabius rettet den Staat. Niederlage bey Cannä. Die Carthagische Armee zu Capua. Archimedes. Ende der Brüder P. und Cn. Scipio in Spanien. Hannibal vor Rom. P. Scipio in Spanien. Eroberung von Neu-Carthago. Hasdrubals Niederlage. Scipio beym König Syphax. Masinissa und Sophonisbe. Scipio's Unterredung mit Hannibal. Schlacht bey Zama. Uns scheint es immer besser, statt einer solchen Zerstückelung lieber ein paar Decaden des Livius hintereinander weg mit den Schülern zu lesen.

Hen.

Heilbronn am Neckar u. Rothenburg ob der Tauber, b. Clafs: *Des M. T. Cicero tusculanische Unterfuchungen an M. Brutus in fünf Büchern.* Mit kurzen Anmerkungen herausgegeben von *Joh. Jos. von Haber.* 1795. VIII u. 390 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der befcheidene Vf. fcheint feine Ueberfetzung felbst für nicht mehr als mittelmäfsig zu halten, indem er vorzüglich das zu ihrer Empfehlung anführt, dafs wir doch noch keine beffere, überhaupt noch keine vollständige Ueberfetzung der Tusculanifchen Unterredungen haben. Was die Richtigkeit der Ueberfetzung betrifft, fo hat der Vf. gewifs fo viel geleistet, als man von einem blofsen Liebhaber der alten Literatur, welches der Vf. zu feyn fcheint, bey fehr wenigen Hülfsmitteln billiger Weife erwarten kann. Die Schönheit der Darstellung und Einkleidung hat aber freylich unter der Behandlung des Vf. verloren, obgleich fein Verfuch fich im Ganzen gut lefen läfst, und einzelne fchöne und gut gehaltne Stellen fowohl in den Vorreden als in den Gefprächen aufzuweifen hat. Dagegen ftöfst man aber auch auf viele Stellen, die aus Mifsverstand dunkel, aus einem zu ängftlichen Anfchmiegen an den Buchftaben der Urfchrift fteif und hart, oder fonft durch Eigenheiten der Mundart des Vf., die gegen Cicero's reine Sprache fehr abfticht, entftellt find. Gleich vorn in der fchönen Einleitung zum erften Buche findet fich Stoff zum Tadel; z. B. „*Gleichwie* (da) die Dichter die älteften Gelehrten bey den Griechen find, — fo ift die Dichtkunft fpäter auf uns gekommen." „Je weniger man die Dichter in Ehren hielt, defto weniger *verlegte* man fich auf die Dichtkunft" etc. Bald darauf wird *Parrhafius* in einer Anm. einer der berühmteften Maler unter den *Römern* genannt, obgleich der Zufammenhang im Cicero fchon hätte lehren müffen, dafs von einem griechifchen Künftler die Rede fey. „Die Redner haben wir gefchwinde aufgenommen," für: der Beredfamkeit haben wir uns fchnell bemächtigt. „Die Philofophie lag bis auf unfere Zeiten darnieder, und bekam in unferer Sprache kein Licht. Laffet demnach mich fie hervorziehen" etc. „Ich werde meinen alten Fleifs *auf die* Redekunft beybehalten und dennoch auf diefe gröfsere und reichhaltigere Wiffenfchaft mich *verlegen.*" Bey der Erwähnung des *Sokrates* wird den Layen in einer Anm. erzählt, diefer Weltweife habe allein durch den Scharffinn feines Geiftes die Einheit Gottes entdeckt und eingefehen. Da er aber feine Entdeckung bekannt gemacht, fey er von den Prieftern der Ceres, welche die Verbreitung diefer Lehre verhindern wollen, als ein Gottesläugner verklagt worden. Wir könnten diefe Bemerkungen durch alle fünf Bücher verfolgen: aber es wird an einigen Beyfpielen, die wir noch hinzufügen wollen, genug feyn. Im Dialog unterreden fich bekanntermafsen M. und A. Unter dem letztern verfteht der Vf. mit Recht *Auditor,* beweift auch, dafs Atticus nicht gemeynt feyn könne, drückt es aber demungeachtet durch Atticus aus, weil es in den gewöhnlichen Ausgaben fo ausgedrückt werde. Welch ein fonderbarer Grund! Und doch hat die Zweybrücker Ausgabe, welcher der Vf. vorzüglich gefolgt zu feyn verfichert: Auditor. I, 8, 15. klingt es fonderbar, wenn er den Cicero fagen läfst, er wolle einen Vers des Epicharm *lateinifch* übertragen, da man ihn doch hier deutfch lieft. Er durfte fich nur des Ausdrucks *Mutterfprache* bedienen, um dem zu entgehen. Wie fteif lauten die Worte I, 9. 17. *ultra quo progrediar, quam ut veri videam fimilia, non habeo.* Weiter kann ich nicht fortfchreiten als bis wo ich Wahrfcheinlichkeit finde." I, 9. 19. läfst er in der Ueberfetzung: *ipfe autem animus ab anima dictus eft* aus; wir glauben, mit Recht. Nachdem Cicero I, 10. 19. die herrfchenden Meynungen über den Stoff und das Wefen der Seele aufgezählt hat, fügt er hinzu: *folgendes* find die Meynungen einzelner Menfchen hierüber. Der Ueberfetzer unverftändlich: „in den übrigen Punkten (was denn für Punkten?) denkt jeder verfchieden." Noch eine verfehlte Stelle kommt uns I, II. 26. in die Hand. Cic. fagt, Dionys der Stoiker habe feinen Vorträgen fremde Dichterftellen eingemifcht, *fed quafi dictata* von der eintönigen, dictirenden Declamation. Der Ueberf. „ihm waren fie *gleichfam wie Entwürfe!*" Das diefem entgegenftehende: *et proprium numerum* hat er, feiner Gewiffenhaftigkeit für den Buchftaben des Cicero ungeachtet, gar nicht ausgedrückt, ob es gleich felbft Wolf nicht herauswirft, fondern nur umklammert. Von den Verbefferungen diefer Wolfifchen Ausgabe hat der Vf. übrigens nicht den treuen Gebrauch gemacht, den er hätte machen follen, ob er fchon die guten Dienfte, die ihm diefelbe geleiftet, rühmt. In der Rechtfchreibung der Namen ift der Vf. ein arger Sünder. Er fchreibt, man denke nur! Dyonis für Dionys, Metteilus, Hyppocentaur, Gyrenaicker, Naficka, Empedockles, Phtya, Hyppolit, Lacädemon, Argyver etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Pavia,* b. Comini: *De Zea Mays Planta, analytica Difquifitio,* auctore *Francifco Mirabelli,* Chemiae, Materiae medicae et Pharmaciae R. C. Papienfis Academiae P. Repetitore cet. 1793. 71 S. 8. — Die Getraideart, von der Hr. *M.* in diefer Schrift handelt, ift zwar fchon längft, befonders in verfchiedenen Gegenden Italiens und im füdlichen Deutfchlande, mit Vortheile erbauet und zur Bereitung des Brodes und anderer Arten von gefunden und nahrhaften Speifen benutzt worden: allein von ihren nähern und entferntern Beftandtheilen, von den Verhältniffen diefer Theile gegen einander im Saamen, in den Stängeln u. f. w. fo wie auch von der mehrern oder mindern Aehnlichkeit, die andere Getraidearten in Anfehung der Beftandtheile u. f. w. mit jener Pflanze haben, hat man bisher nur fehr unvollkommne Kenntniffe gehabt, da fich noch kein Scheidekünftler

ler die Mühe genommen hat, dieses Gewächs mit Sorgfalt zu zerlegen und den Naturforschern die Resultate seiner Arbeiten mitzutheilen. Der verstorbene *Scopoli* hat daher bereits im Jahre 1787 den Vf. der vor uns liegenden Schrift veranlasst, einen Theil seiner Zeit der chemischen Untersuchung dieser Pflanze zu widmen und die bey dieser Gelegenheit gemachten Entdeckungen zur Beantwortung der Fragen zu benutzen, die man in Hinsicht auf die Natur und die Mischung dieses Gewächses aufwerfen kann. Hr. *M.* hat, dieser Auffoderung gemäss, den Erwartungen der Naturforscher zu entsprechen sich angelegen seyn lassen, und wir müssen gestehen, dass er die Aufgaben, die ihm sein Lehrer vorgelegt hatte, so gut aufgelöst hat, dass die Leser seiner Schrift ihre Wissbegierde grösstentheils befriedigt finden werden. Denn er hat nicht nur den Saamen und das aus demselben bereitete Mehl, sondern auch die Stängel und das Mark des Saamenbehälters dieses Gewächses mit aller Aufmerksamkeit zergliedert, die einzelnen Stoffe, aus welchen diese Theile zusammengesetzt sind und ihr Verhalten gegen andere Körper untersucht und so ihre wahre Natur bestimmt. Er theilt nun seine Entdeckungen in der angezeigten Schrift mit, und fügt zugleich die Folgerungen bey, zu welchen ihn seine Versuche veranlasst haben. Er hat in allen Theilen dieses Gewächses, die wir genannt haben, eine beträchtliche Menge Zucker angetroffen und er behauptet, dass ausser dem eigentlichen Zuckerrohre keine andere bekannte Pflanze so reichlich mit Zucker versehen sey, als der türkische Weizen. Er hat, wie er versichert, einen Syrop aus den Stängeln dieser Getraideart erhalten, der dem gewöhnlichen Syrop ganz ähnlich war, und er vermuthet deshalb, dass man in der Folge diese Pflanze und besonders die Stängel derselben, die am reichlichsten mit süssem Safte versehen sind, nicht bloss zu dem Gebrauche in der Oekonomie, wozu man sie bisher angewendet hat, sondern auch zu Zucker, wenigstens zu Syrop, werde benutzen können. Zwar gesteht Hr. *M.*, dass der Maysſyrop einige mittelsalzige Theile beygemischt habe, die dem gewöhnlichen Syrop mangeln, aber er setzt hinzu, dass diese Salze dem Syrop nicht nur keine in irgend einer Rücksicht nachtheiligen Eigenschaften mittheilen, sondern dass sie auch überhaupt in so geringer Menge darinn gegenwärtig seyen, dass sie dem angenehmen und süssen Geschmacke desselben nicht im geringsten Eintrag thun. Ausser diesem Zuckerstoffe hat der Vf. eine beträchtliche Menge Wasser, etwas salz- und salpetersaure Bittersalzerde, Kochsalz, Kalkerde, flüchtiges und feuerbeständiges Alkali, vegetabilische Säure und Eisen, in den verschiedenen Theilen dieser Pflanze entdeckt, besonders aber hat er das Verhältniss der Salzsäure zu den übrigen Bestandtheilen wider Erwarten gross gefunden, so dass auch sowohl die Säfte, als die Abkochungen der Stängel, Saamen u. s. w. die Auflösung des Quecksilbers in der Salpetersäure sehr trübten und eine beträchtliche Menge weissen Kalk daraus niederschlugen. — Auch vom Daseyn des klebrigen Wesens in dem Mehle des türkischen Weizens hat sich der Vf. durch mehrere Versuche überzeugt und er beweist, dass diese Substanz zwar weniger elastisch sey, als der Kleber, den man aus dem gewöhnlichen Weizen erhält, dass sie aber alle übrigen Eigenschaften, die diesem zukommen, besitze und dass sie folglich auch in Ansehung der nährenden Kraft mit diesem übereinstimme. — Wir übergehen, was Hr. *M.* von der Brauchbarkeit des türkischen Weizen zur geistigen und sauren Gährung sagt, und merken nur noch an, dass er das flüchtige Laugensalz, das die aus verschiedenen Theilen des türkischen Weizens gepressten und dann eingedickten Säfte bey der trocknen Destillation von sich geben, mehr für ein Product, als für ein Educt anzusehen geneigt ist; er glaubt nämlich, dass sich das vegetabilische sowohl, als das mineralische Alkali durch gewisse Bearbeitungen in flüchtiges Laugensalz umändern lasse und er versichert, durch mehrere Erfahrungen von der Richtigkeit dieses Urtheils überzeugt worden zu seyn. Wir wünschen, dass er die Versuche, welche ihn zu dieser Aeusserung veranlasst haben, bald bekannt machen möge, aber wir ersuchen ihn zugleich, dass er sich in der Folge bey Abfassung seiner Schriften lieber der italienischen, als der lateinischen Sprache bediene; denn mit der letztern ist er, wie das angezeigte Werkchen nur allzu deutlich beweist, nicht so bekannt, dass er sich fehlerfrey und verständlich genug ausdrücken könnte.

TECHNOLOGIE. *Paris*, b. Fuchs: *Description du Blanchiment des toiles et des fils par l'acide muriatique oxigéné, et de quelques autres propriétés de cette liqueur relatives aux arts*, par *Berthollet*. L'an 3me de la République (1795). 46 S. 8. 10 gr.) Der Vf., der bekanntlich zuerst die wichtige Bemerkung gemacht hat, dass man die dephlogistisirte Salzsäure mit Vortheil zum Bleichen der Leinwand und der Garne benutzen kann, giebt in dieser Schrift von seinen frühern Versuchen, die er mit dieser Säure in der erwähnten Absicht angestellt hat, so wie auch von einigen neuern Entdeckungen, die er und mehrere von seinen Freunden, z. B. die Herren *Bonjour*, *Watt*, *Decroisille*, *Henri*, *Weller* u. s. w. bey der Wiederholung jener Versuche im Grossen gemacht haben, kürzlich Nachricht und beschreibt zugleich eine neue Vorrichtung, die bey der Zubereitung des mit dephlogistisirter Salzsäure geschwängerten Bleichwassers sehr anwendbar ist. Er hat gefunden, dass dieses Wasser am besten geräth, wenn man gegen ein Pfund gestossenes Kochsalz 6 Unzen krystallisirten Braunstein, (der fein zerrieben und mit dem Salze sorgfältig vermischt werden muss,) 12 Unzen Vitriolöl und 8 bis 12 Unzen reines Wasser nimmt, diese Materialien in eine gläserne Retorte oder in einen Kolben thut und dann mittelst einer gelinden Wärme im Sandbade das salzsaure Gas in ein geräumiges Gefäss, das ungefähr 100 Pinten Wasser enthält, übergehen lässt. Er wünscht daher, dass die Künstler, die sich dieses Bleichwasser bereiten wollen, diese *Vorschrift* befolgen mögen und er versichert, dass dasselbe, wenn es *regelmässig* verfertigt worden ist, zu dem verlangten Zwecke vollkommen geschickt sey, und weder eine zu schwache Wirkung gegen die färbenden Theile, die man wegbringen will, äussere, noch die Leinwand oder das Garn auf eine nachtheilige Art angreife. Indessen kommt, setzt er hinzu, bey dem Gebrauche dieses Wassers zum Bleichen, wenn der Versuch gelingen soll, allerdings auch viel auf die regelmässige Anwendung der Lauge an, er theilt daher zugleich seinen Lesern die Bemerkungen, die er in Rücksicht der besten Bereitungsart der alkalischen Auflösungen, mit welchen die Leinwand und das Garn behandelt werden muss, gemacht hat, offenherzig mit, und redet zuletzt noch von der Anwendung des mit dephlogistisirter Salzsäure geschwängerten Wassers zur Entfärbung des mit Grapp gerötheten Grundes der auf verschiedene Art gefärbten Leinwande, ferner zur Verschönerung des auf türkische Art gefärbten Garns, zum Bleichen des grünen vegetabilischen und des gewöhnlichen gelben Wachses u. s. w. Die Versuche, die Hr. *B.* oder seine Freunde in den letztern Rücksichten angestellt haben, sind zwar nicht immer so glücklich ausgefallen, dass sie ohne Einschränkung zur Nachahmung empfohlen werden könnten; indessen scheint doch so viel aus denselben zu erhellen, dass die dephlogistisirte Salzsäure nicht bloss zur Entfärbung der Zeuge, die man seit einiger Zeit damit zu behandeln gewohnt gewesen ist, sondern noch zu anderm nützlichem Gebrauche in einigen Künsten und Gewerben anwendbar sey und dass sich von dieser Benutzung mancher Vortheil erwarten lasse. — Auf der beyliegenden Kupfertafel ist die Geräthschaft, deren wir oben gedacht haben, so deutlich abgebildet, dass sie auch von Arbeitern, die mit der Chemie nicht bekannt sind, zusammengesetzt und gebraucht werden kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. September 1795.

PHYSIK.

Venedig, b. Pepoli und Curti: *Fondamenti della Scienza chimico fisica applicati alla formazione de' corpi ed a' fenomeni della natura,* esposti in due Dizionari, che comprendono il linguaggio nuovo e vecchio, vecchio e nuovo de' fisico-chimici. Con tavole apposite indicanti l'ordine d'un' utile lettura. Opera di *Vincenzo Dandolo,* Veneto. 1795. 624 S. 8.

Die Wissenschaft, deren Grundsätze dieses Werk enthält, ist zwar von jeher in Italien eben so, wie in andern cultivirten Ländern, geschätzt und mit Eifer bearbeitet worden; indessen scheint sie doch, im Ganzen genommen, von unsern Nachbarn jenseits der Alpen bisher mehr in medicinischer Hinsicht, als aus den Gesichtspunkten, die Hr. *Lavoisier* und andere neuere Scheidekünstler vorzüglich vor Augen gehabt haben, betrachtet und mit neuen Bemerkungen und Entdeckungen bereichert worden zu seyn. Hr. *Dandolo*, der schon durch andere Schriften und zumal durch seine Uebersetzung des Lavoisierschen Lehrbuchs der Chemie rühmlich bekannt ist, hat deshalb den Entschluss gefasst, seine Landsleute auch auf die Vortheile, die die Scheidekunst der allgemeinen Naturlehre gewährt, aufmerksam zu machen; die Entdeckungen, die man den, besonders deutschen und französischen, Chemisten verdankt, zur Erklärung der wichtigsten Erscheinungen in der Natur zu benutzen und zugleich die innige Verbindung, die zwischen der Chemie und Physik statt findet, so wie die Aufklärungen, die die eine Wissenschaft durch die andere erhält, bemerklich zu machen und so zur mehrern Verbreitung und Vervollkommung der nützlichsten chemischen Entdeckungen der Ausländer in seinem Vaterlande Gelegenheit zu geben. Er hat in diesen Rücksichten die angezeigte Schrift ausgearbeitet, und wir zweifeln nicht, dass er durch dieselbe den Zweck, den er vor Augen gehabt hat, erreichen werde; denn sein Vortrag ist vollständig und deutlich, die Erklärungen, die er von den wichtigsten natürlichen Erscheinungen giebt, sind den neuesten Beobachtungen angemessen, und die Beyspiele, mit welchen er seine Behauptungen erläutert, sind in der That sehr passend, so dass die Freunde der Naturlehre, die von diesem oder jenem Phänomene, von dieser oder jener Veränderung, die sich unter gewissen Umständen in der Körperwelt zuträgt, von den Ursachen derselben u. s. w. unterrichtet seyn wollen, ihn mit Nutzen um Rath fragen und bey ihm Befriedigung ihrer Wissbegierde finden werden. Wir wollen, um unsere Leser einigermassen mit seiner Schrift bekannt zu machen, den Plan, der bey der Ausarbeitung derselben zum Grunde gelegt worden ist, kürzlich angeben und zugleich einige Gedanken und Meynungen des Vf. ausheben. Das ganze Werk ist in 2 Abschnitte eingetheilt. Der erste (längere) enthält die neuen von *Lavoisier* und andern französischen Chemisten vorgeschlagenen und vom Vf. in die italienische Sprache übersetzten Namen mit den ihnen entsprechenden Benennungen, die sonst gewöhnlich waren, und zugleich bald kürzere, bald weitläuftigere Erklärungen und Beschreibungen der einfachern und zusammengesetztern Körper, der natürlichen Erscheinungen u. s. w.; der zweyte (kürzere) aber die alten Benennungen, bloss durch Uebersetzungen in die neue chemische Sprache erklärt. Die alphabetische Ordnung, die der Vf. gewählt hat, ist freylich in einem Werke, das die Anfangsgründe einer Wissenschaft enthält, nicht die beste, indessen hat er die Unbequemlichkeiten, die sie mit sich führt, durch einige vorausgeschickte Tabellen, auf welchen die Ordnung angegeben ist, nach welcher man die verschiedenen Artikel so, wie sie in einer zusammenhängenden Abhandlung auf einander folgen müssten, lesen kann, in der That recht gut zu heben gewusst. Hr. *D.* ist übrigens ein strenger Vertheidiger der antiphlogistischen Theorie und geht in seinem Eifer für die gute Sache des Hn. *Lavoisier* manchmal (z. B. S. 8, 122 u. s. w.) so weit, dass er fast auf eine beleidigende Art von den Stahlianern redet. Die Säuren, die Hr. *D.* mit den Antiphlogistikern für Zusammensetzungen aus einem oder mehrern verbrennlichen Stoffen und einer hinreichenden Menge sauren Grundwesens hält, können zwar nach den Reichen, aus welchen sie abstammen, eingetheilt werden; man kann aber auch, meynt der Vf., diejenigen, die einen einfachen und bekannten Grundstoff enthalten, von denen, deren Basis noch unbekannt ist und diese beiden Arten wieder von denen, die 2 oder 3 einfache verbrennliche Grundstoffe in sich haben, unterscheiden und sie sonach in 4 Classen bringen. Die thierischen und vegetabilischen Säuren scheinen insgesammt in die beiden letztern Classen zu gehören; denn jene sind meistentheils aus Stickstoffe, Wasserstoffe und Kohlenstoffe, die Pflanzensäuren aber nur aus den beiden letztern Stoffen und dem sauren Grundwesen zusammengesetzt. Das Verhältniss dieser einfachen Materien ist indessen, mehrern Erfahrungen zufolge, nicht immer dasselbe, und diese Verschiedenheit sowohl, als die Veränderungen, die diese Stoffe unter manchen Umständen erleiden, und die bald grössere, bald kleinere Menge Sauerstoffs, mit der sie vereinigt sind, giebt zur Entstehung der ansehnlichen Menge von Säu-

Säuren, die wir kennen, Gelegenheit. Die Ursache, warum noch kein Naturforscher vermögend gewesen ist, die einfachen verbrennlichen Stoffe, die, mit sauerm Grundwesen vereinigt, die Meersalz-, Flufsspath- und Boraxsäure ausmachen, zu entdecken, scheint in der ausserordentlich starken Verwandtschaft zu liegen, die das entzündliche Grundwesen mit dem Sauerstoffe hat; man könne indessen, setzt der Vf. hinzu, nicht ohne Grund annehmen, dafs jede von diesen 3 Säuren ein einfaches verbrennliches Wesen in sich habe. Die Frage, ob die Metalle eine solche Menge Sauerstoff aufzunehmen vermögend sind, dafs sie dadurch zu wahren Säuren werden können, scheint eher bejahet, als verneint werden zu müssen. Zwar ist noch kein Scheidekünstler im Stande gewesen, das Gold, das Quecksilber, den Wismuth und mehrere andere Metalle in Säuren zu verwandeln; die Beobachtungen aber, die man bey manchen Bearbeitungen dieser Körper gemacht hat, so wie auch die Erscheinungen, die der Arsenik, das Wasserbley, das Zinn, der Wolfram u. s. w. unter gewissen Umständen darbieten, lassen an der Möglichkeit eines solchen Erfolgs nicht zweifeln, und es ist daher sehr wahrscheinlich, dafs man in der Folge die Handgriffe, die man anwenden mufs, wenn man die Säure des Goldes und andere metallische Säuren darstellen will, entdecken und sie mit Vortheile zur Bildung dieser Producte benutzen werde. — Das Wasser, das durch verbrennliche Körper, und, wie es scheint, nur durch diese allein, bald mehr, bald weniger leicht in seine Bestandtheile zersetzt werden kann, erleidet diese Veränderung sehr oft bey seinem Uebergange in verschiedene Körper, und trägt dann theils zur Unterhaltung der Fortdauer derselben, theils zur Bildung verschiedener zusammengesetzter Dinge, die man unmittelbare Materialien der Vegetabilien, Thiere u. s. w. nennen kann, bey. Die Pflanzen besitzen, wenn auch nicht stärker, doch eben so gut, wie viele andere Körper, die Kraft, das Wasser zu zerlegen und die Wurzeln sowohl, als die durch die Sonnenstralen erwärmten Blätter sind die Werkzeuge, in welchen sich diese Kraft äussert. Der Wasserstoff geht dann allein, oder mit Kohlenstoffe, den er aus der Dammerde, oder aus den vegetabilischen und thierischen Ueberresten derselben in sich genommen hat, vereinigt, in die Mischung der Vegetabilien über und auch der Sauerstoff wird zum Theil von ihnen eingeschluckt und zur Bildung der Harze, des Zuckers, der Gummen u. s. w. verwendet. Ein grofser Theil des letztern Stoffes aber entweicht, zumal bey der Zersetzung des Wassers, die sich in den Blättern der Pflanzen zuträgt, in die Atmosphäre, verbindet sich mit den Materialien der Wärme und des Lichts, und giebt so ununterbrochen zur Wiedererzeugung der reinen Luft, deren Menge immer durch das Athmen der Thiere, durch das Verbrennen u. s. w. vermindert wird, Gelegenheit, so dafs es nie an dieser zur Unterhaltung des Lebens mehrerer Geschöpfe, zur Erzeugung verschiedener Producte u. s. w. höchst nothwendigen Luft in der Atmosphäre mangeln kann. Diese Gasart ist also nicht blofs, wie einige behauptet haben, aus Sauerstoffe und Wärmematerie zusammengesetzt, auch die Materie des Lichts geht in die Mischung derselben ein, und dieser Bestandtheil ist zu ihrer Bildung eben so nöthig, als jene beiden Stoffe. Man kann indessen aus den Erfahrungen, welche das Daseyn der Lichtmaterie in dieser und einigen andern Luftarten wahrscheinlich machen, nicht folgern, dafs sie einen Bestandtheil aller Luftarten ausmache, vielmehr bemerkt man, wie der Vf. erinnert, bey der Behandlung einiger Gasarten, unter welche besonders die Luftsäure gehört, einige Erscheinungen, welche die Abwesenheit dieser Materie sehr wahrscheinlich machen. So ausgemacht übrigens das Daseyn der Lichtmaterie in der Körperwelt zu seyn scheint, so läfst sich doch nicht mit Gewifsheit bestimmen, ob sie von der Sonne, oder von den Fixsternen abstammt, oder ob sie nur eine noch nicht bekannte Modification einer höchst feinen elastischen, im ganzen Weltraume verbreiteten Flüssigkeit ist. Der Vf. wagt es daher nicht, hierüber etwas festzusetzen, er bemüht sich nur, zu zeigen, dafs das Licht auf eine wirklich chemische Art auf sehr viele Körper wirkt, dafs es sowohl Zusammensetzungen als Zerlegungen veranlafst, und dafs es die Körper, die dem Einflusse desselben ausgesetzt sind, überhaupt flüchtig und brennbar macht und ihnen eine Farbe mittheilt. Die Veränderungen, fährt er fort, welche sich in den Körpern, wenn sie vom Lichte berührt werden, zutragen, hängen immer von der Verwandtschaft ab, die dasselbe gegen den Sauerstoff äussert, den diese Körper enthalten, und die Wirkung, die es hervorbringt, ist manchmal so beträchtlich, dafs eine Säure dadurch gänzlich zersetzt, der Bestandtheil, der vorher in derselben mit dem sauren Grundwesen vereinigt war, wieder in seinen entzündlichen Zustand zurückgebracht und ein metallisches Salz in seine Theile vollkommen aufgelöst werden kann u. s. w. Auch auf die Körper der beiden organisirten Naturreiche äussert das Licht eine starke und, im Ganzen genommen, höchst wohlthätige Kraft; sie verdanken ihm einen belebenden Reiz, der zum Wohlseyn und zur Fortdauer derselben so nothwendig ist, dafs sie, wenn man ihnen eine Zeitlang das Licht entziehen wollte, gewifs sehr übeln Zufällen ausgesetzt seyn und eher oder später des Lebens gänzlich beraubt werden würden. — Die entfernten Bestandtheile, aus welchen die Pflanzen gebildet sind, weichen von denen, aus welchen die Thiere bestehen, nicht so sehr, wie einige Naturforscher geglaubt haben, ab, es ist vielmehr gewifs, dafs diese, so wie jene, vorzüglich aus den Grundstoffen des Wassers, der Kohle und der reinen Luft zusammengesetzt sind und dafs die Mischung der Körper des Thierreichs hauptsächlich darin von der Mischung der Vegetabilien abweicht, dafs jene, aufser den genannten Materien, noch Stickluft enthalten, der einen Bestandtheil aller Thiere ausmacht, in den Körpern des Pflanzenreichs aber nur selten und vielleicht blofs zufälliger weise angetroffen wird. Dieser Stoff geht aus verschiedenen Körpern, die damit versehen sind, oder aus der Atmosphäre, in die Thiere über und wird dann in ihnen, vermittelst der ihnen eigenthümlichen Verrichtungen, z. B. des Athmens, der Verdauung, der Ausdünstung u. f. w.

mit

mit den übrigen Bestandtheilen vereinigt und zur Erzeugung der unmittelbaren Materialien, welche uns das Thierreich liefert, z. B. des Blutes, der Galle, des Magensaftes, des Speichels u. s. w. benutzt. Diese und andere Producte der Thiere unterscheiden sich besonders durch das flüchtige Alkali, das sie in ansehnlicher Menge in sich haben und das durch eine innige Verbindung des Stickstoffes mit dem Wasserstoffe entsteht, von den Materialien des Pflanzenreichs; man kann ihnen aber, mittelst der Säure des Salpeters, jenen Stoff entziehen und sie so den Producten, die aus dem Pflanzenreiche abstammen, ähnlich machen, so wie man auch umgekehrt den letztern die Eigenschaften, durch welche sich die erstern auszeichnen, mittheilen kann, wenn man sie, was sich allerdings durch die Kunst bewirken läſst, mit Stickstoffe zu vereinigen sich bemüht. Die Kräfte, vermöge welcher jene Stoffe in den Körpern unter einander verbunden und so in nähere Bestandtheile und dann in unmittelbare Materialien verwandelt werden, hängen theils von der Organisation der Theile und von der Verwandtschaft, die zwischen den einzelnen Stoffen statt findet, zugleich, theils von der letztern allein ab. Die Materialien z. B. die sich in den belebten Körpern erzeugen, verdanken ihre Entstehung jenen gemeinschaftlich wirkenden Kräften, die Producte des Mineralreichs aber, z. B. die Salze, die metallischen Kalke, die verlarvten Metalle und andere Gemische, die man im Schoſse der Erde antrifft, sind bloſs Wirkungen der Verwandtschaft, die sich zwischen 2 oder mehrern einfachen Stoffen geäuſsert hat. Die letztern sind deshalb auch oft ziemlich leicht aus ihren Bestandtheilen, in die man sie zerlegt hat, wiederherzustellen, indeſs man die erstern auf mancherley Art zwar auflösen, aber nicht wieder durch die Kunst hervorbringen kann. Wenn man aber auch hierinn, so wie in andern Dingen, die Natur nachzuahmen nicht vermögend ist, so kann man sich doch von der Beschaffenheit der Materien, die sie zur Erreichung ihrer Absichten benutzt, von der Art und Weise, auf welche sie bey der Bildung vieler Körper und bey der Unterhaltung, Ernährung u. s. w. derselben zu Werke geht, ziemlich deutliche Begriffe machen, und es ist sehr wahrscheinlich, daſs man dereinst auch von den Erscheinungen, die noch kein Naturforscher auf eine befriedigende Art zu erklären im Stande gewesen ist, von der Entstehung mancher Producte, von denen wir nur eine sehr unvollkommne Kenntniſs haben, u. s. w. werde Rechenschaft geben können. Der Vf. hat, in Rücksicht auf solche Gegenstände, die noch nicht hinlänglich aufgeklärt sind, gethan, was man von ihm verlangen konnte; er hat mehrere dieselben betreffende Erfahrungen gesammelt und sie nicht ohne Glück zur Beantwortung mancher streitiger Aufgaben in der Naturlehre benutzt. So scheint ihm der gewürzhafte Bestandtheil der Pflanzen ein zusammengesetztes Princip zu seyn, das in verschiedenen Vegetabilien von verschiedener Natur ist, sich manchmal als ein brennbares, manchmal als ein salziges Wesen zu erkennen giebt, und aus mehrern Theilen, die eine Dunstgestalt angenommen haben, entstanden ist. Das Nordlicht erklärt er für eine Wirkung einer sehr langsam vor sich gehenden Verbrennung des aus vegetabilischen und andern Körpern in die höhern Regionen des Dunstkreises übergegangenen Wasserstoffgases und glaubt, daſs die Zerlegung dieser Luftart in Wärmematerie und Wasserstoff durch den elektrischen Funken veranlaſst werde und daſs sie aus der Ursache, weil es in jenen Regionen an dephlogistisirtem Gas mangelt, nur allmählich vor sich gehen könne. Die Kieselerde und die bekannten 4 einschluckenden Erden hält er für einfache Körper und bezweifelt, aus sehr überzeugenden Gründen, die Richtigkeit der Versuche, die unlängst in Ungarn angestellt worden sind, und aus welchen man zu voreilig einen Schluſs auf die Möglichkeit der Verwandlung dieser Erden in Metalle gemacht hat. Das reinste weiſse Glas ist, meynt Hr. D., ein Product, das bloſs aus Kieselerde besteht, die durch das Schmelzen mit Pottasche wohl eine Veränderung erlitten, aber sich nicht mit dem alkalischen Salze innig vereinigt hat; dieses Salz bewirkt nur jene Veränderung, die darinn besteht, daſs die Theilchen der Erde in eine andere Lage kommen, scheidet sich aber dann, wenn es diese Wirkung hervorgebracht hat, wieder, durch die Kraft des Feuers hierzu genöthigt, davon und entweicht entweder unter der Gestalt eines Dunstes, oder stellt, mit den unreinen Theilen der Kieselerde u. s. w. vermischt, die sogenannte Glasgalle dar. Der Diamant, den die neuern Naturforscher nicht ohne Wahrscheinlichkeit für ein einfaches verbrennliches Wesen halten, geht in keinen bekannten Körper als ein Bestandtheil ein und ist, wie es scheint, von andern einfachen Stoffen vorzüglich darinn unterschieden, daſs er keine chemische Verwandtschaft gegen andere mehr oder weniger zusammengesetzte Materien äusert. Der reinste Weingeist hat mit dem künstlichen Aether die nämlichen Bestandtheile gemein, aber das Verhältniſs des Wasserstoffes ist in jener Flüssigkeit gröſser als in dieser; denn ein Theil des Sauerstoffes des Vitriolöls, des concentrirten Essigs, oder einer andern Säure, die man bey der Bereitung des Aethers angewendet hat, entzieht dem Alkohol etwas von seinem Wasserstoffe und daher kömmt es, daſs bey dieser Arbeit Wasser und Aether zugleich erhalten wird. — Das Meer, das ununterbrochen zur Entstehung von Dünsten, Wolken u. s. w. von welchen die Natur in ihrer groſsen Werkstatt zum Vortheile der geschaffenen Wesen und zur regelmäſsigen Unterhaltung des Ganzen vortrefflich Gebrauch zu machen weiſs, Gelegenheit giebt, scheint auch das einzige wirksame Mittel zu seyn, dessen sie sich bedient, um der zu groſsen Anhäufung des Kohlenstoffes vorzubeugen, der beym Athmen, beym Verbrennen u. s. w. immer in beträchtlicher Menge in die Atmosphäre übergeht; das Meerwasser saugt nämlich diesen Stoff ununterbrochen ein und befreyt hierdurch den Dunstkreis von einem Bestandtheile, der ihn eher oder später zur Unterhaltung des Lebens der Thiere und zu andern Absichten unbrauchbar machen würde. Diese Vortheile sind indessen nicht die einzigen, die das Meer den Thieren, Vegetabilien u. s. w. gewährt; es reicht überdem vermöge der Bestandtheile, in welche das Wasser dessel-

desselben unter gewissen Umständen aufgelöst wird, zur Erzeugung und Ernährung vieler Producte Stoff dar, und ist zugleich der Behälter eines Mittelsalzes, dessen Säure wahrscheinlich im Meere selbst aus dem durch die Zersetzung eines Theils des Wassers frey gewordenen Sauerstoffe und einem noch nicht bekannten entzündlichen Wesen entsteht und dann, mit mineralischem Laugensalze vereinigt, jenes zu vielen Zwecken wesentlich nothwendige Salz ausmacht. Der Vf. breitet sich auch über diesen und andere wichtige Gegenstände, z. B. über die elektrische Materie und ihre Wirkungen, über die Flamme, über die Gährung und Fäulnifs, über das Feuer der Vulkane, über die Verpuffung u. s. w. mit der Sorgfalt, die sie verdienen, aus, wir wollen ihm aber hier nicht weiter folgen, da wir uns schmeicheln, dass die bisher angeführten Aeusserungen und Urtheile desselben zu der Absicht, die wir durch unsere Anzeige erreichen wollten, hinlänglich seyn werden. Wir brechen deshalb ab und erinnern nur noch, dass Hr. D. in diesem Werke viele Beweise gegeben hat, dass er selbst mit den neuesten physischen und chemischen Entdeckungen der Deutschen (einige wenige, z. B. den Sedativspath, den Uranit, die 4 unlängst entdeckten einfachen Erden, einige Salze u. s. w. ausgenommen,) nicht unbekannt geblieben ist und dass er dieselben überall an den gehörigen Orten eingeschaltet und zuweilen mit nützlichen Bemerkungen versehen hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig u. Frankfurt a. d. O., b. Opitz: *Reisen auf die Heirath.* 1794. 278 S. 8.

Zwey Reisen, die ein Landjunker unternimmt, um sich eine gute Hauswirthin zur Ehefrau aufzusuchen; die eine, auf der er da, wo er sucht, nichts findet, dafür aber durch einen Zufall in einer Holzwärterhütte ein Fräulein trifft, das er sogleich liebgewinnt, als er es sieht; und die andre, die er unternimmt, um sich ihre Hand zu erbitten: beides Reisen von wenig Tagen, müssen Stoff zu diesen Bogen geben. Die verschiednen wichtigen und unwichtigen Vorfälle auf der Reise, die Schilderung der Geliebten, ihrer Verwandten und der drey Nebenbuhler, die der Landjunker vorfindet, nehmen den grösten Theil des Werks ein. Denn sobald der Reisende im Hause seiner Geliebten angelangt ist, gewinnt er augenblicklich Vater, Stiefmutter, Onkel und Grosstante, unerachtet der grossen Verschiedenheit ihrer Gesinnungen; er verscheucht stracks durch einige wenige Vorstellungen jene drey Nebenbuhler; er rückt gleich bey der ersten Mahlzeit öffentlich mit seinem Antrag heraus und — das Fräulein sinkt in seine Arme. Da alles ohne einige Verwicklung und Episoden vorgetragen wird, so musste die Unterhaltung des Lesers mehr durch die Ausführung, als durch den Plan bewirkt werden. Die Charakterisirung, wozu der Vf. in der That viel Talente bewiesen hat und der komische Ton der Erzählung ersetzen einigermassen den Mangel an Handlung. Indess sind die Scenen der ersten Bekanntschaft mit der Geliebten und die Anwerbung um dieselbe die vornehmsten und besten. Was dazwischen ist, hat der Vf. nicht, wie er bey der erwählten Form einer Reisebeschreibung wohl hätte thun können, mit Denkwürdigkeiten von den Gegenden, durch die sein Held kam, sondern mit Gesprächen von Bedienten, Nachtwächtern und Gastwirthen, mit Discursen über Gespensterfurcht und andre Arten des Aberglaubens, welches alles nur zu umständlich detaillirt wird, ausgefüllt. In den niedrig komischen Scenen ist manches gar zu Niedrige (z. B. in der Scene mit dem Zahnarzt) in der Charakterschilderung hie und da zu viel Uebertreibung, in den komischen Darstellungen manches Alltägliche, Gedehnte, Geschwätzige und Plumpe, in den komischen Einfällen manches Geschmacklose, z. B. der seitenlange Commentar S. 123. über die Namen einer Betschwester. Rein ist der Styl auch nicht; da findet man Wörter, wie: *Aufpraussehen*, *Ungethüm*, *Unsalin*, *Abknaufeln* und Redensarten, wie S. 147.: *Er dünkte sich nicht wenig auf den Gelehrten*, anstatt: Er bildete sich nicht wenig auf seine Gelehrsamkeit ein.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Auf Kosten des Verfassers: *E. F. Dotzauers lehrreiche Unterhaltungen in Nebenstunden.* 1793. 96 S. 8. — Eine Stelle aus einem Briefe an einen *venerabeln* Herrn wollen wir doch wörtlich anführen. . . . *Von diesen* (den Theologen) *wende ich mich zur Erholung zum Moses Mendelssohn, zum Garve, zum Reinhold, zum Eberhard, zum Voltaire, zum Roi de Prusse. . . . . . ich besuche die Römer unter ihren Ruinen, wandele unter jenen Monumenten des Grösten unter den sanften Säuseln des Catulls, Tibuls, Properz, unter dem kriegerischen Getöse des Lucans unter den festlichen majestätischen Sang' eines Virgils — unter dem traurigen Lispeln und unter der empfindungsreichen Anlage des Ovids* etc. Hr. D. macht auch Verse!

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregister

vom

September 1795.

I. Verzeichniss der im September der A. L. Z. 1795. recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

X

Ex-

Mönch

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

II.

II. Im September des Intelligenzblattes.

X 2

Gün-

Un-

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Preisaufgaben u. Preisaustheilungen.

Todesfälle.

Universitäten Chronik.

Vermischte Nachrichten.

Titulus

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1795.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition.
1795.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. October 1795.

GESCHICHTE.

1. Paris, b. Maret: *Les Crimes de sept Membres des anciens comités de Salut public et de Sureté generale*, ou Denonciation Formelle contre *Billaud-Varennes*, *Barrere* etc. par *Laurent Lecointre*, Deputé du département de Seine et Oise. Imprimé le 15 Frimaire de l'an 3. (5 Decbr. 1794) 252 S. 8.

2. Berlin, b. Vofs: *Verbrechen von sieben Mitgliedern des vormaligen Wohlfartht- und Sicherheitsausschusses*, oder, förmliche dem Nationalconvent vorgelegte Anklage gegen *Billaud-Varennes* etc. von *Lorenz Lecointre*. Aus dem Französischen einer von der Hand des Verfassers unterzeichneten Urschrift. 1795. 525 S. 8.

3. Paris, b. Charpentier: *Reponse des Membres des deux Anciens Comités aux imputations de Laurent Lecointre* de Versailles; a la Convention Nationale. 112 S. 8.

4. Paris, b. Baudouin: *Rapport au nom de la Commission des Vingt-Un*, créée pour l'examen de la Conduite de *Billaud-Varennes*, *Collot-d'Herbois*, *Barrère* et *Vadier*; fait par le Repreſentant du Peuple *Saladin* le 12 Ventôse de l'an 3 (31ten Januar 1795.) 260 S. 8.

5. Paris, b. Maret: *Rapport fait au nom de la Commission chargée de l'examen des Papiers trouvés chez Robespierre et ses Complices*; par E. B. Courtois, Deputé du Departement de l'Aube, le 16 Nivose de l'an 3 (5ten Januar 1795.) 408 S. 8.

6. Altona, b. Hammerich: *Der Zweck Robespierre's* und seiner Mitschuldigen, ein Bericht von *Courtois* nebst Belegen u. s. f. *Erster Theil*. 1795. 384 S. 8.

Das erstaunenswürdige Phänomen einer fast beyspiellosen *Tyranney*, die unter einem für die *Freyheit* bis zur Ausschweifung enthusiastischen Volke aufsteht, und im Namen dieser Freyheit Thaten, welche man den Annalen eines eisernen Jahrhunderts der menschlichen und sittlichen Cultur kaum glauben würde, verübt, dies Phänomen wird die entfernteste Nachwelt, wird sie vielleicht mehr als die Zeitgenossen beschäftigen, deren Aufmerksamkeit durch eine zu grosse Menge der wichtigsten, furchtbarsten, mit dem persönlichen Interesse und den persönlichen Leidenschaften aufs genaueste zusammenhängenden Begebenheiten, die *neben* dieser Tyranney, zum Theil *durch* diese Tyranney hervorgingen, von dem ausserordentlichen Schauspiel, welches sie darbot, vielfältig abgezogen ward. Die vor uns liegenden Schriften sind die Quellen, woraus die Geschichte dieses ewigverabscheuungswerthen, aber auch ewigdenkwürdigen, Zeitraums dereinst geschöpft werden wird: für den jetzigen Materialiensammler, für den künftigen Bearbeiter dieser Geschichte haben sie also einen grossen Werth; sie verdienen aber, wenn gleich nicht in ihrem ganzen Umfange, doch in ihren hervorstechendsten Zügen und besonders auch in ihrem höchst lehrreichen Zusammenhange mit den Fortschritten der öffentlichen Meynung in Frankreich, jedes beobachtende Gemüth, jedes menschlichfühlende Herz auf einige Augenblicke zu beschäftigen.

L. *Lecointre* von *Versailles*, der Vf. der ersten Schrift, trat am 28ten August 1794, (also nur 4 Wochen nach *Robespierre's* Sturz,) im Nationalconvent auf und bat um die Erlaubniss, gegen sieben Mitglieder des Nationalconvents wichtige Anklageartikel vorzutragen. Die Erlaubniss ward ihm nach einigen Debatten ertheilt und er articulirte am folgenden Tage gegen *Billaud-Varennes*, *Collot-d'Herbois* und *Barrère*, als Mitglieder des gewesenen *Wohlfahrts-* und gegen *Vadier*, *Vouland*, *Amar* und *David* als Mitglieder des gewesenen *Sicherheitsausschusses* nicht weniger als *sechs und zwanzig* Puncte, die sämmtlich darauf hinausliefen, „dass diese Deputirten die vornehmsten Stützen des *Schreckenssystems* und die Gehülfen und Mitverschwornen *Robespierre's* gewesen wären." Diese Denunciation machte indessen so wenig Eindruck auf den grössten Theil des Convents, dass er nicht nur *zur Tagesordnung* überging, sondern auch ausdrücklich „*Le Cointres* Anschuldigungen *mit dem tiefsten Unwillen* verwarf." Hiedurch noch nicht befriediget, brachten die Gegner der Denunciation die Sache in der folgenden Sitzung (vom 30ten August) abermals zur Sprache und behaupteten, der Convent müsse, um seine Ehre aufrecht zu erhalten, schlechterdings die Anklagepuncte sammt den Beweisen Stück vor Stück noch einmal ablesen lassen und die Angeklagten zur Stelle gegen ihren Ankläger hören. Auch dieses wurde gewährt: der Convent ging nun, in einer langen und natürlicher Weise sehr stürmischen, Sitzung, die sämmtlichen Artikel durch und erklärte nach Beendigung dieser Discussion „die Anklage des *Lecointre* für *falsch und verläumderisch*."

Dies schreckte indessen den Urheber derselben keinesweges ab. Er sah nur zu deutlich, dass ein sehr beträchtlicher Theil des Publicums weit entfernt war, das Urtheil seiner Collegen zu unterschreiben, dass die Stimme des Volks sich täglich lauter und mächtiger gegen die von ihm denuncirten Personen erhob und dass der Augenblick, wo der Nationalconvent selbst das, was

was er so eben Verläumdungen genannt hätte, zum Grunde einer sehr wichtigen Procedur annehmen würde, täglich näher rückte. Er ruhte also nicht eher, als bis ihn der Convent durch ein Decret (vom 5ten December) bevollmächtigte, seine Denunciation drucken und vertheilen zu lassen.

Hieraus entstand nun die gegenwärtige Schrift, in welcher eigentlich (und zwar zur grossen Belästigung und oft Verwirrung des Lesers) nicht allein alles, was *Lecointre* gesagt hat und noch zu sagen weiss, sondern das ganze Protocoll der Sitzung vom 30ten August, mithin auch alles, was seine Gegner ihm antworteten und was er ihnen replicirte und duplicirte, ausserdem aber (in Form einer Digression, doch ohne Unterbrechung des Haupttextes) mancher Zusatz und manche Erweiterung, worauf der Vf. seit jener für ihn so unglücklich abgelaufenen Discussion erst gekommen war, abgedruckt ist. Da indessen die 26 Artikel der Denunciation, einer nach dem andern, abgehandelt wurden, und die neuen Data immer bey dem Artikel, zu welchem sie eigentlich gehören, eingeschaltet sind, so giebt dies doch einigermassen einen Leitfaden, in diesem wüsten Chaos von grossen Beschuldigungen und kleinen Neckereyen, von dunkeln und völlig aufgeklärten, von unwiderleglichen und zweydeutigen Thatsachen, von Beweisen und Gegenbeweisen, von alten und von frischen Cabalen, von Wahrheitsliebe, Leidenschaft und Parteygeist, im heftigsten Kampfe begriffen.

Um nur gleich den Haupt-Gesichtspunct anzugeben, aus welchem alle Streitigkeiten über diese Denunciation und über jeden ähnlichen, in den ersten sechs Monaten nach der Revolution vom 1sten Thermidor unternommenen, Versuch, zu beurtheilen sind, muss folgende Bemerkung vorangeschickt werden: Es war unstreitig eine Inconsequenz, Handlungen, welche nicht allein die Regierungsausschüsse *in pleno*, sondern der gesammte Nationalconvent, (und in gewissem Sinne die ganze Nation) entweder förmlich angeordnet, oder ausdrücklich gutgeheissen, oder endlich stillschweigend gebilliget hatte, hinterher *einzelnen Mitgliedern* jener Ausschüsse, die sich zu ihrer Rechtfertigung nur als Werkzeuge des Nationalwillens darstellen durften, ausschliessend zur Last zu legen und wer *Billaud, Barrère*, u. s. f. anklagte, warf sich, wie *Lecointre's* Gegner nicht unrichtig bemerkten, zum Ankläger der gesammten Ausschüsse, des Convents und des französischen Volks auf. Es war aber keine geringere Inconsequenz, *Robespierre*, *Couthon*, *St. Just*, als die schrecklichsten Ungeheuer, die je der Erdboden getragen hatte, zu schildern und doch Menschen, die nicht um ein Haar besser waren als diese, die an allen ihren Schandthaten Theil genommen, die um den Preis der Abscheulichkeit mit ihnen gewetteifert hatten, nicht bloss ungestraft, sondern im Genuss eines ansehnlichen Ranges und bey der Ausübung des ehrenvollen und erhabenen Geschäfts eines Gesetzgebers zu lassen. In eine von diesen beiden Inconsequenzen musste sich schlechterdings jedes Mitglied des Convents, das an der Deliberation Theil nahm, stürzen. In den ersten Zeiten nach *Robespierre's* Fall wählte die grössere Anzahl der Deputirten und darunter viele, die den Handhabern des Schreckenssystems vielleicht eben so feind seyn mochten, als *Lecointre*, aus Politik, aus Furcht, aus Discretion und wer weiss aus welchen andern Bewegungsgründen, die *letztere* Inconsequenz, um nur die *erstere* zu vermeiden. *Lecointre* kehrte es um; die augenblickliche Indignation gegen die Bösewichter, die Frankreich so lange gepeiniget hatten und die es wagen durften, mitten unter den Convulsionen ihrer unzählbaren Schlachtopfer auf Straflosigkeit oder wohl gar auf Belohnung zu rechnen, überwand bey ihm alle Furcht vor den entfernten Consequenzen, die man aus seinen Beschuldigungen ziehen möchte; er wollte lieber das ganze vergangene Betragen des Convents dem Tadel Preis geben, als diese Versammlung länger durch die Gegenwart der Blutmenschen, die er verfolgte, geschändet sehen.

Der Zweck dieser Denunciation war also hauptsächlich, zu zeigen, dass man die sieben angeklagten Deputirten, ohne in offenbaren Widerspruch zu verfallen, nicht anders beurtheilen und nicht anders behandeln konnte als *Robespierre*: und diesen Zweck hat *Lecointre* für jeden, der der Ueberzeugung offen ist, aufs allervollkommenste erreicht.

Da wir uns hier unmöglich in das ganze Detail seiner Schrift einlassen, oder auch nur alle 26 Klagepuncte ausführlich hersetzen können, so fassen wir die Hauptmomente derselben folgendergestalt zusammen: *Die angeklagten Deputirten haben* — „die Gewalt der Ausschüsse zu perpetuiren, die Freyheit der Meynungen im Convent zu unterdrücken gesucht; — sich auf allen Seiten mit verruchten Agenten und Gehülfen umringt und denselben uneingeschränkte Vollmachten gegeben; — Frankreich mit zahllosen Kerkern, die ganze Republik durch unablässige Verhaftnehmungen, mit Angst, Schrecken und Jammer erfüllt; — das scheussliche Gesetz vom 22ten Prairial (10ten Junii 1794), wodurch das Revolutionstribunal seine letzte Organisation erhielt, aus allen Kräften unterstützt; — offenbare Verbrecher, deren sich die Tribunale so eben bemächtigen wollten, in Schutz genommen; — den öffentlichen Ankläger (*Fouquier-Tinville*), an Grausamkeit übertroffen und sich oft persönlich in die Verhöre des Revolutionsgerichts gemischt; — funfzig, sechzig, ja einmal sogar hundert und funfzig Personen zugleich vor das Tribunal gestellt und ihre gleichzeitige Hinrichtung erwartet; — die Greuel, die *Joseph Lebon* zu Arras ausübte, nicht allein verschwiegen, sondern sogar gerechtfertiget und beschöniget; — die vierwöchentliche Abwesenheit *Robespierre's* von den Sitzungen des Wohlfahrtsausschusses nicht angezeigt; — am 8ten und 9ten Thermidor (26ten und 27ten Julii 1794) keine ernsthaften Maassregeln gegen die schon entlarvten Verschwörer, *Robespierre*, *Henriot* u. s. f. genommen; endlich verworfene Menschen wie *Beaumarchais*, *Espagnac*, *Haller*, zu wichtigen Geschäften und Negociationen gebraucht."

Die zahlreichen Beweise dieser Klagepuncte hier auch nur im Auszuge zu liefern, würde viel zu weit führen: wir theilen also bloss aus der weitläuftigen, verwor-

verworrenen und nicht selten ermüdenden, Discussion einige der auffallendsten Umstände mit:

Fouquier-Tinville, den man gewöhnlich und nicht mit Unrecht, für einen Auswurf der Menschheit hält, konnte es den regierenden Mitgliedern der Ausschüsse an Grausamkeit nicht gleich thun. Er machte Vorstellungen gegen das berüchtigte Decret vom 22ten Prairial, (worinn die Todesstrafe auf alle vom Revolutionstribunal zu richtende Verbrechen *ohne Ausnahmen* gesetzt, die officiellen Vertheidiger gänzlich, für die meisten Fälle sogar das Zeugenverhör abgeschafft und übrigens der Begriff eines *Feindes der Nation* dergestalt erweitert ward, dass er durchaus auf jedes Individuum der 25 Millionen des französischen Volks passte); er fand aber in keinem von beiden Ausschüssen Gehör. Als *Couthon* dieses höllische Decret im Convent vortrug und einige Deputirte — gleichsam aus einem langen Todesschlafe erwachend und über ihre eigne Kühnheit erstaunt — *Aufschub der Deliberation* verlangten, sagte *Barrère* ausdrücklich: „*er hoffe doch wohl nicht, dass man einen unbestimmten Aufschub meyne, da das neue Gesetz ganz zum Vortheil der Patrioten sey;*" und als zwey Tage später *Bourdon*, *Tallien* und einige andre, gegen die Härte des Gesetzes und gegen die Macht, die es dem Wohlfahrtsausschusse über die Mitglieder des Convents selbst beylegte, (obzwar bleich und zitternd,) Beschwerde führten, so erhob *Billaud Varennes* ein Zetergeschrey über diese *Unverschämtheit*, und rief, indem er von sich und seinen Collegen im Comité sprach, aus: „*Wir, wir werden vereinigt bleiben, und kein Verräther soll uns irre führen.*"

Als die sogenannte *Conspiration des Hebert* zur Sprache kam, zeigten sich offenbare Indicien, dass *Pache* (damals Maire von Paris) einen wichtigen Antheil daran hatte. Der Wohlfahrtsausschuss untersagte aber dem Tribunal, diesen Mann in den Process zu ziehen und befahl sogar, „dass man *den Zeugen* nicht erlauben sollte, seiner zu erwähnen." Diess wurde so gut befolgt, dass man die Zeugen jedesmal, wenn sie ihn nennen wollten, schweigen hiess!!

Das fürchterliche Decret, welches (bey Gelegenheit des Processes von *Danton*) anordnete, dass jeder Beklagte, der den Richter *insultiren* würde, sogleich aus dem Verhör geworfen, und nachher unverhört verurtheilt werden sollte, brachten *Amar* und *Vouland*, damit ja nichts verabsäumt würde, in höchst eigner Person, ins Tribunal. (*Amar* wollte dieses niedrige Betragen leugnen, *Tallien* aber trieb ihn so weit, dass er es selbst eingestehen musste.)

„*Robespierre* entfernte sich am 11ten Junii von den „Sitzungen des Wohlfahrtsausschusses; in den 45 Ta„gen *vor* dem 11ten Junii sind *Fünf hundert sieben und* „*siebzig*; in den 45 Tagen *nach* den 11ten Junii (bis „zum 26ten Julii) sind *Zwölf hundert fünf und achtzig* „guillotinirt worden; in *jenen* 45 Tagen stieg die An„zahl der Gefangenen in Paris um *Vier hundert neun* „*und siebzig*, in *diesen* um *Zwölf hundert neun und* „*vierzig*: — Das war die *Gelindigkeit* des *Billaud Va*„*rennes*."

Nachdem *Le Bon*, von *Robespierre* unterstützt, in Arras Schandthaten begangen hatte, die jede Vorstellung überstiegen, trat *Barrère* auf die Rednerbühne und sagte: „Der würdige Repräsentant habe sich bloss *etwas* „*herbe Formen* erlaubt: kein *Patriot* habe dabey gelit„ten: der Rache eines Republikaners gegen einen Ari„stokraten müsse *alles frey stehen*: *die Freyheit sey eine* „*Jungfrau, deren Schleyer man nicht aufheben dür*„*fe!!*" — Und das wollten keine Mitschuldigen der Frevler seyn!

Am 29ten Julii (den Tag nach *Robespierre's* Tode) wurden die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses darüber, dass sie die Stelle, die durch *Herault Sechelles* erlediget ward, nicht wieder besetzt hatten, zur Rede gestellt. *Billaud Varennes* und *Barrère* versicherten, „sie „hätten es geflissentlich unterlassen, um nicht die *Stim*„*menmehrheit von fünf*, die sie den Verschwörern (*Ro*„*bespierre*, *Couthon*, *St. Just*) entgegen setzen konn„ten (weil nämlich drey der noch übrigen eilf Mitglieder abwesend waren) einzubüssen." Ein andermal sagt *Billaud*: „sie hätten *tausend und tausend* Fingerzeige über „*Robespierre's* gottlose Projecte gehabt;" und trotz dieser *tausend und tausend Fingerzeige*, und trotz jener *Stimmenmehrheit von fünf* schwiegen sie zu allen seinen Bubenstücken! Trotz alles dessen konnte sich *Barrère* (ein überaus merkwürdiges Beyspiel von Versatilität und Verderbtheit) noch am 7ten Thermidor, also den Tag vor dem Angriff gegen *Robespierre*, unterstehen, von diesem seinen Collegen zu sagen: „Der Mann, dem „seine fünfjährige Arbeiten und seine unzerstörbare „Freyheitsliebe einen gerechten Ruhm erworben haben, „wird von *Gegenrevolutionisten* unaufhörlich verfolgt „u. s. f.;" konnte sich nicht entblöden „von dem *glück*„*lichen und trostreichen* Zustande zu reden, worinn sich „Frankreich *in diesem Augenblicke*, durch die *vereinig*„*ten Bemühungen der Ausschüsse* befand." Und diese Menschen wollten nicht Mitschuldige des Tyrannen heissen!

Von den vielen interessanten Beyträgen zur Geschichte dieser schrecklichen Periode, welche *Lecointre's* Schrift noch neben ihrem Hauptgegenstande liefert, so wie von den häufigen und merkwürdigen Anekdoten, die ausser den Angeklagten, auch andre Mitglieder des Convents treffen, sagen wir hier nichts, zumal da sich noch bey den folgenden Schriften so manche Gelegenheit finden wird, einzelner Züge aus dem schauerhaften Gemälde zu erwähnen. Ueber den Eindruck aber, den diese Schrift im Ganzen macht, müssen wir einige Worte hinzufügen.

Es ist oben schon angezeigt, dass das ausführliche Protokoll der Sitzung vom 30ten August die Basis des Werkes ausmacht. Ausser diesem sind aber noch zur Erläuterung und Rechtfertigung dieses oder jenes Satzes aus den Protokollen andrer Sitzungen weitläuftige Auszüge, (die manchmal zehn und mehr Seiten einnehmen,) mit in den Text aufgenommen. Dies, der Mangel an Methode im Vortrage, der durch die ganze Schrift herrscht, die häufigen Einschaltungen und der oft nachlässige Styl, machen das Lesen allerdings beschwerlich

 und

und unangenehm. Bey allen diesen Fehlern aber muss der unverkennbare Ton der Wahrheit, den man allenthalben antrifft, der gutmüthige Eifer, womit der Vf. gegen die Bösewichter, die sein Vaterland verwüsteten, zu Felde zieht, die Einfachheit und Naivität seiner Erzählung und die Lebhaftigkeit und Stärke, zu der sich sein Vortrag mehr als einmal erhebt, ihm die Gemüther seiner Leser gewinnen. Und wenn man nun nachher inne wird, dass seine Nachfolger auf dieser Bahn nicht sonderlich weiter als er gekommen sind; dass das Wesentliche von allem, was man in den spätern Schriften findet, in der Seinigen schon enthalten ist, dass jene an eigenthümlichen Fehlern laboriren, die man weniger als die Fehler der *Lecointreschen* zu verzeihen geneigt seyn möchte; endlich dass zu der Zeit, da *Lecointre* aufstand, doch wirklich noch *einiger* Muth dazu gehörte, die Terroristen im Convent anzugreifen, so entschliesst man sich leicht, ihm den Vorrang vor allen denen, welche späterhin in seine Fusstapfen traten, einzuräumen.

2. Die *deutsche Uebersetzung* dieser Schrift ist in vorzüglich gute Hände gefallen. Allenthalben, wo wir sie mit dem Original verglichen, haben wir sie sowohl in Ansehung der einzelnen Ausdrücke als des ganzen Charakters treu, dabey voll Lebhaftigkeit und Energie gefunden. Wenn wir etwas daran tadeln sollten, so wäre es die zu grosse Gewissenhaftigkeit in Verdeutschung französischer, besonders neumodischer Wörter. *Freybürger* anstatt *Republikaner* (des falschen Begriffs, auf den jener Ausdruck führt, nicht zu gedenken) *Tageszehnden* für *Decaden*, die deutschen Namen der neuen französischen Monate, *Wiesenmond*, *Wärmemond*, *Schnittermond* u. s. f. klingen doch für jetzt noch gar zu befremdend und anstössig. — Auch wäre zu wünschen gewesen, dass man solche Stellen, die Auszüge aus den Conventsjournalen älterer Zeiten enthalten, durch Anführungszeichen von dem eigentlichen Text unterschieden hätte, weil dadurch mancher Verwirrung und Undeutlichkeit vorgebeugt seyn würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Hamburg* u. *Kiel*, b. Bohn: *Ueber den Zweck und die Methode beym Lesen der griechischen und römischen Klassiker.* Erster Abschnitt. Zur Ankündigung einer Redeübung geschrieben von *Joh. Georg Schilling*, Rector der königl. Domschule zu Verden. 1795. 79 S. 8. Zuerst und am ausführlichsten bestimmt der Vf. den Werth der alten Literatur überhaupt, meist nach *Heynischen* Grundsätzen. Es ist wichtig für den Staat, dass er eine Anzahl von Gelehrten in seinem Schoosse hat, welche für Aufrechthaltung der gelehrten Kenntnisse sorgen, und durch die von der Verbreitung derselben abhängige Cultur der *Vernunft* die wichtige Nationalangelegenheit der Aufklärung betreiben. Gleich wichtig ist es, dass auf Erweckung der feineren Empfindungen und auf Politur des *Geschmacks* hingearbeitet werde, weil dieser mit Vernunft und Sittlichkeit innig verbunden ist. Jener Zweck der wissenschaftlichen Bildung muss *jetzt* die Schuleinrichtungen bestimmen; dieser, der Geschmacksverfeinerung, wird das Lesen der Alten im Originale *immer* als unentbehrlich empfehlen. Uebersetzungen, auch bey ihrer höchsten Trefflichkeit, werden nie hinreichend seyn. (Ganz gewiss; obwohl aus anderen Gründen, als die der Vf. anführt. Er übertreibt die Sache, wenn er unsere Poësie, gegen die griechische gehalten, nur für versificirte Prose gelten lässt; oder wenn er in den *Vossischen* Uebersetzungen, in denen man freylich den Griechen und Römer hört, weil man ihn hören *soll*, bloss griechische Inversionen und Härten und Verletzungen der Harmonie erkennt. Man lese sie *laut*, um die magische Kraft zu empfinden, wodurch der *Vossische* Hexameter uns hinreisst, und forsche dann, ob die Einprägung jener Nüancen, die man unter dem invidiösen Namen der *Inversionen* verschreyt, und die fürwahr nur das Auge, nicht das Ohr beleidigen, dem Charakter unserer breiten Sprache nicht wohlthätig sind, wiefern sie ihr mehr Bildsamkeit und Geschmeidigkeit gewähren. Was der Vf. sonst noch von der Nachbildung mancher Beywörter hinzufügt, wodurch die Gedanken *läppisch* und *niedrig* erscheinen sollen, das bezog er wohl nur auf *Dammische* Dolmetschungen.) Auch aus neuen Schriftstellern kann jene Geschmackscultur nicht gewonnen werden, theils weil sie Copeyen der *Alten* sind, theils weil die Vortheile der Interpretation, als einer fortwährenden logischen Operation des Verstandes, sich leichter bey einer todten Sprache erreichen lassen. (Wenn der Vf. S. 49 das Lateinlernen nach grammatischen Regeln als eine unerlässliche Bedingung von den gebildeten Ständen fodert; so vermissen wir theils eine genauere Bestimmung dieser Stände, theils die, wie uns dünkt, nöthige Einschränkung jener Foderung auf die gegenwärtigen Conjuncturen). Jene Vortheile nun aus den Schriften der Alten zu ziehen, muss man sie nicht bloss als Mittel zur Erlernung der Sprachen betrachten; sondern man muss auförderst durch Darstellung des Inhalts und der Gedankenreihung die Denkkraft wecken, dann erst auf den Gehalt und die Stellung der Worte, zuletzt auf einen weisen Gebrauch der Interpreten und Uebersetzer aufmerksam machen. Die vorher nöthige Wörterkenntniss erlerne man demnach nicht aus den Werken der Alten selbst, sondern erst aus Büchern, die absichtlich für Anfänger geschrieben sind, alsdann aus Chrestomathieen, die aus den Alten nur solche Stellen vorlegen, die der allmählich fortschreitenden Bildung des jugendlichen Geistes genau angepasst sind. (Alles recht gut; nur müssten, im Falle auch solche Bücher und Chrestomathieen allgemeineren Eingang fänden, unsere Jünglinge entweder den Schulen nicht so bald entlaufen, oder den innigeren Genuss der Früchte, die ihnen dort nur von ferne gezeigt wurden, auf Akademieen nicht verschmähen.)

Gern haben wir uns, dem Wunsche der Vorrede gemäss, einer genaueren Anzeige dieser Abhandlung unterzogen, welche, einige wortreiche Declamationen und unnöthige Wiederholungen abgerechnet, richtige Kenntniss und Schätzung der Alten mit pädagogischen Einsichten in einer schönen Harmonie zeigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. October 1795.

GESCHICHTE.

1) PARIS, b. Maret: *Les Crimes de sept Membres des anciens comités de Salut public et de Sureté générale* etc.

BERLIN, b. Vofs: *Verbrechen von sieben Mitgliedern des vormaligen Wohlfahrts- und Sicherheits-Ausschusses* etc.

3) PARIS, b. Charpentier: *Reponse des Membres des deux anciens Comités aux imputations de Laurent Lecointre* de Verfailles etc.

4) PARIS, b. Baudouin: *Rapport au nom de la Commission des Vingt-Un* etc.

5) PARIS, b. Maret: *Rapport fait au Nom de la Commission chargée de l'examen des Papiers trouvés chez Robespierre et ses Complices* etc.

6) ALTONA, b. Hammerich: *Der Zweck Robespierre's* und feiner Mitfchuldigen etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

3) Diefe kleine Schrift, worinn *Barrère, Collot, Billaud* und *Vadier*, fich gegen *Lecointre's* Anklagen zu vertheidigen fuchen, vollendet die Ueberzeugung von ihrer Strafbarkeit. Die Argumente, deren fie fich bedienen, beruhen durchgehends entweder auf offenbaren Unwahrheiten, oder auf elenden Sophiftereyen.

Worauf fie fich am meiften zu Gute thun, ift der Umftand, dafs fie mit *Robespierre* felbft *in der gröfsten Feindschaft* lebten. — „Das müfsten feltfame Mitfchuldige feyn," wiederholen fie zehnmal hinter einander, „die unaufhörlich von *Robespierre* bey den Jacobinern denunciirt wurden, die alles thaten, um ihn zu ftürzen u. f. f." Diefen Ausweg aber hatte ihnen *Lecointre* längft verbaut: „Wenn ich fie *Mitschuldige* des *Robespierre* nenne," fagte er fehr richtig, „fo meyne ich nicht gerade, dafs fie mit ihm *gemeinschaftlich*, fondern blofs, dafs fie *nach gleichen Grundsätzen*, übrigens aber *jeder für fich*, arbeiteten." So verhielt es fich wirklich. So lange *Robespierre* durch die Hülfe der andern Decemvirn die Alleinherrfchaft zu erwerben und nachher feftzuhalten glaubte; fo lange diefe durch *Robespierre* ihren Antheil an der oberften Gewalt gefichert fahen; fo lange hielt der Bund zufammen. Vom Junius 1794 an fcheint das wechfelfeitige Mifstrauen eingekehrt zu feyn, und *Robespierre*, nun blofs noch von *Couthon* und *St. Just* fecundirt, geheime Plane gemacht zu haben, um die übrigen Mitherrfcher zu ftürzen. Uebrigens war *Collot d'Herbois* der einzige, mit dem die Feindfchaft gewiffermafsen zum Ausbruch kam. Denn *Billaud* und *Barrere* vertheidigten den Dictator (wenigftens zum Scheine) noch bis auf den Augenblick, da *andre* gegen ihn aufftanden.

Sie verfichern, fich dem Decret vom 22ften Prairial widerfetzt zu haben, und geben den Streit, in den fie dieferhalb mit *Robespierre* geriethen, als die eigentliche Urfache feiner Entfernung vom Ausfchufs an. Wie läfst fich dies aber mit den oben angeführten Aeufserungen von *Billaud* und *Barrere*, und mit ihrem ganzen Betragen im Convent bey den Debatten über jenes Decret vereinigen? Und ift das, was fie fagen, wahr; welche niedrige und verworfne Doppelzüngigkeit!

Ihre Rechtfertigung über die zahllofen Hinrichtungen während der Zeit, da fie ohne *Robespierre* im Ausfchuffe fafsen, ift feltfam. Die Operationen des Revolutionstribunals waren, nach ihrer Verficherung, insgefammt das geheime Werk von *Robespierre, Couthon, St. Just*, die tagtäglich die Präfidenten des Blutgerichts inftruirten. „Aber warum unterfchrieben denn die andern Mitglieder jene fchrecklichen Verhaftsbefehle gegen drey hundert, vier hundert und mehrere Bürger auf einmal?" Die Antwort ift: „Die Liften wurden von den auf Robespierre's Veranlaffung errichteten Volkscommiffionen entworfen: wir contrafignirten fie blofs." Warum gefchah dies? — frägt man weiter. Antwort: „weil ein Decret vom 13ten Februar es verordnete." Was fagte diefes Decret? — „Die Ausfchüffe follen über die *Errichtung* und *Organifirung* diefer Commiffionen die Auffícht führen." Von Contrafigniren der Liften ftehet hier kein Wort: und die Beklagten geftehen felbft ein, dafs diefe *Formalität überflüffig* war. Warum luden fie denn ohne alle Noth einen Antheil an diefer ungeheuren Schuld auf fich? — Nirgends ift eine gründliche Beantwortung diefer Hauptfrage zu finden. Und geht man nun gar weiter und frägt: Warum *widerfetzten* fie fich dem ungeheuren Greuel nicht, fie, die gefetzmäfsig fo viel Gewalt als *Robespierre* befafsen? — fo ift alles ftumm und nicht einmal mehr an den Schein einer Rechtfertigung zu denken.

„Man mufs den *Ausfchufs* nicht mit dem *Tribunal* verwechfeln;" fagen fie. — Aber welches von beiden war denn dem andern fubordinirt? Wer hat dem Revolutionstribunal feine Formen verliehen? Und bey wem ftand es, fie zu ändern? —

Der fchändliche Bericht, den *Barrère*, über den fchändlichen *Le Bon* erftattete, wird mit der erbärmlichen Sophifterey entfchuldigt, dafs dies nicht ein *gerichtlicher*, fondern ein *politifcher*, Bericht war. „Die

Correſpondenz mit *Le Bon* wurde nicht einmal eröffnet, kein einziges Factum, keine einzige Beſchuldigung im Ausſchuſſe erörtert. — — Der Ausſchuſs warf ihm in wenig Worten grauſame oder harte Formen vor: der Antrag zur Tagesordnung überzugehen, war nur eine proviſoriſche Maasſregel u. ſ. f.

Es liefs ſich vorausſehen, daſs die angeklagten Mitglieder ihren Proceſs verlieren muſsten, ſobald ſie den Entſchluſs faſsten, einzelne Handlungen zu vertheidigen. Die einzige Schanze, in die ſie ſich noch werfen konnten, war eine allgemeine und durchgängige Berufung auf die *Autoriſation des Nationalconvents und des Volks*: wenn ſie irgendwo unüberwindlich geweſen wären, ſo war es hier. Die wenigen Stellen ihrer Schrift, wo ſie dieſen einfachen Geſichtspunkt ergreifen, ſind wirkſamer als ihre künſtlichſten Subtilitäten. *Robespierre* war allerdings mehr als ein einzelner Menſch, mehr als ein gewöhnlicher Tyrann: er war ein populäres Phantom, oder, wie ſie ſich glücklich genug ausdrücken, „eine *populäre Macht.*“ „Das Volk ſelbſt gab „durch ſeinen Irrthum, oder durch ein blindes Vertrauen das thätigſte Werkzeug für den Deſpotismus „dieſes Mannes ab. Was hätten ſechs Mitglieder eines „Ausſchuſſes gegen die Verblendung eines ganzen Volks „ausrichten können?“ —

Die Noten, welche dieſe Vertheidigungsſchrift begleiten, enthalten einige ſehr intereſſante Aufſchlüſſe über die innern Verhandlungen jenes gefürchteten *Comité de Salut public.* „*Robespierre* hat von jeher wenig eigentliche Geſchäfte betrieben: er brachte uns „nur immer ſeine Beſorgniſſe und ſeinen Argwohn, ſeine gehäſſigen Proceduren und ſeine politiſche Galle mit: „er beſchäftigte ſich mit nichts als perſönlichen Maſsregeln, mit Anträgen zu Verhaftnehmungen, mit Factionen, mit Journalen, mit Revolutionsgerichten. „Todt für die Regierung, todt für den Krieg, ſelten „mit einem Plan, noch ſeltner mit einem Bericht verſehen, wendete er ſeine Zeit zu nichts an, als unſern „Muth niederzuſchlagen, uns zum Verzweifeln am Wohl „des Vaterlandes zu bewegen, von ſeinen Verläumdern „und von ſeinen Mördern zu ſprechen. Seine Lieblingsausdrücke waren: *Alles iſt verloren; es giebt keinen Ausweg mehr; ich ſehe Niemanden, der die Republik retten könnte.* Wenn die Nachricht von einem „Siege ankam, ſo ſprach er gleich von neuen Verſchwörungen, und griff die Repräſentanten, die ſich bey „der ſiegreichen Armee befanden, an. Je weiter die „Nordarmee vorrückte, deſto heftiger denuncirte er „Richard und Choudieu. — — — Es ſchien, daſs die „Siege ihn verfolgten wie Furien, und er warf oft dem „Referenten des Ausſchuſſes die Länge und den enthuſiaſtiſchen Schwung ſeiner Berichte über die Triumphe „der Armeen vor.“

Eben ſo merkwürdig als dieſe Schilderung iſt die Erzählung von der Sitzung des Ausſchuſſes in der mit groſsen Begebenheiten ſchwangern Nacht zwiſchen dem 8ten und 9ten Thermidor. Sie hatten ſich alle verſammelt und einer zitterte vor den Anſchlägen des andern. *Collot* gab ſich die äuſserſte Mühe, in das Geheimniſs eines Berichts zu dringen, den *St. Juſt* am folgenden Tage im Convent abſtatten wollte: aber dieſe Mühe blieb vergeblich. Um fünf Uhr Morgens ging *St. Juſt* davon. Die andern blieben im Ausſchuſſe und deliberirten. Gegen Mittag erhielten ſie die Nachricht, daſs *St. Juſt* auf der Rednerbühne war und zugleich ein Billet von ihm, das alſo lautete: „*Die Ungerechtigkeit hat mein Herz verſchloſſen; ich bin im Begriff, es dem Nationalconvent ganz zu öffnen.*“ Sofort erhoben ſie ſich alle, gingen in den Convent, und halfen ihre Nebenbuhler ſtürzen.

4) Der Bericht, den *Saladin* gegen dieſelben Deputirten, die die vorhin angezeigte Vertheidigungsſchrift unterzeichnet haben, am 31ſten Januar 1795 abſtattete, hebt mit einer kurzen Aufzählung der vornehmſten Titel an, unter welche ſich die Verbrechen der vier zum Criminalproceſs reifen Volksrepräſentanten claſſificiren laſſen. Es ſind folgende: 1. *Tyranney gegen das Volk:* ausgeübt durch Vervielfältigung der Kerker und der Gefangnen, unrechtmäſsige Einwirkung auf das Revolutionstribunal und die Volkscommiſſionen, durch die Beförderung des Geſetzes vom 22ſten Prairial, durch die Begünſtigung der Miſſethaten, welche verſchiedene Conventscommiſſarien in den Departements begingen. 2. *Unterdrückung des Nationalconvents*, durch beſtändige Ausdehnung der Gewalt einiger wenigen Deputirten, durch Drohungen, durch lügenhafte Berichte etc. etc.

Das erſte, was gewiſs einem jeden, der dieſes Regiſter mit Aufmerkſamkeit lieſet, in die Augen fällt, iſt der höchſt merkwürdige Umſtand, daſs dies (beynahe wörtlich) dieſelben Vergehungen ſind, die *Le Cointre* in ſeiner Denunciation vom 29ſten Auguſt 1794 aufgeſtellt hatte. Wenn dieſe Entdeckung den Leſer überraſchte und in Verwunderung ſetzte, ſo ſteigt ſeine Verwunderung gewiſs noch weit höher, wenn er die auffallende Aehnlichkeit zwiſchen dem ganzen Gange der Klage und der Argumentation in dem *Saladinſchen* Bericht, und in *Le Cointre's* Philippica bemerkt, und wenn er endlich inne wird, daſs jener Bericht *auch nicht einen einzigen neuen Grund zur Anklage*, auch nicht ein einziges, nur einigermaſsen erhebliches, *neues Factum* enthält, und daſs ſelbſt die *Beweiſe* für die ſchon vorher bekannten, ſich gar nicht durch eine neue Ueberzeugungskraft, ſondern höchſtens durch eine gröſsere Ausführlichkeit und Vollſtändigkeit von *Le Cointre's* Beweiſen unterſcheiden.

Was dieſe ſonderbare Erſcheinung eigentlich zu einem höchſt wichtigen hiſtoriſchen Reſultat macht, iſt die auffallende Verſchiedenheit der Folgen, die *Le Cointre's* Denunciation und derer, die *Saladin's* Bericht nach ſich zog. Am 30ſten Auguſt erklärt der Nationalconvent jene Denunciation „*ſeiner Aufmerkſamkeit unwerth, falſch und verläumderiſch;*“ und nur *fünf Monate ſpäter* wird auf einen Bericht, der nichts als das Echo jener Denunciation zu ſeyn ſcheint, und der, wenn gleich mit gröſsrer *Förmlichkeit* abgefaſst, in der That nicht einmal die *Stärke* derſelben erreicht, — das *Anklagedecret* gegen eben die Perſonen gegeben, die

die durch jene Erklärung nicht bloss frey gesprochen, sondern auf eine ehrenvolle Art frey gesprochen waren. — Dies revolutionistische Factum ist des Nachdenkens werth!

Aus dieser vorläufigen Vergleichung ergiebt sich nun schon, dass *Saladin's* Bericht die, welche nach der Lectüre von *Le Cointre's* Schrift, noch viel daraus zu lernen denken, nicht sonderlich befriedigen wird. Und so verhält es sich auch. Man muss ihn bloss als einen Commentar zu jener Schrift ansehen, in welchem einige Hauptumstände näher entwickelt sind und der Zusammenhang einiger mörderischen Operationen, mit Hülfe der Actenstücke, zu welchen der Vf. Zugang hatte, ausführlicher dargelegt ist.

Der Vf. des Berichts sucht besonders zu beweisen, dass die künstliche Absonderung, welche *Barrere* und Consorten zwischen den Operationen *Robespiere's* und ihren Geschäften im Wohlfahrtsausschusse aufrichten wollten, auf nichts als listigen Reticenzen, lügenhaften Darstellungen und nichtigen Sophistereyen beruhte; dass sie so gut wie ihre Collegen im Ausschuss an den Blutgesetzen, Blutgerichten, Blutregistern, Einkerkerungen, Plünderungen und barbarischen Misshandlungen so vieler Tausende Theil hatten; und dass ihnen die Greuel, die *Collot d'Herbois* (selbst einer der Angeklagten) in *Lyon*, *Le Bon* in *Arras*, andre Bösewichter an andern Orten, begingen, keinesweges fremd waren.

Zur Unterstützung dieser Behauptungen fügt der Vf. des Berichts 75 Beweisstücke bey, die beynahe zwey Drittel der Druckschrift einnehmen und aus denen wir einige der merkwürdigsten Umstände auszeichnen wollen.

Die sogenannten *Volkscommissionen*, deren nach dem Decret vom 13. Februar 1794 zu Paris allein sechs errichtet werden sollten, aber glücklicherweise nur zwey zu Stande kamen, hatten vom Wohlfahrtsausschusse den Auftrag, dreyfache Listen von allen in den Gefängnissen sitzenden Personen anzufertigen und auf diesen Listen einmal die unschuldig verhafteten *Patrioten*, dann die zur *Deportation* qualificirten *Verdächtigen*, endlich die zur Ablieferung an das *Revolutionstribunal* reifen Subjecte zu notiren. — Eine Liste von der *zweyten* Classe, welche die Volkscommission vom Museum dem Ausschuss zur Approbation vorlegte, findet sich in den hier gedruckten Actenstücken; sie ist vornemlich wegen der den Namen der Verdächtigen beygefügten *Bewegungsgründe* zur Deportation höchst merkwürdig. Z. B. Eine Familie *Vassan* — „*sehr* verdächtig, *gefährliche* Aristokraten, weil sie die thörigte Hoffnung nähren, *ihren Domestiken die ehemalige Livrée wieder zu geben*.“ — Ein Ex-Geistlicher *Bourzies* „verdächtig, *weil er mit dem Bruder des Bösewichts Custines umgeht*.“ — Ein Buchdrucker *Vachard*, verhaftet „weil er kein entschiednes Urtheil über die Revolution hat.“ — Ein Lederhändler *Bergeron*, verhaftet „weil er *nichts für die Revolution gethan* hat, sehr *egoistisch* denkt und die Sansculotten tadelt, *dass sie ihre Berufsarbeiten verlassen, um sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen*.“ — Ein Mann Namens *Pautier*, *verdächtig* „weil man bey ihm *Caffeetassen mit dem Bildniss des Tyrannen und seines Agenten Necker gefunden hat*.“ — Viele sind bloss verdächtig und verhaftet, als „ehemalige *Freunde La Fayette's*;“ andre, „weil sie im J. 1792 *das Fest* (der Galeerensklaven) *vom Regiment Chateauvieux gemissbilligt hatten*;“ andre „weil ihre *Väter* oder *Brüder* hingerichtet worden waren,“ oder „weil sie zur *adelichen Caste* gehörten,“ oder „weil sie mit *honnêtes-gens*, *gens-comme il faut* umgingen,“ mehrere ausdrücklich nur deshalb, „weil sie Verbindungen hatten, *die zu einer Gegenrevolution führen könnten*!“ —

Ein vorzüglich merkwürdiges und fürchterliches Factum ist folgendes. Ein gewesner *Maréchal de Camp*, Namens *Malessi*, wurde nebst seiner Frau und zwey Töchtern, mit dem ausdrücklichen Beysatz „weil sie Umgang mit *Priestern* haben, *welches die Gegenrevolution herbeyführen könnte*,“ auf die Deportationsliste gesetzt. Diese Liste war am *26ten Juny* angefertiget und wurde am *21ten July* von den Ausschüssen approbirt. Es musste also weder *am 26ten Juny*, noch *am 21ten July*, ein Grund vorhanden seyn, gegen die Familie *Malessi* eine noch strengere Maassregel zu verfügen. Gleichwohl war diese unglückliche Familie — es lässt sich ohne Entsetzen nicht niederschreiben — schon *am 9ten July*, als Theilnehmer an der sogenannten *Verschwörung der Gefängnisse*, einer bübischen Fabel, die *drey Monate zuvor* ausgedacht war und wie Jedermann glaubte, längst ausgespielt hatte, — *hingerichtet worden*, ohne dass die *Volkscommission* oder der *Ausschuss* sich bey der Revision ihrer Deportationsliste im geringsten darum kümmerten.

Vadier, eine Hauptperson in diesen Actenstücken und in der jammervollen Geschichte dieser Zeiten (bekanntlich erschoss er sich im Gefängnisse und entging der hochverdienten Strafe), liess aus Rachsucht gegen einen wohlhabenden Einwohner von *Pamiers* (der Stadt, welche das Ungeheuer zum Nationalconvent deputirt hatte), Namens *Cazes*, der seine Tochter *Vadier's* Sohne versagte, nicht allein diesen *Cazes*, sondern noch eine beträchtliche Anzahl andrer reicher Bürger aus *Pamiers* und den umliegenden Orten, vor das Pariser Revolutionstribunal bringen und hinrichten. Mit eigner Hand schrieb er an den öffentlichen Ankläger, *Fouquier-Tinville*: „Ich empfehle dir diese Angelegenheit aufs wärmste: sollten die bisher vorhandnen Beweise nicht hinreichen, so wird die *Volksgesellschaft* mehrere einschicken. Ich weiss, dass man dir die Feinde des Vaterlandes und der Freyheit nur bezeichnen darf, um auf deinen Muth und auf deine *Geschicklichkeit bey der Erforschung ihrer Verbrechen und ihres Betragens* zu rechnen. Ich kann dir versichern, dass es ein Unglück für den Staat wäre, wenn ein einziger von diesen Bösewichtern dem Schwerdt des Gesetzes entrinnen sollte.“

So wie die Schandthaten des *Collot d'Herbois* zu *Lyon* einen ansehnlichen Raum in *Saladin's* Bericht einnehmen, so behaupten die aus der Correspondenz jenes grausamen Menschen und seiner Freunde und Gehülfen gezognen Beweise dieser Schandthaten einen vorzüglichen Platz unter den beygedruckten Actenstücken.

Auch nur die auffallendsten Stellen aus dieser Correspondenz, einem ewigen Schanddenkmal jener trostlosen Tage anzuführen, würde schon viele Blätter erfodern. Wir schränken uns nur auf folgende Phrasen ein: *Collot* schreibt an *Robespierre:* „Es ist nach gerade Zeit, *dass Lyon nicht mehr existire* und dass die Inschrift, die Du vorgeschlagen hast, zur grossen Wahrheit werde: denn bisher ist sie doch immer nur noch eine *Hypothese* geblieben: dir kömmt es zu, ein Decret, welches sie zur vollständigen Ausführung bringt, zu verfertigen: wir wollen im voraus die Zusätze *(Amendements)* zu diesem Decret besorgen. Man muss damit anfangen, *hunderttausend Menschen, die zeither in den Fabriken gearbeitet haben*, unter die freyen Menschen *zu zerstreuen:* so lange sie an einem Orte zusammenbleiben, sind sie für die Freyheit verloren."

Ein gewisser *Pilot*, Gehülfe von *Collot*, schreibt aus Lyon an *Gravier*, Geschwornen bey dem Revolutionstribunal zu Paris: „Meine Gesundheit wird von Tage zu Tage besser, da ich die Feinde des Vaterlandes täglich fallen sehe: — — Die *Guillotine*, die *Fusillade* geht unvergleichlich; 60, 80, 200 auf einmal werden abgefertigt, und jeden Tag ist man darauf bedacht, von neuem eine gehörige Anzahl in Verhaft zu nehmen, *damit die Gefängnisse nicht leer bleiben.*" Ein andres Ungeheuer, Namens *Achard*, schreibt an eben diesen *Gravier:* „Die Köpfe fallen noch immer fort. Welche Wonne würde es für dich gewesen seyn, wenn du gestern mit angesehen hättest, wie die Nationalgerechtigkeit mit 209 Bösewichtern umging. Welche Majestät! welcher Ehrfurchtgebietende *Klang!* Alles war *erbaulich!* Welcher *Cement* für die Republik!" — Ein andermal schreibt derselbe: „Jede Decade werden *viermalhunderttausend Livres* für *Demolitionen* und ähnliche *Gegenstände* ausgegeben; und doch hat *die Arbeit keinen Fortgang;* die Langsamkeit der Abträger zeigt hinlänglich, *dass ihre Hände nicht dazu gemacht sind, eine Republik aufzubauen:* Die Ausschüsse arbeiten auch nicht rasch genug u. s. f."

Aber alle diese Abscheulichkeiten übertrifft beynahe noch eine sogenannte *Instruction*, welche *Collot d'Herbois* und *Fouché* (von *Nantes*) von *Lyon* aus in die benachbarten Departements sendeten. In dieser *Instruction* heisst es unter andern: „Denen, welche im *Sinn der Revolution* zu Werke gehen, *ist alles erlaubt:* es giebt für einen Republikaner keine andre Gefahr als die, *hinter den Gesetzen der Republik zurückzubleiben.* — — Keine Rücksicht darf uns aufhalten: weder Alter, noch Geschlecht, noch Verwandschaft kommen in Betrachtung: bloss die *Sansculottes* müssen geschont werden. — — Es giebt Menschen" (so sprechen sie von den *Kaufleuten*), „die sich *lächerliche Vorräthe von Tüchern, Hemden, Servietten und Schuhen* halten: alle diese und ähnliche Gegenstände qualificiren sich zu revolutionistischen Requisitionen. — — Procedirt also *im Grossen; nehmt alles*, was ein Bürger an *unnützen* Sachen besitzt; denn der Ueberfluss ist eine offenbare und muthwillige Verletzung der Rechte des *Volkes.*"

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Berlin*, b. Vieweg d. A.: *Versuch einer Formenlehre des griechischen Declinirens und Conjugirens in Tabellen.* Zum Gebrauch für den ersten Cursus, nebst einigen Vorschlägen zur Methode, von *J. C. F. Berghauer*, Lehrer an der Domschule zu Magdeburg. 1794. XVI u. 42 S nebst 3 Tabellen. gr. 8. (7 gr.) Des Vf. Methode ist gewiss im Ganzen empfehlungswerth. Seine Schüler müssen die Form der griechischen Sprache genau kennen lernen: dazu ist diese Formenlehre bestimmt. Kurzgefasste Regeln sind zur Erläuterung und zum Bedürfnisse des ersten Gebrauchs beygefügt. Bey den Zeitwörtern, womit sich das Büchlein am längsten aufhält, schlägt der Vf. folgenden Gang des Unterrichts ein. Er sucht zuerst in Tabellen, die er an die Tafel schreibt, eine Uebersicht der verschiednen Classen der Zeitwörter auf ω und aller Temporum nach ihren Abstammungen und mit ihren Charakterbuchstaben zu geben. Dabey legt er kein bestimmtes Verbum zum Grunde, sondern bedient sich allgemeiner Zeichen zur Darstellung der Formen. Nach dieser Tabelle lässt er mehrere Verba formiren. Damit verbindet er eine andre Tabelle, woran er die Charakterbuchstaben der Haupttemporum in den sechs verschiednen Classen von Zeitwörtern erklärt, worauf er die allgemeinen Formen der verschiednen Temporum, in sofern sie von einander abweichen oder mit einander übereinstimmen, darstellt. Nach diesen Uebungen giebt er ein *Verbum purum non contractum*, auf Tab. I. τίω, welches er für das schicklichste zur Darstellung des Verbi auf ω hielt; wobey wir nur bemerken, dass hier die Tempora nach den alten Sprachlehren dargestellt sind und das Medium mit aufgenommen ist. Dann folgen die *Verba pura contracta*, die nicht besonders Tab. II. dargestellt zu werden brauchten, da Tab. I. mit Zuziehung der Contractionstabelle zu S. 6. hinlängliche Anleitung, sie zu conjugiren, giebt. Auf der Tab. III. stehen endlich die Verba in μι, unter deren Schemen τίθημι und δίδωμι wegen ihrer Unregelmässigkeit in einigen Temporibus nicht mit aufgenommen sind. Warum der Vf. die Zeitwörter auf μι als vollständige Verba mit allen ihren Temporibus in der Tabelle vorgestellt hat, da er doch selbst bekennt, dass sie sich von ihren Stammwörtern auf ω nur in 3 Temporibus des Activs (wenn wir den Aor. 2 als eine andre Form des Imperfect betrachten, nur in 2 Temporibus) unterscheiden, wissen wir nicht. Zur Versinnlichung der Form des Verbi dient es, dass in den Tabellen die Vorhängesylben, Augment und Reduplication, blau, die Stammsylben roth, die Schlussformen schwarz gedruckt sind. Die Vorrede enthält noch allerhand lesenswerthe Bemerkungen über die beste Art des Elementarunterrichts im Griechischen.

Druckfehler. Nro. 230. S. 204. Z. 5. von unten statt *Posen*, b. Weber, lies *Presburg*, b. Weber.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. October 1795.

GESCHICHTE.

1) Paris, b. Maret: *Les Crimes de sept Membres des anciens comités de Salut public et de Sureté generale* etc.

2) Berlin, b. Voss: *Verbrechen von sieben Mitgliedern des vormaligen Wohlfahrts- und Sicherheits-Ausschusses* etc.

3) Paris, b. Charpentier: *Reponse des Membres des deux anciens Comités aux imputations de Laurent Lecointre* de Versailles etc.

4) Paris, b. Baudouin: *Rapport au nom de la Commission des Vingt-Un* etc.

5) Paris, b. Maret: *Rapport fait au Nom de la Commission chargée de l'examen des Papiers trouvés chez Robespierre et ses Complices* etc.

6) Altona, b. Hammerich: *Der Zweck Robespierre's* und seiner Mitschuldigen etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

5) Ein Bericht „im Namen der Commission, welche *Robespierre's* nachgelassne Papiere untersuchen sollte," musste nothwendig grosse Erwartungen rege machen. Dieser Bericht, von *Courtois* abgefasst, erschien zu eben der Zeit, wo die Stimme des Publicums die vornehmsten seiner noch lebenden Mitschuldigen ins Gericht rief. Er enthält viele, höchst interessante, Beyträge zur Geschichte der Schreckenszeit: er gehört mit seinen zahlreichen Belägen gewiss unter die kostbarsten Materialien für den künftigen Geschichtschreiber: in Rücksicht auf den Hauptgegenstand aber, und in Verhältniss mit dem, was man sich davon versprechen durfte, befriedigt er die Erwartung nicht.

Fürs erste handelt dieser Bericht weit mehr von *Robespierre's* Genossen, Agenten und Dienern, als von *Robespierre* selbst. An vielen Stellen vergisst man ganz, dass eigentlich er die Hauptperson seyn soll, und verliert sich in dem Labyrinth derselben Greuel, worinn uns *Lecointre* und *Saladin* schon bis zur Ermüdung herumgeführt hatten. Um recht zweckmässig zu verfahren, hätte sich *Courtois* auf das allein einschränken sollen, was dem Helden seines Berichts *eigenthümlich* war.

Alsdann hätte aber dies eigenthümliche auch etwas *neues*, etwas *erhebliches* und etwas *lehrreiches* seyn müssen. Keine dieser Eigenschaften kann man dem, was hier über *Robespierre* gesagt wird, zuschreiben. Dass er in einem unerhörten Grade herrschsüchtig war und kein Mittel scheute, wodurch er seine Macht zu vergrössern hoffen konnte; dass er Blut wie Wasser fliessen liess; dass er nicht nur Reichthum und hohe Geburt, sondern Talente, Wissenschaften und persönliche Vorzüge mit unerbittlicher Eifersucht und Wuth verfolgte; dass er den Boden Frankreichs mit Bastillen bedeckte, in allen Provinzen seine Agenten, in allen Winkeln des Reichs seine Spione hatte, den Nationalconvent wie ein blindes Werkzeug zur Ausführung seiner verruchten Plane gebrauchte; — das alles sind bekannte und oft gesagte Dinge, das alles hatte er mit den vornehmsten unter seinen Mitherrschern gemein, das alles bezeichnet mehr den Charakter der unglücklichen Periode, in der er lebte, als den seinigen.

Die grosse und interessante Frage, über die man sich in diesem Bericht billig einigen Aufschluss versprechen durfte; die Frage: „Was war eigentlich der letzte Zweck aller Missethaten dieses bluttriefenden Bösewichts?;" diese Frage ist weder durch den Text des Berichts, noch durch die zahlreichen Beylagen desselben ihrer Auflösung näher gebracht.

„Er war ein *Verräther*," heisst es freylich auf jeder Seite. „Er strebte nach der *höchsten Gewalt*; seine *Conspiration* hätte die Freyheit unwiderbringlich gestürzt u. s. f." Aber die nähere Bestimmung dieser Redensarten, die eigentliche Beschaffenheit seines Plans, den Beweis, dass ein solcher Plan *förmlich* und *vollendet* in ihm existirte: — diese wichtigen Punkte sucht man umsonst.

Wenn man die verschiednen von *Robespierre's* eigner Hand (und offenbar sehr flüchtig) geschriebnen Noten, welche hinter dem Bericht abgedruckt sind, mit kritischer Aufmerksamkeit durchgeht; so findet man darinn weder die Pläne der Alleinherrschaft, davon der Berichtserstatter uns unterhält, noch überhaupt irgend ein neues Factum, oder auch nur irgend eine neue Ansicht seines Betragens. Einige Stellen in diesen Noten sind dunkel, und werden offenbar nur durch gewaltsame Auslegungen so fürchterlich als *Courtois* sie macht. Dahin gehören folgende: „Die *innern* Gefahren kommen von den *Stadtbürgern* her: um diese zu überwinden, muss man *das Volk* vereinigen." Ferner: „Das *Local* muss verändert werden," (welches auf den *Wohlfahrtsausschuss* allein, so gut als auf den *Convent*, auf eine Translocation von einem *Hause* zum andern, so gut als von einer *Stadt* zur andern gehen kann). „Man muss die *Arbeiten* suspendiren, bis das Vaterland gerettet ist;" (ein Ausdruck, der wahrscheinlich eine temporelle Suspension der Arbeiten des *Convents* bezweckte, der aber in dem Bericht, weil dies noch nicht arg

arg genug scheinen möchte, gar auf die Suspension *aller Arbeit* in der Republik gedeutet wird.) Andre sind zwar klar genug, enthalten aber nichts als Lehren, die damals das politische Evangelium von ganz Frankreich waren. Noch andre werden auf eine unbillige Weise gemissdeutet und ihre Tendenz wird weit schrecklicher geschildert, als sie es wahrscheinlich seyn mochte; z. B. in einer Art von *Katechismus* findet sich folgende Stelle, die wir absichtlich im Original hersetzen: „*Quels sont les obstacles à l'instruction du peuple?*" — *Les Ecrivains mercenaires, qui l'égarent*" — „*Que conclure de là?*" — 1) „*Qu'il faut proscrire les écrivains comme les plus dangereux ennemis de la patrie.*" — 2) *Qu'il faut repandre de bons écrits avec profusion.*" — Dieser Absatz giebt den Stoff zu unendlichen Tiraden über *Robespierre's* Hass gegen alles, was Kenntniss und Wissenschaft hiess, und über seinen ganz formirten Plan, *alle Schriftsteller* auszurotten. Wenn man nun aber das Corpus delicti genauer analysirt, so zeigt sich gleich, dass hier (wie auch *Robespierre* innerlich über diesen Gegenstand denken mochte) *nur von einer gewissen Classe* von Schriftstellern die Rede war und der Zusatz: „*Qu'il faut repandre* etc." giebt dieser Erklärung nicht nur die grösste Wahrscheinlichkeit, sondern bringt auch den aufmerksamen Leser leicht auf die Vermuthung, dass hier durch Zufall oder Absicht wohl gar eine kleine Verfälschung vorgegangen und die Worte „*les écrivains*" an die Stelle der ursprünglichen „*ces écrivains*" getreten seyn möchten.

Ein andrer Ausdruck, der dem *Robespierre* hier als eins der grössten Verbrechen vorgerückt wird, und dessen sich doch die Mitglieder der Ausschüsse fast so oft als sie von der revolutionären Regierungsform sprachen, bedient hatten, ist folgender: „*Il faut une volonté Une.*" — Wenn dieser Ausdruck, der doch wirklich auch in der absoluten Demokratie wahr ist, an und für sich strafwürdig wäre, so würde er doch durch die gleich darauf folgenden Worte hier hinlänglich rein gewaschen: „*Il faut qu'elle soit républicaine ou royaliste. Pour qu'elle soit républicaine, il faut des ministres republicains, des papiers républicains, des députés républicains, un gouvernement républicain.*"

So wenig als aus diesen Noten hervorgeht, dass *Robespierre* ein förmlicher *Alleinherrscher* werden, oder in welchem Sinne dieses Worts, oder unter welcher äussern Form, auf welchem Wege und durch welche Mittel er es werden wollte; eben so wenig zeigt sich in derselben, oder überhaupt in dem ganzen Bericht und allen seinen Beylagen die geringste Spur von der so häufig citirten, so häufig als der Schlüssel zu den wichtigsten Begebenheiten der letztern Jahre angesehnen *Collusion zwischen Robespierre und den auswärtigen Mächten.* Das absolute Stillschweigen des Berichts über diesen Gegenstand ist, wenn gleich nicht ein absoluter, doch ein sehr starker Beweis der Nichtigkeit dieser ganzen Hypothese. In einem einzigen *anonymen* Briefe an *Robespierre* wird er zwar aufgefodert, „nunmehr baldmöglichst den Schauplatz zu verlassen, wo ihn doch nach aller genossnen Ehre nichts als das Blutgerüst erwarte;" und der merkwürdige Schluss dieses Briefes lautet also: „Da Ihr es nun so weit gebracht habt, Euch hier *einen hinlänglichen Schatz* zu sammeln, womit Ihr und die Personen, für welche ich von Euch empfangen habe, eine Weile ausreichen könnt, so erwarte ich *Eure Ankunft* mit Ungeduld, um mit Euch über die Rolle, die Ihr unter jener leichtgläubigen Nation gespielt habt, zu lachen." — Aber gegen diesen Brief lässt sich mehr als eine Einwendung machen. 1) Im Bericht heisst es von demselben, „er sey von *London* datirt," und unter den Beylagen ist er überschrieben: „Ohne Angabe des *Orts* oder der Zeit" — Also gleich ein förmlicher Widerspruch! 2) Der Berichtserstatter nennt diesen Brief „einen *ziemlich unbedeutenden.*" Da dies unmöglich auf den *Inhalt* gehen kann, (denn in dieser Rücksicht ist er von allen Actenstücken das wichtigste); so bleibt nichts übrig, als anzunehmen, dass, wo nicht ein deutliches, doch wenigstens ein dunkles Bewusstseyn von der Unzuverlässigkeit des Documents ihn bestimmte, das, was er mit einer Hand zu insinuiren suchte, mit der andern wieder zu entkräften. 3) Dass *Robespierre* sich nicht *bereichert* habe, ist bisher eine so allgemein angenommene Meynung gewesen, dass ein *anonymer* Brief ohne *Datum* sie unmöglich ausrotten kann. — Wenn man keine andre Beweise hatte, so musste man diesen Brief entweder gar nicht anführen, oder ihn nur für das geben, was er höchst wahrscheinlich war.

Zu der unbefriedigenden Behandlung der *Sache* gesellt sich in *Courtois's* Bericht noch ein *Vortrag*, der nichts weniger als empfehlend ist. Es fehlt diesem Vortrage nicht an glänzenden Stellen und sinnreichen Wendungen; das unaufhörliche Haschen nach witzigen Anspielungen, gelehrten Vergleichungen, (besonders Parallelen zwischen den Greueln der *Robespierreschen* Periode und den Missethaten älterer Tyrannen,) und einer schimmerreichen Diction aber ist nicht nur an und für sich unerträglich, sondern steht auch mit dem einfachen und ernsten Charakter einer officiellen Relation über einen so grossen Gegenstand in einem Widerspruche, der das Gefühl der Convenienz und sogar den Geschmack beleidiget. Um hier nur einiges anzuführen — wer kann in einem Gemälde der verruchtesten menschlichen Bosheit und ihrer furchtbarsten Wirkungen folgende Zierrathen anders als höchst übel angebracht, anstössig und widrig finden: „*Carrier*, ein neuer *Anicet*, ersäuft sein Vaterland, wie *Nero* seine Mutter ersäufte." — „Das Mordinstrument ist im Norden, wie im Süden, naturalisirt worden und der gefrorne *Bär* beweint wie der verzehrende *Sirius* seine unseligen Triumphe." — „Werft einen Blick auf alle diese treulosen Verschwender der Schätze der *Ptolemäer-Philadelphen (!!)* auf alle jene Mächte, jene bösen Principien, jene *Arimanen* u. s. f." — „*O Lyon!* wer ist dieser neue *Gengis*, der mit Feuer und Schwerdt über dich herfällt, um den Schimpf des *Themugin* zu rächen?" (eine Anspielung, die so dunkel ist, dass sie, wie mehrere ihres gleichen, in einer Note erklärt werden muss). — „Das Feuer der *Vendée*, welches von den Decemvirn sorgfältiger unterhalten ward, als ehmals das Feuer der *Vestalen.*" — „Bloss der Hass gegen

gen die reichen Manufacturisten (von *Lyon*) hat das Feuer angezündet, worinn dieses zweyte *Pergamus* aufging." — Folgendes soll eine Schilderung der Verwüstungen in der Gegend von *Avignon* seyn: „Wer hat das silberne Wasser dieser Quelle in Blut verwandelt? Wer hat das Grün dieser Thäler roth gefärbt? *Die Natur*, die in diesem glücklichen Himmelsstrich sonst so lachend war, hat sich mit einem *Trauerschleier* bedeckt, *wie die Braut, nachdem sie ihren Vielgeliebten verlor:* die verdorrte, der Lebenskraft beraubte, Erde bringt nichts mehr hervor als Gräber: die Olivenbäume sind Cypressen geworden: das Eis des *Ventoux*, dies ewige Eis, schmilzt von der Glut, welche *Bedoin*, eine der Städte, die dieser Berg beschattete, verzehrt: die Sonne, sonst so glänzend in dieser Gegend, jetzt in die Dünste vom Blut der Unschuldigen versenkt, bietet dem erschrocknen Auge weiter nichts mehr dar, als einen trüben und röthlichen Kreis auf dem geschwärzten Blau des Himmels u. s. f." — Hier vermisst man eben so sehr die Würde des Geschäftsmanns, als die einfache Eleganz des guten französischen Schriftstellers.

Die Beylagen zu diesem Bericht enthalten wieder einen reichen Vorrath merkwürdiger Züge und Anekdoten zur Geschichte der Decemviral-Tyranney. Die niedrigen Schmeicheleyen, womit *Robespierre* von allen Seiten her überschüttet ward: — die Relationen seiner Spione (hier finden sich *Tagebücher* über alle Schritte, die gewisse ihm verdächtige Deputirten, wie *Tallien*, *Bourdon*, *Thuriot* u. a. thaten) — verschiedne eigenhändige Auffätze von *Robespierre;* — ein sehr merkwürdiger (von ihm aufgefangner) Brief des spanischen Gesandten zu Venedig an den Herzog von *Alcudia;* — mehrere Briefe des Nationalagenten *Payan*, eines Menschen der an Festigkeit und Grausamkeit revolutionärer Maximen *Robespierre's* Meister zu heissen verdiente; — die Briefe und Relation eines gewissen *Julien*, der, obgleich weder Deputirter, noch sonst in einem namhaften Posten angestellt, die Departements mit proconsularischer Gewalt durchreisete und *sanscullottisirte* — endlich wieder eine grosse Menge Beyträge zur Geschichte des Terrorismus, in der *Vendée*, in *Lyon*, in *Arras*, in *Bourdeaux* und besonders in der ehemaligen *Provence*. Auf *Robespierre's* Person haben die meisten von diesen Stücken keinen unmittelbaren Bezug: man sieht wohl allenthalben, dass er der erste und angesehenste unter den Frevlern war: aber es hat doch ganz das Ansehen, als würde das Werk auch *ohne ihn* Fortgang gehabt haben.

Der, welcher sich entschliesst, alle diese Actenstücke durchzulesen, wird seine Mühe zuweilen durch überraschende Blicke in das Innre der revolutionären Tyranney belohnt finden. Was kann lehrreicher seyn, als folgende Stelle aus einem Briefe des vorhin erwähnten *Julien*, worinn er das Betragen des Volksrepräsentanten *Ysabeau* zu *Bourdeaux* schildert. „Er konnte sich „nie auf den Strassen, im Schauspiel, oder im Clubb „sehen lassen, ohne dass man seine Person, seinen Schatten sogar mit Beyfallklatschen und mit dem Ausruf: „*Es lebe Ysabeau, unser Freund, unser Vater*, verfolgte. „Ich habe es gesehen, wie Aristokraten-Kinder ihn auf „diese Art anredeten, indem er in den Wagen stieg; „denn er hatte einen, er hatte sogar mehrere Wagen, „einen Kutscher, Pferde, die ganze Equipage eines „ehemaligen Edelmanns; Gensdarmen waren allenthalben, selbst bey seinen Spazierfahrten vor ihm her; „an jedem öffentlichen Orte sass er auf einem ausgezeichneten Platze; man wurde durch Karten zu seiner „Tafel, durch Karten in seine Loge im Schauspielhause „eingeladen. Jedermann nahm in seiner Anwesenheit „den Hut ab; *ein huldreicher Blick war der Lohn für „den demüthigen Bückling jedes vorübergehenden.* Man „redete ihn nie anders an, als *Citoyen-Repräsentant;* „um zu diesem mehr als gewöhnlichen Menschen zu „gelangen, musste man mehr als eine Schildwache „passiren und vom Hauptmann seiner Garde eine Erlaubniss haben." — Und dies war vielleicht der wohlthätigste aller in die Departements gesendeten Repräsentanten! Was hätte *Marseille, Nantes, Arras, Strassburg* u. s. f. darum gegeben, wenn sie mit einem *demüthigen Bückling* davon gekommen wären!

Ein gewisser *Agricol Moureau* schreibt aus *Avignon* an *Payan:* „Das Fest des höchsten Wesens ist hier mit aller möglichen Pracht gefeyert worden: alle unsre Bauern sind dabey erschienen *und haben sich unsäglich gefreut, zu sehen, dass es noch einen Gott giebt:* O! welch ein schönes Decret ist das! sagten sie."

Man mag durch alle die Greuel, welche die hier angezeigten Schriften der Nachwelt überliefern, noch so sehr abgestumpft und gesättiget seyn, am Schlusse der Beylagen des *Courtoisschen* Berichts eröffnet sich eine neue Scene, welche die Aufmerksamkeit dennoch gewaltsam wieder aus dem Schlummer reisst. In dieser Scene spielte der Volksrepräsentant *Maignet*, nebst einigen subalternen Bösewichtern, welche die Tyrannen unter dem Namen einer Volkscommission nach *Orange*, *Avignon* und allen namhaften Städten der umliegenden Gegend schickten, die Hauptrolle. *Maignet* fängt gleich damit an, dass er in einem Briefe an *Couthon* die Anzahl der in den beiden Departements von *Vaucluse* und den *Rhonemündungen (Avignon* und *Marseille)* verhafteten Personen auf *funfzehntausend* und die Anzahl derer, von welchen der Erdboden gereiniget werden muss, auf *neun bis zehntausend* schätzt und eben daraus die Nothwendigkeit eines an Ort und Stelle zu errichtenden Revolutionstribunals herleitet. Von den Operationen dieses Tribunals schreibt nun ein gewisser *Benet* an den nur allzu berüchtigten *Payan:* „Ich schicke dir hier Exemplare von den ersten Sentenzen. — Du wirst gewiss nicht ohne Vergnügen hören, dass diese gegenrevolutionistischen Köpfe gefallen sind. *Du kennst die Lage von Orange: die Guillotine ist vor dem Berge aufgestellt. Man sollte sagen, alle Köpfe bezeugten dem Berge im Herunterfallen die Ehrfurcht, die ihm gebührt. Kostbare Allegorie für die wahren Freunde der Freyheit!*" (nämlich der Freyheit, die auf dem *Berge* wohnte). — Ein andermal schreibt er: „Abermals ein Triumph der Freyheit über die Sklave-

 rey,

rey, der Vernunft über den Fanatismus: Ein ehemaliger *Priester*, der Pfarrer von *Salon*, geht so eben *in einem rothen Hemde*, von Gensdarmen begleitet, *unter meinen Fenstern* vorbey — *kannst du wohl errathen wohin?* — Morgen wieder sieben oder acht! Uebermorgen *Ferien im Theater!* Mein Freund! der Gemeingeist lebt in dieser Commüne auf, Freyheit und Gleichheit fangen an zu regieren u. s. f." — welche Menschen! welche Zeiten!

6) Die Schrift von *Courtois* verdiente eine deutsche Uebersetzung und die, wovon wir hier den ersten Theil anzeigen, ist alles Lobes werth, da Sorgfalt und Treue sie durchgehends charakterisiren. Zu wünschen wäre es gewesen, dass man die beiden Theile nicht getrennt hätte, weil dadurch der gröfste Theil der Beylagen von dem Bericht, worauf sie sich beziehen, losgerissen worden ist. Doch wird dieser zweyte Theil hoffentlich nicht lange ausbleiben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Mylius: *Bibliothek der neuesten physisch-chemischen, metallurgischen, technologischen und pharmacevtischen Litteratur*, von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt*, königl. preufs. Obersanitätsrathe u. s. w. *Vierten Bandes drittes Stück.* 1795. von S. 257 bis 376. 8. (10 gr.)

Diese Fortsetzung der hermbstädtischen Bibliothek bedarf keiner ausführlichen Anzeige; denn sie ist, in Ansehung der innern Einrichtung, ihren Vorgängern völlig gleich, so dass das Urtheil, das ehedem in unserm Journale über diese gefällt worden ist, auch auf jene passt. Wir erwähnen daher nur, dass sie Auszüge aus *Widenmann's* Preisschrift über die Umwandlung einer Erd- und Steinart in die andere (1792), aus *Volta's Saggio sulle acque termali e montagne di Baaden* (1791), aus *Morveau's* Grundsätzen der chemischen Verwandtschaft (1794), *Westrumb's* chemischen Abhandlungen; 1. Band (1793) und *Rozier's Observations sur la physique* u. s. w. Tome 37. 38. 39 und 40. (1791. 92) enthält und dass der Vf. mit derselben vor der Hand von seinen Lesern Abschied nimmt. Die mancherley Veränderungen seiner Lage während einer Zeit von einigen Jahren, sagt er, haben ihn in so viel neue Berufsarbeiten verwickelt, dass er sich dadurch jetzt gänzlich ausser Stand gesetzt fühlt, die Herausgabe dieses periodischen Werks ferner zu besorgen; er verspricht indessen, dasselbe in der Folge, gemeinschaftlich mit mehrern Gelehrten, die ihn dabey zu unterstützen sich bereits anheischig gemacht haben und nach einem erweiterten Plane, so dass es sich über die gesammte Naturkunde verbreiten wird, schneller, als es bisher möglich gewesen ist, fortzusetzen und er schmeichelt sich, dass die Freunde der Naturwissenschaft dieses Journal ferner mit geneigtem Beyfall aufnehmen werden. Wir glauben, dass diese Erwartung wohl erfüllt werden kann, zumal wenn der Vf. vorzüglich auf solche Bücher Rücksicht nimmt, die ausserhalb Deutschland herauskommen und sich zugleich durch neue und nützliche Bemerkungen und Entdeckungen empfehlen. Wir wünschen daher, dass er seine Bibliothek in der Folge nur den Anzeigen solcher Schriften widmen möge und unter dieser Bedingung sehen wir selbst der Erfüllung jenes Versprechens gern und willig entgegen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Braunschweig*, gedr. von Kircher: *Dichterische Nebenstunden zweyer Freunde.* Erstes Heft. 1794. 96 S. 8. (6 gr.) — Auch einem *Racleur de boyaux* kann mans gern gestatten, in einer müssigen Stunde auf seiner Violine zu kratzen, nur muss er keine Gesellschaft dazu einladen, noch weniger etwas für den Eintritt annehmen. Diese Gedichte sind nicht einmal mittelmäsig. Es fehlt den Autoren an Gedanken und am Ausdruck. Eine besondere Antipathie scheinen sie gegen das End—E zu haben, welches sie, auch ohne dass ein Selbstlaut darauf folgte, widerrechtlich wegwerfen. Z. B. ich *fühl'*, *sagt'*, *fühl'*, *wünsch'*, *klagt'*, *könnt'*, alles bloss im ersten, zwey Seiten langen Gedichte! *Du hast mich stets nach deiner Güt' geführt* S. 17. Wir wollen noch ein ganzes Gedicht hersetzen, ohne etwas daran zu tadeln, ja sogar mit der höchst widerlichen Orthographie des Verfassers:

Auf (An) Chloris Brautring.

Du lieber Ring, an Chloris Hand getragen,
Wie sehr wirst du geschäzt von mir!
O dürfte ich dich zu besizzen wagen,
Dann hätt' ich Chloris Herz mit dir.

Wie glüklich ist der Mensch doch schon auf Erden,
Der sich durch dich mit ihr verband!
Nie, nie kann ich durch dich so glüklich werden
Für mich bist du kein Ehepfand.

Sie gab dich mir zum Zeichen ihrer Liebe,
Doch nur auf eine kurze Zeit,
Ich flehte dich von ihr aus sanftem Triebe
Und trug dich in der Einsamkeit.

Jezt fordert sie dich leider von mir wieder,
Und ich hab es ihr zugesagt,
Drum singt dir meine Muse Trauerlieder,
Darin mein Schicksal sich beklagt.

Dich geb ich lieber Ring mit herben Schmerzen
In Chloris holde Hand zurük;
Dich gebe ich dahin mit bangem Herzen
Mit dir verliehr ich alles Glük.

Wer wird nach dieser Probe das zweyte Heft verlangen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. October 1795.

PHYSIK.

WEIMAR, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Ueber das Leuchten des Phosphors im atmosphärischen Stickgas.* Resultate einiger darüber angestellten Versuche und Beobachtungen; von Dr. *Alex. Nic. Scherer* und Dr. *Carl Chph. Frid. Jäger.* Nebst Dr. *Chph. Heinr. Pfaffs Bemerkungen*, zu Hrn. Prof. *Göttlings* Schrift: *Beytrag zur Berichtigung der antiphlogistischen Chemie.* Mit 1 Kupf. 1795. 152 S. 8.

Die Hrn. Herausg. haben ihrer eignen Abhandlung die des Hrn. D. Pf. vorangeschickt, da solche denselben Gegenstand betrifft; auch die naturforschende Gesellschaft zu Jena, an welche sie eingesendet worden, nicht gesonnen ist, von den an sie eingereichten Aufsätzen ein eigenes Werk zu veranstalten, sondern sich begnügen will, solche theils bloss anzuzeigen, theils in bekannten Journalen, oder für sich einzeln, zum Druck zu befördern. — Dass Hr. D. *Pfaff* zur Bestreitung der neuen Theorie des Hn. Prof. *Göttling* eigene Versuche angestellt habe, scheint nicht der Fall zu seyn; indessen sind mehrere seiner Einwürfe von der Art, dass es Hrn. Prof. G. doch nicht ganz leicht werden möchte, selbige zu widerlegen. Sie bestehen kürzlich in folgenden. — Es ist nicht erwiesen, dass der Lichtstoff kein Bestandtheil des Sauerstoffgases ist; das Nichtleuchten des Phosphors in demselben kann andere Ursachen haben und die nothwendige Gegenwart des Lichts da, wo Sauerstoff entwickelt werden soll, scheint zu beweisen, dass es in die Mischung desselben eingehet. Nach Hrn. G. hat der Lichtstoff eine nähere Affinität zum Sauerstoff, als der Wärmestoff; mithin müsste der Phosphor in der Lebensluft bey eben der Temperatur verbrennen, bey der er in der Stickluft leuchtet. Dies geschiehet aber nicht. — Nach den von Hn. G. angenommenen Verwandtschaftsgraden müsste der Schwefel in der Lebensluft nicht verbrennen; Schwefelleberluft könnte nie gebildet werden; und die Salpetersäure müsste das Silber nicht auflösen. Der wirkliche Erfolg dieser Phänomene beweiset also die Inconsequenz in der Theorie und in den Schlüssen des Hn. G. — Nach dieser Theorie müsste, bey dem Versuch der holländischen Chemisten, aus der Zersetzung des Wassers durch den elektrischen Funken nicht Wasserstoffgas und Sauerstoffgas entstehen, sondern es müsste sich phlogistische Luft bilden. Eben so müsste sich bey der Glühhitze aus dem Salpeter bloss phlogistische Luft entwickeln. Flüchtiges Alkali sey ein Nonens, wenn der Stickstoff kein eigenthümliches Wesen ist u. s. w.

Wichtiger ist allerdings die Abhandlung des Hn. *Scherer* und *Jäger*, da ihre Prüfung der Göttl. Theorie sich auf wirklich angestellte Versuche gründet. Die Vf. überzeugten sich zuförderst von der Wahrheit der Lavoisierschen Behauptung: dass von einer bestimmten Menge atmosphärischer Luft, durchs blosse Verbrennen des Phosphors, nur ⅕, höchstens ¼, absorbirt werde. Da aber in der Atmosphäre das Sauerstoffgas zum Stickgas sich verhält wie 27 : 73, so folgt, dass man sich, durch die von Hn. G. angegebene Methode, kein reines von Sauerstoff völlig freyes Stickgas verschaffen kann. Wenn daher die Vf. in dem von Hrn. G. beschriebenen Apparat den Phosphor lange und stark erhitzten, so bewirkten sie die Absorbtion von beynahe ¼ der eingeschlossenen Luft. In dem nun übrig gebliebenen Gas leuchtete der Phosphor, wenn das Gas über *Quecksilber* aufgefangen war, nicht im geringsten, selbst nicht, wenn sie durch eine Erhitzung von 30 ° R. den Phosphor zum Schmelzen brachten; sperreten sie das Gas aber mit *Brunnenwasser*, oder schüttelten sie es eine etwas längere Zeit damit, so leuchtete der Phosphor bey einer Temperatur von 30° R. Setzten sie diesem Gas die Hälfte, dem Volumen nach, Sauerstoffgas hinzu, so leuchtete der Phosphor, wenn die Mischung durch Quecksilber gesperrt war, auch nicht. Da in diesem Stickgas das Leuchten nur dann zu bemerken war, wenn solches mit Wasser in Berührung gebracht wurde, auch dies Leuchten nur eine Zeitlang dauerte und dann durch die stärkste Erhitzung nicht wieder hervorgebracht werden konnte, so schliessen die Vf. dass das Brunnenwasser die Bedingniss des Leuchtens aus sich selbst entwickeln müsste; und eigends deshalb angestellte Versuche bestätigten diese Vermuthung. Ganz anders verhielt sich das Gas, welches nach der Göttl. Methode, durch blosse Entzündung des Phosphors in der atmosphärischen Luft erhalten wurde. Es betrug ⅕ der angewendeten Luftmenge. In diesem leuchtete der Phosphor schon bey einer Temperatur von 7° R. mit grösserer Helligkeit, als in der atmosphärischen Luft; aber auch dies Leuchten hörte auf und aufs neue in das Gas hineingebrachter Phosphor leuchtete gar nicht. Bey den Versuchen des Hn. G. dauerte das Leuchten in diesem Gas immerfort, wenn der Phosphor entweder abgewaschen, oder neuer hineingebracht wurde. Die Vf. machen es hierbey sehr wahrscheinlich, dass Hr. G. durch seine Verfahrungsart immer wieder einen Antheil von atmosphärischer Luft in sein Gas hinein gebracht, und dadurch das Leuchten permanent gemacht habe. Sie folgern nun aus ihren Versuchen, dass das nach G. Methode bereitete Stickgas noch Sauerstoff enthalte, welcher durch das blosse Entzünden des Phosphors in der atmosphärischen Luft nicht gänzlich davon habe getrennt werden können. Dass man diesen geringen Antheil

Antheil von Sauerstoff durch nitröse Luft nicht entdecken könne, sey kein Beweis von seinem Nichtdaseyn, da es öfters der Fall sey, dass, durch ein Niederschlagungsmittel, der letzte Antheil des niederzuschlagenden Körpers nicht abgeschieden werde. Dem Einwurf: dass ein Antheil von Sauerstoff die Ursache des Leuchtens nicht seyn könne, da der Phosphor ja in dem reinen Sauerstoffgas gar nicht leuchte, glauben die Vf. dadurch zu begegnen, dass sie annehmen: dieser Antheil von Sauerstoff sey mit dem so erhaltenen Stickgas nicht als Sauerstoffgas bloss mechanisch gemischt, sondern auf eine eigene Art mit dem Stickstoff verbunden. — Auf die erste Anzeige von dieser Schrift (im Int. Bl. 1794. No. 117.) hatte Hr. G. erwiedert, dass auch er gefunden habe: der Phosphor leuchte nicht in einem Gas, welches durch eine lange und starke Erhitzung des Phosphors in atmosphärischer Luft erhalten worden; allein dies rühre von einer besondern Verbindung des Phosphors mit der Stickluft her. Die Vf. beweisen dagegen, dass der mit diesem Gas vermischte Phosphor nur als phosphorisirtes Wasserstoffgas darinn enthalten sey, durch welches das Leuchten nicht verhindert werden könne und glauben, dass durch die Mittel, wodurch Hr. G. diesen Phosphor aus dem Gas abzuscheiden sucht, aufs neue Sauerstoff hinzugebracht werde. — Was Hr. Prof. G. auf diese Schrift antworten und ob er seine Theorie durch neue Versuche bestätigen wird, muss man erwarten. Gewiss aber wird er mit uns darinn übereinstimmen, dass die Bescheidenheit, welche die Vf. in ihrer Abhandlung zeigen, eben so viel Lob verdiene, als der Scharfsinn, mit dem sie ihre Versuche angestellt haben. — Den rothen Quecksilberpräcipitat nennen die Vf. a. m. O. *salpetersaures Quecksilber*, welches falsch ist; auch würde es, statt *gewichtige*, *ungewichtige* Stoffe, besser *wägbare*, *nicht wägbare*, lauten.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Fritsch: *Jo. Aug. Ernesti Observationes philologico - criticae in Aristophanis Nubes et Flavii Josephi Antiquitates Judaicas.* Accesserunt *Godofredi Olearii Notae ad Suidam.* 1795. VI u. 322 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Um über diese Observationen, deren Bekanntmachung wir dem Hrn. Prof. *Joh. Chr. Gottlieb Ernesti* zu Leipzig verdanken, ein billiges Urtheil zu fällen, wird man sich vor allen Dingen von den verschiedenen Absichten unterrichten müssen, welche die berühmten Verfasser beym Niederschreiben derselben wahrscheinlicher Weise gehabt haben. Die Vorrede des Herausgebers eilt in allgemeinen Lobsprüchen, welche sie diesen *Posthumis* sehr freygebig ertheilt, über die Darlegung der vermuthlichen Zwecke hinweg; indess lassen sie sich beym Gebrauche des Werkes selbst leicht auffinden und mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit bestimmen.

Man weiss, dass der sel. *Ernesti* im J. 1753 eine Ausgabe von *Aristophanes Wolken* zum Behufe seiner Vorlesungen veranstaltet hat, welcher das gelehrte Dedicationsschreiben über die Behandlungsart der Scholien zur vorzüglichsten, wo nicht einzigen, Empfehlung gereicht. Für die Berichtigung des Textes hatte der grosse Mann damals nichts Erhebliches leisten können, weil es ihm an kritischen Hülfsmitteln fehlte und für die Erklärung nichts leisten wollen, weil er diese den mündlichen Vorträgen vorbehielt. Dem ersteren Bedürfnisse suchte er in der Folge abzuhelfen, indem er eine neue, mit kritischer Genauigkeit (der damaligen Zeiten) berichtigte Ausgabe zu liefern gedachte, für welche er diese grösstentheils vollendeten Anmerkungen bestimmte. Grammatische und historische Erläuterungen werden daher auch hier nur selten und immer wie im Vorbeygehen beygebracht; der grösste Theil der Noten ist kritischen Inhalts und beschäftiget sich theils mit Bestätigung oder, wie öfter der Fall ist, mit Abweisung der Küsterschen und Duckerschen Vermuthungen, theils mit Auszeichnung und kurzer Würdigung neuer Lesarten. Fünf noch unverglichene Handschriften gaben dem Vf. in dieser Hinsicht manche Ausbeute; er bediente sich noch überdies der älteren Ausgaben, unter ihnen auch der seltenen und von Küster so sehr vernachlässigten *Aldina* und benutzte einige handschriftliche Bemerkungen von Ducker, welche sich in der Berglerischen Edition nicht befinden. Wir sprachen von *unverglichenen* Handschriften. Bey dem *Codex Leidensis* und *Coislinianus* liegt dies am Tage; aber der Herausgeber ist zweifelhaft, ob nicht die drey übrigen *Pariser* Handschriften dieselben *Codd. Regii* gewesen sind, die nachher Brunck gebrauchte und wird beynahe versucht, den wackeren Brunck einer Nachlässigkeit im Gebrauche zu zeihen. Rec. hat sich nach einer sorgfältigen Prüfung überzeugt, dass beide Kritiker die Abweichungen *verschiedener* Pariser Handschriften mittheilen und dass mithin der jetzt *zuerst* bekannt gewordene kritische Apparat dem künftigen Verbesserer dieses Schauspiels auch in metrischer Hinsicht ein desto angenehmeres Geschenk seyn muss. Folgende Bemerkungen über einzelne Stellen werden unsere Behauptung rechtfertigen und zugleich eine Probe von *Ernesti's* Kritik und Behandlungsart liefern. V. 213 haben E. Handschriften ὑμῶν. *Quaedam*, fügt er hinzu, *quas nondum vidi*, ἡμῶν. Dieselbe Lesart, welche Brunck aus zwey *Regiis* herstellte. Indess lässt sich jenes vertheidigen, wenn es, nach E. richtiger Wahrnehmung, auf die Zuschauer bezogen wird. V. 22 geht Strepsiades seine Schulden durch: τοῦ δώδεκα μνᾶς Πασίᾳ; τί ἐχρησάμην; E. will dem Verse, den er nicht für *integrum* anerkennt, aus seinen Mssten das Wort συνῆκ' oder συνῆχ' anhängen. Brunck weiss von dieser Ergänzung nichts, deren der Vers auch nicht bedarf; aber Hr. Invernizzi hat neuerlich dasselbe Wort aus dem Codex des Cardinal Borgia ausgezeichnet. Uns dünkt, ein Grammatiker wollte durch diesen Zusatz die folgende ganz attische Sprachwendung: ὅτ' ἐπριάμην, nach seiner Art deutlich machen. Treffend sind manche Urtheile von E. über den Sinn einzelner Verse; überzeugender würden sie oft seyn, wenn sich nicht ähnliche metrische Irrthümer eingeschlichen hätten. V. 329 spricht Strepsiades, er habe die Wolken seither nur für so einen Dunst, für so einen *Qualm* gehalten, δρόσον αὐτὰς ἡγούμην καὶ σκιὰν εἶναι. E. fand in zwey Hand.

Handschriften, was Brunck aus einer einzigen vorzog, καπνὸν für σκιάν. *Quod*, merkt jener dabey an, *sententia esset aptius nubibus, si metrum pateretur*. Das Metrum erheischt dies sogar, wie Dawes und Brunck gezeigt haben. Hr. Invernizzi, dessen kritische Pfeile gewöhnlich den Dichter verwunden, wenn sie den berühmten Herausgeber des Dichters treffen sollen, will hier lieber zu einer aristophanischen Licenz seine Zuflucht nehmen, als seinem Vorgänger folgen. — Ueberhaupt wird man auch bey einer flüchtigen Vergleichung der Ern. Observationen mit den Bemerkungen von Brunk oft genug Gelegenheit finden, den Scharfsinn und das richtige Gefühl des letzteren zu bewundern. So änderte er v. 991 überaus glücklich: τῆς Αἰδοῦς — τἄγαλμ' ἀναπλάττειν. Invernizzi fand dasselbe in seinem *libro Ravennate*; jetzt bestätigen es drey Handschriften bey E., welcher gleichwohl das prosaische ἀναπλήσειν in Schutz nimmt. V. 215 fand E. in einem Codex: τοῦτο πάνυ μέγα φροντίζετε. Er hält μέγα für ein Glossem; Bentley und Brunck richtiger das Wort πάνυ, welches gleich darauf wiederkehrt. — Soviel von den Abweichungen der Handschriften! Hin und wieder hat E. auch eigene Verbesserungen vorgeschlagen. So ändert er gleich im Anfange des Stücks die Interpunction ab: τὸ χρῆμα τῶν νυκτῶν ὅσον! Ἀπέραντον. — Die Rede gewinnt durch diese Aenderung offenbar an Lebhaftigkeit, und die Härte ὅσον ἀπέραντον für ὡς ἀπ. wird glücklich vermieden. Indessen finden wir, dass auch Devarius (*de partic. l. gr.* p. 263) und Hr. Hofr. Schütz in seiner trefflichen Uebersetzung dieser Komödie (*Litterar. Spatziergänge*, April, 1784) denselben Weg einschlugen. V. 168 ὅστις δὴ οἶδε für ὅστις δίοιδε würden wir nicht wählen. Strepsiades drückt sich kraftvoller aus: „Den schlimmsten Process gewinnen, muss kinderleicht seyn, wenn man nur die Kaldaunenphilosophie recht *durchstudirt* hat.“ V. 219 fragt Strepsiades, wer da oben im Waschkorbe hänge. Ein Schüler des Sokrates antwortet, Er selbst sey es, Sokrates. *O Ihr Diener, mein bester Herr Sokrates* — fährt dann der einfältige Bauer im Tone der höchsten Bewunderung fort, welche er auch sonst (z. B. v. 327) ganz auf dieselbe Art ausdrückt. E. findet den Ausruf ὦ Σωκρατες, befremdend, und setzt ὁ Σωκράτης, weil Strepsiades erst im 122 V. den Sokrates anrede. Kurz, aber treffend, erinnert auch hier Brunck: *Est illud admirantis, non vocantis*. Eine scharfsinnige Vermuthung finden wir v. 1061. ὑπέρβολος, heisst es, πλεῖν ἢ τάλαντα πολλὰ εἴληφε. E. bemerkt, das πλεῖν ἢ fordere eine *bestimmte* Zahl und ändert deshalb πέντε τάλαντα. So komme vorher πεντετάλαντος δίκη vor und weil πέντε überhaupt eine grosse Summe anzeige, so sey die Corruptel wahrscheinlich aus dem Glossem entstanden: πλεῖν ἢ πέντε — πολλά.

Die *Observationen über Josephus* bringen die verschiedenen Aufsätze über diesen Schriftsteller in Erinnerung, welche in der zweyten Ausgabe von *Ernesti Opusculis philolog.* S. 363—419 wieder abgedruckt sind. So viel man aus der Vorrede zur ersten Ausgabe ersieht, so hatte E. ehemals den Plan, der Archäologie des Josephus einen eigenen Band gelehrter Untersuchungen in Hinsicht auf Inhalt und Sprache zu widmen. Man würde aber sehr irren, wenn man nunmehr, nach Bekanntmachung dieser Observationen, jenen Plan als ausgeführt ansehen wollte. Gewiss würden diese Bemerkungen, welche E. beym Gebrauch der *Haverkampischen Ausgabe* frühzeitig, wie es scheint, niederschrieb, einer strengen Revision unterworfen, gewiss sehr viele ganz vertilgt worden seyn, ehe sie der vorsichtige Kritiker den Castigationen, die er einst in ähnlicher Hinsicht über Wetsteins Testament verfasste, an die Seite gestellt hätte. Wenn demnach der Vorredner urtheilt: *nescio, an nullo in alio genere scriptorum E. luculentiora sagacissimi judicii, acuminis critici eruditionisque grammaticae documenta exhibuerit*; so können wir nur den letzteren Theil des Urtheils unterschreiben und beziehen diesen namentlich auf die sehr passenden Vergleichungen mehrerer Stellen des Thucydides. Vielleicht hatte auch E. die Absicht, bey der Fortsetzung seiner *Exercitatt. flavian.* bloss einzelne Bemerkungen aus dem gesammelten Vorrathe auszuheben und zu verarbeiten. So hatte er es schon ehemals gehalten. Mehrere hier abgedruckte Observationen finden wir bereits in seinen Aufsätzen, bald erweitert (z. B. p. 84 vgl. *Opusc.* p. 397), bald nur den Worten nach verändert, wie p. 83 vgl. *Opusc.* p. 397, über φύλας καὶ σκῆπτρα. E. vergleicht den letzteren Ausdruck richtig mit dem hebr. שבט, aber mit Unrecht, wie uns dünkt, erklärt er ihn in der Stelle des Josephus (VI, 4, 4) für unächt. Auch wir glauben in dem Texte der Archäologie eine Menge Interpolationen, besonders aus der griechischen Uebersetzung der heil. Bücher, entdeckt zu haben; aber das Vertrauen zu Josephus *ächt griechischer* Schreibart *allein* würde uns nie verleiten, Worte auszustreichen, deren Unächtheit sich nicht noch auf andere Art ankündiget. Hier ein Beyspiel, zugleich als Probe von E. kritischem Verfahren. VIII, 1, 1. (p. 844 ed. *Oberthür*). Σολομῶνος τοῦ παιδὸς αὐτοῦ, νέου τὴν ἡλικίαν ἔτι ὄντος, τὴν βασιλείαν παραλαβόντος, ὃν ἔτι ζῶν ἀπέφηνε τοῦ λαοῦ δεσπότην κατὰ τὴν τοῦ θεοῦ βούλησιν, καθίσαντος ἐπὶ τὸν θρόνον, ὁ μὲν πᾶς ὄχλος ἐπευφήμησεν. Die Stelle ist verworren und wird auch, unserer Einsicht nach, nicht deutlicher, man mag mit E. καθίσας oder καθίσαντος lesen, wovon jenes auf David, dieses auf das Volk bezogen werden soll. Erleichtert würde vielleicht der Sinn, wenn man καὶ vor καθίσαντος einschaltete und dieses für *sitzen* nähme: allein wir halten die Worte καθίσαντος κ. τ. θ. für eingeschoben; woher und wie, lässt sich aus der vorhergehenden ächt griechischen Redensart begreifen. — I, 11. 9. I. p. 64 spricht J. von Sodoms Einwohnern: εἶναί τε μισόξενοι καὶ τὰς πρὸς ἀλλήλους ὁμιλίας ἐκτρέπεσθαι. E. ändert οὐκ ἐκτρ. oder ἐντρ. Rec. versteht die Stelle von den unnatürlichen Ausschweifungen der Wollust und sieht keinen Grund, die gewöhnliche Lesart zu verlassen. Denn wenn bald darauf *im Allgemeinen* auch der ὑπερηφάνεια gedacht wird, als einer Ursache von Sodoms Untergange; so steht dies mit der angeführten Stelle wenigstens nicht in genauerer Verbindung, als wenn im Folgenden ausdrücklich die Greuel erwähnt werden,

 welche

welche die Einwohner an den schönen Fremdlingen verüben wollten: ἐπὶ βίαν καὶ ὕβριν αὐτῶν τῆς ὥρας ἐτράπησαν. — I, 13, 1. p. 74. Gott erscheint dem Abraham, um ihn zu prüfen, πάντα ὅσα εἴη παρεσχημένος καταριθμησάμενος, ὡς πολεμίων τε κρείττονα ποιήσειε, καὶ τὴν παροῦσαν εὐδαιμονίαν ἐκ τῆς αὐτοῦ σπουδῆς ἔχοι, τὸν υἱὸν Ἴσακον — E. setzt die Worte καὶ τὴν παρ. εὐδ. nach καταριθμησάμενος und wiederholt καὶ vor ἐκ τῆς. Auch hier sehen wir keinen zureichenden Grund ein. Die versetzten Worte stehen mit den folgenden τὸν υἱὸν I. in Appofition: denn eben darinn bestand Abrahams gegenwärtiges Glück, dass ihm, wie der Anfang des Capit. lautet, noch im hohen Alter der verheissene Sohn gebohren ward. I, 3. §. 5. p. 18 steht von der Erdüberschwemmung: τὸ ὕδωρ — κατεφέρετο, ὡς ἐπὶ πήχεις πεντεκαίδεκα τὴν γῆν ὑπεροχεῖν. E. merkt hiebey an: *an* ὑπεροχεῖν *dici possit de aqua superfusa terram, valde dubito;* aber er ändert nichts. Das Wahre liegt in der Nähe und wird durch eine ähnliche Stelle (cap. I. p. 10 ἀναχέας περὶ τὴν γῆν τὴν θάλασσαν) an die Hand gegeben.

Genug. Es lag uns ob, zur Rechtfertigung unseres Urtheils über diese mehr hingeworfenen, als durchgearbeiteten und gesichteten Anmerkungen wenigstens einige Beyspiele anzuführen; wir würden mehrere anführen, wenn es der Raum verstattete.

Was endlich die *Noten über den Suidas* anlangt, so hatte ihr Vf. nichts weniger als die Absicht, sich durch Verbesserung, Erklärung oder Zurechtweisung des Lexicographen die Verdienste eines *Toup* zu erwerben. Vielmehr hatte *Olearius* sich die Ausgabe des Suidas von *Demetrius Chalkondylas* zu einem Collectaneenbuche gemacht, in das er Allerley eintrug, was ihm bey seiner Lectüre der Alten und ihrer früheren oder späteren Scholiasten merkwürdig schien, ohne sich um die Verwandtschaft des Eingetragenen mit den Glossen des Suidas sehr zu bekümmern. So bald wir seine Noten nach diesem Zwecke beurtheilen, so werden wir ihm für manche historische Notizen danken, die mit Fleiss, obwohl ohne Auswahl und Prüfung, zusammengetragen sind, z. B. über *Abaris* p. 190. *Apollodorus* p. 211. Aber wir werden es ihm auch nicht zu hoch anrechnen dürfen, wenn sich hier vieles Heterogene wunderbar gattet und wenn wir z. B. bey dem Worte πάν aus dem Theokrit erfahren, dass die Hirten, eingedenk des schlummernden Gottes, am Mittage nicht flöteten; oder wenn der Vf. von dem sprichwörtlichen γάλα ὀρνίθων der *Griechen* Anlass nimmt, eine ähnliche *italiänische* Redensart: *latte di gallina*, durch ein Excerpt aus dem Werke eines *Franzosen* zu erklären. Wir dürfen es endlich auch nicht befremdlich finden, wenn sich in diese Adversariensammlung nur hie und da (z. B. bey ἀμνός, ἰατρός) eine Emendation verloren hat, die dem kritischen Bearbeiter des Suidas die Mühe des Nachschlagens belohnen kann. Die Anmerkungen von *Adrian. Junius* und *Joh. Pearson*, die noch irgendwo in England stecken müssen und deren Bekanntmachung vor der Veranstaltung einer neuen Ausgabe des Suidas höchst wünschenswerth wäre, würden freylich in dieser Hinsicht eine ungleich reichere Ausbeute liefern.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Ohne Druckort, vermuthlich bey Unger in Berlin. *Threnodie auf die französische Revolution* ein lyrisch-episches Gedicht von *D. Jenisch*, Prediger in Berlin. 1794. 24 S. gr. 8. (6 gr.) Bürger nannte seine Romanzen episch-lyrisch, das erste nach dem Inhalte, denn sie sind Erzählungen, das zweyte blofs nach der Form, denn sie sind in lyrische Sylbenmafse eingekleidet. Wie aber dieses Gedicht, worin nichts ordentlich erzählt wird, episch heissen könne, verstehen wir nicht. Doch hiesse es, wie es wollte, wenn es nur gut wäre; allein davon ist es weit entfernt. Man merkt es dem Vf. an, dass Vers und Reim Bande sind, in denen er sich nicht bewegen kann. Nur eine Strophe zum Beweise:

> Gerecht ist Gott ... der hohen Missethäter
> abscheulichsten — straft seine eigne Schmach.
> Egalité, Brandmark so vieler Königsväter!
> sein Blut rinnt seinen Opfern nach.
> Mit Millionen hat er (Hah wie feil
> er selber!) mir bezahlt das Mörderbeil
> (Dem er den edlen Ludwig zugesprochen)
> Damit es ihm sein sträflich Haupt
> Das er mit Kronen frech umlaubt,
> *Abtrenn'* — und Ludwig *sey* gerochen (gerochen sey).

Ehe H. J. sich wieder in die höhern Regionen der Poesie wagt, lerne er doch ihre ersten Regeln und dehne ihre Freyheiten nicht bis zur Verhunzung der Sprache aus. Wo hat er gehört, dass man mit dem sogenannten weiblichen E. willkührlich verfahren und es nach Belieben, wenn gleich kein Selbstlaut folgt, wegwerfen könne? Die Ode berechtigt zu kühnen Wendungen, nicht zu frechen Verstümmelungen wie z. B. *Erd' Kron' Sorg' Sünd'*; nicht zu geschmack- und sprachwidrigen Zusammensetzungen, wie z. B. *Pallastumbaute Strassen, Rasenhorden, Höllen-Brutus-Eid, schmachvoll-schrecklich;* nicht zu solchen Ausdrücken: *Verlog* statt verläugnete, *erflammt* statt flammt oder flammt auf, *was bangt dich* statt: was macht dir bange etc. Da wir die *sesquipedalia verba* nicht für Begeisterung halten; so können wir Hrn. J. nicht rathen, je wieder die Lyra in die Hand zu nehmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. October 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Musäum für die Sächsische Geschichte, Literatur und Staatskunde*, herausgegeben von D. *Christian Ernst Weisse.* 1794. I. B. 1. St. 249 S. 2. St. 247 S. 1795. II. B. 1. St. 251 S.

Diese Sammlung tritt an die Stelle der sächsischen Annalen, welche eine. Gesellschaft leipziger Gelehrten in dem Verlage der Richterschen Buchhandlung in Dresden herausgeben wollte und die, wie es nach der Anmerkung S. 16. scheint, durch die Schuld der Verlagshandlung nicht erschienen sind. In das Museum (nicht *Musäum*) werden hauptsächlich neue, ungedruckte Abhandlungen aufgenommen; alte Urkunden und Manuscripte nur dann, wenn sie noch in keinem andern Werke befindlich sind und ihr Nutzen einleuchtend dargethan wird. Gedruckte Abhandlungen müssen, um eingerückt zu werden, sich durch Reichhaltigkeit und Seltenheit auszeichnen und sollen auch alsdenn aus den neuesten Entdeckungen durch Zusätze ergänzt werden. Nach diesen Voraussetzungen bittet Hr. *W.* um fremde Beyträge. Halbjährig wird ein Stück erscheinen. Das Unternehmen einer solchen neuen Sammlung ist eben so verdienstlich als schwer. Zur Ausfüllung der Lücken in der sächsischen Geschichte sind noch viele Erörterungen und mancher neue Beytrag von Quellen nöthig; aber auf der andern Seite fehlt es in denen Gegenständen, wo für den Statistiker das Bedürfniss am grösten ist, gerade am ersten an Quellen zu Forschungen und durch die besten Verarbeitungen unvollständiger Materialien wird der Zweck, mit Wahrheit zu schreiben, nicht erreicht. Doch darf man hierbey nicht zu viel fodern, weil ein Geschichtschreiber selten behaupten kann, dass ihm keine zur Sache dienliche Quelle unbekannt geblieben sey und der Statistiker bey mancher heutigen Länderbeschreibung aus eigner Erfahrung fragt: wie doch der Vf. das alles so genau bis in das kleinste Detail hat berechnen können. Aeltere ähnliche sächsische Sammlungen verfielen oft da, wo sie unterhalten wollten, in den Ton der Chroniken und indem sie für ein zu groses Publicum bestimmt waren, gnügten sie keiner Classe von Lesern. Was die vorliegende Sammlung „in dem Unterricht der Ursachen unsrer gegenwärtigen, politischen und kirchlichen Verhältnisse" leisten (St. 1. S. 5.), was sie „zu Vergleichungen der gegenwärtigen Beschaffenheit des Staats mit seinem ehemaligen Zustande durch grössere Kenntniss der erstern in Absicht auf Staatsverfassung" (S. 7.) „zu der Erleichterung von Berufsgeschäften" (S. 15.) beytragen, ob sie ächte historische Aufklärung mit dem Reiz der Darstellung verbinden, oder jene dieser aufopfern werde, möchte Rec. nicht gern aus den ersten drey Stücken entscheiden, da der Inhalt derselben ohnehin hier angezeigt wird.

I. St. *Ueber das vorzügliche Interesse der vaterländischen Geschichte, besonders der sächsischen*, vom *Herausgeber.* Zu den angeführten Gründen liesse sich wohl noch diefer mit beträchtlichem Uebergewicht hinzusetzen, dass die Art, wie die sächsischen Lande überhaupt zusammen gekommen und unter die kur- und fürstl. Häuser getheilt worden sind, wie besonders die Länder und Provinzen des Kurhauses mit einer fast beyspiellosen Genauigkeit ihre verschiedenen ehemaligen Verfassungen beybehalten haben, nicht bloss eine grosse Mannichfaltigkeit der Gegenstände gewährt, sondern auch noch jetzt in den Freyheiten und Lasten der Unterthanen einen sehr wesentlichen Unterschied einführt, der eben so sehr allgemein für das Studium der sächsischen Geschichte, als jeden Sachsen insbesondere in Absicht seiner Lage und seines Gewerbes interessiren muss. II. *Ueber Morus Leben, Charakter und Verdienste*, von *M. Bauer*, Past. zu Frohburg. Würdiger konnte diese Sammlung nach jener Einleitung nicht anheben, als durch das Leben dieses Mannes, dessen sein Vaterland und sein Zeitalter nicht ohne Selbstgefühl gedenken. III. *Ueber das Gymnasium zu Eisleben*, von dessen Conrector *Höpfner*. Anfang (fortgesetzt in St. II. N. 3. und B. II. St. I. N. 6.). VI. *Ueber die Ruinen einer alten Kirche zu Memleben an der Unstrut*, vom D. *Stieglitz* in Leipzig. Die Kirche ist wahrscheinlich im X. Jahrhundert von Otto II erbaut, ein Denkmal der ältesten sächsischen und ein Mittel zwischen der alten und neuen gothischen Baukunst, weder plump und schwerfällig, noch mit vielen Verzierungen überladen. V. *Kurze Lebens- und Regirungsgeschichte des Herzogs zu Sachsen Johann Wilhelms* aus *Tilemann Heshusen Leichenrede auf diesen Fürsten*, vom Professor *Lobethan* in Zerbst. VI. *Auszug aus einem noch ungedruckten Manuscripte, das Leben des Herzogs zu Sachsen-Eisenach betreffend*, nebst einigen historischen Erläuterungen desselben vom *Herausgeber*. Beide Aufsätze waren werth, auf diese, dem Geschmack unsrer Zeiten angemessenere Art bekannter zu werden; doch hat der letztere durch die häufigen literarischen Nachträge und Anmerkungen des Herausgebers beträchtlichen Vorzug vor dem erstern erhalten. VII. *Ueber die Erbordnung in dem sächsisch-meissnischen Hause von den ältesten Zeiten bis zu dem Jahre* 1485, vom *Herausgeber*. Eine etwas veränderte Uebersetzung seiner Inaugural-

guraldissertation: *De Ordine succedendi in Gente Saxonica-Albertina.* Eines der vorzüglichsten Stücke der ganzen Sammlung, sowohl in Ansehung der Wichtigkeit des Gegenstandes, als der Art der Bearbeitung, dessen Einrückung gewiss ungetheilten Beyfall gefunden hat und wovon das Original schon in der A. L. Z. 1790 IV. 616. angezeigt worden ist. VI. *Kursächsisches Mandat die Behandlung der Leichen und die, damit nicht todscheinende Menschen zu frühzeitig begraben werden, auch sonst dabey zu beobachtende Vorsicht betreffend. Dresden den 11. Febr. 1792 nebst einer kurzen Geschichte dieser die Menschheit so nahe angehenden Angelegenheit,* vom D. *Ludwig* in Leipzig. Das Mandat und dessen Beylage, der Unterricht, wie Todscheinende zu behandeln etc. sind nebst der Instruction, welche die Leipziger Leichenwäscherinnen darauf den 6. Jul. 1792 vom dasigen Rathe erhalten haben, vollständig abgedruckt. Hr. *L.* erzählt dabey mit viel Belesenheit, wie schon ältere Schriftsteller auf diesen wichtigen Gegenstand aufmerksam gemacht haben und in neuern Zeiten mehrere gefolgt sind.

II. Stück. *Von dem Ursprung und den Schicksalen des Oberhofgerichts zu Leipzig,* von *Zachariä.* Bey *Kind Diss. de Origine et fatis Curiae Provincial. suprem. in Saxon.* Lips. 1793 und *Hellfelds* Versuch einer Geschichte der landesherrl. höchsten Gerichtsbarkeit und der Hofgerichte in Sachsen etc. konnten der Zeit nach einige, in des Hofr. *Günthers* Schrift: vom kursächs. *Privilegio de non appellando* zuerst abgedruckte Urkunden nicht benutzt seyn. Aus diesen letztern wird mit einer sehr zweckmässigen Darstellung die Geschichte des Oberhofgerichts zu Leipzig ergänzt. Schon 1485 war daselbst ein Gericht, welches diesen Namen führte. 1483 hatten die sächsischen Regenten, Ernst und Albrecht, ihre Hofhaltung dahin verlegt. Nach des Vf. Meynung war dieses neue Gericht das seit alten Zeiten am fürstl. Hofe gehegte Gericht, welches nun mit dem Hofstaat nach Leipzig kam und wahrscheinlich anders organisirt ward. (Hiernach möchte es weder unbedingt eine Instanz genennet, noch ihm eine Art von Gerichtsbarkeit beygelegt werden können; sondern die Fürsten, welche sich immer mehr in den Besitz des Rechts setzten, auch Justizsachen auf eingelangte Beschwerden, oder andere Veranlassungen an ihren Hof zu ziehen, (Urk. 1423. S. unten II. B. 1. St. No. II.) liessen in dergleichen Sachen in ihrem Namen durch gewisse Personen Recht sprechen.) In der Folge ward nach der Landestheilung von 1485 ein neues Oberhofgericht 1488 zu Leipzig errichtet, das an die Stelle der eigentlichen sächsischen Hofgerichte trat und bey welchem also eine andere Absicht, als bey dem obgedachten ältern Gericht zum Grunde lag, wovon auch dessen Verfassung abhing. II. *Ueber den Verdacht, den man auf den Landgrafen von Hessen, Philipp, wegen seiner Treue gegen den Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich geworfen hat,* frey übersetzt von einer lateinischen Dissert. des verstorbenen Hofr. *Böhme*, Leipz. 1775, vom *Herausgeber.* Der Landgraf wird vertheidigt, besonders auch gegen den nach der Anmerkung des Uebersetzers neuerlich in *Plancks* Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs III. B. S. 329. gemachten Vorwurf, dass er bey Ingolstadt den Kaiser, welcher mit weniger Mannschaft dahin gekommen, nicht nach des ältern Schertlins Rathe habe angreifen und sein Lager bestürmen wollen. IV. *Auszug eines Gutachtens, welches der verstorbene Oberstadtschreiber Klotzsch zu Freyberg bey Gelegenheit der Erhöhung des Goldes in den österreichischen Staaten über deren Nachahmung in den Sächsischen ertheilt hat.* Der Aufsatz war von dem verstorbenen Vf. zuverlässig nie für den Druck bestimmt und ohne Zweifel nach der Beschaffenheit des Orts, wohin das Gutachten gelangte, unter einer vorausgesetzten genauen Bekanntschaft mit den Eigenheiten des sächsischen Münzwesens ausgearbeitet. Es werden ferner, wie der Vf. im Eingang selbst sagt, die Commercialbetrachtungen einer Erhöhung des Goldes in Sachsen übergangen. Diese sind hie und da durch eine andere Hand nachgetragen, der es aber sehr an Münzkenntnissen fehlt. Durch alles dieses verliert der Aufsatz so mannichfaltig an Interesse für das Publicum, dass er wenigstens nicht ohne genauere Bestimmung der Umstände, unter welchen, und des Zwecks, zu dem derselbe entworfen worden, hätte gedruckt werden sollen. Billig wäre wenigstens die Zeit, wo das Gutachten abgefasst ward, angegeben und erzählt worden, ob die kaiserl. königl. Gelderhöhung in Sachsen keine gesetzliche Disposition veranlasst habe und welche? Denn ohne Zweifel ist das Gutachten älter, als *diese, die* der Sachkundige beyläufig (S. 116.) in den Zusätzen findet, auch wohl bey der letztern nicht unerwogen geblieben. Zur Bestätigung des Urtheils über die Zusätze nur folgende Proben. S. 114. g. das Korn der sächsischen Speciesthaler sey so, wie es die Bergwerke gäben (?) die umwandelnden Münzstätte legirten dasselbe, um den Schlägschatz herauszubringen. (Die Münzfüsse bestimmen ja Schrot und Korn; allein es ist natürlich, dass dergleichen Münzstätte, um auf die Kosten zu kommen, das gekaufte Bruchsilber und die gröbern Geldsorten nur in geringere Sorten umprägen, nicht z. B. aus Groschen Gulden schlagen können u. s. w. Selten kommt reines Silber in freyen Kauf und beym Einkauf von legirtem muss die Legirung mit bezahlt werden, die in der Münze nur bey kleinen Sorten wieder genutzt werden kann. Die Hauptsache beruht allezeit darauf: Sachsen hat seit 1763 eine, in der Geschichte fast beyspiellose, treue Ausmünzung beobachtet. Die sächsischen Species haben allgemeinen Credit und der fremde Handel damit wächst, wie der Absatz einer guten Fabrik. In den kleinern Sorten ist Sachsen das einzige Land, wo der Groschen nicht als Scheidemünze und diese nicht nach dem Satz des Conventionsfusses zu 25 fl., sondern zu 21 fl. ausgeprägt wird. Dass die S. Goldmünzen nicht das gewöhnliche Schrot und Korn hielten, ist ganz unrichtig.) V. *Gedanken eines Provincialen über das kurfürstl. sächs. Mandat wegen Qualificirung junger Leute zur künftigen Dienstleistung, d.* 27 *Febr.* 1793. Zugleich ist das merkwürdige Mandat abgedruckt. Die Gedanken enthalten viele nützliche Bemerkungen. VI.

Kurze

Kurze historisch-statistische Darstellung des Handels der kursächs. Lande, von D. K.; soll eine Ueberficht der eingehenden Producte und eignen Erzeugnisse geben. Gleich der vorgesetzten Bemerkung höchst oberflächlich. So fehlen z. B. S. 156. *tramirtr Seide:* Anneberg, S. 157. *Tuche,* (bey welchen die feine Tuchfabrication nothwendig von der ordinären zu unterscheiden ist,) Guben, Freyberg, Oschatz, Dresden, S. 158. *Leder:* Frankenberg, Freyberg (Saffiansfabrik), *Leinwand:* die thüringische und erzgebirgische Fabrication. Es sind in den Erblanden vielleicht über ein paar tausend Weber auf den Dörfern. *Damaste:* eigentlich Gross Schönau bey Zittau. S. 159. *baumwollene Garne:* die ganze Gegend um Mitweyda, *Kupfer:* Mansfeld, *Messingwerke:* ist nur eines zu Rodewisch bey Auerbach, das aber auf verschiedenen Hütten arbeitet. S. 160. *Eisenarbeiten:* sechs Hämmer in der Oberlausitz. 19 im Hennebergischen, Schleusingischen Antheils, Mückenberg liefert mehr Guss- und Stabeisen, als Kunstwaaren. bey denen es hier steht. *Zinnhütten:* Zinwald ist eine böhmische Hütte. *Alaun:* zu Mosskau. *Krempeln:* Zittau, Görlitz. VII. *Versuch einer Geschichte Herzog Heinrichs des Frommen, vom Herausgeber;* nach Freudigers Verzeichniss; eine ganz gute Darstellung. bey der Rec den Wunsch nicht bergen kann, dass das Museum, um ein classisches Werk zu werden und zu bleiben, sich vorzüglich mit der diplomatischen Geschichte beschäftigen und ihr nicht die blosse Neuheit der Bilder vorziehen möge. VIII. *Bemerkungen* von *Benjamin Gottfried Weinart* über seinen *Versuch einer Literatur der sächs. Geschichte und Staatskunde.* Supplemente, bey welchen die reichhaltigern Beyträge eines nunmehr verstorbenen Gelehrten in Nro. 290. 291. der A L. Z. 1793. weder benutzt noch angeführt worden sind.

Mit desto grösserm Vergnügen zeigt Rec., nachdem ihm bey dem ersten und besonders bey dem zweyten Stücke sowohl in Absicht dessen, was er von einer neuen Sammlung für die sächs. Geschichte im Ganzen erwartet, als in der Bearbeitung der einzelnen Aufsätze doch noch mancherley zu wünschen übrig blieb, zugleich des II B. I St. an. I. *Recess, die Befreyung der gräflich Solmsischen Herrschaft Wildenfels von der Accise und andern Abgaben gegen ein Surrogat* (von 500 Rthlr., als 300 Rthlr. zur Generalaccis, 200 Rthlr. zur Steuercasse, „jedoch dass dagegen der Gr. zu Solms „und künftige Besitzer der Herrschaft den Städten ihre „Nahrung nicht entziehen, folglich keine Künstler, Hand„werksleute, Händler und Krämer aus kurfürstlichem „Territorio an sich ziehen, sondern diesfalls alles in sta„tu quo lassen sollen.)" *d.* 13 *April* 1706. mit einigen Bemerkungen von *J. S. Gbl.* II. *Ueber das ausschliessende Sitz- und Stimmrecht des alten kurfürstl. Adels auf den Landtägen,* von *Zachariä.* Ein vorzüglicher Aufsatz sowohl wegen der Wahl des Gegenstandes in Beziehung auf den wesentlichen Nutzen einer solchen Sammlung, wie das Museum seyn soll, als in der Art der Ausführung. Nachdem der Vf. die Landtäge überhaupt in den Landen, wo die Landeshoheit sich auf die Erblichkeit der Würde und des Amtes des Herzogs, Grafen etc. gründet, von den *placitis provincialibus* hergeleitet und gezeigt hat, was für Gegenstände bey den letztern verhandelt wurden, wie die Ritter- und Lehnsverfassung dazu beytrugen, die ärmern und niedern Volksclassen zu entfernen, wie das Recht, dabey zu erscheinen, so lange bloss persönlich geblieben, als auf denselben nicht von Geldbewilligungen die Rede gewesen, bey diesen aber nur diejenigen concurrirten, die Rittergüter und Unterthanen besassen, von denen sie Abgaben bewilligen konnten, so werden die bekannten kaiserl. Privilegien (von 1329, 1350) beleuchtet, dass auch Bürger in den Meissn. Landen Rittergüter besitzen können. Sie wären nie zum Beweis eines Stimmrechts von den Bürgern angezogen worden. Rec. bittet den Vf., folgende Bemerkungen nur als einen Beweis seiner Achtung anzusehen. Wenn die hauptsächliche Beschäftigung der *Placitorum general.* als Mannengericht nur den Adel bey denselben zuliess, so wären ja wohl nach dem Werth, den man auf die Ritterwürde legte, die Städte von den Geldbewilligungen ursprünglich ausgeschlossen gewesen? und hätten sich die Bürger in Städten, die in jenen Privilegien als wohlhabend und geachtet von den Fürsten erscheinen, wohl von dem Adel eine Abgabe aufbürden lassen? Kommen nicht noch folgende Umstände bey der Sache in Betrachtung? Die Städte hatten anfänglich königliche, nachher fürstliche Voigte. Unter beiden konnten sie nicht als Gemeinheiten an den Placitis Antheil nehmen. In den ältern sächsischen Stadtrechten wird immer das Landgericht von dem Stadtgericht, als mit letzterm in keiner Verbindung stehend, unterschieden und abgesondert. Die Sache änderte sich erst, als die Städte ohne einen besondern landesfürstlichen Vorsteher unter fürstlicher Oberherrschaft ihr eigen Regiment, Bürgermeister etc. erhielten. — Die allgemeinen Landesabgaben an Geld und Getraide scheinen in der That in Sachsen in ältern Zeiten gar nicht auf Bewilligungen der Landschaften beruht zu haben, sondern erst später durch die letztern aufgebracht worden zu seyn. Urk. 1161 in Schneiders Leipz. Chron. S. 88; Urk. 1186 in d. Samml. vermischt. Nachr. z. sächs. Geschichte Th. IV. S. 232, welche zugleich die damaligen Befugnisse der Rittergutsbesitzer gegen ihre Unterthanen wegen der Anlagen erläutert; Urk. 1288, 1289, 1300, 1301, 1302, 1303, 1304, 1305; in Wilckens Ticemannus Cod. diplom. No. 57, 60, 119, 120, 127, 133, 141, 144; Urk. 1323 in Schötgens Ob. Sächs. Nachlese Th. II S. 293. In des Archivarii zu Dresden, Anton *Weckens,* Beschreibung der Stadt Dresden, Nürnb. 1680, sind im sechsten Titel S. 434. die sächsischen Landtage und bey den ältern zugleich die dabey erschienenen Personen angegeben. Erst bey dem 1350 zu Leipzig gehaltenen wird einer Steuer erwähnt, die auf demselben den Fürsten zu Berichtigung ihrer Schulden verwilligt worden sey. Die vornehmsten Städte hätten darüber besondre Reverse erhalten. (S. hierzu Urk. 1361, 1363 in Haltaus Gloss. *Bete, Jahrbete*). In der Folge finden sich Fälle, wo bloss von den Städten Steuern gefodert und durch Zusammenkünfte bewilligt wurden. Urk. 1411 beym Weck l. c. Urk. 1411, 1423, 1425 in Horns Leben Friedr.

Friedr. des Streitb. No. 157, 277, 303. Zuerst beym Landtag 1428 sagt Weck S. 439. bestimmt, dass die Ritterschaft und die Städte dabey gewesen wären und die Concurrenz der letztern bey Landesbewilligungen erscheint in einem ganz veränderten Gesichtspunkt, als 1451, 1454 (Weck S. 439) sich die Stände die Verwaltung der Steuern selbst vorbehielten und dazu einzelne Stände und, fast nach der Natur der Sache; wegen der Führung der Casse, des Rechnungswerks etc. zugleich einige Städte deputirten. — Als auf diese Art gegen das Ende des XIV und im XV Jahrhundert das wirksamste Band der ständischen Verfassung, die öffentlichen Abgaben, ein Gegenstand und zwar nach und nach ein ausschliessender, der Landtage wurden, da war 1) die Sitte der alten deutschen Völker, aus der die Placita general. flossen, die Zusammenkünfte der Völkerschaften zur Berathschlagung über das gemeine Beste ganz erloschen und auch die davon beybehaltene spätere Gewohnheit, wichtige Streitigkeiten bey den Landtagen zu entscheiden, nur höchstens in Angelegenheiten der Ritterschaft, Bischöfe, Klöster etc. noch vorhanden; beides auf demselben Wege, wie die deutschen Fürsten ihre Landeshoheit und Regalien immer mehr begründeten, die Verhältnisse und Rechte der Kaiser gegen die Unterthanen in den Herzogthümern etc. für die ihrigen, sich in ihren Bezirken, gleichwie die Kaiser, für die Quelle aller Gerichtsbarkeit und alle Hoheitsrechte für eine Folge der letztern achteten. Da war 2) die Völkerverfassung völlig ausgebildet und der Werth der Rittergeburt ganz bestimmt und anerkannt. Zu Bewilligung öffentlicher Anlagen versammelte sich also anfänglich in Sachsen nicht die Völkerschaft; es war nicht die Rede davon, wie und durch wen die Nation dabey vertreten werden sollte: sondern eine Classe der Einwohner, die ihre eigne Verfassung hatte, der Ritterstand, verband sich ihrer Seits mit Vorstehern einer andern Classe, Bürgermeistern und Stadträthen, ohne Rücksicht, ob und wer ausser ihnen dazu erfoderlich sey, um eine ganze Nation verbindlich zu machen. Nicht die Classe der freyen Gutsbesitzer schloss die Besitzer kleinerer Güter und die, welche nicht von Rittergeburt wären, von sich aus, sondern der Ritterstand liess unter sich bey Landtagen nur solche Ritter zu, die wichtige Güter besassen, weil die reichern nicht von andern überstimmt seyn wollten. Der bürgerliche Gutsbesitzer blieb immer nur Bürger. Erst seitdem die Abgaben in Sachsen förmlich bewilligt wurden, häuften sich, wenigstens nach den vorhandenen Nachrichten, auch die Landtage und nunmehr bildete sich eine ständische Verfassung. Rec. glaubt in der oben aus Horns Leben Kurf. Friederich angeführten Urk. 1423 (dieselbe, welche Hr. Z. aus *Günther de Privil. de non appell.* anzieht), den nächsten Grund der heutigen sächs. Landtage zu finden; denn wenigstens ist ihm keine ältre bekannt, wo die sächs. Fürsten ihrer *erbaren manschaft* so bestimmt eine Concurrenz in gewissen Angelegenheiten zugesichert hätten. Die Stände bezogen sich 1622 auf dieselbe. — Nach jener Einleitung bemerkt der Vf. S. 39., dass er in den, gegen das Ende des XV Jahrhunderts anfangenden, oft unvollständigen sächsischen Landtagsacten unter der Landschaft immer nur adliche Geschlechter gefunden habe. Ein Aufsatz von 1595 in den Landt. Act. beweise, dass die Ritterschaft nur aus Personen von Adel bestanden. Wenn dieselbe dem Bürger 1555, 1595 die Acquisition von Rittergütern bestritten habe, so habe sie diesen wohl auch nicht auf Landtagen unter sich geduldet. Ein angebliches Decret vom 12 März 1530 wegen der Landtagsfähigkeit des alten Adels, das Schreber vom sächs. Landtag etc. anführt, *sey nicht ächt*, vielleicht ist das vom 15 März 1700 *damit gemeynt*. Im XVII Jahrh. kämen mehrere Streitigkeiten über die Zulässigkeit bürgerlicher und neuadlicher Personen bey den Landtägen in den Landt. Act. vor, bey welchen die Ritterschaft obgesiegt habe, und die endlich durch das Decret d. 15 Mart. 1700 und die Landtagsordnung 1728 §. 33. entschieden worden, dass nur solche Personen, die 8 Ahnen von Vater und Mutter her erweisen können, oder wirkliche geheime Räthe, oder commandirende Obristen bey den Landesversammlungen zur Session zu lassen sind.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, im Schwickertschen Verl.: Οκελλος ὁ Λευκανος περι τῦ παντός. Oder des *Ocellus von Lukanien Betrachtungen über die Welt.* Nebst einer Erklärung der schwersten griechischen Wörter und einem griechisch deutschen Wortregister von *H. W. Rotermund*, Pastor zu Horneburg. 1794. 54 S. 8. — Hr. R. liefert hier einen correcten Abdruck des gewöhnlichen Textes dieser kleinen aber merkwürdigen Schrift. Dies ist aber auch sein ganzes Verdienst. Denn die Erläuterungen unter jedem Abschnitt sind ungefähr so wie in Gedike's griechischem Lesebuch, nur nicht so zweckmässig. Für wen sollen aber diese Erklärungen der gemeinsten Worte und die Analysen der Zeitwörter? für Anfänger doch nicht? Denn wer könnte wohl Knaben ein solches Buch in die Hand geben? Also wohl gar für Männer? So unzweckmässig daher diese Erläuterungen und das angehängte Wortregister, das nur jene grösstentheils wiederholt, sind, so verrathen sie auch eben keine grossen Sprachkenntnisse, aber wohl zuweilen, dass ihr Vf. ein Geistlicher ist. So steht z. B. im Register und in den Erklärungen γενεσις Ursprung die *Schöpfung*. Wenn es 2 Cap. 96. heisst ἀριθμοὶ γὰρ καὶ χρόνων περίοδοι, so erklärt er ἀριθμος durch Zahl und περίοδος ein Absatz einer Rede. Hr. R. lasse sich also doch ja warnen, nicht den Timäus Locrus und den Philosophen Sallustius auf ähnliche Art herauszugeben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. October 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Museum für die Sächsische Geschichte, Literatur und Staatskunde etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)

III. Ueber *die staatswirthschaftlichen Verdienste des Kurfürst Augusts zu Sachsen,* vom D. *Rössig.* Anfang. In Sachen und in der Darstellung dem Andenken des grossen Mannes sehr wenig würdig; doch es ist erst die Fortsetzung zu erwarten. IV. *Ein Schreiben Pabst Leo X an den Burggraf Eustachius von Leissnig, Domdechanten zu Magdeburg d.* 24 *Oct.* 1518, *mit einigen erläuternden Anmerkungen zur Geschichte der Reformation,* von F. L. Der Pabst macht den Grafen, dessen Ansehen in den vorausgeschickten Bemerkungen erzählt wird, auf die Wichtigkeit des Geschenks der dem Kurfürsten Friedrich gesendeten goldenen Vase und darauf aufmerksam, — *„quam detestabilis sit unius Satanae filii fratris Lotteri nimia temeritas, quae etiam notiss. haeresin sapit, et tanti Ducis clarum nomen clarum etiam suorum progenitorum famam denigrare posset"* — und der Graf soll dem Kurfürsten vorstellen — *„per quas nostrae et dictae sedis dignitati et ejusdem Ducis decori recte consulatur et dicti Martini temeritas comprimatur, et error heu nimium gravis, qui in populo plerumque nimium credule ita seminatur, — tollatur.* V. *Willkühr der Stadt Colditz aus dem funfzehnten Jahrhundert, nebst einigen Erläuterungen derselben und einer kurzen Geschichte dieser Stadt,* von *C. A. Jahn.* — Die neuern dasigen Statuten aus dem XVII Jahrhundert stehen in *Schotts* Stadtrechten etc. Th. II gedruckt. Die kurze Geschichte der Stadt hat das Verdienst, dass sie dem alten Vorurtheil widerspricht, Orten aus Chroniken ein fabelhaftes Alter beyzulegen. Der Vf., Justizamtmann zu Colditz, der schon die Geschichte des Amtes Oschatz sehr gut bearbeitet hat, *(Hasche Magaz.* Th. IV, V.) bittet, ihm zu einer historischen Beschreibung des Amtes Colditz George *Lehmanns* Colditzer und Leisniger Kirchen- und Reformationshistorie mitzutheilen. Die Geschichte des sächs. Rechts würde sehr aufgeklärt werden, wenn mehrere Nachrichten, von den hie und da noch jetzt üblichen besondern Landgedingen, Hegegerichten etc., wie hier S. 94 vorkommen, von der Art, wie gegenwärtig dabey verfahren wird und deren ältern Ordnungen gesammelt würden. VII. *Ueber die Gelindigkeit Kaiser Karls V gegen die Protestanten* frey übersetzt von einer lateini. schen Dissert. des verstorbenen Hofr. Böhme, (Leipz. 1779) *vom Herausgeber.* VIII. *Unmassgebliches Bedenken, ob das Markgrafthum Oberlausitz ohne Zerrüttung des Status publici und ohne Verletzung seiner, von den römischen Kaisern, Königen in Böhmen, auch Kurfürsten zu Sachsen, als Markgrafen in Oberlausitz erlangten und beständig hergebrachten Privilegien, Gerechtigkeiten, Freyheiten, Immunitäten und andern guten Gewohnheiten sich mit einer andern Provinz und solchemnach mit den andern kurfürstl. Erblanden, oder dem Markgrafthum Niederlausitz ratione der Bewilligungen, oder anderer Onerum publicorum in eine gewisse Proportion einlassen könne und solle?* Ein merkwürdiges Beyspiel einer Provinz, die sich freywillig einer Oberherrschaft unterworfen und, wie hier sehr umständlich erzählt wird, über ein Jahrhundert bey jeder Regierungsveränderung und andern Gelegenheit dieses Verhältniss geltend gemacht hat. Der Aufsatz ist unter der Regierung Friedrich Augusts I wahrscheinlich (denn sein Ursprung ist durch keine Anmerkung erläutert) im Namen der Stände entworfen. Aber, wenn nun Oblasten vorkommen, die ihrer Natur nach von allen Unterthanen eines Fürsten zusammen zu übertragen sind; kann dann der Beytrag einer solchen Provinz selbst nach den Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts nur für freywilliges Geschenk angesehen werden, und gewinnt die Provinz dabey, wenn sie sich ausser Verhältniss gegen die übrigen Landesantheile setzt und, (wie aber jetzt in der Oberlausitz nicht der Fall ist,) Gefahr läuft, dafür, nicht ganz unbillig, auch von den Vortheilen der letztern, z. B. von der freyen Zufuhr der Fabrikmaterialien, ausgeschlossen, oder bey Kriegen mit Recrutirungen, Führen, etc. weniger geschont zu werden? IX. *In wiefern gehört die Geschichte der alten Sachsen in die Geschichte der heutigen sächsischen Staaten? vom Herausgeber.* Die Frage wird aus sehr richtigen Gründen unter den nöthigen Einschränkungen verneinet. „Unstreitig," sagt der Vf. S. 299., „gehören zu unsrer vaterländischen Geschichte nur diejenigen merkwürdigen Begebenheiten, die sich entweder „in den heutigen sächsischen Staaten ereigneten, oder „doch einen wichtigen, entscheidenden Einfluss auf ihre Schicksale und insbesondere auch auf die Entwickelung und Bildung ihrer Verfassung geäussert haben." Gerade diese innere Verfassung ist der wichtigste, aber auch der schwerste Gesichtspunkt der sächsischen Geschichte. Wegen der S. 211. genannten äussern Verhältnisse, des Reichserzamts etc. finden sich mehr Quellen und Hülfsmittel. X. *Ueber einige Actenstücke, welche die Religionsfreyheit der reformirten französischen Colonie in Leipzig betreffen, vom Herausgeber.* Rec. hat die Acta histor. eccles. Th. 56 nicht zur Hand, um

um zu beurtheilen, ob darinn mehr oder weniger Nachrichten find, als in *Segers* hier angeführter Diff. *de Colon. mercator. in Germ.* 1781. Die Colonie erhielt über die Privatreligionsübung in der Stadt Leipzig das hier abgedruckte Beichlingifche Privilegium vom 25ften Jul. 1701. (welches durch das bekannte Mandat wegen des Gr. Beichlingen vom 29 Dec. 1703 nichtig ward. Im folgenden Jahr 1704 erhielten die Stände auf ihre Befchwerden bey dem Ausfchufstag von 1701 zur Refolution, dafs den Reformirten die Religionsübung zu Leipzig verboten worden. In diefen Befchwerden ift aber freylich nur von der öffentlichen Religionsübung die Rede.) Durch ein Decret d. 18 Nov. 1704 ward den Reformirten die Religionsübung unter der Gerichtsbarkeit des Raths zu Leipzig unterfagt, dagegen auf dem benachbarten Dorfe Volkmarsdorf und 1707 im Amthaufe zu Leipzig verftattet (nach *Büfchings* hiftorifch. Magaz. Th. VIII. S. 467. hat Kurf. Johann George IV eine Colonie reformirter Flüchtlinge in Torgau ftiften wollen.) XI. *Etwas von den in Sachfen, Thüringen und Meiffen fonft gemünzten Grofchen und den im Handel und Wandel gebräuchlich gewefenen Schockgrofchen*, vom Prof. *Lobethan.* Faft zu kurz. In der Anmerk. des Herausgebers S. 228. hätte wohl neben (Wagners) gründlicher Nachricht von Schockgrofchen etc. 1728 auch Klotzfchens kurfächfifche Münzgefchichte 1779 nicht übergangen werden follen. Der wahre Verlauf der Sache ift wohl richtiger diefer: ehe an Grofchen gedacht ward, war fchon bey andern Gegenftänden, als bey Geld, gebräuchlich, bis auf fechzig zu zählen. Nach diefem Zählfatz berechnete man auch die Grofchen als nach einem gewöhnlichen Rechnungsfufs, und wahrfcheinlich nicht um deswillen, weil das Schock Grofchen anfänglich der vorherigen Geldrechnung nach der feinen Mark gleich geftanden und die erften Grofchen 60 Stück eine feine Mark gehalten hätten; welchem die Gefchichte widerfpricht. Diefe beiden Geldrechnungen, nach Marken, (Geldpfunden, Talenten,) und nach Schocken, floffen nun fo in einander, dafs man nach dem alten Zählfatze von 20 Schillingen auf die Mark, auch die 20 Grofchen, oder zwey Loth Silber, die einen rheinifchen Goldgülden, (deren die feine Mark 7 galt,) gleich ftanden, auch ein Schock nannte. Daher heifst es in der Münzordnung von 1475 in *Bünau Diff. de Jure circa rem monetariam.* „Item, „unfre neuen reformirten Grofchen hoher Wehre follen XX einen rheinifchen Goldgülden ohne Aufwech„fel und in Unfern Landen ein alt Schock feyn." Dafs fchon Markgraf Friedrich mit der gebiffenen Wange (S. 229.) meifsnifche Grofchen habe fchlagen laffen, bedarf noch hiftorifcher Beweife. XII. *Von der Ausübung der höchften Staatsgewalt über die Kirche (des Juris circa facra) unter der Regierung des Herzogs zu Sachfen, Wilhelms III auf dem Landtage zu Weifsenfee* 1446, vom *Herausgeber.* Der Herzog wollte daran arbeiten, die Klöfter zu reformiren. Die Avocation der Unterthanen, vor fremde, befonders auch geiftliche, Gerichte ward aufgehoben, die Berufung an diefelben bey Strafe der Acht unterfagt, die geiftliche Gerichtsbarkeit eingefchränkt.

PHILOLOGIE.

LEMGO, b. Meyer: *Hefiods Schild des Herakles, nebft den Schildern des Achilleus und Aeneas von Homer und Virgil.* Metrifch verdeutfcht mit dem Original begleitet und erläutert von *Joh. Dav. Hartmann*, D. d. Ph., Prof. u. Rector des Gymnaf. in Bielefeld. 1794. 184 S. 8. (10 gr.)

Dem Reichthume von dichterifchen Bildern und lieblichen Gemälden, der fich in dem Fragmente findet, das unter dem Titel: Schild des Herkules, angeblich von Hefiodus, noch übrig ift, und der Verbindung der Poefie mit der bildenden Kunft, die darin herrfcht und zu interessanten Vergleichungen zwifchen der Natur beider Künfte führt, und felbft dem kleinen Umfange deffelben, — diefem allen zufammen ift es wohl zuzufchreiben, dafs diefes Fragment zeither unter uns Deutfchen mehrmals der Gegenftand der Bearbeitung befonders jüngerer philologifcher Gelehrten geworden ift. Eben jene Eigenfchaften machen es nun auch zu einer anziehenden Lectüre für den Lehrling des Griechifchen. Es bieten fich dem Lehrer dabey eine Menge von Bemerkungen dar, durch die er, neben der Wortgelehrfamkeit, auch die Beurtheilungskraft feiner Zuhörer und ihren Gefchmack bilden und fchärfen kann, befonders da mehrere Dichter des Alterthums diefen Gegenftand, die Befchreibung eines reichverzierten Schildes, behandelt haben, wo alfo Bemerkungen über die verfchiedene Behandlungsart deffelben Stoffes, über den äfthetifchen Vorzug der einen vor der andern u. f. w. ganz natürlich und an ihrer Stelle find. Hr. H. hat daher etwas gewifs manchem Willkommenes unternommen, dafs er die drey berühmten poetifchen Befchreibungen von Schilden hier zufammengeftellt und mit zweckmäfsigen, gröfstentheils Sacherklärungen, verfehen hat. In den Erklärungen des Bildwerks auf den Schilden felbft folgt der Herausgeber den Vorftellungen, die über den Schild des Herkules *Schlichtegroll*, in der befondern Schrift darüber, — über den Homerifchen Schild *Köppen*, in den Anmerk. zum Homer, — und über den Schild des Aeneas *Heyne* zum Virgil gegeben haben. Fleifsigen Lehrlingen im Fache der alten Literatur wird diefes Büchelchen eine fehr nützliche Befchäftigung als häusliche Lectüre gewähren; oder noch beffer, der Lehrer giebt es dem fchon geübten Schüler zur Präparation, und läfst ihn nun verfuchen, wie er theils gründliche grammatifche Erläuterung, theils die zweckmäfsige, hier gefundene Sacherklärung, felbft wieder vorzubringen im Stande ift. Zur Rechtfertigung der beygefetzten (faft durchgängig fehr guten) Ueberfetzung führt Hr. H. eine Stelle aus *Gedike's* Ariftoteles und Bafedow an, worinn diefer behauptet, dafs Ueberfetzungen alter Schriftfteller auch demjenigen, der die Grundfprache felbft kennt oder ernfthaft ftudiren will, nicht gleichgültig feyn können, fo bald man nicht läugnen will, dafs fie eine fortlaufende Interpretation gewähren, — ein Urtheil, in welches wohl ein jeder Vorurtheilsfreye mit einftimmen wird. Am wenigften hat dem Rec. der vorangefetzte Hymnus an Herakles (man fieht, dafs auch der

der Vf. die Gewohnheit angenommen hat, allen griechischen Namen ihre griechische Gestalt zu lassen,) gefallen.

Erfurt, b. Keyser: M. *Joh. Ge. Christ. Höpfners Handbuch der griechischen Mythologie*, nebst einer Einleitung in die Theologie der Griechen, von P. *Friedr. Achat Nitsch.* Für studirende Jünglinge. 1795. 387 S. gr. 8. (16 gr.)

Der sel. Nitsch war damit beschäftigt, dem 1. Theile seines Werks über den Zustand der Griechen eine Abhandlung über die Götter der Griechen beyzufügen, als der Tod die Ausführung vereitelte. Nur die Einleitung war fertig. Diese und einige noch nicht ausgefeilte Hefte legte Hr. Höpfner, dem die Fortsetzung vom Verleger übertragen wurde, zum Grunde und arbeitete das Buch grösstentheils von neuem aus, das als Anhang zum Nitschischen Werk angesehen werden kann, aber auch als eine eigne Schrift besonders verkauft wird. Er benutzte dabey die Vorarbeiten und Aufklärungen der neuern Gelehrten, konnte auch schon vom 1. Theile der Vossischen mythologischen Briefe Gebrauch machen. Durch die von seinem Vorgänger eingeleitete Behandlungsart scheinen ihm die Hände gebunden gewesen zu seyn, ein solches Handbuch der griechischen Mythologie zu liefern, wie es seyn müsste, das die Fabeln, ihre Entstehung, Schicksale, Erweiterungen und Umwandlungen durch die Reihe der Jahrhunderte von Homer an herab verfolgte. Hier wird nach hergebrachter Weise alles, was sich in ältern und jüngern Schriftstellern über eine Fabel findet, durcheinander erzählt, auch hie und da etwas Philosophie der Fabel aus den neuern, Heyne, Hermann, Köppen u. s. w. eingeschaltet. Doch erkennt man auch hier den in allen Schriften des Vf. sichtbaren Sammlerfleifs und eine treue, sorgfältige Benutzung des rohen und des schon verarbeiteten Stoffes, wenn man auch durch eine solche Schrift keine neuen Aufklärungen gewinnt, wie das denn nicht einmal die Absicht des Unternehmens war. Es hat einige Unbequemlichkeit, dass zwey Männer zu dieser Schrift beygetragen haben und es hätte wenigstens bestimmter angegeben werden müssen, wo der eine oder der andere redet. So fällt es auf, wenn nach *Nitschs* Einleitung in die griechische Theologie, welche theils allgemeine Erörterungen über die Entstehung der Begriffe von der Gottheit und über Götterverehrung, theils Bemerkungen über die Geschichte der griechischen Götterlehre enthält, unmittelbar und ohne die Anmerkung, dass ein andrer spreche, die Worte folgen: „Nach dieser Darstellung der griechischen Theologie, *gegen die ich aber manches einzuwenden hätte*, gehen wir nun zu den einzelnen Göttern über." Er handelt hierauf zuerst von den obern, dann von den geringern Göttern und zuletzt von den Heroen. Ein Register beschliesst das Buch.

Zu Kritiken über einzelne Stellen giebt es Anlass genug. Wir legen dieses dem Vf. nicht so sehr zur Last, da der Verleger Eile geboten zu haben scheint. Es sind ohnedem keine wesentlichen Fehler, sondern solche, die sich auf Einkleidung, Ausdruck, Beweise, Erklärungen beziehen, wovon wir nur einige Beyspiele geben wollen. S. 82. „Einst raubte Hades die Persephone *auf einer Wiese bey Eleusis.*" Man wird über diese nicht gemeine Sage auf den Abschnitt von der Proserpina verwiesen, wo auch nicht *ausdrücklich* Eleusis genannt wird, noch die Hauptstellen über jene Sage Orph. H. 17, 11 ff. Pausan. 1, 38, 5 angegeben werden. In folgender Ideenverbindung S. 147. herrscht nicht die beste Ordnung: „*Hekate* wurde auch oft (die Diana) genannt, seitdem man anfing, *Hekaten* als ein dreyfaches Wesen zu verehren, als den Mond am Himmel, als *Artemis* auf der Erde und als *Persephone* (?) in der Unterwelt. Da Hekate das Symbol des Mondes war und als Führerin der Nacht, Artemis als Göttin der Jagd, jeder nächtlichen Beschäftigung und beide als Beförderinnen des Wachsthums gedacht wurden, so konnten leicht jene Begriffe zusammenschmelzen." S. 148. giebt der Vf. eine ganz neue Erklärung von *zonam solvere.* „Es ist bekannt, dass die griechischen Mädchen um die Brust einen Gürtel hatten, um das *Palladium* (etwa Peplum, Pallium oder Palla?) zusammen zu halten, daher die euphemische Redensart: einem Mädchen den Gürtel lösen." Der Scholiast Apollon. 1, 288. der dafür angezogen wird, sagt von dieser Lösung des Gürtels in der Brautkammer kein Wort. Wo käme die Vorstellung vor, dass, nach S. 159. der beym Kampfe des Hephaistos mit der Athene *entstandne Staub* vom Hephaistos geschwängert worden? Hygin f. 166. sagt davon nichts; auch anderwärts S. 187. erzählt der Vf. nicht bestimmt, was Hygin Astr. 2, 13. vom Staube anführt. S. 235 ff. hat der Vf. einen seiner jugendlichen Aufsätze *über den Eros* mit einigen Zusätzen und Abänderungen wieder aufgenommen, wobey er nicht unterlassen kann, die Entstehungsgeschichte jenes Blattes anzuzeigen, auch zu melden, dass sein Schriftlein in fünf gelehrten Zeitschriften beurtheilt und mit Nachsicht aufgenommen worden. Ueberhaupt ist es bey Hn. *H.* in der Ordnung, dass er in jeglicher seiner Schriften von sich und seinen Schriften redet, auch wo es gar nicht zur Sache gehört, wie S. 143 f., wo man gewiss nur errathen oder vermuthen kann, was der Vf. mit diesen Worten meynt: „Das Trauerspiel, *Iphigenia in Aulis*, dessen Text ich recensirt und mit einem Commentar erläutert habe, *erscheint seit beynahe drey Jahren* bey Hendeln in Halle und wird nach der Michaelismesse d. J. *vollendet.*" Wie schwankend und undeutsch drückt sich der Vf. S. 283. über die Dithyramben aus: „Das Gedicht und die Melodie war unstreitig etwas wild und ausschweifend und enthielt manche *dunkle* Geheimnisse." S. 319. wird von der Geschichte der Musenreligion nicht bestimmt genug geredet. Nach des Rec. Vermuthung, die er anderswo zu begründen suchen wird, stammte die älteste Verehrung von drey Musen aus Korinth ab, von wo sie nach dem Helikon verpflanzt wurde und sich so lange erhielt, bis sie dem spätern Thracischen System der 9 Musen weichen musste. — Iphigenia in

Taurus ist wohl ein Druckfehler; aber *Atticanisch* schreibt der Vf. gewöhnlich für *Attisch*.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Dracontii* Presbyteri Hispani *Carmen Epicum Hexaëmeron*, ab Eugenio II, Episcopo Tol. emendatum; Ejusdemque *Elegia ad Theodosium* juniorem, Imperatorem Augustum. Denuo edidit ac notis illustravit *Jo. Bened. Carpzov*. 1794. 132 S. 8.

Der Presbyter *Dracontius* beschrieb unter der Regierung des Kaisers *Theodosius* II. die mosaische Schöpfungsgeschichte in 635 lateinischen Hexametern, in denen das, was er nicht aus ältern guten Dichtern geliehen hat, ziemlich mittelmäfsig ist. Einige hundert Jahre darauf erhielt dieses Gedicht den Beyfall eines gothischen Königes in Spanien, der dem Erzbischof von Toledo *Eugenius* befahl, es von Flecken und Verdorbenheiten zu säubern. Dieser unterzog sich dem Geschäfte so, dafs er alles was ihm misfiel, änderte oder gänzlich verwarf; welches er, in einem kleinen Gedichte, mit dem Verfahren des Aristarchus, Varius, Tucca und Probus rechtfertigt. In dieser veränderten Gestalt hat sich das Hexaemeron erhalten und ist bald einzeln, bald in den Bibliothecis SS. Patrum edirt worden. Der Hr. Abt *Carpzov* folgt gröfstentheils dem Texte der Bibliothecae maximae SS. PP. Lugdunensi, welcher meist mit Sirmondi Texte übereinstimmt. Hin und wieder hat er Verbesserungen aufgenommen. Von seinem kritischen Verfahren giebt er in kurzen Anmerkungen Rechenschaft, wo auch die schwerern Ausdrücke erläutert werden. Gegenüber steht eine lateinische Paraphrase, so dafs, wer Lust hat, dieses Gedicht zu studiren, hier nicht leicht etwas vermissen wird. Angehängt sind *Eugenii Monosticha et repetitio Dierum sex*, nebst einer Beschreibung des siebenten Tages in 32 Versen; und eine Elegie des Dracontius, in welcher er Gott und den Kaiser wegen seiner Schriften demüthig um Verzeihung bittet. Er sagt in derselben unter andern, er sey durch sein Vergehn gegen Gott und seinen Herrn schlimmer und schlechter geworden als ein Hund. Ein Hund heile sich seine Wunden mit der Zunge; er habe sich mit seiner Zunge Wunden geschlagen. Der Herausg. findet hier *Oppositionem non inelegantem*. Wir denken hierüber anders.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Hannover*, b. Ritscher: *Eine authentische Nachricht von dem neulichen Unternehmen auf Bulam* an der Küste von Africa. Aus dem Englischen des Hn. *J. Montefiore*. 1795. 62 S. 8. — Die Beschreibung dieser Reise, welche 1792 unternommen ward, schildert eine neue Unternehmung brittischer Privatpersonen, eine Kolonie auf dem festen Lande von Africa zu gründen, hier westindische Producte durch freye weisse und schwarze Arbeiter zu erziehen und auf diese Art dem Negerhandel entgegen zu arbeiten. Da der Vf. vorher nie in Africa war, so ist ihm hier alles neu und er weifs nichts, was in Europa aus alten und neuen Nachrichten von diesen Gegenden schon längst bekannt ist. Die Negervölker nennt er immer Indianer und da seine Reise mit manchen Unglücksfällen verknüpft war, so vergifst er über diesen die Insel Bulam, die Absicht des ganzen Plans und was der Leser sonst noch wohl über die vom Vf. besuchten Küsten von Africa wissen möchte, deutlich und vollständig darzustellen.

Was wir hierüber von ihm erfahren, besteht darinn, dafs im J. 1791 verschiedene Engländer 9000 L. zusammenbrachten, um mit drey Schiffen nach der Insel Bulam, die sie erst von den Negerfürsten eintauschen wollten, freye Kolonisten zu führen und dafs der ganze Plan durch die Ungeschicklichkeit des über die Niederlassung gesetzten Befehlshabers und durch die Barbarey der Neger, welche die neuen Ankömmlinge als Feinde behandelten, gröfstentheils scheiterte. Bulam liegt, nach unsern Vf. 10° 30′ nördlicher Breite an der Mündung des Rio Grande und hat eine Oberfläche von 400 englischen Quadratmeilen. Da die Insel auf den neuesten Karten von Africa nicht zu sehen ist, so bemerken wir hier nur aus Demanets Geschichte des französischen Africa, dafs Bulam nach einer diesem Werke beygefügten Karte in der Nachbarschaft der portugiesischen Vestung Bissao (der Vf. nennt sie immer Bissart) hinter den Bissagasinseln liegt. Der Boden ist sehr fruchtbar, die Insel hat gutes Bauholz, Ueberflufs an Fischen, Hirschen, Antelopen, Büffeln und Elephanten, die vom festen Lande herüberkommen, auch einen guten geräumigen Hafen. Die ersten dahin gesandten brittischen Anbauer wurden aber oft von den Negern des festen Landes beunruhigt, beraubt, gefangen und getödtet, so dafs außer den umgekommenen auf hundert und mit ihnen der Vf. nach England heimkehrten. Doch ward Bulam von den Negern erhandelt. Die Gesellschaft bezahlte dafür 473 Eisenstangen oder 47 Pf. St. und bey der Abreise des Vf. blieben doch einige, die ungeachtet der einreifsenden Krankheiten sich anzubauen anfingen. Da er während seines kurzen Aufenthalts an der africanischen Küste Goree, Bissao, die Inseln de Los und die Sierra Leonecolonie besuchte, so giebt er von diesen Orten gleichfalls einige Nachrichten, die hin und wieder unsere bisherige Kenntnifs von ihnen vermehren. In Goree waren westindische und europäische Waaren sehr theuer, weil man in 12 Monaten keine Zufuhr aus Frankreich erhalten hatte. Das Klima von Bissao ist sehr ungesund. Der Ort liegt am Rio Grande und hat einen sehr guten Hafen. Lebensmittel sind hier überflüfsig und wohlfeil; ein Ochse war für 12 und zwölf Hühner für 2 Schilling zu haben. Der Gouverneur nebst den Soldaten waren Mulatten oder Neger. Jährlich kommen 4 Schiffe, jedes von 800 Tonnen Ladung an, um Neger für Brasilien einzunehmen. Dieser Handel ist aber in den Händen einer Lissabonner Gesellschaft. Die Insel de Los, nahe bey der Mündung des Sierra Leoneflusses, gehört Kaufleuten aus Liverpool, die hier Wohnungen für ihre Handelsdiener, Waarenhäuser und einige Hütten erbaut haben. Sierra Leone fand der Vf. doch im Zunehmen. In die dortige Schule schickten wirklich viele von den angränzenden Negern ihre Kinder. Doch alle Hoffnungen, von hieraus Cultur unter den Africanern auszubreiten, hat jetzt wohl der Krieg zerstört. Den öffentlichen Nachrichten zufolge soll eine kleine französische Flotte alle alten und neuen Anlagen der Engländer in Africa verwüstet haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. October 1795.

GESCHICHTE.

1) Göttingen, b. Vandenhoek: *Bellum Populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque Socios.* Scriptore D. E. L. *Posselt.* 1793. 207 S. 8.

2) Ebendas.: *Krieg der Franken gegen die wider sie verbündeten Mächte.* Jahrgang 1792. Aus dem Lateinischen des D. *Ernst Ludwig Posselt.* 1793. 263 S. 8.

3) Nürnberg, in der Bauer- und Mannischen Buchh.: *Taschenbuch für die neuste Geschichte.* Herausgegeben von *Posselt.* Nach dem Calender und den Kupfern folgt der abgesonderte Titel: *Krieg der französischen Nation gegen die coalirten Mächte Europens.* Jahrgang 1792. 112 S. 12. 1794.

4) Ebendas.: *Taschenbuch u. s. f. für* 1795 weiterhin der abgesonderte Titel: *Krieg der fränkischen Nation gegen die coalirten Mächte Europens.* Jahrgang 1793. Von D. *Posselt.* 1795. 330 S. 12.

In der Vorrede zu dem letzten dieser Werke sagt Hr. P.: „Ueberzeugt bin ich immer, dass, bis der *ausserordentliche Mann* einst aufstehen *wird*, der das unendlich grosse Drama, das noch immer unter unsern Augen fortspielt, im Einzelnen wie im Ganzen durch alle seine feinsten Verschlingungen hindurchschauen und in einem Gemälde, seines Gegenstandes und der Ewigkeit würdig, darstellen *wird*, selbst auch der flüchtige Umriss des Zeitgenossen dieser nie zuvor erlebten Begebenheiten jetzt und künftig nicht ohne allen Werth seyn *wird*." Wir sind völlig seiner Meynung: Eine *Geschichte* der französischen Revolution wird dereinst einen ausserordentlichen Mann erfodern: für jetzt müssen wir uns begnügen, brauchbare Materialien zu sammeln, oder treue Gemälde der Hauptbegebenheiten mit grossen Pinselstrichen zu entwerfen. Das letztere hat der Vf. der vor uns liegenden Schriften gethan. Sein Zweck war, eine rasche und lebendige Darstellung des grossen Schauspiels, das Europa seit einigen Jahren darbietet: er wollte weder ein blosses trocknes Register noch eine zusammenhängende, diplomatische und pragmatische Geschichte, sondern ein Lesebuch für den vernünftigen und nicht ganz ununterrichteten Theil seiner Zeitgenossen liefern. Da er dies nun mit lobenswürdiger Unparteylichkeit, mit vieler Sachkenntniss, mit glücklicher Auswahl und in einem männlichen, lebhaften, im Ganzen der Grösse seines Gegenstandes nicht unangemessenen Vortrage gethan hat, so kann er auf den Beyfall derer, die er sich vermuthlich zu Lesern wünschte, mit Sicherheit rechnen, und seine Schriften dürfen auf das ehrenvolle Motto, welches den bekannten *Abrégé Chronologique* des Präsidenten *Henault* ziert: *Indocti discant et ament meminisse periti* — gerechten Anspruch machen. Wir wollen nun die einzelnen Werke etwas näher betrachten:

1) Diese Schrift ist in *vier Bücher* getheilt, wovon das erste eine kurze und gedrängte, aber sehr zweckmässige und wohlgerathene, Uebersicht der Geschichte und Staatsverfassung Frankreichs bis zum J. 1789, die ersten Vorfälle der Revolution und die Hauptbegebenheiten bis zum Ausbruch des Kriegs enthält. Die drey folgenden Bücher erzählen den Gang des Krieges im J. 1792 mit Treue, Präcision und Würde. — Es war gewiss kein kleines Unternehmen, eine Erzählung, wie diese, in lateinischer Sprache abzufassen, und Gegenstände, für welche, so zu sagen, der modernste Ausdruck noch nicht modern genug zu seyn scheint, in ein ganz antikes Gewand zu kleiden. Kenner der Sprache werden wahrscheinlich den einstimmigen Ausspruch thun, dass dies Unternehmen hier, wenn auch nicht bis zur vollkommensten Befriedigung, doch in hohem Grade gelungen sey. Es ist über das ganze des Styls ein ächt-römischer Anstrich, eine wirklich classische Simplicität und Würde verbreitet: und wer sich entschliessen kann, die Kritik einzelner Stellen aufzugeben, oder für eine Weile bey Seite zu setzen, der wird oft einen guten alten Geschichtschreiber zu lesen glauben. Im Detail hält freylich nicht *alles* Stich: aber was gehörte auch dazu, wenn man von einem lateinischen historischen Werk unsrer Zeiten das sollte sagen können! Es ist hier nicht eigentlich der Ort zu einer grammatikalischen Prüfung, und Rec. will sich auch dazu nicht aufwerfen, solche nach aller Strenge anzustellen: nur einige Bemerkungen über kleine Flecken auf den ersten Bogen mögen den Vf. von der Aufmerksamkeit überzeugen, welche er seinem Buche gewidmet hat. — S. 6. §. 7: „*Jam primum quidem illa omnis regio — — quam nunc Galliam vocamus, quo primum tempore pars historiae esse coepit* etc." — Bey diesem Ausdruck liegt kein richtiger Begriff zum Grunde: *regio* kann wohl nicht füglich *pars historiae* werden. — S. 12.: „*quo abhinc tempore novus regni ordo invaluit civicus.*" Ein Römer hätte *ordo civium* gesagt. — S. 16.: „*quicquid Galliae principum essent*" richtiger *erant*. Ibid. „*ne quidem lumini*" so auch S. 22. „*ne quidem hiscere*" und an mehrern Orten *ne quidem* hinter einander. Die Alten schoben allemal ein drittes Wort dazwischen *ne hiscere quidem* u. s. f. — Dagegen ist es gewiss, um auch aus dieser Classe gleich von

von den ersten Bogen ein Beyspiel zu geben, sehr glücklich und wahrhaft antik ausgedrückt, wenn der Vf. S. 21. von *Voltaire* sagt: „*plus fere in exstirpandis omnis generis erroribus hujus unius risum, quam reliquorum omnium valuisse tristitiam.*" — Und solcher Stellen giebt es viele.

2) Kaum war die lateinische Schrift erschienen, als in Hamburg eine Uebersetzung davon angekündigt ward. „Um nun nicht etwa," sagt der Vf. in der Vorrede, „einen andern als *meinen Sinn* unter *meinem Namen* dargestellt zu sehen, liess ich mir gefallen, dass unter meiner Aufsicht die gegenwärtige Uebersetzung veranstaltet ward, die nicht bloss Uebersetzung, sondern in manchen Stellen auch Berichtigung ist." — Dass man hier eine Uebersetzung und sogar, dass man eine aus einer todten Sprache vor sich habe, verräth der Styl an mehrern Orten: im Ganzen aber lässt sich das Buch auch in dieser Gestalt mit Vergnügen lesen.

3) Ist eigentlich nur eine umgearbeitete und vermehrte Ausgabe von N. 1. und 2. — Die Eintheilung in 4 Bücher und die Anordnung der Materien ist ganz dieselbe geblieben, und in der Ausführung sind zwar Veränderungen; aber eben keine wesentlichen vorgenommen. Die *Einleitung* ist ganz neu. Sie enthält manches Gute und manches Schöngesagte, aber auch vieles, das wir hinwegwünschen, und besonders deshalb hinwegwünschen möchten, weil es gar nicht *einleitet*, folglich nicht an seinem Orte steht. Wie weit hergeholt, und zugleich, wie unangenehm contrastirend mit dem Ton, der in der Geschichte selbst herrscht, ist z. B. der Anfang: „Seit nach einem Elementenkampfe von Myriaden Jahren das für uns bewohnbare feste Land aus dem Allozeane emporstieg, und unsre Erde, die wir spasshaft genug die Welt nennen, im Groben genommen, ihre jetzige Gestalt gewann, sind auf der Oberfläche derselben — — zahllose, ungeheure Revolutionen vorgegangen." — Ueberhaupt können wir nicht läugnen, dass uns das Original und die simple Uebersetzung weit lieber ist, als diese Umarbeitung.

4) Die Geschichte des Kriegs von 1793 macht in so fern ein für sich bestehendes Ganzes aus, als im Eingange auch die Hauptbegebenheiten des ersten Kriegsjahres kurz recapitulirt sind. Das Lob, welches wir dem ersten Werke ertheilt haben, gebührt auch diesem: doch wünschten wir hier eine etwas bessere Oekonomie in der Ausdehnung und Abkürzung der Materien. Da der *Krieg* einmal der anerkannte Hauptgegenstand des Buches war, so mussten die innern Begebenheiten etwas weniger ausführlich erzählt werden. Wer erwartete z. B. in einer Schilderung, wie die gegenwärtige, die *Anklage gegen Ludwig XVI* in ihrem ganzen Umfange abgedruckt zu finden? Wer erwartete aus der Constitution von 1793, die bis auf diesen Tag ohne alle Folgen geblieben ist, einen Auszug auf dreyzehn Seiten? — So billig und unparteyisch der Vf. durchgehends schildert, so haben wir doch in einigen wenigen Fällen das Colorit zu stark gefunden; z. B. wenn er *Dumouriez* und *Felix Wimpfen* in den Augenblicken ihres Abfalls, wo denn doch so überaus viel zu ihrer Entschuldigung spricht, geradehin in die Classe der *Verräther* wirft, ein Titel, den unter den Stürmen einer Revolution derjenige, welcher sich *öffentlich* gegen eine Partey erklärt, mit der er es bisher gehalten hatte, nicht immer verdient. — Eben so auffallend ist es uns gewesen, dass er den verworfnen *Marat*, (dessen abscheuliche Eigenschaften er übrigens nicht verschweigt,) mit *Cato dem Censor*, am Ende gar mit *Aristides* vergleicht.

Bey einem Buche, wie das hier angezeigte, ist der Styl nichts weniger als gleichgültig und bey einem Mann von so viel Talenten und Kenntnissen, wie Hr. P., darf man auf eine günstige Aufnahme jeder zur grössern Vervollkommnung seiner Arbeiten abzweckenden Bemerkung rechnen. Die Schreibart des Vf. hat ausser ihrer Lebhaftigkeit und Kraft eine gewisse Originalität, die ihr oft einen besondern Reiz giebt, die ihn aber hie und da auf Abwege führt. Nur einige der auffallendsten Beyspiele zur Probe. S. 14.: „Er *machte* die Besorgnisse der Cabinette den höchsten Gipfel *erreichen*." oder noch ärger S. 90.: „dass selbige necken eben so viel sey, als *sich* von ihr *den Krieg erklären machen*." Wenn dieser Gallicismus auch nicht geradezu für einen Fehler gelten soll, so ist er doch äusserst hart, und eines guten Schriftstellers unwürdig. S. 190.: „Ein Volk, das *sich* nur so eben *in Freyheit gekämpft hatte*." S. 261.: „Fürchterlich sauste die Keul' auf *es* nieder," und so auch S. 318.: „der Wetterschlag, der auf *es* niederfiel." Eine solche Construction kann im Hochdeutschen gar nicht geduldet werden. „*Sich* seines Rechts *gebrauchen*" und „*seiner* Armee aufbieten" sind wenigstens sehr veraltete Formen. „*Vollzug*" statt *Vollziehung*, „*gleichbaldiger* Tod" u. s. f. ungewöhnliche Ausdrücke. Wenn man so weit geht, dass man sogar *Manifest* durch *Kundmachung* übersetzt, muss man sich auf der andern Seite nicht erlauben, zu sagen: „Sie hatten, wie durch ein blosses *Impromptu*, den Feind zurückgedrängt," oder „eine Republik, die mit 25 Millionen Menschen *debütirt*" — Unter die kühnern Neuerungen gehört: „eine Provinz *eindepartementiren*," und „die *Eindepartementirung*." — Den *Vater Duchesne* durch *Vater Eichbaum* zu übersetzen, ist zwar glücklich und sehr charakteristisch, aber doch, da *Duchesne* einmal ein eigner Name ist, nicht zu billigen. — Die Wortfügung bringt zuweilen Dunkelheit hervor. Beyspiele davon sind folgende Stellen: „Er hatte *Muth* zum bewundern *über sich selbst*," wo man beynahe errathen muss, dass „*über sich selbst*" zu „*Muth*" gehören soll. S. 191.: „Der beste Vorschlag, *um sofort verworfen zu werden*, durfte nur von einem Mitgliede der andern Partey herrühren." Auf alle Fälle musste das „*durfte*" gleich nach „*Vorschlag*" stehen. Weit ärger aber ist S. 239.: „Seine Morderin starb wenig Tage „nachher auf dem Schaffot, mit einer Unerschrocken„heit, die ihr das Staunen aller Zuschauer und die ek„statische Lobrede eines der, um die Vereinigung mit „der

„der fränkischen Republik zu begehren von Mainz „nach Paris geschickten außerordentlichen Abgeordneten zuzog, welche ihren Verfasser bald auf dasselbe „Schaffott führte." — Kleinere Flecken, die vielleicht die Eilfertigkeit nur veranlasste, als „die *Neuerungslust* — dieser so einfache — — *Grundsatz* der *Psychologie*" — „*Stürme*, welche über der Republik *zusammenschlugen*" u. s. f. wollen wir nicht weitläuftig rügen, und versichern nur nochmals, dass wir uns in diese ganze Wortkritik nicht eingelassen haben würden, wenn wir nicht im Namen des gebildeten und geschmackvollen Publicums so eifrig wünschten, dass ein so vorzüglicher Schriftsteller, als Hr. P., die Stufe der Vollkommenheit erreichen möchte, die er, wie es uns scheint, sobald er selbst nur wollen wird, leicht ersteigen kann.

Ohne Druckort: *Taschenbuch zur nützlichen Unterhaltung und zum Vergnügen* für junge Deutsche von Adel und vom gebildeteren Bürgerstand. Von *Carl Lang*. Zweyte Auflage. 1795. 156 S. 8.

Auch ein Taschenbuch, das der Vf. traun! in seiner Tasche hätte behalten können. Die erste Auflage ist uns nie zu Gesicht, vielleicht nie in den Buchhandel gekommen. Ein Gespräch des Baron Franz von *** mit seinem Lehrer, über die Erziehung des jungen Adels im Mittelalter, macht den Anfang. Das wenige, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann, ist aus St. Palaye abgeschrieben, was der Vf. zugesetzt hat, ist schwülstig, schief und unrichtig; z. E. das Mittelalter fange vom Jahr 888 an und sey *mit den Ritterzeiten gleich bedeutend* — die adelichen Schlösser wären bey Gelegenheit ger *grossen Völkerwanderung* entstanden — mit dem 21sten Jahr wäre der Knappe ein Ritter geworden (Rec. weiss unzählige Beyspiele von 60 bis 80jährigen Knappen; Fälle, wo zu gleicher Zeit der Sohn Ritter und der Vater nur Knappe war); der Geist der Ritterschaft wäre durch den schwäbischen Bund gedämpft worden und dazu wäre noch *zweytens* die Erfindung des Pulvers gekommen, (Schade nur, dass dieses längst schon vor den Zeiten des schwäbischen Bundes, der ausserdem einen ganz andern Zweck als Dämpfung des Rittergeists hatte, im Gebrauch war). In der folgenden ungleich grössern Abh., *Naturgeschichte des Hundes* überschrieben, erzählt der Vf., als in einer andächtigen Legende, das Leben aller frommen Hunde, die seit 888 auf Erden gewandelt haben. Aus einer der am Ende beygefügten Erzählungen, *der Wilddieb*, lernen wir, dass die neue Verfassung in Frankreich, weil sie jedem die freye Benutzung des Wildes erlaubt, der Zügellosigkeit des Pöbels, *dem Meuchelmord* und der Faulheit die Thore öffnet!! Von den beygefügten Kupfern ist eines das Bildniss des berühmten Montesquieu, das andere eines alten Hühnerhundes, genannt *Bello* u. s. w. Der Vf versichert, so lange Monsieur Franz, sein Eleve, nicht müde werde zu lesen, so lange werde er nicht ermüden, zu schreiben. Gott bewahre!

PHILOLOGIE.

Flensburg, b. Korte: *L. Junii Moderati Columellae de Re Rustica L. XII.* curante (?) *Jo. Matthia Gesnero*. Tomus primus. cui et suas adspersit notas *Joh. Henricus Ress*, praepositus atque pastor apud Guelpherbytanos. 1795. 735 S. 8.

Der Herausgeber veranstaltete, wie er in der Vorrede versichert, diese Ausgabe des *Columella*, um eine Veranlassung zu geben, sich in der Schule schon mit der römischen Landwirthschaft und zugleich mit dem Latein (den lateinischen Benennungen und Ausdrücken) des gemeinen Lebens bekannt zu machen. Von dem Nutzen und den erspriesslichen Folgen einer solchen Bekanntschaft macht er sich sehr sanguinische Hoffnungen. Der junge Gelehrte, sagt er, würde dann zur rechten Zeit auch den Theil der Sprache, der ihm nachher oft abgeht, lernen; der künftige Staatsmann würde zeitig anfangen, den Landmann mit seinen Kenntnissen, Sorgen und Wohlthaten schätzen; der junge Edelmann gewönne sein Landgut so lieb, dass er es nicht in der Stadt verzehrte, und lernte mit dem zum Pächter (Pachter) bestimmten Jünglinge mehr zweckdienliches hieraus, als aus den übrigen Classikern; der nachmalige Landprediger empfinge hier Begriffe und Neigungen, die ihn vor häuslichem Verfalle und Missmuthe schützten; wie der dereinstige Dorfrichter und Anwald Uebersichten erhielten, wodurch ihnen die einzelnen Gegenstände, ihre Erheblichkeit und Verhältnisse zu einander besser einleuchteten. Um nun diesen Nutzen, der in der That so ausgebreitet ist, dass man sich von der Einführung des *Columella* in die Schulen nicht viel weniger als die Rückkehr des goldnen Weltalters versprechen darf, nach Kräften zu befördern, hat Hr. Pastor *Ress* dem lateinischen Texte deutsche Anmerkungen beygefügt, welche bald Erklärungen einzelner Ausdrücke, bald Uebersetzungen, bald auch gelegenheitliche Nutzanwendungen enthalten. Wenn z. B. *Columella* sagt, die Kenntniss der Landwirthschaft gebe Mittel an die Hand, sein Vermögen auf eine vollkommen unschuldige Weise zu vermehren, so macht Hr. R. hiebey die Bemerkung: „So wahr es freylich ist, dass der Landwirth das unschuldigste Leben führt, so darf doch der Hang dazu nicht allgemein und jener kein Verächter andrer Stände werden." Wenn es weiter untenhin heisst: *vereor ne supremus ante me dies occupet, quam universam disciplinam ruris possim cognoscere*, so liest man dabey die belehrenden Worte: „Der grösste Landwirth nimmt sich von dem Sprüchworte nicht aus: man werde wohl Greis, aber nicht weise. Das folgende kann die Städter belehren, dass die Landwirthschaft, die kunstlose Kunst, die man, ohne sie erlernen zu dürfen, treiben könne, nicht sey." Bey den Worten: *Potest enim nec subtilissima, nec rursus, quod ajunt, pingui Minerva res agrestis administrari;* heisst es: „Wie der junge Landwirth die ersten Begriffe nothwendig braucht: so kann er eine gelehrte Kenntniss entbehren, wenn er nach den gemachten Erfahrungen so haushalt, wie ihm seine Umstände erlauben,

lauben, an den in der Verbindung der Dinge aufkeimenden Vortheilen Theil zu nehmen." Diese Anmerkung bedarf eines neuen Commentars. Die historischen und literarischen Gegenstände, bey denen es so viel zu erinnern gab, sind in diesen Noten ganz übergangen. Die Art, wie sich Hr. R. S. 22. hierüber erklärt, ist merkwürdig. „Bey den hier und weiterhin vorkommenden Namen," sagt er, „lassen sich gelehrte Untersuchungen anstellen, aber so selten berichtigen, als brauchbar machen, und werden also bey unsrer hauptsächlichsten Hinsicht auf Landwirthschaft übergangen werden dürfen." Glücklicher Commentator, der einen solchen Schleifweg findet, um sich hinter den Schwierigkeiten seines Autors ohne Anfechtung wegschleichen zu können! Wenn also *Columella* erzählt, die Werke des Mago seyen zufolge eines SCti in das Lateinische übersetzt worden, so hat sein Erklärer nichts weiter zu thun, als auszurufen: *Das macht doch gewiss den Römern Ehre!* wobey er freylich aller gelehrten Untersuchungen überhoben ist; aber was dadurch *brauchbar gemacht* werde, sehen wir auch nicht ein. Die Anmerkungen, welche einige Kenntniss des Alterthums voraussetzen, sind fehlerhaft oder unbedeutend. I. 1—19. sagt C. für einen, der Staatsgeschäfte habe, sey ein *suburbanum praedium* vorzüglich bequem, *quo ut occupato quotidianus excursus facile post negotia fori contingat.* Hiezu bemerkt der Commentar: *ut occupato.* Zur Zeit der tyrannischen Kaiser lassen sich die öffentlichen Geschäfte des Senats so dringend nicht denken. *Ut occupatus* ist nur also ein junger Mann, der seine Rathsgeschäfte noch für gar wichtig ansah." Dann hätte *Columella* etwas sehr abgeschmacktes gesagt. Es muss aber *vel* occupato heissen, statt *ut*. Der beste Theil der Arbeit sind unstreitig die praktischen Anmerkungen, besonders diejenigen, in denen der Landbau des Alterthums mit den Gewohnheiten unsrer Zeiten verglichen wird. Für die Kritik des Hn. R. erregt es kein sehr günstiges Vorurtheil, dass seine Urtheile mit denen von *Schneider* so oft in Widerspruch stehn. Nach welchen Grundsätzen er urtheile, kann aus folgenden erhellen: I. 6. 3. spricht C. von den Wohnungen der Sclaven: *Vinctis quam saluberrimum subterraneum ergastulum, plurimis idque angustis fenestris.* Sie müssen zwar um der Sicherheit willen unter der Erde liegen, auch müssen die Fenster enge seyn, aber man muss deren dafür desto mehrere anbringen. Was meynte nun wohl Hr. R., wenn er zu diesen Worten, welche so und nicht anders in dem *Codice Ursini* stehn, die Anmerkung setzt: „Man las sonst *ergastulum plurimis sitque id angustis* etc. Da dies einen Sinn giebt und der geschlossnen Knechte wahrscheinlich eine grössere Anzahl da war, als derer, die man einzusperren nicht nöthig hatte, auch ihr Behältniss viele Fenster schwerlich bedurfte (?) so scheint mir es doch zu weit zu gehn, so eine allgemeine (?) alte Lesart so eigenmächtig (?) zu ändern." — Dieser Band enthält die vier ersten Bücher *De re rustica*; das Buch *de arboribus* und *de cultu hortorum*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. Paris, a. d. Druckerey des Kriegsdepartements: *Formulaire pharmaceutique à l'usage des hôpitaux militaires de la Republique française.* L'an II de la Republique française, une et indivisible (1794.) 63 S. 8. (10 gr.) So klein auch diese Schrift ist, so enthält sie doch noch mehr, als ihr Titel erwarten lässt; der ungenannte Vf. hat nämlich in derselben nicht bloss die Formeln mitgetheilt, nach welchen die Aerzte und Chirurgen der französischen Feldhospitäler die zusammengesetzten Heilmittel, deren sie bey der Behandlung ihrer Kranken und Verwundeten bedürfen, verfertigen lassen sollen; er hat auch ein Verzeichniss der einfachen und zubereiteten Arzneyen, die die Feldapotheker bey sich zu führen angewiesen sind, eingeschaltet, und zugleich die Art der Anwendung und die Dosen jener Zubereitungen angegeben, so dass seine Schrift von den Aerzten und Feldscherern sowohl, als von den Apothekern jener Hospitäler mit gleichem Nutzen gebraucht werden kann. — Die Mittel, die der Vf. aufgenommen hat, sind allerdings mit Einsicht gewählt, doch hätte er wohl, dünkt uns, zumal in Ansehung der einfachen Arzneyen, noch etwas strenger seyn können, als er gewesen ist; wenigstens zweifeln wir sehr an den medicinischen Tugenden der Erdbeerwurzel, des Bingel- und des Glaskrautes, der Färberröthe, der Mannstreuwurzel, der Blumen und der Blätter des weissen Andorn, des Sinngrüns, der Hirschzungenblätter u. s. w. und diese Pflanzenkörper scheinen also der Stellen, die ihnen hier angewiesen worden sind, nicht würdig zu seyn, zumal da der Vf. genug andere Mittel aufgenommen hat, durch welche jene völlig entbehrlich gemacht werden. Auch wider die Vorschriften, nach welchen er einige zusammengesetzte Arzneyen, z. B. die Lachenknoblauchlattwerge, den blasenziehenden Umschlag, die Mischung zum Brusttranke, das Krätzwasser, das Laxiertränkchen u. s. w. bereiten lehrt, lassen sich manche Erinnerungen machen, die nicht ganz unbedeutend sind; denn diese Formeln sind theils einer Abkürzung, theils einer vortheilhaften Umänderung fähig. Der Vf. hat indessen in diesem Werkchen Beweise genug gegeben, dass er bey mehrerer Musse, als er vielleicht hatte, da er diese Recepte auffetzte, dergleichen Abänderungen zu treffen im Stande ist, und wir zweifeln also nicht, dass er uns in einer folgenden Auflage keine Gelegenheit zu solchen Erinnerungen geben wird. — Noch merken wir an, dass wir einige sehr wirksame Heilmittel, die besonders in Feldhospitälern häufig und mit grossem Nutzen gebraucht werden können, z. B. das Thedensche Schusswasser, die Zinkblumen, verschiedene Zubereitungen aus Bley u. s. w. ungern vermisst haben; wir wünschen deshalb, dass der Vf. ihnen künftig eine Stelle in diesem Werkchen einräumen und so die Wundärzte, die mit denselben vielleicht noch nicht hinlänglich bekannt sind, darauf aufmerksam machen möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. October 1795.

GESCHICHTE.

ALTONA, in der Expedition des Merkurs: *Frankreich im Jahr* 1795. *Zweytes, drittes* und *viertes Stück*, zusammen 280 S. *Fünftes* und *sechstes Stück*, zusammen 192 S. 8.

Die günstigen Erwartungen, welche das erste Stück dieses Journals (S. A. L. Z. Nr. 150. d. J.) erregte, sind aufs allervollkommenste befriediget worden. Die Neuheit, die Wichtigkeit, das Interesse der darinn gelieferten Artikel hat von einem Stück zum andern sichtbar zugenommen, und der Herausgeber hat den vortheilhaften Umstand, dass er eine grosse Menge neuer französischer Producte so früh, als es nur unendlich wenigen in Deutschland vergönnt ist, habhaft werden konnte, auf eine für seine Beurtheilungskraft eben so ehrenvolle als für das Publicum angenehme Art benutzt, indem er aus seinen grossen Vorräthen durchgehends nur das, was einen entschiednen und vorzüglichen Werth hatte, hergab.

Für den Freund der neusten Geschichte wäre es vielleicht zum Lobe der hier angezeigten fünf Stücke genug gesagt, wenn man anführte, dass man in denselben aus *Louvet's*, *Isnard's* und andrer namhaften Geächteten Vertheidigungsschriften, aus den sehr anziehenden *Memoiren eines Verhafteten*, aus den interessanten Aufsätzen der hingerichteten Gemahlin des Minister *Roland*, aus der merkwürdigen Denkschrift von *Garat* und aus so viel andern grössern und kleinern Producten der aus dem Todesschlafe erwachten französischen Pressfreyheit — allemal die ersten brauchbaren Auszüge und Proben gefunden hat, dass in sehr vielen Gegenden Deutschlands diese Auszüge wahrscheinlich das einzige seyn werden, was man in langer Zeit, was man vielleicht je von jenen Schriften kennen lernen wird und dass dies Journal mit der *Minerva* und den *Miscellen* des Hn. *von Archenholz* verbunden, die vollständigsten Data zur Kenntniss des Ganges, der Schicksale und der Variationen der öffentlichen Meynung in Frankreich liefert. Aber eine kurze Recapitulation der vorzüglichsten Aufsätze jedes Stücks wird dies noch in ein helleres Licht setzen.

Zweytes Stück. Hier zeichnet sich besonders der Aufsatz: *Ueber den Wiedereintritt der nach dem 31ten May 1793 proscribirten Repräsentanten in den Convent* aus: die glänzende Stelle aus *Isnard's* Vertheidigungsschrift, worinn er den Zustand Frankreichs nach dem 31. May schildert, die Reden von *Chenier*, *Sieyes* u. a. sind mit grosser Kraft und Wärme ins Deutsche übergetragen.

Drittes Stück. Die vortreffliche *Rede des Präsidenten Agier*, *bey Eröffnung des neuen* (endlich auch wieder geschlossnen) *Revolutionstribunals*, die in keiner deutschen Zeitschrift gestanden hat, merkwürdige Auszüge aus *Serizy's öffentlichem Ankläger*, eine der rührendsten Scenen aus *Louvet's Begebenheiten*, die Vertheidigungsrede der Bürgerin *Roland* u. s. f. machen dies Stück zu einem der anziehendsten. Es ist überdies, wie die meisten der bis jetzt erschienenen, mit kurzen und zweckmässigen *Anzeigen neuer französischen Bücher* und Flugschriften und mit *Theaternachrichten*, die dem Beobachter der Nationalsitten und Charaktere eben so willkommen als dem Literator seyn werden, versehen.

Viertes Stück. — Die Bruchstücke aus den *Memoires d'un Detenu* und die Briefe der Bürgerin *Roland* an ihre Tochter sind von so überwiegendem Interesse, von so fürchterlicher Originalität, von so schauervoller Grösse, dass die Aufmerksamkeit fast von allen übrigen Artikeln dieses Stücks, so viel Werth auch einige darunter haben, abgezogen wird. — Dem kleinen Schauspiel: *Das Concert im Feydautheater*, von dem der Herausgeber selbst bemerkt, dass es keinen sonderlichen ästhetischen Gehalt habe, hätten wir hier keinen Platz vergönnt.

Fünftes Stück. Dieses Stück wird durch eine rasche und gedrängte, sehr geschickt abgefasste und dem Plan des Journals recht angemessne *Uebersicht der Verhandlungen des Convents in den ersten vier Monaten dieses Jahrs*, die nach folgenden vier Hauptgegenständen: 1) Auswärtige Verhältnisse; 2) Massregeln gegen die innern Feinde; 3) Wiederherstellung der Finanzen; 4) Gründung der Constitution — geordnet ist, eröffnet. Der grösste Theil dieses Stücks ist übrigens einer sehr ausführlichen Darstellung der merkwürdigen Auftritte der ersten Tage des *Prairial* (20. May u. fg.) gewidmet, wobey bekanntlich der Volksrepräsentant *Feraud* das Leben verlor, der Convent mehrere Stunden lang zerstreut war und die noch einmal, nun aber wohl zum letztenmale aufwachenden Jacobiner auf einige Stunden die höchste Macht im Staate ausübten. — Sonst zieren auch dieses Stück wieder Auszüge aus der hinterlassnen Schrift der Bürgerin *Roland*, zwey Stellen aus *Garat's* Memoire, die eine über *Brissot*, die andre über *Robespierre* u. s. f.

Sechstes Stück. Enthält die in Deutschland noch ganz unbekannte Schrift des *La Haye*, eines der geächteten Deputirten, (der später als seine übrigen Collegen gleichen Schicksals in den Convent wieder aufgenommen ward, eben weil er eines so grossen Verbrechens verdächtig war) worinn er durch eine einfache und

und kunstlose Erzählung seiner Abentheuer den auf ihm ruhenden Argwohn, dass er mit den *Chouans* gemeinschaftliche Sache gemacht habe, völlig entkräftet. — Bemerkungen von *La Harpe*, *La Cretelle*, *Morellet*, *Freron*, *Miranda* über die Lage Frankreichs in Rücksicht auf seine innern Verhältnisse. — *Garat's* Charakterschilderung des Revolutionshelden *Danton* u. s. f.

Die an den Herausgeber gerichteten Briefe, wovon fast jedes Stück einige enthält, sind nicht, wie das wohl öfter in solchen Journalen der Fall ist, aus einer erdichteten Correspondenz gezogen, sondern voll Wahrheit, Eigenthümlichkeit und Originalität. Besonders findet sich in denen, die von einem *Nordländer bey der westlichen Pyranäen Armee* herrühren, manche treffende und naive Beobachtung und Reflexion.

Da es einmal der französische Nationalcharakter so mit sich bringt, das *Gesänge*, *Vaudeville's*, *Romanzen* u. s. f. sich unter die ernsthaftesten und traurigsten Scenen mischen müssen, da man in der That fast auf keine Schilderung eines Kerkeraufenthalts, auf kein Gemälde der fürchterlichsten Leiden, auf keine etwas ausführliche Erzählung der gefahrvollsten Abentheuer in der Revolutionsperiode stoßen kann, ohne irgend eine poetische Herzensergiessung darinn zu finden, da mehrere der berühmtesten Schlachtopfer der *Robespierreschen* Tyranney im eigentlichsten Verstande, mit Versen im Munde (und wahrlich zuweilen mit Versen, die uns Erstaunen über eine Seelenstärke, die solche Producte in solchen Augenblicken zu erzeugen vermochte, abzwingen) zum Tode gegangen sind, kurz, da sich in Frankreich die Poesie in alles mischt, so hat der Herausgeber sehr wohl gethan, dass er einige der beliebtesten neuen Lieder mit in sein Journal aufgenommen hat. Auch für die verschiednen dieser Lieder beygefügte Musik werden ihm die Freunde des Geschmacks und der Kunst Dank wissen.

Wir zweifeln nicht, dass diese Zeitschrift eine ausgezeichnet günstige Aufnahme gefunden haben und noch finden werde: und wir wünschen es herzlich, weil wir uns von einer noch lange ununterbrochnen Fortsetzung derselben sehr viel Gutes versprechen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Leo: *Würdigung und Veredelung der regelmässigen Gärten*, oder Versuch die nach dem französischen Geschmack angelegten Gärten nach den Grundsätzen der englischen Gartenkunst zu verbessern. 1794. 106 S. 8.

Der allgemeine Charakter einer schönen englischen Anlage ist *anspruchloses* Gefühl für die Schönheit der Natur, dahingegen die französische Manier eben in pretiöser Gefühllosigkeit zu bestehen scheint, denn sie raubt der Natur, die sie vorfindet, alle Originalität und duldet nichts, was man in seiner wahren Gestalt umsonst haben kann, das heisst, sie zeigt sich als zerstörende Kunst. Die Form der Bestandtheile des französischen Gartens ist der daran zum Spott der Natur verschwendete Aufwand. Bey dem gezimmerten Ufer des Canals oder Teichs, dem planirten mit unfruchtbaren Sande durchgängig überfahrnen Boden, bey der beschornen Hecke und dem verstümmelten Baum, dessen Strebebänder zeigen, dass er als grosser Stamm hierher versetzt worden, erfreut sich der Stolze des Werks, das sein Reichthum allein möglich machte: nicht der freye Vogel, sondern der gefangene, den er bezahlt hat und füttert, ergötzt ihn, und in jedem Tropfen des Springwassers erblickt er ein Goldstück, welches ihm die Anlage gekostet hat. Daher fragt man auch bey einem französischen Garten, wem er gehört, bey einem englischen, wer ihn angelegt hat. Was sollte nun dem, der im Genuss seines Goldes lebt, und an seinem Garten nur aus Langerweile und Prachtliebe ändert, die ihm unsichtbare Schönheit der Natur; ein solcher würde ergrimmen, wenn man über den Reiz seiner Anlage ihn und seinen Aufwand übersähe und in dieser Rücksicht hat ein edler deutscher Fürst sein Geld umsonst verwendet, dessen bescheidnes Aeussre schon manchen Fremden verleitet hat, in seiner Gegenwart sich an der Schönheit seines Gartens zu ergözen, ohne an die fürstlichen Kosten zu denken. In einem englischen Garten soll der Spatziergänger nur an der Bequemlichkeit (der Wege und Ruheplätze) merken, dass er sich nicht in einer kunstlos schönen Gegend befindet, (denn auch in eine solche können Werke der Baukunst einzeln hingeworfen seyn;) und diese Anspruchlosigkeit macht den Kunstgärtner erst zum *freyen* Künstler, da er vorher nur ein Handlanger der Pracht war, dessen Schöpfung der Einsame, (den keine Begleiter *unterhalten*,) zwar als Promenade gebrauchen, aber nicht als Anlage geniessen kann. Der Vf. gegenwärtiger Schrift frägt zwar, was das Verbergen der Kunst nütze, da doch jeder wisse, dass er sich in einem Garten und in keiner Wildniss befinde; aber man fodert ja vom künstlichsten Tänzer, dass er natürlich tanze (i. e. seine Kunst verberge) und für den Gärtner liegt eine feine Aufgabe darinn, den Beschauer bey jedem Schritte in die Ungewissheit zu versetzen, ob das, was er sieht, sich nach dem Plan der Natur oder der Kunst an seiner Stelle befindet. Spuren geselliger Menschen oder das Bestreben des Gärtners, uns ihr Verweilen und Wiederkommen ahnen zu lassen, finden wir schon an den anscheinend häufig betretenen Gängen, und sind also gewiss in keiner Wildniss zu wandeln; je öfter wir nun durch die Einheit des Ganzen und die Schönheit der Partieen in jene dem Gärtner so schmeichelhafte Ungewissheit gerathen, ob die Natur so ununterbrochen schön gebildet, oder der Künstler nachgeholfen, vielleicht gar geschaffen habe, desto mehr rein ästhetisches Wohlgefallen gewährt uns die Anlage. Der Vf. läst seinen französischen Gärtner (S. 10.) auf Anlegung eines *schönen* Gartens selbst Verzicht thun, wenn er ihn nur in den Fällen zu Rathe zieht, „wo „Menschen auf einem Platze im Freyen nicht sowohl „das *geistige* Vergnügen, welches der Anblick schöner „natürlicher Gegenstände gewährt, als vielmehr das „*physische* Vergnügen, welches mit dem Umherwandeln „und Verweilen in freyer Luft verbunden ist, zu geniessen wünschen, gleichwohl aber das erstere nicht „ganz

„ganz entbehren mögen.“ Zu Anlegung eines dagegen blofs angenehmen, (und mit dem nützlichen daher leichter zu verbindenden) Gartens, wo man in Schatten und Luft mit einer gewählten Gesellschaft vergnügt seyn kann und in welchem hier und da, neben der künstlichen Regelmäfsigkeit, der Natur so viel Originalität gelassen wird, dafs man auch etwas Schönes, jedoch nur in einzelnen Partieen erblickt, giebt der Vf. nachstehende Regeln, deren Befolgung einen steifen französischen Garten; allerdings erträglich machen wird, ohne ihm seinen gezierten Charakter ganz zu nehmen: 1) man sehe, (da dem Angenehmen das Schöne untergeordnet seyn soll,) *zuvörderst* auf Bequemlichkeit, (nahe Spatziergänge und Ruheplätze) 2) gebe man dem Garten dadurch das Ansehen einer durch *Kunst* gemachten Anlage, dafs man die Gänge und freyen Plätze in regelmäfsige Gränzlinien einschliesst und den Boden derselben ebnet. (Hier werden krumme Linien nicht ganz ausgeschlossen, nur sollen die Theile, die auf einmal übersehen werden, symmetrische Umrisse haben.) 3) mache man durch weite freye Plätze und lange Durchsichten die Ausdehnung der Anlage anschaulich; (jedoch will der Vf. die Täuschungen, wodurch der Garten gröfser scheint als er ist, vermieden wissen und widerräth allzulange Alleen, schmale Kanäle und *kleine* Teiche.) 4) soll man die Plätze und Alleen mit Gewächsen umgeben und bedecken, die ihre natürlichen Formen haben und diese mit Gewächsen und andern Gegenständen von künstlichen Formen nur sparsam vermischen. Die Bäume sollen in regelmäfsigen Zwischenräumen von einander abstehen, die Rasenstücke nur wenig bepflanzt werden, und die Gebäude zur Bequemlichkeit nicht blofs zur Pracht dienen. Romantische und schwermüthige, auch ländliche Gebäude und Statüen gehören nicht in des Vf. Plan, dagegen wünscht er Denkmäler verdienter Menschen, besonders aus dem Vaterlande und allegorische Bilder, die sich für einen geselligen Lustort schicken. Springwasser und Cascaden zieht er natürlichen Wasserfällen vor; die Hecken sollen nur da angebracht werden, wo etwas einzuschliessen ist, hohe, an Bädern und kleinen Cabinettern, niedrige da, wo nur der Zugang, nicht die Einsicht zu verwehren ist. Arcaden räth er mehr an als Lauben und Berceaux, deren Innres gewöhnlich blätterlos ist. Die Blumen will er auf Beeten beysammen, oder Rasenstücke damit garnirt haben. Aus allen diesen Regeln ergiebt sich, dafs der Vf. den Plan, einen als Kunstwerk erscheinenden und dabey gefälligen Garten anzulegen, durchdacht hat und ihm in der Ausführung treu geblieben ist; was aber die 5te Regel anbetrifft, „dafs der Künstler seinen Zusammensetzungen nicht nur ein wohlgefälliges Ansehen, sondern „auch Charakter geben und durch überlegte Verbindung „derselben den Garten zu *einem schönen* Ganzen machen „soll;“ so scheint dieses Rec. eine unauflösliche Aufgabe für den *französischen* Gärtner. Schönheit in der *organisirten* Natur erfodert ganz freyes Leben, und die Kunst, der man es ansieht, dafs sie Kunst ist, ist hier niemals schön; die Regeln, die der Vf. zu geben sich bemüht hat, gehen auch alle ins Detail und berühren den Totaleindruck nicht; schon seine Vergleichung eines schönen Gartens mit einem schönen Gebäude, (woraus er folgert, dafs auch der erstere die Regelmäfsigkeit der letztern haben könne,) zeigt seine Unkunde in den Erfodernissen der Schönheit an einem zusammengesetzten Ganzen, dessen einzelne Theile *zugleich* schön seyn sollen. Werke der Baukunst nennen wir schön, weil der Verstand des Menschen den *leblosen* unförmlichen Materialien in ihrer Verbindung eine Einheit des Zwecks angewiesen hat; wo dieser Zweck aber, (wie in der Pflanze,) schon bey jedem einzelnen Theile vorhanden ist, (und also jeder Theil die ästhetische Urtheilskraft beschäftigt,) darf man ihm bey Unterordnung unter einen allgemeinern, keine sichtbare Gewalt anthun, wenn von Schönheit des Ganzen und der Theile die Rede seyn soll, denn das freye Spiel jeder einzelnen Organisation ist unnachläfsliche Bedingung derselben; selbst eine mediceische Venus wäre ein Ungeheuer, wenn sie der Bildner an einem Taxusstrauche darstellte; die beschorene Hecke bleibt eine gemeine Wand, wenn sich über ihr auch die schönsten Baumgruppen erheben; und da beym geschäftlosen Genufs der schönen Natur die gerade Linie im Gehen nicht ohne Störung beobachtet werden kann, so ist schon der gradlinigte Gang, wenn er nicht eine Heerstrafse vorstellt, unnatürlich, (vermindert auch dabey, wie die ebne Fläche, die Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte;) und wenn man gar auf rechtwinklichte Wege stöfst, so springt uns die übelangebrachte Regelmäfsigkeit des Architecten beleidigend in die Augen und bringt uns zu der schmerzlichen Ueberzeugung, dafs die, die vor uns auf diesen Wegen wandelten, oder vielmehr der Gärtner, der ihre fortschreitende Bewegung nur nach *seiner* Idee aufzeichnete, die feine Empfindung nicht theilten, die der Anblick natürlicher Schönheit in uns aufregt. Diese schöne Empfindung sehnt sich aber nach mitfühlenden Wesen und wenn sie diese nicht antrifft, nicht einmal aus den (vermeyntlichen) Spuren derer, die früher hier wandelten, ahnen darf, so löst sie sich bald in schwermüthige Betrachtungen auf und tadelt die Menschen statt die Natur zu geniefsen. Wer aus diesem Gefühl, nicht aus Kennersucht, eine Anlage tadelt, für den und seines Gleichen ist die Anlage nicht schön, und wenn auch alle denkbare Naturschönheiten in ihr aufgehäuft wären; denn für ihn herrscht keine Ordnung und Einheit in ihrer Zusammensetzung.

Leipzig, b. Weygand: *Der Bund des armen Konrads.* Getreue Schilderung einiger merkwürdigen Auftritte aus den Zeiten der Bauernkriege des sechszehnten Jahrhunderts. 1795. 524 S. 8.

Diese anmafsliche getreue Schilderung ist nichts weiter als ein gewöhnlicher historischer Roman. Denn so weit treiben diese Herren bereits ihre Unbescheidenheit, dafs sie uns ihre Machwerke auf dem Titel sogar als wirkliche Geschichte verkaufen wollen. Rec. hat es

 schon

schon an mehrern historischen Romanlesern mit Bedauern bemerkt, was sie sich für eine Menge erbärmlicher und schiefer Ideen von der Verfassung unserer Vorzeit dadurch in den Kopf gesetzt haben. Wir sehen nicht ein, warum die mit Anmuth geschriebene allgemein verständliche Geschichte des Bauernkrieges von Hn. *Sartorius*, wenn wir auch bloss bey dem Endzweck der Unterhaltung stehen bleiben wollten, diese Absicht nicht zehnmal besser erfüllen sollte, als ein aus den Lüften gegriffener Roman.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. 1) *Frankfurt a. d. O.*, b. Apitz: *Geschichte der Königlichen Friedrichsschule* und der damit verbundenen Erziehungsanstalten zu Frankfurt an der Oder, von *Joh. Phil. Friedr. Demmers.* 1794. 109 S. 8. (8 gr.)

2) *Halle*, b. Hemmerde: *Von der Errichtung einer Bürgerschule*, in Verbindung mit der neu eingerichteten lateinischen Schule im lutherischen Stadtgymnasio zu Halle. 1795. 30 S. gr. 8.

3) *Flensburg*, b. Korte: *Schul-Reglement für die vereinigte Lehr- und Arbeitschule in Glücksburg*, nebst einer darauf sich beziehenden *Predigt* und einer *Einweihungsrede* von *E. Ludew. Friederici.* 1795. 78 S. gr. 8.

Das Interesse von Nr. 1. kann freylich nur örtlich seyn. Es enthält die Geschichte einer seit 1694 bestehenden Schulanstalt der reformirten Gemeinde in Frankfurt a. d. O., die einem D. Risselmann ihr Daseyn verdankt, durch dessen und mehrerer wohlthätiger Menschen Unterstützung sie emporgekommen ist. Man erfährt die Merkwürdigkeiten ihrer Entstehung und Erweiterung, die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen gehabt hat, die Einrichtungen, die darinn gemacht worden, das Personale der Lehrer und Vorsteher etc. Doch verweilt die Schrift mehr bey der äussern Verfassung als bey der innern Einrichtung oder der eigentlichen Geschichte des Unterrichts und der Erziehung, von der man hier wenig genügendes erfährt.

Nr. 2. Man hat für gut befunden, in Halle neben der lateinischen Schule des lutherischen Gymnasiums auch eine besondre Bürgerschule zu errichten, die jedoch so mit jener in Verbindung gesetzt werden soll, dass von 8 Classen drey der Bürgerschule, die übrigen aber der lateinischen Schule gewidmet seyn sollen und dass die Schüler der lateinischen und der Bürgerclassen in gewissen Vorkenntnissen gemeinschaftlichen Unterricht geniessen. Die Einrichtung beider ist so beschaffen, dass Erreichung des Zwecks möglich ist. Man bekommt eine Uebersicht davon durch zwey Lectionsverzeichnisse, die mit Anmerkungen erläutert sind. Für die Bürgerschule sollten der praktischen Uebungen vielleicht noch mehrere seyn, als man hier besonders ausgezeichnet findet, als Mechanik, deren Studium und Anwendung durch Modelle erleichtert werden könnte; praktische Feldmesskunst; Uebungen im Zeichnen solcher Gegenstände, die auf den künftigen Handwerker und Künstler unmittelbare Beziehung haben; etwas von der Haushaltungskunst; einige praktische Anweisung zum Gartenbau, Baumpfropfen, Bienen- und Seidenwürmerzucht u. s. w. Bey dem Religionsunterrichte in der lateinischen Schule scheint mehr auf die Glaubens- als auf die Sittenlehre Rücksicht genommen zu werden; daher auch für die Jünglinge der beiden obersten Classen zum Leitfaden möglichst kurz gefasste Sätze aus *Morus Lehrbuche* deutsch dictirt werden sollen: gewiss ein verwerfliches Beginnen, da jenes Lehrbuch der Einkleidung und dem Inhalt nach durchaus nur für junge Academiker und Theologen geeignet ist. Zur Beförderung der Schulzucht scheinen die Herren keine andern Triebfedern als *Ehrliebe* und *strenge Mittel* zu kennen; wenigstens erwähnen sie nichts von reinen sittlichen Bewegungsgründen zum Rechtverhalten, die aus der Entwicklung der praktischen Vernunft und des sittlichen Gefühls hervorgehen.

Der würdige Prediger *Friederici*, welcher die von der Gemahlin des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg-Bevern gestiftete Industrieschule eingerichtet hat, theilt in Nr. 3. die Anweisungen für den Lehrer, die Lehrerin und die Geschwornen, nebst der öffentlichen Bekanntmachung dieser Anstalt an die Gemeinde mit. Sie verräth durchaus einen mit den Bedürfnissen der Erziehung und den neuesten Anstalten dieser Art vertrauten Mann, dessen Einrichtungen auch in der Hauptsache mit den neuesten Lehr- und Arbeitsschulen übereinstimmen. Aus jener hier abgedruckten Anweisung liessen sich mehrere treffliche Stellen ausheben, wenn hier Raum dazu wäre. Unter den Arbeiten, in welchen Knaben und Mädchen unterrichtet werden sollen, wird vorzüglich *die Ausbesserung alter und Verfertigung neuer Kleidungsstücke* empfohlen, ein äusserst zweckmässiges und für das häusliche Leben so wichtiges Geschäft, das wir uns nicht entsinnen, auf der Tagesordnung der bisherigen Anstalten dieser Art gefunden zu haben. Auch das hat unsern Beyfall, dass die Lehrerin den achten Theil von dem aus dem Verkauf der Arbeiten gewonnenen Gelde erhalten soll, ein Sporn mehr für sie, zu sorgen, dass viel und gut von den Kindern gearbeitet wird. Weniger gefällt es uns, dass künftig die Frau des Küsters, dessen Stelle mit dem Organistendienste verbunden und dadurch verbessert werden soll, unentgeldlich dieser Stelle vorstehen soll, theils, weil es ungewiss ist, ob die jedesmalige Küstersfrau die erfoderlichen Eigenschaften habe, theils, weil eine solche ohne besondre Vortheile dieser Mühwaltung für sich leicht in ihrem Geschäft lässig und träge werden möchte. Die zur Empfehlung der neuen Anstalt gehaltne Predigt *über die Vortheile einer frühen Gewöhnung zur nützlichen Geschäftigkeit* ist sehr gut und zweckmässig, aber vortrefflich ist die *Einweihungsrede*, die uns für den Geist und das Herz ihres Vf. grosse Achtung eingeflösst hat. Nur eine Erinnerung. Der Vf. sagt im Eingang so viel Wahres über den ungewissen Erfolg aller menschlichen Unternehmungen und erdenkt sich die Möglichkeit, dass auch diese scheitern würde: gleichwohl glaubt *er*, man dürfe des guten Ausgangs und der Fortdauer gewiss seyn, wenn eine unternommne Sache in sich gut, die dabey zum Grunde liegende Absicht lauter, die dabey angewendeten Mittel rechtmässig und die Art ihres Gebrauchs vernünftig und zweckmässig sey! Allein ein Unternehmen mag an sich recht gut und nach aller menschlichen Einsicht auch heilsam seyn: so sind wir doch nicht im Stande, die Verkettung aller menschlichen Angelegenheiten und die geheimste sittliche Oekonomie des Ganzen so weit zu durchschauen, um berechnen zu können, ob es in diese Ordnung der Dinge passe, oder ob nach dem allumfassenden Blicke des höchsten Geistes die Vereitlung unsers Plans beschlossen sey. Wir dürfen also nie mit Sicherheit auf jene Vordersätze die Hoffnung eines erwünschten Erfolgs bauen, aber auch eben so wenig die Vernichtung eines Plans oder einer Anstalt in der Schuld der Sache oder der Menschen suchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. October 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Zamori oder die Philosophie der Liebe* in zehn Gesängen, von *Franz von Kleist*. 1793. 304 S. 8.

Zamori, ein Einwohner von Madrid, misfällt sich unter seinen eigennützigen und selbstsüchtigen Mitbürgern; sein Herz schlägt frey; er wünscht *ein gleiches Herz zu finden*, auf dessen Glück er sein eignes gründen könne (1: 8) und beschliesst demnach in die *Einsamkeit* zu gehn. Dieser *schöne* Plan wird schleunigst ausgeführt, und kaum ründen sich die Seegel vom Hauche des Ostwinds, als er, *ungerührt wie Zeno*, sein Vaterland im Nebel verschwinden sieht. Nach einer zehntägigen Fahrt, auf welcher Zamori stumm geblieben ist, und im Plato gelesen hat, legt das Schiff an eine Insel an, um Wasser einzunehmen; Zamori steigt aus und als er beym Trinken aus einer Quelle allen seinen Gram in ihren Grund versinken fühlt, beschliesst er, hier zu bleiben, verlangt von dem ihn begleitenden Bootsmann nichts als ein Beil und geht *wie ein Schach zu seinem Zelte mit eines Catos Kälte* der erwählten Wüste zu. Er baut sich hier ein Hüttchen; seine düstre Laune verschwindet und hier

> Wo kein Spinoza klügelt
> wo kein Cervantes scherzt und kein Torquato singt

findet er ein reines und volles Glück in dem Genusse der Natur. Das geht nun drey Monate lang recht gut, aber da die Menschen veränderlich sind und sich gerne Kummer machen, um die Freude besser zu geniessen, so fühlt auch Zamori Langeweile in seiner Einsamkeit; seine Hütte gefällt ihm nicht mehr; er eilt ins Freye, verweilt bey einem Blümchen, *pflückt Dornen* und *küsst sie*, statt sie in die Luft zu streuen. Endlich kömmt ihm ein günstiger Sturm zu Hülfe, der zwar sein Hüttchen einstürzt, aber ein wunderschönes Weib an das Ufer wirft, welcher Z. ahndungsvoll entgegenläuft. Halbnackend steht sie vor ihm, die schöne Midora; beide sinken einander, nach einem kurzen Staunen, an die Brust und sind in einem Augenblicke Mann und Weib. Beym Ausruhen fragt Z. die so unverhofft gefundne nach ihrer Herkunft. Sie erzählt ihm, dass sie vor langer Zeit mit ihrem Vater Spanien verlassen habe, um in die neue Welt zu gehn; dass sie sich mit ihm bey einem Sturme in einen Nachen geworfen und in der Nacht an ein Land getrieben worden sey, wo zwey Schwarze einen Menschen beym Feuer schlachteten. Sie stiegen aus und *sahn*, im Gesträuch versteckt, den Opfergebräuchen zu; doch will Midora *den Schrecken*, welchen sie bey diesem Anblick empfand, nicht beschreiben, *weil ihre Augen nicht sahn, ihre Ohren nicht hörten* und, was bey Nacht allerdings ein sonderbares Phänomen ist, die Sonne ihr schwarz und die Erde licht schien. Die beiden Schiffbrüchigen fanden bald, dass die schwarzen Männer so schlimm nicht waren, als sie ihnen beym ersten Anblick geschienen hatten; sie schlachteten und assen nur ihre Kriegsgefangenen, das war alles; ja, setzt Midora hinzu, *wenn ich es wagen dürfte, die Wahrheit zu gestehn*, (warum nicht unter vier Augen?) nur wenige Völker mit *schwarzem* und *blondem Haar* dürften sich an Güte und Biederkeit mit diesen Menschen vergleichen können. Während des zehnjährigen Aufenthalts unter ihnen, ward sie von ihrem Vater unterrichtet und vorzüglich zur Liebe, als dem Inbegriffe aller Tugenden, ermahnt. Die Tochter fand an diesem Unterrichte grossen Geschmack und seufzt nach einem Geliebten, aber die schwarzen Männer gefallen ihr nicht. Indess wählt sie sich doch einen derselben, Achmend, zu ihrem Freunde aus, in dessen Umgange ihr die Stunden so flüchtig wie *Nelkenhauch* hinschwinden; aber die Freundschaft genügte ihr nicht und sie sass manchen Tag traurig, sah den Blumen und Vögeln zu und wünschte so wie diese lieben und *handeln* zu können. Unter solchen Wünschen schlief sie eines Tags ein und sah im Traume — Zamoris Bild. Achmend musste nun zwar alle ihre Ansprüche auf ihr Herz an das schöne Traumbild abtreten, wurde aber doch noch als Begleiter auf Spaziergängen und Spazierfahrten mitgenommen. Auf einer der letztern leiden sie Schiffbruch; Achmend verliert sich in den Wellen und Midora wird an die einsame Insel getrieben, um ihren Traum realisirt zu finden. Der Dichter beschäftigt sich nun mit der Beschreibung des Lebensgenusses der beiden Liebenden und vorzüglich eines Spazierganges auf einen hohen Felsen, wo sie sich der seltnen Aussicht *weihn* und *mehr als einsam* seyn wollen. Damit man sich über diesen Einfall nicht wundere, versichert der Vf., dass *die Liebe ganz eigene Verlangen* habe und erörtert diesen Satz:

> Oft stört der Flug der *kleinsten* Mücke sie,
> ein andermal nicht das *Geräusch* der Schlangen,
> *Ein Kuss ist ihr Gesetz, ihr Wille, Phantasie.*

Ueberdies, meynt er, ein hoher Fels, von dem man so die halbe Erde übersehen könne (was unerachtet des bescheidnen *halb* ein wenig viel angenommen ist,) sey ein rechter Talisman, *jede* Laune in Frohsinn zu zaubern. Bey allen dem lässt er unentschieden, ob die

die Laune oder was sonst für eine Ursache die Liebenden auf den Felsen geführt habe

genug ihr seht
jetzt Arm in Arm, auf schroffen Felsenspitzen,
das schönste Weib der Welt beym frohsten Gatten sitzen.

Schwerlich dürfte einer unsrer Leser bey dem Ausdrucke *Gatte* angestossen seyn; aber so vorsichtig und gründlich ist Hr. v. Kl. bey — alltäglichen Dingen! dass er hier Gelegenheit nimmt, zu bemerken, sie wären nicht nach Art der Christen durch Priesterhand, sondern durch den Bund ihrer Herzen vereint gewesen. Nach dieser Bemerkung, die bey einem einsamen Paare auf einer wüsten Insel etwas unerwartet ist, und einer davon hergenommenen Abschweifung über die Fesseln in der Liebe, setzt sich der D. wieder zu den beiden Liebenden, um einige Reden über die Schönheiten der Natur anzuhören. Unterdessen zieht ein Ungewitter heran; vielleicht glauben unsre Leser, dass sie ein Obdach suchen werden; keinesweges; Zamori bemerkt vielmehr, der gute Mensch habe nicht nöthig,

vor der Natur zu *erzittern*
Sie nah' im Zephirhauch, sie nah' in Ungewittern.

und hofft noch ganz besonders auf den Schutz der Liebe. Denn wir, sagt er,

Wir fühlen mit *vergöttertem* Organe
und spotten jedes *Thors* (Thoren) und trotzen jedem Wahne.

Mit dieser Logik beruhigt Zamori seine Geliebte; aber kaum sieht er einen *grossen Tropfen* auf Midoras Busen fallen, als er es für gut findet, sich in den Schatten zu begeben, wo er ihr von neuem Muth einspricht, denn — *schön ist nach dem Sturm der Liebe Lohn.* Kaum haben sie das Obdach erreicht, als sich die *grosse Schlacht*, in welcher Himmel und Erde mit einander streiten, auf dem Meere ausbreitet. Sie erblicken ein beschädigtes Schiff, das auf den Fluthen hin und her schwankt, wie *die Hoffnung, die ihren Wunderschleyer aus Sonnenlicht und Dammerung webt* — Zamori wird schwermüthig und wünscht sich einen Freund; aber Midora umarmt ihn, *wie kann er wiederstehn? Hier würd ein Zeno warm*

ein Diogen *entliefe* seiner Tonne
liess Alexandern stehn (?) *vergässe seine Sonne.*

Z. bemerkt nun, dass es doch gut wäre, ein Hüttchen zu haben und man muss sich wundern, was ihn bisher abgehalten hat, mit Hülfe seines Beils eine neue Hütte zu erbauen, da der Sturm die alte eingeworfen hatte, da man nicht recht einsieht, warum er das, was er bey seiner Ankunft möglich machen konnte, jetzt unthunlich findet. Dem mag indess seyn, wie ihm will, genug, Midora ergreift diese Gelegenheit, das Paradoxon auszuführen: Es sey oft gut, zu *besitzen, was man nicht habe;* doch selten sey es gut, es auch zu wünschen. Ihre Philosophie setzt den Z. in Entzücken und er macht ein begeistertes Lob — ihrer Schönheit. *O Götterweib!* ruft er aus,

im Himmel und auf Erden (?)
Wer kann dich *sehn* und nicht bezaubert werden!

Zugleich versichert er ihr, dass wenn er auch mit ihr in Saras Wüsten (aber *mit dir an einer Stelle* setzt er bedächtig hinzu) versetzt würde, er sogar — *sein Vaterland vergessen* wolle. Bey einem Spaziergang am Meere entdecken sie die Trümmern eines Schiffes und Z. ruft freudig aus:

Sieh hier ist Stahl genug, *zehn Wälder* umzuhauen,
Jetzt wollen wir uns gleich ein *kleines* Hüttchen bauen.

Er packt auf, so viel er kann und fühlt die Last nicht, denn

sein *Dämon* hat ihn ganzbegeistert
und seiner Kräfte sich die Freude jetzt bemeistert.

Als die Hütte fast fertig ist und nur noch einige Stangen fehlen, geht Z. gegen Abend aus; Midoren wird bange; sie ruft ihm nach:

o! nimm dich ja in Acht
und komm recht bald zurück, sonst wird es späte Nacht.

Er verspricht in einer *halben Stunde* wieder da zu seyn und Midora sieht ihm nach, so weit sie in die *Runde* (*gerade aus*, dünkt uns, wäre besser gewesen) sehn kann. Es wird dunkel; Midora fürchtet für ihren Geliebten und geht ihm nach. Sie findet ihn am Strande mit einem sterbenden Engländer beschäftigt, der unter ihren Händen stirbt, nachdem er sich eines *unvernünftigen Epicureismus* und der *Sünde, sich nicht selbst ermordet zu haben*, schuldig bekannt hat. Dieses Abentheuer zieht, wie alles in diesem Gedichte, einige Betrachtungen und besonders eine Vertheidigung des Selbstmordes nach sich, in welcher unter andern behauptet wird, der sey kein edler Mann, der nicht im Rausche des Glückes sterben könne, um, von den Reizen der Zukunft berauscht, der Hülle *Staub* mit der *Gewissheit* zu tauschen. Auf das Begräbniss des Fremden folgen wiederum einige Reflexionen, eine Auffoderung zur Fröhlichkeit und eine Bitte an Midora, sich in einer benachbarten Quelle mit Zamori zu baden. Beym Ausruhn von diesem gemeinschaftlichen Vergnügen hört Midora ihren Namen rufen. Z. glaubt, wir wissen nicht recht warum, dass man komme, ihm seine Midora zu entreissen, die ausser sich vor Schrecken und in dem Vorsatze zu fliehn begriffen, sich *wollüstig* über ihren Gemahl hinbiegt und sich *in das selige Beschaun seiner Thränen* verliert. Endlich raffen sie sich auf und entfliehn; die Menschenstimme folgt ihnen ohne Unterlass nach. Nach einer langen Flucht finden sie sich *süss überrascht* vor einer Grotte stehn, verbergen sich in derselben und halten sich so still, dass man sogar den Gang der Schnecke am Felsen und den Flug der Mücken hören kann. Es wird Nacht und so finster, dass, wie sich der D. scherzhaft ausdrückt

in dieser Finsterniss Johannes selbst nichts sieht
der doch die Kunst besass, die Wolken zu zertheilen,
und da wo keiner sah die Heiligen zu sehn,
wie sie im Krönungssaal vor Gottes Stuhle stehn.

An

An Liebe und Genuſs ward in dieſem Dunkel nicht gedacht (S. 182.), ſondern man bringt die Nacht in groſser Angſt zu, die durch die Gegenwart eines fürchterlichen Mannes, der ſich auch in der Grotte eingefunden hat, verdoppelt wird. Beym Anbruch des Tages entdeckt es ſich, daſs der Fremdling Achmend iſt, der Midoren hier aufſuchte. Der erſte Anblick der beiden Männer iſt nicht freundlich. Der Heide fodert dem Spanier ſein Glaubensbekenntniſs ab und dieſes fällt ſo aus, daſs Achmend verſichert, daſs, ob er gleich geſchworen habe, *ihn* (den er in dieſem Augenblick zum erſtenmal ſah,) *und jeden Chriſt*(en) zu morden, er ihn doch ſeiner Freundſchaft werth achte. Die beiden Männer ſchlieſsen nun einen Freundſchaftsbund, deſſen Detail der D. den Leſern vorenthält, denn

> was die *innre* Seele *ſpricht*
> wagt auf der *ganzen* Welt die *klügſte* Muſe nicht.

Dieſer Genuſs hat nicht lange gedauert, als Z. bemerkt, daſs ſeine *Wonnen* in *eines Augenblicks Unendlichkeit* zerronnen ſind; er wünſcht ſich ſein frohes Herz und ſeinen freyen Sinn zurück, um dann *mit ſeinem Kummer in eine öde Welt zu ziehn.* Er iſt auf Achmend eiferſüchtig: er kennt ſich ſelbſt nicht mehr

> und wie der Hirt *im alten Griechenland,*
> erſtarrt, wenn ihm, *in der bewohnten Höle,*
> ein Löwenpaar mit aufgeriſsner Kehle
> entgegen kömmt, *ſo ſtarrt* Zamori *ſich*
> *im Bild des Jünglings an; das nicht dem Manne glich.*

Die Urſachen dieſer furchtbaren Symptomen erzählt er ſich ſelbſt in folgender Stanze:

> Sah ich ſie nicht, vertraulich Hand in Hand
> mit ihrem Freund in *ſtillen Lauben ſitzen,*
> ſie weinte, doch *ſein witzelnder Verſtand,*
> *gemacht die Phantaſie der Weiber zu erhitzen,*
> *nur wenig ſtets mit vielem Prunk zu nützen,*
> verſprach ihr Troſt; und ſollt ich in ein fremdes Land
> um dich zu retten fliehn!" ach dieſes konnt ich hören,
> und ſeinen Tod nicht gleich vor ihren Augen *ſchwören.*

Midora iſt ihrem Z. nachgeſchlichen und läſst ihm ein Selbſtgeſpräch hören, in welchem ſie ihre Unſchuld mit hohen Schwüren betheuert. Dieſer Theaterſtreich thut ſeine Wirkung; Z. wankt und ein Blick Midorens wirft ihn zu ihren Füſsen. Nach der Ausſöhnung geräth Zamori in einen Zuſtand, deſſen Sonderbarkeit wir nur mit des Dichters eignen Worten ausdrücken können:

> Zamori ruht im Schooſs geliebter Reize,
> und küſst den Pfeil, der ihm das Herz durchſtach;
> wiegt jeden Augenblick mit unbeſcheidnem Geize,
> zählt Stunden nicht; läuft einem Argwohn nach,
> verachtet ſich und haſst ſein ſchönes Leben,
> um weiſer bald, mit ſelbſt erworbner Schmach
> belaſtet, ſich der Reue hinzugeben,
> und das zerriſsne Garn mit neuer Müh zu weben.

Die Ausſöhnung mit Midoren wird durch eine Umarmung gekrönt, nach welcher Z. noch einen Monolog des armen Achmend anhört, der ſich in die Höhle begiebt, um zu ſagen, daſs er, um ſeinen Freund zu beruhigen, die Inſel verlaſſen wolle. Z. hört dieſen heroiſchen Entſchluſs, umarmt den Achmend und alles iſt durch zwey Monologen wieder in Ordnung gebracht. Midora bringt nun ihrem Manne einen Sohn, in deſſen Mienen Z. ſogleich ſeine künftige Beſtimmung lieſt. Der kleine *Menſchenſcheuer*, ruft er aus:

> ſieht auch *ſo finſter* ſchon *als haſs't er jeden Schein*
> *der Pracht,* als würd' auch er der Wahrheit treuer
> wie jedem Glück der Erde ſeyn.

Als nun aber der kleine Carlos ein wenig heranwächſt, bekümmert ſeine Aeltern ihre Einſamkeit. Wie kann ich, ſagt Z. zu ſich ſelbſt:

> Wie kann ich ihn in dieſem öden Hayn
> wie Carlos hier zu einer Tugend *zwingen*
> *die nur Erfahrung lehrt? Wie hier ihm Führer ſeyn,*
> *auf einer Bahn, die einſam zu vollbringen,*
> *für den unmöglich iſt, den nicht der Schein*
> *wie mich getäuſcht?*

Sie wünſchen ſich alſo in ihr Vaterland zurück und Achmend iſt ihnen zur Ausführung ihres Vorhabens behülflich. Er beſteigt ſeinen Nachen, fährt nach ſeiner Inſel; hier liegt eben ein ſpaniſches Schiff ſegelfertig, er bringt es mit und die ganze Familie ſchifft ſich nach Spanien ein. — Dieſer Auszug, in welchem wir uns, ſo viel es möglich war, der eignen Worte des Vf. bedient haben, kann mehr als hinreichend ſeyn, den Zuſammenhang der Handlung, die Schreibart und ſelbſt einen Theil der in dieſem Werke herrſchenden Philoſophie kenntlich zu machen. Den ganzen Inbegriff der letzteren faſst Hr. v. Kl., in ſeiner Vorrede, in den Satz zuſammen: daſs der Mann, der nie ſchwärmeriſch liebte, *nie die Welt um einen Händedruck vergaſs*, zwar ein guter und nützlicher Staatsbürger ſeyn, aber nie ein groſser, ein göttlicher Menſch, der noch für die Nachwelt Jahrhunderte hindurch fortwirke, werden könne. Entzückend ſey alſo die Ueberzeugung, daſs die Natur uns durch die flüchtigſten Triebe der Unſterblichkeit zuführe. Wie glücklich iſt der Hr. v. K., daſs er einen ſo leichten und blumenreichen Pfad zur Unſterblichkeit gefunden hat! Wir wünſchen ihm Glück dazu, ob wir gleich nicht glauben, daſs er durch die Darſtellung dieſer Philoſophie in dem Zamori einen Schritt auf dieſer Bahn vorwärts gethan habe. Um ein *groſser*, ein *göttlicher*, ja auch nur um ein *guter* Dichter zu ſeyn, muſs man mehr verſtehn, als *reimen*, man muſs *denken* können. Einige alltägliche Gemeinplätze, einige Declamationen gegen das Chriſtenthum und den Deſpotismus geben noch keinen Anſpruch auf den Namen eines aufgeklärten Philoſophen; ſo wenig als ein Miſchmaſch abgenutzter oder barocker oder unzuſammenhangender Bilder für eine dichteriſche Phan-

tasie beweisen. Wie sehr es diesem reimfertigen Schriftsteller selbst an den alltäglichsten Kenntnissen eines Poeten fehle, zeigen seine zahlreichen mythologischen Sünden (z. B. l. 49. *o Nacht! — lass wie auf Ida einst* noch einmal dich verlängern. *Titania* statt der Morgenröthe. *Daphnis*, die vor dem Apollo flieht u. dgl. m.); seine fehlerhaften Verse (z. B. In deiner Brust | doch höre mich | mein Mutterland. Der Sprache nach | ist auch das deine | nur empfand. Und eh mein Vater noch von Schreck betäubt, Ich sehe sie schön wie | auf blümigen Gefilden;) seine Plattheiten, deren wir oben keine unbeträchtliche Anzahl ausgezeichnet haben und die wir noch mit vielen andern vermehren könnten, wenn uns nicht vor einer Sammlung solcher Blumen ekelte. Die Anzahl der wohlgerathnen, wenigstens tadelfreyer Stellen ist dagegen, in Betrachtung der Länge des Gedichtes äusserst gering. Wir wollen einige derselben zur Erholung unsrer Leser hier hersetzen. S. 63:

Sie sprichts; er athmet schon in süssen Zügen
den Balsamhauch von ihren Lippen ein,
und wie zwey Lilien, die kühle Weste wiegen,
erst ab und zu, dann an einander fliegen,
so küssen sie. —

S. 146.

O lass uns nie die Lilie zerknicken,
die lieblich uns, im Thal der Hoffnung, winkt;
der Glückliche, der ihren Balsam trinkt,
wird ungeschreckt das kühle Grab erblicken,
in das für ihn ein Lichtstrahl niedersinkt;
ein höh'res Ideal wird seinen Geist entzücken,
und wo sich anderen der Tod ein Schreckbild malt,
sieht er ein Götterkind, von Sonnenglanz umstralt.

S. 253.

Sie richtet sich empor — ein lechzendes Ermatten
wirft sie zurück; von ihrer Stirne träuft
ein kalter Schweiss, ein schneller Schauer läuft
von Glied zu Glied, und trübe, dunkle Schatten
umdüstern ihren Blick; sie ruft nach ihrem Gatten
mit schwacher Stimme, will empor, doch da ergreift
ein schrecklich Weh den mütterlichen Schoos,
sie krümmt sich, sinkt zurück und liegt besinnungslos.

Ein schwaches Wimmern nur verkündet noch ihr Leben,
geschlossen ist ihr Auge, ängstlich wallt
ihr Busen, bleich ist ihre Lippe, kalt
die Schweiss-bedeckte Stirn, ein schwaches Beben
ihr Athem; schon scheint sie dem Tode hingegeben,
als sie, mit tiefem Ach! die lieblichste Gestalt,
den Amor im Entstehen in ihrem Schoos erblicket
und an die Mutterbrust mit stiller Wonne drücket.

Die letzten beiden Stanzen verliehren nur zu sehr, wenn man sich der ähnlichen Schilderung von Amanda's Entbindung in Wielands Oberon erinnert.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Ulm*, b. Wohler: *Der gute Junker*, oder Nachrichten von den Einrichtungen des Baron Biderb in der Herrschaft Freudenthal. 1795. 54 S. 8. (4 gr.) — Eine brave Schilderung eines edeln Landedelmanns, der, früh durch seinen Hofmeister auf seine Würde und Bestimmung als Mensch und als Vater seiner Gutsunterthanen aufmerksam gemacht, es sich zur Angelegenheit seines Lebens macht, für den Wohlstand, die zweckmässige Ausbildung und sittliche Veredlung, kurz für das Beste seiner Gemeinden die möglichste Sorge zu tragen. Er macht zu dem Ende Reisen, besonders nach England, wo, wie hier richtig bemerkt wird, die Landwirthschaft auf einem bessern Fusse als in jedem andern Lande eingerichtet ist und nach seiner Rückkehr macht er daheim die besten und nützlichsten Einrichtungen jeder Art. Wenn der gute Junker zu Freudenthal gleich nicht in der Wirklichkeit daseyn mag, so sind doch die Einrichtungen, die er macht; so wenig romanhaft, dass sie wohl überall könnten ausgeführt werden, wenn es nicht denjenigen Menschen, die hierzu berufen sind, gewöhnlich an Kraft und Willen zum Guten fehlte. Dass der Vf., der von den neuesten Verbesserungen des Schulwesens Gebrauch gemacht hat, keine sogenannte Industrieschule in der Herrschaft Freudenthal errichten werden lässt, wundert uns. Auch sehen wir den Grund nicht ein, warum das musterhafte Gesangbuch in jener Herrschaft nicht einmal hundert Lieder enthält. Rec. sieht es ungern, dass unsre geistlichen Liederbücher immer dünner und dünner werden, und er würde vielmehr vorschlagen diesen Sammlungen, aus denen der gemeine Mann in allen Anliegen und Nöthen Trost, Beruhigung, Stärkung und Ermunterung zum Guten sucht, ihren ehemaligen Umfang wieder zu geben, und statt mancher Abschnitte einer unfruchtbaren, veralteten Dogmatik, die noch in unsern besten Gesangbüchern wahrzunehmenden Lücken der speciellen Moral auszufüllen und z. B. das häusliche Leben und seine mannichfaltigen Verhältnisse, als Ehe, Liebe, Freundschaft, Erziehung, Umgang mit der Dienerschaft, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, strenge Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit, Treue in Zusagen u. s. w. ja nicht so zu vernachlässigen, wie von unsern Liederdichtern und Sammlern leider gewöhnlich geschieht!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. October 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) LONDON: *The Elements of Medicine, or a Translation of the Elementa Medicinae Brunonis, with large notes, illustrations and comments*, by the Author of the Original Work. In 2 Volumes. 1788. T. I. 308 S. T. II. 346 S. 8.

2) MAYLAND, b. Galeati: *J. Brunonis Elementa Medicinae.* Editio prima italica, post ultimam Edimburgensem plurimum emendata, cui praefatus est *P. Moscati.* 1792. 330 S. 8.

3) Daffelbe Buch nachgedruckt: HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch. 1794. 228 S. 8.

4) FRANKFURT a. M., b. Andräe: *Brownes Grundsätze der Arzneylehre*, überfetzt von *Weikard.* 1795. 367 S. 8.

5) Ebend.: *Entwurf einer einfachern Arzneykunst, oder Erläuterung und Bestätigung der Brownischen Arzneylehre*, von *N. A. Weikard.* 1795. 335 S. 8.

Es ist ungefähr 11 Jahre her, dafs Rec. von einem Reifenden aus England, der in Edimburg ftudirt hatte, unter andern Neuigkeiten hörte, dafs ein D. *Browne* dafelbft ein neues Syftem der Medicin publicirt habe, das nur 2 Claffen von Krankheiten, die der Stärke und der Schwäche und eben fo auch nur 2 Methoden, die ftärkende und fchwächende, annehme, dafs er aber damit bis jetzt wenig Glück gemacht habe, weil der Vf. nicht viel praktifche Uebung befitze, faft täglich betrunken und alfo in den Verdacht gerathen fey, die Grundzüge feines Syftems blofs von fich felbft und aus den Wirkungen des Weins auf feine Perfon abftrahirt zu haben, die fich freylich zuweilen äufserft excitirend, zuweilen aber fo deprimirend an ihm zeigten, dafs man ihn betrunken in den Strafsen fände. — Von einem folchen Syftem, das gleich anfangs der Gegenftand des Spotts war, liefs fich nicht viel erwarten und die nachherige Stille liefs vermuthen, dafs es mit fo mancher englifchen und nichtenglifchen Theorie gleiches Schickfal gehabt habe und fchnell in Vergeffenheit gerathen fey. — Um fo mehr erftaunte Rec.; als er feit einiger Zeit hörte, dafs es anfange, in *Pavia* und auch auf einigen deutfchen Akademieen (Wien, Wirzburg etc.) fehr beliebt zu werden und als dann *Mofcati*, befonders aber *Weikard*, als Vertheidiger deffelben auftraten, unter denen der letztere es als das erfte Licht ankündigte, wodurch der bisherige dunkle, fcholaftifche und verworrene Zuftand der Medicin endlich Aufklärung und Verbefferung hoffen könne. — Da es ewig wahr bleibt: *An ihren Früchten follt ihr fie erkennen*, fo wäre es doch fehr gut, einmal einen Blick auf das Land zu werfen, woher uns dies Brownefche und fo manches andre Syftem zugeführt worden ift und zu fehen, ob denn nun in England diefe vernünftige, fimplificirte und naturgemäfse Medicin herrfche, die uns diefe Syfteme verfprechen. Und wenn uns nun die traurige Erfahrung lehrt, dafs gerade in diefem Lande (wie noch kürzlich fachkundige Augenzeugen verficherten) jetzt die rohefte Empirie herrfcht, dafs felbft in den beften Hofpitälern die praktifche Medicin zu einer Quackfalberey herabgefunken ift, deren fich ein deutfcher Arzt fchämen würde und dafs man mit gutem Gewiffen keinem jungen Arzt mehr rathen kann, nach England zu gehen, um fich zum Praktiker zu bilden; dann mufs allerdings einiger Zweifel gegen die praktifche Vortrefflichkeit jener Syfteme entftehen und es follten deutfche Aerzte fich es allmählich zum Gefetz machen, etwas mistrauifch gegen die englifche Waare zu werden und ihre deutfche Gründlichkeit und Erfahrung nicht fogleich jeder englifchen Prahlerey aufopfern.

Es ift hier gewifs der Ort, das Wefentliche und Neue diefes Syftems auseinander zu fetzen und ein gründliches Urtheil darüber zu fällen, um die Meynung des Publicums, befonders der jungen Aerzte, die fo leicht durch Namen und Empfehlungen geblendet werden, zu berichtigen. In diefer Abficht werden wir einen treuen und unpartheyifchen Auszug der Hauptfätze deffelben liefern, unfer Urtheil über die Neuheit und Wahrheit derfelben beyfügen und zuletzt den Einflufs des Ganzen auf das Studium und auf die Ausübung der Kunft unterfuchen.

Der erfte Satz, worauf gleichfam das ganze Syftem gegründet ift, ift: Alles Leben beruht auf Erregbarkeit (*Incitabilitas*) und dem Erregenden (*Incitamentum*) und der daraus entftehenden Erregung (*Incitatio*). Alle Wirkungen und Erfcheinungen des Lebens find nichts als Erregungen." Wir fragen jeden vernünftigen Arzt, ob in diefem Satz etwas neues ift, aufser den Worten *Incitatio*, *Incitabilitas* etc. Seit *Haller* ift es ja ein Axiom in der Medicin. Alles gefchieht in der animalifchen Welt durch Reiz und Reizempfänglichkeit (man mag fie nun Lebenskraft, Irritabilität, Senfibilität, oder wie man fonft will, nennen) und alle Wirkungen und Erfcheinungen find Producte des Reizes und der Reizempfänglichkeit.

„Gefundheit befteht in dem gehörigen Verhältnifs des Reizes zur Erregbarkeit, Krankheit in dem aufgehobnen Verhältnifs." Wir fagten bisher, Gefundheit befteht in dem Gleichgewicht der Kräfte und Functionen und das war richtiger und beftimmter; denn nach

B. kann man organische und mechanische Fehler nicht mehr unter die Krankheit bringen und Leute mit Verhärtungen, Verstopfungen, Verwachsungen, innern Geschwüren etc., werden sichs doch nicht leicht einreden lassen, dass sie gesund seyen.

„Die Erregbarkeit kann durch manche Eindrücke vermehrt (incitirt), durch andre vermindert werden; sie kann durch zu heftige Reize erschöpft, aber durch zu geringe Reize nicht genug consumirt werden. Die Incitation bestimmt die Stärke, welche sich folglich nach dem Verhältniss des Erregenden zur Erregbarkeit richtet." Auch hierinn wird niemand etwas neues finden, er müsste denn wenig mit den Grundsätzen der neuern Medicin bekannt seyn. Nur neue Worte sind es und weiter nichts. Wir sagten bisher, es muss ein gehöriges Verhältniss existiren zwischen dem Reiz und der Reizfähigkeit (der Lebenskraft); ein zu starker Reiz erschöpft und vernichtet sie, ein zu schwacher bringt eine zu geringe Gegenwirkung hervor. Man muss daher bey der Anwendung der Reize immer auf die Beschaffenheit der Empfänglichkeit Rücksicht nehmen.

„Hieraus entstehen zweyerley Arten von Schwäche im menschlichen Körper: 1) *Directe Schwäche*, welche von Mangel des Erregenden und daher rührendem Ueberfluss an Erregbarkeit entsteht. 2) *Indirecte Schwäche*, welche von zu heftiger Erregung und dadurch entstehender Erschöpfung der Erregbarkeit entsteht." Dieser Satz ist eine Hauptgrundlage des ganzen Systems. Aber einmal ist diese Ableitung der Schwäche so bekannt, dass man darüber wirklich nicht nöthig hätte, ein solches Siegesgeschrey anzuheben. Jedermann wusste, dass man müde wurde durch Verschwendung der Kraft und eben so sehr durch Mangel an Reiz, Uebung, Nahrung etc. Und zweytens umfasst diese Definition bey weitem nicht alle Arten der Schwäche; denn wo bleibt die Schwäche, die von Mangel an Bindung und Ton der Faser entsteht; wo die falsche Schwäche, die durch Entfernung dessen gehoben wird, was die Kraft unterdrückt? Eine Eintheilung, die äusserst nützlich und dem Praktiker unentbehrlich ist.

„Alle Krankheiten entstehen, entweder von vermehrter Erregung (*sthenische Krankheiten*), oder von verminderter Erregung (*asthenische Krankheiten*) und hieraus folgt, dass es nur zwey Methoden zur Cur giebt, die, welche die Erregung vermindert und die, welche sie vermehrt." Dies sieht nun so einfach und fasslich aus und ist doch bey genauer Untersuchung so mangelhaft und in der Anwendung schwer und unzureichend. Denn 1) ist es ein Hauptfehler dieser Eintheilung und so des ganzen Brownschen Systems, dass blos auf das mehr oder weniger, oder den Grad, der Reizung gesehn ist, aber gar nicht auf den Modus oder die Qualität derselben, worinn doch der Grund einer Menge von Krankheiten liegt. Eine sehr grosse Anzahl von Fehlern entsteht nicht von einer zu starken oder zu schwachen, sondern von einer bloss *in modo* veränderten Reizung und hier ist weder etwas zuzusetzen noch davon zu thun, sondern der Arzt hat bloss die Art der Reizung umzuändern. Und 2) wo bleiben die organischen und mechanischen Fehler, die Fehler der Materie und der Stoffe, der Bildung, Structur etc.? Sie sind weder sthenisch noch asthenisch und dennoch sind es Krankheiten. — Uebrigens ist ja obige Eintheilung längst bekannt und angenommen. Das, was die Aerzte bisher entzündlichen oder faulichten, activen oder passiven Zustand in Krankheiten nannten, war ja nichts anders, als das, was Hr. *B.* mit einem neuen und ungrammatisch gebildeten Worte, sthenisch und asthenisch, zu nennen beliebt.

„Die entstehende Krankheit richtet sich allemal nach der vorhergegangnen Diathesis; war diese sthenisch, so entsteht sthenische Krankheit; war sie asthenisch, so entsteht eine asthenische." Dass sich jede Krankheit nach der vorhergegangenen Anlage des Körpers richte und dadurch zum Theil ihre Form erhalte, war ja längst bekannt. Nur vergassen die Aerzte nicht, was B. vergisst, dass auch der Krankheitsreiz sehr oft die Form bestimme, z. E. ein faules Contagium.

„Alle Krankheiten sind entweder allgemein oder örtlich. Jene supponiren eine Diathesis, oder Anlage." Längst bekannt; und wir wissen noch mehr als B. nämlich, dass auch die örtlichen Krankheiten sehr oft eine Anlage zum Grunde haben.

„Bricht nun eine sthenische Krankheit wirklich aus, so entsteht Frost, Durst, Deliria, Lungenentzündung etc. Dieser Frost und andre topische Zufälle sind dann nichts anders als örtlich vermehrte Incitationen." Wir nannten dies bisher örtliche Wirkungen der inflammatorischen Diathesis, oder topische *inflammatorische* Reizungen, auch wohl einen durch Entzündungsreiz erregten Krampf; und was wird denn durch den blossen neuen Namen gewonnen? Aber höchst auffallend und fast lächerlich wird diese Neologie vollends da, wo vom Fieberfrost die Rede ist. Wir hielten ihn bisher für einen Hautkrampf, der durch den Fieberreiz erregt würde, die Ausdünstung unterdrückte, und dadurch nicht allein das Gefühl der Kälte erzeugte, sondern auch wirklich die Entwicklung der Wärme in der Haut verhinderte. Aber dieser Hautkrampf ist nach Hn. *B.* und *Weikard* die grösste Abgeschmacktheit; sie theilen uns dagegen die wichtige Entdeckung mit, dass der Fieberfrost nichts anders ist, als eine so weit getriebene Incitation der Haut, dass die Gefässe zusammengeschnürt werden, die Ausdünstung zurückbleibt und sofort alles erfolgt, was wir eben vom Hautkrampf sagten; und diesemnach bleibt mit dem neuen Wort doch ganz der nämliche Begriff verbunden, wie mit dem alten? Womit hat es denn also das arme Wort, Hautkrampf, verdient, dass es in solche Verdammniss geräth? Diese letzte Frage können wir denn dem Publicum und auch Hn. *Weikard*, der davon gar nichts zu ahnden scheint, beantworten. Bloss persönliche Animosität Brownes gegen Cullen ist daran schuld. Das ganze Brownesche System verdankt derselben zum Theil seine Entstehung und wurde geschrieben, um das Cullensche zu stürzen; und da nun der Hautkrampf dazu gehört, so darf ein ächter Brownianer auch das Wort nicht einmal in den Mund nehmen. Aber hoffentlich wird sich das vernünftige medicinische Publicum so etwas nicht als Gesetz aufdringen lassen, was bloss

blofs Laune und Leidenschaft eines einzelnen Menschen dictirte.

„Bricht eine asthenische Krankheit aus, so entstehen oft ähnliche Zufälle, Frost, Hitze, Rasereyen, Entzündung etc., nur der Unterschied ist, dass es hier alles von verminderter Incitation oder Schwäche herrührt." Ganz richtig, gerade so betrachtete man ja bisher die Fieber, die Entzündungen, die Krämpfe u. s. w., die man nervös oder faulicht, oder auch passiv nannte. Wir hoffen nicht, dass erst ein *Browne* kommen muss, um uns kund zu thun, dass es zweyerley Entzündungen gebe, die active und passive, und zweyerley Fieber, das von Stärke und das von Schwäche. War es nicht zeither allgemein anerkannte Sache, dass manche Entzündungen durch Aderlassen und Schwächung manche, z. E. die faulichte und chronische, durch stärkende und excitirende Mittel gehoben werden müssen. *Vinum refrigerat, sopit, pulsum moderat,* war ja ein längst bekanntes Axiom, sobald vom Nerven und Faulfieber (also Fiebern der Schwäche) die Rede war.

„Zu den sthenischen Krankheiten gehören, *Peripneumonia, Pleuritis, Phrenitis, heftige* Blattern und Masern, Rothlauf, der hitzige Rheumatismus, Cynanche tonsillaris, Katarrh, Scharlachfieber, Mania, Schlaflosigkeit, Fallsucht etc. — Bey allen diesen Krankheiten ist die einzige Methode die; man wende so viel schwächende Potenzen an, dass der Grad der Erregung endlich wieder auf den natürlichen Zustand zurückgebracht wird." – In allen diesen Krankheiten soll also die schwächende Methode und vorzüglich das Aderlassen wieder eingeführt werden! Glück zu, ihr Herrn Dorfbarbierer und Lanzettendoctoren! Von nun an habt ihr wieder freyes Feld, jedem Phreniticus, jedem Pleuriticus, jedem, der nicht schlafen kann, so lange Blut abzuzapfen, bis er nicht mehr klagt, oder allenfalls den ewigen Schlaf schläft. Denn bey allen diesen Krankheiten ist nichts weiter nöthig, als die schwächende Methode. Wir sind also wieder in die Molieresche Aderlassperiode versetzt, wo es genug war, einen Menschen rasen oder am Bruststechen leiden zu sehen, um das *Saignare* im ganzen Umfange anzuwenden. Hat man denn alle die traurigen Beyspiele schon vergessen, wo durch ein unschickliches Aderlass in diesen Krankheiten (wenn sie z. E. blofs aus dem Unterleibe entstanden) tödtliche Folgen, oder unheilbare Lungensucht und Melancholie entstanden? Wissen die Hn. *Browne* und *Weikard* denn gar nichts davon, wie viel Studium und Vorsicht nöthig sind, in diesen Krankheiten den rechten Fall zu bestimmen, wo ein Aderlass nöthig ist? Wie viel Mühe gaben sich ein *Brendel, Schröder, Zimmermann, Tissot, Stoll,* um der Aderlasswuth in diesen Krankheiten Einhalt zu thun, und den Unterschied der wahren Entzündung von der gallichten und scheinbaren zu zeigen, und das Verdienst dieser grofsen Männer und aller der Nutzen, den es schon stiftet, soll mit einemmale wieder vernichtet werden, blofs weil ein schwärmender Engländer und ein ihm nachschwärmender Deutscher das *Veto* darüber spricht? Nein, wir trauen den Deutschen zu viel medicinische Cultur und Geistesfestigkeit zu, als dass sie sich durch diesen Windstoss gleich aus der Fassung bringen lassen sollten.

„Die asthenischen Krankheiten sind: Abmagerung, Wahnsinn, Krätze, Blutflüsse, Erbrechen, Diarrhoe, Ruhr, Würmer, Kolik, Suppressionen aller Art, Wassersuchten, Gicht, Hypochondrie, Epilepsie, Wechselfieber, Typhus, Apoplexie, zusammenfliessende Blattern etc. In allen diesen Krankheiten besteht die ganze Cur darinn, dass man die Schwäche hebt und also die Art der Schwäche untersucht. Ist es directe Schwäche, so muss man mehr Reize geben, bis der fehlerhafte Ueberfluss der Erregbarkeit erschöpft und die Erregung wieder auf den Grad der Gesundheit exaltirt ist; ist es indirecte Schwäche, so muss man den Reiz so mindern, dass die Erregung nicht zu heftig excitirt wird; man muss also mit den stärksten Reizen anfangen und dann immer mehr damit abnehmen, bis die Erregbarkeit auf den Punkt reducirt ist, dass sie wieder gegen natürliche Reize empfindlich ist." Welche Verwirrung der Dinge! Welche schwankende Curindicationen! Also Blutflüsse entstehen immer aus Schwäche und erfodern *excitantia* und *roborantia*? Aber lehrt uns denn nicht die tägliche Erfahrung, dass Blutflüsse auch von inflammatorischer Diathesis, oder auch von blofser scharfer Galle im Magen entstehen können, und in diesen Fällen sogleich durch das schwächende Aderlass, oder auch durch ein Brech- oder Abführungsmittel gehoben werden? Gnade Gott dem armen Kranken, den in solchen Fällen ein Brownianer mit der excitirenden Methode behandelt. — Der nämliche Fall ist mit der Epilepsie, die ja oft am besten einer vegetabilischen und spärlichen Diät weicht, und gewiss öfter curirt werden würde, wenn die Kranken anhaltend genug eine solche Diät brauchten, wie schon *Fothergill* bemerkte. Kennen denn die H. B. und *W.* die ganze Classe der Krämpfe *a repletione et Plethora* nicht?

„Alle Arzneyen lassen sich nun eben so gut, wie die Krankheiten in die zwey Hauptclassen, die sthenische und asthenische, theilen. *Sthenische* oder excitirende (oder stärkende, welches nach *B.* einerley ist) Mittel sind: Wärme, Seelenreiz, reine Luft, Blut und abgesonderte Säfte, Muskelbewegung, Empfindung (nämlich angenehme). Speisen und Getränke, Arzneyen, als da sind, Opium, Spirituosa, Gewürze, Wein, China, Eisen, Squilla, Mercur, Aloe, Crocus, Moschus, Kampfer, flüchtiges Alcali und fast alle Arzneyen (ausgenommen Brech- und Purgiermittel) etc. — *Asthenische* oder schwächende Mittel sind: Kälte, Aderlass, unreine Luft, Unthätigkeit des Leibes und der Seele, unangenehme Sensationen, Wasser, wässrige Speisen und Getränke, vegetabilische Säuren, Brech- und Purgiermittel." Gegen diese Classification lässt sich, wie man leicht sieht, gar vieles erinnern. Wein und Opium unter der Classe der stärkenden Mittel oben an! Auf diesen paradox klingenden Satz thut sich Hr. *B.* und *W.* vorzüglich viel zu gute. Aber lasst uns sehen, mit welchem Rechte. Dass die Wärme eine unentbehrliche

liche Bedingung zur Entwicklung und Erhaltung des organischen Lebens sey, dafs sie das Blut ausdehne, als Reiz die Circulation beschleunige und überhaupt in einem gewissen Grade als Reiz auf uns wirke, dies war in der Medicin längst anerkannt und entschieden. Aber daraus nun gleich den Grundsatz zu ziehen, Wärme stärkt und Kälte schwächt, dies ist völlig falsch und blofs der Paradoxensucht des Vf. und der Begierde, Sensation zu erregen, zuzuschreiben. Denn einmal, ist es denn genug, dafs ein Mittel reize, um es nun auch gleich ein stärkendes Mittel zu nennen? Dann müssen wir auch Squilla, Senega, Kalchwasser, Seife unter die stärkenden Mittel setzen, denn sie reizen eben so gut. Hier entdeckt man einen Hauptfehler des B. Systems, dafs er nämlich ganz vergessen hat, den einfachen Ton der Faser in Anschlag zu bringen, der offenbar zur Stärke eines Organs gehört. Dann würde dies Kapitel eine ganz andre Gestalt erhalten haben. Es kann etwas reizen und doch den Ton der Faser sehr schwächen, und so ist die Wirkung der Wärme, sie reizt und erschlafft oder schwächt zugleich. Ferner was ist denn warm und kalt? es sind ja blofs relative Begriffe, dem Grönländer ist eine Luft warm, in der der Afrikaner erfrieret. Ferner in einem gewissen Grade und anhaltend angewendet bringen ja beide, sowohl Wärme als Kälte, Schwäche hervor, und hingegen im höchsten Grade topisch angewendet, wirken beide völlig gleich, als Reiz, auf den lebenden Körper und bringen Entzündung, Schmerz, ja Excoriation und Brand hervor. Es ist also ein offenbares Wortspiel zu sagen: Wärme stärkt und Kälte schwächt. Unter gewissen Umständen gilt diese Behauptung freylich. Aber man kann mit eben dem Recht den Satz umwenden und sagen: Wärme schwächt und Kälte stärkt, denn unter andern Umständen und verschiedenem Grade erfolgt dies wirklich und sogar häufiger als das erstere. — Noch paradoxer und grundloser ist der Satz: Opium ist eins der ersten excitirenden und stärkenden Mittel und warum? Wir haben nach allem Suchen keine andern Gründe finden können, als folgende: Weil es bey den Türken Muth erzeugt, weil manche Leute darnach munter werden, weil der Schlaf, den es erregt, die Folge der Ueberreizung ist, und weil es in allen Krankheiten der Schwäche hilft. Aber hierauf dient folgendes zur Antwort: dafs es zuweilen Muth und Munterkeit mache, beweist gar nichts für die excitirende Kraft; denn Muth kann auch auf eine negative Art durch Betäubung gegen die Gefahr entstehen, und blofs dadurch, dafs Opium unempfindlich gegen die Gefahr macht, macht es Muth. Eben so hat der Schlafwandler unbegreiflichen Muth auf die gefährlichsten Höhen zu klettern, weil er die Gefahr nicht sieht; eben so der Unglückliche und Gekränkte, weil die Idee seiner Kränkung ihn gegen alle andre Eindrücke unempfindlich macht. Wäre es nun nicht lächerlich, deswegen den Somnambulismus und die Traurigkeit unter die *excitantia* und *roborantia* zu setzen? Und eben so consequent ist das Brownisch-Weikardsche Räsonnement übers Opium. Auf eben die Weise kann Opium auch munter machen, nicht durch eine positive Kraft, sondern durch Vergessenheit des Unangenehmen. Ferner, dafs das Opium blofs durch Ueberreizung Schlaf mache, ist eben so ungegründet; denn sonst müfsten alle reizenden Mittel, China u. dgl., in einem gewissen Grade gebraucht, Schlaf bewirken, was doch nicht ist, und hingegen giebt es Narcotica, die nicht reizen und dennoch Schlaf machen, z. E. *Hyoscyamus*, *Digitalis*. Und endlich der letzte Grund: „Opium ist ein stärkendes Mittel, denn es hilft in allen Krankheiten der Schwäche;" beweist nichts weiter als die fehlerhafte Logik der Verfasser, denn fragt man nun, welches sind die Krankheiten der Schwäche, so ist die Antwort: Alle die, welche Opium heilt. Kann es einen auffallendern Zirkel in der Conclusion geben? — Und alle diese Brownschen Scheingründe fallen von selbst zusammen, wenn wir aufmerksam und unparteyisch die Wirkungen des Opiums beobachten, und nur gehörig die nächsten und secundären Wirkungen unterscheiden, (eine Verwechslung, die man so wenig vermeidet und die so viel Widersprechendes in die Arzneymittellehre gebracht hat.)

(Der Beschlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Mit dem erdichteten Druckort *Pölkwitz: Lustiges Post- und Reise-Vademecum*, muntern Reisenden gewidmet von *Monsieur Hermkengrypers*, gewesenen Kammerdiener des *Herrn von Münchhausen*. Mit Kupfern, 1795. 100 S. 8. (9 gr.) — Gehe hin, heifst es in der witzigen Vor- oder *Zurede*, geliebtes *katzenfroschiges* Unbild, *Missgeburt* des Zufalls und der guten Laune, und versuche dein Heil! Sieh zu, wie du durchkommst, wende dich sorgfältig an alle *wohlgenährten Wänste*, gehe keine *Domestikenstube* vorbey u. f. w. — Das Einzige, was Rec. bey dieser Missgeburt des Aberwitzes und der plumpsten Abgeschmacktheit zu bemerken findet, ist der Umstand, wie sich ein solches Product, das ausdrücklich nur für Bedientenstuben und Bierbänke bestimmt war, in ehrbare Gesellschaft und in den Mefscatalog yerirrt hat. In einigen grofsen Städten, namentlich in Wien, tragen die Briefträger dergleichen Schnurren zum neuen Jahre herum, die aber, so unschmackhaft sie auch gewöhnlich sind, das vorliegende Machwerk an Witz und Laune unendlich übertreffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. October 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) LONDON: *The Elements of Medicine, or a Translation of the Elementa Medicinae Brunonis* etc.

2) MAYLAND, b. Galeati: *J. Brunonis Elementa Medicinae* etc.

3) Dasselbe Buch nachgedruckt: HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch.

4) FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Brownes Grundsätze der Arzneylehre* etc.

5) Ebendas.: *Entwurf einer einfachen Arzneykunst, oder Erläuterung und Bestätigung der Brownischen Arzneylehre* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)

Nach dieser Untersuchungsart bleibt es nun ein ewig wahres und auf Erfahrung gegründetes Axiom: *Das Opium schwächt die Reizbarkeit und Empfindlichkeit des Theils, auf den es zunächst und unmittelbar applicirt wird.* Man bestreiche nach dem Tode einen Muskel mit Opium, er verliert sehr bald die ganze Reizbarkeit. Man applicire es auf eine lebende Hautstelle und sie wird sehr bald unempfindlich werden. Man applicire es dem Magen, d. h. man verschlucke es, und Appetit, Verdauungskraft, Motus peristalticus, innere Exhalation werden cessiren (das zeigt die Trockenheit, die Leibesverstopfung, der Appetitmangel, der allemal auf den Genuss des Opiums folgt). Applicirt man es unmittelbar dem Herzen, so verliert es bald seine Bewegungskraft. Zwar wird gewöhnlich der Puls voller und stärker, wenn man Opium zu sich genommen hat, und dies hat zu allen Fehlschlüssen verleitet. Aber diese Turgescenz des Bluts, diese vermehrte Kraft des Herzens ist ja kein nächster, sondern erst ein secundärer Effect des Opiums, keineswegs eine unmittelbare Wirkung desselben, sondern ein erst durch mehrere Zwischenkräfte hervorgebrachtes Phänomen, welches theils dem durchs Opium verminderten Widerstand der kleinen Gefäfse, theils einer Art von Antagonismus des Herzens (bey der geschwächten Bewegung des Magens) zuzuschreiben ist. Eben so vermehrt ein laues Bad, äussere Kälte, Fieberkrampf, enge Binden den Schlag des Herzens, ohne dass man diesen Dingen eine excitirende Kraft zugeschrieben hat. — Folglich bleibt das Opium ein Mittel, was die Reizbarkeit und Empfindlichkeit schwächt, gesetzt auch, dass noch 50 Statüen mit der lächerlichen Inschrift Brownes errichtet würden: *Opium me hercle non sedat.* Denn diese heisst für einen vernünftigen Menschen nichts weiter, als: Opium macht einen Branntweinstrinker munter. Ein solches bon mot, eine solche individuelle Bemerkung zum Gesetz für das Ganze machen wollen, wäre doch die gröfste Absurdität. Mit eben dem Recht würde uns der Russe zurufen: *Scheidewasser ist, hohl mich d— T—, ein besänftigendes Mittel!*

Die Behandlungsart der einzelnen Krankheiten läfst sich leicht aus dem Gesagten schliessen. Man braucht nur zu wissen, ob sie zu den sthenischen oder asthenischen gehöre, so pafst entweder die sthenische oder asthenische Kurart. So z. B. beym Keichhusten ist die ganze Methode diese: *„die Kur ist sthenisch, der Stärke der Krankheit angemessen. — Sie hilft gewiss. Lächerlich ist die Ortsveränderung, und tödtlich sind Brechmittel in dieser Krankheit.“* Wenn man nun so oft als Rec. diese Krankheit durch Brechmittel gehoben und so manchen damit das Leben gerettet hat, wenn man selbst gesehen hat, dass in einigen Fällen, wo alle Mittel vergebens waren, eine Veränderung des Orts in wenig Tagen half; so ist es wohl kein Wunder, wenn man über ein Buch unwillig wird, das solche offenbare Unwahrheiten in einem so dictatorischen Tone vorträgt, und wenn man die Leute bemitleidet, die es als ein neues Evangelium ausposaunen. — Eben so: „Ekel entsteht immer aus Schwäche und erfodert also Wein, Opium, hitzige Mittel.“ Gerade so räsonniren bey uns die alten Weiber und Hebammen, die jedem ekeln Magen ein Weinsüppchen bieten, und dadurch schon so manchen armen Fieberpatienten ums Leben brachten. Entsteht denn nicht Ekel gerade am häufigsten aus Unreinigkeiten des Magens und sind dann nicht jene hitzigen und stärkenden Mittel wahre Gifte? — „Scorbut ist Asthenie und wird curirt durch frisches Fleisch mit oder ohne Gemüse und Bewegung. Die Einbildung mancher Aerzte, dass er durch frische Vegetabilien, Sauerkraut etc. geheilt werden könne, gehört zu den gewöhnlichen Dummheiten der Aerzte, da es unmöglich ist, dass jene asthenischen Substanzen eine Asthenie heben können.“ Vorzüglich schön aber ist die Stelle, wo er bey der Peripneumonie in Verlegenheit kommt, den asthenischen Charakter der Blutflüsse zu beweisen, und sich mit dem Ausruf hilft: „Wer hat wohl je von einem Bluthusten in der Lungenentzündung etwas gehört?“ — Hieraus kann man sich auch von der praktischen Erfahrung dieses Meisters einen Begriff bekommen. Er hatte also nicht einmal eine Lungenentzündung gesehen.

Es sey uns nun noch erlaubt, ein Paar Worte über die praktische Brauchbarkeit dieses Systems zu sagen, die man von dem theoretischen Werth immer unterschei-

den mufs. Sie kann zweyfach feyn, entweder zur Erlernung der Medicin, oder zur Ausübung derfelben. — Was das erfte betrifft, fo kennen wir nichts fchädlicheres für die Erlernung der Kunft und für die erfte Bildung des jungen Arztes als das Brownfche Syftem; denn einmal macht es im höchften Grad einfeitig und intolerant, und ein junger Menfch, der einmal auf die Worte diefes infalliblen Grofssprechers gefchworen hat, wird auf immer die Freyheit, Offenheit und Empfänglichkeit feines Geiftes verloren haben, die denn doch die erfte und nothwendigfte Eigenfchaft des Gemüths zur Erkenntnifs der Wahrheit und immer gröfsern Vervollkommnung, bleibt. Und dann, was noch fchlimmer ift, es begünftigt durch den Schein von Simplicität aufserordentlich die Bequemlichkeit und Trägheit beym Studiren; denn wer nur mit der Brownfchen Sthenie und Afthenie bey Krankheiten und Mitteln wohl umzufpringen weifs, für den find nun alle andre Compendien über Krankheitslehre und Materia medica entbehrlich, ja fogar verwerflich, und wenn er vollends von Hn. *Weikard* die wiederholte Verficherung erhält, dafs in allen diefen Schriften blofser Unfinn und Irrthum enthalten fey, dann wäre er ja ein Thor, wenn er fich die Mühe nähme, noch aufser Brown die Schriften andrer Aerzte zu ftudiren. Der Himmel wolle alfo verhüten, dafs diefes Syftem nicht beym akademifchen Unterricht eingeführt werde; denn es ift nichts gewiffer, als dafs aus einer folchen Schule nur einfeitige, eingefchränkte, intolerante und leere Köpfe hervorgehen, und dafs wir in der Medicin bald eine Periode erleben würden, die an Geiftesdefpotie und Geiftesarmuth die Galenifche noch überträfe. — Aber vielleicht ift es defto brauchbarer zur praktifchen Anwendung; vielleicht ift es, wenigftens wie Hr. *Weikard* verfichert, ein Troft der Empiriker, ohne gehörige Vorkenntniffe und fyftematifchen Unterricht, Krankheiten curiren zu können. Aber auch daran müffen wir zweifeln, und zwar aus folgenden Gründen: Einmal fo fehr diefes Syftem die Methode zu fimplificiren und zu erleichtern fcheint, fo gilt dies doch nur auf dem Papier, aber nicht in der Praxis; denn dazu gehörte, dafs es leicht wäre, die fthenifchen und afthenifchen Krankheiten in der Natur zu unterfcheiden, und dann die fthenifche oder afthenifche Methode anzuwenden, und beides ift nicht. Wer nicht fchon ein geübter und einfichtsvoller Arzt ift, der wird aus den dunkeln und fchwankenden Anzeigen *Brownes* fich durchaus nicht heraus helfen können, und wenn er vollends fich nach den Namen der Krankheiten, fo wie fie Browne ordnet, richtet, dann wird er das gröfste Unglück ftiften; er wird z. E. Blutfturz, Epilepfie, Apoplexie, Unterdrückungen der Blutflüffe immer für afthenifche Krankheiten halten, in allen den Fällen nach beften Kräften reizen und ftärken, und wer mufs nicht zittern vor den Folgen einer folchen Behandlung! Und wenn er auch nun die Natur der Krankheit kennt, fo wird ihm nun erft die Anwendung der Mittel grofse Mühe koften, und auch hier wird er gewaltig fehlen, wenn er nicht fchon ein geübter Arzt ift. Gefetzt er weifs nun, dafs diefe Krankheit afthenifch ift und afthenifche Mittel erfodert. Dazu gehören nun Wein, Branntwein, Squilla, Aloe etc. Was foll er nun geben? Es kann doch wahrhaftig nicht einerley feyn, ob er Aloe oder Squilla oder Wein giebt. Wie himmelweit verfchieden find die afthenifchen Krankheiten und wie verfchieden die Grade der Schwäche und die Subjecte? Wonach beftimmt man nun, was in diefer und jener Krankheit für ein fthenifches Mittel pafst? B. hilft fich da fehr leicht: Man unterfuche den Grad der Incitabilität, und wähle den Reiz, der diefem am angemeffenften ift. Aber dies ift ja eine blofse Kathederregel, die in praxi, und befonders für einen Empiriker, unausführbar ift. B. giebt zwar eine Scale des Reizes und der Incitabilität nach Art des Barometers; aber der Barometer felbft ift noch nicht erfunden. Ferner ift ein Hauptfehler diefes Syftems der, dafs Reizen und Stärken immer für eins gilt. Ein falfcher und zugleich in der Anwendung höchft gefährlicher Satz. Zur Stärke eines Organs gehört ja nicht blofs das gehörige Verhältnifs des Reizes und der Reizfähigkeit, fondern auch ein gehöriges Verhältnifs der chemifchen und phyfifchen Beftandtheile zur Lebenskraft, im gehörigen Grad der todten Kraft oder Cohaefion (Tonus) der Fafer. Wo diefer fehlt, ift bey aller Incitabilität Schwäche, und hierauf beruht die wichtige Claffe der tonifchen Mittel, welche ohne die mindefte Rückficht auf Reiz ftärken, z. E. Kälte, adftringirender Stoff etc., und die bey *Browne* ganz fehlen. Wir wollen z. E. den Fall nehmen, dafs durch tonifche Schwäche der Maftdarmgefäfse fliefsende oder blinde Hämorrhoidalbefchwerden entftehen. Hier mufs der Brownianer *excitantia* anwenden, die hier nach aller Erfahrung äufserft fchaden, da hingegen die bisherige Medicin durch kalte Klyftire und Umfchläge den Ton der erfchlafften Fafern wieder herftellt und jene Befchwerden fehr bald und glücklich hebt. — Und nun denke man fich unwiffende und empirifche Aerzte die diefen Grundfatz: durch Reizen ftärkt man, annehmen, und, wie natürlich, falfch anwenden. Wie viel Unglück wird dadurch geftiftet werden, wie werden künftig die Branntweinsflafchen, die *alexipharmaca*, die *Elixiria Proprietatis*, die Opiatmittel überall paradiren, und wie wird die Menfchheit auf einen Grad überreizt werden, dafs zuletzt die *debilitas indirecta Brownii* allgemein feyn wird. Man follte denken, diefe Art von Wirkung fey blofs für die Klaffe der debauchirten und keines Reizes mehr empfänglichen Menfchen erfunden. Hier kann fie ihr Glück machen, hier wird der ftärkfte Branntwein, Naphtha, Opium u. f. w. das Gefühl der Exiftenz wieder erhöhen, und die Taufchung des Wohlfeyns hervorbringen. Aber wie lange? Anftatt nach Brownes Regel immer mit den Reizen abzunehmen, wird das verwöhnte Nervenfyftem immer ftärkere verlangen, und man wird endlich das Bischen noch übrige Erregbarkeit in defto gefchwinderer Zeit confumiren. — Ein eben fo wichtiger Fehler ift, dafs blofs das mehr oder weniger der Incitation (oder Aeufserung der Lebenskraft) in Anfchlag gebracht, aber gar nicht auf die Verfchiedenheit des Modus oder die Qualität Rückficht genommen wird. Eine Menge Krank-

Krankheiten entstehen nicht aus einer zu starken oder zu schwachen, sondern aus einer krankhaft veränderten Aeusserung der Organe, und eine Menge von Mitteln helfen nicht durch Vermehrung oder Verminderung dieser Kraftäusserung, sondern durch Umstimmung und Umänderung derselben. Durch Vernachlässigung dieser wichtigen Rücksicht entsteht eine sehr schlimme Lücke in der Brownschen Krankheitlehre und Therapie. Man denke nur an die specifischen Verschiedenheiten der Krankheiten und die specifische Reizung der Heilmittel. Wie wichtig sind diese für die Praxis! Anders ist die venerische, anders die gastrische, anders die scrofulöse Krankheitsreizung; anders reizt Mercur, anders Guajac, anders Belladonna. Käme es bloss auf das mehr oder weniger an, so müste man eben so gut die venerische Krankheit mit Guajac und China, als mit Mercur heilen können, und Hr. Weikard ist wirklich so gutmüthig, zu glauben, dass sie diese Gefälligkeit gegen das Brownsche System haben werde, wovon aber wir wenigstens noch nicht die mindeste Spur bemerkt haben. — Dass dieses System auch alle Idee der Humoralpathologie verwerfen müsse, ist ganz natürlich, aber, nach unsrer Meynung, auch ein grosser Mangel für die praktische Anwendung; denn man mag sagen, was man wolle, da denn doch der Mensch einmal aus Leib und Seele, oder aus lebendiger Kraft und Materie besteht. So wird die Medicin immer einseitig und unvollständig seyn, die nur auf Kräfte sieht, ohne auf die Beschaffenheit der Materie sowohl bey Beurtheilung als bey Heilung der Krankheiten Rücksicht zu nehmen. Die verschiedne Beschaffenheit des Bluts und der abgeschiednen Säfte, der chemischen Bestandtheile, der Krankheitsstoffe wird immer und ewig eine unentbehrliche Rücksicht für die rationelle Medicin bleiben, und manche Indicationen zur Heilung geben, wo uns die blosse Nerven- oder Kraftpathologie verläst. Ein System, das, wie das Brownsche, sie ganz übergeht, ist also mangelhaft und unvollständig. Man denke nur an die Kur der hitzigen Krankheiten. Ist es denn genug, bloss die Lebenskraft zu erhöhen oder zu schwächen? Keineswegs. Man muss auch auf die Wirkungen dieser veränderten Lebenskraft in die Materie und auf die dadurch erzeugten Verderbnisse der Säfte sehn. Dadurch entsteht ein neues Geschäft der Naturkraft, ein neues Studium der Krankheit, was durch die Zurückwirkung dieser veränderten Materien auf die Lebenskraft erzeugt wird, dadurch werden neue Operationen der heilenden Naturkraft zur Umänderung, Vernichtung und Ausstossung jener Stoffe nöthig, die die Hippokratischen Aerzte so gut kannten, und unter den Namen *Coction*, *Molimina critica*, *Crisis* begriffen. Dadurch entsteht das Bedürfnis gewisser Zeiträume und Perioden in Krankheiten und mancher Mittel (z. E. ausleerende) von Seiten des Arztes, von welchem allen ein Arzt aus der Brownischen Schule nichts weiss. — Man sollte wirklich glauben, wenn man das Brownsche System studirt, der ganze Mensch bestehe bloss aus Erregbarkeit und Reiz, und man habe es mit einem Geist zu thun, der bloss aus Kräften zusammengesetzt wäre; so wenig wird der Materie und ihrer mechanischen und chemischen Eigenschaften gedacht. Es müste nach diesem System ziemlich einerley seyn, ob man jemand durch Wärme, Opium und Branntwein, oder durch Rindfleisch und Bier nährte; denn alles, auch das Blut, wirkt bloss als Reiz, und es kommt nicht auf die Qualität des Reizes, sondern nur darauf an, dass man den hinlänglichen Grad der Erregung unterhält. Man mache doch die Probe, und wir sind begierig, ein solches Exemplar von *vita Browniana* in Augeschein zu nehmen.

Doch wir müssen abbrechen, damit nicht aus einer Recension eine Abhandlung werde, und wir glauben genug gesagt zu haben, um folgendes Urtheil, als Resultat unsrer Untersuchung zu fällen: das Brownesche System ist durchaus unschicklich zur Erlernung der Medicin, und eben so sehr zur Ausübung derselben für einen Empiriker oder noch ungeübten Arzt; es gehört zum Gebrauch desselben durchaus ein Arzt, der schon im Stande ist, das Wahre desselben von dem Irrthum zu scheiden, die zu allgemein hingeworfnen und unbestimmten Sätze gehörig zu modificiren und *cum grano salis* anzuwenden, um die nur gar zu häufigen Lücken desselben auszufüllen. Nur für einen solchen Arzt kann es einigen Nutzen haben, indem es neue Ideen erweckt, und das verdienstliche hat, die Lehre vom Reiz und dessen Verhältniss zur Lebenskraft mehr in praktischer Rücksicht gewürdigt und ausgeführt zu haben. Aber nie wird es möglich seyn, nach blossen Browneschen Grundsätzen ein guter Praktiker zu seyn.

Aber nun noch ein Wort an Hn. *Weikard*, als den Dollmetscher und Apostel dieses Systems in Deutschland. Von dem Verdienstlichen seiner ganzen Unternehmung wollen wir hier nichts weiter sagen; es ergiebt sich schon aus obigem Urtheil; wir wünschen wenigstens Hn. *W.* so viel Ueberzeugung davon, als nöthig ist, um das Märtyrerthum standhaft zu ertragen, was ihm vielleicht bey seiner Apostelschaft bevorstehen könnte. Auch die Schwärmerey und Begeisterung, mit der er uns dies neue Evangelium predigt, wollen wir ihm bey seiner etwas lebhaften Phantasie, zu Gute halten. Aber den ungezogenen, ungesitteten und beleidigenden Ton, mit dem er alle bisherige Medicin behandelt, und worinn er seinen schon sehr unverschämten Meister, *Browne*, noch weit übertrifft, diesen muss die Kritik ahnden. Besonders ist ihm die akademische und Universitätsgelehrsamkeit ein Dorn im Auge, (wahrscheinlich weil er von dieser den meisten und gegründetsten Widerstand erwartet,) und er schildert sie auf die allerunwürdigste und niedrigste Art. Dies ist freylich von einem *Weikard* zu begreifen, der, wie er selbst in seiner Biographie gesteht, nie einen vernünftigen akademischen Unterricht genossen, nie seine Kunst systematisch studirt hat. Alle solche Herren schimpfen auf das Universitätswesen, weil sie es nicht kennen, halten es für blossen scholastischen Unsinn und unnütze Formalität, weil sie auch ohne dies etwas gelernt haben, beweisen aber eben durch ihr Bey-

spiel, dass ihnen das, was nur ein regelmässiges und schulgerechtes Studium geben kann, Ordnung im Denken, systematische Verbindung der Materialien, gründliches Wissen fehlt. Gewiss würde Hr. *W.* consequenter in seinen Schriften und Theorieen seyn, sich nicht unaufhörlich widersprechen, nicht von jeder neuen Empirie und Hypothese so leicht getäuscht werden, wenn er einen gründlichen akademischen Unterricht genossen hätte. Man könnte solche Herren literärische *Parvenus* nennen, und sie zeichnen sich gewöhnlich durch jene Eigenschaft aus. — Zugleich beweisen diese Aeusserungen, dass er den gegenwärtigen Zustand der Medicin in Deutschland gar nicht kennt, und man wird oft genöthigt zu glauben, dass er den Grad von medicinischer Cultur der schwäbischen Dorfbarbiere für den gegenwärtigen Zustand der medicinischen Cultur in Deutschland genommen habe. Oder glaubte er, durch ein solches Schimpfen und Schmähen seiner neuen Lehre desto mehr Eingang zu verschaffen, nach der Manier, die weiland *Theophrastus Paracelsus* mit gutem Succefs benutzte? Jene Zeiten sind vorüber, und wer jetzt als ein neuer Theophrastus auftritt, der spielt keine sehr ehrenvolle Rolle, und wird im Kurzen allein da stehen.

Uebrigens ist seine Uebersetzung so undeutsch und dunkel, dass ihr auch noch das einzige Verdienst fehlt, was sie noch haben könnte und sollte; und was seine Zusätze und Einschiebsel anbetrifft, so hat er, anstatt die Brownschen Paradoxien dadurch zu corrigiren, sie wo möglich noch weiter zu treiben gesucht, als z. B. No. 5. S. 26.: „Man wäscht also den Wassersüchtigen, den Gichtbrüchigen, den am kalten Fieber liegenden, nicht mit kaltem Wasser, um ihn noch mehr zu schwächen (waren denn nicht schon oft kalte Bäder und Umschläge das beste Mittel, eingewurzelte Gicht zu heilen?) Es wird sich noch in der Folge zeigen, wie unschicklich es ist, solche Patienten mit öftern Purganzen zu schwächen, wodurch sie entweder zum Grabe oder zum langwierigen Krankenlager geführt werden. Es starb noch kein Wassersüchtiger ohne vielfältige Purgiermittel.“ Dies sagt ein Weikard, der die Jalappe vormals als eins der kräftigsten Mittel gegen die Wassersucht empfahl? Und S. 170.: „Die neumodischen reizenden Arzneyen, welche aus giftigen Pflanzen oder andern Giften bereitet werden, sind fast durchaus unnütz und verwerflich. Sie äussern die Tugenden nicht, die von ihnen angepriesen werden, und können die übelsten Folgen haben. — Wenigstens muss man es heutiges Tags für eine durchaus anerkannte Wahrheit gelten lassen, dass der gröste Theil jener zum Lobe giftiger Pflanzen ausgestreuten Beobachtungen Erdichtung oder Täuschung war. Gifte werden ewig Gifte bleiben.“!!

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Sammlung malerisch gezeichneter und nach der Natur ausgemalter Blumen, Blätter und Früchte* für Freunde und Freundinnen der schönen Künste. Herausgegeben von *Carl Lang*. 1stes 2tes 3tes Heft, jedes mit 3 ausgemalten und 3 schwarz abgedruckten Kupfertafeln. 1794 und 1795. fol. (5 Rthlr.)

In der Vorrede äussert der Herausg., dass diese Dinge werth seyen, *von schönen Händen nachgeahmt zu werden.* Rec. glaubt nicht, dass *sie* dieses Glück verdienen; er findet die Farben sehr grell, und weder in den Schatten noch in den Uebergängen gehörig gebrochen. Jedem Heft ist eine Anleitung zur Farbenmischung und zum Ausmalen beygelegt, welche verräth, dass der Vf. derselben die Natur und Anwendung der Wasserfarben ganz und gar nicht versteht; er mischt zu oft *Weiss* ein, braucht *Berggrün*, *Erdblau*, *Saftgrün*, *Saftbraun*, *Zinnober* und *Saffran*, da man sich doch nach der Regel nur weniger, aber gleichgearteter Farben bedienen soll.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Augsburg*, b. Stage: Dr. *Christoph Wilhelm Lüdecke zu Augsburg im J. 1794 gehaltene Predigten.* Eine Vergleichung zwischen dem gegenwärtigen und dem zukünftigen Leben des Menschen; und Belehrung für Christen auf zukünftige Unglücksfälle. 1795. 72 S. 8. Hr. D. *L.* hielt diese beiden Predigten zu Augsburg auf seiner Reise in Deutschland; die erste über 1 Kor. 13, 9 — 12. am sogenannten Kinderfriedensfeste, (welches, wie das ihm vorangehende grosse Friedensfest der Erwachsenen, dem dankbaren Andenken des westphälischen Friedens gewidmet ist); die zweyte über das gewöhnliche Evangelium am 10ten Sonntage nach Trinitatis. Hr. L. erinnert seine Zuhörer in der ersten Predigt, dass er vor 35 Jahren in Augsburg ordinirt werden, dass er hernach vor seiner Reise nach Asien, (er ging bekanntermassen als Prediger nach Smyrna, wo die evangelische Gemeinde ihm ihre erste Einrichtung zu danken hat,) und 9 Jahre hernach bey seiner Rückkehr aus jenem Welttheile mehr als einmal in Augsburg gepredigt habe. Schon dieser Umstand giebt diesen Predigten ein gewisses Interesse, und obgleich Kenner mit der *Exegese* des würdigen Mannes nicht durchgängig zufrieden seyn werden, so werden sie doch seinen Rednertalenten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Der Inhalt dieser Predigten und die herzliche Sprache des Redners werden gewiss einen guten Eindruck auf die Gemüther der Zuhörer gemacht haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. October 1795.

PAEDAGOGIK.

1) Nürnberg, b. Felsecker: *Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard* oder *die Dorfschulen zu Langenhausen und Traubenheim.* Ein Erbauungsbuch für Landschullehrer von *Joh. Ferd. Schlez*, Pfarrer zu Ippesheim. Erste Hälfte. 1795. XII und 208 S. gr. 8.

2) Schwerin u. Wismar, b. Bödner: *Die Reiche der Natur.* Ein Lehr- und Lesebuch für Kinder und Volksschulen; in Lectionen, Vortrag und Fragen gefafst und mit Anmerkungen versehen. 1795. 370 S. gr. 8.

3) Berlin, b. Lagarde: *Erzählungen für die Jugend*, als ein Beytrag zur Bildung ihres Verstandes und zur Veredlung ihres Herzens, von *F. D. E. Scherwinzky*, Rect. in Oderberg. 1795. XVI und 224 S. gr. 8. (16 gr.)

Die vortreffliche Schrift Nr. 1. schliefst sich unmittelbar an des Vf. *Geschichte des Dörfleins Traubenheim* an, und zeigt anschaulich an den Beyspielen einer äusserst verwahrlosten und einer vollkommen eingerichteten Landschule und der Lehrer von beiden, wie die Volksbildung auf dem Lande beschaffen seyn und wie sie nicht beschaffen seyn müsse. Die beiden Schulmeister Schlaghart und Richard sind in allen Stücken völlige Antipoden; jener ein vollkommen schlechter, dieser ein vollkommen guter Lehrer. Die Geschichte der Verwaltung ihrer Schulämter ist äusserst lehrreich, anziehend, unterhaltend, belustigend. Der erste Theil beschäftigt sich mit der eigentlichen Erziehung und den Mitteln dazu, der äussern zweckmässigen Einrichtung der Schulgebäude, Apparat, Schulordnung, Schulzucht. Der zweyte wird sich mit den sämmtlichen Lehrgegenständen und Lehrmitteln in Landschulen beschäftigen. Die Einkleidung wählte der Vf., um ernste und wichtige Wahrheiten in einer solchen Zubereitung und Einwicklung auch solchen Schullehrern annehmlich zu machen, die für blofs nützliche Lectüre und ernsten Vortrag noch zu wenig Empfänglichkeit haben, als dafs sie an einem Buche blofs um seiner Nützlichkeit willen Geschmack finden sollten. Möge diese zweckmäfsige Schrift recht viel zur *Erbauung*, d. h. zur Besserung der Landschullehrer beytragen!

In Nr. 2. findet man das Wissenswertheste aus der Naturgeschichte für Kinder von etwa sieben bis zehn Jahren in einer leichten, angenehmen Einkleidung vorgetragen. Alles zerfällt in gewisse Abschnitte oder Pensa, deren jedes so viel enthält, als etwa in einem Tage von Kindern erlernt werden kann. Die drey Naturreiche werden nicht nach systematischer, aber doch nach einer gewissen natürlichen Verbindung und Folge abgehandelt; zuerst das Pflanzenreich; dann das Thierreich, wobey der Abschnitt vom Menschen der ausführlichste ist; zuletzt und am kürzesten, das Steinreich. Der Herausg. bleibt nicht bey der Naturgeschichte allein stehen, sondern erhöht die Brauchbarkeit seines Büchleins dadurch, dafs er vom Nutzen und von der Verarbeitung der Naturkörper mancherley Bemerkungen einstreut. Die Beschreibung des Pflanzenreichs fängt mit allgemeinen Vorerinnerungen über die Pflanzen und ihre Behandlung an, welche vielleicht zugleich mit den Bemerkungen über das Wachsthum der Pflanzen, die erst am Ende des Pflanzenreichs in der 20sten Lection vorkommen, hätten verbunden werden sollen. Statt dafs die Kinder von bekannten und einheimischen Pflanzen oder Bäumen auf die ausländischen und unbekanntern geführt werden sollten, fängt sich das Pflanzenverzeichnifs in der 3ten Lection mit dem Giftbaum, Bohon-Upas, Brodbaum, den Palmen, an. Der grosse *Kraken* ist im Thierreiche S. 299. auch nicht übergangen: doch wird sein Daseyn als zweifelhaft angegeben. Jedem Abschnitte sind für Lehrer (denen man jetzt leider nicht mehr zutraut, dafs sie über so leichte Gegenstände zu examiniren verstehen) Fragen angehängt, welchen noch allerley Anmerkungen und Nutzanwendungen, auch sittlichen Inhalts, eingewebt sind.

Der Zweck des Vf. von Nr. 3. war, in Erzählungen für Kinder von 10 bis 14 Jahren sittliche und religiöse Fingerzeige, Betrachtungen, Wahrheiten an Gegenstände der Natur und des Lebens anzuknüpfen. Der reine, würdige und gefällige Vortrag zeigt, dafs der Vf. von der Würde eines Jugend-Schriftstellers anständige Begriffe habe; die Einkleidung, die Benutzung der Anläfse zur Belehrung, Bildung, Besserung, die Verarbeitung und Wahl aus dem reichen Stoffe, den die Natur und das Menschenleben darbietet, die sittlichen Vorstellungen und Maximen selbst, geben der Schrift Anspruch auf eine Stelle unter einer ausgesuchten Büchersammlung für das Alter, das in die Periode der Vernunft eintritt. Dennoch haben wir so manche Erinnerung über diese Schrift auf dem Herzen, die wir nicht verschweigen, weil wir ihn noch mehr Vollkommenheit wünschen. Des Moralisirens ist wohl im Ganzen hier zu viel und bey den entferntesten Veranlassungen und die eingestreuten Winke und guten Lehren sind oft zu gedehnt und zu sehr im Rednertone vorgetragen: auch sind bisweilen sittliche und

religiöse Unterredungen mit den Kindern sehr zur Unzeit eingeleitet, wie Nr. 55., wo bey gedecktem Tische, da schon das Brod geschnitten ist und die Kinder mit Ungeduld auf das Essen warten, der Vater Veranlassung nimmt, das Brod, ehe es zur Nahrung für den Leib dient, zur Nahrung für die Seele zu machen, indem er mehrere sittliche Betrachtungen herbeyführt. Eben so gezwungen scheinen uns einige Uebergänge zu seyn, wie Nr. 11. von dem Wagen, der bey dunkler Nacht aus Mangel an Licht umfiel, auf die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit des Lichts der Seele. Aus gewissen Ereignissen sind ganz unerwartete oder unrichtige Folgerungen und Lehren hergeleitet, als Nr. 20. aus der Geschichte von dem Knaben, der zum erstenmale eine Orgel hörte und voll Freude und Bewunderung darüber war, ob sie gleich verstimmt war und erbärmlich heulte, die Lehre: „Wie nöthig ist es, dass die Jugend schon frühe etwas Schönes zu hören suche, um nachher über die Dinge in der Welt richtig urtheilen zu können, ohne mit diesem Urtheile lächerlich zu werden.“ Abgesehen von dem Schwankenden im Ausdruck fragen wir nur: wie steht das, was hier verlangt wird, in der Gewalt der Jugend, zumal bevor sie noch den Sinn fürs Schöne gebildet hat? Was ist das für ein sonderbarer Grund, warum sie das Schöne aufsuchen soll? Eine natürlichere praktische Folgerung aus jener Geschichte wäre: man müsse nicht alles, was einem neu ist, anstaunen oder schön finden! Nicht besser ist Nr. 64.: ein Reisender findet ein Goldstück, das so im Koth liegt, dass man es kaum für Gold erkennen konnte; dennoch hebt er es auf und nutzt es; mit folgendem Satze begleitet: auch schlechte Menschen können uns nutzen! Das Goldstück war nicht schlecht und verlor durch den Schmutz nichts von seinem innern Gehalt; wie kann ein schlechter Mensch das Gegenstück dazu seyn? Besser wäre gewesen zu sagen: Verachte nicht, was äusserlich unscheinbar ist. Die besten Menschen wohnen oft in einer hässlichen Hülle u. dgl. Die sittlichen Betrachtungen selbst bedürfen einer nochmaligen strengen Durchsicht, aus der es sich ergeben würde, dass hie und da etwas unbestimmtes, schwankendes, auf unsichern Gründen gebautes eingeschlichen sey. Solche Rechtfertigungen der Natureinrichtungen wie Nr. 8., ein kahler Sandberg sey doch dazu nützlich, dass man sich in seinem Schatten lagern könne, möchte man sich heut zu Tage verbitten. Nr. 58. erzählt ein Vater seinem Kinde, das ihm die Nachricht vom Tode einer jungen hoffnungsvollen Freundin bringt, von einem knospenreichen Baume, den der Sturm im Garten abgebrochen und fügt hinzu: „ist es für Menschen schon so schmerzlich, dasjenige verloren zu sehen, worauf sie alle Mühe und Sorgfalt zu wenden unermüdet waren, wie sollte denn Gott die schönen Fähigkeiten und so manche gute Eigenschaften einer menschlichen Seele, die er ja auch gebildet und erzogen hat, verloren seyn lassen?“ Zusammenhang unter diesen Sätzen möchten Kinder schwerlich finden. Der Sinn soll seyn: wie sich Menschen über den Verlust der Werke ihres Fleisses betrüben, so würde sich Gott über den Verlust eines Menschendaseyns betrüben. Daraus der Schluss: *deine Freundin lebet noch!* „Gott lässt nie sein Werk zerstören oder verloren gehen.“ Aber ist denn der Baum nicht so gut sein Werk wie der Mensch? Und doch hört er auf zu seyn. Wie schlecht sorgt man für den Glauben an Fortdauer durch so morsche Stützen? Nr. 36. tröstet sich ein kranker, verlassner Knabe mit dem Glauben: Gott sorge für die geringste Mücke: wie viel mehr werde er für ihn sorgen! Sein Glaube wird belohnt. Er findet Hülfe und Unterstützung. Solche erregte Erwartungen auf leibliche Unterstützungen sind schädlich und falsch. Es kann wirklich Bestimmung manches Menschen seyn zu verhungern! Für die vernunftlosen Geschöpfe musste die Natur als Vormund sorgen; aber nirgends steht geschrieben, dass Gott *auf solche Weise* für den Menschen sorge, vielmehr sorgt er für diesen nur mittelbar durch den Verstand und die Vernunft, wodurch er ihm die Hülfsmittel anweist, sein Bestes zu befördern.

Halberstadt, b. den Grossschen Erben: *Sammlung der interessantesten kleinen Erziehungsschriften* für Aeltern, Erzieher und Lehrer mit zweckmässigen Anmerkungen herausgegeben. *Erster Band.* 1795. 395 S. gr. 8. (20 gr.)

Der angebliche Zweck des Sammlers ist, *alle* interessante kleine pädagogische, *sowohl ältere als neuere* Abhandlungen, die theils einzeln gedruckt erschienen sind, theils in Zeitschriften und andern Büchern zerstreut stehen, in seine Sammlung aufzunehmen und mit sparsamen und zweckmässigen Anmerkungen zu versehen. Man sieht, der Plan ist sehr weit angelegt und lässt, wenn er ausgeführt werden soll, eine Menge Bände erwarten, zumal da der Vf. unter interessanten Aufsätzen manche zu begreifen scheint, die wir nicht gerade dafür würden erklärt haben, auch die *ältern* Aufsätze — wer weiss, wie weit in der Zeit hinauf? wir finden hier Aufsätze aus den sechziger Jahren — nicht ausgeschlossen werden sollen. Hiezu kommt, dass der Vf. nicht nur besondre Aufsätze sondern auch Bruchstücke aus allerhand Schriften, die irgend eine Beziehung auf Erziehung haben, aushebt; als aus *Mauchart's* Phänomenen der menschlichen Seele, eine Untersuchung über den scheinbaren Hang der Kinder zur Grausamkeit; aus *Knigge* über den Umgang, etwas über das Betragen der Aeltern gegen ihre Kinder; aus dem Vermächtniss an Helene, etwas über die Erziehung der Söhne: ferner, dass er geschichtliche Aufsätze, als Maimons Privaterziehung und Selbststudium aus *Maimons* Leben, auch sogar Schauspiele, wie die Scenen über eine verkehrte Erziehung aus *Schinks* Ausstellungen, einschaltet. Die übrigen Abhandlungen in diesem Bande sind theils kleine Schulschriften von Prof. *Walch* in Schleusingen, Prof. *Dettmers* zu Frankfurt an d. O., *Bergsträsser* in Hanau, *Hertel*, Superintendent in Schleiz, *Conr. Bach* in Schweinfurt, Rector *Neidhart* in Werthheim, Dir. *Hartmann* in Bielefeld; theils Aufsätze aus Zeitschriften, aus dem Weltbeobachter, der deutschen Monatschrift und dem Reichsanzeiger. Das Ganze ist ein sehr buntes, an Werth und Interesse sehr verschiednes Gemisch von Abhandlungen, auch die beygefüg-

gefügten Anmerkungen, welche theils auf andre Erziehungsschriften verweisen, theils eigne kleine Zusätze oder Erinnerungen enthalten, sind von geringem Gehalt.

Berlin, in der Schulanstalt des Vf.: *Lateinisches Lesebuch für Anfänger*, von *C. F. Splittegarb*. 1794. 143 S. gr. 8. (5 gr.)

In einem vorangesetzten Gespräche eines Lehrers mit seinen Schülern wird die Frage erörtert: *warum lernt man Lateinisch?* Der Lehrer holt etwas weit aus, wenn er erklärt, was Latein, was eine Sprache ist, was es heisst, Gedanken mittheilen. Dann folgen ein paar Worte über die Geschichte der lateinischen Sprache; darauf ihr mannichfaltiger Nutzen, besonders auch ihr Gebrauch zu Inschriften, Denkmälern, Schaumünzen, bey welcher Gelegenheit diese drey Ausdrücke wieder erklärt und allerley lateinische Inschriften mitgetheilt und übersetzt werden, um die Kinder zum Lateinlernen zu locken. Endlich scheinen die Kinder selbst der langen Schutzrede überdrüssig zu werden: „O Sie glauben wohl, rufen sie aus, dass wir uns vor dem Latein fürchten, weil Sie uns so viel von seinem Nutzen sagen. Nein, ich hoffe, es wird uns recht viel Vergnügen gewähren, die Sprache der Gelehrten zu lernen." Diesen Unterricht denn so angenehm als möglich zu machen, gab der Vf. dieses kleine Lesebuch, welchem die Anfangsgründe der Sprachlehre beygefügt sind, heraus. Dieses ist ganz artig und unterhaltend und es ist darinn hinlänglich für Abwechslung gesorgt. Am Ende finden sich auch Räthsel, Logogryphen, u. dgl. m.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Materialien zur Bearbeitung deutscher und lateinischer Briefe und Reden* für die mittlern Schulen. Herausgegeben von *Joh. Christ. Jahn*, Pfarrer zu Weissenstadt. 1795. 608 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Gewiss können diese Materialien sowohl Schülern nützlich werden als Lehrern, die dadurch der Mühe überhoben werden, selbst dergleichen zu sammeln. Den Materialien zu Briefen sind Vorerinnerungen über die verschiednen Gattungen der Briefe vorangeschickt, die aber nur in ganz allgemeinen, oberflächlichen Bemerkungen für die ersten Anfänger bestehen. Hier kommt unter andern eine Stelle vor, in die man nicht unbedingt einstimmen wird: „Plinius ist ein Muster (in freundschaftlichen Briefen). Seine Gedanken sind nachlässig hingeworfen und athmen nach Liebe (athmen Liebe); da hingegen die Ciceronischen Briefe gezwungner sind und grösstentheils die Sprache der Politik und Beredsamkeit führen." Der Dispositionen und Beyspiele zu Briefen aller Art ist eine grosse Menge; erst zu deutschen, dann zu lateinischen Briefen. Auch ein paar Beyspiele schlecht verfasster Briefe in beiden Sprachen sind angehängt. Die Materialien zur Ausarbeitung deutscher und lateinischer Reden sind mit keiner Einleitung begleitet. Man findet Mannichfaltigkeit und gute Auswahl in den Gegenständen, die zu Reden ausgesucht sind; von Ciceronischen Reden werden einige Nachahmungen angegeben, die nach den Umständen der Zeit zweckmässig eingerichtet sind, als nach Cic. Catil. I, I. Ermahnung der Nationalversammlung an die ausgewanderten Prinzen und Vornehmen zurückzukehren; nach Cic. pro Mil. I. erdichtete Rede, vom Könige von Frankreich nach seiner Flucht in der Nationalversammlung gehalten. Auf die Dispositionen zu deutschen Reden folgen die zu lateinischen. In einem Anhange sind acht deutsche Reden von Engel, Sulzer, Melle, auch drey lateinische Reden abgedruckt.

Königsberg, b. Hartung: *Anleitung zur Weisheit, Tugend und Glückseligkeit für die Jugend* nach der reinen Lehre Jesu, von D. E. *Friedr. Ockel*, Superint. der Herzogthümer Curland und Semgallen. (ohne Jahrzahl) 120 S. gr. 8.

„Giebt es gleich unzählige Lehrbücher der Religion," sagt der Vf. in der Vorrede, „so kenne ich doch noch keins, das eine reine durchaus vernünftige Christusreligion enthielte, als Hn. Campe's Leitfaden. Da dieses Lehrbuch aber nur für die sorgfältiger gebildete Jugend bestimmt ist, und viel wissenschaftliche Kenntniss voraussetzt: so glaubt der Vf., dass dieses gegenwärtige nicht ganz überflüssig zum allgemeinern Unterrichte der Jugend sey." Die Religion und Moral ist auch hier nach der beliebten Weise bloss als Anweisung zur Glückseligkeit behandelt worden, aber die Lehren des Christenthums sind auf eine im Ganzen so vernünftige, fassliche, von Zeitvorstellungen entkleidete und von unfruchtbaren Speculationen getrennte Art vorgetragen, dass man überall den Mann erkennt, der das Gehörige von dem Ungehörigen, das Zeitmässige von dem, was immer wahr bleibt, das Vernünftige von dem Uebervernünftigen, das Wissenschaftliche von dem Gemeinnützlichen, zu trennen versteht. Welchen Antheil der Herausg. an der allgemeinen Aufklärung über Gegenstände des Christenthums nimmt, kann der einzige Abschnitt über Christus hinlänglich beweisen, und ob wir gleich noch immer zweifeln, dass hier eine *durchaus reine* und *vernünftige* Christusreligion vorgetragen werde, so wüssten wir doch nicht leicht einen Katechismus anzugeben, in welchem der Vernunft so viel eingeräumt und die Lehrsätze des Christenthums bis zu dem Grade aus ihrer positiven Hülle ausgekleidet worden. Voran steht eine kurze Lebensgeschichte Jesu. Dem abhandelnden Vortrage sind kurze Fragen untergelegt, deren sich die Lehrer beym Wiederholen bedienen können. Wir wünschen, dass diese kurze Anweisung, die in einer folgenden Auflage durch einen noch populärern Vortrag vervollkommnet werden kann, allgemein in Curland eingeführt seyn oder werden möge, und können uns sehr gute Früchte einer ächten, religiösen Aufklärung versprechen, wenn die Vorsteher des Religionswesens in einem Lande mit solchen Beyspielen vorangehen!

M 2 OEKO-

OEKONOMIE.

Wien, b. v. Kurzbeck: *Lehrbuch der landwirthschaftlichen Oekonomie*, zum Gebrauch derjenigen, welche sich dieser Wissenschaft entweder theoretisch oder praktisch widmen wollen. Verfasset von *Friedrich Edlen von Entnersfeld*, Fürstlich Passauischen Hofrath, Beysitzer beider k. k. patriotischen Gesellschaften des Ackerbaues, der Künste und Wissenschaften zu Grätz, Klagenfurt, Laybach, Görz und Gradiska, wie auch jener zu St. Petersburg. I Th. 411 S. XXVIII Vorr. 1791. 8. II. Th. 463 S. (Pr. 2 Rthlr.)

Um des Raums zu schonen, wollen wir aus den vielen Vorschlägen und Lehren, welche hier (nach S. 2. der Vorr.) alle Leser wohl „als etwas ganz *unerwartetes*," nicht aber „als etwas *verbessertes* und *nützliches*" finden werden, nur einige zur Probe geben.

Als Baumgärtner lehrt der Vf. S. 99.: „will man „die Früchte (der bereits veredelten Obstbäume) auf „einen noch höhern Grad bringen, so kann auch die„ses geschehen durch die Aeugelung oder Impfung der „bereits vor ein paar Jahren gepfropften oder geäugel„ten neuen Zweige, und so, wenn es beliebig ist, das „drittemal, wodurch die Früchte aufs höchste veredelt „werden! S. 100. Es ist fehlerhaft die Bäumchen schon „in der Pflanzschule, oder bald nach der Uebersetzung „zu pelzen. — Der Stamm soll ungefähr *drey* Zoll (?) „im Durchmesser halten. S. 156. 157. Will er einen „weitgedehnten Hügel oder Ebene am südlichen Theile „mit Nufsbaum, Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen, „Atlafsbeeren und süfsen Kastanien besetzen; dann soll „ein beträchtlicher Strich mit Eichen folgen; und hier„auf der Rest des Platzes bis zum obersten des Hügels „und von dannen an der Nordseite abwärts mit Roth„und Heimbuchen, Ahorn, Rüstern u. s. w. bepflanzt „werden."

Als Acker- und Feldökonom, der die Brache ganz verwirft, giebt er S. 257 f. ausdrücklich zum Säen den Rath: „Damit aber der Säemann des Saamens nicht zu „viel ergreife, so mag solcher mit etwas Sand oder „Sägespänen vermenget werden, wodurch der arme „Bauersmann manchen Metzen Weizen und Roggen zu „seiner Hausnothdurft gar füglich ersparen könnte! „S. 341. wird angerathen von weissen Rüben im Sep„tember nicht nur die starken Blätter abzubrechen, son„dern sie durch eine Walze oder andres Werkzeug nie„derzudrücken, wodurch sich desto mehrere Säfte nach „den Wurzeln ziehen sollen!"

Als Lehrer der Viehzucht und Pflege schreibt er vor, Th. II. S. 37.: den Schafen bey *nasser* Witterung vorzüglich Salzlecke zu geben, da doch diese Thiere bey feuchtem Wetter ganz das Salz verschmähen: und nach S. 37. 38. sollen die den Schafen im Stall entgehenden Feuchtigkeiten in die Tiefe geführt werden und nicht heraus in die Mistgrube laufen! Wer hat je in Schafställen, die auch noch so wenig bestreut werden, ablaufende Feuchtigkeiten gesehen? Die erste Cautel zu einer glücklichen Pferdezucht S. 207. verdient hier auch angemerkt zu werden. „Es ist rathsam, der „Stute vor der Belegungszeit den Bescheler einigemale „vorzuführen, damit sie sich von seiner Bildung ei„nige Eindrücke mache." Wer ist je darauf verfallen, ausser der Belegungszeit einer Stute den Beschäler zum Beschauen vorzuführen, da ausser dieser Zeit die Stute jedem ihr nahe kommenden Hengst sich *widersetzt*? S. 372 375. wird viel unerwartetes von Aufbewahrung des Getreides auf Boden und dafs solche vom May an in dicken zwilchenen Säcken auf Holzböcke gelegt werden solle, gesagt. In den zween letzten Abschnitten findet man Anmerkungen (besser Amts- und Gewissensbelehrungen) für die herrschaftlichen Wirthschaftsbeamten; und einige ökonomische Regeln, welche der Vf. nach seinem offenen Geständnifs dem grofsen Franklin aus einem Pensylvanischen Calenderaufsatze abgeborgt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Prag, b. Rokos: *Sammlung einiger Bemerkungen*, gemacht auf einer kleinen Reise durch einen Theil Böhmens. Von *F. Fufs*. 1793. 112 S. 8. — Eine zwar in reinem Deutsch, sonst aber höchst schülerhaft abgefafste Reisebeschreibung von Prag über Schandau nach Heinspach, in welcher triviale Bemerkungen und Räsonnements über Handel, Landwirthschaft etc. im Tone der Wichtigkeit vorgetragen und erhabene Gegenstände durch ihre Darstellung erniedrigt werden. Die andächtigen Betrachtungen beym Mondenschein und Sternenlicht (im 25. Kap.) theilte Rec. seinen Lesern gern zur Probe mit, wenn sie nicht zu lang wären; er schreibt dafür das 20. Kap. ab, welches mit dem Motto: *ubi bene, ibi patria* bezeichnet ist. „Ich „habe in keiner Gegend weniger Vaterlandsliebe angetroffen als „hier." (Das Wort *hier* kommt auf jeder Seite einigemal vor.) „Der mindeste Zufall, der mit etwas Zwange verbunden ist, z. „B. Conscription, Recrutirung und dergleichen, bringt es dahin, „dafs der gröfste Theil der jungen Leute sich nach Sachsen flüch„tet. Die Ursache hiervon ist leicht einzusehen; denn da den „Handelsmann und den Reisenden (i. e. Hausirer) nichts an sein „Vaterland bindet, und da er als immerwährender Wanderer „seinen Unterhalt in fremden Landen suchen mufs; so ist es kein „Wunder, dafs derselbe bey der mindesten Gelegenheit sein Va„terland verläfst. Sonderbar ist es aber, dafs junge Leute, um „nicht unsern Monarchen als Soldaten dienen zu müssen, sich in „Sachsen dazu anwerben lassen." Wir glauben, dafs der Vf., wie er im Beschlufs äufsert, im Stande ist, noch mehrere dergleichen Bemerkungen zu liefern, haben aber zum Geschmack der Lesewelt das Zutrauen, dafs die Bedingung, unter welcher sie erscheinen sollen, „*wenn nämlich die gegenwärtigen eine gütige Aufnahme finden*," nicht eintreten wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. October 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in d. akad. Kunst- und Buchh.: *Abschnitte aus deutschen und verdeutschten Schriftstellern* zu einer Anleitung der Wohlredenheit, besonders im gemeinen Leben, geordnet von *J. H. L. Meierotto.* 1794. XXXIII u. 677 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir haben bekanntlich neuerer Zeit eine beträchtliche Anzahl deutscher Chrestomathieen erhalten, a welche die Sammler derselben aus unsern beliebte- :en Schriftstellern ganze Auffätze oder einzelne Stel- en als Muster für die verschiedenen Gattungen des Vor- rags und der Beredtsamkeit zusammengetragen haben. Man würde sehr Unrecht thun, wenn man sich von dem escheidnen Titel des gegenwärtigen Buches verführen iesse, es unter jene, so leicht zu verfertigenden Chre- tomathieen zu rechnen; es ist vielmehr die reife Frucht ines der scharfsichtigsten und edelsten Jugendlehrer in nserm deutschen Vaterlande, der seinen schönen Be- uf, junge Menschen zum Vernunftgebrauch auszubil- len, offenbar aus dem höchsten und allgemeinsten Ge- ichtspunkt zu betrachten und zu behandeln gewohnt st. Hiervon ist dieses Buch ein neuer Beweis, welches ine Anweisung, richtig denken und sich ausdrücken u lernen, enthält, wie sie, so viel Rec. weiss, noch eine Nation aufzuweisen hat. Es ist ein unbezweifel- er Satz, dass sich noch niemand, weder in den bil- lenden noch redenden Künsten, durch eine Theorie llein, einen schönen und gefallenden Styl erworben at; das mehreste thun hierinn Muster, die, mit auf- nerksamem Auge und philosophischem Geiste betrach- et, unmerklich die Hand des Zeichners und des Schrei- enden lenken, und seinem Geschmacke Sicherheit ge- en. In diesem Buche nun findet sich eine überaus grosse Menge zweckmässig gewählter Beyspiele, be- onders für die bisher so sehr vernachlässigte *Sprache les gemeinen Lebens;* diese Beyspiele sind unter Classen gebracht, und die Regeln der Theorie stehen einzeln ind so kurz als möglich dazwischen. Wenn also der Lehrling den kurzen Satz der Theorie gelesen und ge- asst hat; so kommen nun eine Menge guter und feh- erhafter Beyspiele, aus denen er sich von der Wahr- eit jenes Satzes deutlich überzeugen, oder ihn viel- nehr selbst von neuem abstrahiren kann. Eingestreute leine Winke, oft blosse Fragen ohne Antwort, nöthi- gen den Leser zum Nachdenken über die Musterstellen ind über die allgemeine Bemerkung und Regel, die sie estätigen sollen; und so ist diese Methode zugleich ei- ne wahre Anleitung zum Selbstdenken, die den Jüngling durchaus nöthigt, seine eigne Urtheilskraft in Thätigkeit zu setzen. Die Darlegung der innern Einrichtung dieses höchst brauchbaren Buches wird das obige Urtheil rechtfertigen.

In der durchdachten, reichhaltigen Vorrede führt Hr. M. die so wahre Bemerkung aus, wie sehr es uns Deutsche in der allgemeinen Ausbildung unsrer Sprache zurückgeworfen hat, dass wir auch in diesem Fache mehr die Römer, als die Griechen zum Muster genommen haben; das römische Muster Cicero, und die rhetorischen Vorschriften desselben, eben so wie Quintilians Anweisung und andere auf sie gebaute, gehen alle auf die gerichtliche, oder doch förmliche, feyerliche Rede, zu der es in unsern Lagen fast niemals Veranlassung giebt; selbst unser Brief, der einmal eine kleine Rede hiess, sollte jene Eigenschaften der grossen Rede an sich haben. Aristoteles hingegen, und selbst Demetrius, nehmen bey ihren Anweisungen zur Beredtsamkeit ihren Standpunkt viel höher; sie betrachten den Ausdruck oder Vortrag im Allgemeinen; sie geben Regeln für *das Reden*, nicht bloss für *die Rede;* sie sehen besonders auf die tägliche Anwendung der Sprache, auf das gesellschaftliche Gespräch, und machen für dasselbe Bemerkungen, die sich nicht, wie in den römischen Rhetoriken, auf gewisse bürgerliche Situationen, sondern auf die allgemeine Natur des Menschen gründen. „Hätten wir Deutsche gleich die Griechen und ihr sokratisches Gespräch zu Mustern gewählt, so hätten wir nicht den Vorwurf des steifen, schwerfälligen Gesprächs, der Einmischung des Lehrtons am unrechten Orte, ja der Unschicklichkeit, der Pedanterey im Gespräche so manches Jahrhundert tragen müssen." Wir bedürfen also Anleitungen nicht zu prächtigen Orationen, sondern zur gesellschaftlichen Unterhaltung, zum zweckmässigen, deutlichen und angenehmen Vortrage im gemeinen Leben. Gemein, poetisch, scientifisch, das sind, nach Garve zum Cicero I, 37., die drey Arten des Styls, der Denkungsart, der Rede. Was diese auf gewisse Weise vereinigt, die Mischung von gründlichen Gedanken mit anmuthigen, aber nicht weit hergesuchten Bildern und einem ganz verständlichen populären Ausdrucke, dies macht den Ton der wahrhaft guten Gesellschaft aus. Man denke sich eine Reihe von Mustergesprächen; im ersten strebt der Sprechende bloss nach Deutlichkeit und Bestimmtheit; dann merkt er, dass seine Zuhörer dabey ermüden, dass er langweilig wird; er sucht daher der Trockenheit durch Abwechslung abzuhelfen; er sucht endlich den Gegen-

ſtand für den gemiſchten Haufen, der ihn umgiebt, intereſſant zu machen; er benutzt die Leidenſchaften ſeiner Zuhörer, er erwirbt ſich Zutrauen und Vorliebe, er wird zuletzt Herr aller Gemüther. Was müſste nicht eine ſolche Reihe von Muſtergeſprächen für eine Anleitung geben! Aber dieſer Weg iſt unabſehbar weit; was hingegen thunlich iſt, dazu ſoll hier ein Verſuch gemacht werden. Je mehr Reize das Redneriſche und Pathetiſche hat, deſto leichter iſt der Miſsbrauch deſſelben; unſre Schreibart, mithin auch unſre Denkart iſt in Gefahr von dem Einfachen abzuarten; erſt muſs der Jüngling das Allgemein-Nöthige, das Wahre und Bleibende kennen lernen, ehe er das bloſs ſelten Anwendbare bewundert und nachahmt. „Warum ſollten wir Stellen, die aus dem Homer und Demoſthenes in den Quintilian und Longin, und aus Frankreichs Demoſthenen und Englands Homeren in den Dübos, Batteux und Home übergingen, noch Jahre hindurch den Jüngling mit weilendem, wohlgefälligem Blicke beachten laſſen, damit er von dem, was gerade darinn am blendendſten iſt, abſtrahiren und es im geſellſchaftlichen Geſpräche vermeiden lerne?" — Es wird nicht leicht, gegen ſo viele zeitherige Muſter, deren Werth anerkannt war, andre zu finden, die bisher verkannt, oder, weil ſie der Abſicht nicht entſprachen, übergangen waren, und welche gleichwohl allein in die Sprache des gemeinen Lebens übergetragen werden können. Da es nun nicht möglich geweſen wäre, dieſe neuen Beyſpiele, wenn die Sammlung nur etwas vollſtändig werden ſollte, aus lauter deutſchen Originalen zuſammen zu bringen, ſo nahm ſie der Vf. aus den claſſiſchen Schriftſtellen verſchiedener Nationen. Dieſe Beyſpiele, unter ſich verglichen, üben das Urtheil über das Zweckmäſsige, Deutliche, Angenehme im Vortrage, obgleich keins dazu geſchrieben war, um ein Muſter zu ſeyn. Eine Anweiſung, wie man Sätze zu einer Periode verbinden könne, darf man hier nicht erwarten; dies würde ſchon ein Uebergang von der geſellſchaftlichen Art ſich auszudrücken zur eigentlichen Beredtſamkeit ſeyn. Dafür findet man hier durch andere Eigenſchaften Erſatz. „Um zu übergehen," ſchlieſst der Vf. die Vorrede, „daſs dies Buch mit mehr Sachkenntniſſen den Geiſt unterhalte, als eine Sammlung der ſchönſten dichteriſchen oder redneriſchen Stellen von eben dem Umfange ihn zu nähren vermögend geweſen wäre; um nicht zu erwähnen, daſs es einen Vorſchmack von ſo vielen empfehlungswürdigen, ja claſſiſchen Schriftſtellern gebe u. ſ. w.; ſo glaube ich dieſe Sammlung doch wegen der Reichhaltigkeit an Beſchreibungen, Beſtimmungen, Erläuterungen, Gründen, die beſonders für das gemeine Leben gehören, empfehlen zu dürfen. Bloſs nach der Ueberſicht des erſten Capitels wird man mir zugeben, daſs wohl nicht bloſs die Sprache des geſellſchaftlichen Umgangs durch dies Buch gewinne, ſondern daſs ſoviel Begriffe und Urtheile und Grundſätze, die das geſellſchaftliche Leben nicht entbehren kann, oft ſchon durch die Nebeneinanderſtellung neu berichtigt und durch den claſſiſchen Vortrag dem jungen Geiſte unauslöſchlich eingedrückt werden."

Nach dieſem gedrängten Auszuge aus der vortrefflichen Darlegung des Plans und des Charakteriſtiſchen dieſes Unternehmens, folge hier nun noch die Ueberſicht der innern Einrichtung. I Cap. *Verſtändlicher, deutlicher, beſtimmter Vortrag.* 1 Abtheil. Sinnliche Gegenſtände. Hier kommen unter den Rubriken: Benennung, Beſchreibung, Erzählung, und noch mehrern Unterabtheilungen und Regeln, die hieher gehörigen, zahlreichen Beyſpiele vor, genommen aus Sulzers Theorie d. ſch. K., aus Büffon, Linné, Campe, Wieland u. ſ. w. — 2te Abtheil. Vortrag von Gegenſtänden, die nicht in die Sinne fallen. II Cap. *Angenehmer, anmuthiger Vortrag.* 1ſte Abtheil. Sinnliche Gegenſtände. 2te Abth. Gegenſtände, die nicht ſinnlich ſind. III Cap. *Nachdruck und Stärke.* 1ſte Abth. Benennung, Beſchreibung. 2te Abth. Erzählungen, Vortrag von Wahrheiten, Reichthum des Vortrags, Kürze, Bilder u. ſ. w. IV Cap. *Begierde, Affect.* 1ſte Abth. Wohlgefallen beym Anſchauen, Wunſch, Begierde nach Beſitz und Genuſs. 2te Abth. Begierde, welche Trennung von einem Uebel ſucht, Zorn, Rachſucht. V Cap. *Geſinnung, Charakter.* — *Anhang.* Vom Erhabnen und Einfachen. — Die letzten 18 Seiten endlich handeln noch von dem *Gebrauche* dieſes Buches. Es ſoll nämlich dieſe Sammlung als Leſebuch und als Lehrbuch dienen; der Jüngling ſoll es für ſich brauchen können, und der Lehrer ſoll Stücke daraus in der Claſſe vorleſen laſſen, und durch Fragen, Aufgaben zu Ausarbeitungen u. ſ. w. den Schüler das Eigenthümliche, das Gute und Fehlerhafte in den Beyſpielen aufzuſuchen veranlaſſen; z. B. eine pathetiſche Stelle von allem Redneriſchen zu entkleiden, und umgekehrt; Vergleichungen zwiſchen ähnlichen Stellen zu machen etc. Die Beyſpiele ſind natürlich aus einer ſehr groſsen Menge von Schriftſtellern genommen; vorzüglich oft haben Spalding, Wieland, Leſſing, Shakeſpear, Yorick, Burke üb. Revolut., Friedrich II, Montaigne, ſie hergegeben. Es iſt an ſich unmöglich, daſs nicht hie und da ein aufmerkſamer Leſer einer ſolchen Sammlung eines oder das andere Beyſpiel anders gewählt, oder zu einer andern Regel und Bemerkung geſtellt wünſchen ſollte; allein der Vf. ſelbſt fodert denkende Lehrer auf, mehrere Beyſpiele dazu zu ſammeln, und mit den vorhandenen abzuwechſeln; auch bemerkt er, daſs eines und daſſelbe bald zu dieſer, bald zu jener Regel als Beleg angeführt werden könne. — Rec. kann die Nutzbarkeit dieſes Buches aus eignen, damit angeſtellten Verſuchen beym Unterricht bezeugen; nur erfodert es mehr, als bloſsen Mechanismus, wenn es gehörig gebraucht werden ſoll. Es würde daher als ein gutes Zeichen für den Zuſtand unſrer Schulen anzuſehen ſeyn, wenn man es als Lehrbuch recht häufig beym Unterricht benutzte. Bey den wenigen Stunden, die bis jetzt der Unterweiſung im deutſchen Styl und im guten Ausdruck auf den mehrſten Lehranſtalten gewidmet ſind, dürfte es indeſs, auch bey dem beſten Willen des Lehrers, ſchwer halten, dieſe ſokratiſche, kritiſch-unterſuchende, und folglich Zeit erfodernde Methode in den Claſſen häufig zu befolgen. Es iſt daher wahr-

wahrscheinlich, dass der Hauptnutzen desselben am öftesten sich dann zeigen wird, wenn es fleissige Studirende zu ihrem Lesebuche machen, die Beyspiele mit aufmerksamem Auge und wiederholt betrachten, und so es statt eines lebenden Lehrers gebrauchen werden. Aber dazu möchte es auch Rec., als ein in seiner Art originales Werk, mit allem Nachdruck empfehlen, den nur immer die Stimme eines Ungenannten haben kann.

Gar sehr wäre zu wünschen, dass die kurzen einzelnen Regeln, die zwischen den vielen Beyspielen mitten inne stehen, mit einer auszeichnenden Schrift gedruckt seyn möchten; so unbedeutend dieser Umstand scheint, so würde er doch sicher den leichten Gebrauch dieses Buches sehr vermehren. — Da man in einem Buche, das vom Styl handelt, die gröſste Genauigkeit in allen dahin gehörigen Punkten verlangen und erwarten kann, so stöſst der aufmerksame Leser hier ungern auf einige Nachläſsigkeiten dieser Art. S. 6. und an mehrern Orten ist *Mußster* gedruckt, an andern das richtige *Muster*; S. 660. steht einmal *allso*, wie fast immer; auf eben der Seite auch *also*; S. 659. die als Beyspiel aufge*stellte Stelle*; ein verwerflicher Gleichklang! S. 638. steht *einzele* Fälle; S. 658. hingegen heiſst es richtig: jede *einzelne*; denn das Stammadverbium heiſst ja *einzeln*, nicht *einzel*. Selbst im Titel kann man: *zu einer Anleitung der Wohlredenheit*, nicht billigen; richtiger: als eine Anleitung *zur* Wohlredenheit, oder, vielleicht noch passender, *zur Kunst, gut zu sprechen*.

Leipzig, b. Leo: *Magazin für Freunde des guten Geschmacks der bildenden und mechanischen Künste und Gewerbe.* 1stes und 2tes Heft, jedes mit 6 theils colorirten, theils schwarzen Kupfertafeln nebst Erklärung. 1794. gr. 4. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Plan dieses Werks ist ausgebreitet, und läſst für die Zukunft recht viel Nutzen erwarten. In dem Vorbericht verlangen die Herausg. selbst „*eine nähere Prüfung der gelieferten Stücke*," deswegen hoffen wir, dass sie unsere Anmerkungen wohl aufnehmen und beherzigen werden. I Heft. Das auf der 1sten Tafel vorgestellte Gartencabinett ist tadelhaft wegen Vermischung von Dingen, welche einander ganz fremd sind; denn es hat im Ganzen die Form einer japanischen Pagode oder eines Götzentempels, die Wände sind von rohen Baumstämmen zusammengefetzt, und mit Basreliefs geziert. Die 2te Tafel stellt *die Verzierung eines runden Cabinetts* vor. Die Decke ist artig eingetheilt, aber auf den Wänden steht, wie uns dünkt, das matte Grün nicht gut neben dem kaum merklichen Gelb, und die Arabesken sind mager. Der groſse Würfel oder Altar unter den Fenstern scheint durch die darauf liegenden Rosen zu wenig verziert. Das Zimmer auf der 3ten Tafel ist sehr freundlich und artig, die Landschaften, welche die groſsen Felder ausfüllen, werden durch einfarbige Arabesken, und durch die stille Grundfarbe erhoben, so dass das Ganze zierlich und angenehm in die Augen fällt. Auf der 4ten Tafel sind 1) Superportes *im hetrurischen Geschmack?* 2) Eine Lambris für Zimmer mit einfarbigen Tapeten. 3) Eine andre Lambris in ein reicher verziertes Zimmer. Diese letztere ist in zu kleine Theile eingetheilt, ist unruhig, bunt, und hat keine guten Verhältnisse. Vielleicht sind die Stühle auf der 5ten Tafel nach englischen Mustern copirt; denn sie haben etwas von dem Eckigen und Steifen, wodurch sich alles englische Geräthe auszeichnet. II Heft. Die Tafeln 1. 2. 3. enthalten Zimmerverzierungen, von welchen die beiden ersten nicht empfohlen werden können, weil die rothbraunen Einfassungen zu dem strohgelben Grund übel passen, die Arabesken äusserst mager sind, und sehr unschicklich über der Thüre ein Altar angebracht worden ist. Die 3te Tafel verdient ein besseres Lob, beide Decorationen, welche auf derselben vorgestellt sind, machen dem Geschmack des Künstlers, der sie angegeben hat, Ehre. Auf der 4ten Tafel finden sich drey verschiedene Zeichnungen zu *Ofen*. Laut der Erklärung sind *sie in gothischem, hetrurischem und römischem Geschmack*. Wir unsers Orts erkennen keinen andern als den *guten Geschmack*, und wenn nun dieser unter dem *römischen* zu verstehen ist, so hätte ein besseres Beyspiel davon gegeben werden sollen. Auch bemerken wir, dass schwarze Zierrathen auf gelben Grund gemalt kein unterscheidendes Merkmal der hetrurischen Kunst sind, und dass überhaupt ein wahrer Künstler, wenn er die hetrurischen Kunstwerke genau kennt, sich sorgfältig hüten wird, den Styl derselben nachzuahmen. Was endlich die barbarisch-gothischen Abgeschmacktheiten betrifft, so scheinen sie uns, in einem *Magazin für die Freunde des guten Geschmacks*, nicht wohl angebracht. Die 5te Tafel enthält ein Paar Arbeitstischchen und Pfeilercommoden. Die 6te T. Zeichnungen zu eisernem Gitterwerk.

PHILOLOGIE.

Lemgo, b. Meyer: *Flavii Arriani* Nicomediensis *Opera.* graece ad optimas editiones collata studio *Augusti Christiani Borheck.* In reg. Duisburgensi Acad. Hist. et Eloqu. P. P. O. *Volumen primum.* Expeditio Alexandri Magni. 1792. 360 S. 8.

Der Herausg. versichert in der Vorrede, die Venezianische Ausgabe von 1535, die Stephanische von 1575, die Gronovische und Raphelische unter einander verglichen und aus ihnen eine neue Recension zusammengesetzt zu haben. Da er selbst von seinen Veränderungen keine Rechenschaft giebt, und von dem Rec. nicht verlangt werden kann, dass er den Text der neuen Ausgabe mit den alten Wort für Wort collationire, so können wir nicht bestimmt sagen, wie zahlreich oder wie wichtig die vorgenommenen Veränderungen seyn mögen. In den Stellen, welche wir nachsahn, fanden wir, dass der Herausg. im Ganzen den Gronovischen Text, welchen wir vor uns haben, befolgt, nur mit dem Unterschiede, dass er Verbesserungen von Gronov

aus den Noten in den Text herausgenommen hat. Am Rande sind die Parallelstellen aus dem Curtius, Diodorus Siculus und Justinus angemerkt. — Der zweyte Band soll die Indica, den Periplus und die Tactica enthalten, zugleich mit einer Geschichte des Textes, geographischen und historischen Registern und einer Bibliotheca Alexandrina, d. h. einem raisonnirten Verzeichniss aller Schriftsteller, welche über den Alexander geschrieben haben, nebst ihren Fragmenten, chronologisch geordnet. — Wir bemerken, dass S. 102. die Worte: ἐπῆγον τῶν τριήρων καὶ ὑποτέμνοντες ausgelassen sind, welches noch auf andre Nachlässigkeiten im Drucke schliessen lässt.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITTERARGESCHICHTE. *Hamburg*, in Comm. b. Bachmann und Gundermann: *Ueber der Nibelungen Liet;* an den Hn. *Joh. Joach. Eschenburg*, Hofr. u. Prof. in Braunschweig, von *G.* 1795. 26 S. 4. — Das merkwürdige altdeutsche Gedicht, wovon in dieser Abhandlung die Rede ist, wurde schon mehrmals zur Sprache gebracht, und gleich zu Anfange der Müllerischen Sammlung altdeutscher Gedichte der Länge nach abgedruckt. Es verdiente allerdings eine genauere Prüfung; und wenn auch die gegenwärtige nicht durchaus befriedigende Aufschlüsse darüber gewährt, so ist sie doch immer ein schätzbarer Beytrag zur Literatur unsrer vaterländischen Dichtkunst. Bisher kennt man nur zwey Handschriften dieses Gedichts; es giebt ihrer aber vermuthlich noch mehrere; und schon aus dem, was sich aus jenen beiden vergleichen lässt, ergiebt sichs, dass es wohl der Mühe werth wäre, sie aufzusuchen, und die Lesarten zusammen zu halten. Eine der ersten Fragen ist wohl, wer unter den *Nibelungen* gemeynt sey. Der Vf. giebt hierüber zwar keine hinlängliche Auskunft, ob er gleich auf die wenigen Stellen des Gedichts selbst aufmerksam macht, worauf sich auf sie und ihren Wohnort etwas schliessen liesse. Sie müssen wohl zur Zeit des Dichters bekannter gewesen seyn; ihr Antheil an der Handlung des Gedichts ist übrigens sehr geringe; Chriemhilde vielmehr ist darinn die Hauptperson. *Scherz* ist in seinem von *Oberlin* herausgegebnen Glossarium geneigt, die Nibelungen in die Nähe von Island zu versetzen, womit v. 2141 des Gedichts zusammenstimmt; auch erwähnt er der *Nifunga Saga*, die zu Stockholm 1715 abgedruckt ist. Auch in der Alsatia Illustr. T. II. p. 525 und 660, und beym *Kremer*, Orig. Nass. T. II. p. 265. kommt, wie er hinzusetzt, dieser Volksname vor. Ueber den Verfasser des Gedichts haben schon mehrere nachgeforscht. *Bodmer's* und andrer Vermuthung fiel auf den bekannten *Conrad von Würzburg*, wenigstens als Umarbeiter; und man kann darüber *Meissner's* und *Canzlers* Quartalschrift für alte Literatur und neuere Lectüre II. 1, 85. weiter nachlesen. Unser Vf. ist indess nicht geneigt, dieser Meynung beyzupflichten. Das ältere lateinische Original dieser Erzählung soll, nach der Angabe in dem Gedichte selbst, von *Pilgerin* oder *Peregrin*, Bischof zu Passau, veranstaltet seyn; und so fiele dessen Entstehung in die letzte Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Hr. *Adelung* führt in seinem Magazin für die deutsche Sprache, II, 149, eine Stelle aus *Caspar Brusch* de Laureaco an, wo von diesem *Peregrin* gesagt wird: *auctor fuit cuidam sui seculi versificatori Germanico, ut is rhythmis gesta Avarorum et Hunnorum, Austriam tum tenentium, et omnem viciniam late depraedantium, (quos Gigantes, nostrate lingua Recken et Riesen vocari fecit) celebraret, et quomodo hae barbarae gentes ab Othone Magno profligatae et victae essent.* Ganz deutlich erhellt indess doch aus dieser Stelle nicht, ob dies von dem Bischofe veranstaltete Gedicht lateinisch oder deutsch geschrieben sey; das letztere ist indess wahrscheinlicher, obgleich das Gedicht in der Gestalt, wie wir es noch besitzen, gewiss nicht schon im zehnten Jahrhunderte geliefert wurde. Die Schwierigkeit, die Hr. *Adelung* in dem Ausdrucke *Sin* Schribere meister Chunrat findet, hat Hr. Hofr. *Eschenburg* in der *Bragur* II, 414, durch die Vermuthung gehoben, dass jenes *Sin* nicht nothwendig auf den Bischof gehen müsse, sondern auf *daz maere* gezogen werden könne. Unser Vf. giebt S. 6 ff. einige Proben von dem poetischen Werthe dieses Liedes. Hin und wieder findet er Spuren des niedersächsischen Dialects darinn, die aber doch wohl nur zufällig mit diesem zusammentreffen möchten; die herrschende Mundart ist wohl unstreitig die schwäbische. Um die Zeit der Verfertigung des Gedichts herauszubringen, sind unter andern S. 11 ff. die Stellen sorgfältig gesammelt, wo Namen von Ländern, Völkern, Städten, Personen, Aemtern, Handlungen, Gebräuchen, Kleidern u. dgl. vorkommen. *Ezel* ist ohne Zweifel *Attila*; und die vorkommenden Anachronismen dürfen hier so wenig, als in ähnlichen Dichtungen, befremden. (Das S. 16. bemerkte älteste Beyspiel eines reichen Reims ist wohl so ganz zutreffend nicht; wenigstens ist die Bedeutung verschieden, und das erste *tot* scheint *That* zu seyn.) Die S. 20. geäusserte Vermuthung ist am Ende doch wohl die wahrscheinlichste; und eben so gern wird man dem Vf. in der Voraussetzung beystimmen, dass die Quelle von dem ersten Theile des Gedichts eine ältere Erzählung von dem *gehörnten Siegfried* sey, da die Gleichheit zwischen jenem und dem bekannten Volksmährchen dieses Namens so auffallend ist, obgleich die dichterische vor der prosaischen Einkleidung grosse Vorzüge hat, wie hier S. 22. gezeigt wird. Im *Heldenbuche* kommt zwar *Siegfried* mit vor; aber auch Hr. *Adelung* (Magaz. II, S. 51.) muthmasst mit Recht, dass auch noch ein eignes Gedicht von ihm vorhanden seyn müsse, aus welchem *Goldast* einige Stellen anführt. Ob jenes Volksmährchen, wie man vorgiebt, aus dem Französischen übersetzt sey, ist noch die Frage; *du Fresnoy* hat wenigstens in seiner *Bibliotheque des Romans* keinen, der sich hieher ziehen liesse. Auffallend ist noch die Uebereinstimmung zwischen dem zweyten Theile des Lieds der Nibelungen mit dem von Hn. Prof. *Fischer* herausgegebnen lateinischen Heldengedichte vom *Attila*. Unser Vf. wünscht durch seine sehr beyfallswürdige Arbeit eine, allerdings wünschenswerthe, nähere Untersuchung über dies alte poetische Denkmal zu veranlassen; und dazu liesse sich schon manche einzelne Vorarbeit, besonders aber die gegenwärtige, benutzen. Wir bemerken nur noch, dass *Bodmer* drey von seinen altenglischen und altschwäbischen Balladen, Sivrits Tod, den Zank der Königinnen, und die weissagenden Meerweiber, aus diesem Gedichte geformt, und B. II, S. 194 ff. einige Erinnerungen über dieselben beygefügt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. October 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Pauli: *Allgemeine Gerichtsordnung für die preussischen Staaten.* Erster Theil. *Processordnung.* 1795. 1288 S. 8.

Das, zur Zeit noch nicht durch den Druck bekannt gemachte *Hofrescript vom 24ten Dec.* 1794, mittelst dessen den Landescollegien dieser erste Theil zugefertigt worden, erklärt sich darüber folgendergestalt: Die in der revidirten Ausgabe der Processordnung unter dem Titel: *allgemeine Gerichtsordnung, erster Theil* enthaltenen Verordnungen sind eigentlich keine neuen Gesetze, sondern es sind nur die in dem 1sten, 2ten und 4ten Theile des *Corporis iuris Fridericiani*, so wie in den verschiedenen nachher ergangenen Circularen und Rescripten vorkommenden Vorschriften mehr zusammengestellt, besser geordnet und nach verschiedenen, sowohl von Landescollegien, als sonst, gemachten Bemerkungen hin und wieder ergänzt worden etc." Dass unter diesen Umständen das Werk beträchtlich stärker werden musste, als die ältere Processordnung, oder das sogenannte *Corpus iuris Fridericianum*, war sehr natürlich. Allein eben diese Einrichtung ist für den Geschäftsmann ungemein bequem, indem er dadurch der Mühe überhoben wird, die einzelnen kleineren Verordnungen nachzusehen. Der hinzugekommenen *neuen* Vorschriften, so wie der Abänderungen und näheren Bestimmungen älterer Verordnungen sind im Ganzen genommen nicht so viel, dass die Mühe des Studiums, welches diese erfodern, nicht durch jene Bequemlichkeit mehr als bloss ausgeglichen würde. — Das Werk beginnt mit einer *neu* hinzugekommenen *Einleitung*, welche den Process auf die allgemeinsten aus der Natur der Sache sich ergebenden Grundsätze, mit denen der *philosophische* Geschäftsmann in so manchen Falle, wo er sich von der speciellern Vorschrift verlassen glauben, oder sie ihm nicht so ganz anwendbar scheinen möchte, gewiss ausreichen wird. Rec. bemerkt hiebey nur, dass in dem §. 66 derselben „Ein unter den gesetzmässigen Erfodernissen gefälltes „rechtskräftiges Urtel sichert den, der es erstritten hat, „*für immer* wider *alle* Anfechtungen seines Gegners etc.") auf die *Restitutionsklage*, die nach §. 12. Tit. 16 auch gegen ein an sich *gültiges* Judicat statt findet, keine Rücksicht genommen zu seyn scheint. — Auf diese Einleitung folgen 52 *Titel*, grösstentheils eben so gestellt, wie in der ältern Processordnung. Nur ist der ganze *vierte* Theil derselben, der die auf den Process sich zunächst beziehenden Gesetze enthält, in diesen *ersten* Theil der allgemeinen Gerichtsordnung verwebt. Die Folge der §. §. in den einzelnen Titeln hat zum Theil beträchtliche und im Ganzen genommen vortheilhafte, Revolutionen erlitten. Rec. sagt: *im Ganzen genommen;* denn so, z. B. würde *er* wenigstens die Vorschrift Tit. I. (Von den Personen welche vor Gericht klagen und belangt werden können.) §. 28. *wegen der von Frauenspersonen auszustellenden Vollmachten* eher im 3ten Titel, in welchem die Erfodernisse der Vollmachten bestimmt werden; — ferner die Vorschriften §. §. 18. und 75. Tit. III, nach welchen die Assistenten und Bevollmächtigten auch bey *Zeugenabhörungen* zugelassen werden sollen, eher in dem 4ten Abschnitte des 10ten Titels (von Aufnehmung des Beweises durch Zeugen) erwartet haben. — Die Zulassung der Justizcommissarien als Beystände oder Bevollmächtigte der Parteyen (an die Stelle der Assistenzräthe) gründet sich schon in dem *Circulare vom 20sten September* 1783; kann also nicht Gegenstand einer Vergleichung der *Gerichtsordnung* mit den *ältern Processvorschriften* seyn; indessen bemerkt Rec., dass diese Materie durch den ganzen ersten Theil der Gerichtsordnung hin gehörig geordnet, erweitert, genauer bestimmt und den besondern Gattungen des Processes mehr angepasst, erscheint. Wodurch aber, wie natürlich, die allgemeine Gerichtsordnung sich vorzüglich von der ältern Processordnung unterscheidet, ist die Bearbeitung nach den Grundsätzen des allgemeinen Landrechts und die stete Rückweisung darauf. Nur wünschte Rec. von den Regeln unterrichtet zu seyn, nach denen die Gränzlinien zwischen dem allgemeinen *Landrecht* und der allgemeinen *Gerichtsordnung* gezogen worden sind. *Ihm* scheint hiebey dies und das bloss der Willkühr überlassen — d. h. —: manches dem Gebiete der *Gerichtsordnung* einverleibt worden zu seyn, worauf das *Landrecht* wohl gleiche, wo nicht stärkere, ausschliessende Ansprüche gehabt haben möchte; und umgekehrt. Die §. §. 72 und 79. Tit. III. (Vom Gerichtsstande) z. B. sind aus dem allgemeinen *Landrechte* in die allgem. *Gerichtsordnung* aufgenommen worden; §. 81 a. a. O. verweiset in Ansehung des *Gerichtsstandes der Militairpersonen welche Grundstücke besitzen* auf das allg. *Landrecht;* §. 84. a. a. O. sind die §. 50. Tit. II. Th. IV der *ältern Processordnung* enthaltenen nähern Bestimmungen wegen des *Gerichtsstandes entlassener Militairpersonen* **nicht** aufgenommen, sondern in das allgemeine *Landrecht* verwiesen. Gleiche Bewandniss hat es Tit. III in Ansehung derjenigen Vorschriften, welche bestimmen, in welchen Fällen *Specialvollmachten* erfoderlich sind und in Absicht vieler anderer Verordnungen. — An Bestimmtheit, Deutlichkeit und Ordnung der Begriffe (beyläufig gesagt: auch an Reinheit des Styls) hat die *Gerichtsordnung* vor der ältern

ältern *Procefsordnung*, nach des Rec. Meynung, Vorzüge. Zur Vergleichung mögen einige §. §. aus der erstern mit denen aus der letztern, an deren Stelle jene getreten sind, hier neben einander stehen.

Allg. Gerichtsordnung Tit. II. §. 7.	*Aeltere Procefsordnung Th. IV. Tit. II.* §. 2.
„Ein aufserordentlicher Gerichtsstand ist vorhanden 1) wenn der Staat in einzelnen Fällen zur Beförderung einer schleunigen und unparteyischen Rechtspflege; oder um die Vervielfältigung der Processe zu verhüten, eine Ausnahme von dem ordentlichen Gerichtsstande zu machen für gut findet; 2) wenn die Parteyen mit Erlaubnifs des Staats einem andern als dem ordentlichen Gerichtsstande, entweder durch ausdrückliche Erklärungen, oder durch vorhergehende Handlungen, woraus das Gesetz ihre Einwilligung folgert, sich unterwerfen."	„Dem Foro ordinario sind entgegen zu setzen die Fora extraordinaria, wohin die Rechtsstreitigkeiten gelangen, wenn 1) der Landesherr gewisse Personen, Sachen oder Geschäfte von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit eximirt, 2) wenn die Parteyen sich freywillig einem andern Gerichtsstande unterwerfen, 3) wenn die Gerichtsbarkeit zwischen zweyen foris ordinariis streitig ist, 4) wenn durch die Verhandlung vor den ordentlichen Gerichten eine Vervielfältigung der Processe entstehen würde, 5) wenn der ordentliche Richter die Justiz zu administriren verweigert, oder bey dem Ausschlage der Sache ein Interesse hat, oder wegen Verwandtschaft, oder sonst einem der streitenden Theile verdächtig scheinen könnte, oder in der Sache als Zeuge auftreten soll."
Tit. III. §. 54.	*Th. IV. Tit. III.* §. 19.
„Wenn eine Vollmacht eingereicht wird etc. — zugelassen werden; *es wäre denn, dafs in Fällen, wo die Gesetze eine gerichtliche Vollmacht erfodern, eine blofse Privatvollmacht beygebracht; oder in Fällen, wo sie eine ausdrückliche Specialvollmacht erheischen, dieselbe auf die vorzunehmende Handlung nicht gerichtet wäre etc.*"	„Wenn eine Vollmacht *producirt* wird — *admittirt* werden." (Hier fehlt jene nähere Bestimmung.)

Doch scheint auch nicht allen Mängeln der ältern Procefsordnung an Bestimmtheit und Deutlichkeit abgeholfen zu seyn. Z. B. die Disposition des §. 80. Tit. II. Th. IV der ältern Procefsordnung: dafs nämlich derjenige Richter, welcher sich von Einer streitenden Partey als Consulent hat brauchen lassen, von der andern perhorrescirt werden könne, ist *gerade so* §. 143. Tit. II. der Gerichtsordnung aufgenommen, ohne nähere Bestimmung: ob die Eigenschaft als Consulent einer Partey den Richter *ohne Unterschied*; oder ob sie ihn nur dann verwerflich mache, wenn er *entweder* in derselben Sache, in welcher er jetzt als Richter handeln soll, *oder* in einer andern Sache Einer Partey gegen *die andere* bedient gewesen ist. Sollte das erstere Statt finden, wie es nach der angeführten Disposition allerdings scheint — so dürfte kein Gerichtshalter dem Gerichtsherrn oder einem der Gerichtseingesessenen in irgend einer Sache, wenn sie auch nie zu seiner Entscheidung gelangen kann, Rath geben; welches doch von jeher selbst mit Vorwissen der höhern Behörden geschehen ist, und noch geschieht. — Ferner: in den ältern Vorschriften werden die Parteyen selbst nicht *ausdrücklich* von der Gegenwart bey *Zeugenabhörungen* ausgeschlossen; sie wurden aber nach dem bisherigen auf sehr guten Gründen beruhenden Gerichtsgebrauch dabey nicht zugelassen; dagegen durften Justizcommissarien als Assistenten oder Bevollmächtigte derselben nach der Disposition des *Circulares vom 20sten September* 1783 dabey gegenwärtig seyn: eine Disposition, die auch der *allgemeinen Gerichtsordnung* Tit. III. §. 18. und 75. einverleibt ist. Aber auch hier sind die persönlich erscheinenden Parteyen nicht *ausdrücklich* davon ausgeschlossen; vielmehr scheint aus den §. §. 14. u. d. f. am angef. O. (nach welchen der Assistent nicht ohne die Partey vor Gericht erscheint) und aus §. 31. a. a. O. (nach welchem der Bevollmächtigte vor Gericht *die Stelle der Partey* vertritt) zusammengehalten mit §. 22. Tit. X. (wo *ausdrücklich* bestimmt wird, bey welchen Verhandlungen weder die Parteyen selbst, noch ihre Bevollmächtigten oder Assistenten gegenwärtig seyn dürfen) das Gegentheil zu folgen. Indessen hat die allgemeine Gerichtsordnung dem bisherigen Gerichtsgebrauch hierunter gewifs nicht derogiren wollen; und es wäre nur zu wünschen, dafs es auch hierüber nicht an einer *bestimmten* Disposition in derselben fehlte, da sie so vieles *ausdrücklich* bestimmt hat, was sich entweder von selbst versteht, oder sich mit völliger Sicherheit aus andern Dispositionen folgern läfst. Ueberhaupt scheinen dem *Rec.* noch manche Vorschriften der allgemeinen Gerichtsordnung nicht bestimmt genug: Tit. II. §. 68. z. B. redet nur von den *Ehefrauen* der Domestiken und Bedienten eines Gesandten, und es ist nicht entschieden, was in Ansehung ihrer *Kinder* in diesem Falle gelten soll. Nach der Analogie mufs auch auf *sie* jene Disposition angewendet werden; und das Rescript an das Kammergericht vom 14ten Dec. 1791 (aus welchem der angef. §. entstanden ist) *gedenkt der Kinder ausdrücklich.* — §. 82. a. a. O. wird nur überhaupt von *Militairpersonen*, die ein bürgerliches Gewerbe treiben, gesprochen, und die nähere — allerdings sehr erheblich scheinende — Bestimmung der ältern Procefsordnung (§. 49. Tit. II. Th. IV) wegen der *Beurlaubten* übergangen. — Nach §. 88. a. a. O. der Gerichtsordnung „stehen, wenn die „Regimenter ins Feld gehen, die in den Garnisonen „zurückbleibenden *Frauen* der Unterofficiers und Sol„daten während solcher Zeit (nämlich während des „Feldzuges) unter den Civilgerichten des Orts;" der Gerichtsstand der unter diesen Umständen zurückbleibenden *Kinder* ist aber nirgends bestimmt, wiewohl in Ansehung ihrer ganz derselbe Grund vorhanden zu zu seyn scheint, der dem Gesetze in Ansehung der *Ehefrauen* das Daseyn gab. — §. 134 a. a. O. entscheidet den Fall, wenn *Landesjustizcollegien und Kriegs- und Domainenkammern* wegen der Gerichtsbarkeit mit einander in Streit gerathen; er läfst aber *den* Fall unentschieden, wenn *andre Justizcollegien*, die nicht unter einem gemeinschaftlichen Chef stehen, (§. 86. Tit. II. Th. IV. der ält. Pr. O.) z. B. deutsche und französische Gerichte, einander die Gerichtsbarkeit streitig machen. Rec. würde die Gränzen einer Anzeige in diesen Blättern

tern (wiewohl die Ausführlichkeit der gegenwärtigen durch die vorzügliche Wichtigkeit des Werks — einer allgemeinen Gerichtsordnung gerade desjenigen Staats, dessen Justizverfassung seit geraumer Zeit auch für das Ausland ein so starkes Interesse hat — hinlänglich gerechtfertigt wird) weit überschreiten müssen, um sein Anliegen über alle Stellen der Art, über welche er so gern belehrt seyn möchte, hier vorzutragen. Er behält sich dies für einen andern Ort vor, wird jedoch bey Gelegenheit der nun folgenden nähern Vergleichung der allgemeinen Gerichtsordnung mit den ältern Processvorschriften (zu diesen rechnet er auch die schon im allgemeinen Landrecht enthaltenen auf den Process sich beziehenden Dispositionen) sich noch eine und die andere Bemerkung erlauben. — Tit. II. §. 106 ist das bisher üblich gewesene Forum personarum miserabilium (§. 58. Tit. II. Th. IV der ält. Pr. O.) deshalb aufgehoben, weil „die Untergerichte gegenwärtig besser bestellt und eingerichtet sind, und der Zutritt zu dem Oberrichter, „auf dem Wege der Appellation oder des Recurses, einer „jeden Partey, auch der ärmsten, ohne Schwierigkeit „und Kosten offen steht.“ — Durch §. 175. a. a. O. wird in Ansehung der gegen einen schiedsrichterlichen Ausspruch offen stehenden Instanzen der Unterschied gemacht, dass der Richter, wenn er den schiedsrichterlichen Ausspruch nichtig findet (§. 172) in erster, sonst aber in zweyter Instanz erkennen muss. Nach §. 69. Tit. II. Th. IV der ältern Proc. O. muss er auf die Beschwerde gegen einen schiedsrichterlichen Ausspruch ohne Unterschied der Fälle in erster Instanz erkennen. — Warum nach §. 30. Tit. III. „die Benennung des Gerichts, wo die Sache anhängig gemacht „ist, oder anhängig gemacht werden soll“ (N. 2. §. 15. Tit. III. Th. IV. der ält. Pr. O.) nicht weiter zu den Bestandtheilen einer Processvollmacht gehört, kann Rec. sich nicht erklären. — Die Disposition des §. 10. Tit. VIII (nach welcher gleich auf das erste Aussenbleiben des Beklagten in contumaciam erkannt wird — da dies nach §. 2. Tit. VI. Th. I. der alt. Pr. O. erst auf das zweyte Aussenbleiben desselben geschehen konnte —) würde gewiss zur Abkürzung der Processe sehr viel beytragen, wenn sie nicht auf der andern Seite durch den langen Zwischenraum (nach §. 2. d. T. der G. O.) von dem Dato der Vorladung an bis zum Termin — in manchen Fallen ohne Noth — aufgehalten würden: denn wozu bedürfte ein am Orte des Gerichts selbst gegenwärtiger Beklagte in klaren Schuldsachen d. d. g. einer vierwöchentlichen Zwischenzeit? Falle, in denen er bey einer kürzern Frist, nicht gehörig zur Beantwortung einer so einfachen Klage ausgerüstet erscheinen kann, werden immer unter die seltenern gehören; und da sollte man ihn lieber auf Verlegung des in dem individuellen Falle zu kurz anberaumten Termins, unter gehöriger Bescheinigung, antragen lassen, als in den weit häufigern Fall in den Process ganz zwecklos aufhalten. — Die in diesem Titel §. 20 u. d. f. enthaltenen Vorschriften zur Verhütung ungegründeter Prorogationsgesuche werden, mit Nachdruck befolgt, sehr wirksam seyn. - Den §. 22. Tit. X. Abschn. II der G. O. („Bey der Vernehmung des „Beklagten über die Klage darf weder der Kläger, „noch dessen Assistent oder Bevollmächtigter gegenwär„tig seyn. Bey der Vernehmung des Klägers über die „Beantwortung und bey der Aufnahme seiner Erwiede„rungen darauf wird der Beklagte nicht zugelassen; „wohl aber müssen bey diesen und allen folgenden Ver„handlungen die Assistenten oder rechtskundige Bevoll„mächtigte beider Theile zugegen seyn.“) versteht Rec. nicht. Werden hier unter: diesen Verhandlungen alle Instructionsverhandlungen, oder wird darunter bloss die unmittelbar vorhergenannte Vernehmung des Klägers über die Beantwortung der Klage verstanden? Im erstern Falle scheint der angeführte §. (wenigstens in Ansehung der Assistenten — wenn man hier auch eine Distinction zwischen Bevollmächtigten schlechtweg und rechtskundigen Bevollmächtigten annehmen wollte —) in sich selbst einen Widerspruch zu enthalten; im letztern Falle dagegen scheint er mit §. 15 u. d. f. Tit. III, (nach welchem die Assistenten dahin sehen sollen, dass ihre Parteyen gehörig examinirt, nicht übereilt, noch in Furcht gesetzt werden etc.) und mit §. 75. b. Tit. (nach welchem die zu Bevollmächtigten bestellten Justizcommissarien, gleich den Assistenten, bey allen Instructionsverhandlungen zuzuziehen sind,) eine Antinomie zu machen. Wahrscheinlich hat indessen die angeführte Stelle (§. 22. Tit. X.) zwischen rechtskundigen und nicht rechtskundigen Assistenten und Bevollmächtigten unterscheiden wollen und das Wort: diesen bezieht sich auf alle Verhandlungen ohne Ausnahme. Sobald man, dieses vorausgesetzt, annimmt, dass der angef. §. 15. Tit. III nur von rechtskundigen Assistenten (oder Rechtsbeständen, wie §. 75 Tit. III sich ausdrückt) rede, fällt die Antinomie weg. - Sämmtliche von der Aufnahme des Beweises handelnde Titel haben sehr viele nähere Bestimmungen und beträchtliche Zusätze erhalten. —

(Der Beschluss folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Erfurt, b. Vollmer: *Taschenbuch für Aerzte, Physici und Apotheker, zum Gebrauch beym Verordnen und Prüfen der Arzneymittel.* Von *Christ. Friedr. Bucholz*, Apotheker zu Erfurt. 1795. 118 S. 8.

Der Vf., der sein Werkchen nicht für Erfahrne in der Chemie bestimmt zu haben versichert, sondern nur für solche Aerzte, die entweder keine Gelegenheit hatten die Chemie zu studiren, oder die den Nutzen derselben nicht einsahen, — welches leider nur zu oft der Fall ist, — kann letztern wohl einigen Nutzen gewähren, wenn sie sich mit den darinn kurz angegebenen Kennzeichen und Prüfungsmitteln der Aechtheit und Güte sowohl der rohen, als der zubereiteten Arzneymittel bekannt machen. Der Vf. hat die Artikel zwar alphabetisch geordnet, allein nicht bey ihren gewöhnlichen Apothekernamen, sondern nach Umschreibungen ihrer Bestandtheile. Wie aber soll der Unkundige sogleich sich erinnern, dass er *Saccharum Saturni* unter *Acidum aceti plumbo coadunatum*, *Lapis infernalis* unter *Acidum nitri argento saturatum*, u. s. w. zu suchen habe? Inconse-

consequent stehet dann auch *Kermes minerale* unter diesem Namen. — Warum schliesst der Vf. S. 76, von den Säuren, welche die Luftsäure aus der Magnesie zu entwickeln vermögen, namentlich die Salpetersäure aus? — S. 69 sagt er vom weissen Quecksilberniederschlage: er sey nicht das, was er eigentlich seyn sollte, nämlich, reines *luftsaures* Quecksilber. Das kann und soll *er* ja aber auch nicht seyn!

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Erlangen*, b. Palm: *Zwey Predigten: mit welchen Segenswünschen trennen sich christliche Lehrer von ihren Gemeinden?* und: *über die beglückende Kraft des christlichen Glaubens an den Sohn Gottes.* In den Universitätskirchen zu Erlangen und Göttingen, jene zum Abschied, diese zum Antritt, gehalten von D. *Christoph Fr. Ammon*, ord. Lehrer der Theol. u. Universitätspred. zu Göttingen. 46 S. 8. Das Talent und die Manier des Vf. in Religionsvorträgen ist aus vollständigeren Proben bekannt, denen auch diese beiden Gelegenheitspredigten ganz ähnlich sind. Er schildert selbst das Ziel seiner Bemühungen S. 12 in einer Stelle, bey welcher sich gewiss das Herz seiner Zuhörer, wie das Seinige, hob. Sie scheint uns das wärmste und empfindungsvollste aus beiden Vorträgen: „Diesen Inbegriff christlicher Wahrheiten vorzutragen, ihre hohe Uebereinstimmung mit der menschlichen Vernunft ausser Zweifel zu setzen, „christlichen Forschungsgeist unter meinen Zuhörern rege zu „machen und *die Pflichten der christlichen Sittenlehre als unmittelbar göttliche Gebote, ohne Menschenfurcht und Schonung einzuschärfen*, dieses Ziel war es einzig und allein, dem ich in meinen „bisherigen Vorträgen entgegenstrebte. Ich bekenne feyerlich vor „Gott und vor meinem Gewissen, dass ich die Heucheley derjeni„gen Lehrer im hohen Grade missbillige, welche anders denken „und anders sprechen können; dass ich mich über den Unglauben „betrübe, welcher die Frucht einer unvollendeten Verstandesbil„dung, eines bösen sinnlichen Willens und doch, leider, das Ei„genthum so vieler unserer sich aufgeklärt dünkenden Zeitgenossen „ist; *„dass ich die Lehre Jesu nach ihrem Geiste und wesentlichen „Inhalt für eine höchstvernünftige und eben deswegen göttliche Re„ligion halte* und dass ich mich des Evangelium von Christo nicht „schäme, weil es eine göttliche Kraft besitzt, jeden zu beruhigen „und zu beglücken, der ihm vertraut und seine Verheissungen für „die Gegenwart und Zukunft in einem reinen Herzen aufbewahrt." Nach dieser Stelle muss ohne Zweifel ein vielleicht allzu bildlicher Ausdruck in einer andern Stelle aus der zweyten Predigt S. 35 erklärt werden, welche sagt: „Was je die Geschichte zu geben ver„mag, was jemals eine höhere Kraft in einem menschlichen Kör„per und in dem Umgang mit Menschen wirken kann, das wirkte „die Gottheit *in ihrem Sohne durch Jesum*, das stellt uns die Ge„schichte Jesu als wirklich dar, das begründet *unsre Ueberzeu„gung, dass der Sohn Gottes nach seiner höhern Natur aus dem „Wesen Gottes selbst erzeugt* und dass er uns als das vollendetste „Muster der Tugend von ihm aufgestellt sey." Da Jesu hier nach seiner uns historisch dargelegten, zum Erstaunen reinen, Rechtschaffenheit die Benennung Sohn Gottes in vorzüglichsten Sinn beygelegt wird und unter dem Wesen Gottes die Heiligkeit der Gottheit verstanden werden muss; so kann uns dies wohl nicht überzeugen, dass dieser Gottessohn *nach seiner höhern Natur* aus Gott erzeugt sey. Hätte er nicht gerade nach seiner menschlichen Natur, als Menschengeist, durch sein eigenes Anstreben, jenen ausserordentlichen Grad von Rechtschaffenheit erreicht, wegen dessen er unter allen andern geistigen Söhnen Gottes der Erste genannt wird, so würde dieser sein hoher sittlicher Vorzug mehr Folge seiner *höhern Natur*, als seiner *menschlichen Willensfreyheit* seyn. Er könnte alsdenn nicht der Menschheit als ein erreichbares Beyspiel vorgehalten werden, wenn seine Vortrefflichkeit Folge des Uebermenschlichen in ihm, also des den Menschen unerreichbaren, gewesen wäre. Und so würde durch jene (exegetisch nicht gegründete, Kantische) Deification Jesu als eines nach seiner höhern moralischen *Natur* aus dem *Wesen Gottes* erzeugten Gottessohns die moralische Anwendbarkeit der Geschichte Jesu, nach unserer Einsicht, genau genommen, nichts gewinnen. Sie müsste vielmehr alles, was ihr eigenthümlich seyn soll, verlieren. Eigenthümlich ist nämlich in dem Jesus der Geschichte, dass er ganz als Mensch uns in einem so hohen Beyspiel zeigt, was der Mensch in Erfüllung der Pflichtmässigkeit leisten kann. Setzen wir aber einen Jesus von *höherer Natur*, ein aus dem heiligen Gott erzeugtes mehr als menschliches Wesen, so kann zwar in diesem das Ideal der Heiligkeit als wirklich dargestellt seyn; aber immer stünde es ausser und über der Sphäre der Menschengeister und würde uns also nichts anders sagen, als schon das Ideal einer wirklichen Heiligkeit in Gott sagt. Sein Beyspiel würde uns nichts sagen, als dass ein mehr als menschlicher Geist in einem Menschenkörper sich zu einer für uns erstaunenswürdigen Höhe moralischer Vollkommenheit zu erheben vermöge. Und würde uns dies nicht von der Fruchtbarkeit der Geschichte Jesu gerade das Wichtigste nehmen? —

Bey der Behutsamkeit des Vf. gegen rhetorische Katachresen fiel uns S. 33 die Stelle auf: *So weit*, Meine andächtigen Zuhörer, *spannt schon die Vernunft ihre Flügel aus.* — Wegen einiger andern Ausdrücke wünschten wir gerne das Urtheil des Vf. dessen Muster besonders in seiner jetzigen Lage von vielfach glücklichen Einfluss auf angehende Homileten seyn wird, über die Frage zu wissen: ob nicht Ausdrücke, welche in der correcten Sprache des Umgangs nicht mehr gelten, auch aus der Kanzelsprache ganz verbannt werden sollten? Wir vermuthen von dem Vf. eine ganz bejahende Antwort, weil wir bey ihm selbst nur selten noch ein bloss homiletisches Wort finden, wie z. B. dass Gott unter seine *Auserkohrne aufnehme*; *Leiden*, statt Unglück überhaupt, aus dem *Schoosse* des ewigen Vaters, *Abglanz* desselben u. d. g. Sollte man nicht auch die gewöhnliche Redensart: *Geist und Herz*, wegen ihrer psychologischen Unrichtigkeit ganz verbannen: *Angelegenheiten des menschlichen Geistes und Herzens* würden mit weniger Missverständniss, Angelegenheiten des denkenden und wollenden Menschen oder: der Vernunft und des Willens genannt werden können. Statt: *für Geist und Herz* wäre das richtiger: für Nachdenken und Empfindung. — Der Vf. ist gewiss mit uns von dem wichtigen Einfluss des Ausdrucks, besonders in Reden, auf die Fassungskraft der Zuhörer so sehr überzeugt, dass er unsere Aufmerksamkeit auch auf die Wahl der *Worte* nicht für kleinlich achten wird. Vielmehr wünschen wir seine und anderer durch Streben nach Richtigkeit im Gedanken und Ausdruck sich auszeichnender Homileten thätige Uebereinstimmung um die Kanzelreden von allem zu reinigen was die zum Nachdenken und Geschmack sich bildende, immer zahlreichere, Classe von Zuhörern zurückhalten möchte, unsere Kirchen fürs erste wenigstens wegen des gedankenreichen Inhalts und der geschmackvollen Ausführung der dortigen Vorträge wieder zu besuchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. October 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Pauli: *Allgemeine Gerichtsordnung für die preussischen Staaten* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Die Disposition Tit. XIII. §. 47. nach welcher die Justizcommissarien an jedem Versammlungstage des Collegii an der Gerichtsstelle sich einfinden sollen, bloss: *um abzuwarten, ob eine Urtelspublication erfolgen werde*, ruft diese Männer gewiss oft ganz vergeblich von nothwendigen Geschäften ab, und bringt weiter keinen Gewinn, als den: dass der Kanzley die Abschrift des die Publication verfügenden Decrets erspart wird. — Tit. XIV. §. 49. bestimmt, dass in zweyter Instanz, wenn neue Thatsachen oder neue Beweismittel angezeigt werden, ein anderer Instruent zu ernennen ist. Diese Disposition gründet sich schon in der ältern Processordnung: Rec. glaubt aber, dass aus *demselben* Grunde, der *dieser* Vorschrift das Daseyn gegeben hat, auch, sobald eine Instruction in zweyter Instanz erfolgt, ein anderer *Decernent* ernannt werden müsste; — versteht sich: wo das Collegium stark genug besetzt ist — denn wie oft erhält nicht die Sache in erster Instanz gerade durch den Vortrag des Decernenten, bey dem sich eine gewisse Idee festgesetzt haben kann, eine Richtung, die Einem Theile nicht günstig ist; und die, wenn er auch in *zweyter* Instanz decretirt — da die einmal gefasste Idee zu fest bey ihm sitzt — auch auf die zweyte Instruction einwirkt. Wie viel auf die Vorstellungsart des Decernenten und auf seinen dadurch bestimmten Vortrag ankömmt und ankommen *muss*, weiss jeder, der die Verfassung grosser Collegien kennt. — Nach §. 59. Tit. XIV. bedarf es in zweyter Instanz, sobald keine neue *Thatsachen*, sondern nur neue *Beweismittel* vorkommen, wenn die erste Instanz bey einem Obergerichte instruirt worden ist, keiner neuen Regulirung eines *Status causae et controversiae*. Eine sehr weise Einschränkung der ältern Verordnungen: denn so äusserst zweckmässig diese Operation in den *meisten* Fällen auch ist, so würde sie doch in *diesem* Falle *nur* — *Förmlichkeit* seyn. — Dass die Disposition, nach welcher es bey *Revisionserkenntnissen* der Beyfügung von Entscheidungsgründen nicht bedarf — eine zu so vielen schiefen Urtheilen Anlass gebende Disposition — auch in die *allgemeine Gerichtsordnung* (Tit. XV. §. 22.) übergangen ist, wundert den Rec. nicht wenig: Publicität, zu so vielen Dingen nütze, ist es gewiss auch zur Bewährung einer an sich tadellosen Rechtspflege gegen ungegründeten Argwohn, welchen rege zu machen, *Verborgenheit* allein schon zureicht. Welche *überwiegende* Gründe können also wohl vorhanden seyn, sogar *denjenigen*, welcher nach *zweyen* g ü n s t i g e n Erkenntnissen in der *dritten* Instanz u n t e r l i e g t (oder „*verspielt*" wie der gemeine Mann sich auszudrücken pflegt,) nicht wissen zu lassen, warum? Das Gründegeben *an sich* berechtigt ja nicht zu einem Rechtsmittel; wiewohl einige wirklich behaupten, es sey nicht nur hart, sondern auch inconsequent, demjenigen, der erst in der *dritten* Instanz unterliegt, nicht noch zwey Instanzen verstatten zu wollen, da sie doch einem jeden, der gleich in *erster* Instanz ein ungünstiges Erkenntniss erhält, und der eben deshalb bey weitem nicht so viel für sich habe als jener, offen stehen. Doch es ist über Revisionserkenntnisse an einem andern Orte bereits ausführlicher gesprochen worden. — Zu §. 14. Tit. XXI. (nach welchem die *cautiones de judicio sisti* in bürgerlichen Sachen — *causis civilibus* — nach wie vor abgeschafft bleiben sollen) ist die hier nicht erwähnte Ausnahme des *allgemeinen Landrechts* bey *Pfändungen* (Th. I. Tit. XIV. §. 456.) zu bemerken. — Nach §. 8. Tit. XII. der G. O. findet die *Zurückschiebung eines nothwendigen Eides* in *dem* Falle statt, wenn, wer ihn schwören soll, nur *de ignorantia* schwören, der andere aber das Gegentheil *de veritate* eidlich erhärten kann: eine den *ältern* Processvorschriften derogirende, der Natur der Sache sehr entsprechende, Disposition! — Tit. XXII. §. 10. „tritt das *juramentum* „*in litem nur* alsdann ein, wenn der Werth oder Be„trag auf andere Art nicht ausgemittelt werden kann;" „und nach §. 11. „findet eben so die *Zulassung* zu die„sem Eide *nur* alsdann statt, wenn der Gegentheil durch „gewaltthätiges etc. Betragen dazu eine nähere Veran„lassung gegeben hat." Wer hier auf den feinen Unterschied zwischen: *Stattfinden* des Eides (§. 10.) und: *Zulassung* zum Eide (§. 11.) nicht genau achtet, der könnte verleitet werden, zu glauben: schon bey dem Mangel anderer Beweismittel *allein* finde dieser Eid statt, welches doch zuverlässig nur *in Verbindung mit den Erfodernissen des* §. 11. der Fall seyn soll. (cf. §. 94. Tit. VI. Th. I. des allgem. Landrechts). Die ältere Processordnung lässt hiebey gar kein Bedenken übrig, wenn sie (§. 3. Tit. VIII. Th. IV.), sehr bestimmt, sagt: „Es kann jedoch nicht in einem jeden Falle, wo es zur „Ausmittelung eines streitigen Werths an den erfoder„lichen Beweismitteln ermangelt, ein *juramentum in* „*litem* den Ausschlag geben, sondern es setzt solches „zum voraus, dass der Gegner der zu diesem Eide zu „verstattenden Partey durch gewaltsames etc. Betragen „dazu eine nähere Veranlassung gegeben hat." — In Ansehung des §. 146. Tit. XXIV. enthaltenen neuen Dispo-

sposition (vermöge welcher es einem Schuldner unter gewissen nähern Bestimmungen freysteht, auf seine Entlassung aus der Gefangenschaft anzutragen, wenn diese ein volles Jahr gedauert hat, ohne dass er die Befriedigung des Gläubigers hat bewerkstelligen können) huldigt Rec. — der niemands Schuldner *ist*; aber auch eben so wenig böse Schuldner *hat* — der menschenfreundlichen *Absicht* des edlen Gesetzgebers von ganzem Herzen. — Tit. XXV. §. 60 — 62. a. b. sind die Wirkungen der unterlassenen Zuziehung eines Protocollführers bey einer gerichtlichen Verhandlung näher bestimmt, als in dem *Circular vom* 17. *April* 1795. — Der 28ste Titel (vom Executivprocess) hat zwey *neue* Rubriken erhalten, nämlich: (III.) *Von Klagen wegen rückständiger Hypothekzinsen:* (IV.) von *Capitalsaufkündigungen.* — Der 29ste Titel (von Arresten) und der 35ste Titel (von fiscalischen Civilprocessen und Untersuchungen) sind sehr erweitert. Der letztere ist in zwey Abschnitte zerfallen. — Bey Concursen von Wichtigkeit soll wieder ein besonderer *Contradictor* angestellt werden (Tit. L. §. 69.). Ueberhaupt ist die Lehre vom Concurse ganz umgearbeitet und mit vielen nähern Bestimmungen und Zusätzen bereichert worden. So z. B. ist ein Theil des 9ten Abschnitts Tit. L. (von Regulirung des unzulänglichen Nachlasses der Militärpersonen) ganz *neu*. Das übrige in diesem Abschnitte enthalten schon ältere Verordnungen und das allgemeine Landrecht. Doch, es würde den Rec. zu weit führen, wenn er auch nur alle *erheblichern* Verschiedenheiten der *Gerichtsordnung* von den *ältern Vorschriften* einzeln ausheben wollte. Indessen hält er dafür, dass eine vollständige Uebersicht derselben, mit kurzer Anführung der in die Gerichtsordnung aufgenommenen ältern Vorschriften, der vielen einzelnen *Circulare*, *Rescripte*, *Resolutionen* etc. ein ungemein brauchbares Werk abgeben würde.

Das Resultat aller Bemerkungen, die Rec. bey Gelegenheit des Studiums dieses 1sten Theils der *allgemeinen Gerichtsordnung* gemacht hat, ist folgendes: Dieses Werk hat durch Ordnung, Ausführlichkeit, Vollständigkeit, Zweckmässigkeit und Bestimmtheit *im Ganzen genommen* beträchtliche Vorzüge vor den ältern Processvorschriften. Ob indessen *alle* neuere Bestimmungen desselben den leider immer noch so sehr betretenen Weg Rechtens wirklich mehr ebnen und abkürzen werden — welche wohlthätige Zwecke doch gewiss vorzüglich durch die allgem. G. O. beabsichtigt werden — darüber kann man einzig von den bey Ausübung derselben zu machenden Erfahrungen Belehrung erwarten. Doch soll ja auch keine einzige dieser Vorschriften eine blosse dem Richter die Hände bindende und sein vernünftiges Dafürhalten ausschliessende Förmlichkeit seyn; vielmehr sind (nach §. 34. der Einleitung) „alle Vorschriften, welche das Verfahren des „Richters bey der Instruction näher bestimmen, und „die Schritte, welche er dabey zu thun hat, bezeich„nen, nur als Mittel zum Zwecke anzusehen; und „müssen diesem Zweck einer gründlichen, vollständi„gen und möglichst schnellen Erforschung der Wahr„heit stets untergeordnet bleiben; *also, dass in jedem „vorkommenden Falle diese Anweisungen nur so weit, als „es nach den Umständen des Falles erfoderlich und hin„reichend ist, angewendet werden sollen.*" Ein goldner nie genug zu beherzigender Grundsatz! — Diesem *ersten* Theile wird, nach dem zu Anfang dieser Anzeige angeführten *Rescript vom* 24. *December* 1794. ein *Zweyter:* „welcher die Vorschriften über die *Extrajudicialia* „und *Actus voluntariae jurisdictionis* enthalten soll;" ein *Dritter:* „von den Aemtern und Pflichten der ver„schiedenen Justizbedienten" und ein vollständiges Register folgen. — Schade übrigens, dass auch dieses Werk, sogar in Allegaten (z. B. Tit. II. §. 89., wo der aus dem allgem. Landrechte allegirte §. nicht der 583ste, sondern der 483ste; Tit. XXV. §. 26. b., wo der angeführte §. nicht der 22ste, sondern der 27ste des 10ten Titels ist u. dgl. m.) nicht von Druckfehlern frey ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Böhme: *Auserlesene Abhandlungen für Aerzte, Naturforscher und Psychologen*, aus den Schriften der literärisch-philosophischen Gesellschaft zu Manchester. Erstes Heft. Aus dem Engl. übersetzt und mit einigen Zusätzen herausgegeben von *A. W. Schwenger.* 1795. 128 S. 8.

Die Abhandlungen der Societät von Manchester sind von so vorzüglichem Werth, dass es ein glücklicher Gedanke des Hn. *S.* war, diejenigen, die Aerzten und Physikern vorzüglich interessant waren, besonders zu übersetzen und herauszugeben. Sie waren zwar alle schon 1788 übersetzt erschienen, aber hier war der Inhalt so gemischt, dass vielleicht nur der vierte Theil der Abhandlungen den Arzt interessirte, und es ist viel verlangt, wenn jemand ein ganzes Werk kaufen soll, um etwa den vierten Theil davon zu brauchen. Wir wünschten, dass man von allen Societätssammlungen, Commentarien, Memoires u. s. w. ähnliche Auswahlen veranstaltete. — Die hier enthaltene Aufsätze verdienten alle mehr bekannt zu werden und sie werden es nun gewiss. Sie sind folgende: 1) *Beobachtung über die Blindheit und den Gebrauch anderer Sinne, um den Verlust des Gesichts zu ersetzen,* von *Bew,* — ein trefflicher Aufsatz. Zuerst einige höchstmerkwürdige Beyspiele von Blinden, die durch Gefühl und Gehör den fehlenden Sinn des Gesichts so ersetzten, dass es Bewunderung erregt, und ähnlichen Unglücklichen zum Trost und zur Nachahmung dienen kann. Freylich waren es Leute, die gleich in der Kindheit das Gesicht verloren hatten. D. *Saunderson* war in der Blindheit ein trefflicher Mathematiker, unterschied ächte und falsche alte Münzen, unterschied nicht bloss Menschen nach dem Ton ihrer Stimme, sondern wusste auch sogar auf Reisen die Nähe der Dörfer und Städte und ihre Verschiedenheit nach dem Schall zu bestimmen. D. *Moyes*, der ebenfalls von Kindheit an blind war, war in der Mechanik sehr stark, schnitzte kleine Windmühlen und selbst einen Weberstuhl, und konnte die Grösse eines Zimmers sehr genau nach dem Schall unterscheiden. Noch auffallender ist das Beyspiel eines gemei-

gemeinen Mannes, den Hr. B. sehr genau kennt, der bald nach der Geburt das Gesicht verlor, und demungeachtet erst als Fuhrmann und dann als Wegweiser diente. Er zeigte sehr richtig den Weg bey Nacht (denn bey ihm machte sie keinen Unterschied) und im Winter, wenn alles verschneyt war. Noch erstaunlicher war das Geschäft, was er hernach übernahm. Er ist nämlich jetzt Strassenbaumeister und Wegeaufseher, und weiss durch Hülfe eines langen Stocks sich durch Felder und Höhen und Tiefen hindurch zu finden, das Terrain zu beurtheilen, und die trefflichsten Plane zu neuen Wegen zu geben. 2) *Vorschläge zu einer Druck- und geschriebenen Schrift für Blinde*, vom *Uebersetzer*. Eine sehr richtige und wohlthätige Idee! Es kommt alles darauf an, dass die Typen und Schriftzüge, anstatt gewöhnlich sichtbar zu seyn, fühlbar sind. Sie müssen also beym Druck Erhabenheiten oder Vertiefungen bilden, und das Schreiben muss mit einem Griffel auf ein solches Material geschehen, dass solche Eindrücke annimmt und behält. Die genauern Angaben müssen im Buche selbst nachgelesen werden, und gewiss muss jeder Menschenfreund wünschen, dass diese so ausführbaren Ideen bald realisirt werden. 3) *Krankengeschichte eines Mannes, der im Alter kurzsichtig wurde*, von *Henry*. 4) *Nachricht von dem Fortgang der Bevölkerung, des Ackerbaues, der Sitten und der Regierung in Pensylvanien*, von B. *Rush*. Man kennt den Scharfsinn und die Wahrheitsliebe dieses Mannes schon aus seinen andern Schriften, und auch diese Schilderung ist ein neuer Beweis davon. Man liest mit Interesse, wie die dortigen Anbauer ihren Krieg mit der rohen Erde führen, und bloss durch die Waffen des Ackerbaues, des Fleisses und der Frugalität die herrlichsten Eroberungen, nicht bloss für sich, sondern für die Menschheit und das Reich der Cultur überhaupt machen. Er schliesst mit dem kosmopolitischen Wunsche: „Ein Glück für die Menschheit wäre es, wenn die Könige von Europa diese Art, ihre Gebiete zu erweitern, annähmen!" 5) *Beschreibung eines Heiligenscheins*, von *Haygarth*. Eine optische Erscheinung, die sich um den Kopf des Schattens des Vf. zeigte. 6) *Zusätze* von dem *Uebersetzer*. Ein ähnlicher Fall, der im T. Merkur beschrieben wurde, und Anmerkungen dazu. 7) *Versuche an Thieren über die Wirkung verschiedener Verbindungen der Schwererde*, von *Watt*. Sie sind zum Theil schon bekannt. 8) *Ueber Volkstäuschungen, und besonders über die medicinische Lehre von den Besessenen*, von *Ferriar*. Eine äusserst unterhaltende und gründliche Untersuchung dieser sonderbaren Seelenkrankheit, ihrer Entstehung, und besonders ihrer Schicksale in England.

Leipzig, b. Feind: *Diana*, eine angenehme und nützliche Unterhaltungsschrift für Jäger und Liebhaber der Jagd. 1795. 344 S. 8.

Die Auswahl der Materialien ist nichts weniger als sorgfältig, und scheint schwerlich von einem Jagd- und Forstverständigen herzurühren. 1) *Aelteste Geschichte der Jagd.* 2) *Von der Jagd.* 3) *Den Jagdgerichten.* 29). *Den heiligen Wäldern der alten Deutschen.* 4) *Die Gems.* 9) *Wilde Gänse.* 13) *Bären-Jagd.* 5) *Die grossen Verheerungen des Borkenkäfers im Harzwalde.* 6) *Ein wildes Taubengehäge.* 7) *Sonderbare Meynungen einiger rohen Völker von den Thieren.* 8) *Weise und schwarze*, 18) *gehörnte Haasen.* 10) *Leopardenjagd in Wien* (mit wie Hunde abgerichteten Leoparden). 28) *Vom Schiessgewehre*, 11) *Warum einiges Flinte heisst.* 12) *Wie die Flintensteine gemacht werden.* 14) *Natürliche Geschichte des Luchses.* 15) *Des Wolfes.* 16) *Belehrung für Jäger in Rücksicht des* (vermeyntlichen) *Tollwurms und Mittel wider den tollen (?) Hundebiss.* 17) *Iltis-*, 20) *Fischotter-*, 26) *Fuchs-Witterungen.* 19) *Die Prunst-* (Brunst-) *Zeit des Rothwilds.* 21) *Nachricht von berühmten Forstmännern.* 22) *Von den Krankheiten unter den Füchsen* (eigentlich bloss von der Raude). 23) *Von der ausserordentlichen Nutzbarkeit der Eschen und Hornbäume in Toscana* (aus deren Wunden Manna gesammelt wird). 24) *Von der Jagd unter rohen Völkerschaften.* 25) *Beschreibung einer Jagdfeyerlichkeit in der Mittelmark* 1787. 27) *Wie die Falken abgerichtet werden.* 30) *Vollständige Forst- und Jagdterminologie in alphabetischer Ordnung.* Dass dieses Lexicon nicht *vollständig* seyn könne, beweist schon der geringe Umfang von 69 Seiten; und auf diesen ist noch manchem Provincialworte ein unverdienter Platz eingeräumt, z. B. angriffig Holz, Beforchtung; Rec. bemerkt nur flüchtig einige Kunstausdrücke, welche nicht fehlen sollten: Gehör, ranzen, Schwarte (des Dachses), weidewund, verenden.

Königsberg, b. Nicolovius: *Aphorismen aus der höhern Welt- und Menschenkunde und Lebensphilosophie.* Französisch und deutsch herausgegeben von *Friedr. Schulz.* Eine Nachlese zu *de la Rochefoucaults* bekanntem Werke. *Zweyte Sammlung.* 1795. 195 S. 8.

Ob der Herausg. die höhere Welt- und Menschenkunde der niedern und gemeinen entgegensetzt, wie man die gemeine Kritik der höhern entgegensetzt, oder ob er, nicht ganz sprachrichtig, die Kunde der höhern, vornehmern Welt bezeichnen wollte, lassen wir dahingestellt seyn. Die Sätze dieser Sammlung sind aus la Bruyere, Fontenelle, Helvetius, Montesquieu, Rousseau u. a. ausgewählt und mit der Uebersetzung zur Seite abgedruckt worden. Freylich sind diese Sprüche, wie der Herausg. bekennt, von sehr ungleichem Gehalt; treffende und schielende, wahre und blendende, witzige und scharfsinnige und dagegen gemeinere, durch nichts besonders ausgezeichnete Sätze wechseln in bunter Reihe mit einander ab. Um sie im Allgemeinen zu charakterisiren, so findet man hier lauter Maximen der Klugheit und Sittensprüche, aber keine Aussprüche und Vorschriften der Sittlichkeit. Es wäre für die minder Belesenen angenehm gewesen, wenn der Herausg. bey jedem Satze den Namen des Urhebers angegeben hätte. Von dem beider Sprachen kundigen Vf. erwartet man eine treffliche Uebersetzung. Auch kann sie wenigstens gut genannt werden, wiewohl sie einige Stellen hat, die mehr Rundung bedürfen, um fehlerfrey zu werden. Man wird dies unter andern bey Nr. 100. bemerken,

zumal wenn man das Französische dagegen hält: „Man wird nie dazu (zu einer uneigennützigen und vollkommnen Freundschaft) gelangen, aber es ist gut, wenn man sich darum bemüht, zu manchen andern Tugenden." Nr. 137. sehr steif und noch dazu unrichtig: „*man kann die Unmöglichkeit nicht bergen*, dass die Freundschaft eine lange Reihe von Jahren hindurch sich unter zwey Menschen erhalten könne." Nach dem Französischen: es ist sehr schwer, dass sich die Freundschaft etc. Nr. 175. schleppend und schlecht verbunden: „Man kann mit seinem Glücke nicht prahlen, ohne Andre gewissermassen zu beleidigen, was einem nicht übel zu behagen pflegt. Hinter Nr. 145. sind im Französischen vermuthlich die Worte: *ni dans le vice* ausgefallen. Das Werkchen ist sehr sauber auf geglättetem Papier gedruckt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Schulz: *Historia antiquior sententiarum ecclesiae Graecae de accommodatione Christo in primis et Apostolis tributa*, dissertatio auct. M. *Frider. Aug. Carus.* 53 S. 4. — Der Vf. kündigt sich durch diese wohlgerathene Schrift als einen jungen Gelehrten an, der sehr schätzbare Kenntnisse des Alterthums besitzt, und doch aus Bescheidenheit eine geringere Meynung von sich hegt, als der Leser von ihm bekömmt, dem der Fleiss, Scharfsinn und die nöthige Scheidungsgabe in den verworrenen Begriffen der Kirchen-Väter ganz unverkennbar bleibt. Hr. *C.* hat nicht die Absicht, schon hier etwas vollständiges über die Accommodationsbegriffe der K. V. zu liefern, wie der Titel bereits angiebt; sondern er verfolgt seinen Gegenstand nur bis in das Zeitalter des *Athanasius*, und bleibt bey *Basilius* dem Grossen stehen. Eine vollständigere Geschichte der Accommodation wird er vielleicht demnächst noch liefern. Rec. muntert ihn hiezu recht sehr auf, denn es dient eine solche Arbeit, ausser dem Gewinne, den die Literatur dadurch macht, auch vorzüglich dazu, unwissende Schreyer, denen die Accommodation beynahe eine Gotteslästerung ist, und die da nicht wissen, dass selbst der heilige Athanasius sammt andern K. V. orthodoxesten Andenkens derselben sehr hold waren, zum Schweigen zu bringen. — Nachdem der Vf. die Begriffe festgesetzt hat, worunter man jetzt Accommodation versteht, geht er zu der Untersuchung über: ob schon die früheste Kirche dergleichen gedacht, und wie sie darüber gedacht habe? Dieser Gang war allerdings sehr richtig, denn nun konnte man wissen, was von den Aeusserungen der K. V. unter diese Kriterien zu rechnen sey, und was nicht hieher gehöre. Indessen vermisst Rec. doch noch eine Art der Accommodation, die nicht angegeben ist. Man nennt auch die Anwendung der Stellen des A. T. in einem andern Sinne auf Reden und Begebenheiten des N. T. Accommodation, wovon sich hier keine Spur findet. Vielleicht überging der Vf. diese Art, weil der Ausdruck Accommodation hier sehr uneigentlich ist, und die Sache eigentlich heissen sollte: *Anwendung der alten Schrift auf einen gegenwärtigen Fall im Messiasreich.* Nach der Idee der Juden musste nämlich das ganze A. T. in der Messiasperiode in Erfüllung gehen, und da konnte man jede Stelle des A. T. auf das Messiasreich anwenden. — Weil es ferner ausgemacht ist, dass die frühesten K. V. viele Ausdrücke und Ideen aus den philosophischen Schulen der Griechen, die sie zum Theil ehemals besucht hatten, auf das Christenthum anwandten; so untersucht Hr. *C.* zuerst noch: was und wie die weisen Griechen über die Accommodation dachten? Auch diese Methode billigt Rec. sehr; nur scheint der Vf. hier zu weitläufig geworden zu seyn. Es kann dem Patristiker sehr gleichgültig seyn, was *Pindar*, *Pythagoras*, *Sokrates* u. s. w. hierüber gedacht haben, denn diese haben sämmtlich entweder gar keinen, oder doch nur einen sehr geringen Einfluss auf die frühesten K. V. gehabt: allein die *Platonische* und *Stoische* Schule sammt dem *Philo* waren hier wichtig, und diese sind auch nicht übergangen. Aus jenen Schulen sind nämlich einzelne K. V. hervor gegangen, wie sie selbst angeben; also kann die Platonische und Stoische Philosophie nicht ohne Einfluss auf sie geblieben seyn. Selbst *Aristoteles* diente noch nicht für den jetzigen Zweck des Vf., denn bis auf das Zeitalter des Athanasius ist kein K. V. Anhänger des Aristoteles gewesen. Allein späterhin wandte sich das Studium der Philosophie. — Da ergiebt sich nun, dass die Ausdrücke συμπεριφέρεσθαι, συμπεριφορα, οικονομια u. s. w., welche die K. V. von der Accommodation gebrauchen, vorzüglich aus der Stoischen Schule sind. Das Resultat dieser Untersuchung ist, dass alle angeführten Weisen unter den Griechen eine *Bequemung zu den Zeitbegriffen* als unschuldig und löblich statuirt haben. Die Stellen, welche vom ψευδος handeln, scheinen nicht hieher zu gehören, denn Accommodation ist ja ganz etwas anders, als το ψευδος. Wenn ein Weiser, der an keine Teufelsbesitzungen glaubt, zu einem aus dem Volke sagt: dieser Mensch gebärdet sich, als wäre er vom Teufel besessen! so ist dies kein ψευδος, sondern blosse Bequemung zu den Volksbegriffen. Etwas anders ist es, wenn der Weise ernsthaft gefragt wird: ob es Teufelsbesitzungen gebe? Da kann er unmöglich die Frage bejahen, wenn er vom Gegentheil überzeugt ist, sonst würde er ein ψευδος begehen, welches unmoralisch ist. Eben so machte es Jesus. Zu den Gergesenern sagte er: fahret hin, euch sind eure Sünden vergeben! Dies war Accommodation, in sofern man dergleichen Krankheiten als Strafen der Sünden ansah. Allein als ihn seine Jünger ernsthaft fragten: ob die Sünden des Blindgebornen selbst, oder die Sünden seiner Aeltern Schuld an dieser traurigen Krankheit seyn? so widerlegte er sie auf der Stelle. — Aus der ganzen gelehrten Abhandlung ergiebt sich endlich, dass sich schon einige Spuren von einer Accommodationsidee bey einigen apostolischen Vätern und selbst beym *Irenäus* finden, wenn gleich dieser mehr dawider als dafür ist. (Dies lässt sich leicht erklären. Dem phantastischen Irenäus ging es, wie den Hyperorthodoxen unserer Zeit. Er schloss so: hat sich Christus den Zeitbegriffen accommodirt, so ist er ein Lügner! Diese Idee musste ihn empören, und feiner konnte er sich die Accommodation nicht denken, weil er zu roh und zu unwissend war. Er hatte keine gesunde Philosophie.) Dagegen vertheidigte sie schon der feinere philosophische *Clemens* von *Alexandrien* der bereits auf das Beyspiel Pauli mit der Beschneidung des Timotheus u. s. w. hinwies. Noch mehr aber nahm sie sein grosser Schüler *Origenes* in Schutz, wie man es von ihm als Allegoristen und von seinem Scharfsinn schon erwarten kann. Nicht anders dachte der feine *Athanasius*. Er gab eine Accommodation bey den Aposteln zu, und behauptete, dass sie deshalb keinen Tadel verdienten δια την οικονομιαν, και την εν καιρῳ ἐκκλησιαν. (Also unterschied schon Athanasius das Zeitige und Locale von dem Allgemeinen!) Auch bey Christo statuirte er eine Herablassung zu dem Fassungsvermögen seiner Schüler. Dachte selbst der Heerführer Athanasius so; so braucht man nicht erst zu fragen: ob *Basilius* der Grosse sich noch gegen die Accommodation sträubte? Wie konnte er von seinem Meister weichen? — Fragt man endlich nach dem Grunde, der schon die frühesten K. V. von Verstand und Einsichten zu dieser Behauptung gebracht habe; so liegt er in der Vernunft, die dadurch die grössten Schwierigkeiten im N. T. heben, und mit sich wieder eins werden zu können glaubte. Derselbe Grund findet nach Jahrtausenden auch noch bey unsern Theologen statt, welche die Accommodation in Schutz nehmen. Dagegen wird aber die Unvernunft immer fortschreyen, wie es schon beym *Irenäus* der Fall war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. October 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akadem. Buchh.: *Ueber die Natur, Erkenntnissmittel und Heilart der Skrofelkrankheit.* Eine von der kaiserl. Akademie der Naturforscher gekrönte Preisschrift, von D. *Christ. Wilh. Hufeland*, der Arzneykunst ordentl. Lehrer zu Jena. 1795. XIV u. 342 S. gr. 8.

Ein classisches Werk, welches dem Vf. desto mehr Ehre bringt, je schwerer es war, so treffliche Vorgänger, als *Kortum* und *Weber*, zu übertreffen. Hr. *H.* hatte indessen bey der Ausarbeitung dieser Schrift einen andern und weit nützlichern Zweck, als seine Vorgänger. Da die Preisfrage der Akademie, zu deren Beantwortung der Vf. concurrirte, eigentlich nur die nächste Ursache der scrofulösen Krankheit, die Diagnosis der noch nicht entwickelten Scrofeln, und eine kritische, durch Erfahrung bewährte, Darstellung der Heilmethode betraf; so untersuchte Hr. *H.* auch nur diese Gegenstände, und seine Beantwortung ist so meisterhaft ausgefallen, dass Rec. diese Darstellung für unübertrefflich hält. Wenn die Anfänger in der Behandlung mehrerer Krankheiten so sichere Führer hätten, als der Vf. in Rücksicht der Scrofeln ist; so hätten sie alle Ursache, es allein auf Rechnung ihrer mangelhaften Beurtheilungskraft zu schreiben, wenn sie praktische Irrthümer begehen. Mit dem Rec. wünscht gewiss jeder denkende Arzt, dass Hr. *H.* uns ein vollständiges praktisches Handbuch liefern möchte, welches zuverlässig ein grosses Bedürfniss unsers Zeitalters ist.

Erster Abschnitt. Von der Natur und nächsten Ursache der Scrofelkrankheit, mit besonderer Rücksicht auf Scrofelgift. Der Vf. zeigt zuvörderst, dass das Saugadersystem, ausser seinem Geschäfte der Absorption, noch die sehr wichtige Verähnlichung und Ernährung vollbringen helfe, und dass man auch auf die Theile, welche die Saugadern führen, Rücksicht nehmen müsse, wenn man über die fehlerhafte Beschaffenheit dieses Systems urtheilen wolle. Diese in den Saugadern befindlichen Dinge seyen 1) die durch den Darmkanal zugeführten gröbern Nahrungstheile, 2) die aus der Atmosphäre eingesogenen feinern Bestandtheile, 3) die überflüssigen und abgenutzten Theile unsers Selbst, welche wieder eingesogen wurden, und also gar häufig auch krankhafte Säfte. Dann folgt die Untersuchung der die Scrofeln veranlassenden Ursachen, wozu Hr. *H.* alles das rechnet, was den Ton der Fasern und besonders der Saugadern schwächen und herabstimmen, was ferner die Reizbarkeit und Empfindlichkeit des Saugadersystems in einen widernatürlich gereizten Zustand zu versetzen, und folglich die wichtigen Absonderungen dieses Systems zu ändern, und endlich, was den Stoff zu einem schlechten Chylus oder zu einer schlechten Lymphe herzugeben vermag. Zu den Anlagen rechnet Hr. *H.* auch die Erblichkeit der Krankheit, und giebt vortrefflich die Zeichen an, woraus man diese erbliche Anlage nach der Geburt beurtheilen kann. Auch Schwäche der Aeltern, durch andere Kachexien bewirkt, erzeugt die Scrofeln. Zu den die Scrofeln veranlassenden Nahrungsmitteln rechnet er auch das künstliche Auffüttern der Säuglinge ohne Mutterbrust. Die Milch, welche unmittelbar aus der Mutterbrust komme, habe eine gewisse Vitalität, deren Gegenwart dieser Feuchtigkeit mehr Homogenität mit den Säften des Kindes, leichtere Verdaulichkeit und einen höhern Grad von stärkender Kraft mittheile. Die Verrichtung des Saugens sey schon vortheilhaft für die Verdauung, denn es werde der Speichel dabey mit der Milch gemischt. So werden auch die übrigen Ursachen angeführt, und überall neue, belehrende Winke gegeben. Hr. *H.* zeigt, dass die Scrofeln auch in gewissen Perioden mehr als in andern entwickelt werden, zur Zeit des Zahnens, im Frühling und bey Gelegenheit anderer Krankheiten. . . Die nächste und wesentliche Ursache der wahren Scrofelkrankheit ist, nach dem Vf.: „ein „hoher Grad von Atonie und Schwäche des Saugader-„systems, mit einer kränklich vermehrten und specifi-„schen Reizbarkeit verbunden, wodurch sich denn ei-„ne eigne und specifische Schärfe der Lymphe erzeugt.“ Die Wahrheit der einzelnen Theile dieser Erklärung beweist der Vf. sehr gut durch die Betrachtung der entfernten Ursachen, der Symptome und der Kurmethode, wie es einem philosophischen Arzt ansteht. Die Umstände aber, wodurch jene nächste Ursache erzeugt wird, können eben so wohl in den festen als in den flüssigen Theilen des Körpers liegen. Denn die Säfte wirken als habituelle Reize für die reizbare Faser der Saugadern; daher kann klebrichte, wässerichte, saure Beschaffenheit der Lymphe jene Atonie und widernatürliche Reizbarkeit des Saugadersystems bewirken. Der Vf. zeigt, wie diese ursprünglichen Fehler der Lymphe, ohne Leiden der Gefässe voraus zu setzen, entstehen können. Sehr gut bestimmt der Vf. hierauf den Begriff der *Schärfe*, dass sie auf der anders oder stärker reizenden Eigenschaft der Säfte beruht, und dass es eigentlich keine absolute Schärfe gebe, sondern alles auf das Verhältniss der Reizbarkeit und Empfindlichkeit ankomme. So gestellt, wird dieser Theorie auch der organische Pathologe seinen Beyfall nicht versagen. Bey der Erklärung der Art und Weise, wie die Schär-

Schärfen erzeugt werden, vereinigt der Vf. auf glückliche Art die Begriffe der mechanischen und organischen Schulen, und zeigt einleuchtend, dass die Veränderungen des menschlichen Körpers zum Theil aus dem Mechanismus, zum Theil aus dem Organismus zu erklären sind. Indessen nimmt der Vf., wie billig, doch mehr auf Mangel oder zu starke Erhöhung der Beweglichkeit der die Säfte enthaltenden festen Theile Rücksicht, um den Ursprung der Schärfen zu erläutern. Wenn die scrofulöse Schärfe insbesondere entstehen soll, so ist oft ein Krampf im Drüsensystem die Ursache der Einsperrung der Säfte und ihrer Ausartung. Daher sind besänftigende Mittel in Scrofeln oft so zweckmäsig. Hierdurch entsteht eine Rohigkeit der Lymphe, die ihre Schärfe ausmacht. Oft wird auch diese durch wiedernatürlich vermehrte Absonderung des Drüsensystems erzeugt. Auf diese Art wird die Scrofelkrankheit zugleich zu einer Krankheit der Säfte, und man hat in der Kurmethode allerdings hauptsächlich auf die specifische Scrofelschärfe Rücksicht zu nehmen. Unvergleichlich und ganz eines so philosophischen Arztes würdig ist die Beantwortung der Frage: was die Natur der Scrofelschärfe eigentlich sey? Hr. H. zeigt, dass wir die Natur derselben nicht kennen, und nur ihre nächsten Wirkungen oder ihr Verhältnifs zum lebenden Körper bestimmen können. Die Scrofelschärfe reizt und vermehrt also Bewegung und Empfindung: sie erregt Fieber, und verändert die mildeste Absonderung in die schärfste. Sie theilt überdies der Lymphe die Neigung zur Verdickung mit. Dadurch erklärt sich der Vf. unter andern die Krümmung des Rückgrats, die oft als Zufall der Scrofeln erscheint. Rec. ist durch Leichenöffnungen überzeugt worden, dass diese Krümmungen hauptsächlich von Abscessen zwischen der *fascia longitudinalis*, und der harten Haut des Rückenmarkes, wobey diese oft unverletzt bleibt, herrühren. Der Abscess enthält ein dickes, weisses, wahrhaft scrofulöses Eiter. . . Hr. H. zeigt ferner, dass durch die Beymischung dieser Schärfe die Lymphe zur Ernährung unfähig und sauer werde. Er giebt uns von den sehr interessanten Versuchen Nachricht, die sein hoffnungsvoller Zuhörer, Hr. *Gärtner*, über die Verschiedenheit des scrofulösen und rhachitischen Harns, angestellt hat. Er fand nämlich, dass der scrofulöse und rhachitische Harn weniger Phosphorsäure, und diese dazu in einem nicht ganz gesäuerten Zustand, enthielt. So wie durch den Gebrauch der kochsalzsauren Schwererde die Scrofelkrankheit vermindert ward; so ward auch das Verhältnifs der Phosphorsäure im Harn vermehrt. Daraus schliesst der Vf., dass die Absonderung der Phosphorsäure in dieser Krankheit verringert sey, dass sie folglich in der Blutmasse zurück bleiben und dass also der Gebrauch erdiger Mittel sehr wichtig seyn müsse. Ganz vorzüglich lesenswerth und werth beherzigt zu werden ist, was Hr. H. über die ansteckende Eigenschaft gewisser scrofulöser Zufälle, und bey dieser Gelegenheit über Ansteckung überhaupt sagt.

Zweyter Abschnitt. Von der Erkenntnifs der verborgenen Scrofelkrankheit. Kaum eines Auszugs fähig, aber äusserst interessant und durch Erfahrung bestätigt ist die Angabe der Zeichen, wodurch die scrofulöse Anlage erkannt werden kann. Besonders macht der Vf. auf die unbestimmbaren Ausschläge und auf die unregelmäsigen langwierigen Fieber aufmerksam, woran solche Kinder zu leiden haben.

Dritter Abschnitt. Von den bewährtesten Mitteln gegen die Scrofelkrankheit und ihrer speciellen Anwendung. Diesen Abschnitt wird auch der erfahrenste Arzt nicht ohne Belehrung lesen; und wenn man auch in der Theorie nicht einerley Meynung mit Hn. H. seyn sollte, so ergreift den Leser doch bey diesem Abschnitt das Gefühl der reinsten Verehrung des grossen praktischen Genies, welches fast aus jeder Periode hervorleuchtet. Wie billig, geht Hr. H. von allgemeinen Indicationen aus, die er folgendermasen bestimmt: 1) das lymphatische System und die Faser überhaupt muss gestärkt werden; 2) die regelmäsige und gleichförmige Wirkung des lymphatischen Systems muss wieder hergestellt, eine freye und thätige Einsaugung bewirkt, und die anomalische krankhafte Reizbarkeit desselben gehoben werden; 3) die Stockung muss aufgelöst und auf die Säure und klebrige Beschaffenheit der Lymphe gewirkt werden; 4) die ersten Wege müssen gereinigt und die Säure getilgt werden. Unter den diätetischen Mitteln empfiehlt der Vf. vorzüglich das Frottiren mit Flanell u. dgl., die Reinlichkeit und die lauen Bäder. Was die medicinische Behandlung betrifft; so schickt der Vf. erst einige allgemeine Regeln voraus, die gewiss jeder sehr bewährt finden wird, wer diese Krankheit zu behandeln hat. In keiner Krankheit muss sich der Arzt so sehr hüten, die Geduld zu verlieren, als in dieser, da die Umänderungen so sehr langsam erfolgen. In keiner Krankheit ist es ferner so nothwendig, zu temporisiren, und gewisse schickliche Zeitpunkte abzuwarten: daher ist es im Frühling am besten, die Scrofeln anzugreifen. Man halte aber das Verschwinden der Localkrankheit noch nicht gleich für eine vollständige Kur der Krankheit. Dann verstärke man den Gebrauch der innern Mittel. Man glaube ja nicht, dass die Krankheit sich durch irgend ein specifisches Mittel heben lasse. Man sey auf die Verwickelungen der Krankeit, auf ihre verschiedenen Zeiträume, auf die Verschiedenheit der Constitution besonders aufmerksam. Man wechsle bisweilen mit den Mitteln ab, weil sich der Körper daran gewöhnt. Und endlich suche man kräftige Mittel äusserlich anzuwenden, wo sie unmittelbar in das Saugadersystem gebracht werden. Nach der Angabe dieser Regeln kommt der Vf. auf die Mittel selbst. *Brechmittel* empfiehlt er in doppelter Rücksicht, theils in so fern sie ausleeren, und theils in so fern sie das Saugadersystem reizen und die Einsaugung befördern. Unter den *Abführungsmitteln* wirken gewöhnliche Laxiersalze nicht so gut als Jalappe, besonders Aloe, welche letztre bey grosser Reizlosigkeit und Klebrichkeit der Säfte sehr angezeigt sey, und vortreffliche Wirkung äussre. Auch die weinichte Rhabarbertinctur des *Dand* empfiehlt der Vf. An dem Orte, wo Rec. lebt, ist sie nicht officinell. Rec. kann dagegen

gen aus Erfahrung die bittere Edinburger Rhabarbertinctur bestens empfehlen. Auch die *Gratiola* rühmt der Vf., und Rec. hat erst kürzlich zweymal Gelegenheit gehabt, den grosen Nutzen des Extracts derselben in Fussgeschwüren bestätigt zu finden. Die *Spiessglasmittel* vermehren die Absonderungen, heben die Krämpfe und lösen die Stockungen auf: sie sind also fast in jedem Zeitpunkt der Krankheit zu empfehlen: nur dass sie den Ton der Haut fast jedesmal zu erschlaffen pflegen. Der Brechweinstein habe die Eigenschaften, beym fortgesetzten Gebrauch zu sehr zu erschlaffen, müsse daher mit stärkenden Mitteln verbunden werden. Der Goldschwefel und Mineralkermes erhitzen dagegen etwas mehr, und verstärken die Neigung zu Entzündungen. Auch das rohe Spiessglas sey zu empfehlen, wo die Reizbarkeit des Magens so gross ist, dass die gewöhnlichen Bereitungen gleich Ekel erregen; ferner wo der Magen sehr schwach, die Haut sehr schlaff und der länger fortgesetzte Gebrauch nothwendig ist, weil er lange so sehr nicht schwäche, als die übrigen Bereitungen. Auch in hartnäckigen flechtenartigen Ausschlägen thue es treffliche Dienste. Die *Quecksilbermittel* empfiehlt der Vf.: nur mit der angegebenen Vorsichtsregel, sich vor denselben bey hektischen Fiebern und sehr schwachen Verdauungswerkzeugen zu hüten, es nie zum Speichelfluss kommen zu lassen; auch wo möglich stärkende Mittel damit zu verbinden, weil das Quecksilber sonst die Säfte zu verderben pflegt. Auch hat man oft nöthig, die Formeln und Bereitungen des Quecksilbers zu ändern, um immer eine neu modificirte Reizung zu unterhalten. *Aethiops mineralis* und *antimonialis* gebraucht der Vf. als eine Bereitung, die sich besonders fürs kindliche Alter schickt, und selten Speichelfluss erregt. Die *salzsaure Schwererde* ist eines der wirksamsten Mittel zur Heilung der wichtigsten Scrofelzufälle, Verstopfungen, Drüsenknoten, Geschwülste, Ausschläge, Geschwüre und Augenentzündungen. Vorzüglich nützlich ist sie, wo noch ein heftig gereizter Zustand obwaltet, und die stärkenden Mittel die Zufälle vermehren würden. Die *Fieberrinde* ist durchgehends zweckmäsig, wo Atonie obwaltet, selbst im entzündlichen Zustand, wenn dieser von passiven Congestionen herrührt. Man verbindet sie am besten mit besänftigenden und auflösenden Mitteln, muss aber dabey beständig Rücksicht auf die ersten Wege nehmen. Die *Eicheln* stärken, reizen weniger und ziehen weniger zusammen, als die Fieberrinde, und sind mit Recht ein Lieblingsmittel des Vf. . . *Eisenmittel* erregen weit stärker die Lebenskraft, und gehen selbst in die Masse des Bluts über. Sie dürfen also nicht angewendet werden, wo festsitzende Verstopfungen, wo Anlage zur Entzündung, wo besonders die Organe der Brusthöhle schwach sind. Je mehr man aber vorher erschlafft hat, oder je schlaffer der Habitus selbst ist, desto besser wirken die Eisenmittel. Der Vf. rühmt verschiedne Bereitungen, unter welchen Rec. ungern den *Tartarus chalybeatus* vermisst, der, nach des Rec. Erfahrung, das allervorzüglichste Präparat ist. . . Das *Sassafras* lobt der Vf. als ein balsamisches Stärkungsmittel, welches bey sehr schwacher Verdauung und bey grosser Schlaffheit eine Art von Fieberreiz bewirkt, und dadurch die hartnäckigsten scrofulösen Ausschläge hebt. Auch treibt es mehr auf die Haut. Hr. *H.* verordnet es in warmen Aufgüssen. Hierauf kommt er zu den besänftigenden Mitteln, deren Wirkungsart in den Scrofeln er vortrefflich erklärt. Der *Schierling* greift die Nerven weniger an, als Opium, schwächt die Verdauung nicht so sehr, erhitzt nicht, und mindert den Reiz vortrefflich. Der Vf. giebt den frisch ausgepressten Saft, oder die gepulverten Blätter, auch das Extract. Das *Opium* schwächt in der Regel die Verdauung, hindert die Wirksamkeit der peristaltischen Bewegung, disponirt sehr zu colliquativen Schweissen und theilt dem Nervensystem eine gefährliche Stumpfheit mit; alles dies, wenn es lange gebraucht wird. Daher empfiehlt der Vf. besondere Vorsicht bey der Anwendung dieses Mittels. Der *Hyoscyamus* bewirkt nicht den Nachtheil, welchen das Opium erzeugt, und ist besonders bey Lungenknoten und dem damit verbundenen Husten zu empfehlen. Auch die *Dulcamara* erhält ihr verdientes Lob. Von der *Digitalis* bemerkte der Vf. doch auch Schwäche des Sehvermögens und Flecken vor den Augen. Indessen seyn alle nachtheiligen Folgen dadurch zu verhüten, wenn man besänftigende Mittel damit verbinde, nicht zu lange fortfahre, und sie nie in zu starken Dosen reiche. Der *gebrannte Schwamm* greife die Lungen an; aber eine daraus bereitete Lauge thue dies nicht, und sey ausserordentlich wirksam, sogar in der Wassersucht that sie, nach dem Vf., erstaunliche Wirkungen. Rec. wandte sie, seitdem er dies gelesen, in einem *Hydrops saccatus* mit grosem Nutzen an. Erdige Mittel werden ferner gehörig gewürdigt: auch die Kräfte des Kalkwassers vortrefflich angegeben. Das Decoct des *Huflattigs* rühmt der Vf. sehr, besonders bey reizbaren Personen, wo man sich nicht getraut, andere Mittel anzuwenden. Dann werden auch die Vortheile der Visceralklystiere angegeben. Künstliche Geschwüre dienen dazu, den Reiz abzuleiten, örtliche Stockungen aufzulösen, und hartnäckige Hautkrankheiten zu heben. Vorzüglich empfiehlt der Vf. mit Recht medicinische Bäder aus Schierling, Schwefelleber, Malz und Eisen. Wirksame äussere Mittel sind Mercurialsalben, Kampfer, Ochsengalle (wird vom Rec. auch als inneres antiscrofulöses Mittel täglich bewährt gefunden) und ähnliche Mittel.

In dem *Anhang* handelt der verdienstvolle Vf. zuförderst von dem Verwachsen und der Krümmung des Rückgrats, dessen Ursachen und Heilmethoden sehr gut angegeben werden. Mit sanft und anhaltend wirkenden Mitteln richtet man das meiste aus. Dann von Hydatiden im Gehirn von scrofulöser Ursache, welche Rec. erst kürzlich wieder bemerkt, und deutlich die Entstehung derselben aus der Blase der *Hydatis* beobachtet hat. Hr. *H.* bemerkt, dass Anschwellungen der Saugadern diese Hydatiden hervorbringen. Rec. läugnet dies nicht, versichert aber, dass auch ausgedehnte arteriöse Gefäse nachher Hydatiden darstellen können, wenn, wegen Erschlaffung der ausgedehnten

ten Gefäſse, bloſse Lymphe eindringt. Daher kann man die Hydatiden oft durch die Arterien einſpritzen, und im Adergeflecht der Hirnhölen ſcheinen ſie ſehr dieſen Urſprung zu haben. Aus den Papieren ſeines ſel. Vaters entlehnt der Vf. einen merkwürdigen Fall von einem Knollbein aus ſcrofulöſer Anlage, welches viele Aehnlichkeit mit dem knolligen Ausſatz hatte, obgleich das weſentliche Symptom des letztern, die Unempfindlichkeit, fehlte.

Wien, b. Wappler: *Joſephi Eyerel commentaria in Maximiliani Stollii aphoriſmos de cognoſcendis et curandis febribus Tomus ſecundus.* 1788. 542 S. 8.

Auch dieſer Band enthält nichts mehr und nichts weniger, als van Swietens Erklärungen über die Artikel: *Angina, Pleuritis humida, Peripneumonia, Diaphragmitis, Inflammatio mediaſtini, pericardii, cordis, Hepatitis et icterus multiplex, Gaſtritis, Inflammatio lienis, Inflammatio pancreatis, Inflammatio omenti, Enteritis, Nephritis, cyſtitis, metritis*, ins Kurze gezogen, und mit einem Mangel an Genauigkeit, der unverzeihlich iſt, mit unvollſtändigen und falſchen Citationen der aus van Swieten angeführten Stellen u. ſ. f. abgedruckt. Wo ihn van Swieten bey den §§. verlieſs, die Stoll nen zu den Aphorismen geſetzt hatte, da iſt auch Hr. E. gewöhnlich übel daran, weiſs ſich aber doch zu helfen, indem er theils aus andern Praktikern die Bogen vollfüllt, theils weitläuftige Krankengeſchichten, entweder von ſolchen, die er etwa im Spital geſehen, oder auch wohl aus Stolls *ratio medendi* und aus Ant. de Haen *in extenſo* abdrucken läſst. — Die Idee, Stolls Vorleſungen über ſeine Aphorismen herauszugeben, und dieſe Stolliſchen Erläuterungen durch die Bemerkungen der Aerzte, die Stollen entgiengen, oder die er nicht nutzen konnte, zu ergänzen, war gewiſs recht gut und lobenswerth, und dieſer Commentar würde eines der nützlichſten Bücher für den angehenden Arzt geworden ſeyn. So aber, wie Hr. E. ſeinen Plan ausgeführt hat, hat er uns leider nichts geliefert, als ein voluminöſes, und folglich theures, Werk, von dem bey weitem der gröſste Theil wörtlicher Abdruck von Swietens Commentar über Boerhave iſt, ein anderer Theil in flüchtig gemachten Excerpten aus andern Praktikern, ohne groſse Auswahl, und bey weitem der geringſte Theil in Erzählung deſſen beſteht, was Hr. E. etwa in Stolls Spital geſehen haben mag. Ein ſo zuſammengeſchriebenes Werk verdient daher angehenden Aerzten zur Vermehrung und Berichtigung ihrer Kenntniſſe nicht empfohlen zu werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., b. Geſsler: *Paul und Virginie* von *J. B. H. de Saint Pierre*, aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen. 1795. 218 S. 8.

Der kleine niedliche Roman des *Saint Pierre*, wovon das Original zuerſt 1789 erſchien, hat ein beſſeres Schickſal gehabt, als das aus ihm gezogene Schauſpiel. Letzteres gerieth, wie die A. L. Z. neulich anzeigte, einem ſchlechten Ueberſetzer in die Hände; dieſer hingegen hat an Hn. *Hadermann*, wie ſich der Ueberſetzer unter der Dedication unterzeichnet, einen Mann gefunden, der dieſes ſchöne Naturgemälde richtig und fein copirt hat. Nur einigen wenigen Stellen fehlt es an Deutlichkeit. S. 35. wird jeder Leſer ſtutzen, wenn er von einer *Mühle* lieſt, womit man *Schaum-Chokolade* macht; hier hat ſich der Ueberſ. nicht erinnert, daſs *moulinet* auch einen *Quirl* bedeutet. Die unnöthig angehängten *n* bey allen Caſibus im Plural ſind die einzigen Provincialismen, die man dem Ueberſetzer vorwerfen kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Göttingen:* Diſſ. inaugur. medic. *de vaſorum abſorbentium ad rhachitidem procreandam potentia.* Auctore *E. Fr. G. Heine.* 1792. 36 S. 4. Eine mit wahrem Scharfſinn, gründlicher Sachkenntniſs und wohlbenutzter Beleſenheit verfaſste Probeſchrift, in der eine ſehr durchdachte, dem Vf. ganz eigne, Theorie der engliſchen Krankheit ausgeführt wird. Auf vermehrte Einſaugung der einſaugenden Gefäſse werden alle Erſcheinungen zurückgebracht, mit Ausnahme der ſich hinzugeſellenden Neigung zur Säure, der Verſchleimung und Würmer in den erſten Wegen und der Gehirnwaſſerſucht, welche aber Hr. H. ſehr gut zu erklären weiſs. Die Veränderungen in den Knochen beſchäftigen den Vf. mit Recht am mehreſten. Sehr viel Licht verbreitet er, indem er das Unterſcheidende des Kindesalters, in welchem ſich die Krankheit nur äuſsert, aufſucht, und aus deſſen Eigenthümlichkeiten die Anlage zur Rhachitis entwickelt. Das meiſte wird hier natürlich aus Schwäche, Reizbarkeit, vorzüglich des lymphatiſchen Syſtems und dem zu lockern Bau erklärt. Rec. iſt darinn ganz mit dem Vf. einverſtanden; aber er würde doch mehr Rückſicht auf die Gelegenheitsurſachen, Verfütterung, Unreinlichkeit, verdorbne Luft genommen und die Beſchaffenheit des Unterleibes mehr beachtet haben. Schlechte Verdauung und damit in Verbindung ſtehende ſchlechte Aſſimilation und Ernährung, wozu ſehr häufig noch ein kranker Reiz aus derſelben Quelle des Unterleibes kömmt, ſind nach unſrer Ueberzeugung weſentliche Beſtandtheile dieſer ſeit einem Jahrzehend ſich ſehr vermindernden Kankheit. Zu viel eingeſogen wird gewiſs. Nimmermehr würde dazu aber eine einſeitige Beſchaffenheit des lymphatiſchen Syſtems zureichen. Die feſten Theile müſſen durchaus das Princip ihrer Auflöſung in ſich ſelbſt führen, und ſo den Stoff darbieten, den jenes nur zu willig iſt aufzunehmen und fortzuſchaffen. Was verdient aber, fragen wir, am mehrſten in Erwägung genommen zu werden, der Zuſtand der feſten Theile, der ſie zu ſo geringer Conſiſtenz kommen läſst, daſs ſie aus ihrer Verbindung ſo leicht ſcheiden, oder die zu groſse Thätigkeit der einſaugenden Gefäſse, die man auf den natürlichen Grad heruntergebracht ſich denken kann, ohne daſs ſie ſaumſelig ſeyn dürften, das was ſich ihnen vom Ganzen getrennt oder gar der Verderbniſs mehr nähert, zu den reinigenden Organen zu ſchaffen, um den Körper davon zu befreyen? Würde im letztern Fall nicht der Hang der Krankheit ſich erklären laſſen, ohne das Hauptmoment der Theorie des Vf., die zu groſse Reizbarkeit des lymphatiſchen Syſtems? und würde im erſtern Fall ſeine Theorie vielen Einfluſs auf die Beſtimmung des Heilverfahrens haben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. October 1795.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Gräff: *Bemerkungen über die Alpen-Wirthschaft* auf einer Reise durch die Schweitz, gesammelt von *Ludwig Wallrath Medicus.* 1795. 11 Bog. 8.

Zur öffentlichen Bekanntmachung dieser Bemerkungen ist der Vf. laut der Vorrede, dadurch bewogen worden: weil er in den landwirthschaftlichen Lehrbüchern von der Viehzucht überhaupt viel zu wenigen und von der Alpenwirthschaft insonderheit gar keinen Unterricht gefunden hat; und weil aus einer Beschreibung dieser Wirthschaft — wenn sie auch gleich in Deutschland nicht wohl, wenigstens nicht mit überwiegenden Vortheilen, anwendbar seyn möchte — doch manche nutzbare Folgerung für die deutsche Viehzucht gezogen werden könne. Mit diesem Letztern völlig einverstanden, können wir doch der ersten Beschuldigung nicht wohl beypflichten: denn *Abilgaards* Unterricht von Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen (2 Theile, Koppenhagen und Leipzig. 1771. 1772. 8.) Unterricht zur besten Behandlung und Benutzung der Pferde, des Rind- Schaf- Schweine- und Federviehes (Leipzig 1791. 8.) Anleitung zur Verbesserung der Viehzucht (Breslau 1781. 8.) von *Stoixner* praktische Abhandlung von der Viehzucht (Nürnberg 1788. 8.) und eine Menge anderer ökonomischer Schriften geben über diesen Theil der Landwirthschaft viele brauchbare Anweisungen. Von der Methode hingegen, wie die Bewohner der hohen Gebirgsketten in der Schweiz die Viehzucht betreiben, findet man nur in einigen Reisebeschreibungen und in einigen andern Schriften einzelne zerstreuete Nachrichten: daher Hn. *M.* immer das Verdienst bleibt, hierüber eine vollständigere und zusammenhängende Belehrung geliefert zu haben. Diese gründet sich auf seine eigenen genauen Beobachtungen und Nachforschungen bey einer Reise durch die Schweiz im Sommer des Jahres 1794.

Zuerst eine kurze allgemeine Schilderung der Schweizerischen Gebirge, der Alpenwirthschaft und ihres Nutzens. Hr. *M.* vermuthet mit Grunde, dass diese bald nach der Epoche der errungenen Freyheit daher entstanden sey: weil man, bey der Bequemlichkeit des Eintausches der benöthigten Brodfrüchte aus Schwaben und Italien, die Viehzucht für einträglicher und für weit minder mühsam, als den vorher daselbst betriebenen Ackerbau, erkannt habe. Der Vf. tadelt deswegen den deutschen Landmann, dass er nur allzu emsig bemüht sey, zum wenigsten so viel Getreide herbeyzuschaffen, als er zum eigenen Verbrauche in seinem Haushalte bedürfe (S. 17). Allein mit Deutschlands Lage und Bevölkerung macht es hier einen grossen Unterschied; in Deutschland kann man beym Getraidemangel nie sicher auf hinlängliche Einfuhr ausländischen Getreides rechnen; und im äussersten Nothfalle kann man allemal Fleisch, Butter, Käse und Milch eher, als Brod für Menschen und Futter fürs Vieh, entbehren, wenigstens an jenen leichter, als an diesen, etwas abkürzen. — Die Alpenwirthschaft trifft man, ausserhalb der Schweiz, auch in allen denjenigen deutschen und italienischen Staaten — jedoch mit einigen Abweichungen — an, welche an der zwischen Deutschland und Italien sich hinziehenden Gebirgskette liegen. Nicht mit hohen, fetten, sondern nur kurzen und niedrigen Gräsern und einigen den Alpen eigenthümlichen Pflanzen sind die Weiden daselbst besetzt, in deren ausserordentlichen Kraft die Güte und Fettigkeit der Milch ihren alleinigen Grund hat. Hiezu sollen von diesen Pflanzen, nach der Versicherung der schweizerischen Landwirthe, *Phellandrium mutellina* und *Plantago alpina*, auch besonders die zwischen und an dem Hange der für das Vieh ganz unzugänglichen Felsen wachsenden, von den Schweizern mit Lebensgefahr gesammelten und getrockneten Kräuter, das Wildheu genannt, das mehrste beytragen. Die grössere innere Kraft dieser Pflanzen und ihre lebhaftere grüne Farbe, als in andern Ländern, werden aus der Beschaffenheit ihrer Standplätze, des Climas und der Witterung erklärt. Da die dasigen Weidereviere, oder Alpen, theils ganzen Dorfschaften oder Gemeinen, theils einzelnen Familien zugehören; so wird das Weide-, oder Kühreht und dessen Ausübung auf beiden ausführlich beschrieben und dabey angezeigt, wie viel, in dem Falle des Verkaufs sowohl, als der Verpachtung des Kührechts auf den Privatalpen, dafür in den verschiedenen Gegenden der Schweiz gewöhnlich bezahlt wird. Die sogenannte Auffarth, oder der Anfang der Hütung auf den Alpen geschieht zwar nicht überall zu gleicher Zeit, jedoch am gewöhnlichsten in den ersten Tagen des Junius und hingegen die Abfahrt entweder am Ende des Septembers, oder im Anfange des Octobers. Von den sich sodann daselbst in dem grössten Theile der Schweiz aufhaltenden erwachsenen Mannspersonen werden die Hütung der Kühe und das Molkenwerk besorgt, und nur in einigen Gegenden befinden sich zugleich Weiber und Kinder sämmtlich mit auf den Alpen und die Dorfschaften stehen dann leer. Zu jenen Verrichtungen pflegt man für eine Heerde von 50 bis 60 Stück vier Mannspersonen zu rechnen. Die Alpen dienen zwar hauptsächlich zur Weide der Kühe, zugleich aber auch der Pferde, Ziegen, Schafe und Schweine, welche letztern grösstentheils mit den Abfällen

fällen von der Käsefabrication ernährt werden. Den Schafen, dem gästen Rindviehe und den Pferden werden daselbst gewisse besondere Reviere zur Weide zugetheilt. Die Benutzung der allerbesten Alpen zur Mastung der Ochsen in einigen Gegenden hat für die Schweiz nachtheilige Folgen. Das vortreffliche Kuhvieh der Schweizer, dessen unterscheidende Merkmale kurze Füsse bey einem langen gestreckten Körper und starken Halswampen sind, haben sie nicht blofs ihren Wiesen und Weiden, sondern auch ihrer sorgfältigen Auswahl und Wartung der Kälber, welche sie zur Zucht nicht an den Kühen saugen lassen, sondern auffüttern, zu verdanken. Das beste Kuhvieh hat der Vf. im Kanton Schweiz angetroffen. Die fetten von ungerahmter Milch verfertigten Käse sind in der ganzen Schweiz das Hauptproduct der Alpenwirthschaft. Die von 40 bis 80 oder noch mehr Pfunden des Gewichts sind die fettesten und werden im Zentner zu 4. 5 bis 6 Procent höher, als die kleineren fetten Käse, bezahlt. Deutliche Beschreibung der Zubereitung jener Käse, imgleichen des Ziegers (einer andern Art magerer Käse aus den Ueberbleibseln von jenen) ferner des Schotten- oder Milchzuckers, der Butter und der kleinen magern Käse. Hierauf folgen Erklärungen und gleiche Beschreibungen von verschiedenen anderen Arten schweizerscher Käse. Ob auch aufser den Alpen Käse von gleicher Güte verfertiget werden können, untersucht der Vf. und zieht aus den gegen einander abgewogenen Gründen das Resultat: dafs man, bey der Weide auf guten Wiesen oder bey reichlicher Stallfütterung, Käse machen könne, welche den besten Alpenkäsen an Güte sehr nahe kommen, die gewöhnlichen aber übertreffen. Den Ertrag der Nutzung von einer Kuh, welche von vorzüglicher Güte jetzt 18, 20 bis 24 Louisd'ors, sonst aber in wohlfeilern Zeiten, im Mittelpreise, 8 bis 10 Louisd'ors kostet, rechnet er, während der 18 Wochen der Alpenfahrt, im Durchschnitte, auf 3024 Pfund Milch und diese auf 302 Pfund Käse; und den reinen Geldertrag von einer Kuh während der Alpfahrt, bey der strengsten Annahme, auf 20 Kronen, oder ungefähr 33 rhein. Gulden, bey der schwächern aber etwas über 16½ Kronen. Zuletzt sind noch einige Bemerkungen über Mittel zur Verbesserung der Alpenwirthschaft hinzugefügt, welche hauptsächlich darinn bestehen, dafs der Dünger für die Weide besser genutzt, das Kuhvieh des Nachts in luftigen Ställen gehalten und die grofsen Gemeinealpen in kleinere Reviere vertheilt werden.

Aus diesen in mancherley Betrachte nutzbaren Nachrichten leuchten überall genaue Beobachtung und Nachforschung und bedachtsame Prüfung deutlich hervor.

FRANKFURT a. M., in der Hermanschen Buchhandl.: *Ueber die Consolidation der Feldgüter*, von *Friedrich Heinrich Hatzfeld*. 1795. 150 S. ohne Vorr. kl. 8.

Man sollte kaum glauben, dafs die Consolidation (Uebereinkunft der Güterbesitzer, durch Umtausch ihrer kleinen zerstreuten Grundstücke sich zusammenhängende gröfsere Stücke zu verschaffen, Zusammenlegung der in geringfügiger Einzelnheit zerstreuten Grundstücke) nach so vielen dem Publicum bereits vorgelegten einleuchtenden theoretischen und durch häufige Erfahrungen bestätigten Beweisen ihrer Nützlichkeit, noch einer Empfehlung bedürfe. Und doch scheint dies wenigstens in den Gegenden Deutschlands noch nöthig zu seyn, für die der Vf. seine Belehrung bestimmt hat. — Die Rede ist aber hier nicht von der Theilung ganzer grofser Bauerngüter, welche der Vf. vielmehr selbst auch billiget; sondern von der zerstückelten Lage der zu einem Bauerngute gehörigen Aecker und Wiesen. Diese will der Vf. aufgehoben wissen, sowohl wegen der bekannten Beschwerlichkeiten und Nachtheile, die gedachte Lage verursacht, als auch wegen der Vortheile, die aus deren Wegschaffung (wenn man die Feldmarken aufs neue vermessen und vertheilen liefse) erwachsen würden. Dies ist zum Theil in der Einleitung, ausführlicher aber im ersten Cap. auseinander gesetzt. Hier hätte auch der Umstand bemerkt zu werden verdient, dafs das so nützliche Queerpflügen bey kleinen schmalen Ackerstücken gar nicht möglich ist.

Nach diesen und einigen andern allgemeinen Bemerkungen über die Erfodernisse zu einer vorzunehmenden Consolidation wird im ersten Cap. bestimmt, worinn dieses Geschäft bestehe und in welchen Fällen dessen Ausführung thunlich und rathsam sey. Unter den beyden Methoden, nach welchen die Consolidation gewöhnlich bewerkstelliget wird, da man nämlich jedem Gutsbesitzer entweder seine Grundstücke von gleicher Qualität in einem und eben demselben Felde, auch in einem Stücke, oder nach den Wannen eines jeden Feldes, seine in jeder Wanne belegenen Grundstücke beysammen zutheilet, erkennt der Vf. mit Rechte beide für zweckmäfsig, jedoch die erstere für vollkommener, und bestimmt hiernächst ihre Ausführbarkeit und Nützlichkeit dahin, dafs solche in sehr fruchtbaren und stark bevölkerten Gegenden, woselbst eben defshalb die Feldmarken in sehr kleine Theile zertrennt sind, nicht wohl, hingegen in minder mit Einwohnern besetzten Gegenden, bey allen beträchtlichen Feldmarken, sowohl von grofser, als geringer Fruchtbarkeit, besonders aber bey den letztern, Statt finde. — Wie nun hiebey, in Absicht der Schätzung des Werths der Aecker und Wiesen, ihrer Vermessung, Verlosung und der Einrichtung der Lagerbücher in Gemäfsheit der vollendeten Consolidation, zu verfahren sey, beschreibt der Vf. in den 3 Abschnitten des zweyten Cap. Die erfoderlichen Eigenschaften der Schätzer (Taxatoren) ihre Pflichten und die von ihnen zu beobachtenden Regeln; auch ist die Entscheidung einiger zweifelhafter Fälle deutlich angegeben. Einige Erinnerungen hiebey werden jedoch nicht überflüssig seyn. Unter den drey Generalrubriken: *gut*, *mittelmäfsig*, *schlecht*, kann die Güte und der Werth der Grundstücke unmöglich mit hinlänglicher Richtigkeit bestimmt werden. Es müssen also — wegen der auf allen Feldmarken sich zeigenden beträchtlichen Abstuffungen — bey jeder Classe noch Unterabtheilungen beobachtet werden, deren Erklärung und Festsetzung aber mangelt. Gleichfalls ist über die nöthige Anzahl der Schätzer nichts bemerkt. Am nächsten kommt

kommt man der Wahrheit durch 6 oder 9 in 3 sogenannte Schürze vertheilte Schätzer: da dann bey der Taxation nach dem Geldwerthe aus dem Durchschnitte der Taxen und bey der Schätzung nach der grösseren, oder minderen Fruchtbarkeit des Bodens aus der Uebereinstimmung, oder nahen Gleichförmigkeit der Angaben zweyer Schürze das für richtig anzunehmende Resultat folgt. Was im §. 82 nur beyläufig angeführt ist, muss billig als eine Generalregel gelten, dass es nämlich, der nöthigen Unparteylichkeit wegen, rathsamer sey, die Schätzer aus den an der zu consolirenden Feldmark zunächst belegenen Dorfschaften, als aus den Inhabern dieser Feldmark, zu erwählen. Auch verdiente es gewiss mit angeführt zu werden, dass dem auf verschiedenen Feldmarken vorhandenen, der Verbesserung der Landwirthschaft so sehr hinderlichen grossen Missverhältnisse der Getreidefelder gegen die Wiesen bey einer neuen Vertheilung solcher Feldmarken am füglichsten abgeholfen werden könne und dass darauf, auch wie solches zu bewerkstelligen, sorgfältig Bedacht zu nehmen sey. Alle sogenannte Himmels- oder Bergwiesen, nach §. 67, in Ackerland zu verwandeln, möchte wohl bey den wenigsten rathsam seyn. Ausführlich wird gelehrt, wie der Feldmesser von Seiten seiner Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit beschaffen seyn und wie er in dem Vermessungsgeschäfte, nach Massgabe beygefügter Formulare zu Tabellen, verfahren müsse. Hierauf folgen die Grundsätze, wornach die Lager- und Hypothekenbücher, nebst den damit zu verbindenden Rissen und Registern einzurichten sind, weil jene Bücher mit der geschehenen Vermessung und Verlosung der Grundstücke und mit den dabey erforschten physikalischen und rechtlichen Eigenschaften derselben übereinstimmen müssen. Ein Paar angehängte Modelle geben Erläuterung über die Abfassung der Lagerbücher. Im Betreff der nöthigen Rubriken in diesen sowohl, als in den Hypothekenbüchern vermisst aber Rec. die wesentlich dahin gehörige Rubrik, *rechtlicher Grund des Besitzes (titulus possessionis)*. Die in dem dritten und letzten Cap. enthaltenen, hieher eigentlich nicht gehörigen Bemerkungen über die Dorfpolizey bestehen in einigen brauchbaren, jedoch längst bekannten Anweisungen zur weislichen Benutzung sowohl der den einzelnen Mitgliedern einer Dorfschaft, als auch der ganzen dasigen Gemeine gemeinschaftlich zugehörigen Grundstücke.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTENBURG, in der Richterschen Buchh.: *Moralische Vorlesungen über die Pflichten der Keuschheit und des ehelichen Vertrags*, vornehmlich von Seiten ihrer Wichtigkeit für *junges Frauenzimmer* betrachtet. Von *Friedrich August Fritsch*, öffentlichem Lehrer und Prediger bey dem Frey-Adelichen Magdalenenstift zu Altenburg. 9½ Bog. in 8. 1795. (12 gr.)

„Der schriftliche Entwurf, heisst es in der Anrede an die *Fräulein*, welche nach dem Vorübergang ihrer Bildungsjahre im Begriff stehen das Institut zu verlassen, — den ich ihnen mittheilte wenn wir auf diesen Punct kamen, leistet Ihnen schon etwas, und doch glaube ich, ist eine entwickeltere Ausarbeitung dieses Entwurfs in dem gewöhnlichen (?) Ton unsrer Unterhaltungen Ihnen kein unwillkommenes Geschenk. Hier haben sie es als einen Beweis, dass ich mich nicht scheue, zu den sittlichen Grundsätzen, die ich Ihnen anrathe, mich auch öffentlich zu bekennen" u. s. f. — Der auf dem Rande bemerkte Inhalt der *acht* Vorlesungen ist folgender: Begriff und Nothwendigkeit der *Keuschheit*, Bewegungsgründe zu derselben und Folgen des Gegentheils. *Begriff* der *Ehe*, Verpflichtung zu derselben, Einwürfe, zu entfernende Hindernisse. *Wann* soll der Mensch diesen Vertrag eingehen? *Wie viel* Personen können zu *gleicher* Zeit mit einander in diesen Bund treten? *Welche* Personen können und dürfen sich heyrathen? Der *Entschluss* zur Ehe sey wohlbedächtig, gründe sich nicht auf blosse Gefühle, auch nicht auf alleiniges Raisonnement (Klugheitspartieen) sondern auf *vernünftige Zuneigung*. *Destiné*. *Väterlicher Consens*. *Mesalliance*. *Oeffentlicher Abschluss* des ehelichen Bundes. *Gewissensehe*. *Concubinat*. (Warum nicht auch die Ehe zur linken Hand, bey welcher die Frauen nur nicht den bürgerlichen Rang der ihnen angetrauten Männer geniessen?) *Pflichten der Ehe*, als Gattin, Mutter, Hausfrau und Freundinn des Mannes. *Unauflöslichkeit* der Ehe. *Scheidung*. Der Inhalt ist, wie man sieht, ziemlich vollständig und die Ausführung auch so, dass man mit derselben zufrieden seyn kann, wenige Stellen ausgenommen; als S. 44. „Ehen, zwischen Aeltern, Kindern und Geschwistern waren im Mosaischen Gesetz bey Lebensstrafe verboten. — Wider diese Ehen empören sich alle unverstimmten Gefühle des Menschen und schaudern vor ihnen, als verabscheuungswürdigen Verbrechen zurück; (?) und hier entscheiden allerdings Gefühle. (?) Unter Weisung dieser zurückstossenden Triebe verabscheuete dergleichen Ehen auch der roheste Heide." (?) Oder S. 118 „Fürchten Sie nicht, dass hier die *scheinbare*, missverstandene und missgedeutete Drohung der Schrift: *Und er soll dein Herr seyn!* der ehelichen Freundschaft in den Weg trete. — Der Sinn jener Worte wird in einer so harten Deutung zuverlässig misskannt. Allgemeines Naturgesetz ist die gefürchtete Oberherrschaft des Mannes über das Weib nicht, sonst hätte sie auch schon im Paradiese gegolten und die dort redende Gottheit hätte gewiss das Weib nicht mit so sanft empfehlenden Worten dem Manne als *Gehülfinn* zugeführt. Also war jene Verwandlung des Tons und der Verhältnisse nur *eine Folge* des fehlerhaften weiblichen Verhaltens. Die *Gewissheit* dieser Folge wird in der Sprache der Morgenländer in dem Tone eines *Gesetzes* ausgedrückt: Nun soll (*wird*) er dein Herr seyn! Und diese *Folge* ist unter gleichen Umständen freylich noch fortdaurend und steht fest wie ein *Gesetz*. Denken Sie sich ein Weib, welches den überall geschmeidig nachgebenden Sinn des freundlichen Mannes unverzeihlich missbraucht, ihn durch ihre süssen beredten Schmeicheleyen zu Thorheiten überredet, wird er, wenn er einige Festigkeit und Kraft hat, bey

Aufdeckung des Betrugs nicht seine unzeitige Geschmeidigkeit ablegen und gebietender Herr werden?" — Die übrigens nicht üble Wendung konnte auf eine andere Art angebracht werden. Der Vf. meynte es auch nicht zu ernstlich, er wollte nur den guten Fräulein die Angst vor dem männlichen *Despotismus* benehmen. S. 120 „Und jener Rath Pauli: der Mann sey des Weibes Herr, berathendes Haupt — ist so wenig von einem männlichen Despotismus zu verstehen, als Christus seine Kirche despotisirt." Oder in Ansehung der Ehescheidung wegen Unverträglichkeit, welche der Vf. um des allgemeinen Besten willen misbilliget. S. 145. „Denn nur die *Erklärung* der gänzlichen Unstatthaftigkeit einer *an und für sich selbst geschiedenen Ehe* ist es, was der Obrigkeit zukommt, nicht die *Scheidung an sich. Was Gott zusammen gefüget hat, darf der Mensch nicht scheiden!* Die Scheidungsfälle wären selbstbeliebige Verkuppelung der minderjährigen Kinder von Seiten der Aeltern; unmögliche Erreichung des Hauptzwecks der Ehe; boshafte Verlassung und die erwiesene Bundbrüchigkeit der ehelichen Treue." S. 147. „Die hieher (in Ansehung des Abschlusses einer zweyten und dritten Ehe) gezogenen Verbote der Schrift, (1 Tim. 3, 2. 5. 9. Tit. 1, 6) sind von der damals üblichen Vielweiberey zu verstehen. — Sollte nicht vielmehr auf die Geringschätzung der wiederholten ehelichen Verbindung, als ein Zeichen der Unmäfsigkeit u. s. f. Rücksicht genommen worden seyn? — Die Schreibart des Vf. ist übrigens dem gröfsten Theile nach blühend, oft selbst etwas zu gesucht und dabey zu allgemein, welches aber hier in Ansehung gewisser Materien sein Gutes hat; nicht selten auch erwärmend und rührend. Ohne Bedenken und gewiss auch nicht ohne Nutzen wird diese Schrift den mannbaren Schönen in die Hände gegeben und denselben empfohlen werden können.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. In vier Programmen, welche im Namen der Universität Erfurt an Weihnachten 1793, Ostern und Weihnachten 1794, und dann an Ostern 1795, jedesmal auf ein paar Bogen in Quart herausgekommen sind, giebt Hr. Prof. *Bellermann* „*Pauca de inscriptionibus hebraicis Erfordiae repertis. Partic. I. II. III. IV.*" Arbeiten dieser Art verdienen wegen ihrer Seltenheit und Mühsamkeit Aufmunterung. Sie *können* allerdings für Geschichte, Paläographie u. d. g. aufklärende Beyträge geben; und der Untersucher, welcher sie unter solchen zweckmäfsigen *Hofnungen* anstellte, muss nie bloss nach dem Erfolg geschätzt werden, welcher freylich oft, wie diesmal bey den Erfurter rabbinischen Steinen, fast ganz Erwartung und Mühe täuscht. Auf alle Fälle füllen diese Bogen doch ein seltenes Capitel in einer Localgeschichte von Erfurt, das Capitel: von jüdischen Grabsteinen und Grabmalen. Die hier beschriebenen sind aus dem 13 und 14 Jahrhundert. Ihre Erklärung kann für andere, bey ähnlichen Untersuchungen, welche, an mehrern Orten fortgesetzt, gewiss auf einige Ausbeute führen werden, zur Vorarbeit dienen. Deswegen führen wir, da sie sonst meist richtig ist, einige nöthige Verbesserungen hier an. S. 6. *Partic. II.* zweifeln wir an der Richtigkeit des Namens *Rabbi Orsegu* (אור שגו) dessen wir uns sonst nicht erinnern. S. 14 findet sich der Grabstein von *Mosek*, einem gelehrten Sohn eines Rabbi *Kalonymus. Kalonymus, Sohn des R. Eliser*, unterschreibt sich der Punctator eines *Codex Masorae*, der zu Erfurt noch ist und dessen nähere Beschreibung Hr. B. auf eine andere Zeit verspricht. Vermuthlich trifft man also hier auf ein Denkmal für die Gelehrsamkeit eines Sohns von jenem *librarius*. Denn der Grabstein sagt mehr zu dessen Lob, als irgend einer der übrigen seinem Todten nachrühmt. Unter diesen Lobpreisungen sind die Worte: *vetarah beaemunah* (באמנה ותרח) nicht zu übersetzen: *et commercium exercuit sincere.* Der Mann wird im übrigen als Gelehrter beschrieben, dessen „Studirlampe jetzt erloschen" sey. Der Sinn ist: *er war thätig* mit Treue. Dem Wort nach: *motitabat se in fide.*

Partic. III. S. 9 ist *vedarasch* nicht von *arasch desponsavit.* Sollte es bedeuten: *et qui desponsatus est*, so würde ודאורש mit dem *Vav* des *Püal* stehen. Allein wie sonderbar würde die Inschrift klingen: *hic lapis in statuam et cippum esto ad caput Rabbini, et qui desponsatus erat, Praesidi Synedrii* (vielmehr *Judicii*) *Seracho?* Wäre das *desponsatum fuisse* eine solche Merkwürdigkeit? Die Worte רבי ודארש sind vielmehr *Rabbinus et quidem Midraschicus.* א als *mater lectionis* um דרש deutlicher auszudrücken.

Part. IV. S. 5 sind die Worte: *Edah* (עדה) *soth hamazzebah* u. s. w. nicht zu übersetzen: *ornatum induebat in cippus, qui hic in tumulum erigebatur;* sondern: *testis est hic cippus etc.* — Ueber die Richtigkeit der Entzifferung von andern hier beschriebenen blossen Bruchstücken kann nur, wer sie selbst vor sich hat, urtheilen.

Da der Vf. selbst aufmerksam macht, dass jüdische Paläographie aus solchen Inschriften gewinnen könne, (um so mehr, da hier die Jahrzahlen deutlich und dabey nicht solchen Zweifeln, wie bey MSen, unterworfen sind), so wäre es sehr zu wünschen, dass einige der merkwürdigsten getreu nachgestochen in einer *Particula V* geliefert würden. Z. B. der von *Mosek b. R. Kalonymus* und andere, welche etwa seltenere Züge haben. — Die Simplicität der meisten Innschriften ist doppelt angenehm, wenn man sich erinnert, mit welchem Bombast und mit welchen faden Witzeleyen der Aberglaube zur nämlichen Zeit die Grabmale der Christen zu entehren pflegte. — Das Versprechen, die hebr. Codices zu Erfurt noch genauer bekannt zu machen, bitten wir Hn. *B.* mit seinem bekannten Fleiss bald zu erfüllen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. October 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Beer: *Commentarii de Origine et Progressu Legum Juriumque Germanicorum Pars II.* Leges et Jura Populorum Teutonicorum Media Complectens. *Vol. II.* De Historia Institutorum Atque Jurium Feudalium In Regno Germanico, ex ipsis fontibus haustum in usum studiosae juventutis privataeque lectionis perspicue compositum. Edidit D. *Chr. Gottl. Bienerus.* — 1795. 310 S. 8.

Rec. nahm diesen dritten Theil, der dem vorhergehenden erst nach fünf Jahren folgte, mit grosser Erwartung in die Hand, in der Meynung, nicht nur die Bemerkungen und Entdeckungen älterer und neuerer Schriftsteller hier vollständig, nach richtigen Gesichtspunkten zusammengestellt, sondern auch manchen neuen Wink zur Erläuterung der noch heut zu Tage geltenden Rechte zu finden. Allein die Ausführung blieb hinter dieser Vorstellung weit zurück. Vorzüglich erwartete er hier über die Successionsart im Mittelalter, als die wichtigste, und eigentlich hieher gehörige Materie, neues Licht; allein dies ist so wenig der Fall, dass der Vf. die neuesten, dahin einschlagenden Schriften, nicht einmal zu kennen scheint. Der neuern durch bekannte neuere Streitigkeiten veranlassten Untersuchungen und gelegentlichen Bemerkungen, welche zu manchen Untersuchungen hätten Anlass geben können, wird theils nur im Vorbeygehen, theils gar nicht gedacht. Unstreitig hätte Hr. B. ein grosses Verdienst sich erwerben können, wenn er hier Urkunden und Gesetze dazu benutzt hätte, die immer noch nicht befriedigend zergliederte Natur der Erbfolgeart im Mittelalter recht gründlich zu entwickeln; allein statt dessen bleibt er nur beym Oberflächlichen stehen, und bezieht sich gewöhnlich gerade bey den wichtigsten Punkten auf seine ältere Schriften, die doch den Kennern nie Genüge geleistet haben. — — Eine kurze Anzeige des Inhalts mag dieses Urtheil rechtfertigen.

Dieser Theil zerfällt in zwey Bücher, woven das erste das Lehnsinstitut, und die in Ansehung desselben geltende Rechte überhaupt entwickelt; das zweyte aber die Geschichte der Lehnrechtsbücher erzählt.

Das erste Buch enthält: *Cap. I. Historiam ab interitu Carolidarum usque ad successionem feudorum continens.* Hier ist hauptsächlich von den Ministerialen und deren rechtlichen Verhältnissen die Rede; zu Rec. grosser Verwunderung aber ist *de la Curne* vortreffliches Werk, welches so viele schätzbare Bemerkungen enthält, weder hier, noch in der Folge benutzt, und sogar nicht einmal angeführt. *Cap. II. De successione feudorum ejusque effectibus.* Der Vf. nimmt ohne weiters an, Konrad II. habe schon auf dem Reichstag zu Aachen im J. 1025 in den Beneficien der Kriegsvasallen die Erblichkeit eingeführt, und doch ist das Irrige dieser Meynung durch die einleuchtendsten Gründe bereits dargethan. Das Ausgehen von diesem falschen Gesichtspunkte hat denn nothwendig viele Unrichtigkeiten in der ganzen Darstellung zur Folge haben müssen. Am auffallendsten ist es, dass Hr. B. in der angeblichen Konradinischen Gesetzgebung hauptsächlich die Quelle und den Grund des hohen und niedern deutschen Adels zu finden glaubt. *Cap. III. Historia feudorum inde a Conrado Salico usque ad medium seculum XIII. seu Fridericum II. A.* Die schöne Gelegenheit, hier die allmähliche Entwickelung des Lehnwesens, und die Natur der Lehen selbst, wie auch die Verhältnisse der Lehnsgesetzgebung zu den bürgerlichen Gesetzen darzustellen, ist überall nicht benutzt; statt dessen beschäftigt sich der Vf. hauptsächlich mit der weniger interessanten und mehr bekannten Aufzählung der mancherley Veranlassungen zu der innern weitern Verbreitung des allbeliebten Feudalsystems *Cap. IV. De feudis institutisque feudalibus Germaniae inde a Friderico II. usque ad Maximilianum I. A.* Ist mit dem vorhergehenden Kapitel von ganz gleichem Gehalte. *Cap. V. Historia juris succedendi in feudis praesertim imperii.* Kann man schon mit der bisherigen Ausführung nicht zufrieden seyn; so muss das Seichte und Unbefriedigende der nun folgenden Kapitel nur noch um so mehr auffallen. Die deutschen Grundsätze von der Gemeinschaft, und den Folgen der Theilungen, die doch bey dieser ganzen Lehre durchaus zum Grunde liegen, sind nur obenhin berührt; die Frage von der Beschaffenheit der Successionsordnung wird auf drey Seiten abgethan; und da, wo des Erstgeburtsrechts Erwähnung geschieht, hält es der Vf. nicht für nothwendig, die ursprüngliche Natur dieser besondern Erbfolgeordnung zu entwickeln, und auf ihre allmähliche Veränderung aufmerksam zu machen. *Cap. VI. De simultanea investitura.* Da, berührtermassen, in dem vorhergehenden Kapitel die Grundbegriffe von Gemeinschaft und Theilung nicht gehörig entwickelt sind; so muss es auch hier an Bestimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe fehlen. Eben dieses ist der Fall bey *Cap. VII. De feudis apertis et expectantiis. Cap. VIII. De institutis et juribus feudalibus territoriorum teutonicorum a Friderico II. A. usque ad Maximilianum I. A.* Hätte der Vf. die hier abgehandelten Materien in das vierte, und das in dem folgen-

folgenden Kapitel angeführte in das fünfte und sechste verwiesen; so würden viele Wiederholungen vermieden worden seyn: *Cap. IX. De jure successionis, simultaneae investiturae atque expectantiarum in feudis territorialibus. Cap. X. De vario clientelarum nexu.* Weitläuftig verbreitet sich hier der Vf. über die abgedroschene Lehre von den sieben Heerschilden; streicht die Vortreflichkeit des Feudalsystems mit übertriebenen Lobeserhebungen heraus, und nennt in unzeitigen Eifer die französischen Machthaber — *istos homunciones.* Das zweyte Buch, das die Geschichte der Lehnrechtsbücher erzählt, ist kurz; enthält blofs die längst bekannten Nachrichten von den Urhebern, dem Ursprung und dem Alter derselben: von ihrem Geiste, innern Werth und Gehalt aber überall nichts. Schliesslich ist noch etwas weniges, aber freylich ganz unerhebliches, von den besondern baierischen, österreichischen und tecklenburgischen Lehnrechten angeführt. — Der vierte Band, mit dem sich das ganze Werk endigen, und der über zwey Jahre nicht zurückbleiben wird, soll die Geschichte des longobardischen und römischen Rechts bis auf Kaiser Maximilian I., wie auch ein vollständiges Sachenregister über alle vier Theile enthalten.

GESCHICHTE.

1) Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Historisches-genealogisches Taschenbuch*, enthaltend *die Geschichte der Deutschen* in einem fortlaufenden Geschichtsgemälde von *Fr. Schlenkert.* 1794. 162 S. 12.

2) Ebend.: *Historisch - genealogischer Kalender auf das Jahr 1795. Deutschland*, ein historisches Gemälde von *F. C. Schlenkert.* 160 S. 12. beide mit Kupfern und einem genealogischen Verzeichnifs der regierenden Geschlechter und vornehmsten Personen in Europa.

3) Leipzig, b. Leo: *Almanach für die Geschichte der Menschheit* auf das Jahr 1796 von *F. C. Schlenkert*, mit dreyzehn Kupfern. 292 S. 12.

Wir zögerten mit der Anzeige dieser Almanache, weil wir so viel Vertrauen auf den Geschmack unsers Publicums hatten, dafs wir die Fortsetzung derselben nicht glaubten fürchten zu dürfen. Leider zeigt uns der letzte Mefskatalog, dafs wir uns geirrt haben. So verschiedenartig der Inhalt einer Schrift über die deutsche Geschichte und über die Menschengeschichte ist, können wir doch Ein Urtheil über beide Almanache fällen, dafs nämlich ihr Stoff aus den gewöhnlichen historischen Büchern entlehnt, und oft noch unbestimmter und schlechter dargestellt sey, als in diesen. Hr. *S.* umwindet die Nachrichten der geschichtlichen Handbücher mit schwülstigen Ausdrücken, und glaubt sie dann lebhaft, anschaulich für die Lesewelt, dargestellt zu haben. Wenn doch diese endlich aufhörte, sich selbst zu überreden, dafs sie, wenn ein Schriftsteller mit seinen Worten Lärmen macht, unterhalten werde, indem sie gähnt.

Die deutsche Geschichte ist in den beiden ersten Almanachen bis auf Otto I. fortgeführt. Wir glauben, unsre vaterländische Historie mit hinreifsendem Interesse für das grofse Publicum darzustellen, würde kaum einer Meisterhand gelingen. Wo ist die Regel, nach welcher die Auswahl der Nachrichten aus den vielen Specialgeschichten, der Notizen von den Kaiserfamilien und einzelnen Fürsten im Verhältnifs zu den Reichsangelegenheiten geschehn soll? Wodurch will man Einheit in die Geschichte eines Volks bringen, das keine Nation ist, oder wenigstens als solche eine unbedeutende Rolle spielt? Der einzige Gesichtspunkt, von welchen wir die Reichshistorie als ein Ganzes betrachten könnten, wäre vielleicht derjenige, welcher uns zeigte, wie wir von unserm ersten Beginnen als Nation für die Menschheit aufgeopfert wurden und unsern Nationalcharakter preis geben mufsten, um einen weltbürgerlichen zu erhalten. Allein Foderungen der Art an einen Schriftsteller, wie unser Vf., machen zu wollen, wäre übertrieben. Um ihn sogleich zu charakterisiren nach seiner Urtheilskraft und Darstellung, brauchen wir nur den Schlufs der Geschichte Karls des Grofsen abzuschreiben. S. 161. „Ich lege Karl, den grofsen räuberischen Eroberer, den bluttriefenden Heidenbekehrer in eine Waagschale: ich lege Karl den Menschen und Gesetzgeber; den Familien- und Völkervater aber in die andre Waagschale — und der Eroberer und Heidenbekehrer *schnellet federleicht aufwärts.*" Zur Strafe für diese barbarische Behandlung verdiente Hr. *S.*, dafs wir auch ihn in zwey Theilen auf die Waagschale brächten, und es könnte Rath dazu werden, da er seine historischen Almanache mit Gedichten eröffnet hat; allein als Dichter ist er so *federleicht*, wie als Geschichtschreiber, dafs also doch keiner *federleicht aufschnellen würde!* Nicht so lächerlich, aber schiefer ist des Vf. Urtheil, da er über Otto I den Stab bricht. S. 160. „Die *Mönchskroniker* haben sehr Recht, dafs sie ihrem verschwenderischen Wohlthäter, den Ehrennamen des Grofsen beygelegt haben. Als Mensch und König war Otto fürwahr! nicht grofs; aber als Mönchsfreund und Bereicherer der Geistlichkeit hat Otto, nach dem Zeugnisse seiner Lobredner, seines Gleichen nicht gehabt — ist keiner gröfser gewesen, als Er!" Trotz diesem *fürwahr!* einer Betheurung, die sehr wenig den unpartheyischen Geschichtschreiber kleidet, kann man nicht umhin, die vielen grofsen Eigenschaften Otto's, den hohen Geist seiner Unternehmungen, seinen Muth in der drohendsten Gefahr und die fürchtliche Schnelligkeit, mit welcher er derselben begegnete, zu bewundern; und wie es in seiner Lage eine nothwendige politische Maasregel war, dafs er die Geistlichkeit hob, wie Veränderungen, die er nicht vorhersehn konnte, gerade seine besten Einrichtungen für das Verhältnifs zwischen Kirche und Staat schädlich machten, davon hätte selbst Schmidts Geschichte der Deutschen Hr. *S.* belehren können — doch wer will von einem solchen Genius, wie der Vf. dieses *fortlaufenden* Gemäldes verlangen, dafs er ein solches Buch mit Aufmerksamkeit lesen soll? Er hat eine Fülle von rauschenden Beywörtern, welche ihn auf ihren Flügeln über alle

die

die kleinen historischen Rücksichten glücklich hinweggetragen. Ueberhaupt ist die Darstellung Otto's des Grossen ein widriger Beweis, wie der Vf. von allen jenen individuellen Zügen, aus deren Zusammenstellung der Geist der Zeit hervorgeht, sogar nichts weiss; dagegen aber die groben Striche, mehr als für seinen Zweck hinlänglich wäre, aus historischen Lehrbüchern nachmalt. Besonders scheint er sich noch auf den Kunstgriff etwas einzubilden, dass er, wo man in diesen in der vergangnen Zeit redet, immer wie von der Gegenwart spricht. Leider wird durch dieses Kunststück, wie auch durch Beywörter, Ausrufungen, Anreden nie historisches Leben hervorgebracht werden, und es muss ein sehr blödes Auge seyn, welches das Knochengerippe trotz dieser Verhüllung nicht erblickt.

Zum Glück hat der Vf. zu der deutschen Geschichte keine Vorrede geschrieben, aber die Menschengeschichte beginnt er mit folgender Expectoration: „Mit Schüchternheit und Ehrfurcht, aber auch mit Muth und hoher Freudigkeit betret' ich den grossen unermesslichen Schauplatz der allgemeinen Menschengeschichte, um aus den ungeheuern Vorräthen von Sagen, Urkunden und Denkmälern aller Zeiten und aller Völker (ey was! diese ungeheuern Vorräthe hat der Vf. in *Schrökhs Weltgeschichte für Kinder* gefunden?) die merkwürdigsten und denkwürdigsten Ereignisse, Begebenheiten und Thaten zu sammeln, und sie der Zeitfolge nach wahr und anschaulich, freymüthig und bescheiden, belehrend und warnend, ermunternd und abschreckend darzustellen." Ja, warnend, belehrend, abschreckend ist dieses treue, warme und kräftige Gemälde der allgemeinen Menschenschicksale, nämlich für jeden, welcher sich an der Geschichte versündigen will! Als warnendes Beyspiel für die vielen unberufnen historischen Pinsler in unsern Tagen, ist dies Gemälde für den Geist der Zeit gearbeitet; *oder heischen sie es nicht, der Geist und das Bedürfniss dieser Zeit?* S. 5.

Die erste Periode der Menschengeschichte geht hier wie gewöhnlich bis zum J. d. W. 1657, und wir können nicht läugnen, der Vf. muss bey diesem Abschnitt ur-ur-uralte Sagen und Urkunden benutzt haben. Woher hätte er denn sonst alle seine Nachrichten, woher z. B. folgende Stelle: „Adam ermannte sich, sprach seinem bekümmerten Weibe Muth ein, führte sie aus der feuchten, traurigen Höle ins Freye und — Weine nicht, holde zärtliche Eva! so ruft' er mit süsser Freundlichkeit (der liebenswürdige Adam!): der Himmel lacht ja wieder heiter und die Natur hat uns noch nicht ganz verlassen und versäumt; sie hat auch hier, obschon spärlicher, als im segensreichen Eden, für uns gesorgt. Lass uns ihre Gaben sammeln und dankbar geniessen, und dann den Weg muthig verfolgen, den sie zu unsrer Erhaltung und Bildung uns vorgezeichnet hat!" Sollte man nicht auf den Verdacht kommen, Adam habe schon ähnliche Ideen, wie der Vf. über den Gang der menschlichen Ausbildung, gehabt? Die *Kindheit* der Welt zur Zeit des ersten Menschen würde einen solchen Verdacht nicht widerlegen. Dass Eva nach jener Ermahnung *ihren Einzigen an den leichtverhüllten Busen*-drückt, diese Aehnlichkeit der guten Mutter aller Geschlechter mit einer modernen Theaterdame schien uns anfänglich etwas unhistorisch, zumal da Eva so kernhaft und rüstig ist, dass sie über die *asiatischen Bergrücken* wandert; aber es fiel uns ein, dass die Bedeckung des Feigenblatts sich geschwind bis zu dem *leichtverhüllten* Busen hinauf konnte erstreckt haben. Wie gern übrigens der Vf. auch die bekanntesten Dinge verstellt, um in die Empfindungen, welche er beschreibt, eine gewisse Delicatesse des Gefühls aus unsern Ritterromanen zu bringen, davon giebt uns der Anfang der zweyten Periode, welche bis zum J. d. W. 2685 geht, ein auffallendes Beyspiel. Wir wissen aus der mosaischen Erzählung, dass Abraham sein Weib für seine Schwester ausgab, weil die Lüsternheit des ägyptischen Königs die Ehe doch noch heilig hielt, und er den Fremdling lieber würde haben umbringen lassen, als durch den Genuss der schönen Sara die Heiligkeit einer Ehe verletzen. Eine Jungfrau hingegen opferte er ohne Bedenken seiner Begierde. Der Vf. aber versichert uns, Abraham habe in dem Wahne, dass man der *jungfräulichen Unschuld weniger, als der ehelichen Treue Gewalt anthun würde*, sein Weib für seine Schwester ausgegeben. S. 54. Die Geschichte der einzelnen Nationen in diesem zweyten Abschnitte verdiente keiner Erwähnung, wenn es nicht nothwendig wäre, unserm Publicum deutlich zu zeigen, welche elende Waare es sich als geschmackvolle Geschichte verkaufen lässt. Die Geschichte der Aegypter (nicht Aegipter) beginnt ganz auf dieselbe Weise, als wenn der sel. Raff seine Kinder von der Heimath und den Eigenschaften eines Thieres benachrichtigen wollte! S. 67. „Wir gehen durch die zwischen dem mittelländischen und zwischen dem rothen Meere sich hinziehende Erdenge Suez über die Grenzen, welche Asien von Afrika scheiden, und durchwandern das bis an die libischen (libyschen) und äthiopischen Gebiete sich erstreckende Flächenland Mizraim etc." S. 71. „Wir erblicken einen gewaltigen, unumschränkt gebietenden Alleinherrscher, der ausschliessend den Namen Pharao, der Erhabene, führet." Wie falsch dies sey, sieht man auf einer andern Seite, 76. wo es heisst, die Macht des Königs sey die beschränkteste gewesen, die jemals auf Erden ausgeübt worden sey. Dies widerspricht sich freylich geradezu, und doch ist keine von beiden Behauptungen richtig; sie sind beide übertrieben. Dass ein so unwissender Schriftsteller, welcher eigentlich nur mit Phrasen Handel treibt, über Gegenstände, wie die ägyptische Verfassung, Religion u. s. w. nichts klares und sinnreiches habe vorbringen können, ist eine Vermuthung, in welche jeder Leser schon mit uns einstimmen wird. Sein Gewebe von Redensarten über Gegenstände, welche so viel Feinheit des Geistes erfodern, in seiner Verwirrung vorzuzeigen, wäre völlig überflüssig, da er ja die gewöhnlichsten, klarsten Sachen verwirrt. Die dritte Periode dieser Darstellungen aus der Geschichte der Menschheit geht bis auf die persische Monarchie in Asien. Ohne Auswahl sind auch in diesem letzten Theile des Almanachs mancherley Dinge erzählt;

erzählt; und nachdem der Vf. die gutmüthigen Menschen, die mit ihm gegangen sind, durch Irrthümer, Unbestimmtheiten und Ungereimtheiten mit vielem Pomp geführt hat, ruft er freudig aus: „Wir sind am Ziele! Der Genius der winket uns freundlich und zeigt uns die lachenden Küsten Phöniziens und Griechenlands — dort blühet der Menschheit schönere Blume!" Unter diesem Genius können wir sonst niemand errathen, als den Hn. Verleger. Dass er doch nicht freundlich gewinkt hätte; denn erstens möchte an den phönicischen Küsten der Menschheit schönere Blume schwerlich zu finden seyn, und zweytens — wir versichern es dem Hn. Verleger — am Gestade des alten Griechenlands darf sich der Vf. gar nicht sehn lassen. Ohne Zweifel bringt er ihm eine welke Blume, die schon durch tausend Hände gegangen ist!!

Berlin, b. Maurer: *Nachrichten über die zu Cleve gesammelten theils römischen theils vaterländischen Alterthümer* und andere daselbst vorhandene Merkwürdigkeiten. 1795. 101 S. gr. 8. nebst 22 Kupfertafeln und 13 eingedruckten Vignetten.

Dieses Buch nützt ungleich weniger dem grossen Publicum als dem Landesbewohner. Jenes erhält durch die Beschreibung der römischen zu Cleve gesammelten Alterthümer nur wenig mehr, als es schon im Menso Alting u. a. Büchern findet. Es zeichnet sich auch nicht eins der angeführten Stücke als nutzbar für die Geschichte, Geographie, oder auch für die bildenden Künste aus; da sie meistens sehr roh bearbeitet sind; und die neuern Inschriften gehören fast alle unter die Zahl der sehr mittelmässigen, welche Schmeichler ihren Fürsten in jedem Winkel von Deutschland und Europa errichteten. Auch die Schreibart des ungenannten Vf. lädt nicht sonderlich zur Lectüre ein. Der Einheimische hingegen, auch der Reisende, findet hier eine gedrängte Uebersicht von allem dem, was Cleve nebst der umliegenden Gegend merkwürdiges aufzuweisen hat, wenn er auch nicht gerade Cäsar als den Erbauer der Stadt erkennen, oder das Daseyn des Schwanenthurms 200 Jahre vor Christi Geburt als erwiesen annehmen sollte. Ueberhaupt verliert sich der Vf. zuweilen man weiss nicht wie, wenn er S. 50. den Thorax eines Römers mit *Phaleris* ausschmückt, die doch wohl bloss das Eigenthum der Pferde sind; oder S. 20 im vollen Ernst von der *weissen Frau* im Schlosse spricht, die noch jetzt bald der Dame am Nährahmen erscheint, bald das furchtsame Dienstmädchen erschreckt. — Andere Nachrichten hingegen verschaffen Belehrung und Vergnügen; z. B. S. 21. die aus Urkunden bewiesene Existenz und Einrichtung der *Gecken-Gesellschaft*, oder des von Adolph dem letzten Grafen in Cleve gestifteten Narren-Ordens, in welchen 26 Grafen und Ritter traten. Noch scheint uns die Erzählung einer alten Gewohnheit, die vor diesem an mehrern Orten eingeführt war, sich aber in Cleve bis auf diesen Tag erhalten hat, merkwürdig genug, um sie unsern Lesern auszuheben. Am Tag der Huldigung eines neuen Fürsten, sitzt das jüngste Mitglied der Landesritterschaft zu Pferd, ergreift im Schlosshof das Ende eines 18 Klafter langen Seils, welches mehrere Kanzleybediente nachtragen und reitet in diesem Aufzug durch die Hauptstrassen der Stadt. Jeder, der für sich oder für seinen Anverwandten um Verzeihung eines Verbrechens zu bitten hat, ergreift das Seil und begleitet den Zug, der endlich wieder in das Schloss zurück geht. Hier erwarten einige Abgeordnete die Supplicanten, hören sie nach der Reihe ab; und ist die Vergehung nur einigermassen so beschaffen, dass Erlassung der Strafe statt finden kann, so erfolgt sie gewiss.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Paris*, b. Fuchs: *Description du Blanchiment des toiles et des fils par l'acide muriatique oxigéné*, et de quelques autres proprietés de cette liqueur relative aux arts, par *Berthollet*, 1795. 46 S. 8. 1 Kupf. — Ein neuer Abdruck der im zweyten Bande der *Annales de Chemie* befindlichen Bertholletschen Abhandlung über die Art Leinewand und Zwirn in kurzer Zeit durch die oxigenisirte Salzsäure zu bleichen. Da diese Abhandlung in den Crellschen Annalen übersetzt erschien, und die Methode selbst in Deutschland bekannt und zum Theil auch befolgt worden, so bedarf selbige hier keiner weitläuftigen Anzeige. Wir wissen von guter Hand, dass Hr. B., der um mehrere Theile der gemeinnützigen Chemie grosses Verdienst hat, an einer neuen sehr vermehrten Ausgabe dieser kleinen Schrift arbeitet. Da seit ein paar Jahren die Bertholletsche Methode grosse Verbesserungen erhalten hat, und der Vf. in der neuen Ausgabe diejenigen Resultate, die auf den grossen französischen Bleichen für und gegen seine Methode ausgefallen, beybringen wird, so kann dieser Theil der technischen Chemie nicht anders als sehr dabey gewinnen. In Flandern, Holland, desgleichen Manchester, wo man der Bertholletschen Methode anfänglich nicht günstig war, ist sie nunmehr fast allgemein eingeführt: eben dies gilt von den vornehmsten französischen Kattundruckereyen, die in Absicht der Weisse des Tuchs und der Güte der Farben die englischen und deutschen übertreffen. Freylich erfodert diese Methode einen mit den gewöhnlichen Vorkenntnissen ausgerüsteten Mann, um sie bey den gewöhnlichen Fabricaten mit Vortheil anzuwenden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. October 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau u. Hirschberg, b. Korn d. ält.: *William Rowleys*, Mitglieds der Universität zu Oxford, des K. Collegiums der Aerzte zu London, *Abhandlung über die gefährlichen Zufälle an den Brüsten der Kindbetterinnen, nebst verschiedenen neuen praktischen Bemerkungen über den Krebs und dessen Heilarten.* Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. 1794. 166 S. 8.

Die Abhandlung über die Krankheiten der Brüste bey Kindbetterinnen ist sehr kurz und unvollständig, und enthält nur die gemeinen Begriffe und Vorschläge kurz vorgetragen. Ausführlicher ist die Abhandlung über den Scirrhus und Krebs, sowohl der Brüste als der übrigen Theile, besonders der Gebärmutter, welchem letztern der Vf. eine besondere Aufmerksamkeit widmet. Bey dem Krebs der Brüste macht er die richtige Bemerkung, dass er nie von verhärteten Milchknoten entstehe: dass überhaupt alle Verhärtungen der Brüste, die entstehen, wenn die monatliche Reinigung noch fliesst, entweder gar nicht, oder äusserst selten in den Krebs übergehen. Bey wahren Scirrhen, und bey offenen Krebsschäden erklärt er sich durchaus und unbedingt wider die Operation durch den Schnitt, und versichert, er habe bey einer Menge von Fällen, sowohl in seiner Privatpraxis, als in den grösten und berühmtesten Krankenhäusern auch nicht einen Fall gesehen, wo das Messer gründliche Hülfe geschafft hätte. Allemal habe entweder das Krebsgeschwür fortgedauert, und die Operation habe also dem Kranken unnöthige Schmerzen gemacht; oder die nach der Operation geheilte Wunde sey in Kurzem wieder aufgebrochen, und die Krankheit sey desto schlimmer und desto schneller tödtlich geworden. Eben so nachdrücklich erklärt er sich wider die Arzneymittel. Plunket's Umschlag habe nie, oder sehr selten, etwas Gutes bewirkt. Ueberhaupt sey Plunket ein irrländischer Empiriker gewesen, der gar keine Kenntniss von der Heilkunde gehabt habe. Guy erkaufte sich das Plunketische Geheimniss, und auch diesem Mittel schreibt der Vf. nicht viel Kräfte zu. Nur bey kleinen, umschriebenen Verhärtungen empfiehlt er den rauchenden Salpetergeist als Aetzmittel, täglich rund um die verhärtete Stelle herumgestrichen. Dieses Mittel habe in mehrern Fällen Verhärtungen und Krebse gründlich geheilt. Vieles Vertrauen hat er auf den innerlichen Gebrauch mineralischer alterirender Mittel, besonders auf den Zinnober, den er wiederholt, ohne nur daran zu denken, dass die Aerzte seine Wirkungsfähigkeit mit so wichtigen Gründen in Zweifel gezogen haben, und auf Verbindungen scharfer Quecksilberbereitungen, z. B. des Sublimats, des mineralischen Turbiths, u. dgl. mit Brechweinstein, in kleinen Gaben. Auch dem Plummerschen Pulver, welches aber 24 Stunden lang gerieben werden müsse, schreibt er grosse Kräfte zu. Allen andern Mitteln ist er weit weniger hold. Vom Schierling sah er in einem Fall den Tod, in einem andern die Auszehrung entstehen. Wenn man bey gehörigem Verhalten die eben genannten mineralischen Mittel Jahre lang gebraucht habe, und doch keinen Nutzen von ihnen sehe; so sey ein richtiges Verhalten das einzige, was man solchen unglücklichen Kranken rathen könne. Dieses und der Gebrauch des Mohnsaftes leiste dann gewöhnlich noch sehr vieles, um das Leben zu verlängern, und Schmerzen zu stillen. Die Anmerkungen des geschickten Uebersetzers (Hn. D. *Michaelis* in Leipzig) enthalten grösstentheils Zurückweisungen auf andere chirurgische Werke.

Berlin, b. Schöne: *Gemälde des physischen Menschen, oder die Geheimnisse des Geschlechtstriebes, der Mannbarkeit und des Ehebetts.* 1794. 302 S. 8.

Dieses Buch, das seiner Anlage nach viele Aehnlichkeit mit dem bekannten Werk des Venette hat, welches auch fleisig in demselben genutzt ist, enthält eine ausführliche Geschichte, wie der Vf., der sich unter dem Namen Hans Kaspar Kreideweiss versteckt, eine zahlreiche und gesunde Nachkommenschaft erzielte, und durch diese eine Anweisung, wie man es zu machen habe, um eben so glücklich zu werden. Hierauf folgen weitläuftige Erläuterungen über die Mannbarkeit beider Geschlechter, über die Jungferschaft, besonders über die moralische und physische Behandlung beider Geschlechter, sowohl vor der Zeit der Mannbarkeit, als zu der Zeit, wenn die völlige Entwickelung der körperlichen Kraft die beiden Geschlechter ihrer Bestimmung zur Fortpflanzung näher bringt. Der Vf. giebt zugleich Verhaltungsregeln für Schwangere: er erläutert in einem eigenen Kapitel die Frage: Welcher Mann ist fähig Vater, welches Mädchen, Mutter zu werden, so wie er auch ein Kapitel mit der Ueberschrift geliefert hat: Soll es ein Knabe, oder soll es ein Mädchen werden? Sogar der in Schriften dieser Art so oft und so schlecht behandelten Materie von den Zwittern hat er ein eignes Kapitel gewidmet. — Das einzige, was Rec. zum Lobe dieses Buches sagen kann, ist dieses, dass der Vf. über seine Gegenstände grösstentheils so geschrieben hat, dass man nicht befürchten kann, es werde,

werde, so wie mehrere Bücher, die neuerdings über Materien dieser Art geschrieben worden sind, in den Seelen junger Personen von beiden Geschlechtern die Neigung zur Befriedigung des Begattungstriebes erhöhen, oder demselben eine unnatürliche Richtung geben: der Vf. redet an vielen Stellen wider Ausschweifungen, und die zahllose Menge von Schriften, die wider die Selbstbefleckung geschrieben worden sind, konnte ihn nicht abhalten, einen langen Dialog abdrucken zu lassen, in dem er zeigt, wie er bey einem Jüngling, der diesem Laster ergeben ist, es als Vater oder Freund veranstalten würde, um aus dem Jüngling das Geständniss des Lasters herauszubringen, und ihn auf bessere Wege zu leiten. Er empfiehlt überhaupt die von vielen bewährten Pädagogen gegebene wichtige, aber nur in der Ausführung schwere Regel, dass Kinder schon von Jugend auf gewöhnt werden müssen, ihren Aeltern nichts zu verschweigen: dann werde man sicher die der Kindheit entwachsenen Nachkommen vor dem Laster der Zügellosigkeit in allen Handlungen bewahren können. Wider die Art, wie der Vf. seine Gegenstände behandelt, lässt sich ausserdem sehr vieles mit Grund erinnern. Er will durch muntern Vortrag und witzige Einfälle seine Leser unterhalten, fällt aber dabey fast immer ins Abgeschmackte, Pöbelhafte und Unerträgliche. Da er einen sehr grossen Theil des Buches dialogisirt hat, ohne doch die Kunst zu verstehen, einen Dialog richtig anzulegen und zu führen, so wird er auch dadurch ohne Noth weitläuftig und ekelhaft. Schon die doppelte Dedication *an alle die Herren und Frauen dieser Erde, die sich gern etwas dediciren lassen, ohne indessen dem Herrn Verfasser eine goldne Uhr oder Tabatiere zu schicken*, und die andere: *an alle die, welche wissen, wo ihre Nase sitzt*, rechtfertigt einen Theil dieses Urtheils. Jede Stelle dieses Buches rechtfertiget es aber vollkommen, z. B. S. 9.: *Da ich aber selbst ein Kind gewesen bin, und genau weiss, wie es mit mir zugegangen ist; denn ihr könnt denken, dass ich tüchtig aufgepasst habe, weil ichs mir gleich vornahm, einmal in der Welt nicht alles nachzusagen, sondern hier und da ein wenig selbst zu denken, so könnt ihr euch auch darauf verlassen, dass ich recht viel Wahres sagen werde. Und nun ist die Frage: was war ich Hans Kasper Kreideweis von Anfang an? Antwort:* Ein dummer Tropfe. *Die Antwort ist gar nicht so demüthigend für mich, als es im ersten Augenblicke zu seyn scheint; waren doch alle unsere Kaiser und Könige und herrlichen Erdengötter auch nichts anders im Anfang ihres Wesens, als ein Tropf. Ob nun alle Tropfen* (Tröpfe) *gleich dumm sind, das ist eine andere Frage.* Der Vf. redet, wie wir schon oben bemerkten, sehr umständlich von den Geheimnissen seines Ehebettes. Er zeugte nach einer sehr freudigen Begebenheit einen Jungen, *den solltet ihr sehen, wie ein Posaunenengel sah er gleich am ersten Tag aus, und lachte die ganze Welt an; es schien ihm lächerlich zu seyn, dass wir — ihn so viel einwickelten; der Junge ist ein wahrer deutscher Hermann — ist ein wahres Meisterstück, und sieht wie Docktor Luther so kraftvoll und ehrlich aus.*

Insbruck, b. Wagner: *Collectio Dissertationum medicarum minus cognitarum habitarum* in Academia Caesar. Regia Leopoldina. 1793. 8.

Mit Recht betitelt der Verleger gegenwärtige Dissertationen *minus cognitas*, denn niemand kann es besser wissen, als er, wie wenig ihrer ins Publicum gekommen sind; und Rec. kann versichern, dass sie, der gegenwärtigen Bekanntmachung ungeachtet, doch immer diesen Titel behalten werden. Sie sind sämmtlich vor 20 Jahren geschrieben, und selbst für die damalige Zeit erhebt sich keine bis zur Mittelmässigkeit. Rec. zeigt hier die Titel an, in der Ordnung, wie sie in seinem Exemplar eingebunden sind, denn jede Dissertation ist einzeln paginirt.

J. A. Gilli *Tractatus de triplici curationis variolarum confluentium methodo.* 1772. — J. A. Koegl *Tract. de usu et abusu nicotianae vulgo Tabaci.* — J. M. Madlener *Tract. de usu et abusu potus Caffé.* — F. X. de Waltenhofen *Diss. de usu et abusu potus Chocolatae.* 1773. — F. Festi *Diss. sistens prolegomena ad praxin medicam.* 1769. — F. A. Ackermann *Diss. de Cortice peruviano.* 1769. — J. G. Plicker *Diss. de Lacte.* 1769. — J. F. Pfitscher *Diss. de abusu potus Theati.* 1771. — A. T. de Martini *Diss. de Melle.* 1771. J. J. de Conzin, *de octimestri partu.* 1772. — E. Marxer *de usu ferri medico.* 1772. — F. X. de Frenes *de frictione.* — E. M. Blom *Diss. botanico-medica sistens Lignum Quassiae.* Diese Diss. erschien zu Upsala 1763.; hier ist sie mit einer Vorrede vom Professor von Menghin neu edirt worden.

Basel, b. Flick: *Anton von Haen*, kaiserlicher Leibarzt, *von der Pest.* 1789. 292 S. 8.

Ist ein Nachdruck der Abhandlung des de Haen aus der *ratio medendi*, der auch deswegen zu missbilligen ist, weil der sel. Vf. in dieser Abhandlung nichts als Compilation lieferte, und dabey sehr vieles überging, was bey der Kenntniss und Cur der Pest von vorzüglicher Wichtigkeit ist.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Maurer: *Holzschnitte* von *Veit Weber. Erster Band.* Die Betfahrt des Bruder Gramsalbus. 1793. 427 S. 8.

Der bekannte *Veit Weber* erzählt in dieser ersten Sammlung seiner Holzschnitte sechs Abentheuer aus dem Leben eines faulen, gefrässigen, habsüchtigen Bettelmönchs, der sich zum Abt emporschwingt, und noch bey seinem Leben für baares Geld selig gesprochen wird. Der ewige Hunger und Durst des Bruder Gramsalbus, seine Trunkenheit, seine Unverschämtheit und Furchtsamkeit, die Neckereyen, denen er ausgesetzt wird, und die Prügel, die er bekömmt, nehmen den grössten Theil der ersten Hälfte dieser Erzählungen ein; in der zweyten herrscht vornehmlich die Schilderung einer freyen Stadt und der in derselben durch Gramsalbus bewirkten Staatsveränderungen. Diese zweyte

[H]älfte scheint uns, ungeachtet der Weitschweifigkeit in [e]inzelnen Partieen, bey weitem der interessantere Theil [d]ieses Werkes zu seyn. Der Vf. zeigt eine genaue [K]enntnifs des Mönchswesens in seiner ganzen häsfli[c]hen Gestalt, so wie sie zum Theil durch die offenher[z]ige Einfalt der Mönche selbst, zum Theil auch durch [d]ie satyrischen Schriftsteller des Mittelalters geschil[d]ert wird. Zur Ehre der Menschheit wollen wir glau[b]en, dass sich zu seinen Gemälden heut zu Tage nur [n]och einige wenige Originale, und diese doch nur in [d]en finstersten Winkeln des katholischen Deutschlands [fi]nden mögen; und bey diesem Glauben wissen wir [n]icht recht, was wir mit der in den Holzschnitten herr[s]chenden Satyre anfangen sollen. Wenn aber auch in [d]er That der Geist der Lehre und des Lebens, wel[c]her hier geschildert wird, noch weit allgemeiner, als [w]ir voraussetzen dürfen, in der katholischen Christen[h]eit herrschte, so möchten wir doch zweifeln, ob eine [s]o lang fortgeführte Erzählung ächter Mönchsschwänke [u]nd das immer wiederkehrende Bild eines so rohen [T]hieres von der Heerde des heiligen Franciscus, wel[c]hes fast den ganzen Rahmen des Gemäldes füllt, die [A]ugen so lange auf sich zu ziehn verdiene, oder auch [n]ur mit einigem Interesse betrachtet werden könne. [S]ollte ein solches Geschöpf einmal zur Hauptperson ei[n]es Romans erhoben werden, so hätte es, unsrer Ein[si]cht nach, weniger leidend, als Unheil erregend, we[n]iger verachtungswürdig und ekelhaft, als gehässig ge[z]eigt werden sollen. Nicht als ob wir die Darstel[lu]ng eines verschlagnen Teufels in Menschengestalt ver[la]ngten, dergleichen uns seit einiger Zeit fast alle Rit[t]erromane mit so grosser Freygebigkeit aufführen; son[d]ern wir hätten gewünscht, dass die dem schmutzigen [H]elden einmal geliehenen Eigenschaften, ohne alles [A]bsichtmäsige Zuthun von seiner Seite, so wie es zum Theil [i]n dem vierten Abentheuer geschieht, Unheil und Ver[w]irrung hervorgebracht hätten. Hierdurch hätte der [V]f. einen höhern Gesichtspunkt, und seine Geschichte, [w]enn wir nicht irren, ein weit dauerhafteres Interesse [e]rhalten können, als dasjenige ist, welches blofs aus [d]er Art des Vortrags fliefsen soll. Zwar wollten wir [i]hm auch schon dann herzlich dankbar seyn, wenn er [u]ns auch nur zu lachen gemacht hätte; aber, wenige [S]tellen ausgenommen, müssen sich die Leser an dem [g]uten Willen des Vf. genügen lassen. Das Costum [d]er Zeit, deren Sitten er darstellt, erlaubte freylich [k]einen feinen und attischen Scherz; aber warum musste ein Stoff gewählt werden, in welchem fast kein an[de]rer als Mönchswitz Platz finden konnte? Aechter [M]önchswitz herrscht in der gedehnten Erzählung von [d]er Erschaffung des Mönchs durch den Teufel S. 110 ff., [s]o wie überhaupt das zweyte Abentheuer, welchem er [e]ingeschaltet ist, die Geduld auch eines langmüthigen [L]esers sehr auf die Probe stellt. Die Erfindung der [H]andlung kann dem Vf. durchaus nicht viel Mühe ge[k]ostet haben. In dem dritten Abentheuer scheint uns [d]ie Verwicklung am besten gerathen zu seyn; aber [i]n dem ersten ist es gar nicht wahrscheinlich, dass Ber[th]olf seine Frau dem Asmus zur Bewachung übergeben habe; so wie es auch etwas wunderbar ist, dem im Anfange so blödsinnigen Bruder Gramsalbus in dem vierten Abentheuer, und weiterhin eine so grosse Verschlagenheit und Gegenwart des Geistes zeigen zu sehn. Unstreitig besitzt der Vf. einen mehr als gewöhnlichen Grad von Einbildungskraft und Witz; aber jene führt ihn sehr oft auf Abwege, und diesem läuft er oft mit sichtbarer Anstrengung nach. Wer wird wohl glauben, dass der Witz in folgenden Stellen von der Quelle geflossen sey? S. 56.: „Dem lähmendsten Unvermögen, jetzt noch etwas zu seiner Rettung versuchen zu können, sank Gramsalbus in die Arme, denn des heisshungrigen Todes gewissen nahen Besuch konnt' er sich nicht denken, ohne dass seine Seele vor Schreck einen gewaltigen Burzelbaum gemacht hätte. Durch mancherley Mittel suchte man die Empörung in diesem Fleischlande zu stillen; aber die Fürstin Seele konnte durch nichts wieder auf den gewundnen Thron gebracht werden, als durch die Ausdünstungen der starkdustenden Speisen" u. s. w. S. 114.: „Es geberdete sich Gramsalbus, während der Erzählung des Sternritters, wie ein Scholaster, dem in der Messe die Bälge den Wind verweigern, weil die Chorbuben beym Treten thätlich einander befehdeten, und der, *um seine schlechte Zucht nicht durch sein Schweigen laut werden zu lassen*, unter den Litaneyen der Gemeinde Hände und Füsse mächtig bewegt, bis ihn der Friede in der Bälgekammer wieder zu Wind bringt, und er nun kräftig in den Gesang orgelt." Was ist wohl in folgendem Seegen, den Gr. beym Abzug aus einer Ritterburg ausspricht, das einen Leser, der nicht ein gänzlicher Neuling ist, zum Lachen reizen könnte? „Gesegnet sey alles, was ich hinter mir zurücklasse in dieser Veste! Und müsse es nie fehlen dem Burgherrn an Mark in Armen und Lenden, noch an Wein in seinen Fässern, noch an Stahl in seinen Schwerdern, an Kindern in seinen Gemächern, an Gefangenen in seinen Kerkern, und an Beute in seinen Gewölben. Und nie mangeln der Hausfrau eines Erben unter ihrem Herzen, noch der Milch in ihren Brüstlein, noch des Flachs um ihren Rocken, und der Leinwand ihrem Webstuhle. Und sollen gebenedeyet seyn die Wapener mit einem feinen Augenmasse, den Hals ihren Feinden abzuhacken eines Streichs und mit Wachsamkeit auf den Feldwachen und mit Heisshunger bey den Gelagen" etc. — Nichts scheint uns übrigens bequemer als die Schreibart, deren sich der Vf. und die meisten seiner Rivale bedienen. Es giebt in der That kein leichteres Mittel, die mannichfaltigen Schwierigkeiten des Styls bey Seite zu schaffen, als die incorrecte, kuntscheckige Spreche eines Zeitalters nachzuahmen, in welchem man mit einer nothdürftigen Darstellung der Ideen vorlieb nahm. Ein einziger Periode aus diesem Buche mag zur Probe dienen, was sich in einem solchen Fall auch ein Mann erlaubt, dem es gewiss nicht an dem Talente zu schreiben mangelt. S. 76.: „Nach Freyheit strebte der Betfahrer, wie das Küchlein im Ey nach Licht und Luft, und versicherte, ohne Hehl, seinen Klosterbrüdern daheim, wenn gestohlner Wein das strengste Silentium

brach,

brach, und sie ihn den Wunderthuer nannten, oder vermeynten, der Zahn des sabäischen Elephanten sey dem Mandelstecken Aarons in der Bundeslade zu vergleichen, das Atzungsrecht an der Tafel des Ehegottes nicht zu verachten, und der, dem Gott Amur das Oeffnungsrecht zugestehe, schier so selig zu preisen, als ob ihm Sanct Petrus die Himmelsschlüssel vertraue; unter dem Drucke des Gehorsams könne keine Freude aufwachsen, keine Begier zum Angriff sich kräftigen, und selbst dem Würzblute der Reben, oder der überschatteten Jungfrau Maria, würde er keinen Geschmack abgewinnen, wenn ihm befohlen würde, sich zu berauschen oder die Heilige zu überflügeln."

Leipzig, b. Weygand: *Sitten und Launen der Grofsen*, ein Kabinet von Familienbildern. 1794. 464 S. 8.

2) Ebend., b. Ebend.: *Karl Vossens*, eines curiösen Eyländers, *kleine Reisen und Herumschweifungen*. 1795. 460 S. 8.

Der Titel von No. 1) sagt kein Wort davon, dafs dieses Werk eine Uebersetzung aus dem Englischen sey; man braucht aber nur wenige Seiten zu lesen, um sich durch die ganze Manier und Beschaffenheit der Erzählung zu überzeugen, dafs ein englisches Original dabey zum Grunde liege, und diese Ueberzeugung erhält dann mit jedem Bogen immer mehr Gewifsheit. S. 51. wird sogar das englische Wort *Whims* beybehalten; S. 119. wird in einer Note bemerkt, dafs das englische Wort *Insipidity* nicht so leicht zu verdeutschen sey; S. 209. gesteht der Uebers., dafs er eine lange Episode des Originals abgekürzt habe. Uebrigens ist die Uebers. dieses englischen Romans, der mehr durch Charakterisirung der grofsen Welt, wie sie in England ist, und durch eine Folge einzelner Familienbilder, als durch ein schönes Ganze interessirt, ganz gut gerathen.

Auch der Titel von No. 2) verschweigt es ganz, dafs es ein aus dem Englischen übersetzter Roman sey; ja der deutsche Name des Helden scheint ein Original anzukündigen. Aber weder sein, noch drey andre deutsche Namen können die Täuschung lange erhalten, da nicht allein bey allen übrigen Personen die englischen Namen beybehalten sind, der Held selbst als ein Sohn eines Geistlichen von der altenglischen Kirche angegeben wird, und auf allen Seiten Anspielungen auf englische Sitten, Verfassung und Literatur vorkommen. Weil nun auch das ganze Werk überhaupt mehr eine Ergiefsung von der Laune, dem Witz, der Phantasie und der Satyre des Vf. als ein zusammenhängender Roman ist: so verräth er sein Vaterland sehr oft durch Eigenheiten und Sonderbarkeiten, bey denen man, so gut sonst die Uebersetzung im Ganzen ist, doch das Mühsame derselben merkt. — S. 9. sollte für *ein chinesischer Aufsatz* deutlicher und richtiger *ein Porcellanaufsatz* stehn, da das Wort *China* im Englischen wirklich diese allgemeine Bedeutung hat. Das *gähnende Grab* S. 239. klingt seltsam; aber *yawn* heifst im Englischen nicht blofs *gähnen*, sondern auch *den Mund weit öffnen*. Das Wort *Kajüte* ist wohl im Deutschen nationalisirt, nicht so das Wort *Kabine*, dessen sich der Uebersetzer einigemal bedient.

LANDKARTEN.

1) *Karte der Rheingegenden* (von den Rheingegenden) *von Kaiserswerth bis Arnheim*, aus den besten Karten zusammengetragen und herausgegeben von dem Wasserbaumeister *Wiebeking*. 1794.

2) *Topographische Karte* (von) *der Rheingegend von der Aar-Mündung bis Blittersdorf*, als eine Fortsetzung zur Bergischen Karte. 1795. (Der Preis aller 4 Blätter ist 1 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 1) bestehet aus drey Blättern, jedes von 13 Zoll Höhe, welche zusammengefügt, eine Länge von 31½ ausmachen. Die Ansicht ist von N. O. gegen S. W. gerichtet. Die Gröfse des Maafsstabes macht die Hälfte desjenigen, wonach die Karte des Hn. *W.* vom Herzogth. Berg gezeichnet worden, und beträgt hier die Gröfse von 2000 rheinl. Ruthen 2,79'' oder beynahe 2¾ Zolle rheinl. Es scheint zwar, dafs das in die Gegend des Niederrheins sich gezogene Kriegstheater die erste Veranlassung zur Herausgabe dieser Karte gegeben; allein auch ohne jenen Gebrauch ist diese Karte, ob sie gleich nur den Lauf des Rheins in gerader Linie von 12 Meilen enthält, in mehr als einer Hinsicht unterrichtend. Für Hydrotechniker ist es besonders angenehm, die merkwürdige Gegend des Panderischen Canals mit allen daran angelegten Uferbefestigungen und andern Wasserwerken, nach einer doppelten Vergröfserung, in einer oben angebrachten Vorstellung zu sehen. Dieser Kanal wurde im J. 1701 in einer Breite von 12° aus dem hier sogenannten Ober-Rhein, oder dem linken Arm desselben, welcher die Waal genannt wird, in den alten Rhein etwa 1000 Ruthen lang ausgegraben, und hat sich dermalen zu einer Breite von mehr als 70 Ruthen erweitert, so dafs man diesen Erweiterungen durch die vorgedachten Uferbefestigungen und Einbaue Einhalt zu thun genöthigt wurde. Uebrigens enthält die Karte auch dergleichen Wasserbauwerke am Rhein, so weit derselbe hier vorgestellt ist, nebst diesen die verschiedenen Veränderungen seines Bettes mit beygefügter Jahrzahl, wann sich diese Veränderungen ergeben haben. Nur bey der Gegend von Nymegen und weiter hinab sind die Wasserbaue nicht mehr sichtbar.

Mit etwas geringerm Fleifse sind die Grundrisse der Städte behandelt worden. Bey Cleve fehlen die Gärten und Häuser aufserhalb der Stadt nach Cranenburg zu, auch scheint das erhöhete Terrain im Thiergarten bey Cleve zu weit gegen Rindern, Langenwillich und das Loeter-Meer ausgedehnt zu seyn. Bey einigen geringen Orten fehlen die Namen, wie bey dem Hause bey Wissel zwischen Calkar und Grieth; bey einigen Namen fehlt der Ort, wie Schwan an der Landstrafse von Xanten nach Cleve. St. Herenberg sollte heifsen s'Heerenberg.

Nr. 2) hat mit der Karte vom Herzogth. Berg einerley Maafsstab, dient zur Erweiterung der Kenntnifse von dem Laufe des Rheins oberhalb dieses Landes, und wird den Besitzern jener Karte sehr willkommen seyn. Es ist zu bedauern, dafs die unruhigen Zeiten, die von dem geschickten Hn. W. versprochene Karte vom Herzogthum Jülich dem Publicum vielleicht noch lange entziehen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. October 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Von dem officinellen Fieberrindenbaum und den andern Arten desselben, die neuerlich Hippolitus Ruiz*, erster Botaniker bey der Sendung nach Peru, Gehülfe bey dem Königl. Garten, und Mitgl. der Königl. medicinischen Akademie zu Madrid, *entdeckte und beschrieb.* Aus dem Spanischen ins Italienische und aus diesem ins Deutsche übersetzt. 1794. 7 Bog. 8.

Der Vf. wurde im Jahr 1777 mit etlichen andern Reisegefährten nach Peru geschickt, mit dem ausdrücklichen Auftrage von dem spanischen Ministerium, auf alle Gegenstände der Kräuterkunde aufmerksam zu seyn, besonders aber die Fieberrindenbäume genauer zu untersuchen. Die Reisegesellschaft erlitt einige Veränderungen durch zufällige Umstände: der Vf. aber brachte viele Jahre in Peru zu und von 1779 an sah er den Baum der ächten Fieberrinde in seiner Blüthe auf dem Berge Cuchero in der Provinz Panatahuas. Er entdeckte sieben verschiedene Arten von Fieberrindenbäumen, die er alle genau beschrieb und abzeichnen liess. Er berichtigte dadurch natürlicher Weise die Naturgeschichte dieses für die Menschheit so wichtigen Pflanzengeschlechts: noch mehrere Berichtigungen über dasselbe hat man von Herrn Mutis zu erwarten, der dreyssig Jahre lang in dem unermesslichen Königreich Santa Fe herumreisete und verschiedene neue Arten des Fieberrindenbaums entdeckt hat. Hr. R. liefert einen Auszug aus einem Briefe dieses geschickten Botanikers, aus dem man sieht, dass er besonders vier verschiedenen Arten der Rinde grosse und zwar einer jeden Art eigene Heilkräfte zuschreibt. Schade ist es, dass der Vf. seine Beschreibungen nicht durch Kupferstiche anschaulicher machen konnte. Er verspricht diese vielleicht in seiner Flora von Peru und Chili zu liefern, in welcher er 2,500 Pflanzen beschreiben und von vielen Abbildungen geben wird. Ein Unglück für die Kräuterkunde ist es aber, dass ein Schiff mit den von ihm in diesen Ländern gesammelten Naturalien und andern Seltenheiten im Jahr 1786 an den Küsten von Portugal scheiterte. Es giengen da 36 Paquete lebender Pflanzen und 800 Zeichnungen von Pflanzen, nebst einer Menge von andern Sachen unwiederbringlich verloren. — Die Fieberrinde wurde in den Gegenden, wo sie wächst, bald selten, nachdem die Nachfrage nach ihr stärker geworden war. Man vernachlässigte auch die Bäume und gab statt der ächten Fieberrinde die Rinden von andern ähnlichen Bäumen. In der Folge entdeckte man den ächten Fieberrindenbaum in mehrern Gegenden und Wäldern, und behandelte überhaupt diesen kostbaren Baum sorgfältiger. Noch im Jahr 1776 wurde die Rinde in mehrern Provinzen entdeckt, wo man sie vorher nicht gefunden hatte und es ist nicht zu befürchten, dass Europa an dieser kostbaren Arzneywaare Mangel leiden werde, besonders da es sich hoffen lässt, dass man auf den Gebürgen, die sich durch Peru, Quito, Granada und Santa Fe erstrecken, auch Fieberrindenbäume finden werde. Ueberdem giebt es auch sicher ausser den sieben Arten des Fieberrindenbaums, die der Vf. beschreibt, noch etliche, die er nicht beschreiben und von denen er nur die Rinde erhalten konnte. Die Caraibische Fieberrinde gehöre sicherlich nicht zum Geschlecht des ächten Fieberrindenbaumes und auch von der Cinchona corymbifera des Forster sey es zweifelhaft, ob sie dazu gehöre. Nur allein von den Bergen zu Panatahuas wurden in den elf Jahren, die der Vf. in Peru zubrachte, eine Million Pfunde gesammelt. In den Provinzen Tarma, Xauxa und Huamalie sammelte man jährlich 2, bis 3,000 Arroben und in andern Provinzen ein Jahr ins andere 4,000. In America rechnet man den jährlichen Verbrauch auf 12,000 Pfund. Die Einwohner von Peru halten es für unmöglich, dass die Europäer die Menge von Rinde, die sie erhalten, als Arzney brauchen: sie meynen, sie diene ihnen als ein Färbematerial. Bey diesem grossen Verbrauch der Rinde müsste nothwendig Mangel an ihr entstehen, wenn nicht die Bäume, die man an der Wurzel abhaut, um die Rinde zu gewinnen, in 10 bis 15 Jahren wieder zu Stämmen aufwüchsen. Und doch müssen sich die Sammler der Rinde jedes Jahr tiefer in die Gebirge hinein begeben und oft Wochenlang mit Gefahr und Mühseligkeiten kämpfen, ohne auch nur einen Fieberrindenbaum anzutreffen. Der Vf. thut Vorschläge, wie die Fieberrindenbäume durch bessere Cultur zu vervielfältigen sind. Man soll die Gründe, wo sie wachsen, verkaufen (sie sind alle königlich) und regelmäsige Plantagen darinn anlegen. Es ist aber immer doch noch die Frage: ob die Rinde dann auch noch so gut und kräftig seyn würde, als sie in dem wilden Zustand des Baumes ist. Wichtiger sind des Vf. Vorschläge zu Schupfen zum Trocknen der Rinde: der schimmliche Geruch, den die Rinde oft hat, kommt gewöhnlich vom fehlerhaften Trocknen derselben her. Die beste Rinde wächst an steilen Abhängen hoher Berge: selten wächst sie unter andern höhern Bäumen. Eine schlechtere Sorte wächst auf niedrigen Hügeln, immer aber nur auf felsichtem Boden. Die rothe Farbe der innern Fläche der frisch abgeschälten Rinde und des Astes, wovon sie geschält wurde, ist ein sicherer Beweis, dass die Rinde reif sey. Vom Schälen, Sam-

mehr, Aufbewahren und dem Transport der Rinde giebt der Vf. genaue Nachricht. Der König hat einen fachkundigen Mann, Hrn. Olmedo, nach Loxa gesendet, der alles unterfuchen und dann Vorschläge thun soll, wie es besser einzurichten seyn möchte. Man sammelt nur solche Rinden, die das äussere Oberhäutlein noch haben: eine andere wollen die Kaufleute nicht; und doch ist dieses Häutlein an sich unwirksam und die Flechten auf demselben sind es entweder auch, oder besitzen andere Kräfte. Man bringt indessen doch jetzt auch glatte dünne Rinden, ohne darauf sitzende Flechten nach Spanien. Eigenschaften einer guten Rinde. Die Dicke der Röhren darf nicht über anderthalb Zoll betragen, auch dürfen sie nicht dünner als eine Schreibfeder seyn. Je mehr sie in einander gerollt sind, desto besser sind sie. Die sehr dicken Rinden hält man auch in Amerika für sehr wirksam; weil sie aber schwerer zu trocknen sind, so sind sie dem Verderben mehr unterworfen. Ueber eine Linie dick darf eine gute Rinde nicht seyn. Von dem Extract der Fieberrinde, welches in Amerika an Ort und Stelle bereitet wird, wo man sie sammelt. Dieses Extract hat ausserordentlich grosse Vorzüge vor dem, welches aus der trockenen Rinde bereitet wird und die Bereitungsart des Extracts, die in Amerika befolgt wird und die der Vf. ausführlich beschreibt, so wie die Art, wie das Extract aufbewahrt, gegen alle Einflüsse der Atmosphäre geschützt und versendet wird, ist so, dass dieses Extract eine sehr nützliche Arzneywaare seyn und werden muss.

Der Vf. beschreibt nach diesen wahrhaft interessanten und zum Theil neuen Nachrichten, wie sie sich von einem so sorgfältigen Beobachter erwarten liessen, der so lange in dem Vaterlande dieses grossen Heilmittels lebte, die verschiedenen Arten der Cinchona, die er selbst gesehen und unterfucht hat. 1) *Cinchona officinalis* Linn. Der Baum wird bis 45 Pariser Fuss hoch. Der Stamm steht meistens einzeln. Seine Dicke beträgt bis fünfthalb Fuss. Die botanische Beschreibung der Blätter und Blumen, die der Vf. hier zuerst vollständig gegeben hat und in der Flora Peruviana noch vollständiger nebst der Abbildung geben wird, leidet keinen Auszug. Die Rinde von diesem Baum ist in Peru unter dem Namen Cascarillo fino bekannt 2) *China delicata.* Sie wächst auf den Bergen von Pillao und wird im Handel so sehr geschätzt, als die feine Fieberrinde. In der Flora Peruviana wird sie abgebildet werden. Ein Strauch, der nie über 15 Schuh hoch wird, giebt sie. Sie hat ein dunkleres Oberhautlein, ist blasser von Farbe, die Dicke der Röhren ist höchstens wie die einer Schreibefeder: sie ist überhaupt dünner und leichter. Zwey Arroben von ihr nehmen so vielen Raum ein; als eine Arrobe von der C. officinalis. 3) *China tersa,* von Panatahuas und Huanuco. Auch diese wird in der Fl. Peruv. abgebildet werden. Der Stamm wird 36 Schuh hoch. Wo sich dieser Baum findet, da hat man Hoffnung, auch in der Nahe ächte Fieberrindenbäume anzutreffen. Die Rinde davon kommt vermischt mit den zwey erstern Arten in den Handel. Sie ist sehr bitter und herbe vom Geschmack. 4) *Cinchona purpurea,* von Panatahuas und Huanuco. Sie wird auch abgebildet werden. Der Baum wird bis 24 Fuss hoch. Die Rinde von ihm wird im Handel mit andern vermischt, und einige ziehen sie der C. offic. vor. Sie ist bitter, sauer und herbe, und von schwachem Geruch, der beym Abkochen kaum zu bemerken ist. 5) *Ch. Gialle,* von eben daher. Der Stamm wächst bis 12 Fuss hoch. Die Rinde davon wurde der K. Societät zu Paris vorgelegt. Sie ist dick, von schwachem Geruch und schnell vorübergehendem, bitterm, doch nicht angenehmen Geschmack. Sie ist noch kein Handelsartikel; doch verfertigt man ein Extract aus ihr, welches besonders bey faulen Geschwüren sehr wirksam ist. 6) *Ch. pallida,* von eben daher und von einem niedrigern Stamm. Sie ist sehr schwammicht und leicht, und zieht stärker zusammen, als die andern Arten. 7) *Ch. Bigia,* von Puzuzu und Munna. Der Baum wächst häufig. Die Indianer schmücken mit seinen Blumen ihre Tempel. Die Rinde ist dick, leicht, wenig zusammengerollt, hat fast gar keinen Geruch und einen sehr zusammenziehenden Geschmack. Der Vf. giebt auch noch die Kennzeichen von etlichen andern Arten der Fieberrinde an, die in den Handel gekommen sind, z. B von der rothen Fieberrinde, von der von Calisaya, oder der sogenannten grossen Fieberrinde, von der Rinde von den Bergen in Cuchero, deren Baum man gewöhnlich den olivenblättrigen nennt. Ueber die chemische Untersuchung der Bestandtheile der Fieberrinde kommen noch Nachrichten und auch eigene Untersuchungen vor, die von geringem Belang und unverständlich sind. Der Vf. sieht das Eisen als einen eigentlichen Bestandtheil der meisten Arten der Fieberrinde an und ist nicht ungeneigt ihre tonischen Kräfte von diesem Eisengehalt abzuleiten. (Sicher kommt dieser Gehalt von den eisernen Messern und andern Werkzeugen her, mit denen die Rinden im vollen Safte, — denn man schält das ganze Jahr hindurch, geschält werden.) — Noch ist als ein anderer Anhang eine botanische Beschreibung von dem myroxylon peruiferum, welcher Baum in Peru China China genannt wird, beygefügt.

Leipzig, b. Fleischer: *Richard Temple's,* d. Arzneyw. Doctors und des Königl. Collegiums der Aerzte Licenciaten, *praktische Arzneykunst für angehende Aerzte.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. *Christian Friedrich Michaelis,* Arzte am Johannishospital zu Leipzig. 1794. 428 S. 8.

Temple schrieb für seine Landesleute ungefähr zu dem Behuf, zu dem unser Selle und Vogel für ihre Landesleute ähnliche Werke schrieben und wenn man dieses mit dem Werk des Engländers vergleicht, so findet man sehr bald, dass es den Werken deutscher Aerzte weit nachstehen muss. Temple hat die Ordnung des Cullen in Aufstellung der Krankheiten beybehalten, welches wenigstens in so fern zu billigen ist, dass er einem berühmten Systematiker in der Nosologie folgte. Auch die Beschreibung der Gattungen und der Arten ist

wört

wörtlich aus Cullen: dieses ist weniger zu billigen, weil es dem Geschäft eines kahlen Abschreibers zu ähnlich sieht und der denkende und aus eigener Erfahrung urtheilende Arzt (und nur ein solcher sollte das wichtige Geschäft übernehmen, ein Handbuch für angehende Aerzte zu schreiben) wenigstens nicht bey jeder praktischen Materie einem andern, gesetzt dafs es auch ein Cullen sey, nachschreiben kann. Da die Anzahl der Bogen, auf denen er das ungeheure Heer von Krankheiten abgehandelt hat, im Verhältnifs zum Umfang des Gegenstandes so gering und ein sehr grofser Theil des Raums mit Recepten vollgefüllt ist; da überhaupt auch das Buch sehr weitläuftig gedruckt ist: so sieht man, dafs er sowohl das Pathologische, als das Praktische, was er von den Krankheiten vortrug, sehr ins Kurze gefafst haben müsse. Er hat bey fast jeder Krankheit folgende Rubriken: Benennung; Arten; Beschreibung; Symptome; Entfernte Ursachen; Nähere Ursachen; Diagnosis; Prognosis; Cur. Bey vielen Artikeln kommen auch Fragen vor, wo er aber freylich sein Ideal, (Rec. glaubt den Boerhaave) nicht erreicht hat. Im Ganzen kann man mit dem Pathologischen zufrieden seyn, wenn man bedenkt, dafs der Vf. sich auf einen so engen Raum einschränken wollte: man findet zwar in keinem Artikel auch nur das Nothwendigste, was der praktische Arzt wissen mufs, einigermafsen vollständig; (es fehlt z. B. die wichtige und auch in dem dünnsten Handbuch der praktischen Arzneykunde nothwendige Bestimmung des grofsen Unterschieds der Frühlings- und Herbstwechselfieber und das wenige, was der Vf. davon sagt, steht ganz am unrechten Ort) doch mufs man es ihm zum Lobe nachsagen, dafs er im Pathologischen nichts auffallend Falsches gesagt hat. Wenn er auch manches ganz bestimmt behauptet, was noch sehr zweifelhaft ist; wenn er besonders in Bestimmung der nahern Ursachen der Krankheiten oft Sätze aufstellt, mit denen mancher Arzt nicht zufrieden seyn wird; so ist ihm dieses zu verzeihen, indem bey diesen Bestimmungen, die mehr Gegenstand des Genies als der Beobachtung sind, der eine Arzt diese und ein anderer gleich geschickter Arzt eine andere Meynung haben kann. So werden dem Vf. die meisten Aerzte beypflichten, wenn er die nähere Ursache des hitzigen Rheumatismus als Entzündung der Membranen und flechsichten Häute der Muskeln angiebt, ungeachtet sich auch wider diese Bestimmung sehr viele und sehr erhebliche Zweifel aufwerfen lassen. Wenn er aber als die nähere Ursache des langwierigen Rheumatismus Schlaffheit (Relaxatio) Steifheit, (adstrictio) und Zusammenziehung der Muskelfasern und der *äufsern* Gefäfse angiebt, so mufs man sich wundern, wie er zwey völlig entgegengesetzte Dinge vereinigen kann. Mit dem praktischen Theile werden sachkundige Aerzte weniger zufrieden seyn. Die eigentliche Bestimmung der Krankheit für die Ausübung ist nicht selten falsch. Ein Fieber heifst z. B. beym Vf. nachlassend, bey dem *die Nachlassungen in unregelmäfsigen Perioden statt finden.* Da es auch in regelmäfsigen Perioden nachlassende Fieber giebt, von denen er nicht redet, so ist seine Erklärung der nachlassenden Fieber unvollständig und mufs angehende Aerzte irre führen. Die allgemeinen Anzeigen zur Heilung der Krankheiten sind gröfstentheils ziemlich richtig angegeben: aber die besondern Verhältnisse, unter denen sich eine Krankheit zeigt und auf welche bey der Cur alles ankommt, sind fast durchaus übergangen. Die nähere Ursache der Ruhr ist nach dem Vf. z. B. *krampfhafte Zusammenziehung des Grimmdarms.* Von der Cur weifs er weiter nichts zu sagen, als dafs man Blutausleerungen veranstalten mufs, wenn *höchst* entzündungsartige Zufälle zugegen sind; dafs aber der Arzt fleifsig auf die Symptome und andere Umstände aufmerken müsse, weil so häufig eine faulichte Beschaffenheit mit der Krankheit verknüpft sey. Er empfiehlt, ungeachtet er vorher von der entzündlichen Ruhr geredet hat, die Brechmittel mit präparirter Kreide (!) unbedingt und gedenkt der eigentlichen Ursache der Ruhr, des rheumatismus intestinorum, gar nicht. Ueberhaupt besteht der praktische Theil fast allein aus Recepten, gröfstentheils ohne alle Bestimmung, unter welcher Lage der Umstände sie anzuwenden sind. Oft mufs man über das Unbestimmte und offenbar Schädliche in den Vorschriften des Vf. erstaunen. Beym langsamen Nervenfieber ist z. B. blofs bemerkt, dafs *„auch die spanische Fliegentinctur dienlich sey,"* und gleich ist die Tinctura cantharidum *von 15 bis zu 40 Tropfen* verordnet! Wider die Augenentzündung wird zum Purgiren unbedingt die Jalappe empfohlen, und zwar, damit sie noch mehr hitze, mit Krausemünzenöl. Seinen Augen trauete Rec. kaum, da er unter dem Artikel: *Phrenitis*, deren Ursache nach dem Vf. *„Entzündung der Hirnhäute, oder der parenchymatösen (?) Bestandtheile des Hirns"* ist, statt aller andern Mittel, aufser den Blutausleerungen und Klystieren, ein einziges Recept aus dreyfsig Gran Jalappe und Sennesblättertinctur empfohlen fand. Nebenbey ist noch anbefohlen ein grofses Fliegenpflaster auf den Kopf zu legen und Fufsbäder zu gebrauchen! Dafs der angehende Arzt seine phrenitischen Kranken ermorden wird, wenn er einer solchen Anleitung folgt, wird jeder sachkundige Leser leicht einsehen. Desto mehr hat sich Rec. gewundert, dafs Hr. Michaelis, dem das Publicum so manche gut gerathene Ueberfetzung englischer medicinischer Bücher verdankt, seinen guten Ruf durch Verdeutschung eines solchen Buches verdunkeln wollte. Noch einen Fehler hat dieses Buch, der den Gebrauch desselben unangenehm macht. Der Vf. hat in den zahllosen Recepten, die er beybringt und die sein Buch zu einem sehr beliebten Handbuch aller Quacksalber machen könnten, durchaus eine neue Nomenclatur beobachtet. Dieses erschwert den Gebrauch des Buches ungemein; besonders da der Vf. oft einem Mittel mehr als einen neuen Namen gab, (z. B. den Brechweinstein). Eine Art von Glossarium, welches am Ende beygefügt ist, soll diesem Mangel abhelfen: aber es erschwert die Mühe des Lesers noch mehr, indem die alten Namen in diesem Verzeichnifs zuerst und die neuen zuletzt stehen, da doch die Stellung gerade umgekehrt hätte seyn sollen, wenn der Zimmermannische Praktiker dieses Buch hätte ohne viele Mühe gebrauchen

brauchen sollen. Hr. M. entschuldigt dieses zum Theil, indem er sagt, dass diese Recepte mit neuen Namen „*dem angehenden Arzte mehr Gelegenheit zur Uebung seines praktischen (!) Scharfsinns geben würden.*"

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Wien*, in d. Patzowskyschen Buchh.: *Wie sollen sich Seelsorger und Prediger bey bürgerlichen Revolutionen verhalten?* Nebst einer *Anwendung auf Aeltern und Erzieher.* 1794. 28 S. 8. (2 gr.) Dieses Machwerk ist aus den mannichfaltigsten Materialien zusammen gestoppelt. Da die Beantwortung der aufgeworfenen Frage, so wie die beygefügte Anwendung, sehr dürftig ausgefallen ist und gar nicht mit der vortrefflichen *Löfflerischen* Anweisung verglichen werden kann: so heben wir von den *freymüthigen* Bemerkungen, welche der ungenannte Vf. vorlegen zu dürfen um Erlaubniss bittet, die *freymüthigste* für unsere Leser aus. S. 15. „Die christliche Religion, (welcher ich hier) einen ungleich grössern Werth in politischer Rücksicht beyzulegen kein Bedenken trage als der Philosophie, hat nur einen einzigen Grundsatz, der eifrige Christen unter gewissen Umständen (?) gegen obrigkeitliches und herrschaftliches Gebot oder Verbot ungehorsam machen könnte, nämlich den: „*Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.*" Der Philosophie hingegen ist es eigen, alles vor ihren Gerichtshof zu ziehen, alles einer strengen Prüfung zu unterwerfen, welches doch im gegenwärtigen Zustande der Unvollkommenheit nicht zu rathen stehet. Die christliche Religion empfiehlt sich mehr durch ihre Milde. Die Philosophie gestattet gar keine Schwächen, sie will lauter Vollkommenheit und wenn gar die neueste (die ich lieber Sophisterey als Philosophie nenne) herrschend werden sollte, so dürfte es der menschlichen Schwäche, vielleicht allen menschlichen Einrichtungen übel ergehen. Eben dasselbe gilt von der neuern philosophischen Erziehung u. s. f." — Man kennt doch gleich den Vogel am Gesange!

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Felssecker: *Sammlung von Bibelsprüchen und erbaulichen Liederversen*, mit Hinsicht auf die vornehmsten Religionslehren und Pflichten, für Gedächtnissübung, für die kleinere Jugend, herausgegeben von *Johann Friederich Frank*, Diacon. bey St. Sebald in Nürnberg. 4 Bog. (2 gr.) Die Einrichtung dieses nützlichen Büchleins ist diese, dass unter gewissen grösstentheils in zweckmässiger Ordnung angegebnen Rubriken ein Spruch oder mehrere, die das rubricirte Dogma oder die namhaft gemachte Pflicht, darstellen oder wenigstens erläutern, oder auch nur daran zu denken Anlass geben, wörtlich abgedruckt sind und jeder solchen Rubrik zuletzt ein passender Liedervers, gleichfalls wörtlich abgedruckt, beygefügt ist. Rec. bekennt, dass ihm die Idee eines nach dieser Weise eingerichteten Werkchens, das dem jungen Christen einen kurzen Abriss von den wichtigsten Gegenständen seines Glaubens und seiner Pflicht ganz entkleidet von aller Schulsprache, bloss in biblischen Aussprüchen und mit Beyfügung wohlgewählter Liederverse liefert, sehr wohl gefällt und dass nach seiner Meynung die Ausführung dem Vf., der sich allenthalben als einen denkenden, vorurtheilsfreyen und zugleich bescheidnen Religionslehrer zeigt, im Ganzen sehr wohl gerathen sey. Nur über den Zweck dieser Arbeit kann er Hn. *F.* nicht beypflichten. Für den ersten Religionsunterricht kleiner Kinder dürften nämlich diese an 140 Rubriken befassenden Bogen noch immer viel zu viel, noch gar manches ihre Fassungskraft, ihr religiöses und moralisches Interesse, weit übersteigendes enthalten. Den Vf. scheint dies selbst nach seinen Aeusserungen in der Vorrede gefühlt zu haben und will daher für sie eine Auswahl getroffen wissen. Es ist aber misslich, diese Schullehrern von oft sehr zweifelhaftem Beurtheilungsvermögen zu überlassen und überhaupt nicht rathsam, Kindern etwas in die Hand zu geben, das beym Unterrichte eine Auswahl nöthig macht, weil es nicht zu vermeiden ist, dass sie für sich, auf die wegzulassenden Stellen kommen und nun desto eher da blosser mechanischer Buchstabenkenntniss oder falschen Vorstellungen Raum geben. Mögen zwar auch für den Religionsunterricht ganz zarter Kinder, biblische Sprüche gebraucht werden: so dürfen es ihrer doch nur bey weitem wenigere seyn, die etwan einige der fasslichsten, in ihrem eignen Verhalten stete Anwendung findenden, sittlichen Vorschriften und einige der allgemeinsten, auf Anbetung Gottes und Verehrung Jesu hindeutenden, Wahrheiten enthalten und dem für dieses Alter einzig anwendbaren Unterrichte in Geschichte und Beyspielen zur frühen Erweckung eines moralischen und religiösen Sinnes angehängt werden; bey denen es aber auf eigentliche Gedächtnissübung, die wohl auf andern Wegen zu erlangen steht, schlechterdings nicht abgesehen seyn kann, wenn nicht Religion in der Folge unfruchtbares Wissen und Gedächtnisswerk werden soll. Desto brauchbarer ist nach unserm Ermessen ein Buch, wie gegenwärtiges, für Katechumenen vornehmlich auf Dorf- und in kleinen Stadtschulen, um ihnen den so eben mitgetheilten ausführlichern eigentlichen Religionsunterricht, zu dem erst dann der rechte Zeitpunkt eintrat, wenn nach vorgängiger Uebung der anschauenden Erkenntniss des Verstandes und der Urtheilskraft das moralische und religiöse Bedürfniss der praktischen Vernunft erwachte und diese sich mehr entwickelte, kürzlich ins Andenken zurück zu rufen. Bey einer künftigen Auflage dürfte übrigens auch hier noch manche Rubrik wegfallen können. Warum z. B. aus ganz anthropomorphischen oft nur durch individuelle Stimmung der biblischen Schriftsteller veranlassten Vorstellungsarten eigne Rubriken der göttlichen Eigenschaften machen und einen solchen Anthropomorphismus selbst durch dergleichen gedrängte Religionsübersicht fortpflanzen —? wie unter andern hier *Güte und Liebe*, *Liebe und Barmherzigkeit*, *Gedult und Langmuth Gottes* besondere Artikel ausmachen, die alle unter den Begriff der Güte in besondern Verhältnissen gehören, oder *Allwissenheit* und *Allgegenwart* getrennt werden. Eben so würden auch *Unsterblichkeit der Seele* und *Auferstehung*, vorzüglich um nicht grobe Begriffe von der letztern zu begünstigen, besser einen Artikel ausmachen. Manche Artikel sollten lieber andern subordinirt, als in fortlaufender Folge coordinirt seyn, wie *Tod und Gericht*; die *unglückseelige Zukunft* für die *Bösen* und die *glückseelige* für die *Frommen*, wo beide letztere Rubriken unter der Einen: *Vergeltungsstand*, am besten ihren Platz gefunden hätten. Bey manchen Artikeln könnte, wie der Vf. selbst gesteht, die Ordnung zweckmässiger seyn. — Manche kommen unter veränderten Namen so gut als doppelt vor. Z. B. *Heiligung*, *Tugendfleiss*; *Beförderung des Guten in uns* — *Demüthige Anerkennung unserer Vorzüge* und *Bescheidenheit und Demuth* — *Feindesliebe* und *Versöhnlichkeit* u. a. m. Ungern vermissen wir den Spruch Joh. 4, 24 und den Artikel *Innere Aufrichtigkeit und Gott Angemessenheit unserer Gottes Verehrung*; da sonst hier manches vorkommt was Reduction verträgt. Zuweilen könnten die Beweisstellen besser gewählt seyn, wie z. B. unter dem Artikel *Beharrung* statt des ganz localen und nur nach unrichtiger Interpretation hieher gehörigen Matth. 24, 13. Hebr. 12, 1; auch vermisst man manche sehr passende Sprüche, wie z. B. Pred. 12, 13. 2 Cor. 5, 17. 18. 1 Cor. 15, 21. 22 u. d. g. die mit unter wenigstens nach den Stellen hätten angezeigt werden können. Zur Erläuterung des Begriffs der Vorsehung S. 15 wäre noch eine Rubrik einzuschalten gewesen, um zu zeigen, dass sie Führung Gottes zu unserer Bestimmung durch unser Schicksal ist. Alle diese Erinnerungen sollen übrigens die Brauchbarkeit und Güte dieser Arbeit nicht schmälern, die durch zweckmässige obgleich sparsam angebrachte Erklärung dunkler Ausdrücke in den Sprüchen noch ein besonderes Verdienst erhalten hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. October 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Wittenberg, in der Kühneschen Buchhandlung, und von des ersten Bandes zweyten Theil an: Leipzig, b. Hertel: *Homiletisches Handbuch zum leichtern und nützlichern Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres*, für angehende Prediger und Candidaten des Predigtamts. *Ersten Bandes, erster Theil, drittes Heft.* 1792. *Viertes Heft.* 1793 in fortlaufenden Seitenzahlen von S. 465—858. *Ersten Bandes, zweyter Theil. Erstes und zweytes Heft.* 1794. *Drittes und viertes Heft.* 1795. 826 S. 8.

Der Vf. ist mit dem Ende des zweyten Theils bis auf das Fest Epiphanias fortgerückt. Bey der Anzeige der zwey ersten Hefte ist bereits bemerkt worden, dass sich dieses Werk hauptsächlich durch homiletischen praktischen Reichthum auszeichnen soll. Diesem Plan ist der Vf. bisher treu geblieben und hat ohne Zweifel die Wünsche der meisten Interessenten befriedigt. Die Hauptsätze sind grösstentheils gut gewählt, und die sehr ausführlichen Entwürfe werden manchen angehenden Predigern und Candidaten die Mühe des eignen Nachdenkens ziemlich ersparen. Dass besonders unter den dogmatischen Lehren, Hauptsätzen und Entwürfen, manche mit unterlaufen, die keinen sonderlichen Stoff zu erbaulichen Betrachtungen geben, darüber wird man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, dass der Vf. allen allerley werden will. Man sehe z. B. über das *Evangelium am zweyten Weyhnachtstage* Luc. 2, 15—20. *Von den Engeln und ihrer Natur. Von den besondern Offenbarungen. Von der menschlichen Natur Jesu. Vom freyen Willen des Menschen.* Jedoch kommen solche Materien nur selten vor. Die Anzahl der moralischen und praktischen Materien ist desto grösser, und die meisten Entwürfe sind gut gerathen. Auch wird es den mehresten Predigern angenehm seyn, dass den Hauptsätzen und Entwürfen eine kurze Erklärung des Textes und eine Geschichte der Feste und ihrer Perikopen vorgesetzt ist. — Den zweyten Theil des ersten Bandes eröffnet der Vf. mit einer Abhandlung über die Frage: *Wie kommt es, dass die mehresten Zuhörer durch einen moralischen Religionsvortrag nicht so erbaut zu werden glauben, als durch einen sogenannten dogmatischen?* Er bestimmt erstlich, (welches allerdings nöthig war,) was unter dogmatischen und moralischen Religionsvorträgen zu verstehen sey? Nach seiner Erklärung ist *dogmatisch* so viel als thetisch, theoretisch; und *moralisch* ist so viel als *praktisch*. Dies hält Rec. nicht für ganz richtig. Moralisch und praktisch, und folglich auch moralische und praktische Predigten sind nicht ganz einerley. Moralische Predigten sind, wozu die Hauptsätze unmittelbar aus der Moral genommen sind; *praktisch* hingegen kann und soll auch jede dogmatische Predigt seyn, d. h. es kann und soll jede Glaubenslehre so behandelt werden, dass gezeigt wird, welchen Einfluss die vorgetragene Lehre auf das Leben und die Gesinnungen des Christen haben und wie er dieselbe anwenden soll. Kann ein Dogma nicht praktisch vorgetragen werden, so ist es keine wesentliche Religionslehre und gehört nicht auf die Kanzel. Dass irgendwo Menschen gefunden werden sollten, die an trocknen dogmatischen Predigten mehr Geschmack fänden, als an praktischen, kann sich Rec. kaum vorstellen. Seine beynahe 30jährige Erfahrung hat ihn das Gegentheil gelehrt, in verschiedenen Gegenden, in Städten und Dörfern. Der Vf. und seine Freunde müssen in einer Gegend leben; wo der vornehme und niedrige Haufe in Ansehung des Religionsunterrichtes ganz verwahrlost ist. Der Vf. führt ferner die Ursachen an, warum viele Zuhörer glauben, durch moralische Vorträge nicht so erbaut zu werden, als durch dogmatische und findet sie zum Theil in den Lehrern selbst, wenn sie z. B. moralische Vorträge nicht religiös genug behandeln, in Worten und Sachen. Ganz richtig! Philosophisch seyn sollendes Geschwätz, welches seit langer Zeit Mode war und jetzt noch gewöhnlicher werden will, wovon der gemeine Christ nichts versteht und wobey der aufgeklärte Zuhörer gähnen muss, wird kein Vernünftiger gern anhören; es wird sich auch niemand daraus erbauen. Es werden von dem Vf. noch mehrere Ursachen angeführt, die von angehenden Predigern beherzigt zu werden verdienen. Bisweilen liegt es an den Zuhörern selbst, dass sie durch moralische Predigten nicht erbaut zu werden glauben. Die Ursachen werden hier angeführt. Endlich wird gezeigt, wie sich der Prediger hiebey zu verhalten habe. — Nach dem Versprechen des Vf. in der Vorrede zum zweyten Theile sollen noch 4 gleiche Theile in kurzen Zwischenräumen folgen und damit soll das Ganze planmäsig beschlossen werden. Warum schreibt der Vf. beständig: *diser, sein, phisisch, metaphisisch*, st. *dieser, seyn, physisch, metaphysisch?*

Halle: *Theodori Frid. Stange Anticritica in locos quosdam Psalmorum a criticis sollicitatos*, Pars posterior. 1794. 260 S. 8.

Dass in allen, von Hn. *St.* vertheidigten, Stellen der Psalmen die neuern Kritiker ganz ungegründete Aende-

Aenderungen vorgeschlagen haben sollten, davon ist Rec. auch durch diesen Theil nicht überzeugt worden. Z. B. Ps. 80, 7 wird die von Hrn. Knapp statt לען angenommene Leseart לנו aus dem Grunde verworfen, weil 1) im Hebräischen dergleichen Anakolutha ganz gewöhnlich seyn sollen, 2) wie Hr. *St.* glaubt, die LXX nicht לנו gelesen, sondern nur so übersetzt haben, als ob sie so gelesen hätten; und 3) dies nach seiner Meynung auch von der syrischen Uebersetzung gilt. Nun kommen zwar in hebräischen Gedichten öftere Abwechselungen der Personen vor. Aber dass dies in den Psalmen nur alsdann der Fall sey, wenn der Dichter, der damals seine Lieder selbst componirte, die Abwechselung der Stimmen bemerkbar machen wollte, davon wird sich ein aufmerksamer Beobachter leicht überzeugen können. Auch in dem erwähnten Ps. hört man verschiedene Stimmen wechseln. V. 2—4. singt das Volk in der ersten Person. V. 5. 6 aber hört man eine andre Stimme, die das Volk in der dritten Person erwähnt. Im ersten Satze des 7ten V. läst sich so, wie im ganzen 8ten V. wieder die Stimme des Volks hören. Daher passt der zweyte Satz des 7ten V. *und unsre Feinde spotten ihrer* gar nicht in den Zusammenhang; auch wird es keinem Tonsetzer einfallen, diese Worte einer andern Stimme zu geben. Aus diesem Grunde ist die Lesart לנו sehr wahrscheinlich, wenn auch die LXX für dieselbe nicht viel beweisen, da sie auch V. 5 die erste Person gesetzt haben. Aber die Stimme des Syrers kann uns Hr. *St.* nicht rauben, weil dieser, wie das Original, V. 5 die dritte und im ganzen 6ten Vers die erste Person ausdrückt und also hier nicht nach den LXX umgeändert ist. Und selbst dadurch erhalten die beiden hebräischen Handschriften, in welchen לנו steht, einiges Gewicht. Mit eben so schwachen Gründen vertheidigt der Vf. Ps. 118, 14 die Lesart וזמרת, die, wenn in diesem Falle die orientalischen Sprachen das Affixum weglassen könnten, doch die morgenländischen Uebersetzungen ausgedrückt haben würden. Aber sie übersetzen alle וְזִמְרָתִי, und dass die hebräische Sprache das Affixum hier schlechterdings verlange, beweist Ps. 18, 2. 3. Es ist also wohl kein bloſser Zufall, dass man diese Lesart in einer alten hebräischen Handschrift findet. Doch hat Hr. *St.* bey den meisten Stellen nicht bloss aus grammatikalischen, sondern auch aus andern Gründen bewiesen, dass sie keiner Aenderung bedürfen, aber dadurch wohl kein Recht erlangt, einen *Michaelis* S. 75 und 83, den *kühnsten* und *unwissendsten* Kritiker und, S. 280, einen *aufgeblasenen* Mann zu nennen, Herrn *Knapp* oft vorzuwerfen, dass er jenem als Schüler zu sclavisch folge, Herrn *Eichhorns* Ausgabe des *Simonis*, S. 2 und 143, und *Döderleins* hebräische Bibel, S. 128 für ganz fehlerhaft zu erklären, auch überhaupt mehrern Gelehrten Vorwürfe zu machen, die sie doch, wenn ihrer Aufmerksamkeit auch hier und da etwas entwischt ist, gewiss nicht verdient haben.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Crusius: *M. Tullii Ciceronis de Fato liber, cum notis J. Henr. Bremii.* 1795. 81 S. 8.

Es ist etwas sehr angenehmes für den Freund der alten Literatur, dass verdienstvolle Gelehrte in dem gegenwärtigen Zeitalter auf die Erklärung der philosophischen Schriften des Cicero eben so viel oder vielmehr noch grössern Fleiss verwenden, als man ehedem nur vorzugsweise den Reden und Briefen desselben gewidmet hat. Man weiss, wie dürftig jene, in Vergleichung mit diesen sind abgefertigt worden und wie wenig insbesondere für die Berichtigung des Textes gethan wurde. Wie viel nach der Ernestischen Recension dem Kritiker übrig geblieben ist, bedarf hier keiner Erinnerung. Es war daher ein lobenswürdiges Unternehmen von dem Hn. B., einem würdigen Schüler der Herrn *Hottinger* und *Wolf*, seinen möglichsten Fleiss auf die kritische Bearbeitung dieses schätzbaren Fragments zu verwenden. — Dem Rec. scheint es, als hätte Cicero diesen Tractat gar nicht so *con amore* als z. B. die Bücher *de Fin.* und *de Divin.* geschrieben. War entweder der Zeitraum, innerhalb welchem er diese Abhandlung zu vollenden gedachte, zu kurz (denn dass er in gewissen geschäftleeren Zeitabschnitten allemal ein Ganzes auszuarbeiten pflegte, ist aus einer Stelle *de Legg.* I. 3 bekannt;) oder eilte er, diese spinöse Materie bald möglichst von der Hand zu schlagen; genug, man empfindet es beynahe durchaus, dass der Darstellung das Anziehende, Lichtvolle und Geründete mangelt, welches man in andern Schriften von ihm findet. Dieser Umstand kann auch mit beygetragen haben, dass der Text unter den Händen der Abschreiber unglaublich viel leiden musste, und ältere Kritiker theils da nichts zu verbessern versuchten, wo es doch dringend nöthig war, theils aber auch an wirklich gesunden Stellen, unnöthige Versuche machten. — Auf Anrathen des Hn. Pr. *Hottingers* unternahm Hr. B. diese kritische Arbeit, studirte den hierzu vorhandenen Apparat, zog Handschriften zu Rathe, und suchte auf diese Weise, den Text so richtig als möglich zu liefern. Die von ihm benutzten *Codices* sind, der Wolfenbüttelsche, welchen *Heusinger* bey den Büchern *de Off.* gebraucht hat, und zwey aus der Bibliothek zu Wien. Ueberdies leisteten ihm die *Wopkensischen Lectt. Tull.* und besonders die Anmerkungen, welche Hr. *Hottinger* 1793 bey Gelegenheit der Lectionsanzeige für das Züricher Gymnasium herausgegeben hat, sehr gute Dienste. Im Ganzen hat Hr. B. den *Davisischen* Text beybehalten, doch so, dass er mit strenger Prüfung dabey zu Werke gegangen, wo es ihm nöthig schien, andern Lesearten den Vorzug gegeben, auch hin und wieder zu eigenen Conjecturen seine Zuflucht genommen hat. Aus der ganzen Behandlung leuchtet genaue Bekanntschaft mit dem Geiste und der Sprache seines Autors, eindringender Prüfungsgeist und

und ein fester Blick in die innere Organisation der Sprache hervor. Dies mag zur Beurtheilung des Ganzen hiermit genug seyn, um sogleich in das Einzelne einzugehen und beyher über einige Stellen etwas anzumerken; denn das ganze Buch durchzugehen verstatten die Gränzen dieser Blätter nicht. Cap. 1 gleich zu Anfange, vertheidigt Hr. *B.* die Davisische Leseart „*mores, quos ἦθος, illi vocant.*“ *Ernesti* liest *quod*, ohne einen Grund anzugeben, warum das *Relativum* sowohl hier, als in ähnlichen Stellen, die er nach dieser einmal angenommenen Regel geändert hat, in gleichem *genere* mit dem folgenden Substantiv stehen müsse. Hr. B. hat diesen Unterschied anzugeben versucht: „*Videntur* (*Scriptt. vett. imprimisque Cicero*) *id ad antecedens substantivum referre, si ad vocabulum respiciunt, sin vero ad rem referunt, ad consequens.*“ Die Sache scheint sich vielmehr umgekehrt zu verhalten, denn gleich darauf heisst es: „*ratio enuntiationum quae ἀξιωματα vocant*,“ und C. 10 „*enuntiatio quod ἀξιωμα dialectici appellant.*“ Sonach hätte Hr. *B.* diese Stellen ebenfalls ändern müssen, woran er aber offenbar Unrecht gethan hätte. In demselben Capitel hat er die Davisische Leseart *interitionem Caesaris* verworfen, und das, durch die besten Handschriften bestätigte, *interitum* beybehalten. Bey den Worten „*Hirtius iis studiis, in quibus nos a pueritia viximus, deditus*“ bemerkt er, dass hier nicht von der *Philosophie*, wie *Turnebus* glaubt, sondern im Allgemeinen von *Kenntnissen* die Rede sey. Diese Erklärung ist an und für sich nicht zu verwerfen, aber die, dazu angeführte Ursache, ist unrichtig „*in hac enim* (*philosophia*) *se vixisse a pueritia Cicero dicere non potest.*“ Bekannt ist es freylich, dass Cicero in seinen jüngern Jahren die Philosophie bloss zum Behuf der Beredsamkeit trieb, ohne vielleicht zu ahnen, dass er hierinn einmal als Schriftsteller auftreten würde; aber dessen ungeachtet rühmt er, in seiner Jugend wacker philosophirt zu haben, z. B. *N. DD. I.* 3 *nos autem nec subito coepimus philosophari, nec mediocrem a primo tempore aetatis operam curamque consumpsimus, et cum minime videbamur, tum maxime philosophabamur. Conf. Acad. II.* 36. *Diodoto, quem a puero audivi etc. Brut.* 90. §. 9 ist das *de* vor dem Worte *otio* in den Text aufgenommen, theils, weil es sich in ein paar Handschriften und in einigen ältern Ausgaben befindet, theils weil Cicero auch vor dem zweyten Substantiv die Präposition zu wiederholen pflege. Allein da man das Gegentheil eben so oft und noch öfter findet, auch „*de pace et otio*“ dem Ohre angenehmer ist als *de p. et de o.* so kann Rec. wenigstens diese Leseart nicht billigen. C. 3 „*quid autem magnum et naufragum*“ stimmt Hr. *B.* mit Recht der Muthmassung des Hn. Pr. *Wolf* bey, „*quid autem magnum est naufragum*,“ welche Leseart wohl verdient hätte, in den Text aufgenommen zu werden, indem sich das *et* schwerlich erklären lässt. C. 5 „*Stilponem Megareum philos.*“ Hr. B. hat nach dem *Turnebus*, dem wolfenbüttler und einem wiener Codex st. *Megareum*, *Megaricum* aufgenommen, weil *Megareus* das Vaterland, *Megaricus* hingegen die Schule bezeichne, von welcher hier eigentlich die Rede seyn könne. Diese Anmerkung hat an sich ihre Richtigkeit; allein wer kann bestimmt entscheiden, was Cicero ausdrücklich habe andeuten wollen, da sich sowohl *Megaricus* als *Megareus* auf den *Stilpo* anwenden lässt?“ Auch ist es ja bekannt, dass Cicero die alten Weltweisen eben so oft von ihrem Vaterlande als von ihrer Schule benennt! Rec. hat überdies noch eine andere Vermuthung, die er aber auch für nichts anders ausgiebt. Ihm scheint nämlich das Beywort *Megareus* in Absicht des *Stilpo* bedeutungsvoller zu seyn, als *Megaricus*, weil dieser Philosoph der Stadt Megara eine grössere Celebrität erworben hatte, als selbst Euklides. Diogenes von Laerte sagt hierüber folgendes (II. 13) τοσουτον δ' ἑυρεσιολογιᾳ και σοφιστειᾳ προηγε τους ἀλλους, ὡστε μικρου δεησαι πασαν την Ἑλλαδα ἀφορωσαν εἰς αὐτον μεγαρισαι. Mit Recht wird C. 5 das wiederholte Wort *Socratem*, welches *Guilielmus* für unächt gehalten, vertheidigt; denn es ruht augenscheinlich ein besonderer Nachdruck darauf. C. 6 „*pugnant ergo haec inter se*“ hat Hr. B. die Davisische Lesart *igitur*, die sich auch durch die wolfenbüttelsche Handschrift bestätigt, vorgezogen. Die Abschreiber haben, wie sehr richtig bemerkt wird, diese beiden Partikeln öfters mit einander verwechselt. Indess ist nicht zu läugnen, dass die Entscheidung vielmals sehr schwer, wo nicht gar unmöglich wird, da Cicero beides in den Conclusionen fast auf gleiche Weise braucht. C. 7 hält Davies das wiederholte *dicit* bey den Worten *fieri necesse esse* für unächt; Hr. B. hat aber aus der sonstigen Manier des Cicero hinlänglich bewiesen, dass dergleichen Wiederholungen, sowohl einzelner Wörter als ganzer Sätze, bey diesem Schriftsteller nicht selten sind. Dabey erinnert er mit Recht, dass *Ernesti* die Worte *verba novantur de or.* III. 38 nicht hätte in Klammern einschliessen sollen. In gegenwärtiger Stelle wird durch das wiederholte *dicit* auch offenbar die Deutlichkeit befördert. Bey der C. 7 von allen Auslegern für corrumpirt gehaltenen Stelle „*ut si dicatur, Africanum Karthagine etc.* legt Hr. B. die Verbesserung des Hn. *Hottinger* vor, welche aller Aufmerksamkeit werth ist: *At si comprobabis divina praedicta, et, quae falsa in futuris dicuntur, in his habebis, ut ea fieri non possint; ut si dicatur, Fabium in mari periturum; et si vere dicatur, de futuro, idque ita futurum sit, ut si dicatur, Africanum Karthagine potiturum, dicas esse necessarium.* Das für und wider kann Rec. hier nicht auseinander setzen. In eben dem Cap. ist bey den Worten „*praeterita possunt converti*“ die ausgesuchtere Davisische Leseart *convertere*, die sich auch durch die wolfenb. und wiener Handschriften bestätigt, im Texte beybehalten worden. C. 8. „*possum dicere quia in Sphaera*,“ verändert Hr. B. das *quia* auf eine leichte Weise in *qui*. Bey den Worten cap. 9 „*inter causas cohibentes*“ vertheidigt er sehr richtig die Leseart *cohibentes* gegen einen Einfall von *Wopkens*, der es in *continentes* verwandelt wissen wollte. Die davon gegebene Erklärung ist dem Sprachgebrauche gemäss; aber Hr. B. irrt, dass die von *Ernesti* in der

Clave angezogene Stelle N. DD. II. 13 hierher nicht passe. *Ibi cohibere* sagt Hr. B. *est regere, dominari.* Der Zusammenhang lehrt, dass es dort so viel heisse, als *complecti.* Auch hat, wie Rec. glaubt, *continere* nur dann die hinzukommende Bedeutung des *regere, dominari,* wenn man zuvor den Begriff des Abhaltens von etwas, des Mässigens, zum Grunde gelegt hat z. B. *iram cohibere, cohibere animum a re aliqua.* C. 10 wird für „*etiamsi sit atomus eaque declinet,*" folgende Veränderung vorgeschlagen: *etiam si sit atomus quae decl.* weil hier von der *Existenz* der Atomen die Frage nicht seyn könne. Darinn möchte Hr. B. wohl Recht haben, dass diese Frage hier überflüsig sey; allein Cicero pflegt sie doch immer im Vorbeygehen mit zu berühren z. B. selbst am Schlusse dieser Abhandlung „*nam ut essent atomi, quas quidem esse mihi nullo modo probari potest.* C. 11 „*ne omnes a physicis irrideamur*" *omnes ineptum est h. l.* sagt *Ernesti* und setzt dafür *omnino.* Hr. B. bemerkt, dass das *omnes* durch *omnes quotquot haec dicimus* erklärt werden könne, findet aber doch etwas gezwungenes darinn. Ernestis Conjectur nennt er *frigidam,* weil Cicero das *omnino* in einem solchen Zusammenhange, auf diese Weise, nicht zu brauchen pflege. Rec. vermisst die Gründe. Dafür thut Hr. B. folgenden Vorschlag; *ne omnes nos physici irrideant*" welche Verbesserung nicht eben die glücklichste seyn dürfte. Leichter wäre denn wenigstens *ne omnibus a physicis irrideamur.* Gleich darauf wird bey den Worten „*motus voluntarius — in se ipse continet*" die Leseart der bessern Handschriften *ipse* für *ipso* beybehalten. Es fragt sich: wenn ziehen die alten Lateiner das *ipse* auf das *Verbum;* wenn auf das andere *Pronomen? Scheller* behauptet (*Observv.* p. 27.) dass sie hierinn keinen Unterschied beobachten, welches aber falsch ist. Meistentheils ziehen die Critici das *ipse* auf das *verbum* und ändern ohne Anstand die Stellen, wo sie das Gegentheil antreffen, welches eben so falsch ist. Hr. *B.* nimmt daher Veranlassung, diese Frage zu untersuchen und Rec. kann nicht umhin, die scharfsinnige Anmerkung darüber S. 47—49 den Grammatikern zu empfehlen. Um nicht zu weitläuftig zu werden, übergeht Rec. eine Menge scharfsinniger kritischer Anmerkungen und nutzbarer Winke, die die Sprachkenntniss und den kritischen Geist des Vf. in einem vortheilhaften Lichte zeigen. Noch hätte er gewünscht, dass Hr. *B.*, zum Besten jüngerer Leser, einige schwere Ausdrücke aus der philosophischen Sprache des Cicero erläutert hätte; z. B. was, nach der Lehre *Epikurs,* das *inane,* das *atomos de via deducere,* bey den Stoikern, *assensio commota visa,* heisse u. d. m. Bey einer wiederholten Auflage würde er sich um junge Studirende kein kleines Verdienst dadurch erwerben. Auch dürfte es zur Erläuterung der Sachen sehr nützlich seyn, wenn das sonst wenig gelesene Buch des *Alexander von Aphrodisias de Fato,* der diese Materie ungleich scharfsinniger, als Cicero, abhandelt und vornehmlich mit dem *Chrysipp* darinn zu thun hat, gehörig benutzt würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Giessen,* b. Heyer: *Religionsvorträge* (d. h. Predigten) *nach Grundsätzen der reinen Sittenlehre,* von *C. L. Soldan.* 1795. 100 S. 8. Den, wahrscheinlich noch jungen, Vf. bewegten zwey Gründe, seine noch unvollkommne Arbeit, wofür er sie mit Recht selbst anerkennt, dem Publicum vorzulegen. Erstlich ist es ihm selbst um Belehrung dabey zu thun: zweytens hofft er, auch andern dadurch nützlich zu werden, weil sich zuverläsig Leser finden dürften, denen „*gerade seine Denk- und Empfindungsart angemessen und natürlich sey.*" Nach dieser Maxime würde jeder Stümper zu rechtfertigen seyn! Doch die Predigten enthalten manches Nützliche und Zweckmässige und man kann es dem Vf. nicht absprechen, dass er über die Grundsätze der reinen Sittlichkeit mit einigem guten Erfolge nachgedacht hat. Aber noch ist er seiner eigenen Gedanken nicht recht Meister. Daher so manches Schwankende und Unbestimmte, wovon insbesondere die erste Predigt. „Ueber den sittlichen Werth oder Unwerth menschlicher Handlungen" Beweises genug ist. In der Darstellung herrscht eine solche Trockenheit, dass man bey Lesung dieser Vorträge so kalt bleibt, als wenn man ein Rechenbuch vor sich hätte. Der Styl hat eine Menge Fehler, z. B. ellenlange Perioden mit einer Menge Parenthesen angefüllt. (S. 45 u. a. a, O.) harte und undeutsche Zusammensetzungen, zweckwidrige Inversionen (S. 6. 7) hin und wieder auch Verstösse gegen die Sprachlehre. Da wo der Vf. sich anstrengt, lebhaft zu schreiben, liest er sich ungleich schlechter, als wo er sich gleich bleibt, z. B. S. 47. „die Religion Jesu hat Wahrheiten, die auch im Leiden Stärke und Muth geben. Aber sie sind nicht lebhaft in uns: Es bedarf erst, um sie als *wohlthätigen Balsam in unser Herz zu bringen,* einer mühsamen Erinnerung: *weh' uns!* (?) gerade dazu werden wir *dann* (?) unfähig seyn." S. 18. 20 „*all* unsere Kräfte: *all* unser Thun." S. 18. „Der Erfolg *läuft* unsern Wünschen zuwider." S. 28 „*unchristliche* Begriffe von der Tugend." S. 37. „Gott als den liebevollsten Vater *anbeten und schildern.*" S. 55. 56. „alles was wir *irrdisches sind* und haben. S. 4 „ihr (der Religionslehren) ganzer Werth ist, dass sie uns *so gesinnt seyn* und handeln *machen.*" Wenn Hr. S. suchen wird, sich erst selbst zu vervollkommnen und gute Muster des Vortrags studirt, so läst sich wohl noch etwas vollkommneres von ihm hoffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. October 1795.

GESCHICHTE.

Jena, in d. akadem. Buchh.: *Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweykämpfe in Deutschland.* Ein Bruchstück aus der Geschichte und den Alterthümern der deutschen Gerichtsverfassung, von *Friedrich Majer.* 1795. 319 S. 8.

Nach seinem in Hn. Mereau's Taschenbuch der deutschen Vorzeit 1794 mitgetheilten Entwurf liefert uns hier der Vf. eine ausführlichere Bearbeitung dieses Gegenstandes als seinen ersten jugendlichen Versuch, der von seiner Belesenheit, gereiften Urtheilskraft und Ordnungsgabe ein rühmliches Zeugniss darstellt. Sollte das Schicksal seinen geäusserten Wunsch nach einer Anstellung bey einem Archiv oder einer Bibliothek erfüllen, so zweifeln wir nicht, dass wir uns noch vieles Nützliche von ihm zu versprechen haben.

Die Frage, ob die Ordalien schon bey den heidnischen Deutschen gewöhnlich gewesen, welches Hr. Hewisch bezweifelt, beantwortet der Vf. bejahend aus folgenden Gründen: weil sich auch bey andern heidnischen Völkern, besonders in Indien und Africa, Ordalien finden, und in dem deutschen Aberglauben, den Tacitus bezeugt, eine natürliche Veranlassung haben, weil der deutsche Name Ordale eine ältere Abstammung als von der lateinischen Geistlichkeit verräth, und weil ihrer (wo nicht, der einer andern Auslegung fähige, *Plinius*) doch schon die Salischen Gesetze erwähnen.

Die älteste Art der Gottesurtheile ist die Probe des siedenden Wassers, am meisten im Gebrauch war aber die Feuerprobe. Von der Probe des geweihten Bissens ist noch heut zu Tag die Redensart: *dass mir das Brod im Hals stecken bleibe*, ein Ueberbleibsel. Wir wünschten, dass der Vf. auch näher entwickelt hätte, wie der Eid, dessen er S. 27. nur als einer Caution gedenkt, mit der Zeit selbst als ein Gottesurtheil, oder wenigstens als ein Surrogat derselben betrachtet werden. — Zu den Schriften, die von den Ordalien handeln, gehört wohl auch: *Burchard* von den Ordalien oder Gottesurtheilen in der Rostocker Monatsschrift 1791. I. S. 94. Allmählich trat an die Stelle der Ordalien die nicht minder abscheuliche *Tortur*. Das neueste Beyspiel von der Anwendung der eigentlichen Ordalien ist vom J. 1436, wo der Rath zu Hannover auf Anfragen Hn. Heinrichs von Münchhausen auf Tragung des glühenden Eisens, auf die Probe des wallenden Kessels, oder auf einen Reinigungseid selbsiebend (man sehe hier den Eid als wahres Gottesurtheil) erkannte. Der ums J. 1309 geschriebene Layenspiegel gedenkt der glühenden Eisenprobe als einer noch damals üblichen Sache. Am längsten blieb das Bahrrecht im Gebrauch und die Hexenprocesse löblichen Angedenkens brachten auch im 16ten Jahrh. die Wasserprobe unter dem Namen Hexenbad und die Hexenwaage, besonders in Westphalen und Niedersachsen aufs neue empor. Im J. 1636 bestätigte Bürgermeister und Rath zu Osnabrück sehr feyerlich die Gewohnheit des Hexenbads, jedoch unter grossem Widerspruch der Prediger. Die Hexenwaage wurde noch im J. 1728 zu Szegedin in Ungarn vorgenommen, „wobey laut der Worte des publicirten Berichts höchst zu verwundern gewesen, dass ein grosses und dickes Weib nicht mehr als 1½ Quintlein, ihr Mann, welcher auch nicht von den kleinsten war, nur 5 Quintlein, die übrigen aber durchgehends entweder ein Loth, 3 Quintlein und noch weniger gewogen haben." — Vom Bahrrecht kennt der Vf. kein neueres Beyspiel als von 1669. Wir erinnern uns, dass vor einiger Zeit darüber auch im Reichsanzeiger eine Anfrage stand. *Kaysers* Anweisung zum Inquisitionsprocess, Altenburg 1710, empfiehlt die Probe noch, jedoch mit der nöthigen Vorsicht. Sie soll erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts völlig verschwunden seyn.

Die Veranlassung zu den gerichtlichen *Zweykämpfen* sucht der Vf. zum Theil in dem alten Recht der Blutrache. Das älteste Zeugniss von ihrem Daseyn ist ein Gesetz des Burgundischen Königs Gundobald, ungefähr vom J. 501. Am spätesten nahmen diesen Gebrauch die Franken an, bey denen nicht eher als ums J. 630 im *Lege Ripuariorum* dessen gedacht wird. Unter den Karolingern war er wenig im Ansehen, desto ausgebreiteter aber unter den Sächsischen Kaisern. Der Vf. giebt eine gedrängte systematische Darstellung des Kampfrechts. Der Ursachen, warum ein Zweykampf ausgeschlagen werden konnte, finden sich bey Montesquieu (*Esprit des Loix*) noch weit mehr angeführt, welcher auch von dem Zweykampf handelt, der gegen producirte Zeugen, und beym Urthelschelten Statt fand. Im 15ten Jahrh. bildeten sich ordentliche privilegirte Kampfgerichte zu Halle in Schwaben, zu Fürth für das Burggrafthum Nürnberg und zu Würzburg für das Fränkische Landgericht. Wir können vielleicht auch das obriste Kampfmeisteramt in Oesterreich dahin rechnen, womit die Herren v. Weitrach belehnt waren (*Lünig* collect. nov. von der landsäss. Ritterschaft I. 402.). Die Burggräfl. Nürnberg. Kampfgerichtsordnung findet sich auch bey demselben Lünig II. 127. — Als einen auffallenden Umstand bemerkt der Vf., dass man in allen Reichsgesetzen von den frühern bis in die neuern Zeiten nicht ein einziges allgemeines Verbot der gerichtlichen Zweykämpfe findet. Das Hofgericht zu Rothweil erkannte noch im J. 1450 darauf. Selbst Karl V. hielt

hielt sie noch 1522 für erlaubt, und Rudolf II belehnte im J. 1609 den Herzog von Lothringen mit dem Recht, dass alle die, welche zwischen dem Rhein und der Mosel kämpfen wollten, dieses unter seiner Aufsicht thun sollten. Goldast, der im J. 1635 starb, bezeugt, dass er in Franken dergleichen Kampfgerichte öfters noch mit angesehen habe.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *K. E. Mangelsdorffs*, Professors der Geschichte etc. zu Königsberg, *Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten Welt für seine Kinder von zwölf bis funfzehn Jahren, allenfalls auch etwas darüber.* Erster Theil. 1795. 342 S. 8. nebst einigen Tafeln zur Wiederholung der Geschichte.

Für seine Kinder, sagt Hr. *M.*, und wirklich zählt er in der an sie gerichteten Dedication ihrer nicht weniger als ein volles Dutzend auf. Die nämliche Dedication scheint zu bezeichnen, dass seine Lage eben die glücklichste nicht ist; dass er aber eine bessere verdient, davon sprechen sehr überzeugend die Kenntnisse und der Geist, der in dem gegenwärtigen Buche herrscht. Unterrichtender, nicht bloss für den aufkeimenden Jüngling, sondern für jeden gebildeten Menschen, der bey den Geschichten der Vorzeit zu denken gelernt hat, fand Rec. noch nie ein Handbuch, das dem Anscheine nach auf grosse Gelehrsamkeit Verzicht thut, weder Citate noch Autoritäten kennt, aber gewiss den belesenen Mann und den scharfen Beurtheiler auf dem ersten Blatte verräth. Die Begebenheiten in schönem, nicht verkünsteltem, Vortrage laden zu den aus der Natur der Sache entlehnten, kurzgefassten, mit Kühnheit gezeichneten Bemerkungen ein, die gewiss nicht bloss seinen Kindern, überhaupt nicht Kindern, manches Licht geben werden. Beyspiele ausheben wollen wir nicht, weil gewiss das Buch selbst häufig genug gelesen werden wird; wir können es auch nicht, weil fast immer die schönern Stellen zugleich die längern sind; ein einziges mag zureichen. S. 278. „Lachen aus voller Brust ist eine herrliche Arzney für Körper und „Geist; geübte Menschenkenner unterscheiden am Lachen den Schleicher vom geraden, biedern, offenen „Manne. Stosst ihr auf Menschen, welche, ohne baare „Dummköpfe zu seyn, das Lachen gänzlich in ihrer „Gewalt haben, da seyd behutsam; haltet mit eurem „Zutrauen zurück." Schon diese Stelle zeigt, dass Hr. *M.* den Vortrag immer unmittelbar an seine Kinder richtet; aber es bleibt doch wahrhaftig eine schwere Sache so zu sprechen, wie es dieses Alter zu fodern scheint, ohne in das Niedrige oder Possirliche zu sinken. Auch dem Vf., der sonst edel und gut erzählt, entschlüpfen doch Ausdrücke wie folgende: S. 176. „Aeneas und Antenor werden zu seiner Zeit in Italien ihr Compliment machen," anstatt ich werde weiter unten von ihnen sprechen. S. 214. „Man hat in manchen Ländern lange vorher *georakelt*, ehe der Teufel in Chaldaea geboren wurde." S. 221. „Es war freylich eben so grob *gepudelt* etc." anstatt: es war ein eben so falscher Schluss. Selbst unter den Erklärungen möchten sich manche finden, die nur wenige Leser unterschreiben; wenn z. B. S. 110. die Erwürgung der Erstgeburt in Aegypten auf eine Anzahl entschlossener Leviten ausgelegt wird, welche alles niederhieben, was ihnen entgegen stand. Das Resultat von allem diesem ist, dass sich auch in einem sehr vorzüglichen Werke Fehler auffinden lassen, die doch vielleicht nicht einmal in jedermanns Augen Fehler scheinen mögen. — Die Freymüthigkeit, welche in dem ganzen Buche herrscht, beweist mehr als alles, wie ungegründet die Vorwürfe sind, welche man seit einiger Zeit der preussischen Censur hat machen wollen. Der erste Theil reicht bis zur Geschichte Roms unter seinen ersten Königen, bis zur Bildung der griechischen Freystaaten, deren Einrichtung und Gesetzgebung rein und in abgemessener Kürze auseinandergesetzt ist. Dass die Fortsetzung erwartet werden darf, versteht sich bey einem solchen Buche von selbst.

Salzburg, b. Duyle: *Philosophische Geschichte der Menschen und Völker*, von *Fr. Mich. Vierthaler.* Fünfter Band, welcher die Geschichte der Perser von Cyrus bis Alexander enthält. 1794. 300 S. 8. — Wird auch abgesondert unter dem Titel: *Geschichte der Perser von Cyrus bis Alexander*, verkauft.

Dass die Haupteigenschaften des guten Geschichtschreibers, ein scharfer Blick, gedrängter und doch reiner Ausdruck, eine richtige Beurtheilung der vorhandenen Nachrichten mit jedem Tage mehr das Eigenthum des Vfs. werden, beweist dieser fünfte Band seiner Völkergeschichte, welche von einer etwas ausschweifenden Anlage sich mit jedem Schritte der nöthigen Präcision mehr nähert. Wir dürfen versichern, dass niemand ohne Belehrung, auch nicht ohne Vergnügen von der Lectüre dieses Theils zurückkommen werde. Vergnügen gewährt der fast immer reine bestimmte Vortrag, die Einschaltung kurzer, aber treffender, Bemerkungen und die ausführliche Erzählung hervorstechender Anekdoten; Belehrung giebt die Untersuchung einzelner Thatsachen, die genaue Anführung der Stellen, auf welche die Behauptungen des Vfs. sich stützen, und vorzüglich die sorgfältige Benutzung der Fragmente des Dino, von welchem schon Corn. Nepos das Zeugniss ablegte: *Dinoni nos plurimum de Persicis rebus credimus.* Mit Erwartung wird daher der Liebhaber der Geschichte der Fortsetzung dieses Werks entgegensehen, das nach der Meynung des Vfs. in etwa vier Theilen die noch fehlende Geschichte der Griechen und Römer liefern soll. Es würde Unrecht seyn, wenn wir einem Gelehrten, der von jedem Wink zur Vervollkommnung Gebrauch zu machen verlieht, nicht auch bemerken wollten, was uns, wenn auch nicht tadelhaft, doch auffallend scheint. Wir rechnen nicht hieher einige undeutsche oder affectirte Ausdrücke, wie S. 90. Sein Grabmal war nicht so *fast* ein Monument der Lydischen Kunst, als der Lydischen Schande. Oder S. 206. „Der Königsmörder Artaban war ein Mann *von Energie.*" Aber auffallender ist, dass die ganze Geschichte zu sehr den Austrich eines Panegyricus der Persischen Verfassung und der meisten Könige des Landes trägt:

trägt; dass ihr Vorzügliches mit zu hellen Farben gemalt, ihre Fehler hingegen zwar nicht übergangen, aber in einen Halbschatten gestellt werden, der die Vorliebe des parteyischen Geschichtschreibers verräth. Vielleicht schenkt auch Hr. *V.* den Angaben des Ktesias zu vielen Glauben; schon das Zusammenhalten seiner eignen Erzählungen in den Auszügen, die wir noch besitzen, spricht für das Urtheil der meisten Alten, die ihn für einen muthwilligen Lügner erklärten. Auch das völlige Stillschweigen von manchen Nachrichten, die Hr. *V.* ohne Zweifel für fabelhaft hält, lässt sich wohl kaum billigen; z. B. die gewöhnliche Erzählung von den Jugendjahren des Cyrus. Hr. *V.* hat ganz gewiss seine gegründeten Ursachen, sie als unrichtig zu verwerfen; aber die Mine darf man nicht annehmen, als wenn es nie eine solche Erzählung gegeben hätte. — Wie kommt wohl Hr. *V.* dazu S. 35. beym Cyrus eine Stelle aus dem Propheten Jesaias zu citiren, der lange vor ihm lebte? — Zum Beweis des eignen Denkens und der schönen nicht überladnen Darstellung, würde Rec. die Stelle S. 143. von der sehr natürlichen Ursache, die Gottheit vorzüglich auf Bergen anzubeten, hier ausheben, wenn sie nicht zu lang wäre.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Unger: *Historisch genealogischer Kalender auf das Schaltjahr* 1796. Enthält die *Geschichte von Polen.* Mit 2 Karten, 7 Bildnissen und 6 historischen Vorstellungen von *D. Chodowiecki.* 23 Bog. in Taschenformat. (Preis gebunden 1 Rthlr. mit geprägtem Futteral 1 Rthlr. 4 gr. in Seide 1 Rthlr. 12 gr. bis 2 Rthlr.)

2) Ebend.: *Almanach historique et généalogique* pour l'année bissextile 1796. *Histoire de Pologne* avec 2 cartes, 7 portraits et 6 estampes historiques gravées par *D. Chodowiecki.* (Bogenzahl und Preis wie bey Nr. 1.)

3) Ebend.: *Kalender zur sittlichen und angenehmen Unterhaltung* auf das Jahr 1796. mit 12 Kupfern von *Chodowiecki.* 20 Bog. in Taschenformat. (Preis wie Nr. 1.)

4) Ebend.: *Historisch und geographischer Kalender* auf das J. C. 1796. welches ein Schaltjahr von 366 Tag. ist für die Churmark und benachbarte Länder berechnet. 8 Bog. in 4. (5 gr.)

5) Ebend.: *Haushaltungskalender* auf das Jahr Chr. 1796. — — 7 Bog. 4. (5 gr.)

6) Ebend.: *Kalender für den Bürger und Landmann* auf das Schaltjahr 1796. Mit zwey historischen Vorstellungen. 7 B. 4. (5 gr.)

7) Ebend.: *Taschenkalender auf das Schaltjahr* 1796. *mit Kupfern gezieret.* 39 kleine Blätter in Etuiformat. (3 gr. mit illuminirten Kupfern 8 gr.)

8) Ebend.: *Le petit Almanac de Berlin* pour l'An bissextil 1796. composé de 366 jours. (Format und Preis wie Nr. 7.)

Es ist eine für die Verbesserung des Kalenderwesens vortheilhafte Ereigniss, dass die Pachtung der preussischen Kalender, von denen bekanntlich die königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin das Monopol hat, für die nächsten sechs Jahre in die Hände des Hn. Buchdruckers *Unger* übergegangen ist, eines Mannes der sich durch seinen Eifer für typographische Schönheit und durch die Verbesserung der deutschen Drucklettern einen Platz neben einem Breitkopf erworben, und durch seine Holzschnitte sich als Meister in einer nur zu sehr vernachlässigten schönen Kunst bewährt hat. Sein rühmliches Bestreben in allem, womit er sich befasst, seine Vorgänger zu übertreffen, zeigt sich schon gleich das erstemal, da die preussischen Kalender in seinem Verlage erscheinen, und wir machen es uns daher zur Pflicht, die vornehmsten dieser Kalender, die mehr als die blosse Jahrszeitrechnung enthalten, für das nächste Jahr anzuzeigen.

Nr. 1 und 2. enthält den Anfang einer in simpler historischer Schreibart abgefassten Geschichte von Polen; die unter den jetzigen Umständen grosses Interesse haben muss. Nicht leicht konnte ein schicklicheres Thema für einen preussischen historischen Kalender des künftigen Jahres gewählt werden. Diesmal ist die Geschichte in zwey Perioden bis zum Jahr 1572, wo K. Siegmund August starb, und der Jagellonische Stamm erlosch, fortgeführt; sie wird aber gleich im folgenden Jahre fortgesetzt werden. Die Auswahl der Begebenheiten finden wir einem solchen Jahrbuche sehr angemessen. Sehr schicklich ist S. 41 u. f. eine kurze Geschichte von Preussen eingeschaltet; aus der wir nur folgende statistische Angabe hier auszeichnen. „Ostpreussen ernährt jetzt auf 753 Quadratmeilen 940,000 Menschen; das eigentliche Westpreussen auf 461 Quadratm. 400,000 Menschen; der Netzdistrict auf 170 Quadratm. 160,000 Menschen. In Danzig und dessen Gebiete zählt man 60,000 und in Thorn an 6000 Einwohner. Südpreussen wird an 1300 Q. M. und 1,080,000 Menschen geschätzt. Das ganze Königreich Preussen beträgt also jetzt in der Ausdehnung 2600 Q. M. und an Volkszahl 2,646,000 Bewohner."

Von den fleissig gearbeiteten Portraiten, die wahrscheinlich alle von Hn. Krethlow, der sich aber bloss unter dem ersten unterzeichnet hat, herrühren, gehört keines zu den in diesem Jahrgang abgehandelten Perioden der polnischen Geschichte, sondern erst zu der, die der folgende Jahrgang liefern wird. Es sind die Bildnisse von Nicolaus Copernicus, von den Königen Wladislaw, Johann, August II, Stanislaus Lefczinski, und Stanislaus August Poniatowski, endlich des Generals Kosciuszko. In den sechs historischen Blättern erkennt man wieder die meisterhafte Zeichnung und Vollendung des berühmten Chodowiecki, dessen Name zeither manches Blatt zierte, und seiner nicht würdig war. Der Stich ist auch von Hn. Krethlow ausgeführt. Dass alle Blätter in allen Exemplaren gleich gut ausfallen sollen, ist natürlicher Weise unmöglich. In unsern Exemplaren zeichnen sich Nr. 2 und 6. durch Reinheit des Abdrucks aus.

Die von Hn. Sotzmann gelieferte correct und schön gezeichnete, und zweckmässig illuminirte Karte von Polen, giebt eine treffliche Uebersicht von dem ehemaligen und jetzigen Umfange dieses Reichs. Auch der

Plan von Warschau, der nach dem besten Plane dieser Hauptstadt, welchen der Major Hennequin 1779 aufgenommen und Keil in Dresden herausgegeben hat, verjüngt nachgestochen ist, dient dem Kalender zur Zierde, und der folgenden Geschichte zur Erläuterung. Mustermäsfig sind die unter Autorität des Generalpostamts von Hn. geh. Secr. *Matthias* ganz neu verfertigten Tabellen über die Postcurse eingerichtet, und für alle Correspondenten und Reisende in den preussischen Ländern von der höchsten Bequemlichkeit.

Der Kalender Nr. 3. enthält folgende ihrer Absicht sehr wohl entsprechende Auffätze: 1) Fragment einer Heirathsgeschichte, in Briefen. 2) Der böse Schein, ein Gemälde aus dem häuslichen Leben, von Hn. *Starke*. 3) Die *Ressource*; eine gute Lection für die Hausfrauen die nicht zu *Hause* bleiben können. 4) Unglücksfälle eines blöden Mannes, nach dem Englischen. 5) Das Rebhuhn des heil. Johannes, nach einer Legende von Meissner. Die zehn Kupfer (ausser zwey Blättern berlinische Kleidermoden vorstellend) enthalten Familienscenen, und sind von Hn. Chodowiecki gezeichnet und gestochen. Den Meister in physiognomischer Charakteristik erkennt man vorzüglich auf den Blättern Nr. 3. 4. 5 u. 7.

In dem *historisch - geographischen* Kalender wird eine historische Uebersicht des Jahrs 1794 nebst andern nützlichen historischen Erzählungen und Anekdoten mitgetheilt. Er ist durch einen trefflichen Holzschnitt von Hn. Unger's Künstlerhand, in Format eines ganzen Bogens, die Weiber von Weinsberg, verzieret.

Der *Haushaltungskalender* beschäftigt sich hauptsächlich mit der Anpreisung des schon von Hn. R. R. Medicus in einer eignen Schrift so verdienstlich und mit so vollem Rechte empfohlnen unächten Acacienbaums; vieler andrer kleinen. durchgängig nützlichen Auffätze und ökonomischen Bemerkungen nicht zu gedenken. Ihm ist ein sehr ähnliches Porträt Friedrichs des Grossen, von Hn. Unger in Holz geschnitten, ebenfalls in Bogengrösse als Zierde mitgegeben.

Der *Kalender für den Bürger und Landmann*, enthält eine lehrreiche Geschichte zur Warnung gegen Quacksalber, und Pfuscher in der Arzneykunst; desgleichen von einem Bauernaufruhr; von einem vom Blitz erschlagnen und wieder ins Leben gebrachten Mädchen; Briefe eines preussischen Soldaten aus dem Lager am Rhein 1792 — 1794 nebst andern kleinen Stücken. Alle diese Auffätze wird der Bürger und Landmann mit Vergnügen lesen. Sehr geschmackvoll ist der in Holz geschnittne Figurentitel, und die beiden historischen Vorstellungen, auch Hn. Unger's Arbeit.

Die kleinen Etuikalender Nr. 7 u. 8. liefern nach und nach verschiedne Nationaltrachten; diesmal sind es die Trachten schweizerischer Bauern und Bäuerinnen; sehr sauber und niedlich von Hn. Riepenhausen gestochen.

Es ist zu bewundern, wie bey einem so hohen Pachtquantum, das jährlich sich auf 30,000 Thaler, so viel wir wissen, beläuft, die Preise der Kalender noch so niedrig erhalten werden können. Um so mehr ist zu wünschen, dass die Uneigennützigkeit des Verlegers durch desto grössern Debit ermuntert werden möge, auf diesem Wege fortzufahren.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Friedrichstadt* (bey Dresden): *Illustratio Matth. XVII, 27.* von *Joh. Phil. Leisner*, 29 S. 8. — Der Vf. ein würdiger Schüler von Hn. Oberhofprediger *Reinhard* jetzt Conrector zu Sorau, hat von der auf dem Titel angegebenen, vermeyntlichen Wundergeschichte folgende Uebersetzung mit bündiger philologischer Kenntnifs hinreichend ins Licht gesetzt: „*Damit wir sie*, (die Sammler der Kopfsteuer für den Tempel und andere Juden) *nicht zu einer Geringschätzung der Religion* (richtiger: *der mosaischen Verfassung*; denn Mose hatte jene Abgabe an den Pallast des theokratischen Königs von Israel, Jehovahs, schon damals befohlen, als derselbe noch ein portatiles Zelt war) *veranlassen, so geh an die* (den) *See, und wirf die Angel aus. Sobald du einen Fisch (von hinlänglicher Grösse) heraufziehst, so nimm denselben, mache ihn (von der Angel) los und suche durch dessen Verkauf einen Stater zu gewinnen. Und mit diesem bezahle denn sogleich für mich und dich das Tempelgeld.*" Bey den Hauptworten: ευρησεις στατηρα führt Hr. L. aus Xenoph. Oecon. XX, 26. und Theophrast. Charact. XV, 1. zwey entscheidende Stellen an, dass ευρισκειν von Geldgewinn, den man durch Verkauf erhält, gebraucht wird; welches freylich allen, denen griechische Bedeutungen, die nicht im Pasor stehen, profan sind, sehr gezwungen scheinen möchte. Das ανοιγειν το στομα versteht der Vf. wie jeder Fischer von Handwerk es verstehen würde: vom Oeffnen des Fischmauls, *um den Angel* — nicht um einen Stater — *herauszunehmen*. Schwer aber wird es dennoch vielen bleiben, denen etwas *nicht natürliches* hiebey zu denken lange Gewohnheit worden ist, diesen Sinn der Stelle *natürlich* zu finden.

Eben dieser Vf. hat sich schon 1792 durch eine Abhandl. *de notione Dei, quae in prioribus XI Geneseos capitibus tribuitur primis hominibus* (Witteb. 26 S. in 4.) bekannt gemacht. Er nimmt darinn an, dass die Anzeigen von Gotteskenntnifs in jenen alten Erzählungen *historisch* richtig seyen, vorzüglich weil sie mit der Denkart der ersten Menschen psychologisch harmoniren. Aber wie sollte sich dies letzte erweisen lassen? 2) kann und soll auch *mythische* Dichtung psychologische Wahrscheinlichkeit haben. 3) Umfassen die 11 ersten Capitel der Genesis einen Zeitraum von vielen Generationen. Sollten die ersten von diesen über Gott eben so gedacht haben, wie die spätesten? In der Ausführung enthält auch diese Abh. viele schätzbare Spuren eigenen Nachdenkens. Noch wollen wir aus dem Epilog von D. *Reinhard* eine vortreffliche Maxime auszeichnen; *Mihi, doctori academico non hoc videbatur esse debere propositum, ut audientibus inculcet certa quaedam decreta, ac velut e tripode edat oracula; isto praeclaro munere recte fungi arbitrabar non nisi eum, qui insitam humanae menti veri videndi cupiditatem diligenter excitet, excitatam alat, juvenesque omni modo alliciat, ut incipiant suis viribus uti suoque sure discant judicio.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. October 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Der Genius der Zeit.* Ein Journal, herausgegeben von *Aug. Hennings.* 1—12tes Stück. 1794. Das Stück 9—10 Bog. 8. 3 Bände. (4 Rthlr.)

Nicht leicht wird eine Zeitschrift ihrem Titel und ihrer Absicht besser entsprechen als die vor uns liegende. Sie stellt nicht bloss den Geist der Zeit dar, wie er ist; sie sucht auch als ein denselben leitender Genius, ihn seinem Ziele näher zu bringen. Sie zeigt den Kampf, den der gute Genius der Menschheit mit dem schlechten unsrer Zeit zu kämpfen hat, und es wird ihr kaum fehlen können, viele Menschen zu erwecken, dass sie sich auf die Seite des guten schlagen. — Die einzelnen Stücke durchzugehn, und alle Auffätze der Reihe nach anzugeben, wird bey dieser, so wie bey den meisten Zeitschriften, entbehrlich, weil es schon im Intelligenzblatte geschieht. Wir wollen also nur die Auffätze anzeigen, die sich vorzüglich auszeichnen, und dabey der Verwandtschaft des Inhalts folgen. Zu den Schilderungen des Verderbens unserer Zeiten, ihrer Missbräuche, der Thorheit und der anmafsenden Unwissenheit, die die Menschheit in ihrem Gange aufhalten will, und zu den Auffätzen, die ihnen unmittelbar entgegen arbeiten, gehören vorzüglich im ersten Nr. 8. 9. 10. Es wird, aus Escherny (einem Vertheidiger des Adels) und Youngs Reise, eine Schilderung des Elendes gemacht, in welches Frankreich durch die Gierigkeit, Dummheit und Gefühllosigkeit des gröfsten Theils seines Adels gestürzt wurde. Nr. 13. von Hn. H. zeigt den Nachtheil, der aus der Verschiedenheit der Beurtheilung der Gegenstände des allgemeinen Wohls, unter den Grofsen, und unter dem Volke entsteht. Im 2ten Stück giebt Nr. 6. ein Beyspiel von dem Unsinn gewisser Theatercensoren, und Nr. 7., *über die Streitsucht der Gelehrten*, ist ein Wort, das leider noch zu seiner Zeit gesprochen ist. Eben so sehr ist auch zu wünschen, dass Nr. 11. die politische Verketzerungssucht nicht bloss unter die umsonst gesagten Wahrheiten gehören möge. Im 3ten Stück wird die Absicht des neuen Kalenders in Frankreich sehr gut entwickelt und gezeigt, dass es darauf angelegt sey, den gemeinen Mann die Heiligen vergessen zu machen. Das Nachtheilige und Unnöthige dieser Veränderung wird aber im 4ten Stück Nr. 5. sehr scharf gerügt. Nr. 11. 12. von Hn. H. enthalten eine treffliche Vertheidigung der Schriftsteller gegen ungegründete Vorwürfe; Hr. H. zeigt mit den ausgesuchtesten Gründen, dass Aufklärung das einzige Mittel sey, Revolutionen vorzubeugen. Nr. 13. über Frankreichs Regierung während des siebenjährigen Krieges, dient der Behauptung des Hn. *H.* gleichsam zum Belege; es zeigt sich daraus, dass nicht Philosophen und Gelehrte, sondern die schlechte Regierung der Maitressen und Höflinge, den Umsturz der französischen Monarchie herbeyführten. Nr. 14. das Leben Bernis liefert gleichfalls Beweise des grofsen Verderbens, das unter Ludwig XV. bey Hofe herrschte. Das 4te Stück fängt mit einem Auffatz über die Carcerstrafen auf Akademieen an. Ausführlich, aber auch etwas zu grell, sind die Nachtheile geschildert, die diese Strafe für die Studirenden nach sich zieht. Das Mittel der Bestrafung, das der Vf. anstatt der Carcerstrafen einführen will, sind Conduitenlisten. Wie nachtheilig dieses Mittel aber sey, ist im 7ten Stück Nr. 1. sehr gut gezeigt worden. Im 10 St. Nr. 1. schlägt ein andrer Vf. das Nachhauseschicken von der Universität auf einige Zeit, für viele Vergehungen, die nun mit dem Carcer gestraft werden, vor. Dieses Mittel scheint uns aber sehr unausführbar; denn bey unabhängigen Menschen wäre es ohnedies nicht anzuwenden, oder wäre von einer Relegation gar nicht verschieden, und in Rücksicht auf die übrigen dürfte es bey den Aeltern und Freunden, die die Reisekosten tragen müsten, auch wenig Beyfall finden. Nr. 3. von Hn. *H.* Ueber die Abschaffung der römisch-papistischen Kirche in Frankreich, ist ein trefflicher Auffatz, der den Schaden der Ceremonien freymüthig enthüllt, und es sehr wahrscheinlich macht, dass die Kirche mit ihrem geistlichen Gepräge bisher nicht sowohl Frömmigkeit hervorgebracht, als vielmehr diese zu ihren Absichten benutzt hat. Nr. 11. ist eine sehr gute Warnung für Fürsten, sich nicht in Religionsstreitigkeiten zu mischen, wenn es nicht zur Polizeysache wird, in ein Schreiben eines Fürsten aus dem 16ten Jahrhundert eingekleidet. 5tes St. Nr. 7. Enthält auffallende Züge der Thorheit der Censuren u. a. Administrationen. Eine zur Probe. Als der Maler Klinsky aus Dresden in Prag um die Erlaubniss bat, einige schöne Gegenden, besonders um Töplitz zu zeichnen, gab das Gouvernement die Erlaubniss folgendermafsen: „man habe kein Bedenken dabey, nur dürfe der Maler bey seiner Landschaft keinen Berg, kein Thal, keinen Fluss und keinen Wald anbringen, denn Abzeichnung dieser Theile sey für künftige Kriegszeiten bedenklich.“ Was übrig blieb, fand der Maler denn freylich nicht interessant genug. 6tes St. Nr. 2. Contingent zur Geschichte Gustavs III enthält, wenn alles zuverlässig ist, einen traurigen Beweis des Unglücks, das dieser König über Schweden brachte, und manche verwerfliche Züge seines Charakters. Er erhob durch Erhöhung der Kroneinkünfte und durch die Kriegssteuer 47 Mil-

Millionen Rthlr. Spec. mehr, als seine Vorfahren je in gleicher Anzahl von Jahren erhoben hatten, und machte noch 29½ Mill. neue Schulden. Durch das angemasste Monopol, den Kornbranntwein zu brennen und zu verkaufen, ruinirte er sehr viele Landleute, und gewann grosse Summen. Als Carlskrona 1790 durch eine Feuersbrunst sehr viel litte, erhielten die abgebrannten Einwohner 83,000 Rthlr. Spec. an patriotischen Geschenken. Er liess sich selbige einhändigen und schickte endlich dafür Reichsschuldenzettel, die 25 p.C. schlechter waren. So gewann er an seiner eignen abgebrannten Stadt 19,000 Rthlr. Sp. — Nr. 3. Criminalprocess gegen den schottischen Rechtsgelehrten Th. Muir, welcher wegen mancherley Unternehmungen, eine Verbesserung des Parlements in Schottland zu bewirken, zur Verweisung nach Botany Bay verdammt ist. Dieser Process muss jeden Deutschen zur Achtung gegen sein Vaterland auffodern. Man sieht hier einen Mann nach Botany Bay um Beschuldigungen willen verdammt, welche sich wahrlich ein deutscher Gerichtshof geschämt haben würde, nur anzuhören. 7tes St. Nr. 4. Enthält lächerliche Beyspiele der Titelsucht und des Rangstolzes in Deutschland. Nr. 5. Rechtfertigung des Barons Breteuils, enthält manches zur Aufklärung über die Verfügungen gegen Frankreich. Nr. 7. Was hätte geschehen müssen? v. B. Trefflich ist hier gezeigt, dass der jetzige schreckliche Zustand von Frankreich, nicht durch politische Kunstgriffe, sondern allein durch Weisheit und Gerechtigkeit der Regierung hätte abgewendet werden können. 8tes St. Nr. 4. Einige Züge aus der Charakteristik der Engländer, enthält vieles Nachahmungswürdige dieser Nation in Rücksicht auf Oekonomie und Entfernung von Titelsucht. 9tes St. Nr. 10. Der Geist der Zeiten; zeigt die Schädlichkeit der jetzt so herrschenden Parteygängerey, und die Inconsequenzen und sonderbaren Behauptungen in Pitts Rede gegen Sheridan. Gründlich wird Nr. 13. die Behauptung widerlegt, als könne der Mangel der Cultur eines Staates dem andern cultivirten zum Vorwande dienen, sich jenen zu unterwerfen. 10tes St. Nr. 3. Ueber das Vorschnelle im Urtheilen, ist eine treffliche Warnung für diesen jetzt so gemeinen Fehler. 11tes St. Nr. 5. Der Genius des Jahres 1793 v. H. Ständlin. Ist eine kurze, aber treffende, Darstellung der schrecklichen Begebenheiten dieses Jahrs. Es ist zu bedauern, dass der Vf. die poetische Darstellung nicht durch eine poetische Einkleidung, durch das Sylbenmaass erhöhte. Nr. 6. Schreiben eines reisenden Niedersachsen an seinen Bruder in ** enthält eine gute Warnung vor dem Umgang junger Mädchen mit Geistlichen in katholischen Ländern. Nr. 7. Convenienz und Wahrheit. Alles in der grossen Welt beruht noch auf Convenienz. Nur unter ihrem Schutze wird die Wahrheit gehört. 12. St. Nr. 6. Ankündigung eines dem Bedürfniss unserer Zeit angemessnen Katechismus, nebst Anweisung, ihn zu gebrauchen, und vorausgeschickter Beurtheilung des neuen hannöverischen und preussischen Katechismus. Sehr nachdrücklich, aber leider auch sehr wahr, sind hier die schlechten Methoden des Religionsunterrichts unserer Zeiten gezeigt, und der Nachtheil geschildert, den eine missverstandene und falsch angewandte Religion den Menschen bringt. Der Vf. dieses Aufsatzes erregt ein starkes Interesse für seine Arbeit.

Zu den Aufsätzen, die die Geschichte unserer Zeiten betreffen, gehören vorzüglich folgende. 1. Stück Nr. 11. 12. Ueber die Expedition bey Dünkirchen. 4. St. Nr. 4. Ueber den Brand in Christiansburg. 5. St. Nr. 4. Benj. Franklins Vermächtnisse. 10. St. Nr. 4 Berichtigung des in den diesjährigen May- und Jun-Stücken der Minerva befindlichen historischen Berichts von der Belagerung und Verheerung Lyons. Von einem unparteyischen Augenzeugen. Diese Erzählung ist fortgesetzt St. 11. Nr. 10. St. 12. Nr. 1. und im ersten Band vom Jahre 1795. Sie schliesst mit Precy's Entweichung aus Lyon. Der Vf. erzählt sehr genau; und wenn gleich nicht entschieden werden kann, ob er so ganz unparteyisch ist, so hat doch seine Erzählung viel mehr Zusammenhang, als die in der Minerva. Die Beyspiele der Unsittlichkeit der Reichen in Lyon sind empörend. Sie suchten sich der Requisition zu entziehen und trugen gar nichts zur Revolution bey; die geringste Aufopferung war ihnen zu gross. Ihr Plan scheint gewesen zu seyn, nicht sowohl für einen König etwas zu thun, als vielmehr, durch die Erklärung für die Königswürde, in Verbindung mit dem Auslande Paris zu stürzen, und sich zur Hauptstadt zu erheben. Der unglückliche 31. May gab ihnen Gelegenheit, auch das Volk in ihr Interesse zu ziehen. Sie hatten aber nie die Nationalconvention gehörig respectirt.

Zu den Beweisen eines unsern Zeiten zur Ehre gereichenden Fortschritts in geistiger und sittlicher Aufklärung gehört: 1. Stück N. 7. Die grossmüthige Hülfe, welche die Amerikaner einem bey Boston gescheiterten dänischen Schiffe leisteten. 4. St. Nr. 2. Wird es besser oder schlimmer? Man darf den Trost nicht sinken lassen, weil Gründe genug für den Glauben da sind, dass die Menschheit in ihrer Ausbildung fortschreite. 9. St. Nr. 14. Patent über die freywilligen Beyträge zum königl. dänischen Residenzschloss. Ein Muster einer väterlichen Sprache eines Regenten zu seinen Bürgern. 8. St. Nr. 15. Plan und Methode der Erziehungsanstalt in Ploen v. Hn. v. Wickede, gehört auch, nach diesem Plan zu urtheilen, unter diese Rubrick. 4. St. Nr. 2. Eine Probe von Freymüthigkeit aus Colbiörnsens Rede vor dem Kronprinzen, als Präsident der Landhaushaltungsgesellschaft in Koppenhagen. Glück dem Lande, dessen künftigem Regenten ein solcher Redner gefällt!

Ausser diesen Aufsätzen, die zunächst in den Plan dieser Zeitschrift gehören, ist aber auch für den Dilettanten, durch Abhandlungen gesorgt, von denen einige eine nähere Anzeige verdienen. Darunter gehört vorzüglich: 1. St. Nr. 3. Ueber die letzten Gründe des christlichen Moralsystems, v. C. F. Schmid Phiseldeck. Dem wahren Menschenfreund muss jeder Versuch willkommen seyn, der zeigt, wie wichtige Wahrheiten sich aus bekannten, den Menschen schon geläufigen Lehren entwickeln lassen, sobald er mit philosophischem Geiste geschrieben ist. Dieser Aufsatz verdient aber gewiss

gewiss eine Stelle unter dieser Classe. Der Vf. zeigt, wie schön das allgemeinste Princip des christlichen Moralsystems, das sich darinn auffinden läst, sich mit dem Kantischen Moralprincip vereinigen lasse. Mit Recht, wie Rec. glaubt, nimmt der Vf. das Gebot: liebe Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst, für das eigentliche Moralprincip der christlichen Religion an, denn der Ausspruch: was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch, kommt nur gelegentlich als eine Abweisung der eigennützigen Anmassung vor, von andern zu fodern, was man ihnen nicht leisten will; auf jenes Gebot aber weisen Christus und die Apostel beständig als den Inbegriff aller Gebote hin. Der Vf. hat auch Recht, wenn er in der Moral nach zweyen Principien fragt, nach dem Princip der moralischen Erkenntniss, und nach dem Lenkungsprincip des Willens, dieser Erkenntniss zu folgen. Kant geht selbst von diesem Gesichtspunkt aus, und seine Abhandlung von den Triebfedern der Moral, in der Kritik der praktischen Vernunft, ist so erhaben, als ihr Gegenstand selbst. Das Resultat bey Kant ist: das Vermögen, diese Handlungsweise zu denken, ist auch zugleich die einzige reine Triebfeder, nach ihr zu handeln. Das Resultat unsers Vf. ist: dass Vervollkommung die Triebfeder sey, und wenn die Idee derselben durch das höchste Moralprincip bestimmt ist, auch ohne Schaden der reinen Moralität seyn könne. Dies Resultat ist Kant nicht entgegen; denn seiner Lehre widerspricht es nicht, dass der Mensch nach Vollkommenheit strebe, sobald die Moralität den Begriff der Vollkommenheit mit bestimmt; sondern nur das widerspräche ihr, wenn der Begriff von Moralität durch den von Vollkommenheit bestimmt werden sollte. Man sieht aber auch, dass man in dieser Rücksicht durch die Vollkommenheit keine neue Triebfeder erhält, weil eben so, wie bey Kant, auch hier die Idee der Moralität die einzige Triebfeder bleibt. Nach dieser Erörterung zeigt der Vf., dass sich die Liebe Gottes ganz auf den an sich guten Willen zurückführen lasse; denn von pathologischer Liebe zu einem Gegenstand um des eigenen Bedürfnisses willen kann hier die Rede nicht seyn, sondern von reiner Liebe, die durch die Vollkommenheit des Gegenstands allein gewirkt wird. Dieser ascetischen Vorschrift wird nun eine gleiche Liebe des Nächsten, als ich zu mir selber hege, zum Kriterium meiner Handlungen beygefügt. Wenn ich meinen Nächsten liebe wie mich selbst, so muss ich so handeln, dass meine Maxime zugleich die seinige seyn kann. Endlich zeigt er, dass in den Triebfedern zur Moralität auch keine Abweichung der christlichen Moral von der Kantischen Statt finde; denn wenn gleich in dem Christenthum Belohnungen verheissen, und Strafen angedroht werden, so wird doch zuerst auf die Reinheit der Gesinnung gedrungen, und nicht die einzelne legale Handlung zur Bedingung der Belohnung gemacht, oder zur Abwendung der Strafe für hinlänglich erklärt. 2. St. Nr. 1. Ueber Charakterlosigkeit. Der Vf. sagt sehr viel Gutes über den Mangel an Charakter, über die Fehler die daraus entspringen, und über die Mittel ihnen vorzubeugen. S. 138. ist aber eine Stelle, die Rec. befremdete. Es heisst dort: „Wer über die Pflicht der Gerechtigkeit gehörig nachgedacht hat, wird es einsehen, wie wenig Werth eine in sich selber gute Handlung hat, zu der uns aber nur irgend eine Impulsion, oder irgend ein natürlicher Hang treibt, ohne Rücksicht auf Zweck und Folgen." Dabey steht die Note: „Dieser Satz streitet mit dem, was Hr. Kant in seiner Metaphysik der Sitten von den richtigen Motiven zu unsern moralischen Handlungen sagt. Allein ich getraue mir zu behaupten, und werde nächstens meine Gründe dem Publicum vorlegen: dass eine jede auch noch so gute moralische Handlung, die ohne Rücksicht auf ihre Nützlichkeit unternommen wird, eines denkenden Wesens unwürdig, wenigstens ganz ohne Werth sey." Rec. sieht nicht ein, wie die Behauptung im Texte Kanten widerspricht, wenn *in sich gut* hier nur so viel heissen soll, als eine für die Menschen überhaupt vortheilhafte Handlung; denn wo hat Kant je behauptet, dass eine Handlung aus Hang oder Impulsion eine moralische, an sich gute, Handlung sey? Noch weniger aber kann Rec. begreifen, wie nach der Note eine *gute moralische* Handlung eines denkenden Wesens unwürdig seyn könne. Eine solche Behauptung zu wagen, ohne nur einigen Beweis für sie anzubringen, ist eine wahre Arroganz, und giebt die Vermuthung, dass der Vf. zu unreifen Paradoxien erst die Beweise aufsucht, nachdem er sie niedergeschrieben hat. Es wäre recht sehr zu wünschen, dass man endlich anfinge, Kanten zu selbst eigner Besserung zu studiren und im Stillen zu benutzen, anstatt ihn beständig zu commentiren oder zu widerlegen. Der folgende Aufsatz, über Charakter von Flemming, hat einige gute Gedanken über die Bildung des Charakters durch die innere Kraft des Menschen selbst; sie blitzen aber noch mehr als sie leuchten. In Nr. 7. Auffoderung an meine Mitbürger, v. G. Fr. Werner. Hr. *W.* fodert zur Prüfung seines Systems auf, das er unter dem Titel *Aetiologie* vortrug, und kündigt ein Journal für Wahrheit an. Hr. *W.* giebt, nicht sehr versteckt zu verstehen, dass das Glück der Menschheit und alle Fortschritte im wahren Wissen erst durch sein System möglich werden. 3. St. Nr. 4. Was ist Natur, Bibel und Jesus? Eine kurze Beantwortung dieser Fragen, meist excerpirt aus einem Excurse meines herauszugebenden Commentars über Hiob, v. *Fr. H. Emil. Schrader*, Professor in Rinteln. Der Vf. giebt hier eine Probe seiner Bibelbehandlung. Für Leser, die mehr poetisch-philosophische Deutung der Bibel als gelehrte Exegese, und dabey eine etwas mystische Sprache lieben, wird sie sehr angenehm seyn. Nr. 5. Versuch einer richtigen Erklärung der Stelle im Livius B. 9. Kap. 19. *Absit invidia verbo — — gravis armis miles timere potest.* v. Ebend. Hr. *Sch.* erklärt die Stelle so, dass *gravis armis miles* auf die schwer gerüsteten Soldaten der Macedonier und nicht der Römer bezogen wird. Rec. scheint diese Erklärung noch besser zur Gruterschen als zu der von Hn. *S.* angenommenen Lesart zu passen. Gruter hat anstatt *Equitem*, *Equidem* und für *numquam aequis utique numquam nostris locis laboravimus*, *numq. a. u. nq. iniquis locis lab.* der Gegensatz wird dadurch klärer. Nr. 6. Erklärung des *Iudis*

tricesima sabbata in Horazens Satyren. B. 1. Sat. 9., v. ebend. Hr. S. erklärt es von dem durch Zeugen erhärteten Anfang eines Monats, und dass Arist die Entschuldigung braucht, um nur loszukommen. Nr. 9. Die Reisegefährtin; ist ein angenehmer Dialog. Das Resultat desselben ist, dass Täuschung und Nothwendigkeit den Menschen erziehen. 5. St. Nr. 3. Widerlegung des Aufsatzes im historischen Magazin von Meiners und Spittler: über die Ursachen, um welcher willen der Zweykampf fast allein unter den Germanischen Nationen herrschende Sitte war. Mit vieler Sachkenntniss von philosophischer Beurtheilung unterstützt, zeigt der Vf. die Barbarey der Sitten zu den Zeiten, da die Duelle am häufigsten waren, und zugleich, dass sie ein Product des Aberglaubens, der Rohheit und der Unvernunft sind. 8. St. Nr. 1. Ueber objectiven und subjectiven Werth des Menschen und wahre Geistesgrösse. Der Vf. nimmt hier die Worte objectiv und subjectiv in einer falschen Bedeutung. Der objective Werth eines Menschen ist ihm der, den er durch seine Talente und deren Ausbildung für die Menschheit hat, der subjective der, den er durch die Herrschaft der Vernunft über seine Kräfte hat; allein dieser Werth ist so gut objectiv als der erste. Objectiv heisst, was als ein Prädicat der Sache überhaupt zukommt, subjectiv, was ihr nur als ein Prädicat in dem Subject, das das Urtheil fällt, zukommt. Der Vf. hat den persönlichen und den relativen Werth eines Menschen mit dem subjectiven und objectiven verwechselt. Liest man anstatt objectiv, relativ, und anstatt subjectiv, persönlich oder moralisch, so sind seine Resultate richtig. Nr. 6. Plan eines geographischen Lehrbuchs für Frauenzimmer. Dem Publicum zur Beurtheilung vorgelegt, v. B. C. Dassel, Lehrer an den k. Hof-Töchter-Schulen in Hannover. Der Plan ist mit Einsicht entworfen; nur ist nicht wohl daraus zu ersehen, wo Hr. D. die Rechtspflege und Staatsverfassung abhandeln wird. Auch würde es wegen des Nachschlagens gut seyn, wenn Hr. D. bey den Ländern und grossen Städten, nicht bloss die Deutschen, sondern auch die Namen in der Landessprache mit bemerkter Aussprache, und wenn die Abweichung stark ist, auch die lateinischen und französischen Namen beyfügen wollte. 9. St. Nr. 1. Ueber den Werth der Symbole, von Horstig. Es sind viele gute Bemerkungen über die Wichtigkeit und den Gebrauch der Symbole in diesem Aufsatz; nur hat Hr. H. die ursprünglichen Symbole von den künstlichen oder historischen und beide von den Charaktern und blossen Losungszeichen nicht gehörig unterschieden. Nr. 8. Ueber den Spruch: *ubi bene, ibi patria*, v. Ricklef. Der Vf. zeigt sehr gut, dass dieser Spruch nicht moralisch sey, aber auf den von ihm dafür vorgeschlagenen: *ubi utilis ibi patria*, würde vieles von dem, was er über den erstern sagt, auch passen. Auch ist es nicht richtig, wenn er sagt; dass der Staat durch die Geburt in ihm, ein grösseres Recht auf mich erlangt, als wenn ich so in ihn trete. Als moralisches Wesen bin ich nie im Staate geboren, sondern trete jederzeit erst hinein. Der Vf. des Beytrags zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution hat hierüber sehr viel treffliches gesagt, das verdient von Hn. R. in Erwägung gezogen zu werden. Dieser Aufsatz hat den folgenden von dem Herausg.: Ueber Umlauf, erzeugt, in dem der freye Verkehr, der den Menschen ihre Ausbildung giebt, sehr gründlich vertheidigt wird. Hierauf hat Hr. R. 11. S. Nr. 4. unter der Rubrik Berichtigung einiges erwiedert, wodurch er seine Meynung so beschränkt, dass sie fast richtig wird, aber auch wenig eigenthümliches mehr behält. 10. St. Nr. 2. enthält eine Anpreisung der Biographie Franklins und treffliche Lehren für einen Jüngling. Nr. 5. Ist ein Auszug aus einem seltnen Buche von Toland, *Pantheisticon, sive formula celebrandae sodalitatis socraticae* etc., den viele Leser mit Vergnügen lesen werden. 12. St. Nr. 3. Reise auf den Montblanc und in einige malerische Gegenden Savoyens; aus dem französischen v. M. Reinicke, Verfasser der Eichenblätter. Lebendige Darstellung, richtiges Gefühl für die Schönheit der Natur, reine Sprache und fliessende Versification in den poetischen Stellen dieser Reise geben hier eine so angenehme Lectüre, dass jeder Leser wünschen wird, eine Fortsetzung derselben zu erhalten.

Für Liebhaber der Poesie ist auch in diesem Journal gesorgt, und sie finden hier manche gute Lieder und Gedichte, wovon wir nur einige anführen wollen: 2. St. Nr. 4. Vatereinfalt oder der Priesterstein, von Klousen. 5. St. Nr. 1. Eine Probe einer metrischen Uebersetzung von Thomsons Jahrszeiten, von Harries, Prediger in Sieverstädt, die sehr viel verspricht. 7. St. Nr. 3. An die Vernunft, v. Pfeffel. 8. St. Nr. 2. *Lumen coeleste*, ein treffliches Lied; den Menschenrechten geweihet. 11. St. Nr. 1. Eine meisterhafte Uebersetzung der Hymne von Desorgues: *Etre infini que l'homme adore*, in der Melodie: *Wachet auf ruft uns die Stimme*.

Diese Darstellung des Inhalts dieser Zeitschrift wird wohl hinreichen, dem Leser zu beweisen, dass der Geist, der in ihr wohnet, ein Geist des Lichts und Rechts ist, und dass ihre Verbreitung vielen Nutzen stiften kann. Wir schliessen diese Anzeige mit einer kleinen Ode aus dem 5. St. Nr. 10.:

O ich klage mit dir, dass man die Wahrheit scheuet,
Aber wunderst du dich, wenn man beym Gaukelspiel
Jeglichem Strahle des Tages
Unerbittlich den Zugang sperrt?
Viel sind der Mummereyn auf dem Gerüste des Staates,
Nur durch der Vorurtheile Kerzenbeleuchtung glänzt
Noch das Gebild; es verschwände,
Leuchtete, Wahrheit, dein Tageslicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. October 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

Wien, auf Kosten des Herausgebers und in Commission b. Wappler: *Beschreibung und Gebrauch einer neuen Weltkarte in zwey Hemisphären,* welche auf den *Horizont von Wien* entworfen und mit den neuesten Entdeckungen vermehrt (also eine neue Auflage? oder ein Nachstich?) worden von *J. A. Ecker.* 1794.

Hierzu gehört:

Die obere oder nördliche, und *die untere oder südliche Halbkugel der Erde* auf den Horizont von Wien stereographisch entworfen etc. 2 Bl. in gr. Landkartenformat. (Preis von beiden 3 Rthlr.)

Es ist nicht nur den Bewohnern eines Staates angenehm und gewissermassen schmeichelhaft, ihre Hauptstadt als den Mittelpunkt der Welt zu erblicken, wenn diese auf einer ebenen Fläche dargestellt wird; sondern es ist dies auch für diejenigen unter ihnen, die sich mit geographischen Gegenständen beschäftigen, von mannichfaltigem Nutzen. Denn bekanntlich lassen sich dadurch eine Menge geographischer Aufgaben beantworten, zu deren Auflösung sonst ein Globus unentbehrlich ist. Wien verdiente seinen Chrysologue oder Bode so gut, als Paris oder Berlin, und liegt von diesen Städten sowohl als von Leipzig und Nürnberg zu weit entfernt, als dass die auf den Horizont dieser Städte entworfenen Planiglobien für die Bewohner jener Gegend brauchbar seyn könnten. Diese werden es daher Hn. E. Dank wissen, dass er sich dieser Arbeit unterzogen hat. Auf neue Aufklärungen in der Geographie war es gar nicht abgesehen, und eine so kritische Behandlung, wie Arrowsmith und Bode ihren Weltkarten widmen, muss man hier nicht erwarten, noch weniger sich wundern, hie und da Fehler und Mängel zu bemerken, die bey einer so mühsamen und mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen Arbeit auch wohl dem Bestunterrichteten und Geübtesten entwischen.

Rec. hat die vorliegende Karte und die ältere Bodische gegen einander gehalten, und diese Vergleichung war im gegenwärtigen Falle nicht nur erlaubt, sondern sogar nothwendig, da Hr. E. mit einer rühmlichen Offenherzigkeit gesteht, diese Bodensche Karte als Leitfaden bey seiner Arbeit gebraucht zu haben. Nur hätte er diesem berühmten Vorgänger nicht auch in der fehlerhaften Ueberschrift folgen sollen. Der Horizont von Wien zeigt so wenig, (eigentlich noch etwas weniger,) als der von Berlin, die *nördliche* Halbkugel, und die Regel: *a potiori fit denominatio,* scheint hier keiner Anwendung fähig zu seyn. Der Mathematiker sollte sich nie von der strengsten Genauigkeit entfernen, und alles sorgfältig vermeiden, was auf falsche Begriffe leiten kann. Bey der Vergleichung hat Rec. gefunden, dass die Eckersche Karte einen deutlichen Stich, eine sehr lesbare Schrift, und eine sanfte methodische Illumination vor der Bodenschen voraus hat. Sie ist weit sparsamer mit Namen besetzt, als jene: aber was da ist, fällt leicht und angenehm in die Augen. Dass die Besitzungen der Europäer in den übrigen Welttheilen mit eben den Farben illuminirt sind, welche die Hauptstaaten in Europa haben, erleichtert die Uebersicht der verschiedenen Herrschaften, unter welche jetzt die Erde getheilt ist, ungemein; und dass einige, die keine Colonieen besitzen, mit solchen, die dies Glück oder Unglück haben, ähnliche Farben zeigen, wie z. B. Deutschland mit Spanien, wird wohl keine so grosse Misverständnisse verursachen, als die vermöge der Illumination den Engländern eingeräumten weiten Besitzungen auf Jucatan und der Muskitoküste, wo sie nur unter vieler Einschränkung Holz fällen dürfen. Auch von Nieder-Guinea ist die Illumination nicht genau genug. Die amerikanische Nordwestküste hat Hr. E. zu früh unter die Engländer und Russen vertheilt, zum Nachtheil der Spanier, die, wenn auch die erste Entdeckung zum Grundsatz angenommen ist, doch unzweifelhafte Rechte auf Theile derselben haben. Und wie kommen die Engländer zu Alaska? — Bey genauerer Durchsicht merkt man bald, dass der Vf. neue und gute Karten vor sich gehabt, und mit Ueberlegung benutzt hat. So ist Nordafrika offenbar nach Rennel, Nordamerika nach Arrowsmith's älterer Weltkarte oder Forster's Karten bearbeitet. Doch hätte Hr. E. nicht noch Neufundland zwischen den Engländern und Franzosen getheilt darstellen sollen. Die Behandlung von Ostindien ist nicht ganz beyfallswürdig. Die Staaten der Seiks sind zu weit gegen die Marattenstaaten ausgedehnt, und mit den Ländern Nepal und Butan, und der ganzen östlichen Halbinsel vereinigt. Tibet wird als *Reg.* (was soll das heissen? vermuthlich *Regnum,* aus einer lateinischen Karte buchstäblich nachgeschrieben) *des grossen Lama* angegeben; wenigstens müsste es heissen *der Grofs-Lamen,* denn es ist zwischen zweyen getheilt, und Tissulumbu hätte als die Residenz des einen, und als eine wichtige Handelsstadt, nicht weggelassen werden sollen. Die dunkle Gegend im Norden von Japan ist noch nach ältern Begriffen vorgestellt, und die Cook-Behringsstrasse ganz verfehlt. In Australien hat Rec. keinen sonderlichen Fehler bemerkt. Die neuern hier verzeichneten Entdeckungen gehn bis auf Bligh's und Mulgrave's Inseln herauf. Europa wird auf Weltkarten gewöhn-

wöhnlich von den Zeichnern vernachläſsigt, und von den Lesern wenig angesehen; man ist zufrieden, wenn nur die Hauptpunkte richtig niedergelegt sind. Das System der Gebirgsketten erscheint bey Bode, der schlechten Schraffirung ungeachtet, weit genauer und vollständiger, als hier. Der mathematische Theil der Karte ist ganz nach Bode bearbeitet. Die hierbey etwa begangenen Fehler können erst bey fortgesetztem Gebrauch gelegentlich entdeckt werden. Der Stecher, Hr. *Hieronymus Benedicti*, überrascht durch seine treffliche Arbeit; doch kommen wohl einige Fehler in den Namen, und die sonderbare Vorstellung der Insel Madeira auf seine Rechnung.

Das Buch ist gröſstentheils eine Reduction der Bodenschen Beschreibung, zum Theil wörtlich abgeschrieben, nur, wie sichs versteht, mit den für den veränderten Horizont nöthigen Veränderungen. Es enthält zuerst eine *Beschreibung der Karten, ihrer Kreise, Bögen, Linien und Punkte, und derselben Illuminirung;* (aus dieser hätte der Vf. die ohnehin nicht ganz genaue Angabe der Besitzungen der Europäer in den andern Welttheilen um so mehr weglassen sollen, da er geographische Compendien citirt;) dann eine *Erläuterung der dieser Beschreibung beygefügten Tafeln;* und endlich einen Unterricht über den *Gebrauch der Weltkarten und der nachfolgenden Tafeln, durch verschiedene Aufgaben gezeigt.* Alles wie im Bode. Der Eckerschen Aufgaben sind 25, der Bodenschen 26; die weggelassene ist die 17te, die Mittagshöhe der Sonne über dem Horizont, ihren Abstand vom Scheitelpunkt und Pol, für einen gegebenen Ort und Zeit zu finden? sie ist aber ganz schicklich mit der dritten zusammengezogen. Der Tafeln sind bey Bode 18, hier nur 7, für die leichtern und gewöhnlichen Fälle, auch sind verschiedene vereinigt. Hier zeigt sich die eigene Arbeit des Hn. *E.* mehr als in den Aufgaben, wo er Hn. Bode mehrentheils ausgeschrieben hat. Wir bemerken nur, das in das Verzeichniſs der geographischen Länge und Breite die neuern Berichtigungen eingetragen sind, jedoch nicht alle, z. B. nicht die von Hamburg, wovon man hier noch die alten Angaben lieset, die durch Hn. Reinecke längst verbessert sind.

WIEN, b. von Schmidbauer u. Comp.: *Wienerischer* (Wiener) *Universitäts Schematismus*, für das Jahr 1794. Herausgegeben von *Anton Phillebois*, Universitäts-Subpedell. 140 S. — Für das Jahr 1795. 196 S. 12.

Universitätsverzeichnisse, wenn sie gut eingerichtet sind, haben für die Literatur manchen Nutzen. Selbst der gegenwärtige, der gleichsam nur eine Skizze ist, giebt doch zu verschiedenen Bemerkungen und Vergleichungen Anlaſs. Unter den 42 Professoren kommen neben einigen berühmten, viele *viri obscuri* vor, deren Namen man vergebens ausser diesem Schematismus suchen würde. — Das *Summum*, was ein ordentlicher Professor täglich liest, sind zwey Stunden. Dies macht wöchentlich, nach Abschlag des anderthalb Tages, wo gar nicht gelesen wird, neun Stunden aus. Bey der medicinischen Facultät hat der Professor der Klinik eine Stunde mehr. Rechnet man hiezu die gewöhnlichen Ferien, z. B. in Weyhnachten, in der Charwoche; die katholischen Feyertage; die akademischen Feyerlichkeiten etc. so kann man leicht annehmen, daſs der auf zehn Monate bestimmte Curs, kaum acht Monate beträgt. Welche erwünschte Muſse bleibt da dem vom Staate besoldeten Professor zu seinen anderweitigen literärischen Arbeiten übrig! Die Universität hat 33 Stiftungen, (Stipendien) für 95 Studenten, theils aus österreichischen, theils anderen Ländern, als aus der Oberpfalz, Westphalen, Wirtenberg, Elsaſs etc. Einige darunter haben ganz eigene Bestimmung; z. B. die Geislerische, für 6 Studenten aus der Lausitz, Schlesien und den angränzenden Landen, wie auch für zwey Mädchen, so den *Membris academicis* gedient, und sich verheyrathet haben. — Es wäre zu wünschen, der Vf. hätte hier die Stiftungscapitalien, und den jährlichen Betrag der Zinsen angegeben. — Im J. 1793 erhielten die Doctors Würde in der Theologie 2, im J. 1794 Keiner. In der Jurisprudenz 12 und 7. In der Medicin 41 und 26. In der Philosophie 3 und Keiner. Gestorben sind in diesem zwey Jahren 9 Doctoren der Theologie; 9 der Rechte; 14 der Medicin, und 8 der Philosophie. Des Aeskulaps *laeta propago* war also die fruchtbarste. Als Mitglieder der Facultaten sind aufgenommen worden: 1 Theologe, 16 Juristen, 15 Aerzte und 6 Philosophen. Insgesammt zählte im J. 1794 die theologische Facultät 72 Membra, die Juristische 162; die Medicinische 293, die Philosophische 50. — *Bey* allen Promotionen in diesen zwey Jahren sind 5 Dissertationen erschienen. An den drey Gymnasien sind angestellt: 3 Praefecte und 16 Professoren: Die Professoren an der Realakademie hätten hier auch mit Recht stehen sollen. — Unter den Hofresolutionen, die 1793 an die Universität ergangen sind, ist eine von 31 Jänner, vermöge welcher den Beamten die genaueste Verschwiegenheit bey Behandlung der Geschäfte bey wirklicher Cassirung vorgeschrieben wird. Unter dem Artikel: *Feyerlichkeiten* und *Neuerungen*, wird erzählt, daſs am Ostertag, Pfingstsonntag etc. der Hr. *Rector Magnificus* und die Hn. *Decani* dem feyerlichen Gottesdienst in der Domkirche beygewohnt haben. Von Programmen, Abhandlungen etc., die gewöhnlich bey solchen Gelegenheiten auf anderen Universitaten geschrieben werden, liest man hier nichts. Hr. *Phillebois* könnte diesem Schematismus mehr Brauchbarkeit geben, wenn er sich mehr Mühe gäbe, z. B. die Zahl der Innländer und Ausländer anzugeben, den Sterbetag der Mitglieder genau anzumerken, weil er, besonders wenn sie Schriftsteller waren, in mancher Rücksicht wichtig ist. Ferner was der Verstorbene für ein Amt gehabt, was er geschrieben. Ueberhaupt könnte dieser Schematismus das ganze Lehrfach in Wien enthalten; die Bücher angeben, die jährlich von den Professoren sind herausgegeben worden u. d. m. Der Jahrgang 1795 enthält die Statuten, Diplomen und Privilegien der Wiener Universität bey ihrer Errichtung im J. 1365, aus dem Lambecius, die in den folgenden fortgesetzt werden.

LITERARGESCHICHTE.

Berlin, b. Lagarde: *Zustand der neuesten Literatur, der Künste und Wissenschaften in Frankreich*, in Auszügen und Erläuterungen von *C. A. Böttiger*. Erstes Bändchen. 1795. 170 S. 8. (12 gr.)

Man findet hier nicht ein zusammenhängendes historisches Gemählde des jetzigen Zustandes der Künste und Wissenschaften in Frankreich, weswegen auch der Zusatz auf dem Titel: *in Auszügen und Erläuterungen*, nicht zu übersehen ist; wohl aber wichtige Beyträge zu solch einem Gemälde. Dieses erste Bändchen enthält *fünf* Abhandlungen, die zum Theil schon einzeln in Journalen dem Publicum bekannt und dort mit Interesse gelesen worden sind. Hr. B., an dem alles, was Literatur und Kunst angeht, in der alten und in der neuesten Welt einen aufmerksamen Beobachter hat, musste bey den Nachrichten von dem gallischen Vandalismus unter Robespierre nothwendig an ähnliche Vorgänge aus der alten und mittlern Geschichte denken; es sind also theils diese Vergleichungen, die den Stoff zu den vorliegenden Abhandlungen liefern, theils commentirt Hr. B. aus dem Schatz seiner bekannten literarischen Gelehrsamkeit die Berichte, welche uns die Franzosen selbst über die Zerstörungen geben, die jene Rolle sitten- und gefühlloser Terroristen unter den Denkmalern des Geschmacks und der Künste angerichtet hat: I. *Marcus Antonius; Pierre la Ramee; Condorcet.* Der römische Redner, der sich nahe bey Rom in die Hütte eines seiner Clienten verkrochen hatte, aber aufgefunden und auf Befehl des harten Marius getödtet wurde; Peter Ramus, der gelehrte Bekämpfer der Scholastik, der bey der Pariser Bluthochzeit umkam; und der Girondist Condorcet, Mitglied der vornehmsten gelehrten Gesellschaften in Europa, der, fast schon gerettet, doch noch ein Opfer der Parteywuth wurde, haben in ihrem Verdienst und in ihrem traurigen Schicksal eine überraschen de Aehnlichkeit unter einander. II. *Das Colossaldecret des Pariser Nationalconvents vom 17 Nov. 1793.* Nach einer, den lebhaftesten Unwillen erregenden Aufzählung der vielen zerstörten Monumente der Bildhauerkunst führt der Vf. das Decret an, worinn auf den Vorschlag des Malers David alle Künstler aufgefodert werden, Modelle zur Concurrenz einzuliefern, aus denen eins für die zu errichtende Colossalstatue, den personificirten Triumph des Volks über Tyranney und Aberglauben vorstellend, gewählt werden sollte. Vorläufig wurde bestimmt: die Colossalfigur sollte in der einen Hand die Bildnisse der Freyheit und Gleichheit tragen; mit der andern sich auf eine Herkuleskeule stützen; auf der Stirne sollte: *lumière*; auf der Brust: *Natur und Wahrheit*; auf den Armen: *Stärke*; auf den Händen: *Arbeit*, eingegraben werden. Das Piedestal sollte aus Trümmern bestehen. — Ja wohl eine Colossalidee zu einer Colossalstatue! Kein Künstler hat Modelle zu diesem Kunstungeheuer geliefert, und es ist, Dank dem Genius des Geschmacks, bey dem blossen Decret geblieben. Am auffallendsten ist es, dass ein so talentvoller Künstler, wie David, durch die Revolutionsideen, selbst über Gegenstände, die sein Metier angehen, einen so veränderten Geschmack angenommen hat, oder dergleichen Vorschläge doch Einmal, wenn auch gleich in einer vorübergehenden Ueberspannung, zu thun fähig gewesen ist. III. *Artistischer Lebenslauf des Mahlers David.* Vorzüglich interessant! Davids Hauptgemälde, das er 1785 in Rom vollendete, ist der *Schwur der Horatier.* 1789 verfertigte er einen Brutus, wie er nach der Hinrichtung seiner zwey Söhne in die Wohnung zurück geht. Portraits malte er nur zum Vergnügen, und verschenkte sie; denn er war reich und machte in Paris ein angesehenes Haus. David war vor der Revolution ein Mann von gelassener und ruhiger Denkungsart; aber sein, durch das Verweilen in der griechischen und römischen Welt belebter Freyheitssinn uud die Kunstgriffe Robespierres brachten ihn zu jenem extravaganten Jakobinismus, der ihm durchaus unnatürlich war. Gelegentlich wird hier etwas von seinem Schüler Drouais gesagt, berühmt durch seinen Marius, Philoktet und Gracchus; Drouais starb 1788 im 25sten J., allgemein bedauert. — IV u. V. *Berichte des Unterrichtsausschusses über den Zust. d. K. u. W. unter Robespierres Regierung.* Es sind die Berichte des Deputirten Gregoire vom 31 Aug. und 13 Dec. 1794, worinn ein trauriges Verzeichniss der Zerstörungen geliefert wird, welche die Terroristen unter der Dictatur Roberspierres an Kunstwerken verübt haben; dieses Verzeichniss bereichert Hr. B. mit sehr interessanten Noten aus der ältern und neuern Kunstgeschichte.

Hoffentlich wird die neueste Periode der französischen Revolution einen erfreulichern Stoff liefern, als die erstere, von der hier die Rede ist, und so wird auch in dieser Rücksicht die Fortsetzung dieser Sammlung von Aufsätzen mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden. Schade, dass diese wichtige Schrift so nachlässig gedruckt und die Druckfehler, besonders in den Namen, nicht einmal angezeigt sind. So steht z. B. S. 11 *Taillant* für Vaillant. S. 64 *Trojanische* Säule für Trajanische. S. 68 ihre *Wunde* nicht vergessende, für *Würde.* S. 97 *Fiamango* statt Fiamingo. S. 117. Z. 8 *ihrer* statt *seiner.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Unger: *Ueber Du und Sie in der deutschen Sprache.* Vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Berlinischen Akademie der Wissensch. am 30 Jan. 1794. von D. *Friedr. Gedike.* 1794. 51 S. 8. (6 gr.) Eine kleine Schrift von so grossem Interesse und so gefälliger Darstellung, als man auf dem ersten Anblick von der Behandlung eines so speciellen grammatischen Gegenstandes kaum erwarten sollte. Schon oft sind wohl im Gespräche und auch gelegentlich in Schriften Betrach-

tungen über die sonderbare Eigenheit unserer Muttersprache, die dritte Person des Plurals zur Anrede an eine gegenwärtige Person zu gebrauchen, angestellt worden; aber vielleicht noch niemals mit *dem* Scharfsinn und *der* Vollständigkeit, wie in dieser akademischen Vorlesung, die jedem Freunde philosophischer Sprachuntersuchung die angenehmste Unterhaltung gewährt, und einen willkommnen Beweis giebt, was wir von der Thätigkeit der Berliner Akademie d. Wiss. in Absicht auf die Bearbeitung unserer Sprache zu erwarten haben. Wir theilen den Inhalt derselben zusammengedrängt mit. Die Sprache eines Volks ist als Spiegel des Nationalcharakters anzusehen; die neue Erscheinung des umgeänderten Sprachgebrauchs in Frankreich unter der Herrschaft der Jacobiner ist ein abermaliger Beweis von dieser Wahrheit; diese Nation hat mit ihrer Verfassung zugleich die Fesseln der Grammatik und Rhetorik zerrissen. Die größte Veränderung hat indess das immer ärmer werdende Wörterbuch der französischen Höflichkeit erlitten. Das unschuldige Monsieur ist eine Injurie geworden und Tu hat dem Vous Platz machen müssen. Man hätte, um die Gleichheit in der Anrede herzustellen, leichter das viel gewöhnlichere Vous zur alleinigen Anrede einführen können; aber es war dem System der französischen Levellers viel angemessener, durch das Tu die höhern Stände zu den niedern herunter zu ziehen, als umgekehrt durch den alleinigen Gebrauch des Vous die niedern zu den höhern Classen hinaufzuheben. Ueberdies schmeichelt dies letztere ihrer Sucht, es in allem den Griechen und Römern nachzuthun: ob sie gleich bedenken sollten, dass Rom unter seinen Despoten und der ganze sklavische Orient auch nur die zweyte Person des Singulars zur Anrede brauchte. — Keine Sprache ist in der Vervielfältigung der Anredeformen weiter gegangen, als die Deutsche, und es entsteht bey uns folgendes Barometer der Höflichkeit: *Du*, *Ihr*, *Er*, *Wir*, *Sie*. Schmeicheley, oder vielmehr eine mit der Empfindung des Abstandes von dem angeredeten Subject durchdrungene Demuth, hat zuerst den Angeredeten als eine vervielfachte Person durch *Ihr* angeredet; dann durch *Er*, um ihn gleichsam als aus seinem Horizont entfernt darzustellen, (eine Form, die selbst den orientalischen Sprachen nicht ganz fremd ist; z. B. I Sam. 25, 25. Mein Herr setze nicht *sein* Herz etc.; eben so die Portugiesische, Spanische, Schwedische und Ungarsche Sprache) und endlich verband man gar beide Formen zu dem unnatürlichen *Sie*, so dass die deutsche Sprache fast die einzige ist, die, indem sie auf *Sie* anredet, beides, sowohl das Vergrößerungsglas, als das Fernglas der Höflichkeit, d. i. den Pluralis und zugleich die dritte Person gebraucht. Diese Form ist sogar eine Quelle von einem gewöhnlichen Sprachfehler geworden, indem man sich scheut, zu einem wohlerzogenen Frauenzimmer im Accusative *Sie* zu sagen, damit sie nicht glaube, man wolle sie im Singular anreden; also, der Grammatik zum Trotz, nicht: ich habe *Sie* gesehen — sondern: ich habe *Ihnen* gesehn. Dann ist dieser Fehler auch in die Anrede an ein männliches Subject eingeschlichen, und häufig in Deutschland, besonders aber in Berlin anzutreffen. Ein berühmter deutscher Schriftsteller wusste daher den dortigen Damen, als sie über den Unterschied des *mir* und *mich*, des *Ihnen* und *Sie* von ihm belehrt zu seyn wünschten, keinen bessern Rath zu geben, als, sich ein für allemal entweder für das *mich* oder für das *mir* zu entscheiden, und das eine davon ohne Ausnahme zu brauchen, weil sie auf diese Art wenigstens nur halb so oft, als sonst fehlen würden. — Endlich ist das *Sie* fast allgemein geworden, und wird auch von Höhern gegen Niedere gebraucht. Diess ist von der einen Seite ein Beweis von der zunehmenden Humanität der höhern Stände; von der andern hat aber auch das Hinaufdrängen der niedern Klassen in die Region des *Sie* seinen auffallenden moralischen Nachtheil. — Nun folgen eine Menge artiger und überraschender Beweise von der lächerlichen Titelsucht der Deutschen, zu denen jede Gegend von Deutschland noch einen reichlichen Beytrag liefern könnte; Bemerkungen über die Thorheit, dass die Weiber den Amtstitel ihrer Männer führen: wo man oft nicht weiss, wie man diesen Titel verweiblichen soll; so sagen z. B. einige: Frau Syndicin, Leibmedicin; andere: Frau Syndica und Leibmedica; die meisten aber, allem Wohlklange zum Trotz, Frau Syndicu[s]in Leibmedicussin. Am auffallendsten ist dies Haschen nach ho[hen] Titeln bey den kirchlichen Proclamationen vor einer Hoch[zeit], wo sich der Krämer als Kaufmann, der Höcker als Victua[lien]händler, der Trödler als Meubleur, der Kürschner als Ra[uch]händler, der Hexelschneider im königlichen Stall als königl[icher] Hofmarstall-Officiant, der Kirchenknecht als Kirchendiener, [der] Brauer als Bier- und Essigfabricant u. s. w. aufbieten lässt; [der] Lumpensammler betitelt sich Gassenmusikant und Lumpensortirer und der Ratzenfänger nennt sich in öffentlichen Zeitungen ga[nz] ernsthaft einen *Kammerjäger*, — eine Nationalthorheit, zu d[er] die vornehmen Stände unter uns durch ihre Eitelkeit und Tit[el]sucht offenbar den Ton angegeben haben. —

Da das einfache *Sie* durch die Allgemeinheit von seinem We[r]the verlohren hat, so hat man neue Formen erfunden, den U[n]terschied der Stände anzuzeigen. Man sagt nun: *der Herr Ho[f]rath wissen es*, welches doch in der That eben so viel ist, als: [Sie] *wissen es*. Amtstitel sollten vernünftiger Weise nur bey Aus[übung] der Amtsverrichtungen gebraucht werden; wie schleppend w[ird] nicht unsere Umgangssprache durch die beständige Wiederho[lung] der Amtstitel, statt des kürzern Pronomens *Sie* und *Ihnen*; [zu]mal wenn diese Titel lang sind, wie Generalsuperintendent, Ob[er]consistorialrath u. s. w. Selbst die holländische Sprache ist da[rin] vernünftiger, als ihre deutsche Mutter, indem die vornehm[sten] Personen der niederländischen Republick die Pradicate ihrer [Aem]ter nur in öffentlichen Geschäften führen, dagegen sie im Umg[an]ge gleich andern mit dem einfachen *Mynheer*, so wie ihre Frau[en] und Töchter mit *Mevrouw* oder *Mejuffrouw* begrüsst werden. — Eben so ist es mit den im Schreiben üblichen *Dieselben*, *Ihr[o]*, *Dero*, *Allerhöchstdieselben*, *Wohlgebohrn* u. s. w.

Das Resultat von diesem allen ist: Die deutsche Sprache h[at] bis jetzt alle Formen der Anrede erschöpft; wie, wenn wir n[un] zu dem Einfachern zurück kehrten? Alle übrigen Formen der A[n]rede auszustossen und sich, wie das Neufranzösische, bloss a[uf] das *Du* einzuschränken, hält der Vf. nicht für gut; vielmehr [ist] es vortheilhaft, wenn eine Sprache mehrere Formen der Anre[de] habe; nur nicht so viele, als bisher die Deutsche. Er stim[mt] für zwey solcher Formen; weniger, um den Unterschied der Stä[n]de, als vielmehr um den verschiedenen Gemüthszustand, wor[in] sich der Anredende gegen den Angeredeten befindet, zu bezeich[nen]. Die eine als Sprache des Herzens, die andere als Sprache des Ver[]standes; die eine als Sprache der, sey es freundschaftlichen o[der] feindschaftlichen, Annäherung, die andere als Sprache der Entfer[]nung und Zurückhaltung; die eine als Ausdruck der Empfindung, [die] andere als Ausdruck der Ueberlegung; die eine als Resultat der L[ei]denschaft, die andere als Ausdruck der kältern, vom Verstan[de] vorgeschriebenen Höflichkeit. Die erstern Eigenschaften, das Ge[]präge der Sprache des Herzens und der Leidenschaften, hat die[]ser *Du*, das wir, ungeachtet jener Vervielfältigung der Form[en] noch immer in der Anrede an *Gott*, und überhaupt in der höh[ern] Sprache der Beredsamkeit und Poesie, so wie im vertraulich[en] oder leidenschaftlichen Tone gebrauchen. Die andern Eigenscha[f]ten finden wir in unserm *Sie*, welches das Gepräge des Verstan[]des und der Ueberlegung trägt. Vielleicht, dass selbst das *Si[e]* noch einmal von dem unstreitig natürlichern *Ihr* wieder verdrängt wird. Durch diese beiden Formen der Anrede, *Du* und *Ihr* wü[r]de die Sprache jede mögliche Empfindung, jedes mögliche psycho[]logische Verhältniss des Redenden zu dem Angeredeten auszu[]drücken im Stande seyn. Wenn es sich der Engländer *Lowndes* (S. Berl. Monatsschr. Febr. 1795.) einfallen lassen konnte, de[n] Franzosen vorzuschlagen, ein genus neutrum ganz neu in ihre Sprache aufzunehmen: wie viel natürlicher und leichter zu er[]füllen ist der Wunsch des Vf., zu dieser ehemals schon gebräuch[]lich gewesenen Simplicität nur wieder zurück zu kehren?

Diese Vorlesung ist mit den neuen Ungerschen Lettern ge[]druckt, deren Gebrauch Hr. *Gedicke*, wie er in der Vorre[de] sagt, als einen Uebergang von dem Deutschen zu dem La[tein]schen Charakter ansieht, durch den also die allgemeine Einfüh[]rung des Letztern erleichtert werden würde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. October 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Paris, b. Méquignon: *Traité complet d'Osteologie* suivant la méthode de Desault, par *Hyacinthe Gavard*, son éléve. Seconde edition augmentée du traité des Ligamens. Tome premier. 360 S. gr. 8. L'an troisieme de la République. auf schlecht Papier (2 Rthlr. 8 gr.)

Unter der Bedrohung, alle Nachdrucker zu verfolgen, steht der handschriftlich unterzeichnete Name des Vf. Eine kurze lateinische Dedication an den verewigten Desault, die sich endigt: *Anno Tertio reipublicae democraticae unius et indivisibilis.* Schilderung, wozu die Osteologie nützt und nicht nützt. *L'Osteologie n'est pas necessaire pour connoitre les maladies, qui ne se manifestent que par leur simptômes, et dont la nature est inconnue: telles que les ramolissemens des os dans le rachitis.* (Wie will man aber denn einen vorgelegten rhachitischen Knochen erkennen, wie will man zeigen, dass die vorgeschlagenen, bis jetzt noch gebräuchlichen, Methoden, Buckel, die von der Rhachitis kommen, zu heilen, absurd sind; wie will man eine bessere Methode vertheidigen, wenn man keine Osteologie weiss. Gerade dieses Beyspiel scheint daher nicht zum Besten gewählt. Denn ohne genaue Kenntniss der Knochen kann man kaum eine einzige Erscheinung in dieser Krankheit erklären.) — Zum Studium der Osteologie solle man ja schickliche Körper auswählen, man solle die plötzlich gestorbenen in dieser Hinsicht verwerfen; Warum? wird nicht gesagt, denn es sind ja nicht alle plötzlich gestorbnen fett, wenn man nach dem vorhergehenden Satze glauben sollte, dass das etwa der Grund wäre, oder hat man nicht Handgriffe genug, das Fett auszuziehen? freylich nicht durch das unzureichende Kochen, das der Vf. auch noch vorschlägt. Er räth, die Knochen zu firnissen, und nennt dies *une bonne maniere;* kann man sich aber wohl etwas hässlicheres denken, als ein gefirnisstes, d. h. verdorbenes Skelet? — *De la Conformation externe des os — du nom des os. — Du nombre des os.* Er bleibt hier bey den alten Irrthümern, trennt das *os occipital* vom *sphénoide* — nimmt vier Gehörknöchelchen an, dagegen nur ein Brustbein, nur ein Zungenbein, nur ein Steisbein, ja er sagt gar S. 10: *on rapporte l'os hioide à la machoire inferieure.* Die Sehnenknöchelchen werden als unbestimmt angegeben. *De la Position des os;* die Knochen lägen theils flacher, theils tiefer, oder die *Position* ist entweder *absolue* oder *relative.* *De la Grandeur des os:* er unterscheidet 5 Classen, *très grands, grands, moyens, petits, très petits.* Die Grösse lasse sich nach Fuss, Zoll und Linie bestimmen. Arbeitende Leute hätten grössere Knochen. (Dies scheint uns aber nicht der Fall, im Gegentheil glauben wir beobachtet zu haben, dass zum schönen Wuchs des Skelets mässige Ruhe gehöre.) — *De la Figure des os;* er verwirft, wie billig, die Vergleichungen mit Hufeisen, Muscheln, Flügeln etc. als oft unnütz und nachtheilig, theilt die Knochen in paarige und unpaarige, symmetrische oder regelmässige (*reguliers*), und in unsymmetrische oder unregelmässige; endlich in lange, breite und dicke. *De la Direction des os;* nach dieser liegen die Knochen horizontal, vertical, oder oblique. *Des Parties externes des os; de la Diaphise; des Regions des os; des Faces des os; des Bordes des os; des Angles des os.* — *Des Eminences des os;* diese theilt er in *articulaires ou diarthrodiales* und *non articulaires ou sinarthrodiales.* (Aber sind denn alle Gelenkflächen hervorspringend oder *eminens?*) *Des Cavités des os;* diese sind *articulaires* und *non articulaires.* *Des Inegalités des os.* Diese theilt er in *musculeuses, tendineuses, aponeurotiques, ligamenteuses* u. s. f. *De la Structure interne des os; de la Couleur des os* „*on remarque en général que les os placés près du coeur sont moins blancs, que ceux, qui en sont eloignés; probablement, parce que le sang etant poussé avec moins de force vers ces derniers, leurs vaisseaux sont moins developpés.*" (Wie kann man doch so etwas schreiben? Sind die Ribben nicht dem Herzen näher, als das Fersenbein, und dennoch nicht weisser? Alle auch die entferntesten Gefässe sind so viel, als sie sollten, entwickelt, oder *developpés comme il faut.* Welchen unphilosophischen Begriff überhaupt setzt das *moins developpés* nicht voraus? Nicht gehörig präparirte Wirbel sehen freylich schmutzig und dunkel aus. Ueberhaupt sollte man doch endlich einmal dergleichen Begriffe verbannen.) *De l'Epaisseur des os;* die Knochen seyen in Männern dicker. *De la Densité des os;* sie seyen dichter in alten Leuten, und überhaupt in Männern. *Des Elémens ou Principes des os.* Sie enthielten *Feu* (Wärmestoff), Luft, Wasser (eigentlich doch nur die Gasarten, die mittelst des Wärmestoffs entstehen.) Fett, Phosphorsäure, elektrisches Fluidum (?) Salze. Auch scheint er *Fibres des os* anzunehmen, die aber wohl nicht einmal logische Haltbarkeit haben. *Dans l'hiver de 1784 à 1785 en dissequant à l'hôpital de la Charité de Paris, par un temps chaud et pluvieux, je fus surpris de voir tous les cadavres lumineux; comme toutes les parties ne l'étaient pas egalement, j'examinai quelques os nouvellement decharnés, sur lesquels le phénomène etait tres marqué; j'en ratissai un dans une assez grande etendue pour le depouiller de son périoste, et il resta toujours lumineux dans cet endroit.* — *De la Substance* com-

compacte des os. Die Irrthümer von *tabula vitrea*, von *Exfoliation* sind treulich beybehalten. Die Knochen würden in Krankheiten empfindlich. *De la Substance spongieuse des os*; diese sey nicht empfindlich. *De la Substance reticulaire;* diese nehme *principalement le milieu des os longs* ein; (so haben wir es nie gefunden.) *Des Cavités internes des os* theilt er in *grandes, moyennes et petites.* Bemerkungen über den Callus gebrochner Knochen; und über die Gefäfslöcher. Die kleinsten Poren enthielten den Knochensaft. (?) *De la Membrane, qui revêt exterieurement les os;* oder der Beinhaut. Wahrscheinlich habe sie auch Nervenfädchen, doch sey sie im natürlichen Zustande unempfindlich. Er erzählt ein paar Fälle von Desault, die dies beweisen. — *De la Membrane, qui tapisse les os interieurement.* Die Nerven ausgenommen, sey kein Theil empfindlicher als diese Membran, wie Versuche an Menschen und Thieren lehrten; z. B. bey den Amputationen empfänden die Leidenden einen sehr heftigen Schmerz, sobald man aufs Mark käme. Daher sey der *Dolor osteocopor* in der Gicht, beym Skorbut, in dieser Haut. (Alles dieses haben wir, bey den häufigen Gelegenheiten im jetzigen Kriege, dies zu untersuchen, gar nicht so gefunden.) — *Des Vaisseaux des os.* Er theilt die Arterien in drey Gattungen (*espèces*), nämlich in *Artères nourricières par excellence*, in *Artères plus petites, qui entrent dans une direction perpendiculaire, par les trous que l'on voit sur les extrémités des os longs, les bords des os plats et sur toute la peripherie des os courts,* und in *Artères d'une finesse extrême*, von denen sich einige in Knochenfasern verwandelten. (Den Nutzen dieser Abtheilung können wir gar nicht einsehen, noch weniger das Verwandeln der letztern in Knochenfasern zugeben.) Desault sah nur einmal eine Saugader *se plonger dans le corps d'une vertebre.* (Eigentlich sollte es doch wohl heifsen: aus dem Wirbel kommen; an andern Stellen hält es doch nicht so schwer, sie auch in der Beinhaut zu zeigen.) *Il est à présumer qu'on ne les verra jamais* (auf den Brustbeinen, auf den Ribben u. s. f. können wir sie ja selbst zeigen, und wenn Desault sie in einem Wirbel sah, so fällt ja dieser Satz schon für sich weg;) doch lehre die Analogie, dafs die Knochen Saugadern hätten. Ungeachtet man keine Nervenfädchen sich in einen Knochen verbreiten sähe, so seyen die Knochen im krankhaften Zustande dennoch empfindlich, (Allein an verschiedenen Stellen sieht man ja ganz offenbar mit den Arterien Nervenfädchen in den Knochen gelangen, wie ja auch Murray umständlich geschildert hat. Ist es denn also ein Wunder, wenn diese Nerven, die durch Entzündung gespannt und afficirt werden, schmerzen?) Er erzählt davon einen Fall, der Hn. Desault mitgetheilt wurde; gerade als ob Desault nicht täglich so etwas zu bemerken Gelegenheit gehabt hätte. Was soll man zu der Stelle S. 70. denken: „*Il y a d'autres parties telles que la peau dans la structure desquelles il entre incontestablement des nerfs, quoiqu'on ne puisse pas les y demontrer par la dissection.* Nichts ist ja leichter, wenn man nur ein wenig fein präpariren gelernt hat. Was soll man von dem Zustande der Anatomie in Paris denken, wenn so etwas in einer zweyten Ausgabe eines Handbuchs ungeahndet gesagt werden darf? *Quelques Phisiologistes* (welche denn?) *ont voulu expliquer l'insensibilité des os, dans l'etat naturel par un etranglement, que les nerfs eprouvaient de la part des fibres osseuses. Mais* etc. — *Des Humeurs des os*, nämlich *du Sang des os.* Die Knochen sanguinischer Personen enthielten mehr Blut als biliöser, und besonders als phlegmatischer (?) die kurzen Knochen hätten mehr Blut als die platten (?) die abgestorbenen (*nécroses*) gar keins. Desault sah ein weich gewordenes Oberarmbein, dessen eine Arterie zu einer Linie im Durchmesser erweitert worden war: das Blut bewege sich sehr langsam in den Venen der Knochen, weil die Knochengefäfse vom Herzen entfernt wären. (Was sind das für Begriffe von den Kräften, die den Kreislauf des Bluts verrichten?) — *De la Moëlle ou du suc médullaire. La Moëlle est une Substance onctueuse blanchâtre* (?) *le suc médullaire* hingegen *une substance, onctueuse rougeâtre.* — *Personne n'ignore qu'il n'existe aucun vide dans la nature; et l'on sait aussi que la cavité des os est trop fermée, pour qu'il puisse s'y introduire aucune substance pour remplacer la moëlle.* Und doch findet man in Wassersüchtigen Blutwasser statt des Marks in den Knochen, wie er auch selbst auf der folgenden Seite anführt. Das Mark diene zum Gelenksaft und zur Geschmeidigkeit der Knochen. (Die Gründe gegen diese Meynungen scheinen ihm nicht bekannt.) — *Du Suc osseux.* Er nimmt einen Kreislauf des Knochensafts durch den Knochen an. (Ist denn so etwas denkbar?) *Du Developpement des os.* Kann wohl ein *Developpement des os* logisch vertheidigt werden? — *De l'Ossification naturelle*; alle Knochen gingen drey Zustände durch, den *l'etat mucilagineux, l'etat cartilagineux, et l'etat osseux.* Der *Etat de mucilage* daure im Menschen bis zum zwanzigsten Tage nach der Geburt. *Si les vaisseaux n'existoient pas primitivement dans les cartilages, ils ne pourraient pas s'y developper*; (freylich nicht; aber doch nachwachsen, neuerzeugt werden. Im achtzehnten oder vier und zwanzigsten Jahr bestünde jeder Knochen aus einem einzigen Stücke bis aufs *Sternum* und *Coccix, dans lesquels la reunion se fait bien plus tard.* (Allein theils ist es ein Irrthum, diese Knochen nur für ein Stück anzusehen, theils ist der Ausdruck *reunion* nicht passend.) Die Knochen wüchsen theils durch *Intus-susception*, theils durch *Juxta-position;* letzteres beweisen die Versuche von Du Hamel. Er glaubt auch noch, dafs das Ziehen der Muskeln die Entwicklung der Knochen befördere. Die Beyspiele, die er dafür anführt, sind gerade die unschicklichsten, nämlich weder der *Musc. sterno cleido mastoideus*, noch der *styloglossus, stylopharyngeus* und *stylohyoideus* nehmen die Spitze oder den Haupttheil der Erhabenheiten ein, an denen sie liegen. *De l'Ossification contre nature.* (Gegen die Natur geschieht nun wohl nichts von der Art.) Verknöcherungen, meynt er, entstünden durch Reibung (*Frottement*) dieses kann wohl etwas aufreiben, aber verknöchern? Wie viel besser schildert dies nicht Baillie? Verknöcherungen der Nerven. (Ob wohl der Vf. eine solche in der Natur gesehen haben mag?) *Tout le mond.*

monde connoit l'observation sur l'ossification du cerveau d'un boeuf. (Rec. kennt die angeblichen Fälle, sah, selbst mehreremale zu Bonn, zu Dresden, zu Wien u. s. f. dergleichen Specimina in der Natur, und besitzt endlich auch selbst dergleichen; allein nie würde er dies Verknöcherung des Gehirns nennen, was nichts als *Exostose* des Schädels ist? Er besitzt auch einige dem äussern Ansehn nach völlig gleiche Verknöcherungen, die er aus dem Uterus schälte: ein darmförmiges äusseres Ansehen eines Knochens muss einen nicht gleich verleiten, etwas für verknöcherte Hirnmasse zu halten.) — *Du Cal.* Es ist falsch, dass der Callus in Schwangern sich langsamer zeige; allein in skorbutischen und krebsigen Subjecten zeigt er sich langsamer; lässt man dem Knochenbruch keine Ruhe, so entsteht ein sogenanntes falsches Gelenk, wovon er einen artigen Fall erzählt. Von der Wirkung der Saugadern bey dieser Gelegenheit, von der Abründung der Ränder wird aber nichts gesagt. — *Des Connexions des os*, nämlich *de la Diarthrose*, welche entweder *manifeste* oder *obscure* sey u. s. f., doch noch immer zu pedantisch abgetheilt. — *Des Cartilages diarthrodiaux.* Die lebhaften Schmerzen in einigen Krankheiten der Gelenke liessen nicht zu, dass man diesen Knorpeln gänzlich Nerven absprâche; durch seine Poren schwitze der *Suc medullaire.* Die *Cartilagines interarticulares* verdienen den Namen *Ligamens interarticulaires*, sie wären von einem *gris rougeâtre.* (Beides scheint uns nicht richtig.) — *Des pretendues glandes sinoviales.* Sie beständen sämmtlich aus einem mit vielen Blutgefäfsen und Saugadern durchwebten Zellstoff, dessen Zellchen mit Fett gefüllt wären. Die Transsudation geschehe durch die Poren der Arterien; haben aber schlechterdings nichts drüsiges. — *De la Sinovie.* Sie komme theils durch die Poren der *Cartilages diarthrodiaux*, theils aus den Poren der Kapselbänder, theils aus den *Ligamens interarticulaires*, theils aus dem Gelenkfett oder den *pretendues glandes sinoviales.* Durch *topiques absorbens*, zum Beyspiel, *des cendres chaudes* liesse sich Gelenkwassersucht heilen. Desault habe geglaubt, dass die sogenannten *Luxations spontanées* nicht durch Gelenkwassersucht, sondern gewöhnlich durch ein *Gonflement des cartilages diarthrodiaux* erfolge. Der Fall aber, der zur Bestätigung erzählt wird, scheint uns weder recht passend, noch hinreichend. Denn man findet ja wirklich Gelenkwassersucht; so wie andrerseits ein *Gonflement* der Gelenkknorpel freylich Luxation machen muss, da es sich ohne eine solche nicht einmal denken lässt. — *De la Sinarthrose. articulatio immobilis* oder Suturen, und Einnagelung. *De l'Amphiarthrose. De la Sinphise des os. De la Sinchondrose;* sehr richtig gegen alle bisherigen falschen Lehren bemerkt er, dass die Kopfknochen durch Synchondrosis zusammenhalten. *De la Sinevrose, ou la sinphise ligamenteuse. Des Ligamens;* In Weibern und Phlegmatikern seyen sie schlaffer, als in Sanguinischen und Biliosen. *De la Sissarcose. De la Meningose;* hieher rechnet er die Verbindung der Zähne mit den Kiefern. *Des Propriétés des os;* nämlich *l'Elasticité, la force morte, la Sensibilité et l'Irritabilité.* Der Knochen hat keine *force morte*, denn angeschnitten oder angesägt entfernen sich nicht die Lefzen der Münde. Desault meynte, die Fibula sey elastischer als die Tibia. Die Knochen sind nicht irritabel. *Des Usages des os.* Er unterscheidet *Usages de Position* und *Usages de Fonction. De l'Etat pathologique des os.* Die Krankheiten der Knochen theilt er in *Maladies de Continuité*, nämlich Brüche *Caries*, *Necrosis*, *Exostosis*, Erweichung und Friabilité; und in *Maladies de Contiguité*, nämlich Verrenkung, *Diastasis*, *l'Encorse*, *Ancylosis* und Wassersucht der Gelenke; hieher könnte man auch die Erzeugung ungewöhnlicher Knorpel in den Gelenken rechnen. (Was nützt diese scholastische Abtheilung?) — *De la Tête.* „*Les femmes ont en general la tête plus petite que les hommes.*" (Wenn, wie hier, bloss von Knochen die Rede ist, so ist dieser Satz gerade umgekehrt wahr. Die Zuckerhutform des Schädels, die er S. 170 u. 171. anführt, haben wir wohl in fingirten Zeichnungen, aber noch nicht in der Natur gesehen, zweifeln auch wegen der Queerlage der Lambdanath und der Stirnnath, welche die Scheitelbeine begränzen u. s. f. an ihrer Existenz. Sehr richtig ist dagegen die Anmerkung, dass die Scheitelbeine längs der Lambdanath oft vertieft erscheinen, bisweilen seyen die *Foramina parietalia* nur Foramina zum Eingange von Arterien, die der sogenannten Diploë gehören, und setzen nicht durch, bis in die Höle der Hirnschaale. Sehr richtig bemerkt er, gegen die meisten Handbücher, dass die Emissaria nicht Emissaria sind, sondern gegenseitig ihr Blut in die *sinus durae membranae* leiten. Die Beschreibung des Schedels ist sehr genau und richtig, doch fast zu weitläuftig und tediös. Die untere Fläche des Schädels theilt er zur Erleichterung des Gedächtnisses in eine *Portion anterieure, à la quelle on a donné le nom de Fosse palatine; une autre moyenne surnommée fosse gutturale, et l'autre postérieure connue sous le nom de surface occipitale.* Die innere Fläche des Schädels theilt er in *la Voute ou la Calotte du Crane* und *La Base du Crane*, (ohne zu bedenken, wie absurd diese Benennung ist.) Die oben bemerkten Irrthümer von vier Gehörknöchelchen u. s. f. werden hier nochmals wiederholt. Hier schildert er auch *le Developpement de la tête*, oder besser zu sagen, die allmähliche Ausbildung des Schädels. Im sechsten Jahre seyen die meisten Stücke, aus denen die Kopfknochen bestehen, vereinigt. Er nimmt auch sechs Fontanellen an; allein einem *defaut d'ossification* würden wir sie nicht zuschreiben. Sollte der Kopf wachsen, so müssen diese Stellen knorplicht seyn; es würde also gerade umgekehrt ein Fehler seyn, wenn sie Knochen wären. Man sollte doch billig so viel möglich, besonders wo es so leicht ist, dergleichen unlogische, falsche Begriffe veranlassende, Redensarten vermeiden; dass Lehrer selbst auf hohen Schulen die nämlichen Fehler begehen, ja dass manche nicht einmal im Stande scheinen, einzusehen, dass es eine Absurdität ist, von mit Knochensaft gefüllten Gefässen zu sprechen, ist wahrlich keine Entschuldigung.) Richtig ist es auch nicht, wie er etlichemal, z. B. S. 250., schreibt: dass die Stirnnath nur bey breiten

ten Schädeln vorkomme. — *De l'os Coronal; l'os coronal a été ainsi nommé, parce qu'il repond a cet endroit de la tête, sur lequel les tirans portent leur couronne.* (Wie doch alles dem Geist der Zeit opfert! Vermuthlich um dieses Opfer zu bringen, ward der Name *os frontal* nicht zur Ueberschrift gewählt.) Er theilt es in *face externe, face interne, bord superieur* und *bord inferieur.* — *De l'os occipital;* welches er auf gleiche Art abtheilt, wozu er noch die *Angle superieur, Angle inferieur* und zwey *Angles lateraux* fügt. — *Des os Parietaux.* Billig hätte doch hinter dem vorigen gleich das Keilbein kommen sollen. — *Des os temporaux.* Diese theilt er in die *portion écailleuse, portion mastoidenne* und *portion pierreuse ou rocher.* — *De l'os sphenoide,* theilt er in *Corps* und *Branches, les usages du sphénoide sont de position.* — *De l'os ethmoide.* Er betrachtet es als einen Würfel. Die Muscheln nennt er *Cornets de Morgagni* und *Cornet de Bertin.* — *Des os Wormiens ou clefs du Crâne. Ils servent au développement plus prompt des os du Crâne, à l'egard desquels ils sont ce que sont les épiphyses à l'egard des os longs.* (Letzterer Satz ist deutlich, aber wie sie *au dévloppement plus prompt d. o. d. C.* dienen, möchten wir uns wohl belehren lassen.) — *Des os maxillaires. Des os propres du nez. Des os unguis. Des os de la Pomette, des Cornets inférieurs des fosses nasales. Des os du Palais. De l'os Vomer. Des Cornets de Bertin.* Er gesteht doch selbst, „*ils ne sont que des appendices de l'os sphenoide.*" — *De la Machoire inferieure.* — *Des Dents.* Er sah zwey obere Schneidezähne zusammengeschmolzen. „*Dans la bouche des negres le tranchant des incisives supérieures est placé directement sur celui des inferieures. Or, la coupe en biseau ne doit pas exister sur les dents de ces sujets.*" Er handelt hier auch vom Zurechtrücken der Zähne. Die Erscheinungen beym Hervorkommen der Zähne sind uns doch in unsern Gegenden wenigstens anders vorgekommen, als er sie schildert, z. B.; wir sahen noch nie die Eckzähne vor den Backzähnen kommen, oder dass die Periode des Hervorbrechens der acht ersten Backzähne die gefährlichste sey. Er spricht auch von den Mitteln beym beschwerlichen Zahnen, das Aufschneiden des Zahnfleisches sey oft ohne Erfolg angewendet worden. (Was soll, oder was kann es auch helfen? Ist denn nicht die Entzündung und Spannung über den ganzen Alveolus verbreitet, die Spannung des kleinen über der Krone befindlichen Theils des Zahnfleisches ist das wenigste.) Er sah in einem 24jährigen Neger im Alveolus oben auf jeder Seite des Weisheitszahns zwey Zähne über einander, von denen der obere fast ganz ausgebildet (*developpée*), der untere bis auf die Hälfte seiner Krone aufgenützt war, so sah Desault einen kleinen Backzahn sich zweymal erneuern. — *De l'os hioide.* Die Zungenbeine werden höchst irrig als ein einziges zusammenhängendes Stück beschrieben. Hr. G. muss Albinus Tafeln gar nicht kennen, sonst wäre es unmöglich, einen solchen groben Schnitzer zu begehen.

(Der Beschluss folgt.)

SCHONE KÜNSTE.

Heidelberg, b. Pfähler: *(Gesammelte) Erzählungen* von *Marianne Ehrmann,* Verfasserin von Amaliens Erholungsstunden. 1795. 239 S. 8.

Unter den Lesereyen, welche die Betriebsamkeit der Verleger und Schriftsteller zu einem Artikel des Luxus, und das Bedürfniss eines verwöhnten Publicums ohne Geschmack zu einem nothwendigen Uebel gemacht hat, erscheint von Zeit zu Zeit ein Buch, das, ohne Anspruch auf Genie, Witz oder Kunst zu machen, Auszeichnung verdient, weil es den Geschmack, den es nicht bilden helfen kann, wenigstens nicht mit verderben hilft. Die Schriften der Vfn. erheben sich nirgends über das Mittelmässige: aber das Publicum sucht und braucht dergleichen, und diese gerade sind noch von der Art, die man ihm vor andern empfehlen kann. Die Vfn. zeigt sehr gute Grundsätze; es fehlt ihr weder an Verstand, noch an Welterfahrung; welches viel ist; ihre Erfindungen sind nicht ohne eine Art von Interesse, und die Sprache ist meistens rein, welches sogar mehr ist, als gewöhnlich verlangt wird. Die hier zusammengedruckten Erzählungen und einzelnen Scenen haben alle eine sehr moralische Tendenz, und verrathen ein Gemüth, das von den Uebeln in der Welt lebhaft gerührt ist, und dem Guten eifrig nachstrebt; von der andern Seite zeigen sie aber auch eine Art von Ueberspannung, und einen Mangel an Delicatesse, wovor man oft erschrickt. Die Heldinnen der Vfn. insonderheit haben einen Ton und Manieren, die in der modernen Welt unerhört sind. Gleich in der Schlussscene der ersten Geschichte *(Ueberraschung aus Dankbarkeit)* glaubt man die Freyer der Penelope zu hören, und die Rede, worinn sich die schöne reiche Wittwe für einen unter ihnen erklärt, wäre selbst für das heroische Zeitalter ein wenig zu stark. Der Dialog, *die Gouvernante,* hat schon mehr Wahrheit; hingegen ist *Bianca de la Porta,* auch als eine Geschichte der Vorzeit, zu hart und zu grässlich. Die am meisten ausgeführten Stücke sind die *unglückliche Hanne* und *Karl Schwammer,* worin besonders der Charakter des letztern gut gehalten ist. Uebrigens gehören, was die Form betrifft, fast alle Stücke dieser Sammlung zu der Zwittergattung von Drama und Erzählung, die, da sie wesentliche Mängel hat, und keinen Vorzug, als den der Bequemlichkeit für den Vf., billig wieder aus der Mode gekommen seyn sollten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. October 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Méquignon: *Traité complet d'Osteologie* etc. etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Band fängt mit dem Tronc an. — *De la Colonne vertebrale.* Er beschreibt ihre *face anterieure, face posterieure, deux faces lateraux, une base, un sommet et un canal.* Hier werden auch die Wirbel beschrieben. — *De la Poitrine.* Die Poitrine (Thorax) sey in Biliösen und Sanguinischen grösser, als in Phlegmatischen. Desault sah den *Processus ensiformis* des untern Brustbeins sich bis zum Nabel erstrecken. — *Du Sternum.* Die Brustbeine werden hier als ein einziger Knochen beschrieben, ungeachtet er selbst S. 49. sagt: *Il est toujours formé de trois pieces dans l'enfance, souvent aussi dans l'âge adulte, quelquefois même plus tard; on distingue ces pièces par leur nom numerique en comptant de haut en bas.* Richtig ist es auch nicht, wenn er sagt: *La troisième de ces pièces est entièrement cartilagineuse* (wie Albinus umständlich in der Beschreibung seiner *Iconum ossium foetus* schildert.) *Des Côtes. Des Cartilages des Côtes. Du Bassin;* „*depuis la partie superieure et anterieure de la simphise du pubis jusqu' à la première des apophyses épineuses des fausses vertèbres du sacrum il a environ sept pouces de largeur.*" Was kann diese Messung nützen? — *Des os des Hanches. Du Sacrum;* es heisse sacrum, *parce que les anciens l'offraient en sacrifice.* — *Du Coccix.* Fälschlich betrachtet er es als einen Knochen, ungeachtet er selbst S. 94. sagt: *les trois pieces, ne se soudent guère, que vers la quarantieme ou la cinquantième année.* — *Des Extrémités. Des Epaules, De la Clavicule.* Hier fängt er gar mit der *Anatome comparata* an, — *De l'Omoplate. Du Bras et de l'Humèrus, qui entre dans sa composition. De l'Avant Bras. Du Radius. Le Cubitus. De la Main.* Er fand die rechte Hand ebenfalls grösser in einem Körper, in dem alle Eingeweide umgekehrt lagen, folglich die Spitze des Herzens rechts gerichtet war. — *Du Carpe. De l'Os scaphoïde. De l'Os lunaire. De l'Os piramidal. De l'Os pisiforme. De l'Os trapèze. De l'Os trapezoide, De l'Os le grand. De l'Os unciforme ou l'os crochu. Du Métacarpe. Des Doigts. Des premières phalanges des doigts. Des secondes phalanges. Des dernières phalanges. Des Extrémités inférieures. De la Cuisse et de de l'os Fémur, qui la forme. Du Genou et de la rotule, qui le forme. De la Jambe. Du Tibia. Du Péroné. Du Pied, Du Tarse. De l'Astragal. Du Calcanéum. Du Scaphoide. Du Cuboïde. Du premier Cunéiforme; du second cunéiforme; du troisieme cunéiforme. Du Metatarse et des cinq os, qui entrent dans sa composition. Des Orteils, des premières phalanges des orteils, des secondes phalanges des orteils. Des dernieres phalanges des orteils. Des Os sésamoïdes.* Sie seyen nicht beständig, *mais on peut dire, qu'il augmente avec l'age; on en trouve plus dans les cadavres des sujets, qui ont beaucoup travaillé.* Dass dies alles unrichtig ist, beweist die genaue Untersuchung derselben an Kindern, wo man sie schon als förmliche, ganz gewöhnlich beschaffene Knorpel angelegt findet; dass sie beym gewöhnlichen Skeletiren, besonders wenn man die Gerippe durchs Kochen befeitet, verloren gehen, ist kein Einwurf. Im Albinus und andern wackern Osteologen ist dieser Punkt schon zur vollkommenen Richtigkeit gebracht. Zum ersten Daumengelenk und erstem Gelenk der grossen Zehe sind sie schlechterdings so nothwendig, als die Kniescheibe zum Knie. Kurz, sie gehören zum wesentlichen Bau, zur Verbindung derselben. Wie ein Knochen durch vieles Arbeiten soll entstehen können, sehen wir nicht ein. Ein Zehen ohne seine drey Sehnenknochen würde eine monströse Bildung haben. *Ils n'existent point chez les enfans.* Freylich nicht als Knochen, sondern so wie viele Knochen als Knorpel. Ferner versteht er unter Enfans auch Kinder von sieben bis zehn Jahren, so würde er leicht durch Nachsuchung sich überzeugen können, dass die beiden Sehnenknöchelchen der grossen Zehen schon wirklich Knochenkerne enthalten.

Des Connexions des os en particulier. Des Connexions de la Machoire inférieure. Des Connexions de la tête avec la Colonne vertebrale. Des Connexions des vertebres entr'elles. Des Connexions de la Colonne vertébrale avec le bassin. Des Connexions des côtes avec la colonne vertebrale. Des Connexions des côtes avec le sternum et entr'elles. Des Connexions des os du bassin entr'eux. Des Connexions des os innominés entr'eux. Er habe nur ein paarmal in Kindbetterinnen ein écartement dieser Knochen von einander angetroffen. Bonns Beobachtungen scheinen ihm unbekannt. Um über diesen Umstand zu entscheiden, muss man nicht nach *femmes mortes des suites de leur couches* oder *mortes quelques jours après être accouchée,* sondern nach Leichen von Kindbetterinnen, die wenig Stunden nach einer leichten Geburt durch einen Zufall starben, urtheilen, und so vorsichtig zu Werke gehen, als Hunter, Camper, Bonn u. s. f. — *Des Connexions de la Clavicule avec le sternum.* Ob das sogenannte *Ligamentum interclaviculaire* als ein eigenes Ding angesehen zu werden verdient, scheint uns noch die Frage. *Des Connexions de la Clavicule avec l'omoplate. Des Connexions de l'Humerus*

merus avec l'omoplate. Des Connexions de l'Humerus avec les deux os de l'avant Bras. Des Connexions des deux os de l'avant bras entr'eux; et avec la main. Des Connexions des os du Carpe entr'eux. Des Connexions des os du Métacarpe avec ceux du carpe, et entr'eux. Des Connexions des prémières phalanges des doigts avec les os du métacarpe. Des Connexions des Phalanges des doigts entr'elles. Des Connexions des Fémurs avec le Bassin; avec le Tibia et avec la Rotule. Des Connexions des deux os de la Jambe entr'eux; de la jambe avec le pied; des os du Tarse entr'eux; des os du Métatarse avec ceux du tarse et entr'eux. Des Connexions des prémieres phalanges des orteils avec les os du Metatarse; des phalanges des orteils entr'elles.

Angehängt ist noch eine Tabelle in Folio, enthaltend die *Methode pour etudier l'Osteologie.*

GESCHICHTE.

Weimar, im Verl. des Industrie - Comptoirs: *Don Juan Baptista Muñoz Geschichte der Neuen Welt*, aus dem Spanischen übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von *M. C. Sprengel.* Erster Band. 1795. 493 S. 8. Mit Kupfern und Karten.

Das Original ist in N. 366. der A. L. Z. v. J. 1794. ausführlich angezeigt, und der hohe Werth desselben deutlich gemacht. Die Uebersetzung vom Hn. Bibliothekfecretair *Schmidt* in Weimar liest sich leicht, und wie ein Original; doch hat die Arbeit noch mehr dem Hn. Prof. *Sprengel* zu danken, der nicht nur die Uebersetzung genau mit dem Original verglichen, sondern auch häufig erklärende, geographische, historische und am meisten literarische Noten beygefügt hat, die gewiss kein Kenner vermissen möchte, da sie durchgängig den Mann zeigen, der in diesem Fache lange und mit Glück studirt hat. Z. B. S. 227.: Weil unter den Artikeln, die nach St. Domingo und den benachbarten Inseln aus Spanien geschifft werden, auch das Zuckerrohr genannt wird, so zieht er daraus den gewiss richtigen Schluss, dass dieses Gewächs nie ein einheimisches Product von Amerika war.

Dem nämlichen Gelehrten haben wir noch die Beyfügung eines andern kleinen Werks zu danken, das zwar schon mit einigen Abänderungen in den Beyträgen zur Völker - und Länderkunde abgedruckt steht, aber gerade hier seinen richtigen Platz gefunden hat, und auch besonders verkauft wird:

Ueber Diego Ribero's Welt - Karte von 1529.

D. Ribero Ober - Pilote von Castilien und äusserst wahrscheinlich K. Karls Geograph bey dem Congress im J. 1524, der die Streitigkeiten zwischen den Kronen Castilien und Portugal wegen der neu entdeckten Länder vergleichen sollte, verfertigte eine Weltkarte, von der bis jetzt nur zwey Exemplare. das eine in der Büttnerischen Bibliothek zu Jena, das andere in der Ebnerischen zu Nürnberg bekannt sind. Da sie die von den ersten Seefahrern beygelegten Namen der Orte, Flüsse etc. richtiger angiebt, als spätere Karten, auch genau bezeichnet, was für Länder und wie weit sie bis dahin bekannt wurden, so leistet sie der Geschichte dieser Zeit wichtige Dienste, weil man sonst öfters nur auf das Ungefähre bestimmen müsste, welchen neuen Namen die alte Erzählung bezeichnen wolle. Aus dieser Absicht hat Hr. *S* den Theil, welcher Amerika enthält, genau abzeichnen lassen, und dem Werke beygefügt. Dass die beygebrachten Erklärungen schön und richtig sind, und durchaus den genauen Kenner der Geographie verrathen, darf Rec. mit strenger Untersuchung versichern. Sie einzeln anführen kann man schon aus dem Grunde nicht, weil die ganze Schrift eigentlich eine ausführliche Recension der Karte ist; aber einige Bemerkungen mögen den Beweis unserer Aufmerksamkeit geben. S. 446. versichert Hr. *S.*: der Hafen Cembalo, der in der Crimm angegeben wird, finde sich auf neuen Karten nicht mehr, und dies ist ganz richtig, denn der neuere Name heisst Baluclawa, zur Zeit der Genueser hiess er Cembalo, und vor Alters Symbolon. Er wundert sich über die sonderbare Gestalt von Schweden, von den darüber liegenden Gegenden und von Grönland; aber diese Zeichnung findet sich schon in dem Ptolemäus von 1482, und ist immer in den folgenden Zeiten nur allmählich um etwas abgeändert worden. Etlichemal, unter andern auch S. 428. wird die Rede von einer Karte des Petrus Roselli, unter dem angeblichen Jahr 1464, mit der Bemerkung, dass ein C wegradiert sey, um die geschriebene Karte um ein Jahrhundert älter zu machen. Wir bitten Hn. *S.*, sie noch einmal zur Hand zu nehmen; nicht nur die Zeichnung der Länder, z. B. Britanniens, welches gerade gestellt ist, da es in *allen* Abbildungen von dem Jahre 1500 in halb liegender Figur abgebildet wird, vieler Städte, die man in den Zeichnungen dieser Zeit vergeblich sucht, sondern die Jahrzahl selbst wird ihn bey scharfem Anblick belehren, dass nicht ein, sondern zwey C C wegradirt sind, dass die Karte im J. 1564 ihr Daseyn erhalten hat. Dadurch fallt denn auch die Verwunderung weg, welche dieses Blatt durch die zwar schlecht gezeichneten, aber doch angegebenen, Antillen mit dem benachbarten Busen verursachen muss. — Hr. *S.* muntert durch die vielen gegebenen Belehrungen und Aufklarungen für die Geschichte und Geographie dieses Zeitraums den Rec. auf, sein Schärflein zur grossen Masse zu legen, durch Bekanntmachung zweyer anderer Karten, deren Beyhülfe erst die ganze Folge der spanischen Entdeckungen deutlich vor Augen legt. Die erste befindet sich im Ptolemäus Strasb. 1513 oder 1520 (denn beide Ausgaben sind gleich) und ist, so viel wir wissen, die erste bekannte Karte von Amerika. Sie enthalt ausser den Antillen nordwärts die Küste des festen Landes bis etwas über Virginien hinaus; gegen Süden reicht sie nicht völlig an den Rio de la Plata. Der Mexicanische Meerbusen fällt sehr klein aus, und zeigt noch keinen Ort an der ganzen Küste, so wenig als

als im ganzen innern Land, welches durchaus Terra incognita heifst. Dafs an eine Westküste noch gar nicht zu denken ist, versteht sich von selbst. Wenn wir uns nicht völlig irren, so findet sich dieses Blatt schon in der röm. Ausgabe des Ptolemäus von 1508. Die Unterschrift der zweyten, welche Rec. besitzt, ist: *Sebastian Cabotus Dux et archigubernius Caroli Imperat. summam mihi manum imposuit A. Chr. 1544. Ptolemaei auctoritatem, peritiorumque omnium neotericorum tam Hispanorum quam Lusitanorum fidem secutus, nec non ex usu et industria longae navigationis integerrimi viri Joh. Caboti natione Veneti atque Sebastiani ejus filii auctorisque mei* etc. Diese Seekarte von der ganzen Erde hält 7 rheinl. Fufs von Westen nach Norden, 4 Fufs von Norden nach Süden, ist gestochen, illuminirt und an dem westlichen und östlichen Rand mit Erklärungen in lateinischer und spanischer Sprache versehen, welche theils die ersten Entdecker der einzelnen Gegenden, theils die Merkwürdigkeiten angeben. Die nämlichen Erklärungen finden sich auch in einem kleinen gleichzeitigen, so viel wir wissen, noch gar nicht bekannten, Buche, *sine loco et anno* abgedruckt. Man erwartet wohl, dafs die Entdeckungen der Cabote am Rio de la Plata und in den Gegenden des Laurentiiflusses dabey nicht übergangen werden. Alles, was Riberos Karte zeiget, findet sich hier wieder, mit mehrern Namen, oft mit genauerer Zeichnung. Die Westküste hat aufser Peru auch Chili, und nördlich ganz Californien in sehr gutem Umrifs. Auf der Ostküste findet sich nicht blofs der Lauf des St. Laurentiiflusses, sondern auch der grofse Rio Duce (Eskimaux Bay) und die Tierra de Labrader bis zum Eingang der Hudsons-Strafse. Wir können nicht errathen, warum aufser Peru und Tito (Quito) kein einziges Land seinen Namen bey sich führt, obgleich der Maranon mit dem ganzen Lauf, der Orinoco tief in das Land und der Rio de la Plata noch vollständiger als in Riberos Karte ausgezeichnet erscheint. Die nähere Beschreibung verbieten die Gränzen einer Recension. — Die Verlagshandlung hat diesem Theile das schön gestochene, wahrscheinlich auch ähnliche, Bild Colons und eine kleine alte Karte von St. Domingo nach dem spanischen Original beygefügt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, in der Geroldischen Buchh.: *Tägliche Unterhaltung für alle vier Jahrszeiten*, oder, Auswahl der besten interessanten kürzeren Erzählungen und Romane. Erster Theil. 289 S. Zweyter Theil. 284 S. Dritter Theil. 284 S. Vierter Theil. 285 S. Fünfter Th. 284 S. Sechster Th. 281 S. 1790. 8.

Man hat Gebetbücher, die Gebete für alle Theile des Tages, für gewisse Tage, und für alle einzelne Tage in der Woche liefern, und viele andre, die einen Cursus für das ganze Jahr enthalten. So haben auch Romanenleser schon längst *Abendstunden*, *Sommer- und Winterzeitvertreibe*, Zeitvertreibe *auf dem Kanapee* und beym *Theetische* u. s. w.; aber eine so grofse Sammlung, die sie in den Stand setzte, an jedem von den 365 Tagen des Jahrs einen Roman zu lesen, fehlte bisher noch. Diesem Mangel wollte der gegenwärtige Sammler abhelfen. Um aber doch den Lesern 365 Tage lang nicht alle Stunden mit Romanen zu besetzen, nahm er nur kleine Novellen auf, mit denen sie bald fertig werden könne; zuweilen hat er so ganz kurze Erzählungen eingeschaltet, die man mit einem Blick übersehen kann, und die wohl in einer periodischen Schrift, in der sie ursprünglich standen, an ihrem Ort waren, aber hier zu wenig Interesse haben. Schade dafs dieses *Romanenbrevier* dennoch unvollständig ausgefallen ist. Der erste Band enthält nur 22, der zweyte nur 20, der dritte nur 24, der vierte nur 26, der fünfte nur 19, der sechste gleichfalls nur 19 Erzählungen. Bey dem ersten Bande entschuldigt sich der Sammler, dafs er nicht 30 Erzählungen geliefert, damit, er habe dafür einige gröfsere Stücke gegeben, so, dafs doch die Bogenzahl herauskomme, verspricht aber bey den folgenden Bänden gewifs auf die Zahl der Monatstage Rücksicht zu nehmen. Er hat aber nicht Wort gehalten, so bleibt es den Lesern überlassen, wie sie mit den gröfsern Aufsätzen so wirthschaften können, dafs sie auf alle Tage im Jahre ausreichen. Das Schlimmste für die Liebhaber eines solchen Jahrgangs, sonst aber in mehr als einer Hinsicht das Beste, ist dafs das Werk mit dem ersten halben Jahre gleich abgebrochen werden und, erst fortgesetzt werden soll, wenn es die Pränumeranten verlangen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Wien*, b. Hörling: *Ueber den Nationalcharakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen.* 1792. 111 S. 8. Wo in einem Fürstenthum von 700 Quadratmeilen Flächeninhalt (S. 7.), zwölf verschiedene Nationen, zum Theil seit Jahrhunderten, beysammen wohnen, und meist keinen andern gemeinschaftlichen Charakter haben, als eben die Festigkeit in Beybehaltung der, eine jede auszeichnenden, Lebensweise S. 8.; wo dieser Sinn für Selbstheit gegen zehenjährige Bestrebungen eines *Josephs* für das Gegentheil sich behauptet hat (S. 10 ff.), und wirklich jede Nation, gerade für sich genommen, sich trefflich zeigt, mit andern gemischt, sich nicht mehr gleich sieht (S. 24.); da ist eine Schilderung der unterschiedenen Charaktere so anziehend, als selbst für die Leitung des Regenten wichtig. Der Vf. dieser Schrift schildert mit Unparteylichkeit den Eindruck, welchen er von der guten und nachtheiligen Seite eines jeden Volks erhalten hat, und vergleicht ihn bisweilen mit Nachrichten alter

Geschichtschreiber. Wenn er mehr einzelne charakterisirende Anekdoten, (welche zu prüfen, *sein* Verstand und *seine* Sorgfalt freylich nöthig war) aufgenommen hätte; so würde die Lectüre des Buchs noch anziehender geworden seyn; es ist aber auch das gelieferte alles Dankes werth, und von mannichfaltiger Anwendung.

Seine Schilderung fängt mit den *Ungarn* an, geht natürlicher Weise von ihnen auf die *Szekler* fort, verweilt bey den *Sachsen* am längsten, und handelt hierauf kürzer von den *Bulgaren* und *Wlachen*, den *Landlern* (neu angebauten Colonisten), *Armeniern*, *Griechen*, *Juden*, *Polen*, *Russen* und *Zigeunern*. Wir wollen von den Ungarn bloss bemerken, dass er sowohl die edeln Eigenschaften, als die Fehler, die aus der in ihnen brennenden Feuerfülle (S. 28.) herfliessen, mit Wahrheit schildert (S. 27 ff.). Was die Szekler unterscheidet, scheint eine Folge ihrer Wohnung in den Bergen des Landes, wo die ältesten Sitten sich immer am besten erhalten. Auch in ihrer Geschichte zeigt sich, wie unselig der Gedanke ist, einem Volke seine Eigenheiten nehmen zu wollen (S. 40 ff.). Wie viel besser ist es, sie zu benutzen, und jedes auf seinem Wege sich entwickeln zu lassen! Auffallend ist auch in diesem Lande die Biegsamkeit des *deutschen* Charakters, den man vielleicht ganz wohl darinn setzen könnte, so wenig eigenes als möglich zu haben, und vor andern zur Weltbürgerschaft geschickt zu seyn. Die Sachsen hatten offenbar die Verfassung unserer alten Reichsstädte, wurden lutherisch ohne Reformator (S. 61.), und empfingen auch in den neuesten Zeiten am leichtesten jede Form, welche man ihnen geben wollte. Kriegerisch, als der Geist der Zeiten es war, verwandelten sie sich, da er anders wurde, in so fleissige Menschen, dass in der That Siebenbürgen ihnen alle seine Cultur schuldig ist (S. 55 — 58.), und schreiten auch in der Aufklärung ruhigen Schrittes fort, ohne Lärm davon zu machen (S. 61.): frey in dem Geist ihrer Verfassung (S. 62.), worinn sehr viele Gleichheit herrscht (S. 63.), dem Landesfürsten aber, bis zu beträchtlichen Aufopferungen, sehr ergeben (S. 65.), und in ihrer Treue die gewissenhaftesten (S. 66); überhaupt solide (S. 67.) mehr als liebenswürdige (S. 70.) Leute. Es scheint, dass, wenn über den edelsten, ersten, zur Herrschaft ausgezeichnetesten Charakter der Nationen gestritten werden sollte, die deutsche überhaupt Competenten von Wichtigkeit haben würde; dass ihr aber den Charakter besonderer *Brauchbarkeit* niemand absprechen wird. Sonderbar ist die Abnahme der Bevölkerung unter den siebenbürgischen Sachsen (S. 69.), um so mehr, da der Vf. ihre Sitten als ungemein keusch anrühmt. Es muss doch Ursachen haben, welche man zu kennen wünschte. Eine derselben möchte wohl bey einzelnen der Wunsch seyn, die zu grosse Vertheilung des Vermögens zu verhüten. Wie ganz anders in allem die *Wlachen* (S. 86 ff.)! Schon etwas gebildeter (denn sie hatten lang eine ordentlichere Regierung, und überhaupt mehr byzantinische Cultur) die *Bulgaren* (S. 92.). Die letzten Kapitel scheinen hin und wieder mit geringerer Sorgfalt ausgearbeitet. S. 96. wird nicht leicht jemand mit dem Vf. glauben, dass die Geten, Dacier und Agathyrsen lauter *Griechen* gewesen; S. 101. mögen die sogenannten Russen wohl eher in der That Servier, vielleicht aus Rascien, gewesen seyn. Uebrigens ist das wenige, was von den Armeniern, Griechen, Zigeunern, vorkömmt, immer merkwürdig, und sehr richtig aufgefasst, fruchtbar an Folgerungen für den Staatsmann, so wie für den Beobachter der Menschen.

Wien, b. Mösle: *Ueber das ausschliessende Bürgerrecht der Sachsen in Siebenbürgen auf ihrem Grund und Boden. Von den Repräsentanten der Nation.* 1792. 103 S. 8. — Der um das J. 1142 eingewanderten Colonie ertheilte König Geisa, dem es um den Anbau des noch meist waldichten Landes zu thun war, das Grundeigenthum des ungefähr 130 Quadratmeilen, ein Sechstheil von Siebenbürgen, betragenden Districtes, den sie übernahm. Diese Urkunde ist nicht mehr vorhanden, ihr Inhalt aber aus Königs Andreas II Bestätigungsbrief 1224 zu ersehen (S. 11 ff.). Die sieben Stühle der Sachsen sind auch gegen Eingriffe der Benachbarten 1373 und 1441 durch königliche Urkunden hiebey geschützet worden (S. 15 ff.): in diesen Rechten bauten sie ruhig ihre *territoria*, *sylvas*, *prata et alpes* (Urk. 1456, S. 18.), und zierten das Reich mit herrlichen Städten und Flecken (Urk. 1468; S. 20, welche auch in Kriegsnöthen für die ungarischen und szeklischen Nachbarn Zufluchtsörter wurden (Urk. 1459; S. 32 ff.). Ihre Verfassung war in grösserer Gefahr, als bey der Trennung Siebenbürgens von Ungarn die Comitatenser (Ungaren) Szekler und sie eine Union schlossen, welches die beiden ersteren für eine völlige Gleichstellung hielten (S. 40.); so nemlich, dass die (fleissigen, bemittelten) Sachsen zwar so viele oder mehr Auflagen als die (mächtigeren) Comitatenser und Szekler tragen, hingegen ihre (auf republikanische Gleichheit gegründete S. 27.) Verfassung nicht mehr unvermischt behaupten sollten (S. 44 ff.) Da die andern die mehreren Stimmen hatten, und für *Jura singularia*, wie es scheint, in diesem Punkt keine ausdrückliche Ausnahme gemacht war, setzten sie als *communi omnium voto* (S. 46.) auf dem Landtag zu Weissenburg 1613 Aenderungen durch, welche das lebhafteste Missvergnügen der Sachsen erregten (S. 51 ff.) und deren Unrecht endlich Fürst Rakotzy II, zu welchem der Adel lange den Sachsen den Zugang versperrt hatte, selbst einsahe (Originalschreiben 1657 S. 53 bis 59.), die auch, wie er es vorhergesehen (S. 57.) nie zur Vollziehung kamen (Urk. 1692; S. 67.) Als Siebenbürgen an das Erzhaus kam, und Kaiser Leopold I alle Freyheiten feyerlich bestätigte, kam es hierüber zu einer förmlichen Untersuchung, worinn der Landtag zu Herrmannstadt 1692 der Sachsen Recht an das Grundeigenthum ihres Landes förmlich erkannte (S. 65 ff.), der Kaiser aber 1693 dasselbe bestätigte (S. 67 ff.). Dies ist die *Accorda*, wobey, als einem Fundamentalvertrag, sie bis 1747 ruhig blieben. Allzu hohe Bürgerrechtstaxen, wodurch Fremden der Zugang erschwert wurde, veranlassten dazumal eine Erinnerung des Hofes (S. 71.), und von den *Comitatensern und Szeklern* wurde der Anlass zu neuen Reclamationen *wider die* Privilegien der Sachsen benutzt. Neue Untersuchung; aber unter der gerechten Theresia, welche im J. 1753 alles auf den Fuss bestätigte, wie es zur Zeit ihres Grossvaters ausgemacht worden (S. 83 — 87.). Als nachmals Kaiser Joseph alle Nationen seiner Monarchie gleich machen wollte, nahm er 1781 auch den Sachsen ihre Verfassung (S. 87.). Ueberzeugt von der Unthunlichkeit auch dieses politischen Experimentes, gab er sie ihnen aber, vierzehn Tage vor seinem Tod, wieder zurück (S. 88.), und Kaiser Leopold II bestätigte sie (S. 89.). Die Repräsentanten der Nation hielten jedoch die Bekanntmachung dieser Darstellung für gut. Sie beschliessen sie mit der politischen Bemerkung, dass es nur durch ihre Selbstständigkeit der sächsischen *Universität* (so heisst die Colonie) möglich geworden, die Hälfte oder über die Hälfte der Lasten eines Landes zu tragen, wovon sie nur ⅛ besitzt (S. 94.); ohne andere gemeine Abgaben, ohne den Aufwand der Unterhaltung ihrer Obrigkeiten, Städte, Kirchen und Schulen, bezahlen die Sachsen jährlich eine halbe Million Gulden an ordentlichen Steuern (S. 93.) und im letzten Türkenkrieg hat das einige Kronstadt mit seinem Kreise von 26 Dörfern, vom Aug. 1787 bis Ende Jul. 1790, mit Abrechnung der Vergütungen 272,507 R. Gulden 31 Kr. prästirt (S. 96.); bey allem dem zufrieden und glücklich, wenn die *Universität* nur bleibt, wie sie ist, und immer war. Rec. bemerkt hier noch, dass die landesfürstliche Erinnerung von 1747 über die Erschwerung der Admission neuer Bürger über die Abnahme der Bevölkerung in dem sächsischen Antheil an Siebenbürgen, von der oben (bey Recension der Schrift über die Nationalcharaktere) die Rede war, einigen Aufschluss zu geben scheint, und seines Erachtens würde es gut seyn, dass die Universität hierinn helfe, weil die Einschränkung der landesfürstlichen Obsorge widrigenfalls am Ende doch sehr natürlich erfolgen dürfte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. October 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Leipzig, b. Schwickert: D. *Sam. Frid. Nathan. Mori* Praelectiones in epistolam *Pauli ad Romanos*, cum Ejusdem versione latina locorumque quorundam N. T. difficiliorum interpretatione. Edidit *Jo. Tobias Theoph. Holzapfel.* Praemissa est *Christiani Dan. Beckii* P. P. praefatio. 1794. 8 und 250 S. gr. 8. (16 gr.)

2) Ebend., b. Ebend.: *Erklärung des Briefs Pauli an die Römer* und *des Briefs Judä* nach den Vorlesungen D. *S. F. N. Morus.* 1794. 6 u. 306 S. 8. (18 gr.)

3) Ebend., in gleichem Verlage: *Erklärung der beiden Briefe Pauli an die Korinther*, nach den Vorles. D. *S. F. N. Morus.* 1794. 460 S. 8. (1 Rthlr.)

4) Ebend., b. Heinsius: *S. F. N. Mori* Versio et Explicatio *Actuum Apostolicorum.* Edidit, animadversiones recentiorum maxime interpretum suasque adiecit *Gottl. Imman. Dindorf*, Litterar. hebr. Prof. ord. Lipf. Partes II. 1794. 10. 20 u. 642 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

5) Ebend., b. Sommer: D. *S. F. N. Mori* Praelectiones in *Jacobi* et *Petri* Epistolas. Edidit *Carol. Aug. Donat.* 1794. 6 und 262 S. gr. 8. (16 gr.)

6) Ebend., b. Köhler: D. *S. F. N. Mori Acroases in Epistolas Paulinas ad Galatas et Ephesios.* 1795. 6 und 282 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

7) Ebend., b. Sommer: D. *S. F. N. Mori Praelectiones in Lucae Evangelium.* Edidit *Car. Aug. Donat*, Pastor Eccles. Wendisco - Ossigensis substitutus. 1795. 530 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Nicht leicht scheinen sich neuerlich die Schüler eines akademischen Lehrers so sehr beeifert zu haben, das Andenken desselben sowohl durch Nachrichten von seinem Leben und Verdiensten, als durch Bekanntmachung der hinterlassnen Früchte seines Geistes, zu erhalten, als die Schüler des verewigten *Morus.* Da noch andere dergleichen Lehrer, die ihn zum Theil an Gelehrsamkeit und Anmuth des Vortrags übertrafen, fast zu gleicher Zeit mit ihm der Welt entrissen worden sind, ohne einen ähnlichen Wetteifer zu erregen, und man, bey der Achtung, welche Zuhörer gewöhnlich für ihre Lehrer haben, nicht annehmen kann, dass eine solche thätige Hochachtung und Dankbarkeit nur Einer Universität eigen sey; so mag die Ursache dieses ausgezeichneten Bestrebens, *sein* Andenken auf die Nachwelt bringen zu helfen, wohl vornämlich in dem vortrefflichen Charakter des würdigen Mannes liegen, wodurch er, zumal bey seiner grossen Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit jedem Hochachtung und Liebe einflösste, der ihn näher kennen lernte; sicherlich aber auch mit, und in Absicht auf seine bekanntgemachten Vorlesungen ganz eigentlich, in der Deutlichkeit seines akademischen Vortrags, in der geflissentlichen Herablassung zu den Bedürfnissen seiner Zuhörer, und, bey den exegetischen Vorträgen insbesondre, in der leichten und lehrreichen Manier, mit der er sie, gleichsam den Sinn selbst unvermerkt zu finden und sich ihn anschaulich vorzustellen, lehrte.

Hierinn hat sein akademischer Vortrag wirklich etwas Eigenes, und kann, wie er in diesen gedruckten Vorlesungen erscheint — abgerechnet was abzurechnen ist — recht viel zur Bildung junger Ausleger beytragen, wenn er gleich, in Absicht auf Ordnung, Bestimmtheit, deutliche Auseinandersetzung und Politur überhaupt, dem in seinen Schriften nicht beykommt. Man ist daher denen, die diese Vorlesungen zum Druck befördert haben, um so mehr Dank schuldig, da wir, ausser dem, was er so seinen Zuhörern mittheilte, nichts weiter von ihm zu hoffen haben, weil er seiner Wittwe noch kurz vor seinem Tode aufgetragen hat, nichts von seinen Papieren durch den Druck bekannt werden zu lassen, sondern sie alle zu vernichten. Dass die Herausgeber sich diesem Geschäfte mit aller Treue unterzogen und den Vortrag so vollständig als möglich geliefert haben, dafür bürgt nicht nur ihre Versicherung; man sieht es auch bey manchen daraus, dass sie von einander abgehende Aeusserungen desselben über eben dieselben Schriftstellen aus frühern und spätern Vorlesungen neben einander setzen, so wie aus Vergleichung der lateinischen und deutschen Scholien über den Brief an die Römer (Nr. 1 u. 2.), des Anhangs zu jenen S. 239. mit dem was in den Scholien über den Brief an die Epheser gesagt ist, und desjenigen, was er über besondre Schriftstellen in seinen Programmen und was er eben darüber in den gegenwärtigen Vorlesungen commentirt hat. Doch es ist nöthiger, die ganze Einrichtung dieser Vorlesungen und die Methode des Vfs., vornämlich aber ihren Werth und den Charakter des sel. Morus, als Ausleger betrachtet, näher anzugeben und zu würdigen; letztern insbesondre, da er unstreitig einer unsrer vornehmsten Ausleger des neuen Testamentes ist, und seine Verdienste eben sowohl für die Geschichte der biblischen Exegese aufgestellt zu werden verdienen, als einige Mängel seiner Erklärungsart einer unparteyischen Rüge bedürfen, um nicht eine unvorsichtige Nachahmung zu veranlassen. Wir haben

dies mit Fleiſs bis jetzt verſchoben, um mit einemmal ſeinen ganzen durch den Druck nach ſeinem Tode gemein gemachten exegetiſchen Nachlaſs anzeigen zu können, von dem wir wohl kaum noch ein Mehreres erwarten dürfen, da auf der eben geendigten Leipziger Meſſe weder etwas davon erſchienen, noch für das Künftige angekündigt worden iſt.

Der Gang, den der Vf. in dieſen Vorleſungen nimmt, iſt überall derſelbe. Ohne ſich bey den erklärten bibliſchen Büchern mit einer vorläufigen Einleitung aufzuhalten — die wenigſtens gemeiniglich äuſserſt kurz iſt, und höchſtens in einer ganz allgemeinen Angabe des Hauptzwecks eines ſolchen Buchs und kurzen Unterſuchung ſeiner Authentie beſteht, womit auch manchmal erſt hinter der Erklärung eines ganzen Buchs geſchloſſen wird; — ohne auch bey der Erklärung ſelbſt den Hauptinhalt zum voraus anzugeben und deſſen Zuſammenhang unter eine allgemeine Ueberſicht zu ſtellen: geht er nach der gewöhnlichen Eintheilung in Kapitel; nimmt ſo viele Verſe zuſammen als ungefähr zuſammengehören; giebt davon eine genaue verſtändliche, bisweilen wörtlichere und hernach deutlicher ausgedrückte Ueberſetzung; erläutert alsdann den Sinn durch kürzere oder längere Scholien; ſtellt ihn unter mancherley Formen oder mit mancherley Variationen im Ausdruck, bisweilen auch in deutſcher Sprache, auf; fügt bey ſchwereren Stellen auch wohl eine zuſammenhängende Umſchreibung des ganzen Abſchnitts hinzu; und zeigt da, wo die Gedanken des Schriftſtellers näher zuſammenhängen, manchmal vorher, meiſtens hinterdrein, die Folge und das Verhältniſs dieſer Gedanken gegeneinander an. Nur bey Stellen, deren Sinn ihm nicht ganz klar ſchien, oder über deren Sinn die Meynungen der Ausleger ſehr getheilt ſind, erwähnt er mehrere Erklärungen und beurtheilt ſie kurz. Ueberhaupt ſieht man wohl, daſs er es zur eigentlichen Abſicht hatte, ſeine Zuhörer durch ſein Beyſpiel zur Entwicklung des Sinnes zu leiten, und daſs alles darauf, wie auf das Nothdürftige und Gemeinnützige berechnet war; daher er faſt nirgends eigentlich gelehrte Unterſuchungen anſtellt, noch weniger neue Entdeckungen mittheilt, als wo es entweder die Auffindung des Sinnes erfoderterte, oder dogmatiſche Schwierigkeiten und Streitigkeiten eine Stelle vorzüglich merkwürdig machten, und auch alsdann berührt er nur das Nothdürftigſte, bisweilen ohne etwas zu entſcheiden.

Damit wollen wir aber gar nicht ſagen: daſs nicht auch der Gelehrte Manches aus dieſen Vorleſungen lernen könne. Wie könnte man dies nicht von einem ſelbſtdenkenden Ausleger, wie Morus war, den ſein feines exegetiſches Gefühl, ſeine gründlichen Sprachkenntniſſe und lange Uebung nothwendig auf manche neue Entdeckung führen muſste? wenn man ihm auch nicht in allem beytreten kann. So zieht er Lucä 13, 23. die *enge* Pforte nicht auf die vielen Leiden (warum nicht auf die zu bekämpfenden Schwierigkeiten?) ſondern findet darinn nur den Gedanken: daſs *wenige* würden ſelig werden, weil Matth. 7, 13. dies dabey ſteht, und ſo erſt dieſe Antwort Chriſti auf die Frage paſſe: werden wenige ſelig werden? (Aber wollte denn Chriſtus gerade dieſe Frage beantworten? und nicht vielmehr von dieſer unnützen Frage ab und auf eine wichtigere Sache, das eifrige Beſtreben ſelig zu werden, führen? Solls aber auch eigentliche Antwort ſeyn: ſo lag ja ſchon in der Erinnerung an die Schwierigkeiten, welche die meiſten Menſchen ſcheuen, die verſteckte Antwort, daſs nur wenige würden ſelig werden, die freylich bey dem Matthäus deutlicher ausgedrückt iſt.) Röm. 5, 4. giebt er δοκιμὴν durch *ſpecimen* nämlich *fiduciae in Deo collocatae*, und Kap. 5, 13. ſieht er die Worte: ἁμαρτία δε ὐκ ἐλλογ. μὴ ὄντος νόμου als einen Einwurf an: Sünde wird ja nicht zugerechnet wo kein Geſetz iſt, wie haben alſo dieſe Menſchen der Sünde wegen können dem Tod unterworfen werden? und er giebt die Antwort: ſie hatten doch das natürliche, wenn gleich nicht das moſaiſche Geſetz. (Wenn nur *Paulus* dieſe Antwort gäbe oder andeutete! ohne welche es äuſserſt hart iſt, ihn einen bloſsen *Einwurf* vortragen zu laſſen.) Gal. 3, 19. überſetzt er die Worte δι᾽ ἀγγέλων durch in *praeſentia angelorum* und beſtätigt dieſe Bedeutung des διὰ aus 2 Timoth. 2, 2. (Aber in der offenbaren Parallelſtelle Ebr. 2, 2. kommt ὁ δι᾽ ἀγγέλων λαληθ. λόγος vor, wo die Bedeutung aus dem Gegenſatz v. 3. λαλ. διὰ τȣ̃ κυρίȣ klar genug iſt.) Epheſ. 1, 10. nimmt er ἀνακεφαλαιῶν überhaupt von *vereinigen* (?) und verſteht unter τὰ ἐν τοῖς ȣ̓ρανοῖς Gott, unter τ. ἐπὶ τ. γῆς *Menſchen*, weil Coloſſ. 1, 20. ſtünde: Gott habe wollen ἀποκαταλλάξαι und εἰρηνοποιεῖν. (Das gleich v. 11 etc. folgende ἡμεῖς und ὑμεῖς, nebſt den nähern unleugbaren Parallelſtellen Kap. 4, 15. und 2, 11 folg., entſcheiden doch für einen ganz andern Sinn.) Weit beſſer ſcheint ſeine Erklärung der ſchweren Stelle Jac. 4, 5 f. *Putatisne, ſcripturam incaſſum hortari nos ſolere (dum praecipit, non eſſe indulgendum cupiditati)? num ad invidiam proclivis eſt ſpiritus in nobis habitans (h. e. religio cum omnibus bonis ſenſibus, quibus nos replet)? immo vero majora vobis largitur bona (nam reddit animum lenem et omnino purum. visne igitur potius libidini indulgere quam his bonis uti?)*

Um ſeinen exegetiſchen Charakter näher kennen zu lernen, wird es nöthig ſeyn zu zeigen, wie er ſich in dieſen Vorleſungen in Abſicht auf Kritik, Entdeckung und Beſtimmung des Sinnes, und hiſtoriſche Erläuterungen oder Unterſuchungen, benommen habe; denn auf dieſe drey Punkte kommt es hier allein an, da er ſich lediglich auf grammatiſche Interpretation eingeſchränkt hat. — Nach dem oben angegebenen Zweck, den er gewiſs hatte, nur das *Nothwendige* zu ſagen, und *angehende* Gelehrte zu Auslegern des N. T. zu bilden, würde man, in Abſicht auf *Kritik*, umſtändliche und genaue Unterſuchungen dieſer Art vergebens ſuchen. Wo er ſich auf Kritik einläſst, welches häufig genug geſchieht, da ſcheint er es bloſs alsdann gethan zu haben, wenn *entweder* die gemeine Leſeart ihm gar keinen, oder doch eine andere einen beſſern Sinn zu geben ſchien, *oder* wenn er etwa durch Beyſpiele auf die Mannichfaltigkeit der Leſearten aufmerkſam machen wollte. Gemeiniglich verweilet er nur in *jener* Abſicht: bey andern Leſearten, wie z. B. Luc. 2, 14. wo er die lateiniſche Leſeart ἐν ἀνθρώποις εὐδοκίας vorzieht, und

und Jac. 1, 19. wo er ἴστε billigt, weil, was folgt, gar nicht mit dem Vorhergehenden zusammenhänge. Bey Erwähnung aller andern Varianten scheint er nur haben zeigen zu wollen, wie vielfältig der Text durch Zusätze sey verunstaltet worden, die zum Theil mit den ächten Worten vermischt, den jetzt gewöhnlichsten Text gebildet haben; wie bey Luc. 1, 29. Röm. 6, 14. Jac. 2, 18. In Beurtheilung der Lesearten übergeht er zwar die äussern Zeugnisse nicht, zumal die ältesten Uebersetzungen, namentlich die lateinischen; aber nie haben wir gefunden, dass er nach dem Ansehen einzelner wichtiger Handschriften oder Recensionen, die er nicht einmal erwähnt, entschieden habe. Immer erklärt er sich für diejenige Leseart, die ihm den leichtesten Sinn zu geben scheint, und, wo diese Regel nicht zulangt, erklärt er sich wider diejenige, deren Ursprung er eher als den einer andern zeigen zu können glaubt, z. B. Jac. 1, 19. Röm. 7, 6. K. 8, 11. Luc. 22, 43. 44. und Röm. 5, 14. welche beide Regeln, wenigstens in der Anwendung, leicht trügen können.

Bey der *Erklärung des Sinnes* oder der grammatischen Interpretation im engern Verstande, ist der Vf., wie man bald sieht, recht eigentlich in seinem Fache, und dies ist unstreitig *der* Theil seiner Anmerkungen, woraus sich das meiste lernen läfst; ob er gleich noch mehr würde geleistet haben, wenn er sich weniger durch das Bestreben hätte leiten lassen, seinen *Zuhörern* fasslich zu werden, und sie *so* auf die Spur des wahren Sinnes zu bringen, wie es *für sie* am leichtesten werden musste. So scheints dem Rec. wenigstens. Denn sicherlich wusste M., dass alle Gewissheit des Sinnes und die Ueberzeugung, dass man den richtigen Sinn aufgefasst habe, auf der Darlegung des Sprachgebrauchs beruhe, er mag sich auf die Kenntniss der Sprache, die ein Schriftsteller gebraucht hat, überhaupt, oder auf Kenntniss der ihm eigenen und aus anderweitigen Schriften desselben ersichtlichen Art sich auszudrücken, gründen; und dass man nur dann erst zu andern Mitteln seine Zuflucht nehmen müsse, wenn dieser Sprachgebrauch vielfach und daher unter mehrern möglichen Bedeutungen zu wählen ist, oder wenn uns die ersten Mittel ihn zu finden, d. i. die Zeugnisse derer, die sich eben dieser Sprache bedient haben, und des zu erklärenden Schriftstellers selbst verlassen. Diese einzig sichere Methode hat auch Morus in seinen kleinern Schriften über besondre Stellen des N. T. so unabläfsig und mit so vieler Einsicht gebraucht, dass Rec. sich die Abweichung von derselben und die Befolgung einer andern in diesen Vorlesungen, nur aus dem vorhin gemeldeten Bestreben, seinen Zuhörern die Arbeit leichter zu machen, erklären kann. Gemeiniglich also und zuerst hält er sich bey seinen Erklärungen hier an die Mittel, die nur die Stelle des Sprachgebrauchs vertreten, oder dessen Abgang ersetzen sollten (an die *sensus reperiendi rationes usus subsidiarias*, wie sie Ernesti nennt); an die Etymologie, den Gegensatz, den Zusammenhang und Folge der Gedanken, Erklärung des Subjects aus dem Prädicat und umgekehrt u. dgl. und nimmt erst dann und wann Zeugnisse der eben so schreibenden Schriftsteller und Parallelstellen zu *Hülfe*. Hiedurch erscheint allerdings der Sinn sehr einleuchtend (wie z. B. wenn M. die Worte Jac. 2, 23. ἐλογίσθη τῷ Ἀβραὰμ ἡ πίστις εἰς δικαιοσύνην erklärt), und diese Methode gefällt den Ungelehrtern, weil sie zur Einsicht des Sinnes wenige Vorerkenntnisse, auch nichts auf des Lehrers Ansehen anzunehmen brauchen, sondern sich mit dem vermeynten Augenschein und ihrem Verstande behelfen können; sie ist auch im populären Vortrage, oder wenn es jemanden nur darum zu thun ist den Sinn einer Stelle verstehn zu lernen, recht gut. Aber für Zuhörer die gelehrter werden sollen (und dies sollten doch wohl alle, die einmal Lehrer werden und andern vordenken wollen) und zur sichern Ueberzeugung von dem einzig richtigen Sinn, ist sie nicht zureichend, weil sie gar zu leicht täuscht, und verwöhnt mit dem ersten besten Sinn zufrieden zu seyn. So viel Vortreffliches daher auch in diesen Vorlesungen vorkommt; so glücklich auch meistens M. insbesondere hier die tropischen und hebraischartigen Ausdrücke erläutert hat; so sehr es ihm meistens selbst nach dieser Methode geglückt ist, den richtigen Sinn zu treffen; so sehr er wenigstens dadurch auf die Spur hilft diesen zu finden, den der Gelehrtere schon weiter zu würdigen, und, wenn er richtig ist, aus dem Sprachgebrauch selbst zu bestätigen wissen wird: so sehr läfst sich doch auch eben aus dieser Methode erklären, warum er bisweilen den richtigen Sinn verfehlt oder ihn nicht so überzeugend dargestellt hat, als er sonst wohl gekonnt hätte. Ephes. 1. z. B. sind immer göttliche Wohlthaten erwähnt: προορίσας ἡμᾶς εἰς υἱοθεσίαν, ἔχομεν τ. ἀπολύτρωσιν, ἐγνώρισε ἡμῖν τὸ μυστήριον, und immer mit Erwähnung der göttlichen Liebe, als ihrer Quelle; wenn nun also v. 4. ebenfalls so eine Wohlthat erwähnt wird, ἐξελέξατο ἡμᾶς: so muss ohnfehlbar ἐν ἀγάπῃ damit verbunden werden, als die Quelle von jener wohlthätigen Gesinnung. Allein unser Vf. verbindet es mit ἁγίους und ἀμώμους, ohne zu bedenken, dass es ja auch anders construirt werden könnte, weil es einen guten möglichen Sinn gewährt und giebt es: wir enthalten uns von Ausschweifungen um Gottes Liebe willen gegen uns, die uns zur Tugend bewegt; und zugleich: Gott behandelt uns als unschuldige, weil er uns liebt; welcher letztere Sinn unmöglich zugleich mit gemeynt seyn kann. Bey der schweren Stelle Kap. 5, 13. hätte ihm der Paulinische Sprachgebrauch v. 8. den er da so gut versteht, leicht zeigen können, dass φῶς ἐστι so viel sey als: er gelangt zu einer bessern Erkenntniss, zumal da Paulus selbst v. 14. es erklärt durch ἐπιφαύσει σοι ὁ Χριστός; auch ist φανεροῦσθαι nach Pauli Sprachgebrauch so viel als: für das erkannt werden, was man ist, in seiner wahren Gestalt erkannt werden, z. B. Phil. 1, 13. und wenn man noch dazu die Parallelstellen nimmt 1 Kor. 14. 24. 25.: so wird man kaum zweifeln können, dass der ganze v. 13. so übersetzt werden müsse; *denn alle die bisher ausgeschweift haben, erscheinen alsdann, wenn sie von Erleuchteten* (verständigern Christen) *ihrer Ausschweifungen überführt werden* (v. 11.), *in ihrer wahren Gestalt* (oder lernen sich wirklich als Ausschweifende kennen); *alle aber die so in ihrer wahren Gestalt erscheinen* (sich als Ausschweifende anerkennen), *gelangen*

langen nun zu einer bessern Erkenntniss. Aber diesen Weg zu diesem Sinn zu gelangen, schlägt M. nicht ein; sondern setzt voraus der erste Satz des Verses sey ein Sprüchwort: *das Tageslicht bringt alles zum Vorschein;* und nun wird er verlegen, wie er den zweyten Satz *πᾶν γ. το Φανερȣμενον, Φῶς εςι* geben soll; fängt an zu philosophiren: „der entdeckte Körper ist „doch nicht das Licht, und die Qualität meiner Hand-„lungen ist doch nicht die bessere Einsicht, sie zeigt „nur von der bessern Einsicht;" und fällt endlich darauf, man müsse entweder *Φανερȣμενον* als ein *deponens* nehmen (da es doch unmittelbar vorher das passivum war) oder man müsse statt dessen das activum *Φανερȣν* setzen. Jac. 2, 13. giebt er *κατακαυχᾶυται ἔλεος κρίσεως* wörtlich: *misericordia gloriatur contra judicium;* und sucht nun so einen Sinn herauszubringen: *Quid est, contra aliquem gloriari? enumerare sua merita apud alium. An id est hoc loco: philanthropia enumerabit judici sua merita? Non profecto. Ergo adjunctum ejus phraseos est intelligendum. Quid autem est adjunctum? Qui sua merita enumerare potest, is bona causa fretus nihil metuit.* Und so bringt er den Sinn heraus: *Die Menschenliebe besteht vor Gericht freudig.* Allerdings der rechte Sinn! zu dem er aber sicherer gelangt wäre, wenn er bemerkt hätte: *καταxαυχ. τινος* sey nach dem Sprachgebrauch: etwas verachten, worüber weg seyn, Röm. 11, 18. 1 Kor. 4, 6. also *καταx. κρισεως*, über das Verdammungsurtheil weg seyn, es nicht fürchten dürfen. Auch in den Scholien über die Apostelgeschichte S. 110. ist ein solches Exempel, wo bey Kap. 5, 3. in obiger Manier sehr wortreich gezeigt werden soll: *den h. Geist betrügen* sey so viel als: die Apostel betrügen; welches alles durch Darstellung des Sprachgebrauchs vermittelst eines deutlichen Zeugnisses, dergleichen Kap. 7, 51. verglichen mit v. 52. vorkommt, viel kürzer und zuverlässiger hätte dargethan werden können. Wir enthalten uns mehrerer Beyspiele; auch solcher, wo er, wenn er nicht obiger Methode gefolgt, und mit einem Sinn, der sich hören läst, zufrieden gewesen wäre, andere Ausleger würde nachgesehen haben, die ihn wenigstens erinnert hätten, dass die Worte auch noch anders *könnten* verstanden werden, welches ihn gewiss vermocht hätte, entweder ihre Erklärung zu wählen, oder dagegen die seinige mehr zu befestigen. Hie und da bey schwerern Stellen hat er dies allerdings gethan, und mehrere Meynungen, selbst die Gründe für und wider sie, kurz und gut verglichen. Doch würde es für die Zuhörer und Leser vortheilhafter gewesen seyn, wenn dieses alles immer an Einem Orte, so wie bestimmter und concentrirter, geschehen wäre, z. B. bey seinen sehr richtigen Anmerkungen über die Damonischen, die man in den Vorlesungen über den Lucas aus verschiedenen Stellen S. 168. 196. 216. 253. 306. zusammensetzen muss. Alles dies sey gar nicht, seine trefflichen Anmerkungen, den Sinn betreffend, herabzusetzen, gesagt. Ihre Anzahl ist so überwiegend, dass man kleine Mängel oder Verstosse kaum dagegen in Anschlag bringen darf. Als eigentlich grammatischer Ausleger verdient er immer einen ganz vorzüglichen Rang.

(Der Beschluss folgt.)

MATHEMATIK.

Frankfurt a. M., in der Andreäischen Buchh.: *Neue Architectura Hydraulika*, von Hn. *von Prony.* — Aus dem Französischen von *Karl Christian Langsdorf*, Königl. Preuss. Rath. *Erster Theil zweyter Band.* 1795. 147 S. 4. nebst 35 S. Inhaltsanzeige und 72 S. Tafeln und Gebrauchs-Erklärung.

Ist die Fortsetzung von dem 1sten Theil von *Pronys nouv. arch. hyd.* und enthält die allgemeine Lehre von den Maschinen und den dabey anwendbaren Kräften, in Bezug auf die physischen Nebenumstände betrachtet, welche auf das Gleichgewicht und die Bewegung Einfluss haben. Die Tafeln sind schon aus der Rec. des Originals bekannt. Die der specifischen Schwere ist so abgedruckt, wie Hr. Prof. Struve in Lausanne sie Hn. L. mitgetheilt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Duisburg*, b. Helwing: *Heinrich Fearon's*, Wundarzt(es) im Krankenhause in der Grafschaft Surrey, *Abhandlung vom Krebse, nebst einer neuen Methode zu operiren, insonderheit bey Krebsen an den Brüsten und Hoden.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen. 1790. 102 S. 8. — Der Vf. giebt sich viele Mühe, zu beweisen, dass seine Art Krebsschäden zu operiren neu sey: allein sie ist es nicht; denn sein Vorschlag besteht nur darin, dass man alles Krebshafte rein ausschneiden, von der Haut so viel, als das Krebsgeschwür nur erlaubt, erhalten, und die Operationswunde durch die geschwinde Vereinigung, und nicht durch Ausfüllung derselben mit Charpie, heilen soll. Er war bey Befolgung dieser einfachen und wahren Regeln sehr glücklich. Viele von ihm Operirte genasen in wenigen Tagen, und eine Frau, der er eine krebshafte Brust wegschnitt, ging in zwey Tagen aus. Freylich ist es aber auch bey ihm eine nie aus den Augen zu lassende Regel, dass man die Operation möglichst schnell vornehmen [illegible], ehe der Krebs noch ausgebrochen ist, oder weit um sich gefressen hat, wo dann natürlicher Weise ein grosser Verlust der H[illegible] nur selten Statt findet, und das Ausfüllen der Wunde nur selten nothwendig ist. Seine theoretischen Erläuterungen sind weniger befriedigend. Er sagt z. B. in einem Absatz der überschrieben ist: Von der Ursache des Krebses, weiter nichts, als der Krebs rühre von einer eigenen und besondern Beschaffenheit der S[illegible] her, die sich nicht gut erklären lasse, welches ihm gewiss jeder Humoralpathologe auch ohne diese Versicherung geglaubt haben würde. Die Uebersetzung ist mittelmässig, und die Anmerkungen sind von keinem Belang.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. October 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Leipzig, b. Schwickert: D. *Sam. Frid. Nathan. Mori Praelectiones in Epistolam Pauli ad Romanos*, etc.

2) Ebend., b. Ebend.: *Erklärung des Briefs Pauli an die Römer und des Briefs Judä* von *Morus* etc.

3) Ebend., b. Ebend.: *Erklärung der beiden Briefe Pauli an die Korinther*, n. d. Vorl. D. *Morus* etc.

4) Ebend., b. Heinsius: *S. Fr. N. Mori, Versio et Explicatio Actuum Apostolicorum.* etc.

5) Ebend., b. Sommer: *D. S. F. N. Mori: Praelectiones in Jacobi et Petri Epistolas.* etc.

6) Ebend., b. Köhler: *S. F. N. Mori Acroases in Epistolas Paulinas ad Galatas et Ephesios.* etc.

7) Ebend., b. Sommer: *Mori Praelectiones in Lucae Evangelium.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)

Nicht so vortheilhaft kann Rec. von dessen *historischen* Erläuterungen des N. T. urtheilen. Denn obgleich unser Vf. dergleichen da nothdürftig ausstreut, wo ohne sie der Text gar nicht würde haben verstanden werden können: so konnte man doch weit mehr von ihm erwarten, sowohl bey allem dem, was zur Geschichte der erklärten biblischen Bücher gehört, als bey der Aufklärung der historischen oder solcher Stellen, die aus der damaligen Verfassung so wie aus den Meynungen und Gebräuchen der Juden u. a. einiges Licht erhalten konnten. Hier haben wir auch nicht die mindeste neue Aussicht eröfnet, oder nur einen Versuch dazu gemacht, nicht einmal das hier schon von andern geleistete benutzt gefunden; es sey, dass der sel. Morus sich hierinn nicht genug zutrauete, oder dass er dergleichen Untersuchungen des Fleisses nicht werth hielt, der freylich dabey nöthig ist, weil es hier auf feine und sehr ins Kleine gehende Beobachtungen und deren Zusammenstellung ankommt. Wirklich scheint er dieses letztere geglaubt zu haben, weil er an mehr als einem Orte sehr gering von dieser Art Untersuchungen urtheilt, oder statt sich darauf einzulassen, oft die Sache mit einem: hic ist alles ungewiss, oder mit einem: *cui bono?* abthut. Daher lässt er sich bey den Einleitungen in einzelne Bücher, wie wir schon oben gesagt haben, auf nichts ein, als auf die Authentie und das kanonische Ansehen eines Buchs, und deswegen entgeht einzelnen Stellen der erklärten Bücher alles Licht, was sie aus solchen Untersuchungen erhalten konnten. Wie viel befriedigender würde sich die Uebereinkunft und der Unterschied zwischen Matthäi und Lucä Nachrichten haben aufklären lassen, als es hier in den Praelectt. in Lucae Evang. p. 134 geschehen ist, wenn hier wären solche Untersuchungen zu Hülfe genommen worden, wie neuerlich *Eichhorn* über diese Sache angestellt hat? wie manches würde bey den Briefen an die Korinther und Ephesier lichter worden seyn, wenn unsern Morus solche Untersuchungen geleitet hätten, wie die von *Storr* über jene Briefe, und die neuesten von *Ziegler* in dem Henkischen Magazin (4ten Bandes 2ten Stücks) über den an die Ephesier? Selbst da, wo M. sich auf Untersuchungen dieser Art einläst, die ihn hätten weiter führen können, wie in dem Appendix zu dem Acroas. in Epist. ad Ephes. p. 279, wo er die einzige Frage untersuchen wollte: ob dieser Brief blos an die Ephesier geschrieben sey? So bey dem zweyten Briefe Petri p. 204. 214 u. 257, merkt man bald, dass er bey seinen übrigen trefflichen Talenten eines Auslegers die Gabe nicht hatte, von solchen Untersuchungen einen recht praktischen Gebrauch zu machen, d. i. sie zur Aufklärung der Bücher selbst anzuwenden; und daher dringt er auch, wenn er auf einer guten solchen Spur ist, nicht tiefer ein, sondern begnügt sich, ganz im Allgemeinen etwas gegen die Gründe zu sagen, womit andre eine gar nicht unwahrscheinliche Behauptung unterstützt hatten. — Eben so vermisst man in Stellen, die ihr Licht nur aus der natürlichen Beschaffenheit, den Verfassungen, Sitten und Meynungen der Morgenländer und überhaupt aus damaligen Umständen bekommen können, ungern diese so nöthigen Erläuterungen, wie: bey der vierteljährigen Dürre, Luc. 4, 25, der Abdeckung des Dachs Luc. 5, 19; der sogenannten Gütergemeinschaft der ersten Christen zu Jerusalem Apostelg. 2. 4 u. 5 und andern Einrichtungen derselben, die vornehmlich in der Apostelgeschichte und dem erstern Brief an die Korinthier vorkommen. Auch sind die dahin einschlagenden Anmerkungen zum Theil nicht ganz richtig, wenigstens nicht bestimmt genug; wie z. B. in den Praelect. in Lucam S. 108 von den γραμματεῦσι und γρ. τȣ λαȣ, welchen hier die Verfertigung der Contracte beygelegt wird, und sie mit unsern Advocaten verglichen werden; S. 111 von den υἱοῖς τȣ νυμφῶνος, die nichts anders als Gäste seyn sollen; S. 231 vom Evangelio secundum Hebraeos, welches zu einer hebräischen *Uebersetzung* des Evangelii Matthäi gemacht wird; S. 235 von den lateinischen Versionen der heil. Schrift vor dem Hieronymus, dergleichen fast jede ansehnliche Gemeine eine andere gehabt haben soll, so dass es damals mehrere *versiones vulgatas* gegeben habe u. d. g. m.

Alle vorstehende Erinnerungen hatten blofs den Zweck, den Auslegercharakter des verewigten Morus, wie er wenigstens in diesen Vorlesungen erscheint, und zugleich denenjenigen, die sich ihrer bedienen wollen, zu zeigen, worinn sie mehr oder weniger von ihm geleistet finden werden. Um alles kurz zusammen zu ziehen; wenn er hier in der *Kritik* des N. T. nicht alles geleistet hat, was man in Absicht auf alle merkwürdige Lesearten und in Absicht auf den Gebrauch historischer Zeugnisse wünschen möchte: so rechtfertigte ihn der Zweck solcher eigentlich cursorischen Vorlesungen über die Wahl dessen, was er gesagt hat, und, nach Rec. Einsicht, wird der, welcher sich etwas auf diese Kritik versteht, nur selten anders als M. über den Vorzug der einen Leseart vor der andern urtheilen können. In Absicht auf Bestimmung und Darstellung des Sinnes mag seine Methode ihre Unbequemlichkeit haben; seine Anmerkungen enthalten doch immer einen grofsen Schatz sehr treffender, zum Theil neuer Erläuterungen, und gehören unter das Beste, was über das N. T. gesagt worden ist. In historischen oder auf dergleichen Untersuchungen und Bemerkungen sich gründenden Stellen, wo nicht etwa blofs Kenntnifs des griechischen und römischen Alterthums zureicht, wird man sich lieber nach andern Auslegern umthun, die für dieses Fach eigentlich gearbeitet haben.

Noch ist übrig, etwas über die obengenannten Ausgaben dieser Vorlesungen zu sagen. — Die Praelectt. in epistolam ad Romanos, welche Hr. Prof. *Beck* mit einer bey aller Kürze schönen und zweckmäfsigen Vorrede begleitet hat, worinn die Methode und der Charakter dieser Vorlesungen sehr treffend vorgestellt wird, und bey welcher sich noch ein Anhang über die Stellen Ephes. 2, 3. Joh. 3, 6. Phil. 2, 1—11 und Matth. 7, 22 befindet, sind die neuesten und von M. selbst am meisten ausgearbeitet; wo auch die Versuche neuerer Ausleger noch mehr als in den andern benutzt worden sind. Daher ist auch manches z. B. bey Kap. 6, 19 und 9, 1. 2 deutlicher vorgestellt und bestätigt als in der deutschen *Erklärung* (No. 2), die aus den Vorlesungen verschiedener Jahre zusammengetragen ist. Diese letztere, welche die neuesten Erklärungen, die M. gab, gemeiniglich in einen Anhang hinter den Kapiteln stellt, hat dagegen wieder Manches; was mancher in den Praelect. ungern vermissen wird, wie: den Beweis, dafs Kap. 1, 17 εἰς πίστιν so viel sey als *gegen die Glaubenden*, die Gründe S. 20 für die Milderung der Redensart: dafs Gott die Menschen dahin gegeben in Sünden, die Vergleichung der Aussprüche Pauli und Jacobi über die δικαιοσύνην ἐκ πίστεως S. 47, die Beyspiele aus griechischen Schriftstellern, dafs συγκλείειν τινα εἰς τι heifse: einen einem Schicksal überlassen, S. 173 u. a. m. Uebrigens ist uns in dieser Erklärung so wenig als in der über die *Briefe an die Korinther* (No. 3) etwas aufgestofsen, worinn der Herausgeber die Meynung seines Lehrers mifsverstanden zu haben schiene.

Die *Versio et Expl. Actuum Apost.* (No. 4) hat Hr. Prof. *Dindorf* nicht nur mit manchen Anmerkungen von Morus selbst vermehrt, welche noch aus frühern Lectionen über dieses Buch die Erläuterung dieses und jenes Umstandes nachholen und ihn näher erklären, sondern auch, auf Verlangen des Verlegers, mit seinen eignen Zusätzen. Jene sind von keinem besondern Belange und vermuthlich deswegen in seinen spätern Vorlesungen weggelassen worden, weil sie ihm selbst entbehrlich schienen; auch würde Rec., wegen der oben erwähnten Mängel in M. historischen Erläuterungen, die Scholien über dieses Buch nicht an die Spitze der übrigen stellen. Die Dindorfischen Zusätze, welche theils unter dem Texte, theils in angehängten Supplementen erscheinen, sind, zumal im zweyten Theile, ganz zahlreich. Ob die meisten Leser, welchen es um Morus Erklärungen zu thun ist, diese Vermehrungen so gar gern sehen werden, läfst Rec. dahin gestellt seyn; denn sie vermehren den Preis des Buchs und scheinen dem Zweck einer kurzen Erläuterung, die er in seinen Vorlesungen geben wollte, um so weniger angemessen, als M. sich geflissentlich enthielt, mehrerer Ausleger Meynungen aufzustellen. Hätte der Herausgeber ja Zusätze machen wollen: so hätte man sie allenfalls da wünschen mögen, wo Morus, zumal in historischen Anmerkungen, nicht alle billigen Wünsche erfüllt hatte; oder wo wirklich andere vor oder nach ihm manches besser ins Licht gesetzt hatten; und in diesem letztern Fall hätte der Kern derselben oder das Auserlesenste concentrirt beygebracht werden mögen. Aber so scheint er sich selbst keinen recht bestimmten Zweck vorgesetzt oder ihn nicht vor Augen behalten zu haben. Anmerkungen, die ihm eigen wären und irgend ein neues Licht auf das Buch würfen, sind Rec. nicht vorgekommen; und man findet hier blofs eine Sammlung von mancherley Anmerkungen meistens der neuesten Ausleger, eines *Rosenmüllers*, *Fischers*, *Lösners*, *Schleusners*, *Eichhorns*, *Eckermanns* u. a. m. bisweilen mit hinzugefügtem Urtheile des Herausgebers, bald kritischen, bald philologischen Inhalts, bald zur Erläuterung der Sachen. Ein grofser Theil, zumal in der erstern Hälfte ist doch gar zu bekannt, und kann kaum für andre, als die ersten Anfänger, da stehen. Wer würde hier blofs angegebene Uebersetzungen von *Beza*, *Castelio* etc. oder Anmerkungen aus *Schleusners* Lexicon, den *Rosenmüllerischen* Scholien und dergleichen Büchern erwartet haben, die sogar in aller Anfänger Händen sind? Wer die Weitläufigkeit, mit der manche, sehr gezwungene, Erklärungen, wie z. B. *Lakemachers* über das Sprachenphänomen Apostelg. 2 aufgeführt werden? Und wo wirklich neuere Ausleger eine neue Bahn eröfnet hatten, wie bey den gedachten *fremden Sprachen*, wozu kann da die blofse Erzählung solcher Meynungen dienen, wodurch der Leser doch nicht lernt, mit Ueberzeugung schwierige Stellen verstehen und sich die Schwierigkeiten aufzulösen? so wenig wir auch den Fleifs des Herausgebers verkennen.

Die *Praelect. in Jacobi et Petri epistolas* (No. 5), wenigstens die erstern, mufs Rec. unter die besten dieser Vorlesungen rechnen. Fast scheint es, dafs die häufigern Schwierigkeiten des Sinns dieser Briefe den Fleifs des gelehrten Auslegers geschärft hätten. Die Lesearten sind da noch fleifsiger untersucht, mehrere nicht gemeine Erklärungen gegeben, die Begriffe geflissentlicher

licher verdeutlicht, auch die Paraphrasen gehäufter. Bey den Briefen Petri scheint sich M. mehr auf das Nothdürftigste eingeschränkt zu haben.

In den *Acroas. in Epp ad Galat. et Ephes.* (No. 6.) zeigt sich ein sehr merklicher Unterschied. Die Scholien über jenen so schweren Brief sind verhältnissmässig äusserst kurz, und werden dem nach Ueberzeugung strebenden Leser selten Genüge thun. Es scheinen frühere Vorlesungen, die der Vf. zu revidiren und weiter durchzuarbeiten keine Gelegenheit gehabt haben mag. Mit den Erläuterungen des Briefs an die Ephesier kommen sie in keine Vergleichung. Einige wenige Stellen ausgenommen, kennt Rec. nichts Besseres über diesen letztern Brief; und woraus man das eigne Gute der Methode des sel. Morus könnte besser kennen lernen. Die wenigen Noten, welche der Herausgeber hinzugefügt hat, sind, ausser den Excerpten aus des Vf. letzten Programmen über K. 4, 11—17, bloss literarischen Innhalts und von weniger Bedeutung.

Die *Prael.* über den Lucas (No. 7) enthalten auch nur das Nothdürftigste; und warum sie Rec. nicht zu dem vorzüglichsten Nachlass des verewigten M. rechnen könne, ist aus dem oben über die Mängel der historischen Anmerkungen Gesagten leicht zu erkennen. Doch wer wird von dem Manne nicht gern annehmen, was er wirklich gegeben hat!

Leipzig, b. Barth: *Commentationes theologicae editae a Joh. Casp. Velthusen*, Ecclesiis sacrisque Ducat. Brem. et Verdens. Praefecto, *Christiano Theoph. Kuinoel*, Prof. Lipsiensi et *Georg. Alexand. Ruperti*, Gymnas. Stadensis Rectore. Volumen I. 1794. 1 Alph. 11½ Bog. – Vol. II. 1795. 1 Alph. 10½ Bog. gr. 8. (Jeden Bandes Ladenpreiss 1⅓. Pränumerationspreiss 1 Rthlr. in Golde).

Da manche treffliche gelehrte Abhandlungen, die auf Universitäten geschrieben werden, selten zur Kenntniss und in die Hände derer, die sie zu schätzen wissen, kommen: so ist die Absicht der Herausgeber dieser Sammlung, ältere und neuere Schriften dieser Art, welche ihnen und andern gelehrten Männern einer neuen Auflage würdig scheinen; nebst andern gedruckten und ungedruckten kleinen lateinisch geschriebenen Schriften theologischen, sonderlich exegetischen, Innhalts, von in- und ausländischen Gelehrten, so zusammendrucken zu lassen, dass alle Leipziger Messen ein Band von gleicher Stärke, wie vorliegender, erscheinen soll. An sich bedarf dieses Institut keiner Empfehlung, da mehrere von dergleichen Schriften oft schwer zu bekommen sind, und von den Herausgebern gewiss erwartet werden kann, dass sie theils nur würdige Schriften dieser Art, theils nicht gar zu bekannte, aufnehmen werden; welches schon beide gegenwärtige Theile bestätigen. In dieser neuen Ausgabe bekommen mehrere dieser Aufsätze dadurch einen neuen Werth, dass sie sehr vermehrt und manche ganz umgearbeitet erscheinen. Wir wünschen nur zur Ehre unsers Vaterlandes und zum Vortheil der theologischen Wissenschaften, dass der Abgang dieser Sammlung ihrem Werthe entsprechen möge.

Die meisten jetzt bereits abgedruckten gelehrten Abhandlungen dienen zur Erläuterung der heil. Schrift, und einige schlagen in die Kirchengeschichte. Da sie aber mehrentheils schon vor mehrern Jahren erschienen und durch gelehrte Anzeigen bekannt worden sind: so kann sich Rec. bey den meisten auf eine blosse Anzeige einschränken, und wird nur bey einer verweilen, die hier zuerst gedruckt ist.

Im *ersten* Bande stehen 17 Abhandlungen. 1) Herrn Oberhofpredigers D. *Reinhard* zu Dresden *Explanatio loci Jes. XI, 1—5.* Wittenb. 1783 ganz umgearbeitet. 2) Herrn D. *Velthusen's* Programm: *Hymnus Jes. cap. XXVI.* Helmstädt 1778. 3) Herrn Prof. *Schnurrer's Diss. philologica ad Psalmum LXXVIII.* Tübingen 1790. 4) Herrn Rector *Ruperti Psalmus XVI varietate lectionis et perpetua adnotatione illustratus, Commentarii in Psalmos Specimen I.* Dieser Auffatz über den 16ten Psalm ist im 2ten Bande No. 5 fortgesetzt und erscheint hier zum ersten mal. Voran geht eine lateinische Uebersetzung mit untergesetzten Parallelstellen aus andern Psalmen. Bey dem 2ten Vers, wo Hr. R. bey אמרת die Ergänzung נפשי mit Recht hart findet, glaubt er man dürfte wohl die Worte anders abtheilen und lesen אמר תל יהוה, *dicam h. e. celebrabo benignitatem Jehovae*, תלך nach dem Hebräischen תול nehmen, so *fascinum, blanditiam, gratiam, comitatem* bedeute; und beym 3ten Vers wagt er, nach Prüfung aller andern bisherigen Versuche, so, ohne alle Veränderung der Wörter selbst, zu lesen:

לקדושים אשר (.i אשר) בארץ

המה ואדירי כל חפצי בם

Piis dei cultoribus felicitas est in terra (h. e. Palaestina); eos et magnifacio, unice illis delector; wobey אדיר contrahirt stünde statt אאדיר und man, wenn man das ו vor diesem Worte im Texte nicht durch *etiam* geben wollte, allenfalls das י am Ende desselben zu den folgenden ziehen und יכל חפצי בם geben könnte: *praevalet h. e. magna est oblectatio mea in illis.* Der Anfang des 5ten V. möchte heissen ירבו u. s. f. *Plurimum sibi contrahunt mali, qui aliud s. contrarium docent*, nach einer aus den verwandten Dialecten bekannten Bedeutung des *rad.* מהר, *docere.* V. 7 übersetzt er mit dem Syrer יעצני *consuluit mihi*, und den Beschluss: *noctu etiam agitor eodem animi affectu*, da יסר ja eigentlich *acuere* ist und daher *acuere animum*. Wenn er den v. 10 giebt: *nam orco me haud trades, non permittes, ut pius cultor tuus sepulcro condatur* d. i. du wirst mich nicht schon sterben, sondern noch lange leben lassen: so zeigt er unter andern sehr wohl, dass שחת eigentlich eine *Grube*, ein *Sumpf* sey, daher es auch von Grabhölen gebraucht werde;

und

und v. 11 nimmt er die *saturationem gaudii coram facie tua* in der gewöhnlichen Bedeutung des Tempelbesuchs, dass der Sinn sey: ich werde mich noch recht freuen in deinem Tempel. Nach allem wird der ganze Psalm nicht auf Christum gezogen, sondern für den Ausdruck eines frommen Israeliten erklärt, der seine Freude, in Palästina leben und Gott in seinem Tempel anbeten zu können, erkläret und Gott bittet, ihn lange dieses Glück geniessen zu lassen; eine Meynung, die für einen unbefangnen Leser, der nicht Nebenideen in den Text schiebt, viel Gefälliges haben wird. Die vielen schönen Erläuterungen, die Hr. R. beybringt, müssen wir übergehen und uns begnügen, das ihm vorzüglich Eigene ausgehoben zu haben. 5) Hr. Gen. Superintend. *Löfflers Diss. Joannis epist. I. Gnosticos in primis impugnari negans.* Frankf. an der Oder 1784 und 6) Ebendesselben *Diss. Marcionem Pauli ep. et Lucae Evangelium adulterasse dubitatur.*, ebendas. 1788. 7) Herrn D. *Storr commentatio loci* 1 Tim. 3, 16. Tübingen 1788. 8) Hrn. D. *Planck Observationes in primam doctrinae de naturis Christi historiam.* Göttingen 1787. u. 89. 9) Hrn. D. *Staeudlin doctrinae de futura corporum examinatorum instauratione ante Christum historia*, Götting. 1792. 10) Hrn. Prof. *Kuinöl's Explicatio epistolae Pauli ad Titum.* Leipz. 1788 u. 90 die N. 12 im zweyten Bande dieser Sammlung geendigt ist. 11) Herrn D. *Rosenmüllers* Erlangisches Programm: *Christus* κατα πνευμα ἁγιωσυνης *declaratus filius dei Rom. I, 4.* 1781. 12) *Jo. Frid. Schmidii Examen integritatis duorum priorum capitum Matthaei*, Lips. 1791. 13) Hrn. Geh. K. R. D. *Griesbach* doppelte *Commentatio, qua Marci Evangelium totum e Matthaei et Lucae commentariis decerptum esse monstratur. Jenae* 1789 u. 90, die hier sehr ansehnlich vermehrt ist, da der Vf. seine Meynung gegen die Einwendungen des Hrn. D. *Storr* und Hrn. Hofr. *Eichhorn* vertheidigt und über deren entgegengesetzte Meynungen viele erhebliche Anmerkungen gemacht hat. 14) Des sel. Prof. *Scharfenberg Diss. de Joanne Philopono Tritheismi defensore.* Lips. 1768. 15) Hr. Prof. *Fuhrmanns* zu Kiel *Diss. de concinnitate in epistola Pauli ad Romanos.* Lips. 1776. 16) Des sel. D. *Döderlein Commentatio ad locum Pauli Rom. VIII, 19—25.* Jena 1788. 17) Hrn. Seniors D. *Hufnagel* zu Frankfurt *Diss. in Psalmum XXII.* Erlangen 1789.

Der *zweyte* Band enthält folgende Stücke 1) Herrn O. H. P. *Reinhard's* vermehrte *Symbolam ad interpretationem Psalmi sexagesimi octavi.* Wittenb. 1778. 79. 2) Hrn. Prof. *Lösner's commentat. de domo orba ad Matth. 23, 28 et Luc. XIII, 35.* Lips. 1769, revidirt und etwas vermehrt. 3) Hr. Prof. *Schnurrer Observationum ad vaticinia Jeremiae. Pars I.* Tübingen 1793. 4) Hrn. D. *Velthusen* Erklärung der *Sermonum Eliae Busitae ex Jobi cap. XXXII—XXXII*, beide Theile, Rostock 1789 u. 90. 6) Hr. D. *Rosenmüller Diss. de vocabuli* διαθηκη *in libris N. T. vario usu.* Erlangen 1778. 7) Des sel. Prof. *Jehne Diss. de resurrectione carnis interpretatio cap. XV. epist. 1 ad Corinthios.* Altona 1788. 8) Hrn. D. *Griesbach's* (verbesserte) *commentatio de imaginibus Iudaicis, quibus auctor epistolae ad Ebraeos in describenda Messiae provincia usus est.* Jena 1792. 9) Hr. D. *Stäudlin theologiae moralis Ebraeorum ante Christum historia.* Götting. 1794. 10) Hr. D. *Storr Prolusio de consensu epistolarum Pauli ad Hebraeos et Galatas.* Tübingen 1781. 11) Hrn. Mag. *Car. Christ. Flatt Diss. de notione vocis* βασιλεια των ὀρανων. Tübingen 1794. 13) Hr. Prof. *Gaab Animadversiones criticae et philologicae ad loca quaedam Vet. Test.* Tübingen 1792. — Ein Register der im *ersten* Bande erklärten Schriftstellen macht den Beschluss.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Sertum Hannoveranum seu plantae rariores quae in hortis regiis Hannoverae vicinis coluntur.* Descriptae ab *Henrico Adolpho Schrader*, delineatae et sculptae a *Joanne Christophoro Wendland.* Volum. I. Fasciculus I. 3 Bogen. 6 illum. Tafeln. 1795. gr. Fol.

Bey jedem kostbarern Unternehmen für die Naturgeschichte sollte man immer, wie hier geschehen ist, darauf bedacht seyn, alles zu vermeiden, was nicht der Wissenschaft neuen Zuwachs zu geben vermöchte. Die sechs hier abgebildeten und beschriebnen Pflanzen: *Protea strobilina, Solanum xanthocarpon, Sophora juncea, Hermannia hirsuta, Hermannia micans*, und *Solidago viscosa*, sind, mit Ausnahme der erstern, sämmtlich neu, und alle sind noch nicht abgebildet. Der Fleiss und die Talente, sowohl des Beschreibers als Zeichners, machen beiden Ehre; von letzterm, welcher selbst Obergärtner zu Herrenhausen ist, lässt sich etwas mehr erwarten, als man von einem blossen Künstler, dem die Gegenstände zu fremd sind, verlangen kann. Genauigkeit, Bestimmtheit, und Sauberkeit sind in den Figuren unverkennbar, einige fortgesetzte Uebung wird auch die Sanftheit des Ausdrucks, und die sichere Darstellung der mikroskopischen Theile erreichen lassen; zumal, wenn nicht alles mit dem Scheidewasser gearbeitet, sondern auch auf die kalte Nadel und den Grabstichel gerechnet wird. Hr. *S.* hat alle Haupttheile der Arten genau beschrieben, und zugleich Bemerkungen zur Kritik derselben beygefügt. Den generischen Charakter von *Sophora* und *Protea*, so wie von *Solidago*, hat er zu verbessern gesucht. Mit allem Recht verwirft er das (ohnehin im Pflanzenreiche nirgend existirende) *Semen nudum* bey *Protea*, und nimmt dabey, mit Gärtner, eine *Samaram*, oder was noch besser, und weniger umständlich, auch sicherer ist, mit Gmelin, eine Nuss an. In der Vorrede sagt er einiges über den Herrenhauser Garten. Er enthält an fremden Gewächshauspflanzen auf 2000, und darunter an perennirenden 1500. *Mimosa Lebbeck*, der Betelpfeffer, und das Zuckerrohr haben eine Höhe von 18—20; *Sterculia platanoides, Cytharexylon quadrangulare*, u. *cinereum, Abroma augustum, Hibiscus mutabilis* und *diversifolius*, eine Höhe von 30, und das Bambusrohr eine Höhe von 40 Fuss. Es ist zu wünschen, dass die Theilnahme des Publicums die Verfasser in den Stand setzen möge, die ausserordentliche Gelegenheit zum Besten der Wissenschaft anzuwenden, wie man, nach vorliegender Probe, wohl sieht, dass es ihnen möglich wäre.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. October 1795.

PHILOSOPHIE.

Jena und Leipzig, b. Gabler: *Ueber das Recht des Volks zu einer Revolution.* Von *Johann Benjamin Erhard*, Doctor der Medicin in Nürnberg. 1795. 194 S. 8.

Diese scharfsinnige und äusserst lesenswürdige Abhandlung über einen allgemein interessanten Gegenstand hat vier Abschnitte: 1) *Deduction der Menschenrechte.* 2) *Ueber das Recht zu einer Revolution überhaupt.* 3) *Ueber den Begriff: Volk.* 4) *Ueber das Recht des Volks zu einer Revolution.* Im ersten Abschn. stellt der Vf. mehrere eigentliche Bedeutungen des Wortes: Recht, (als *Substantivum* und *Adverbium*.) wie sich desselben der richtige Sprachgebrauch verschiedentlich bedient, zusammen, bestimmt jedoch das, was allen diesen Bedeutungen gemein ist (S. 4.), nicht näher, als „dass sich bey ihnen das Erlaubtseyn als eine „vorauszusetzende Bedingung befinde;" (es ist auch mehrere Bestimmtheit wohl schwerlich zu erlangen, wenn man nicht auf die, dem subsumirenden *Urtheile*, ob etwas recht ist oder nicht, jederzeit vorgeschriebene *Verstandes*-Regel (Maxime) Rücksicht nimmt, welche eben das Eigenthümliche des Rechten, dass es keinen *Comparativus*, (wie schön, edel und gut) gestattet, an die Hand giebt.) Nach dem Vf. kann daher *ein Recht* richtig so erklärt werden: „dass es eine gesetz„liche Anerkennung einer unbeschränkten Willkühr in „gewissen durchs Gesetz bestimmten oder von demsel„ben nicht besonders ausgenommenen Fällen sey." (Man sieht leicht, dass diese Erklärung auf dem grösseren Felde des Erlaubten nur den Platz reinigt, den einst die schulgerechte Definition des Rechts einnehmen soll.) *Menschenrechte* nennt der Vf. solche, „die so *bestimmt* sind, dass kein Staat, der nicht unmoralisch genannt werden müsste, unterlassen kann, sie gesetzlich anzuerkennen," sie werden aus der Persönlichkeit jedes Menschen entwickelt, und in die Rechte der Selbstständigkeit, Freyheit und Gleichheit (S. 59.) gesetzt.

Im zweyten Abschn. wird erwiesen, dass (wie bereits aus des Vf. Erklärung des Rechts folgt,) niemand ein Recht habe, eine Revolution anzufangen, weil es kein Gesetz und keinen Richterstuhl gebe, nach und vor welchem über ein solches Unternehmen *rechtlich* abgeurtheilt werden könne, und also die ganze Untersuchung keine *Rechtsfrage* sey. (Dieser Satz ist unbezweifelt wahr, und er schliesst gesetzliche Vorkehrungen gegen die im Staate unerlaubten *Mittel*, deren sich jeder Revolutionär bedienen muss, gar nicht aus.) Es wird hier aber auch noch untersucht, ob es nicht Fälle gebe, in welchen man, (unerachtet man *kein* eigentliches *Recht* dazu *habe*, doch) *recht thue*, eine Revolution anzufangen. (Bekanntlich bedienen wir uns des Prädicats: *recht*, es mag in unserm Urtheile vom Rechte, von den Sitten oder selbst von der Pflicht die Rede seyn, bezeichnen also damit allgemein die Uebereinstimmung des concreten Falles mit der abstracten Regel, ohne Rücksicht, ob die letztere die Regel der Vernunft, oder eine der Regeln des Verstandes ist, und also durfte der Vf. allerdings seine Frage so stellen; zweifelhafter möchte es aber seyn, ob man sich bey dieser Untersuchung des Wortes *rechtmässig*, (wie S. 69.) bedienen könne. Rec. getraut sich zu behaupten, dass jemand, eine Revolution anzufangen, zwar für seine Pflicht *halten könne*, dass er aber, wenn er sich auch nicht irren sollte, dennoch allezeit *widerrechtlich* handle, und *bürgerliche* Strafe verdiene. Einer von den vielen Fällen, wo Recht und Pflicht nicht einerley Weg führen!) Der Vf. behauptet nun sehr richtig, dass eine Revolution, als ein seinen Folgen nach nicht zu berechnendes Unternehmen, anzufangen, nur als eine Handlung *aus Pflicht* moralischmöglich sey. Diese Pflicht soll aber (S. 84.) vorhanden seyn, wenn nicht anders als durch Umänderung der Grundgesetze Ungerechtigkeit abgestellt und Gerechtigkeit möglich gemacht werden kann; (d. h. wenn die Grundverfassung zu ihrem Zweck gar nicht mehr tauglich ist. Rec. sollte glauben, dass wenn dieser Fall jemals eintreten möchte, es einer Revolution gar nicht bedürfte, sondern das Uebel sich von selbst höbe; bis jetzt aber hat man dieses noch von keiner, auch der verrufensten, Grundverfassung sagen können, theils weil niemand als der Allwissende darüber *in concreto* ein allgemeines Urtheil fällen kann, und theils weil noch keine Grundverfassung schlechter gewesen ist, als die Menschen, die sich solche haben gefallen lassen, also gewiss noch Jahrhunderte verfliessen müssen, ehe für ein Volk, das noch keinen Sinn für die Befugnisse des Menschen hat, die *Vernunft* Grundgesetze entwerfen kann. Wenn Glückseligkeit nicht einziger höchster Zweck der Menschheit ist, (wie auch der Vf. anerkennt,) so lasse man der Zeit ihren Lauf; die thätigsten Ursachen einer bessern künftigen Grundverfassung sind eben diejenigen, die der Aufklärung in den Weg treten; sie vorzüglich befördern das Wachsthum dieser köstlichen *verbotnen Frucht;* denn wo schon Freyheit und Gleichheit in Ansehung des Rechts herrscht, gedeiht ihre weitere Cultur nicht, nur ein ewiges Kämpfen entwickelt die Kräfte des Menschen, und durch Trübsal und Noth allein wird seine sinnliche Natur für ein höheres Leben erzogen. Wer nicht

nicht egoiſtiſches Intereſſe an einer Verbeſſerung der Grundverfaſſungen nehmen will, muſs ſolche erwarten können, und *ſoll* den *praktiſchen* Einfluſs ſeiner Vernunftideale auf den Wirkungskreis einſchränken, der ihm verfaſſungsmäſsig offen bleibt, um für ſich und andre zu handeln; erſt dann, wenn bey einem Volke die Majorität im Beſitz und *Gebrauch* ſolcher ſich *gleichenden* Ideale iſt, wird die Verbeſſerung der Grundverfaſſung auch *phyſiſch* möglich und wirklich. Der Vf. ſcheint dieſer Meynung ſelbſt zugethan zu ſeyn, wenn er, bey Unterſuchung der politiſchen Möglichkeit einer Revolution (S. 110.) ſo ſchön ſagt: „Wer daher eine politiſch unmögliche Revolution ohne beſtimmte Veranlaſſung unternimmt, der handelt unrecht, „und *da überhaupt niemand ſicher ſeyn kann, daſs eine* „*Revolution gelingen werde; ſo handelt jeder unrecht,* „*der eine Revolution abſichtlich hervorbringen will und* „*einzig handelt, um eine Revolution hervorzubringen.* „Nur daran thut jeder Menſch recht, daſs er ſeine Menſchenwürde vertheidigt, daſs er andern das Beyſpiel „davon giebt, daſs er ſie ihre Rechte lehrt, und daſs „er ihnen den pflichtmäſsigen Gebrauch dieſer Rechte „einſchärft. Iſt er bloſs darum, weil er als wahrer „Menſch ſprach und handelte, Urſache einer Revolu„tion: dann wird ihn ſein Gewiſſen über alle Folgen „tröſten, und ſein Verfahren wird ihn nicht gereuen, „wenn er auch der Gewalt unterliegt.“ Der Vf. dringt bey dieſer Unterſuchung ſelbſt nicht unbedingt auf Vindication der vorher deducirten Menſchenrechte, und giebt alſo ihre Unanwendbarkeit bey Revolutionsfällen, zu deren Beſchönigung man ſie zuerſt vollſtandig aufzuſtellen verſucht hat, zu; es wäre auch ungereimt, wenn ein aufgeklärter Aſiate eine Revolution anfangen ſollte, um ſeinem Volke die Gedanken- und Preſs-Freyheit, (die S. 58. unter die *abſoluten* Menſchenrechte gezählt wird) zu verſchaffen, da dieſe aufgeklärten Nationen erſt zum Bedürfniſs wird, andern aber ein völlig unnützes und alſo ſchädliches Recht ſeyn müſste. — Neu und richtig iſt, was der Vf. S. 121 von den Folgen einer Revolution ſagt: „Alles, was bisher für recht gegolten, wird „bey einer Revolution als etwas, was erſt noch zu unterſuchen iſt, angeſehen, — alles Eigenthum wird „durch ſie problematiſch und kann nur durch die Garantie der neuen Regierung wieder ſicher werden.“ (Eine Revolution iſt eine Reviſion aller ungleichen Rechte, und unterſcheidet ſich eben durch dieſen Stillſtand des Rechtslaufs von einer Reformation.) Der einzelnen treffenden Bemerkungen ſind überhaupt ſo viele in dieſer Schrift, daſs auch die ausführlichſte Anzeige ihren Werth nicht ins gehörige Licht ſtellen könnte.

Im dritten Abſchn. wird der Begriff von *Volk* (S. 145) dahin beſtimmt: „daſs es eine Menge Menſchen „ſey, die ſich wegen Uebereinſtimmung ihrer Sitten „vorzüglich zuſammenhalten und von andern abſon„dern.“ Rec. hätte gewünſcht, daſs der Vf. noch einen Schritt weiter gegangen, und die Sitten, die erſt in der Geſellſchaft entſtehen, nicht als den Grund, ſondern als die Folge der geſelligen Verbindung angegeben, und ihre ſucceſſive Entſtehung den erſteren ſtillſchweigenden Aeuſserungen des allgemeinen Willens zugeſchrieben hätte; alsdann wäre der Uebergang zum Rechte, welches er ſelbſt (S. 150) zu den Sitten rechnet, leicht geweſen, indem die deutliche und thätige Aeuſserung dieſes allgemeinen Willens, der die Congruenz der einzelnen Handlungen mit ſeiner Regel (Maxime) nicht mehr bloſs wünſcht, ſondern *fodert*, die Sitte zum *Recht*, und das letztere zum *poſitiven* Rechte macht, wenn jene Regel beſtimmt und unabänderlich feſt*geſetzt*, (und die Sorge für ihre Beobachtung Beamten des Staats übertragen) wird. Dann ergäbe es ſich von ſelbſt, wie der Adel der *Meynung*, (der bey jedem nicht ganz thieriſchen Volke aus Achtung für Perſonen, welche die bey ihrem Volke eben für Tugenden geltenden Fertigkeiten in einem vorzüglichen Grade beſitzen, entſteht, und zu welchem auch Prieſter und Gelehrte gerechnet werden müſſen, wenn man den urſprünglichen Sinn des Worts Adel nicht (wie S. 152) mit ſeiner jetzt gewöhnlichen engeren Bedeutung verwechſelt,) im Staate bald zu einem Adel des *Rechts* wurde, der ſich, und ſoviel möglich ſeinen Anhang, dergeſtalt abſonderte, daſs den Uebrigen der Name des *Volks in engerer Bedeutung* allein blieb. (Der Vf. erkennt ſelbſt, daſs die Staatsverfaſſung dieſen allgemein angetroffenen Unterſchied zwiſchen Volk und Adel nicht urſprünglich veranlaſst, ſondern daſs es in dieſer Rückſicht ein zufälliges Verhältniſs iſt, von dem man alſo den Grund weiter hinauf ſuchen muſs.) Dieſes durch das hinzugekommene, zum Theil ſogar *erbliche*, *Recht* erſt auffallend ungleiche Verhältniſs des (den urſprünglichen Sitten auch in *dieſer* Bedeutung treuer bleibenden) Volks zu ſeinen vornehmen oder höheren Ständen drückt der Vf. nun nicht unrichtig durch die Vergleichung Minorenner mit Majorennen aus, und thut an die letztern die höchſt begründete Foderung, daſs ſie, wenn ſie Vormünder der übrigen ſeyn und bleiben wollen, vor ihnen immer um einige Grade von Cultur und Sittlichkeit voraus ſeyn ſollen, weil ſonſt der alte Adel der Meynung in eine Nichtswürdigkeit des Rechts ausartet. Die Minorennität des Volks giebt der Vf. zwar als ſelbſtverſchuldet an; er führt aber dieſes ungleiche Verhältniſs nicht auf einen (in Anſehung des Adels der Meynung ſtillſchweigenden, des Adels des Rechts aber ſogar ausdrücklichen) Vertrag zurück, da doch, nach der Vernunftidee, jedem Verhältniſs *willens*fähiger Weſen ein Vertrag zum Grunde liegen muſs, und ſeine Vergleichung, (indem dieſer Vertrag immer *rebus ſic ſtantibus* eingegangen ſeyn *ſollte*, und den reellen Vorzug der höheren Stände als unnachlaſsliche Bedingung der Vernunft vorausſetzt,) durch dieſe Beſtimmung nichts verlöre, als die falſche Nebenidee, daſs das Volk, gleich wahren Unmündigen, gar keinen Willen und keinen Mund habe; da es doch nur von ihm abhängt, davon, wenn und wo es will, Gebrauch zu machen.

Sehr ſchön wird es im 4ten Abſchn. ausgeführt, daſs eine Revolution des Volks in engerer Bedeutung keinen andern Zweck habe, als die Grundverfaſſung zu Gunſten des Volks zu ändern; und daſs die höheren Stände an derſelben ſelbſt Schuld ſind, wenn ſie ihren

Vorzug

Vorzug nicht durch eignes weiteres Fortschreiten in Cultur und Sittlichkeit, sondern durch Aufhalten und Bedrücken des nach Vollbürtigkeit strebenden Volks zu behaupten suchen; sonst aber von der Aufklärung des Volks, wenn sie nur mit derselben gleichen Schritt halten wollen, nichts zu besorgen haben.

1) LEIPZIG, b. Liebeskind: *Versuch einer Berichtigung der Ideen von der Vaterlandsliebe nach Kantischen Grundsätzen*, von *Heinr. Christoph Stroser*, privatisirenden Gelehrten in Leipzig. 1795. 108 S. kl. 8.

2) Ohne Druckort: *Ueber Patriotismus*. 1795. 187 S. kl. 8. (16 gr.)

3) NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Ueber den Verfall der Vaterlandsliebe in Deutschland*. 1795. VIII u. 208 S. kl. 8. (16 gr.)

Der Titel von Nr. 1. giebt durch seine Zweydeutigkeit keine grosse Hoffnung von der Gründlichkeit der angestellten Untersuchung. Man erräth nicht so leicht, ob die Ideen einer *Vaterlandsliebe nach Kantischen Grundsätzen*, oder ob durch die Kantischen Grundsätze die Ideen der Vaterlandsliebe berichtigt werden sollen. Auch ist es nicht philosophisch, eine Berichtigung nach gewissen Grundsätzen zu versprechen, denn dadurch wird es problematisch, ob die Berichtigung die Wahrheit zum Ziele haben, oder ob sie nur bloss eine Umbildung der Begriffe nach gewissen Grundsätzen seyn wird. Ferner kann nach Kants Bestimmung des Worts *Idee*, nicht wohl von *Ideen* von der Vaterlandsliebe, sondern nur von Begriffen von derselben die Rede seyn. Es lassen sich nach dieser Philosophie nicht die Ideen der Vaterlandsliebe nach Grundsätzen berichtigen, sondern nur die Idee der Vaterlandsliebe darstellen, wofern diese Philosophie zugiebt, dass von der Vaterlandsliebe eine Idee möglich sey. — In der Schrift selbst findet sich zwar vieles, dass manche Leser aufklären kann, aber diese Leser sind denn solche, die nicht viel von der Kantischen Philosophie verstehn. Es kommt zuerst das gewöhnliche von Vaterlandsliebe aus Neigung vor, dann folgt ein kurzer Auszug aus Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, dann etwas vom gesellschaftlichen Vertrag, und darauf die Erklärung der Vaterlandsliebe, dass sie die Tugend sey, durch welche wir „unsere Handlungen den Pflichten gegen das Vaterland „gemäss einrichten, und aus dem Grunde, weil es unsere Pflichten so verlangen, ausübe." Diese Pflichten, so wie die Pflichten des Staats, leitet Hr. *St.* aus dem bürgerlichen Vertrag und aus dem Zweck der Gesellschaft ab, der kein anderer als sittliche Vollkommenheit seyn könne. — Viel weniger philosophischen Apparat, aber weit mehr Lehrreiches über die Vaterlandsliebe hat

Nr. 2. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass die Quelle der Vaterlandsliebe bey den Römern und Griechen nicht rein gewesen sey, und sich mit unserer moralischen Aufklärung nicht mehr vertrage. Ihre Vaterlandsliebe war zum Nationalismus erweiterter Egoismus. Er zeigt darauf, dass England in Europa das erste Land war, in dem Vaterlandsliebe aufkeimen konnte, und dass jetzt Dänemark anfange, durch Geistesfreyheit und eine gerechte und milde Regierung dem Patriotismus die beste Gelegenheit zur Entwicklung zu geben, welche Mittel auch in Preussen Patrioten hervorbrachten. Sehr gut vorgetragen sind die, übrigens bekannten, Mittel, durch welche sich Vaterlandsliebe bewirken lässt, ohne den Egoismus zu begünstigen.

Nr. 3. hat vorzüglich Bezug auf Deutschland. Der Vf. geht, wie Rec. glaubt, sehr vollständig die Ursachen des Verfalls der Vaterlandsliebe in Deutschland durch. Die meisten, die er angiebt, mussten aber nicht sowohl einen Verfall, als vielmehr einen Mangel von jeher bewirken, weil sie sich zu allen Zeiten vorfanden, so lange es ein deutsches Reich gab, und auch viele schon bey den alten deutschen Völkern anzutreffen waren. Die Ursachen dieses Mangels an Patriotismus, die der Vf. näher in Betrachtung zieht, sind: Armuth in vielen Gegenden Deutschlands; der Vf. schränkt sich hier aber nur vorzüglich auf die Armuth im Frankenlande ein, mit der er am besten bekannt ist; Roheit des Geistes; Geringschätzung des Volks; Mangel an Moralität; geographische Eintheilung und Nationalhass; die Verschiedenheit der Cultur in Deutschland, die verschiedenen Religionen, die Vergrösserungs- und Streitsucht der Nachbarn, und die Feindseligkeiten gegen einander, wie z. B. die Fruchtsperre, haben Deutschland gleichsam in mehrere Völker getheilt, die einander oft mehr als die Ausländer hassen; Staatsverfassung, Gesetzgebung, Polizey; es giebt keine allgemeine Gesetzgebung, die Deutschen sind in einer andern Stadt, in einer andern Grafschaft, schon unter einem andern Recht; auch wer oft von einer Regierung in Deutschland verfolgt ist, wird von der andern aufgenommen. Wenn man dies alles in Erwägung zieht; so machen die Deutschen gar nicht eine Nation aus, haben kein Interesse für einander, und mögen daher auch Nichts für einander dulden. Eine Bewaffnung der deutschen Nation ist daher eine Chimäre, und könnte, wenn man darauf bestehen wollte, unübersehbare gefährliche Folgen nach sich ziehen. Die Mittel, die der Vf. zu Bewirkung der Vaterlandsliebe angiebt, sind vorzüglich: Gleiches Recht in Deutschland, Abschaffung zu drückender Abgaben, Aufklärung und moralische Bildung des Volks und Einigkeit der verschiedenen Regenten Deutschlands. Diese Mittel könnten ihres Zweckes wohl nicht verfehlen; aber ob man sie je versuchen wird, dies ist eine ganz andere Frage.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Vieweg: *Fritz Wanderers Lebensreise*. 1795. 334 S. 8.

Die bequemste Romanenform ist unstreitig Lebensgeschichte, oder modischer ausgedrückt, *Lebensreise* eines ein-

einzelnen Menschen, indem sie von künstlicher Anlage und Vertheilung des Plans dispensirt. Nimmt eine solche Biographie gar die Wendung einer Reisebeschreibung, (wie hier der Fall ist, wo, ausser einigen Prämissen von Geburt, Erziehung und akademischen Leben des Helden, alles übrige aus Vorfällen besteht, die ihm auf denen, durch sein Hofmeisterleben veranlassten, Wanderungen begegnet sind) alsdann kann der Vf. alles nach seiner Gemächlichkeit einrichten. Denn er excerpirt gleichsam nur nach seinem Gutdünken das Tagebuch des Reisenden, verweilt sich bey jedem Gegenstand nach Belieben, streut kürzere und längere Räsonnements ein, und bricht ab, wo er es für gut findet. Der Vf. gesteht selbst sehr bescheiden, dass sein *Wanderer* ein Stiefbruder der *Reiser*, *Pilger* und *Waller* sey. Sein Werk gehört also in die Classe der Nachahmungen und zwar der mittelmässigen. Seine Räsonnements sind minder scharfsinnig, als die seiner Vorgänger, seine Erzählung minder lebbaft, seine Satyre minder witzig. Schilderungen, wie die von Spitzbubenherbergen, Bordellen, Geistererscheinungen, Inquisitionsverhören, Illuminatenverfolgungen, Komödiantenthorheiten, rohen Landjunkersitten, Spielerbetrügereyen, philantropinischen Narrheiten, geheimen Klubsabsichten, wie sie in diesen Romanen vorkommen, sind zwar lauter Modematerien, waren aber schon oft und viel interessanter ausgeführt worden. Auf plötzliche Zufalle, die wahren *deos ex machina* bey vielen Romanschreibern, rechnet unser Vf. stark. Am Ende der ersten Abtheilung erschlägt die beiden Personen, von denen das ganze Glück des Helden abhängt, plötzlich der Blitz, und fast eben so plötzlich raubt ihm am Ende des Romans seine Geliebte, die er erst seit wenig Tagen besass, ein sehr ungelegenes Fieber.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Erlangen*, b. Kunstmann: *Commentatio in Apocal. cap. XI.* quam .. Philos. Doctoris honoribus ornatus et seminario philolog. valedicens. . defendit M. *Fr. Wilh. Hagen.* Ferner: *Comm. in Apocal. c. XVII.* quam . . docendi et facultatem probaturus et potestatem impetraturus . . proponit M. *Fr. W. Hagen.* 1795. 66 S. 8. — Der Vf. hat im Sinn, eine Uebersetzung der Apocalypse mit Anmerkungen herauszugeben. Diese beiden Commentationen sind also als Probestücke davon anzusehen. Eine Hauptidee zu Deutung der Apocalyptischen Bilder hat er richtig gefasst: Sie müssen durchaus als generische Symbole erklärt und nicht als Schilderungen individueller Erfolge angesehen werden. Man ist so lange her gewohnt gewesen, in diesem Orakelbuch, wie in den ältern jüdischen Propheten, nichts als individuelle Begebenheiten näherer oder entfernterer Zukunft, nach Art einer Historie in Bildern, geschildert zu finden, dass man sich nicht wundert, wenn selbst der beste neuere Commentator dieses von ihm anerkannte Grundgesetz der apocalyptischen Erklärung noch nicht überall durchgeführt, und bey den zwey Zeugen im XI. Kapitel, noch an Jesus und Ananus gedacht hat. Richtiger sieht in ihnen der Vf. ein generisches Symbol aller eifrigen Bekenner der wahren Gottesverehrung, welche selbst während der letzten Unterdrückung Jerusalems durch die Römer (τα ἐθνη XI, 2.) auf Gott, als den Oberherrn über alles, hinzuweisen nicht müde werden würden. Allein diese Deutung, das einzige merkwürdige in der I. Commentation, ist dem Vf. nicht eigen. Er verweist selbst auf seine Quelle, Hn. D. *Hänleins* Abhandlung über das eilfte Kapitel der Offenbarung im N. theolog. Journal. — Auch die Ausführung dieser entlehnten Idee und der übrigen noch bekanntern Erklärungen des XI. Kap. beweist so gewiss noch nicht mehr, als den leicht fassenden Schüler guter Lehrer, dass wir, nach diesem Probestück zu urtheilen, des Vf. Beruf zu einer neuen Uebersetzung und Erklärung der Apocalypse nicht entdecken können. Sie lässt, da ohne Zweifel der Vf. nicht gerade diejenigen Stücke zur Probe ausgewählt haben wird, bey denen er sich am wenigsten zeigen konnte, weder viel eignes im Inhalt, noch viel gründliches und genaues in der Ausführung erwarten. Das Auszeichnen ganzer Seiten aus Herder, Eichhorn u. a. kann diesen Mangel eigner Erklärung und Darstellung nicht ersetzen.

Dies Urtheil finden wir auch durch die II. Commentation nicht, wie Rec. wohl gewünscht hätte, aufgehoben. Die Ausführung ist mehr hingeworfen als ausgearbeitet. Die Deutung jenes Sechsten und Achten, im Kap. XVII, 10. 11. auf Nero, den man eine Zeitlang nicht für todt hielt, wird — nach unserer Einsicht, mit Recht — weil sie allzu individuell wäre, nicht angenommen. Aber etwas besseres finden wir dagegen auch nicht gegeben, und diese einzige unrichtigere Deutung bloss wegzuräumen, bedurfte es vielleicht 30 Zeilen, nicht so viele Seiten. Wir finden besonders das anstössigste in allen bisherigen Erklärungen nicht gelöst, wie das Thier, unstreitig nach v. 16. 17. *das heydnische römische Reich* S. 62. 66. zugleich auch der achte *König* dieses Reichs seyn sollte. Wer kann sich die Deutung S. 63. denken: *hoc regnum per se consideratum, regibus exstinctis, abrogato imperio, manebit, ut, si ad septem reges spectes, ipsum quasi rex octavus haberi possit?* Der Gedanke: das Reich selbst wird König, könnte nichts anders als eine ochlokratische Anarchie bezeichnen. Wahr ists, die Zahl sieben ist in der Apocalypse nicht historisch genaue Angabe, doch hier XVII, 9. wo es sich zugleich auf die *septicollis Urbs* beziehen soll, noch am meisten. — Der Grund: *Si v, 9 u. 11. historice explicamus, inde sequitur, aut poetam, aut quo ductus scripserit, spiritum sanctum mendacem fuisse,* sollte von keinem Philologen weder im Ernst noch als Fechterstreich gebraucht werden. — Selbst die Grundregel: dass die Bilder der Apocalypse generische Symbole seyen, dehnt der Vf. zu weit aus, wenn er auch die 7 Gemeinden im Eingang als nichtexistirend ansieht und behauptet: *pertinent ad artificium poetae, ut omnis quaestio, an tempore Joannis fuerint, sit superflua.* Offenbar sind diese ganz individuell und nach charakteristischen Umständen gezeichnet, ihre Namen nicht mystisch, wie Jerusalem und Rom, umschrieben, überhaupt gehören die Briefe an sie noch nicht zur Vision über die Zukunft, welche generell seyn muss, sondern zur historischen Beschreibung dessen, was schon war I, 19. s. w. Wie individuell ist II, 4. 6. 13. 20. III, 4. Nur etwa dies, dass Johannes gerade sieben Gemeinden wählte, an welche er seine Apocalypse richtete, möchte zur mystischen Anlage des Ganzen gehören. Und doch, wer weiss, ob nicht auch dieses hier bloss so zutraf, dass er gerade mit 7 Gemeinden am meisten bekannt war. Auch Kap. XVII, 9. ist die Zahl historisch zutreffend und zugleich mystisch.

Monatsregister

vom

October 1795.

I. Verzeichniss der im October der A. L. Z. 1795. recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

X Kar-

II. Im October des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Belohnungen.

Preisaufgaben u. Preisaustheilungen.

Todesfälle.

Universitäten Chronik.

Vermischte Nachrichten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. November 1795.

PHYSIK.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Chemische Annalen* für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltungskunst und Manufacturen, von D. *Lorenz v. Crell* etc. *Erster Band.* 1794. 574 S. *Zweyter Band.* 1794. 568 S. 8.

Bey der Anzeige des Inhalts dieses periodischen Werks übergeht Rec. wie gewöhnlich, die aus andern Werken ausgehobenen Abhandlungen, und schränkt sich blofs auf die eigenthümlichen Auffätze ein; worinn jedoch der gegenwärtige Jahrgang seinen Vorgängern, sowohl an der Zahl der Auffätze, als an deren innern Güte, nachsteht. Auch will Rec. bey den, in diesem Jahrgange noch vorkommenden Auffätzen, welche die Streitigkeiten über die aus dem rothen Queckfilberkalke sich entbindende Lebensluft betreffen, nicht verweilen; da hoffentlich nunmehro die Acten über diesen bis zum Ueberdrufs ventilirten Procefs als geschlossen zu betrachten sind.

I. B. 1. St. *Untersuchung eines erhärteten Nickelkalks*, vom Hn. Hofr. *Gmelin.* Aus den dabey statt gefundenen Erscheinungen urtheilt Hr. G. dafs in diesem Mineral der Nickel mit Lebensluft (*Lebensluftstoff*), Arsenikfäure und Alaunerde verbunden sey. — *Verschiedene chemische Bemerkungen*, vom Hn. Prof. *Hildebrandt.* Die durch Pflanzenalkali gesättigte Goldauflösung in Königswaffer liefs das Gold nur nach und nach als ein schwarzes Pulver fallen. Die Bemerkungen über die Phosphorfäure, durch Verbrennung des Phosphors bereitet, und über die — vom Vf. fälschlich so genannte — flüchtige Schwefelfäure, als festes Salz, betreffen bekannte Erscheinungen. — *Chemische Untersuchung der grünen Erde*, vom Hn. O. C. *Wiegleb.* Die untersuchte Erde war aus der Gegend von Prag. Eine Unze gab in der Zergliederung: 3 Dr. 20 Gr. *Kieselerde*; 2 Dr. 35 Gr. *Eisenerde*; 1 Dr. 58 Gr. *luftsaure Kalkerde* und 22 Gr. *Wasser.* — *Ueber das Geroldsgrüner Mineralwasser*, vom Hn. Prof. *Fuchs.* Die Menge des luftsauren Gases vermittelst eines pneumatischen Apparats aufzusuchen, dieser Mühe hat sich der Vf. überhoben. Da dies Wasser jedoch nicht ganz arm daran seyn kann, wie sich aus anderweitigen Angaben schliessen läfst, so mufs wohl des Hn. Pr. F. *Kalkwasser*, wovon er blofs sagt, dafs es *Luftblasen* (wo kommen die hieher?) entwickelte, nichts getaugt haben. Aus 115 *Loth* 4 *Quent.* (§. 6 u. 12.) — (das sind ja wohl, nach Adam Riesens Rechenbuche, 116 Loth?) — Wasser erhielt er 49 Gran Rückstand. Daraus zog er durch 6 Unzen Weingeist, *während einer Digestion von* 9 *Tagen*, 1 Gran aus. Dieses bestand in einer schmierigen schwerkrystallisirbaren Salzmasse, die Hr. F. kurzweg für *Kochsalz* erklärt. Nachdem er hierauf durch 4 *Unzen* 2 *Scrupel* Wasser, 5 Gran Mineralalkali ausgezogen, digerirte er nun den Rückstand mit Salpeterfäure; und aus der davon abfiltrirten Flüssigkeit will er durch Krystallisiren (§. 9.) 31 Gran *salpetersaure Bittererde* erhalten haben. (Wie reimt sich aber damit, wenn er hinterher (§. 11.) sagt: er habe diese salpetersaure Flüssigkeit mit Berlinerblau-Extract vermischt, und 4 Gran blauen Niederschlag erhalten? Hat er diese Fällung vorgenommen, ehe er noch die Auflösung krystallisirte, so ist das eine confuse Relation des Processes; und dann möchte er auch wohl durch sein Berlinerblau-Extract so viel Laugensalz in die Mischung gebracht haben, dafs die Krystallen der vermeyntlichen salpetersauren Bittererde wohl nur ein hergestellter gemeiner Salpeter gewesen seyn mögen.) Die Salpeterfäure hatte (§. 10.) 22 Gran unaufgelöset übrig gelassen. Diese will er nachher noch (§. 10 u. 12.) durch Salzfäure in 4 Gran *Gyps*, 5 Gran *Kalkerde* und 5 Gran *Bittererde* zerlegt haben. (Wohin sind die übrigen 8 Gran gerathen? und warum haben sich nicht die Kalk- und Bittererde schon vorher in der dazu reichlich genug angewendeten Salpeterfäure aufgelöset? Auf welche Art hat er beide Erden gesondert und ihre Natur geprüft? Und endlich, wie konnten, ohne ein Wunder, in dem abgerauchten Rückstande, 4 Gran *unzerlegter Gyps*, neben der verhältnifsmäfsig beträchtlichen Menge von 5 Gran Mineralalkali, bestehen? — Wahrlich, das chemische Publicum hat bisher fast zu gutwillig mit pfuschermäfsigen Arbeiten vorlieb genommen.)

2. St. *Nachtrag zu den chemischen Versuchen über die Strontianerde*, vom Hn. Prof. *Klaproth.* Der Versuch, den Strontianit von der, auf andere Art so schwer zu scheidenden, Kohlenfäure zu befreyen, gelang dem Vf. aufs vollständigste in einem, dem Porcellanofenfeuer überlieferten, Kohlentigel. Der Strontianit verlor 31 vom Hundert. Das merkwürdigste aber besteht darinn, dafs der gebrannte Strontianit sich völlig in Wasser auflöset, und in festen Krystallen daraus anschiefst. Diese ganz neue Erscheinung ist das erste Beyspiel von einer künstlichen Krystallisation einer einfachen Erde in blossem Wasser. — *Versteinerungen im Basalt*, vom Hn. L. M. *Brückmann.* Ob es mit diesen Basalten seine Richtigkeit habe, darüber ist das Nähere aus *Nose's Samml. über vulcan. Gegenst. u. d. Basalt.* Frankf. 1794 u. f. zu vernehmen. — *Ueber die neuere Weinprobe und den neuen Liquor probatorius fortior*, vom Hn. D. *Hahnemann.* Nach einigen mitgetheilten Erläuterungen über den erstern, schlägt Hr. D. H. eine, zur Aufgelöst-

gelösterhaltung jeder Menge halbverkalkten Eifens, ab. geänderte Formel vor, in welcher der Kalkfchwefelleber die wefentliche Weinfteinfäure hinzugefetzt wird. — *Herr van Mons in Brüffel*, theilt in einem Schreiben ein Verfahren mit, die Queckfilbercalcination zu verkürzen. Gleiche Theile Queckfilber und fertige rothe Queckfilberhalbfäure werden mit ein wenig Waffer zufammengerieben. Es entfteht fchwarze Halbfäure (?). Man fetzt diefe in einer offenen Kapfel, einer der Glühhitze nahekommenden Wärme aus. — *Ueber die beften Löfchungsmittel bey Feuersbrünften. Ein Liebhaber von Ehre und Wahrheit* läfst eine *wohlgemeynte Erinnerung an das fchwedifche Publicum, in Anfehung der vom Hn. Nyftröm bekanntgemachten Feuerlöfchungsmittel* ergehen, das nachgemachte Mittel des Letztern nicht mit dem ächten des Hn. *v. Aken* zu verwechfeln. — *Verfuch, um den brandigten Gefchmack und Geruch vom fchwedifchen Kornbranntweine wegzunehmen*, vom Hn. *Nyftröm*. Er verdünnte 10 Loth ftarke Vitriolfaure mit ¼ Kanne Waffer, that es zu 15 Kannen eines brandigten Branntweins, liefs aus der Deftillirblafe zuerft ¾ Kanne übergehen, die befonders weggenommen wurde, und zog hierauf 7½ Kannen ab, welche in einem vom brandigten Geruch und Gefchmack reinen Weingeift beftanden. In den darauf folgenden *Anmerkungen über die Beftandtheile des Weingeiftes und die Unreinigkeiten im Kornbranntweine*, vom Hn. Prof. *Gadolin*, geht diefer die Meynungen mehrer Schriftfteller hierüber und die dawider vorgefchlagenen Mittel durch; und ob er zwar unter letztern Lowitzens Anwendung des Kohlenpulvers den Vorzug giebt, fo ift er doch der Meynung, dafs in anderer Rückficht der ebenerwähnte Vorfchlag *Nyftröm's* von Nutzen feyn werde. — *Aus Briefen.* Hr. Hofr. *Herrmann* gedenkt einer fchönen weifsen Jafpisart aus den Altaifchen Gebirgen, und eines hochblauen Chalcedons mit Würfelabdrücken, von Nertfchinsk. Die Kolywanifchen Hüttenwerke haben im Jahr 1791 geliefert: 1052 Pud 25 Pfund 19 Solotnik Silber, in welchen 19 Pud 20 Pfund 10$\frac{11}{18}$ Solotnik reines Gold enthalten find. — Hr. Prof. *Lowitz* unterfuchte den *Baikalit*, einen weifsen glänzendftrahlichten Stein vom Baikalfee. Er kam, den Beftandtheilen und äufsern Eigenfchaften nach, mit dem vom Hn. Prof. *Klaproth* unterfuchten Tremolith vom St. Gotthard überein. In den rundlichten kiefelartigen rauchigt-durchfichtigen Steinen, welche von der Gröfse einer Hafelnufs, in der Gegend von Ochozk bey alten verlofchenen Vulcanen gefunden werden, (die Rec. unter dem Namen: *Merakanfteine*, von daher erhalten hat,) fand er: 47 *Kiefelerde*, 12 *Alaunerde*, 7 *Kalkerde*, 3 *Bittererde*, 1 *Eifenkalk*. Ihre Schwere ift: 2,333. Vor dem Löthrohre blähen fie fich, mit phosphorifchem Scheine, zu einer weifsen fchaumigten Schlacke auf.

3. St. *Ueber ein neues, aus dem reinen Schwerfpathe erhaltenes, Metall*, vom Hn. *Joh. Martinenghi*, Infp. des akad. Miner. Kab. zu Pavia. Möchte wohl mit den Tondi Ruprechtfchen Erdenmetallen in eine Claffe gehören, und auch fo, wie diefe, in Nichts zurückkehren! — Uebrigens ift diefes Stück der Annalen an eigenen bedeutenden Auffätzen fehr arm.

4. St. *Ueber den flammenden Salpeter*, vom Hn. Prof. *Hildebrandt*. Der Vf. bemerkte eine völlige Zerfetzung des flüchtigen Alkali's, als er flammenden Salpeter in einer Retorte über Kohlenfeuer erhitzte. — *Ueber einige neuere Zeolitharten von Ochozk*, vom Hn. Prof. *Severgin*. Es find diefes die eben gedachten Glaskugeln, welche Hr. *S. Glaszeolith* nennt; denen er noch zwey andere Arten, den *Schackenzeolith* und den *Zeolithfand*, beyfügt. — *Ueber die Vereinigung der Metalle mit dem Schwefel, auf dem naffen Wege*, von den Hn. *Deimann, v. Trooftwyk, Nieuwland, Bondt* und *Laurenburg*. Die Verfuche betreffen vornämlich das Kupfer. Schwefelblumen und Kupfer mit Waffer zu einem Teige gemacht, giebt nach einigen Minuten eine anfehnliche Hitze, die Mifchung wird fchwarz, und nimmt begierig die Lebensluft auf. Schwefelblumen durch Ammoniak und Abwafchen gereinigt, gaben diefe Erfcheinungen nicht: woraus erhelle, dafs die Säure, wovon die Schwefelblumen nie frey find, hier im Spiele fey. Dafs die gefchwefelten Metalle, eben fo wie die Schwefellebern, das Waffer zerfetzen, ift indeffen keine fo neue Beobachtung, als die holländifchen Chemiker hier zu glauben fcheinen. — *Chemifche Unterfuchung des armenifchen Bolus*, vom Hn. *Wiegleb*. Die gefundenen Beftandtheile von 1 Unze waren: 5 Dr. 6 Gr. *Kiefelerde*; 1 Dr. 47 Gr. *Alaunerde*; 51¼ Gran *Eifenkalk*. — *Einige Nachrichten von dem Lauterberger Kupferbergwerke und Hüttenwerke am Harz*, vom Hn. *Wille*. Die auf diefen Gruben brechenden Erze find: Kupferpecherz, gelbe Kupfererze, ftralige, fedrige und fchalige grüne Kupfererze, Kupferlafurerz, Kupferbranderz, gemifchte Kupfererze, Schwefelkies, derber Glaskopf. Die Befchickung der rohen Kupfererze fah der Vf. in folgenden Verhältnifs anwenden: 4 Centner Kupferpecherz, 2 Ctr. gelbes Kupfererz, 1 Ctr. gemifchte Erze, 8 Ctr. gemeine Schlacken, 1 Ctr. Rofsfchlacken und 1 Ctr. Flufsfpath. Von diefen Befchickungen werden wöchentlich 18 durchgefetzt, welche 126 Ctr. am Gewicht halten, davon 27 bis 28 Ctr. Kupferftein fallen, welcher im Ctr. à 114 Pf. 70 Pf. Schwarzkupfer hält. Zu jedem Garmachen werden 24 Ctr. Schwarzkupfer genommen, wovon man 2 Ctr. Garkupfer erhält; welches auf der Meffingshütte an der Oker der Ctr. mit 26 Rthlr. bezahlt wird.

5. St. *Noch ein Beytrag zur nähern Kenntnifs der Börifchen Pulver*, vom Hn. Hofr. *Gmelin*. Dies geheime Mittel, welches der D. *Bör* in Wien ausgiebt, ift ein verkapptes Spiesglanzpräparat. — *Ueber die Auflösbarkeit der Bitterfalzerde im kauftifchen Laugenfalze*, vom Hn. *Val. Rofe*, Apoth. in Berlin. Hr. *van Mons* behauptete (in den chem. Annal. 1793. 10. St.) dafs das kauftifche vegetabilifche Laugenfalz die Bitterfalzerde auflöfe. Diefes zu prüfen, ftellt hier Hr. *R.* mehrere zweckmäfsige Verfuche mit aller Genauigkeit an; aus deren Refultat hervorgeht, dafs fich die Bitterfalzerde auf keinerley Weife in dem kauftifchen Laugenfalze auflöfe; und dafs alfo bey den Verfuchen des Hn. *van Mons* irgend eine Täufchung ftatt gefunden haben müffe.

6. St.

6. St. *Bereitung einer schönen violetgrauen Farbe, auf alle Arten von Zeugen*, vom Hn. Hofr. *Vogler*. Besteht in einem Absud von Schmack (*Rhus coriaria*) mit Eisenvitriol versetzt. — *Ueber die Scheidung des Silbers vom Kupfer, durch Bereitung des Hornsilbers*, vom Hn. Prof. *Hildebrandt*. Enthält zwar an sich nichts neues; doch können die dabey umständlich beschriebenen Handgriffe für Ungeübte von Nutzen seyn. — *Ueber den arzneylichen Gebrauch des Kohlenstaubes*, vom Hn. D. *Bornemann* in Reval. Eine kurze Anzeige von dem vortrefflichen Nutzen dieses Mittels in brandartigen Schäden.

II. B. 7 St. *Neue Versuche, Linnen- und Baumwolle mit Cochenille zu färben*, vom Hn. Hofr. *Vogler*. Eine Empfehlung der alkalisch-arsenikalischen Alaun- und Vitriolauflösungen, und nächst diesen auch der Galläpfel. Es giebt, sagt Hr. *V.* ausser der Zinnsolution, kein Beitzmittel, das so schöne und gesättigte, so reichlich und tief in die Substanz der Zeuge eingedrungene Farben bewirkt, als diese. — *Angabe einer leichten und einfachen Methode, das Silber vom Kupfer zu scheiden*, vom Hn. *Hildebrandt*. Sie besteht darinn, das kupferhaltige Silber in Salpetersäure aufzulösen, das gemischte Metall durch Pflanzenalkali zu fällen, und mit Borax oder einem andern Fluss zu schmelzen: wobey sich das Silber herstellt, das Kupfer aber in der Schlacke bleibt. (Für die Praxis, wie der Vf. selbst vermuthet, nicht sehr brauchbar.) — *Einige Bemerkungen über den Aufsatz des Hn. Bergr. und Prof. Widemann, von der Nothwendigkeit, bey der Haupteintheilung der natürlichen Körper ein viertes Naturreich anzunehmen*, vom Hn. Prof. *Wolff* in Berlin. Hr. Prof. *W.* ist der Meynung, dass viele vom Hn. Bergr. *W.* angeführte Stoffe gar nicht in die eigentliche Naturgeschichte gehören, oder, wenn man sie doch aufnehmen wollte, dass die gewählte Benennung unpassend sey; und würde man die unorganisirten Wesen überhaupt in *unorganisirte Körper* und *unorganisirte Stoffe* abtheilen können. In die letztere Abtheilung würden dann die flüssigen wasserförmigen und flüssigen luftförmigen Körper, oder Hn. Widemanns Atmosphärilien gestellt werden können. — *Auszug einiger Briefe des Hn. van Mons an Hn. Kasteleyn, über die Versuche der freyen Gesellschaft einiger holländischen Chemisten, die Entzündung einiger geschwefelten Metalle ohne Lebensluft betreffend.* Hr. *v. M.* vermuthet den zu dieser Entzündung benöthigten Sauerstoff nicht bloss im sublimirten Schwefel, als welcher allerdings stets freye Säure an sich trägt, sondern auch in dem mit Ammoniak gewaschenen, ja selbst im rohen gegenwärtig. Beiderley Schwefel mit ausgeglüheten und unter Quecksilber erloschenen Kohlen gemengt, und in geschlossenen Gefässen der Sublimation unterworfen, gab Kohlengas; davon doch die zubereiteten Kohlen allein wenig oder gar nichts gaben.

8. St. *Versuche die Seide auf eine bequeme und vortheilhafte Art mit Cochenille zu färben*, vom Hn. Hofr. *Vogler*. Der Vorschlag besteht darinn, die Cochenillenbrühe mit Küchensalz zu sättigen. — *Ob die Kirchhöfe in Städten wirklich schädlichen Einfluss auf die Gesundheit der Einwohner haben?* vom Hn. Prof. *Wurzer*. Hr. *W.* beantwortet diese Frage mit — *Nein!* Rec. aber gesteht, dass er hierinn mit Hn. *W.* nicht gleicher Meynung ist; noch mehr: er ist überzeugt, dass die eudiometrischen Versuche überhaupt nur sehr trügende Anzeigen von Schädlichkeit oder Salubrität der Luft sind, und wir von der, dadurch in einem gegebenen Luftraume angezeigten, Menge der Lebensluft nicht unbedingt auf deren Wirkung aufs thierische Leben schliessen sollten. Ist es denn schon bewiesen, dass die ansteckenden Krankheitsstoffe überhaupt, mithin auch diejenigen, welche die Kirchhöfe, mehr aber noch die, dem Menschenverstand Hohn sprechende, Todtengewölbe und Graber in den Kirchen, unläugbar aushauchen, von einer solchen Natur sind, dass sie auf eudiometrische Werkzeuge wirken können? Es thut Noth, auf diesen Gegenstand die Aufmerksamkeit der medicinischen Policey aufzuregen, nicht aber noch mehr einzuschlafern. — *Versuche mit norwegischen Kobald, um daraus die Rinmannische grüne Mineralfarbe zuzubereiten*, von Hn. *Tychsen*. Eine Reihe von Versuchen, die Hr. T. in dieser Absicht angestellt und hier beschrieben hat, überzeugten ihn, dass der norwegische Kobald zur Anfertigung der genannten Farbe nicht tauglich sey. Als Bestandtheile dieses Kobaltserzes von Modum ergaben sich in 300 Theilen: 150 *Kobald*; 35 *Eisen*; 70 *Arsenik*; 10 *Schwefel*; 15 *unauflösbare Erde*.

9. St. *Ueber die verschiedene Güte der Färbehölzer, besonders des Fernambuk, und Blauholzes*, vom Hn. *Vogler*. Beiderley Farbehölzer verlieren an Güte durch eine zu lange Einwirkung der Luft, des Lichts und der Sonnenstralen. – *Von einer ganz besondern Art von (schwimmenden) Backsteinen*, vom Hn. *Fabbroni*. Aus dem Plinius und Strabo ist es bekannt, dass die Alten dergleichen auf dem Wasser schwimmende Backsteine gemacht haben. Hr. *F.* stellte vielfältige Nachforschungen an, die dazu anwendbare Erde wieder aufzufinden; und er fand sie wirklich an dem Bergmehle in der Nachbarschaft von Santo Fiora im Sienesischen. Dieses Bergmehl ist eine gemischte Erde, die einen thonartigen Geruch von sich giebt, und einen feinen weissen Rauch, wenn man sie mit Wasser wäscht. Ihre Schwere ist: 0,362. Sie brauset nicht mit Säuren auf, und wird kaum durch die Vermischung mit Vitriolsäure verandert. Für sich allein schmilzt sie nicht; verliert im Feuer ⅛ ihres Gewichts, am Umfange aber wenig oder fast nichts. Die Bestandtheile sind: 55 *Kieselerde*; 25 *Bittererde*; 14 *Wasser*; 12 *Alaunerde*; 3 *Kalkerde*; 1 *Eisen*. Die Backsteine, welche er daraus gebildet hat, sind 7 Zoll lang, 4½ Z. breit, 1 Z. 8 L. dick. Das Gewicht eines solchen Backsteins war kaum 14½ Unzen; da ein gleich groser Backstein von der gewöhnlichen Erde bereitet, gebrannt, 5 Pf. 9½ U. wiegt. Von dem vielfachen Nutzen, welchen die Anwendung dieser schwimmenden Backsteine gewähren kann, giebt der Vf. mehrere Beyspiele. (Rec. welcher von dieser Erde Proben erhalten hat, kann die grosse Leichtig-

keit

keit derselben bestätigen.) — *Ueber Schminke und Schönheitsmittel*, vom Hn. *Heyer*. Bey Untersuchung einiger dergleichen Sächelchen, bestand ein *englisches Schönheitswasser* in einer Auflösung des Bleyzuckers in wohlriechenden Wassern; so wie ein anderes aus Sublimat in dergleichen Wassern aufgelöst. Das *Secret particulier pour conserver la Beauté de la Comtesse d'Eglington* ist eine Wachsseife. — *Ueber die Verähnlichung des Kornbranntweins mit dem Franzbranntweine im Geschmacke*, vom Hn. *Gratschef*. Die Vorschrift lautet: zu einem Maasse gemeinen Kornbranntweins 7 Loth gepulverte Holzkohlen und 9 Loth gestossenen Reiss (?) zu mischen, 14 Tage lang unter öftern Umschütteln stehen zu lassen, und dann durchzuseihen. Hr. G. hat dafür von der ökonomischen Gesellschaft zu Petersburg eine Preisbelohnung von 40 Ducaten erhalten (und wie viel Hr. *Lowitz* als eigentlicher Erfinder? denn das Kohlenpulver ist doch dabey wohl nur die Hauptsache).

10. St. *Ueber die Entzündung des Schwefels mit Metallen ohne Gegenwart der Lebensluft*, vom Hn. D. *Richter*. Da nach dem jetzigen System keine Verbrennung ohne Sauerstoff statt haben könne, so sey es wahrscheinlich, dass der hier im Spiele seyende Sauerstoff aus zersetzten Wassertheilen herrühre, wovon auch der, dem Anschein nach, im trockensten Zustande sich befindende Schwefel nicht frey sey. — *Anmerkungen über die Erfindung eines durch Wasser geliederten Gebläses*. Der mit *St.* sich unterzeichnete Vf. zeigt, dass die vom Hn. D. *Baader* aus München in Vorschlag gebrachte Wasserliederung (S. dessen *Beschreibung eines neuerfundenen Gebläses*, Gött. 1794. 4.) keine neue Erfindung sey, sondern dass sie schon seit längerer Zeit auf dem Harze an vielen Maschinen sey angebracht worden.

11. St. *Von den Edelsteinen, welche einen sechsseitigen Stern bilden*, vom Hn. *L. M. Brückmann*. Die Eigenschaft, einen sechsseitigen Lichtstral zu bilden, sey nicht bloss dem Sapphir eigen; der Vf. beschreibt mehrere Steinarten, an denen dieses Lichtspiel zu bemerken ist. — *Ueber einige russische Steinarten aus dem Serpentingeschlechte*, vom Hn. Prof. *Severgin*. Enthält oryktognostische Beschreibungen eines Nephrits, Serpentinsteins und Chloritschiefers.

12. St. *Ueber die beste Benutzung des Pfannensteins auf Salinen*, vom Hn. Bergr. *Unger* zu Salzliebenhalle. Den bisher weggeworfenen Pfannenstein von dieser Saline fand Hr. *U.* noch zwischen 40 bis 48 Procent reich; womit also jährlich über 1000 Himten reines Kochsalz verloren gingen. Diesen Verlust erspart selbiger jetzt dadurch, dass er den Pfannenstein in einer Stampfmühle zerkleinert, und in einem dazu eingerichteten Solkasten mit Brunnensole auslaugt. — *Aus Briefen*. Eine Nachricht vom Hn. Prof. *Lowitz* von der glücklichen Anwendung der Kohlen auf die Trinkbarmachung schlechten Wassers, zum Gebrauch der russischen Armee in verschiedenen Gegenden der Moldau. Anwendung des Kohlenpulvers als Hygrometer. — Hr. Hofapoth. *Meyer* in Stettin bemerkte in dem letzten Anschusse der salzsauren Schwererde, welche er aus Freyberger Schwerspathe bereitet hatte, nadelförmige Krystallen. Er vermuthete eine neue Erdart darinn, und fand, dass es die vom Hn. Prof. *Klaproth* bereits beschriebene Strontianerde sey.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

PLAUEN, b. Haller u. Sohn: *Gesang- und Gebetbuch für Stadt- und Landschulen*. 1795. 136 S. 8. (3 gr.)

Diese zweckmässig ausgewählte Sammlung von Gesängen und Gebeten für Schulen, hat der würdige Hr. Superintendent *Hand* in Plauen veranstaltet. Er spricht in dem lesenswürdigen Vorbericht mit Wärme von dem Bedürfniss guter Gesänge und Gebete für die Schuljugend, und erinnert unter andern ganz richtig, dass die Herzen junger Leute, die einen vernünftigen Religionsunterricht empfangen, nothwendig mit Ekel und Widerwillen, auch wohl gar heimlichen Spott gegen Gesang und Gebet erfüllt werden müssen, wenn sie genöthiget werden, Lieder zu singen und Gebete herzusagen, die mit veralteten, unverständlichen Ausdrücken und unedlen Bildern angefüllt sind. — Er hat besonders das Niemeyerische Gesangbuch für höhere Schulen, und die Sammlung der Religionsgesänge für die Freyschule in Leipzig benutzt, und dasjenige daraus aufgenommen, was ihm zu seinem Plan nützlich geschienen hat; er hat sich aber dabey erlaubt, allzu lange Lieder *abzukürzen*, und gewisse zu erhabene, der Jugend unverständliche, auch für ihre Umstände nicht passende Ausdrücke und Verse, auch ganze Lieder abzuändern, wobey er die Beyhülfe des verdienstvollen Herrn Rectors in Plauen, M. *Rosts*, dankbar rühmt. Die Schulgebete hat der Hr. Sup. selbst verfertiget. Sie sind sehr gut und zweckmässig; nur hätte auch auf Landschulen mehr Rücksicht genommen werden sollen. Die Wahl der Gesänge macht den Einsichten des Hn. Sup. Ehre. Das Gesangbuch für die Freyschule in Leipzig ist freylich vollständiger; denn es enthält 387 Gesänge, da hingegen das Plauische nur 155 enthält. Indessen ist diese Anzahl für Schulen hinreichend, und ein verständiger Schullehrer wird fast auf jede abzuhandelnde oder abgehandelte Materie vor und nach dem Religionsunterricht ein passendes Lied, oder einige passende Verse finden, wodurch die Lehre selbst der Jugend wichtiger gemacht wird. — Um den Ankauf dieses Buchs der Jugend, so viel möglich, zu erleichtern, und dasselbe besonders den Aermern mittheilen zu können, hat der Hr. Sup. den Druck auf seine Kosten veranstaltet, und kann das Exemplar für 3 gr. ablassen. Rec. weiss aus Privatnachrichten, dass der Rath in Plauen, (der hierdurch einen rühmlichen Beweis seiner Bereitwilligkeit, das Gute befördern zu helfen, abgelegt hat,) 55 Rthlr. zu diesem Gesangbuche geschenkt hat, so dass es unentgeldlich an die Schulen in Plauen ausgetheilt werden konnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. November 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Der Blumenkranz,* Erzählungen, von *C. Grosse,* erster Theil. 1795. 368 S. 8.

2) Königsberg, b. Nicolovius: *Der Geist Erichs von Sickingen,* sein Herumwanken, und seine Erlösung, eine Geschichte des zwölften Jahrhunderts. 1795. 274 S. 8.

3) Bremen, b. Wilmans: *Wollmar,* vom Verfasser der Scenen aus Fausts Leben. 1794. 247 S. 8.

4) Ohne Druckort: *Das Schicksal, oder Wilhelmine Tule,* eine wahre Geschichte, im October 1793. 104 S. 8.

5) Leipzig, b. Gabler: *Ewald,* ein Gemälde nach dem Tagebuche eines Unglücklichen von *J. G. M.* 1794. 208 S. 8.

6) Berlin u. Leipzig, b. Nicolai: *William Lovell,* erster Band. 1795. 366 S. 8.

Die *Blumen* in dem *Kranze* N. 1 sind (wie in einer, mit allegorischer Deutung von mancherley Blumen spielenden, Einleitung gesagt wird) romantische Erzählungen, welche die Freuden und Leiden der Liebe, grosse Laster und Tugenden, wichtige Ereignisse und kleine Begebenheiten darstellen sollen, und die man hier, wie sich der Sammler ausdrückt, zu einem *angenehmen* und *tröstenden* Kranze vereinigen will. *Angenehm* kann wohl ein Kranz durch die Verbindung von mannichfaltigen schönen Blumen seyn, aber, was ein *tröstender* Kranz seyn soll, ist nicht wohl einzusehn. Dieser *erste* Theil begreift zwölf Erzählungen, wovon zwey, nach dem eignen Geständnisse des Sammlers, aus fremden Sprachen übersetzt sind, nämlich, die sechste aus dem Englischen des *Universal Magazine,* (die, aber, da sie eine, von deutschen Schriftstellern bearbeitete deutsche Anekdote enthält, keine Uebersetzung bedurft hätte) und die siebente aus dem Französischen des *d'Arnauld.* Die achte, zehnte, elfte, und zwölfte sind aller Wahrscheinlichkeit nach auch Uebersetzungen aus dem Englischen, und lassen sich als solche ganz gut lesen. Was es mit der Originalität der fünf übrigen Aufsätze für eine Bewandniss habe, kann Rec. nicht bestimmen. Drey von diesen fünfen sind eines nur gar zu tragischen, ganz widrigen Inhalts. Besonders besteht die dritte Erzählung bloss in der Beschreibung eines Gemetzels, die bey allem Schauderhaften, das sie hat, wenig interessirt. Die dritte, und vierte Erzählung, welche auch die längsten unter allen sind, haben doch Situationen und Verwicklung. Eckelhaft aber ist die Nothzucht, die den Stoff der zweyten ausmacht, überdies wird jeder Leser eben so sehr die Gattin, die die Liebesanträge eines andern ihrem Gatten verschweigt, als die Unbesonnenheit der Königin tadeln, die schwach genug ist, dem wüthenden Liebhaber noch eine Zusammenkunft mit der Geliebten zu verschaffen. Die Sprache in den drey tragischen Erzählungen ist sehr rednerisch, und aufbrausend; hier ist der Styl reich an solchen pretiösen Ausdrücken, wie z. B. *thränenschwere Freude, die Gnade ist nicht jenseits deiner Macht.*

Ein rumorender Geist soll die in N. 2 enthaltenen Geschichten zu einem Ganzen verbinden. Eine Prinzessin, von Feen bezaubert, deren Zauber so lange dauert, bis eine andre Fee, oder ein Ritter sie löst, und ein Geist, der so lange herumwandern, und durch seine Erscheinungen dienen muss, vor Gefahren zu warnen, und Uebel zu verhüten, bis er einen seines Geschlechts vom Laster zurückgescheucht, und aus seinem eignen Munde das Geständniss gehört, dass er seine Besserung bewirkt — haben einerley poetische Wahrscheinlichkeit. Da aber der Geistererscheinungen, wie der Feenzaubereyen, schon so viele in Romanen da gewesen sind, so hängt die Wirkung dieser Art des Wunderbaren lediglich von der Beschaffenheit der Ausführung ab. Der Vf. von N. 2 hat aber in seinen Schilderungen einen so kraftlosen Pinsel, dass alle seine Geisterscenen, Legenden, Verhöre vor dem heimlichen Gericht, Entführungen, Befehdungen, Gefangenschaften, Kreutzzüge, Pfaffenstreiche, Mordthaten, und was sonst die gewöhnlichen Ingredienzien der Ritterromane zu seyn pflegen, so sehr sie hier auch gehäuft worden, wenig Interesse haben. Selbst das, was er unter allen romantischen Bearbeitern des Mittelalters, von *Mißbiller* bis auf *Heinsius,* zuerst glaubt benutzt zu haben, die Sitten der meuchelmörderischen *Assassinen,* haben unter seiner Behandlung das Gräſsliche, das Schwarze nicht, das sie haben könnten. Auf den, mit vielen unnöthigen Episoden, überladenen Plan ist gar kein Fleiss verwandt worden. Erst *Sickingen's* Sohn, dann sein Neffe, dann dessen Kinder treten nach einander auf, ohne dass der Leser für einen von ihnen allen vorzüglich interessirt würde, und so hätte der Vf. eben so gut auch noch die Enkel und die Urenkel in einigen folgenden Bänden figuriren lassen können. Kurz, bey aller übergrossen Menge von Personen hat dieser Roman dennoch keinen eigentlichen Helden. Die Moral übrigens, die der Vf. durch seine Geschichte anschaulich machen wollte, ist diese, dass der Mann mit dem besten Herzen,

Herzen, der immer nur diesem folgt, ohne seinem Verstande die Prüfung seiner Handlungen zu überlassen, oft zweydeutig handelt, und grösstentheils weniger thut, als er vermag.

Wollmar in N. 3 ist ein *Kosmopolit*, (der wievielste von denen, die in neuern Romanen aufgeführt worden? mag ein andrer berechnen) so *etwas* von einem Genie, (wie sich der Vf. ausdrückt) das heisst, ein Mensch, der sich auf kein Brodstudium gelegt, doch kein Empfindler, sondern ein Mann, der aus Mangel an Menschenkenntniss so oft hintergangen, und eine Beute der Koketterie, Eitelkeit, und Habsucht geworden ist, dass er endlich beschliesst, sich von der Welt zu entfernen, und seinen Kohl in der Einsamkeit zu bauen, ohne jedoch Misanthrop zu werden, und seinen Glauben an Menschenglück aufzugeben. Mit ihm sollen ein Paar andre unächte Weltbürger contrastiren, die aber nur im Vorübergehn geschildert werden. Weniger aber seine kosmopolitischen Gesinnungen und Handlungen, als die Entstehung, und die Schicksale seiner Liebe machen den Inhalt dieses kleinen Romans aus, seiner Liebe zu einer *Tochter der Natur*, nicht blos in dem Sinne, wie man jetzt durch diesen Ausdruck die unehelichen Kinder zu bezeichnen pflegt, sondern vornehmlich auch, insofern man darunter ein unschuldiges, unverdorbnes, und ungekünsteltes Mädchen versteht. Dieses Mädchen wird gewiss jedem Leser mehr, als *Wollmar* selbst, gefallen. Nachdem sie entführt, und wieder entführt worden, kömmt es an den Tag, wie der Leser bald voraus ahnet, dass der, der sie zum Opfer seiner Lüste bestimmt, ihr Vater ist, eine Situation, die schon in mehrern Dramen und Romanen vorkam. Der Vf. hält sich nun nicht mehr dabey auf, die Verbindung zwischen *Wollmar* und seiner Geliebten, welcher nun kein Hinderniss mehr entgegensteht, zu erzählen; dafür verspricht er, eine Fortsetzung unter dem Titel: *Wollmar's häusliches Leben* nachzuliefern. Der Vortrag des Vf's hat nichts auszeichnendes; viele angebrachte Dialogen, viele komisch seyn sollende Anreden an die Leser, einige Fragmente aus der Weibermoral S. 179 und S. 188 dehnen das Werk zu seinem Nachtheil. Besonders werden wohl die Fragmente S. 188 von den meisten überschlagen werden, da sie den Schluss der Geschichte unnöthig aufhalten. Hier und da sind Verse eingestreut, (denn der Kosmopolit macht auch den Poeten) und von S. 201 an ist ein ganzer poetischer Anhang, angeblich aus *Wollmar's* Brieftasche, beygefügt. Dieser besteht aus grösern und kleinern Fabeln, Erzählungen und Denksprüchen, die alle eine gute moralische Absicht, aber wenig poetisches Verdienst haben. Besonders will es dem Vf. gar nicht gelingen, so sehr er sich bestrebt, *Pfeffeln* im Komischen und Satyrischen nachzuahmen. So lässt er z. B. S. 214 einen dramatischen Dichter ein Amulet von *Shakespear's Hosenknopfe* an der Brust tragen!

Es hatte *jemand* (oder auch eine Gesellschaft von *Jemands*, denn es ist ungewiss, ob das *wir* in der Vorrede von N. 4 im eigentlichen, oder in dem altväterischen Autorsinn zu nehmen ist) vor, eine Reihe *wahrer* Geschichten (deren Personen man aber doch unter erdichteten Namen verbergen wollte) heraus zu geben, die die Absicht haben sollten, das Vorurtheil zu bestreiten, als ob ein Verbrecher, der an seinem Unglück selbst schuld gewesen, gar kein Mitleid verdiene, nicht der Uebelthat, sondern dem Uebelthäter mehr Nachsicht zu verschaffen, damit man sie lieber vom Fall wieder aufzurichten suche, als durch lieblose Behandlung sie zwinge, Laster auf Laster zu häufen, zugleich aber auch lehren sollten, wie viel Wachsamkeit erfodert werde, den Wegen zu entgehn, die unvermerkt zum Verderben führen. Der Anfang ward hier mit der Geschichte eines Mädchens gemacht, das, unglücklich in ihrer ersten Liebe, sich von einem Menschen bethören lässt, der sie dadurch täuscht, dass er eben so in seiner ersten Liebe unglücklich gewesen zu seyn vorgiebt, und das zuletzt in einem Bordelle stirbt. Der Vf. thut zwar in der Vorrede auf alle Kunst der Ausführung und auf alle Vorzüge des Styls ausdrücklich Verzicht; aber dann hätte er doch wenigstens für Sprachrichtigkeit sorgen sollen. Noch mehr, im Werke selbst sieht man gar bald, dass er dennoch den zierlichen Schriftsteller machen, malen, schildern, rühren, Monologe und Satyren anbringen will. Da er aber zu dem allen nicht die geringste Anlage besitzt, so lässt es sich leicht erklären, warum von jener Reihe von Geschichten, die die Vorrede verspricht, seit 1793 noch nichts weiter erschienen ist.

N. 5 besteht aus einer Reihe düstrer *melancholischer* Gemälde, die nur dadurch zu einem Ganzen werden, dass sie alle aus dem Tagebuche eines Unglücklichen entlehnt seyn sollen. Scenen des menschlichen Elends und der Armuth, Leiden, Verfolgungen, und Bedrückungen, häufige Todesfälle, und Klagen an Gräbern machen das Werk sehr monotonisch. Eine empfindelnde, poetisch - prosaische Sprache, lange allgemeine Betrachtungen und Haranguen tragen viel dazu bey, den Leser zu ermüden. Ueber der Begierde, nichts natürlich zu sagen, verfällt der Vf. öfters auf seltsame Ausdrücke z. B. S. 37: „Leider *drückten* der „Stern und ererbte Familienrechte die guten Falten seines Herzens so *zusammen*, dass er ein Schurke werden konnte“ oder S. 53: „Einer, der klingende Münze in „den Schoos der Maitresse eines Grosen *schaukelt*, oder S. 60: „Ich bin eine überreife Aehre, bald wird *der* „*grosse Oekonom* seinen *gesichelten* Diener schicken, „mich zur Aerndte zu sammeln.“

Der erste Band von N. 6, welchem laut der Vorrede noch zwey nachfolgen sollen, scheint nur die Einleitung und Vorbereitung zu den künftigen zu seyn. Künftig werden vermuthlich erst die interessanten Begebenheiten und Situationen kommen, die jetzt nur erst angekündigt sind, künftig werden vermuthlich viele der untergeordneten Charaktere, die nur erst durch einige flüchtige Züge angedeutet sind, sich mehr entwickeln. Selbst den Helden des Romans wird dann wohl der Leser noch genauer kennen lernen; jetzt erscheint er als ein sonderbares Gemisch von Schwärmerey und Raisonnement, als ein Mensch, der sich selbst mit Empfindungen täuscht, die er nicht hat, als ein Leichtsinniger,

der

der schnell von einer Verbindung zu der andern übergehen kann, weil er keine aus Grundsätzen und Ueberzeugung eingeht, der sich durch andre leiten läfst, ob er gleichwohl einsieht, dafs sie ihn ins Verderben führen, der daher auch auf dem Sprunge steht, sich zum Jünger einer egoistischen und sinnlichen Philosophie machen zu lassen. Da alles in Briefen vorgetragen ist, so entsteht daraus eine grosse Weitläuftigkeit der Erzählung; auch sind zu viele leere und unbedeutende Briefe eingemischt. Am meisten unterhält dieser erste Band durch die Schreibart, welche die Manier der Britten im humoristischen sowohl als im ernsthaften Vortrag gut copirt, und demnach viele originelle Bilder und Wendungen hat.

Berlin, in der Vossischen Buchh.: *Leben und Thaten des Freyherrn Quinctius Heymeran von Flaming.* Erster Theil, von *Gustav Freier.* 1795. 493 S. 8.

Was den komischen Theil dieses Romans betrifft, der doch wohl nach der Absicht des Vf. der vornehmste seyn soll, und worinn er vielen ungezwungnen und natürlichen Witz, und eine lebhafte Satyre mit einem leichten und blühenden Vortrag vereinigt hat, so sind in dem gegenwärtigen ersten Band vornehmlich zwey Personen, deren Charakterisirung das meiste Lachen erregt: erstlich der Vater des Helden, heftig auffahrend im ersten Augenblick, aber bald wieder gutmüthig und heiter, übrigens ein *Stammbaumsgeck* (mit *Lafontaine* zu reden) der alles auf Ahnenstolz und altadliche Grundsätze reducirt, (ein wenig zu oft werden seine pedantischen Einfälle darüber wiederholt) und seinen Geist aufgiebt, sobald ihm die Unzuverläfsigkeit der alten Genealogieen einleuchtend gemacht wird; zweytens der Held selbst, der blofs zu Eitelkeit und Stolz gebildet, dessen Gedächtnifs mit pedantischen Kenntnissen überladen wird, während seine Urtheilskraft ganz brach liegt, und sein Verstand von Welt- und Menschenkenntnifs ganz entblöfst bleibt. Alle in diesem ersten Theile, der seine Jugendgeschichte, von der Geburt an bis zu seiner Abreise auf die Universität, enthält, erzählte Handlungen desselben werden daher durch pedantische Triebfedern veranlafst. Er verliebt sich in ein Mädchen, oder in eine Mannsperson, je nachdem er den *Ovid*, oder den *Plato*, einen französischen Roman, oder ein altes Ritterbuch gelesen, ohne wirklich wahre Liebe zu empfinden. Dazu kömmt dann Nachahmungssucht und Stolz, die ihn bald verleiten, einen Roman blofs darum anzuspinnen, weil er einen andern einen spielen sieht, bald seine Liebe aufzuopfern, oder gar seinem angebohrnen Adel zu entsagen, blofs, um von sich reden zu machen. Alle Anwandlungen von edeln und grofsmüthigen Gesinnungen sind bey ihm nicht eignes Gefühl, sondern Copie, oder Prahlerey. Die Absicht des Vf. bey diesem Charakter war, unsern Zeiten einen Spiegel vorzuhalten, die sich so sehr durch jenen Egoismus auszeichnen: „dessen Mutter Unwissenheit, und dessen „Glanz ein Paar Dutzend Worte sind, bey denen die „meisten, die sie am häufigsten im Munde führen, am „wenigsten denken. Da blättert der Jüngling, der denken lernen sollte, ein Paar Journale durch, greift alle „Paradoxen auf, übertreibt alles, was er liest und hört, „ermüdet die Ohren aller Menschen mit den stolzen „Wörtern: *Weltbürgersinn*, *Freyheit*, *Gleichheit*, *Kritik der Moral*, *Kritik des Criminalrechts*, *der Vernunft*, „*Kritik der Kritik*, *Hyperphysik*, *Unglaube*, *Philosophie*, „*objective und subjective Wahrheit*, *erkennbar*, *reine Vernunft*, *Menschenracen* u. s. w. redet ewig von allgemeinen Kenntnissen, von Principien, und kann noch nicht „*eine* Sprache reden, athmet endlich in einem ganz gewöhnlichen Leben that- und gedankenlos fort, und, „was der Eitle am wenigsten glaubte, stirbt unbedauert, „und unbekannt." — Unter den edlern Charaktern zeichnen sich drey aus, und, ob sie gleich nach der Absicht des Vf. untergeordnet zu seyn scheinen, so gewinnen sie doch durch ihre liebenswürdigen Züge, und durch die Art, wie sie dargestellt werden, so sehr das Herz des Lesers, dafs man an ihren Schicksalen mehr Theil nimmt, als an den Begebenheiten, die sich auf die komischen Personen beziehen. Der Vf. hat ein ungemeines Talent, unschuldige und innige Liebe nach der Natur zu schildern, und dadurch interessirt er für einen armen älternlosen Jüngling, und seine beiden Geliebten so vorzüglich. Seiner ersten Geliebten kann man es unmöglich vergeben, dafs sie ihm am Ende doch untreu wird, obgleich ihre Untreue durch die Umstände, unter denen sie sie begeht, sehr wahrscheinlich gemacht ist. Ihm hingegen kann man viel eher die Verirrung verzeihen, dafs er unvermerkt in eine neue Verbindung geräth, ehe er weifs, dafs die vorige aufgelöst ist, weil er doch, ehe er die neue befestigt, sich erst nach der Beschaffenheit der vorigen erkundigt. Die Mutter des Helden spielt zwar eine Nebenrolle, die aber mit vieler Delicatesse ausgeführt wird; gutmüthig und hellsehend, weifs sie Mann und Sohn unvermerkt zu lenken, und den Schaden ihrer Thorheiten wieder gut zu machen.

Leipzig, b. Leo: *Bettina, eine Geschichte in Briefen,* 1794. 500 S. 8.

Bettina, eine portugiesische Jüdin, hat zwar diesem Roman den Namen gegeben, und ist die Geliebte der Hauptperson, aber nicht Hauptperson selbst; es kommt von ihr kein Brief vor, sie wird zwar als ein Ideal von Schönheit und Liebenswürdigkeit im Allgemeinen gerühmt, aber sie hat nichts Eigenes und Charakteristisches. Briefe findet man bis kurz vor dem Ausgang nur von vier Personen, denn von der fünften erscheint nur ganz zuletzt ein einziger Brief. Unter diesen vier Personen spielen zwey nur untergeordnete Rollen, so, dafs also sich die Zahl derer, für die sich der Leser eigentlich interessirt, auf zwey einschränkt. *Moses* (denn alle Personen dieses Romans sind *Juden*, Juden von der edlern Art, welches dem Werke eine anziehende Neuheit giebt, indem wir zwar mehrere Schauspiele, aber noch keinen Roman hatten, worinn veredelte Juden geschildert worden) *Moses* ist ein helldenkender von Natur feuriger Mann, den aber Bosheit und Verfolgung mistrauisch und zurückhaltend

haltend gemacht, der durch verbissnen Schmerz über die Trennung von seiner Geliebten einen Hang zur Melancholie bekommen, ohne dass dies jedoch Einfluss auf seine wohlthätige Menschenliebe gehabt, der einen warmen Eifer für die Cultur und Verbesserung seiner Nation hegt, der mit einer gründlichen Denkungsart ein gefühlvolles Herz und eine lebhafte Phantasie verbindet. Die wichtigste Person nächst ihm, von der die meisten Briefe vorkommen, ist eine Verwandte von ihm, Namens *Esther*, ein Mädchen von natürlichem Scharfsinn und von gebildetem Verstande, (so, dass sie zuweilen nur gar zu gelehrt spricht) das aber, durch eine alte Tante mit bösen Grundsätzen erfüllt, unermüdet in Ränken und Plänen der Bosheit, zuletzt die schwärzeste Rache ausübt, und bey ihrer natürlichen Heftigkeit zu einem tragischen Ungeheuer wird, das sich seiner Unthaten freut, und sich ihrer rühmt. Die beiden andern sind untergeordnete Personen, nämlich, ein alter orthodoxer Rabbiner, der allem, was Aufklärung heisst, einen ewigen Hass geschworen hat, und *Elias*, *Moses* Freund, der ganz nur für seine Freunde lebt, und für sie keine Mühen und Gefahren scheut. Alle diese vier Personen sind (selbst auch der Orthodoxe) philosophische Raisonneurs, und zwey davon, nämlich *Moses* und *Esther*, zugleich leidenschaftliche Schwärmer. Daher findet man in ihren Briefen viele schön gedachte und schön gesagte Raisonnemens, nur zuweilen etwas zu wortreich ausgeführt; aber auch eben so viele Ergiessungen lebhafter Empfindung in einer angenehmen blühenden Sprache, die nur hier und da etwas zu viel tragödirt und declamirt. Die Ausführung ist offenbar besser, als der Plan gerathen, der bey allem Romanhaften doch nur ein schwaches Interesse hat. Dass man dem *Moses* in Lissabon ein andres Mädchen für das geben will, das er dem Portrait nachsucht, dass dies andre Mädchen die darunter verborgne Kabale mit Aufopferung ihres eignen Glücks entdeckt, dass *Moses* seine Geliebte entführen will, dass er, nachdem sein Plan gescheitert, verkleidet zurückbleibt, dass er entfliehen muss, dass er ihr verspricht, statt seiner einen Freund zu schicken, der sie entführen soll, dass dieser Freund (*Elias*) nach Africa verschlagen wird, und auf einige Zeit in die Sklaverey zu Algier geräth, dass derselbe jenes andre Mädchen lieb gewinnt, dass sein langes Ausbleiben den *Moses* verleitet, zu dem Vater der *Esther* zu reisen, die durch ein trauriges Misverständniss sich lange Zeit schmeichelt, von ihm geliebt zu seyn, dass diese, als sie ihre Liebe offenbar verschmäht sieht, ihm den Tod schwört, dass, als *Bettina* ankömmt, *Moses* für todt gehalten wird, (dass er es nicht sey, merkt der Leser nur zu bald) dass *Esther* Gift nimmt, dass *Moses* und *Elias* zuletzt ihre Schönen heyrathen — alles dies würde, weil es gemeine Romanenstreiche sind, wenig wirken, wenn des Vf. schöne Schreibart den Leser nicht an sich zöge, und fesselte.

---

1) Bremen, b. Wilmans: *Alfred, König in England*, eine Geschichte aus dem neunten Jahrhundert. 1794. 430 S. 8.

2) Leipzig, b. Grieshammer: *Alfred der Grosse im Stande der Erniedrigung*, erster Theil, 220 S. zweyter Theil. 1794. 186 S. 8.

Weder von N. 1 noch von N. 2 ist es auf dem Titel bemerkt, dass dies ein, aus dem Englischen übersetzter, Roman sey, der unter der Aufschrift: *The Son of Ethelwolf, a historical Tale* zu London bereits im Jahr 1789 herauskam, und eine gewisse *Anna Fuller* zur Verfasserin hat. Nur den Uebersetzer von N. 1. rührte sein Gewissen, und bewog ihn, dies wenigstens doch noch in einer *Nachschrift* zu bekennen. Dass er es nicht auf dem Titel angegeben, davon giebt er einen doppelten Grund an. Erstlich, es sey jetzt *Mode*, Uebersetzungen herauszugeben, ohne zu sagen, dass sie es sind. In der That, eine sehr tadelnswürdige Mode! Bey einem Epigramm, oder bey einer Fabel ist es Herkommens worden, die Vorgänger, die man benutzt, zu verschweigen, weil bey diesen Dichtungsarten die Ehre der ersten Erfindung nicht so hoch gehalten wird. Bey einem poetischen Werke aber von solchem Umfange, wie die Romane, ist es vom Plagiat wenig unterschieden, wenn man es verschweigt, von wem nicht allein Erfindung des Plans und der Charaktere, sondern auch die Einkleidung herrührt. Oft werden Verleger dadurch getäuscht, und *gerathen in* Concurrenz, ohne es zu wissen. Auch entstehen dadurch leicht Irrungen in den literarischen Anzeigen, indem es unmöglich von den Rec. gefodert werden kann, dass sie bey jedem mittelmässigen Romane, dergleichen z. B. der gegenwärtige ist, zumal, wenn der Titel, wie hier geschehen, verändert worden, sich der Originale erinnern sollen. Der zweyte Grund, den jener Uebersetzer angiebt, ist der, dass viele Romanenleser jetzt alle Uebersetzungen verachteten. Nur kurz dauert aber eine solche Täuschung des Publicums, indem es in der Regel doch bald bekannt wird, was wirklich Original ist, oder nicht. — Was den Werth beider Uebersetzungen betrifft, so ist in N. 1 der Ausdruck viel besser, und die Erzählung fliessender. Da der Styl des Originals oft in poetische Prosa übergeht, so hat dieser Uebersetzer es für rathsam gefunden, manches abzukürzen, und zu mildern. Der andre N. 2 übersetzt buchstäblicher und getreuer. In einzelen Stellen hat bald die eine, bald die andre Uebersetzung den Vorzug. So ist S. 2 in N. 2 die *selbstsüchtige Gelassenheit* dem ganzen Zusammenhang gemäfser, als die *zufriedne Mine* S. 2 in N. 1. Umgekehrt ist in N. 1. S. 3 die *Hausmannskost* passender, als die *groben Küchen* in N. 2.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. November 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Nürnberg, in der Bauer- und Mannischen Buchh.: *Anmuthige Erzählungen für junge Freundinnen der Lectüre*, ein Beytrag zur Bildung des Herzens, nach der zweyten Ausgabe des englischen Originals. 1795. 105 S. 8.

2) Riga, b. Hartknoch: *Udolpho's Geheimnisse*, aus dem Englischen der Miss *Anne Radclif*, Verfasserin der nächtlichen Erscheinungen im Schlosse Mazzini. Erster Theil. 1795. 374 S. 8.

3) Hannover, b. Hahn: *Rainsford Park*, eine Geschichte in Briefen, vorzüglich für Frauenzimmer; aus dem Englischen. Erster Band. 172 S. Zweyter Band. 187 S. 1794. 8.

4) Prag, b. Herrl: *Der französische Robinson*, oder, ausserordentliche Schicksale des französischen Capitains *Viaud*, nach seinen eignen Briefen; aus dem Französischen. 1795. 122 S. 8.

Nr. 1) sind sieben kleine moralische Erzählungen, die meistens sich mit der, auf diese oder jene Art bewirkten, Besserung unartiger Kinder endigen, und mehr durch das Lehrreiche und Angenehme des Vortrags, als durch die Erfindung gefallen. Sie erschienen unter dem Titel: *The triumphs of reason* zu London 1792 in einer zweyten Auflage. Die leichte und blühende Sprache des Originals findet man auch in der Uebersetzung wieder. Folgende Stelle S. 51. hat im Deutschen einige Dunkelheit: „So verstrich der unglücklichen Isabelle *der Anbruch* ihres Lebens, und die „*höhern Strahlen* vermochten nicht die Dunkelheit ihres „Gemüths zu erhellen." Man sieht wohl, dass, so wie *der Anbruch* eben so viel ist, als *die Morgenröthe* des Lebens, also die *höhern Strahlen* den *Mittag* desselben bezeichnen, aber um grösserer Deutlichkeit willen sollte das Wort *desselben* dabey stehn. S. 64. wird es den meisten Lesern räthselhaft seyn, wie ein *Baronet* zugleich *Baccalaureus* seyn könne; allein der Uebersetzer hat aus Uebereilung aus einem *alten Junggesellen* (*old batchelor*) einen *Baccalaureus* gemacht!

Bey N. 2) kann man sich der Bemerkung nicht erwehren, dass über die Werke dieser fruchtbaren englischen Romanenschreiberin ein besonders günstiges Verhängniss zu walten scheint, indem sie bisher immer guten Uebersetzern und Uebersetzerinnen in die Hände gefallen sind. Die malerische Schreibart des Originals ist so ungeschwächt übergetragen, dass keine ihrer sanften Farben etwas von ihrem milden Glanze verloren hat.

Der Roman N. 3), welcher mit dem zweyten Bande noch nicht geendigt ist, hätte füglich unverdollmetscht bleiben können, da er bey dem gänzlichen Mangel an Charakterschilderungen, Sentimens und Schönheiten des Styls, bey einförmigen Liebesintriguen, die auch nicht eine einzige interessante Situation veranlassen, durch seinen moralischen guten Zweck allein sein Glück unmöglich machen kann. Die leichte, kunstlose und matte Sprache war leicht zu übersetzen; daher der Uebers. sich auch keiner Sünde der Unrichtigkeit schuldig gemacht hat. Nur manche undeutsche Ausdrücke von ihm verdienen getadelt zu werden, z. B. *sich langweilen*, *die Zurückgezogenheit*, *bislang*, das *Uebereinkommen* (*conveniency*) für *Schicklichkeit*, *Grosstochter* (*granddaughter*) für *Enkelin*, gerade, als wenn man das französische *petite-fille* durch *Kleintochter* übersetzen wollte u. s. w.

N. 4) ist nicht der *französische Robinson*, der 1723 zu Liegnitz, noch der *neue französische Robinson*, der zu Nürnberg 1751 und 1770 herauskam, sondern eine auf die wahren Begebenheiten, die dem Seecapitain *Viaud* 1766 widerfuhren, gegründete Erzählung. Im Vorbericht steht derselbe kurze Bericht davon, den man schon unter der Aufschrift: *Schrecken der Hungersnoth* in (*Reichard's*) Werke: *Die Gefahren zur See* S. 212. deutsch gelesen hatte. Darauf folgt dann eine ausgeschmücktere Erzählung, bey der jedoch die Thatsachen unverändert geblieben sind. Man könnte es tadeln, dass man dieser Geschichte den altväterischen Titel *Robinson* gegeben, wenn nicht seit einiger Zeit das Publicum zu dem Geschmack an *Robinsonaden* wäre zurückgeführt worden. Die Uebersetzung lässt sich ganz gut lesen, man findet sie auch im *fünften* Band, der bey demselben Verleger herauskommenden *Geschichte der Schiffbrüche* N. 1, wo der unnöthige Zusatz: *neuer französischer Robinson*, weggeblieben ist.

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Comp.: *Neue Excorporationen*, vom Verfasser der dreyerley Wirkungen. Erstes bis sechstes Heft. 1793. 647 S. 8.

Diese Zeitschrift hat auf dem Titel das Beywort *neu* erhalten, weil sie andre Mitarbeiter und ein andres Format bekommen hat; ferner weil sie von nun an heftweise, und nur dann erscheinen sollte, wenn genugsame Materialien vorhanden wären; übrigens hat sie ganz ihre ehemalige Einrichtung behalten. Statistische, ökonomische, historische, moralische Aufsätze, Reisebeschreibungen, Ro-

Romane, Comödien, Poesien und Räthsel wechseln darinn ab. Zur *Statistik* gehören in diesen sechs Heften: 1) *Parallele zwischen den Franzosen des 17ten und 18ten Jahrhunderts*, nämlich in Ansehung des Hangs zu Grausamkeiten, ohne philosophische Untersuchung über die Ursachen dieser Aehnlichkeit, auch mehr Declamation, als historische Betrachtung. 2) *Die verbesserten Handwerksgebräuche*, eine Zunftrede und ein Lied werden mitgetheilt, der Ort der Verbesserung aber nicht genannt. 3) *Briefe über Commerz, Fabriken und Manufacturen*, von *Schreyer*, K. K Commercienrath, erstrecken sich vom zweyten Heft an durch alle übrige, und sind das Gründlichste und Interessanteste des ganzen Journals. Es wird darinn documentirt, wie viel das Verbot fremder Waaren zur Aufnahme der böhmischen Fabriken beygetragen; es werden aber auch die Mängel gezeigt, denen diese noch unterworfen sind. — Auf die *Oekonomie* bezieht sich der Aufsatz im ersten Heft über das Vaterland der Erdäpfel, und über die Zeit ihrer Bekanntwerdung, kurz und unzulänglich, da doch der Vf. nur andre Werke hätte ausschreiben dürfen, um die Materie gründlicher auszuführen. — Zur *Historie* rechnen wir folgende vier Abhandlungen: 1) *Geschichte eines sonderbaren Mannes* (des Topfers *Eckert*, der sich bis zum Geheimderath emporschwang,) *aus den Zeiten des K. von Preussen Friedrich Wilhelms I*, im ersten Heft. 2) *Geschichte von David Ritz*, dem Günstling der K. Maria von Schottland, im zweyten Heft. 3) *Anekdote von Grausamkeiten, die einige preussische Werber unter dem vorigen König ausgeübt*, im vierten und fünften Heft. 4) *Bruchstück über den Ursprung der Glocken*, sehr unbefriedigend. Uebrigens herrscht in den historischen Aufsätzen eine leichte, aber keine lebhafte Erzählung. — Aus dem Gebiete der *Moral* findet man gleich zu Anfang des ersten Heftes einen Aufsatz über das Glück eines Volks, unter einem guten Regenten zu leben, bloss allgemeine, rednerisch vorgetragene, Räsonnemens, welche beweisen sollen, dass dieses Glück sich in einer Monarchie, wie sie sich der Vf. idealisch denkt, am sichersten erreichen lasse. Ferner gehört zur *Moral* eine Betrachtung in demselben Heft über den trivialen Satz, dass Reichthum insgemein für Ehre, und Armuth für Schande gehalten werde. — Nur eine *Reisebeschreibung* kommt in diesen Heften (im ersten) vor, ja nur ein Fragment von Reisebeschreibung, satyrischen Inhalts über den (an einem ungenannten Orte) herrschenden Kaufmannston; bloss die *alte* Kaufmannswelt wird geschildert, und, nachdem kaum der Uebergang zur *neuen* gemacht worden, bricht der Vf. plötzlich ab; am Ende heisst es, gute und böse Menschen wären daselbst, wie aller Orten, vermischt; einige sehr mittelmässige Verse sind eingestreut. — *Romane* findet man zwey, nämlich: 1) *Leidens Papiere*, herausgegeben von J. M. Frh. A—n, die sich durch alle sechs Hefte erstrecken, und überhaupt einen grossen Theil des Journals füllen, ein Roman empfindsamen Inhalts und tragischen Ausgangs. Er besteht aus Briefen, und zwar nur vom Helden allein, (woraus eine grosse Einförmigkeit entspringt), im letzten Heft endlich dauert das Ding dem Vf. selbst zu lang, daher er denn den Ausgang nur summarisch erzählt. Die Leiden des Helden sind von doppelter Art; Anfangs Unbehaglichkeit an einem verderbten Hofe, der von Weibern regiert wird, wo er Augenzeuge des Verderbens seyn muss, ohne ihm abhelfen zu können, (es ist unbegreiflich, wie ein Mann von seinen Gesinnungen doch so lange an einem solchen Hofe aushalten kann) und nachher Leiden der Liebe, da die Entdeckung seiner Abkunft, die Halsstarrigkeit von dem Vater seiner Geliebten, ihre Entführung, und zuletzt ihr Tod ihm unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen. Die letztere Hälfte des Romans besteht bloss aus Jammern und Wehklagen der Liebenden, und, so wie der Vf. überhaupt zu viel schwatzt, so ist er hier doppelt redselig und langweilig. 2) *St. Magdalena*, eine Sage aus dem zehnten Jahrhundert, im ersten Heft, ist noch nicht geendigt. — Das einzige *Lustspiel* in diesen Heften steht im vierten, und heisst: *Zufall und Laune*, in einem Aufzug. Die romanhafte Entdeckung, dass der Liebhaber eine Person, vor der er floh, (und die einen andern Namen annahm) in der Person wieder findet, die er liebt, kann allein das Stück nicht unterhaltend machen, da vorher zu wenig Handlung darinn herrscht, und solche Rollen, wie der interessirte Gastwirth und der nachreisende Onkel, schon zu oft dagewesen sind. Auch die militärischen Bonmots, z. B. S. 384: „Ich „werde ja in der *himmlischen Garnison* auch ein Plätz„chen bekommen," sind zu abgenutzt. — *Gedichte* hat der Herausg. drey geliefert, nämlich: 1) *Der zufriedne Landmann*, im dritten Heft, ein Lied von vier matten Strophen, das sich also schliesst:

> Und, bleibt ihr, wie die *Kiesel*, noch,
> So geht, und murrt euch satt!

2) *Ritter Rudolf*, eine Ballade im vierten Heft; die Erzählung des Ausgangs ist gerade das schlechteste, so schlecht, dass ihn der Leser halb errathen muss; übrigens kommen unter mehrern leichten und guten Stellen auch unedle vor, z. B.:

> *Das war es*, was mit *Krallen*,
> Im Herzen hängen blieb,

oder:

> Dort werde er *zum Wurme*,
> Eh er mich Vater nennt!

3) *Der Tadler*, eine Erzählung im fünften Heft; der Erfindung und der Sprache nach gleich schlecht. — Von den beiden *Räthseln* im 3ten und 4ten Heft lohnt es nicht der Mühe etwas zu sagen. — In manchen Aufsätzen herrscht eine seltsame Sprache, z. B. *Denkmensch, zeitliche Ewigkeit, dem vegetabilischen Kunstkabinet schöner Gemälde eine Feder führen; ein Fluss bäumt sich und macht eine runzlichte Stirn.* Dass in einem Journale, das einen so undeutschen Titel hat, auch viele solche ausländische Worte, wie *Corruption, Indignation*, vorkommen, ist nicht zu verwundern.

1) LEIPZIG u. FRANKFURT: *Gustav Kotzebue's*, treugehorsamsten Unterthans des unüberwindlichen und ansehl-

unfehlbaren Alleinherrschers der glücklichen Staaten von *** neueste hypochondrische Reise in Niedersachsen, von ihm selbst beschrieben. 1794. 320 S. 8.

2) Leipzig, b. Leo: *Nicolaus Unstet's Reisen in und durch die bezauberte Welt.* 1794. 500 S. 8.

3) Leipzig, b. Gabler: *Schilderungen, oder Reisen eines Kosmopoliten*, herausgegeben von *W. S.* 1795. 210 S. 8.

Kotzebue in N. 1) (nicht der bekannte Schriftsteller dieses Namens, sondern eine, unter diesem Namen, ohne alle Beziehung auf jenen, gedichtete Person) reist nicht sogleich, sondern erzählt erst noch seine vorhergehenden Lebensschicksale. Durch die Lectüre schlechter Romane, schwärmerischer Schriften, und projectenreicher Bücher frühzeitig zu einem Mifsbehagen an allen jetzigen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft gestimmt, gewinnt er einen Ekel an allen gewöhnlichen Geschäften des bürgerlichen Lebens, versäumt über den träumerischen Idealen, an denen seine ganze Seele hängt, das Studium der wirklichen Welt, und die Gründung seines Glücks, und ist mehr Sensualist der Einbildungskraft, als dafs er die Kunst verstünde, des Lebens wirklich zu geniessen. Die Augen fangen nicht eher an, ihm aufzugehen, als bis er durch einen unbesonnenen Versprüch mit einem Frauenzimmer von zweydeutigem Ruf sein halbes Vermögen verloren hat. Eine Anwandlung von Hypochondrie, die darauf erfolgt, zieht ihm eine Kränklichkeit zu, um deren willen die Aerzte ihm eine Reise verordnen. Auf dieser Reise aber erscheint er nicht sowohl als Hypochondrist, der alles mit übler Laune betrachtete, sondern er setzt vielmehr auch hier seine idealisirenden Thorheiten fort. Nachdem er endlich durch Unglücksfälle die andre Hälfte seines Vermögens eingebüfst, sieht er sich genöthigt, ein Amt zu suchen, das ihn ernährt. Er wird nach einander Secretair und Gerichtshalter, in diesen Stationen aber hat er noch immer häufige Rückfälle seiner Thorheiten, empfindelt mit einer Pachterstochter, die ihm bald wieder untreu wird, hält den Bauern Vorlesungen, um sie aufzuklären, verirrt sich in die Alchymie und Kabbala, läfst sich durch einen geheimen Ordensbruder verleiten, Depositengelder anzugreifen, geht unter die Soldaten, schwingt sich zum Regimentsquartiermeister empor, und genest zuletzt von allen seinen Schwachheiten, die er nun in der Erzählung selbst belacht. Der Plan ist ohne Kunst angelegt, aber eine leichte und ungezwungene Erzählung, natürliche, und wohl angebrachte witzige Einfälle, und passende satyrische Züge machen die Lectüre dieses Romans ziemlich unterhaltend. Der Witz des Vf. ist nicht immer pikant und originell genug, seine Einfälle sind zuweilen gedehnt, seine Satyre trifft öfters Gegenstände, die nun seitdem man der empfindsamen Romane überdrüssig geworden, gar zu häufig bespöttelt worden sind: indessen hat er doch die Modethorheiten unsrer Tage so gut benutzt, dafs niemand bey ihm Langeweile haben kann. Hie und da kommen nicht allein einzelne ernsthafte Gedanken, einzelne Lebenserfahrungen, sondern auch gröfsere lehrreiche Digressionen vor, z. B. S. 217. eine Betrachtung über die Eitelkeit derer, welche so emsig sind, grossen Männern Denkmale errichten zu lassen, blofs um sich dadurch mit zu verewigen.

Die sogenannten *Reisen* N. 2) haben ein, unzählig oft bearbeitetes, Sujet. Der Unzufriedenen, die, heisshungrig nach (mifsverstandner) Glückseligkeit, sie in der weiten Welt, aller Orten und Enden, nur nicht in sich selbst suchen, die die wirklichen Mittel, die ihnen die Natur zum frohen Leben gegeben, unbenutzt lassen, und, zu ihrer gröfsten Unruhe, einem täuschenden Hirngespinst nach dem andern nachjagen, immer voll rastloser Sehnsucht, voller Verdruss über unbefriedigte (thörichte) Wünsche, nie, oder doch spät, zu der Ueberzeugung kommen, der Inbegriff aller Glückseligkeit sey, ein guter Mensch zu seyn — solcher Unzufriedenen gab es von je her eine unendliche Menge, und Sittenlehrer und Satyriker haben um die Wette geeifert, diese Thoren eines bessern zu belehren. Der Roman N. 2) will sie durch eine lange Reihe von Allegorieen, Visionen, Träumen, Fictionen von utopischen Ländern, (deren hier mehr, als in *Klimm's* Reisen vorkommen), bessern. Bald ernste Moral, bald bittrer Spott (doch weit mehr jene) soll die Menschen von dem Ringen und Streben nach chimärischem Glück zurückrufen. Die Grundsätze des Vf. sind richtig und gut; er hat über Aufklärung, Achtung für Religion, Freyheit, Weltbürgerey u. s. w. viel wahres gesagt. Wenn man aber ehedem in moralischen Wochenschriften schon Allegorieen von wenig Bogen langweilig fand, die nicht durch glänzende Imagination, durch einen blühenden und scharfsinnigen Vortrag belebt wurden, so kann man einem Buche von 500 Seiten wenig Beyfall versprechen, dem diese Eigenschaften mangeln.

Eine, gröfstentheils zu Fufs unternommene, *Reise* durch Polen und Schlesien in den Jahren 1792 und 1793 soll, nach Angabe des Vf., die Veranlassung der Blätter N. 3) seyn, aus denen man wenig von der physikalischen, politischen und sittlichen Beschaffenheit jener Länder, und unter dem wenigen gar nichts lernt, was nicht schon längst bekannt wäre. Wahre Reise scheint wohl zum Grunde zu liegen, allein der Vf. erzählt seine Wanderungen blofs, um davon Gelegenheit zu ergreifen, bald zu empfindeln, bald zu spafsen, bald kosmopolitisch zu räsonniren, und es ist schwer zu bestimmen, welches ihm am schlechtesten gelungen ist. Seine Empfindeleyen sind matt, seine Scherze affectirt, gedehnt, niedrig, und zuweilen (z. B. über die Tischgebete S. 76.) unschicklich, seine weltbürgerlichen Wünsche und Raisonnemens (z. B. über das Feudalsystem, über die schlechten Prediger, über Duldung, Handelsverbote, Provincialarbeitshäuser, über die Bedrückungen in Oberschlesien,) theils nicht neu, theils nachläfsig ausgeführt, theils ohne Saft und Kraft, theils mit gezwungnem Pathos vorgetragen. Will er natürlich erzählen,

zählen, so verfällt er oft ins Platte oder Possirliche, z. B. S. 12.: „*Hotte*, *hotte*, schrie der Mensch, und *knacks* — oder S. 74.: „Sie schlug mir so heftig vor den „Bauch, dass ich auf der Stelle die *Kolik* bekam!" Oft will der Vf. durch wahre Vademecumspossen belustigen, z. B. S. 166. durch einen Commentar über eine Menge, in eine Fensterscheibe geschnittener Devisen, oder S. 152. durch eine Anekdote von einem protestantischen Grafen, der seinen Nachbar, einen katholischen Grafen, darüber gerichtlich belangt haben soll, weil dieser ein Crucifix an der Gränze seiner Grundstücke hatte aufrichten lassen, das dem Gebiete des Protestanten den Rücken zukehrte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Meyer: *Der Zuschauer im häuslichen Leben*, Erstes Bändchen. 1795. 194 S. 8.

Eine Gesellschaft von patriotischen Männern hat sich vereinigt, durch eine Folge von moralischen Aufsätzen unter obigem Titel zur höchstmöglichen Veredlung und Beglückung der Menschen in der Sphäre des häuslichen Lebens zu ermuntern, die gewöhnlichen Begriffe der Menschen darüber zu berichtigen, und den Ursachen nachzuforschen, warum die Menschen der jetzigen wirklichen Welt von dem Ideale der Vollkommenheit in dieser Sphäre noch so weit entfernt sind. Sie hoffen dadurch, dass sie zeigen, wie die meisten Väter keine Väter, die meisten Mütter keine Mütter sind, es zu bewirken, dass einst die veredelte Welt Väter und Mütter erhalte, die es in der That sind. Nicht in einem System, sondern in einzelnen Darstellungen und Raisonnemens wollen sie nach und nach zeigen, was der Mensch im häuslichen Leben seyn solle, wie er sich insgemein darinn benehme, und durch was für Mittel er darinn eine reine und vollkommene Glückseligkeit erreichen könne. Sie schreiben nicht für Gelehrte; ihr Vortrag ist verständlich und ungezwungen, (nur selten mischen sie solche Worte, wie *Perfectibilität*, ein,) aber darum nie oberflächlich und seicht, sondern stets durchdacht und solid. Die Vff. wollen mehr belehren, als unterhalten, daher nur selten etwas zum Vergnügen, nur selten Beyspiele und Erzählungen eingeschaltet sind. Sie wiederholen nicht in leeren Declamationen das allgemein Bekannte und oft Gesagte, sondern theilen ihre eignen Beobachtungen und Erfahrungen mit. Der Inhalt dieses ersten Bändchens ist folgender: 1) *Ideen über Mann und Weib, Liebe, Ehe und häusliche Glückseligkeit*, von einem Ungenannten, die ausführlichste Abhandlung. Die Wahrheit, dass Mann und Weib nur dann glücklich sind, wenn jedes mit sich selbst, das eine mit dem andern, und die Natur mit beiden einig ist, wird sehr lehrreich erörtert. 2) *Warum übertreffen die Frauen im Briefstyl die Männer?* ein Brief der *Ninon Lenclos*, übersetzt von Hn. *Stampeel*, nebst einer Nachschrift des Herausgebers, worinn mit Recht behauptet wird, dass der Brief eines Mannes nur dann schön sey, wenn er durchaus den eigenthümlichen Charakter des Mannes verrathe, und dass darauf auch alle Schönheiten des weiblichen Briefes zurückgeführt werden müssen. 3) *Die Freude*, ein elegisches (mittelmässiges) Hochzeitgedicht vom Hn. Prof. *Heydenreich*. 4) *Welcher Ausdruck von Geist kann in der Gesichtsbildung des schönen Mannes liegen, ohne die Wirkungen der Schönheit aufzuheben, oder zu stören*, eine gründliche physiognomische Abhandlung vom Hn. Prof. *Heydenreich*. 5) *Briefe eines Arztes über den Einfluss der Einbildungskraft schwangerer Personen auf die Geburt*; zur Zeit wird nur erst derjenige Einfluss bestritten, den man ihr insgemein beylegt, ihr wahrer Einfluss soll künftig erst noch gezeigt werden. 6) *Ueber den Begriff des Kleinstädtischen*, von einem Ungenannten; es wird behauptet, dass der Kleinstädter es oft keinesweges verdiene, ein Gegenstand von dem Tadel des Grosstädters zu seyn. 7) *Ueber die Veredlung des gesellschaftlichen Tanzes*, von einem Ungenannten, sehr gegründete Wünsche für die Verbesserung des Conversationstanzes, von Seiten der Kunst betrachtet, wodurch auch zugleich für die Sinnlichkeit viel gewonnen werden würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. Ohne Druckort: Diss. inauguralis medica, exhibens *historiam physiologiae sanguinis antiquissimae*, auctor *Jo. Friedr. Christ. Harles*, Erlang. 1794. 50 S. — Eine sehr fleissig gearbeitete, aus den Quellen geschöpfte Skizze, die sehr angenehme Hoffnungen von den künftigen Arbeiten des Vf. erweckt. Hr. *H.* hat hier bloss bis auf den Empedokles gesammelt, was die Alten über das Blut gesagt haben, und verspricht eine vollständige Geschichte der Physiologie des Bluts, wozu wir ihn hiemit ebenfalls ermuntern. Er arbeite künftig eben so treu und gewissenhaft, als hier geschehen ist; so wird, bey noch mehr gereifter Urtheilskraft, ihm der Beyfall der Kenner nicht fehlen. Einige kleine Erinnerungen über die vorliegende Arbeit kann Rec. nicht umhin, noch beyzubringen. 1) Die Rechnung nach Jahren der Welt ist unsicher; denn das Alter der Welt kann niemand bestimmen. Man rechne doch rückwärts, vor Anfang unserer Zeitrechnung. 2 Der Vf. unterscheidet die Zeiten nicht genug, S. 9. soll *Hieronymus* von den Meynungen der alten Aegypter Zeugniss geben. 3) Die Grundsätze des *Diogenes* von Apollonien soll *Sprengel* in seiner Geschichte vergessen haben. Sie stehen aber umständlich Th. I. S. 293.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. November 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch: *David Heilbron's*, d. A. D. im Haag, *Abhandlung vom Belege auf der Zunge.* Eine von der batavischen Gesellschaft der philosophischen Wissenschaften zu Rotterdam mit dem Accessit der silbernen Denkmünze gekrönte Preisschrift. Aus dem Holländischen. 1795. 151 S. 8.

Wenn es in den vorigen Jahrhunderten Mode gewesen wäre, Preisschriften zu machen, und man in der gegenwärtigen nicht etwa Citate aus den neuern Zeiten fände, so würde man es kaum glauben, dass sie in dem jetzigen Jahrhunderte verfasst wäre. Denn ob sich gleich der Vf. herzlich viel Mühe dabey mag gegeben haben, so haben wir doch ein solches pathologisches Räsonnement aus den letzten 95 Jahren nicht leicht gefunden. Wahrhaftig, wenn eine gelehrte Gesellschaft so leicht einen Preis ertheilt, und Münzen verschwendet, so vergeben wir es jedem Studenten ohne allen Kopf, wenn er sich künftig auch um ein solches *Accessit der Münzen* bewirbt. Um unsre Leser selbst entscheiden zu lassen, müssen wir ihnen zu unserm Urtheile nur wenige *Belege* beybringen. „Die „Galle, heisst es S. 62., ist zuweilen in der Gelbsucht „in einem solchen Ueberflusse vorhanden, und hat überdies eine solche Schärfe angenommen, dass alle Theile „des Körpers, und auch die Zunge ungewöhnlich gelb „— aussehen, dabey denn auch ein sehr starker bitterer „Geschmack auf der Zunge empfunden wird." Ferner S. 34. „die rauhe oder scharfe Zunge bey einem hitzigen Fieber rührt sicher von dem vermehrten Umlaufe „des Bluts überhaupt, besonders aber von der Verhärtung der kleinen Gefäse und Wärzchen auf der Zunge her." Und S. 20. „Alles, was im Stande ist, entweder das Blut in einer grösern Menge als gewöhnlich nach *die* obern Theile zu führen, oder die Gefäse dergestalt zu erweitern, dass sie mit Bluttheilchen „zu sehr angefüllt werden, oder endlich die zurückführenden Gefäse, sowohl der Zunge als der benachbarten Theile in ihren Verrichtungen zu hindern, das „kann als die Ursache einer dunkelrothen oder bläulichen Zunge angesehen werden." S. 83. „Sobald die „zweyte Periode der Krankheit, oder das Kochen eintritt, so lassen auch die kleinen Gefäse, die Schleimdrüsen, und die verhärteten Wärzchen auf der Zunge „nach, die stockenden Säfte etc. wenn die Natur alsdenn am Ende überwindet, so breitet sich die Zunge „allmählich mehr aus, wird weich und glatt. Diese „glückliche Veränderung kann man ganz sicher von „dem *Kochen* herleiten, weil nämlich durch das Kochen „alle festern Theile nachlassen, und die flüssigen beweglich werden."

Aber wie könnte man es aushalten, mehr Entdeckungen dieser Art abzuschreiben, und wie könnte man es auch bey dem Leser verantworten! Aus den angeführten Beyspielen kann man auf den semiotischen Theil der Schrift selbst schon schliessen, ohne erst zu erwarten, dass wir hier weiter erzählen sollen, wie *eine gelbe Farbe auf der Zunge* von einem Ueberflusse oder Schärfe der Galle herrühre S. 105., oder, wenn bey der Schwärze der Zunge etwas glänzendes gleichsam wie ein *Firniss* sich zeigt, man etwas gutes vorhersagen könne. S. 110. Was es übrigens mit diesem *Firniss;* oder mit *der dürren und eingezogenen Zunge* S. 40., mit dem *brandigen Urin* S. 76., mit der feuchten und *gelinden* Zunge für eine Bewandniss habe, das müssen wir scharfsichtigern Lesern überlassen zu errathen. Aber ohne Scharfsicht wird ein jeder leicht entdecken, dass Vf. und Uebersetzer ein *par nobile fratrum* ausmachen.

BERLIN, b. Himburg: *Beyträge zu einer praktischen Fieberlehre*, von *Christ. Friedr. Richter.* 1795. XXX und 637 S. 8.

Dies Werk ist eine Umarbeitung der vor zehn Jahren erschienenen *Bemerkungen über die Entstehung der Fieber*, die mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen wurden und ein grosses Publicum gefunden haben. Dies letztere ist auch sehr begreiflich, da Hr. *R.*, entfernt von allen feinern Untersuchungen, in einer sehr fasslichen Sprache die wichtigsten Grundsätze, welche in der Behandlung der Krankheiten leiten können, vorträgt, sich wenig um die Gattungen der Nosologen bekümmert, sondern nur solche aufstellt, die in der Behandlung einen Unterschied machen. Sehr wahr und gut gesagt ist das, was der Vf. gleich in der Einleitung über die mangelhafte Ausarbeitung neuerer praktischer Handbücher äussert, dass die Vf. derselben oft unnöthige Spitzfindigkeiten anbringen, und dadurch das Studium erschweren, oft die Krankheiten, die sie beschreiben, nur aus andern kennen. Zu wünschen wäre es freylich, dass Hr. *R.* diesem Grundsatz durchgehends treu geblieben, und nicht hier und da zu spitzfindige, unfruchtbare, veraltete, ganz falsche Theorieen aufgenommen hätte, z. B. wo er von der Entzündung spricht, sagt er: „der Umlauf des Bluts im entzündeten Theil „geschehe langsamer: daher erfolgt der Antrieb mit „grösserer Gewalt." Hätte er doch nur den *Burserium tritissimum* angesehen, so würde er da schon Gründe in Menge gegen diese Boerhaavische Hypothese gefunden haben. An seiner Definition des *Fiebers:* „es sey eine Krank-

„Krankheit, die ſich durch einen verſchiedenen Grad „der Hitze und Kälte äuſsere, und mit einem widernatürlichen langſamen oder geſchwinden Pulſe, als einem beſtändig fortdaurenden Zufall verbunden ſey," wäre zwar Vieles auszuſetzen: aber der Vf. würde uns vielleicht auch der Spitzfindigkeit beſchuldigen, wenn wir darüber mit ihm rechten wollten. „Geſund, heiſst „es, werden die Kranken, wenn die das Fieber erregende Materie aus dem Körper geſchafft wird." Dies paſst doch wohl nur auf den Theil der Fieber, die wirklich eine ſolche Krankheitsmaterie vorausſetzen, und das möchten, genau erwogen, wohl nur wenige ſeyn. Die einfachen Heilungsmethoden im Fieber ſind auch nicht logiſch richtig angegeben. Er nennt folgende: 1) die antiphlogiſtiſche, 2) die ausleerende, 3) die fäulniſswidrige, 4) die erregende, 5) die ſchweiſstreibende Methode. Die letztere fällt, nach des Rec. Einſicht, ganz weg: und was iſt fäulniſswidrig? .. Doch wir wollen dem Vf. im Detail folgen.

Die Kapitel haben folgende Ueberſchriften: I. *Von einfachen Entzündungen.* Wahre Entzündung entſteht, nach dem Vf., aus Stockung des Bluts. Dieſer ganz falſche Begriff zeigt, daſs Hr. *R.* auf helle Einſichten in die Pathologie gar keine Anſprüche machen darf. Die Entzündung des Ribbenfells trägt er unter dem Namen Pleureſie, ganz nach dem alten Herkommen vor, ohne ſich deſſen zu erinnern, was vor 40 Jahren *Morgagni*, nach ihm *Tiſſot*, *Sarcone* und ſo viele andere Schriftſteller über den wahren Begriff der Pleureſie geſagt haben. Die Beſchreibung der örtlichen Entzündungen iſt ſo äuſserſt unvollſtändig, daſs der Anfänger nie im Stande ſeyn wird, hieraus ſich zu belehren. Diagnoſis muſs doch, auch in einer noch ſo praktiſchen Fieberlehre, die Hauptſache ſeyn. Die Regeln bey der Behandlung ſind meiſtens gut und vernünftig angegeben. Aber iſt der Grundſatz nicht gefährlich, den der Vf. äuſsert: „Wenn mit einer Entzündung Zeichen der „Unreinigkeiten der erſten Wege verbunden ſeyen; ſo „müſſe man in den erſten Tagen Glauberſalz u. dgl. „ausleerende Mittel verordnen?" Wie, wenn dieſe ſcheinbaren Unreinigkeiten, wie ſo oft der Fall iſt, bloſse Folgen der Enzündungen ſind: und, wie Rec. aus Erfahrung weiſs, nach dem Gebrauch der ausleerenden Mittel, die den Reiz verſtärken, ſich vermehren? Der Vf. warnt vor Kampfer und Blaſenpflaſtern zu Anfange wahrer Entzündungen: auch empfiehlt er dem Athmen, als Zeichen, den Vorzug vor dem Puls zu geben. Falſche Entzündungen haben, nach dem Vf., ihren Sitz im lymphatiſchen Syſtem. Er rechnet den Katarrh und Rothlauf hieher. II. *Von Fiebern und Unreinigkeiten der erſten Wege.* Wo Remiſſionen ſind, da erkennt der Vf. den gallichten Charakter eines Fiebers. Wie ganz verkehrt iſt dieſe Idee? Giebt es nicht Umſtände ſonſt genug, die auſser dem Leiden der erſten Wege, Remiſſionen der Fieber erzeugen können. „Man kann „es, ſagt er, als ein untrügliches und auf Erfahrung „gegründetes Axiom annehmen, daſs alle Fieber, die „bey ihrem Entſtehen Remiſſionen haben, durch gleich „Anfangs gereichte Ausführungsmittel glücklich gehoben werden können, *wenn auch gar kein Zeichen von „Unreinigkeiten dabey iſt.*" Rec. hält dies, durch Vernunft und Erfahrung überzeugt, für den verderblichſten Grundſatz, den ein praktiſcher Schriftſteller äuſsern kann: 1) weil ſehr oft Remiſſionen vorhanden ſind, ohne gaſtriſche Urſache, z. B. im Anfange der Ausſchlagsfieber, im hektiſchen, rheumatiſchen Fieber, wo alle die Ausleerungen höchſt ſchädlich ſeyn müſſen. 2) Weil die Zeichen der Unreinigkeiten mehrentheils Folgen und nicht Urſachen der Fieber ſind, und, z. B. in Wechſelfiebern durch die Fieberrinde ſelbſt, gehoben werden. 3) Weil die ausleerenden Mittel, wo ſie nicht offenbar indicirt ſind, durch Reiz und Schwäche den nachtheiligſten Erfolg erzeugen. 4) Weil hier gar nicht auf die allgemeinen Perioden von Kochung und Kriſe Rückſicht genommen; ſondern in einem ſehr empiriſchen Geiſte geradezu nur ausgeleert wird. Zu den Fiebern, die aus gaſtriſchen Unreinigkeiten entſtehen, rechnet der Vf. die *Wechſelfieber:* hat alſo keinen Blick in das claſſiſche Werk von *Höven* gethan: oder vielmehr, Hr. R. kennt nicht *Morton's*, *Torti's*, *W[illegible]'s* treffliche Schriften: ſonſt würde er nicht behaupten: „daſs man ſtandhaft mit auflöſenden und ausleerenden „Mitteln in Wechſelfiebern fortfahren ſoll, bis die Zei„chen der Unreinigkeiten verſchwunden ſeyen." Das iſt ein Vorſchlag, den nur ein Scharlatan geben kann, dem die Verlängerung der Cur angenehm iſt. Wie nachtheilig dieſe ausleerende Methode für die Kranken des Vf. ſeyn muſs, bekennt er S. 153. auf eine ſehr naive Art: „Ich erinnere mich einer Frau zwiſchen 50 „und 60 Jahren, die an einem in ein übelartiges Ner„venfieber übergehenden Schleimfieber, gefährlich und „faſt ohne Hoffnung darnieder lag. In den erſten Ta„gen der Krankheit hatte ich dieſelbe, meinen Grund„ſätzen gemäſs, hinreichend ausgeleert. Wegen des „ungemein kleinen, ſchwachen, langſamen Pulſes und „der entſtehenden Nervenzufälle, muſste ich in der „Folge zu flüchtigen Salzen, Wein etc. meine Zuflucht „nehmen." Das wäre nicht nöthig geweſen, wenn der Vf. nicht *ſeinen*, ſondern vernünftigern Grundſätzen gefolgt wäre. III. *Von Faulfiebern.* Sie entſtehen, wenn das bindende Weſen (gluten) des Bluts verdorben und das Blut einen cadaveröſen Geruch annimmt. Verſteht der Vf. wohl ſelbſt den erſten, und glaubt er im Ernſt den andern Satz? Was giebt dieſe Idee für Aufſchluſs in der Curmethode? Die Diagnoſis iſt wieder ſehr ſchlecht gerathen. Uebrigens beſtätigt er die Erfahrung von dem Nutzen der Verbindung der vegetabiliſchen und den mineraliſchen Säuren in dieſer Krankheit. IV. *Vom Nerven- oder bösartigen Fieber.* Sind das gleichbedeutende Wörter? Die Beſchreibung dieſer Fieber iſt ſchlecht. V. *Ausſchlagsfieber.* Recht gut iſt die Wiederlegung des Vorurtheils, daſs der Ausſchlag immer kritiſch ſey. Brechmittel giebt er wieder zu unbedingt. Die Rötheln ſeyen eine Art des Scharlachausſchlages: der Vf. kennt alſo *Zieglers* treffliche Unterſuchungen nicht. Von der Impfung der Maſern ſpricht der Vf. ſehr ernſthaft: und doch iſt Rec. überzeugt, daſs dieſe Impfung eine von *Home's clinical [illegible]tes* geweſen iſt. Mit Recht eifert der Vf gegen das zu kühle Verhalten in Pocken, mit Recht erklärt er ſich

gegen

gegen den allgemeinen Nutzen des Quecksilbers in dieser Krankheit. VI. *Von complicirten Fiebern.* Verbindung katarrhalischer und rheumatischer Entzündungen mit Wahren. Gallichte Entzündungsfieber, als solches das Kindbettfieber. Gastrisches Nerven- und Faulfieber. Dies Kapitel ist, besonders was den Abschnitt vom Kindbettfieber betrift, vortrefflich gerathen. VII. *Symptomatische Fieber.* Wurmfieber. Weder die Diagnosis, noch die Curregeln sind mit Genauigkeit und Deutlichkeit angegeben. Bey den Fiebern von Verhärtungen der Eingeweide empfiehlt der Vf. die salzsaure Schwererde, aus Erfahrung.

Die Correctheit fehlt diesem schön gedruckten Werke gar sehr. Der Vf. schreibt beständig *empyrisch, protopatisch, catharrahlisch* u. s. f.

Leipzig, in der Schäferschen Buchh.: *Johann Abernetty's chirurgische und physiologische Versuche.* Uebersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *Joachim Diterich Brandis.* Mit drey Kupfertafeln. 1795. 196 S. 8.

Eine sehr lesenswerthe Sammlung von scharfsinnigen Aufsatzen, für deren Bekanntmachung wir dem Uebersetzer vielen Dank wissen. 1) *Versuch über die Lenden-Abscesse.* Der Vf. zeigt, dass diese Abscesse, oft unabhängig von den Krankheiten des Rückgraths, sich in der Zellsubstanz zwischen dem Bauchfell und dem Lendenmuskel bilden, dass sie mit einer chronischen Entzündung verbunden sind, dass das Eiter meistens milde ist und sich einen Weg unter dem Poupart'schem Bande zwischen der Schenkelbinde und dem Schenkel selbst bahnt. Durch diese Eitersammlung werden die nahe gelegenen Theile nicht sehr angegriffen, oder zur Entzündung disponirt. Das hektische Fieber entstehe nicht von Einsaugung des Eiters: und die beste Methode diese Abscesse zu heilen, sey, dass man nicht zu lange mit der Oeffnung warte, damit die Ränder des Abscesses noch ihre Federkraft behalten und sich zusammenziehen können. Die Oeffnung selbst nimmt der Vf. mit einer Lanzette vor, die er schief unter die Bedeckungen einstösst, alsdann aber die Wunde sorgfältig bedeckt, und nachher von neuem die Oeffnung unternimmt. Die Luft trage nichts zur Verschlimmerung der Zufälle, oder zur Verderbniss des Eiters bey, sondern das rühre von der Stärke des Reizes her. Der Vf. erzählt einige merkwürdige Fälle, die dies alles bestätigen. Der Herausgeber hat am Ende noch einige merkwürdige Beobachtungen über das gespaltne Rückgrath hinzugefügt. 2) *Ueber die Zusammensetzung und Analyse der thierischen Materie.* Hr. *A.* setzte *Fordyce's* Versuche fort, wodurch bestimmt wird, dass die weniger vollkommenen Thiere, eben so als Vegetabilien, bloss Luft und Wasser in ihre eigene Nahrung verwandeln können. Diese Versuche wurden mit destillirtem Wasser angestellt: indessen geben sie keinen ganz sichern Ausschlag, da die im destillirten Wasser erhaltenen Thiere von der Vegetation Nutzen ziehen, welche im Sommer fast allemal in solchem Wasser entsteht, und im Winter weiss man, dass viele Thiere ohne alle Nahrung leben können. Hr. *A.* giebt überdies noch Nachricht von anderweitigen Versuchen, wodurch er bestimmt, dass die Bestandtheile der Vegetabilien und thierischer Theile, welche die Chemie erhält, oft Producte der Zerlegung selbst sind. 3) *Ueber die Materie, welche von der Haut ausdünstet, oder von ihr eingesogen wird.* Die luftförmige Perspiration bestehe aus zwey Drittheilen kohlensauren Gas und einem Drittheil Salpeterstoffgas. Gekochtes Wasser absorbirt die Luft aus der Haut stärker und es entstehen keine Blasen auf der Haut. Aber kohlensaures Wasser erzeugt die letztern, weil der Ueberschuss des kohlensauren Gas von der Haut aufgenommen wird. *Brandis* bestätigt dies durch seine Erfahrungen beym Driburger Wasser. Starke Bewegungen vermehren die wässerichte und hindern die luftförmige Perspiration. Der Vf. macht bey dieser Gelegenheit treffliche Bemerkungen über die Mitleidenschaft der Haut und der Lungen, welche bey der Entstehung der Schwindsucht aus Erkältung und bey ihrer Cur durch Bäder, Brechmittel u. dgl. auffallend ist. Beyläufig erzahlt er einen Fall von den Zufällen, welche das Offenbleiben des eyförmigen Lochs nach der Geburt hervorbringt, nebst der Leichenöffnung. 4) *Ueber die üblen Folgen der Aderlässe,* besonders was die Entzündung der Venen, das Zellgewebe und die Verletzung der Nerven betrifft.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Kurzgefasste gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes für Schulen und häuslichen Unterricht,* von *Johann Matthäus Bechstein.* Ersten Bandes zweyte Abtheilung. *Fische, Insecten und Würmer.* Mit einer Kupfertafel. 1794. 613 – 1352 S. 8.

Erweiterungen des Systems, oder Berichtigungen desselben, hat man auch in diesem Theile, womit das Thierreich geschlossen wird, wenig zu erwarten, der Vf. hält sich vielmehr an die schon gegebnen, meist Linnéischen, Abtheilungen und Bestimmungen, was zumal bey den Gewürmen sehr bemerkbar wird. Allgemeine Abstractionen, die zur Kritik des Wissenschaftlichen und der grössern Verhältnisse dienen könnten, haben den Vf. nicht sehr beschäftigt; und Bestimmungen dieser Art sind mehr beschreibend, z. B. bey den Insecten und Pflanzenthieren, als entscheidend ausgefallen. In dieser Hinsicht stehen auch viele, ja die meisten Definitionen der Arten nur als Bruchstücke aus einem grossen systematischen Gebäude da, die ohne dieses doch nicht ganz können verstanden werden. Alles übrige, mehr Historische hat der Vf. mit vielem Fleisse und schöner Auswahl behandelt. Auf alles Merkwürdige und allgemein interessante in der Oekonomie der Thiere, und in der Anwendung derselben hat er Acht gegeben, und selbst von minder bekannten Arten das Auffallende angezeigt. Seine eigne Beobachtung wird auch hier in manchen Fällen, wo von einheimischen Thieren die Rede ist, sehr schätzbar. Die lateinische und deutsche Terminologie, aus den

Borkhaufifchen Arbeiten ausgezogen, dürfte wohl im Allgemeinen den Lefern diefer Schrift überflüfsig fcheinen, zu dem Zwecke des Vf. (S. 1269.), junge Leute im Vergleichen und Beobachten zu üben, kann fie aber allerdings dienen, wenn der Unterricht zumal fo eingerichtet ift, dafs der kleinliche Geift, der fich junger Leute fo leicht bey detaillirter Syftemkenntnifs bemächtigt, beftens verhütet wird. Kleinere Mängel, wie die Verfchweigung der *Smeathmannifchen* Bemerkungen über die weifsen Ameifen, und Verfehen, wie die Anführung des Weglerifchen und Schöttifchen (Waglerifchen und Alftonifchen) Mittels gegen den Bandwurm, die bey einer fo grofsen Menge von Dingen oft vorkommen können, vermindern den Werth diefes Werkes im Ganzen nicht. Nur die eine Kupfertafel mit der Metamorphofe des Maykäfers hätte entweder auch wegfallen können, oder würde zweckmäfsiger durch Zeichnungen erfetzt worden feyn, welche die hier abgehandelten Claffen im Allgemeinen erläutert hätten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaft. *Erfurt*, b. Görling: *Einige Vorfchläge, dem Bauholzmangel abzuhelfen, vorzüglich durch Einführung der Lehmbackfteinhäufer.* Nebft der genauen Befchreibung und dem Bauanfchlage zu einem folchen Gebäude und einer Kupfertafel. Von M. *J. B. Siegling*, der Mathematik Profeffor (zu Erfurt) etc. 1795. 66 S. ohne die Zueignungsfchrift, (an den Hn. Kurfürften und Hn. Coadjutor zu Maynz.) 8. — Der Bemerkung auf dem Titelblatte zufolge ift dies eine Einladungsfchrift zu des Vf. Vorlefungen, die diefem Zwecke auch völlig gemäfs ift. Zuerft werden die hauptfächlichften Urfachen des fich fo fehr und fo allgemein äufsernden Mangels an Holze überhaupt, und an Bauholze infonderheit angeführt, die Nothwendigkeit, Hülfsmittel dagegen anzuwenden, gezeigt, und zugleich diefe Mittel felbft, befonders in Rückficht auf das Bauholz angegeben. Hierauf folgen Vorfchläge, wohlfeile, dauerhafte und feuerfefte Gebäude mit beträchtlicher Holzerfparung zu erbauen, welche der Vf. durch beygefügte Riffe und Anfchläge erläutert. Richtig werden die Hauptquellen der grofsen Verminderung des Beftandes an Holze überhaupt (§. 3—6.), und an Bauholze infonderheit (§. 7—15.) angegeben. In Betreff des letztern nennt der Vf. vorzüglich 1) die jetzt gewöhnlichen Abkürzungen an der Länge und Stärke folches Holzes, die fowohl der Dauerhaftigkeit der Gebäude fchaden, als den Holzverbrauch vergröfsern; 2) dafs das gefällte Holz gegen das Verderben von der Witterung nicht gehörig verwahrt werde. Zum Beweife jener fchädlichen Abkürzungen find authentifche Tabellen von verfchiedenen Sorten des Bauholzes im Thüringifchen, nach ihrer ehemaligen und jetzigen Länge und Stärke, beygefügt. Der Vf. eifert mit Recht und hauptfächlich aus dem unwiderfprechlichen Grundfatze dagegen (§. 13. 16.) dafs felbft der gröfste Mangel an einem der nöthigften Bedürfniffe zwar den Preis deffelben erhöhen, aber fchlechterdings nicht deffen Maafs und Gewicht verändern, und Mangel und Theurung verdoppeln dürfe. Mit Rückficht auf diefe angeführten Bemerkungen bemüht fich der Vf. in den folgenden §§. die beften Mittel anzugeben, durch die einestheils tüchtiges Bauholz herbeygefchafft, und anderntheils der Verbrauch deffelben vermindert werden könne, welches letztere, wie der Vf. zeigt, am ficherften durch vergröfserte Dauerhaftigkeit der Gebäude, durch wirkfamere Sicherung derfelben gegen Feuersgefahr, und durch merkliche Erfparung an Holze in ihrer Vorrichtung zu erlangen ift. Die Vorfchriften, die der Vf. deshalb giebt, und auf deren genaue Befolgung er dringt, betreffen, in Rückficht auf den erft gedachten Zweck 1) die wirthfchaftliche Abtheilung der Forften in Schläge, 2) deren forgfältige Verwahrung, 3) die vorfichtige Auswahl der zu Bauholz beftimmten Stämme, 4) das Abfchälen derfelben vor dem Hauen, 5) das Zubereiten des Bauholzes in ordnungsmäfsiger Länge und Stärke, 6) deffen richtige Sortirung, 7) zeitliche Abholung aus dem Forft, und 8) Niederlegung unter der Bedachung eines offenen Schuppens (§. 18. 19.). In Bezug auf den andern Zweck, den Verbrauch des Bauholzes zu verringern, (wozu der Vf. als Hauptrückficht angegeben hat, dafs der frühzeitige Verfall der Gebäude, befonders auf dem Lande, verhütet, ihre gewöhnliche Feuergefährlichkeit vermindert, und ihr Bau mit wenigerem Holze bewerkftelligt werde) empfiehlt der Vf. Gebäude von Lehmbackfteinen auf dem Lande fowohl, als in den Städten (§. 23—27.), welche ftatt der gewöhnlichen hölzernen erbaut werden könnten, zu deren Errichtung er (§. 28—35.) Vorfchläge macht. Es wird auch zu dem Ende ein Wohnhaus für einen reichen Landmann zum Mufter aufgeftellt, und fowohl durch Grund- und Standrifs, als auch durch einzelne Abzeichnungen erläutert, woran die äufsere und innere Structur eines folchen Gebäudes dargeftellt ift. Sehr gut ift für die Anlage der Grundmauer, der Eckfchäfte, und für eine dauerhafte, und der Befchaffenheit des Gebäudes angemeffene, Einrichtung des Daches geforgt: wobey deffen Bedeckung mit Ziegeln von einer neuen befonderen Form, oder, ohne diefe, mit Wellerhölzern, einem Ueberzuge derfelben von Strohlehme und der hierauf ¼ Zoll zu legenden, im §. 29. befchriebenen, dem Regen, Schnee und Sonnenfcheine wiederftehenden Maffe, vorzüglich der Aufmerkfamkeit, Prüfung und Verfuche werth find. Ob nun gleich aus der Vergleichung des Anfchlages von einem folchen Gebäude gegen den Anfchlag eines hölzernen Gebäudes gleicher Gröfse und Einrichtung erhellt, dafs man durch die Ausführung des erftern überhaupt an Koften nur 34 Thaler 11 gr. 6 Pf. erfpare; fo beweifet doch auch diefe Vergleichung völlig, dafs im erften Falle (ohne Rückficht auf die in beiden Fällen gleichbleibende Schreinerarbeit) man für ungefähr 215 Thaler 17 gr. weniger Holz gebrauche.

Im Ganzen geben wir dem Plane des Vf. mit Vergnügen Beyfall. Auf dem Grundriffe aber fcheint uns für einen bemittelten Landwirth, zumal bey der Führung einer nur einigermafsen beträchtlichen Wirthfchaft, eine Hausflur von 9 Fufs Breite, wegen fo mancher auf derfelben vorzunehmenden häuslichen Arbeiten, durchaus nicht geräumig genug (§. 28.) zu feyn; auch zur Aufbewahrung häuslicher Vorräthe, die Anzahl von 3 Kammern befonders in Vergleichung gegen 4 Stuben, viel zu gering; und dafs die Speifekammer gar vergeffen worden, ein wefentlicher Mangel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. November 1795.

PHILOSOPHIE.

1) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Aphorismen den Freunden der Vernunftkritik* nach Kantischer Lehre vorgelegt von *Friedrich Bouterweck*. 1793. 206 S. kl. 8.

2) NÜRNBERG, in der Felseckerschen Buchh.: *Systematische Darstellung der Kantischen Vernunftkritik* zum Gebrauch akademischer Vorlesungen nebst einer *Abhandlung über ihren Zweck, Gang und ihre Schicksale*. Von M. *Georg Fried. Daniel Goess*. 1794. 192 S. 8.

Wir verbinden die Anzeige dieser beiden Schriften, weil sie einerley Gegenstand zu ähnlichen Zwecken behandeln. Beide enthalten eine gedrängte Darstellung des Inhalts der Kritik der reinen Vernunft, womit die erstere noch die Kritik der praktischen Vernunft auf ähnliche Art verbindet; beide sollen dadurch und durch Hinwegräumung von Dunkelheiten das Verstehen derselben erleichtern. Ausserdem aber hat sich jeder dieser Vf. noch einen besondern Zweck dabey vorgesetzt. N. 2) ist nämlich zum Leitfaden akademischer Vorlesungen bestimmt. N. 1) aber soll vorzüglich dazu dienen, das Urtheil über beide kritische Untersuchungen einzuleiten, und zu zeigen, dass ihr Werth darinn besteht, durch eine neue Analyse der Erkenntnisskraft unwidersprechlich dargethan zu haben, was der Mensch einzusehen oder nicht einzusehen vermag. In beiden ist zu Erreichung dieser Zwecke einerley Mittel gewählt worden, nämlich eine zusammengedrängte Darstellung des Inhalts der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft; die Ausführung aber ist etwas verschieden ausgefallen. In N. 2) sind die Hauptsätze wie es die Bestimmung zu akademischen Vorlesungen erfoderte in einer lichtvollen Ordnung mit Deutlichkeit, Bestimmtheit und Hinweisung auf ihre Gründe vorgetragen, doch so, dass dem mündlichen Vortrag die weitere Ausführung und Erläuterung überlassen ist. Voran gehet eine Einleitung, worinn von dem Erkenntnissvermögen und von der Kritik der reinen Vernunft überhaupt gehandelt wird. Dann folgt der Inhalt der Kritik in einzelnen Sätzen, meistens nach Ordnung des Originalwerks. Die Erläuterungen von *Beck* und *Schmid*, vorzüglich die des letztern, sind dabey benutzt worden. Aus *Reinholds* Elementarphilosophie ist nur hie und da etwas aufgenommen, z. B. die Erörterung des Begriffs des Erkenntnissvermögens. Uebrigens hat sich der Vf. meistens unmittelbar an die Kritik selbst gehalten; und in der deutlichen zu Vorlesungen zweckmässig eingerichteten Darstellung ihres Inhalts, besteht das ganze Verdienst des Vf. Die angehängte Abhandlung ist eigentlich eine akademische Vorlesung, womit der Vf. seine Vorlesungen über die Kritik eröffnete. Ungeachtet sie über die angegebenen Gegenstände so viel saget, als für ein solches Auditorium gehört, so lässt sich doch noch bezweifeln, ob ihr Abdruck für das grössere Publicum nöthig oder zweckmässig war, da sie keine neuen Ansichten enthält, und meistens nur das von Andern gesagte wiederholt. S. 181 heisst es von dem Skepticismus: er suche die Vernunft von der menschlichen Seele zu entfernen, und ihr allen Zutritt zu ihr zu versperren. Dies hätte bestimmter gesagt werden sollen, und ist überhaupt kein eigenthümlicher Charakter des Skepticismus. Die Schrift N. 1) stellt auch den Hauptinhalt der Kritik der reinen und praktischen Vernunft in Aphorismen dar, die aber ihrer Bestimmung gemäss keine mündliche Erklärung voraussetzen, sondern für sich selbst bestehen, und das Urtheil über die beiden Werke leiten sollen. Sie folgen auch der Ordnung des Originals grösstentheils. Da es dem Vf. aber nicht daran gelegen war, den Inhalt beider kritischen Werke vollständig in diesen Aphorismen darzustellen, sondern da er nur die Resultate liefern wollte, aus welchen die Wichtigkeit ihres Zwecks erhellen sollte, so ist dadurch die Folge entstanden, dass der Vf. etwas willkührlich bald kürzer, bald weitläuftiger ist, ja manches auch fast ganz überschlägt. Z. B. den Schematismus der Kategorieen. Die Resultate sind nicht ohne Beweise aufgestellt, und der Vf. hat sich oft die rühmliche Mühe gegeben, sie im Geiste der Kritik doch nicht mit denselben Worten zu führen. Vor der Abhandlung selbst gehen Prolegomena voraus, welche theils eine historische, theils eine elementarische Einleitung enthalten. Jene stellt die Resultate der Kritik historisch, aber in einer sehr willkührlichen Ordnung auf; in dieser werden einige Grundbegriffe aller Philosophie dem Sinne der Kritik gemäss erklärt. Der Vf. geht hier von den Begriffen vom Empfinden, Anschauen, Denken aus und rechtfertigt sich in einer Anmerkung darüber, dass er nicht den Begriff Vorstellung an die Spitze gestellt habe, damit, *dass uns derselbe in der Hauptsache nicht klüger mache*. So unverkennbar es übrigens ist, dass der Vf. über diese wichtigen Gegenstände selbst gedacht hat, so zweifeln wir doch, ob der letzte Zweck der Schrift vollkommen erreicht sey. Theils sind nicht alle Vordersätze, aus welchen die Resultate fliessen, vollständig und bestimmt ausgeführt; theils ist selbst die Einkleidung in Aphorismen und die öfters zu grosse Kürze der Verständlichkeit im Wege. Geübte Denker werden daher mit mehr Vortheil das Originalwerk selbst studiren, und Anfänger finden für ihr Bedürfniss zu wenig.

Auch ist nicht allezeit der Sinn der Kritik getroffen. Wir führen hier zum Beweise dessen nur die Erklärung des Transcendentalen, und die Erörterung des Grundsatzes der Causalität an. Grundsätze, heisst es S. 19, die nicht aus der Erfahrung entwickelt sind, und über die Erfahrung hinaus unsre Erkenntniss erweitern, heissen transcendent; jede Bemühung dergleichen zu entdecken, eine *transcendentale Untersuchung*. Bey jenem Grundsatz geht der Vf. S. 81 von der Gemeinschaft der Substanzen aus, welche die Causalität schon voraussetzt. Ueberhaupt ist bey den Kategorieen nicht immer der Gesichtspunkt beherziget worden, dass durch sie Erfahrung oder objective Verknüpfung der Wahrnehmungen möglich wird. Die beygefügten Anmerkungen enthalten Erläuterungen, Anwendungen, Zweifel u. s. w. und überhaupt reichlichen Stoff zum Nachdenken, aber auch zu Berichtigungen. Wir können nur einiges ausheben. S. 46 sucht der Vf. einen Grund anzugeben, warum es nur zwey Formen der Anschauungen giebt. Es lassen sich nämlich nur zwey Bestimmungen a priori für alle Anschauungen denken; Verhältnisse a priori für alle Anschauungen als solche zu einander; und Verhältnisse a priori für alle Anschauungen als solche zu uns. Diese giebt die Zeit; jene der Raum. S. 74 kommt ein ähnlicher Versuch von den Kategorieen vor. — Der von Kant aufgestellten Formel des Sittengesetzes lässt der Vf. wegen ihrer Bestimmtheit und ihres Adels Gerechtigkeit widerfahren, zweifelt aber ob sie ein Grundsatz a priori, oder wie es S. 178 heisst, ob es erweislich sey, dass ein kategorischer Imperativ und ein praktischer Grundsatz a priori ein und dasselbe sey. „Kann nicht die Formel: Handle, wie du wollen kannst, dass Jedermann handle, eine nothwendig abstrahirte und nachher veredelte Formel seyn?“ Wir dächten dieser Zweifel sey schon S. 174 durch den Satz: der Charakter des Unbedingten sey mit der Erfahrung unverträglich, gehoben. In der Tafel der Kategorieen der Freyheit will er an statt des Ausdrucks, das *Erlaubte* lieber den das *Verzeihliche* (?) gebraucht wissen. Ueberhaupt, meynt er, verrathe die ganze Tafel eine *casuistische Aengstlichkeit*, welche mit der Unbefangenheit, dem Merkzeichen einer wahren sicheren Charaktergüte, streite. —

ERFURT, b. Keyser: *Von dem Bewusstseyn als allgemeinem Grunde der Weltweisheit.* 1793. 606 S. 8.

Dieses Werk, hat, wie das Publicum wahrscheinlich schon allgemein weiss, einen Mann zum Verfasser, der bey seinem geschäftvollen Leben durch manches herrliche Geistesproduct ehrenvolle Denkmäler seines weitumfassenden Geistes, seines Bestrebens, wissenschaftliche Kultur auszubreiten, und seiner edlen Grundsatze zur Beförderung des Wohls der Menschheit gestiftet, und die schönsten Erwartungen von seiner künftigen Regierung eines beträchtlichen deutschen Reichslandes erregt hat. Es liegt demselben, wie man nicht anders erwarten kann, ein sehr edler und menschenfreundlicher Zweck zum Grunde, der Philosophie mehr innern und äussern Werth zu geben, und durch allgemeinere Verbreitung derselben die Menschheit zu veredeln und zu beglücken. Ueber diesen Zweck und den Ideengang zur Ausführung desselben, der etwas Aehnliches mit dem des *Cartes* hat, drückt sich der Vf. in der Vorrede so aus: „Die Philosophie ist die wichtigste und gemeinnützigste Wissenschaft; es ist aber zu wünschen, dass ihre Wahrheiten so deutlich als immer möglich ist, vorgetragen werden, und dass sie in keinem Fall einander widersprechen. Diese gerechten Foderungen sind bis jetzt noch nicht befriediget. Denn die Darstellung der Philosophie ist durch unzählige dunkle, aus fremden Sprachen entlehnte Kunstwörter überladen, welche für die *grösste* Zahl der Menschen unverständlich sind, und oft findet der Denker in ihnen nichts als längst bekannte Wahrheiten ausgedrückt, welche die Mühe seines Nachdenkens nicht belohnen. — Die verschiedenen philosophischen Lehrgebäude gehen von verschiedenen Grundsätzen aus, die zwar meistens an sich, doch jeder nur in seinem Verhältniss, wahr sind, und oft in zu grosser Ausdehnung gebraucht werden. Daher kommt es, dass sich diese Lehrgebäude einander so oft durchkreuzen und widersprechen. „Es ist daher zweckmässig, „wenn man die ganze Lehre menschlicher Weisheit (Philosophie) auf einen einzigen, aber allgemeinen, alles „umfassenden Grund bauet; aus diesem Grunde alles entwickelt, was wesentlich und nothwendig darinn enthalten ist; und dasjenige so man entwickelt hat, nach „seinen wesentlichen Verhältnissen ordnet, *und in* dem „Vortrage allen unnöthigen Gebrauch *dunkler und fremder* Wörter, so viel es möglich ist, vermeidet. — Der „einzige allgemeine Grund der menschlichen Weisheitslehre ist das *Bewusstseyn*, weil das Bewusstseyn der „erste allgemeine, alles umfassende, sichere Grund alles „menschlichen Erkenntnisses ist. — Gegenwärtiges „Werk ist ein Versuch von dieser Art. Bey dessen Verfertigung hat der Verfasser alle Bücher auf einige Zeit „weggelegt; hat sich bemüht, seine eigene vorgefasste „Meynungen zu vergessen und sich bestrebt, den ganzen Gegenstand von Grund aus durchzudenken. Bey „dieser Bearbeitung blieb es jedoch unvermeidlich, dass „viele vorkommende fremde und eigene Begriffe geprüft, bestätiget, mit eingemischt wurden.“

Rec. kann hier einige Gedanken über die Möglichkeit dieser Idee nicht unterdrücken. Eine Philosophie, die allgemein mittheilbar oder populär seyn, und doch dabey die systematisch wissenschaftliche Form (ohne welche Philosophie nicht seyn kann), beybehalten soll, ist, wie uns dünkt, eine Unmöglichkeit. Denn eine solche Reihe von abstracten Begriffen und Sätzen zu fassen, im Zusammenhange zu übersehen, und aus einem Grundsatz abzuleiten, und das alles nicht etwa bloss als etwas Erlerntes nachzubeten, sondern sich durch Selbstdenken zu eigen zu machen, ist die Sache der wenigsten Menschen. Und wenn auch alle Menschen Fahigkeit dazu hätten, so ist es doch noch eine grosse Frage, ob es zweckmässig wäre, sie auszubilden, und ob nicht ihre Bestimmung zu handeln darunter leiden würde. Aber so viel ist wohl unstreitig, dass die Philosophie, wenn sie allen alles werden sollte, ihre wissenschaftliche Form grösstentheils einbüssen, und

Zu

zu einer blofsen Sammlung von Gedanken und Meynungen werden würde, wobey weder die Wissenschaft noch die wahre Kultur der Menschheit etwas gewinnen könnte. Philosophie als Wissenschaft bleibt daher immer nur das Eigenthum der Wenigen, welche dieses Palladium der Menschheit in Verwahrung halten, doch so, dass jedem Fähigen der freye Zugang dazu gestattet ist; und es ist für die gesammte Menschheit nichts weiter zu wünschen, als dass die Resultate der Philosophie dazu angewendet werden, vernünftiges (nicht eben wissenschaftliches) Denken, vorzüglich aber vernünftiges Handeln immer mehr und so viel als möglich allgemein zu machen. Diese Anwendung der Philosophie wird durch den höchstmöglichen Grad der wissenschaftlichen Form nicht gehindert, sondern vielmehr befördert. Aber beides sind verschiedene Zwecke, die sich in einem und demselben Buche schwerlich ausführen lassen. Eben so zweifelt Rec. auch ob auf dem hier gewählten Wege, durch die Entwickelung des Bewufstseyns die Absicht des Vf. ein System der Philosophie auszuführen, erreicht werden könne. Das Bewufstseyn kann in einer gedoppelten Bedeutung genommen werden. Es ist entweder die alles Vorstellen, Denken, alle Gefühle, Begehrungen und Willensbestimmungen begleitende, Bestimmung, wodurch sie als Modificationen des Ichs angesehen werden; oder man versteht zugleich das Materiale des Bewufstseyns mit darunter. In der letzten Bedeutung kommt es hier vor, wie aus S. 227 erhellet. Es wird also nicht sowohl hier das Bewufstseyn, als das Mannichfaltige, was in demselben vorkommen kann, entwickelt, und zwar auf dem analytischen Wege. Dabey wird aber schon ein synthetisch gebildetes System der Philosophie vorausgesetzt, dessen Gründe und Bedingungen nicht durch die Analyse dargestellt werden können. Es ist bey dieser Methode leicht möglich, das man das Eigenthümliche, die Form des Denkens, Empfindens, Wollens u. s. w., dessen man sich freylich nur in und durch das Bewufstseyn bewusst wird, auf das Bewufstseyn selbst überträgt, und nun glaubt, in diesem den Grund alles Wissens gefunden zu haben. Und diefes ist auch hier, wenn sich Rec. nicht irrt, der Ideengang des Vf. So heisst es S. 16: „da die erste allgemeine Urquelle alles Empfindens, Denkens und Handelns in dem Bewufstseyn besteht, so mufs der Grund aller Gewifsheit in dem Bewufstseyn enthalten seyn." Allein das Bewufstseyn ist gleichsam nur das Medium, durch welches wir das Empfinden, Denken, Wollen u. s. w. wahrnehmen; aber weit entfernt, dafs das Bewufstseyn selbst die Grundquelle oder das Princip dieser Aeufserungen des Gemüths seyn follte, so wird es selbst erst durch diese möglich. Das Bewufstseyn ist hier also nur gleichsam der äufsere Rahmen, in welchem die Bestandtheile des Systems gefasst sind, aber ihr Zusammenhang und ihre Absolge ist nicht in demselben enthalten, sondern beruht auf andern Bedingungen.

Das ganze Werk besteht aus zwey Theilen; der erste enthält eine Theorie, der zweyte die praktische Entwickelung des Bewufstseyns. Der erste Abschnitt des I Th. stellt vier Grundwahrheiten des Bewufstseyns auf, welche so ausgedrückt sind: 1) *die Seele weifs, dafs sie ist;* 2) *die Seele ist überzeugt, dafs aufser ihr selbst noch andre Wesen da sind;* 3) *die Seele weifs, dafs sie mannichfaltig empfindet, denkt und will;* 4) *die Seele ist überzeugt, dafs sie nicht immer im Zustande des Bewufstseyns ist.* Die weitere Entwickelung derselben wird in den vier folgenden Abschnitten vorgetragen, welche von dem Bewufstseyn des Wissens, von dem Bewufstseyn des Glaubens, von der Mannichfaltigkeit des Bewufstseyns und dem Zustande des Nichtbewufstseyns handeln. Der zweyte Theil besteht aus folgenden Abschnitten. 1) Wesenheit des Bewufstseyns. 2) Praktische Grundsätze des Bewufstseyns. 3) Bewufstseyn allgemeiner Begriffe. 4) Bewüfstseyn des Urtheilens. 5) Bewufstseyn der Selbstbildung. 6) Bewufstseyn eigner Fehler. 7) Bewufstseyn erhabener Eigenschaften. 8) Ausbildung des Bewufstseyns in Beziehung auf äufsre Dinge. 9) Ueberficht des Ganzen und Beschlufs. Ueber die Idee, welche der Eintheilung in die Theorie und die praktische Entwickelung des Bewufstseyns zum Grunde liegt, erklärt sich der Vf. in der Ueberficht S. 596 fo. „Der Inhalt des ersten Theiles beweiset, dafs der Zustand des Bewufstseyns alsdann in der Seele erregt und erneuert wird, wenn äufsere Gegenstände unter gewissen Verhältnissen auf die Werkzeuge der Sinne wirken. Der Inhalt des zweyten Theils beweist, dafs, wenn die Seele in den Zustand des Bewufstseyns einmal versetzt ist, sie alsdann ihr eignes Bewufstseyn selbst fortsetzt, selbst entwickelt, ausbildet, anwendet, und auf äufsere Gegenstände selbst einwirkt. Diese Ausbildung und Anwendung des Bewufstseyns geschieht alsdann vermöge derjenigen Kräfte, welche die Wesenheit der Seele ausmachen. Diese Kräfte bestehen in der Empfindsamkeit, in der Vernunft, in dem Willen (welcher den körperlichen Werkzeugen gebietet) und in dem Bewufstseyn des Gemüthszustandes. Zu dieser Ausbildung und Anwendung des Bewufstseyns giebt die Empfindsamkeit den Stoff an. Die Vernunft bestimmt die Richtung. Der Wille wendet diese Kräfte zu der innern Ausbildung und äufsern Einwirkung wirklich an, und der reine, durch Tugend beglückende Zustand des Gemüths ist der einzige wahre Endzweck dieser Ausbildung und Anwendung." — Dies ist zugleich eine kurze Skizze dieses Werks, das sich durch seinen reichhaltigen Inhalt, durch eine Menge treffender Bemerkungen, durch Deutlichkeit und durch seinen schönen simpeln Ausdruck empfiehlt. Nur Schade, dafs es neben seiner Popularität nicht als vollständiges und bündiges System, durch Bestimmtheit der Begriffe, strenge Beweise und systematische Einheit eben so befriedigend ist. Unstreitig würde sein Vf., den ganz Deutschland als einen vorzüglichen Selbstdenker verehrt, auch die Foderungen eines strengen philosophischen Systems mehr Genüge geleistet haben, wenn nicht die Rücksicht auf eine zu weit ausgedehnte Verständlichkeit und Popularität, und die Vereinigung der beiden oben angegebenen, nicht beysammen ausführbaren Zwecke Einflufs auf die Anlegung und Ausführung des Plans gehabt hätte. Denn ohne das, würde wahrscheinlich

lich die Untauglichkeit des Bewufstseyns als eines Princips der Philosophie einleuchtender, und eine ganz andre Form gewählt worden seyn. Die Begriffe. Bewufstseyn, Seele, Gemüth, Verstand, Vernunft, Wille, Tugend, Glückseligkeit u. s. w. sind an keinem Orte vollständig entwickelt, sondern nur hie und da erläutert. Wie viel einer Erklärung bedürftiges und näher zu bestimmendes setzt nicht die erste Grundwahrheit des Bewufstseyns voraus? Was heifst hier das Wissen und die Seele? Die Erklärung derselben: die Seele wisse von sich, so oft sie in dem Zustande des Bewufstseyns ist, dafs sie vier Eigenschaften besitzt, das Empfinden, Denken, Wollen und Einheit; und: das Vermögen der Seele ihr eigenes Daseyn zu wissen sey Wesenheit der Seele; ist noch nicht im Stande, die vielen Zweifel, welche sich über die Wahrheit dieser Grundwahrheit, und ihre hier angewiesene Stelle hervorthun, abzuweisen. In dem III Abschn. des II Th. werden die allgemeinen Begriffe d. i. die Kategorieen nebst den Begriffen von Zeit und Raum aufgestellt. Ihre Erklärung und empirische Ableitung setzt oft das zu Erklärende voraus. Z. B. Der Begriff Einheit entwickelt sich in dem Menschen, so bald er sein Bewufstseyn mit der Ueberzeugung von dem Daseyn andrer Menschen und äufserer Dinge vergleicht. Er sieht alsdann nothwendig sein Ich als Einheit an. — „Die Zeit ist das Verhältnifs der Veränderungen, welche *nach und nach* in dem Zustande eines Wesens vorgehen, und der Veränderungen, welche nach und nach vorgehen in der Art und Weise, wie mehrere Wesen beysammen bestehen. Dieser Begriff wird dadurch entwickelt, dafs die Seele das Vermögen des Gedächtnisses besitzt, das Andenken des *Vergangenen* mit dem *Gegenwärtigen* vergleicht, und aus der Gewifsheit dieser Erinnerung mit Ueberzeugung auf die Zukunft schliefst." In dem II Abschn. d. II Th. von den praktischen Grundsätzen des Bewufstseyns wird angenommen, dafs die Vernunft die allgemeine Richtschnur bestimme, nach welcher der Mensch seine Anlagen entwickeln und ausbilden mufs, wenn ihr Gebrauch zweckmäfsig und den wesentlichen Verhältnissen der Menschheit gemäfs seyn soll. Aber es ist noch nicht erklärt worden, was die Vernunft und der zweckmäfsige Gebrauch der Anlagen ist, und worinn die wesentlichen Verhältnisse der Menschheit bestehen, sondern weiter unten S. 496 ff. kommen erst die Vorstellungen der Vernunft und der Sittlichkeit vor. Wenn aber nach S. 500 der Grund der Sittlichkeit in einer Anlage des Bewufstseyns besteht, vermöge deren die Seele eine allgemeine Vorstellung von dem, was recht und unrecht ist, zu fassen fähig ist, so hätte diese Anlage doch wohl in der Theorie des Bewufstseyns entwickelt werden sollen. S. 281, 285 kommen folgende praktische Grundsätze vor: *Erfülle deine Pflichten, und handle nach solchen Regeln, durch welche du mit dir selbst einig bist, das heifst, wodurch du deine Gemüthsruhe oder deine Glückseligkeit bewirkest.* Der erste wird als der moralische Grundsatz des Willens betrachtet; aber es ist nicht bestimmt worden, was Pflicht ist und kein Grundsatz aufgestellt, aus dem alle Pflichten sich ableiten lassen, noch erklärt worden, worinn der Grund der Pflichten bestehe. Aber es scheint, als wenn der zweyte Grundsatz diesen Mangel ersetzen solle. Denn es heifst von ihm, er sey der höchste und letzte, und bestimme den Endzweck des menschlichen Daseyns. Ist dies, so wird die Pflicht von dem Gefühl der Lust und Unlust abhängig gemacht, womit der Begriff der Pflicht streitet. — Alle praktische und theoretische Sätze beruhen zuletzt auf innern Wahrnehmungen, die aber keine Einsicht von einem bestimmten und nothwendigen Zusammenhange gewahren, wenn sie auch, wie nicht zu zweifeln ist, bey dem Vf. ein zusammenhängendes Ganze ausmachen. Man kann nicht einmal sagen, dafs diese Wahrnehmungen vollständig (denn von der wichtigen Lehre der Rechte, kömmt so viel als nichts vor) oder in einer lichtvollen Ordnung zusammengestellt worden wären.

Wir haben in unsrer Kritik nur auf den neuen Versuch ein System der Philosophie zu gründen, welches mit allgemeiner Verständlichkeit innere Evidenz verbinden soll, Rücksicht genommen, weil uns diese Absicht die wichtigste schien. Denn dafs hier eine Menge treffender Bemerkungen und heller Blicke in das gesammte Gebiet der Philosophie vorkommen, werden uns die Leser gern auf unser Wort glauben, wenn sie wissen, dafs hier ein so geistvoller Mann, als der Vf. allgemein anerkannt ist, spricht. Wir haben dasjenige, was uns im Plan und in der Ausführung mangelhaft *schien, mit* desto gröfsrer Freymüthigkeit sagen können, weil eben derselbe nur allein Wahrheit zu seinem Augenmerke hat, und bey diesem Standpunkte über alle andre Rücksichten weit erhaben ist; und glaubten dadurch besser als durch jede andre Art, unsre Aufmerksamkeit und Achtung gegen die bey einer so grofsen und geschäftvollen Laufbahn um so verdienstlichern, Bemühungen des Vf. für die Erhöhung des innern und äufsern Werths der Philosophie, an den Tag legen zu können.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Der populäre und praktische Prediger in Beyspielen.* 1794. 432 S. 8.

Der ungenannte Vf. macht sich mit dem Titel seines Buchs nicht etwa ein Kompliment, sondern leistet wirklich, was er damit verspricht. Ruhiges Denken, ein gemeinverständlicher Vortrag und eine gewisse sanfte Wärme der Empfindung, die sich unvermerkt dem Leser mittheilt, zeichnen diese Predigten vor manchen andern vortheilhaft aus. Bey verschiedenen derselben fafst er geradehin die Bedürfnisse unsers Zeitalters ins Auge; wie das insonderheit in den drey ersten Vorträgen geschieht; doch kommen auch in den übrigen, welche mehr allgemeinen Inhalts sind, unmittelbare Anwendungen des Vorgetragenen auf besondre Lagen vor, sodafs Rec. die ganze Sammlung für zweckmäfsig und erbaulich erklären kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. November 1795.

OEKONOMIE.

Marburg, in der neuen akadem. Buchh.: *Neujahrsgeschenk für Jagd und Forstliebhaber* auf das Jahr 1794. 115 S. 12.

Ebendaselbst: Dasselbe für das Jahr 1795. 161 S. 12.

Die Ausführung der Idee eines eigenen Taschencalenders für Waldmänner hätte in keine glücklichern Hände fallen können, als die des Hn. *von Wildungen*, der selbst mehr als bloss eifriger Liebhaber der Jagd ist, und in seine Sammlung keinen uninteressanten Aufsatz aufgenommen hat. Im Neujahrsgeschenk für 1794 sind als Monatskupfer der Hirsch, das Thier, das Wildkalb, der Auerhahn, das Auerhuhn und die Steinamsel mit ihren natürlichen Farben sehr gut abgebildet, und in No. 1. 2. und 9. beschrieben. Der Geschmack und die Vorliebe des selbstthätigen Herausgebers drückt sich in folgenden artigen Strophen aus: (S. 1.)

Sey mir vor allen gegrüfst mit festlichem Weidmannsgesange
Majestätischer Hirsch! an deinem prächtigen Anblick
Labt sich im dämmernden Forst das Falkenauge des Jägers —
Dir gebührte die *Krone!* — Zwar schmückte mit stattlichen Waffen
Manches Haupt die Natur — gab Blitzes Schnelle noch manchen
Schlanken Läufen umher; doch deinem stolzen Geweihe
Gleicht kein Hauptschmuck auf Erden, kein Wuchs an Schönheit dem deinen.

Ausser den angeführten Natur- und Jagdgeschichten enthält das Bändchen für 1794 noch folgende Aufsätze: 3) *vom Lerchenbaum und dessen Anzucht.* 4) *Versuche über die Schwere der vorzüglichsten deutschen Wald-Baum-Hölzer.* 5) *Beträchtliche und unnütze Holzconsumtion zu Särgen.* (Hier wird, wenn einmal jeder Gestorbene sein hölzernes Haus mit unter die Erde nehmen müfste, vorgeschlagen, die Särge wenigstens aus schnellwüchsigem Weidenholze verfertigen zu lassen.) 6) *Auch ein Wort über Wildschaden.* (Die Anekdote, wo ein Fürst, der alles Hochwild abschiessen lassen, noch Klagen über Hasen und Hühner von seinen Bauern anhören musste, giebt dem Herausg. Gelegenheit, über die oft grundlose Unzufriedenheit des gemeinen Mannes zu scherzen. Er hätte aber bedenken sollen, dass eine *übertriebene* Menge niedrigen Wildprets allerdings beträchtlichen Schaden thun, und auch sein Spott vielleicht hie und da vollkommen gegründete Klagen lächerlich und fruchtlos machen kann; denn an Höfen ist die beste Sache verloren, wenn ihr eine lächerliche Seite abgewonnen wird. Wo aber der immer unzufriedene, uncultivirte Theil der Nation über *Kleinigkeiten* zu klagen anfängt, da steht es gewifs wohl mit dem Lande.) 7) *Neue merkwürdige Entdeckungen über die eigentliche Brunstzeit der Rehe*, (im August.) 8) *Achttägige Wolfsjagd im Hessendarmstädtischen.* 10) *Merkwürdiger Schuss* (mit dem Ladestocke.) 11) *Russischkaiserliche Jagdmusik.* 12) *Anzeige einiger neuern Forst- und Jagdschriften.* 13) *Forst- und Jagdanekdoten.* 14) *Neue Jägerlieder.*

Die Monatskupfer im Neujahrsgeschenk für dieses Jahr sind das Hauptschwein, eine Bache mit Frischlingen, der Birkhahn und das Birkhuhn, der Wolf und die Krähenhütte, welche in No. 2. bis 5. beschrieben werden. Vorher geht (No. 1.) die *Skizze einer Urgeschichte des Jagewesens*, und dann folgt noch 6) *Von einem im Nassau. Dillenburgischen angelegten Holzsaamenmagazin;* 7) *Geschichte eines von einem Hunde und einer Füchsin erzeugten Thieres.* 8) *Ueber die Ursachen des jetzigen allgemeinen Mangels an Hasen.* 9) *Jagdsprüchwörter.* 10) *Patriotischer Zuruf* (die französischen auf der Jagd gebräuchlichen Wörter mit deutschen zu verwechseln). 11) *Anzeige einiger neuen Forst- und Jagdschriften.* 12 *Forst- und Jägeranekdoten.* 13) *Neue Jagdgedichte*, und 14) *Ankündigungen.*

Dresden, in d. Walther. Hofbuchh.: *Neue Sammlung vermischter ökonomischer Schriften*, herausgegeben von *Johann Riem*, kurfürstl. sächs. Commissionsrath etc. Fünfter Theil, mit Kupfern. 1794. 240 S. 8. Sechster Theil; m. K. 217 S. Siebenter Theil, m. K. 116 S. Achter Theil, m. K. 302 S.

Die Fortsetzung dieser Sammlung, deren erster Theil A. L. Z. 1790. No. 214., die folgenden 1795. No. 214. angezeigt worden, liefert die in den Jahren 1793 und 1794 eingegangenen merkwürdigern Abhandlungen und Nachrichten theils ganz, theils auszugsweise. Es hätte der Herausgeber mehr Verdienst um die Sammlung, wenn er den häufigen Nachlässigkeiten des Styls und des Drucks abzuhelfen suchte. (S. 224. 5. Theils steht, es solle ein forstgerechter Jäger den *Kubickinhalt* des ganzen Reviers berechnen können;) auch hätte er noch manchen uninteressanten Gemeinplatz, so wie unter andern im fünften Theile die Krämerische Abhandlung über den Grundstoff der Nahrung der Pflanzen ganz, ohne Gefahr wegstreichen können. In der

der genannten Abhandlung werden wir, nach einem reichlichen Aufwand von Gelehrsamkeit, durch die neugepriesene Entdeckung erfreut (S. 151.): „Der Keim „und Grundstoff aller Fruchtbarkeit liegt in der *Erde*. „Durch den Beytritt der übrigen Elemente, Feuer, „Luft und Wasser wird derselbe in Gährung gebracht, „entwickelt sich und löst sich zu einem Saft auf, steigt „aus seiner Mutter Schoos hervor, wird von den Wur„zeln und Saugröhren der Pflanzen angezogen; und „tritt in den letztern gleichsam so in einem neuen Le„ben auf, wie der Schmetterling aus dem Kern eines „Seit (d) eneocons." So schleicht man der Natur jetzt auf ihren geheimsten Wegen nach!

Im fünften Theile haben dem Rec. 1) die Bemerkungen über das Bluthamen der Schafe, 2) über die sogenannten Igelskälber (von beiden Krankheiten kommt auch im 7ten Theile noch etwas vor) und 3) die Beschreibung einer Malzdarre mit gebrannten Ziegelplatten anstatt der Horden, am interessantesten geschienen.

In dieser Hinsicht zeigt er aus dem sechsten Theile an: 1) die Färberversuche mit Berbisbeeren und Lederbereitungen mit Sumach und mit Torfwasser. 2) Die Nachricht von der auf den böhmischen Kameralherrschaften Schmirschiz und Horziniowes eingeführten Stallfütterung von 5500 Schafen, 560 Stücken Rindvieh und 120 Pferden. (An Grund und Boden gehört zu diesen Herrschaften über 4000 Dresdner Scheffel Feld und 1360 Scheffel Wiesen Gärten und Huthung.) 3) Eine schöne Abhandlung: über den Nutzen des abgefallenen Laubes der Wälder an Ort und Stelle, in welcher mit Grunde gegen das Laubharken, als einen unersetzlichen Schaden der Holzcultur, geeifert wird. 4) Bemerkungen über die Kräuselkrankheit der Kartoffeln, welche aus zu starker Düngung und versäumtem Verändern des Saamens entsteht.

Im siebenten Theile 1) chemische Versuche über den wesentlichen Unterschied der römischen und sächsischen Alaune. 2) Ueber Färbematerialien aus dem Gewächsreich. 3) Beschreibung eines ökonomischen Koch- und Bratofens. 4) Ideen und Erfahrungen über mehrere Gegenstände der Landwirthschaft.

Im achten Theile 1) Beschreibung eines Zirkels mit sechs Spitzen zum Copiren. 2) Versuche über den Milchertrag und Gehalt mit verschiednen Futterkräutern, (Wiesengras, Luzerne, spanischem Klee und französischem Raygrass) genährter Kühe. 3) Auszug aus Hn. Medicus Acacienjournal. 4) Etwas über Branntweinbrennereyen aus den besten Schriften darüber gesammelt. Schon im 7ten Theile wurde des Kohlenpulvers als eines bewährten Mittels dem fertigen Branntwein den üblen Geschmack zu benehmen gedacht. Man findet in diesem Theile auch noch ein unschädliches (unschuldiges) Mittel, die Mäuse auf dem Felde zu vertreiben, nämlich — sie mit Krähenaugen zu vergeben.

PHILOLOGIE.

PARIS, b. Caillot: *Grammaire française républicaine, à l'usage des Ecoles nationales:* rédigée d'aptes le décret de la Convention nationale du 9 pluviose. Par le *citoyen Bulard*, de la section de Brutus. 197 S. 12.

In der merkwürdigen Vorrede dieser republicanischen Grammatik liegt ungefähr folgender Inhalt. „Die „Reinheit der Sprache, die Richtigkeit des Styls sind „zwey Dinge, an welchen man erkennt, dass eine Per„son Erziehung empfangen hat. Da die französische „Sprache heut zu Tage der Idiom der Freyheit, und „der Ausdruck der Vernunft ist, so kann man sich nicht „genug mit den Mitteln beschäftigen, der Jugend das „Studium derselben zu erleichtern, und sie in den Stand „zu setzen vorzüglich gut zu reden. Die Athenienser, „Spartaner und Römer redeten mit Reinheit und Würde. „Warum sollte sich nicht der Franzose, welcher wie sie „in einer republicanischen Verfassung lebt, durch Voll„kommenheit der Sprache auszeichnen? Er ist zu der „Grösse seiner Natur zurückgerufen, geniesst sein Da„seyn in seiner ganzen Fülle, kann allen seinen Kräf„ten die Entwicklung und die Energie geben, deren „sie nur fähig sind, kennt keine andere Herrschaft als „die Macht der Gesetze, und keinen andern König als „sich selbst auf der Erde; folglich muss die majestäti„sche Einfachheit seiner Sprache dem Adel seiner Ge„danken, der Hoheit seiner Empfindungen, der Stren„ge seiner Sitten, und der Unabhängigkeit seiner poli„tischen Einrichtungen vollkommen entsprechen. Mein „Wunsch ist es, sie mit der Genauigkeit eines Sparta„ners, und mit der Reinheit des Atheniensers reden zu „sehen. Daher habe ich ihre Grundsätze, *so viel* mir „möglich war, kurz zusammengefasst, das Studium „derselben bequem, und die Anwendung der Regeln, „sowohl im Reden als im Schreiben, leicht zu machen „gesucht. Möge ich den Zweck meiner Arbeit erreicht „haben, der Jugend nützlich zu seyn!" Wer kann sich bey solchen Fanfaronaden des Lachens enthalten?

Die Einrichtung der Grammatik selbst verdient allen Beyfall, indem der Vf. seinen jungen Mitbürgern ein leicht zu überschauendes Sprachgebäude aufstellt, das weder äusserlich mit den gothischen Schnörkeln der alten Terminologien überladen ist, noch inwendig bey Anordnung der einzelnen Theile einem weitläuftigen Labyrinthe gleicht. Er schrieb für seine Nation; eben deswegen konnte er manche ihr hinlänglich bekannte Erscheinung in der Sprache unberührt lassen. Doch würde ein Ausländer, welcher dieses Werkchen zum Führer wählen wollte, in verschiedenen Punkten keine Befriedigung finden; denn 1) setzt es grösstentheils die Aussprache voraus, und geht über das wenige, was es davon sagt, schnell hinweg. So ist z. B. bey dem e (S. 11.) der Fall nicht bemerkt, wo es in einsylbigen Wörtern, oder in unaccentuirten Sylben vorkommt, als in *me, se, demander*. Ein Laut, den der Ausländer ohne genaue Anweisung nicht treffen kann. — Dann fehlt 2) manche Ausnahme von Regeln, die wohl der Franzose, aber kein Fremder, sich hinzudenkt. So vermisst man (S. 22.) unter den Substantiven auf *ail*, welche im Plural ein *s* annehmen, die Wörter *attirails*, *épouvantails*, *gouvernails*, *sérails*, *poitrails* und *camails*. Auch sucht man vergebens die Abweichungen

chungen *bals*, *cals*, *carnavals*; *clous*, *trous*, *matous*, *bleus*; *tous*, *bestiaux* u. a. m. — Der Vf. nimmt 3) nur einen Artikel an, und erwähnt die Casus nicht. Durch diese Vernachläfsigung der übrigen Artikel, und besonders des *Partitivus*, wird dem Ausländer der Gebrauch dieses wichtigen Redetheils dunkel und schwer, wenn er sich nicht eines gröfsern Lehrsystems bedient. Mit gleichen Schwierigkeiten wird er zu kämpfen haben, wenn er die unbestimmte Regel (S. 37.) lieft: *Il faut observer que, s'il y a des adjectifs qui se mettent devant le nom, comme beau jardin, grand arbre etc. il y en a beaucoup aussi, qui se mettent après le nom, comme convention nationale, bonnet rouge. L'usage est le seul guide à cet égard.* — Gerade so unbestimmt ist die Bemerkung über das relative *y* (S. 51.) *Il signifie à cette chose*, fagt der Vf. und spricht kein Wort von dem Falle, wo es statt *dans* oder *en* gebraucht wird. — Auf der 56ten S. wird der merkwürdige Unterschied zwischen den relativen Fürwörtern, *qui* und *lequel*, nicht angegeben. — Die unregelmäfsigen Zeitwörter sollen (S. 90.) *ex usu* gelernt werden. Man lernt hier nicht den wichtigen Gebrauch der conjunctiven und absoluten Fürwörter im Dativ und Accusativ; denn (S. 97.) heifst es blofs: *Quand le régime est un pronom, il se met devant le verbe.* — Von den *verbis neutris*, welche in dieser Bedeutung mit *avoir*, und in jener mit *être* zusammengesetzt werden, findet man nichts; auch nichts von den *verbis reciprocis*, die sich doch von den *reflectivis* wesentlich unterscheiden. — Auf der 122 S. lieset man: *Dans les tems composés de verbes réfléchis, le participe ne s'accorde pas avec son nominatif; on dit d'une femme: elle s'est mis cela dans la tête.* Richtig; aber es wird nicht erwähnt, dafs das Particip solcher Zeitwörter sich nach seinem Nominativ in der Zahl und in dem Geschlechte richtet, wenn es den Accusativ regiert. — Nach S. 150. soll man im partitiven Sinne *de*, und nicht *des*, vor ein Adjectiv setzen, als *j'ai lu de bons livres.* Ist dieses nicht auch nöthig für *du* oder *de la?* Sagt man nicht z. B. *j'ai mangé de mauvais jambon?* — Bey *tout* (S. 157.) erblickt man: *Cette image, toute amusante qu'elle est, ne me plait pas.* Müfste es nicht heifsen, *tout amusante* etc.? — Der Nominativ eines perfönlichen Fürworts soll (S. 161.) hinter dem Zeitworte stehn, wenn man fragt. Aber der Vf. bedenkt nicht, dafs das Gegentheil eintritt, wenn man mit Nachdruck oder Verwundrung fragt. Er hätte sich daher bestimmter ausdrücken müssen. — Diese angeführten Stellen werden hinreichend seyn zu zeigen, dafs die Grammatik des Bürgers Bulard, so nützlich sie auch jungen Franzofen feyn mag, den Ausländern die gröfsern Systeme eines Wailly, Mauvillon u. f. w. nicht entbehrlich machen kann.

Frankfurt a. M., b. Vf.: *Cours de Gallicismes*, par *P. L. de Beauclair.* II. Parties. 1794. 326 und 355 S. 8.

Ein Buch, das ohne weitläuftig zu werden, die gebräuchlichsten Gallicismen enthält, d. h. solche figürliche oder uneigentliche Redensarten der französischen Sprache, welche von der schlichten Manier sich auszudrücken merklich abweichen, aber durch den Gebrauch eingeführt sind, und dem Styl nicht wenig Anmuth und Lebhaftigkeit geben, ist in der That ein wichtiges Geschenk. Der Vf. fand seinen Plan nirgends ausgeführt, da in den ältern Werken dieser Gattung nur schlechte Auszüge und ohne Wahl gesammelte Sprichwörter vorkommen. Ihm dienten die Arbeiten eines *Wailly*, *Richelet*, *Trévoux*, und das neue Wörterbuch der Akademie zur Grundlage seines Gebäudes. Auch scheint er den Mauvillon, Girard, Beauzée und Roubaud benutzt zu haben, ob er gleich dem ersten mit Recht vorwirft, dafs einige seiner Germanismen heutiges Tages aufhören es zu seyn, und den letzten wegen Uebertreibung in seinen Bemerkungen der Unterschiede zwischen den Synonymen etwas tadelt. Besonders gefällt dem Rec. die Lehre von dem rechten Gebrauche des *Imparfait*, *Parfait défini* und *Parfait composé* oder *indéfini*, welche S. 314. des erstern Theils, und S. 162. des zweyten sehr deutlich vorgetragen wird. Uebrigens liefse sich zu dieser Sammlung von Gallicismen noch manche dahin schlagende Redensart anführen, die dem Vf. entgangen zu seyn scheint, die man aber leicht, theils aus den französischen Roman- und Komödienschreibern, theils aus grofsen Lexicis hinzu lernen kann. Schade, dafs die seit der Revolution entstandenen neuen Wörter und Ausdrücke diesem Werke nicht beygefügt worden sind, da sie doch mit in dem Plane lagen. Doch verspricht der Vf. ihnen noch einen besondern Band zu widmen; und diesem wird jeder Liebhaber der französischen Literatur mit Ungeduld entgegensehn, weil wir noch keine vollständige Erklärung ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung aufzuweisen haben.

Leipzig, b. Reinicke: *A Narrative of the loss of the Grosvenor East Indiaman* etc. By *George Carter.* Ein sehr anziehendes Lesebuch für diejenigen, welche Englisch lernen und lesen. 1795. 143 S. 8.

Es war ein glücklicher Einfall, diese schöne Erzählung des historischen Porträtmahlers George Carter in London, welche er nach den mündlichen und treuen Berichten eines gewissen John Hynes verfertigte, der den hier beschriebenen Schiffbruch und die darauf gefolgten Unglücksfälle überlebt hatte, der deutschen Jugend als ein englisches Lesebuch zu schenken. Durch die ungekünstelte Darstellung der höchst seltenen Begebenheiten dieser Schiffsgesellschaft fand das Original in England allgemeinen Beyfall, und ward auch in Deutschland durch Sprengels gute Uebersetzung bekannt. Wir brauchen daher den Inhalt hier nicht zu wiederholen. Mit Recht glaubte der Herausgeber durch einen Abdruck des Originals den Anfängern im Englischen einen Dienst zu thun, da wirklich der leichte Periodenbau dieser an sich merkwürdigen und anziehenden Geschichte für die Jugend besser pafst, als die gröfstentheils ohne Auswahl gemachten *Miscellanies*, *Collections*, *Magazins* u. f. w. in welchen gemeiniglich auf keinen

 schick-

schicklichen Stufengang von dem Leichtern zu dem Schwerern, und oft noch weniger auf eine fortwährende Unterhaltung Rückficht genommen ist. Doch können wir auch dem erwachsenen Liebhaber der englischen Sprache diese Bogen zur Vertreibung müssiger Stunden empfehlen, wenigstens eher als so manchen unnützen Roman.

Den Anfängern zum Besten hat der Herausgeber ein Verzeichniss solcher Wörter angehängt, die in den gewöhnlichen Lexicis entweder gar nicht stehen, oder unrichtig und unvollkommen erklärt sind. Für diese Hülfe wird ihm jeder junge Leser vielen Dank wissen. Bey Erklärung schwerer Terminologieen aus der Seesprache hat er *Rödings Allgemeines Wörterbuch der Marine* gebraucht, und die Anmerkungen unter dem Text der Sprengelschen Uebersetzung beybehalten, weil sie ihm zur Berichtigung und zum bessern Verständniss zweckmässig schienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunschweig*, b. Kircher: *Ueber das Ersticken neugeborner Kinder* — ein Programm beym Antritte eines Professorats am anatomisch-chirurgischen Theater zu Braunschweig, von *Theodor Georg August Roose*. 1794. 20 S. 8. — Der Vf. untersucht in dieser kleinen sehr lesenswerthen Schrift das bekannte *Harveysche Problem*, wie es nämlich zugehe, dass das Kind, welches im Mutterleibe ohne Athemholen lebt, ja sogar, wenn es mit den noch unverletzten Häuten geboren wird, mehrere Stunden hindurch leben kann, sogleich erstickt, wenn das Athemholen, nachdem es nur Einmal geschehen ist, gehemmt wird. — Nach einer kurzen Beschreibung derjenigen Veränderungen, welche bey dem neugebornen Kinde durch den ersten Athemzug im Blutumlaufe bewirkt werden, zeigt der Vf., dass diese Veränderungen nicht plötzlich, sondern nach und nach, geschehen, dass die Ursache des Todes nicht darinn liege, weil etwa das Kind ausserhalb dem Leibe der Mutter der Einwirkung der Luft und des Athemholens bedürfe, wogegen die Beyspiele der Taucher, asphyktisch geborner Kinder u. s. w. streiten, dass auch *Ponteaus* Meynung, als ob das in die Lungen gedrungene Wasser bey Ertrunkenen durch Krampf den Tod veranlasse, bey Neugebornen unzulänglich sey. Ertrunkene sterben den gewöhnlichen apoplektischen Tod durch Erstickung. Das Harveysche Problem, sagt Hr. *R.*, lasse sich gar nicht lösen, weil dessen Vordersätze falsch sind. Ein neugebornes Kind wird keineswegs durch gehemmtes Athemholen plötzlich getödtet. Man hatte, wie Hr. *R.* als Augenzeuge versichert, vier junge Katzen gleich nach der Geburt in ein Gefäss voll Wasser geworfen und einige Stunden lang durch den Druck eines Bretts und Steins auf dem Boden des Gefässes liegend erhalten, und doch lebten zwey davon wieder auf, als die Mutter sie nachher herbeyholte und erwärmte. Bey einem von *Haller* angestellten Versuche lebte ein neugeborner Hund eine halbe Stunde unter dem Wasser und schien athmen zu wollen. *Buffon* liess junge Hunde in lauwarmer Milch zur Welt kommen, und erhielt sie darinn mehrere Stunden hindurch lebend, ob er sie gleich in der Zwischenzeit etlichemal herauszog, und, nach mehreren Athemzügen, wieder untertauchte. *Senac* sah neugeborne Hunde und Katzen, welchen die Luftröhre fest unterbunden worden war, oft bis vier und zwanzig Stunden leben. Bey Kindern, die zu fest gewickelt sind, oder sich überschreyen, oder am Stickhusten leiden, bleibt der Athem nicht selten Minutenlang aus. Hr. *R.* sah im Gebärhause zu Göttingen ein neugebornes Kind, welches schon geschrieen hatte, in eine Art von Asphyxie verfallen, wobey es zwar die Hände und Augen bewegte, aber während einer geraumen Zeit nicht athmete, bis es sich endlich, nach den angewandten Belebungsmitteln erholte und wieder zu athmen anfing. — Aus allem diesem zieht der Vf. den Schluss, dass man in Criminalfällen bey angeblichem Kindermorde sich nicht mit Umständen begnügen müsse, die einen Erwachsenen durch den Mangel an Respiration erstickt haben würden. Ein langsamer Tod aus allmähliger Verderbniss des Bluts beym mangelnden Athmen, ein Tod durch die in einigen Fällen nach und nach verderbte Luft, ein Tod aus Nebenumständen, welche gewöhnlich den Verfatz der Erstickung begleiten, könne allerdings Statt haben: das schnelle Ersticken neugeborner Kinder durch Mangel an Respiration sey aber nicht zu behaupten. — Die ganze Abhandlung, welche Rec. mit Vergnügen gelesen hat, giebt einen Beweis von der Darstellungsgabe des schon durch seine Inauguraldissertation (*De nativo vesicae urinariae inversae prolapsu*) rühmlich bekannten Vf., dessen Kenntnisse und Talente ihn zu einer öffentlichen Lehrstelle völlig qualificirten.

Breslau, u. *Hirschberg*, b. Korn d. Aelt.: *William Rowley's*, Mitgl. der Universität zu Oxford, des K. Colleg. d. Aerzte zu London, *Abhandlung über die regelmässige, unregelmässige, atonische und laufende Gicht oder das Podagra, nebst Beschreibung des mit Salzsäure geschwängerten Bades*. Aus dem Englischen. 1794. 116 S. 8. — Vor vielen Jahren verkaufte ein französischer Geheimnisskrämer ein äusserliches, angeblich specifisches Mittel wider das Podagra, welches sowohl in Frankreich, als in England, von einigen Kranken mit Vortheil als Bad der leidenden Theile gebraucht wurde. Eine Flasche von diesem Mittel kostete eine Guinee; und obschon das Mittel mit vielem Wasser beym Gebrauch verdünnt werden musste, so kam doch eine Cur mit demselben sehr hoch zu stehen. Der Vf. prüfte daher dieses Mittel chemisch, und fand, dass es aus Glauberschem Salzgeist bestund. Er selbst hält auf die heilsamen Wirkungen dieses Mittels sehr viel, und um zu beweisen, dass es zur gründlichen Heilung des Podagra ein sehr gutes Mittel sey, und dass es den Vorzug vor den andern Mitteln verdiene, schrieb er dieses Buch. Er geht von dem Satz aus, dass alle wider das Podagra empfohlene Mittel bisher entweder (wie z. B. die Milchdiät, das americanische Mittel aus Guajakharz) ganz unwirksam, oder doch nicht hinreichend wirksam gewesen seyen, und bemerkt dabey sehr richtig, dass man sich bey der Cur des Podagra auf kein auch noch so sehr gelobtes Mittel zu verlassen habe, sondern in jedem Fall auf die individuelle Constitution des Kranken sehen müsse. Um aber die Wirkung des Bades aus versüsster Salzsäure auch theoretisch zu erklären, stellt er folgende Theorie vom Podagra auf. Die eigentliche Ursache, welche das Podagra bewirke, sey das Uebermass der gerinnbaren Lymphe, oder des Schleims, mit kalkartigen und erdigen Theilen im Blute. Die entferntern Ursachen dieses Uebermasses liegen in gehemmter Ausdünstung, schlechter Verdauung, und in allen den Ursachen, welche diese Geschäfte der Natur in Unordnung bringen. Dieser kalkartige Stoff werde bey Podagristen beständig erzeugt, und der podagrische Anfall sey nichts mehr und nichts weniger, als ein Bestreben der Natur, dieses kalkartigen Stoffes sich zu entledigen. Die verdünnte Salzsäure, als Bad der leidenden Theile gebraucht, löse diesen kalkartigen Stoff auf; sie befördere zugleich die Ausdünstung stark, und bewirke dadurch die allmähliche Ausführung des schadenden Stoffes durch die Hautgefässe. Man müsse daher auch bey jedem Bade diese Materie von den Füssen mit Hülfe eines Falzbeines, oder durch ein anderes Instrument dieser Art abschaben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. November 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PAVIA, b. Comini: *Tabulae nevrologicae* ad illustrandam historiam anatomicam cardiacorum nervorum, noni nervorum cerebri, glossopharyngaei et pharyngaei ex octavo cerebri, Auctore *Antonio Scarpa*, Anat. et Chir. clinices Professore etc. 1794. 44 S. nebst 7 schattirten und 7 Umrifstafeln, in Imperial-Folio. (25 Rthlr.)

Das gegenwärtige Werk, welches erst vor einigen Monaten in Italien erschienen ist, gehört, sowohl wegen der Wichtigkeit seines Inhalts, als wegen der dabey angebrachten grosen typographischen Pracht, zu den wenigen anatomischen Werken, auf die unser Jahrhundert stolz seyn kann. Der hohe Preis desselben läst vermuthen, dass der Vf. weniger die Absicht dabey gehabt hat, es in viele Hände zu bringen, als die Gegenstände in der höchsten Eleganz darzustellen, und seinem ohnehin schon berühmten Namen Ehre zu machen. Diese Absicht hat er völlig erreicht.

In der Einleitung, welche 12 Seiten beträgt, handelt er hauptsächlich von der Art der Verbreitung und Endigung der Herznerven, und man sieht aus derselben, dass er darauf ausgegangen ist, die in der Schrift des Hn. *Behrends* (A. L. Z. 1792. No. 325.) neuerlich wieder behauptete Meynung, als erhalte das Herz gar keine Nerven, und sey völlig unempfindlich, zu widerlegen. Er hat seine Gegengründe mit so vielem Anstand und mit so groser Kaltblütigkeit und Bescheidenheit vorgetragen, dass Rec. sich nicht enthalten kann, ihn auch von dieser Seite als Muster zur Nachahmung zu empfehlen.

Einige ältere Philosophen, zumal *Aristoteles*, behaupteten, das Herz sey die Quelle aller Nerven des ganzen Körpers. Dies läugnete *Galen* und lehrte, dass das Herz nur einen kleinen und schwachen Nerven aus dem Gehirn erhalte. *Vesal* war beynah eben derselben Meynung, und widerlegte den *Fallopius*, welcher dem Herzen ein ansehnliches Geflechte von Nerven zugeschrieben hatte. Hn. *Behrends* endlich behauptete die schon oben angeführte, zum Theil auch von *Haller* vorgetragene, Lehre und suchte sie mit neuen Gründen zu unterstützen.

Dass das Herz unempfindlich sey, kam Hn. *Sc.* schon deswegen unwahrscheinlich vor, weil man an der Grundfläche desselben so ansehnliche Nerven sieht, welche die Gefäse umschlingen, gerade so, wie es mit den Aesten der Aorta, welche in den Magen und die Gedärme dringen, der Fall ist, auch weil alle diese Theile bey Gemüthsaffecten so viel leiden. Dass die Bewegungen des Herzens nicht von der Willkühr der Seele abhängen, schien ihm hier nichts zu beweisen, weil dieses auch bey den Absonderungswerkzeugen, den Geschlechtstheilen, dem Magen und den Gedärmen, welche doch viele Nerven erhalten, der Fall ist. Um hierüber zu einer Gewisheit zu gelangen, suchte er einestheils die Menge und Vertheilungsart der Herznerven in dem Menschen und in vollkommneren Thieren ausfindig zu machen, anderntheils die Verschiedenheit dieser Nerven von denen, welche in die willkührlichen Muskeln gehen, zu bestimmen.

Die aus dem Intercostal- und achten Gehirnnerven kommenden Herznerven von der rechten und linken Seite stehen unter einander in einer fast eben solchen Verbindung, wie der grosse Eingeweiden-Nerve (*Splanchnicus*) beider Seiten. Der rechte Herznerve theilt sich in zwey Aeste, wovon der kleinere sich an den Ursprung der vorderen, der grösere aber an den Anfang der hinteren Kranzarterie begiebt; eben so macht es auch der linke Herznerve; beide Flächen des Herzens erhalten also von beiden Nerven ihre Aeste. Diese vertheilen sich hernach in Zweige, welche die kleinen Arterienzweige begleiten, und sich mit ihnen bis in die Substanz des Herzens begeben, welches sowohl an der Grundfläche, als an dem mittleren Theil und der Spitze des Herzens geschieht. Es ist aber ein beständiges Naturgesetz, dass diejenigen Nerven, welche mit der hinteren Kranzarterie an die linke Herzkammer gehen, stärker sind und an der Anzahl mehr betragen, als die, welche mit der vorderen Kranzarterie laufen. Auf eine gleiche Weise vertheilen sich auch die Nerven der Herzhölen und Ohren. Bey grösern warmblütigen Thieren, z. B. bey dem Pferd und Ochsen, sind diese Nerven leicht mit blosen Augen wahrzunehmen, und in die Substanz des Herzens bis zu ihrer dritten oder vierten Vertheilung zu verfolgen; dann aber werden sie so fein, dass man sie selbst mit den stärksten Gläsern nicht weiter unterscheiden kann. Bey Menschen sind sie kleiner, und gleichsam mehr an die Kranzarterien gedrängt; bey Thieren laufen sie mehr auf der Oberfläche des Herzens, und kreuzen sich oft mit den Gefäsen: überhaupt aber dringen sie bey beiden immer zugleich mit den Arterien, und nie ohne dieselben, in die Substanz ein. Ausserdem sind sie bey Menschen sowohl, als bey Thieren, weich, und gleichsam gallertartig durchsichtig. An der Grundfläche und zwischen den grosen Gefäsen schwellen die Stämme in wahre Nervenknoten an; beym Pferde und

und Ochfen fieht man fogar auch an den auf der Oberfläche des Herzens laufenden Zweigen einige olivenförmige Körper. Dafs bey Thieren die Herznerven mehr aus dem achten Gehirnnerven kommen, ift bekannt; die Zweige des letztern aber, welche an die Speiferöhre, die Luftröhre und in die Lungen gehen, behalten ihre Härte, dahingegen die, welche an das Herz gelangen, weich werden.

Um die Verfchiedenheit der Nerven des Herzens von denjenigen, welche in die willkührlichen Muskeln gehen, zu erforfchen, fprützte Hr. *Sc.* die Arterien der Glieder vorher forgfältig aus. Er fand, dafs die Nerven diefer Mufkeln das mehrefte, wo nicht alles, mit den Herznerven gemein haben. Sie laufen auch mit den Arterien, und richten fich nach der Gröfse und Stärke derfelben. Die Nerven gehen, wie die Arterien, in zwey bis drey Theilungen über; dann aber löfen fie fich in eine weiche und gleichfam fchleimige Subftanz auf, fo, dafs das Auge fie nicht weiter verfolgen kann. Dies nämliche lehrte auch *Albin* und *Haller*. Die Nerven der willkührlichen Mufkeln fcheinen zwar darinn von den Herznerven verfchieden zu feyn, dafs jene nicht fo feft an die Arterien geheftet find, fie weniger umfchlingen, und mehr Härte zeigen, auch dicker find; indeffen gilt diefes nur von den gröfseren Gefäfsen des Herzens, und, was befonders merkwürdig ift, bey Thieren laufen fie oft über die Arterienäfte weg, und legen fich nur dann erft an die kleineren Zweige derfelben, wenn letztere in die Subftanz des Herzens felbft dringen. Die Augenmufkeln haben nach Verhältnifs fehr grofse oder ftarke Nerven, die Mufkeln der Arme hingegen fo kleine, dafs man faft glauben follte, fie gelangten nicht in alle Theile diefer Mufkeln, wenn nicht das Gegentheil aus unzähligen Phänomenen erhellete. Wenn man vollends die Weichheit der Herznerven mit der Härte der Muskelnerven vergleicht, und auch bey letzteren die Dicke und Stärke der Hüllen abrechnet; fo geräth man doch in Zweifel, ob man den Herznerven, oder den Muskelnerven, mehr Nervenfubftanz zufchreiben foll.

Um einigermafsen zu beftimmen, warum das, von einigen für unempfindlich gehaltene, und wenigftens von der Willkühr der Seele nicht beherrfchte Herz fo viele, und von den Muskelnerven, in Abficht auf die Art ihrer Vertheilung, nicht verfchiedene Nerven erhalten hat? müffen die Meynungen der Phyfiologen, welche zum Theil durch allerley Hypothefen veranlafst worden find, geprüft und mit dem, was die anatomifche Unterfuchung lehrt, verglichen werden. *Haller* und feine Anhänger trennten die Reizbarkeit gänzlich von der Empfindlichkeit, welche beide doch innigft verbunden find; daher erklärten fie das Herz für wenig oder gar nicht empfindlich. Schon die anatomifche Unterfuchung aber lehrt, dafs das Herz nicht unempfindlich, wenigftens nicht unempfindlicher feyn könne, als diejenigen Werkzeuge, welche aus gleichen Quellen mit demfelben ihre Nerven erhalten, wie z. B. der Magen und die Gedärme find. Verfuche an lebenden Thieren aber entfcheiden hierinn eben fo wenig, als Beobachtungen der Zufälle im kranken Zuftande. Die Anatomie beweifet, dafs alle, fowohl willkührliche, als unwillkührliche, Muskeln Nerven befitzen. Bey dem Herzen ift es daher fchon aus diefem Grunde wahrfcheinlich, dafs es ein feineres und zarteres Gefühl haben müffe, weil feine Nerven fo weich, und zärter (*teneriores*) find, als die Nerven der willkührlichen Muskeln; insbefondere mufs diefes von der innern Fläche deffelben gelten, weil da die Nerven am weichften werden: dies ift gerade auch bey dem Magen und den Gedärmen der Fall. Es würde abfurd feyn, zu behaupten, dafs zwar die innere Oberfläche der letztern Theile höchft empfindlich fey, das Herz aber, welches doch mit ihnen aus einerley Quellen Nerven erhält, kein Gefühl habe. Den Nieren und der Leber, welche nach Verhältnifs wenig Nerven und keine Muskelfafern befitzen, fpricht man nicht alles Gefühl ab, und das Herz, welches Muskelfafern und weit mehr Nerven hat, foll unempfindlich feyn. — Um aber die Empfindlichkeit des Herzens dagegen zu beweifen, führt Hr. *Sc.* pathologifche Beyfpiele aus *Morgagni*, *Lieutaud*, *Lagufi*, *Penada* und andern an, zu welchen fich noch mehrere hinzufügen liefsen. Auch vertheidigt er *Waltern*, welcher ausdrücklich gefagt hat, das Herz fey der empfindlichfte unter allen Muskeln.

Dafs die Herznerven, wenn fie gereizt werden, keine Bewegung des Herzens hervorbringen, beweifet nichts weiter, als dafs fie den im Senforium entftandenen Reiz nicht bis auf das Herz fortpflanzen *können*, fondern durch ein eigenthümliches in ihnen *felbft liegendes* Vermögen wirken. Die Nerven haben nicht den Nutzen allein, dafs fie die willkührlichen Bewegungen veranlaffen, fondern fie dienen auch dazu, dafs fie Gefühl, Leben und Stärke (*robur*) in den einzelnen Theilen unterhalten. Letzteres kann Statt finden, wenn gleich die Nerven vom Gehirn getrennt find. Hr. *Sc.* braucht den Ausdruck *einfaches Gefühl* (*fimplex fenfatio*), und verfteht darunter die Fähigkeit zu empfinden, ohne Bewufstfeyn, und diefe Fähigkeit fchreibt er auch den Nerven der unwillkührlichen Werkzeuge zu. Diefes einfache Gefühl ift zwar von der Reizbarkeit der Muskelfafern verfchieden; beide aber find in der Muskelfafer auf eine unauflösliche Weife fo genau mit einander verbunden, dafs keine ohne die andere ftatt hat, und dafs in ihrer Vereinigung und in ihrem wechfelfeitigen Einflufs das thierifche Leben befteht. Gifte und andere Dinge, welche die Reizbarkeit vertilgen, zerftören auch die Empfindlichkeit, und folche Mittel, welche die Empfindlichkeit erhöhen, machen auch die Reizbarkeit lebhafter. Bey Entzündungen ift die Empfindlichkeit der Arterien beträchtlich vermehrt; auch der Magen und die Gedärme zeigen den höchften Grad von Empfindlichkeit, wenn fie entzündet find. Solche Thiere, welche nach der Zerftörung des Gehirns die Energie der Nerven doch behalten, find auch am reizbarften. Solche Thiere, die reizbar feyn follen, ohne Nerven zu haben, find entweder noch nicht genau genug unterfucht, oder fie fcheinen eine gewiffe Nervenfubftanz, welche aber nicht Nervenfäden bildet

fon

sondern in die feinsten Theile ihres Körpers verwebt ist, zu besitzen. Wenn abgeschnittene Stücke von Muskeln noch Reizbarkeit zeigen, so beweiset dieses, wie auch *Monro* gelehrt hat, dass die Nerven eine Energie haben, welche von der Energie des Gehirns unabhängig ist; daher kommt es auch, dass Kinder ohne Gehirn, selbst nach der Geburt, Kennzeichen des Lebens von sich geben können. Das Herz musste schon deshalb mit Nerven versehen seyn, um die thierische Natur zu besitzen, und Gefühl, Leben und Starke zu haben. Dass diese Nerven, wenn sie gereizt werden, die Bewegung des Herzens nicht beschleunigen, auch dass, wenn sie unterbunden oder abgeschnitten worden sind, jene Bewegung auf eine Zeitlang doch statt findet, davon ist die wahrscheinliche Ursache ziemlich leicht aufzufinden. Die Natur hat nämlich die Einrichtung getroffen, dass die willkührlichen Muskeln auf eine andere Art, als die unwillkührlichen, den Reiz zur Bewegung erhalten: an die ersten sollte nämlich derselbe vom Sensorium durch die Nerven gelangen; die letzten aber sollten ihn von andern Dingen und auf eine mechanische Art bekommen, wie z. B. das Herz vom Blut, oder der Magen und die Gedärme von dem, was sie enthielten. Das Herz konnte daher keine anderen, als solche Nerven erhalten, welche zwar mit dem Gehirn in Verbindung stehen, ihm aber nur einfaches Gefühl, Leben und Stärke verschaffen, und eine Zeitlang durch ihre eigene Energie wirken können. Daher lässt es sich auch erklären, warum ein willkührlicher Muskel sogleich gelähmt wird, wenn man ihn unterbindet, weil nämlich die ihm nothwendige Verbindung mit dem Sensorium dadurch völlig aufgehoben wird; bringt man aber einen Reiz unterhalb der Unterbindung an, so äussert der Muskel seine Wirkung wegen der noch in den Nerven selbst vorhandenen Energie. Diese Energie muss dem Herzen um so mehr auf eine Zeitlang bleiben, je weniger es von dem Sensorium unmittelbar abhängig ist. (Sollte sich aber jenes Phänomen nicht auch dadurch, wenigstens zum Theil, erklären lassen, dass das Herz aus mehr, als einer Quelle, Nerven erhält, und dass es nicht wohl möglich ist, alle Nervenstämme desselben bey einem lebenden Thiere zu unterbinden? Es wird also in der That durch die Unterbindung nicht die Verbindung der Herznerven mit dem Sensorium völlig aufgehoben.) So werden in dem Schlagfluss die willkührlichen Bewegungen unterbrochen, die unwillkührlichen aber gehen fort, oder werden wohl gar noch stärker. — Dass die unwillkührlichen Muskeln, ausser dem Leben und einfachen Gefühl, auch noch einen Consensus mit dem Sensorium vermittelst ihrer Nerven haben, davon geben die Wirkungen der Gemüthsaffecten auf das Herz, den Darmcanal u. s. w. den klarsten Beweis. Da die Nerven der Sinneswerkzeuge, wenn sie ihre Verrichtungen auf eine gleichmässige und ruhige Art ausüben, die ihnen wiederfahrnen Eindrücke von der Oberflache des Körpers bis an das Sensorium fortpflanzen, und den einzelnen Theilen über dieses ein eigenthümliches Gefühl des Reizes verschaffen; so ist es wahrscheinlich, dass die Energie des Gehirns, welche bey heftigen Gemüthsaffecten, wider Willen und gegen die gewöhnlichen Gesetze rege gemacht wird, allenthalben auf eine unordentliche Art hinwirkt, und einen directen Impetus in den willkührlichen Nerven, einen indirecten aber in den Nerven, welche zum blossen einfachen Gefühl und zum Leben gehören, hervorbringt: daher kommt es denn, dass die unmittelbaren Sinnesorgane sowohl, als alle mit den Nerven genau verbundenen reizbaren Theile ein ungewöhnliches Gefühl erleiden, und heftige Bewegungen hervorbringen. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, dass solche Phänomene, welche man nicht im Stande ist, durch einen künstlichen an die Herznerven gebrachten Reiz zu erregen, doch durch die veränderte und vermehrte Energie des Gehirns hervorgebracht werden können. Eben dieses gilt auch von den Blutgefässen, von den Mündungen der Saugadern und von den Absonderungswerkzeugen.

Der Unterschied also, welcher zwischen den willkührlichen und unwillkührlichen Muskeln ist, scheint nicht sowohl in dem Mangel oder Ueberfluss der Nervenmaterie, sondern vielmehr darinn zu bestehen, dass in den ersten die Nerven zugleich die Werkzeuge des Gefühls und des Lebens, auch das Mittel sind, wodurch die Reize vom Sensorium in diese Muskeln gebracht werden; da hingegen in den letzten, welche ihren Reiz anderswoher, und zwar auf eine mechanische Weise erhalten, die Nerven bloss die Instrumente des einfachen Gefühls und die Quellen desjenigen Lebensprincips sind, welches die Muskelfasern immer erhalten müssen, um Theile des lebenden Körpers auszumachen, und das sie, selbst auch nach ihrer Trennung vom Gehirn, so lange behalten, als das Leben der einzelnen Theile, oder, welches einerley ist, als die Energie ihrer Nerven fortwährt. Es wäre deshalb zu wünschen, dass man in der Physiologie den schon bis zum Ueberdruss geführten Streit über Reizbarkeit und Empfindlichkeit bey Seite setzte, und sich davon überzeugte, dass die Nervenkraft sich über alle Theile des lebenden Körpers verbreitet, und dass das Sensorium auf die Nerven und auf die mit ihnen verbundenen Werkzeuge einen dreyfachen Einfluss hat, nämlich einen absoluten und directen auf die willkührlichen Muskeln, einen eingeschränkten auf die Werkzeuge des Athemholens, welche, bekanntlich, nicht immer ein lebhaftes Bewusstseyn erfodern, und einen dritten, indirecten, welcher sich bey grossen Veränderungen des Sensoriums in den zum einfachen Gefühl, zum Leben und zur Starke dienenden Nerven der unwillkührlichen Muskeln, hauptsächlich des Herzens, Magens und Darmcanals äussert.

Zuletzt beschäftigt sich Hr. *Sc.* mit der Widerlegung der Schrift des Hn. *Behrends*. Seine Erinnerungen zeichnet Rec. kurz aus. Nur der kleinste Theil derjenigen Nerven, welche sich am Halse, in der Brust und in der Bauchhöle verbreiten, geht in die Muskelhaut der Arterien über. Dass Hr. *B.* keinen einzigen Herznerven von den Arterien getrennt hat wahrneh-

 men,

men, und keinen Faden weiter, als bis zur zweyten Theilung der Gefäfse, verfolgen können, beweiset hier nichts, weil die Nerven der willkührlichen Muskeln ebenfalls nur mit den Arterien laufen, und auch bey der zweyten oder dritten Theilung verschwinden. Ueberdas findet man beym Pferde und Ochsen, dafs die Herznerven die gröfseren Aeste der Kranzarterien nicht umschlingen und begleiten, sondern sich mit ihnen häufig kreuzen, bis sie endlich mit den kleinsten Zweigen dieser Gefäfse in die Substanz des Herzens dringen, welches auch bey den willkührlichen Muskeln sich dergestalt verhält. Wenn aber auch das Auge die Nerven nicht weiter, als bis zur zweyten oder dritten Theilung verfolgen kann; so läfst sich doch aus der Empfindlichkeit aller Theile der Muskeln der Schlufs ziehen, dafs die Nervenzweige mit den feinsten Arterien bis in die zärtesten Fasern der Muskeln übergehen. Wenn die blofse Reizbarkeit der Muskelfasern des Herzens die Zusammenziehungen desselben bewirken könnte, ohne dafs die Energie der Nerven dazu nöthig wäre; warum sollten denn die Arterien allein so viel Nerven erhalten haben? und warum sollten ihre Muskelfasern nicht auch durch blofse Reizbarkeit zur Zusammenziehung fähig seyn? Richtiger hätte, nach Hn. *Sc.* Dafürhalten, Hr. *B.* sich ausgedrückt, wenn er gesagt hätte, dafs die Muskelfasern des Herzens und der Arterien nach ihrem Verhältnifs zugleich so viele Nerven erhalten haben, als nöthig war, um ihnen Gefühl, Leben und Stärke zu verschaffen. (Sollte nicht die ganze Sache am Ende, wie viele andere Hypothesen in der Physiologie, nur auf einen Wortstreit hinauslaufen, wenn man anders nicht allen Eingeweiden der Brust und des Unterleibes, und selbst den Gliedmafsen, den Antheil an Nervensubstanz und an Empfindlichkeit absprechen will? Was Hr. *Sc.* von der Vertheilung der Nerven in die willkührlichen Muskeln gesagt hat, findet Rec. völlig richtig, und mit seinen Untersuchungen und Lehrsätzen gänzlich übereinstimmend.)

Den Beschlufs der Einleitung macht ein allgemeines Raisonnement über die von Hn. *Sc.* gelieferten Kupfer, und eine kurze Würdigung dessen, was seine Vorgänger geleistet haben. Die Figuren von *Willis*, *Vieussens* und *Lancisi* verwirft er mit Recht; denen von *Andersch* und *Neubauer* läfst er zwar überhaupt Gerechtigkeit widerfahren, zeigt aber an, worinn sie unvollständig und der Natur nicht treu genug sind. Auch giebt er als die zu diesen Nervenpräparationen tauglichsten Leichname (magere, abgezehrte und an der Brustwassersucht gestorbene männliche Subjecte) und zugleich die Art ihrer Bearbeitung an, wofür ihm nicht blofs Anfänger, sondern auch geübte Zergliederer, welche die Schwierigkeit solcher Untersuchungen erfahren haben, Dank wissen werden. Die gröfseren Gefäfse des Kopfs, Halses und Herzens füllt Hr. *Sc.* zuerst aus, welches Rec. auch für gut findet, wenn das sogenannte oberflächige Geflechte der Herznerven präparirt werden soll, dahingegen die Präparation des tieferen Geflechtes durch die Injection der Gefäfse wirklich erschwert wird. Die Saugadern des Herzens sind, wie Hr. *Sc.* bemerkt, leicht von den Nerven zu unterscheiden, wenn man nur einige Uebung in solchen Arbeiten hat, und Sorgfalt anwendet.

Zu den Tafeln, von denen wir nun auch eine kurze Nachricht geben müssen, wenn der Leser eine vollständige Kenntnifs des Werks erhalten soll, hat Hr. *Sc.* die Zeichnungen selbst gemacht, und versichert, dafs er unter mehreren dieser Art diejenigen ausgewählt habe, an welchen die Nerven am dicksten waren: dies sagt er ausdrücklich, um sich gegen Vorwürfe derjenigen zu sichern, welche in ein und anderem Leichname (Rec. setzt hinzu: von *weiblichen* Subjecten) diese Nerven dünner oder feiner finden sollten. Der Stich ist durchgängig von Einem Künstler, *Anderloni*, und zeichnet sich durch die kräftige, reinliche und schöne Manier auf die vortheilhafteste Art aus. Bey der Beschreibung der Figuren hat Hr. *Sc.* mehrere, zum Theil ganz neue, zum Theil neu angewandte, physiologische und pathologische Bemerkungen eingestreut, welche die sonst trockene anatomische Erklärung der Theile angenehm, und auch demjenigen, welcher die Tafeln nicht als eigentlicher Zergliederer studiren will, interessant machen werden. Zu rühmen ist es auch, dafs er sich häufig auf seine Vorgänger berufen, und zwar ihre Fehler angezeigt, aber auch ihre Verdienste dabey anerkannt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Predigten zum Theil dogmatischen Inhalts, zum Theil in Beziehung auf gewisse Zeitumstände*, von G. L. Pauli, Pred. bey der ref. deutschen Gemeine zu Hamburg.

Der Vf. theilt in der Vorrede selbst seine Predigtmethode mit, woraus man sieht, dafs er über dies Geschäft seines Amts reiflich nachgedacht habe. Rec. findet nicht nur nichts dagegen zu erinnern, sondern bemerkt auch mit Vergnügen eine fast durchgängige Uebereinstimmung der Ausübung mit der Theorie. Nur möchte er noch das, was der Vf. über die möglichst genaue und vollständige Benutzung des Textes sagt, gern zugleich auf mehrere biblische Stellen, die mit dem Texte dem Inhalte nach verwandt sind, erweitert sehen. Wie sehr müfste dadurch das Bekanntwerden der Zuhörer mit der Bibel, was sich Hr. P. mit Recht zu einem Hauptzwecke bey seinen Kanzelvorträgen macht, gewinnen, wenn dergleichen Schriftörter in die Predigt schicklich eingewebt, und da, wo es nöthig ist, vermittelst einer kurzen Umschreibung erläutert würden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. November 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PAVIA, b. Comini: *Tabulae neurologicae* ad illustrandam historiam anatomicam cardiacorum nervorum, etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Tab. I. Der neunte Nerv (*Nonus cerebri.* Hr. *Sc.* behält überall die bisher gebräuchliche Zählungsart und Benennung bey). Ausser diesem Nerven ist auch beyläufig der Zungenast des fünften Nerven, nebst dem *Accessorio*, *Phrenico* und vier *Cervicalibus* angegeben. (Die Darstellung des neunten Nerven ist nun als vollständig anzusehen, weil die *Böhmersche* Abbildung hauptsächlich den Ursprung, die von Hr. *Sc.* aber die Verbreitung desselben enthält, anderer Zeichnungen, worauf derselbe beyläufig vorkommt, zu geschweigen). — Aus der Verbindung des absteigenden Asts des neunten Nerven mit dem zweyten und dritten Cervicalnerven, welche aber allerley Varietäten unterworfen ist, entspringen die Fäden, welche an die herabziehenden Muskeln des Zungenbeins und Luftröhrenkopfs gehen; eben so erhalten die Muskeln des Fusses und Arms, welche auf eine gemeinschaftliche Weise wirken, auch gemeinschaftliche Nerven. Dieses scheint die gleichförmige und harmonische Wirkung dieser Muskeln zu befördern. — Aus derselben Verbindung entsteht ein Ast, welcher über die vordere Fläche des *Sternothyreoideus* herabsteigt und bisweilen, aber nicht so oft, als *Haller* und *Wrisberg* es angeben, mit dem Zwerchfellsnerven communicirt. Ein anderer Ast wird leicht übersehen, weil er oft in einer eigenen Vertiefung der Sehne des *Costo*- oder *Omohyoideus* liegt. Die Verbindung, welche *Andersch* zwischen dem neunten Nerv und den weichen Nerven der *arteriae thyreoideae superioris* und der *carotidis anterioris* angegeben, hat Hr. *Sc.* nie wahrgenommen. Es ist eine Aehnlichkeit zwischen dem neunten Nerven und dem grofsen sympathischen oder Intercostalnerven, weil beide durch ihre vielfachen Verbindungen mit den Cervicalnerven in genaue Vereinigung mit dem Rückenmark gebracht sind; sie sind aber darinn sehr von einander verschieden, dass der neunte Nerv blos für willkührliche, der Intercostalnerv aber meist nur für unwillkührliche Muskeln bestimmt ist. Ob die Vereinigungsäste, welche zwischen dem Zungenast des fünften Nerven und zwischen dem neunten Nerven sind, von diesem zu jenem, oder von jenem zu diesem laufen, lässt sich zwar nicht bestimmen; indessen ist es doch sehr merkwürdig, dass die Nerven nur von zwey Sinneswerkzeugen, nämlich des Geschmacks und Gefühls, mit andern Nerven in Verbindung stehen. Die Geruchsnerven vereinigen sich nicht mit den Fäden des Augennerven und des oberen Kinnladennerven, obgleich sie sehr nah neben einander zu liegen kommen; auch die Ciliarnerven haben nichts mit dem Sehenerven gemein, so wenig, als die feinen Fäden des harten Nerven mit dem weichen oder eigentlichen Gehörnerven. Von dem neunten Nerven gehen wirklich, gegen *Hallers* und *Meckels* Meynung, feine Fäden mit der Zungenarterie bis zur Spitze der Zunge, bleiben aber blos im Fleisch derselben; die Fäden des fünften Nerven aber gehen bis in das Gewebe der Zungenwärzchen über. Der Sitz des Geschmacks ist nur an der Spitze der Zunge und an den Rändern, bis etwa gegen die Mitte derselben; an der Basis ist gar kein oder nur ein sehr stumpfer Geschmack: dieses wird durch den Voltaschen Versuch mittelst eines auf die Zunge gebrachten Stücks Zink und eines silbernen Löffels bestätigt. Dass der neunte Nerv blos zur Bewegung der Zunge diene, der fünfte aber den Geschmack hervorbringe, wie schon *Galen* gelehrt hat, wird durch zwey Krankheitsgeschichten von neuem erwiesen: in beiden waren die Bewegungen der Zunge gelähmt, der Geschmack aber war unversehrt.

Tab. II. Der *Glossopharyngeus* und der *ramus pharyngeus* des achten Nerven. (Bey der Anzeige dieser und der folgenden Tafeln übergeht Rec. die nur beyläufig abgebildeten Nerven). Die tiefen Aeste des *Glossopharyngeus* gehen nicht, wie *Wrisberg* behauptet hat, mit ihren Fäden in die Muskelfasern der Zunge, sondern endigen sich alle unter der Oberfläche der Zunge, etwa einen Zoll vor dem blinden Loch. Von dieser Stelle vorwärts hin fängt erst der Geschmack an, da, wo sich die Fäden des fünften Nerven verbreiten. Die Fäden des *Glossopharyngeus* gelangen zuverlässig bis zu der drüsichten Substanz der dicken Membran, welche die Wurzel der Zunge überzieht, und zu den Hügeln, die vor dem blinden Loch und um dasselbe herum liegen, und den Papillen ähnlich sind. Daher kommt der Irrthum, dass der *Glossopharyngeus* etwas zum Geschmack beytrage, welcher Sinn aber nur ausschliesslich dem fünften Nerven zuzuschreiben ist. Der *Glossopharyngeus* dient blos dazu, um das *Gefühl* der Zunge zu unterhalten, welches vom *Geschmack* sehr verschieden ist; daher kann ein Gefühl, oder gleichsam ein stumpfer Geschmack, übrig bleiben, wenn gleich fast die ganze Zunge bis zu ihrer Wurzel verloren gegangen ist. (Dies ist völlig mit der Meynung des Rec. übereinstimmend). Auf der oberen Gegend des *Constrict. med. pharyngis* bildet der *nervus pharyngeus* eine Art von *Ganglion*, wie schon *Wrisberg* richtig bemerkt hat. Die einem *Ganglion* ähnliche Anschwellung des achten

achten Nerven, hat nicht *Fallopius*, sondern *Willis* zuerst bemerkt. — Da der Pharynx und der weiche Gaumen von mehreren verschiedenen Nerven ihre Zweige erhalten; so läfst fich daraus erklären, warum die Werkzeuge des Schlingens so leicht in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn andere entfernte Theile heftig angegriffen find, und warum in dem ganzen Nervenfyftem wichtige Veränderungen entftehen, wenn gleich der Sitz des Uebels im Pharynx allein ift.

Tab. III. Die Herznerven (*cardiaci*) nebft dem achten und dem Intercoftalnerven und dem *pl. zu pulmonali anteriori* der rechten Seite. (Alle Theile, zumal auch das *ganglion thyreoideum* und die *nervi molles* find hier vortrefflich dargeftellt, und es ift nicht zu leugnen, dafs diefe Abbildung vor der Neubauerfchen grosse Vorzüge hat. Letztere bleibt indeffen, wegen der bey diefen Nerven häufig vorkommenden Varietäten, doch immer fehr brauchbar). — Der zurücklaufende Nerve (*recurrens*) von beiden Seiten dient zwar hauptfächlich zur Hervorbringung der Stimme, wie der von *Galen* angeftellte und unzähligemal wiederholte Verfuch beweifet; doch hat der *ramus laryngeus internus* des achten Nerven auch Antheil hieran, wie fowohl aus der anatomifchen Betrachtung als aus den von *Highton* und dem Vf. angeftellten Verfuchen an lebenden Thieren erhellt. Nach *Fontana's* Beobachtungen, welche er felbft in kurzem herausgeben wird; ift es fehr wahrfcheinlich, dafs die aus der oberen Spitze des erften *ganglii cervicalis* herauskommenden weichen Nerven die innere *Carotis* in den Schädel begleiten, und fich auf ihrem Wege mit dem fünften und fechften Nerven verbinden. Die weichen Nerven geben den Vidianifchen Aft; nähern fich dem fechften Nerven, communiciren mit demfelben durch zwey oder drey Fäden, fteigen bis zur oberften Krümmung der *Carotis* in die Höhe und endigen fich da auf eine unbekannte Weife. Hr. *Sc.* hat bis jetzt, felbft durch kein Mikrofkop, nur irgend ein Fädchen diefer Nerven bis zu den auf der weichen Hirnhaut laufenden Arterien verfolgen können. Sie mögen fich aber endigen, wie fie wollen, fo ift aus ihrem Lauf und aus ihrer Vertheilungsart fo viel zu fchliefsen, dafs fie nicht aus dem fünften und fechften Gehirnnerven *entftehen*, fondern fich mit letztern nur *verbinden*. Dies wird dadurch noch wahrfcheinlicher, weil einige von diefen weichen und gelblichen Nerven innerhalb des *finus cavernofi* über den weifsen fechften Nerven weglaufen und fich mit dem benachbarten *ramo ophthalmico* des fünften Nerven verbinden. (Die Meynung alfo, welche bereits *Petit* und nach ihm *Winslow*, *Bonhomme*, *Iwanoff* und *Girardi* gehabt, erhält durch diefe Beobachtungen ein neues Gewicht. Rec. glaubt, von ihrer Richtigkeit fich ebenfalls überzeugt zu haben). — Es ift ein beftändiges Naturgefetz, dafs keiner von den weichen Nerven anders zum Schlunde und Luftröhrenkopf geht, als nach vorheriger Verbindung mit dem *Gloffopharyngeo* und mit dem *Laryngeo* und *Pharyngeo* des achten Nerven. Die Zweige der äufseren *Carotis* werden von den weichen Nerven begleitet, welche leicht zu verfolgen find; auffallend ift es daher, dafs fie von fo vielen, bis auf *Lancifi*, *Haller* und *Meckel*, überfehen worden find. Die weichen Nervenfäden, welche mit der *arter. thyreoidea fuper.* laufen, laffen fich mit den Arterienzweigen bis in die Subftanz der Schilddrüfe felbft verfolgen. Auf eben die Art, wie die weichen Nerven die Aefte der äufseren *Carotis* begleiten und fie umfchlingen, machen es die Zweige des Intercoftalnerven mit den Arterien unter den Schlüffelbeinen und mit den Zweigen der *Aorta* in der Bruft- und Bauchhöle, welche fie bis in die Eingeweide diefer Theile begleiten; fie liegen aber nur an diefen Arterien, und der bey weitem geringfte Theil ihrer Faden geht in die Mufkelfafern der Arterien über. Die Arterien fcheinen diefen Nerven gleichfam nur zur Unterftützung zu dienen, und die Natur mufs eine eigene wichtige Abficht dabey gehabt haben. Es fcheint, dafs die Nerven durch diefe Einrichtung in den Stand gefetzt find, auch innerhalb des Körpers von den Nahrungsmitteln, der Luft, dem Umlauf des Bluts und den Ofcillationen der Arterien afficirt zu werden. Dies trägt zur Erhaltung des Lebens etwas fehr Wefentliches bey, und daher können die Aerzte in Nervenfiebern fich grofsen Nutzen verfprechen, wenn fie nicht blofs äufserlich, fondern auch innerlich reizende Mittel anwenden. (Dafs alle diefe Nerven nicht blofs für die Mufkelhaut der Arterien beftimmt find, glaubt Rec. auch daraus folgern zu können, weil fie nur an der äufseren Haut der Arterien bleiben und fich kein Zweig derfelben bis in die Mufkelhaut verfolgen läfst; vielmehr verlieren fie fich, wie Hr. *Sc.* in der Einleitung richtig angegeben hat, alle neben den Arterien *in die* Subftanz der Eingeweide und des Herzens, fo, dafs fie, nach der zweyten oder dritten Theilung, dem Auge gänzlich entgehen). — Im Ganzen kann man annehmen, dafs die aus dem inneren Seitentheil und dem unteren Ende des mittleren *ganglii cervicalis* kommenden Nerven fich auf eine dreyfache Art verbreiten: nämlich, einige bilden den tiefen grofsen *nervum cardiacum*; andere verbinden fich mit dem oberflächigen *cardiaco* und mit dem *recurrente*; die übrigen endigen fich in das unterfte *ganglion cervicale* und in das erfte *ganglion thoracicum*, nachdem fie die benachbarten Arterien zwifchen fich genommen haben. (Das durchfichtige weiche *ganglion* des tiefen *nervi cardiaci*, welches *Wrisberg* zuerft als einen Nervenknoten angefehen hat, nennt Hr. *Sc. ganglion cardiacum*, und hat es vortrefflich abgebildet). Nach einem beftändigen Naturgefetz find die Nerven, welche den vorderen Aft der linken Kranzarterie begleiten, am dickften und ftärkften. Alle Nerven aber, welche auf der Oberfläche des Herzens zu fehen find, dringen nie anders in die Subftanz deffelben ein, als da, wo die Arterien felbft in diefelbe übergehen; und, wenn auch einige kleine Nervenzweige einzeln in die Subftanz des Herzens überzugehen fcheinen, fo fieht man, bey einer genaueren Unterfuchung, dafs fie unter der erften Lage der Muskelfafern fortfchleichen, und fich zu den nächftliegenden mit Muskelfafern bedeckten Arterien hinbegeben. — Von dem *nervo laryngeo interno* erhält hauptfächlich der Luftröhrenkopf feinen hohen Grad von Empfindlichkeit; der *Recurrens* hingegen dient vorzüglich

lich dazu, um die Muskeln der Stimmritze zu bewegen, und die Ligamente derselben zu spannen.

Tab. IV. Die Herznerven der linken Seite. (Der Hals ist nicht mitgezeichnet, folglich ist auch der obere Theil des Stamms des achten und Intercostalnerven weggelassen; das *ganglion thyreoideum* aber nebst dem *ganglio cervicali inferiori* ist hier zu sehen. Es war dem Vf. bey dieser Zeichnung hauptsächlich um die Herznerven der hinteren oder linken Fläche des Herzens zu thun, deren Ursprung und Vertheilung sehr deutlich und schön dargestellt ist. Man sieht hier, dass die stärkeren Muskelfasern des linken Herzens auch mehrere und grösere Nerven erhalten. Obgleich aber jede der beiden Kranzarterien ein eigenes Geflechte von Nerven erhält, so sind diese doch auf mannichfaltige Weise mit einander verbunden. Unvergleichlich ist hier der grosse *plexus cardiacus profundus* vorgestellt, welcher aus der Vereinigung der tiefen *nervor. cardiacorum* beider Seiten entsteht).

Tab. V. Der grosse *plexus pulmonalis posterior* des achten Nerven nebst den Nerven der platten Fläche des Herzens. (Diese Tafel hat Rec. nicht ohne das lebhafteste Vergnügen durchgehen können, da sie sich durch die eben so neue und ungewöhnliche, als höchst lehrreiche Art der Darstellung ganz vorzüglich empfiehlt. Die Brusthöle ist von hinten her geöffnet, und das Rückgrat ist nebst den Rippen zwischen den Schulterblättern weggenommen. Man sieht, ausser dem Herzen und dem hinteren Theile der Lungen, auch die Aorta, die Speiseröhre und die Luftröhre; die rechte Lunge ist eingeschnitten, um den Luftröhrenast mit seinen Hauptzweigen sichtbar zu machen, auf welchem das schöne Nervengeflechte erscheint. Da die untere Hohlader kurz abgeschnitten ist, so zeigt sich auch die Eustachische Klappe in der Lage). Hr. *Sc.* sagt von dieser Klappe, dass aus ihrer Lage erhelle, ihr Nutzen bestehe darinn, dass sie das Zurückdrängen des Bluts aus der rechten Herzhöle in die Hohlader während der Systole dieser Höle verhindere, auch dass sie im Fötus das Blut der unteren Hohlader von der rechten Herzhöle ableite, und gegen das eyförmige Loch hin dirigire. Dabey ist *Haller* und *Trew* angeführt. (Rec. wundert sich, dass Hr. *Sc.* der wichtigen Abhandlung des sel. *Wolff* in den *Nov. Commentar. Petropol.* Tom. XX. nicht Erwähnung gethan hat; sie scheint ihm nicht bekannt gewesen zu seyn. Uebrigens ist die Meynung des Hn. *Sc.* beynah wörtlich die nämliche, welche *Haller Icon. fasc.* IV. *Tab.* I. *fig.* 8. *not.* angegeben hat). Im Ganzen genommen ist die Eustachische Klappe immer breiter, wenn ihr oberer freyer Rand netzförmig ist, schmäler aber, wenn das Netzförmige fehlt. (Rec. hat immer gefunden, dass diese Klappe grösser und breiter als gewöhnlich ist, wenn bey Erwachsnen das eyförmige Loch nicht ganz geschlossen ist. Die eyförmige Bildung ist auch in der Hallerschen und Brendelschen Zeichnung zu sehen). Das Nervengeflechte der Lungen hat bereits *Fallopius* sehr genau gekannt, und daher auch den Lungen mehr Empfindlichkeit zugeschrieben, als es *Galen* und *Vesal* gethan hatten, und als selbst *Haller* behaupten. Bey der wahren Peripneumonie, bey neuen Geschwüren der Bronchien, bey der *phthisi calculosa*, sagt Hr. *Sc.*, schmerzen die Lungen allerdings sehr beträchtlich. Dass die Lungen bisweilen wenig oder wohl gar nicht schmerzen, erklärt er daher, weil ihre Nerven nicht sowohl für ihre zellichte und vasculöse Substanz, als für die Luftröhren-Aeste und Zweige bestimmt sind, und bis in die Muskelfasern und an die innere Haut der letzten dringen. Wenn daher die Oberfläche der Lungen oder die *cellulosa interlobularis* leidet, so entsteht blos eine stumpfe drückende Empfindung; sobald hingegen die Luftcanäle entzündet oder vereitert oder mit steinartigen Concrementen belästigt sind, so zeigt sich ein lebhafter Schmerz mit heftigem Husten. Hieraus läst sich auch erklären, warum bey der vom Durchschwitzen des Bluts entstandenen Peripneumonie, bey der Brustwassersucht, bey Knoten und Eitersäcken der Lungen, so wenig Schmerz zu bemerken ist, bey der *Bronchitide* aber so heftige Zufälle vorkommen. Auch lassen sich die Zufälle des *Asthmatis convulsivi*, welches sehr häufig aus Fehlern des Magens entsteht, leicht erklären, weil nämlich die Lungen und der Magen aus einerley Quelle, nemlich von dem achten Paar, ihre Nerven erhalten. — Die Nerven der platten Fläche des Herzens kommen aus beiden Kranzadergeflechten, folgen aber den benachbarten Kranzvenen nicht, sondern den Arterien. Ueberhaupt sind sie zwar auf dieser Fläche dünner oder kleiner, als auf der convexen; doch aber trifft man sie stärker an, wenn das Herz selbst grösser und toröser ist.

Tab. VI. (Hier ist in zwey Figuren die convexe und platte Fläche des abgeschnittenen Herzens einzeln abgebildet, um das oben angegebene deutlicher darzustellen. In der zweyten Figur sieht man, wie zwey feine Fäden des grossen *plexus cardiaci* auf der Basis des Herzens sich mit den Nervenfäden der rechten Kranzarterie anastomosiren).

Tab. VII. (Hier ist in vier Figuren das abgeschnittene Herz eines Pferdes und neugebornen Kalbes, sowohl von der convexen, als von der platten Fläche vorgestellt, und dabey kommen die Ganglia beider grossen Herznerven vor). An dem Herzen des Pferdes und Ochsen vertheilen sich die Nerven dergestalt, dass diejenigen, welche zu dem rechten Ventrikel gehören, an dem convexen Theile desselben häufiger und dicker sind, als an dem flachen Theil; an dem linken Ventrikel aber ist gerade das Gegentheil. Bey dem Kalbe sind die Nerven häufiger, welche an die Convexität des linken Ventrikels gehen. (An allen diesen Herzen sieht man nur die grösseren Arterienäste dargestellt; daher kommt es, dass viele Nervenfäden in die Substanz des Herzens zu dringen scheinen, ohne dass sie Gefässe neben sich haben).

Einige Nachlässigkeiten des Styls und der Orthographie hatte Rec. gern bey diesem schönen Werk weggewünscht. Fehler, wie *simpathia*, *paroxismus*, *accellerare* u. s. w. kommen mehrmal vor. Auch liesse sich bey den Figuren wohl gegen die Proportion einiger einzel-

einzelnen Nebentheile manches einwenden, wenn es irgend ein Verdienst wäre, kleine unbedeutende Fehler zu rügen.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, in Commission b. Fleischern: *Johann Georg Scheyers — praktisch - ökonomische Wasserbaukunst*, zum Unterricht für Beamte, Förster, Landwirthe, Müller und jeden Landmann, besonders für die, welche an Flüssen und Strömen wohnen. Zweyter Theil. 1795. 272 S. 8. nebst 22 S. Einleit. und 12 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 8 gr.)

In dem ersten Theile hatte der Vf. auf eine gemein verständliche Art von der Verhütung und Abhelfung des Schadens gehandelt, den das Wasser verursachet und dabey gröfstentheils aus Erfahrung gesprochen; im vorliegenden zweyten Theile nun, handelt er auf ähnliche Art von dem Nutzen, den man sich durch das Wasser verschaffen kann.

Der erste Abschnitt betrifft das Brunnenwesen. Daher wird gehandelt: von Entstehung und Aufsuchung lebendiger Quellen; von Fassung ihres Wassers; dessen Leitung in Röhren und solche zu unterhalten. — Von der Entstehung, Auffsuchung, Grabung und Fassung der Quellen zu Zieh-Pump- und Galgenbrunnen; von Untersuchung und Verbesserung des Wasser in denselben. — Von Auffangung des Regenwassers in Gegenden, die keine Quell- oder fliessende Wasser haben; von Fassung desselben in Ziehbrunnen und Cisternen, darinne zum Gebrauche es zu erhalten und zu verwahren. — Von den Rechten der Röhren, Wasserleitungen und gegrabenen Brunnen. (Dieser Abschnitt ist für Röhren- und Brunnenmeister sehr lehrreich).

Der zweyte Abschnitt handelt eigentlich von der Wässerung der Wiesen und ihrer Verbesserung durch sorgfältige Abwartung. Dabey sind noch Vorschläge angefügt, wie jeder Eigenthümer die ihm gehörige Fläche ohne geldfressende Processe erhalten kann, und wie solches bereits in mehrern Ländern, z. B. in Schwaben, Würtembergischen gebrauchlich ist. Mit einem Nachtrag zum Faschinenbau und zu Regulirung des Strombettes, dadurch die Wiesenfläche gegen Ueberschwemmung und Versumpfung zu sichern, wird dieser Abschnitt beschlossen. Die Flussanwohner können hieraus deutlich ersehen, welchen grosen Nachtheil schlecht angelegte Wehre und Brücken verursachen, so wie über schlangenweis laufende Ströme, deren Strombahn nicht nach Grundsätzen regulirt ist; u. s. w.

Der letzte Abschnitt betrifft die Mühlen. Zuerst gehörige Einrichtung des Wasserbettes und Mühlengerinnes; dann: wie das gehende Werk einer Mühle anzuordnen ist, dass es so viel leistet als man von ihm verlangt; (betrifft eigentlich die Bestimmung des richtigen Verhältnisses des Wasserrades zum Kammrade nach Erfahrung. Der Vf. hat nur jedesmal den Durchmesser des Mühlsteins angegeben, nicht seine Höhe, die man doch auch wissen muss, so wie seine Masse, denn in andern Verhälnisse stehen die Dimensionen der Mühlsteine aus Granit, in andern der aus Sandstein, u. s. w. Hr. *Wiebekings* Erfahrungen hierüber, die auch Herr R. *Langsdorf* in seinem Lehrbuche der Hydraulik aufgenommen hat, verdienen doch auch bekannter zu seyn, so wie im letztern Buche vieles von Mühlen steht, das gemeinfasslich vorgetragen den Lesern, die unser Vf. voraussetzt, von grossem Nutzen ist). — Nun folgt eine Anzeige, wie der Mahlgast durch die gewöhnliche Einrichtung der Mühlen um sein Mehl gebracht wird, und wie man diesem Unheil entgehn kann; Darstellung der Rechte, die Müller und Mahlgast gegeneinander haben. Mit einem pflichtmässigen Berichte über Wehrstreitigkeiten und Warnung für solche Wehre, die nicht nach dem Abflusse des Wassers angelegt sind, und dadurch vielen Schaden anrichten, beschliesst Hr. *S.* dieses brauchbare und seiner Absicht sehr gut entsprechende Werk. Verschiedene Druckfehler sind uns aufgestossen, die doch bey aufmerksamer Lesung sich leicht verbessern lassen; z. B. S. 223. Z. 14 muss *für unterschlächtig*; S. 232. §. 57. Z. 6 muss *Wasserrad*, gelesen werden.

Altona u. Leipzig: *Künste und Geheimnisse von Philadelphia, zur Belustigung Jedermanns.* Oder: *Anweisung, wie solche Künste und Geheimnisse zu erlernen.* 1795. 142 S. 8. m. e. Titelk.

Statt alles Urtheils wollen wir einige der kürzern Kunstgeheimnisse wörtlich hersetzen. „Eine Wette mit einem Ey zu machen, das man auf dem Tisch mit einem Beile nicht zerschlagen kann. Auflösung: Der es nicht weiss, der wird es vor dem Tisch stehend entzwey schlagen wollen, aber die Wette ist verlohren; wer es recht machen will, der setzt sich auf den Tisch, so ist es recht." — „Lebendige Männlein in ein Glas herumschwimmend zu machen. Man nehme lebendige Frösche, lasse sie auf dem Bauch mit Firnissfarbe mahlen, als ob sie einem Kragen, Hosen und Wamms anhätten, thut sie in ein groses rundes Glas voll helles Wasser, hänget solches Glas in einer Stuben etwas hoch auf, so werden sich die Frösche in die Höhe bewegen, und nicht anders, als kleine Männlein aussehn und erscheinen. — Wer Lust hat, sein „*eigen Hintertheil*" zu betrachten, findet die Anleitung dazu S. 13. — Der Naturforscher lernt S. 28 dass er, um Eydexen, Schlangen etc. unverwesslich zu erhalten, ein Glas mit rectificirtem Branntewein füllt, das Thierchen hineinthut, und das Glas fest zubindet; „so werden selbige, nachdem sie crepirt, und zwar so schön, als ob sie lebten."

Dies ist hinlänglich, um auf das Ganze schliessen zu können. Wir sehen daraus, dass jetzt sogar Handwerksburschen anfangen, Schriftsteller zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. November 1795.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Heinsius: *Vernunftmäſsige und allgemeine Rechenkunſt.* Ein System nach Reesischer Manier auf die geometrische Proportion gegründet, auch für Nichtstudirende faſslich und anschaulich dargestellt von *Joh. Christian Fidejuſt Silberſchlag.* 1794. 120 S. gr. 8.

Der Vf. will in dieser Schrift den Liebhabern einer vernünftigen Arithmetik eine allgemeine Rechenkunst überreichen, welche sich von andern bisherigen Rechenbüchern vornämlich dadurch unterscheide, daſs sie weder eine Regel Detri, noch irgend eine andere Regel, als: inversa, quinque u. dgl. anerkenne, noch irgend etwas davon wissen wolle, noch irgend etwas davon zu wissen nöthig habe. Ferner, fährt der Vf. fort: „Was soll ich von dem groſsen Vortheil sagen, daſs sie groſse Summen weiſs, in geringe und oft einfache Zahlen herabzusetzen, und dadurch das (des) beschwerliche (n) und unsichere (n) Multipliciren (s) sich zu entledigen? Ein Vortheil, der nicht genug zu schätzen ist! — Diese Rechnungsart löset alle schwere und verworrene Aufgaben in ihre zween Sätze, und jeden Satz in Subject und Prädicat auf eine leichte Art auf, und ergänzt mangelhafte Sätze durch Ausgleichungen, wie es die Natur der Sachen erfodert u. s. w." Der Vf. bemerkt noch, daſs C. F. von Rees zuerst diese Manier gebraucht habe, und nennt mehrere Schriftsteller, die in seine Fuſstapfen getreten sind, und man sieht aus dem vorhin erwähnten, daſs er sich denselben durch Herausgabe dieser Rechenkunst gleichfalls beygesellt habe. Der pomphafte Ton aber, in welchem er sich ankündigt, nimmt sich um desto sonderbarer aus, da wir nicht allein schon mehrere gute Rechenbücher in dieser Manier haben, sondern unser Vf. auch bey weitem sich das Verdienst nicht gemacht hat, nach Art unserer guten Lehrbücher, welche die Anfangsgründe der Mathematik auf eine scientifische Art abhandeln, seine Lehren aus Grundbegriffen und einfachen Principien herzuleiten, hieraus weiter allgemein und streng bewiesene Lehrsätze aufzustellen und nun eine vollständige Reihe von Aufgaben aller Art daraus herzuleiten. Daſs er von einer solchen scientifischen Behandlung noch ziemlich entfernt geblieben sey, wird sich aus nachstehenden Bemerkungen sattsam ergeben. Das 1. Kap. ist überschrieben: *Die Proportion als der Grund der allgemeinen Rechnung nach der Geometrie betrachtet.* §. 1. sagt der Vf.: „Man muſs vor allen Dingen wissen, was die geometrische Proportion sey und was für eine Beschaffenheit sie habe? um sie zu beschreiben, müssen wir sagen, daſs sie nichts anders sey als die Vergleichung eines Verhältnisses nach dem Unterschied eines andern, wie wir dieses sogleich zeigen werden;" — und nun §. 2.: „Ein Verhältniſs aber besteht darinn, wenn ich 2 Gröſsen, oder nach der Arithmetik zu reden, 2 Zahlen, wie sie mir vorkommen, und welche man nur wählet, mit einander durch die Division vergleiche, daſs heiſst so viel: wenn ich zusehe, wie die eine von der andern verschieden ist, wie nämlich die eine um so viel gröſser, und die andere um eben so viel kleiner, oder beide einander ganz gleich seyen. Diesen Unterschied der Zahlen sucht man, wie ich noch einmal bemerke, in der Geometrie, vermittelst der Division." — §. 5. heiſst es: „Es gilt bey der Proportion gleich viel, ob man ein Glied mit einer einzelnen und runden Zahl, oder ob man eines oder mehrere, oder alle 4 Glieder mit mehreren und zertheilten Zahlen ansetzen wollte; es ist genug, wenn sie durch die Multiplication eine solche Zahl geben, daſs das Product, oder mehrere Producte am Ende mit den andern eine Proportion ausmachen." — Wir fragen unsre Sachkundigen Leser, ob sie aus diesen Worten einen klaren Sinn herausbringen können! und gleichwohl versichert der Vf., daſs ein 14 bis 15jähriger Jüngling in der Entfernung, sich des ersten Entwurfs zu dieser Rechnung bedient habe, und in wenig Wochen ein guter Rechenmeister geworden wäre! — §. 8. sagt der Vf.: „Sobald die Sachen von ungleicher Art sind, sobald ist eine Proportion falsch." — Wie aber, wenn ich nun sage: 4 Pfund kosten 8 Rthlr. und 8 Pfund 6 Rthlr., sind da nicht Pfunde und Thaler Sachen von ungleicher Art; aber ist deshalb die Proportion: 4 Pfund : 8 Pfund = 3 Rthlr. : 6 Rthlr. falsch? — 2 Kap. *Die Proportion nach logicalischen Grundsätzen betrachtet.* Es werden hier die Worte Subject, Prädicat und Copula, oder wie der Vf. verdeutscht: *Copel*, erklärt und im 3. Kap. *wo die Proportion nach arithmetischen Grundsätzen behandelt wird*, nach Reesischer Art die Glieder der Proportion denselben gemäſs, angeordnet. Die Aufgaben wendet der Vf. ohne weitere Rücksicht auf solche Fälle an, die man sonst besonders in der Regel de Quinque, Multiplex, Tharo, Fusti u. s. w. vorzunehmen pflegte; es giebt auch zugleich die Rechnungsvortheile an, welches sonst in der sogenannten welschen Praktik geschah, auf diese Art sind die alten Abtheilungen weggeblieben, übrigens aber, wie billig, alles beym Alten gelassen worden. Ja, wenn man die vielen einzelnen Vorarbeiten, welche in besondere Abschnitte vertheilt werden muſsten, gegen die alten Abtheilungen nach Regeln hält, so sieht man wirklich nicht, was durch die so hochgepriesene neue Manier eben gewonnen worden

den ist. 4. Kap. *Anleitung zu Abkürzung der Zahlen und des vielen beschwerlichen Multiplicirens.* Der Vf. hat aus Schmidts Rechenbuch die oft sehr beträchtliche Abkürzungsmethode mittelst Abziehung der Proportionsglieder von einander, mit beygebracht; es wäre aber zur Aufklärung des Lesers sehr zweckmässig gewesen, wenn er auch zugleich gezeigt hätte, wie die Regel aus der allgemeinen Proportionsform herfliesst: wenn nämlich $a : b = c : d$, so ist bekanntlich auch $a - b : a = c - d : c$ oder $b - a : a = d - c : c$. 5. Kap. *Anleitung, wie verworrene, unbestimmte und zerstückelte Haupt- und Nebenbegriffe der Rechnungsaufgaben genau zu bestimmen, und die Sätze gehörig zu stellen sind.* Hier kommen die Aufgaben vor, z. B. aus der einfachen und zusammengesetzten Gesellschaftsrechnung, wo sich die Proportionsrechnung nicht eher als nach gewissen Vorbereitungen, durch addiren, multipliciren etc. anbringen lässt. S. 67. will der Vf. den Kunstgriff lehren, wie man den möglichst kleinsten Generalnenner ungleichnamiger Brüche findet, und sagt: dieser bestehe in folgender *Erfahrung:* wo 3 solcher Brüche vorhanden wären, da liesse sich der aus dem Product aller Nenner entstandene Generalnenner nur halbiren; z. B. $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$ könnte man statt $2 . 3 . 4 = 24$ und 12 nehmen; dies ist hier richtig, aber gesetzt man hätte $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{4}{5}$, wo $2 . 3 . 5 = 30$, und hier lässt sich nicht 15 statt 30 zum Generalnenner nehmen; die Sache kommt darauf an, ob die sämmtlichen Nenner aus Primzahlen bestehen, oder ob in manchem ein Factor steckt, der auch bey andern Nennern mit vorkommt, wie es im erstern Falle mit der 2 und 4 war. Eben so unsicher ist, was weiterhin gesagt wird: „wo aber 4 und mehrere Brüche vorhanden sind, da kann man mit einer Zahl die um 1 weniger, als Brüche sind, z. B. bey 4 Brüchen, mit 3, den allgemeinen Nenner theilen." Aber wie nun, wenn die 4 Brüche sind $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{5}$, $\frac{2}{7}$? Da muss $2 . 3 . 5 . 7 = 210$ ganz ungetheilt bleiben. Den Rechnungsfall, wo ein Bruch mit einem Bruche multiplicirt wird, sieht der Vf. als eine Subtraction an, weil z. B. wenn $\frac{3}{4} \cdot \frac{2}{3} = \frac{6}{12}$ gefunden wird, man $\frac{2}{3}$ *von* $\frac{3}{4}$ nähme." Allein man *zieht* ja die $\frac{2}{3}$ nicht von den $\frac{3}{4}$ *ab*, man würde sonst auch nicht zum Facit $\frac{6}{12}$, sondern $\frac{1}{12}$ erhalten. 6. Kap. *Erprobte Exempel zur Uebung.* Sie sind theils nach ihren Gliedern ordentlich angesetzt, theils aber, und zwar bey den meisten, ist nur das Facit angegeben. Es wäre für kaufmännische Leser nützlich gewesen, wenn hier auch mehrere Münzreductionen und andre zur Wechsel, Interusurien- und Discontorechnung gehörige Aufgaben wären mit beygebracht worden.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Anfangsgründe der Mathematik zum Gebrauch in Schulen und für Selbstlehrlinge.* Abgefasst von *M. A. von Winterfeld*, Königl. Preussischen Major. Zweyten Theils zweyte Abtheil., welche die Fortsetzung der Arithmetik enthält. 1794. 160 S. 8.

Wir hatten bey der Anzeige des 1sten Theils dieses Werks (A. L. Z. 1792. Nr. 164.) einige Bemerkungen über die vom Vf. gewählte Behandlungsart gemacht. Diese sucht er in der Vorrede zu entkräften; wer sich aber die Mühe nehmen will, unsere Bemerkungen und des Vf. Rechtfertigungen gegen einander zu halten, wird bald finden, auf wessen Seite die Wahrheit ist. Hr. *v. W.* wollte den Euklidischen Grundsatz: „dass 2 gerade Linien, welche auf einer dritten so stehen, dass ihre innern Winkel zusammen kleiner als 2 rechte sind, bey genugsamer Verlängerung zusammenstossen" — demonstriren, und ging deshalb von einem andern von ihm aufgestellten Grundsatz aus: „dass 2 gerade Linien, die sich nähern, endlich zusammenstossen, wenn sie genugsam verlängert werden" — und hierbey bemerkten wir, dass dieser letztere Grundsatz gerade in dem Masse eines Beweises bedürfe, wie der Euklidische. Sobald die Winkel kleiner als 2 rechte sind, ist die Näherung auch vorhanden, aber die Näherung rechtfertigt den Schluss auf Zusammenstossung noch nicht, denn die Asymptote nähert sich auch der ihr zugehörigen krummen Linie, und doch stösst sie nie mit ihr zusammen. Der Vf. hat nun ein ganzes Gespräch mit seinem Rec. erdichtet, wo er demselben mehrere Gedanken unterlegt, die ihm nie in den Sinn gekommen sind. Hr. *v. W.* sollte nur bedenken, dass man in der Geometrie bloss aus solchen Grundsätzen streng beweisen könne, die aus Definitionen hergeleitet sind. Ueber den Nutzen des Rechenbrets lassen wir gern jedem seine Meynung. Schwachen Köpfen oder allzujungen Lehrlingen ist es allerdings ein Erleichterungsmittel, allein wir betrachteten seinen Werth *in jener* Recension von einer ganz andern Seite. Was endlich unsere Bemerkung über die allzugrosse Verdeutlichung betrifft, so ist sie selbst durch die Behandlungsart der Lehren, welche der Vf. in gegenwärtiger Fortsetzung seines Werks gewählt hat, vollkommen gerechtfertigt, denn eben so wie er es jetzt gemacht hat, wünschten wir, dass es auch im ersten Theile geschehen seyn möchte; der Lehrling muss geleitet, aber nicht auf den Händen getragen werden. Der gegenwärtige Band fängt mit dem 4ten Buche, von der Buchstabenrechnung, an. Wenn der Vf. S. 4. sagt: „Es ist also die Addition mit entgegengesetzten Zeichen eine wahre Subtraction," so kann dies den Anfänger leicht verwirren. Man muss das Materiale von dem Formalen wohl unterscheiden, denn indem man z. B. das Vermögen mit den Schulden zusammennimmt, verrichtet man in der That eine Addition, um aber das Resultat davon in sinnlichen Zeichen zu erhalten, muss man sich freylich der Subtractionsregeln bedienen; eben so wie man bey der Subtraction entgegengesetzter Grössen in gewissen Fällen die Additionsform gebrauchen muss. Eben so wenig ist es zu billigen, wenn es S. 17. heisst: „es giebt also zweyerley Additionen, eine bejahende und verneinende." Zu solchen Eintheilungen ist wirklich kein Grund vorhanden. Ein gleiches lässt sich sagen von der angenommenen positiven und negativen Multiplication. Uebrigens glaubt der Vf., dass seine vorgetragene Theorie der Multiplication neu und ihm eigen sey; allein der Rec. hat sich einer ganz ähnlichen Methode schon längst bedient und sie von andern gelernt, ohne dass er eben jetzt eine gedruckte Stelle darüber

über nachweisen kann. In den folgenden Abschnitten wird nun von den Potenzen; von unendlichen Reihen, unendlichen Grössen; von den Wurzeln und ihrer Ausziehung, ungemein deutlich, gründlich und ausführlich gehandelt. Am Ende auch ein Beyspiel, wie man Biquadratwurzeln ausziehen könne, wo das Verfahren hätte erleichtert werden können, wenn der Vf. bemerklich gemacht hätte, dass man nur das Ausziehen der Quadratwurzel zu wiederholen brauche. Den Beschluss macht das 4te Buch von den Decimal- und Sexagesimalbrüchen.

Salzburg, in der Mayr'schen Buchh.: *Anleitung zur Rechenkunst*, zum Gebrauch in unsern Schulen. 1795. 126 S. 8.

Diese Anleitung scheint für Kinder von ganz niedrigem Stande bestimmt zu seyn; dies sieht man aus der Einkleidung vieler Rechnungsexempel, wo von Jahrlohn u. dgl. die Rede ist, und deshalb scheint auch der Vf. mehr auf einen moralischen als mathematischen Vortrag Rücksicht genommen zu haben; denn gleich im Anfange, wo von den Ziffern und der Kunst, vermittelst derselben kleinere und grössere Zahlen auszudrücken, gehandelt werden soll, geht alles so bunt und kraus durcheinander, dass man oft nicht recht weiss, ob man ein Rechen- oder ein Sittenbüchlein vor sich hat. So z. B. S. 7.: Lerne die Zeit schätzen, mein Kind, denn sie ist kostbar; sie ist von unschätzbarem Werth; sie fliesst dahin wie das Wasser der Salza u. s. w. S. 8.: Lass keinen Tag vorbey gehen, ohne an demselben eine gute That begangen zu haben.... Das Leben der Menschen dauert nicht lange; Tausende (hier kommt einmal wieder etwas arithmetisches) sterben als Kinder u. s. f. Indessen ist doch auch wirklich vom Rechnen selbst immer so viel beygebracht, dass, besonders unter Anleitung eines geschickten Lehrers, die Absicht sehr wohl erreicht werden kann. Dabey ist der Vortrag so munter und abwechselnd, und die Anwendung der Regeln so mannichfaltig und selbst interessant, dass die Kinder beständig bey Aufmerksamkeit und Lust erhalten werden können. Ausser unserm decadischen Zahlengesetz, wird auch die Bedeutung der römischen Ziffern kürzlich mitgenommen. Dann von Münzen, Maass und Gewicht, auch andern Gegenständen, deren Kenntniss dem Rechenschüler nöthig ist, freylich nur auf das, was im Bayerschen Kreise üblich ist, eingeschränkt. Die Rechnungsarten nicht bloss mit unbenannten, sondern auch benannten, aber noch nicht einander subordinirten, Zahlen. Beym Subtrahiren wird noch immer der fehlerhafte Begriff von Borgen gebraucht. Man borgt ja nicht so bey den höhern Ziffern, wie man im gemeinen Leben beym Nachbar borgt, sondern man verwechselt eigne grössere Stücken gegen kleinere. Bey der Multiplication und Division wird zugleich die ab- und aufsteigende Reduction gezeigt. Nun von der Rechenkunst überhaupt. Verschiedene Vortheile derselben; z. B. sie zeige, dass Jemand, der 5000 Gulden jährliche Einkünfte, dabey aber auch 567 Gl. Ausgaben hätte, ungleich ärmer wäre, als der ehrliche Mann dort, der das Jahr hindurch nur 200 Gl. einnähme, aber schlecht und recht, wie er lebte, auch nur 139 Gl. ausgäbe. Man sieht, dass der Vf. die Grösse des Reichthums nach dem Ueberschuss der Einnahme über die Ausgabe, und aus dem Verhältniss dieses Ueberschusses gegen die eine oder andere berechnet, aber dieses bezeichnet wohl nicht Reichthum, sondern gute Wirthschaft: nur mit der Zeit kann aus solcher guten Wirthschaft Reichthum erwachsen. In der II. Abtheilung folgt die Rechnung mit ungleich benannten Zahlen, z. B. Thalern, Groschen, Pfennigen; auch hier werden bey den Exempeln viele gute Haushaltungsregeln mit angebracht. S. 92. steht eine Aufgabe, wie man mittelst der Subtraction die Dauer einer Begebenheit aus Jahren, Monaten u. s. w. berechnen kann, wo zwar vor dem Irrthum gewarnt wird, den man leicht begehen kann, wenn ein Monat geborgt werden muss; es wird aber nicht mit gesagt, dass man den geborgten Monat allemal zu so viel Tagen annehmen müsse, als derjenige hat, in welchem sich die Begebenheit anfing, z. B. in welchem der Mensch geboren wurde, dessen Alter man berechnet. S. 105 u. f. Von den gebrochenen Zahlen, sehr fasslich, aber nicht vollständig genug. Am Ende auch noch von der Regel de Tri, Regel de Quinque und Gesellschaftsrechnung. Von ersterer eigentlich nur eine Einleitung dazu, aber ungemein gründlich und zweckmässig, von den beiden letztern aber kaum etwas mehr als die Begriffe; da es aber am Schlusse heisst: „Ende des 1sten Theils," so ist zu vermuthen, dass der Vf. das übrige bald nachfolgen lassen werde.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hamburg, in der Heroldschen Buchh.: *Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtäglichen gewöhnlichen Abschnitte aus den Briefen der Apostel* und einige andre Texte von D. *Joh. Otto Thiess*. Dritter Jahrgang. 314 S. 8. Vierter Jahrgang, Leipzig, b. C. G. Hertel. 1794. 296 S. 8.

Diese Predigtentwürfe enthalten vortreffliche Materialien zu Kanzelvorträgen, welche von Predigern, die dergleichen etwa in ihrem Amte bedürfen, nach Maassgabe der localen Umstände weiter verarbeitet werden können. Im Allgemeinen zu urtheilen, ist der Sachinhalt der Dispositionen zu reichhaltig. Rec. hat selbst mit der am ersten Pfingstfeyertage über das Thema: das Pfingstfest, ein Fest der Freude, den Versuch gemacht, sie ganz in die Form einer von Wort zu Wort zu haltenden Predigt einzukleiden und dabey gefunden, dass zur Haltung derselben selbst nach Abkürzung des zu langen Eingangs ein ansehnliches Zeitmaass erfodert werde. Allerdings kann auch ein langer Vortrag mit Recht kurz heissen, in sofern er nichts enthält, als was zur Sache gehört; die Frage ist aber nur davon, ob die Aufmerksamkeit unsrer gewöhnlichen Zuhörer in der Kirche so lange aushalte, bis wir unsern Meditationsfaden völlig ausgesponnen haben. Uebrigens

sind die Themate der Vorträge gröfstentheils anziehend, und es wird dabey nicht selten auf Zeitbedürfnisse Rücksicht genommen, z. B. Kennzeichen der wahren Aufklärung in der Religion; über Schwärmerey in der Religion; Warnung vor feiner Wollust; über das Vorurtheil, dass es mit der Religion immer beym Alten blei ben müsse u. f. w. Manche gehen ganz ins Detail hinab und lassen daher um so mehr Eingang in die Gemüther erwarten, z. B. christliches Verhalten in Erbschaftssachen; Haltung eines christlichen Tagebuchs; Sorge für Wittwen; rechte Krankenpflege; Feinheit im Umgange mit unsern Hausgenossen u. f. w. Das Thema am 6. Sonnt. nach Trinit. über Röm. 6, 3 – 11. *Das Evangelium im Evangelio* ist wohl weiter nichts als ein Wortspiel; wenigstens hätte die damit anzudeutende Materie gemeinfasslicher bezeichnet werden können.

GIESSEN, b. Heyer: *Sammlung der vorzüglichsten neuen Religionsvorträge und liturgischen Formulare.* Erster Band. 1794. 296 S. 8.

Eine Gesellschaft von Predigern macht hiemit den Anfang zu einer Sammlung der vorzüglichsten neuern Predigten, welche sich durch innres Interesse der Materie und durch einen lichtvollen und herzlichen Vertrag vor andern auszeichnen, und ihre Idee geht dahin, ihren Amtsbrüdern entweder zu ihrer Ausbildung oder zur Erleichterung ihrer Kanzelarbeiten nützliche Dienste zu leisten. Gegen die Unternehmung selbst ist nichts zu sagen; sie kann manchem Prediger allerdings zu statten kommen, zumal wenn, wie die Herausgeber versprechen, mit der Zeit etwas vollständiges über die ganze Religionslehre geliefert wird. Nur dürfte es doch manchem unsrer noch lebenden Kanzelredner nicht gefallen, dass mit seinen Arbeiten, wie schon in diesem ersten Bande geschehen ist, eine eigenmächtige Abänderung und Umschmelzung vorgenommen wird. Was die Predigten in dieser ersten Sammlung insonderheit betrifft, so ist die Wahl der Materien zweckmäfsig ausgefallen. Die Hauptverfasser, deren Kanzelreden darinn benutzt werden, sind Henke, Ribbeck, Salzmann, Sintenis u. a. Der liturgische Anhang giebt der Sammlung einen neuen Werth. Man findet darinn einige Gebete von Zollikofer und Sander, die bey der öffentlichen Gottesverehrung, bey Abendmahls- und Taufhandlungen wohl zu brauchen sind. Künftig denken die Herausgeber auch auf besondre Fälle mit den einzurückenden Formularen Rücksicht zu nehmen, so wie einen ausgesuchten Vorrath von Passionspredigten zu liefern.

BERLIN, b. Mylius: *Auswahl moralischer Predigten für denkende Leser,* von *J. C. W. Petiscus*, reform. Pred. in Brandenburg. 1794. 389 S. 8.

Der Vf. hat auf dem Titelblatte und in einer viel Gedachtes enthaltenden Vorrede selbst den Gesichtspunkt angegeben, aus welchem seine Predigten betrachtet werden müssen. Die gebildetere Classe von Lesern in höhern Ständen ists nämlich, welche er hier über Religion und Sittlichkeit zu unterhalten wünscht. Die Themate seiner Predigten sind zwar fast alle so, dass sie auch in Kanzelreden vor dem gemeinen Mann ihren Platz finden, und eben so ausgedrückt werden können: allein die Art der Behandlung derselben, so wie Diction und Styl, setzen Leser voraus, die an scharfes Denken und an Büchersprache gewöhnt sind. Noch eins ist zu bemerken. Obgleich der Vf. den Geist unsers Zeitalters und besonders die Denkart in den höhern Ständen des Publicums so schildert, dass man nicht den Predigten über eigentliche Christenthumslehren, sondern blofs denen, die über Wahrheiten der Naturreligion und über Principien des Rechts und der Moral gehalten werden, einen glücklichen Eingang in die Gemüther versprechen kann, so muss dennoch Rec. seine Befremdung darüber äussern, dass der Gebrauch der Bibel, die doch auch gewiss hier sehr anwendbar bleibt, in diesen Kanzelreden fast gänzlich vernachläfsigt worden ist. Fürchtete der Vf. damit bey denkenden Köpfen anzustofsen, so hätte er ja auch überall keine Texte bey den abzuhandelnden Materien zum Grunde legen müssen. In der ersten Predigt über die Kürze und Mühe des menschlichen Lebens fällt es auf, dass David mehrmals als Verfasser des 90 Psalms genannt wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Wien*, b. Stahl: *Der deutsche Angelfischer,* welcher lehret, wie man die in den deutschen Gewässern lebenden Fische auf die sicherste und leichteste Art mit der Angel fangen kann. Zum Vergnügen und Nutzen des Publicums. Herausgegeben von *M. A. Oliver.* Ohne Jahrzahl. 36 S. 8. mit einer Titelvignette. — Wer dies Tractätchen verstehen will, muss schon etwas mit dem Angeln bekannt seyn, und die dazu nöthigen Instrumente kennen. Es belehrt über die besten Arten Köder für jeden Fisch, zeigt die Nothwendigkeit, vor dem Angeln die Wassertiefe zu messen, und berührt einige vom Vf. erfundene Verbesserungen des Angelgeräths auf eine unbefriedigende Weise, vermuthlich damit man ihn selbst zu Rathe ziehen und in Nahrung setzen soll.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. November 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer: *Johann Christian Edlen von Quistorps*, des heil. röm. Reichs Ritters, königl. schwed. Oberappellationsraths, auch ordentlichen Beysitzers beym Wismarschen Tribunal. *Rechtliche Bemerkungen aus allen Theilen der Rechtsgelahrtheit*, besonders für praktische Rechtsgelehrte. 1793. 412 S. 4.

Der Vf., der bekanntlich nicht nur unter deutschen Criminalisten einen der ersten Plätze einnimmt, sondern auch überhaupt zu den vorzüglichsten Rechtsgelehrten gezählt zu werden verdient, hat schon die gegründete Vermuthung, dass er nur etwas Gutes liefern könne, für sich, und diese Vermuthung findet man auf das schönste bestätigt, wenn man sich mit der gegenwärtigen Sammlung genauer bekannt macht, durch die er unstreitig seine, um die Rechtswissenschaft bereits erworbenen, Verdienste noch beträchtlich vermehrt hat. Die günstige Aufnahme seiner *Beyträge* bewog ihn zu Fortsetzung derselben in einer etwas veränderten Gestalt und unter einem andern Titel. Statt dass jene sich auf Civil- und Criminalrecht einschränkten, kommen hier auch Beobachtungen aus dem Kirchen-, Lehn-, Staats-, deutschen und lübeckschen, imgleichen dem See-, Handels-, und Handwerksrecht vor, die zu grösserer Zuverlässigkeit, deren sie jedoch ihres innern auf Gründen beruhenden Werths wegen gerade nicht bedurften, mit rechtlichen Präjudicien des Appellationsgerichts zu Wismar, bisweilen auch mit Stellen aus dem neuern Preussischen Gesetzbuch unterstützt sind. Dass nicht die gänzliche Erschöpfung der Materien in den Plan des Vf. gehörte, zeigt schon der Name: *Bemerkungen*, deutlich. Bald findet man grössere Abhandlungen, bald kleinere Bemerkungen, mitunter Berichtigungen und Erläuterungen einiger Sätze in andern Schriften des Vf., und endlich Auszüge aus Schriften anderer Rechtsgelehrten, die ihrem praktischen Nutzen nach nicht bekannt genug sind. Zum Hauptmuster nahm sich der Vf. die unschätzbaren *rechtlichen Bedenken* von *Struben*, die zwar nicht in Rücksicht auf Mannichfaltigkeit und Interesse der Materien, aber doch in Ansehung der Behandlung und Gründlichkeit durch Stärke und Ausführlichkeit der Gründe grossentheils erreicht, wo nicht hin und wieder noch übertroffen sind.

Der Bemerkungen in dieser Sammlung sind überhaupt 112. Zum Beweise unserer Behauptung, dass Gründlichkeit und Brauchbarkeit die beiden auszeichnenden und wesentlichen Eigenschaften des vorliegenden Werks sind, wird es hinreichend seyn, von jeder der Hauptarten der hier vorkommenden Ausführungen einige auszuheben. Gleich in der ersten Bemerkung ist die Lehre vom *Verweisen* oder *Weisungen* auf 21 Seiten ausführlich vorgetragen, wie sie bis jetzt nirgends ihrem ganzen Umfange nach erläutert worden ist. Es giebt *allgemeine* und *besondere, gerichtliche* und *aussergerichtliche* Verweise. Letztere heissen eigentlich *Weisungen, Correctionen*; erstere sind mündlich oder schriftlich, und diese beiden wieder *öffentliche* oder *geheime*. Die öffentlichen können bisweilen feyerlich, ja auch wohl beschimpfend seyn. Ausserdem giebt es noch *ausdrückliche* und *verdeckte*, *bedingte* und *unbedingte* Verweise. Die Fälle, wo jede der angeführten Arten statt hat, sind sehr mannichfaltig. Ein schimpflicher Verweis findet nur bey Beleidigungen der Landesherrschaft oder der höchsten Gerichte, ein feyerlicher aber bey denen statt, die sich gegen vorzüglich achtungswürdige Personen vergehen u. s. w. Am häufigsten kommen wohl die *Weisungen* und zwar bey Advocaten und Anwälden vor. Bey den angegebenen Fällen hat der Vf. die gehörige Abstufung sorgfältig beobachtet. Manche Verweise werden, ohne dass es eines besondern Processes über den Gegenstand derselben bedarf, ertheilt, wenn anders ein hinlänglicher Grund dazu in den Acten liegt. Fruchtet eine geringere Art des Verweises nicht; so kann man zu einer stärkern schreiten, ja es kann auch eine wirkliche Strafe erkannt werden. Wer unverschuldet einen Verweis erhält, kann Genugthuung fodern, die wieder nach Verschiedenheit der Umstände sehr verschieden seyn kann. Bisweilen kann der Unterrichter deshalb sogar in die verursachten Kosten verurtheilt werden. In der *2ten Bemerk.* wird die Verordnung des röm. Rechts in der *L.* 4 *C. de locat. praed. civ.*, wonach bey *fundis publicis* der alte Verpachter vor dem neuen den Vorzug bey einer wiederholten Verpachtung hat, als unanwendbar bey uns gezeigt, weil der Grund derselben, der zum Theil aus der *L. II. §. 5. de publican.* erhellet, und in der röm. Verfassung der öffentlichen Pachtungen überhaupt zu suchen ist, jetzt wegfällt. Nach der *3ten Bem.* kann die blosse Wissenschaft, die eine Frauensperson von ihren weiblichen Gerechtsamen zur Zeit der übernommenen Bürgschaft hat, wenn sie dem Vellejanischen Rathsschlusse nicht ausdrücklich entsagt, ihr nicht nachtheilig seyn, wenn sie nicht erweislich zugleich eine Gefährde des Gläubigers gesucht hat, L. 30. *Dig.* ad Sct. Vellej. Dieses ist noch vielmehr zu behaupten, wenn der Gläubiger die nöthigen rechtlichen Kenntnisse von den Formalitäten weiblicher Bürgschaften gehabt hat. Ob aber der Mangel dieser Kenntniss einen Betrug der Bürgin gerade

gerade wahrscheinlich mache, möchte Rec. doch noch bezweifeln. Eins fliesst nicht nothwendig aus dem andern, und es läſst ſich Irrthum, Schwäche und redliche Absicht der Bürgin auch in dieſem Falle noch ſehr wohl denken. 5 *Bemerk.* die Anlegung einer Mühle auf eigenem Grund und Boden bedarf keines landesherrlichen Conſenſes, auſser 1) an öffentlichen Flüſſen, 2) wenn das wohlerworbene Recht eines Dritten dadurch leidet, 3) namentlich im Fall vorhandener Zwangsmühlen. Die in der 6 *Bem.* enthaltene Unterſuchung der Frage: in wie fern ein Gericht die ihm zugefügte Beleidigung ſofort beſtrafen könne? iſt ihrer Gründlichkeit und Seltenheit wegen ſehr ſchätzbar. Der Vf. hat das Ganze auf 8 allgemeine Regeln gebracht, die die Beantwortung der Frage ſo ziemlich erſchöpfen. Zu den Abhandlungen, die ſich mit dem lübſchen Rechte beſchäftigen, gehören Bem. 8. 16. 26. 42. 60. 64. 74. und 92. Rec. will nur bey der letzteren, als einer der ausführlichſten, und die zugleich mit in das gemeine Recht einſchlägt, ſtehen bleiben. Sie betrifft die Frage: wer eigentlich für einen *Armen* zu halten ſey? Abgeſehen von dem Fall des lübſchen Rechts, nach welchem *Mevius* nur dann, wenn eine arme Perſon um einen vorzüglichen Platz im Concurs ſich bewirbt, den Begriff derſelben bloſs auf eine höchſt *Arme* einſchränkt, die nichts weiter hat, als was ſie aus dem Concurſe fodert, und die ſich nicht einmal die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe verſchaffen kann, dürfte in jedem einzelnen Falle die Beurtheilung der Frage: ob jemand für eine arme Perſon zu halten ſey? lediglich dem Ermeſſen des Richters zu überlaſſen ſeyn, weil der Begriff der Armuth bloſs relativ iſt, und von den individuellen Umſtänden allein abhängt. Die in der *L.* 10. *D. de accuſat. et Inſcript.* angenommene Beſtimmung von 50 Ducaten ſcheint Rec. in Deutſchland ſchlechterdings nicht anwendbar, weil ſie ihren Grund bloſs in der damaligen Lage und in den Verhältniſſen des röm. Staats hat. Richtig bleibt es indeſſen wohl, daſs der Armeneid eine Art von Erfüllungseid iſt, und daher glaubhafte und ſcheinbare Umſtände vorausſetzt. Solche unbedeutende Bemerkungen, als No. 12. 13. 14. wären vielleicht beſſer weggeblieben. Wichtiger iſt die 16 *Bem.*, worinn der Gebrauch und die Wirkung der Edictalcitation gegen einen Abweſenden, um ihn für todt zu erklären, ſehr eingeſchränkt und richtig dahin beſtimmt wird, daſs dieſelbe zum Zweck der Beerbung und Präcluſion des Verſchollenen unzureichend, zu Erhaltung der Verwaltung und Nutzniesſung der Erbſchaft aber eben ſowohl, als in dem Fall, wenn nach zurückgelegtem ſiebenzigſten Jahr durch den Verlauf von 30 J. die Erbſchaftsklage verjährt worden, überflüſſig iſt. So wenig dieſes dem Gerichtsgebrauch entſprechen dürfte, ſo richtig iſt die Sache doch an ſich. Einige gute Bemerkungen findet man hierüber noch in *Röslins* kritiſchen Verſuchen über Recht und Unrecht I. B. No. 3. — Die 18 *Bem.* wird hoffentlich nicht oft Anwendung finden. Die 23ſte liefert einen ſchätzbaren Beytrag zur Lehre von der *Correalität* der Mitſchuldigen in Anſehung des Koſtenerſatzes; ſie iſt jedoch ohne Beyfügung des Falls, durch den ſie erläutert wird, nicht wohl eines Auszugs fähig. — Eine der vorzüglichſten Eigenſchaften des Vf. beſteht unſtreitig darinn, daſs er nicht bloſs bey Vertheidigung ſolcher Rechsſätze, die bisher im Gerichtsgebrauch gange und gäbe waren, oder bey den bloſsen Worten der Geſetze ſtehn bleibt, ſondern gewöhnlich der Sache auf den Grund geht, und allgemeine, aus der Naur der Sache und aus analogiſchen Rechtsgrundſätzen abſtrahirte Regeln angiebt, wonach die Anwendbarkeit der Rechtsſätze und Geſetze zu beurtheilen iſt. Dies iſt z. B. der Fall in der *Bem.* 30., wo genauere Beſtimmungen zur Anwendung des *juramenti quantitatis* gegeben werden, womit auch *Bem.* 50 zuſammenhängt, welche auf Vermeidung überflüſſiger Eide abzweckt, und den eingeklagten Schadenerſatz in gewiſſen Fällen, ohne das *juram. in litem* erſt abzuwarten, dem richterlichen Ermeſſen überlaſst. Gleiches läſst ſich auch von den *Bemerkungen* vorzüglich behaupten, die aus dem peinlichen Rechte entlehnt ſind, z. B. *Bem.* 31 von den Erfoderniſſen zur beſondern Hausſuchung, und *Bem.* 71 über das Zeugniſs eines Denuncianten in Criminalſachen, worüber ſechs ſehr befriedigende Regeln beygebracht werden. Nicht unerhebliche Beyträge zur Lehre von Proceſskoſten und deren Erſtattung oder Compenſation enthalten die *Bem.* 49. 54. 72. und beſonders 77., die zugleich einen ſchätzbaren Beweis abgeben, wie ſehr die von dem berühmten Hn. Prof. Weber aufgeſtellte Theorie ſich der Natur der Sache und richtigen Rechtsgründen nähern müſſe, da ſelbſt das Tribunal, deſſen Beyſitzer der Vf. iſt, ſolche *zum Theil* ſchon längſt befolgt hat. Die 55 *Bem.* iſt in Rückſicht auf den Gegenſtand, den ſie behandelt, viel zu weitläuftig. Daſs das Verbot des verſtorbenen Vaters, dieſe oder jene Perſon zu heirathen, das Kind nur ſo lange es minderjährig oder in ſo weit, daſs es gewiſſe auf die Erfüllung geſetzte Vortheile verliert, verbinden könne, bedarf keines weitläuftigen Beweiſes. Daſs aber die Erfüllung des von dem Kinde dem Verſtorbenen gegebenen Verſprechens auch noch von der Obrigkeit ſtrenge betrieben werden könne, iſt wohl ohne die dringendſten Gründe nicht anzunehmen, weil dieſes Verſprechen doch immer nur zum Vortheil des Verſprechenden abzielt, dem derſelbe, ſobald er groſsjährig iſt, ohne eines Dritten Rechte und Intereſſe zu verletzen, mit Recht entſagen kann, widrigenfalls man eine beſtändige obrigkeitliche Curatel annehmen müſste. — Die Materie von Geldbuſsen und deren Anwendung zu milden Sachen erhält aus der *Bem.* 57 u. 85. gute Erläuterungen, und zugleich finden die ordentlichen Gerichte manche gute Weiſung zu richtiger Anwendung derſelben. *Bem.* 58. 59. u. 108. enthalten einige gute Beyträge zu der proceſſualiſchen Lehre vom Beweiſe zum ewigen Gedächtniſs und der Beſtimmung des Laufs der Beweisfriſt, imgleichen über die Berechnung des Termins zum Gegenbeweiſe.

Eine der wichtigſten Bemerkungen aus der theoretiſchen Rechtswiſſenſchaft iſt *Bem.* 73., ob die Zurückfoderung einer unverbindlichen bezahlten Schuld ſich auch auf die Zinſen, die man darauf berechnet, erſtrecke?

cke? welche Frage der Vf. mit gehöriger Absonderung solcher Fälle, die die Frage nicht begreift, verneinet, theils wegen der *L. I. C. de cond. indeb.* und des natürlichen Unterschiedes zwischen *fructus* und *usuras*, theils wegen des Gerichtsgebrauchs. (Nur den einzigen Fall glaubt Rec. mit Recht hievon ausnehmen zu können, wenn der Schuldner von dem *indebite* erhaltenen und wieder verliehenen Gelde selbst Zinsen erhalten hat, weil alsdann diese letzteren ihre ursprüngliche Natur verlieren, und nach der L. 34. D. de usuris *„vicem fructuum obtinent."*) Die Einwendungen andrer Rechtslehrer hiegegen werden gründlich widerlegt, und einige zum Theil nur scheinbare Ausnahmen von der gegebenen Regel angeführt. Einige ganz artige Entscheidungen, als No. 63. 69. 76. u. 105. kommen aus dem Eherecht vor. — Zu den zwar minder ausführlichen, aber nicht unwichtigen Bemerkungen, gehört No. 79. von Schuldscheinen, die sich in des Schuldners Händen finden, und dem dadurch zu führenden Beweise der geschehenen Bezahlung; (dass solche die geschehene Tilgung der Schuld nicht völlig beweisen, ist wohl ausgemacht; dass sie aber dem Besitzer noch einen weitern Beweis aufbürden sollten, scheint Rec. ungegründet, da vielmehr nach der *L. 24. D. de probatt.* die durch den Besitz begründete Vermuthung in der Regel von der Art ist, dass sie den Beweis der Fortdauer der Schuld dem Gläubiger zuschiebt); No. 89., welche 6 verschiedene Beobachtungen, die sich auf Bürgschaft beziehn, enthält: No. 90., welche die *Auth. Excipitur v. C. de bonis quae lib.* aus der No. 101. c. 1. nach Rec. Einsicht sehr richtig dahin erklärt, dass durch das Testament der Mutter und mütterlicher Ascendenden zwar wohl der Niesbrauch und die Verwaltung des mütterlichen Vermögens dem Vater genommen werden könne, dieses jedoch auf den Pflichttheil sich nicht erstrecke. No. 95. über die Zuläsſigkeit der Appellation bey schon vorhandenen drey übereinstimmenden Erkenntnissen; No. 97. ob und wenn die unterlassene öffentliche Licitation bey Verpachtungen von Stadtgütern eine Nichtigkeit mit sich führt? No. 99. ob ein Amtsmeister für befugt zu achten, eine schon vor seiner Aufnahme mit gemeinschaftlicher Bewilligung der Zunftgenossen geschehene Veräusserung oder Theilung des Amtsvermögens anzufechten und die Theilnehmer zum Ersatz anzuhalten? No. 100. ob die *actio de receptis* auch auf den Ersatz solcher Schäden gehe, die in Unglücksfällen ihren Grund haben? No. 101. Zusätze zur Materie von Entschädigung der Wittwe und unversorgten Kinder eines Getödteten. No. 108. ob die Uebergabe eines Connossements in Hinsicht der auf die Ladung gethanen Vorschüsse dem Gläubiger die Rechte eines handhabenden Pfandes verschaffe? Bey weitem eine der vorzüglichsten und gründlichsten Abhandlungen, die sowohl wegen der Seltenheit des vorkommenden Falls, als wegen richtiger Anwendung der Grundsätze und Analogie des gemeinen Rechts allen Beyfall verdient. — So wenig sich nun von der einen Seite nach dem bisher angeführten Verzeichnisse der wichtigsten hier abgehandelten Rechtsfragen, sowohl an der Brauchbarkeit der Materien, als an der Gründlichkeit ihrer Ausführung, wozu sich noch ein sehr lesbarer Vortrag gesellt, im Allgemeinen zweifeln lässt, eben so wenig wird doch von der andern ein jeder, der nur in etwas mit dem schwankenden und unbestimmten unserer positiven Rechtswissenschaft in Ansehung einzelner Rechtssätze, der Auslegung mehrerer Gesetzesstellen, und der Anwendung analogischer Grundsätze bekannt ist, sich überreden können, dass alle und jede Behauptungen des Vf. den ungetheilten Beyfall aller Rechtslehrer vor sich haben. So ist z. B. die S. 120. lit. h. befindliche Aeusserung des Vf., wodurch er sich mehr für die Leysersche Theorie von der Glaubwürdigkeit der Kaufmannsbücher zu erklären scheint, auffallend, besonders wenn man es gegen die gründliche Theorie, die Hr. *Runde* in seinem deutschen Privatrechte §. 438 ff. davon giebt, vergleicht. — Eben so scheint es Rec., dass in der Bem. 32. den mittelbaren Stadtobrigkeiten das Recht, fremden Juden einen kurzen Aufenthalt in den Städten zu gewissen Zeiten, z. B. bey Jahrmärkten zu verstatten, ohne allen Grund abgesprochen wird, indem die landesherrliche Oberaufsicht hier wohl nur im Fall eines Missbrauchs eintreten kann; es wäre denn, dass besondere Landesgesetze oder das Herkommen die Obrigkeiten hierinn einschränkten. — Die Bem. 44. ist zu unbestimmt; denn wenn dem Legatar. die Religionsveränderung zur Bedingung gemacht ist, so ist dieselbe wohl nicht bloss *pro condit. non adjecta*, sondern gar *pro turpi* zu halten; so wie hingegen die Bedingung, bey der Religion zu bleiben, nur dann für erlaubt zu halten ist, wenn der Erbe den bestimmten Theil nicht schon als Pflichttheil fodern kann, widrigenfalls dieselbe für ungeschrieben zu halten ist. — Dass nach der Bem. 58. der Beweistermin von der Zeit der Rechtskraft des Urtheils, welches denselben bestimmt, zu laufen anfange, ist ausgemacht; dass aber die Eröffnung des Urtheils die nämliche Wirkung habe, wenn dasselbe sogleich von beiden Theilen anerkannt wird, scheint bedenklich, weil es den Partheyen vor Ablauf der 10 Tage immer noch frey steht, das Urtheil anzufechten, und also bis dahin es auch noch immer ungewiss bleibt, ob der Beweistermin seinen Lauf angetreten habe, so lange die Anerkennung selbst ungewiss ist. — Die in der Bem. 61. befindliche Behauptung, dass eine Frau, deren Mann Concurs gemacht und fortgelaufen ist, die Krämerey des Mannes nicht mehr treiben könne, beruht auf dem unerwiesenen Satze, dass die Natur des Banquerouts das ganze Aufhören des Handelsrechts gleichsam als eine Strafe mit sich führe; wozu es erst eines besondern Gesetzes bedarf. S. 255. die *Exceptio plurium interessentium.* kann dem Stuprator weder gänzliche Befreyung von den Alimentirungskosten, noch in der Regel eine Erleichterung, so dass er mit einem Beytrag *pro rata* abkommt, verschaffen, weil hier der Fall einer gemeinschaftlichen Verbindlichkeit aus einer und derselben Handlung nicht vorhanden, sondern jeder aus seiner Handlung für sich verbunden ist. Es versteht sich jedoch von selbst, dass die Zeit des einge-

standenen Beyschlafs mit der Geburtszeit des Kindes zutrifft. — Ein brauchbares Sachregister beschliesst diese Sammlung.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, in Commiss. b. Fleischer: *Johann Georg Scheyers — praktisch - ökonomische Wasserbaukunst* zum Unterricht für Beamte, Förster, Landwirthe, Müller und jeden Landmann', besonders für die, welche an Flüssen und Strömen wohnen. Mit einer Vorrede vom Hn. Cammerrath *Suckow*. — Neue verbesserte Ausgabe. 1795. 248 S. 8. Mit 18 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die erste Ausgabe hatte 241 Seiten. Der Vf. hat sein Buch nochmals ganz durchgearbeitet, berichtiget, und in seinen Vortrag mehr Zusammenhang, Ordnung und Deutlichkeit gebracht. Hierinn bestehen eigentlich die Verbesserungen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. Königsberg, b. Nicolovius; *Philoktet.* Ein Schauspiel mit Gesang. Nach dem Griechischen des Sophokles. 1795. 116 S. S. — Nicht etwa eine neue Bearbeitung des Sophokleischen Philoktett, wie man aus dem Zusatze: (*nach* dem Griechischen,) schliessen könnte, sondern eine etwas freye Uebersetzung, deren Verfasser (Hr. *T. Schmalz*, wie er sich unter der Zueignungsschrift nennt,) dem Originale Schritt vor Schritt folgt. Er darf nicht fürchten, dass ihm die Humanisten über die Abtheilung der Handlung in zwey Aufzüge den Krieg machen werden; was kann bey einem Stücke, das nicht zum Aufführen bestimmt ist, gleichgültiger seyn? aber dass er der Sprache der alten Tragödie ihre Würde und ihr poetisches Colorit geraubt, dass er dieselbe gleichsam in einen Auszug gebracht, dass er eine namhafte Anzahl von Stellen verfehlt hat, darüber dürften sie ihm etwas mehr Schwierigkeiten erregen. Ausdrücke, wie: *Du bist sehr bescheiden* (ὅσια φωνεις) — *Geneigte Gönner.* — Lass uns gehn, *wenn es dir gefällig ist* (εἰ θελεις) u. dgl. gehören in die alltägliche Conversationssprache, nicht auf die tragische, am wenigsten auf die griechische Bühne. Sogleich gegen die Uebersetzung des Prologs haben wir vieles einzuwenden. „Hier sind wir nun am Ufer des Meerumflossnen Lemnos, *in dessen Einöde nie der Fuss eines Menschen wandelte.* Das sagt Ulyss nicht; das kann er nicht sagen. Wohnte doch wenigstens, wie er gar wohl wusste, Philoktet hier. Es ist ihm ein *unbewohntes* Eiland, das Menschen nicht zu betreten *pflegen.* — Hier war es, *Sohn des griechischen Helden.* Welches Helden? war nur Ein Held im Heere? *Sohn des tapfersten unter allen Griechen, Achills,* sagt der Dichter. — *Wegen der unheilbaren Wunde an seinem Fusse.* Wie schwach? es war eine *fressende* Wunde, die den Fuss des Unglücklichen gleichsam dahin schmelzen liess. (νοσῳ καταστιζοντα διαβορῳ ποδα.) „Wir konnten den Göttern kein Trankopfer, kein Rauchopfer in Ruhe bringen: *so erfüllte stets das Geschrey seiner Schmerzen, sein lautes Jammern das ganze Lager.* Es war aber nicht das Geschrey allein, was die Opfer störte, sondern die δυσφημιαι, die *unglücklichen Verwünschungen,* die er ausstiess, und die jede heilige Handlung unwirksam machten. S. 7. lässt der Uebers. den Ulyss zum Neoptolem sagen: Haben wir seinen Bogen nicht, so können *wir* Troja nicht erobern." Im Original hat dieser Grund einen grössern Nachdruck: so kannst *du* Troja nicht erobern, sagt der schlaue Ulyss. S. 9. *Lieber edel seines Zwecks verfehlt, als ihn unedel erhalten.* Heisst nichts. S. 12.: *Es sey. Hinunter mein Gewissen.* Auch *Steinbrüchel* übersetzte: *Es sey, Herunter mein pochendes Herz.* Und damals fragten die Kunstrichter: Wohin denn? (Literaturbriefe XX. 172.) S. 14.;

Wenn er wiederkehrt
von der Jagd und seinem Lager
sich mit keinem Schrecken naht;
eile dann mir beyzustehen,
eil' auch du in meinen Schutz.

kann man linkischer übersetzen? Man vergleiche Phil. v. 146. Warum sollte sich Philoktet seinem Lager *mit Schrecken* nahen? und heisst denn θεραπευειν το χαρος, sich in jemandes Schutz begeben? „Wenn er aber zurückkehrt, der schreckliche Wanderer, sagt das Original, dann komm aus dieser Wohnung zu mir, mir immer zur Hand zu seyn und mein Vorhaben zu unterstützen." S. 15. *oder wäre keine Höle und der Himmel nur sein Dach.* Wiederum ganz verfehlt. τιν' ἐχει στιβον; ἐναυλον η θυραιον. *qua carpit viam? intusne an foris?* S. 19. Seine Stimme hallt *froh.* δεινοι τι προβοα. S. 24. *Da mir im Winter das Wasser fror, musst ich auch Holz fällen.* Das Original sagt etwas ganz anderes. „Wenn ich eines Trunkes bedurfte, und wenn ich mir, bey fallendem Froste, im Winter, Holz brechen musste (nicht *fällte.* θραυσαι), dann schleppt' ich mich mühsam an Ort und Stelle." S. 29. Von dem Bösewichte, *gleich seinem Grossvater,* meiner Waffen beraubt." Höchst zweydeutig. Soll der Zwischensatz zu dem Verbo gehören? oder ist es erklärender Zusatz zu *Bösewichte?* Das Original zeigt das letzte. Aber κακιστος ἐκ κακων zeigt keineswegs eine *so bestimmte* Rücksicht weder auf den Vater noch auf den Grossvater des Ulysses [illegible] Es ist ein allgemeiner Ausdruck der Verachtung. S. 39. Als ich von *deinen* Schiffern vernahm, *dass sie dich begleiteten.* Sonderbar! „*Da ich vernahm, dass das sämmtliche Schiffsvolk dir angehöre,* sollte es heissen. S. 43. *Fremder.* Du allein hast an aller Schuld. *Neoptol.* Woran? *Fremde,* Nun will ich es sagen." — Giebt dieser Dialog einen vernünftigen Sinn? Wir sehen das Original nach, und finden, dass Neoptolem sagt ποιου λεγων. nicht von ποιος, *qualis,* sondern von ποιειν. *Thue es nur und rede heraus,* sagt Neoptolem. Als Neoptolem einen Bogen in Philoktets Händen sieht, fragt er ihn, ob dies der Bogen des Herkules ist. Derselbe, antwortet dieser; kein andrer. ταυτ', οὐ γαρ ἀλλ' γ' ἐσθ' ἁ βασταζω. Der Uebersetzer thut, als ob es hiesse: ταυτ', οὐ γαρ ἀλλα τινα βασταζω ἐγω. *Der nämliche. Ich trage keinen andern.* S. 59. ruft Ph. in seinem Schmerze aus: ἐχετε το πραγμα. *rem tenetis* Hr. S. *halt ihn auf.* Und dann gleich darauf: *Ha, wenn der Schmerz seine Brust so umschlänge.* διαμπερες στερνων διελθοι ἐχοιτο ἀλγησις. S. 107. „Aber wie kann ich denn bey Licht in das Auge eines Menschen sehn?" Eine lächerliche Frage. πως ὁ δυσμορος εἰς φως ταδ' ἐρξας εἰμι; „Wie könnte ich mich Unglücklicher sehen lassen, wenn ich dies thäte?" — Der Geist der Uebersetzung wird durch diese Proben hinlänglich charakterisirt. Die lyrischen Stücke sind meistentheils in vierfüssigen Jamben übersetzt; ein Sylbenmass, dem es eben so sehr an Mannichfaltigkeit, als an lyrischer Würde fehlt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. November 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Dresden u. Leipzig, in der Richterschen Buchhandl.: *Erste Grundlinien des gemeinen in Deutschland geltenden Privatrechts*, zum Gebrauch bey dem akademischen Unterricht und für das Bedürfniss unserer Zeit, von *F. G. A. Lobethan*, Prof. in Zerbst. I Th. 1793. 349 S. 8.

Rec. hat absichtlich mit der Anzeige dieses ersten Theils gezögert, weil er immer noch die Erscheinung des zweyten abwarten zu können glaubte, und sich ein solches Werk, wo es mehr auf den befolgten Plan und die im Gange der Behandlung und der Form gemachte wesentliche Abänderung der bisher befolgten Methode, als auf einzelne Sätze und deren Richtigkeit ankommt, besser aus der völligen Uebersicht des Ganzen als einzelner Partieen beurtheilen lässt. Da sich inzwischen die Vollendung des zweyten Theils länger, als man vorhersehen konnte, verzögert; so will Rec. nicht länger zaudern, den Plan dieses I Theils vorzulegen. Der Zweck des Vf. geht auf Abkürzung und Vereinfachung des akademischen Unterrichts in der Rechtswissenschaft, vornämlich wegen des Umfangs der hinzugetretenen Polizey- und Regierungswissenschaft. Zu dem Ende will er alles, was man unter dem gesammten bürgerlichen und Privatrecht versteht, hier zusammenfassen, vorzüglich nur allgemeine Aussichten eröffnen, und Vollständigkeit im Ganzen, soweit es noch brauchbar ist, nicht aber im Detail, zu erreichen suchen. Jedoch erstreckt sich dies alles nur auf das in allgemeinen Gesetzen bestimmte und völlig gewisse; Vorkenntnisse und Verordnungen der Provinzialgesetze finden hier keinen Platz, und sobald dieses Lehrbuch vollendet ist, soll dann ein kurzer Abriss der neueren Literatur des Privatrechts nachfolgen.

Der Vf. legt die herkömmliche Eintheilung in Personen- und Sachenrecht und zwar in der gewöhnlichen Bedeutung zum Grunde, und wählt sich dann zum Gegenstande dieses ersten Theils das *erstere*. Allein wenn auch diese Eintheilung in Rücksicht auf das Personenrecht brauchbar ist, so hat sie doch, wie mehrere Neuere, z. B. *Hugo* und *Dabelow* richtig bemerkt haben, in Rücksicht auf das Sachenrecht viel Unbequemes; denn eigentlich begreift ja das sogenannte *Sachenrecht* in der gewöhnlichen Bedeutung nicht bloss dingliche, sondern auch gröstentheils persönliche Rechte, jedoch mit steter Hinsicht, auf eine dabey zum Grunde liegende Sache unter sich, da hingegen das sogenannte *Personenrecht* schon dem Ausdrucke nach viel mehr umfasst, als was man gewöhnlich darunter zu begreifen pflegt. Dasjenige, was man bisher mit diesem Namen belegte, ist nichts weiter als eine allgemeine Theorie von den verschiedenen Ständen, die die Begriffe, den Erwerb und das Erlöschen derselben angiebt, und welches man daher füglich das *reine* nennen kann. Betrachtet man hingegen den Einfluss eines jeden Standes auf Mein und Dein, und die dadurch modificirten Rechte in Ansehung des letzteren, so öffnet sich durch diese Anwendung ein weit grösseres Feld für das *Personenrecht*, das man nun in diesem Umfange billig das *angewandte* nennt. Eben so verhält es sich dann auch mit dem Sachenrecht.

Der Vf. hat unter dem, was er Personenrecht nennt, eine solche Menge von Sachen zusammengetragen, dass man oft nicht weiss, wie sie dahin kommen, und ob er selbst diese Zusammenstellung aus dem angegebenen, oder irgend einem andern Begriffe, zu rechtfertigen im Stande seyn wird. Man findet hier theils reines, theils angewandtes Personenrecht, theils solches, was zu keinem gehört, und weder in besondern Standesverhältnissen sich gründet, noch einen besondern Stand bewirkt. — Ueberhaupt scheint es, dem Vf. mit seinem Plan, mit wenigem alles zu umfassen, gegangen zu seyn, wie es bey einer sehr viel umfangenden Wissenschaft ihrer Natur nach gehen muss: von allem etwas und im Ganzen nichts vollständiges. Für einen, der kein eigenes Geschäft aus der Rechtswissenschaft macht, mag eine solche allgemeine Uebersicht des ganzen Rechts (*jus universum in nuce*) wohl nützlich seyn, um doch einen Begriff von der Sache zu haben; allein der, welcher künftig im bürgerlichen Leben Gebrauch davon machen will, kann schwerlich mit der Kenntniss, die er aus diesem Werk über das ganze positive Recht erhält, ausreichen, sondern wird hier gleichsam nur in den Vorhof geführt.

Nach einer kurzen Uebersicht werden in den vorläufigen Bemerkungen, S. 9—42, die allgemeinen Begriffe von Rechtsgelehrsamkeit, (der Begriff vom *Recht* selbst ist nicht angegeben und entwickelt) Gesetz, Quellen des Rechts, Gewohnheitsrechten und Observanzen, rechtskräftigen Erkenntnissen, Rechtsargumenten und Analogieen, vom Vorzug der verschiedenen Gesetze bey Collisionen, Auslegung derselben und ihrer Anwendung, von Statuten, richterlichem Ermessen, Privilegien, gemeinschaftlichen Rechten, von der Selbsthülfe, und der Erwerbung der Rechte angegeben. Hiebey ist noch von der Tradition, dem Verlust und Wiederruf der Rechte, von deren Bestätigung, Regeln bey der Collision, dem Besitz, dann vom Vorsatz, Versehen und Zufall, Ignoranz, natürlichen und bürgerlichen Verbindlichkeiten, von *correis*, Erfüllung der Verbindlichkeit,

keit, Handlungen der Willkühr, ingleichen den einseitigen und zweyseitigen, und von Umständen eines Factums die Rede, wozu dann noch einige allgemeine Regeln von Rechten und Verbindlichkeiten hinzukommen.

Bey dieser Menge von Sachen, die auf wenig Blättern zusammengedrängt sind, läfst sich schon von selbst keine befriedigende Ausführlichkeit erwarten; noch viel weniger aber Genauigkeit im Detail, und richtige Bestimmung einzelner Punkte und Rechtsatze, z. B. in der Materie von Privilegien. Fürs erste ist schon nicht abzusehen, warum diese zerstückelt ist, indem ihr in den vorläufigen Bemerkungen die §§. 33—38, und dann zuletzt noch ein eigener Titel, nämlich der 22ste, gewidmet sind. Dann werden die *privilegia conventionalia* und *onerosa* für ein und dieselben genommen und bald den *gratiosis*, bald den *gratuitis* entgegengestellt, und die *precaria* noch von den *gratiosis* unterschieden. (Es ist bekannt, wie viel gegen solche Eintheilungen erinnert worden ist.) Im §. 53 ist die Regel: *privilegiatus contra aeque privilegiatum etc.*, so ganz allgemein ohne alle weitere Bestimmung hingeworfen, gewifs nicht zuverläfsig. Der 1. *Tit.* handelt von Personen, dem Stande der Menschen überhaupt, und dem natürlichen Stande insbesondere, S. 43—58. Der Begriff des Standes §. 3 scheint durch den Zusatz: dass er *von der Regel abweichende* Rechte begründe, zu sehr eingeschränkt; so wie §. 4, die Präjudicialklagen, wenn sie gleich selten vorkommen, dennoch, so oft es geschieht, als eigene Klagen behandelt werden. Wenn der Vf. S. 53 Kinder, die aus einem anticipirten Beyschlaf, aber in der Ehe geboren werden, *unächt* nennt; so widerspricht dieses der *L. II. C. de natural. liber.* wo es heifst: *non conceptionis, sed partus tempus inspicitur.* Sonderbar ist es, wie in die Lehre von natürlichen Ständen die Materie von Gewalt, Betrug und Furcht S. 50 hat gezogen werden können.

2. *Titel*, von der Ehe S. 59-98 wo auch von Ehepacten, ehelicher Vormundschaft, Gütergemeinschaft, Schenkungen unter Eheleuten, Brautschatz, Gegenvermächtnifs, Morgengabe, Wittum; der Wiederverheyrathung, und dem, was dabey Rechtens ist, gehandelt wird. Es würde überflüfsig seyn, alle Unbestimmtheiten, die hier vorkommen, einzeln aufzuzählen, da sie sich jedem von selbst beym ersten Anblick aufdringen, z. B. §. 43. 69. 3. *Tit.* vom Verhältnisse zwischen Aeltern und Kindern; S. 99—114. — Hier wird zuerst einiges über die Paternität und Anerkennung der Kinder vorausgeschickt, worauf dann die Lehre vom Peculium, Legitimation, Adoption und dem Macedonianischen Rathsschlufs folgen, die gröfstentheils ins angewandte Personenrecht gehören. Auch hier dürften die §. 2. 21 u. 24 noch einige Berichtigungen leiden. Die *exceptio fornicationis* ist von keiner grofsen Wirksamkeit; die Ansprüche der Mutter auf die väterliche Gewalt sind eingeschränkt und wenigstens dem Vater subordinirt, und dafs verheyrathete Töchter, die der Vater noch ernähren mufs, ganz von seiner Gewalt befreyt sind, läfst sich auch so allgemein nicht behaupten. 4. *Tit.* von Familien- und Verwandschaftsrechten. Die Regel, §. 18, dafs das Gesinde stets den privilegirten Gerichtsstand der Herrschaft habe, ist wohl nicht allgemein und im §. 19 ist wohl die Einheit der Personen etwas zu weit ausgedehnt. Der 5. *Tit.* von den Rechten der Gesellschaften überhaupt hat vieles aus Nettelbladt entlehnt. Der 6—10 *Tit.* betrachten die Rechte der verschiedenen bürgerlichen Stände, als Bauern, Bürger, Handwerker, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Gastwirthe. Der Begriff eines Bauern, §. 26, scheint nicht ganz adäquat, da das einzige auszeichnende Kriterium wohl nur im Besitz eines Bauerguts zu suchen ist. Das, was S. 156 von den Collegien der Decurionen angeführt wird, hätte füglich wegbleiben können. Die Zünfte und Handwerker sind etwas zu kurz abgefertigt. Auffallend ist es, wie der Vf. im 12. Tit. die Materie vom Wechselrecht hat anhängen können; denn der Entscheidungsgrund, dafs solches vorzüglich Einflufs auf Kaufleute habe, ist doch wohl nicht viel besser als der, welcher die Veranlassung zu der sonderbaren Stellung mancher Pandektenmaterien gegeben hat. Mit weit gröfserem Recht gehört sie unter die mittelbaren persönlichen Rechte, die aus einem Contract entstehn. Der 12 u. 13 Tit., S. 195—220. beschäftigen sich mit dem Adel und Militärstande. Grafen §. 6 gehören nicht immer zum höhern (herrschenden), sondern noch häufiger zum beherrschten Adel. *Nobilitas avita* und *antiqua* (§. 15. 23) ist keinesweges gleichbedeutend, sondern ersteres bedeutet eigentlich nur den Ahnenadel, mit welchem die Eintheilung des Adels in neuen und alten eigentlich nichts gemein hat. Die Lehre von der Patrimonialgerichtsbarkeit (§. 31 f.) gehört gar nicht hieher, sondern ist hier ganz aus ihrem Zusammenhange herausgerissen. Die S. 215 angeführten Vorzüge des Soldatenstandes gehören zum angewandten Personenrecht. Wie im 14. *Tit.* die Lehre von den Juden und hohen und niedern Schulen zusammenkommt, ist kaum zu errathen. 15. *Tit.* von Vormundschaften. Die hier durchgehends zum Grunde liegende Idee, als ob zwischen Vormund und Curator gar kein Unterschied mehr sey, dürfte doch so allgemein richtig und anerkannt nicht seyn. Warum im 16 *Titel* die Rechte des guten Namens mit den Künstlern und Gelehrten zusammen gerathen, ist schwer einzusehen. Mit der *infamia facti* und den rechtlichen Wirkungen derselben ist es auch noch so ganz ausgemacht nicht, und die Gleichstellung derselben mit der deutschen *levis notae macula* dürfte auch schwerlich zu rechtfertigen seyn. Ob die Lehre von Kirchengesellschaften (Tit 17, S. 247—286) und von Verbrechen und Strafen (Tit. 18, S. 287—320) mitten im Personenrecht an ihrem Ort steht, überläfst Rec. jedem unpartheyischen Richter; er für seine Person hat keinen hinreichenden Grund für diese Vermischung ausfinden können, sondern hätte lieber beide ganz abgesondert für sich gelassen, da sie doch nichts weiter als ein sehr unvollständiger *nucleus* sind, und vorzüglich das letztere blofs in einer sehr fruchtlosen Aufzählung und Nomenclatur der einzelnen Verbrechen, und ihrer Strafen besteht. Eben so wenig begreift Rec., wie die 3 ff. Titel von den Staatsgütern und Einkünften und den Rechten des

des Fiscus, besonders in Rücksicht auf herrenlose Sachen, Auswanderungen und Abzugsgerechtigkeit; von den Gerechtigkeiten der Wege, Brücken, Mühlen, Flüsse und Zölle; endlich vom Forst-, Jagd-, Bergwerks-, und Münzrechte sich ins Personenrecht verloren haben, da sie, wenn auch nicht überall ins Staatsrecht gehören, doch wenigstens auf diesen Platz keinen Anspruch machen können. Nun hat das Publicum noch das sogenannte Sachenrecht, sowohl das persönliche, als dingliche zu erwarten und endlich einige allgemeine Rechtstheorieen, die nach des Vf. Meynung zu keinem der vorigen Abschnitte gezogen werden können, z. B. von Besitz, Verjährung, Klagen und Einreden, Transacten, Concurs, Präsumtionen, Beweisen, Zahlungen, Gerichtsbarkeit, Successionsrechten. Manche von diesen, insofern sie wirklich allgemeine Lehren sind, wären wohl besser vorangeschickt; andere, als das Successionsrecht, können wohl nicht gerade für allgemeine Rechtstheorieen gelten, sondern hätten füglich mit den andern Materien in Verbindung gebracht werden können. Indessen muss man freylich Jeden den Gang nehmen lassen, den ihm seine Einsicht und Ueberzeugung vorzeichnen, und wenn der hier eingeschlagne gleich nicht der beste ist; so mag er doch leicht besser, als der gewöhnliche seyn, der sich durch nichts als seine auffallende Unrichtigkeit auszeichnet. Hoffentlich wird die häufige Concurrenz in den Bemühungen, ein besseres und bequemeres System des Civilrechts aufzufinden, doch immer soviel bewirken, dass man dem solange gewünschten und vergebens gesuchten Ziel immer ein wenig näher rückt. Dass inzwischen solches bisher noch nicht erreicht worden, daran scheint nicht sowohl der Mangel an Geschicklichkeit der damit beschäftigten Männer, als die Natur der Sache selbst Schuld zu seyn, die freylich diesem Bemühen mehr denn ein Hinderniss in den Weg legt, das so leicht nicht zu übersteigen seyn dürfte.

Schwerin, b. Bärensprung: *Ueber die Gültigkeit der ohne Lehnherrliche Bewilligung in Lehnen errichteten Fideicommiss- und Primogenitur-Verordnungen, nach Mecklenburgischen Rechten*, von Postdirector *Hennemann* zu Schwerin. 1795. 79 S. 4.

Der Vf. sucht aus der Natur der Mecklenburgischen Lehne, aus der Observanz der dasigen Lehnscurie, und aus verschiedenen Anerkennungen der Vasallen, darzuthun, dass eine ohne Lehnsherrliche Einwilligung errichtete Fideicommiss- und Primogenitur-Verordnung ungültig sey. Die entgegen gesetzte Meynung, welche unter andern der Prof. *Mellmann* zu Kiel (*in Select. capit. doctrinae de fideicommissis familiarum nobilium ex jure Megapolitano et Slesuico-Holsatico illustrata* 1793) vertheidiget, stützt sich hauptsächlich auf den Mecklenburgischen Landesvergleich von 1755, wo der Herzog, §. 445. verspricht: „Dahingegen wollen wir auch zum „Aufnehmen und zur Erhaltung der Ritterschaft nicht „entgegen seyn, dass sie Fideicommissa und Majorate „in unseren Landen, wegen der neuacquirirten Lehngüter errichten. Jedoch wollen wir, bey der verheissenen Verfassung des Lehnrechts, über eine allgemeine Landesordnung, nach welcher dieselbige einzuführen, uns zuvor mit einander vereinbaren." Der Vf. behauptet mit Recht, dass hierdurch nur das *allgemeine Verwerfungsprincip*, die *allgemeine Unzulässigkeit* jener Anordnungen an sich, aufgegeben sey, und erläutert solches ausführlich aus den Verhandlungen, welche den Landesvergleich veranlassten, und aus den neuerlichen Hergängen, die allerdings darthun, dass in solchen Fällen jedesmal die Landesherrliche Genehmigung nachgesucht worden ist. Er belegt diese Behauptung mit 21 Urkunden, und diese Beylagen machen die kleine Schrift — die sonst durch Anmuth und Deutlichkeit des Vortrags sich nicht sehr auszeichnet — für das Mecklenburgische Staatsrecht interessant. Der Vf. versichert übrigens, dass er nicht auf höhern Befehl geschrieben habe, sondern bloss durch Privatstreitigkeiten dazu veranlasst worden sey.

NATURGESCHICHTE.

Weimar, im Industriecomptoir: *Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber, welche keine Gelehrte sind*, von Dr. *A. J. G. C. Batsch*, Professor zu Jena, mit (4 illum.) Kupfern. 1795. 184 S. 8. mit lat. Lettern.

Es bedarf sicher keines Beweises, dass eine nähere Kenntniss der Pflanzenkunde auch Frauenzimmern und Ungelehrten nützlich und interessant seyn könne. Ausser dem besondern Nutzen, den die Kenntniss der Gegenstände dieser Wissenschaft gewährt, halten wir einen fasslichen, und, soviel es seyn kann, systematischen Unterricht derselben für das beste Mittel, junge Leute und Frauenzimmer an richtiges Denken zu gewöhnen. Rec. fand das Werk des Rousseau, der als der erste Urheber der Idee zur Belehrung des schönen Geschlechts in dieser anziehenden Wissenschaft angesehn werden muss, in mancher Büchersammlung derjenigen, für die es bestimmt war, und — auch genutzt. Es war daher ein glücklicher Einfall des Vf. ein ähnliches Werk zu liefern, und ein Glück für das Publicum, dem es zunächst bestimmt war, dass es die Bearbeitung desselben aus seiner Hand erhielt. Derjenige irrt, der oberflächliche Kenntniss, durch einen gefälligen Vortrag versteckt, zu der Abfassung eines solchen Werks hinreichend hält. Nach unserer Ueberzeugung wird dazu eine ausgebreitete Kenntniss der Botanik erfodert, um richtige Definitionen zu geben, ohne das Fassungsvermögen des Lesers zu übersteigen; um den vielen Terminologieen durch eine angenehme Einkleidung das Trockne zu nehmen, das Aengstliche des Systems kunstvoll zu verhüllen, ohne doch die Ordnung desselben zu stören, und um die passendsten und am leichtesten herbeyzuschaffenden Beyspiele zu wählen. Alle diese Foderungen vermag nur ein Mann zu befriedigen, der mit einer ausgebreiteten und gründlichem Pflanzenkunde, Philosophie und genaue Kenntniss seines

nes Publicums verbindet. Der Vf. ist aus seinen vorigen Schriften zu bekannt, um noch hinzusetzen zu dürfen, dass er diese verlangten Eigenschaften glücklich in sich vereint hat. Sein Werk enthält das Interessanteste der botanischen Philosophie des Linné, richtig erklärt, in dem gefälligsten Gewande, und in guter Ordnung. Zur Erläuterung der darinn vorkommenden Begriffe sind beynahe 400 Pflanzen angeführt, und auf den Kupfertafeln der grösste Theil der Terminologie durch gewählte Beyspiele anschaulich gemacht. An Mannichfaltigkeit der abgehandelten Gegenstände übertrifft es weit das Rousseauische Werk. Daher bedarf es der Erinnerung nicht, dass auch der Gelehrte dieses Buch mit Nutzen gebrauchen kann. Vielleicht wäre es schon in dieser Hinsicht nicht zweckwidrig gewesen, unter dem Texte die Terminologie in lateinischer Sprache beyzubringen.

BERLIN, auf Kosten des Vf.: *Plantae selectae et rariores* Fasc. 5, 6, 7 mit 18 Tafeln. Fasc. 8, 9, 10 cum tab. aen. 18. Fasc. 11 (ohne Benennung der Tafeln, es sind 6.) Fasc. 12 cum 6 tab. aen. Fasc. 13 cum 6 tab. aen. Fasc. 14 cum 10 Tab. aen. in kl. Folio.

Auch unter dem Titel:

Flora depicta aut plantarum selectarum Icones ad naturam delineatae ab *Andr. Friderico Happe*. 1791.

Wie wir aus der Vorrede ersehen, hat der Vf. seinen Plan dahin abgeändert: dass er bloss solche Gewächse aufnehmen will, die zu den seltnern gehören, und in den Garten um Berlin enthalten (wir setzen hinzu, auch nicht in andern botanischen guten Büchern abgebildet) sind. Der Text soll nach und nach in systematischer Ordnung das Merkwürdigste liefern; ein jeder Band, wie stark wird nicht gesagt, soll noch mit einem Generalregister versehen werden. Wie Hr. H. seine Pflanzen behandelt, ist bekannt, also nur wo er sie hergenommen hat, wäre noch anzuführen. Einige sind offenbar aus bekannten Werken entlehnt; wie *Artocarpus incisa*, *Nepenthes destillatoria*, *Sarracenia flava*, *purpurea* etc. Andere würden dem Namen (welchen wir künftighin anzuführen Hrn. *H.* ersuchen) ihrer Besitzer keine Unehre machen; wie *Usteria guineensis*, *Casuarina equisitifolia*, *nodiflora*; *Fontanesia phylliroides*, *Justicia picta*, *spinosa*, *Andromeda lucida*, *Mariana*; *Campanula Zoysii*, *Lisianthus longifolius*, *cordifolius*; *glaucifolius*; *Lychnis grandiflora*, *Gnaphalium eximium*, *Protea repens*; *sericea* etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Ueber einige Insectenarten, welche den Fichten vorzüglich schädlich sind und über die Wurmtrockniss der Fichtenwälder des Harzes.* Von *C. H. von Sierstorpff*, Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Oberjägermeister. Mit drey illuminirten Kupfertafeln. 1794. 61 S. 8. Nachdem der Vf. §. 4. der Fehrenmotte, (*Phalaena Bombia Pini Linn.*) da sie den Fichten nicht gefährlich ist, nur kürzlich erwähnt hat, wendet er sich zu den Holzkäfern und vorzüglich zum Borkenkäfer, indem die übrigen Gattungen sich noch nicht in so grosser Menge gezeigt haben, dass sie ganze Waldungen zerstört hätten, und daher vom Vf. §. 46—52 bloss beschrieben werden. Zuerst handelt der Vf. die Naturgeschichte des Borkenkäfers (*Bostrichus Typographus, Fabricii*) (§. 7—16) mit Hinweisung auf die doppelte, treue und vergrösserte Abbildung desselben und seiner Gänge in der Fichtenborke ab; dann entscheidet er die Frage, ob der Borkenkäfer die *Folge* oder die *Ursache* der Wurmtrockniss sey, und zeigt nicht allein mit überwiegenden Gründen das letztere, sondern verlangt auch schon darum, (S. 42) dass der Grundsatz, der Borkenkäfer greife auch ganz gesunde Tannen an und sey also die *Ursache* der Wurmtrockniss, in allen symbolischen Forstschriften und Verordnungen als ausgemacht angenommen werde, weil das Gegentheil, dass jeder Baum, den der Käfer angehe, bereits krank sey, nur die Indolenz befördere und alle Vorkehrungen und Hülfe für unnütz erkläre. Als Mittel der *Vorsorge* räth der Vf. die schleunige Beyseitschaffung des Nutz- und Schlagholzes und der Windbrüche, oder wenigstens die Abborkung der Stämme, in den Forstdistricten, wo der Käfer sich in grösserer Anzahl blicken lässt, an, damit die junge Brut des Käfers vertilgt werde, und fodert strenge Aufsicht auf alle eine gelbe Farbe bekommenden Tannen, um dem Uebel bey Zeiten vorzubeugen; als *Rettungsmittel*, wenn es schon mit den Waldungen schlimm steht, verlangt der Vf. die Fällung und Abborkung aller angestochenen Bäume, in denen man schon Käferbrut vermuthen kann, und die letztere mit der Borke entweder zu verbrennen oder tief zu vergraben; können wegen Mangel an hinreichenden Arbeitern nicht alle schadhaften Bäume zur rechten, dem Käfer nachtheiligsten, Zeit gefällt und abgeborkt werden, so müssen diejenigen Gegenden, aus welchen mit günstigem Süd- und West-Winde der schwerfällige Käfer am leichtesten in andre noch unangesteckte Districte ziehen kann, zuerst vorgenommen und die übrigen solange ihrem Schicksal überlassen werden. Die ganze Abhandlung dieses täglich wichtiger werdenden Gegenstandes zeigt den erfahrenen und denkenden Forstmann, und bestärkt die schwankende Hoffnung, dass sich die Anzahl derer vermehren werde, die in diesem Fache ihren Hauptberuf nicht über dem Jagdwesen vergessen.

Druckfehler. In N. 118 der A. L. Z. S. 177 in der letzten Zeile wird aus Hn. Hartungs deutscher Sprachlehre das Wort *Artiert* angeführt, und in *Artikel* verbessert, auch auf der folgenden Seite *Articel* noch ein paarmal wiederholt. Da aber Hr. H. wirklich *Artikel* schreibt, so hat man nicht umhin gekonnt, diesen Fehler ausdrücklich zu bemerken. S. 173. Z. 10 von unten l. *wann* für [illegible]. S. 180. Z. 4 l. *Aextern* für Aeptern. Z. 11 l. [illegible]. Z. 13 l. *Foll* für *Fell*. Z. 17 l. *Erfahrt* für *Erfuhrt*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. November 1795.

PHYSIK.

Breslau u. Hirschberg: b. Korn d. ält.: *Ueber die neuern Gegenstände der Chymie.* Fünftes Stück. *Vorzüglich über Antiphlogistik, bequeme Scheidungswege, und einige physische Partieen*, von *J. B. Richter*, d. W. W. D. u. K. Pr. Bergsecretär. Nebst einer Kupfertafel. 1795. 148 S. gr. 8.

Die ersten Abhandlungen, welche in diesem Stücke enthalten sind, sind Anwendungen der in der Stöchyometrie vorgetragenen Sätze. Vermittelst derselben bestimmt Hr. R. *die reine spec. Schwere, der aus der Flussspathsäure und den sieben Alkalien entstandenen neutralen Verbindungen; der sieben Alkalien, der vier mineralischen Säuren und hieraus entstehenden neutralen Verbindungen* u. s. w. In der Abhandlung über die bequemste und vortheilhafteste Anfertigung gemeiner und chymischer Seifen, macht der Vf. die (auch sonst schon bekannte) Bemerkung, dass nur allein das mineralische Alkali eine recht feste Seife zu bilden im Stande sey, indem das vegetabilische immer eine mehr oder weniger schmierige Seife macht; dass durch das Absalzen der Seife bewirkt werde, dass sich ein Theil Mineralalkali mit dem Fette, vermittelst Zerlegung durch doppelte Verwandtschaft, verbinde, indem nämlich das Mineralalkali sich mit dem Fette zu Seife, das vegetabilische Alkali mit der Salzsäure zu Digestivsalz vereinigt. Anstatt des Kochsalzes empfiehlt Hr. *Richter* auch das Glaubersalz zum Absalzen. Diesem Vorschlage möchte Rec. nicht beytreten, theils weil das Kochsalz wohlfeiler ist; theils weil man eine geringere Menge desselben anzuwenden braucht, und endlich weil der im Wasser weit schwerer auflösliche vitriolisirte Weinstein, der durch den Zusatz von Glaubersalz entstehet, sich von der Seife ungleich schwerer durch Wasser trennen läfst. Wenn S. 43. der Vf. dem Oele eine nähere Verwandtschaft zum mineralischen Alkali als zum vegetabilischen beylegt, so muss Rec. diesem widersprechen, denn das vegetabilische Alkali scheidet, Hn. *Göttlings* Versuchen zufolge, das Mineralalkali aus einer Auflösung der Seife in Alkohol ab, und tritt in die Stelle desselben. Die Wirkung muss daher hier lediglich den Säuren zugeschrieben werden, die eine nähere Verwandtschaft zu dem vegetabilischen, als Mineral-Alkali, behaupten. In einer dieser Abhandlung beygefügten Tabelle sind die Verhältnisse angegeben, in welchen das Alkali gegen das Fett stehen muss, um auf die vortheilhafteste Art ohne alle Weitläuftigkeiten Seife zu bereiten.

Keine der in diesem Buche enthaltenen Abhandlungen las Rec. mit solcher Erwartung, als die, welche von Anfertigung der Aräometer handelt. Zufälliger Weise war ihm die Abhandlung, welche Hr. *R.* in das siebente Stück der Crellschen Annalen hatte einrücken lassen, früher zu Gesichte gekommen, als die im gegenwärtigen Werke enthaltene weitläuftigere Auseinandersetzung dieses Gegenstandes. Wer den Chemikern Deutschlands so öffentlich über ihre Unbekanntschaft mit mathematischen Gegenständen den Text lesen, seinen eignen Verdiensten eine solche Standrede halten kann, wie Hr. *R.* in dem in den Annalen befindlichen Aufsatze gethan hat, muss wirklich von seinem hervorstechendern Verdienste auf das vollkommenste überzeugt seyn, und auch dann bleibt Bescheidenheit die schönste Zierde des Mannes von Verdienst. Rec. glaubt übrigens keinesweges, dass Deutschland so arm sey an Männern, die wahren mathematischen Geist mit ausgebreiteten chemischen Kenntnissen vereinigen. Er erinnert sich eines *Gehlers*, *Gren*, *Hindenburg*, *v. Humbold*, *Klügel*, Hofrath *Mayer* u. a. m. die ihre Kenntnisse in beiden Fächern, in so manchen Fällen bewährt haben, und traut es dem grössten Theile deutscher Scheidekünstler zu, dass sie eine Proportion — selbst mit Buchstaben — anzusetzen im Stande sind. Um so mehr wurde Rec. durch die Entdeckung überrascht, dass der Vf. in dieser Abhandlung keinesweges den Ruhm eines vorzüglichen Messkünstlers behauptet. In diesem Aufsatze beruhet alles auf dem ersten (S. 51—54. befindlichen) Lehrsatze: *Wenn ein fester Körper, dessen Raum A, und welcher spec. leichter ist als zwey oder mehrere Flüssigkeiten, deren Räume a, b, c, u. s. w. sind, in jede der letztern gelegt wird, so verhalten sich die körperlichen Räume der Theile des Körpers A, welche sich über der Oberfläche der Flüssigkeit befinden, wie die Unterschiede spec. Schweren der Flüssigkeiten a, b, c, u. s. w. in Hinsicht auf eine andre B, deren spec. Schwere so gross ist als die des Körpers A.* In dem Beweise dieses Lehrsatzes findet folgende Unrichtigkeit statt. Hr. R. schliesst, es verhalte sich:

$$1)\ A-\frac{A\varphi}{x} : A-\frac{A\varphi}{y} = x-\varphi : y-\varphi.$$

$$2\ A-\frac{A\varphi}{x} : A-\frac{A\varphi}{z} = x-\varphi : z-\varphi \text{ u. s. w.}$$

(wo φ die spec. Schwere der Körper A und B. x, y, z die spec. Schwere der Körper a, b, c ist) da doch offenbar sich verhält:

$$1)\ A-\frac{A\varphi}{x} : A-\frac{A\varphi}{y} = A\left(1-\frac{\varphi}{x}\right) : A\left(1-\frac{\varphi}{y}\right)$$

$$= 1-\frac{\varphi}{x} : 1-\frac{\varphi}{y} = y\,(x-\varphi) : x\,(y-\varphi)$$

$$2)\ A-\frac{A\varphi}{x} : A-\frac{A\varphi}{z} = A\left(1-\frac{\varphi}{x}\right) : A\left(1-\frac{\varphi}{z}\right)$$

$$= 1-\frac{\varphi}{x} : 1-\frac{\varphi}{z} = z\,(x-\varphi) : x\,(z-\varphi) \text{ u. s. w.}$$

Auf diesem Satze beruhet nun die Eintheilung des Richterschen Aräometers. Ist er unrichtig (wie Rec. glaubt gezeigt zu haben), so ist es diese Eintheilung gleichfalls. Rec. hält es daher für überflüssig, weiter etwas über diesen Gegenstand zu sagen, und überläst es Hn. R. die Erscheinung zu erklären, dass die Resultate, welche er mit einem nach diesen Grundsätzen verfertigten Aräometer erhielt, so genau mit dem übereinstimmen, was anderweitige Erfahrungen lehren.

S. 106—121. sucht der Vf. die Erscheinung zu erklären, dass sich der trockenste Schwefel mit dem trockensten Metallfeilstaube des Kupfers, Zinnes, Eisens u. s. w. entzündet. Er nimmt an, dass der am stärksten getrocknete Schwefel, noch immer einen Antheil Wasser enthalte, diesen schlägt er zu einem Procente an. Da die holländischen Chemisten bey ihren Versuchen gemeiniglich 15 Gr. Schwefel mit 45 Gr. Metallfeile (als dem zu diesem Versuche schicklichsten Verhältnisse) vermischten, so würden unter der von Hn. R. beliebten Voraussetzung, diese 15 Gr. Schwefel $\frac{15}{100}$ Gr. Wasser enthalten. Bey diesem Versuche zerlegt sich nun dieser Antheil Wasser, und es entwickeln sich aus ihm, noch über $\frac{1}{4}$ Cz. Lebens- und $\frac{1}{2}$ Cz. brennbare Luft, welche $\frac{3}{4}$ Cz. Luft zur Erklärung der erfolgten Entzündung und der sie begleitenden Erscheinungen hinreichend seyn sollen. So scharfsinnig die hier gegebene Erklärung ist, so hat sie Rec. doch nicht befriedigt. Einmal hat Hr. R. den Wassergehalt des Schwefels angenommen, allein auf keine Art erwiesen. 2) Erfolgte die Entzündung, wenn die sich entzündenden Massen mit Luftsäure umgeben waren. Hier mussten die sich entwickelnden Gasarten nothwendig mit der im Gefässe befindlichen Luftsäure sich vermischen. Rec. hat übrigens öfters Luftsäure mit ungleich grössern Antheilen Lebensluft verbunden, diese Mischung aber stets untüchtig gefunden, eine Flamme hervorzubringen. 3) Erfolgte (den Versuchen der holländischen Scheidekünstler zufolge) eine wiewohl nur schwache Entzündung, wenn 10 Gr. Schwefel mit 40 Gr. Metallfeile zum Versuche angewendet wurden; in diesem Falle würde sich eine so äusserst geringe Menge Lebensluft, — den angestellten Beobachtungen zufolge $\frac{1}{6}$ Cz. — entwickeln, dass man hievon schwerlich die Erscheinung wird ableiten können.

Das Verhältniss zwischen der Basis der Lebensluft und dem Schwefel in der Vitriolsäure suchte Hr. R. auf folgendem Wege. Er übergoss eine Menge Schwefelblumen (deren Gewicht nicht angegeben wird, doch ergiebt sich aus dem folgenden, dass es 222 Gr. gewesen seyn müssen) wiederholt mit Salpetersäure, und digerirte die Mischung, bis aller Schwefel verschwunden war. Alle erhaltene Flüssigkeit wurde mit luftsaurer Kalkerde gesättigt, der erhaltene Gyps mit schwacher Salpetersäure digerirt, um die überflüssige Kalkerde hinwegzunehmen, mit Weingeiste edulcorirt, um den etwa entstandenen Kalksalpeter aufzulösen. Es blieben 947 Gr. Gyps, in diesem setzt Hr. R. das Verhältniss der vitriolsauren Masse = 528, hieraus findet er das Verhältniss des Schwefels zur Basis der Lebensluft = 1,0000 : 1,3784, welches von dem von Hr. *Berthollet* gefundenen Verhältniss = 72 : 28 = 1,0000 : 03894 oder wie 69 : 31 = 1,0000 : 0.4492 sehr abweicht. Das erstere Verhältniss fand Hr. Berthollet, indem er so, wie der Vf. Schwefel mit concentrirter Salpetersäure übergoss, von den 4 Drachmen Schwefelblumen, die er zu dem Versuche anwendete, wurden 89 Gr. in Vitriolsäure umgewandelt, durch salzsaure Schwererde wurden aus der Flüssigkeit 948 Gr. Schwerspath niedergeschlagen, die bey dem Trocknen 48 Gr. verloren. Nach Bergmann berechnet er nun das Verhältniss der Erde zur Säure in diesem Körper = 84 : 16, findet demnach 124 Gr. Säure, woraus sich das Verhältniss 72 : 28 ergiebt. Das zweyte Verhältniss gab ihm folgendes Verfahren. Eine Drachme Schwefelblumen wurde mit 4 Drachmen Salpeter (ein Verhältniss in welchem der Schwefel bekanntlich nicht detonirt) dem Feuer ausgesetzt, es entwickelte sich nitröses Gas, und der Rückstand war vitriolisirter Weinstein. *Dieser* betrug 228 Gr. Von dem Schwefel hatten sich 12 Gr. sublimirt, 60 Gr. waren in Säure umgeändert worden, da nun nach Bergmann 228 Gr. vitriolisirter Weinstein 87 Gr. Säure enthalte, so ergiebt sich hieraus das Verhältniss des Schwefels zur Basis der Lebensluft = 69 : 31. (Man sehe Encycl. method. Article Acide vitriolique!) Bey der angegebenen Verfahrungsart, das Verhältniss des Schwefels zur Basis der Lebensluft in der Vitriolsäure zu erforschen, bleibt immer die Bedenklichkeit, dass die Umwandlung des Schwefels in vollkommne Vitriolsäure nur allmählich erfolgen könne, dass sie sich also vorher in dem Zustande einer flüchtigen Vitriolsäure befunden habe, und dass während dieser Modification ein Theil derselben mit den Dämpfen der Salpetersäure werde entwichen seyn, folglich der Rückstand nicht das ungeschmälerte Quantum der erzeugten Säure enthalte.

Schliesslich wagt Rec. (veranlasst durch die neuen Wortbildungen unsers Vfs. als *Wasserschwefel*, *Salpeterschwefel*, *Berthollet'sches Küchensalz* u. s. w.) eine Bitte an alle Chemiker Deutschlands, nicht so willkührliche Veränderungen mit der in der Chymie bisher üblichen Terminologie vorzunehmen. Fast jeder Chemiker Deutschlands führt eine eigne Terminologie ein; hieraus muss nothwendig die äusserste Verwirrung entstehen. Rec. erkennt das Fehlerhafte der alten chymischen Nomenclatur; allein wenn jeder anfängt, eine neue einzuführen, diese auf eine selbstgemachte oder angenommene nicht erwiesene Theorie baut, Zusammensetzungen wagt, welche gegen alle Analogie der Sprache

Sprache find, so eröffnen sich für unsre chymische Literatur die traurigsten Aussichten. Ein Theil von Frankreichs Chymikern führte gleichfalls eine neue Nomenclatur ein. diese wurde von den übrigen angenommen, oder man blieb bey der alten Terminologie; nur wenige erlaubten sich unbedeutende ephemerische Abweichungen. Sollte es Deutschlands Chemikern nicht auch möglich seyn, sich unter eine Fahne zu vereinigen? und sollte nicht die neue von Hn. Prof. *Gren* so eben bekannt gemachte Nomenclatur, bey einigen geringen Veränderungen, allen Foderungen entsprechen? Rec. würde sich ausnehmend glücklich schätzen, gelänge es ihm, durch diese Bitte etwas zu einem so nothwendigen Sprachverein beyzutragen.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Joh. Nic. Martius Unterricht in der natürlichen Magie, oder zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken:* völlig umgearbeitet von *Gottfr. Erich Rosenthal.* Neunter Band. mit X Kupfern. 1795. 380 S. gr. 8.

Dass schon der neunte Band dieses Werks erschienen ist, zeigt von der günstigen Aufnahme, welche dasselbe bey dem Publicum findet. Es wäre aber wohl zu wünschen, dass einmal genauer bestimmt würde, was eigentlich unter natürlicher Magie zu verstehen sey; denn nachgerade wird dieser Titel ein Plunderkasten, in welchen man alles hineinwirft, und wo sich die Dinge wundern müssen, wie sie zusammenkommen. Was hat wohl das Domino-, das Joch-, das Wolff- und Schafspiel, die Blindekuh und ähnliche Sächelchen mit Magie zu schaffen? Auch sollten nur solche Versuche aufgenommen werden, die wirklich bey der Wiederholung das versprochene Resultat liefern. Schwerlich wird der S. 32. angeführte Versuch, *eine Person zu elektrisiren, die sich auf der andern Seite eines breiten Flusses befindet, durch Entladung einer Flasche diesseits des Flusses*, sich nach dem hier angegebenen Verfahren bewerkstelligen lassen, indem die Electricität bey ihrem Durchgange durch das Wasser des Flusses, welches ein starker Leiter ist, verstreut werden muss. Bey der Beschreibung der elektrischen Lampe nach ihren verschiedenen Einrichtungen, welche unter den *chemischen* Kunststücken (warum nicht bey den *elektrischen?*) geliefert wird, hätte der ungleich bequemern Füllung vermittelst zweyer Röhren Erwähnung geschehen sollen. An eine derselben wird (wenn das untere Gefäss mit Wasser angefüllt ist) die Flasche, in welcher sich die brennbare Luft entbindet, unmittelbar angebracht, die sich entwickelnde Luft wirkt durch ihren Druck auf das Wasser des untern Behalters, und leert dieses vermittelst der zweyten Röhre aus. Von der Flussspathsäure sagt der Vf.: „sie gehet mit der besondern Erscheinung über, dass ein Theil ihrer Dünste, wie sie das vorgeschlagene Wasser berühren, auf der Oberfläche desselben eine erdige Rinde bilden, grösstentheils aber sich in das vorgelegte Wasser begeben, es sehr sauer machen, und woraus durch alkalische Salze eine grosse Menge Erde niedergeschlagen werden kann." Dieser Stelle nach zu urtheilen, sollte man glauben, es sey Eigenthümlichkeit der Säure, eine Erde (es wird nicht gesagt, was für eine) abzusetzen, da doch bi[...] hätte erinnert werden müssen, dass diese Säure e[...] starke auflösende Kraft gegen die Kieselerde äuss[...] und dass diese Erscheinung nur dann Statt findet, w[...] sie aus gläsernen oder irrdenen Retorten destillirt wi[...] — Nicht jeder Salz- oder Pfannenstein wird, [...] man nach den Aeusserungen des Vfs. schliessen sol[...] zur Gewinnung des Glaubersalzes benutzt werden k[...] nen, und fast immer wird ein Antheil Alaun zugese[...] werden müssen. Unter den *Rechenkunststücken* s[...] mehrere enthalten, die in die *Geometrie*, nicht aber [...] die *Arithmetik* gehören u. s. w.

Da nach aller Wahrscheinlichkeit nach und na[...] die gesammte Physik und Chymie in diese Sammlu[...] aufgenommen werden wird, so möchte für das nä[...] ste Dutzend Bände wohl hinreichender Stoff vorhand[...] seyn. Sollte aber auch endlich diese so reiche Fur[...] grube erschöpft seyn, so kann Rec. sowohl zu diese[...] als ähnlichen Unternehmungen, nicht genug das *Dict[...] naire encyclopédique des amusemens et sciences mathem[...] tiques et physiques à Paris 1792* empfehlen, mit dess[...] Inhalt man wenigstens vier Bände, wie dieser, wür[...] anfüllen können.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paphos, im eisernen Zeitalter der Liebe: *Der ve[...] rathene Amor oder Wörterbuch für Liebende.* 231 [...] kl. 8. 18 gr.

Dieses Wörterbuch sollte wohl für die Galanterie d[...] seyn, was Voltaire's Theologie portative in einem a[...] dern Fache war. Wenigstens liefert es, wie dies[...] verschiedene meist satyrische Artikel. Indessen ist do[...] zwischen beiden Wörterbüchern ein grosser Unterschie[...] So wenig wir des Franzosen unbescheidene und kühn[...] Ausfälle billigen, so sehr bewundern wir seinen Wit[...] Bey dem Deutschen ist das umgekehrt. Wir loben de[...] Gegenstand, aber nicht die Behandlungsart, die sic[...] nicht über das Mittelmässige erhebt. Bey vielen Art[...] keln findet man Verse, die schon längst aus Journale[...] oder Sammlungen bekannt, und dennoch ganz od[...] zum Theil hier eingerückt sind, z. B. Kleistens Lalag[...] Bürgers Minnesold, Blumauers Amor als Rechenmeiste[...] Alxingers Entbehrlichkeit des Putzes etc. Die Ortho[...] graphie statt *tz* und *ck*, *zz kk*. und statt *ss* immer *ſ z*[...] schreiben, fällt unangenehm auf, und ist längst aus de[...] Mode gekommen.

PHILOLOGIE.

Paris, b. der Direction der typograph. Gesellschaft: *Vocabulaire de nouveaux Privatifs français*, imité des langues latine, italienne, espagnole, portu[...] gaise, allemande et angloise, avec des autorité[...] tirées des meilleurs écrivains, suivi de la tabl[...] bibliographique des auteurs cités etc. Par *Pougens* 1794. 274 S. 8.

Der Vf. dieses Wörterbuches bestimmt zuerst in de[...] Vorrede was ein Privativum ist. Man nennt so, sagt e[...]

jede einfache Sylbe; welche durch ihre Verbindung mit einem Worte, demselben einen entgegengesetzten Sinn aufdrückt. Also sind die Sylben *dé, dés, dis, im,* *in* u. s. w. privativ, weil die Wörter *déloyal. déshonnête, disgracieux, immodeste, insensible* den Mangel oder die Abwesenheit des *loyal, honnête, gracieux, modeste, sensible* andeuten. Diese Verwandlungen, fährt er fort, diese schnellen Uebergänge von einem positiven zu einem entgegengesetzten Sinne, welche durch die Versetzung einer einfachen Sylbe entstehen, sind für den Gelehrten, Redner und Dichter eine fruchtbare Quelle von Reichthum und neuen Schönheiten; denn 1) befreyen sie die Sprache von den verneinenden Formeln, von den harten und matten Redensarten, als *son manque de, son defaut de, son peu de,* und ähnlichen übelklingenden Ausdrücken, welche den Styl entnerven, und den Gedanken entstellen, und zwar durch häufige Umschreibungen, die in der Poesie unerträglich bleiben, und selbst in Prose kaum geduldet werden. Sie tragen 2) zu der Deutlichkeit des Styls vieles bey, geben der Sprache einen Anstrich von Simplicität, Genauigkeit, Kürze und Nachdruck, wodurch sie oratorischer und lapidarischer wird. Sie vervielfältigen 3) die flüchtigen Nüancen, welche dem Schriftsteller, der die Kunst zu malen, und die Ausdrücke seinem Gedanken anzupassen versteht, so kostbar sind. Man kann *insensible* seyn, ohne *dur* zu seyn; *indocile,* ohne *opiniâtre, irréligieux,* ohne *athée* zu seyn. Die Wörter *insensible, indocile, irréligieux* bezeichnen daher nicht genau das Gegentheil, sondern den Mangel an *sensibilité, docilité, religion.* Diese verschiedenen Betrachtungen bewogen den Vf., in den fremden Sprachen, deren Genius die meiste Aehnlichkeit mit der seinigen hat, eine Reihe von Ausdrücken aufzusuchen, welche in das Französische aufgenommen zu werden verdienen; und sich zu diesem Bürgerrechte ohne Zwang hergeben. Er überläfst es dem Geschichtschreiber, Redner und Dichter, diese neuen Materialien zu gebrauchen, und entschuldiget sich, dafs er einige schon bekannte Privativa eingerückt habe, weil sie in dem Wörterbuche der Akademie nicht vorkommen. Unstreitig wird er durch dieses Geschenk seinen Mitbürgern einen grofsen Vortheil stiften, besonders zu einer Zeit, wo die republicanische Verfassung die Redekunst begünstigt, und überhaupt die engen Gränzen rühmlich erweitert, in welchen die an sich schöne Sprache der Franzosen durch leicht aufzufindende Ursachen nur zu lange eingesperrt war. Allein so sorgfältig er auch die Werke der berühmtesten lateinischen, italiänischen, spanischen, portugiesischen, deutschen und englischen Schriftsteller durchgesucht zu haben vorgiebt; so dürfte doch der Philologe manches an dieser Arbeit auszusetzen finden, und sie als ein noch unvollkommenes Product ansehen, das eigentlich nicht auf wahrer Sprachkunde beruht, sondern blofs die Frucht einer flüchtigen Benutzung vieler Wörterbücher zu seyn scheint. Und doch heifst es in der Vorrede: *Cet ouvrage m'a couté trois années de recherches.* — Eine verlorene Zeit! Warum gab Hr. Pougens seine gesammelten französischen Privativa nicht allein heraus, ohne das Gepränge fremder Namen, Wörter und Bücher? Rec. hält es für Pflicht, seinen Ausspruch mit einigen Belegen zu unterstützen.

Bey *inabaissé* (S. 1.) steht das englische *unabashed.* Es müfste *unabased* gewählt seyn, da beide Wörter in ihrer Bedeutung sehr abweichen. Der dazu gehörige italiänische, spanische, lateinische und deutsche Ausdruck fehlt, und dieser Mangel ist oft an mehrern Stellen sichtbar. — Bey *inabandonné* sollte statt *unforsaken* richtiger *unabandoned* stehn; denn *a forsaken man* sagt gewöhnlich etwas anders als *an abandoned man.* — Bey *inaccompagné* (S. 3.) findet sich ein undeutsches Wort *unvergesellet.* — Unter *inacéré* fehlt *unsteeled:* das angeführte *disedged* kann nicht immer für *unsteeled* gelten. — Unter *inacquis* (S. 4.) würde *unacquired* besser seyn als *ungot.* — Unter *inactif* sollte *unthätig* stehen; *unwirksam* heifst *inefficace.* — Unter *inaffable* (S. 5.) wäre *inaffable* zu setzen, nicht *unkind,* weil jemand *unkind* seyn kann, ohne gerade *inaffable* zu seyn. — Bey *inaffectueus* (S. 7.) erblickt man *unkindly.* Dieses ist ein Adverbium, selten ein Adjectiv. Warum also nicht lieber *disaffectionate* oder *disaffected?* — Bey *inaffligé* (S. 8.) liefs man wieder ein undeutsches Wort, *ungeheyet.* So auch bey *inaimable, unholdselig;* bey *inallegué, unangezogen.* — Zu *inaltéré* (S. 10.) schickt sich nicht *unadulterated,* aber wohl *unaltered;* zu *inamassé* (S. 11.) pafst nicht *ungathered,* sondern eigentlich *unheaped.* — Doch genug! Man wird schon aus diesen Proben sich einen Begriff von dem Ganzen machen können, das in Hinsicht auf die französischen Privativa, womit der Vf. seine Muttersprache bereichert, gewifs Lob verdient: aber in Rücksicht der aus andern Sprachen beygebrachten Wörter noch einer grofsen Verbesserung und Ergänzung bedarf, so sehr auch dieses Werk mit unzähligen Namen ausländischer Schriftsteller prahlt. Lächerlich ist es oft, bey alten und längst gebräuchlichen Wörtern einen Pope, Addison u. s. w. als Gewährsmann aufgestellt zu sehn, da doch niemals eine Beweisstelle angeführt wird. Die 106 S. lange Tabelle der vornehmsten lateinischen, italiänischen, spanischen, portugiesischen und englischen Autoren, aus welchen der Vf. geschöpft haben will, giebt freylich seinem Buche ein gelehrtes Ansehn, kann aber in jeder guten Literärgeschichte noch ausführlicher gefunden werden. Er verspricht in der Vorrede noch ein Werk zu liefern, das ihn schon über sechzehn Jahre beschäftiget. Dieses soll einen weitern Umfang haben und viel wichtigere Dinge enthalten als das gegenwärtige.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. November 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

Erlangen, in der Waltherischen Buchh.: *Wanderungen durch einen Theil von Franken und Thüringen.* In Briefen an einen Freund, von *Ernst Wilhelm Martius.* 1795. 323 S. 8.

Der Vf. ist, wie wir vernehmen, Hofapotheker zu Erlangen; er zeigt sich in dieser Schrift als einen geschickten Beobachter. Seine Reise ging nach *Vorchheim, Bamberg, Kloster Banz, Koburg, Saalfeld, Culmbach, Bayreuth, Streitberg,* auf das *Fichtelgebirg, Wohnsiedel* und *Hof.* Er nahm vorzüglich auf mineralogische und technologische Gegenstände Rücksicht, die zuweilen mit kurzen statistischen Nachrichten, malerischen Schilderungen schöner Gegenden und andern Bemerkungen abwechseln. Im *ersten Brief* giebt der Vf. einige Nachrichten von den Ruinen des Schlosses *Scharfeneck* bey Bayersdorf, (wovon die Titelvignette eine schöne Abbildung vorstellt) und eine Beschreibung der *Kalktuffsteine* auf der Chaussée von Vorchheim nach Bamberg. Der *2te Brief* handelt vom Naturalienkabinet zu Bamberg, welches zwar mancherley Seltenheiten enthält, sich aber in der gröfsten Unordnung befindet. Die hier befindlichen künstlichen Versteinerungen, womit der ehemalige Prof. *Beringer* zu Würzburg, ein leidenschaftlicher Verehrer der Versteinerungskunde, auf eine sehr lächerliche Art hintergangen wurde, sind bekannt, und noch neuerlich durch Hn. *v. Thümmels* Reise nach dem südlichen Frankreich dem lesenden Publicum wieder ins Gedächtnifs gebracht worden. *III. Brief.* Etwas vom Kloster Banz und von dem unweit demselben gelegenen sogenannten *Drimriset*, einem Berge, der für die Versteinerungskunde merkwürdig ist. Er enthält eine Menge Jacobsmuscheln oder Pektiniten; zuweilen findet sich auch eine Art Chamiten mit dünner, weisser, zartgestreifter Schaale, die noch unversteinert und sehr mürbe ist. Im *4ten bis zum 8ten Briefe* beschreibt der Vf. das Museum zu Koburg und die verschiedenen Gattungen Gebirgsarten und Versteinerungen, die dort anzutreffen sind. Unter andern giebt es in dem westlichen und südlichen Gebirge dieser Lande jaspisartig versteinertes Holz in grofsen Blöcken und in kleinen Stücken, woraus von dem Steinschneider Walther daselbst viele Galanteriewaaren verfertiget werden. Auf der Spitze des Straufsbahns (Straufshains), eines Berges unweit Rodach, findet man einen Ausbruch von Basalt, der mit deutlichen Spuren vulkanischen Ursprungs gezeichnet ist. Zu *Grub am Forst* ist eine Salmiak- und Berlinerblaufabrik angelegt, über deren Einrichtung der Vf. genaue Nachrichten mittheilt, und zugleich die medicinischen Eigenschaften des dortigen Gesundbrunnens beschreibt, zu dessen Gebrauch Hr. *von Sand* zu Koburg ein bequemes Badehaus hat aufführen lassen. *IX Br.* Darstellung der Hammergewerke zu *Friedrichsthal*, des Hohenofens und der Porzellanfabrik zu *Wallendorf.* Ungleich wichtiger für den Mineralogen ist die Beschreibung des *Saalfelder Bergbaues* im *10ten 11ten* und *12ten Briefe.* Der sogenannte *rothe Berg* enthält nicht allein Kupfer- und Silbererze, sondern auch Kobolte aller Art, wovon der Vf. S. 83. ein genaues Verzeichnifs liefert. Zur Bestimmung der Mächtigkeit der verschiedenen Gebirgslagen theilt er S. 76. einen bergmännischen Aufsatz mit, nach welchem unter andern die braunen Flötze reiche Kupfer- oder Fahlerze brechen, davon der Centner 20—40 Pfund Kupfer und 2—5 Mark Silber halten soll. S. 91 ff. beschreibt der Vf. das dortige Blaufarbenwerk des Doctor Wagners, das Verfahren bey der Zubereitung der sympathetischen Tinte, der grünen und grauen Malerfarbe, und des blauen Vitriols, den man hier aus einem Kupferschiefer und Schwefelkies zu gewinnen weifs. *13ter Br.* Zu *Oberloschwitz* hat man ehedessen ein blaugraues Antimonium auf blauen Schwerspat mit Schwefel gebrochen, die Grube ist aber jetzo eingegangen. *14. Br.* Schieferbruch bey *Ludewigstadt*, Steinkohlengruben bey Kronach und Salzquelle bey Neukenrod, woraus die Einwohner ihr Kochsalz zubereiten. *15 Br.* Bayreuthische Marmore, Bemerkung über ein bey Neustadt am Kulm gefundenes kryptogamisches Gewächs und über den Weiherschwamm. *16 Br.* Die Muggendorfer Hölen, wegen ihrer Tropfsteine merkwürdig, und fossile Knochen, die in den Mockafer und Geilenreuther Hölen gefunden werden. Ueber die Frage, wie diese thierischen Ueberbleibsel, worunter sich auch die des Eisbären befinden, in diese Gegend gekommen, werden S. 157. einige, aber freylich noch sehr schwankende, Hypothesen aufgestellt, und die vom Professor Rosenmüller deshalb angegebene Meynung nicht ohne Gründe widerlegt. *Br. 17. Rosenmüllers Höle:* Seltenheiten aus dem Thier- und Pflanzenreiche in der Gegend von Muggendorf. *Br. 18.* Gold- und Silbergruben zu *Goldcronach*, die ehemels sehr ergiebig waren. Aus den, mit den neuern Ausbrüchen angestellten Untersuchungen hat sich ergeben, dafs der Centner Schlich 3 Loth Gold und 1½ Loth Silber enthält. — Bey Röhrenhof ist ein *Serpentinbruch* und bey Bischofsgrun eine gut eingerichtete *Knopfhütte*, worinn aus einer dortigen Gebirgsart, die unter dem Namen *Knopfstein* oder *Kalmünzerstein* bekannt ist, eine Menge Glasknöpfe und Paterln oder Glaskorallen von allerhand Farben verfertigt und ins Ausland ge-

gebracht wird. 19 u. 20 *Br.* Beschreibung des *Fichtelgebirgs* und seiner Gebirgsart, die theils aus Granit von verschiedener Farbe, theils aus uranfänglichen Kalkstein besteht. Auf der Höhe desselben ist das Seifengebirge, aus dessen Zinnsande feines Zinn geschmolzen wird. S. 221. rühmt der Vf. die Einrichtung und die Heilkräfte des *Alexanders-Bads* bey Sichersreuth, von welchem aber im *Journal von und für Franken* B. II. S. 53. und 450. eine weit umständlichere Nachricht anzutreffen ist, die Hn. *M.* unbekannt gewesen seyn mag. — Zu Wunsiedel ist seit 1784 eine Privatgesellschaft von gelehrten Männern zusammen getreten, die sich mit der Aufklärung der vaterländischen Geschichte, Naturkunde, Sitten und Rechte beschäftigen. Dem Wunsche (S. 226.), dass man sich auch in andern deutschen Provinzen zu einer so löblichen Absicht vereinigen möchte, tritt Rec. um so mehr bey, da auf diese Art die Länderkunde ungemein viel gewinnen würde. *Br.* 21. *Speckfteingruben* bey Göpfersgrün. Im Speckstein werden Krystalle, doch selten, gefunden. Unweit davon trifft man Porcellanerde an, die von der Bayreuther Porcellanfabrik benutzt wird. Bey *Arzberg* giebt es viele Eisengruben, auch findet man in den Gegenden des Fichtelgebirges isländisches Moofs, wovon jährlich grosse Quantitäten durch den Handel ins Ausland verführt werden. *Br.* 22. Basalt und Ruinen des Bergschlosses *Thierstein*, Stangenschörl bey Selb, Bergkrystallen und Rauchtopase bey Markleuthen u. dgl. Eines der seltensten Naturproducte dieser Gegend sind die Perlen, die in den Bächen bey Pilgramsreuth gefunden werden, und den orientalischen ganz gleich seyn sollen. *Br.* 23 u. 24. Gebirgsarten bey Hof. Granaten in grünlichem Gneis zu Wölbattendorff und Oberkotzau. Bergbau bey Püchig und Hammerwerke Klingensporn, allwo sich ein Stab- und Zainhammer, ingleichen ein hoher Ofen befindet, auf welchem mancherley Gusswaaren auf zweyerley Art in Leimen und in Sand verfertiget werden. In der Eisensteingrube bey Weidesgrün bricht ein geträufelter gelbgrauer *Schwefelkies*, der sich in seiner Lagerstätte in Vitriol verwandelt. Zu Steben hat Hr. Oberbergmeister *von Humbold* eine bergmännische Schule angelegt, worinn die angehenden Bergleute von allen physischen Gegenständen, die zu ihrem Metier gehören, unterrichtet werden. Zwey Beylagen enthalten 1) einen Auszug der von dem Würzburg. Prof. Beringer 1726 herausgegebenen Lithographia Wirceburg., die er, als man ihm den Betrug entdeckte, wiederrief, und deren Exemplare er sorgfältig aufkaufte. 2) Eine Geschichte des Salmiaks und eine genaue Beschreibung der verschiedenen pharmacevtisch-chemischen Operationen, die man bey seiner Zubereitung zu beobachten pflegt.

Erfurt, b. Siering: *Neuer Taschenkalender für Geschäftsmänner und Reisende im Erfurter Gebiet* auf das Jahr 1795. Herausgegeben von *Wilhelm Stieghan*, der Philos. Professor. 419 u. XIII S. kl. 8. Mit einem Kupfer. (12 gr.)

Ein ausser den auf dem Titelblatte angezeigten beiden Classen von Lesern für jeden kurmaynzischen Unterthan sehr nützlicher Staatscalender. In dieser Hinsicht ist 1) im Zeitcalender S. 1—27. die Vergleichung mit der französischen Zeitrechnung, *so lange* sich diese nämlich erhalten wird, sehr nützlich. 2) Die Vollständigkeit und logische Anordnung des Erfurter Adresshandbuchs S. 27—150. musterhaft. Zum Beweise des erstern, welche nichts als kurze statistische Erläuterungen bey einigen Aemtern, Titeln und staatsrechtlichen Verhältnissen zu wünschen übrig lässt, führt Rec. nur S. 143 ff. das *Censurcollegium* und die *Verfasser* der *politischen Zeitungen*, so wie S. 180. die *fremdherrischen* Instanzen an. Rubriken, welche man in wenig Staatscalendern findet. Auch gehören 3) die Post, Geleits, Boten, und Porto-Tabellen, Auszüge aus erfurter Verordnungen u. s. w. in den Plan des Buchs. Nur möchte das überaus weitläuftige Jahrmarkts-verzeichnifs, die Gothaer und Frankfurter Thorsperrordnung, und insbesondere die Kritik des hessischen Monuments bey Frankfurt mit Recht für heterogen gehalten werden. So gegründet letztere seyn mag, so geht sie doch zunächst keinesweges das Erfurtische, sondern ausser den Hessen, der Stiftung wegen, die Preussen und der politischen Beziehung wegen, die Franzosen an.

GESCHICHTE.

1) Gotha, b. Ettinger: *Die Geschichte und statistische Darstellung der Stadt Erfurt, in einem kurzen* Entwurf zum Unterricht(;) eine von der churmaynzischen Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt, mit gekrönte Preisschrift. (Vom Hn. Prof. *Rössig* in Leipzig.) 1794. 122 S. 8. (8 gr.)

2) Ebendas.: *Lehrbuch für die Thüringische Geschichte*, von *J. G. A. Galletti*, Prof. am Gymnas. zu Gotha. 1795. 98 S. 8. (5 gr.)

Der Gedanke, junge Leute mit der Geschichte ihres Vaterlandes, wenigstens im Allgemeinen, bekannt zu machen, verdient allerdings Beyfall. Beide angezeigte vor uns liegende Schriften, die wir, wegen Gleichheit jenes Zwecks, zusammenstellen, sind nach einem guten Plane gearbeitet, und verrathen Bekanntschaft mit dem Gegenstande und eine gesunde Beurtheilung dessen, was in der vaterländischen Geschichte das meiste Interesse hat. — Die Begebenheiten sind gut geordnet und in kurzen Sätzen angegeben, so bekommt der Lehrer einen sichern Leitfaden, über die vorzüglichsten Data zu commentiren, und selbige seinen Zuhörern mit zweckmäfsiger Umständlichkeit vorzutragen.

Nr. 1) hat ihr Daseyn einer Preisaufgabe der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt zu danken, welche eine pragmatische Geschichte dieser Stadt verlangte. Neben dem gröfsern Werke, welches der dortige Hr. Prof. Dominikus unter dem Titel: *Erfurt und das Erfurtische Gebiet, nach geographischen, physischen, statistischen, politischen und geschichtlichen Verhaltnissen,* 1793

1793 u. 1794 in zwey Theilen herausgab, lieferte auch Hr. Prof. Rösfig zu Leipzig die gegenwärtige *Geschichte und statistische Darstellung der Stadt Erfurt*, und bestimmte sie blofs zum Unterricht in Schulen. Die Akademie nahm sie mit Beyfall auf. Ihrer Bestimmung nach kann man keine neue historische Aufklärung darin erwarten; daher wollen wir nur den Plan derselben anzeigen. Sie ist in *sechs Perioden* abgetheilt, deren jede zuförderst die politische und kirchliche Geschichte der Stadt Erfurt in sich fasst, und dann unter der Rubrik: *Statistik*, über ihre Bevölkerung, Cultur, Gewerbe und Handlung, Wohlstand, Wissenschaften und Künste, Polizey u. d. m. manche interessante Nachrichten mittheilt. I Periode. Von den *ältesten Zeiten bis zu dem J. 842*. II. *Vom J. 842 bis 1258*. III. *Von Errichtung des Stadtraths bis zur Volksregierung, von 1258 bis 1310*. IV. *Von dem Anfange der Volksregierung 1310 bis zum Ammerbacher Vertrage 1483*. Im 15ten Jahrh. schwung sich Erfurt durch Gewerb und Handlung zur höchsten Gröfse empor, und erweiterte sein Gebiet durch Ankauf der Stadt Sömmerda nebst Schallenburg ansehnlich. V. *Von dem im J. 1483 errichteten Ammerbachischen Vertrage, bis 1664, oder der Reduction.* Dieser Zeitraum, dessen Auffschrift wir etwas mehr Deutlichkeit gewünscht hatten, ist reich an wichtigen Ereignissen. Für die sächsische Geschichte ist besonders der Vertrag vom Jahr 1483 merkwürdig, weil dadurch die Stadt Erfurt das Kurhaus Sachsen für ihren Schutzherrn förmlich anerkannte. VI. *Von den Vorfällen des Jahres 1664 oder der Achtsvollstreckung bis zu den neuesten Zeiten.* Zuletzt liefert der Vf. von der Stadt Erfurt und ihrem Gebiete noch einige statistische Nachrichten, denen zwar noch hin und wieder der gewünschte Grad von Vollständigkeit abgeht, aber bey dem Unterrichte eines geschickten und mit den erfoderlichen Localkenntnissen bereicherten Lehrers sehr gut ergänzt werden können.

Nr. II. Hr. G. erklärt sich über seinen Zweck in der Vorrede ganz richtig, wenn er sagt: dafs, sobald junge Leute auf Schulen die Geschichte Deutschlands im Grossen kennen, die Vaterlandsgeschichte diejenige seyn müsse, die ihnen zuerst umständlich gelehrt werde. Er nimmt folgende Perioden an: 1) von den ältesten Zeiten bis auf Bonifacius 719; 2) bis auf Ludwig mit dem Barte 719—1036; 3) bis auf Heinrich den Erlauchten 1036—1247; 4) bis auf Kurf. Ernst 1247—1485; 5) bis auf den westphälischen Frieden 1485—1648; und 6) bis auf die jetzigen Zeiten, von 1648—1794. Diese Eintheilung ist natürlich, und der Geschichte angemessen. In jeder Periode werden die wichtigsten Begebenheiten in kurzen Sätzen angeführt. Doch hätte der Vf. durch Anführung der vorzüglichsten Quellen dadurch dem künftigen Lehrer den Unterricht derselben wohl noch erleichtern können.

Nürnberg, in Comm. der Schneiderischen Kunst- und Buchh.: *Materialien zur Nürnbergischen Geschichte.* Herausgegeben von D. *Joh. Christ. Siebenkees*, Prof. der Rechte zu Altorf. Dritter Band. 1794. 384 S. 8.

Vom Plan und Zweck dieser Materialien s. A. L. Z. Nr. 7. Die vorzüglichsten Auffätze in den sechs Stücken dieses Bandes sind: XIII. Stück. 3) *Victualien und Marktlipozey in ältern Zeiten.* Merkwürdig ist es, dafs *die Mehlwage* schon 1519 in Nürnberg aufgekommen und also weit älter ist, als Busch in der Gesch. der Erfind. Th. IV. S. 221. anführt. 4) *Nürembergische Protsordnung*, aus dem 15ten Jahrhundert. 6) *Mandat und Vergünstigung eines erbaren Raths, wegen der Kinderlehren in der Carthäuser Kirche*, vom J. 1619. 7) *Miscellaneen aus einer Nürnberg. Chronik vom XVII Jahrhundert.* (in den folgenden Stücken fortgesetzt.) Einzelne Nachrichten von den Burgerfahnen, Kuh-, Ochsen- und Bärenhatz, Comödianten, Hofnarrn u. d. m., die für eine gewisse Gattung von Lesern ziemlich unterhaltend sind. — *XIV Stück.* 1) *Von den ehemaligen Fechtschulen in Nürnberg.* Wahrscheinlich haben sie im XVI Jahrh. ihren Anfang genommen und bis zu Ende des XVII Jahrh. gedauert. 2) *Nachrichten von der Kleemannischen Mahlerfamilie.* 3) *Stiftungsbrief des Jungfern-Allmosens*, vom Jahr 1514. 4) *Eine Urkunde, das Augustinerkloster zu Nürnberg betreffend.* 5) *Verschreibung der Stadt Nürnberg wegen 15 fl. ewigen Geldes, zu dem Allmosen der armen Kindbetterinnen*, 1461. 6) *Bestallung des nürnbergischen Stadtschreibers im XIV Jahrh.* 7) *Einige Nachrichten von der Armen-Kinderschule bey St. Lorenzen*, vom J. 1704. Nach einer von Hn. S. beygefügten Anmerkung sind vom J. 1699 bis 1763 darinn 2528 Kinder aufgenommen worden. Der ganze Fond der Schule bestand 1793 in 36738 fl. 15 Xr. — *XV Stück.* 1) *Rathsverlafs, die Errichtung des Collegiums der Marktsadjuncten im J. 1635 betreffend.* 3) *Relation, wie der Bettel in Nürnberg mit dem Jahr 1699 völlig abgestellt worden.* Ein lesenswürdiger Auffatz; worinn der Zustand des damaligen Bettelwesens, die Ursachen desselben und die vom Stadtrath dagegen getroffenen Anstalten sehr gut dargestellt sind. Vom J. 1699 bis 1704 ist zur Versorgung der Armen, deren Anzahl sich auf 1130 belaufen hat, eine Summe von 136998 fl. gesteuert worden. 5) *Einige Rathsverläfse, den Landpfänder betreffend*, von den Jahren 1547—1749. *XVI Stück.* 1) *Oeffentliche Umzüge und Tänze der Handwerker.* Sie gehören zu dem Charakteristischen der vorigen Zeiten, und beweisen zugleich den vormaligen Wohlstand der nürnbergischen Handwerker. 2) *Aeltere nürnbergische Gesetze aus dem XIV Jahrhundert.* Sie betreffen das Umgeld, welches die Bürger von dem eingelegten Weine zu entrichten hatten. *XVII Stück.* 4) *Geschichte und Alterthümer des nürnbergischen peinlichen Rechts.* Enthält Beyspiele von Hinrichtung und Bestrafung einiger Personen. 5) und 7) *Beyträge zur Geschichte der Topographie Nürnbergs und der dasigen Apotheken.* *XVIII Stück.* 1) *Zur Geschichte des künstlichen Uhrwerks in der Frauenkirche.* Das Alter desselben hat man bisher irrig in das 14te Jahrh. gesetzt, indem sich aus einer Urkunde ergiebt, dafs es erst zu Anfang des 16ten Jahrh. verfertigt

fertigt worden ist. 3) *Lucas Osianders Schreiben an den Magistrat zu Nürnberg und dessen Antwort vom J. 1603.* 4) *Verzeichniss, was einigen Städten, wegen erlittener Brandschäden, seit dem Anfang des 18ten Seculi von Nürnberg beygesteuert worden,* vom J. 1700 bis 1763. 5) *Skizze zu einer Biographie des Hn. Joh. Max. Leonh. Keyl, vorgelesen in der Versammlung des Pegnesischen Blumenordens 1794.* Er war Ingenieurhauptmann und Anschicker im Bauamte zu Nürnberg, und besass gründliche Kenntniss in der Kriegs-, bürgerlichen und Wasserbaukunst. 6) *Von dem Liede: Erhalt uns Herr bey deinem Wort.* Schon im J. 1611 wollte man dasselbe, der Katholiken wegen, in Nürnberg einstellen: es wurde aber erst 1783 in den dasigen Kirchen abgeschafft. 7) und 8) *Polizeygesetze des XIV Jahrhunderts, und Auszüge aus den ältesten nürnbergischen Gesetzbüchern.*

Im Ganzen genommen enthalten gegenwärtige Materialien manches, wodurch die Kenntniss der ältern und neuern Geschichte und Statistik der Stadt Nürnberg einigen Zuwachs erhält, und über die ehemaligen Sitten und Gebräuche mehrere Nachrichten verbreitet. Sammlungen von der Art sind zwar immer von einem etwas eingeschränkten Nutzen, und haben für auswärtige Leser kein groses Interesse. Sie liefern aber doch dem nürnbergischen Alterthumsforscher manchen Stoff zu Speculationen über das Costum und den Genius seiner alten Landsleute, und in dieser Hinsicht verdient die Bekanntmachung solcher Actenstücke um so mehr den Dank des Publicums, da sie, ohne die Sorgfalt des Herausgebers, vielleicht verloren gehen würden. Zu einem jeden Stücke gehört eine *Beylage*, die die Stelle eines nürnbergischen Intelligenzblatts vertritt, und die neuherausgekommenen Schriften, neue Kunstproducte, Todesfälle, Amtsveränderungen, Rathsverordnungen u. d. m. kürzlich anzeigt.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Blumauer: *Catalogue raisonné des Desseins originaux des plus grands Maitres anciens et modernes du Cabinet de feu Le Prince Charles de Ligne.* Par *Adam Bartsch*, Garde d'Estampes à la Bibliotheque J. et R. de la Cour. etc. 1794. 460 S. 8.

Diese Sammlung von Zeichnungen sollte am 4 Nov. vorigen Jahrs zu Wien öffentlich verkauft werden. Es ist uns aber nicht bekannt geworden, wer solche erstanden hat. Alle Freunde der Kunst müssen indessen wünschen dass sie in gute Hande gerathen sey, oder noch kommen moge, wo sie für jedermann zugänglich bleibt, da das Verzeichniss eine so sehr beträchtliche Anzahl Werke der grössten Meister nambaft macht. Denn nach demselben enthalt sie nur allein von *Raphael* 48 Stücke; 19 von *Julius Romanus*; 9 von *Fr. Barocci*; 14 von *Leonard da Vinci*; 11 von *Michel Angelo Buonarroti*; 5 von *Andrea del Sarto*; 5 von *Titian*; 6 von *Tintoretto*; 4 von *Paolo Veronese*; 6 von *Coreggio*; 17 von *Parmegianino*; 6 von *Ludwig Carracci*; 3 von *Augustin Caracci*; 30 von *Hannibal Carracci*; 7 von *Guido Reni*; 4 von *Franzesco Albano*; 4 von *Domenichino*; 25 von *Guercino*; 22 von *Polidoro Caravaggio*; 11 von *Albrecht Dürer*; 2 von *Hans Holbein*; 9 von *Lucas von Leiden*; 26 von *Rembrandt*; 18 von *Nic. Berghem*; 25 von *P. Paul Rubens*; 20 von *Anton Vandyck*; 15 von *Nicolaus Poussin*; 5 von *Claude-Lorrain etc.* Der Vf., Hr. *Bartsch*, zeigt Urtheilskraft und gute Kenntnisse. Eine einzige Stelle haben wir gefunden, welche verdient, geahndet zu werden; er sagt nämlich S. 32. von einer Zeichnung des *Massaccio*: *ce Dessein precieux à cause de son ancienneté est tout à fait dans le genre Etrusque.* Glaubt denn Hr. *B.* wohl im Ernst, dass eine Originalzeichnung von Massaccio nur bloss ihres Alters wegen schätzbar sey? und worinn besteht die Aehnlichkeit derselben mit hetrurischen Kunstwerken?

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Augsburg*, b. Lotter: *Versuch einer neuen altrömischen Geschichte.* 27 S. 8. — Ein misglückter Versuch, die freylich mit Fabeln überladene Geschichte der Römer vom Aeneas bis auf den Tod des Romulus in lächerlicher Blösse zu zeigen. Nach der Versicherung des Herausgebers ist es eine Uebersetzung aus dem Französischen. Wie grosen Werth er darauf lege, zeigt sein Vorbericht, in welchem er nach einer Herabwürdigung der besten alten und neuen Schriftsteller versichert, er liefere einen herrlichen, höchst angenehmen, Erzähler alter Geschichten, der das Wahre und das Wunderbare gehörig zu sichten, und die altrömische Geschichte so naiv, so reizend, so herzinnig, so gefällig und so glücklich darzustellen wisse, dass ihn der Mann mit Wollust lese, der jene ältern und neuern Schnurpfeifereyen alle längst gelesen hat. Er schliesst mit dem Wunsche, dass es dem Erzähler belieben möge, fortzufahren, wie er angefangen hat. „Thut ers, so sollen unsere Leser zum Desert abermals mit dieser Confectschale von uns nach Gusto bedienet, regalirt und — wie wir hoffen — befriedigt werden." Ja wohl, wenn es Leser mit dem Geschmacke des Uebersetzers sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. November 1795.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) PRAG, b. Schönfeld: *Kaiserlich Königlicher Schematismus für das Königreich Böheim* auf das Jahr 1794. 220, 206 u. 110 S. 8.

2) WIEN, b. Gerold: *Hof- und Staats-Schematismus der Residenzstadt Wien.* 1794. 40 S. unpaginirt und 488. 8.

3) ULM, in d. Stettinsch. Buchh.: *Staats- und Addresshandbuch des Schwäbischen Reichskraises* auf das J. 1794. 14 u. 393 S. 8.

4) ZITTAU, b. Schöps: *Oberlausitzischer Address-, Post- und Reise-Kalender* auf d. J. 1794. 222 S. 8.

5) Derselbe auf d. J. 1795. 64 S. 8.

6) HAMBURG, b. Hermann: *Neues Hamburger und Altonaer Address-Buch* auf d. J. 1794. 323 S. 8.

7) GOTHA, b. Ettinger: *Herzoglich Sachsen-Gotha und Altenburgischer Hof und Addrefs-Kalender* auf das J. 1794. 116 S. 8.

8) SCHWERIN, b. Bärensprung: *Herzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Staats-Kalender.* 1795. 32 u. 201 S. 8.

Nr. 1) kommt jährlich in Prag heraus, und behält noch immer seine alte unvollkommene Einrichtung. Es ist jedoch mehr, als der Titel sagt, nämlich eine statistische Nomenclatur für sämmtliche österreichische Staaten, und zugleich ein Adressbuch für Prag.

Nr. 2. ist eigentlich Adrefscalender für die Stadt Wien und als Privatunternehmung des Hn. *Gerold*, welcher sich von jeder Landesstelle mühsam die Beyträge verschafft, einer rühmlichen Anzeige werth, um so mehr, da in den letztern Jahren immer neue Artikel hinzugekommen sind. Es steht dieser Staatscal. beständig in 80 Formen im Satze und wird mit stehenden Lettern gedruckt. Zu der Vollständigkeit fehlen die Kammerherren, K. Geheimen-Räthe und andere Titularen, wie auch das Militär. Die Vertheilung der Materien ist noch immer nicht planmäfsig. Die abstechenden Namen so vieler zu dieser Monarchie gehörenden Nationen und Völkerschaften, und die Eigenthümlichkeiten der österreichischen Provincialsprache leuchten auf jeder Seite hervor. Auch kann man daraus mit Hülfe des Miliz-Almanachs das Zahlenverhältnifs der dem Kaiser und dem preufsischen Hause dienenden deutschen Fürsten abnehmen.

Von Nr. 3. hat dieser Jahrgang einen noch höhern Grad von Brauchbarkeit und Vollkommenheit, als seine Vorgänger, bekommen, und es würde das Verdienstliche davon noch mehr hervorleuchten, wenn die Specialgeschichte des Buchs vorangeschickt, mithin die Unvollkommenheit der ältern Versuche dargestellt wäre. Schon 1749 gab es ein Mag. *Scholl* zu Tübingen heraus, der es aber selbst im Jahrgang 1751 einen *ungestalten Leib* nannte, wie es auch dann noch lange blieb. 1762 erhielt der Notar *Tiger* in Ulm dazu das kaiserliche Privilegium, und brachte es in eine Verbindung mit dem fränkischen Kreiscalender, bis 1791 die Stettinsche Buchhandlung es für sich bestehend herausgab, und dem Hn. Kanzleyadvocaten D. *Speidel* in Stuttgard die Abfassung übertrug. Dieser hat nun aus handschriftlichen Nachrichten und durch einen ausgebreiteten Briefwechsel ein systematisches Ganze nach dem Schwarzkopfschen Werke daraus geformt, und behält die Anonymität, ungeachtet seiner juristischen Celebrität, bey. Er liefert darinn unstreitig einen der brauchbarsten deutschen Staatscalender, aus welchem die Verfassung und das ganze Personale des ganzen Kreises vollständig, und mittelst zweyer Register zugleich mit Bequemlichkeit, übersehen wird. *Büsching* u. a. können daraus berichtigt werden. Es ist zu wünschen, dafs der Vf. die erbetene Unterstützung mit Nachrichten von einzelnen Kreisständen nicht lange vermissen möge.

Nr. 4. u. 5. ist ein sehr nützliches statistisches Handbuch nebst Beamtenliste für das Markgrafthum Oberlausitz. Rec. besitzt aus ältern Zeiten zwey ähnliche Versuche, nemlich vom J. 1728 den des Pfarrer Sühnel zu Werlsdorf, welcher 1750 erneuert worden, und v. J. 1769 den von Schümberg (8. S. 368.). Den von einander abweichenden Plan von beiden hat der ungenannte Vf. des vorliegenden auf eine sehr zweckmäfsige Art zusammengeschmolzen, und verdient deshalb alle Unterstützung seiner Landsleute.

Nr. 6. Jetzt *aufs neue* mit einer so verdienstlichen Genauigkeit und Vollständigkeit abgefasst, und, wie die Vergleichung der Seitenzahl schon beweiset, abermals so vermehrt, dafs Rec. dem Urtheile seines Vorgängers in Nr. 105. S. 160. des Jahrg. 1792 der A. L. Z. völlig beypflichtet. Paris, London und Wien haben kein vollständigeres Adrefsbuch. Allein es wurde auch, wie Rec. vielleicht ausführlich einst darstellen wird, sehr früh zu Hamburg mit solchen Nomenclaturen vorgearbeitet. Schon 1698 gab es ein *Hamburgum Litteratum*, und 1712 unter dem Titel, *Jetzt belebtes* Ham-

Hamburg von *Brutlner*, einen vollständigen Staatscalender, welcher seit 1727 jährlich fortgesetzt worden ist.

Nr. 7. behält schon lange seine alte Form und Wesen, selbst bis auf die Seitenzahl, bey. Ist nach den Herzogthümern Gotha und Altenburg abgetheilt, und der Hof- und Militär-Etat in eins gefasst.

Von Nr. 8. hat ein anderer Rec. die Jahrgänge 1791. 1792. und 1793. in der A. L. Z. des Jahrgangs 1793. Nr. 82. S. 650. ff. mit dem gebührenden Lobe angezeigt. Kein deutscher Territorialstaatscalender entspricht der, aus dem Werke des Hn. *v. Schwarzkopf* hier auf der Rückseite des Titelblatts angezogenen, Definition so sehr als der jetzige, und noch in der neuesten Ausgabe entdeckt man allenthalben die Spuren der unermüdeten Sorgfalt, welche der gelehrte Herausgeber, Hr. Legationsrath Rudloff, darauf verwendet.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Pech: *Anleitung zur theoretischen und praktischen Cameral- und Finanzwissenschaft* für angehende Cameralisten, nebst einer Anweisung zur Anlegung eines Proviantmagazins und Einrichtung einer Landbank. Mit einer Tabelle. 1795. 10 Bog. 8. (8 gr.)

Der unbekannte Vf. hat bey der Ausarbeitung dieses Büchleins mehr *Juvenals* Ausspruch: *stulta est parsimonia, perituræ parcere chartae*, als *Horazens* weise Lehre: *sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam viribus*, befolgt. Auch ohne das Geständnifs in der Vorr. S. 4.: „dafs er seine Kenntnifs der Cameral- und Finanzgeschäfte aus Erfahrungen als *Praktikant* (vielleicht als Schreiber) *bey verschiedenen Cameralbeamten* „gesammelt habe," wird jeder sachverständige Leser sogleich wahrnehmen, dafs hier blofs einige mangelhafte, eben so fehlerhaft geordnete, als eingekleidete cameralistische Maximen zu finden sind, die der Vf. hie und da aufgehascht hatte.

Zuerst von dem Mangelhaften sowohl im Ganzen, als in einzelnen Theilen. Von dem so wichtigen Hauptheile der Cameral- und Finanzwissenschaft — dem Steuerwesen — empfängt der cameralistische Lehrling hier auch nicht den allernothdürftigsten Unterricht; denn die 4 mageren Aphorismen auf S. 78. können unmöglich dafür gelten. Diese grofse Lücke ist auch in der dem Schlusse des Buches angehängten Finanz- und Cameraltabelle, und dabey zugleich eine auffallende Verwirrung der Begriffe sichtbar. Aus dieser Tabelle soll man alle Gefälle (landesherrlichen Einkünfte) in ihrem Hauptursprunge kennen lernen, und doch enthält sie kein Wort weder von Grund- noch von Consumtions-, noch von Gewerbs-, noch von einer sonstigen Art Steuer; setzt die aus der Ausübung der landesherrlichen Hoheitsrechte im Betreff des Justiz-, Polizey-, Kriegs-, Kirchen- und Lehnswesens fliefsenden Einkünfte in besondere, von den aus den Regalien überhaupt erfolgenden Intraden ganz getrennte, Classen: da doch jene, als Arten, unter diesen, als Gattung, mit begriffen sind; und fertiget einige von besagten Classen kurz und bequem damit ab, dafs die darunter gehörigen Rubriken den cameralistischen Lehrlingen (?) zur selbstbeliebigen Eintheilung überlassen werden. Auch kennt der Vf. nach Ausweisung jener Tabelle; keine anderen Benutzungsarten der Domänengüter, als Verpachtung und eigene Verwaltung, und giebt nicht einmal weder von jener, noch von dieser in seinem Buche die mindeste Erläuterung.

Den gänzlichen Mangel systematischer Ordnung mag folgende Inhaltsanzeige beweisen: Erst in 11 Paragraphen viel triviales und weitschweifiges Geschwätz über die zur Bildung eines tüchtigen Cameralisten erfoderlichen Eigenschaften des Kopfes und des Herzens; dann einige Sentenzen von Zöllen und Mauthen; dann wenige einzelne unzusammenhängende Betrachtungen über einige Gegenstände der Oekonomie; dann ein Paar Betrachtungen über Monopolien; dann einige Bruchstücke aus der Lehre von Beförderung der Industrie; dann ein Mischmasch von Grundsatzen, welche bald die Manufacturen, bald das Commerz, bald einzelne Polizeysachen, bald die Regalien etc. betreffen; dann Empfehlungen des Bergbaues, dann sogenannte Finanzgrundregeln; dann einige die Monipolien, Polipolien und Propolien betreffende Gedanken; nun 6 hochweise Vorschläge, um sowohl dem Landmanne den sichern Absatz seiner ökonomischen Producte zu verschaffen, als auch die Theurung derselben zu verhüten, und endlich lauter schwindlichte Einfälle von Anlegung der Kornmagazine, eines allgemeinen Lagerhauses für einländische Manufacturwaaren und einer allgemeinen Landbank: kurz *rudis indigestaque moles*.

Hiezu kommen nun noch offenbare Unrichtigkeiten, und zuweilen sogar Albernheiten. So sind es z. B. eben so falsche, als gefährliche Lehren, „dafs der „Finanzier und Cameralist sein *Hauptaugenmerk* (S. 16 „auf die Erlangung der Gunst und Gewogenheit seines „Fürsten, der ihn besoldet, und zwar solchergestalt „richten habe, dafs er sich für desselben Wohl vorzüglich „lich verwenden, und doch eben dadurch dem Staate „nicht, oder *doch wenig schaden* (!)" (folglich die Wohlfahrt des Staats und seines Oberhaupts nicht zusammen als ein unzertrennbares Ganze betrachten) müsse (S. 77.)" „dafs Propolia dem Staate, besonders „den Proviant- und Kornhäusern *nützlich seyn* (S. 81.)" (aber fürwahr nicht dem Publicum!) „dafs die Ertheilung des Ranges, der Titel und Ehrenzeichen für *Geld unschädlich sey* (S. 82.)" (gewifs das sicherste Mittel, sie gegen ihren Zweck verächtlich zu machen). Zu den Albernheiten aber gehört z. B. der Vorschlag, „dafs auf jede Entfernung von 10 Meilen eine Magazinstadt und Provianthaus angelegt, und dabey in jedem Jahre *an einem gewissen dazu bestimmten* Tage „der Preis aller Victualien und Früchte, welchen der „verkaufende Landmann dafür empfangen solle, fürs „*ganze Jahr hindurch*." (also ohne alle Hinsicht auf die im Laufe eines Jahres sich vergröfsernden, oder vermindernden Vorräthe, oder auf sonstige sich ereignende Vorfälle), „festgesetzt werde. (S. 128.)

Zur

Zum Beweise seines schlechten Stils nur Eine Stelle, z. B. §. 51.: „Um nun dann von jedem dieser vorgeschla„genen Punkten(e) insbesondere zu handeln, so glaube „ich, das(s) fürs erste zu (zur) Verhinderung deren „(der) Propolien, welche bey dem Land- und Bauers„mann vorfallen, und wodurch einem Lande ohnnö„thige und höchst schädliche Theurung nicht allein zu„wachsen, sondern auch der gemeine Land- und „Bauersmann dadurch sicher zu Grunde gehen und in „die höchste Armuth gerathen muss."

KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, in der Grieshammerischen Buchh.; *Neues A B C Buch*, nebst einigen Vorbereitungen auf die christliche Religion. 4 B. 8. (4 gr.)

2) Ebendas., b. Schladebach: *Neueingerichtetes Leipziger A B C- und Lesebuch*, sowohl für Schulen, als auch zum Privatgebrauche. 1795. 8 B. ohne 2 B. A B C Tafeln und einige Kupfer. gr. 8. (14 gr.)

3) Nürnberg, b. Schneider u. Weigel: *A B C Bilderbuch*, in deutscher und französischer Sprache, nebst einigen Gesundheitsregeln. 1795. 11 B. in 8. (12 gr.)

4) Leipzig, b. Schladebach: *Lehrreiches Taschenbuch* für Ammen, und sogenannte Kindermuhmen, auch für manche Mütter brauchbar. Von *August Schmitt*. 1795. 8½ Bog. 12. (8 gr.)

5) Halberstadt, b. Grossens Erben: *Gottlob Friedrich Wilhelm Bekuhrs*, Predigers zu Vogelsdorf, *Lesebuch für Kinder von reiferm Verstande*, über die verordneten Fest- und Sonntagsevangelien. — Als eine Vorbereitung zu dem Buche: Die christliche Religion im Zusammenhange, für alle preussische Lande. 1794. 19½ B. 8. (8 gr.)

6) München, b. Leutner: *Praktischer Briefsteller*, zum Gebrauche für die deutschen Schulen, und zur Selbstbildung in der Briefsprache, mit Beyspielen von Berichts-, Glückwünschungs-, Bitt-, Wohlstands-, Empfehlungs-, Danksagungs, Consulenz-, Trost-, Entschuldigungs- und Vorwurfsschreiben, dann, freundschaftlich und wissenschaftlichen Briefen, mit einem Anhange von Kaufmanns-, Fracht- und Wechselbriefen, von Contracten, Bescheinigungen, Anweisungen, Testamenten, Schuldverschreibungen, Quittungen, Vollmachten, Schenkungsbriefen, Rechnungen u. s. w. und einer Titular-Tabelle. Von *Korbinian Badhauser*, Professor der deutschen Literatur bey der kurfürstlichen Militär-Akademie. 1793. 1 Alph. 9 B. 8. (20 gr.)

Nr. 1. Bilder, Verschen, Alphabete, Denksprüche u. s. w. weder schlechter noch besser, als gewöhnlich. Das Eigne, was dieses Büchelchen, nach dem Titel, auszeichnen soll, besteht: in 10 Seiten *Erzählungen zur Vorbereitung auf Religion*, welches gutgemeynte Unterredungen eines Vaters mit seinem Sohne sind; in 7 Seiten *kurze Geschichte des Menschen mit Rücksicht auf Religion*, ganz aus der Bibel geschöpft; und in 8 Seiten *biblische Stellen zur Grundlage des Christenthums*.

Nr. 2. Es ist nicht abzusehen, warum eben dieses A B C Buch das *Leipziger* heissen soll, da es weder das einzige in Leipzig gedruckte, noch in dieser Stadt vor andern privilegirt ist, und da es keine eigne Leipziger Methode, das A B C zu lehren, giebt, die hier befolgt wäre. Auch der Ausdruck: ein A B C Buch zum *Privatgebrauche*, im Gegensatze gegen Schulen, ist etwas sonderbar, statt, wenn anders auch das zu erinnern nöthig war, sowohl für öffentliche als Hausschulen. Als den grössten Vorzug des Werkchens giebt der Vf. S. 4. an: dass es eine grössere Anzahl von *aufgetheilten* Wörtern enthalte, als alle bisher erschienene A B C- und Lesebücher, weil es bey Kindern immer sehr schwer halte, die Sylben beym Buchstabiren gehörig *auf* oder abzutheilen. Das Uebrige, was der Vf. von den guten Eigenschaften eines A B C Buchs sagt, sind bekannte Dinge. Beym Gebrauche sollen die Buchstaben der A B C-Tafeln ausgeschnitten, und, auf Pappe geklebt, zu Sylben und Wörtern zusammengesetzt werden. *St* soll *ste* ausgesprochen werden, *ch* che u. s. w.

Nr. 3. Das Bilder A B C Buch nimmt 3½ Bogen ein; bey den Bildern steht nur Deutsch; aber hübsch bunt sind sie, und es ist recht gut, dass unter jedem Bilde steht, was es vorstellt; denn sonst könnte man den Unterstallmeister leicht für den Stallmeister selbst, und diesen für einen Stallknecht ansehen. Alles Uebrige füllen die Gesundheitsregeln, bey denen Hn. D. Fausts bekannter Gesundheits-Catechismus sehr benutzt worden ist.

Nr. 4. Der Vf. glaubt, dass bey der allgemeinen *Lesewuth*, die jetzt alle Stände ergriffen habe, viele nur lesen lernten, um nur auch etwas lesen zu können, und daher habe er für die auf dem Titel bestimmte Menschenclasse etwas Eignes zu liefern gesucht, das ihnen nützlicher, als das Romanenlesen wäre, zumal da man noch keinen ähnlichen Versuch aufzuweisen habe. Der erste Abschnitt des Werkchens trägt in kurzen Sätzen die wichtigsten Pflichten der genannten Personen vor, wo freylich viel gefodert, die Regel auch nicht allemal an die Person gerichtet ist, die sie befolgen *kann*. Wenn z. B. Regel 8 zur *Amme* sagt: du musst ein gutes äusserliches Ansehen, breite Schultern, eine breite bogenförmige gutgewölbte Brust haben, und weder zu fett noch zu mager seyn — so ist dies lächerlich, weil ja das alles nicht vom Willen der Amme abhängt, die Regel hätte als Vorschrift für den, der eine Amme zu wählen hat, aufgestellt werden müssen. Der zweyte und stärkste Abschnitt belegt einen Theil der Sätze durch Beyspiele und Aussprüche weiser Männer, und enthält überhaupt Geschichtchen, die *für Ammen* ganz interessant sind. Der dritte Abschnitt giebt ein Verzeichniss solcher Bücher, die den Ammen vorzüglich zu empfehlen sind, recht gut gewählt, und wer an-

an diesen 62 Büchern nicht genug hat, soll sich in der *Literatur des Frauenzimmers* (für Frauenzimmer) Nürnberg 1795 weiter Raths erholen. Der 4te Abschnitt: Berechnung der Einnahme und Ausgabe auf das Jahr; zu verstehen: die Linien gezogen, wo beides eingetragen werden soll. Der 5te Absch. enthält Gebete; bloss ein Morgen- und ein Abendgebet, beide etwas zu lang; und den Beschluss machen einige Wiegenlieder.

Nr. 5. Der Vf. vermisst, in den neuern Lesebüchern für die Jugend, zwar nicht manche Anweisung zur Tugend, aber doch den Geist des Evangelii. Ein Buch, worinn die Heilswahrheiten, und andre zum christlichen Leben nützliche Sachen, nach Schrift und Vernunft, und jedesmal fasslich vorgetragen würden, scheint ihm zu fehlen, und diesem Mangel will er abhelfen. Da nun, bey dem Landmanne, die evangelischen Perikopen in vorzüglicher Achtung stehen, so legt er dieselben zum Grunde, und liefert, was er den grössern Schulkindern seiner Gemeine in Nachmittagsstunden dictirt, und oft revidirt hat, und empfiehlt es sonderlich den Landschullehrern zum Gebrauche bey ihren Katechisationen. Ueber jedes Evangelium giebt er seine Belehrung durch Frage und Antwort, und schliesst mit einem oder ein paar Liederversen. Zur Probe einige Fragen über das Evangelium am 20sten Sonntage nach Trinitatis. *Frage* 1. Worauf kommt es bey dem Gleichnisse vom hochzeitlichen Kleide im heutigen Evangelio vorzüglich an, wenn wir daraus lernen wollen? *A.* Wir müssen den Umstand mit dem hochzeitlichen Kleide recht bemerken. *Fr.* 2. Soll das wohl die Hauptlehre seyn? *A.* Ich glaube es; unter der vorgebildeten Hochzeit wird die Glückseligkeit verstanden u. s. w. *Fr.* 6. Was versteht also der Heiland unter dem hochzeitlichen Kleide? *A.* Das wahre und thätige Christenthum. *Fr.* 9. Was hätte also ein Mensch zu thun? *A.* Ist er Christ, und will er es mit Ernst seyn, so muss er alle Mittel treu und redlich gebrauchen, die göttlichen Einrichtungen in Christo zu seiner Reinigung und Würdigung gläubig annehmen, und aller Anführung zum Guten folgen u. s. w. Man sieht zwar, dass in diesen Katechisationen der Jünger weit über seinen Meister ist, indessen können sie den Landschullehrern, für die sie eigentlich geschrieben sind, ganz gute Dienste leisten.

Nr. 6. Man würde dem Buche Unrecht thun, wenn man sich durch die altmodische Ausführlichkeit des Titels wider dasselbe einnehmen liesse; dem Publicum, für das der Vf. schrieb, muss vielleicht alles vorgezählt werden, was man ihm anbietet, wenn es kaufen soll. Der Vf. verkennt die guten Anweisungen zum Briefschreiben gar nicht, welche deutsche Gelehrte ausserhalb Bayern geliefert haben, beklagt aber, dass in Bayern noch wenig allgemein nützliches in diesem Fache erschienen sey, er rügt die Fehler der Anweisungen und Muster, deren man sich daselbst noch bedient, und hofft, dass sein Werk für sein Vaterland nicht überflüssig seyn, und nicht ohne Nutzen bleiben werde. Er theilt das Werk in zwey Theile, und den Anhang. Im ersten Theile setzt er die allgemeinen Eigenschaften der Briefe aus einander, und stellt bey jeder derselben fehlerhafte Beyspiele auf, um durch deren Besserung zu belehren; eine Methode, die auch Rec. für die Jugend nützlich und unterhaltend gefunden hat. Im zweyten Theile sammelt er alle im gemeinen Leben vorkommende Hauptarten der Briefe, trägt erst die besondern Regeln jeder Art vor, und giebt dann Beyspiele, die zum Theil aus andern Schriftstellern entlehnt sind. Dass er, in einem für Bayern geschriebenen Buche, bey Bittschriften an Landesherrn und Dicasterien die dermalen in Bayern üblichen Gewohnheiten beobachtet hat, bedurfte keiner Entschuldigung. Aber dass mehrere seiner eignen Briefe, die er als Muster vorlegt, noch ziemlich steif und selbst nicht frey von Unrichtigkeiten der Sprache sind, muss man damit entschuldigen, dass über das bisherige Schlechte hinaus noch viele Schritte zu thun sind, ehe man zur Vollkommenheit gelangen kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Berlin*, (b. Franke:) *Uebersicht der Geschichte der christlichen Religionsverbesserung* vom Ursprung und Fortgange derselben bis zur Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses, von *Christ. Aug. Ludw. Kirchhof.* 1794. 48 S. 8. — Hr. K. sollte lieber sich selbst, als Andere, über die Kirchengeschichte belehren, denn er hat wahrhaftig die Elemente davon noch nicht aufgefasst. Auch dieses neue Schriftchen, dessen selbst der Verleger sich schämen muss, da er seinen Namen verschweigt, liefert auf allen Seiten Beweise dafür. Wollen unsere Leser nur einige sich vorlegen lassen. S. 6. wird von Luther gesagt: „Er verlor um diese Zeit (da er zu Erfurt die scholastische Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit studirte und daneben, wie Hr. K. bemerkt, die alten römischen Schriftsteller las) einen seiner besten Freunde, und dies erweckte in ihm den Entschluss, zur grossen Unzufriedenheit seines Vaters, in einen der strengsten Bettelorden der Augustiner-Eremiten zu gehen." — S. 15. „Was Luther der Religion geleistet hat, leistet Melanchthon der Philosophie und den übrigen freyen Künsten, welche er von dem Wust, womit sie bedeckt waren, befreyete, und wieder in Ansehn brachte." — S. 16. „Zwingli hatte schon längst die Wahrheit eingesehen, ehe einmal Luther auftrat, aber sich bisher immer gescheut, der erste Reformator zu werden. Da er nun aber durch Luthers Beyspiel und Schriften angefeuert wurde, so ward er muthig, und erklärte nicht nur die heilige Schrift in öffentlichen Predigten, sondern er besiegte auch, 1519, den Bernardin Samson, der — aller Orten schmälige Summen Geldes eintrieb." Ein solches oberflächliches, armseliges Geschreibsel zu widerlegen lohnt sich der Mühe nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. November 1795.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Hildburghausen, b. Hanisch: *Predigten über verschiedene Texte*, nebst einem Anhang von *Festpredigten*, von *G. G. Ernesti*, Hof- und Stadtdiakonus in Hildburghausen. 1792. 464 S. 8.

2) Gera, b. Rothen: *Sammlung einiger heiligen Reden*, von *D. F. Heinrich*. 1793. 266 S. gr. 8. (16 gr.)

3) Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Religionsvorträge über wigtige* (wichtige) *Lehren und Grundsätze des Christenthums*. Ein Beytrag zur Aufklärung und Beruhigung vernünftiger Gottesverehrer. Nebst einer Confirmationsrede von *Bernhard Kiefeker*, Prediger zu Osnabrück. 1794. 254 S. gr. 8. (20 gr.)

4) Duisburg, in der Helwingischen Universitätsbuchh.: *Predigten über einzelne Materien* für diejenigen, die nach christlicher Weisheit und Tugend fragen, vom *Verfasser der Predigten über die Evangelisten*. Zweyter Theil. 1794. 280 S. gr. 8. (14 gr.)

5) Offenbach, b. Brede: *J. L. A. Kellers*, dritten Predigers in Dillenburg *Predigten für Bergleute*. 1794. 336 S. und 5 Bogen Noten in 8.

6) Kopenhagen u. Leipzig, b. Nitschke: *Predigten zur Beförderung des Wahren und Guten unter nachdenkenden Christen*, von *Karl Christian von Gehren*, evangelisch reformirten Prediger in Kopenhagen. Dritte und letzte Sammlung. 1794. 316 S. gr. 8.

Die mehresten dieser Predigten sind nicht unter die schlechten zu rechnen und zeichnen sich durch mehrere gute Eigenschaften aus.

N. 1) Ist das Geistesproduct eines jungen Mannes, der viel für die Zukunft verspricht, wenn man die Predigten darnach beurtheilt, dass sie bey einer aufgeklärtern und zum Theil bey einer Hofgemeinde gehalten sind. Die Materien sind sehr ausgesucht, für die Zeiten und die Zuhörer passend und durchaus praktisch, z. E. die Sprachfähigkeit und die edlern Sinne des Menschen als Veranlassung zu lehrreichen Betrachtungen; von der Pflicht des Christen, sich öfters aus den Zerstreuungen des Lebens in ernste Stille zurückzuziehen; es ist uns gut, die Zukunft nicht voraus zu wissen; worinn besteht wahre Religionsaufklärung? und wie hat es der Christ anzufangen, der seine Religionskenntnisse immer mehr befestigen und berichtigen will? Die Ausführung entspricht der Wichtigkeit der Materie in Absicht auf lichtvolle Darstellung und Entwickelung der Wahrheiten, gründliche Führung der Beweise, und rührende Anwendungen, durch einen Vortrag, in welchem Licht und Wärme hinlänglich vertheilt, Würde und Schönheit mit Deutlichkeit und Bestimmtheit glücklich vereiniget sind. Besonders machte das Thema der 5ten Predigt S. 56 ff. den Rec. aufmerksam: Wodurch wird der Werth guter Thaten und der Grad der Strafbarkeit gesetzwidriger Handlungen in den Augen Gottes erhöht oder vermindert? und er fand seine Erwartung nicht völlig getäuscht, vermisste aber doch hier eine durchaus richtige Bestimmung des moralischen Werths der Handlungen. Hr. E. sagt: der Werth oder die Strafbarkeit der Handlungen ist desto grösser, nachdem wir unsere Pflichten aus eigenen Antrieb und freywilliger Entschliessung als Menschen, als Weltbürger und Christen oder aus Zwang erfüllen; nachdem wir ein höheres oder geringeres Mass von Verstandeskräften besitzen; nachdem die Bewegungsgründe der Handlungen beschaffen sind; nachdem mehrere oder wenigere Hindernisse und Schwierigkeiten dabey zu bekämpfen sind; und nachdem die Anzahl dringender Bewegungsgründe, seine Begriffe von Pflicht und Tugend zu berichtigen, grösser oder geringer ist. In der Ausführung verwechselt Hr. E. zuweilen, besonders bey der letzten Regel offenbar die Grade der Verbindlichkeit zur Tugend überhaupt mit den Graden des Werths der Handlungen; die Hauptsache, woran sich das Uebrige anschliesst und worauf eigentlich alles ankommt; je mehr der Gedanke von Pflicht uns leitet und das Uebergewicht über die Neigungen erhält: ist ganz übergangen; vielmehr ist sinnliches Mitleiden und Dank gegen Gott als vorzüglicher Grund reiner Sittlichkeit betrachtet worden. Eben so ist auch einige Unbestimmtheit in dem Thema der 18ten Predigt: Güte, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe sind sichere Merkmale eines durch *die Religion* veredelten Herzens. Rec. glaubte, der Vf. würde dies aus der Natur der Religion herleiten, aber er fand in der Ausführung eben sowohl sittliche, als religiöse und christliche Motive gebraucht, und sah daraus, dass *die Lehre Jesu* eigentlich hier gemeynt sey. Dies machte bey dem Rec. den Wunsch rege, dass Hr. E. die kritische Philosophie studiren möchte, wozu er einen vorzüglichen Beruf zu haben scheint, da aus seinen Predigten viel philosophischer Geist hervorleuchtet, und er dadurch gewiss würde in den Stand gesetzt werden, seinen moralisch-religiösen Vorträgen mehr Wahrheit und Bestimmtheit mitzutheilen.

Die Predigten N. 2 enthalten lauter praktische und interessante, zum Theil nicht gemeine Materien, z. E.

Nothwendigkeit, kleine Fehler nicht gering zu ...en, Gottes Weisheit und Güte in den Trieben der ...ur des Menschen. Sie empfehlen sich hauptsächlich ...rch mässige Wärme des Vortrags und sehr concrete ...rstellung der Wahrheiten in einzelnen Situationen. ...e zweyte Predigt: die Freudigkeit, welche aus dem ...wusstseyn unserer guten Sache entsteht, ist beson...rs ein Beweis davon. Doch hätte im 2ten Theile, ...r von dieser Freudigkeit selbst handelt, noch mehr ...s es geschehen ist, auf die verschiedenen Gattungen ...n Leiden, besonders diejenigen, die Folgen unserer ...chtschaffenheit sind, auf ungerechte Anklagen und ...rlaumdungen, und auf die verschiedenen, dabey sich ...ssernden, unangenehmen Empfindungen Rücksicht ...n genommen werden. Der Stil ist leicht und ange...hm; zuweilen könnte er etwas gedrängter und we...ger wortreich seyn; auch allzulange Perioden, wie ...8. 9 sollten billig vermieden werden. Hie und da ...ben sich auch einige Sprachunrichtigkeiten einge...lichen, als S. 25 auf *unser* Thun und *Handlung*, ...138 *für* allen Dingen, so wie *Vorsicht* immer statt ...*nsichtigkeit* gesagt wird.

Hr. K. in N. 3 ist mehr Redner als Volkslehrer. ...in Vortrag ist durchaus rednerisch, zwar nicht sehr ...lderreich, noch weniger schwülstig, aber sehr affect...ll, unter langen Perioden, die mit häufigen Fragen ...d Ausrufungen abwechseln, in einem Reichthum von ...danken und lebhaften Schilderungen dahinströ...end. Die Materien sind auch so gewählt, dass es dem ... an Stoff dazu nicht fehlen konnte, z. E. von der ...fklärung in der Religion, von der Aengstlichkeit im ...ristenthum, christliche Beschäftigungen am Grabe un...s Herrn, die fromme Freude bey der Feyer des ...endmahls. So gern man die Predigten liest und ver...thlich auch gehört hat, so möchte darinn doch wohl ...hr für die Empfindung, als für den Unterricht und ...s ruhige Nachdenken gesorgt seyn, wenigstens erfo...rn sie ein ausgebildetes, zur anhaltenden Aufmerk...mkeit gewöhntes Auditorium, wenn sie den gehöri...n Nutzen schaffen sollen. Ein etwas wortreicher und ...eitschweifiger Vortrag, der die Predigten über ihr ge...riges Mass ausgedehnt hat, war besonders dabey un...rmeidlich. Auch verwickelt sich der Vf. zuweilen ...sehr in seinen Perioden, so wie die sehr lange An...ngsperiode des Gebets S. 131 gar keinen Zusammen...ng hat. Weniger Aufwand von Beredtsamkeit findet ...an in der 7ten Pr. über das Verlangen nach *einer* ge...nen Kenntniss unsers künftigen ewigen Zustandes, ...e auch deswegen unterrichtender und überzeugender, ...die übrigen, ist. Die Confirmationsrede ist sehr rüh...nd und dem Zwecke angemessen.

In wieferne die Predigten N. 4. besonders *für die...nigen seyen, die nach christlicher Weisheit und Tugend ...gen*, hat Rec. weder aus den gewählten Materien ...ch aus der Ausführung derselben sehen können. Ei...ntlich sind dies wohl alle Predigten, denn diejeni...n, die nicht nach Weisheit und Tugend fragen, wer...n *alle* Predigten weder hören noch lesen wollen. ...ch vielleicht soll die besondere Absicht durch das ...ort *christlich* ausgedrückt seyn, obgleich diese auch bey allen Predigten billig statt finden muss. Das ver...muthet Rec. daher, weil alles sich mehr auf *Chri...* bezieht, z. E. Pr. 2. der unerschrockene Muth eines *Christen*, Pr. 12 die grössere Strafbarkeit der Sünden eines *Christen*; und weil auch viele dogmatische Materien abgehandelt werden, als Pr. 6 die Pflichten des Christen in Absicht auf die Geheimnisse der Relig..., Pr. 11 von der Untrüglichkeit der Apostel. Di... dogmatischen Predigten haben aber dem Rec. gerade am wenigsten gefallen. Man findet darinn die ganz ge...wöhnlichen Begriffe und Grundsätze des ältern Systems, welche zum Theil denen, die nach christlicher Weisheit und Tugend fragen, sehr nachtheilig werden kö...nen. So ist in der 5ten Pred. die Verherrlichung Gottes durch das Werk unserer Begnadigung der alten Lehrbegriff in seiner ganzen Roheit aufgestellt. „Gott," heisst es, S. 98 ff. „ist immer bereit, dem Sünder, der „sechszig und mehrere Jahre gesündiget hat, seine Sün...„den zu vergeben und zu tilgen; er vergiebt den Men...„schen die *mannichfaltigsten*, *gehäuftesten*, *frev...sten* und *ungeheuersten* Sünden; er erlässt ihnen ... „Strafen seines Gerichts, mildert ihnen *alle* natürl... „schädliche Folgen ihrer Sünden, benimmt ihnen ... „Unruhe des Gewissens, *alle* Furcht der Hölle und ... „Schrecken des Todes. Er giebt allen glaubigen und „sich bessernden Sündern *alles* Gute, dessen sie fähig „sind, — und zwar *bloss* und *allein* um seines für sie „dahin gegebenen Sohnes, um seiner Gnade, um sei...„ner Liebe willen; — er erlässt die gedroheten Strafen „nicht, ohne solche an seinem Sohne unserm Mittler „vollziehen zu lassen." — Auch die moralischen Begriffe sind nicht immer richtig und deutlich genug. Die Liebe zu Gott besteht nach S. 53 in einer Freude an Gott und in einem Verlangen nach einer immer nähern *Gemeinschaft* mit ihm. *Gemeinschaft* ist nach S. 56 Bekanntschaft, Aehnlichkeit und Freundschaft mit Gott. Bey einem bussfertigen Sünder findet ein anderes Verlangen statt, nämlich nach der Vergebung der Sünden und Gnade Gottes. (Wie mag aber wohl Gnade Gottes und Freundschaft mit Gott verschieden seyn?) Die 4te Pred. handelt von der *Erlernung* der Liebe zu Gott, und da heisst es S. 26: Wir müssen eine *Lust* und *Neigung zur Liebe gegen Gott* hervorzubringen suchen (Also eine Neigung zur Neigung oder zur Freude und zum Verlangen!) Am Anfange dieser Pred. S. 73 werden diejenigen, welche meynen, Liebe (nämlich sinnliche Liebe) könne nicht befohlen werden, auf eine solche Weise widerlegt, dass man daraus sieht, dass der Vf. die Sache gar nicht verstanden habe. Wozu es überhaupt dienen soll, neuere Philosophen in *Predigten* zu widerlegen, ist nicht abzusehen. Sonst haben diese Predigten viel Gutes, die Materien sind genau und vollständig entwickelt und praktisch angewendet. Für den gemeinen Mann sind sie aber nicht, sie sind etwas zu lang und erfodern zuviel Nachdenken. Die Fragen sind oft zu sehr gehäuft und nicht immer am rechten Orte angebracht, z. E. S. 100 ff.

N. 5. verdient deswegen vorzüglich eine Anzeige, weil wir noch wenige gute Predigten *für Bürgerleute* haben und diese in mehrerm Betrachte als Muster gelten können

können. Die Materien sind entweder bloss für den Bergmann passend, z. E. 2 Pr. Eine Ermunterung zur Vorsicht (Vorsichtigkeit) für den Bergmann; oder die allgemeinen sind auf den besondern Beruf und Stand der Bergleute angewendet, z. E. die 7te Pr. von der Allgegenwart Gottes. Ueberhaupt sind die Predigten sehr simpel und fasslich, in ein angenehmes und gefälliges Gewand eingekleidet. Den innern Bau der Erde, die Beschaffenheit der Metalle und die Beschäftigungen der Bergleute weiss Hr. K. trefflich zu nutzen, um durch eine malerische Darstellung zu erklären, zu überzeugen und an den Herzen seiner Zuhörer zu sprechen. Nur zuweilen fand Rec. die Materie nicht erschöpft. So wird in der 1ten Pr. erklart, was es heisse: seine Sachen mit Gott anfangen, 1) sich alles dessen enthalten, was Gott missfällt, (welches wohl etwas zu allgemein ist,) 2) Gott in einem herzlichen Gebet um Segen und Beystand anrufen; (richtiger, seine Arbeiten desswegen unternehmen, weil es Gottes Wille ist, sie im Vertrauen auf Gott und mit Ergebung in seinen Willen thun, wovon das Gebet eine Folge ist). Bey der 3ten Pr. Wie die Sündfluth als die Ursache der Thonlagen betrachtet, uns Anlass zu einem heiligen Wandel und gottseligen Leben gebe, hätte nach dem Thema die Sündfluth besonders in Rücksicht auf die *Thonlagen* vorgestellt werden sollen, welches aber nur beyläufig ganz kurz bemerkt wird. Den Predigten sind einige Gebete für Bergleute aus den Götzischen Andachtsübungen vorausgesetzt, jeder Predigt zwey Gesänge aus dem Nassauischen Gesangbuche und zuletzt einige Bergmannslieder aus dem Freybergischen Bergkalender und dem Kinderfreunde beygefügt, die von einem guten Geschmack zeugen und dem Bergmann sehr nützlich seyn werden, um seine gewöhnlichen schlechten Lieder zu verdrängen. Warum aber den Kirchenliedern die Melodieen in Noten vorausgesetzt sind, hat Rec. doch nicht einsehen können, da es ganz gemeine Melodieen sind, z. E. Nun danket alle Gott, und einige zwey bis dreymal vorkommen.

Der Vf. von N. 6 hat die Absicht, künftig Materien im Zusammenhange in seinen Predigten abzuhandeln, und diese Sammlung ist ein nicht übel gerathener Versuch von der Ausführung dieser Absicht. In zwölf Predigten wird von dem Werthe des vernünftigen Nachdenkens, besonders über Gegenstände der Religion gehandelt, Anweisung und Ermunterung dazu gegeben, die Pflicht, Wahrheit und Tugend zu verbreiten, nebst den Hindernissen, Hülfsmitteln und Gränzen derselben gezeigt. Eine gründliche Ausführung, einen solchen Grad der Deutlichkeit, den die Materien verstatten, eine gemäsigte Wärme, edeln und würdigen Vortrag, nebst einem reinen und correcten Ausdruck wird man dabey nicht vermissen; und sich hinlänglich belehrt finden. Doch möchten die Predigten wohl mehr zur Lectüre als zum Anhören brauchbar seyn; und auch hier erfodern sie denkende Leser, da für andere vieles zu abstract und philosophisch seyn wird. In einigen Predigten, besonders in der 8ten: was ist Tugend? oder was erkennt der nachdenkende Christ für recht und gut? hat Hr. v. G. auch Gebrauch von den Kantischen *Grundsätzen* gemacht, welches aber nicht auf eine ganz glückliche Weise geschehen ist. Theils sind diese nicht richtig gefasst, theils wie es bey vielen der Fall ist, nicht genug popularisirt. Der Vf. zeigt 1) die Mittel, die wir anwenden müssen, Gottes Willen zu erkennen. Diese sind: unser eigenes Gewissen, als *sittliches Gefühl*, (eigentlich als praktische Vernunft, denn das sittliche Gefühl ist nur Triebfeder, nicht Erkenntnissgrund,) oder die Achtung, die uns das Sittengesetz für alles Gute um desswillen, *weil es gut*, und die Verachtung, die es uns gegen alles Böse, *weil es böse ist*, einflösst; (dies möchte ohne genauere Erklärung und mehrere Beyspiele nicht verstanden werden,) die verschiedenen Folgen unserer Handlungen, (die nach Kantischen Grundsätzen gar nicht bestimmen können, was recht und gut ist,) und die heil. Schrift altes und neuen Testaments (wo aber nur verschiedene moralische Vorschriften aus beiden angeführt sind). 2) Zeigt er die Merkmale der ächten Tugend, Allgemeinheit ihres Umfangs (in Ansehung der Ausübung der Gesetze,) Reinheit der — Absichten, nicht in Rücksicht auf Glückseligkeit, aus Eigennutz oder Klugheit, sondern deswegen, *weil es gut ist*, — so dass man seinen Willen dem Willen Gottes und die Foderung der Sinnlichkeit den Foderungen der Vernunft *unterordnet*; (etwas unbestimmt und für Unkundige zu wenig erläutert,) und unausgesetztes Streben nach Wachsthum und Vollkommenheit. Im Anhange sind noch 6 Predigten beygefügt, die mehr den Geist der Predigten haben, fasslicher und rührender sind. Die Perioden sind nur zuweilen etwas zu lang, z. E. S. 216. 217.

Berlin, b. Himburg: *Predigten an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres mehrentheils über die gewöhnlichen kirchlichen Abschnitte*, von G. Ch. E. *Westphal*, Königl. Inspector der Kirchen und Schulen des ersten Districts im Saalkreise und Oberpastor der evangelisch - lutherischen Hauptkirche zu U. L. Fr. in Halle. *Erster Band*, 582 S. *Zweyter Band* 536 S. ausser Vorrede und Inhalt. 1795. gr. 8.

Man kann den Charakter dieser Predigten wirklich nicht besser ausdrücken als mit den Worten des Verfassers selbst, über das, was er diesen Vorträgen jederzeit zu geben gesucht habe: *religiöse Gemeinnützigkeit und deutlich überzeugenden Unterricht von den Wahrheiten und Forderungen der Religion; nicht ohne Herzenswärme für den hohen Werth beider.* So hat ihn Rec. überall in diesen Vorträgen gefunden. Sie sind insgesammt und durchaus wahrhaftig praktisch; selbst diejenigen, wo es nach dem Thema nicht so scheinen möchte, wie bey der *achten* Predigt über die *Verklärung Christi* und bey der *elften*; welche die Ueberschrift hat: *wie konnte nur Christus hingerichtet werden?* Denn in jener ist doch nur der erste Theil für die eigentliche Begebenheit selbst bestimmt, die hier gar nicht durch unfruchtbare Hypothesen erklärt oder gar wegerklärt, sondern wobey der Zuhörer oder Leser bloss durch einige sehr tref-

fende Erinnerungen ermahnt wird, das uns dabey Unerklärliche deswegen nicht zu bezweifeln oder gering zu achten; im zweyten und dritten Theil aber werden sowohl Gottes weise Absichten bey dieser veranstalteten Erscheinung ins Licht gesetzt, als auch der Nutzen, den wir jetzt für unsern Glauben und unser Leben daraus ziehen können. Die *elfte* Predigt, deren Inhalt nur etwas unbequem ausgedruckt ist, soll den Anstoss heben, den man gegen Christi Hinrichtung daraus schöpfen möchte, dass es unbegreiflich scheine, wie der Rechtschaffenste und Gütigste, der jemahls gelebt hat, so allgemein habe gehasst, und dass dieser sein Tod durch nichts habe gehindert werden können. Die 17te Predigt über *das Verdienst Jesu als die grösste Hoffnung unsrer Seligkeit*, ist ein Muster, wie diese wichtige Materie könne praktisch vorgestellt werden, ohne erst zu willkührlichen Bestimmungen oder blossen Gemälden für die Einbildungskraft seine Zuflucht zu nehmen, durch welche diese Lehre so oft verunstaltet und schädlichen Zweifeln ausgesetzt worden ist. Fast alle andre Predigten dieser Sammlung sind *unmittelbar* praktisch, und erklären oder schärfen entweder besondre Pflichten ein, oder dringen auf die ganze gute Gesinnung und den ächten Grund aller Tugenden, ohne welchen alles nur Schein und Unbestand ist. Diese letztere Art von Predigten hat uns ganz vorzüglich gefallen, wie die 3te über die Herzenseinfalt; die 9te über die zu hohe Meynung von uns selbst, als ein Hinderniss des vollen Seegens und der Freudigkeit der Religion; die 32ste; Geistlich arm seyn, in dem Sinne Jesu, ist die rechte Anlage selig zu werden im Christenthume; die 49ste; der Trost bey dem Uebel, das uns trifft, wird erst kräftig durch das reine Herz, welches ihn empfängt; die 51ste, wie man sein Herz und Christenthum erkennen könne an dem Zutrauen, (sowohl demjenigen, das wir uns bey andern, besonders guten, Menschen erworben haben, und das wir gegen andere hegen, als auch dem, das wir zu Gott haben. Eine der trefflichsten Predigten dieser Sammlung!); die 61ste über Stille und Wahrheit im Wandel; die 69ste (nach dem Evangelio am Michaelistage): über das Vorzüglichste zum wahren Christenthum und Wandel, welches hier in die Entfernung von allem Dünkel und aller Verachtung anderer, in thätige und überlegende Menschenliebe, und in nachdenkende Gewissenhaftigkeit, gesetzt wird; andrer nicht zu gedenken. Sowohl bey der Wahl als bey der Ausführung der Hauptsätze sieht man es deutlich, dass Hr. *W.* nicht darauf ausging, in seinen Vorträgen glänzen und etwas auffallendes sagen, sondern erbauen, nicht bloss unterhalten oder die Zuhörer erschüttern, sondern sie belehren, beruhigen und bessern, überall aber auf Verstand und Herz zugleich arbeiten zu wollen. Daher verbindet er auch immer deutliche Erklärung dessen, was er einschärfen will, mit Darstellung seines grossen Werthes und Einflusses, und Anweisung, wie man so werden oder es ins Werk setzen müsse. Jene deutliche Erklärung zeigt sich besonders in bestimmter Anzeige des ächten und unächten in den Tugenden und Pflichten und Wegräumung des oft versteckten Missverstandes; wovon einige vorzügliche Beyspiele vorkommen in der 22sten Predigt, worin die mangelhafte Menschenliebe im Gegensatze der Menschenliebe Jesu vorgestellt wird; in der 30sten über das Nachdenken in der Religion; in der 31sten, über den Unterschied über Glück und Glückseligkeit; in der 40sten, über den Zustand eines Menschen, dem zur Besserung seiner Seele nicht mehr zu helfen steht; in der 46sten über Sterbensfreudigkeit und ihre Gränzen; und in der 70sten von falscher und wahrer Beruhigung über Versündigungen. Einige zeichnen sich besonders durch die Wahl und Ausführung nicht gemeiner Gegenstände aus; von welcher Art wir nur zwey der trefflichsten ausheben wollen; die 13te am Sonntag Reminiscere, über Aufheiterung Jesu in einem seiner öftern Leiden (der undankbaren Mühe unter einem gleichgültigen und ihn selbst verfolgenden Volke, wogegen ihn gute Menschen wieder erheiterten, die er ausser diesem Volke fand); und die 34ste: wie Christen suchen müssen im Frieden mit der Welt zu leben, um in Frieden Menschen zu bessern.

Was Rec. diesen Vorträgen noch wünschen möchte, wäre etwas mehr Ausführung des Gesagten, und hie und da etwas mehr Geschmeidigkeit im Ausdruck. Dass Hr. *W.* manches nicht weiter ausführte, mag indessen wohl in der Beschränktheit der Zeit, die ihm gegeben war, zu suchen seyn; und da diese Predigten nun gedruckt, auch gewiss vornehmlich für Christen bestimmt sind, denen die Religion theuer ist, und die nicht bloss hören oder lesen, sondern alles dahin einschlagende weiter zu beherzigen gewohnt sind — denn dass der Vf. für diese recht eigentlich arbeitete, zeigt theils die Wahl und die Behandlungsart der vorgetragenen Sachen, theils eine Aeusserung in der Vorrede: — so wird diesen jenes Beyde, was man etwa vermissen möchte, nicht nachtheilig, sondern eher ein Antrieb zum weitern Nachdenken über das Gesagte seyn,

---

Druckfehler. In der Recension von Scarpa Tabul. nevrolog. (No. 301, 302). S. 287. Z. 10 v. u. ist das Wort *als* auszustreichen. S. 293. Z. 6 v. u. statt *eyförmige* lies *netzförmige*,

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. November 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ueber die Procefskoften, deren Erftattung und Compenfation*, von D. *Johann Friedrich Georg Emmerich.* 1. Th. 1791. 440 S. 8. 2. Theil, welcher von den peinlichen Koften handelt. 1792. 612 S.

Lange hatten fich unter den Rechtsgelehrten viele kein anderes Fundament der Koftenerftattung als das einer Strafe gedacht, als fie durch die bekannte kleine Schrift des Hn. Prof. *Weber*, *über die Procefskoften*, von 1788, daran erinnert wurden, dafs doch wenigstens noch eine andere Hypothefe nicht blofs denkbar, fondern felbft fehr wahrfcheinlich, und es daher der Mühe nicht unwerth fey, über die Wahrheit der Gründe für und wider die neue Meynung ein wenig ernftlicher, als gewöhnlich, nachzudenken. Eine Folge hievon war der bald nachher im J. 1789 erfchienene *Beytrag* zur Theorie von Erftattung der Procefskoften, vom Poftdirector *Hennemann*, der beide Hauptpfeiler, die das ganze neue Gebäude ftützten: nämlich theils, dafs die Vergütung der Procefskoften als Schadenerfatz zu betrachten fey, theils dafs felbft das geringfte Verfehen zu letzterem verpflichte, zu untergraben fuchte. Da die zweyte verfprochene Abhandlung fo lange ausblieb, dafs es die Geduld der Freunde der alten Parthey ermüdete, fo unterzog fich der Vf. dem Kampfe in feiner Inauguralfchrift: *de litis expenfis quoad caufas civiles*, 1790, indem er als Secundant jenes Schriftftellers für die gangbarere Meynung auftrat. Aber noch im nämlichen Jahr erfchien fchon eine zweyte vermehrte Auflage der *Weberfchen* Schrift, welche Hn. *Hennemanns* Einwürfe widerlegte, und dem neuen Syftem mehr Feftigkeit zu geben fuchte. Diefe Zufätze bewogen denn auch Hn. *Emmrich*, feine Schrift zu erweitern und ihnen eine weitläuftigere Widerlegung zu widmen. Und fo entftand denn der 1. Theil des vor uns liegenden Werks, deffen Hauptaugenmerk mit auf die Verordnungen der Provincialgefetze über den Koftenpunkt gerichtet ift. Seit diefer Zeit ift theils noch von Hn. Hennemann ein zweyter Beytrag 1792, theils unter gleichem Titel eine Abhandlung eines angehenden jungen Gelehrten *Juftus von Schmidt* 1793 erfchienen, der fich zwifchen beiden Parteyen in die Mitte ftellt, und zwifchen beiden Extremen einen Mittelweg einfchlägt. Dies wenige mag zu einer kurzen literarifchen Einleitung in die Gefchichte der Veranlaffung des gegenwärtigen Werkes hinlänglich feyn!

Die Hauptfrage, die dem ganzen Streite zum Grunde liegt, läuft bekanntlich darauf hinaus: ob die Verbindlichkeit zur Erftattung der Procefskoften nach den Grundfatzen des Schadenerfatzes oder der Strafe zur beurtheilen fey? Der Vf. hat, zu mehrerer Deutlichkeit und Vollftändigkeit feine Arbeit in 3 Abfchnitte getheilt, wovon der erfte bis S. 139. vom Grunde der Verurtheilung in die Procefskoften und deren Vergleichung im Allgemeinen; der *zweyte* bis S. 340. in befondern Fällen, und endlich der *dritte* von einigen falfchen Gründen der Koftenvergleichung handelt. Nachdem er in den 3 erften §§. über Begriff, Entftehung, Umfang, Eintheilung der Procefskoften und Verbindlichkeit zu vorläufiger Bezahlung derfelben faft wörtlich und durchgehends die Weberfchen Grundfätze angenommen hat, behauptet er §. 4., dafs es im römifchen Rechte nicht an hinlänglichen Normen zur Entfcheidung des Streits fehle, fobald man die Gefetzesftellen nur in ihrem Zufammenhange genau erwäge, (ein Satz, woran man doch felbft nach Vergleichung alles deffen, was der Vf. mit der ängftlichften Sorgfalt aus demfelben zufammengetragen hat, zu zweifeln fich genöthigt fieht, und wogegen der geführte Streit felbft das triftigfte Argument ift). Zu diefem Ende werden §. 5. 6. 7. die Verfügungen der Römer gegen die Mifsbräuche der richterlichen Hülfe fowohl bey Anklagen als bürgerlichen Proceffen erzählt, und als Strafen aufgeftellt, deren Stelle in neuern Zeiten die Erftattung der Procefskoften nur eingenommen und erfetzt habe; (allein das was bey falfchen Anklagen für Strafe gilt, und billig gelten mufste, kann wohl unmöglich bey bürgerlichen Proceffen, wegen Verfchiedenheit der Gründe, dafür genommen, und kein analogifcher Schlufs von einem auf das andere gemacht werden. Eben fo kann aber auch bey bürgerlichen Proceffen die allen Streitenden, ohne Unterfchied einer vorhandenen Chikane, auferlegte Niederlegung einer beftimmten Summe Geldes wohl fchwerlich unbedingt für Strafe gelten, da doch nach des Vf. eigener Bemerkung der Sieger diefe Summe *ex fponfione* vom Ueberwundenen fodern konnte. Wollte man ja die Wirkung der *actio calumniae* als Strafe betrachten, fo hob doch Juftinian diefelbe §. 1. *I. de poena tem. litig.* ganz auf, und führte ftatt deffen den Koftenerfatz ein. Könnte es wohl gar nicht Abficht feyn, felbft den Schein einer Strafe auf diefe Weife zu vermeiden?) Als Refultat zieht der Vf. §. 8—10. aus dem vorhergehenden den Schlufs, dafs *mala fides* des Sachfälligen der wahre Grund der Koftenerftattung fey, fie möge nun im *böfen Vorfatz (dolus)* oder in *grober Nachläfsigkeit* beftehn. Diefen Grund fucht der Vf. unter den verfchiedenen Ausdrücken des kanonifchen und römifchen Rechts, *calumnia*, *audacia*, *malitia*, die fämmtlich nichts als *dolus*

dolus bedeuten sollen; und dafs auch die *improbitas litigandi* nur *dolus* und *culpa lata* in sich schliesse, soll eine Menge von Stellen, sowohl aus classischen Autoren, als aus dem römischen Gesetzbuch beweisen. Ja selbst *temeritas* soll der *bona fides* geradezu entgegenstehn, nach einer grofsen Anzahl gleicher Stellen S. 42—49., wenn sie gleich von gröfserm Umfange als *calumnia* ist; und wenn daher *temeritas* als Grund der Kostenerstattung angegeben wird, so ist darunter nach dem Vf. nichts anders als *dolus* und *culpa lata* zu verstehen. (Allein nach Rec. Einsicht beweisen alle angezogene Stellen nichts anders, als dafs *temeritas* in einem sehr ausgedehnten Sinn und für alles das genommen wird, was ohne ausreichenden Grund geschieht, mithin weit mehr als *dolus* und *culpa lata* begreift). In Reichsgesetzen kommt übrigens wenig entscheidendes vor, und dafs auf Provincialgesetze nicht viel zu bauen sey, indem sie nie ein gemeines Recht machen können, bedarf kaum einer Erinnerung; wenigstens hat der Vf. dieses in Ansehung des preufsischen Rechts ganz deutlich anerkannt. Aus dem Grunde der Procefskostenerstattung ergiebt sich nun der Grund der Compensation, §. 11. 12. schon von selbst, nämlich *justa et probabilis litigandi causa*. Deutliche Gesetze darüber kann zwar der Vf. nach seinem eigenen offenherzigen Geständnifs nicht viel beybringen, doch glaubt er in der L. 78. §. 2. *de leg.* 2. in der Nov. 82. c. 10. und L. 5. §. 1. *C. de fructibus et lit. exp.* keine ganz undeutlichen Spuren zu finden, die diese Meynung bestätigen. Es heifst, die Erstattung der Procefskosten findet statt: „*si ratio litigandi non fuit;*" hierau aber fehlt es ja nicht blofs beym *dolus* und *culpa lata*, sondern auch bey geringern Arten der letztern. Nach der L. 5. aber ist es nicht genug, ein *non calumniator* zu seyn, um die *impensarum condemnationem* zu vermeiden, sondern man mufs auch noch *de re dubia* streiten. Hiernach kann doch wenigstens wohl *culpa levis* nicht entschuldigen, sondern nur eine wirkliche *res dubia*, wobey also dem Verlierenden gar nichts zur Last fällt. Selbst die Reichsgesetze verbieten die gar zu häufige Kostenvergleichung *ohne genugsame Ursachen*, und aus gleichem Tone reden auch die meisten Provincialgesetze. So weitläuftig nun auch §. 13—28. S. 70—139. die Widerlegung der *Weberschen* Meynung und ihrer 2 Hauptsätze gerathen ist, so wenig hat sich doch Rec. dadurch befriedigt gefunden, besonders was den erstern Satz betrift: dafs die Vergütung der Procefskosten keine Strafe, sondern Schadensertattung sey. Zwar thut es dem Rec. sehr leid, hiedurch die so zuversichtliche Hoffnung des Vf. S. 78. „dafs keiner, der seine Gründe lese, daran zweifeln werde, dafs die Kostenerstattung als Strafe anzusehen sey," getäuscht zu haben; indefsen tröstet er sich doch damit, dafs mehrere sachkundige Gelehrte mit ihm gleich denken. Wenn gleich nach der *L. Aquilia* nur der durch eine unrechtmäfsige Handlung zugefügte Schaden zu ersetzen ist, so bleibt doch stets noch die Frage übrig, ob denn nicht auch andere Handlungen, als die ihren Grund im *dolus* und der *culpa lata* haben, für unrechtmäfsig zu halten sind? Der Grund, warum keine besondere Klage zur Vergütung der Procefskosten gegeben ist, wenn der Richter nicht auf die Vergütung mit erkannt hat, liegt deutlich genug in den Worten der L. 3. *C. de fruct. et lit.* exp. und in dem Umstande, dafs derjenige, dem die Vergütung der Procefskosten nicht ausdrücklich zugesprochen worden, es sich selbst beymessen mufs, dafs er das Urtheil nach rechtskräftig werden lassen; gerade so wie bey rechtskräftig übergangenen Zinsen L. 13. *C. de u*... Bey weitem am unzureichendsten aber ist der S. 8... 15. angeführte Grund, dafs die Webersche Theorie allen in Deutschland geltenden Rechten widerspreche; denn soll dies auf das röm. Recht gehn, so liegt da... offenbar eine *petitio principii;* sind damit hingegen Particulärrechte gemeynt, so widerlegt es sich von selbst, weil diese, so viel ihrer auch sind, nie ein gemeines Recht begründen können. Weit eher lassen sich freylich die gegen den zweyten Satz: dafs der Sachfällige auch wegen des geringsten Versehens die Procefskosten erstatten müsse, S. 91. vorgebrachten Gründe hören. Denn eines Theils würde noch die Frage seyn, ob denn gerade aus der *L. Aquilia* der Schadenersatz wegen der Kosten nothwendig gefodert werden müsse; anders Theils, ob, da doch nur *utiliter* aus diesem Gesetz geklagt werden könnte, die *culpa levissima* hier anwendbar sey? Wenn gleich *temere* mehr als *dolus* und *culpa lata* in sich fafst, so braucht es doch gerade noch nicht bis auf *levissima culpa* sich zu erstrecken, sondern es giebt ja noch ein Mittelding zwischen beiden, worauf selbst die L. 1. §. 5. *ad SCt. Turpil.* nicht undeutlich hindeutet. Uebrigens erhellt aus den römischen Gesetzen deutlich, dafs *temeritas* selbst der *calumnia* entgegengesetzt wird; und ob *poena* stets in den römischen Gesetzen in dem Sinn genommen wird, worin es der Vf. nimmt, scheint Rec. noch sehr zweifelhaft, wenigstens lafst die Wortfügung der L. 13. §. 6. *C. de judiciis „de proprio poenam reddere parti laesae"* das Gegentheil vermuthen. Lesenswürdig ist übrigens, was der Vf. gegen den zweyten Weberschen Hauptsatz vorbringt, in sofern er das Drückende und Unbillige der *praestatio culpae leviss.* bey Procefskosten zeigt, und nicht blofs den *dolus* und *culpa* als Erstattungsgrund zu vertheidigen sucht.

Im 2. *Abschn.* S. 140—340. sucht nun der Vf. seine allgemeinen Grundsätze auf die besondern Fälle anzuwenden, wo von Kostenerstattung oder Vergleichung die Rede ist. 1) Fälle, wo der Grund in *Thatumständen* liegt, die vor gerichtlicher Untersuchung klar waren, oder es doch leicht werden konnten. Ein *factum proprium* des Ueberwundenen hat wenig Schwierigkeiten, und was der Vf. S. 149 u. 150. anführt, mufs ... dem Fall verstanden werden, wovon gar kein Zahlungstermin bestimmt ist. Auch in Ansehung des *f... alieni* stimmt der Vf. mit Weber überein. Sind es hingegen 2) Thatsachen, die nicht ohne richterliche Untersuchung ausgemittelt werden konnten, so glaubt der Vf., dafs der Mifsverstand fremder Handlungen die Kostenvergleichung bewirke, in sofern diese Unwissenheit nicht auf Bosheit oder grober Nachlässigkeit beruht, und beruft sich desfalls besonders auf das *fac... intricatum.* — Allein selten wird eine Thatsache so ver...

verwickelt seyn, dass nicht bey dem Irrthume in Ansehung derselben *culpa levis* zum Grunde liegen sollte, und man kann *temere litigans* seyn, ohne deshalb gerade in *mala fide* zu seyn. So ist z. B. nicht abzusehen, warum S. 107. derjenige, der nur einen halben Beweis durch einen unverwerflichen Zeugen oder sonst geführt hat, oder dessen Beweis durch Gegenbeweis vernichtet ist, auf Compensation Anspruch machen könnte. Er musste sich ja billig vorher auf einen ausreichenden Beweis gefasst machen, oder lieber gar nicht klagen. Gleicher Art sind noch mehrere der 8 Fälle, die der Vf. S. 166 f. angeführt hat. Z. B. Nr. 3. — Sollte das, was der Vf. §. 34. von dem Fall, wo der streitende Theil nach ausgemitteltem Grunde der Thatsache den Process fallen lässt, von der *bona fide* und daraus entstehenden Kostenvergleichung anführt, gelten, so würde dies die Veranlassung werden, ohne allen Bedacht Processe anzufangen, und sobald man sähe, dass man nicht damit ausreiche, sie fallen zu lassen, weil man doch stets der Kostenvergleichung gewiss wäre. Kann endlich die Sache nur durch einen zugeschobenen Eid ausgemittelt werden, §. 35 - 37. so soll dieses als ein Vergleich, wodurch der Schwörende gleichsam zum Richter in seiner eigenen Sache gemacht wird, in der Regel die Kostenvergleichung bewirken. — Allein da der Deferent dieses freywillig thut, so liegt darinn kein gerechter Grund zur Beschwerde, ausser in sofern er sich in einer schuldlosen Unwissenheit in Ansehung eines *facti alieni* gründet, dessen Beweis ihm nicht oblag. Das nämliche findet beym zurückgeschobenen Eide statt; auch ist beides schon von gründlichen Rechtsgelehrten, z. B. *Oelze* u. a. vorher bemerkt worden. Hiezu kommt noch, dass der vom Vf. unter den Ausnahmen seiner Regel, worinn er die Kostenerstattung zugiebt, angeführte Fall S. 201. wenn nur ein Nebenpunkt oder der Betrag einer Foderung durch den Eid entschieden ist, die Regel desselben sehr schwächt, da hier die nämlichen Gründe eintreten, und also keine Ursache zu einer ganz entgegengesetzten Entscheidung vorhanden ist. In Ansehung dessen, was S. 208. über den Erfüllungseid gesagt ist, bemerkt Rec. nur: wie, wenn nun der Verlierende sein eigenes *factum*, oder überhaupt ein solches, weshalb er sich mit keiner Unwissenheit entschuldigen kann, ableugnet, und der Gegner zur Erfüllung schwört, wo bleibt dann seine *bona fides?* Fast noch überwiegender ist das Gewicht der Weberschen Gründe in Ansehung des Reinigungseides, da der Verlierende hier derjenige ist, dem die Führung eines bessern Beweises oblag. Auch in den Ausnahmen, die der Vf. S. 215. wieder hievon macht, liegt ein deutlicher Beweis und Eingeständniss der Schwäche seiner Behauptung. Was der Vf. 3) vom Irrthum in *Rechtsgrundsätzen* sagt §. 42 — 54. ist grösstentheils zweckmässig, wenn gleich die Webersche Erklärung der *res dubia* in der L. 5. *C. de fruct. et lit. exp.* und der L. 78. §. 2. *de leg. II.* sehr vieles für sich hat; auch die Bestimmung des Begriffs von eigentlich streitigen Rechtsfragen verdient alle Aufmerksamkeit. Auf gleiche Weise verdienen die §. 50. angegebenen Regeln auf den Fall, wenn nur ein Theil des Rechtsstreits von Entscheidung einer streitigen Rechtsfrage abhängt, gerechten Beyfall. In Ansehung der *opinionum doctorum* und *responsorum juris* stimmt der Vf. fast durchgehends mit Weber überein, und wo dieses nicht der Fall ist, da reducirt sich alles wieder auf das vorige Räsonnement von der *bona fides* des verlierenden Theils. Wegen der *praejudicia juris* wird S. 54 die Verschiedenheit der römischen Verfassung von der unsrigen richtig bemerkt. Was endlich die Kostenerstattung oder Vergleichung betrift, die ihren Grund im *richterlichen Erkenntniss* hat §. 55 — 65. so nähert sich der Vf. auch hier den Grundsätzen seines Gegners, und wo er von ihm abweicht, läuft alles wieder auf die schon so oft bemerkten Principien hinaus. Die verschiedenen hier bemerkten Fälle sind: 1) wenn das Urtheil zum Theil günstig ausfällt, theils wegen der verschiedenen Gegenstände des Processes, theils wegen einer geschehenen Zuvielfoderung, sowohl nach älterem als neuerem Recht; 2) wenn es überhaupt günstig ausgefallen ist, aber seine Rechtskraft verliert, durch Appellation, Nichtigkeitsbeschwerde, und andere suspensive Rechtsmittel.

Der 3te *Abschn.* S. 341 — 378. handelt von einigen falschen Gründen der Kostenvergleichung, als der Würde des verlierenden Theils, dem Fiscus, der Kirche, den Anverwandten, Armuth, unbescholtenen Charakter des Verlierenden und seiner Ehrenrettung, dem Eide für Gefährde, jüngsten Besitze, der Provocation *ex L. diffamari* und der zweifelhaften *bona fides* des Verlierenden. Angehängt sind endlich noch Auszüge aus 15 der vorzüglichsten Provincialgesetze Deutschlands über die Processkosten. Nur einige Bemerkungen über das Ganze will Rec. sich noch erlauben: 1) Der Vf. führt besonders bey Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf besondere Fälle fast beständig zur Bestätigung die Uebereinstimmung der Provincialgesetze mit denselben an. Hiermit scheint aber sehr wenig oder gar nichts gewonnen, indem, wo nicht eben so viele, doch eine grosse Menge für die gegenseitige Meynung angeführt werden können, überhaupt aber die allgemeinen Grundsätze, die sich aus der Harmonie der Landesgesetze abstrahiren lassen, sehr unzuverlässig sind, indem ihnen schlechterdings der Charakter der Allgemeingültigkeit fehlt. Als Beyspiele hätten sie daher wohl angeführt werden mögen, aber nicht als Quellen rechtsverbindlicher Grundsätze; 2) der Vf. ist oft zu weitschweifig und gedehnt in dem Vortrage seiner Gründe, so dass man über das weitläuftige Räsonnement, woraus man die Hauptpunkte erst aufsuchen muss, die Hauptsache selbst vergisst; 3) hat der Vf. seine als allgemeingeltend aufgestellten Grundsätze oft durch so viele Ausnahmen eingeschränkt, dass dadurch die Regel fast zur Ausnahme wird; 4) im Eifer vergisst sich der Vf., jedoch nur selten, so weit, dass er unhöflich wird, und unschicklicher Ausdrücke sich bedient; z. B. S. 237. Im übrigen aber gebührt ihm das Lob, dass, wenn er gleich in der Präcision, Bündigkeit und glücklichen Zusammenstellung der Gründe seinem Gegner nicht gleich kommt, er dennoch

noch alles, was zur Vertheidigung seiner Meynung sich sagen liess, fleissig, vollständig und mit guter Beurtheilungskraft zusammengetragen, und überhaupt eben so viele Belesenheit als juristische Kenntnisse selbst erprobt hat.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Böhme: *Theophrastus Gradmann*, einer von den seltenen Erdensöhnen, ein Roman für Denker und Edle. Erster Theil. 1794. 308 S. Zweyter Theil. 574 S. 8

Dieser *Theophrastus Gradmann* gehört zu der *progenie vitiosiore* des bekannten *Karl von Karlsberg*. Das Salzmannische Werk hat eine Menge moralisch politischer Romane veranlasst, die durch stufenweise Abnahme an Vollkommenheit sich immer weiter von ihrem Vorbilde entfernt haben. Der Denker also wird sagen, dass er die moralischen und politischen Grundsätze dieses Romans in hundert andern Büchern besser ausgeführt gelesen; und der Edle wird urtheilen, dass es der Vf. ganz gut meyne, aber durch seine langweiligen, eng gedruckten, beiden Bände, durch seine vielen matten Gespräche, durch seinen gedehnten, weitschweifigen und nachläfsigen Vortrag wenig zur Ausbreitung seiner guten Gesinnungen beytragen werde. Da es ihm mehr um Meynungen, als um Handlungen, mehr um das Lehrreiche, als um das Interessante des Plans zu thun war: so darf man darüber nicht mit ihm rechten, dass er einen von den seltnen Erdensöhnen, das ist, ein Ideal von einem Manne an die Spitze seiner Personen stellt. Gradmann ist ein reisender Philosoph, ein Kosmopolit, ein Sansfaçon, der seine geraden und schlichten Gesinnungen gegen jedermann ohne Rückhalt an den Tag legt, der nicht bloss biedermännisch denkt, sondern auch in allen vorkommenden Fällen eben so handelt, der, ohne je ein Amt anzunehmen, doch immer unermüdet für das Beste der Menschheit arbeitet, der mehr mit den Angelegenheiten anderer, als mit seinen eignen beschäftigt ist, der für alles Rath weiss, die verworrensten Händel beylegt, Verirrte auf die Tugendbahn zurückführt, Verführte in Schutz nimmt, Vorurtheile bestreitet, seinen Feinden verzeiht, und sie rettet, aufrührerische Unterthanen beruhigt, als ein wahres Heirathsorakel Ehen stiftet, oder hindert, seinen Freunden Aemter verschafft, und sie in eine andre Sphäre versetzt, wenn sie deplacirt sind, sich jedem mittheilt, Wohlthaten ohne allen Eigennutz ausübt, unschuldige Vergnügungen befördert, überall sich Liebe und Zutrauen erwirbt, nie dem Gefallenen seine Hand zum Aufrichten versagt, einen jedem nur nach den schätzt, was er ist, nicht nach dem, was er vorstellt, über alles eben so solid, als populär räsonnirt. — Welch ein seltner Erdensohn! Er wird zwar, damit er doch einigermassen den Romanenhelden gleiche, auch verheirathet, aber, ohne dass er zuvor mit seiner Geliebten einen langen Roman gespielt hätte. Ueberhaupt, nicht sowohl seine eignen Schicksale, als das, was er für andre thut, nicht so sehr seine Handlungen, als die Motive derselben, sind das Hauptaugenmerk des Vfs. Unter den moralisch politischen Betrachtungen, zu denen seine Handlungen Anlass geben, sind die über die Beglückung der niedern Volksclassen, über die Erleichterung der Lasten des Bauernstandes, über die Verbesserung von den Diensten der Dorfschulmeister, und von der Methode des Schulunterrichts auf dem Lande, über das frühzeitige Begraben, und über die Beförderung der Fabriken die vornehmsten. Sogar über die französische Revolution kommt eine Expectoration des Kosmopoliten vor. Erst gegen das Ende des zweyten Bandes werden zwey Menschen, die vorher ganz episodisch zu seyn schienen, durch Erkennungen zu Hauptpersonen der ganzen Geschichte, und, wenn der Leser dann Geduld hat, noch einmal rückwärts zu lesen, so wird ihm der hitzige und eigensinnige *Rudolphi*, und der leichtsinnige *Felsstein* fast interessanter dünken, als der philosophische *Gradmann*. Komische Personen sind nur wenige eingeflochten; unter diesen wenigen gefällt der Magnetisirer, der zuletzt zu einem Bärenführer herabsinkt, am meisten. Der Vf. erlaubt sich hier und da sehr undeutsche Ausdrücke, z. B. *Vergütigung*; der Verweis *bitterte* mich; *ausweisen* für *erweisen*; mich, *die* kränklich *wird*, *Liebesleute* für Liebende; *Schnellgedank*; *es steigt zu Sinnen Weisheitsdünkler*; *Zukommenheit* für Decorum; einen *Rückstoss verleihen*; *weissfarbigte* Spöttereyen u. s. w. Eine unerträgliche Hyperbel ist B. I. S. 208.: „Dem sie mehr als Mutter, dem sie *Schöpferin* „war!" — Viele Druckfehler, besonders in ausländischen Worten (z. B. *Grotidov*, *Blompiren*) haben sich beym Abdruck des Werks eingeschlichen.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Leipzig, b. Grieshammer: *Lesebuch für deutsche Kinder zum Lesenlernen.* 2te Aufl. 1795. 162 S. 8. (8 gr.)

Berlin, b. Nauck: *Geschichte der Perser und der ältern asiatischen Völker.* — Der Vorlesungen der Geschichte für Frauenzimmer und Nichtgelehrte erster Theil. Neue Aufl. 1795. 384 S. 8.

Ohne Druckort: *Nachrichten von einem grossen aber unsichtbaren Bunde gegen die christliche Religion und die monarchischen Staaten.* 2te Auflage. 1795. 112 u. 132 S. 8.

Germanien: *Die Revolution in Scheppenstedt.* 2te Aufl. 1795. 288 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. November 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ueber die Processkosten, deren Erstattung und Compensation*, von D. *Joh. Friedr. Georg Emmerich* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Kürzer kann sich Rec. bey dem zweyten, obgleich stärkern Theil fassen, der den peinlichen Processkosten allein gewidmet ist. Weder an Wichtigkeit noch an zweifelhaften und bestrittenen Fällen steht die Frage von der Verbindlichkeit zur Bestreitung des peinlichen Aufwands der Lehre von Kostenerstattung in bürgerlichen Sachen nach; und deshalb ist auch der Grösse dieses Theils ungeachtet die ganze Materie noch nicht erschöpft, sondern es sind *drey* Abhandlungen — 1) über die Schuldigkeit der Gerichtsunterthanen, alle oder gewisse Criminalkosten zu tragen; 2) von der Verbindlichkeit eines begüterten Complicen, für den unbemittelten Mitschuldigen die Kosten der peinlichen Untersuchung zu tragen; 3) in welche Classen die Criminalkosten gehören, wenn über das Vermögen eines Angeschuldigten oder Inquisiten Concurs entsteht, nebst einem vollständigen Register über alle 3 Theile — dem dritten Bande vorbehalten. Das Ganze zerfällt in 2 *Abschnitte*. Im erstern werden die allgemeinen Grundsätze von der Verbindlichkeit, die peinlichen Kosten zu tragen, entwickelt S. 1—169. Nachdem zuerst der Grund, Umfang und Eintheilung der peinlichen Kosten, dann landesherrliche Verfügungen zur Verminderung derselben in verschiedenen Ländern, z. B. in Braunschweig, Kursachsen, Meklenburg u. s. w. imgleichen der Grund der verschiedenen Meynungen über diese Lehre angegeben worden, wird die Frage selbst, wer die Criminalkosten zu tragen schuldig sey? in folgender Ordnung erörtert: 1) von der Schuldigkeit, diejenigen zu zahlen, die der *gegenwärtige Fall* lediglich veranlasst, und zwar a) theils von der *vorläufigen* Bezahlung sowohl der peinlichen *Processkosten*, die nicht nur mit den gerichtlichen Verfügungen verknüpft sind, sondern die auch zum Besten des Angeschuldigten verwandt werden müssen, z. B. Verpflegungs- und Vertheidigungskosten, — als auch der *eigentlichen* peinlichen Kosten, die keinen dauernden Nutzen haben, wobey zugleich die Verbindlichkeit des Denuncianten zur vorläufigen Bezahlung der Inquisitionskosten abgehandelt wird; b) theils von der Verbindlichkeit, *nach geendigter* Sache, die Kosten zu erstatten; diesem ist noch ein Anhang von der Schuldigkeit des Erben zur Bezahlung der peinlichen Kosten, die durch seinen Erblasser veranlasst worden, imgleichen von der Verbindlichkeit, die während dem Laufe des Processes dargelegten Kosten selbst zu tragen, beygefügt. 2) Von der Verbindlichkeit, diejenigen Kosten des peinlichen Verfahrens zu tragen, die nicht bloss der gegenwärtige Vorfall veranlasst hat, sondern auch auf die Zukunft *dauernden Nutzen* haben. Den Beschluss macht S. 151—169. die Untersuchung der Frage: in wiefern die Gerichtsunterthanen die Kosten, die das peinliche Gericht in Subsidium getragen, oder nach Vollstreckung des peinlichen Urtheils verwandt hat, überhaupt sowohl, als auch besonders in Rücksicht auf Errichtung und Erhaltung des Zuchthauses, wie auch in Betreff der Ueberbringung der Züchtlinge an den Ort ihrer Bestimmung und ihrer Unterhaltung, zu erstatten verbunden seyn? —

Der 2. *Abschn.* der in die *besondern* Grundsätze eingeht, enthält im 1. *Hauptstück* S. 170—258. nach einigen vorläufigen Bemerkungen a) über ältere und neuere gesetzliche Verfügungen zur Verhütung ungerechter Anklagen und gesetzwidriger Verzögerungen des peinlichen Processes, als *inscriptio et subscriptio criminis*, und Cautionsbestellung; b) über die Pflicht der Erben, wegen des gewaltsamen Todes ihres Erblassers eine peinliche Anklage zu erheben, die Lehre von Erstattung der Kosten im *Anklageprocess* nach folgenden Rücksichten: I. wenn der Angeschuldigte des Verbrechens überführt und zur Strafe verurtheilt ist, sowohl im Fall des Vermögens als der Mittellosigkeit; II. wenn er losgesprochen wird, mit Unterschied, ob dieses nach vorhergegangenem Beweise gesetzlicher Anzeigen des Verbrechens, oder wegen Mangels endlicher Anzeigen geschieht, und im ersten Fall wieder, ob die Lossprechung bedingt, oder unbedingt ist, und nach geführter Vertheidigung, oder fruchtlos versuchten Reinigungsmitteln, als Tortur, Territion und abgelegtem Reinigungseide erfolgt; III. wenn der Angeschuldigte noch vor Endigung des Criminalverfahrens gestorben ist. Das 2. *Hauptstück* S. 259—510. behandelt den wichtigern *Inquisitionsprocess*. Nach Anführung einiger verschiedenen Meynungen wird das Ganze nach den 2 Hauptrücksichten: ob die Inquisition auf rechtliche und genugsame Anzeigen, oder ohne gegründeten Verdacht erhoben und geführt sey? behandelt. Dort kann der Inquisit schuldig oder unschuldig befunden oder endlich die Sache unentschieden geblieben seyn. Im *Fall der Schuld:* 1) wenn der Inquisit *Vermögen besitzt;* es sey nun die Strafe vollzogen, oder der Inquisit habe Begnadigung und Abolition erlangt, oder er sey schuldig befunden, aber vor Beendigung der Untersuchung gestorben. 2) Wenn der schuldig befundene

dene Inquisit *unbemittelt* ist, so werden beyläufig 4 Fragen untersucht: Kann der Richter in Subsidium vom Gerichtsherrn Sporteln verlangen? — Ist der Beschädigte die zur Herbeyschaffung der Sache verwendeten nöthigen Kosten in Subsidium zu erstatten schuldig? — Kann dem Erben des Ermordeten die Bezahlung der Inquisitionskosten abgefodert werden? — Liegt die Bezahlung der Sectionskosten in Subsidium den Erben oder Blutsverwandten des Entleibten ob? — Im *Fall der Unschuld* macht wieder das vorhandene Vermögen oder der Mangel daran einen Unterschied. Dort fragt es sich: wer trägt Unterhaltungs- und Vertheidigungskosten? wem fallen die übrigen Inquisitionskosten zur Last? Hiebey werden die beiden Hauptfalle unterschieden, je nach dem Anfang oder Fortsetzung der Untersuchung durch die Schuld des Inquisiten, oder ohne dieselbe, bewirkt ist. Diese Grundsätze werden auf die besondern Umstände angewandt, wenn der Inquisit nach der Defension ohne alle Bedingung, oder nach vergebens versuchten Reinigungsmitteln des Eides, der Tortur oder Territion losgesprochen ist. Ist endlich die Inquisition ohne Grund erhoben, so wird die Verbindlichkeit des peinlichen Richters, des Denuncianten und des Fiscals, die aufgelaufenen Untersuchungskosten zu tragen untersucht, weil dies diejenigen 3 Personen sind, durch deren Schuld die Inquisition ungerechter Weise geführt werden kann. Von S. 510—610. werden endlich noch Auszüge aus 30 der vorzüglichsten Provincialgesetze Deutschlands über die Processkosten angehängt.

Die *vorläufige* Bezahlung der peinlichen Processkosten fällt im allgemeinen demjenigen zu Last, der sie entweder durch seine Anträge, oder sonst durch seine Bedürfnisse, z. B. der Angeklagte durch seine Verpflegung oder Vertheidigung, veranlasst, mithin (S. 46. 48.) dem Ankläger, wenn der Angeklagte mittellos ist, oder falls auch jener es nicht vermag, dem Gerichtsherrn. Aus gleichem Grunde fällt der Vorschuss der eigentlichen peinlichen Kosten dem Gericht nach dem Art. 204. der P. G. O. zur Last; dagegen dem Denuncianten nur dann, wenn er auf seine Gefahr und Kosten um peinliche Untersuchung nachsucht, oder freywillig sich zu Beyträgen erbietet S. 89.

Wichtiger ist die Frage von eigentlicher Erstattung der Kosten nach *geendigter* Sache. Hier setzt der Vf. §. 22. S. 93. den Hauptgrund der Verbindlichkeit in den bösen Vorsatz oder die eigene Nachläsigkeit dessen, der einen solchen Aufwand veranlasst hat. — (Etwas auffallend ist es doch, dass der Vf. hier so ganz unbedenklich die Grundsätze vom Schadenersatz anwendet, ohne auch nur einen Zweifel zu ahnen, ob nicht von seiner ersten Meynung ähnliche Gründe zur Behauptung einer Strafe hergenommen werden könnten. Wenigstens könnten alle die Gründe, die der Vf. S. 97 f. anführt, die Kostenerstattung eben so gut für eine Strafe, als für einen Schadenersatz ansehn lassen). — Bisweilen kann zufällig die Kostenerstattung auch auf Rechnung eines *widrigen Zufalls* kommen, wenn nämlich der Ankläger seinen Zweck ohne seine Schuld nicht erreichen kann. (Der S. 60. angeführte Satz, dass eine gestohlne Sache durch einen 30jährigen Besitz verjährt werden könne, geht doch nach römischen Rechte wohl nur auf einen dritten *bonae fidei possessor*). Selbst der geringste Grad der Fahrläsigkeit verbindet den Inquisiten zum Kostenersatz, aber nicht jeden dritten, der den Process veranlasst, S. 102 f.

Einen widrigen Zufall als rechtlichen Grund zum Kostenersatz anzunehmen S. 108 f., lässt sich, nach Rec. Meynung, kaum denken, da das Uebergewicht der Gründe für oder wider die Untersuchung gewöhnlich doch auf einer Seite zu seyn pflegt, und also nicht sowohl im Zufall als in jenen überwiegenden Gründen die Verbindlichkeit zum Ersatz liegt.

Die Gründe, die der Vf. S. 113 f. für die Verbindlichkeit der Erben zur Bezahlung der durch den verstorbenen Erblasser veranlassten peinlichen Kosten anführt, sind zwar an sich untadelhaft; wenn aber solche ganz richtig in der Natur des Schadenersatzes gesetzt werden, und aller Gedanke an Strafe deshalb ausgeschlossen wird, so scheint das doch offenbar mit demjenigen in Widerspruch zu stehn, was im 1. Th. S. 90. zu Vertheidigung eben dieser Verbindlichkeit in bürgerlichen Sachen gesagt ist, wo doch der Begriff der Strafe zum Grunde gelegt worden. — Sonst ist diese Lehre von Verbindlichkeit des Erben gründlich und ausführlich (bis S. 130.) vorgetragen. Dass die eigentlichen peinlichen Kosten, die auch auf die Zukunft bleibenden Nutzen haben, in der Regel dem Gericht, das die Vollziehung des ausgesprochenen Urtheils vorgenommen hat (§. 18.) zur Last fallen, wird *mit durchgreifenden Gründen* S. 145 f. unterstützt; und das nämliche lässt sich auch von der ganzen S. 151—169. vorgetragenen Materie von Verbindlichkeit der Gerichtsunterthanen zur Erstattung der peinlichen Kosten mit gutem Grunde behaupten. Das 1. *Hauptstück* des 2ten Abschnitts S. 170—258. scheint Rec. nach Maasgabe des geringern Gebrauchs des Anklageprocesses fast etwas zu ausführlich; doch ist es nicht zu läugnen, dass der Vf. hier mit vielem Fleiss alles zusammengetragen, und sich durch Widerlegung mancher von ältern Criminalisten gehegten sonderbaren Meynungen ein besondres Verdienst gemacht habe, z. B. dass der Erbe wegen des gewaltsamen Todes seines Erblassers eine peinliche Anklage zu erheben schuldig sey, §. 25. ingleichen dass es einen Unterschied in der Kostenerstattung mache, ob der Angeklagte am Leibe oder am Leben gestraft werde, oder nicht §. 27. Bey weitem grössere Ausführlichkeit ist noch dem Inquisitionsprocess gewidmet. Bey der grossen Menge der verschiedensten Fälle, die hier vorkommen, und bey der Wichtigkeit derselben, bedurfte es freylich eines so anhaltenden Fleisses und einer so sorgfältigen Ausführung, als Vf. allenthalben gezeigt hat, um das Ganze so durchzuführen, und zu einem solchen Grade von Vollständigkeit zu bringen, als hier wirklich angetroffen wird. Dass nicht hin und wieder einzelne Meynungen des Vf. einen gegründeten Zweifel zulassen sollten, lässt sich kaum mit Grunde erwarten; allein diese alle aufzuzählen, würde ohne grossen Nutzen seyn. Offenbar hat der Vf. durchgehends die billigsten Grundsätze

bef[illegible]t,

verfolgt, ohne den Grundsätzen des Rechts deshalb etwas zu vergeben. Einen Hauptpunkt, auf den der Vf. durchaus dringt, und gegen den leider oft genug von Seiten der Gerichte gefehlt wird, kann Rec. nicht unberührt lassen, nämlich: dass der Richter die Verwandten des mittellosen Verbrechers durch keine Zwangsmittel zur Erlegung der Kosten anhalten kann, vielmehr in Subsidium der peinliche Gerichtsherr die Kosten stets zu tragen verbunden ist, z. B. S. 46. 50. 56. 64. 136. 145. 206. Kein Unbefangener wird in Abrede seyn, dass dieser zweyte Theil, der nicht so, wie der erste in der Absicht zu polemisiren geschrieben ist, unverkennbare Vorzüge vor dem ersten habe; keiner wird daher auch den Wunsch unterdrücken, dass es dem Vf. gefallen möchte, den versprochenen dritten Band nebst dem Register, der die Brauchbarkeit des Ganzen sehr erhöhen muss, sobald als möglich nachzuliefern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Lausizische Monatsschrift.* 1793. Zweyter Theil. 7–12 St. 373 S. — 1794. 1. Th. 1–6. St. 389 S. 2. Th. 7–12 St. 442 S. und 2 Kupfer. 1795. 1. Th. 1–6 St. 383 S. 8. Nebst mehrern Beylagen. (Der Jahrgang auf Druckpapier 1 Rthlr. 12 gr., auf Schreibpapier 1 Rthlr. 16 gr.)

Diese Provinzialschrift, deren 1. Theil von einem andern Rec. (A. L. Z. 1793. Nr. 240.) angezeigt ward, zeichnet sich vor vielen andern Schriften ähnlicher Art dadurch aus, dass sie ohne Eigennutz dem Publicum übergeben wird, da die Gesellschaft, welche sie drucken lässt, mehr leistet als sie versprach, indem sie nicht allein, wenn es nöthig ist, die Bogenzahl vermehrt, sondern auch Kupfer und andere Beylagen liefert, ohne den Preis zu erhöhen, der äusserst gering ist. Jedes Stück enthält einige Aufsätze, bisweilen ein Gedicht, und eine Chronik der Landesangelegenheiten, die mitunter auch den Ausländer interessiren. Unter den Aufsätzen zeichnen sich vorzüglich folgende aus. In dem Jahrgang 1793: Nachricht von dem Seminarium für die O. L. katholische Jugend in Prag von Hn. P. Dlabaiz daselbst S. 142. Ueber das Bauzner Backwerk von Hn. O. K. R. *Böttiger* in Weimar S. 154. *Hertzchansky* über die Bestimmung der Zeit in der O. L. zur Erläuterung der Chronologie S. 201 etc. In dem Jahrgang 1794 1. Th.: Ueber Strafen und Belohnung bey der Erziehung, von Hn. Hofr. *Röhde* in Muskau S. 19. Fragment aus dem 4ten Gesange eines epischen Gedichts auf Friedrich den Grossen, von *Kretschmann* S. 261. (Eine Probe, die uns auf das Ganze begierig macht. Der Vf. beginnt nicht nur einen Kampf mit dem Verfasser der Borussias, sondern er geht auch einen eignen bisher in den epischen Gedichten ungewöhnlichen Gang, indem er, nachdem es die Sache fodert, eine andere Versart wählt. Hoffentlich wird er bey der Ausgabe selbst, über diese Angelegenheit mit dem Publicum sprechen.) In dem 2. St.: Nachricht von dem Ausbruche des Vesuvs am 15. Jun. Aus einem Briefe des Hn. Kapellmeisters Himmels S. 35. (Eine treffliche gründliche Erzählung eines Augenzeugen). Nachricht von der (katholischen) Stadtschule in Friedland (in Böhmen) von Hn. Prof. *Spielmann* S. 137 etc. D. *Bauerfeins* Anzeige einer Verbesserung des Wendelstädtischen Brustsaugewerkzeuges S. 310. Zuruf an meine O. L. Mitbürger die sehr nöthige Verbesserung einiger unsrer Volksschulen betreffend, von Hn. Hofprediger *Brescius* in Muskau. Dieser schöne Aufsatz ist auch besonders zu haben, erschöpft aber doch noch nicht die ganze Materie. In dem Jahrg. 1795. 1. Th. An das alte und an das neue Jahr S. 1. eine ganz vortreffliche Ode, von *Kretschmann.* Merkwürdige Naturprodukte der Weinlache bey Görlitz. Von Hn. Prof. *Schmidt* in Prag S. 12. (Der Vf. will *Spongia fluviatilis* und *lacustris*, aus den Phytozoen verbannen und unter die Pflanzen als *phytospongus polymorphus* versetzen, worüber die Naturforscher entscheiden müssen.) Beym Anbruche des Neujahrsmorgen 1795, von Hn. Domherrn und Landesältesten *Nostitz*, jetzigen Präsidenten der Gesellschaft S. 197. (Mehrere Gedichte dieses Vf. zieren diese M. S.) Kurze Geschichte des äussern Zustands der Hauptschulen in den Sechsstädten. Von Hn. *Konr. M. Schwarze* in Görliz S. 266. (Sehr belehrend.) Einige Beyträge zu der, in Görliz sowohl als in dem nach dieser Stadt benannten Distrikte in mittlern Zeiten üblich gewesenen Gerichtsverfassung. Von Hn. Landsteuersecretär *Crudelius* in Görliz. (Erst der Anfang eines sehr interessanten Aufsatzes.) Vergleichungstabelle der Beobachtungen über die strenge Kälte im Januar 1795, von A. T. v. Gersdorf. Dieser genaue und instructive Aufsatz von 2 Bogen ist eine Beylage zum 3. Stück. Noch enthält diese M. S. viele gründliche und schöne Abhandlungen, die wir bloss um der Kürze willen nicht anführen können. Wenn die Gesellschaft auf die bisherige Art fortfährt, so kann ihr der Dank des Vaterlandes nicht entgehen, und ihre Provincialschrift muss sich auch in andern Gegenden verbreiten, da gewiss jeder etwas findet, was ihm nützlich und angenehm ist; daher wir auch dieselbe allgemein, und vorzüglich den Lesegesellschaften, empfehlen, denn wenn man auch den grössten Theil der Chronik, und was sonst bloss örtlich ist, überschlagen wollte, so bleibt für den niedrigen Preis noch genug übrig, das gelesen zu werden verdient.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. 1) *München: Unterthänigst-gehorsamster Bericht an Se. Churfürstl. Durchl. zu Pfalzbaiern vom Magistrate der Churfürstl. Haupt- und Residenzstadt München* d. d. ten Jul. 1792 im Betreff der Getreidesperren und des freyen Kornhandels. Auf Churfürstl. höchsten Befehl mit Anmerkungen begleitet, gedruckt und zur Belehrung des Publicums ausgegeben. 1795. 3½ Bog. kl. 8.

2) *Der Churpfalzbaierschen Ober-Landes-Regierung Verordnung vom 16ten März 1795 eben diesen Gegenstand betreffend.* 2 Bog. fol.

3) Mün-

3) München, b. Strobel: *Vorschlag zu einem städtischen Getreidemagazin* (e). Sammt einigen Magazinszetteln und Tabellen. Als eine Beylage zu dem letzthin auf Churfürstl. höchsten Befehl gedruckten Berichte des Stadtmagistrats zu München. 1795. 10½ Bog. kl. 8.

Die Hauptquelle des gehemmten ländlichen Erwerbs, des verminderten Ackerbaues, des Geldmangels und aller daraus entspringenden schädlichen Folgen, in dem von der Natur so reichlich ausgestatteten Kurfürstenthume Bayern glaubte man mit Recht in den sonst so gewöhnlichen Sperrungen des Getreidehandels entdeckt zu haben. Hiedurch wurde der Landesherr im Jahre 1792 bewogen, von allen seinen hohen Collegien, von der gemeinen Landschaft und von dem Stadtmagistrate zu München gutachtlichen Bericht darüber zu fodern: *wie die unbeschränkte Freyheit des Getreidehandels, so bald immer möglich, ein unwiderrufliches Fundamentalgesetz in Bayern werden könne.* Die Landschaft sowohl, als der Magistrat zu München, erklärten in ihren Berichten die allgemeine Freyheit des Getreidehandels für nothwendig und heilsam, und jede Getreidesperrung für schädlich; der Magistrat aber wich von diesen Grundsätzen, wenige Jahre hernach in einer Vorstellung an den Kurfürsten, worinn auf eine im Lande anzuordnende allgemeine Getreidesperrung angetragen wurde, so gänzlich wieder ab, dass der Kurfürst nöthig fand, nicht allein den erstgedachten Bericht mit widerlegenden Anmerkungen drucken zu lassen, sondern auch durch eine von seiner Oberlandesregierung erlassene Verordnung sein Missfallen über jenes Verhalten des Magistrats öffentlich zu erklären, und das irre geführte Publicum, zu seiner Beruhigung und Belehrung, auf den Standpunkt richtiger Beurtheilung zurück zu führen. Hieraus ergiebt sich der Inhalt und Zweck der vorangeführten ersten beiden Schriften. Die dritte hat gleichfalls die Vertheidigung des freyen Getreidehandels zur Absicht, besonders aber werden Vorschläge, städtische Getreidemagazine vermittelst Actien zu errichten, darinn gemacht und sowohl die Ausführbarkeit als die Nützlichkeit derselben gezeigt.

Von grosser Wichtigkeit sind gewiss folgende in diesen Schriften zum Vortheil des freyen Getreidehandels angeführte Momente: dass nämlich jedes Land allemal mit den benöthigten Waaren und besonders mit denen des allgemeinen Bedürfnisses um so viel hinlänglicher versorgt werde, je offener der Weg freyer Speculation auf Gewinnst sey; dass daher der Landmann durch die Sicherheit eines freyen Getreideabsatzes zum eifrigen Betriebe des Ackerbaues und Vermehrung seines Getreidevorrathes am kräftigsten ermuntert, folglich die inländische Masse dieses Products um so viel mehr vergrössert werde; dass der Preis desselben zwar durch besondere Zeitumstände erhöht werden, wegen der vermehrten Vorräthe und Concurrenz der Verkäufer aber von keiner langen Dauer seyn, und eben hiedurch dem den Kornmangel verlängernden Wucher der Kornhändler am wirksamsten gesteuert werden könne; dass hingegen durch die Getreidesperrung die Sicherheit des Eigenthums und seines freyen Gebrauches verletzt; dass dadurch, nach den traurigen Erfahrungen in den Jahren 1771 und 1772, die Verschliessung und Zurückbehaltung der innländischen Vorräthe veranlasst, die Einfuhr des ausländischen Getreides aber gehemmt und durch beides die Theurung vergrössert, der inländische Vorrath durch heimliche Ausfuhr, die auch durch die strengsten Verfügungen nie ganz verhütet werden kann, vermindert, der Landmann, besonders in den Gränzorten, hiezu verführt, durch harte darauf gesetzte Strafen zu Grunde gerichtet und sein sittlicher Charakter verdorben, die Vermehrung des Getreidebaues gehindert, und der Innländer sowohl, als der Ausländer von der Aufschüttung beträchtlicher Getreidevorräthe in einem den oftmaligen Ausfuhrverboten unterworfenen Lande abgeschreckt werde. Alle diese in der Schrift Nr. 1. bloss summarisch bezeichneten und einige andere minder beträchtliche Gründe für die Freyheit des Getreidehandels sind in der Schrift Nr. 3. näher bestimmt, ausführlicher dargestellt, auch durch Widerlegung und Berichtigung einer langen Reihe von Einwürfen und Zweifeln, welche die erstgedachte Schrift im Bayerschen Publicum veranlasst hatte, bestätigt worden. Hierüber haben schon längst *Philippi* in seinem gerechtfertigten Kornjuden, und *Reimarus* in seiner Abhandlung über den Getreidehandel, auch andere Schriftsteller vieles Licht verbreitet, deren jedoch hier nirgends Erwähnung geschehen ist.

Beide Schriften, Nr. 1 und 2., empfehlen die Errichtung der Getreidemagazine, jedoch keineswegs zur plötzlichen Erniedrigung der hohen Preise, sondern bloss zur Abwendung des Getreidemangels in Hinsicht auf die Versorgung armer städtischer Einwohner; die erstere nur im allgemeinen Grundrisse, die letztere aber mit Bestimmung ihrer Einrichtung und Verwaltung. In beiden werden viele kleine Privatmagazine für vortheilhafter und zweckmässiger, als grosse Staatsmagazine erkannt, und die Hauptbedenklichkeiten gegen die letztern, so wie die Vorzüge der erstern in der 5ten Anmerkung zur 1sten Schrift richtig angegeben. Das Wesentliche der dieserhalb geschehenen Vorschläge besteht darinn: dass solche Magazine unter obrigkeitlicher und zugleich bürgerlicher Aufsicht in jeder volkreichen Stadt von Privatgesellschaften vermittelst Actien, jede zu 100 Gulden, errichtet, bloss für solche Einwohner, welche sich mit Vorräthen des benöthigten Brodkorns zu versorgen nicht vermögend sind, bestimmt, mit keiner andern Getreideart, als Korn (Roggen) angefüllt, diesen Einwohnern nicht solches Korn selbst, sondern nur das daraus verfertigte Mehl, in einer festgesetzten kleinen, ihren Bedürfnissen angemessenen Quantität, und nur gegen baare, mit dem laufenden Marktpreise übereinstimmende Bezahlung, verabfolgt werde; dass ferner der Vorrath jederzeit so gross sey, als der dritte Theil des zum Magazine bestimmten Capitals beträgt; dass diese Magazine in eben dem Verhältnisse wieder gefüllt werden, als sie durch jene Verabfolgung sind ausgeleert worden; dass man ihnen in keinem Falle gegen andere Getreidekäufer und Verkäufer besondere Freyheiten, Vorrechte, oder Privilegien zueigne; dass die Magazinvorsteher von den Theilhabern (Actionärs) und von jenen der Rechnungsführer und die übrigen erforderlichen Bedienten gewählt und bestimmt werden; dass jeder Theilhaber an der Verwaltung und dem Gewinne des Magazins einen mit seiner Einlage verhältnissmässigen Antheil habe; und dass die Verwaltung von 6 zu 6 Jahren erneuert werde. Diesen Vorschlägen sind in 5 Beylagen die Modelle zu den Actien, zu den Wahlzetteln, zu den Wahlzettelscheinen, zu den Getreidemagazinszetteln für die Einlagen, (die, ohne Rücksicht auf Gewinnst, bloss zur wohlthätigen Beförderung der Sache geschehen müssten) und zur Rechnungsführung beygefügt und mit hinlänglichen Erläuterungen versehen. Wir vermissen dabey Formulare von Verwilligungszetteln, die von den Magazinvorstehern an diejenigen Personen ertheilt werden müssten, denen sie (nach vorgängig beygebrachter Bescheinigung ihrer Dürftigkeit entweder von dem Prediger des Kirchspiels oder von Seiten der Polizey) Magazinmehl zu kaufen gestatten; und diese müssten alsdenn solche Zettel, als Erlaubnissscheine jedesmal an den Rechnungsführer abliefern.

Ohne Zweifel haben und behalten die Gründe für den freyen Getreidehandel, und für Localmagazine auf Privatrechnung ein grosses Uebergewicht vor denjenigen Gründen, womit man Getreidesperrungen und allgemeine landesherrliche Magazine zu rechtfertigen sucht: nur muss bey jenen beiden durchaus kein solcher Ein- und Verkauf geduldet werden, wodurch der Getreidehandel auf den öffentlichen Märkten nur im mindesten beeinträchtiget wird.

Uebrigens verdient noch besonders die öffentliche Auffoderung: dass jedermann seine Gedanken über das Bayersche Commerz überhaupt, und den vorerwähnten Gegenstand insonderheit *frey und ohne Rückhalt* durch Druckschriften, mit Vorsetzung seines Namens, bekanntmachen möge, und die Versicherung, dass solches werde wohlgefällig aufgenommen, und nach befundener Wahrheit belohnt werden," zur Ehre der jetzigen Landesregierung in Bayern bemerkt zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. November 1795.

GESCHICHTE.

Halle, b. Gebauer: Dr. *Franz Dominicus Häberlins* Neueste deutsche *Reichsgeschichte* vom Anfang des Schmalkaldischen Kriegs bis auf unsere Zeiten XXI Band. nach des sel. Vf. Tode gröstentheils ausgearbeitet von *Renatus Karl* Freyherrn *von Senkenberg*. 1790. 767 S. 8.

XXIIter Band. 1791. 726 S. mit dem besondern Nebentitel:

Versuch einer *Geschichte des deutschen Reichs im siebenzehnten Jahrhundert*, entworfen von *R. K.* Freyh. *von Senkenberg* vom Jahr 1600 bis 1609.

XXIIIter Band, (als Versuch einer Geschichte des *d. Reichs* im XVII Jahrh. der IIte Band) vom Jahre 1609 bis 1614. 1792. 780 S.

XXIVter Band, (als Versuch etc. der *IIIte Band*.) Vom Jahr 1615 bis 1620. 1793. 624 S.

XXVter Band, (als Versuch der *IVte Band*.) Enthaltend die Jahre 1621 — 1628. 1794. 702 S.

Es ist Zeit, dass wir dem Publicum auch einmal wieder Rechenschaft von dem Fortgang dieses grossen historischen Werkes geben, welches der sel. Häberlin mit so vieler Unverdrossenheit angefangen und auf eine grosse Strecke fortgeführt hat. Leider ist der thätige Vf. unterdessen verstorben, nachdem er zu dem 21ten Bande nicht mehr als die ersten 140 Seiten, welche bis ins J. 1597 reichen, vorgearbeitet hat. Der F. v. S. ergänzte nicht nur diesen 21ten Band, sondern fing auch mit dem J. 1600 den ersten Band seiner Geschichte des deutschen Reichs im *siebenzehnten Jahrhundert* an, der zugleich als Häberlinsche Fortsetzung den 22ten Band ausmacht, und seitdem ist der Vf. bis zum 4ten, als Häberlinsche Fortsetzung betrachtet, bis zum 25ten Band fortgerückt. Eine sehr ungrammatikalische Sonderbarkeit ist es, dass die Titel der Häberlinschen Geschichte seit 1545 *Neueste* Geschichte, jetzt aber wieder seit 1600 nur *Neuere* heissen. Wir können die Einrichtung dieses Werkes aus unsern vorigen Anzeigen als bekannt voraussetzen. Unstreitig ist es das Einzige seiner Art, das wir jetzt in der vaterländischen Geschichte besitzen. Was ihm an Anmuth abgeht, gewinnt es an historischer Treue und Ausführlichkeit, indem der Vf., wo möglich, immer aus dem Mund der Augenzeugen, der Reichstagshandlungen selbst und der geprüftesten Gewährsmänner spricht. Der Gelehrte, der Geschäftsmann, der Staatsmann wird hier immer diejenigen Erläuterungen finden, die er ausserdem in den verworrenen Staatsverhandlungen mühselig hätte heraussuchen müssen. Nichts, was für deutsches Recht und Verfassung irgend von Folge war, blieb hier unberührt, und wer in irgend einer Sache noch tiefer einzudringen wünscht, der wird fast auf allen Blättern zu den Quellen, wo er weiter nachspüren mag, hinverwiesen. Dass die Fortsetzung in die Hände eines Mannes gerathen, der dem ersten Vf. an Fleiss und Betriebsamkeit, alles Mögliche aufzuspüren, nichts nachgiebt, war ein Glück für die deutsche Geschichte. Auch behauptet dieses Werk unter den Händen des jetzigen Fortsetzers das Verdienst der grossen Zuverlässigkeit, strengen Prüfung und Vergleichung der Gewährsmänner und einer ausserordentlichen Unpartheylichkeit. Worin unser Vf. sogar mehr Glück, als sein Vorgänger hatte, ist die Unterstützung mit sehr vielen wichtigen archivalischen Nachrichten, die er sich von mehrern Orten zu verschaffen gewusst hat. So gebrauchte er beym 21ten und 22ten Band die Reichstagsacten aus dem wolfenbüttler, ansbacher, besonders darmstädter, Archiv, die schwäbischen Kreistagsacten aus dem esslinger Archiv, hauptsächlich aber, was den 22ten Band ausserordentlich interessant und neu macht, eine bisher ungedruckte Geschichte der böhmischen Unruhen von dem wichtigsten Augenzeugen und Theilnehmer derselben, dem im J. 1618 mit zum Fenster hinausgeworfenen Grafen Wilhelm *Slawata*. Zur Geschichte der Misshelligkeiten und Verhandlungen zwischen Kaiser Rudolf und seinem Bruder Matthias erhielt der Vf. ebenfalls weitläuftige sehr schätzbare Acten aus dem herzogl. braunschweigischen Archiv, meistens von der eigenen Hand des Herzogs Heinrich Julius, der bekanntlich damals an dem kaiserlichen Hofe die Hauptrolle spielte. Hingegen mit dem äusserst billigen Gesuch, das Reichsarchiv benutzen zu dürfen, ist der Vf. gleich vor der Hand abgewiesen worden, unter dem Verwande, weil einige Gelehrte diese Gnade missbraucht hätten. Uns ist zwar weder ein guter noch schlechter Gebrauch von dem Reichsarchiv bekannt. So viel Urtheil dürfte man aber doch einem Archivar zutrauen, dass er weiss, was missbraucht werden kann oder nicht. Der stärkste Missbrauch, der mit Archiven geschehen kann, scheint uns, wenn man es den Würmern zu fressen giebt. Wir klagen über den Mangel des deutschen Nationalgeists, und doch soll das wenige, was noch national ist, vermodern. — Nun auch einige Ausstellungen, die man dem Vf. machen könnte. Gewiss ist, dass sein Vortrag sehr vieles vom 17ten Jahrhundert an sich trägt, dessen Geschichte er beschreibt. Darüber mit dem Vf. aufs neue zu hadern, nachdem es andere schon vor uns gethan haben, würde gewiss fruchtlos bleiben. Wir wollen daher zufrieden seyn, wenn er dergleichen Wörter, wie *sintemahlen*, *dannenhero* u. a. m., wo

wo er nicht aus eines andern Mund spricht, immer mehr unterdrückt. Auch ist er doch öfters bey Sachen, die es nicht verdienen, z. B. bey Beschreibungen der Krönungen, Huldigungen, Einzüge unerträglich weitläuftig. Wenn dies gleich manchem Oberceremonienmeister höchst willkommen seyn dürfte, (wie der Vf. andeutet,) so steht es doch mit der langen Weile der übrigen Leser in keinem Verhältnifs, und hat auch in der That für den Zusammenhang der übrigen Begebenheiten keinen Nutzen. Einzelne Züge, die den damaligen Luxus oder andere Gewohnheiten charakterisiren, lassen sich ja herausheben. Eine der unbequemsten Einrichtungen des Werkes scheint uns diese zu seyn, dafs der Vf. bey jedem Jahre die Specialgeschichte von mehreren deutschen Reichslanden, Städten und Herrschaften nachholt. Es giebt dieses ein ungemein mageres Stückwerk; denn von einer Menge reichsständischer Lande ist, ohne zu wissen warum, nie etwas gemeldet, und auch von den erwähnten sind öfters nicht die neuern Geschichtschreiber, z. E. bey Ostfriesland nicht *Wiarda*, bey Salzburg nicht die Nachricht von *Juvavia* u. f. w. benutzt. Rec. ist der Meynung, die Specialgeschichte solcher einzelnen reichsständischen Lande hätte nur da mit eingeflochten werden sollen, wenn sich darinn ein fürs ganze Reich merkwürdiger Vorfall, z. E. Erlöschung eines regierenden Hauses, merkwürdige Theilungen u. d. ereignet, oder wenn von den Angelegenheiten eines solchen Landes etwas auf den Reichstägen vorgekommen wäre. Aber wozu, um ein Beyspiel zu geben, hier die Nachricht: die Erbschenken von Limpurg empfiengen die Lehne — der Reichsstadt Schweinfurt bestätigt der Kaiser ihre Freyheiten; im gräflichen Haus Solms fällt das Seniorat auf die Grafen Philipp — dergleichen Data waren in der ältern Reichsgeschichte, um daraus den Aufenthalt der herumziehenden Kaiser zu erfahren, sehr wichtig; in der neuern Reichsgeschichte sind sie aber durchaus überflüssig und höchst unbedeutend. Eher würden wir zwar der Geschichte der Reichsritterschaft, der kaiserlichen Lehens - und Regierungs - Angelegenheiten in *Italien* einen Platz vergönnen; allein auch diese würden gewiss verständlicher und interessanter seyn, wenn sie der Vf., statt sie von Jahr zu Jahr zu verstümmeln, in gewissen zusammenhängenden Perioden, z. E. von Kaiser zu Kaiser darstellte. Auch würde dadurch der Vf. ungemein viel Raum gewinnen, um ohne Nachtheil der Hauptsache schneller fortzurücken. Eine Rücksicht, die allerdings Beherzigung verdient. Denn dermalen ist die Beendigung des ganzen Werks noch sehr weitaussehend.

Der würdige Vf. hat auf viele noch unerläuterte Punkte aufmerksam gemacht. Wir hoffen, dafs der Saame nicht überall auf Felsen gefallen sey. Was der Kurfürst von Maynz im J. 1598 gegen den Herzog zu Braunschweig vorgehabt (f. XXI B. 487.) betraf wahrscheinlich die damals von Braunschweig intendirte Auslösung des Untereichsfeldes; die Irrungen des Herzogs mit der Republik Polen aber mögen vielleicht Bezug auf die rückständigen Jahrgelder haben, die des Herzogs Vorfahrer, Erich, zu fodern hatte. Von einem löwenstein - werthheimischen Samthausrecefs; (f. XXIII B. S. 465.) und zwar einem Interims - und Administrationsrecefs von 1611, finden sich vielfache, zum Theil sehr ausführliche, Extracte in einem, 1691, beym *Corpus Evangelicorum* übergebenen so betitelten *Memoriale*. Ob über den Kreistag zu Segeberg von 1621 (f. XXV Band S. 55.) ein Abschied vorhanden, steht sehr zu zweifeln, weil *Dreyers* archivalische Nachricht von den niedersächsischen Kreisabschieden in *Heinze's* Sammlung zur Geschichte und Staatswissenschaft IIter Theil Göttingen 1791, davon keine Erwähnung thut. S. 345. steht: *letztere*, d. i. Bethlens Leute hätten bey Tyrnau 3000 Mann eingebüfst. Es ist aber gerade umgekehrt, und muss *erstere*, die Kaiserlichen, heifsen. S. 527. wird erzählt, Wolfenbüttel wäre nach der im December 1627 geschehenen Uebergabe an den Pappenheim dem Herzog Friedrich Ulrich zu Braunschweig wieder zugestellt worden. Allein damit hatte es noch gute Weile. Wie Rec. aus einer erstatteten schriftlichen Relation ersieht, ertheilte Tilly, den der Herzog darum beschickte, am 29 April im Lager vor Stade zur Antwort: „der Herzog möchte doch seine Ambassaden „sparen. Der Kaiser habe zwar die Uebergabe an den „Herzog befohlen. Es gehöre aber mehr dazu. Der „Kaiser solle ihn immerhin abdanken und seine Soldaten bezahlen. Er könne nicht in der Luft schweben „und vom Winde leben." Das S. 434 erwähnte Kloster heifst nicht *Steinau*, sondern *Steina* oder *Marienstein*, und ist eigentlich nie mainzisch gewesen, sondern liegt im göttingischen Quartier des Fürstenthums Kalenberg. Maynz aber hat es gestiftet, und nach dem Abgang der Herren von Plesse sich die Advocatie darüber zueignen wollen. — Zum Beschluss merken wir an, dafs der Vf. die erste wahre Zusammenkunft des *Corporis Evangelicorum* früher als gewöhnlich, nämlich schon 1618 in dem auf dem regensburger Reichstag hauptsächlich wegen der donauwörther Angelegenheit veranstalteten *evangelischen Correspondenzrath* findet. — Die Register sind äuserst armselig.

Berlin, b. Hartmann: *Charakterschilderungen vorzüglich interessanter Personen gegenwärtiger und älterer Zeiten.* Erster Band. Mit einem Titelkupfer. 1795. 332 S. 8.

Schon das Verzeichnifs dieser Charakterschilderungen: I. *Maria Antoinette*, Königin von Frankreich, S. 3; II. *Einige Züge aus dem Leben des Herzogs von Orleans*, S. 40; III. *Der Marquis de la Fayette*, S. 54; IV. *Robespierre*, S. 78; v. *Neckers Leben und Charakter*; S. 95: VI. *Leben des Caron von Beaumarchais*, S. 116; VII. *Stanislaus August, König von Polen*, S. 130; VIII. *Karl der Erste* (K. von England), S. 140; IX. *Kurze Charakterschilderung Gustav Adolphs, Königs von Schweden*, S. 174; X. *Eleonore Christine, Tochter Christians des IV Königs von Dännemark*, S. 180; XI. *Ludwig der Neunte* (K. von Frankreich), S. 187; XII. *Graf von Strafford*, S. 249; XIII. *General van der Mersch*, S. 259; XIV. *Kurze Lebensgeschichte Mohammeds*, S. 275 bis

is 339. — — läfst ungefähr die Absicht des Zeichners nd die Bestimmung seiner Arbeit vermuthen. Nach er eigenen Erklärung des ungenannten Vf., (der sich m Schlufs der Vorrede mit *H—g* unterzeichnet,) hat- e er dabey keine andere Absicht, als seinen Lesern it diesen Schilderungen von *wahren* Begebenheiten nd Personen ein Buch in die Hände zu geben, der ir- end einen schlüpfrigen *Roman* aus seiner Stelle ver- rängen könnte. Bey diesem so beschränkten Zwecke es Vf., und bey so mäfsigen Ansprüchen auf geistige elohnung, würde es wohl unbillig seyn, mehr zu er- varten, als der Vf. zu geben willens war. Ohne die- e Schilderungen aus einem *gemeinschaftlichen* Ge- chtspunkt der *vorzüglich - interessanten* anzusehen, etrachte man sie *bloss* als *einzelne* Gemälde, von velchen nur einige, wegen gewisser Aehnlichkei- en oder Contraste, oder auch weil die Schicksale er geschilderten Personen in einander eingreifen, ei- en gemeinschaftlichen Berührungspunkt haben. Auch ersprecbe man sich nichts, was sich in Absicht auf In- alt oder Darstellung von dem Gewöhnlichen unter- hiede. Was davon dem Vf. eigen oder aus ausländi- hen Schriften übergetragen seyn mag, getraut sich ec. nicht zu bestimmen, weil er sich, in Ermangelung er ausländischen Originalien, von welchen er Spu- en zu finden glaubt, auf sein Gedächtnifs verlassen, nd also ungerecht gegen den Vf. zu werden wagen üfste.

PHILOLOGIE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Plutarchi Chaeronensis quae su- persunt omnia*, cum adnotationibus variorum ad- jectaque lectionis diversitate, opera *J. Georg. Hut- ten*, Schol. Anatol. Tubing. Rector. Vol. I. 1791. 498 S. Vol. II. 1792. 503 S. Vol. III. 1792. 468 S. Vol. IV. 1793. 452 S. Vol. V. 1793. 426 S. Vol. VI. 1794. 431 S. 8. (7 Rthlr.)

Plutarch hat mit Aristoteles, Strabo, Athenaeus und ehrern andern griechischen Schriftstellern, von de- en zahlreiche oder grofse Werke auf uns gekommen nd, einerley Schicksal gehabt, dafs er eine geraume eit hindurch im Ganzen vernachläfsiget, und nicht it dem Fleifse, wie die kleinern, besonders die Dich- r, bearbeitet worden ist; hauptsächlich wohl deswegen, eil hierzu eine nicht gemeine Bekanntschaft fast mit len Fächern der Gelehrsamkeit erfodert wird. Nach r letzten Pariser Ausgabe der Plutarchischen Schrif- n von 1624, die selbst auch vor den ältern nur we- ge und geringe Vorzüge hat, fand sich binnen mehr s hundert Jahren niemand, der sich an diese so nütz- he Unternehmung wagen wollte. Erst im J. 1729 sen Bryan und Moses du Soul in England die Bio- aphien in einer zwar etwas bessern, aber noch lange cht vollkommenen Gestalt ans Licht treten. In An- hung der philosophischen Werke, die doch einen so ichen Schatz von allerley Kenntnissen, besonders für e alte Philosophie enthalten, begnügte man sich, ein- zelne kleine Abhandlungen zu bearbeiten, bis endlich 1774 ein Leipziger Buchhändler auf den Gedanken verfiel, irgend einen voluminösen griechischen Schrift- steller aufzulegen, und den sel. Reiske darüber um Rath fragte, der ihm den Plutarch vorschlug. Reiske übernahm die Besorgung des Drucks, und fügte den Anmerkungen der vorigen Herausgeber einige neue hinzu, so wie sie ihm über der Correctur beyfielen. Selbst auf diese eilfertige Art würde er nach seiner gro- fsen Belesenheit und Gelehrsamkeit manche nützliche Beyträge zur Berichtigung des Plutarchs geliefert ha- ben; aber er starb schon während des Drucks des zwey- ten Bandes, nachdem er die Biographieen überarbeitet hatte, und der folgende Herausgeber begnügte sich, unter die philosophischen Schriften die Anmerkungen von Xylander und Reiske (aus den Animadversionibus in Auct. Gr.) setzen zu lassen, und Varianten beyzufü- gen. So entstand die sogenannte Reiskische Ausgabe der Plutarchischen Werke in zwölf Bänden, die un- geachtet ihres hohen Preises wenig mehr leistete, als die vorhergehenden, und man sah nun mit grofser Er- wartung der vortrefflichen Ausgabe des Hn. Prof. Wyt- tenbach zu Amsterdam entgegen, an der er seit mehr als zwanzig Jahren gearbeitet hatte. Bey der Verzö- gerung dieses wichtigen Werks, (davon erst vor weni- gen Monaten der erste Band zu Cambridge aus der Presse gekommen.) und bey dem Mangel an Exempla- ren besonders für unbemittelte Freunde der griechi- schen Literatur fiel es in Deutschland wieder einem an- dern Buchhändler, Hn. Cotta in Tübingen, ein, die Werke Plutarchs nach der Reiskischen Recension ohne lateinische Uebersetzung abdrucken zu lassen, und von denselben eine wohlfeile Handausgabe zu liefern. Glücklicher Weise wurde die Besorgung des Drucks einem Manne übertragen, der im Stande war, dieser Handausgabe wesentliche Vorzüge vor den bisherigen zu geben. Die vor uns liegenden sechs Bände enthal- ten die sämmtlichen Biographien, oder die eine Hälfte der Plutarchischen Werke. Im ersten stehen *Theseus* und *Romulus*, *Lycurgus* und *Numa*, *Solon* und *Popli- cola*, *Themistocles* und *Camillus*, *Pericles* und *Fabius Maximus*. Der Herausg. gesteht, dafs er diesen Band nicht mit dem Fleifse, wie die übrigen, habe ausar- beiten können, weil ihm die Besorgung erst, nachdem schon einige Bogen abgedruckt gewesen, übertragen worden, da sie zuvor Hr. M. Kapff gehabt hatte. — Im zweyten Bande sind enthalten: *Alcibiades* und *Co- riolanus*, *Timoleon* und *Aemil. Paulus*, *Pelopidas* und *Marcellus*, *Aristides* und *Cato der ältere*, *Philopömen* und *Flaminius*. Im dritten: *Pyrrhus* und *Marius*, *Ly- sander* und *Sulla*, *Cimon* und *Lucullus*, *Nicias* und *Cras- sus*. Im vierten: *Sertorius* und *Eumenes*, *Agesilaus* und *Pompejus*, *Alexander* und *Caesar*. Im fünften: *Phocion* und *Cato der jüngere*, *Agis mit Cleomenes* und *die Gracchen*, *Demosthenes* und *Cicero*, *Artaxerxes*. Im sechsten endlich: *Demetrius* und *Antonius*, *Dion* und *Brutus*, *Aratus*, *Galba* und *Otho*. Hr. Hutten ist dem Reiskeschen Texte genau gefolgt, und hat sonst keine Veränderungen vorgenommen, als wo Reiske selbst et-

was geändert wissen wollte, oder was offenbare Fehler waren. Unter dem Texte stehen kurze Anmerkungen, worinn theils die Verschiedenheit der Lesart angegeben, zuweilen auch beurtheilt, theils die Erklärungen und Erläuterungen aller vorhergehenden Herausg. auszugsweise beygebracht werden. Hr. H. hat diesen eigene Bemerkungen und Conjecturen, die jedoch nicht zahlreich sind, beygefügt. Die lateinische Version von Xylander ist, wie billig, weggelassen worden, weil sie nicht mehr zu dem, seit Xylanders Zeiten sehr veränderten Texte passt, und das Werk unnöthiger Weise vertheuert hätte. Ueberhaupt wäre es gut, wenn man einmal anfinge, bey allen Handausgaben griechischer Schriftsteller diese Maxime zu befolgen, und die Beysetzung der lateinischen Versionen nur den grösern und vollständigern Ausgaben überliesse. Sicher hätte das zweybrücker Institut grössern Nutzen gestiftet, wenn es vom Plato, Thucydides und Lucian etc. den blossen Text mit zweckmässigen Anmerkungen geliefert hätte, als da es die grosen Ausgaben wieder abdrucken liess, wodurch ihre Abdrücke fast eben so theuer werden, als die Originalausgaben. Hr. Hutten erbietet sich, wenn sich Liebhaber finden sollten, nach Vollendung des ganzen Werks eine mit seinem Texte übereinstimmende lateinische oder auch deutsche Uebersetzung zu liefern. Wir zweifeln jedoch sehr, dass eine solche Foderung je an ihn ergehen wird, da der Uebersetzungen in beiden Sprachen genug vorhanden sind, und jeder, der den Text studiren will, fast immer in den Noten über die gemachten Veränderungen belehrt wird. Weit mehr Verdienste wird Hr. H. sich um die Käufer dieser Ausgabe erwerben, wenn er seine übrigen Versprechen, die er in der Vorrede thut, ins Werk setzt. Er will nämlich dieser Ausgabe einen möglichst vollständigen Index folgen lassen, worinn alle nöthigen Erläuterungen über dunkle oder schwere Stellen beygebracht werden sollen. Es braucht nicht erst erinnert zu werden, wie nützlich dieses Unternehmen nicht nur für die griechische Sprache, sondern auch für andere Zweige der alten Literatur seyn wird, da im Plutarch eine Menge noch nicht genutzter Kenntnisse vergraben liegt. Wir rathen ihm dabey, sich ja nicht auf die bey der Leipziger Ausgabe befindlichen Register zu verlassen, welche sehr untreu und unvollständig sind; vorzüglich ist das Register der von Plutarch angeführten Schriftsteller höchst mangelhaft ausgefallen. Ausserdem will Hr. H. noch besondere Abhandlungen über den Plutarch und dessen Schriften, desgleichen über die Herausgeber und Uebersetzer desselben verfertigen, und am Ende des ganzen Werks die vielen Conjecturen und andere Bemerkungen über den Plutarch, die in einer Menge Bücher zerstreut, und ihm während der Bearbeitung dieses Autors aufgestossen sind, oder noch aufstossen werden, so wie die für seinen Zweck brauchbaren Bemerkungen der Wyttenbachischen Ausgabe in einem besondern Bande nachliefern. Dem sechsten Bande sind die chronologische Tabelle von Dacier über die Biographieen, Xylanders Abhandlung von den Monaten der Athenienser, und Rualdi Abh. über die Art, wie Plutarch das römische Geld nach griechischem berechnet hat, angehängt. Druckfehler finden sich, so weit wir gelesen haben, äusserst wenig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Heilbronn u. Rotenburg*, b. Class: *Abhandlung über den Kleebau.* Von *Adam Heinrich Hazel*, Oekonomieinspector zu Frankenberg in Franken. 1795. 117 S. 8. — Eine sehr lehrreiche und gutgeschriebene Abhandlung zum Bau des spanischen Klees, der Luzerne und Esparzette, die jedem, der seinen Viehstand verbessern will, sehr anzuempfehlen ist. Der Vf. erkennt die Vortheile der Theorie mit vieler Sachkenntniss an, giebt in den ersten drey Capiteln allgemeine Regeln, besonders über das Verhältniss der Viehzucht zum Ackerbau, und behauptet (S. 46.) sehr richtig, dass wer, wenn er ein bestimmtes Locale vor sich hat, solche allgemeine Regeln nicht zu besonderen zu machen verstünde, den Namen eines Landwirths nicht verdiene. Rec. sind die so bescheiden vorgetragenen Erfahrungen des Vf. um so willkommner gewesen, als sich dadurch die im Allgemeinen annoch in Zweifel gezogene Nutzbarkeit des Kleebaues in minder fruchtbaren Gegenden ergiebt, indem nach des Vf. Angabe ein Morgen Land von 180 Quadratruthen zu Frankenberg nur 2½ Schocke Korn tragen soll. Auf der andern Seite wird aber der Vortheil des Kleebaues auch nicht so übermässig angegeben, als es jetzt Mode ist, und sehr gewarnt, ihn nicht zum Nachtheil andrer feldwirthschaftlichen Zweige zu übertreiben. Der Vf. räth an, etwa den zehnten Theil des Ackergehalts mit spanischem Klee zu besäen, und solchen, (wenn der Boden nicht gar zu schlecht sey, und der Klee daher nicht lange Zeit daure,) wenigstens ins dritte Jahr stehen zu lassen, nach welcher Zeit das Land ungedüngt eine gute Winterärndte trage, da es, wenn der Klee nur zwey Sommer stehe durch die erste Besteckung desselben eher ausgesogen, als verbessert werde, man auch den Vortheil verliere, eine Aernte an Saamen und Artlohn zu gewinnen. Auch der Unterricht, wie die Kleearten zu säen, zu ärndten und zu verfüttern sind, zeigt den selbstdenkenden Landwirth, der sich und andern von allem was er thut, den Grund angeben kann, und nicht blindlings der Gewohnheit huldigt.

Numero 312. 378

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. November 1795.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Memoires historiques et politiques, sur la République de Venise, rédigés en 1792.* 1me Partie. 200 S. 2de Partie 396 S. 8.

Ein, sowohl in Rückficht des Inhalts, als des Verfassers, äusserst merkwürdiges Werk. — Der dichte Schleyer, hinter welchem die eiferfüchtigen Aristokraten, die das Ruder der venetianischen Regierung führen, ihre Verfassung so lange verborgen gehalten hatten, ward besonders in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts von mehrern unterrichteten Schriftstellern, die der eiserne Arm des Inquisitionsdespotismus nicht erreichen konnte, gehoben. Demungeachtet aber blieb noch manche Seite des Ganzen verhüllt. Um dieses Ganze, wie es ist, darzustellen, und jeden mit seinem geheimnissvollen Dunkel noch beschatteten Winkel des grosen Gebäudes mit der Fackel der Wahrheit zu beleuchten, ward ein Mann erfodert, den sein Stand, seine politischen Verhältnisse und eine offne furchtlose Freymüthigkeit hiezu geschickt machten: und ein solcher Mann ist der ungenannte Vf. dieser Memoiren. Er ist ein *Edler von Venedig*, der mehrere ausgezeichnete Staatsämter, sowohl in der Hauptstadt, als auch in den Provinzen, in letztern das wichtige Gouvernement von Vicenza, bekleidete, und mehrmal zum Mitglied des Senats der Republik gewählt ward. — Mitten im Lauf seiner Thätigkeit im Dienst des Vaterlandes erwachte eine mächtige Faction gegen ihn, deren Drohungen, Gewaltthätigkeiten und unversohnlichem Hass er sich durch Entfernung aus dem Lande entzog. Ein Urtheilsspruch der furchtbaren Decemvirn, des Raths der Zehner, verbannte ihn nun, unverhört, und wie gewöhnlich, ohne alle Processform, auf immer aus den venetianischen Staaten. — Wenn ein solcher Mann als Schriftsteller über seine vaterländische Verfassung auftritt, so kann es nicht fehlen, dass er die Erwartung seiner Leser, besonders bey dem Geiste des jetzigen Zeitalters, auf sehr verschiedne Art spannt. Die Anhänger der willkührlichen Gewalt, die jeden Streich der Eigenmacht, seiner Quelle wegen, für *legal* erklären, werden, in der Voraussetzung, dieser *Verbannte* sey ein Staatsverbrecher, *weil* er verurtheilt ward, ihn mit Murren auftreten sehen, und, ohne ihn zu lesen, sein Urtheil über die venetianische Verfassung als parteyisch verschreyen. Die Feinde jeder gesetzlichen Autorität hingegen, denen jede noch so wilde und zügellose Declamation gegen irgend einen Zweig seiner vaterländischen Verfassung, willkommen ist, werden, wenn ihn dieser Mann noch in seinem Unglück mit Achtung von seinem undankbaren Vaterlande spricht, wenn er nicht das Ganze der Verfassung umstürzt und mit Füssen tritt, sondern mit Milde und Vorficht blos zu höchst nöthigen Reformen der eingeschlichenen Missbräuche räth, ihm diesen Glimpf nicht verzeihen. — Aber noch eine, und gewiss nicht geringe, Zahl unparteyischer und billiger Leser, bleibt dem Vf. — Für *diese* hat er geschrieben; und sie werden sich freuen, in ihm einen Mann zu finden, der seinen Gegenstand ganz kennt, ihn, durch keine Leidenschaft geblendet, mit philosophischer Ruhe beurtheilt; mit Freymüthigkeit und mit Mäsigung jene enormen längst bekannten, aber noch nicht ganz gekannten, Ausartungen der venetianischen Aristokratie rügt; und Missbräuche, die nicht in dem *Wesen* der Grundverfassung liegen, sondern durch die Länge der Zeit, durch Kleinmuth und Schläfrigkeit des grössern und durch Ehrgeiz und geheime Machinationen des kleineren Theils der Nation eingerissen sind, ohne gewaltsame Mittel blos hinweg zu räumen räth. — Die Materialien zu diesen Memoiren, waren von dem Vf. längst gesammelt; er hätte sie schon drey Jahre früher publiciren können, wenn er nicht, — und diese Mässigung gereicht ihm zur höchsten Ehre — besorgt hätte, bey der damals exaltirten Stimmung der Gemüther, für einen Ruheftörer gehalten zu werden; oder wohl gar, durch Bekanntmachung seiner Schrift, einen immer glimmenden Funken der Zwietracht in seinem Vaterlande zu einer verzehrenden Flamme anzufachen, und hier das Signal eines neuen Bürgerkrieges zu geben. Desswegen verschob er die Erscheinung seines Werkes bis zu einem Zeitpunkte, wo die trügerische Heuchlermaske des mörderischen Terrorismus gefallen ist, und menschlichere und gemässigtere Grundsätze die Spuren der Schrecknisse voriger Jahre zu tilgen anfangen. — Wahrlich! von *diesem* Mann, wie wir ihn bisher aus seinem Werk dargestellt haben, ist man berechtiget zu glauben, dass er Wahrheit sagen *könne* und *wolle*: und sein Werk entspricht dieser Erwartung vollkommen.

Seine Absicht war nicht, ein, bis zu den kleinsten Färbungen ausgemaltes Bild der Venetianischen Verfassung darzustellen: aber bestimmte und genaue Umrisse des, gröfstentheils aus so vielen vorangegangenen Werken bekannten; Ganzen und seiner einzelnen Theile, hat er entworfen, und diese Darstellung mit dem Zweck und den Gränzen seiner Memoiren vereinigt. — Der *erste Theil* ist blos historisch, und es wird für unsern Zweck hinreichen, blos eine allgemeine Uebersicht von dem Inhalte desselben zu geben, und einige Notizen daraus mitzutheilen.

Er zerfällt in 10 Abschnitte: 1. Von dem grossen Rath und dem Senat. 2. Von der *Signoria* und dem geheimen Staatsrath. 3. Von den Quarantien. 4. Von dem Rath der Zehner und den Staatsinquisitoren. 5. Von dem Doge und den Correctoren. 6. Von den Procuratoren von *S. Marco*, den Censoren, Avogadoren und Rittern *della stola d'oro*. 7. Von den innern Magistraturen und andern auswärtigen und innern Staatsämtern. 8. Von der Herzogl. Kanzley, dem Staatssecretariat und subalternen Beamten. — Diese bisher benannten Theile des venetianischen Staatskörpers sind in ihrer Form und nach ihren verschiedenen Verwaltungen und Verhandlungen dargestellt, und in Absicht ihrer gegenseitigen Verhältnisse, und der unter sich selbst gleichsam beständig kämpfenden Kräfte, eine abwägende Vergleichung der verschiedenen Gewalten angestellt, die im 2ten Theil nachher erweitert, fortgesetzt und kritisch beurtheilt wird, wie man weiter unten sehen wird. — 9ter Absch. Von der Venetianischen Klerisey. 10ter Abschn. Finanzen, Land- und Seemacht, Bevölkerung, Nationalcharakter, Erziehung, Nationalreichthum, Bank. Folgendes sind einige Züge der dargestellten Umrisse, dieses letzten Abschnitts. Der Vf. berechnet die jährlichen Einkünfte des Staats auf 1,200,000 Louisd'or, den L. zu 54 venet. Lire berechnet. Den 5ten Theil dieser Summe werfen allein die Imposten auf die Consumtion des Tabaks, des Salzes und des Oels ab: alle sonstige Imposten auf Consumtibilien betragen nur die Hälfte eines Fünftheils. Die übrigen Quellen der Einkünfte, sind hauptsächlich: die Zölle; Staatsbesitzungen; Lotterie; Abgaben von Immobilien; Taxen auf Produkte der Gewerke und der mechanischen Künste; der Zehnte des Clerus und der Verkauf von Staatsbedienungen. — Die Ausgaben übersteigen selbst in gewöhnlichen Jahren sehr oft die Einkünfte, obgleich die nothwendigen Staatsausgaben nur ⅔ der Einnahme erfodern. Das übrige Drittheil mit dem Ueberschuss wird zu den geheimen Ausgaben des Raths der Zehner, der Staatsinquisition und anderer Tribunäle und besonders zu den willkührlichen Geldgeschenken der Pregadi, an Particuliers, verbraucht. Die Salz- und Tabacksfermen werden mit asiatischer Strenge verwaltet, und die hierauf wachsame Staatsinquisition ist, wie immer, unerbittlich. Mehrere Tausend von Contrebandisten büssen ihr (sogenanntes) Verbrechen, jährlich auf den Galeerenbänken oder im Exil. „Welche Einkünfte, setzt der menschenfreundliche Vf. hinzu, können einen solchen, für den Staat schädlichen, und für die Menschheit traurigen, Verlust ersetzen?" — Die bey diesen Pachtungen eingerissnen Missbräuche sind unerhört. — Eine kluge Verwaltung vermindert, besonders in neuern Zeiten, die beträchtlichen Staatsschulden jährlich durch Abbezahlung oder eigene Tilgung einer halben Million. — Der Staatsschatz ist viel weniger bedeutend, als man, bey einem langjährigen Frieden der Republik, bey der Oekonomie, und bey den durch aufgehobene geistliche Stiftungen zugeflossnen unermesslichen Summen, erwarten sollte. Das ganze Depot des ruhenden Nationalschatzes mag etwa 1 Million Ducaten betragen. Die Tilgung der Staatsschulden, der Ueberschuss der Ausgaben, sind zum Theil hievon die Ursache. Von den eingezogenen Stiftungen ist dem Staat wenig zugekommen: die dabey activen Particuliers haben sich mit diesen Schätzen bereichert, und der Staat hat folglich durch diese Aufhebung verloren statt zu gewinnen. Das durch ein altes Gesetz geheiligte und nur zu den dringendsten Staatsbedürfnissen bestimmt gewesene Depot eines Schatzes von 6 Mill. Zechinen gehört längst (wie der fabelhafte Sixtinische Schatz in der Engelsburg zu Rom) zu den Sagen der Vorzeit: der lange und verderbliche Candische Krieg hat ihn bis auf etwa ½ Mill. verschlungen, und er ist nicht wieder ersetzt worden. — Wie man weiss, ist die venetianische Landmacht in dem elendesten Zustande. Es werden von dem Vf. hierüber merkwürdige Data angegeben, und unter andern gezeigt, wie fast unglaubliche Herabwürdigungen die Officiere erdulden müssen. Die Truppen in der Levante und in Dalmatien sind noch die besten. Ein hieher gehöriger charakteristischer Zug des aristokratischen Unwesens ist unter andern folgender. Ein Drittheil der von der Republik besoldeten Truppen, existirt — bloss auf dem Papier der Register des Kriegsdepartements, worüber ein einziger nach Willkühr disponirt. Die für dieses, nicht *in natura* existirende, Drittheil von dem Staat jährlich bezahlten Summen, sind in den Händen einiger Patricier, und selbst in dem Büreau des Kriegsdepartements wird dieser schändliche Raub getheilt. — Die Seemacht war, bey der langjährigen Unthätigkeit der Flotte, sehr herabgekommen, *ist aber* in dem letzten Jahrzehend, jedoch nicht *mit der* nöthigen Hinsicht auf die Staatsverhältnisse und auf das Locale, verbessert. — Die Bevölkerung beträgt etwas mehr als 1,800,000 Seelen, wovon die Stadt Venedig 1,60,000 Menschen hat. Die so grossen und fruchtbaren Provinzen jenseits des Meers würden weit volkreicher seyn: wenn sie nicht unter dem Druck eigennütziger Proconsuln schmachteten: ihre Menschenzahl beträgt nur den 6ten Theil der ganzen Bevölkerung. — Der Charakter der Bewohner der Hauptstadt, ist von dem Vf. mit wenigen, aber kraftvollen und treffenden, Zügen gezeichnet. — Die Erziehung und Cultur der Wissenschaften ist durchaus vernachlässigt. Die weibliche Erziehung fängt in den höhern Ständen an, (ob *zweckmässig*, durch französische Gouvernantinnen und ähnliche Pensionsanstalten??) etwas besser besorgt zu werden.

Nach denselben Rubriken des bisher angezeigten ersten Theils ist auch der zweyte Theil dieser Memoiren in 10 Capitel abgetheilt und in den darinn enthaltenen politischen und philosophischen Reflexionen über die oben benannten Gegenstände, jedesmal auf den correspondirenden historischen Abschnitt des ersten Theils verwiesen. — Rec. will von diesem bedeutenden 2ten Theile, der den Hauptzweck der Memoiren ausführt, hie und da einiges, zum Beweise der Freymüthigkeit und Unbefangenheit des scharfsichtigen Vf. ausheben in der Ueberzeugung, dass diese wenigen Proben die Leser zur eignen ausführlichen Lectüre des Werkes selbst auffodern werden.

Ein-

Einleitung zu den folgenden Abschnitten. Kurze Darstellung des alten Glanzes der Republik und der innern und äussern Ursachen ihres Falles. „Die Vorzüge „des venetianischen Gouvernements liegen in der Vor„trefflichkeit der *ursprünglichen* Verfassung: die Feh„ler, in der unstatthaften und oft widersinnigen An„wendung dieser an sich selbst weisen Grundsätze; in „dem Missbrauch der ursprünglichen Einrichtungen, „und in der Unvereinbarkeit mancher derselben mit den „jetzigen Sitten und Zeitumständen: denn diese Verfas„sung war in entfernten Jahrhunderten zu einer Zeit „etablirt, wo Sitteneinfalt, und eine andre Ordnung der „Dinge, die Befolgung solcher Grundsätze so sicher als „heilsam machten; statt dass sie jetzt, bey der Ver„derbtheit der Zeiten, und bey den politischen Verän„derungen, welche die Republik in ihren innern und „äussern Verhältnissen erfahren hat, ungewiss, zweck„los und sogar schädlich geworden ist." — Die folgenden Abschnitte enthalten die Anwendung dieses Satzes. Die verwickelte Wahlmethode der Candidaten zum grossen Rath hatte ursprünglich die Erhaltung des Rechts der verschiedenen Patricierklassen zu diesen Stellen zur Absicht: die Aristokratie des Reichthums hat diese Absicht nunmehr grösstentheils vereitelt, und bloss das Unbequeme dieser Wahlmethode übrig gelassen. — In den Zeiten der Reinheit der Sitten, war die Einrichtung einer *bestimmten* Stimmenzahl, bey Gnadenacten (*parte di grazia*) trefflich: jetzt ist sie die Quelle vieler Ungerechtigkeiten; denn die Stimme *eines* Uebelwollenden, kann 599 günstige Stimme annulliren. — Kein Patricier wagt es mehr, bey wichtigen Verhandlungen und Discussionen, die Rednerbühne, wozu er das Recht hat, selbst zu besteigen, seit dem die dreyköpfige Hyder der Staatsinquisition, mit gränzenloser Unverschämtheit, einen solchen redenden Patricier, selbst von der Tribune herabreissen und unter das Bleydach (*i piombi*) einkerkern liess. — So führt der Vf. in diesem ersten Cap. fort, die Formen, die Rechte, Gebräuche und Missbräuche des grossen Raths, so wie in den beiden folgenden, die Verfassung der *Signoria*, des Staatsraths und der Quarantieen, zu mustern, und durchdachte Winke zur Verbesserung der eingerissnen Mängel, nach dem Geist und den Verhältnissen unsers Zeitalters, zu geben, durch deren Befolgung der venetianische Staatskörper eine andre Gestalt gewinnen würde, ohne dabey in seinen Bestandtheilen erschüttert oder aufgelöst zu werden. — Wenn man sich einen Augenblick in die Lage des Vf. in seinem unverdienten Exil denkt; so kann man nicht anders als die Ruhe des Geistes und die philosophische Resignation bewundern, mit welcher er das 4te *Cap.* über die Urheber seines Unglücks, den *Rath der Zehner* und die *Staatsinquisitoren* niederschrieb. Freylich muss das Blut eines Mannes, den Menschlichkeit und Vaterlandsliebe beseelen, stärker wallen, wenn er es unternimmt, das Bild dieses, in seiner Form und in der Ausübung seines usurpirten Despotismus verabscheuungswerthen, machiavellistischen Tribunals der Schande unsers philosophischen Jahrzehends und des Brandmals der venetianischen Staatsverfassung, zu entwerfen. Aber wie wenige dürften in der Stelle des Vfs., bey diesem greulichen Anblick und in den Augenblicken, wo das nagende Gefühl erlittenen Unrechts und gekränkter Ehre ihn mit dem heissen Wunsche, dieses ungeheure Staatsübel zum Glück seines Vaterlandes verschwinden zu sehen, ergreift, sich seiner Fassung rühmen, wie unser Vf. behält. — Wir wollen ihn einige Augenblicke darüber hören. Der Rath der Zehner dessen Form und Verhandlungen im 4ten Abschn. des ersten Buches beschrieben sind, übt eine unsichtbare Gewalt über mehrere Zweige der Regierung; er greift eigenmächtig in die Verwaltung und Gerichtsbarkeit der Tribunäle; er leitet die Wahlen der Staatsämter nach seinem Willen. Man kennt die ursprüngliche Bestimmung des Tribunals seit 1173. Es wachte, zur Zeit wo der Staat durch innere Gährungen oder durch Bedrohungen von aussen in Gefahr gerieth, über seine Ruhe und Sicherheit, und seine Existenz hörte auf, wenn die Gefahr vorüber war. Im J. 1310 wurden seine Sitzungen prolongirt, und 1335 ward es auf immer beybehalten. Seit diesem Missgriff in der Staatsverwaltung, strebte dieses herrschsüchtige Tribunal nach dem endlich erreichten Ziele. Willkührlicher Umsturz aller Gesetze, ohne Verantwortlichkeit, Eingriff in das bürgerliche Eigenthum, Disposition über das Leben und die Freyheit jedes Individuums, — diese Eigenschaften des wildesten Despotismus, bezeichnen auch seinen Charakter. Es bekleidet selbst die Gouverneure der Provinzen mit der Gewalt, die Criminalprocesse, nach der bey ihm hergebrachten Form, zu instruiren und zu entscheiden, und entzieht auf diesem Wege auch die Criminalprocesse in den Provinzen ihrem ordentlichen Richter, den Quarantieen, so wie es selbst sich über die Competenz derselben zu erheben gewusst hat. — Die abscheuliche Processform des Tribunals ist bekannt, und wird hier von dem Vf. näher auseinandergesetzt. — Die Kosten des Processes sind so ungeheuer, dass sie jeden Angeklagten, der nicht sehr reich ist, zu Grunde richten. Wer sich auf die dreymalige Citation des Raths *freywillig* ins Gefängniss stellt, hat über seine Loslassung zum voraus schon *gehandelt*. Da die einmal von dem Tribunal Verurtheilten, dem Tode, oder einer ihm gleichgeltenden Strafe, schon vorbestimmte Opfer sind; so ist an eine unentgeltliche Begnadigung derselben auch desswegen nicht zu denken, weil sie sich *vor* ihrer Verurtheilung, diese Begnadigung auf dem gewöhnlichen Wege hätten verschaffen können und es nicht gethan haben. — Die scheusslichen Proceduren der *Staatsinquisitoren* — *qui non habent ultorem nisi Deum* — sind im 1sten Buch 4ten Cap. beschrieben. Es ist bekannt, dass Anklage, Arrest, die schrecklichsten Drohungen und selbst Tortur um ein Geständniss zu erpressen, Verdammung und Vollziehung der Sentenz, bey diesem Tribunal oft das Werk von 24 Stunden ist. Der Vf. zeichnet von S. 131 an, verschiedene schreckliche Gemälde von den Proceduren der furchtbaren Triumvirn, selbst aus den neuesten Zeiten, wo man doch angefangen hat, das Verfahren

ren der Inquifition als gemilderter zu fchildern, und erbietet fich, wenn es gefodert würde, zu den pünktlichften namentlichen Beweifen. In der S. 140 angeführten Procedur gegen einen Patricier, erkennt man die Sache des Vf. felbft, und hat zugleich aus den letzten Jahren (1790) einen Beweis der Gewaltthätigkeit, Graufamkeit und Treulofigkeit diefes fchändlichen Tribunals. — Ein, wegen feiner fchrecklichen Tyranney merkwürdiges Gefetz diefer Triumvirn ift folgendes. Jeder Gouverneur, Prätor, Ambaffadeur, Refident, oder wer fonft in den Fall gefetzt wird, mit dem Tribunal zu correfpondiren, ift verpflichtet, dem Secretair der Staatsinquifition, bey der jährlichen Amtsniederlegung, die von dem Tribunal empfangene Ordres zu Morden, Einkerkerungen, Deportationen, oder zu andern gewaltfamen Befehlsvollftreckungen, im Original, mit einem Eide, keine Copie davon behalten zu haben, zurück zu liefern: fo, dafs alfo der Empfanger und Vollftrecker folcher Blutbefehle, bey etwa entftehenden Reclamationen, für die Folgen allein verantwortlich bleibt. — Kann der Machiavellismus weiter getrieben werden? — Ihre in die Provinzen gefchickten Abgeordneten, oft nur elende Sbirren, bevollmächtigen die Triumvirn mit einer unbefchränkten Gewalt zur Vollftreckung ihrer graufamen Befehle. Diefem zu Folge händigen fie einem folchen Sbirren ein Beglaubigungsfchreiben an den Gouverneur oder Militairchef der Provinz ein, das den Befehl an diefen enthält, den Ueberbringer zur Vollftreckung feiner *geheimen* Ordres mit aller in Händen habenden Macht zu unterftützen. Der Chef mufs unbedingt gehorchen, ohne einmal den Inhalt der Ordres zu kennen. Er bleibt blofs ein dem Sbirren untergeordneter Zufchauer, und mufs ihn ohne Widerrede mit aller Macht unterftützen, und wenn diefer auch die dem Staat gefährlichften Dinge unternähme. Auf diefem gefährlichen Wege hat das Tribunal die Mittel in Händen, fich durch fchlaue Gefchäftsträger in wenig Augenblicken des Militairs, der Caffen und Archive im ganzen Staate zu bemächtigen und jeden aus dem Wege zu räumen, von dem Widerftand gegen die ehrgeizigen Plane vermuthet werden kann.

(Der Befchlufs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SCHNEEBERG, b. Arnold: *Hiftorifche und geographifche Befchreibung des Churfächfifchen Erzgebürges.* Gefchichte und Befchreibung des Kreisamtes Schwarzenberg. Erftes Bändchen. 1795. 188 S. 8.

Das Kreisamt Schwarzenberg im fächfifchen Obergebürge, das in einem Raume von 8 Quadr. Meilen gegen 40000 Einwohner, beträchtliche Waldungen, 17 Hämmer-, 4 Blaufarbenwerke, Vitriolhütten, Vitriolölbrennereyen, eine ausgebreitete Nahrung durch Spitzenklöppeln, nicht unwichtigen Bergbau etc. enthält, verdient als eine der merkwürdigften Gegenden von Deutfchland allerdings vorzügliche Aufmerkfamkeit. Aber von den Eigenfchaften, welche zu einer hiftorifchen und ftatiftifchen Befchreibung deffelben erfodert werden, hat obige Schrift wenige, oder keine. Abgerechnet, dafs fie in keine Abfchnitte etc. getheilt ift, fo fehlt es 1) allen dem, was von der ältern Gefchichte gefagt ift, an hiftorifcher Kritik. Chronikenmarchen; fehr felten Quellen angegeben; die Materialien ohne alle Auswahl geordnet; einige alte Urkunden werden in deutfcher Ueberfetzung geliefert. 2) Von der Befchaffenheit des Amtes überhaupt find nirgends folche Ueberfichten gegeben, wie der Vf. in *Canzlers* und *Leonhardi's* Schriften in fehr guten Muftern hätte finden können. Die ganze Schrift ift ganz alltägliche trockne Topographie. Einzelne Unrichtigkeiten und die Weitläuftigkeit des Stils will Rec. nicht einmal rügen. Dem Anfehen nach foll noch ein Bändchen von Schwarzenberg und dann die Gefchichte der übrigen Erzgebürgifchen Aemter folgen. Wenn es nur zweckmäfsiger bearbeitet wird!

EISENACH, b. Krumbhaar: *Kalender für Deutfche* auf das Jahr 1795. mit Kupfern und 134 S. aufser dem Kalender. 12.

In diefem Almanach findet man eine kurze Gefchichte der Heffen mit befondrer Rückficht auf ihre *Kriege*, und im Kalender ftatt der Namen der Heiligen *die Namen* von berühmten oder doch verdienftvollen *Kriegern*. Diefelbe Einrichtung foll bey der Fortfetzung bleiben, und wir werden nach demfelben Plan, wie diefe heffifche, die vorzüglichften deutfchen Specialgefchichten erhalten. Die ganze Idee ift nicht unglücklich, denn der kriegerifche Geift der Deutfchen ift eine ihrer vorzüglichften Seiten, und wenn man die feine Individualität, welche die verfchiedenen Völkerfchaften bey einer Eigenfchaft verrathen, die ihrer Natur nach bey allen Nationen fich fo fehr gleichen mufs, mit Kunft hervorhübe, fo könnte der mannichfaltige Reiz, welchen folche Gemälde dadurch erhalten würden, zugleich helle Stralen auf die ganze Compofition des deutfchen Geiftes werfen. Da durch die Manier, wie hier die heffifche Gefchichte bearbeitet ift, der Gefchmack der Lefer nicht wird verdorben werden, fo könnte es auch nicht nachtheilig feyn, wenn diefer Kalender *fo* fortgefetzt würde, zumal da der Vf. hinfort weniger Verführung zur Parteylichkeit haben wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. November 1795.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Memoires historiques et politiques, sur la République de Venise, redigés en 1792.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)

Hier folgt nun eine historische Auseinandersetzung der von dem Rath der Zehn und den Inquisitoren, von jeher befolgten Grundsätze und getroffenen Anstalten, wodurch sie zu der jetzigen Herrschaft des Schreckens gelangt sind, und alle Zweige der höchsten Gewalt in sich vereinigt haben. Unabhängig von jedem diesem Zweck entgegenwirkenden Gesetze halten sie die Patricier in einer sklavischen Unterwürfigkeit unter eben diesen Gesetzen, zu deren Schiedsrichter sie sich aufgeschwungen haben. Durch diesen Kunstgriff gewann und erhält sich der Decemviral- und Triumviraldespotismus den Credit bey schwachen und kurzsichtigen Köpfen eben so sehr, als er den Kühnen und Unternehmenden Furcht und Schrecken einjagt. Er schmeichelt dem Volk, das er als blindes Werkzeug seiner Macht gebraucht. Eine bezahlte Herde desselben vollendete im J. 1762 den Triumph des Tribunals, über den Sturm, welchen ihm der kühne *Paul Renier*, nachheriger Doge, bereitete, der eine nothwendige Reform des Tribunals vorgeschlagen hatte.

Eben so weiss das Tribunal sich die Gunst der verschiedenen Bürgerclassen zu erhalten, wovon Rec., bey seinem Aufenthalt in Venedig, merkwürdige Erfahrungen zu machen und sie an einem andern Ort mitzutheilen Gelegenheit gefunden hat. — S. 183. u. f. entwirft der Vf. einen Plan zur Reform des Raths der Zehn, wenn man ihn zur Erhaltung des Gouvernements, dessen Freyheit er jetzt trotzt, beybehalten zu müssen glaubt. Gänzliche Aufhebung des monströsen Triumvirats ist ein Hauptpunkt dieser Reform, und dann ernstliche und standhafte Anwendung der von dem Vf. angegebenen wirksamen Mittel zur Beschränkung der tyrannischen Eigenmacht — statt jener mehrmals versuchten schwachen Maasregeln, deren Unzweckmässigkeit die Erfahrung von Jahrhunderten bewiesen hat. —

Im 5ten Abschnitt wird die elende Existenz des Doge, dieses mit einem *erkauften* Purpur behängten Manequins, beurtheilt: — ferner das ehrwürdige, aber nicht mehr nach dem Sinn seiner Stifter verwaltete, Amt der *Correttori* u. s. w. Im 6ten, 7ten und 8ten Abschn. folgen Reflexionen über die in eben diesen Abschnitten des 1sten Buchs historisch behandelten Gegenstände des venetianischen Gouvernements. — Der 9te Abschnitt erinnert an die festen und musterhaften Grundsätze, welche die Republik von jeher, in Ansehung der Klerisey und des römischen Hofes, unabänderlich beobachtet, und wodurch sie den herrschsüchtigen Geist des letztern, in Absicht dieser Verfassung, in seinen Schranken zu halten gewusst hat. — Von dem Zustand der Hospitäler, wird in diesem Abschnitt eine andre weniger vortheilhafte Seite gezeigt, als man bisher von mehrern derselben, besonders in Hinsicht der von den eigennützigen Administratoren schändlich verschleuderten Einkünfte derselben, gekannt hat. Auch in der zweckmässigen Unterstützung der Unglücklichen, für welche diese Stiftungen bestimmt sind, wird sehr gefehlt, und das Sittenverderben ist allenthalben gross. — Sollte von dieser traurigen Regel nicht das Findelhaus, *Ospitale della Pieta*, dessen Verfassung und Verwaltung *Maier* in seiner Beschreibung von Venedig so vortheilhaft beschreibt, wenigstens eine glückliche Ausnahme machen? Rec. muss gestehen, dass auch ihm diese Einrichtungen auf den ersten Anblick Freude gemacht haben: und ob es gleich dem Fremden nicht möglich ist, das Innere solcher Institute zu durchschauen; so glaubt er doch, dass unsers Vfs. Entscheidung hierin zu allgemein ist. — In Ansehung der Erweiterung der Pressfreyheit, der in Venedig noch immer engere Gränzen gesetzt werden, wodurch der Fortschritt der Wissenschaften aufgehalten wird, thut der Vf. zweckmässige Vorschläge. — Die reichhaltigen Gegenstände des obenangeführten und excerpirten 10ten Abschnitts sind im 2ten Buch nur im allgemeinen berührt; aber dabey einsichtsvolle Ideen zur Verbesserung der Finanzen, des Militär- und Marinewesens, der Erziehung u. s. w. hingeworfen. In Ansehung der letztern werden von dem Vf., dem die deutsche Literatur überhaupt nicht fremd ist, mehrere pädagogische Werke empfohlen. — Das Resultat der durch alle Abschnitte dieser höchst interessanten Memoiren fortgesetzten Abwägung der gesetzmässigen Kräfte des venetianischen Staates in ihren verschiedenen Modificationen, zur Wiederherstellung des durch usurpirte Gewalt und eingeschlichene verderbliche Missbräuche verlornen Gleichgewichts dieser Kräfte und zur Vorbeugung einer bevorstehenden absoluten Oligarchie und der daraus unausbleiblich erfolgenden anarchischen Erschütterungen einer gewaltsamen Revolution — dieses Resultat, concentrirt sich in der vorgeschlagenen Reform: Aufhebung des Raths der X und der Staatsinquisitoren, durch standhafte Verweigerung der Stimmen zur jährlichen Wiedererwählung des erstern.

Nach dem Vorbericht des französischen Uebersetzers hat der Vf. eine Apologie seines Betragens als ehemaliger Staatsmann, in dessen Hände niedergelegt; aber mit

mit weiser Mäfsigung die Bekanntmachung derselben bis zu dem Zeitpunkt verschoben, wo seine vormaligen Mitbürger, bey voller Ueberzeugung von der Gefahr des Vaterlandes, mehr wie bisher gestimmt seyn werden, in dem Schicksale des Vf. einen neuen Beweis der Misbräuche zu entdecken, welche eine in seinen Grundsätzen weise Staatsverfassung angesteckt haben, und die Nothwendigkeit einer Hinwegräumung derselben, ehe das Uebel bey längerer Vernachläfsigung unheilbar wird, einzusehen. — Wer wird unter dieser Voraussetzung nicht mit Rec. die baldige Erscheinung jener Apologie des edelmüthigen Mannes wünschen!

Es ist zu bedauern, dafs dieses treffliche Werk mit fast unzähligen, Sinn entstellenden, Druckfehlern befleckt ist.

PHILOLOGIE.

ALTENBURG, b. Richter: *Libanii Sophistae Orationes et Declamationes*, ad fidem codicum Mspt. recensuit et perpetua annotatione illustravit *J. Jac. Reiske.* Vol. I. 1791. XXXX u. 696 S. Vol. II. 1793. 610 S. Vol. III. 1795. 461 S. 8. (7 Rthlr.)

Unter die griechischen Schriftsteller, die der sel. Reiske seines Fleifses und einer besondern Aufmerksamkeit würdigte, gehört auch der Sophist Libanius, der in Antiochien vom Jahre 354 an eine geraume Zeit das Amt eines Lehrers der Beredtsamkeit bekleidet hat. Die zahlreichen Schriften, die von ihm bis auf unsere Zeiten gekommen sind, und in Reden, Declamationen und Briefen bestehen, waren bisher unverdienter Weise ganz zurückgesetzt worden. Denn wenn auch gleich Libanius von dem Vorwurf eines zu sehr gekünstelten und verschrobenen Styls nicht freygesprochen werden kann, und aus dieser Ursache das Lesen desselben mit manchen Schwierigkeiten verbunden seyn mag, so ist doch auf der andern Seite nicht zu läugnen, dafs er, als fleifsiger Nachahmer der ältern griechischen, besonders attischen Schriftsteller, für den, der mit seiner Art des Vortrags vertraut geworden ist, eine Menge Schönheiten enthält, und auch für die Geschichtskunde ungemein wichtig ist, da in seinen Schriften viele Züge und lehrreiche Schilderungen von den Sitten und dem Geiste des Zeitalters unter den ersten byzantinischen Kaisern vorkommen. Man hatte bisher von den Reden und Declamationen desselben nur eine Hauptausgabe, nämlich die von Frid. Morellius zu Paris 1606 und 1626 in zwey Foliobänden (denn die erste Ausgabe von Soterianus Capsalis zu Ferrara 1517 kann ihrer Seltenheit und Unvollständigkeit wegen hier nicht in Betrachtung kommen) und selbst diese ist so voller Corruptelen und Lücken, dafs jedem, der sie in die Hände nimmt, die Lust den Libanius zu lesen und zu studiren vergehen muss. Reiske nahm sich also vor, diesen Schriftsteller aus der Vergessenheit hervorzuziehn und ihn lesbarer zu machen. Zu dem Ende schrieb er erstlich Anmerkungen und Verbesserungen über die Reden im zweyten Bande der Morell. Ausgabe und liefs sie im 5ten Bande seiner *Animadversionum* abdrucken. In der Folge war er so glücklich, verschiedene gute Codices von Libanius, nämlich zwey von Augspurg, drey von München und einen von Wolfenbüttel zu erhalten, durch welche er in den Stand gesetzt wurde, eine Menge Fehler und Lücken der vorhergehenden Ausgaben zu verbessern. Mit diesen Hülfsmitteln entschlofs er sich nun, eine ganz neue Recension des Libanischen Textes zu veranstalten. Allein sein im Jahr 1774 erfolgter Tod hinderte ihn, dies nützliche Vorhaben auszuführen. Doch hatte sich seine Gattin, während ihrer Verbindung, mit den gelehrten Sprachen vertraut genug gemacht, dafs sie im Stande war, die hinterlassenen Papiere ihres Mannes zu ordnen, und so den Libanius zum Druck zu befördern. Der erste Band erschien schon im Jahre 1784 in einer splendiden Quartausgabe, die aber ihres hohen Preises wegen nur wenige Käufer fand. Der Verleger entschlofs sich also sieben Jahre nachher, ehe er das Werk ganz ins Stecken gerathen liefs, lieber eine wohlfeilere Ausgabe in Octav zu veranstalten, und den Besitzern der ersten Ausgabe den ersten Band unentgeldlich zu überlassen, damit sie die übrigen Theile zu nehmen nicht abgehalten würden. Drey davon haben wir vor uns liegen, die zusammen 65 Reden und Declamationen enthalten. Diese folgen aber nicht in der Ordnung aufeinander, wie sie Morellius in seiner Ausgabe hat abdrucken lassen, sondern wie sie in dem einen Augspurger Mspte stehen, das Reiske mit eigner Hand ganz abgeschrieben hat. Wir wollen erst unsern Lesern den Inhalt der drey Bände kürzlich angegeben, und dann bemerken, was in dieser neuen Ausgabe geleistet worden ist.

Der *erste* Band enthält die gutgeschriebene Vorrede von Mad. Reiske, worinn sie von den Ausgaben des Libanius und den Bemühungen ihres Mannes um denselben Nachricht giebt, das Leben des Redners aus dessen Schriften gezogen, und eine Vergleichung der sechs gebrauchten Mspte mit den vorhergehenden Ausgaben, welche Rec. in seinem Exemplare der Quartausgabe nicht gefunden hat. Sodann kommen folgende 21 Reden: I. *Rede über sein Leben und seine Schicksale* S. 1. Morell. T. II. p. 1.) II. *Rede gegen diejenigen, die ihn einen hochmüthigen, unleidlichen Menschen nannten.* S. 171. (zuerst bekannt gemacht von Fabricius im VII. T. der Bibl. Graec. p. 179.) III. *Rede an die Jünglinge, warum er seit einiger Zeit den Redeübungen seltener beygewohnt.* S. 196. (Morell. T. II. p. 568.) IV. *Vertheidigung gegen den Eutropius, der ihm vorgeworfen hatte, dafs er ein Possenmacher sey.* S. 208. (ist zuerst von Ant. Bongiovanni mit 16 andern Reden zu Venedig 1754.4 herausgegeben worden S. 15., doch gedenkt ihrer schon Fabricius Bibl. Graec. Vol. VII. p. 412.) V. *Lobrede auf die Diana,* durch die er von einer gefährlichen Krankheit befreyt zu seyn glaubte. S. 225. (Morell. T. II. p. 661.) VI. *Ueber die unersättliche Begierde.* S. 241. (Morell. T. I. p. 945.) VII. *Dafs der durch ungerechte Mittel reich gewordene elender sey als der Arme.* S. 246. (Morell. T. I. p. 939.) VIII. *Ueber den Reichthum.* S. 250. (Morell. T. I. p. 942. unter dem Titel: *über die Freunde.*) IX. *Auf die Calenden des Januars; oder das Neujahrsfest.* S. 256. (zuerst herausgeb.

geben von Leo Allatius, in *Excerptis Rhetorum* Rom. 1641.) X. *Ueber das Plethrum*, ein öffentliches, zu gymnastischen Spielen bestimmtes Gebäude zu Antiochia. S. 261. (von Bongiovanni zuerst edirt S. 138.) XI. *Lobrede auf die Stadt Antiochia*. S. 275. (Morell. T. II. p. 332.) XII. *Panegyrische Rede auf das Consulat des Kaisers Julianus*. S. 366. (Morell. T. II. p. 227.) XIII. *Anrede an den Kaiser Julian* um ihm zu seiner Ankunft in Antiochia Glück zu wünschen. S. 405. (Morell. T. II. p. 173.) XIV. *Rede für den Aristophanes von Korinth*, der wegen Befragung der Sterndeuter äusserst hart bestraft worden war, an den K. Julian. S. 424. (Morell. T. II. p. 210.) XV. *Gesandtschaftsrede an den K. Julian*, um dessen Zorn gegen die Antiochier zu besänftigen. S. 451. (Morell. T. II. p. 151.) XVI. *Rede an die Antiochier, über den Zorn des K. Julianus*. S. 484. (in Fabric. Bibl. Graec. T. VII. p. 207. das hier fehlende Ende hat Reiske aus 2 Mspten ergänzt.) XVII. *Klage über den Tod des K. Julianus*. S. 507. (Morell. T. II. p. 251.) XVIII. *Leichenrede auf den K. Julianus*. S. 521. (Morell. T. II. p. 260. und verbessert in Fabricii Bibl. Graec. T. VII. p. 223.) XIX. *Rede an den Kaiser Theodosius über den Aufstand der Antiochier im J. 387.* S. 626. (Morell. T. II. p. 389.) XX. *Dankrede an eben denselben wegen Begnadigung der Antiochier*. S. 653. (Morell. T. II. p. 406.) XXI. *Dankrede an Cäsarius, einen Magister*, oder vornehmen Bedienten am constantinopolitanischen Hofe, der die Begnadigung der Antiochier ausgewirkt hatte. S. 678. (Morell. T. II. p. 515.)

Im *zweyten* Bande stehen 30 Reden, die 22ste bis 51ste. XXII. *Dankrede an Ellebiochus*, der ebenfalls zur Wiederherstellung der Ruhe in Antiochien viel beygetragen hatte. S. 1. (Morell. T. II. p. 525.) XXIII. *Rede über die Nothwendigkeit, die Mörder des K. Julianus zu bestrafen*, an den K. Theodosius. S. 27. (zuerst herausgegeben von Gottfr. Olearius, Leipz. 1701. und verbessert in Fabric. Bibl. Graec. T. VII. p. 145.) XXIV. *Ueber die Sklaverey*, eine Declamation. S. 63. (Morell. T. II. p. 642.) XXV. *Rede an den Ikarius*, der an Proklus Stelle zum Comes Orientis war ernannt worden. S. 91. (Morell. T. II. p. 455.) XXVI. *Rede gegen eben diesen Ikarius*, worinn er vieler Vergehungen beschuldiget wird. S. 110. (Morell. T. II. p. 460.) XXVII. *Zweyte Rede gegen denselben*. S. 134. (erscheint hier zum erstenmal aus dem Augsp. Mspte.) XXVIII. *Rede für die Tempel*, an den Kaiser Theodosius, der gebeten wird, dem Unfug der Mönche, die überall die heidnischen Tempel zerstören liessen, Einhalt zu thun. S. 144. (zuerst edirt von Jac. Gothofredus Genev. 1634.) XXIX. *Rede an die Antiochier für die Redner oder Lehrer der Beredtsamkeit*, dass sie besoldet werden müssen. S. 204. (Morell. T. II. p. 85.) XXX. *Rede gegen den Thrasydäus*, der ihm Schuld gab, dass er gegen ihn parteyisch gehandelt hätte. S. 223. (edirt von Bongiovanni p. 176.) XXXI. *Rede gegen den Tisamenus*, einen Präfectus, der sich mehrerer Vergehungen schuldig gemacht hatte. S. 239. (Morell. T. II. p. 442.) XXXII. *Vertheidigung gegen die Beschuldigung eines Pädagogen*, oder Aufsehers über seine Schüler, dass er zu lange Ferien halte. S. 266. (Morell. T. II. p. 637.) XXXIII. *Rede an diejenigen, welche sich scheuen, im Rathe ihre Meynung zu sagen*, oder die Jaherren. S. 284. (Morell. T. II. p. 633.) XXXIV. *Gegen die, welche bey den Unruhen in Antiochien die Stadt verlassen hatten, und ausserhalb derselben von Räubern waren geplündert und getödtet worden*. S. 296. (edirt von Bongiovanni S. 1.) XXXV. *Rede über seine Vergiftung oder Bezauberung*, wer wohl der Urheber davon seyn möchte. Da er nämlich bey einer gewissen Gelegenheit nicht hatte reden können oder wollen, so entschuldigte er sich damit, dass er wäre bezaubert gewesen, und brauchte zum Beweis ein in seinem Auditorio gefundenes Chamäleon. S. 307. (Bongiovanni S. 166.) XXXVI. *An den Polykles*, aus welcher Ursache dieser seine Vorlesungen nicht mehr besuche. S. 316. (Bongiov. p. 116.) XXXVII. *Vertheidigung seiner selbst, dass er sich des Antiochus*, eines Getraidehändlers in Antiochia, der bey einer Hungersnoth sehr gemisshandelt worden, *angenommen hatte*. S. 327. (Bongiov. S. 53.) XXXVIII. *Rede gegen Sylvanus*, der nicht nur an ihm, seinem Lehrer, ungerecht gehandelt, sondern sich sogar an seinem Vater vergriffen hatte. S. 342. (Bongiov. S. 218.) XXXIX. *Trostrede an den Antiochus*, wegen der Feindschaft eines gewissen Mixidemus. S. 353. (Bongiov. S. 239.) XL. *Rede an den Eumolpius*, dem er wegen gewisser Fehler freundschaftliche Erinnerungen giebt. S. 364. (Bongiov. S. 151.) XLI. *Rede an den Timokrates*, über die Anstifter der Unruhen in Antiochien. S. 379. (Bongiov. S. 128.) XLII. *Rede für den Thalassius*, der vom Senate zu Antiochien verfolgt wurde. S. 388. (Bongiov. S. 88.) XLIII. *Rede über einen, zwischen den Lehrern der Redekunst zu machenden Vertag*, dass die Lehrlinge nicht mehr von einem zum andern überlaufen sollen. S. 420. (Morell. T. II. p. 610.) XLIV. *An den Eustathius, den Karier*, den er wegen seiner Fortschritte in der Beredtsamkeit lobt. S. 432. (Bongiov. S. 215.) XLV. *Vorstellung an den Kaiser, über die schlechte und grausame Behandlung* der ins Gefängniss gelegten Personen. S. 435. (edirt von Jac. Gothofredus Genev. 1631.) XLVI. *Klagrede* an den Kaiser Julian, *über die Grausamkeit und Bedrückungen des Präfectus Florentius*. S. 463. (Morell. T. II. p. 421.) XLVII. *Rede über die Nachtheile, die daraus entstanden, dass Landleute sich unter den Schutz von Militärpersonen begeben konnten*. S. 493. (ed. von Gothofred. 1631 mit n. 45.) XLVIII. *Rede an den Senat in Antiochien*, über die Mittel, wodurch dessen Ansehen wieder hergestellt werden könnte. S. 526. (Bongiov. S. 30.) XLIX. *Rede für die Landleute in Absicht der Angarien*, oder des Rechts der Magistratspersonen, die aus der Stadt Antiochien zurückkehrenden Bauern zu zwingen, mit ihrem Zugvieh den Schutt wegzuschaffen. S. 549. (ed. von Gothofred. mit n. 45.) L. *Rede an den Kaiser, den Stadtobrigkeiten ihr voriges Ansehen wieder zu geben*. S. 570. (Bongiov. S. 70.) LI. *Rede an den Kaiser, gegen diejenigen, die mit den Rich-*

tern und Magistratspersonen in vertrautem Umgange stehen. S. 588. (Morell. T. II. p. 191. und Gothofred, 1631 mit n. 45. 47. 49.)

Der *dritte* Band begreift noch 14 Reden und Declamationen, nämlich die 52ste bis 65ste. LII. *Apologie des Sokrates*, eine Uebungsdeclamation, die aber doch nicht unwerth ist, mit den ähnlichen Schriften des Plato und Xenophon verglichen zu werden. S. 1. (Morell. T. I. p. 635.) LIII. *Vorschlag zu einem Gesetz an den Kaiser Theodosius wider diejenigen, die in die Wohnungen obrigkeitlicher Personen Zutritt haben.* S. 68. (ed. von Gothofred. 1631.) LIV. *Ueber die Einladungen an Festtagen*, wo er es tadelt, dass bey der Feyer der olympischen Spiele in Antiochien Kinder und Jünglinge mit zu den Gastmalen gezogen wurden. S. 108. (Morell. T. II. p. 588.) LV. *Rede an Eustathius, Consularis von Syrien*, worinn er sich beschwert, dass ihm dieser seinem Versprechen zuwider wenige Ehrenbezeugungen erwiesen habe. S. 125. (Morell. T. II. p. 546.) LVI. *Rede an Anaxentius*, seinen Schüler, dem er bey der Rückkehr ins Vaterland noch einige nützliche Ermahnungen mit auf den Weg giebt. S. 185. (Bongiov. S. 230.) LVII. *Rede gegen Lucianus, Comes Orientis*, der es übel genommen hatte, dass ihm bey seiner Ankunft in Antiochien nur wenige Personen entgegengekommen waren. S. 205. (Morell. T. II. p. 433.) LVIII. *Rede gegen Severus*, seinen ehemaligen Schüler, der als Consularis in Syrien sich mehrerer Bedrückungen schuldig gemacht hatte. S. 227. (Morell. T. II. S. 618. unter dem Titel: *an den Senat*, und Bongiov. p. 192.) LIX. *Rede an die unter ihm studirenden Jünglinge in Absicht eines gewissen Muthwillens, den sie vermittelst eines Teppichs an ihren Pädagogen oder Aufsehern auszuüben pflegten.* S. 252. der Muthwille selbst wird S. 259. beschrieben. (Morell. T. II. S. 577.) LX. *Lobrede auf die Kaiser Constans und Constantius.* S. 272. (Morell. T. II. p. 100.) LXI. *Trauerrede auf den durch einen Blitz zerstörten Tempel des Apollo in Daphne*, einer Vorstadt von Antiochia. S. 332. (Morell. T. II. p. 185.) Dieser Umstand ereignete sich im J. 361. LXII. *Trauerrede auf die im J. 358 durch ein Erdbeben zerstörte Stadt Nicomedia.* S. 337. (Morell. T. II. p. 202.) LXIII. *Vertheidigung der Tänzer, gegen Aristides*, der in einer verloren gegangenen Rede den Vorschlag gethan hatte, dieselben aus Lacedämon zu verbannen. S. 345. (Morell. T. II. p. 474.) LXIV. *Rede in Demosthenes Namen gegen Aeschines als Pylagoren*, oder atheniensischen Deputirten zu dem Convente der Amphiktyonen. S. 396. (Morell. T. II. p. 681.) Diese Rede fand sich in keinem der von Reiske gebrauchten Mspt., und hat also nicht wie die übrigen berichtiget werden können. LXV. *Rede wider diejenigen die seine Gelehrsamkeit lächerlich machten.* S. 434. (Morell. II. p. 589.)

Was noch die Verdienste des sel. Reiske um den Libanius betrift, so hat er allerdings viel beygetragen, dass dieser an sich schwere Autor nun mit wenigern Anstoss gelesen werden kann. Er hat nicht nur durch Hülfe der Mspte und durch eigene Conjecturen unzählige Stellen berichtiget und eine Menge in den vorhergehenden Ausgaben befindliche Lücken ausgefüllt, sondern auch überall durch kurze Erläuterungen den Sinn, wo er dunkel seyn mochte, aufgeklärt. Es würde zu weit führen, wenn wir dieses durch Beyspiele beweisen wollten, und wir können mit Grund der Wahrheit versichern, dass fast keine Seite von solchen Verbesserungen leer ausgegangen ist. Indess ist es doch immer zu bedauern, dass R. durch den Tod gehindert worden ist, die letzte Hand an dieses Werk zu legen. Er würde gewiss, selbst während des Abdrucks, noch manches für den Lib. gethan, noch manche dunkle oder corrupte Stellen berichtiget haben, die nun, so wie mehrere gebliebene Lücken einem künftigen Bearbeiter, der so glücklich ist, andere und bessere Mspte zu erhalten, aufbehalten sind. R. hat viele seiner Conjecturen und Emendationen unmittelbar in den Text aufgenommen, und diese sind fast immer mit einem Sternchen bezeichnet. Das Lesen des Lib. wäre nicht wenig erleichtert worden, wenn es R. gefallen, oder er Zeit dazu gehabt hätte, jeder Rede ein Argument vorzusetzen, wie Gothofredus bey den fünf von ihm herausgegebenen gethan hat. Die lateinische Version von Morellus ist weggelassen worden, vermuthlich um das Werk nicht zu vergrössern, und weil sie ganz hätte umgearbeitet werden müssen, da sie an sich schon sehr dunkel ist, und zu dem viel veränderten Texte nicht mehr passt. Nach der Morellischen Ausgabe und dem Inhalte der gebrauchten Mspte zu urtheilen, möchten wohl noch einige Bände von diesem Werke zu erwarten seyn. Wir rathen daher dem Verleger, in der Folge für eine bessere Correctur zu sorgen; denn in diesen drey Bänden finden sich eine Menge Druckfehler, die den Sinn verstellen und im Lesen nicht wenig aufhalten. So haben wir beym Durchblättern, ohne eben darauf Jagd zu machen, folgende bemerkt: B. 2. S. 244. ῥεμωμτι für ῥευμασι. ebend. αποῦσαν εωηκεσαν f. αποῦσιν. S. 245. αποτεμπει f. αποπεμπει, S. 267. αγγοουμενος f. αγνοουμενος und εποιησατο f. εποιησατο. S. 303. μελλητεσι f. μελλησεσι. S. 317. πουρι f. περι. S. 323. ὥραιν f. ὥραν. S. 331. ητιωμενον f. ηξιωμενον, S. 421. λακως f. καλως. S. 423. τεν αλλως f. τεναλλως. Ueberdies ist es unangenehm und aufhaltend, dass im zweyten und dritten Bande die eigenen Namen nicht mit grossen Anfangsbuchstaben gedruckt sind, welches sich im Folgenden leicht abändern lässt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. November 1795.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Die Hauptmomente der Reinholdischen Elementarphilosophie* in Beziehung auf die Einwendung des Aenesidemus untersucht. Von *J. C. C. Visbeck*, des Predigtamts Candidat. 1794. 336 u. VIII S. Vorr. gr. 8.

Die Erscheinung des Aenesidemus würde einige Jahre früher vielleicht mehr Auffehen gemacht haben, als fie wirklich erregt zu haben scheint. Zwar erfolgte darauf eine Stille, die aber wohl nicht eine Wirkung dieser Bestreitung, noch ein Zeichen war, dass man sich auf Veranlassung derselben damit beschäftige, die Elementarphilosophie, gegen welche Aenesidemus hauptsächlich seine Waffen gerichtet hatte, und diese Zweifel selbst einer gründlichen Revision zu unterwerfen, und sodann das Haltbare von dem Unhaltbaren in beiden zu scheiden. Unstreitig würde Aenesidemus weit mehr Auffehen gemacht haben, wenn nicht die Theorie des Vorstellungsvermögens und die Elementarphilosophie mit dem Reiz der Neuheit einen Theil des Ansehens und des Glücks, welches sie anfänglich gemacht hatte, verloren hätte. Und dies ist denn auch wohl die Ursache, dass die Elementarphilosophie keinen Vertheidiger fand, so viel Rec. bewusst ist, als Hn. *V.*, dessen Widerlegung der Aenesidemischen Zweifel wir hier anzuzeigen haben. Zuvor müssen wir aber etwas von dem Vf. selbst sagen.

Der Vf. ist ein junger Mann, vorher Candidat zu Neu-Brandenburg in Mecklenburg, jetzt Rector an der Schule zu Neustrelitz, der die Musse, die ihm sein Stand gewährte, dazu nutzte, die kritische Philosophie zu studiren, von deren Werth und Allgemeingültigkeit er besonders durch Reinholds Schriften überzeugt wurde. Besonders anziehend für ihn war die neue Darstellung der Hauptmomente der Elementarphilosophie, und er war fest überzeugt, dass sie in ihren Grund-, Lehr- und Folgesätzen über alle gegründete Zweifel erhoben sey. Man kann sich denken, wie sehr ihn die Erscheinung des Aenesidemus erschütterte. Er fing nun an, dieses Werk vorzüglich in Hinsicht auf die Elementarphilosophie mit einem Freunde durchzugehen, und fand zu seinem Vergnügen, dass die Einwürfe nicht so fürchterlich wären, als er im Anfange geglaubt hatte. Aus den Gegenerinnerungen, die er bey dieser Gelegenheit niederschrieb, entstand die vorliegende Schrift. Er übergab sie, aufgemuntert durch den Beyfall eines Kenners, dem Drucke, weil er glaubte, Aenesidemus müsse mit seiner Prüfung gehört werden, da er manche gute Bemerkung geliefert, und hie und da Aufmerksamkeit erregt habe, vorzüglich aber, weil er über unbeantwortet gebliebene Einwürfe und unbewiesene Machtsprüche klage.

Der Vf. fodert in Hinsicht auf seine Jugend Nachsicht von seinen Beurtheilern. Und die muss ihm auch zu Gute kommen. Denn die ganze Schrift zeugt von Fähigkeit und Liebe zur Erforschung der Wahrheit; er streitet nur mit Gründen gegen Aenesidemus, dem er mit Bescheidenheit und Achtung begegnet, und verachtet alle sonst in Streitschriften gewöhnlichen Kunstgriffe. Auch ist es unverkennbar, dass er sich alle Mühe gegeben hat, seinen Gegner zu verstehen, und dass er die Elementarphilosophie mit gutem Erfolg studirt hat; man kann ihm selbst nicht Scharfsinn absprechen, mit welchem er nicht nur manche spitzfindige Einwürfe des Aenesidemus entkräftet, sondern auch selbst einige Sätze der Elementarphilosophie besser entwickelt, oder aus dem Satz des Bewusstseyns zu beweisen sucht. Bey dem allen aber wird diese Apologie doch schwerlich einen, der nicht schon für die Elementarphilosophie eingenommen ist, von ihrer Wahrheit und von der Nichtigkeit aller dagegen gemachten Einwürfe überzeugen. Dieses kommt unstreitig daher. Der Vf. hielt, ehe er noch Aenesidemus Zweifel kannte, die Elementarphilosophie für ein so fest gegründetes System, dass es sogar über alle Zweifel erhoben sey. Aenesidemus erschütterte diese Ueberzeugung; aber sie wurde bey dem Vf. noch mehr durch die Mühe befestiget, welche er auf ihre Vertheidigung und die Hinwegräumung der Zweifel gewendet hatte. Einige schwache Seiten des Aenesidemischen Skepticismus trugen gewiss das ihrige dazu bey, und gaben schon im Voraus den bestrittenen Sätzen ein gewisses Uebergewicht. Dies alles zusammen genommen wird man freylich sehr begreiflich finden, dass er die Zweifel und Einwürfe des Aenesidemus durch die Sätze widerlegte, welche von diesem in Anspruch genommen waren, und dass er in seiner Apologie immer mehr auf die einzelnen Sätze der Elementarphilosophie, als auf ihren Geist und ihre Verfahrungsart Rücksicht nahm.

Die Widerlegung des Aenesidemus schränkt sich, wie schon aus dem Titel erhellt, nur auf das ein, was die Elementarphilosophie betrifft; zu Anfange kommen jedoch einige gute Bemerkungen über den vom Aenesidemus aufgestellten Begriff vom Skepticismus vor, die wir aber hier übergehen, theils weil sie nicht zur Hauptsache gehören, theils auch nicht alles erschöpfen. Der Hauptpunkt, worauf bey der Vertheidigung alles angelegt wird, ist, die allgemeine Thatsache, welche die

die Elementarphilosophie voraussetzt, als solche zu rechtfertigen und zu zeigen, dass das, was diese daraus schliesst, nach den logischen Regeln daraus geschlossen werden müsse. Dieses ist das Thema, welches sich Hr. *V.* S. 9. selbst vorlegt, und durch dessen Ausführung er wo nicht Aenesidemus selbst, doch andre unbefangne Wahrheitsforscher zu befriedigen hofft, weil Aenesidemus theils die Gültigkeit der logischen Regeln, theils die Wahrheit dessen, was im Bewusstseyn als Thatsache vorkommt, mit jedem Skeptiker zugiebt. Und freylich wäre die Elementarphilosophie, wo nicht gegen allen Widerspruch, doch gegen den Skepticismus des Aenesidemus, gerettet, wenn der Vf. das wirklich geleistet und gezeigt hätte, dass alle Behauptungen derselben sich unmittelbar oder mittelbar auf Thatsachen des Bewusstseyns gründen. Das ist aber nicht geschehen. Die Einwürfe des Aenesidemus, in sofern sie auf diesen Punkt gerichtet sind, stehen noch fest. Beweise davon wollen wir sogleich geben.

Aenesidemus lässt den Satz des Bewusstseyns nicht als den ersten Grundsatz der Philosophie gelten, weil er nicht durch sich selbst vollkommen bestimmt, nicht allgemeingeltend sey, und keine blosse Thatsache enthalte. Den ersten Einwurf, dass der Satz des Bewusstseyns als Satz unter dem Gesetz des Widerspruchs stehe, beantwortet Hr. *V.* so, wie es vor ihm schon Reinhold in seiner Schrift *über das Fundament des philosophischen Wissens* gethan hat. Er behauptet, der Satz des Bewusstseyns sey nur der erste unter den *realen, materialen Grundsätzen*, und der Satz des Widerspruchs der erste unter den *logischen, formalen Grundsätzen*, beide müssten unabhängig von einander bestehen. Wenn nun der letzte die höchste Regel alles Urtheilens ist, S. 32., so muss auch der Satz des Bewusstseyns, zum wenigsten der Form nach, unter demselben stehen. Und dies wollte Aenesidemus. Und mit welchem Rechte kann man diesen Satz als das Fundament alles philosophischen Wissens, als den ersten Grundsatz der Philosophie betrachten, da aus ihm nur nach der Voraussetzung des Vf. die Materie, aber nicht die Form der Philosophie, die doch gewiss eben so wichtig ist, abgeleitet werden kann. — In Ansehung des zweyten Einwurfs gesteht der Vf. selbst ein, dass die Begriffe des Beziehens und Unterscheidens verschiedene Bedeutungen zulassen, und in dem Satze selbst nicht bestimmt sind; unterdessen gelte doch dieser Satz, sobald er verstanden werde, allgemein, wenn er nämlich mit *Reflexion über — und mit beständiger Hinsicht auf das Bewusstseyn, das er ausdrücken soll, gedacht werde.* Die Erfüllung dieser Bedingung sey die einzige Schutzwehre gegen Missdeutungen und Missverstandnisse. Dagegen kann aber Aenesidemus erwiedern, dass er es nur mit dem Satz des Bewusstseyns zu thun habe, nicht mit der Reflexion über die Thatsache; und wenn durch diese jener Satz gegen Missdeutungen gesichert werden könne, so sey es einleuchtend, dass er noch nicht sattsam bestimmt sey, und schärfer bestimmt werden könne. Doch wir wollen uns bey diesem Satze nicht länger aufhalten, weil er wirklich (etwa die Begriffe, Subject und Object abgerechnet, welche die Reflexion nicht in dem Bewusstseyn findet, und die nur zum Behufe des Systems hineingetragen sind,) seinem wesentlichen Inhalte nach eine Thatsache des Gemüths ausmacht, und rein aufgestellt, gewiss von keinem Skeptiker angefochten wird. Man kann auch diesen Satz, wie er von Reinholden aufgestellt worden ist, zugeben, ohne dass dadurch die Elementarphilosophie fest gegründet ist. Zudem hat es Aenesidemus einem Vertheidiger der Elementarphilosophie durch sein Rasonnement sehr leicht gemacht, seine Einwürfe zu beantworten. Wir wählen dagegen zur Probe der hier gebrauchten Vertheidigungskunst dasjenige, was Hr. *V.* zur Rettung zweyer Satze, die zu den wichtigsten der Elementarphilosophie gehören, versucht hat, um so lieber, weil er dabey auch seine eigne Kraft zum Beweise derselben aufgeboten hat. Gegen den Satz, dass in der blossen Vorstellung der *Stoff* dem Subjecte *gegeben*, und die *Form* von demselben *hervorgebracht* sey, erinnert Aenesidemus: dass dieser Satz weder durch den directen noch durch den apagogischen Beweis erwiesen sey. Dann die doppelte Beziehung der Vorstellung sey noch immer möglich und denkbar, sollte auch die ganze Vorstellung von dem Subject empfangen oder hervorgebracht seyn. Unser Vf., der die Stärke des Einwurfs fühlt, meynt, Reinhold habe in dem Beweise manche Merkmale dem aufmerksamen Leser selbst aus dem Bewusstseyn zu schöpfen überlassen, und macht nun S. 192. den Versuch, den Beweis vollständiger aufzustellen, der sich auf diese *Hauptsätze* gründet. Die Vorstellung verhalt sich zum Vorstellenden, wie jedes Product oder jede Folge zur Handlung. Dasjenige, was die Vorstellung zur Vorstellung macht, die Form der Vorstellung ist also ein Product des Vorstellens, etwas durch die Handlung desselben *Hervorgebrachtes*. (Wenn die Vorstellung ein Product des Vorstellens ist, so ist ja sowohl die Form als der Stoff ein Hervorgebrachtes). Der Stoff ist dasjenige, mittelst dessen das Object, ein Etwas, das selbst nicht das Subject ist, im Bewusstseyn vorkommt. (?) Der Stoff muss also als wesentlicher Bestandtheil der unmittelbar im Bewusstseyn vorkommenden Vorstellung *gegeben* seyn. Wäre die Vorstellung ganz *empfangen*, so konnte sich das Subject nicht als das Vorstellende im Bewusstseyn äussern; wäre sie hingegen ganz hervorgebracht, so müsste das Subject auch dasjenige hervorbringen, mittelst dessen etwas, was nicht das Subject selbst, sondern etwas von demselben Verschiedenes ist, das Object, im Bewusstseyn befindlich ist; das vorstellende Ich müsste ausserhalb seines Bewusstseyns wirken, wenn es den Stoff zu seinen Vorstellungen herbeyschaffen sollte: die Vorstellung würde nicht dasjenige seyn können, mittelst dessen zwey von ihr selbst und von einander verschiedene Etwas, Object und Subject, im Bewusstseyn befindlich sind, und sie würde uns nicht auf zwey, sondern nur auf ein von ihr selbst verschiedenes Etwas, nämlich das Ich, hinweisen. — Sind nun diese Sätze, aus welchen die Wahrheit jenes Theorems erhellen soll, an sich evident oder erwiesen? Sind sie nicht sämmtlich Hypothesen? Zuletzt

kommt

kommt doch alles darauf hinaus, daſs das gedoppelte Unterſcheiden nicht möglich wäre, wenn nicht die Form hervorgebracht und der Stoff gegeben wäre. Wer kann das wiſſen? Oder iſt es eine erweisliche Unmöglichkeit, daſs das Subject ſich den Stoff ſelbſt giebt, und in dieſer Rückſicht hervorbringt, daſs dadurch die Vorſtellung auf etwas als Object bezogen wird, ohne daſs dieſes auſserhalb der Vorſtellung iſt? Und wird nicht im ganzen Beweiſe vorausgeſetzt, daſs der Stoff etwas iſt, das von einem auſserhalb dem Bewuſstſeyn befindlichen Objecte herrührt? Paſst dieſes auf alle Vorſtellungen? Und wird da nicht zum Theil ſchon vorausgeſetzt, was erwieſen werden ſollte? Auf eben dieſen unerweislichen Vorausſetzungen beruht die vermeyntliche Widerlegung der Einwürfe des Aeneſidemus gegen den apagogiſchen Beweis dieſes Satzes. „Ein Weſen," heiſst es S. 220., „das ſich den Stoff „zu ſeinen Vorſtellungen ſelbſt liefert, müſste durch „ſein bloſses Vorſtellen auch auſserhalb ſeines Bewuſst„ſeyns wirken, und nicht bloſs Vorſtellungen von Ge„genſtänden in ſeinem Bewuſstſeyn, ſondern dieſe Ge„genſtände ſelbſt auſser ſeinem Bewuſstſeyn hervor„bringen können." — Den von Reinhold in ſeinen Beyträgen für das wichtige Theorem: Der Stoff der Vorſtellung muſs ein Mannichfaltiges, und die Form derſelben Einheit ſeyn; geführten Beweis wagt der Vf. ſelbſt nicht in Schutz zu nehmen. Er bemerkt mit Recht, daſs der Beweis auf eine Mannichfaltigkeit der Objecte, welche unterſchieden, alſo erkannt werden ſollen, aber nicht auf die Mannichfaltigkeit im Objecte, (und zwar im bloſsen Vorſtellen,) gehe. Er ſucht dem Beweiſe eine andre Wendung zu geben, um jenen Fehler zu vermeiden; er iſt aber nach Rec. Bedünken dadurch nur noch fehlerhafter geworden, daſs er ausdrücklich vorausſetzt, was erſt bewieſen werden ſoll, und das Object, in ſo fern es gedacht wird, mit dem Object der bloſsen Vorſtellung verwechſelt. Die erſten Sätze deſſelben können anſtatt alles andern zum Beweiſe dienen. S. 236. „Jedes Etwas, das im Bewuſstſeyn als Object vorkommt, erſcheint in demſelben als etwas *in ſich zu Unterſcheidendes*, und das Object, es mag nun eine Vorſtellung, oder das Vorſtellende, oder ein bloſses Object ſeyn, iſt nur dadurch Object, daſs es etwas Unterſcheidbares, eine Mehrheit, in der das Eine nicht das andre iſt, enthält. Alles, worinn und wobey ſich ſchlechthin nichts unterſcheiden läſst, und worinn nichts Unterſcheidbares vorhanden und gegeben iſt, kommt im Bewuſstſeyn nicht in der Eigenſchaft eines Objects vor, das nur durch die Beſtandtheile, Beſtimmungen, Eigenſchaften und Beſchaffenheiten, die es enthält, zum Object des Bewuſstſeyns wird. Jedes *in ſich zu Unterſcheidende*, jede Mehrheit, in der das Eine nicht das Andre iſt, iſt ein Mannichfaltiges." — Aeneſidemus Einwürfe gegen dieſen Satz ſind nicht befriedigend widerlegt. Alles, was Hr. V dagegen ſagt, gründet ſich auf dieſen vermeyntlichen Beweis, oder andre unerweisliche nur bittweis angenommene Behauptungen, z. B. 242., daſs das Object nur vermittelſt der Vorſtellung und des in ihr enthaltenen Stoffes im Bewuſstſeyn vorkomme.

Wenn man die vielen apagogiſchen Einwendungen des Aeneſidemus abrechnet, ſo laſſen ſich die übrigen darauf zurückführen, daſs ſich die meiſten Sätze der Elementarphiloſophie nicht aus dem Bewuſstſeyn ableiten laſſen, oder durch einen ungültigen Schluſs von der Nothwendigkeit ſich etwas denken zu müſſen auf das objective Seyn abgeleitet werden. Der Skeptiker läugnet nicht die im Bewuſstſeyn vorkommende Thatſache, ſondern ſtreitet nur über das, was als Thatſache gelten oder aus derſelben gültig abgeleitet werden kann. Wenn der Vf. der Elementarphiloſophie hätte einen wahren Dienſt erweiſen wollen, ſo hätte er vorzüglich dieſe beiden Punkte zur Evidenz bringen müſſen. Wie wenig aber in dieſer Rückſicht von ihm zu erwarten ſey, erhellt ſchon daraus, daſs er S. 99. meynt: das Ich ſey ſchon in der innern Erfahrung als ein *reales Etwas* gegeben, und daſs man auch nicht die geringſte Spur von einem Gedanken findet, die Gültigkeit jenes Schluſſes zu beweiſen. Das einzige, was er thut, iſt, daſs er behauptet, der Skepticismus und die Elementarphiloſophie hätten beide den Grundſatz: *was vermöge allgemeiner Thatſachen des Bewuſstſeyns nothwendig ſo oder ſo gedacht werden muſs, das iſt auch, objectiv genommen, wirklich eben ſo*, mit einander gemein, weil nämlich der Skeptiker von der logiſchen Unmöglichkeit der Vergleichung der Vorſtellungen mit ihren Objecten auf die objective Unmöglichkeit derſelben ſchlieſse. Allein der Vf. hat dabey nicht bedacht, daſs der Skeptiker dieſes Schluſſes ſich nur zum polemiſchen, nicht zum dogmatiſchen Gebrauch bediene. An eine Deduction dieſer Schluſsart, an die Fragen, die ſich dabey jedem Denker aufdringen: ob nämlich nicht jeder Dogmatismus auf dieſen Grundſatz ſich ſtütze, ob durch ihn etwas mehr als ein problematiſches Denken (da man nicht vom Grund auf die Folge, ſondern von der Folge auf die Gründe ſchlieſst, deren es noch andre geben kann, als die wirklich gedacht werden), begründet werde, iſt, wie es ſcheint, gar nicht gedacht worden. — Wir wünſchen, daſs der Vf. dieſe wenigen Bemerkungen beherzigen, und ſeinen philoſophiſchen Ideen und Grundſätzen eine ſichrere Richtung geben möge. Dann wird er auch im Stande ſeyn, von ſeinen Talenten einen für das Publicum nützlichern Gebrauch zu machen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voſs u. Comp.: *Taſchenbuch und Almanach zum geſelligen Vergnügen*, von *W. G. Becker*, für 1794. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ebendaſelbſt: *Taſchenbuch und Almanach zum geſelligen Vergnügen*, von *W. G. Becker*, für 1795. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ebendaselbst: *Taschenbuch und Almanach zum geselligen Vergnügen*, von *W. G. Becker*, für 1796. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Mannichfaltigkeit des Stoffs zur Unterhaltung in Gesellschaften kann nicht leicht höher getrieben werden, als in dieser Folge von Taschenbüchern. Wer gesellschaftliche Lectüre liebt, findet hier eine Anzahl kleiner prosaischer Auffätze, und noch einen grössern Vorrath von Gedichten. Wer seinen Witz und seine Divinationsgabe üben will, wird mit Charaden und Räthseln bedient. Der Liebhaber des Gesangs erhält neue Compositionen von Liedern, der Freund des Tanzes neue englische Tänze. Wenn man dazu nimmt, dass jedes dieser Taschenbücher eine Anzahl feiner Kupferstiche, ein schönes Landkärtchen, ausser einem Kalender, einer Schreibtafel, und Tabellen zu Engagements auf Bällen enthält, so ist nicht leicht zu ersinnen, wie das, was der Titel als Zweck ankündigt, *geselliges Vergnügen*, durch ein Taschenbuch vielfältiger befördert werden könnte, und es erregt Verwunderung, wie dies alles mit so viel Geschmack und Aufwand, als die Verleger dabey zeigen, für einen so mässigen Preis geleistet werden kann. Von längern prosaischen Auffätzen stehen im ersten Jahrgang: 1) *die Reise nach Paris*, unterhaltend durch die Zusammenkunft eines Hypochondristen mit einem Frauenzimmer, dessen er sich nicht versehn hatte. 2) *Der plauische Grund*, eine sehr gut darstellende Beschreibung; im zweyten: 1) *Theseus*, von Hn. Becker. 2) *Sendschreiben* des Schulmeisters Bakel an den Hn. Pfarrer Schmolke, ein Auffatz voll feiner satyrischer Laune. 3) *Das Brückenspiel von Pisa*, von Hn. *Becker;* im dritten: 1) *Die Alpenreise.* 2) *Die Kirmse zu Walldorf*, eine ländliche Heirathsgeschichte, angenehm erzählt. 3) *Das Amphitheater zu Verona*, eine Beschreibung einer dort dem Kaiser Joseph II und dem König und der Königin von Neapel zu Ehren gegebnen Thierhetze. Unter den Anekdoten, Bemerkungen und Einfällen von Kästner, Kretschmann, Becker, Martyni-Laguna u. a. trifft man viele feine und sinnreiche an; z. B.:

Die Pränumeration.

Ein gemeiner Mann und seine Frau hatten in eines Gelehrten Hause Erwerb, mit Holz klein zu machen, und Tagelöhnerarbeit. Sie waren einmal Geld bedürftig, und die Frau kam mit einer Bitte um Vorschuss, den sie sich von ihrem künftigen Lohne wollte abrechnen lassen. Der Gelehrte war nicht in der Laune, Credit zu geben, und sagte: Huren bezahlt man im Voraus! Das weiss ich nicht, antwortete die Frau, das müssen Sie verstehn, Hr. Professor!

Kästner.

Manche der jetzigen Verbesserer theologischer Kenntnisse erinnern mich an einen Mann, der in Leipzig mit einem Guckkasten herumging, und ausrief: *Das Leiden Christi auf eine neue Manier!*

Kästner.

Der Rangstreit.

Im Schenkhause eines Marktflecken unterhielten sich einst eines Abends der Schulmeister und der Kirchenvorsteher mit einem Rangstreite, womit sie nächstens den verrackten Organisten heimzusuchen gedachten. „Haben wir nicht Recht?" fragten sie eine grüngestiefelte Figur, die ganz bescheiden am nächsten Tische sass, und sehr aufmerksam zuzuhören schien. „Sehr Recht," antwortete der Grünrock. „Immer frisch zu meine Herren! Was haben wir denn in der Welt „bessers als Rang und Ehre." Damit bezahlte er seine Zeche und ging. — Ey wer ist der brave Grünrock? fragte der Schulmeister den Wirth? — Der? das ist der Kavalier aus der Stadt.

Kretschmann.

Zu den Gedichten haben viele unsrer beliebtesten Dichter beygesteuert, und die Notenblätter liefern angenehme und ausdrucksvolle Melodieen von Naumann, Seydelmann, Hiller und andern. Die richtig gezeichneten und sauber gestochnen kleinen Karten 1) von Polen, 2) von Frankreich nach seinen Departements, 3) von Grossbritanien und Irland, nebst dem Plan der Gegend von Töplitz, sind nach dem politischen Interesse der jetzigen Zeiten zweckmässig gewählt.

Leipzig, b. Gräff: *Das geöffnete Schreibepult zum Unterricht und Vergnügen junger Personen.* Aus dem Englischen der Mistress Barbauld übersetzt. Erste und zweyte Hälfte; oder des Weihnachtsgeschenks für die Jugend viertes und fünftes Jahr.) 1794. 1795. jede 11 Bog. kl. 8.

Mistress Anna Lätitia *Barbauld*, Schwester des Dr. Joh. Aikin, hat verschiedne mit Beyfall *in England* aufgenommene Kinderschriften herausgegeben. In gegenwärtiger Sammlung wechseln angenehme Erzählungen, Gespräche und kleine Schauspiele mit einander ab, und sie werden durch ihren moralischen Inhalt und leichten gefälligen Vortrag Kindern zwischen acht und zwölf Jahren eben so angenehm als nützlich seyn. Der deutsche Ausdruck ist correct und fliessend. Durch die feinen Kupfer und das hübsche äussre Gewand hat der Verleger es den Aeltern noch leichter gemacht, ihren Kindern eine Weihnachtsfreude mit diesem Büchelchen zu machen.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Weissenburg u. Schwabach, b. Mizler: *Neue Sammlung geographisch-historisch-statistischer Schriften* 16ter, 17ter Band. — Auch unter dem Titel: *Geographischer Schriften* 17ter Th. 1795. 42, S. 17ter Th. 269 S. 8.

Berlin, b. Felisch: *Russland aus philosophisch-historisch-statistischem und literarischem Gesichtspunkt betrachtet*, auf einer Reise durch das Land in den Jahren 1788 und 1789. Aus dem Franz. des Bürgers *Chantreau*. 2ter Th. 1794. 328 S. 8. (16 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. November 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

London, b. Phillips: *An inquiry into the medical efficacy of a new species of peruvian bark lately imported into this country under the name of yellow bark,* including practical observations respecting the choice of bark in general, by John Relph M. Dr. Physician to Guy's hospital. 1794. 177 S. u. 8 S. Vorr. gr. 8.

Nach einer Berechnung, welche der Vf. gleich im Anfange seiner Abhandlung angiebt, wurden in 5 Jahren nämlich von 1789 bis 1793 in England und Schottland, zusammen 634783 Pf. Chinarinde eingeführt. Davon sind wieder ausgeführt: 123779 Pf., also verbraucht 511004 Pf. Wenn man die Verschwendung dieses schätzbaren Mittels in England, selbst in den gewöhnlichsten Hospitälern, gesehen hat; so läfst sich eine so ungeheure Consumption leicht begreifen. Bey den grofsen Verwüstungen nun, welche durch das Abschalen der Rinde, nach des Vf. Bemerkung, schon in den Wäldern, welche diese Bäume meistens nur einzeln, selten in gröfseren Gruppen enthalten, veranlafst sind, mufs freylich sowohl den englischen als allen andern Aerzten, eine neue Art der Chinarinde, welche noch dazu den besten der bisher gebräuchlichen Arten vorzuziehen seyn soll, äufserst schätzbar und willkommen seyn. Nachdem der Vf. von der Chinarinde überhaupt auf gut englisch gesagt hat, dafs sie nicht allein in intermittirenden, sondern auch in den meisten andern Fiebern, die nicht ganz offenbar entzündlich sind, und in allen chronischen Krankheiten früher oder später das zuverläfsigste Mittel sey, handelt er im Allgemeinen von den verschiedenen Arten der Chinarinde, wobey er aber sehr wenig Eignes sagt, sondern Arrots, Condamines, Jüssieus, Murrays, Wahls und Anderer eigne Worte anführt. Er glaubt zu seinem Troste, dafs in den dichten und ungeheuren Wäldern von Südamerika vielleicht noch ein grofser Vorrath, sowohl von der bekannten als von andern Arten des Chinabaums verborgen sey. Die neue gelbe Chinarinde, welche er beschreibt, ist von der Art der gelben Chinarinde, welche schon Arrot und Condamine anführen, gänzlich verschieden, und scheint nach seiner Behauptung mit Murrays *Cortex Chinae vel Cinchonae regius seu flavus,* einerley zu seyn. Sie kommt der gelben Farbe näher als alle andere Arten, vorzüglich wenn sie gepülvert ist. Sie kommt in flachen Stücken von 2 bis 18 Zoll Länge von einer hellen Zimmtfarbe vor, welche in manchen Richtungen kleine glänzende Pünktchen, wenig Geruch und einen äufserst bittern nicht sehr zusammenziehenden Geschmack haben, welcher dabey das Eigenthümliche der officinellen Rinde besitzt. Die Farbe ist äusserlich etwas dunkler, die äufserste Rinde oder Epidermis ist gewöhnlich abgezogen. Nach einem Briefe von Cadix ist es wahrscheinlich, dafs der Baum in dem Innern des spanischen Amerika in einer grofsen Entfernung von Lima wachse, welche den Preis dieser Rinde erhöht. Der Vf. bemerkt, dafs der mangelnde Geruch kein Grund gegen ihre Anwendung sey, denn er fand durch Versuche, dafs selbst der eigenthümliche Geruch der kleinen, aufgerollten Stücke der gewöhnlichen besten Chinarinde nur von dem ansitzenden Lichen und der Epidermis herkommen. Auf diese Idee brachte ihn Dr. Smith. der Stifter der Linneischen Gesellschaft in London, zuerst. Die dunkelsten Arten der Chinarinde haben die besten medicinischen Kräfte; diese gelbe Rinde sey ausser der rothen, welche man jetzt durchaus nicht mehr unverfälscht und ächt haben könne, die dunkelste, und die Farbe verdunkle sich, der Luft ausgesetzt, noch mehr. Die chemische Analyse derselben ist von dem fleifsigen und geschickten Apotheker des Guyshospitals, Hn. *Babington*, dessen dem Rec. bekannte Genauigkeit in chemischen Versuchen derselben alle Zuverläfsigkeit giebt. In allen vergleichenden Versuchen gegen die besten bisher bekannten Arten der Chinarinde, war diese neue Art weit vorzüglicher. Der Absud der gelben Rinde war ungleich bitterer als von der gewöhnlichen. Eine gleiche Menge des ersten war mit zweymal so viel Wasser verdünnt, noch völlig so bitter als der unverdünnte gewöhnliche Chinaabsud. Auch enthielt die gelbe Rinde mehr zusammenziehenden Stoff. Der Aufgufs sowohl mit kaltem als warmen Wasser war sehr bitter. Das Pulver, welches 11 Tage lang mit einer grofsen Menge Wasser wiederholt übergossen war, hatte noch einen dem Pulver der gewöhnlichen Rinde an Bitterkeit gleichkommenden Geschmack. 5 Pf. des Pulvers lieferten 15 Unzen dunkelbraunen Extracts, welches etwas durchscheinend und ausserordentlich bitter war. Merkwürdig scheinen Rec. die Versuche, mit dem Zusatze von Magnesia bey dem Aufgusse, welche zuerst von Dr. *Skeete* mit der gewöhnlichen Rinde gemacht wurden und in dem Aufgusse weit mehr bittern und zusammenziehenden Stoff lieferten. Bey der gelben Rinde fand Hr. *Babington* den Aufgufs zwar weder so bitter noch so zusammenziehend als den ohne Magnesia und doch zeigte sich bey dem Zusatze einer Eisenauflösung in jenem eine weit schwärzere Farbe. Die geistige Tinctur von der gelben Rinde liefs sich von der gewöhnlichen sehr leicht durch eine weit gröfsere Bitterkeit unterscheiden, auch war sie specifisch schwerer. Die beste Art, das Extract dieser Rinde

Rinde zu bereiten, soll nach Hn. B. seyn, wenn man das Pulver derselben in rectificirtem Weingeiste digerirt, die Tinctur durchseiht und dann im Sandbade den Weingeist davon abzieht; auf diese Art blieben 1 Pf. Rinde 3 Unzen sehr wirksamen Extracts übrig. Nach dieser chemischen Analyse fährt der Vf. selbst wieder fort, nicht allein nach den daraus erhaltenen Resultaten sondern nach mehreren Erfahrungen im Guyshospitale zu behaupten: die gelbe Rinde sey ein so kräftiges fiebervertreibendes Mittel, dass man kaum jemals irgend ein anderes nöthig haben werde. Obgleich London selbst den intermittirenden Fiebern nicht sehr unterworfen sey, so kämen doch jährlich viele Landleute nach der Aerndte in den morastigen Gegenden von Essex und die Hopfensammler aus Kent mit dieser Krankheit behaftet in's Guyshospital, welche sowohl der Vf. als seine Collegen Dr. *Saunders* und Dr. *Hervey* ohne Ausnahme mit diesem Mittel geheilt haben. Die Gabe des Pulvers war eine halbe Drachme alle 2 Stunden, also nur halb so viel als von der gewöhnlichen Chinarinde. Nur in hartnäckigen Fällen mit Visceralverstopfungen gab der Vf. etwas Quecksilber und vermehrte die Gabe der Rinde. Dies möchte nun von deutschen Aerzten wohl nicht geradezu nachgeahmt werden. Sehr wirksam und leicht hinterzubringen fand er den Absud, dem er um die Wirksamkeit desselben zu verstärken noch auf anderthalb Unzen 10 Gr. des Pulvers zusetzte. Im acuten Rheumatismus wurde der Absud mit grossem Erfolge, unerachtet der Fortdauer der entzündlichen Symptomen in der Remission gegeben!! Im Scharlachfieber und der Roose gleichfalls. Auch dies möchte einem deutschen Patienten wohl nicht bekommen. Wegen der ausserordentlichen Bitterkeit hält der Vf. die gelbe Rinde für ein vorzügliches Mittel bey Gallen- und Leberkrankheiten und glaubt, sie statt aller andern gebräuchlichen bittern Mittel anwenden zu können. Wegen des geringern zusammenziehenden Stoffs, hält er sie für weniger hitzend als die gemeine Rinde. (Dies scheint doch mit der obigen Bemerkung zu streiten, dass die Rinde auch mehr zusammenziehenden Stoff, als die gemeine, enthalte.) Selbst mit dem Rückstande des Pulvers, welches nach und nach mit 400 Quart. Wasser ausgezogen war, heilte der Vf. in wenig Tagen ein kaltes Fieber, welches der gewöhnlichen Rinde und selbst dem Arsenik (also auch dies verdächtige Mittel wird noch immer in England innerlich gebraucht!) lange widerstanden hatte. Es sind noch mehrere Briefe angehängt, welche alle von dem Lobe des neuen Mittels voll sind. Der letzte von Dr. *O'ryan* enthält, ausser einer wiederholten vollständigen Beschreibung und Geschichte der Rinde, noch einiges interessante vom *Hospital Dieu* zu Lyon, wo Dr. O. vor der Revolution Arzt war. — Wenn man nun auch dem Lobe des Vf. und der Verfasser der angehängten Briefe nicht ganz unbedingt beypflichten will, so kann man doch dem Mittel seine Vorzüge nicht abstreiten, und es verdient alle Aufmerksamkeit der praktischen Aerzte. Rec. erwähnt nur noch, dass diese Schrift mit vieler typographischer Schönheit gedruckt ist.

LIEGNITZ, b. Siegert: *Medicinische Verhandlungen des Collegiums der Ärzte zu Philadelphia.* Ersten Bandes erster Theil. Aus dem Englischen übersetzt von *Chr. Friedr. Michaelis.* 1795. XXVIII u. 132 S. 8.

Voran steht eine Rede des berühmten *Benj. Rush*, worinn der Zweck dieser Gesellschaft angegeben ist; diese Rede erfüllt den Leser mit Achtung und Bewunderung für den viel umfassenden Geist dieses würdigen Beförderers jenes Instituts. Dann folgen die Aufsätze selbst: 1. *Thom. Dolbeare* über eine Krümmung des Rückgraths bey einem Erwachsenen, die *Pott* auf seine Art glücklich behandelte. 2. *Leib* erzählt einen Fall der glücklichsten Heilung des innern Wasserkopfs vermittelst des versüssten Quecksilbers, täglich zu 16—20 Gran mit Opium. 3. *Rush* beschreibt die Cur eines Kinnbackenkrampfs, vom Ausziehen zweyer Zähne, vermittelst des Weins und Quecksilbers. 4. *Capelle*, über einen Bandwurm in den Lebern der Ratten. Hier fehlt dem Vf. Bekanntschaft mit *Gözens* trefflichen Entdeckungen. Hr. *Michaelis* hätte ganz bequem aus dem deutschen Meisterwerke S. 223 ff. in Anmerkungen suppliren können, was der Amerikaner nicht wusste. 5. *Clarkson*, über einen Kinnbackenkrampf, der trotz aller stärkenden Mittel, dennoch tödtlich wurde. 6. *Wilday* versichert, dass die Anwendung des kalten Wassers auf den Rücken und die Nierengegend ein vortreffliches Mittel zur Fortschaffung des Steins und zur Linderung der Steinbeschwerden sey. 7. *Leib*, von einem innern Wasserkopf, der tödtlich wurde. 8. *Senter*, von einer seltsamen Ischurie; wobey die Kranke beständig Urin ausbrach, wenn er ihr nicht abgezapft wurde. Nachher ging eine Zeitlang diese Feuchtigkeit durch den Nabel fort; dann konnte auch kein Katheter mehr angebracht werden. Dann ging Gries ab, ja dieser wurde sogar durch das Erbrechen ausgeleert, und endlich ward der Urin durch den Mastdarm ausgeleert. Man fand bey der Leichenöffnung in den Harnwerkzeugen nichts Widernatürliches, sondern bloss Eiter in dem Uterus und die Eyerstöcke von Wasser ausgedehnt. So ausserordentlich dieser Fall ist; so unmöglich ist es, ihn befriedigend zu erklären, man mag dabey voraussetzen, was man will. 9. *Derselbe*, von der Umkehrung des Uterus, den er in einem Fall glücklich zurück brachte, nebst einigen sehr merkwürdigen Wahrnehmungen, die diese Krankheit und verschiedene Arten des Vorfalls des Uterus betreffen. 10. *Benj. Rush* vermuthete bey einer 26jährigen Person eine innere Kopfwassersucht, wegen der Fehler des Sehvermögens und der Zuckungen, wegen der Kälte in den Händen und der Schmerzen in den Gliedern und vorzüglich im Kopfe. Das versuchte Quecksilber that sehr gute Dienste etc. *Currie*, von der Influenza, die im Jahr 1789 in America herrschte. 12. *Duffield*, von einem Vorfall des umgekehrten Uterus. 13. *Say* erzählt einen sehr merkwürdigen Fall von der Zerreissung der Bänder, die das Schlüsselbein mit der Gräthenecke des Schulterknochens vereinigen. Dabey that die *Barkische* lederne Schlinge, die *Bell* beschreibt, sehr gute Dienste. 14. *Stockett*, von einem heftigen Kopfschmerz

schmerz, der sich verlohr, als ein Wurm durch die Nase abging. Nach dem Riechen an einer Rose war dieser Schmerz entstanden. 15. *Rush*, von einem neu erfundenen Mittel, welches aus der Rinde der Wurzel des *Liriodendron tulipifera* bereitet wird. Es ist ein bitteres Mittel, wie alle unsere einheimischen sind. 16. *Derselbe* erzählt, dass er in bösartigen Blattern, die schon in den Brand übergingen, mit Fieberrinde, Wein und Fleisch die Genesung bewirkt habe, doch ohne dass Geschwulst des Gesichts oder Speichelfluss entstand. 17. *Hall*, von der Wirksamkeit der Electricität bey einer Verstopfung in den Gallengängen. Etwas zu hypothetisch, denn der Schmerz konnte eben so gut von hundert andern Ursachen herrühren 18. *Bertrams* medicinische Bemerkungen. 19. *Tallman*, von den schnellen Wirkungen des kalten Wassers auf den Körper, in einem Fall des Kinnbackenkrampfs. 20. *Jones*, von einem wahren *Anthrax*. 21. *Leib's* Beschreibung einer chronischen Ruhr, welche mit Alaun geheilt wurde. 22. *Bertram* versichert, dass der Trismus neu gebohrner Kinder deswegen in Westindien so häufig ist, weil man das Verbinden des Nabels unterlässt, daher sind auch die Nabelbrüche dort sehr gewöhnlich. 23. *Senter* will mehrere Schwindsüchtige mit blauem Vitriol und dem *Griffithschen antihecticum* geheilt haben. 24. *Bensell*, Fall einer Wasserscheu, die wie gewöhnlich, tödtlich ablief. 25. *Senter* und *Rush* führen Beobachtungen von den höchst schädlichen Wirkungen des Sublimats in Krebsschäden an. 26. *Currie* beobachtete ein Nervenfieber, und fand nach dem Tode Wasser in den Hirnhöhlen. Darüber darf man sich nicht wundern, denn nichts ist gewöhnlicher, als nach ganz fremdartigen Krankheiten dergleichen Ansammlungen von Wasser zu finden.

PHYSIK.

Mühlhausen, b. Danker: *Versuch einer populären Chemie.* Entworfen von *Al. Nicol. Scherer*, Doct. d. Phil. Privatlehrer d. Chemie zu Jena, Mitgl. d. russ. kais. freyen ökonom. Gesellsch. zu Petersburg u. Secretair d. naturf. Gef. zu Jena. 1795. 381 S. 8.

Die vom Vf. in der Vorerinnerung dargelegte Absicht bey Ausarbeitung dieses Werks war nicht, ein ausführliches Lehrbuch zu liefern, sondern nur, in einer möglichst systematischen, leicht übersehbaren Skizze alles Wissenswürdige und allgemein Brauchbare unserer Kenntnisse der Chemie nach den neuern Vorstellungsarten vorzulegen, um dadurch zu zeigen, welchen Einfluss diese Wissenschaft auf die genauere Betrachtung der Natur, und auf die zweckmässigere Benutzung ihrer Producte habe. Da er in dieser, zunächst *ausschliesslich* sagt der Vf., welches aber wohl nicht so streng gemeynt seyn wird,) für seine Vorlesungen bestimmten Schrift, bey der Auswahl der Hauptsätze der chemischen Wissenschaft nicht allein auf dasjenige hat Rücksicht nehmen wollen, was mit den Naturwissenschaften, sondern auch mit der Technologie, und insbesondere mit den Gegenständen des gemeinen Lebens in Bezug steht, so hat er auch geglaubt, selbiger den Titel einer populären Chemie geben zu dürfen. Indessen scheint doch dieser Titel nicht zum Besten gewählt zu seyn; da er demjenigen, welcher diese vom Vf. gegebene Erklärung nicht kennt, veranlassen wird, darunter nur eine solche Bearbeitung der Chemie zu verstehen, die der Fassungskraft der weniger gebildeten oder der Nichtgelehrten angemessen wäre. Da die vorhandenen neuen Lehrbücher, z. B. das sonst so vortreffliche *Gren'sche*, mehr fürs eigene Studium, als zu Leitfaden für Vorlesungen, geeignet sind, so war die Ausarbeitung eines Handbuchs, wie dieses, welches dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft angemessen ist, und worinn nur die vornehmsten Sätze kurz und bündig vorgetragen sind, keine überflüssige Arbeit. Bey der Schwierigkeit, im wissenschaftlichen Vortrage der Chemie einer strengen systematischen Ordnung zu folgen, scheint uns die vom Vf. erwählte Eintheilung ein nicht übelgerathner Versuch zu seyn. Man urtheile aus folgender Uebersicht. I. Theil. *Nöthige Vorkenntnisse zur chemischen Untersuchung der Körper.* 1. Abschn. *Erläuterung einiger Begriffe von der Theilbarkeit.* 2. Abschn. *Von der Zerlegung der Körper und den dazu dienenden Vorrichtungen.* II. Theil. *Chemische Untersuchung der nicht dargestellten Grundstoffe.* 1. Abtheil. *Imponderable, für sich nicht dargestellte Grundstoffe.* Wärmestoff. Lichtstoff. 2. Abth. *Ponderable, für sich nicht dargestellte Grundstoffe.* Sauerstoff und Stickstoff. Kohlenstoff. Wasserstoff. III. Theil. *Untersuchung der für sich dargestellten Grundstoffe und der darstellbaren Verbindungen derselben.* 1. Abth. *Wasser.* 2. Abth. *Darstellbare säurefähige Grundstoffe.* Schwefel. Phosphor. 3. Abth. *Salze.* 1. Abschn. *Allgem. Bemerkungen.* 2. Abschn. *Laugensalze.* 1. Allgem. Eigenschaften derselben. 2. Feuerbeständige. 3. Ammoniak. 4. Verbindungen der Laugensalze (schwefellebrige u. s. w. 3. Absch. *Saure Salze.* 1. Allgem. Eigenschaften. 2. Einfache Säuren. 3. Zusammengesetztere Säuren. 4. Abschn. *Neutralsalze.* 4. Abtheil. *Erden.* 1. Absch. *Allgem. Bemerkungen.* 2. Abschn. *Nähere Betrachtung der einzelnen Erden.* 3. Abschn. *Erdigte Mittelsalze.* 5. Abtheil. *Metalle.* 1. Abschn. *Allgem. Bemerkungen.* 2. Abschn. *Betrachtung der einzelnen Metalle, und ihrer merkwürdigsten Verbindungen.* IV. Theil. *Chemische Untersuchung der organisirten Körper.* 1. Abschn. *Zerlegung derselben in ihre entfernten Bestandtheile durchs Feuer.* 2. Abschn. *Untersuchung der nähern Bestandtheile der Pflanzenkörper.* 3. Abschn. *Untersuchung der nähern Bestandtheile der thierischen Körper.* 4. Abschn. *Von selbst erfolgende Entmischung der organischen Körper.* 5. Abschn. *Allgem. Betrachtung über das Leben der organisirten Körper.* Diese systematische Eintheilung vereinigt mehrere Vorzüge in sich: so fällt z. B. in selbiger die Zerstückelung der Säuren, nach den drey Naturreichen hinweg. Von den metallischen Säuren würden jedoch die Wasserbley- und Wolframsäure einen schicklichern Platz unter den Metallen als *Metallkalke*, als unter der Rubrik der *einfachen Säuren* gefunden haben. — Der Vf. folgt völlig dem Lavoisierschen System; hat jedoch auch bey mehrern Abschnit-

ten eine kurze historische Erklärung nach der sonstigen Vorstellungsart der Phlogistiker angehängt. In der Annahme der neuern Nomenklatur hat er aber noch einiges Bedenken gezeigt: so hat er z. B. den von den Franzosen adoptirten Gattungsnamen *Pottasche* als solchen nicht aufgenommen. Die Theorie des Verbrennens sieht er mit Recht als die Hauptstütze des neuern Systems an, und daher trägt er von dieser Operation eine deutliche Erklärung, vermittelst einer zweckmäſsigen Zusammenstellung der dahin gehörigen Sätze, vor. Daſs jedoch eine *jede* Verbrennung eine *Säuerung* zu nennen sey, wie der Vf. meynt, kann wohl nicht allgemein gelten; denn sonst müſste man auch das durch Verbrennung des Wasserstoffgases producirte Wasser zu den gesäuerten Körpern zählen. — Noch scheinen folgende Stellen einiger Berichtigung, oder genauern Bestimmung, fähig zu seyn. — Zur Wiederdarstellung der Alaunkrystallen (S. 35) möchte doch die vom Alaun durch die Destillation ausgetriebene Wassermenge allein nicht hinreichend seyn. — Daſs (S. 98 u. f.) in einem Glase, aus welchem man eben kohlensaures Gas ausgegossen, ein Licht wieder brenne, diese Erscheinung hat wenigstens sogleich nicht statt. Ein darinn noch hangenbleibender Rest von jenem Gas raubt der hineintretenden atmosphärischen Luft die Fähigkeit dazu. — Der Satz (S. 135), daſs die feuerbeständigen Laugensalze sich durch den stärksten Feuersgrad nicht verflüchtigen lassen, leidet doch seine Einschränkungen. — Wenn (S. 167) gesagt wird, die Schwefelsäure werde in der Natur in einem ganz ungebundenen Zustande *selten* angetroffen, so läſst dieses voraussetzen, daſs sie doch *zuweilen* angetroffen werde; welches aber nicht ist. — Irrig heiſst es (S. 177): mischt man $7\frac{1}{2}$ Theil Salpetergas mit 16 Theilen atmosphärischer Luft, so wird der ganze Luftraum aufgezehrt werden. Das Stickgas in letzterer muſs allerdings übrigbleiben. Eben so falschlich steht (S. 178) die Benennung *Salpeterstoffgas* unter den Synonymen des salpetersauren Gats. — Der safranartige Geruch der Salzsäure (S. 179) ist keine Eigenthümlichkeit dieser Säure selbst, sondern jener hat nur statt, wenn diese Säure durch Vitriol ausgetrieben, oder auf andere Weise mit Eisen verunreinigt ist. — Daſs (nach S. 188) die Fluſsspathsäure, ausser mit der Kalkerde, auch noch mit andern *Körpern* verbunden vorkommen sollte, davon ist dem Rec. kein Beyspiel bew[illegible]st. — Daſs (S. 190 u. 191) die Phosphorsäure zu einem durchsichtigen, das heftigste Glühefeuer vertragenden Glase fliesse, kann nur von einer noch mit Kalkerde verbundenen, nicht aber von der *reinen*, aus dem Phosphor selbst bereiteten, Phosphorsäure gesag[illegible] werden. — Daſs Gold durch das blausaure Alkali mit einer gelben Farbe niedergeschlagen werde (S. 2[illegible]) stimmt mit der Erfahrung des Rec. nicht überein; sondern, bey völliger Reinheit der Stoffe hat gar kein Niederschlag statt. — Von der Kieselerde wird (S. 2[illegible]) irrig gesagt, daſs sie einen *Hauptbestandtheil* der E[illegible]steine ausmache. Die neuesten Analysen derselben haben uns eines Andern belehrt. — In der Abhandlung der Thonerde (S. 248 u. f.) ist der chemische Charakter der Alaunerde, oder der reinen Thonerde, und deren Verschiedenheit vom Thon selbst, als worinn diese Erde noch in Verbindung mit Kieselerde steht, nicht gehörig auseinander gesetzt. Es paſst daher auch die unter N. 3. angegebene Eigenschaft nicht auf die chemisch reine Thonerde, von der doch die Rede seyn sol[illegible] Auch hätte unter den Bestandtheilen des Alauns (S. 2[illegible]) das Pflanzenalkali mit aufgeführt werden müssen. — (S. 259) erwähnt der Vf. einer von ihm zuerst gemachten Bemerkung, daſs nämlich der Cantonsche Phosphor, mit Schwefelsäure oder Salzsäure vermisch[illegible] sich unter einem auffallenden Funkensprühen erhitz[illegible]. — Däſs (S. 294) das Kupfer mit *allen* Metallen sich zusammenschmelzen lasse, leidet doch, besonders in Rü[illegible]sicht des Eisens, Einschränkung. — Unrichtig wird (S. 308) der Arsenik als *Vererzungsmittel* des Zinns angegeben. — Nicht sowohl Kochsalz (S. 341), als vielmehr salzsaures Pflanzenalkali wird es seyn, was die bey Destillation des Urins zurückbleibende Kohle noch neben den phosphorsauren Salzen, enthält. — Zu dem angehängten Verzeichniſs der Verbesserungen wird noch zu zählen seyn, daſs S. 40. Z. 16 statt *die letztern* [illegible] *den Formen*, die *erstern beiden* steht; und daſs S. 1[illegible] unter dem Gemenge zum Knallpulver der Sch[illegible] fehlt. — Der Name *Naturgattungenbeschreibung* [illegible] *Naturgeschichte* wird schwerlich aufgenommen werde[illegible] so wenig als *gewichtig* statt *wägbar*.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Cassel*, in der Griesbachischen Hofbuchh.: *Anweisung über die Kennzeichen und den Gebrauch des Mergels*, als ein(es) sehr nützliches(n) Düngmittel(s) für Landwirthe, von *Carl Wilhelm Fiedler*, verschiedener gelehrten Gesellschaften ordentlichem Mitgliede. 1795. 80 S. 8. Naturforscher sowohl als Oekonomen, werden in dieser kleinen Schrift, die auf das Lob der Gründlichkeit, Vollständigkeit und Deutlichkeit den gerechtesten Anspruch hat, und unter den Schriften über [illegible] Naturerzeugniſs als Düngmittel vorzüglich empfohlen zu werden verdient, sogar noch mehr enthalten finden, als die Aufschrift verspricht; da Hr. F. zugleich über die so oft unrecht verstandene, und vielmals schädlich angewandte Gips- und Kalkdüngung, viel belehrendes gesagt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. November 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PHILADELPHIA, b. Vf.: *A short Account of the malignant fever lately prevalent in Philadelphia* with a statement of the proceedings that took place on the subject in different parts of the united states, by *Mathew Carey*. 1793. Nov. 30. third Edition. 112 S. ohne die Sterbelisten. gr. 8.

Dies ist schon die dritte Ausgabe der Nachrichten von dem verheerenden Uebel in Philadelphia. Alle drey Ausgaben erschienen in demselben Monate. Deswegen ist der Tag des Monats angemerkt; sie ist weit vollständiger als die ersten beiden. — Zuerst giebt der Vf. eine Uebersicht des Zustandes von Philadelphia gerade vor der Erscheinung des bösartigen Fiebers. Manufacturen, Handel und Gewerbe waren zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gestiegen. Dieser blühende Zustand reizte sehr viele Menschen nach Philadelphia zu gehn; die Anzahl der Einwohner vermehrte sich sehr schnell, man baute allenthalben neue Häuser, und die Miethen waren so theuer, dass Leute in sehr guten Geschäften genug zu thun hatten, wenn sie ihre Miethe bezahlen wollten, alle mögliche Arten des Luxus stiegen zu einer unglaublichen Höhe. Aber vom Novemb. 1792 bis zum Ende des Junius 1793 fanden sich ausserordentliche Schwierigkeiten ein. Die Errichtung der Bank in Pensylvanien hatte eine grosse Menge baaren Geldes ausser Umlauf gebracht. Grosse Bankerotte in England hatten viele Kaufleute ins Verderben gezogen. Im Julius kamen die unglücklichen Flüchtlinge vom Cap françois an. Um diese Zeit schlich sich das bösartige Fieber ein, und richtete die schrecklichsten Verwüstungen an, die nicht allein auf das Leben der Einwohner, sondern auch auf deren Handel und Gewerbe den schrecklichsten Einfluss hatten. Dr. Hodges Kind war wahrscheinlich das erste Schlachtopfer. Es war ungefähr 10 Tage krank; nachher starben die Patienten weit schneller. Das Fieber zeigte sich zuerst nahe bey einem Landungsplatze, und verbreitete sich von da langsam zu den andern Theilen der Stadt, so dass man in den ersten 14 Tagen alle Kranke von *Waterstreet* herleiten konnte. Dadurch wird es wahrscheinlich, dass das Uebel von aussen her eingeführt sey. Es waren gerade zu der Zeit einige französische Kaper eingelaufen, Franzosen waren mit die ersten Kranken und zu eben der Zeit herrschte in Westindien ein sehr bösartiges Fieber. Dies und mehrere Gründe machten es den D. *Currie* und *Cathrall* wahrscheinlich, dass das Fieber von den Franzosen nach Philadelphia gebracht sey. D. *Hutcheson* und *Rush* glauben, es sey in Philadelphia entstanden, einige geben eine Menge verdorbenen Kaffees, welcher zu der Zeit angekommen war, als Ursache an. Der Vf. entscheidet für keine Meynung: dem Rec. scheint aber die erstre gültiger. Die ersten Symptome der Krankheit waren, ausser den gewöhnlichen eines hitzigen Fiebers, Magenschmerz, vorzüglich bey äusserer Berührung, eine feuchte Zunge, Neigung zum Erbrechen, wobey, wenn es wirklich erfolgte, nichts als das zuletzt genossene zum Vorschein kam. Verstopfung, und bey bewirktem Stuhlgange zuerst Unrath, dem offenbar die Beymischung von Galle fehlte; diesen letzten Umstand veränderten starke Purganzen. Wenn diesen Symptomen nicht bald abgeholfen wurde, so erfolgte schwarzes Erbrechen, oft Blutungen der Nase, des Zahnfleisches und andrer Theile des Körpers, eine gelbröthliche Farbe und eine fauligte Beschaffenheit des ganzen Körpers, Schluchsen, tiefes Seufzen, Phantasieen mit Schlafsucht und der Tod, gewöhnlich zwischen dem 5ten und 8ten Tage. Diese Symptome veränderten sich unter verschiedenen Umständen. Zuweilen waren die Symptome zugleich mehr entzündlich, zuweilen mehr nervigt. Bey diesen letztern war die gelbe Farbe und das schwarze Erbrechen seltner. Als die Nächte kühler zu werden anfingen, waren alle Symptome mehr entzündlich. Manche, welche den 8ten Tag überlebten und ausser Gefahr zu seyn schienen, starben plötzlich an Blutflüssen. Wenn die Verstopfung in den ersten 12 Stunden nicht gehoben wurde, so starben die Patienten grösstentheils. Der Vf. bemerkt mit Recht, dass ein so neues vorhin ganz unbekanntes Uebel (wenigstens in jenen Gegenden) zuerst viele Irrthümer in der Heilart veranlasste, wodurch manche Patienten aufgeopfert wurden. Auch D. *Rush* bekenne dies freymüthig; er verliess sich zuerst auf gelinde abführende Mittelsalze, wobey alle Patienten starben, bis er die in Westindien gebräuchliche Methode mit Chinarinde, Wein, Laudanum, und dem kalten Bade versuchte. Nachher bediente er sich auch der Purganzen aus Kalomel und Jalappe und der Aderlässe; welche Mittel er vorzüglich heilsam fand. Das Quecksilber war von grossem Nutzen. D. *Hodge* und D. *Carson* sollen es zuerst und vor *Rush* gebraucht haben. Der Vf. glaubt aber auch, dass der grosse Ruf dieses Mittels in der Folge vielen Schaden gethan habe. Der Absatz von Purganzen aus Calomel und Jalappe war bey den Apothekern so gross, dass sie diese Substanzen auf einmal in sehr grosser Menge mischten, und dabey das Verhältniss sehr oft nicht gehörig beobachteten. Der Nutzen der Aderlässe war in allen Fällen, die nicht offenbar faulicht waren, ausserordentlich gross.

grofs. Dem D. *Griffit* wurde 7mal in 5 Tagen zu Ader gelassen. D. *Mease* verlor in 5 Tagen 72 Unzen Blut und wurde dadurch geheilt. Kalte Luft und kaltes Getränk thaten sehr gute Wirkungen. Nach dieser kurzen medicinischen Skizze, fährt der Vf. fort, den Zustand der Stadt überhaupt zu schildern und die Vorkehrungen anzugeben, welche von der Obrigkeit gemacht wurden. Ungefähr am 25. August fingen die Familien an, in grosser Menge auszuwandern. Man liess die Strassen sehr rein halten, gab dem Volke von Seiten des Collegiums der Aerzte diätetische Verhaltungsregeln, verbot das Sterbegeläute, welches den ganzen Tag über dauerte, und auf Kranke und Gesunde einen sehr übeln Eindruck machte. Die Feuer in den Strassen, welche das Volk häufig als eine Luftreinigung in den Strassen anzündete, wurden verboten, so auch das Abbrennen des Schiesspulvers, welches zu unvorsichtig geschah. Kein Kranker und nachher auch kein anscheinend Gesunder wurde ins Armenhaus aufgenommen. 7 Kranke wurden unter freyem Himmel in einen Reitplatz gebracht, welcher eingeschlossen war, diesen droheten die noch gesunden Nachbarn anzuzünden. Man wählte nun unweit der Stadt ein grosses Haus, dessen Besitzer abwesend war, zum Hospitale. Der Vf. erzählt dann die vielen Vorbauungsmittel, welche jeder für sich selbst anwendete, die Sorgfalt, mit der man selbst seine besten Freunde, seinen nächsten Verwandten vermied, das schreckliche Elend, welches daraus entstand, die unerhörten Grausamkeiten, die so oft begangen wurden, um sich selbst zu erhalten, das Elend mancher Weiber bey ihrer Niederkunft, welche ganz verlassen elend umkamen. Sehr erfreulich sind gewiss jedem Menschenfreunde die Beyspiele von thätiger Menschenliebe, welche viele Bürger hohen und niedern Standes an ihren leidenden Mitbürgern bewiesen. Auch bemerkt der Vf., dass, nachdem der allgemeine Schrecken sich etwas wieder gelegt hatte, der schrecklichen Scenen weniger geworden seyen, und die Bürger sich dann wieder mehr um einander bekümmert haben. Am 12. Sept. wurde eine Zusammenkunft gehalten, um freywillige Helfer für die Armenpflege zu bestellen. Am 14ten wurde in einer andern Versammlung eine Commission niedergesetzt, von deren Mitgliedern in der Folge 18 das ganze Geschäft der Vorsorge für das öffentliche Wohl übernahmen, da alle obrigkeitliche Personen die Stadt schon verlassen hatten. Buschhill, das Hospital vor der Stadt, war in einem erbärmlichen Zustande, bis Hr. *Girard*, ein Franzose von Geburt, sich freywillig zum Aufseher anbot, und dasselbe in bessere Ordnung und bessern Ruf brachte.

Fernere Bemühungen der Commission, den Armen, die bey dem gänzlichen Stillstande aller Gewerbe sehr zahlreich waren, zu helfen. Es ward von der nordamerikanischen Bank Vorschuss genommen. Einrichtung von Waisenhäusern. Gegen das Ende des Octobers nahm die Wuth der Krankheit sehr ab, so dass schon da mehrere Einwohner nach Philadelphia zurückkehrten, welches die Commission doch wiederrieth, weil noch immer hin und wieder Kranke da waren. Die Reinigung aller Häuser wurde dann von derselben empfohlen, um jeden Ueberrest des schrecklichen Krankheitsstoffes, wo möglich, zu zerstören. Am 14. November hatte die Krankheit ganz aufgehört, die meisten Einwohner kehrten in die Stadt zurück, manche versäumten das Reinigen der Häuser auf eine strafbare Art; es ward beschlossen, sie bey den nächsten gerichtlichen Sitzungen anzuklagen. Auf den 12. December wurde ein Busstag als Danksagungsfest bestimmt. Massregeln, welche in Chestertown, Neuyork und vielen andern Städten genommen wurden, um die Verbreitung des gelben Fiebers von Philadelphia zu verhüten. Der Vf. sagt, dass diese durch die sehr übertriebenen Gerüchte von Philadelphia veranlasst seyen, und scheint sich daran zu ärgern. Rec. muss aber doch den Obrigkeiten jener Städte bey ihren Verfügungen, als: Quarantaine, Verbot von Waareneinführung, Sperrung der Thore u. s. w., sehr Recht geben; denn wenn auch jene Gerüchte oft übertrieben waren, so ist es doch in solchen Fällen besser, zu viel als zu wenig zu thun. Dagegen preist der Vf. die Einwohner der verschiednen Städte von der Insel Neu-Jersey, die ein Asylum für die Flüchtlinge von Philadelphia errichteten. Er erwähnt hierauf die Stände, denen das Uebel vorzüglich tödtlich wurde. Zehn Aerzte starben in Philadelphia, andre waren mehrmals krank. Auch viele Geistliche unterlagen, bey den häufigen Berufsgeschäften bey Kranken, diesem fürchterlichen Uebel. Die Sterblichkeit war unter den Männern grösser als unter Weibern; unter den letztern bey den Freudenmädchen sehr gross. Weniger ausgesetzt waren alte Leute und die französischen Einwohner der Stadt, es ist wahrscheinlich, dass bey den Franzosen Unerschrockenheit und ein gewisser Leichtsinn die Krankheit weniger gefährlich gemacht habe. (Eine neue Bestätigung des grossen Einflusses der Leidenschaften in ansteckenden Krankheiten.) Auch die Neger litten nur selten und waren weit leichter zu heilen; die meisten Krankenwärter waren daher Neger. Hierauf folgt der Wetterzustand. Im August, September und meistens auch im October war es sehr schwül und trocken. Man hatte immer geglaubt, nur Kälte und Regen werde der Krankheit ein Ende machen; doch verschwand sie bey noch sehr warmen und trocknem Wetter. Witterungs- und Todtentabellen, um diese Meynung zu widerlegen.

Nun folgen noch auf 14 Blättern einzelne Thatsachen von verschiedenem, politischen, medicinischen Inhalte. Am Ende die Namen der Commissionsglieder. Begräbnisslisten, aus denen erhellt, dass die Anzahl der Todten vom 1. August bis zum 9. November 1793 sich auf 4041 belief. Angehängt sind noch einige meteorologische Beobachtungen und die Namen der Verstorbenen. Das arzeyliche in dieser Schrift macht den geringsten und weniger interessanten Theil aus. Die Erzählung des ganzen Zustandes und der Lage der Sachen während dieser schrecklichen Krankheit ist gut und ohne allzugrosse Weitläufigkeit.

OEKO

OEKONOMIE.

Freyberg, in d. Crazischen Buchh.: *Die Eintheilung der Felder*, oder: Versuch über die Anwendbarkeit allgemein darüber anzunehmender Grundsätze, von *Lüder Herrmann Hans von Engel*, Kurfürstl. Sächs. Rittmeister. 1795. 18½ Bog. 8. (12 gr.)

Ohne eine den Bestandtheilen und den hieraus fliessenden Hauptzwecken eines Landgutes richtig angemessene Abtheilung der Felder, kann der möglichst ...ohe und zugleich fortdauernde Ertrag desselben nicht ...langt werden. Aber eben deshalb, weil jene Be...ndtheile sowohl, als jene Zwecke, nach den Local...nständen so sehr verschieden sind, ist auch ein allge...ein anwendbares Verfahren in dieser Abtheilung nicht ...öglich. So machen bey dem einem Landgute die ...ortrefflichen Weiden, der reichliche Wiesenwachs und ...r nahe und vortheilhafte Verkauf des Viehes und der ...oducte davon, bey einem andern hingegen der starke ...etrieb des Brauwesens und der Branntweinbrennerey, ...y einem dritten der sichere und einträgliche Absatz ...wisser Arten von Feldfrüchten, so wie überhaupt die ...össere oder geringere Fruchtbarkeit des Bodens, eine ...osse Verschiedenheit in der Benutzung, und folglich ...ch in der Eintheilung der Felder nothwendig. Da...urch ist es für den Oekonomen um so wichtiger, aber ...ch um so grösseren Schwierigkeiten unterworfen, all...meinere Regeln, nach welchen diese Abtheilung mit ...utzen vorgenommen werden kann, festzusetzen. Ein ...gründlicher Kenner der Landwirthschaft, als der ... ist, konnte nicht in den Irrthum verfallen, dessen ...h einige andere ökonomische Schriftsteller schuldig ...macht haben, über diesen Gegenstand eine *überall* zu ...folgende Methode aufstellen zu wollen. Er giebt in ...r Vorrede (wo er auch ausdrücklich bemerkt: „dass ...in einer guten, stark fruchttragenden Gegend gar ...ht nothwendig sey, *auf eine veränderte* Einrichtung ...denken: weil diese wohl einer Verbesserung fähig; ...r nie *einer gänzlichen Veränderung* unterworfen [ei...ntlich benöthigt] seyn könne; und dass die Sandge...nden, welche mittelmäsigen und schlechten Boden ...en, es eigentlich seyen, die den Oekonomen ein ...sses Feld zur Verbesserung, und bey diesen eine ...*hwendige veränderte Eintheilung* darbieten;") als ...n Zweck seiner Schrift an: „*einige nothwendige* Re...ln, die ein Wirth bey einer andern neuen Einthei...ng (nach der Beschaffenheit seines Haushalts) zu be...achten, und einen Masstab, nach welchem er zu ...fahren habe, anzugeben."

Die Schrift besteht aus 21 Briefen. Der erste ent...eine kurze, aber deutliche Erklärung der gewöhn...en Abtheilungen in Koppeln, Schläge, Felder ...Arten; der zweyte die richtige Behauptung, dass ... derselben für ein allgemein geltendes Muster der ...ahmung angenommen, wohl aber jede, nach den ...hiedenen Localumständen, eben sowohl vortheil...ls nachtheilig seyn könne, und dass bey einer ...lossenen Veränderung in der bisherigen Einthei... der Felder die Bestimmung einer solchen Zahl der ...hselnd zu nutzenden Theile am rathsamsten sey, welche im erfoderlichen Falle, durchs Zertrennen oder Zusammenziehen, am leichtesten vergrössert oder verkleinert werden könne, z. B. 3. 6. 9. 12. 15. 18 u. 24. Im 3ten Briefe wird angerathen, eine Abänderung der bisherigen Eintheilung nur alsdann anzunehmen, wenn diese mit unverbesserlichen Mängeln behaftet, und der durch jene Abänderung zu erlangende überwiegende Vortheil zuvor richtig berechnet sey, und in Beziehung auf diesen Vorschlag werden folgende 5 zu beobachtende allgemeine Regeln angegeben: dass man die Anzahl der zu machenden Theile nach der Masse des beym Haushalte jetzt vorhandenen Düngers abmesse; dass man zuförderst den von der vorhabenden neuen Abtheilung zu erwartenden stärksten Ertrag ausfündig zu machen suche und genau berechne; und dass man diejenige Abtheilung wähle, die, bey der wenigsten Gefahr, mit dem mehrsten Nutzen verbunden sey, keinen grossen Aufwand an Gelde, Menschen und Zugvieh erfodert, und mit den Gerechtsamen des Landguts und den dabey vorhandenen Hülfsmitteln am besten übereinstimmt. Zur Erläuterung sind einige gut gewählte Beyspiele hinzugefügt. Zur Ausführung einer hiernach beschlossenen neuen Eintheilung wird im 4ten Brief die vorgängige Vermessung der sämmtlichen Felder, mit der Bemerkung ihrer verschiedenen Erdarten und deren Güte im Ertrage in der zu verfertigenden Grundkarte für nothwendig erkannt. Der 5te und 6te Brief enthalten Auszüge aus dem *Briefwechsel über die Landwirthschaft, besonders die Mecklenburgische betreffend*, mit beygefügten zweckmäsigen Anmerkungen, welche die aus der Abtheilung in 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15 und 20 Schläge erfolgenden Vorheile und Nachtheile kenntlich machen, und den allgemeinen Grundsatz bestätigen: dass es hiebey gar nicht auf eine gewisse, überall anzunehmende Anzahl der Theile; sondern blos auf deren genaues Zusammenpassen mit den sehr verschiedenen Localumständen ankomme. Hierauf wird im 7ten Brief untersucht, was für ein Ertrag an Körnern von jeder der vorbeschriebenen Abtheilungen, und zwar mit Voraussetzung eines mittelmäsig guten warmen Erdreichs, mit Sicherheit zu erwarten sey? Die Resultate hievon bestehen darinn, dass es sehr leicht möglich sey, von der Abtheilung in 3 Schläge das 7te, auch wohl das 8te Korn; in 4 Schläge ein Korn mehr; in 5 Schläge 5½ Korn; in 6 Schläge das 6te Korn; in 7 Schläge nur das 4te Korn und in 8 Schläge das 6te bis 6½ Korn zu erlangen; von allen übrigen vorbezeichneten Schlägen aber, in Rücksicht auf die Ruhe der Felder, oder die durch die Viehtrift und durch die verfaulten Rasen bewirkte Verbesserung des Erdreichs, der Körnerertrag, nach obiger Angabe, auch wohl noch um ½ Korn höher, nach einjähriger längerer Ruhe zu berechnen sey. (Letzteres hätte billig näher bestimmt werden sollen.) Im 8ten Brief wird zuerst gezeigt: dass wegen der verschiedenen Dichtigkeit oder Lockerheit des Erdbodens, (wobey auch die nahe oder entfernte, flache oder gebirgigte Lage der Felder mit in Anschlag zu bringen gewesen wäre) unmöglich für alle Gegenden gleichförmig bestimmt werden könne, wie viel an Menschen und Zugvieh für jede Art von Eintheilung

theilung erfoderlich sey, und darauf bestimmt der Vf. solches Erfodernifs für einige einzelne Fälle, aus seinen Erfahrungen und Beobachtungen. Ueber das Bedürfnifs an Dünger und Vieh, wovon der 9te Brief handelt, kann zwar gleichfalls wegen der verschiedenen Güte der Aecker und des Düngers nicht wohl eine allgemeine gewisse Norm für jede Eintheilung festgesetzt werden; jedoch hat der Vf. versucht, dieses Bedürfnifs für ein Landgut, dessen Felder einen mittelmäsig fruchtbaren Boden haben, und 720 Scheffel Dresdner Mafs Ausfaat erfodern, nach Mafsgabe von zwölferley Arten der Eintheilung zu berechnen. Der gröfste Abstand in diesen Rechnungen zeigt sich in dem Verhältnisse einer Abtheilung in 3 Schläge gegen die in 15 Schläge: denn für jene sollen zur jährlichen Düngung 2880 Fuder Mist und 240 Stück Vieh, für diese aber nur 1056 Fuder und 88 Stück Vieh erfoderlich seyn. Die folgenden 4 Briefe enthalten Vorschläge und Berechnungen, wie die Felder eines Landguts von 720 Scheffeln Ausfaat einzutheilen seyen, wenn entweder sich bey demselben ein mittelmäsig guter Boden, etwas Holzweide und 120 Scheffel Wiesenwachs befinden, oder wenn dasselbe zur gröfsten Hälfte ganz schlechtes Erdreich und 300 Scheffel mit mittelmäsigen Boden, dabey 50 Scheffel Wiesenwachs und für 30 Stück Vieh Weide im Holze hat, oder wenn desselben Grund und Boden schlecht ist und dabey 40 Scheffel guter Wiesenwachs und für 50 Stück Kühe Holzweide vorhanden sind, oder wenn dasselbe zwar seine Felder in einem guten Boden und 100 Scheffel guten Wiesenwachs, aber keine Weide hat. Nach den Resultaten hievon wird im ersten und letzten Falle die Abtheilung in 9 Schläge, im zweyten und dritten aber in 12 Schläge für die vortheilhafteste erkannt. Da nun diese Vorschläge auf die Eintheilung in Koppeln oder Schläge gerichtet sind; so untersucht der Vf. im 14ten Brief die Frage: ob solche Eintheilung durch den Klee- und Futterkräuterbau unnütz gemacht werde? und beantwortet sie dahin: dafs sich dieser Anbau im schlechten Boden mit der Koppelwirthschaft füglich und zum vergröfserten Vortheile verbinden lasse; hingegen bey gutem Erdreiche die Koppelwirthschaft nicht anzuordnen und eine andere Behandlung rathsamer sey. Der 15te Brief enthält eine Vertheidigung gegen den besorglichen Vorwurf, dafs die Erfodernisse an Vieh und Dünger, im 9ten Briefe allzu hoch angeschlagen seyen. Durch den 16ten Brief werden die Vorschläge im 11ten Brief über die Eintheilung eines solchen Landgutes in 12 Schläge näher bestimmt und durch tabellarische Berechnung erläutert, welches bisher theils in 3 Arten, theils nach Belieben ist behandelt worden. Gleicher Zweck liegt in dem auf den 12ten Brief sich beziehenden 17ten Brief zum Grunde. Wichtig ist die im 18ten Brief untersuchte Frage: ob ein Acker 5 bis 6 Saaten nach der Düngung mit Vortheil abtragen könne? welche der Vf. mit angeführten Gründen dahin beantwortet, dafs solches wohl bey gutem Boden, aber keineswegs bey mittelmäfsigem, und am wenigsten bey schlechtem Erdreiche Statt finde, und dafs daher bey diesem die Koppeleintheilung überwiegende Vortheile verschaffe. Der 19te Brief betrift die Frage: ob die holsteinische Eintheilung und Wirthschaft vor der meklenburgischen, oder diese vor jener, Vorzüge habe? Richtig bemerkt der Vf. hierüber, dafs die holsteinische Koppelwirthschaft mit der meklenburgischen Schlägewirthschaft eigentlich deshalb gar nicht in Vergleichung gesetzt werden könne: weil die erstere schon seit undenklichen Zeiten fortgedauert und den Feldern den vollkommensten Ertrag verschafft habe; hingegen die letztere erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts eingeführt und durch mancherley Unglücksfälle in ihrem guten Fortgange unterbrochen worden sey; folglich hier von den noch nicht zu gleicher Fruchtbarkeit erhöhten Schlägen nicht ein gleich starker Ertrag, wie dort von den Koppeln, erfolgen könne. Hiebey bemerkt er über die Nutzbarkeit des holsteinischen Pfluges und des meklenburgischen Hakens: dafs der Gebrauch beider Werkzeuge auf der Beschaffenheit des Bodens und dem Zwecke seiner Bearbeitung beruhe; jedoch der Haken, nach seiner verbesserten Einrichtung durch drey, nach den Absichten der Kultur, abwechselnd zu gebrauchende Scharen von verschiedener Gröfse bessere Dienste, als der Pflug, leiste. Ferner scheinen ihm aus den angezeigten Ursachen, die in der meklenburgischen Eintheilung gewöhnlichen zwey Brachen vortheilhafter als die einfache Brache der Holsteiner zu seyn. Gleichfalls hält er sich nach dem Abwägen der Gründe für und wider die holsteinische Einkoppelung der Felder durch Graben und Hecken berechtigt, diese Vorrichtungen für unnütz, wo nicht gar für schädlich zu erklären. Endlich folgen hier noch Beweise, dafs durch den meklenburgischen Körnerertrag mehr, als durch die holsteinische Viehnutzung gewonnen werden könne. In dem 20sten Briefe wird die Frage untersucht: ob die Koppeleintheilung auf ganze Länder anwendbar, und durch Zwangsmittel einzuführen sey? und, nach den angeführten Gründen, verneinend entschieden. Der letzte Brief handelt von der Anwendbarkeit der Koppelwirthschaft in einem hoher sandigten Lande. Bey diesem Gegenstande verweilt der Vf. am längsten, widerlegt zuförderst ausführlich des Predigers *Grassmann* und des Amtsraths *Hubert* Einwürfe gegen die Koppelwirthschaft, und vertheidigt seine Behauptung, dafs die Koppelwirthschaft in einem solchen Lande mit Vortheil angewendet werden könne mit wichtigen Gründen.

Diese Schrift, welche über einen streitigen Hauptpunkt der Landwirthschaft ein so helles Licht verbreitet, und über verschiedene andere sie betreffende Gegenstände so manche nützliche Wahrheit enthält, verdient gewifs vorzügliche Aufmerksamkeit.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. November 1795.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Matzdorf: *Hesperus* oder 45 Hundsposttage. Eine Biographie von *Jean Paul.* 1795. *Erstes Heftlein.* 392 S. *Zweytes Heftlein.* 388 S. *Drittes Heftlein.* 444 S. 8.

Ein Rec., welcher seine Pflicht gegen Publicum und Autoren vor Augen hat, der nicht seine Laune oder seinen individuellen Geschmack für eine gewisse Manier (was wohl noch besser ein Mangel an Geschmack hiesse) zum Massstabe der Vollkommenheit machen, sondern über alles so urtheilen möchte, wie es Recht und Billigkeit fodert, befindet sich hauptsächlich bey zwey Gattungen von Kunstwerken in Verlegenheit; bey denen, welche wegen eines allzuschwachen Zusatzes von Geist diesseits der Linie des Schönen fallen, und an das Gebiet der Mittelmäsigkeit anstreifen, und bey den Werken humoristischer Köpfe, die oft das reine Gepräge des Schönen vorsetzlich verwischen, und die Gestalten ihrer Einbildungskraft lieber auf cylindrische oder conische oder Hohlspiegel, als auf eine ebene Spiegelfläche fallen lassen. Das Richtscheid der Regeln läfst sich an solche Werke nicht anlegen, die ohne jenes Richtscheid gearbeitet sind; und wie soll man sonst dem Publicum und dem Autor beweisen, dass er Recht oder Unrecht habe? Auch läfst es sich nicht im Allgemeinen zu dem Publicum sagen: Seht hier ein schönes, oder ein witziges, oder ein erhabenes, oder ein rührendes Buch! Denn das Urtheil, welches die eine Seite bestätigen würde, würde auf der andern widerlegt scheinen; aber wohl kann man sagen: Seht hier das Werk eines Kopfes, der eine Welt in sich trägt, die er nach seinen Launen geschaffen und eingerichtet hat, und in der er schwärmt und scherzt, nicht eben immer nach unserm Geschmack, wahrscheinlich auch nicht immer nach dem eurigen, aber doch ganz nach dem *seinigen*. Schriftsteller, wie Jean Paul — dessen *unsichtbare Loge* unsern Lesern wahrscheinlich noch im Andenken ist — können noch weniger auf ein einstimmiges Urtheil des Publicums rechnen, als *Ungers* neue deutsche Schrift, welche die einen zu rund, die andern zu eckigt, einige zu fett, andere zu mager fanden; und die Leser, deren Beyfall sie erhalten, werden sich fast in eben so viel Classen theilen, als der Individuen sind. Diejenigen, welche in einem Roman nichts als Geschichte suchen — und dies sind drey Fünftheil der Leserinnen — werden sehr bald ein Werk bey Seite legen, dessen dritter Theil mit Reflexionen und Beschreibungen angefüllt ist, und die Geschichte von siebzehn Monaten in drey starken Bänden ausspinnt, und sie werden nach irgend einem Ritterroman oder einer alten Sage greifen, in welcher die Begebenheiten so über einander stürzen, dass der aufmerksame Leser nicht einmal daran denken kann, etwas denken zu wollen; diejenigen, welche zufolge des Umschwungs, welchen die Meynungen der Lesewelt innerhalb 15 Jahren erlitten haben, jedes innige hochgespannte Gefühl, jede zärtliche Rührung bey dem Anblicke der Natur — der Sonne, des Mondes und der Sterne — für Empfindsamkeit halten; und diejenigen, welche vor lauter *Würde* nicht zu lachen wagen; endlich auch diejenigen, welche das Erhabne und Grosse nur unter den Grossen suchen — für alle diese wird der Hesperus, der auch wohl ein Sirius heissen könnte, nichts weiter als ein trüber Nebelstern seyn, dessen Sonnenkraft sie höchstens glauben, aber durch ihre angelaufnen Guckgläser auf keine Weise erkennen können. (Dass der Vf. selbst manchen Nebel um seinen Stern geblasen hat, muss dabey billiger Weise auch in Anschlag gebracht werden.) Von demjenigen Theile der Lesewelt aber, der dieses Buch mit seinem Beyfall beschenkt, dürfte, bey einem etwas genauern Nachforschen, leicht in Erfahrung gebracht werden, dass er denselben vorzüglich dem Hofcaplan, der seine Ratten mit der Trommel — beruhigt; dem Apotheker, der sich mit dem Doctor und seinem eignen tauben Bruder wegen der Erstgeburt herumbalgt; der Umarmungsscene mit Agnola, bey welcher sie nur auf eine ganz unverantwortliche Weise in ihrer Hoffnung betrogen werden, — und allen Scenen, die diesen ähnlich sind, schenkt, und dass er demnach in das Allerheiligste des Werks ganz und gar nicht eingedrungen ist. In diesem Allerheiligsten, dessen Eingänge wir aber, unsrer Achtung gegen den Geist des Vf. unbeschadet, oder vielmehr aus Achtung gegen denselben, etwas freyer wünschten, liegt ein Reichthum von erhabnen und rührenden Ideen, von grossen und neuen Bildern, von treffenden, feinen und tiefen Bemerkungen aufbewahrt, die mit Verwunderung gegen den Kopf, in dem sie erwacht sind, und gegen den Geist erfüllen, welcher sie aufgefasst und dargestellt hat. Dem ganzen Gebäude der Empfindungen und Ideen in diesem Werke liegt aber, so wie in dem frühern desselben Vf., ein Hauptzug des Charakters zum Grunde, eine erhabne Gleichgültigkeit gegen die Sinnenwelt, die sich aus einer allzu heissen Anhänglichkeit an eben dieselbe entwickelt; eine Stimmung des Gemüths, das sich unter der Fülle überströmender Empfindungen, unaufhörlich zu dem Gedanken der Unendlichkeit, des Todes, der reinen Tugend und was diesem ähnlich ist, erhebt; alle seine Freuden durch diese Erhebung adelt und dem Staube entreifst;

entreifst; alle seine Leiden durch einen Blick über die Gränzen des Lebens hinaus, lindert oder vernichtet; und bey dieser Entfernung von dem Menschlichen, doch alles, was menschlich ist, liebt, pflegt und trägt. Die Darstellung einer solchen Gemüthsstimmung nun ist es ohne Zweifel, was in dieses Werk von so ungleichartigen Theilen Einheit bringt, und welche dem Leser am Ende selbst übrig bleibt, wenn sich die einzelnen Eindrücke verdunkeln und zu einem Ganzen zusammenfliessen; sie ist es, welche mehr oder weniger in allen den Personen herrscht, für welche der Vf. zu interessiren sucht; welche am reinsten und hellsten strahlt in Dahore, dessen idealischer Charakter durch seinen indischen Ursprung gerechtfertigt wird, dann in Klotilden, in Victor, dem Helden der Geschichte, in Julius, in der Pfarrerin, in Flamin; und dann in einer entgegengesetzten, absteigenden Reihe von Personen, wie die Farben eines doppelten Regenbogens, erblasst und verschwindet. Es ist ganz diesem Zwecke der Darstellung angemessen, dass die Personen der ersten Reihe auf den hellen Grund einer schönen und reizenden Natur gestellt sind, die der Vf. mit den glänzendsten Farben seiner Einbildungskraft malt, und neben deren lichtesten Stellen er die grossen Schlagschatten der erhabnen Denkungsart seiner Heldin fallen läst; die Personen der zweyten Reihe hingegen in der Kerkerluft des Hofes athmen und wirthschaften, und in den Paradiesen der Natur nur als Störer der Freude und des Friedens erscheinen. Zwischen inne und auf dem Mittelgrunde des Gemäldes steht der Held des Romans, dem eine gewisse satyrische Laune bisweilen den äussern Anstrich der Hofleute giebt, und den eine gränzenlose Gutmüthigkeit und sein nach allgemeiner Liebe sehnendes Herz oft zu Menschen niedrer Art herabzieht, indem er sie zu sich hinaufzuziehn hofft; der durch sein Inneres aber an alle die hohen Menschen gekettet ist, die hier als seine Lehrer, Geliebten und Freunde auftreten. Die Beschreibungen der Natur — unter denen sich eine Menge von Prunkstücken befinden, die aus dem Pinsel eines Claude Lorraine nicht wärmer und wahrer hätten hervorgehen können – machen, wenn unsre Ansicht des Ganzen nicht unrichtig ist, einen wesentlichen Theil der Darstellung aus, indem der Vf. immer das Unsichtbare und Ueberirdische an das Sichtbare knüpft, und mit einem ächt poetischen Fluge von der Erde zum Himmel emporsteigt. Dabey können wir indess doch nicht verbergen, dass uns diese Beschreibungen allzu gesucht, und überhaupt die Veranlassungen zu hohen Gefühlen und Rührungen allzu geflissentlich aufgesucht scheinen. Es wird doch fast gar zu viel in diesem Buche geweint, und ob wir schon die Thränen, welche das Gefühl des Erhabnen hervorlockt, von denen zu unterscheiden wissen, mit denen ehemals unsre empfindsamen Romanenschreiber ihre Werke wässerten, so dünkt es uns doch, als ob hierinn und in dem, was damit zusammenhängt, selbst die reiche Phantasie des Vf. eine gewisse ermüdende Einförmigkeit nicht ganz habe vermeiden können. Ueberhaupt aber hat sich uns bey diesem Buche oft das Bild eines Waldstückes aufgedrängt, in welchem nur das üppige Buschwerk, das die schönsten Baumgruppen und Aussichten versteckt, vorsichtig ausgehauen zu werden braucht, um sich in einen romantischen Garten zu verwandeln. Dieses gilt von der Geschichte, den Schilderungen, der ganzen Art des Ausdruckes und selbst von einzelnen Worten. (Besonders von so grotesken Zusammensetzungen, wie *Monds-Epictetslampe*, *Edencompetenzstück*, *Nationalconvent der Menschheit* u. dgl.) Diese Ueppigkeit in dem Nebenwerke mag wohl auch vorzüglich Schuld seyn, dass so viele der handelnden Personen wie die Schatten einer Zauberlaterne vorüberziehn, und nur eine Seite ihres Körpers zeigen; dass die Umrisse oft schwanken, und dass sich über das Ganze ein gewisses Helldunkel ergiesst, das zwar der *lyrischen* Wirkung des Ganzen sehr günstig, aber der Anschaulichkeit, die man in einem pragmatischen Werke erwarten und fodern darf, nachtheilig ist. Dabey scheint es nun auch noch überdies, dass so mancher Auswuchs nicht durch das üppige Treiben des Humor's hervorgestossen, sondern absichtlich, als *Beweis* desselben, angeküttet worden, oder dass der Vf. zum wenigsten einem gewissen Hange zur Sonderbarkeit, deren es zur Empfehlung seiner Arbeiten gar nicht bedarf, nicht genug widerstanden habe. So wüssten wir z. B. nicht, wie die äussere Form der Geschichte gegen diesen Vorwurf absichtlicher Sonderbarkeit zu retten wäre, da die Geschichte fast nichts von ihrem Interesse verlöre, wenn sich der Autor nicht eingemischt, und also auch keine *Hundsposttage*, sondern *Capitel*, keine Schalttäge, keine Extrablätter, und was noch mehr aus jener Form und lediglich aus derselben geflossen ist, geschrieben hätte. In derselben Verlegenheit würden wir uns bey vielen einzelnen Stellen befinden, in denen der Ausdruck so seltsam, so räthselhaft und überladen ist, dass man ein Mistrauen in den Geschmack des Vf. setzen und fürchten könnte, er werde sich auf diesem Wege in einen Styl hineinarbeiten, der seine ästhetische Wirkung eben dadurch vernichtet, dass er sie allzu vollständig erzwingen will. Wir wollen dieses Urtheil nur mit einigen wenigen Stellen belegen. II. S. 136. „Manche Leute würden lieber ohne Häuser, als ohne Bauen leben; Victor lieber ohne dephlogistisirte Luft als ohne Luftschlösser; er *musste immer das Lotterielos und die Actie eines Flaus in der Zukunft stehen haben, und eine Frau war meistens die Mascopeischwester in diesem Grossavanturhandel.*" III. S. 87. „Victors Gesicht hatte am wenigsten unter allen vom juristischen Malgold und von theologischer Packpapier- und Currentgemeinheit: seine Nase lief die Schärfe und den Stirn-Einschnitt abgezogen, griechisch gerade nieder; die spitzigen Mundwinkel betrugen (wenn er aber nicht lachte) vielleicht über [illegible], formirten mit einer solchen Nasenschneide das Ordenskreuz, das satyrische Leute tragen; seine weite Stirne wölbte sich zu einem hellen und geräumigen Chor einer geistigen Rotunda, worinn eine sokratisch-gleich beleuchtete Seele wohnt, aber weder diese Helle noch jene Stirne gatten sich mit angeborner wilder Festigkeit.

ob

obwohl mit erworbener; seine Phantasie, dieser grosse Gewinn, hatte, wie mehrmals, gar keine Lotteriedevise auf seinem Gesichte; seine Achataugen aus Neapel verkündigten und suchten ein liebendes Herz; sein blondes Mousselin-Gesicht contrastirte, wie Hof und Krieg, gegen Flamins braunes elastisches den zwey Gluthwangen als Grund dienendes Angesicht." — Anstatt aber die Sammlung *solcher* Stellen fortzusetzen, durch die wir leicht einem Buche bösen Leumund machen könnten, dem wir gerade den besten machen möchten, wollen wir einige charakteristische Stellen ausheben, die wir nicht erst wählten, weil die Competenten allzu zahlreich waren. I. 97. „Ein Jahrmarkt mit seinen hinab- und hinauflaufenden Menschenbächen, mit dem Vor- und Zurückspringen der Gestalten, wie an einer Bilderuhr, mit der fortsummenden Luft, in der Violinengeschrey und Menschengezänk und Viehgeblöck zu einem einzigen betäubenden Brausen zusammenfliessen, und mit den Buden-Ameublements, die ein musivisches Bild des kleinen, aus Bedürfnissen zusammengeflickten Lebens reichen — — ein Jahrmarkt, machte durch alle diese Erinnerungen an die grosse, frostige Neujahrmesse des Lebens Victors edeln Busen schwer und voll, versank süss-betäubt in das Getöse, und die Menschenreihen um ihn schlossen seine Seele in ihre stillern Phantasien ein. Das war die Ursache, warum ihm Göthe's Hogarthisches Schwanzstück eines Jahrmarkts (so wie Shakespear) immer melancholisch zurückliess; so wie er überhaupt gerade im Niedrig-komischen das hohe Ernsthafte am liebsten fand — Weiber sind nur zum umgekehrten Funde fähig — und ein komisches Buch, ohne jeden edlern Zug und Wink (z. B. Blumauers Aeneis) konnt' er so wenig, wie La Mettries ekelhaft-lachendes Gesicht ertragen, oder die Gesichter auf dem Titelkupfer des Vademecums." S. 166. „Ach was müssen wir nicht alles schon verloren haben, wenn uns die Gemälde seliger Tage nichts abgewinnen als Seufzer? O Ruhe, Ruhe, du Abend der Seele, du stiller Hesperus des müden Herzens, der allezeit neben der Sonne der Tugend bleibt — wenn unser Inneres schon vor deinem sanften Namen in Thränen zerrinnt: ach! ist das nicht ein Zeichen, dass wir dich suchen, aber nicht haben?" S. 214. „Der Venusstern und ein Wald blühen am schönsten am Morgen und Abend: auf beide treffen dann die meisten Stralen der Sonne. Daher war unserm Victor im Walde, als ging er durch die Pforte eines neuen Lebens, die er an diesem feurigen Morgen mit der Sonne, die neben ihm von Zweigen zu Zweigen flog, durch das brausende Gehölz, hinweg unter vollstimmigen Aesten, die so viele bewegte Spiel-Walzen waren, über das im grünen Sonnenfeuer stehende Moos und unter dem ins himmlische Blau getauchte Tannengrün hindurch wankte. *Und an diesem Morgen erneuerte sich in seinem Herzen die schmerzhafte Aehnlichkeit von vier Dingen — von dem Leben, einem Tage, einem Jahre, einer Reise, die einander gleichen im frischen Jubelanfang — im schwülen Mittelstück — im müden, satten Ende.*" S. 349. „Ach wenn es bitter ist, neben dem Bette zu stehen, in dem ein geliebtes, erlöschendes Angesicht mit den Farben des Todes liegt: so ist es noch viel bittrer, mitten in den Scenen der Gesundheit hinter der aufgerichteten, theuern Gestalt den arbeitenden Tod zu hören, und so oft zu denken, als die Gestalt fröhlich ist: „ach sey noch fröhlicher, in Kurzem hat er dich umgenagt, und du bist vergangen mit deinen Freuden und mit meinen!" *Ach es giebt ja keinen Freund und keine Freundin, bey denen wir das nicht denken müssten!* — III. S. 287. Wer von uns hat nicht in irgend einer zauberisch beleuchteten Stelle seiner Phantasie und seiner Hoffnung ein eben so grosses Nachtstück einer künftigen Frühlingsnacht aufgestellt, wo er mit *allen Freunden* auf einmal glücklich ist — wo wie in dieser die Nacht nur als ein Schleyer durchsichtig über den Tag geworfen ist, wo der rothe Gürtel, den die Sonne beym Einsteigen ins Meer abgelegt, bis an den Morgen auf dem Rande der Erde schimmernd liegen bleibt — wo die langen Seelentöne der Nachtigall laut durch das aus einander rinnende Adagio ziehen, und sich aus dem Echo erheben — wo wir lauter befreundeten Seelen begegnen, und sie trunken anblicken und durch das Lächeln fragen: o du bist doch auch so glücklich als ich? und wo das fremde Lächeln es bejaht — eine Nacht, o Gott, wo du unser Herz voll und doch ruhig gemacht, wo wir weder zweifeln, noch zürnen noch fürchten, wo alle deine Kinder an deiner Brust in deinen Armen ruhn, und die Hände ihrer Geschwister halten, und nur mit halbgeschlossnen Augen schlummern, um sich aufzulächeln." — An diese Gemälde, die gleichsam ein verjüngtes Bild des edlern Theiles dieser Biographie sind, wollen wir noch einige Reflexionen anreihen, mit denen der Vf. seine Leser oft auf das glücklichste überrascht, und in denen sich eben sowohl ein durchdringender Blick als eine feine und feste Hand offenbart. II. S. 172. ist von grossen Leiden der Seele und den Mitteln des Trostes die Rede. „Denke nach," heisst es unter andern, „der Wiederhall des zweyten Lebens, die Stimme unserer bescheidnen, schönern, frömmern Seele wird nur in einem vom Kummer verdunkelten Busen laut, wie die Nachtigallen schlagen, wenn man ihnen Käfich überhüllt." III. S. 76. „O die Tugend selber giebt keinen Trost, wenn du einen Freund verloren hast, und das männliche Herz, das die Freundschaft durchstochen hat, blutet tödtlich fort, und aller Wundbalsam der Liebe stillet es nicht." S. 146. „Die Phantasie kann nur Vergangenheit und Zukunft unter ihr Copierpapier legen, und jede Gegenwart schränkt ihre Schöpfung ein — so wie das von Rosen destillirte Wasser, nach den alten Naturforschern, gerade zur Zeit der Rosenblüte seine Kraft einbüsset." S. 243. „Auf der andern Seite fühlte er jetzt, wie unrein unser für Tugend ausgegebner Widerstand gegen Schlimme sey, und wie sauer es selber einer edeln Seele werde, Feinde zu bekämpfen, ohne sie anzufeinden — denn dieses ist noch schwerer, als sie zu beglücken und zu beschützen, ohne sie zu lieben" u. s. w.

Frankfurt a. M., auf Kosten des Vf. u. in Comm. b. Eichenberg: *Neue Gedichte* von *Johann Jakob Ihlee* Possamentirer (Posamentirer). Auch als zweytes Bändchen. 1791. 232 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. liefert in der Vorrede einen Auszug aus seiner Lebensgeschichte. Man gewinnt ihn hiedurch lieb, denn er zeigt sich als einen redlichen, gutmüthigen und wahrhaft aufgeklärten Mann. Diese Gesinnungen herrschen auch in seinen Gedichten. *Es sind Blüthen eines Baums*, sagt er selbst, *dessen Stamm aus Genügsamkeit, Vertrauen auf* (die) *Vorsehung und ruhigem Genusse des Lebens zusammengesetzt ist.* Von dieser Seite also verdienen die gegenwärtigen Gedichte alle Empfehlung. Von der poetischen Seite betrachtet, haben sie nur einen verhältnissmäfsigen Werth. Da aber der Vf. ohnehin *Abschied von seinen Lesern nimmt*, so wollen wir ihm denselben durch keine Kritik verbittern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen* für 1792. 2te Aufl. 1795. 232 S. 12.

Breslau, b. Gehr u. C.: *Neues Räthsel- und Charaden-Buch für junge Personen beiderley Geschlechts zur Aufklärung und Schärfung des Verstandes.* 4te Aufl. 120 S. 8. (8 gr.)

Leipzig, b. Baumgärtner: *Abbildung und Beschreibung des Telegraphen, oder der neuerfundenen Fernschreibemaschine in Paris und ihres innern Mechanismus von einem Augenzeugen*, 2te Aufl. 1795. 16 S. 8. m. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Leipzig*, b. Kummer: *Ein Versuch, das Nachdenken über die Lehre von der göttlichen Vorsehung durch Fragen und Aufgaben zu wecken und zu leiten.* Von *J. G. S. Fischer*, Pastor zu Burgscheidungen und Dorndorf. 1795. 115 u. X S. 8. — Der Vf. versichert in der Vorrede, er habe über die Lehre von der göttlichen Vorsehung zwar viel gedacht, und manche Stunde über seine Unwissenheit und Ungewissheit vertrauert, aber doch nur wenig gelesen, weil ihm wenig Schriften dieser Art bekannt geworden, und es nicht in seiner Gewalt stehe, alles aufzusuchen und sich zu verschaffen. Dass er selbst nachgedacht hat, ist löblich; er würde aber doch wohl gethan haben, wenn er etwas mehr über diese Materie gelesen hätte. Schon *Jerusalems Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion* (Betr. IV. V.), welche überall zu haben sind, würden ihm Veranlassung gegeben haben, seine Ideen in vielen Stücken zu berichtigen, wenn er sie mit Aufmerksamkeit und unparteyischer Wahrheitsliebe gelesen hätte. — Die mehresten Fragen, die der Vf. aufwirft, und zum Theil auch zu beantworten sucht, betreffen die Lehre von *positiven göttlichen Strafen*, die er eifrig vertheidigt, und zuletzt auch aus dem A. T., (Jerem. 24. 25 ff.) bestätigen will, immer mit Anwendungen und Winken auf die gegenwärtigen Zeitumstände. Was gegen seine Theorie erinnert werden kann, und schon oft genug erinnert worden ist, kann in einer Recension nicht wiederholt werden. Nur eine einzige Stelle will Rec. anführen, woraus die Denkungsart des Vf. erkannt werden kann. Er wundert sich (S. 35.), dass man auch sogar den Krieg nicht mehr für eine Strafe Gottes erkennen will; und ob er gleich zugiebt, dass sich im Allgemeinen schwerlich entscheiden lasse, für wen derselbe eigentlich Strafe sey, so meynt er doch, wenn man genauere Kenntniss von den Ländern und Menschen habe, welche diese Plage fühlen, so möchte es oft ohne Lieblosigkeit gesagt werden können, dass sie es verdient haben. „Ich habe (fährt er fort,) nur kürzlich eine mir nicht unwahrscheinliche Beschreibung jener Länder (am Rhein), des Inhalts gelesen: Die schöne und reiche Natur gleicht dem Paradiese, die Menschen nach ihrem moralischen und bürgerlichen Zustande erregen Mitleiden und Bedauern. Dies wurde besonders von der Pfalz gesagt, und gerade die hat bisher am meisten gelitten. Frankfurt hat weniger gelitten als Maynz. Und warum? blos deswegen, weil Cüstine keine stärkere Besatzung hineinlegte?? — Hatte er nicht wenigstens Zeit und Macht genug, die Stadt aufs härteste mitzunehmen, wenn er sie auch nicht behaupten konnte? Um dies alles zu entkräften, fragt man: Sind denn die leidenden Menschen jener Gegenden vor allen andern Sünder? Bewahre, aber es kann und wird an sie die Reihe auch kommen, wenn sie sich nicht bessern. Die Strafe des einen soll ja Warnung für viele andre seyn. Wenn man in jedem Kriege eine Specialkarte und Geographie der Sitten, der Sünden und Laster hätte, dann würde die göttliche Vorsehung in der Leitung der Kriegsgrauel sich deutlich offenbaren." Genug zur Probe! Indessen meynt es der Vf. gut, und in der Absicht, das Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand noch mehr zu wecken und zu leiten, thut er den Vorschlag zu einer periodischen Schrift, wozu er auch vorläufig einen Plan verlegt. Es sollen nämlich alle und jede Beyträge darinn aufgenommen werden, wenn sie nur von einiger Wichtigkeit sind, diese Untersuchungen aufzuhellen. Die Rubriken könnten seyn: philosophische, exegetische, dogmatische, historische Untersuchungen aus der ältern und neuern Geschichte; Zweifel, Einwürfe und Beantwortungen derselben; praktische Aufsätze, prosaische und poetische; Lebensbeschreibungen, die für diese Lehre interessant sind, mit Hinweglassung aller Umstände, die darauf keinen Bezug haben. — Der Plan wäre nicht übel, wenn er gut ausgeführt würde. Nur müsste der Unternehmer auch solche Abhandlungen aufnehmen, die mit seiner Theorie nicht harmonieren, und das *audiatur et altera pars*, dürfte nie vergessen werden. Hiezu scheint aber der Vf. nicht geneigt zu seyn; denn die Modetheologie und Philosophie (S. 45.) ist ihm ein Gräuel, und er ist überzeugt, dass man noch weiter — bis zur gänzlichen Gottesverläugnung fortrasen wird, und hat man nur erst die Bibel um ihren Credit gebracht, dann wird man auch in Deutschland morden, rauben, sengen und brennen, wie in Frankreich. — Gott bewahre!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. November 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

London, b. Murray u. Edinburg, b. Mudie: *Physiological researches into the most important parts of the animal oeconomy* by *Benjamin Humpage*. 1795. 282 S. gr. 8.

Untersuchungen über wichtige Gegenstände, der leider, zum Nachtheile der Arzneykunde, noch in manchen Punkten zu unbestimmten Lehre von den Verrichtungen des menschlichen Körpers, sind gewiss jedem, der für die Wissenschaft irgend Interesse hat, äusserst willkommen. Aus diesem Grunde nahm Rec. diese Schrift des Hn. *H.* mit Begierde zur Hand; sah aber leider seine billigsten Erwartungen getäuscht. Ein von nichtigen oder gar keinen Gründen unterstütztes Raisonnement, geradezu abgeläugnete, längst bekannte und keinem Zweifel mehr unterworfne Thatsachen, neuaufgebaute grundlose Hypothesen u. s. w. giebt der Vf. für Untersuchungen aus. Dennoch nimmt er gleich in der Einleitung die Mine eines nur für das Beste der Wissenschaft bemüheten, unparteyischen Forschers an, der sich nicht durch Autoritäten will verleiten lassen. Thatsachen nennt er zwar *stubborn things;* desto mehr aber wundert es den Rec. dass Hr. *H.* in dem Verlaufe seines Werkes sich fast nie derselben gegen die Meynungen, welche er bestreiten will, bedient. Im Gegentheil sind diese Meynungen meistens auf Thatsachen, wiederholte Erfahrungen und Versuche gestützt, welche Hr. *H.* nur durch Geschwätz und seine eigne Autorität zu Schanden machen will. Dieses Urtheil des Rec. mag nun durch folgende ausgehobene Behauptungen des Vf. gerechtfertiget werden. Einleitung. Nach der Aufstellung der allgemein angenommenen Idee, dass die lymphatischen Gefässe ein System ausmachen, welches an allen Theilen des Körpers von Flächen und Höhlen entstehe und in den Brustgang sich endige, erwähnt der Vf. des Streites zwischen Dr. Hunter und Monro wegen der Ehre der Erfindung dieses Systems, wozu eine Menge Briefe von Dr. Hunters Schülern abgedruckt sind, welche dieser als Beweise der frühern Erfindung gebraucht habe. Aus diesen Briefen will der Vf. den Dr. Hunter vieler Ungereimtheiten zeihen, um seine Idee: die lymphatischen Gefäse endigen sich nicht in den Brustgang, desto annehmlicher zu machen! Es sey thöricht zu glauben, dass Einspritzungen, welche von Arterien in lymphatische Gefäse übergehen, je durch Zerreissung der Arterie dahin gelangen können! (Dies, ist ja durch hinlängliche Thatsachen erwiesen: Sömmering erhielt auf diese Art zufällig ein sehr schönes Präparat der Saugadern des Schienbeins.) Dr. Hunter irre sich sehr in der Behauptung, dass die Eingeweidevenen keine Klappen haben!! Der Vf. sagt: „die Venen sind reichlich mit Klappen versehen, welches bey der Untersuchung der Milz-Pankreas-Nieren-Venen etc. deutlich wird." Sollte man wohl dem Vf. das aufs Wort glauben? — „Wenn der Brustgang der Stamm des absorbirenden Systems ist, warum spritzen wir denn nicht ein, um dadurch das lymphatische System auf einmal zu füllen, wie wir die Blutgefässe von den Stämmen her anfüllen?" Füllen wir denn Venen immer von den Stämmen her? — Würden die vielen Klappen der Saugadern nicht zu sehr widerstehn? — „Es könne vielleicht eingewendet werden, dass die Saugaderdrüsen diese völlige Einspritzung durch den Brustgang verhindern werden, aber da eine so dicke Flüssigkeit als Lymphe immer durch so viele Drüsen gienge!" — Ist denn lebender und todter Zustand des Körpers einerley? — Vielen Stellen aus Hunter und Cruikshanks Werken widerspricht der Vf. ohne weitere Gründe bloss mit Machtsprüchen. Das Saugadersystem endige sich nicht in den Brustgang, weil 1) alle Drüsen aus zusammengehäuften Arterien bestehen, welche irgend eine Feuchtigkeit aus dem Blute abschieden, als die Leber Galle, die Nieren Urin, u. s. w. Alle diese Drüsen haben nun ausführende Gänge, um die abgeschiednen Feuchtigkeiten vom Blute zu den verschiedenen Theilen des Körpers zu führen. Warum sollten wir nun die grosse Ordnung der Natur umkehren und behaupten, dass die lymphatischen und Milchgefäse durch so viele Glandeln gehen, um sich am Ende in den Brustgang zu ergiessen!" Bedenkt oder weiss Hr. *H.* denn gar nicht, dass zwischen *glandula conglomerata* und *conglobata* ein grosser Unterschied ist? Diese Verwechselung würde man ja kaum einem Anfänger verzeihen, viel weniger einem Reformator der wichtigsten Lehren der Physiologie! — 2) Aufgesogene Gifte machen oft Entzündung und Eiterung der Drüsen; wenn aber von den Drüsen die Lymphe zum Brustgange gebracht werde, warum entzünde sich dieser nicht? — Ist denn Drüse und Brustgang einerley? Wird denn irgend ein Gift in dem weiten Brustgange dieselben Wirkungen hervorbringen, als in den feinen verwickelten Gefässen der Saugaderdrüsen? — Es schwellen oft Drüsen oberhalb des Brustganges, als am Halse und Kopfe, von aufgesogenem Gifte aus Wunden von den untern Extremitäten. Dies kann doch unmöglich als ein Beweis gelten, dass die Lymphe von der Wunde nicht zum Brustgange komme? Das Gift kann ja erst dem Blute beygemischt und dann wieder an die Drüsen des Kopfes abgesetzt seyn. 3) Der Brustgang sey zu klein, um der Stamm des Saugadersystems zu seyn, manche Saug-

aderäfte der Extremitäten feyen gröfser als der Bruftgang. Auch dies ift gar kein hinlänglicher Grund für des Vf. Meynung. Die in den verfchiedenen Saugaderäften enthaltene Lymphe kommt ja nur fehr langfam, nach und nach zum Bruftgange, und fo kann eine grofse Menge derfelben fehr bequem durch denfelben in die linke Schlüffelbeinvene übergehen. Ferner behauptet er mit nicht minder fchwachen Gründen, die Milchgefäfse im Unterleibe haben keine Drüfen, fondern diefe gehen unmittelbar in den Bruftgang über. Es fey daher leicht einzufehen, dafs fie von den Saugadern weit verfchieden feyen. Wenn Saugaderdrüfen krankhaft feyen, fo leiden auch die Aefte der Saugadern, oder werden fehr ausgedehnt oder gar zerftört; nie aber fey eine folche Ausdehnung der Milchgefäfse von krankhaften oder verftopften Gekrösdrüfen beobachtet! 1ftes Capitel: Von den Saugaderdrüfen und ihrem Nutzen. Der Vf. bemüht fich uns zu überreden, dafs Saugadern einzig und allein aus Arterien entftehen, und Lymphe aus dem Blute zu den Extremitäten führen. Auch hier wieder die gröbften Verwechfelungen der abfondernden und der lymphatifchen Drüfen. Hr. Cruikfhank fagt: „Fifche und Schildkröten haben keine lymphatifche Drüfen." Das will der Vf. gar nicht zugeben, fondern fagt dagegen: „wenn dies der Fall zu feyn fcheint, fo haben fie drüfigte Häute, welche ganz aus kleinen Drüfen zufammengefetzt find, als am Gaumen, der Speiferöhre, den Eingeweiden! Sind diefe Drüfen bey den Thieren nicht gewifs abfondernde, Schleimfäckchen u. f. w.?" — S. 72: „Das menfchliche Gehirn ift aus einer Menge kleiner Drüfen zufammengefetzt, welche untereinander verbunden find; im Gegentheil find bey manchen Vögeln und Fifchen die Drüfen, welche deren Gehirn bilden, genau unterfchieden und von einander getrennt!": wie foll dies wohl erwiefen werden, das Gehirn aus Drüfen beftehend! „Eine lymphatifche Drüfe befteht aus zufammengewickelten Arterien, dies beweifen Queckfilber- und andre Injectionsmaffen, welche von den Blutgefäfsen in die Drüfen übergehn!" In der That ein überzeugender Beweis! weifs denn Hr. H. nicht, dafs der fleifsige und aufmerkfame Mascagni diefen Uebergang auf drey verfchiedene Arten erklärt, nämlich 1) durch Zerreiffung der Arterie, wobey die Injectionsmaffe in das Zellgewebe austritt, und hier von den Saugadern aufgenommen wird. (Dem Rec. fcheint es nicht ganz unwahrfcheinlich, dafs Saugadern, auch felbft nach dem Tode, Flüffigkeiten, die mit ihren Mündungen in genaue Berührung kommen, *leichter* als andre Gefäfse aufnehmen.) 2) Durch Saugadern, die von der innern Fläche der Gefäfse fo wie von andern Hölen entfpringen. 3) Durch Durchfchwitzung durch unorganifche Poren; aber freylich läugnet diefe letztere Hr. H. in der Folge felbft bey todten Körpern. Die Zerreiffung der Arterien glaubt er nicht annehmen zu dürfen, weil der Uebergang von den Arterien in die Saugadern fich durch weit natürlichere Wege annehmen laffe, nämlich feiner angenommenen Meynung nach, dafs die Saugadern allenthalben aus den Arterien felbft entfpringen und deren Fortfetzungen find. Hiebey bedenkt Hr. H. alle die Erfahrungen nicht, welche zeigen, dafs eine unterbundene Saugader zwifchen dem Bande und der Extremität, an welcher fie liegt, auffchwelle, da fie doch zwifchen dem Bande und dem Herzen fchwellen müfste, wenn des Vf. Meynung richtig wäre. Ferner nicht, dafs die Valveln diefem Laufe der Lymphe gerade dagegen feyen, dafs man Lymphe oder Injection durch Streichen der Saugader an der Oberfläche der Haut, oder in andern Fällen an der innern Fläche der Hölen herauspreffen könne, dafs die Saugadern oft mit Eiter gefüllt werden, wenn Abfceffe in den Hölen des Körpers befindlich find. Einer Menge andrer triftiger Gründe zu gefchweigen.

In Diarrhöen gelange das Blut durch die Gekrösdrüfen in die Gedärme! bedenkt denn der Vf. nicht, dafs taufend Schlagaderäftchen fich mit ihren feinen Mündungen an der innern Oberfläche der Eingeweide öffnen, welche in einem fehr gereiztem Zuftande leicht Blut durchlaffen können?

Ein Hauptgrund für den Satz, dafs die lymphatifchen Gefäfse Fortfetzungen der Blutgefäfse find (wenn auch, fagt der Vf., kein andrer da wäre.) ift: dafs, wenn ein Thier nach dem Freffen unmittelbar getödtet und dann fogleich eine Ligatur um die lymphatifchen Gefäfse gelegt wird, die von einer *lymphatifchen Drüfe* kommen, z. B. von der *Milz!* (was foll das Publicum hiervon denken? bey dem Hauptgrunde für feine Meynung verwechfelt der Vf. die *Milz* mit einer *lymphatifchen Drüfe*, er mufs alfo mehr Auffchlüffe über die Natur und das Gefchäft der Milz haben, als alle andere Phyfiologen!) Wenn diefe Ligatur angelegt ift, fo fchwellen diefe lymphatifchen Gefäfse von Lymphe an, welche durch die Drüfe von den Blutgefäfsen herkommt. Dies ift der Hauptbeweis für den mit grofsen römifchen Buchftaben eingefchärften, fonft aber nicht bewiefenen, Satz: Der Nutzen der Lymphdrüfen ift die Abfonderung der Lymphe aus dem Blute!

Das 2te Cap. Einführung und Erklärung des neuen lymphatifchen Syftems, fängt fo an: „Die Anatomen haben gewöhnlich den Urfprung des lymphatifchen Syftems in den verfchiedenen Hölen und Oberflächen des Körpers gefucht: aber ich werde den meinigen von dem Herzen als deffen eigentlichen Urfprunge annehmen. Die Arterien theilen fich in immer kleinere Zweige, deren Häute nach Verhältnifs dünner werden, von den Aeften entftehen verfchiedne anaftomofirende Zweige, diefe machen Verwicklungen unter einander und dies find die lymphatifchen Drüfen! Daher entfteht die Unmöglichkeit, die Arterien bis zu ihren Endungen zu verfolgen, weil fie, nachdem fie Zufammenwicklungen oder Drüfen gebildet haben, kein rothes Blut führen, welches im gefunden Zuftande des Körpers nicht durch Drüfen gehen kann. Hier verwechfelt Hr. H. offenbar die feinen Aefte der Arterien, welche nur Blutwaffer führen (*art. ferriferas*) mit lymphatifchen Gefäfsen oder Saugadern, und glaubt folglich von den kleinen Arterien, welche zu den Saugaderdrüfen gehen, um diefe zu ernähren, dafs diefelben zu lymphatifchen Gefäfsen werden. „Wenn die Drüfen auf diefe Art durch die Arterie gebildet find,

so vertheilt sich dieselbe in Anastomosen und dasselbe Gefäss wird sogleich ein System von lymphatischen Gefässen, welche so klein sind, dass das nackte Auge sie nicht unterscheiden kann, in diesem Zustande vereinigen sie sich und bilden die verschiedenen Theile des Körpers, als z. B. die Knochenhaut, das Bauchfell, das Brustfell u. s. w.“ Diese letzte Idee scheint von Mascagni geborgt zu seyn, welchem der Vf. sonst widerspricht, aber gerade in seiner fehlerhaften Meynung beypflichtet. Daher, sagt der Vf., entsteht bey Entzündungen dieser Häute, wodurch die lymphatischen Gefässe sehr verändert werden, ein Extravasat aus denselben. Die besseren und richtigern Erklärungen dieser Symptome sind zu bekannt, als dass Rec. sie anzuführen nöthig hätte. S. 110 zählt der Vf. Lymph- Blutwasser-, Urin-, Milch- Kügelchen des Blutes auf, und findet darinn die grosse Wichtigkeit der lymphatischen Drüsen: welche als Organe dienen, die Lymphkügelchen aus dem Blute abzusondern. Der Vf. vergleicht nun gar noch dieses sein feingesponnenes Lymphensystem mit der Rinde und den Blättern der Pflanzen, Früchte u. s. w. — Auch in das Gebiet der Pathologie wagt sich der Vf. mit seiner widersinnigen Hypothese. Auszehrungen, sagt er, sind eine Folge von krankhaften lymphatischen Drüsen; denn diese sind verstopft. Das Blut der an der Auszehrung Sterbenden sey allemal sehr licht!! Dies entstehe von der im Blute zurück gehaltenen Lymphe, die sich nicht durch die Drüsen ausleeren könne! Lustseuche, Skropheln, Winddorn u. s. w. entstehen in ihrem höchsten Grade (*advanced state*) von Verstopfung der lymphatischen Drüsen; es ist gar nicht möglich auf irgend eine Art diese weit gediehenen Uebel zu heben, wenn wir nicht die Macht besitzen, die organischen Theile wieder zu ersetzen, und doch können wir durch frühe gute Diät und wenige Arzneyen diese Uebel gänzlich heilen oder doch sehr lindern. Auf die Gefahr möchte Rec. sich des Vf. Diät nicht unterwerfen. Wenn bey Thieren während des Wachsthums beträchtliche Drüsen verletzt werden, so gelange daher nicht die gehörige Menge Lymphe zu einigen Theilen, und diese werden nun nicht so vollkommen ausgebildet als andre, daher kurze Glieder u. s. w. Gut genug ausgesonnen, wenn die Prämissen richtig wären. 3tes Cap. Von der Einsaugung. Der Vf. glaubt nicht, dass diese durch Venen geschehe; führt die gewöhnlichsten Gründe *für* diese Meynung an, und sagt nun: „die Versuche, welche man als Beweise für die Einsaugung durch Venen vorgebracht hat, sind an und für sich selbst richtig —“ aber diese Versuche berechtigen nur nicht zu einem solchen Schlusse (nämlich dass Venen einsaugen); sie zeigen nur, dass es einen geraden natürlichen Weg von den Blutgefässen zu den lymphatischen gebe, und aus eben diesen Versuchen will ich zeigen, dass die *lymphatischen* Gefässe einsaugen: — Aus dem bisher gesagten erhelle dann, dass das lymphatische System aus Gefässen bestehe, welche Lymphe aus den Blutgefässen in allen Theilen des Körpers, durch die Drüsen führen, um den beständigen Verlust zu ersetzen; aber das ist nur ein Theil ihrer Wirkung; denn wenn dies System das Geschäft, Lymphe wegzuführen, vollendet hat, und die verloren gegangenen Theile ersetzt sind, so werden die Gefässe nun blosse leere Kanäle, und in diesem Zustande ein System von aufsaugenden Gefässen.“ — Kann man sich etwas abgeschmackteres denken? — dasselbe Gefäss soll ein hinführendes und zurückführendes seyn!! — wie oft glaubt denn nun Hr. H., dass die Ausleerung des Systems erfolge? und wie wird denn die Bewegung der Flüssigkeiten nach ganz entgegengesetzten Seiten in einem und demselben Gefässe befördert? — Nun wieder praktische Folgerungen: „dieses System setzt uns in den Stand, durch Anfüllung oder Ausleerung, die lymphatischen Gefässe zu füllen oder auszuleeren; (dies ist wörtlich übersetzt!) und giebt uns die Kraft, alle Ansteckung durch Berührung zu verhüten; auf der andern Seite haben wir es in unserer Macht, den Körper in einen Zustand zu setzen, worinn er fähig wird aufzusaugen was wir wünschen, oder, was wir für nöthig halten, von der Haut oder irgend einer andern Oberfläche des Körpers in die Circulation zu bringen.“ Sollte man glauben, dass ein Mann der über das denkt was er sagt so etwas behaupten könne? — Als Belege dieses Satzes führt der Vf. Beyspiele von mehreren Leuten an, die unter gleichen Umständen von verschiedenen Krankheitsstoffen angesteckt und nicht angesteckt wurden. Auf jeder Seite dieses Buches könnte Rec. noch solche Ungereimtheiten anzeigen, wenn es sich der Zeit und Mühe verlohnte. Also nur noch die Quintessenz eines jeden Capitels. 4tes Cap. Vom Nutzen der Valveln. Zur Unterstützung der allgemein angenommenen Idee, dass die Valveln das Zurücktreten der Flüssigkeiten in den Gefässen verhüten, sey nicht ein einziger Grund nicht *eine* Erfahrung vorgebracht! Die Valveln haben gerade den entgegengesetzten Nutzen, sie widerstehen dem Antriebe der Flüssigkeiten. Freylich thun sie dies, aber nur wenn dieselben rückwärts antreiben. 5tes Cap. Abscheidung der Lymphe aus dem Blute. Dies geschähe durch einen Druck. Ehe nämlich das Blut aus den Arterien in die Venen übergehen könne, werde es hier durch die Klappen in den Venen aufgehalten; das Blut sey also hier eigentlich in der Klemme, von der einen Seite treibe es die Kraft des Herzens, auf der andern widerstehen die Klappen der Vene; dadurch werde die Lymphe in die Drüsen und von da in die lymphatischen Gefässe getrieben. In der That eine sehr zureichende Erklärung! Nach dieser festgesetzten Meynung erklärt der Vf. sehr *befriedigend* die Widersprüche und Irrthümer vieler Physiologen, womit Rec. die Leser verschont. 6tes Cap. Eigenschaften und Nutzen der Lymphe. Ohne die gerinnbare Masse sey die Lymphe blosses Wasser, die geringere oder dickere Consistenz derselben im gesunden Zustande entstehe bloss von der Menge und Eigenschaft der thierischen und pflanzenartigen Säfte, welche ihr beygemischt werden und die Gallerte oder gerinnbare Masse bilden; da die Lymphe nun selbst im gesunden Zustande so vielen Veränderungen unterworfen sey, so müsse das im krankhaften Zustande noch weit mehr der Fall seyn. Eiter werde bloss aus Lymphe gebildet. Der Ausfluss von Geschwü-

 ren

ren bey verschiedenen Krankheiten sey blofs krankhaft veränderte Lymphe. 7tes Cap. Zusammenhang des Gehirns mit den Nerven und dem lymphatischen Syfteme. Das Gehirn sey blofs eine lymphatische Drüse! Die Nerven blofs lymphatische Gefäfse! Das Gehirn habe nicht mehr Empfindung (*fensation*) als jede andre Drüse!! Die Empfindung habe ihren Sitz blofs im kleinen Gehirn und dem Rückenmark und nur von diesem entstehen Nerven; das Gehirn und seine ausführenden Gänge feyen blofs damit verbunden, um Lymphe zu ihrer Ernährung herzugeben! 8tes Cap. Beschlufs. Alles Widersinnige noch einmal zusammengefafst.

Rec. räth keinem dienstfertigen Ueberfetzer, sich an die unnütze Arbeit einer Ueberfetzung dieses Werkes zu machen, und Hn. H. (wenn dieser je unsre Zeitschriften läse,) würde er rathen, die Bekanntmachung seiner Hirngespinnste zu versparen, bis eine richtige Kenntnifs von Anatomie und dessen, was bisher die Physiologen gelehrt haben, ihn in den Stand setzen wird, bessere *refsearches* zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Dresden: Difinganno degli errori prefi e publicati da un anonimo ful foglio d'intelligenza della gazetta generale di letteratura, che fi ftampa in Berlino, (!) e che ha corfo in molte altre città d' Alemagna. (?) del Dottor Innocenzo della Lena.* 1795. 40 S. 8. Was Hr. D. Lena auf dem Titel bescheiden *errori* nennt — denn die übrigen Neuigkeiten, welche der Titel enthält, sind literärische Unebenheiten, deren sich nur ein Deutscher — einer *della contrade del Nort* — schämen würde —, heifst in der Schrift selbst *menfogne*, was aber nicht so böse gemeynt scheint; denn er nennt *promifcue* alles, es sey bedeutend oder unbedeutend, bald *menfogna* bald *errore*, und zählt in dem Auffatze des Intelligenzblattes der A. L. Z. No. 128. 1794. dreyzehn *menfogne* und eben so viele *errori*, nimmt's aber auch damit nicht so genau; denn man könnte ihm aus seiner eignen Schrift beweisen, dafs er sich verrechnet habe, und dafs er, ein mit solcher Willkühr herrschendes Genie, es ins Unendliche hätte treiben können. Er hält es für die erste Lüge mit andern, die er noch darunter zusammenfafst, dafs man ihn einen venezianischen Doctor genannt habe, da er doch aus *Lucca* sey, er habe keine Theorie der Edelgesteine aufgestellt und noch weniger behauptet, solche Steine machen zu können. *Künftliche* Steine habe er gemacht und Marmorarten, die den physischen Kennzeichen zufolge, nämlich der Härte, schwere Farbe und des Glanzes die natürlichen weit übertroffen hätten. Nach Gesetzen der Induction (*per induzione* heifst hier eigentlich nach phantastischen Träumereyen) habe er nur die Möglichkeit beweisen wollen und von seinen künstlichen Steinen als von einem *factum* auf die Edelgesteine geschlossen, indem man in der Physik am sichersten gehe, wenn man aus Induction, Analogie und Aehnlichkeit schliefse. Wer möchte gegen Hn. *L.* hierüber streiten, der, indem er ferner es als eine *menfogna* oder *errore* erklärt, behauptet zu haben, dafs alle Edelsteine aus drey Stoffen, der Alaunerde, dem fixen und flüchtigen Phlogiston bestünden, sich dennoch mit der Entdeckung des fixen Phlogistons brüstet und davon vorgiebt, dafs es radicaliter aus den mineralischen Substanzen ausgezogen, das allerdurchdringendste durchsichtige und färbende Wesen sey, und wohl applicirt die Substanz eines Steins nicht ändern könne. Da nun viele Gründe es glaublich machen, fährt er fort, dafs der Bergkrystall das constitutive integrante Princip des Diamants und andrer Edelsteine seyn *möchte*, so ist's auch möglich, dafs man den Bergkrystall in Substanz färben und seinen Werth, seine Natur verändern kann, wenn man nur das fixe Phlogiston aus den Metallen oder Halbmetallen, als worinn es enthalten ist, vermittelst eines einfachen und homogenen Menstruums, ohne physische ätzende Agentien dabey zu brauchen, auszuziehen und damit den Bergkrystall zu impregniren verstehe. Da das fixe Phlogiston alle natürliche Farben auszuziehen im Stande ist, so kann man auch alle Steine mit allen Farben färben. Applicirt man z. B. das grüne fixe aus Kupfer gezogene Phlogiston dem Bergkrystall, so hat man einen Smaragd. Das, sagt Hr. *L.*, wird kein Chemiker und Physiker in der Welt widersprechend finden noch eine solche Theorie für unglaublich, wenn sie nicht ein anders zusammengesetztes Gehirn als andre Menschen (wie etwa Hr. *L.*) haben.

Dieses geheimnifsvolle Menstruum hatte Hr. *L.* — wer sollte es glauben — nicht mit sich, diesen Talismann, der ihn gegen jeden Unfall schützen konnte, diesen einzigen Beweis für Kluge und Narren konnte er in Berlin nicht führen, und zwar deswegen nicht, weil er Chemie, blofs um sich selbst zu instruiren und um nützlich in der Wissenschaft zu seyn, zu der er sich bekenne (praktische Arzneykunde nämlich) getrieben habe, und nicht um die *scioli, gl' increduli e pirronifti* zu belehren. Dieses Menstruum hat übrigens nicht nur diese Vollkommenheiten, sondern ist überdem ein wahrer Lebensbalsam, es reizt auf Wunden gebracht sie nicht, und man kann es durch den Mund als ein *remedium efficaciffimum* in vielen Krankheiten einnehmen. Wer alles dies nicht glauben will, den ladet er ein, zu ihm nach Italien zu reisen, um sich davon zu überzeugen. Gewifs das verlohnte sich schon die Reisekosten dran zu wenden! Wir könnten noch mehreres zur Vollständigkeit jener Nachricht im Intellig. Bl. anführen, wie z. B. dafs sein mysteriöses Menstruum alle wirksamen Kräfte aus Pflanzen, Hölzern u. s. w. ausziehe und dafs diese *tinture native* die herrlichsten Arzneymittel abgäben, dafs er mit einer solchen Melissentinctur den Koch des spanischen Gesandten in Wien von einer *Chemofis* zu seiner eignen Verwunderung in ganz kurzer Zeit befreyt habe u. s. w. Das müssen wir aber zur Ehre der in dieser Schrift geschändeten Männer noch anführen, dafs sie alle die Beynamen, die er ihnen anhängt, und die verächtlichen Seitenblicke auf die *chemici della Spree* und die Gelehrten *della contrade del Nort* sich dadurch, wie es ganz deutlich S. 32 u. 33 zu sehen ist, zugezogen haben, dafs sie ihn nicht einmal mit einer Visite beehrt haben, und wie es S. 27 in dem Briefe an die Akademie der Wissenschaften heifst, keine *Attention*, ja nicht einmal *curiofité* gezeigt haben, seine Weisheit zu hören und zu sehen. Doch genug von einem Menschen, der gar keine literärische Bedeutung hat und als Marktschreyer der Polizey zunächst zugehört!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. November 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Johann Friedrich Christoph Gräffens*, Doctors der Philosophie und Pastors an der St. Nicolaikirche in Göttingen, *vollständiges Lehrbuch der allgemeinen Katechetik*, nach Kantischen Grundsätzen, zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Erster Band. 1795. 512 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. G. hat sich durch sein *neuestes katechetisches Magazin*, unstreitig um die Beförderung des Studiums der Katechetik ein grosses Verdienst erworben. Er liefert nun auch ein *vollständiges Lehrbuch der Katechetik*, welches von dem *Magazin* dadurch unterschieden seyn soll, dass in jenem die Regeln der Katechetik mehr in einer wissenschaftlichen Form vorgetragen werden, als in diesem. Da Rec. das Magazin in dieser Zeitung (1795. Nr. 169.) schon beurtheilt, und das, was Hn. G. eigen ist, angezeigt hat: so schränkt er sich hier bloss darauf ein, den Unterschied dieses Lehrbuchs von dem Magazine mehr ins Licht zu setzen. In jenem hatte der Vf. im 2ten Bande sich weitläuftig mit Auseinandersetzung der Sokratik beschäftiget, deren hier aber nur zuweilen gelegentlich gedacht wird. Ausser der Sokratik hatte derselbe schon im 3ten Bande die kantischen Grundsätze bey den Regeln der Katechetik zum Grunde gelegt, besonders S. 337. die kantische Tafel der Kategorien auf die Bestimmtheit der Fragen angewendet, und in der 2ten Abtheilung des ersten Bandes, die am spätesten erschien, aus der vorausgesetzten Theorie von Raum und Zeit die Regeln von Erklärung der Begriffe hergeleitet. In soferne war die Katechetik schon wissenschaftlich behandelt. Dies ist aber hier weit ausführlicher geschehen und das Ganze mehr in eine systematische Ordnung gebracht. In der Einleitung wird von der Nothwendigkeit des Studiums der Katechetik, der Definition und dem Nutzen derselben, den Erfodernissen zu einem guten Katecheten und den Hülfsmitteln dazu gehandelt, wovon das Mehrste im Magazine nicht befindlich ist. Weitläuftig werden die verschiedenen Definitionen einer *Katechisation* geprüft und als die richtigste angenommen, dass sie eine *Unterweisung der Anfänger und Ungeübten sey, welche vermittelst der Fragen und Antworten eine überzeugende und heilsame Erkenntniss der Religionswahrheiten in die Seele leitet.* Dabey fehlt aber ein wesentliches Merkmal der Katechisationen, dass durch die Fragen der Katechumen in den Stand gesetzt werden soll, Begriffe und Wahrheiten selbst zu finden; denn die Fragen und Antworten sind an sich nicht hinreichend, das Wesen der Katechisation zu bestimmen. Das in einer andern Definition verworfene Merkmal einer freundschaftlichen Unterredung dünkt dem Rec. doch so übel nicht gewählt zu seyn. Denn wenn gleich der Katechet in der Kirche laut reden muss, so kann er deswegen doch mit seinen Katechumenen vertraut sprechen; auch der Ton der Stimme darf nicht so declamatorisch seyn, wie in einer Predigt. §. 11. verwirft der Vf. die Eintheilung der Katechisationen in Ansehung des Orts, der Absicht, der Materie und der Zeit, und zieht die Eintheilung nach den Personen vor. Beides muss aber wohl zusammen vereiniget werden; denn bey jenen ist oft ein grosser Unterschied in der Methode nothwendig. Katechisationen in der Kirche in Gegenwart der ganzen Gemeine müssen doch etwas anders eingerichtet werden, als wenn man sie mit eben den Kindern allein anstellt. Prüfungen sind von den unterrichtenden Katechisationen wesentlich verschieden, eben so auch die historischen und erklärenden biblischen Katechisationen von den übrigen, bey eben denselben Katechumenen. Mit diesen will sich auch Hr. G. nicht befassen, so wenig als mit der Beschaffenheit eines guten Katechismus, weil es sonst die Katechetik zu weitläuftig machen würde, welches dem Rec. nicht recht einleuchtet. Eigentlich gehörten diese doch auch zu einer vollständigen Katechetik, und Regeln darüber sind dem Anfänger unentbehrlich. In dem ersten Buche der Katechetik wird in acht Abschnitten von der Aufmerksamkeit, der Sinnlichkeit, den Regeln, die sich auf den Verstand, die Urtheilskraft und die Vernunft beziehen, vom Ablocken der Wörter, Begriffe, Urtheile und Schlüsse, den Fragen und dem Verhalten bey den Antworten gehandelt. Dabey ist vieles neu hinzugekommen, als die Theorie der Aufmerksamkeit, der Fabeln und Parabeln, und des Individuellen im ersten Abschnitt. Die Theorie der Sinnlichkeit und die Abhandlung von Raum und Zeit im 2ten Abschnitt ist viel weitläuftiger als im Magazine. Die Regeln, die sich auf den Verstand beziehen, im 4ten Abschnitt sind theils in einer veränderten Ordnung, theils ausführlicher und mit vielen Zusätzen abgehandelt; eben so auch die Lehre von den Kategorieen, den Schlüssen u. dgl. Dagegen ist manches hier kürzer; als von der Bestimmtheit der Fragen, wo Hr. G. selbst auf das Magazin verweist. Ueberall sind andere Beyspiele als in diesem gebraucht. So findet man also das Ganze in diesen beiden Schriften zertheilt, und der Vf. giebt daher selbst in der Vorrede Anfängern den Rath, zuerst das Magazin und alsdenn dieses Lehrbuch zu studieren. Aber sollte es wohl der Cultur der Wissenschaften vortheilhaft seyn, die Anzahl der Schriften so

so sehr zu häufen und das Studium derselben zu erschweren? Wer wird nicht wünschen, dass Hr. G. aus beiden gleich ein Ganzes gemacht und die vielen Wiederholungen und Weitläuftigkeiten vermieden hätte? Ueberhaupt hat derselbe wohl etwas zu weit ausgeholt und zu viel Philosophie in seine Katechetik aufgenommen, die eigentlich als Vorbereitungswissenschaft voraus zu setzen war. In dem Magazine war gerade so viel beygebracht, als es nöthig ist, obgleich in der 2ten Abhandlung des 1sten Bandes schon mehr in die Katechetik gezogen wurde, als eigentlich in ihren Bezirk gehört. Der zweyte Theil der Katechetik, der sich mit der Bewegung des Willens und also mit der eigentlichen Beförderung der Moralität beschäftigen soll, und welcher auch im Magazine noch zu erwarten war, ist auch jetzt noch zurück. Da dieser Abschnitt unstreitig der wichtigste ist, so sieht Rec. demselben mit Verlangen entgegen, wünscht aber desto mehr, dass Hr. G. alles, was nicht in das Gebiet der Katechetik gehört, sorgfältig davon absondern möge.

Schleswig u. Leipzig, b. Röhss: *Winke zur Beförderung der Feyer des öffentlichen Gottesdienstes.* Von P. *Burdorf*, Prediger an der Domkirche in Schleswig. *Erster Theil.* 1795. 148 S. 8. *Zweyter Theil.* 172 S.

Obgleich Rec. nicht viel neues in diesen Blättern gefunden hat, so kann er sie doch denen, die noch wenig über diesen Gegenstand gelesen und nachgedacht haben, mit Recht empfehlen. In der Einleitung erörtert der Vf. einige Fragen, die schon oft beantwortet worden sind, und die sich jeder nur einigermassen aufgeklärte Christ selbst wird beantworten können, z. B. Ob wir liturgischer Vorschriften und Formulare bedürfen? Ob die gewöhnlichen Vorschriften und Formulare unsern gemeinschaftlichen Religionsübungen angemessen sind? Ob wir die bisher gewöhnlichen Formulare abändern, verbessern, und an deren Stelle andere zweckmässige liturgische Formulare zum gottesdienstlichem Gebrauche bestimmen können und dürfen? u. s. w. Auf die Einleitung folgen die Vorschläge des Vf. zur Beförderung der Feyerlichkeit des öffentlichen Gottesdienstes. Er handelt: I. *Von den Kirchhöfen*, und giebt Winke, wie sie verschönert werden könnten. In der schleswigischen Gegend müssen die Kirchhöfe mehrentheils von einer jämmerlichen Beschaffenheit seyn. Alles (heisst es S. 25.) winkt auf eine gewisse Schwermuth an. Gewöhnlich erblickt man auf denselben alte, verfallene Pforten, niedrige und zertrümmerte Mauern, zerbrochene Kreutze, Leichensteine und Leichenhügel, die das Gehen auf diesen Plätzen unsicher und beschwerlich machen. Hier weiden in dem langen Grase Pferde, Kühe, Schafe u. s. w. (Dies wird man vielleicht in andern Ländern selten finden. Wenigstens wird in Kursachsen über das Gesetz, *dass die Kirchhöfe ehrlich und rein gehalten werden, und aus dieser Ursache mit Mauern, Zaun und Thüren wohl verwahrt seyn sollen, ingleichen, dass kein Vieh darauf getrieben werden soll*, strenge gehalten.) II. *Von den Gotteshäusern.* Auch diese befinden sich nach der Beschreibung des Vf. in einem kläglichen Zustand. Ihr ganzes Ansehen (S. 33.) ist oft so traurig, so finster, dass es bey dem ersten Anblick eine Art von Niedergeschlagenheit und Kaltsinn erregt. Ein mit vielen Ecken und Winkeln versehenes Gewölbe, welches mit ekelhaftem Schmutze überzogen ist, gewährt dem in die Höhe blickenden Auge eine traurige Scene. Hier sieht man eine Reihe von hohen Fenstern, die aber dergestalt mit Staub und Moos bedeckt sind, dass kaum die Sonne mit ihren hellen Strahlen durchzudringen vermag. Dort die weissen Wände, an welchen sich gemeiniglich ein widriger Schmutz, vergesellschaftet mit einer Menge von Spinnengeweben festgesetzt hat etc. (Warum dulden aber die Prediger und Kircheninspectoren diese Unreinlichkeit, und halten ihre Küster und Schulmeister nicht besser zu ihrer Schuldigkeit an?) Der Vf. rügt noch mehrere Fehler, z. B. die Begräbnisse in den Kirchen, (die doch in vielen Gegenden nunmehr abgeschaft sind,) und thut Vorschläge zur Verschönerung der Kirchen. III. *Ueber die Ankündigung der Feyer des öffentlichen Gottesdienstes.* Die diesfalls gethanen Vorschläge sind zwar nicht an jedem Orte anwendbar; gegen manche liesse sich auch noch etwas einwenden; aber manche sind nicht zu verachten. IV. *Von der Kirchenmusik, von dem Gebrauche der Orgel und von der Besetzung der Singchöre.* Allerdings ist bey der Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes auch hierauf Rücksicht zu nehmen, und was hierüber gesagt wird, verdient Beherzigung. Aber gewundert hat sich Rec., dass man sich genöthiget gesehen, wegen der Ungeschicklichkeit mancher Organisten hie und da auf die Abschaffung der Orgeln in den Kirchen zu dringen, und dass man sich ihrer an manchen Orten wirklich nicht mehr bedient. Das haben doch wohl die Patronen und Inspectoren zu verantworten; jene, dass sie ungeschickte Leute präsentiren, und diese, dass sie diejenigen, die bey der Probe nicht bestehen, nicht abweisen. V. *Von dem Inhalte und von den Melodieen der Kirchenlieder.* VI. *Von der Einförmigkeit und der Dauer des öffentlichen Gottesdienstes.* VII. *Ueber den Gebrauch der Evangelien, der Episteln und der gewöhnlichen Collecten vor dem Altar.* VIII. *Ueber das gewöhnliche Einsammeln der Armengelder während des Gottesdienstes.* IX. *Ueber die Fürbitten und Abkündigungen nach der Predigt.* X. *Ueber den Gebrauch der Segensformel.* Mehrentheils das Bekannte, jedoch nicht ohne neue Winke!

Zweyter Theil. I. *Von der Taufe.* Die Nothtaufe wird verworfen, und die Abschaffung derselben angerathen. Die Taufhandlung soll jedesmal öffentlich, seltener, etwa alle zwey oder vier Wochen, je nachdem die Gemeine mehr oder weniger zahlreich ist, gehalten werden. Noch mehrere, theils schon öfter gethane, theils neue Vorschläge übergehen wir. II. *Von der Confirmation der Kinder.* Beyläufig auch von der schlechten Verfassung der Schulen. III. *Von der Beichte.* Der Vf. verwirft nicht nur die Privat- sondern auch die allgemeine Beichte; denn, (sagt er,) verkehrte und

und schädliche Ideen liegen hier, (bey der allgemeinen Beichte) eben sowohl wie bey jener zum Grunde. Hier wie dort wird Aberglaube genährt. Hier wie dort erscheint der Prediger als ein Wesen, welches Sünden vergiebt. Hier wie dort erweckt und stärkt Täuschung neue Triebe zum fernern Sündigen. — Er wünscht daher, dass die Beichte überall abgeschafft, und in eine zweckmässige Rede vor dem Abendmahlsgenuss verwandelt werden möchte. Rec. muss bekennen, dass er hier anderer Meynung ist. Wenn der Prediger selbst richtige Begriffe von dem Werthe der Beichte hat, so findet er eben hier eine bequeme Veranlassung abergläubischen Vorstellungen entgegen zu arbeiten, und manche Religionswahrheit von ihrer wichtigsten Seite darzustellen. Auch die allgemeine Beichtrede kann und soll eine Vorbereitungsrede zur Abendmahlsfeyer seyn. Aber sollte sie erst unmittelbar vor der Feyer des Abendmahls gehalten werden, so würde theils der Gottesdienst ohne Noth verlängert werden, theils würden die Zuhörer nicht Zeit haben, über den Vortrag des Lehrers nachzudenken; da hingegen eine am vorhergehenden Tage gehaltene Rede, wenn sie zweckmässig eingerichtet ist, den Communicanten an manches erinnern kann, woran er vielleicht nicht würde gedacht haben. Auch würden allerhand Unordnungen entstehen, sonderlich in Städten, wo mehrere Parochieen und Prediger sind, und manche würden ohne alle Vorbereitung zum Abendmahl laufen. Eine kurze Vermahnung kann und soll demungeachtet unmittelbar vor der Abendmahlsfeyer gelesen werden. — *Vom Beichtgelde.* „Während der Zeit (S. 82.) dass der Prediger absolvirt, beschäftiget sich der Beichtende mit seinem Geldbeutel, sucht kleine Münze auf, und wenn er sie nicht findet, fodert er wohl gar den Prediger auf, ihm nach Abzug des bestimmten Beichtgroschen aus einer groben Münze das Uebrige wieder zurückzugeben." Dergleichen leichtsinnige Menschen werden doch wohl den wenigsten Predigern vorgekommen seyn. IV. *Vom Abendmahl.* V. *Ueber die Trauung.* VI. *Ueber die Begräbnissfeyer.* Manche neue Winke, aber auch viel, was schon oft gesagt worden ist. — Es ist zu wünschen, dass es nicht immer bey losen Vorschlägen bleiben, sondern auch an die Ausführung ernstlicher gedacht werden möge. Der *dänischen Regierung* gereicht es zur Ehre, dass sie diese wichtige Angelegenheit ihrer Aufmerksamkeit vorzüglich gewidmet und sich entschlossen hat, dem öffentlichen Gottesdienste eine zweckmässigere Einrichtung zu geben. Unter denen, die bereits gute Vorschläge gethan haben, verdient unser Vf. allerdings auch gehört zu werden, obgleich seine Vorschläge, wie er selbst bekennt, nicht an allen Orten ausführbar sind.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Eichenberg: *Kurzer historischer Abriss des Ursprungs und der weitern Fortschritte in der Naturgeschichte, Chemie, Mathematik und Physik,* von *Bernh. Sebast. Nau,* churf. Hofgerichtsrath u. Prof. der Kameralwissenschaften in Mainz. 1792. 411 S. 8.

Dem Titel und der Vorrede nach erwartet man in diesem Buche eine Literärgeschichte der genannten Wissenschaften; diese findet man aber nicht, denn die Chemie, und der Theil der Physik, der nicht in die Mathematik gehört, ist ganz übergangen. Das ganze Buch zerfällt in 6 Hauptstücke, wovon die 3 ersten der eigentlichen Naturgeschichte, nämlich der Thiergeschichte, Botanik und Mineralogie, der vierte der Bergbaukunde, der fünfte der Oekonomie, und der sechste den mathematischen Wissenschaften, gewidmet sind. Dass alle diese Wissenschaften in einem Buche, welches nicht viel über ein Alphabeth stark ist, nur sehr kurz abgehandelt werden konnten, fällt in die Augen, und demungeachtet sind noch viele Bogen mit Nebensachen angefüllt. — Auffallend ist es, den Vf. in der Einleitung sagen zu hören: „um Genieen her„vorzubringen, mussten Jahrhunderte gebähren." Das unsrige zeugte *Linne* und *Büffon,*" und dann zu finden, dass er *Büffon's* weiter gar nicht, *Linne's* aber nur gedenkt, um ihn zu tadeln. Bey der Thiergeschichte geschieht dieses an mehrern Orten, und bey der Geschichte der Botanik ist auf 17 Seiten alles zusammengeschrieben, was *Medikus* in mehrern Schriften von *Linne* Böses gesagt hat. Jedoch, bey der Mineralogie scheint er sich wieder mit dem guten *Linne* aussöhnen zu wollen; denn er führt ihn unter den Männern auf, die „mit nicht wenigem Eifer und mit vielem Glück" diese Wissenschaft bearbeitet haben. *Werner's* Schüler aber kommen schlecht weg, und erhalten zum Theil sehr ungerechte Vorwürfe. — Zwischen dem 4 und 5. Hauptstück steht eine Abhandlung: „*Einleitung zur Geschichte der Oekonomie, welche die genaue Verbindung der Naturkunde mit der Oekonomie und derselben grossen Einfluss in die Kameralwissenschaft und Haushaltungskunst zeigt.* Dieser 3 Bogen lange Aufsatz enthält, in einer gedehnten und oft verworrenen Schreibart, viel triviales, und mit unter auch unrichtiges. So sagt er z. B. (S. 240.): „So erhalten „wir auch desgleichen aus dem Steinreich den *Arsenik,* „alles Lebendige zu tödten, *(ey! Gott behüte!)* und „auch einen lieblichen blauen glasartigen Körper zu „verfertigen, welcher zu Pulver und Staub verrieben, unsere Leinewand angenehm färbt, und vor „dem öftern Waschen verwahrt." — Einen grossen Theil dieses Aufsatzes nimmt eine Abhandlung aus den Wiener ökonomischen Nachrichten vom Jahr 1767 ein. — Die Würtenberger Weinprobe (die bessern neuern scheint er nicht zu kennen,) rühmt er als die beste, und sagt von ihr, dass *Gaubius* sie den Holländern *neuerlich* empfohlen habe. — Uebrigens hat das 5te Hauptstück: *die Untersuchung über die Fortschritte in der Oekonomie,* noch den mehrsten Werth.

Als Fortsetzung ist erschienen:

HALLE, b. Hendel: *Robert, der einsame Bewohner einer Insel im Südmeer.* Ein Robinson für Erwachsene. 3. Th. 1795. 368 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Schäfer: *Etwas über die Curen des Grafen von Thun*, aus physikalischen und medicinischen Gesichtspunkten betrachtet. 1794. 51 S. 8 — In Leipzig, wo der thierische Magnetismus keinen Eingang finden konnte, erregte ein Graf von Thun durch seine Curen, die er in der Ostermesse 1794 verrichtete, grosses Aufsehen. Er legte seine rechte Hand, in der er einige Wirksamkeit zu besitzen vorgab, auf die schmerzhafte Stelle des kranken Körpers. Nach einigen Secunden glaubten die Kranken eine Kälte, oder ein Gefühl von Wärme, nebst einem Kriebeln, Ziehen u. s. f. in der berührten Stelle wahrzunehmen. Die Schmerzen verschwanden entweder, oder sie wichen weiter: die heilende Hand verfolgte sie, bis sie durch die Fingerspitzen oder durch die Füsse aus dem Körper gingen. Zuweilen streckte auch der Wundermann seinen Zeigefinger der leidenden Stelle entgegen, und viele Kranke versicherten, eine Empfindung in derselben zu haben, als wenn ein Wind gegen dieselbe bliese. Sogar durch die Kleidung hindurch, durch dicke hölzerne Absätze, durch Stiefeln von gebranntem Leder sollen sie dieses Gefühl gehabt haben. Seine linke Hand gab der Graf für unkräftig, ja für fähig aus, die Krankheitsmaterie aus einem Körper in den andern überzuführen. Er warnte daher vor der Berührung derselben, während er mit der rechten manipulirte.

Eine unbeschreibliche Menge presshafter Personen suchte Hülfe bey dem Grafen. Ueberall hörte man von den miraculösen Curen desselben, und von Nervenkranken, Gichtkranken und Podagristen, die von ihm geheilt worden seyn sollten. Kranke und Gesunde umgaben ihn fast ununterbrochen in dem buntesten Getümmel, und die Scenen, welche die ehemaligen Magnetiseurs veranlasst hatten, erneuerten sich. Der Ruf vergrösserte alles, und viele erkannten in der heilenden Hand eine übernatürliche Kraft. — Diejenigen, welche die Curen des Grafen nicht in Zweifel ziehen wollten, nahmen an, es könne möglich seyn, dass in seinem Körper vielleicht ein ungewöhnlicher Antheil von thierischer Elektricität stecke. Er selbst gab vor, eine Anwandlung von einer Ohnmacht zu empfinden, wenn er auf einem Isolirgestelle stehend, seine Hand auf einen Kranken legte, und sich am besten zu befinden, wenn er seine Kraft mehrern Kranken mittheilen könnte.

Der Graf that was andere Wundermänner selten thun: er liess von bewährten Physikern Versuche mit sich anstellen: jedoch that er dieses nur im Anfang, und versicherte in der Folge, dass er lieber mit Kranken und Aerzten, als mit Physikern zu schaffen habe, weil ihm diese zu viele Versuche machten. Hr. Prof. Hindenburg stellte mehrere genaue Versuche mit ihm an, um zu ergründen, ob etwa die Elektricität Antheil an der Wunderkraft seiner Rechten habe; aber es zeigte sich keine Spur davon. Auch mit der Magnetnadel wurden fruchtlose Versuche angestellt. Der Graf versicherte (gerade wie ehedem die Magnetiseurs) das Bier schaal machen zu können, wenn er das Glas mit dem Bier mit der rechten Hand rieb; aber mehrere brave Männer konnten das Bier aus dem manipulirten Glase von dem andern, welches man zur Probe hingestellt hatte, nicht unterscheiden. — Hr. Prof. Hindenburg rieth nun dem Grafen in Gegenwart und unter Leitung der Aerzte seine Curen an Kranken zu versuchen und zu bewähren; aber dieser Rath schien nicht ganz nach seinem Geschmack zu seyn. Er sollte Kranke behandeln, ohne dass sie wüssten, dass er sie behandele: aber statt die zu diesen Versuchen nöthige Verborgenheit auf alle mögliche Weise beyzubehalten, machte er an mehrern Orten eigene Versuche an Kranken, und das Gerücht, dass er alle Kranken durch das Berühren mit der Hand zu heilen vermöge, wurde in wenig Tagen allgemein. Der Graf war fast überall gekannt, und wer ihn nicht kannte, konnte schon aus dem Handauflegen und dem Manipuliren schliessen, dass er es sey. Er äusserte in der Folge auch Abneigung, mehrere elektrische Versuche mit sich machen zu lassen, und gab vor, sich auf dem Isolirstuhl bis zum Ohnmächtig werden übel zu befinden, wenn man auch äusserlich keine Spur dieses starken Uebelseyns bemerken könne. Bey genauer Untersuchung der Curen, die er verrichtet haben sollte, fand sich vieles anders, als die Sage ging. Viele versicherten den Grafen aus blosser Höflichkeit, dass sie auf sein Berühren besser wären: andere fürchteten sich, demselben zu sagen, dass sie keine Erleichterung spürten, weil er bey solchen Aeusserungen unwillig wurde. Die Sage ging, er habe durch sein Berühren ein Tertianfieber geheilt. Bey näherer Nachforschung fand sichs, dass der Kranke zugleich Fieberrinde gebraucht hatte, und das Fieber kam wieder, da man das Mittel zu brauchen aufgehört hatte (es wäre auch immer noch kein Beweis von einer ausserordentlichen Wirkung, wenn das Fieber bloss durch das Berühren weggeblieben wäre). Ein anderer Kranke fing an zu schreyen, da der Graf seinen Kopf berührte; wenn eine andere Person dieses that, war er still. Aber der Graf drückte den Kopf des Kranken weit vorwärts, und erregte ihm unangenehme Empfindungen dadurch, welches der andere nicht that. Ein Podagrist wurde schnell durch die gräfliche Hand vom Anfall des Podagra befreyt: eine contracte Frau bekam nach dem Auflegen der Hand heftigen Fieberfrost. Zahnschmerzen und Kopfschmerzen wurden durch seine Berührung oft gehoben; auch eine Taubheit wurde durch dieselbe verbessert. Aber diese Wirkungen waren sicher nicht Folgen einer übernatürlichen Heilung, sondern hiengen von sehr natürlichen Ursachen ab. Anfälle von schmerzhaften Krankheiten verlassen bekanntlich die Kranken oft augenblicklich, sowohl weil die Ursache aufhört, als auch weil ein stärkerer Eindruck auf die Seele wirkt. Nicht selten konnten auch andere die nämlichen Wirkungen bey den Kranken hervorbringen, als der Graf, wenn nur die Kranken in der Ueberzeugung waren, es sey der Graf, der sie berühre. Die contracte Frau, deren wir oben gedachten, bekam den Fieberfrost auch, wenn sie ein anderer berührte: in der Folge, da sie es merkte, dass ein andrer eben so wunderthätig auf sie gewirkt hatte, verweigerte sie alle fernere Versuche. Der Wunderthäter selbst bemühte sich auf alle Art die Einbildungskraft der Kranken zu erregen, und seine Manipulationen fruchteten gewöhnlich nichts, wo er dieses nicht konnte. Offenbar verdient also dieser Mann mit den vor kurzem noch so berüchtigten Magnetiseurs in eine Classe gesetzt zu werden. Er verstand die Kunst, Zutrauen zu sich und zu seinen Heilungen zu erregen. Die geschäftige Fama verbreitete von seinen Curen unwahre und übertriebene Nachrichten, die sich zur Zeit der Messe leichter verbreiteten, und auch wegen der andern Geschäfte und Zerstreuungen nicht gleich genau untersucht werden konnten. Der Umstand, dass der Graf gerade zur Messzeit seine Rolle spielte, hält Rec. für eine Hauptursache des Erfolgs, den man seinen Berührungen zuschrieb. Die Leipziger kamen auch bald auf andere Gedanken, und der Vf. dieser nützlichen und gutgeschriebenen Schrift bemerkt am Ende, dass sich der Graf sehr wundern würde, wenn er bey seiner zweyten Anherkunft, wozu er Hoffnung gemacht habe, anders empfangen werden würde. „Die Täuschung ist schnell vorübergegangen, und viele, welche zuvor alles für Wahrheit annahmen, was ihnen der Graf von seinen Wundercuren vorerzählte, werden, eines Bessern belehrt, mit ihrem Beyfall sicher sehr zurückhaltend seyn." — Die Obrigkeit hatte also hier nicht einmal nöthig, den Wundercuren durch Mittel zu steuern, wie sie in einem ähnlichen Falle die königl. preussische Regierung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gebrauchte. Ein Kind von noch nicht vier Jahren hatte durch seine Wundercuren, die es durch Berühren verrichtete, seinen Ruf so verbreitet, dass in einem Jahre 30,000 Kranke nach Kehrberg, den Wohnort des Kindes, aus Hamburg, Pommern, Erfurt, Berlin, Mecklenburg u. s. f. kamen. Aber auf königlichen Befehl verschwand die Wunderkraft auf einmal, weil es die Aeltern des Kindes für zuträglicher hielten, den erworbenen Gewinnst in Ruhe zu verzehren, als etliche Jahre im Spinnhause zu leben etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. November 1795.

PHYSIK.

Breslau u. Hirschberg, b. Korn d. ä.: *Ueber die neuern Gegenstände der Chymie. Vorzüglich über Flussspathsäure und die neuentdeckte Ordnung chymischer Elemente*, von *J. B. Richter*, d. W. W. D. u. kön. Pr. Bergsecretair. Viertes Stück. 1795. 132 S. 8.

Auch in diesem Stücke bewährt Hr. R. den sich, durch seine schon früher bekannt gemachten Arbeiten, erworbenen Ruhm, eines einsichtsvollen und denkenden Scheidekünstlers. Rec. hält sich vollkommen überzeugt, dass Anwendung der *Grössenlehre* auf die *Scheidekunst* zu genauerer Bestimmung der quantitativen Verhältnisse der Bestandtheile der Körper hinführe: eigentliche Erweiterung in dem Gebiete der Chymie erwartet er nur von richtig angestellten Versuchen, welche uns übrigens nicht allein die Qualitäten, sondern auch die quantitativen Verhältnisse der Bestandtheile der Naturkörper darlegen werden. Ein nicht mit gehöriger Präcision angestellter Versuch wird freylich irrige Resultate liefern; allein eine Formel, in welche sich ein Rechnungsfehler eingeschlichen hat, und die nachher als richtig angewendet wird, führt nicht weniger zu unrichtigen Folgerungen. Wie übrigens nicht mit gehöriger Präcision angestellte chymische Versuche Resultate zum Vorscheine bringen, welche *respectu quantitatis* Widersprüche *nicht nur a posteriori, sondern auch öfters a priori in sich schliessen*, will Rec., wenigstens nach dem Sinne, in welchem er diese Sätze zu brauchen gewohnt ist, nicht einleuchten.

Die ersten Abhandlungen gegenwärtiger Schrift beschäftigen sich mit der Aufsuchung des genauen Neutralitäts-Verhältnisses der beiden Elemente des Flussspathes sowohl auf analytischem als synthetischem Wege. Der Vf. übergoss 3000 Gran gepulverten Flussspath mit 3450 Gran Vitriolsäure, deren specifische Schwere 1, 85 war, er erhielt eine völlig neutrale Gypsmasse, die 4420 Gran wog. Da der Gyps nach Hn. R. Erfahrungen 1000 Theile wasserfreye Vitriolsäure gegen 796 luft- und wasserfreye Kalkerde enthält, so findet er aus diesen Datis, vermittelst einer in der reinen Stöcheiometrie erwiesenen Formel, das Neutralitätsverhältniss zwischen Säure und Kalkerde im Flussspath = 1000 : 1882. Rec. ist ein grosser Verehrer der mathematischen Kenntnisse des Hn. R., glaubt aber dennoch, dass sich dieses Verhältniss auf einem zugleich leichtern, dem grössern Theile der Scheidekünstler (und für diese schreibt doch wahrscheinlich der Vf.) verständlichem Wege finden lasse. 3000 Gran gepulverter Flussspath und 3450 Gran Vitriolsäure gaben eine Mischung = 6450 Gran. Nach dem Glühen blieben 4420 Gran Gyps, da nun nach dem angegebenen Verhältniss 1769 Gran Gyps, 769 Gran Kalkerde enthalten, so enthalten 4420 Gran Gyps 1959 Gr. Kalkerde, die Säure im Flussspath beträgt also 3000 — 1959 = 1041, und 1041 : 1959 = 1000 : 1882. Auf dem synthetischen Wege findet der Vf. das Neutralitätsverhältniss der Elemente des Flussspathes folgendermassen: 3912 Gran kieselhaltiger Flussspathsäure wurden mit flüchtigem Alkali übersättigt, durch Filtriren die niedergeschlagene Kieselerde abgesondert, und der Säure 1080 Gran frischbereiteter luftleerer Kalkerde zugesetzt. Nach Vertreibung des Alkali durch Wärme, Einengung der Flüssigkeit, und Ausglühen des festen Gehalts, blieben 1659 Gran einer sehr weissen zerreiblichen Erde, woraus sich das Verhältniss der Säure im Flussspath zur Erde = 1000 : 1865 ergiebt, welches mit dem durch die Analysis gefundenen bis auf den unbedeutenden Bruch 0,009 übereinstimmt. Rec., welcher die Schwierigkeiten, die bey dergleichen Versuchen statt finden, kennt, kann nicht genugsam diese so ausnehmend genaue Uebereinstimmung bewundern. Uebrigens glaubt er kaum, dass auf dem von Hn. R. gewählten Abscheidungswege der Kieselerde durch flüchtiges Alkali, eine gänzliche Aussonderung dieser Erde werde seyn bewirkt worden, indem die Flussspathsäure sogar dann, wenn sie mit flüchtigem Alkali übersättigt worden, die Eigenschaft behält, Kieselerde aufzulösen.

Um nicht die Gränzen dieser Anzeige über die Gebühr auszudehnen, muss sich Rec. begnügen, in Ansehung dessen, was der Vf. über das Verhältniss der Elemente in den Verbindungen der Flussspathsäure mit den alkalischen Salzen und Erden, so wie über die Mächtigkeit der flussspatsauren Flüssigkeiten, über die Mächtigkeit jeder reinen wäsrigen Flüssigkeit der vier mineralischen Säuren u. s. w. sagt, auf das Werk des Hn. R. selbst zu verweisen. Merkwürdig würde allerdings das aufgestellte Gesetz seyn, dass bey den neutralen Verbindungen der mineralischen Säuren mit alkalischen Elementen, die Quanta der Erden eine arithmetische, die Quanta der Säuren hingegen eine geometrische Progression darstellen. Da diese Sätze übrigens grösstentheils auf den in der Stöcheiometrie entwickelten Gründen beruhen, so behält sich Rec. vor, sein Urtheil über diesen Gegenstand weitläuftiger bey einer andern Gelegenheit zu sagen. Der Vf. hat nicht immer sorgfältig genug unterschieden, dass Eigenschaften und Verhältnisse, welche den Zahlengrössen als Zahlengrössen zu-

zukommen, sich nicht unbedingt auf Eigenschaften der Naturkörper anwenden lassen. Wollte man in einer Erfahrungswissenschaft, wie die Chymie, seine Schlüsse über die wirklich angestellten Versuche hinaus erweitern, so müsste man entweder die wirkenden Kräfte vollständig aufgefunden, ihre Gesetze entwickelt haben; dann würde man freylich apodiktisch die zu erwartenden Erfolge bestimmen können. Dass wir übrigens hievon sehr weit entfernt sind, dass wir auch wohl schwerlich bey weiterer Ausbildung der Wissenschaft dahin kommen werden, braucht Rec. wohl kaum zu erinnern. Oder man schliesst nach Induction und Analogie, wo aber der behutsame Naturforscher sich immer mit der bescheidenen problematischen Enunciation, *es kann so seyn*, begnügen wird. Um sein Gesetz aber als auf letzterem Wege abgeleitet aufzustellen, hat Hr. R. theils zu wenige Erfahrungen für sich, theils finden zwischen den angegebenen Gliedern der Reihen zu grosse Lücken statt. Uebrigens sollte es Rec. nicht schwer werden, durch einige Zahlenkünsteleyen aus den von Hn. *Kirwan* angegebenen Verhältnissen ähnliche Resultate abzuleiten.

Den Benennungen *Magnesien-Flussspath, thonerdigen Flussspath* u. s. w. kann Rec. keinen Vorzug vor den bisher üblichen einräumen, indem einmal eine in der Natur bestehende Verbindung zwischen einer eigenthümlichen Säure (der Flussspathsäure) mit Kalkerde durch das Wort *Flussspath* bezeichnet wird; zweytens aber auch eine besondere Structur des Körpers durch das Wort *Spath* angedeutet wird. *Magnesien-Flussspath* würde also den Nebenbegriff von Kalkerde, und eines eigenthümlichen Gewebes der homogenen Theile mit sich führen.

Diesem Werke sind noch einige Abhandlungen über verschiedene chymische Gegenstände angehängt. In der ersten giebt Hr. R. von einigen misslungenen Versuchen, die Verstärkung der Essigsäure betreffend, Nachricht. Er übergoss *Terra foliata Tartari* mit einer Mischung aus einem Theile concentrirter Essigsäure, deren specifische Schwere 1,06 war, und aus zwey Theilen concentrirter Vitriolsäure, die 1,808 spec. Schwere hatte, und erhielt durch Destillation eine Essigsäure, deren spec. Schwere 1,072 betrug. Diese Flüssigkeit behandelte er genau so, wie vorhin, allein ihre Mächtigkeit blieb ungeändert. Hr. R. hält sich daher für berechtigt, diesen Punkt als das Maximum anzusehn, bis zu welchem Essigsäure verstärkt werden kann. Rec. kann dieser Behauptung nicht beypflichten, denn offenbar würde schon dadurch eine verstärktere Säure erhalten worden seyn, wenn das Essigsalz mit reiner Vitriolsäure wäre übergossen worden; denn bey dem hier angegebenen Verfahren musste der wässrichte Antheil in der zum Versuche angewandten Essigsäure, die durch die Destillation gewonnene schwächen. Die stärkste Essigsäure würde übrigens wohl immer auf dem von Hn. *Lowitz* vorgezeichneten Wege erhalten werden. — Die zweyte Abhandlung enthält Vorschläge zu reichlicher Gewinnung der *Salznaphta*. Hr. R. empfiehlt luftsaure Braunsteinerde mit gemeiner Salzsäure zu sättigen, das bis zur Trockene abgerauchte Salz mit gleichen Theilen Braunstein zu vermischen, die M... in eine geräumige Tubulat-Retorte zu schütten, in der sich so viel Weingeist-Alkohol befindet, dass sich ... cher zu der wahren salzsauren Masse $=3:2$ oder ... verhält, dann so viel concentrirte Vitriolsäure zuzusetzen, dass sich die vitriolsaure Masse zu der salzsauren etwa $=7:5$ verhalte, und dann das Ganze der Destillation zu unterwerfen. — Wenn aber der Vf. in der nämlichen Abhandlung sagt, „wenn man Braunstein „mit Salzsäure destillirt, und die aufsteigenden Dämpfe „in Weingeist gehen lässt, und auf diese Art Naphta er„zeugt, so wird die Arbeit auf keine Weise ergie„ausfallen, *weil die gewöhnliche Salzsäure in flüssiger „Gestalt niemals so concentrirt seyn kann*, als erfo... „*wird, wenn sie in allen Theilen entbrennstofft werden „soll*," so will Rec. dieses in so fern nicht einleuchten, weil die dephlogistisirte Salzsäure ja immer in Dämpfen übergeht, und die Entwickelung derselben auch durch die schwächste Säure bewirkt werden kann.

PHILOLOGIE.

1) Leipzig, b. Schwickert: *L. A. Seneca von Zorn und von der Gnade.* Neu übersetzt und mit Sprach- und Sachen erläuternden Anmerkungen begleitet. 1794. 306 S. 8.

2) Ebendas., b. Crusius: L. A. *Seneca's physikalische Untersuchungen* aus dem lateinischen übersetzt, ... mit Anmerkungen versehen, von *Fr. Ernst Rub-kopf*, Doct. der Phil. Erster Theil. 1794. ...

1) „Bey der Uebersetzung selbst," heisst es in der Vorrede, „war mein Hauptaugenmerk, theils den S... des Originals mit möglichster Treue in die deutsche Sprache überzutragen, *und ich hoffe, dass mir dies so ziemlich geglückt ist;* theils den Geist und Ton des Originals der Uebersetzung *einzudrücken.* Mit welchen Schwierigkeiten der Uebersetzer des Seneca, wegen der *affectirten Originalität*, der *neuen und ungewöhnlichen Redeformen*, der *zerschnittenen* und *abgerissenen* sententiösen und starken mit Tropen, Bildern und figürlichem Ausdruck überladenen Sprache desselben zu kämpfen hat, wenn er ihn für den Deutschen lesbar machen will, das kann nur der vollkommen beurtheilen, der selbst einen Versuch der Art gemacht hat." Rec. hat nicht ohne Ursache diese Stelle abgeschrieben. der Leser wird daraus abnehmen, dass der ungenannte Uebersetzer seiner Verdienste so ziemlich gewiss ... und dass die lendenlahmen Perioden, die undeutlichen Wortfügungen und Ausdrücke, die höchst widrigen Inversionen und der durchgängige Mangel an Putz und Geschmack Fehler sind, welche *Seneca*, der gr... ten Billigkeit gemäss, auf sich selbst nehmen muss. Dieser preiswürdige Uebers. ist nicht der erste, der seine Uebersetzungssünden nicht vor seiner, sondern vor Seneca's Thüre, ruhen lässt. Schon mehrere seiner Vorgänger haben sich auf die nämliche Weise entsündigt. Man kann das Buch aufschlagen wo man will, und ... zei-

zeigt sich durchgängig, dass dieser Ungenannte sich schlechterdings nicht an den Seneca hätte wagen sollen. Hier ist etwas zur Probe: Wer bey Lesung desselben Lust nach dem Ganzen bekommt, dem wollen wir seinen Geschmack nicht beneiden. S. 5. „Aristoteles giebt (vom Zorne) fast die nämliche Erklärung" (sind denn Erklärung und Definition (*finitio*) einerley?) „*Allein? (ait enim)* er sagt: Es sey der *Trieb* (*cupiditatem*) Schmerz zu erwiedern." (Wie undeutsch!) „Den Unterschied zwischen unserer und dieser Erklärung zu *entwickeln*, würde zu weit führen. Gegen beide wird eingewandt (eingewendet), dass auch das *Wild* (*ferae* heissen hier Thiere überhaupt,) weder durch *Kränkung* aufgehetzt, (*Kränkung* von *Thieren!*) noch aus Rache und um andern Schmerz zu *machen*, *hitzig wird!* (*irasci*). Denn wenn es auch das thut, so ists doch seine Absicht nicht. Mann muss daher sowohl die Thiere, als alle Geschöpfe, den Menschen ausgenommen, von Zorn freysprechen. Denn so unvertragsam er mit (der) Vernunft auch ist (*inimica rationi;* wie leicht im Lateinischen, und wie schwerfällig hier!) so zeigt er sich doch nirgends, als bey vernunftbegabten Wesen (*nisi ubi rationi locus est.*) *Heftige Aufwallungen* (*impetus* heissen Triebe, welche die Stoiker ὁρμας nannten: überdies ist es abgeschmackt, *heftige Aufwallungen* von Thieren zu brauchen) Wuth, Wildheit, Anfallen (*incursus* Angriff) sind den Thieren eigen; des Zorns aber sind sie so wenig fähig, als der Ueppigkeit, ob sie gleich in manchen sinnlichen Vergnügen mehr als der Mensch ausschweifen" (*sinnliches Vergnügen*, von Thieren gebraucht, ist zu edel, selbst das Wort *ausschweifen* ist ohne Beurtheilung hier gesetzt worden; denn eigentlich läst sich von dem Thiere nicht sagen, dass es *ausschweife* — *intemperantiores sunt in quasdam voluptates*)." Jener Dichter, der uns *singt* (!): Der Eber vergisst seine Wuth, das *Reh* (*cerva* heisst im Cellar die Hirschkuh) vertraut sich seiner Schnelligkeit nicht an, der Bähr (Bär) überfällt nicht mächtiges Hornvieh, verdient unsern Glauben nicht (*non est quod credas illi, qui dicit*) weil er von Zürnen, gereizt werden, von Kränkung (*impingi*) spricht." Noch eine andere Stelle, mit welcher der Leser, wenn er Lust dazu hat, das Original selbst vergleichen mag. S. 31. „Man kann auch nicht einmal behaupten, dass der Zorn grössere Seelenstärke gebe. *Das* ist nicht Seelenstärke, *Schwindel* ist es, *so wenig* jene Krankheit *wo* (!) der Körper *durch* (!) eine Menge schädlichen Wassers aufgeschwollen ist, ihn stärker macht; denn das ist gefährlicher Ueberfluss. So träumt auch jeder, den sein verrückter Kopf über den Kreis menschlicher Vorstellungen *weghebt*, was (etwas) erhabenes und übermenschliches; aber leicht stürzt das Luftgebäude, das ohne Grund emporstieg, in den Abgrund. So *fehlts* (es) *auch dem Zorne an Haltung;* er *sprosst* aus keinem so *festen* und *dauerhaften Boden*, sondern ist ein *Luftgespinnst* (!) und leerer Schatten, und ist so fern von Seelenstärke, als Verwegenheit von Tapferkeit, als Uebermuth von Selbstvertrauen, als Traurigkeit von *Misanthropie*, als Strenge von Grausamkeit. Zwischen einer *erhabnen* und *aufgeblasenen* Seele ist, *nach meiner Meynung (inquam)* ein grosser Unterschied," so wie, nach unserer Meynung, zwischen dieser Uebersetzung und dem Originale. S. 3. „Willst du aber seine Wirkungen und nachtheiligen Folgen *übersehen* (*intueri* heisst hier nicht *übersehen*, sondern *auf etwas sehen, betrachten*), so kam kein *Unglück* dem Menschengeschlechte *theurer zu stehen*," (welcher Unsinn!) „da siehst du Blutbäder und *Giftmischereyen* (Vergiftungen), siehst zerstörte Städte, siehst ganze Nationen vertilgt, siehst *die Köpfe der Vornehmsten am Speer unter Bürgern feil bieten.*" *Oh!* Genug von einer Uebersetzung, die sich zum Originale verhält, wie etwan die Vulgata zum Grundtexte der Bibel. Fällt sie Schülern in die Hände, die sich nicht gern auf die Lectionen präpariren wollen, so richtet sie doppelten Schaden an. Die beygefügte Farrago von Anmerkungen enthält für gewisse Leser einiges nützliche aus den Alterthümern und der Geschichte. Zur Erläuterung der philosophischen Ideen des Seneca hat Rec. nichts von Bedeutung gefunden, es müsste denn seyn, dass der oft wiederholte Tadel der *witzelnden* Schreibart des Seneca dafür gelten sollte! Der Uebersetzer macht auch zuweilen den Kritiker, z. B. S. 198. „Ich lese *adversationes* statt *aversationes.*" Bey welchem guten Schriftsteller hat er denn dieses Wort gefunden? Auch könnten *adversationes* nicht *Zänkereyen* heissen, wie er es zu erklären für nöthig findet. Da er überhaupt seiner Sache sehr gewiss ist, so spricht er ganz entscheidend, z. B. C. 5. bey dem Namen *Apollodor:* „Es giebt *zwey* Apollodore *im Alterthume*," Nein, es giebt ihrer eine Menge, gar nicht unbekannter, Männer gleiches Namens. Doch genug hiervon.

2) Mit desto grösserm Vergnügen macht Rec. die Arbeit des Hn. R., über deren Werth schon mehrere kritische Blätter vortheilhaft entschieden haben, den Lesern der A. L. Z. bekannt. Dieser, schon rühmlich bekannte, Gelehrte hat nicht allein seine Vorgänger unter den bisherigen Uebersetzern des Seneca übertroffen, sondern überhaupt seine Arbeit zu einem merklichen Grade der Vollkommenheit erhoben. Es muss den Liebhaber der alten Literatur freuen, dass dieses merkwürdige, in seiner Art einzige, Stück aus dem römischen Alterthume, einen Uebersetzer gefunden hat, welcher beider Sprachen hinlänglich kundig war, und das Original mit eben so viel Treue als Geschmack nachzubilden verstand. Auch diejenigen Freunde der Naturlehre, denen die Lectüre des Originals zu viel Schwierigkeiten machen würde, werden diese Arbeit hoffentlich mit Dank annehmen. Zwar müssen wir gestehen, dass uns immer noch Stellen vorgekommen sind, wo wir es empfanden, dass wir eine Uebersetzung vor uns hatten; wo wir auch hin und wieder der Sinn des Autors nicht deutlich genug ausgedrückt zu seyn schien. Darüber wollen wir aber mit Hn. R. nicht rechten, eingedenk jenes bekannten „*ubi plura nitent.*" Wir heben ein paar Stellen zur Probe aus. S. 2. „Nur dann erst danke ich der Natur, wenn ich sie nicht bloss von der

Seite ansehe, die jedem offen steht, sondern wenn ich in ihr inneres Heiligthum eintrete; wenn ich einsehe, welches der Urstoff des Weltalls, wer *ihr* (!) Urheber oder Beschützer, was Gott sey; ob er sich ganz in sich zurückziehe, oder bisweilen gnädig auf uns herabblicke; ob er täglich schaffe, oder einmal nur geschaffen habe; ob er ein Theil der Welt, oder die Welt selbst sey; ob er noch jetzt etwas anders bestimmen und des Schicksals Gesetze abändern könne, oder ob es Verminderung seiner Majestät und Geständniss eines Irrthums sey, dass sein Werk der Umänderung bedürfe. Denn dem, der nur das Beste wollen kann, muss dasselbe immer gefallen, und er ist darum nicht minder frey und mächtig; denn er selbst ist der Grund seiner Nothwendigkeit." Der Ausdruck: *„ob er bisweilen gnädig auf uns herabblicke,"* enthält theils etwas ironisches, theils stellt er den Sinn nicht treu genug dar. Das lateinische *„an ad nos aliquando respiciat"* drückt den Gedanken aus, „ob die Vorsehung auch auf uns Rücksicht nehme; für unsere Angelegenheiten Sorge trage? S. 4. „Gelangte ich nicht zu diesen Einsichten, so verlohnte es sich nicht, geboren zu seyn! Warum könnte ich mich denn wohl freuen, unter der Anzahl der Lebenden zu seyn? Etwan um Speise und Trank zu *durchseigern?* Etwan um diesen siechen und hinfälligen und ohne wiederholte Anfüllung hinschwindenden Körper auszustopfen, und das Leben eines Krankenwärters zu führen? Etwan um den Tod zu fürchten, zu dem wir alle geboren sind? Nimm mir dies unschätzbare Gut, und das Leben ist dieses Schweisses, dieser Unruhe nicht werth! O was für ein verächtliches Ding ist der Mensch, wenn er sich nicht über das Irdische erhebt! So lange wir mit den Leidenschaften kämpfen, was thun wir denn herrliches? Und wenn wir auch siegen, überwinden wir denn Ungeheuer?" Für „Speise und Trank *durchseigern" (cibos et potiones percolare)* hätte billig ein deutscher Tropus gewählt werden sollen. Je zuweilen hätte Hr. R. jenes *„non annumerare sed appendere verba"* etwas mehr beobachten sollen; denn zu grosse Treue in Ansehung der Worte wird in vielen Fällen wahre Untreue. Dass das übelberüchtigte sechszehnte Capitel des ersten Buchs weggelassen worden ist, billigt Rec. sehr. *Honestius tacuisses Seneca!* sagt *Fromond* bey dieser Stelle. Die Zahl der beygefügten Anmerkungen ist nur klein: sie zeugen aber von auserlesenen Kenntnissen des Vf., so dass man sich sowohl von der Geschichte der ältern Physik bis auf Seneca's Zeiten, welche in der Vorrede von ihm angekündigt wird, als auch von der neuen Ausgabe des ganzen Seneca, mit welcher er sich jetzt beschäftigt, sehr viel Gutes versprechen darf.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Braunschweig*, b. Thomas: *Karl Himly's* D. *Abhandlung über die Wirkung der Krankheitsreize auf den menschlichen Körper.* Bey seinem Antritte einer klinischen Professur zu Braunschweig. 1795. 34 S. 8. Eine kleine, aber sehr lesenswerthe, Schrift über einen Gegenstand, der mehrere Aerzte älterer und neuerer Zeit beschäftigt hat, und den die Vernunft jedem denkenden Arzt bey seinem Thun und Lassen immer von neuem vorrückt, nämlich: die allgemeine Krankheitslehre und Heilkunde auf einfachere Grundsätze zurückzuführen, und beider Gränzen zu bestimmen. Hr. *H.* bemerkt mit Recht, wie nöthig es sey, bestimmtere Gränzen der allgemeinen Therapie anzuweisen, wenn sie nicht mit der Heilmittellehre unsrer Zeiten ganz zusammenfliessen soll. — — Bey Schriften dieser Art, zumal in einer so weit umfassenden empirischen Wissenschaft, als die Heilkunde, deren allgemeinere Resultate sich nur negativ beweisen lassen, nur so lange gelten, als keine neue Erfahrung ihnen Abbruch thut, und deren Objecte so vielfach sind, dass man wohl im Ernst fragen könnte: ob sie überhaupt ein Object habe, kommt alles auf die Methode an, auf die fasslichste Ordnung der bekannten Thatsachen unter allgemeinere Gesichtspunkte, Regeln und Gesetze. Der Vf. dieser Schrift, ob sie gleich nur ein Bruchstück einer grössern ausführlichern Abhandlung über diesen Gegenstand enthält, das zwar für sich im durchdachten Zusammenhange steht, aber wegen der nothwendigen Verbindung der übrigen hieher gehörigen, hier nicht ausgeführten, Punkte, die zur genauen Beurtheilung nöthige Uebersicht des Ganzen dennoch erfoderlich sind, das Urtheil einschränkt — scheint nach ähnlichen Ideen gearbeitet zu haben. Er setzt nicht die Gränzen des medicinischen Wissens über sich selbst hinaus, und fängt davon an, dass er *Leben* als eine durch Kräfte von Reizen erregte Erscheinung betrachtet. Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung handelt er aphoristisch sein Thema in folgender Ordnung ab: 1) Stufenfolge der widernatürlich gereizten Sensibilität. 2) Stufenfolge der gereizten Irritabilität und die Wirkungen davon auf das Blutsystem, auf das einsaugende System und auf die Secretionsorgane. 3) Einige allgemeine Gesetze, nach welchen Krankheitsreize auf den thierischen Körper wirken. Die Stufenfolge der gereizten Sensibilität ist so angegeben: 1) Leise Reizung der Sinne macht behagliche Empfindung. 2) Alle Seelenkräfte steigen. 3) Nach und nach werden die Sinnesorgane zu empfindlich. 4) Aeussere und innere Sinne werden irre. 5) Noch heftigere Reizung betäubt eine Zeit lang. 6) Der heftige Reiz lähmt auf immer. Wir enthalten uns, einen weitern Auszug zu geben: das Gesagte ist hinlänglich, jede entschiedene Parthey in ihrem Lobe oder Tadel zu bestimmen.

Monatsregister

vom

November 1795.

I. Verzeichniss der im November der A. L. Z. 1795. recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

X

Lese-

II. Im November des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

X 2 Rode

Belohnungen.

Todesfälle.

Universitäten Chronik.

Vermischte Nachrichten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 1. December 1795.

TECHNOLOGIE.

GIESSEN, b. Krieger: *Franz Ludwig von Cancrin,* Ihro Russisch-Kaiserl. Majestät Collegienraths etc. *kleine technologische Werke.* 3ter Band. Mit 12 Kupfertafeln. 1791. 22 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Diese Schrift giebt abermals Beweise nicht nur von dem fruchtbaren Erfindungsgeiste des Vf. sondern auch von seinen reifen Kenntnissen und ausgebreiteten Erfahrungen in Werken der Architektur und Technologie. Sie enthält drey Abhandlungen. Die erste derselben betrifft den Bau einer neuen Obstdarre. In der von dem Vf. angegebenen Darre kann das Obst bequem und völlig brauchbar zubereitet werden; überdies hat die vorgeschlagene Einrichtung vor den gewöhnlichen Obstdarren auf dem Lande den Vorzug, dass dabey die Feuergefährlichkeit verhütet, ein beträchtlicher Theil an Feuerung erspart, und die Heizung nicht bloss mit Holze, sondern auch mit Torfe, oder Steinkohlen bewerkstelliget werden kann. Hiezu kommt noch, nach des Rec. Ueberzeugung, dass eben diese Darre, (wenn die innere Einrichtung so gemacht wird, dass die zum Lager der Obsthürden bestimmten Gerüststangen auf hervorragenden Steinen ruhen, und, nach Erfoderniss dahin gelegt, oder weggenommen werden können,) auch zum Trocknen nassen Getraides, und besonders zum Dörren des Flachses (welches gemeiniglich auf dem Lande in Backöfen, auf heissen Feuerheerden, oder nahe bey geheizten Stubenöfen geschieht, und schon so oft Feuersbrünste verursacht hat) genutzt werden könnte. Die Erbauung einer solchen gemeinschaftlichen Darre in jedem nur irgend beträchtlichen Dorfe würde also eine sehr heilsame Veranstaltung seyn. Die Structur einer solchen Darre ist durch 12 Abzeichnungen nach Durchschnitten und von allen Seiten auf 4 Kupfertafeln und durch eine umständliche Erklärung derselben, vollkommen deutlich gemacht. Ueber ihren Gebrauch und Nutzen findet man hier ebenfalls hinlängliche Belehrung. Die Einrichtung aller Theile ist so bestimmt, dass die Darre dadurch nicht nur Dauerhaftigkeit, Bequemlichkeit im guten Trocknen des Obstes, und Sicherheit gegen Feuersgefahr, sondern auch leicht erwärmt werden kann, und die Wärme fortdauernder erhält; auch ist dafür gesorgt, dass der Dampf, wenn mit Torfe, oder Steinkohlen geheizet wird, den Geruch und Geschmack des Obstes nicht verderben kann. Die Erbauung einer solchen Darre in der angegebenen Grösse erfodert freylich besonders wegen des nöthigen Eisenwerks, ungleich mehr Kosten, als die gewöhnlichen Obstdarren; allein sie sind doch nicht so beträchtlich, dass sie nicht durch jene Vorzüge weit überwogen würden.

Die zweyte Abhandlung ist ein Nachtrag zu der in des Vf. vorherigen technologischen Schriften befindlicher Beschreibung des Kupoloofens. Hier wird noch besonders eine Einrichtung desselben angegeben, nach welcher er entweder bloss mit rohem Torfe, oder Steinkohlen oder auch mit Wellen, oder Scheitholze geheizt, und gleichwohl zum Frischen, Saigern und Darren eben so, als wenn er mit Kohlen geheitzt würde, gebraucht werden kann. Jene Einrichtung wird durch 6 Kupfertafeln, die diesen Ofen im Grunde, Durchschnitte, Aufrisse und Prospecte darstellen, kenntlich gemacht. Das 1ste Cap. giebt eine genaue Erklärung dieser Kupfertafeln. In dem 2ten Cap. wird das Verfahren, ihn ohne Kohlen zu gebrauchen, beschrieben. Diese Abhandlung ist also besonders für das Hüttenwesen bey den Kupferbergwerken wichtig, weil sie zu Ersparung der Kohlen, die bey denselben, wegen Mangel des Holzes, zuweilen gar nicht, und oft nur mit einem den Vortheil sehr vermindernden Aufwande, herbey geschafft werden können, Anleitung giebt. Es kömmt dabey hauptsächlich auf die Leitung und den Grad des Feuers nach den Erfodernissen des Frischens, Saigerns und Darrens an; und die vorgezeichnete ganze Anlage, und die darauf folgende Anweisung zum Verfahren in jenen Operationen zeigt auch, dass der Vf. hierauf sorgfältig bedacht gewesen sey. Es ist also nicht unwahrscheinlich, dass der beabsichtigte Erfolg dadurch wirklich erreicht werden könne. Indess wäre es wohl der Mühe und der Kosten werth, einiger Nebenerfodernisse wegen noch einige Versuche damit anzustellen, um völlige Gewissheit darüber zu erlangen.

Am längsten hat sich der Vf. in der 3ten Abhandlung mit dem für so viele Nahrungsgewerbe und besonders zum Bauen unentbehrlichen Materiale — dem Kalke — in Hinsicht auf die Natur des Kalksteins, seine Lage in Gebirgen, das Brechen desselben, seine Zubereitung und seinen Gebrauch beschäftiget. Im 1sten und 2ten Cap. wird der Unterschied zwischen Spaar- oder Gips- und Leder- oder Bitterkalke, nach ihren äussern Kennzeichen, inneren Bestandtheilen und Unterabtheilungen bestimmt, und eine Anweisung gegeben, die Güte sowohl des Gips- als Kalksteins in einem kleinen auf der 2ten Kupfertafel abgebildeten Ofen zu erforschen. Nach den Versuchen, die der Vf. damit angestellt hat, ist der Gips um desto bindender, folglich besser, je feiner und reiner die in ihm befindliche Erde, je grösser ihre Menge, und je mehr der Gipsstein durch das Brennen von den fremdartigen Theilen, vornehmlich dem Wasser und der Vitriolsäure, gereinigет

get ist. Man muss ihn sogleich frisch nach dem Brennen gebrauchen: weil ihm alsdann jene zusammenziehende und bindende Kraft um so viel mehr eigen ist, welche er hingegen durch das Alter verliert. Gleichergestalt zeigt sich bey dem erwähnten Probieren, dass der Bitterkalk um desto tauglicher sey, je grösser die Feinheit, Reinigkeit und Menge der ihm eigenthümlichen Erde, und je mehr der Kalkstein bey dem Brennen von fremdartigen Theilen, hauptsächlich von Wasser, Luft und Phlogiston entlediget ist. Man gewinnt viel an seiner bindenden Eigenschaft, wenn er sogleich nach dem Brennen gelöscht, und — nach des Vf. vieljährigen Erfahrung — sofort nachher mit Sande vermischt, und so warm, als möglich, verbraucht wird. Die Gebirgsarten, woselbst sich sowohl Gips- als Kalksteine befinden, ihre Lage und Beschaffenheit in Flötzen, Gängen- Steck- und Seifenwerken werden im 3ten Cap. ausführlich beschrieben. Das 4te Cap. handelt zuerst von dem Aufsuchen und Entdecken, und hierauf von dem Brechen und Gewinnen der Gips- und Kalksteine. Die Belehrungen über das Erstere betreffen das Erschürfen dieser Steine durchs Bohren, durch Schachte, und durch Suchstollen. Da es aber noch andere Mittel zu solchen Entdeckungen, nämlich gewisse äussere Merkmale von dem Daseyn der Gips- und Kalksteine, giebt; z. B. wenn harte, in Gewässern, die aus einem Gebirge entspringen, liegende Körper mit einer kalkartigen Rinde überzogen sind; so würde es nicht überflüssig gewesen seyn, auch diese mit anzuführen. Der hiernächst folgende Unterricht sowohl von den einfachen und zusammengesetzten Werkzeugen zum Brechen gedachter Steine, als auch von dem dabey zu beobachtenden Verfahren ist zwar richtig, aber weitläuftiger, als erfoderlich war: weil vieles, als allgemein bekannt, vorausgesetzt werden konnte. Im 5ten Cap. giebt der Vf. Anweisung, mit beträchtlicher Ersparung an Kosten, den Kalk vollkommen tauglich zu brennen. Er prüft dabey zuerst den Bau sowohl der horizontalen, oder liegenden, als auch der senkrechten, oder stehenden Kalköfen, und beschreibt dann das Geschäft des Brennens selbst. Die horizontalen Oefen werden für minder vortheilhaft, als die senkrechten, erkannt; die erstern können zwar zum Einsetzen, Brennen und Herausnehmen des Gipses und Kalkes, auch dabey zugleich zum Brennen der Back- und Ziegelsteine bequem genutzt werden, aber es geht in ihnen ein Theil der Hitze unnütz verloren, und sie erfodern also mehr Feuerung. Dieses Vorzuges unerachtet haben aber, wie der Vf. bemerkt, die senkrechten Kalköfen, in ihrer gewöhnlichen Structur die wichtigen Fehler, dass sie wegen ihrer viereckigten Figur, und weil sie meistens eine gleiche, oder wohl gar oben noch eine grössere Weite haben, als unten, allzu viel Brennmaterialien erfodern, 2) dass in ihnen das Feuer nicht überall gleich vertheilet, und zweckmässig geleitet, folglich kein vollkommen gutes Ausbrennen des Gipses, oder Kalkes erreicht werden kann, und 3) dass sie der Gefahr des Einsturzes des Gewölbes über dem Heerde, zum Verderben eines ganzen Brandes, so sehr unterworfen sind. Diesen Mängeln abzuhelfen schlägt der Vf. die Erbauung eines stehenden Kalkofens vor, welchen er in 4 Grund- 2 Durchschnitts- Rissen und 1 perspectivischen Risse auf der 1sten und 2ten Kupfertafel dargestellt, und in der Abhandlung selbst deutlich erklärt hat. Ein solcher Ofen soll den Vorzug haben, dass, wegen seiner Grösse im Boden zu 12 Fuss, in der Mündung zu 6 Fuss und in der Höhe zu 25 Fuss, noch einmal so viel Gips, oder Kalk, als in den gewöhnlichen Oefen, darinn gebrannt, und dabey viel an Zeit, Arbeitslohne und Feuerung gewonnen werden könne; dass durch seine runde Figur den Gips- und Kalksteinen überall ein gleich starker Grad der Hitze verschafft, und wegen seiner konischen Verengung der obere Gips und Kalk zugleich mit dem unteren gar gebrannt werde; dass durch seine senkrechte Structur keine Hitze verloren gehe, und daher weniger Feuerung erfodert werde; und dass in der vorgezeichneten Einrichtung das Feuer unter dem ganzen Einsatze von Gips- und Kalksteinen überall verbreitet und gleich stark vertheilt, folglich ein gleichförmiges Garbrennen, auf die wenigst kostbare Art, bewirkt werden könne. Hierauf folgen ausführliche, richtige und nützliche Vorschriften über das Verfahren bey dem Gips- und Kalkbrennen in einem solchen Ofen. Endlich handelt der Vf. im 6ten und letzten Cap. von der Zubereitung des gebrannten Gipses und Kalkes zu den Bauarbeiten. Dies ist, in Hinsicht auf ihren Gebrauch sowohl für sich allein, als auch in der Vermischung mit andern Materialien, mit ausführlichen und genauen Bestimmungen der deshalb zu beobachtenden Regeln und zu vermeidenden Fehler geschehen; welches auch um so mehr nöthig war: weil der beste Gips und Kalk durch unrichtige Behandlung leicht verdorben werden kann.

In solchen an richtigen und nützlichen Belehrungen reichen Schriften sieht man über manches überflüssige und andre kleine Fehler im Vortrage gern und billig hinweg.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Felsecker: *Faunae Insectorum Germaniae Initia. Deutschlands Insecten*, herausgegeben von Dr. *G. W. F. Panzer*. 13, 14, 15tes Heft, jedes in einem Pappfutterale. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit dem dreyzehnten Hefte fängt der zweyte Jahrgang dieser Insectenfaune an, die sich durch ihre schönen Abbildungen, durch viele neu bekannt gemachte Arten, und durch ihre Wohlfeilheit über ihre Schwestern erhebt.

13tes Heft. *Parnus prolifericornis F.* Die Gründe, warum wir Geoffroy's Citat. nicht herrechnen können, werden wir, um Wiederholungen zu vermeiden, in der Rec. von Oliviers Werke, bey der Gattung *Dryops* auseinandersetzen. — *Coccinella parvula F. C. annalis F.* Olivier beschreibt den hier vorgestellten Käfer in der Encyclop. method. V. 81. 143 unter dem Namen *C. ruficollis. C. frontalis F.* Wir besitzen ein ganz ähnliches Geschöpf, das Geoffroy Hist. nat. 1. 333. 23 beschreibt, und Olivier l. c. 142. *C. interrupta* nennt, wobey er fälsch-

fälschlich *C. Austriaca. Schrank.* citirt. Es unterscheidet sich nur durch den Mangel der Seitenflecken des Brustschildes *C. bisbipustulata F.* Wir sind mit dem Vf. nicht einig, dass er diese so eben benannten Käfer geradezu für Coccinellen erklärt. Kugelann scheint uns sehr richtig eine eigene Gattung daraus gebildet zu haben, die er *Scymnus* nennt. — Cryptocephalus cordiger F., variabilis und distinguendus Schneid. sind als mit einander leicht verwechselbare Arten zusammengestellt; wofür der Vf. Dank verdient. Die schönen Panzerischen Abbildungen lassen dann keinen Zweifel mehr zurück, welche von den ähnlichen Arten man vor sich hat. Bey dem *distinguend. Schn.* ist im Texte *variegatus F.* citirt; allein es scheint uns doch besser, dass der Schneider. und nicht der Fabric. Namen auf der Kupferplatte steht, weil wir gegen die Richtigkeit des Fabric. Citats noch grosse Zweifel hegen. Wir haben diesen Käfer nie mit rothen, sondern allezeit mit bleichen Flügeldecken gesehen. — *Lymexylon flabellicorne Schneid.* wird von einigen fälschlich für das Männchen von L. *dermestoïdes* oder L. *proboscideum* F. gehalten. — Mordella dorsalis Panz. Die Beschreibung und Abbildung sind viel zu bezeichnend, als dass wir das hier dargestellte Thier nicht für *M. humeralis Linn.* erklären sollten. Da Fabr. sich auf Linné beruft, so wird er wahrscheinlich auch dasselbe Thier beschrieben haben. Dann aber fällt bey ihm das Geoffr. Citat weg, da dieser Schriftsteller bey seiner Anaspis n. 2. keines Stachels erwähnt. — *Ips haemorrhoïdalis* F. Wegen *Hispa cornigera*, wie sie Fabr. in seinen Spec. 82. 5. beschreibt, hegt Rec. keinen Zweifel, da alles in der Beschreibung sehr gut passt. Schäffer Ic. tab. 20. fig. 4. a. b. aber kann nicht hierhergerechnet werden, folglich muss auch Harrer wegfallen. Schwerlich möchte dieser Käfer zu der Gattung *Hypophloeus* gebracht werden können, wohin auch noch mehrere Entomologen ihn haben rechnen wollen. Wir sind noch immer der schon mehreremale geäusserten Meynung, dass man ihn zu *Diaperis* bringen könne. — *Ips rufipes.* Als Synonym gehört *Silpha collaris.* Schaller Act. Hall. I. 256. hierher. — *Phalangium Hellwigii Panz.* Ein sonderbares Geschöpf, soll auch um Leipzig gefangen seyn, und nach starken Gewittern aus seinen Schlupfwinkeln hervor kommen. — *Sphinx Euphorbiae* und *S. Galii.* Wir hätten zu dem Namen auf der Abbildung des erstern nicht *Linn.* sondern lieber *Fabr.* gesetzt; da es ausgemacht ist, dass Linné beide Arten zusammengeschmolzen hat. Die Beschreibung der Oberseite der Flügel trifft eben so gut auf *S. Euphorbiae*, als auf *Galii*; die Beschreibung der Unterseite aber ist bloss von *Euphorbiae* genommen. Wahrscheinlich hat Linné, der beide für einerley hielt, es für unnöthig geachtet, mehr als ein Exemplar umzudrehen; und gerade das, welches er umwandte, war *S. Euphorbiae.*

14tes Heft. 1. *Dytiscus dorsalis.* Wir sind überzeugt, dass Panzer eine Abart des *D. dorsalis Olivier* vor sich gehabt hat. Dieser Käfer ist, so wie die meisten Arten dieser Gattung, sehr wandelbar in seiner ohnehin wenig sichtbaren Zeichnung. Der rothe Seitenrand des Brustschildes tritt zu beiden Seiten nach der Mitte hin. Bisweilen steht, wie hier abgebildet ist, zu jeder Seite vor dem Seitenrande ein abgesonderter rother Fleck. Der rothe Punkt an der Wurzel der Flügeldecken fliesst nicht selten mit dem Seitenrande zusammen, bisweilen fehlt er gänzlich. Ob dieser Käfer nun auch der *D. dorsalis Fabr.* ist, bleibt vor der Hand noch ungewiss, da Fabric. ihn *nimis affinem D. 6-pustulato* angiebt. — *D. picipes F.* Bisweilen sind die Streifen ganz verloschen. — *D. lituratus F.* ob wirklich der Fabr. Käfer? Es ist sehr schwer, bey der grossen Menge sich ähnlicher Wasserkäfer nach der oft nur zu kurzen Fabric., gewöhnlich nur auf die Zeichnung sich beziehenden Beschreibung, den wahren herauszufinden. — *D. confluens F.* Die schwarzen Linien sind von unbeständiger Gestalt und reichen oft bis zur Wurzel der Flügeldecken. — *D. inaequalis.* Auf keine Weise der Fabricische Käfer. Die angegebene natürliche Grösse zeigt es, dass dieser Käfer, den wir nach der schönen Abbildung sehr wohl kennen, dem *D. maculatus. Lin.* sehr ähnlich seyn müsse; vielleicht wird er oft mit ihm verwechselt. Sonderbar ist es, dass die Beschreibung, die Fabricius von seinem zehnmal kleinern, ganz verschieden gebauten Käfer giebt, genau auf den hier vorgestellten Käfer passt. — *D. elevatus. Hellwig. D. margine punctatus. Panz.* Schwerlich mehr als Abart des *D. impressus Dermest. sexdentatus* F. weit eher ein Lyctus, als ein Dermestes, zu welcher Gattung er freylich, ehe die Gattungen mehr gereinigt wurden, gezählt werden konnte. — *D. picipes F.* Sicher nicht dieser Gattung, wahrscheinlich ein Anobium. *Cerambyx nebulosus. F.* Nach Rec. Empfindung ist der Habitus des Thiers verfehlt. Voet t. 4. f. 4. Tom. 3. stellt ihn schon richtiger dar. Dagegen sind die Abbildungen des *C. fasciculatus. F.* und *C. hispidus. Lin.* sehr schön. — *Rhagi a. tringarius F.* Da Linné zum ausdrücklichen Kennzeichen den *thoracem immaculatum, nec duobus callis fuscis longitudinalibus notatum* macht, und Fabricius Linné's Diagnosis wiederholt; so kann das hier vorgestellte Insect weder des einen noch des andern *tringarius* seyn. Es ist mit manchen Schwierigkeiten verknüpft, die vielen ähnlichen Arten dieser Gattung richtig zu unterscheiden und kenntlich zu bestimmen. — *Syrphus floreus. F.* Die Farbe der Füsse ändert ab. Bisweilen ist die Vorderbinde des Brustschildes in einander geflossen. — *S. arbustorum F.* ist sicher nicht der *arbustor.* sondern der *nemorum Lin. Fabr. Geoffr. Degeer.* Beide Arten sind freylich nahe verwandt, und vielleicht Geschlechter einer Art, allein für jetzt dürfen wir dies noch nicht annehmen.

15tes Heft. 1. *Bostrichus chalcographus F.* Wenn der hier vorgestellte Käfer wirklich der Chalcographus ist; so ist der Brustschild ganz verzeichnet; denn er ist hier kuglich dargestellt, da er bey dem Fabr. Bostrichus länger als breit, und vorn nicht sehr heruntergezogen ist. Wir glauben aber, dass Panzer einen andern Käfer vor Augen gehabt habe, und nur so können wir es uns erklären, wenn er denselben nicht zu den Bostrichen rechnen will. Unsere wenigen Exemplare erlauben uns nicht eine genaue Untersuchung der Fühlhörner; aber gesetzt auch, die Fühlhörner wichen etwas von der

der gewöhnlichen Einrichtung ab; so würden wir diesen Käfer doch nicht aus einer Gattung verweisen, zu der sein ganzer Bau und seine Lebensart ihn rechnen heissen. — *B. polygraphus. F.* Weit eher sind wir geneigt, diesen und einige ähnliche Käfer von dieser Gattung zu trennen. Doch muss eine genau angestellte Prüfung erst darüber entscheiden. Der *B. Piniperda* und einige verwandte Arten schliessen sich dicht an *Curculio Chloropus* an, und scheinen mit ihm und vielleicht noch mehreren eine Zwischengattung zwischen *Bostrichus*, *Anthribus* und *Curculio* zu bilden. Der Vf. will der Linnéischen Orthographie getreu *poligraphus* und nicht *polygraphus* schreiben. Rec. gesteht, dass er die Bedeutung von *poligraphus* nicht weiss. Er erklärt diese Linneische Schreibart für einen Schreibfehler, und hält es keinem Zweifel unterworfen, dass Linné habe *polygraphus* schreiben wollen. Die Bedeutung dieses Worts ist sehr passend, vorzüglich da Linné bey den übrigen Bostrichen die bekannten — *graphos* schon angewandt hatte. — *B. Scolytus. F.* Herbst hat ihn mit Recht in eine eigene Gattung gebracht. — *B. crenatus F.* Eigentlich ist er ganz schwarz, und nur in seinem jüngern Zustande so, wie er hier gefärbt ist. Wir haben ihn unter der Rinde des *Fraxin. excelsior.* gefunden, nicht aber im Nadelholze. Er nähert sich schon der Gattung Bruchus. *Antribus latirostris F.* Vollständige, noch nicht abgenutzte Exemplare dieses Käfers haben eine gelbgreise Stirn und auf den Flügeldecken bindenförmige Zeichnungen, die von Härchen ihren Ursprung haben. — *A. planirostris. F.* Den *Att. ruficollis Hbst* will Panzer nicht hierherrechnen. Eben so aber hätte er auch Fabricius nicht citiren sollen. Denn Fabric. Käfer ist sicher derselbe, den Paykull unter dem Namen *Curcul. fulvirostris* beschreibt, und den auch Fabric. nicht mit Unrecht für einerley Art mit dem *Att. ruficollis. Hbst* oder *Curc. Roboris. Paykull.* hält. Der vom Vf. hier vorgestellte Käfer ist uns unbekannt. — *Crabro Leucostoma. F.* Schwerlich möchte das hier sehr schön abgebildete Insect, das nicht, wie Rec. vordem auch dafür hielt, *C. Leucostoma*, sondern *C. albilabris. F.* ist, das Weibchen vom *scutatus* seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Göttingen*, im Vandenhöck- u. Ruprechtischen Verlage: *Ueber das Verhalten der Metalle, wenn sie in dephlogistisirter Luft der Wirkung des Feuers ausgesetzt werden*, von *Augustin Gottfr. Ludw. Lentin*, d. Weltw. D. u. Mitgl. d. Soc. d. Bergbaukunde. Mit 1 Kupfer. 1795. 3 Bogen. 8. Um seinen Zuhörern die Phänomene der Verkalkung in atmosphärischer und dephlogistisirter Luft zeigen zu können, ersann sich Hr. *L.* folgenden Apparat. Eine an zwey entgegengesetzten Seiten mit offnen Röhren versehene Glaskugel hängt er, nachdem das zu verkalkende Metall in dieselbe gethan worden, über Kohlen auf. Die eine Oeffnung der Kugel bringt er, vermittelst einer gebogenen Röhre, mit einer unter Wasser umgekehrten Flasche in Verbindung, und in die andere befestigt er einen nach unterwärts gebogenen Trichter, der in einen Zuber mit Wasser reicht. Sobald nun das Feuer des Ofens die atmosphärische Luft aus der Kugel in die Flasche getrieben hat, lässt er durch den Trichter, dephlogistisirte Luft in die Kugel treten. Hier bemerkte er nun die besondere, und bisherigen Erfahrungen widersprechende Erscheinung, dass, obgleich die Kugel glühete, dennoch das in derselben eingeschlossene Bley nicht zusammen schmolz, sondern unter Beybehaltung seiner Gestalt, mit einem schönen gelben Bleykalk überzogen wurde. — Die leichtflüssige Composition (aus Zinn, Bley, und Wismuth) schmolz zwar im Anfang, ehe die atmosphärische Luft ausgetrieben war, erhärtete aber wieder beym Zutritt der dephlogistisirten Luft. Zinn und Zink schmolzen unter diesen Vorkehrungen ebenfalls nicht; und dünnes Eisenblech wurde auch weder flüssig, noch merklich verkalkt. Ganz verschieden verhielt sich der Spiesglanzkönig; dieser floss bald, verwandelte sich in weisse Dämpfe, und wurde zum Theil in nadelförmigen Krystallen sublimirt. (Dieses Verhalten des Spiesglanzkönigs rührt gewiss nicht von dem, selbigen fest anhängenden Schwefel her, wie der Vf. meynt, sondern es hat seinen Grund in der Flüchtigkeit dieses Metalls.) Aus diesen Versuchen schliesst nun Hr. *L.* dass, bey dem Schmelzen der Metalle, sich mit denselben, ausser dem Wärmestoff, noch ein besonderer dritter Stoff verbinden müsse, und dass dieser der dephlogistisirten Luft fehle. Er suchte diese Vermuthung noch dadurch zu bestätigen, dass er, statt dephlogistisirter Luft, brennbares Gas in die Kugel steigen liess, und nun das Bley sehr bald schmelzen sah. — Es ist zu erwarten, dass diese Versuche bald von mehrern Chemikern werden wiederholt werden, und dann wird es sich zeigen, in wiefern Hr. *L.* richtig beobachtet hat, oder, ob nicht irgend eine Täuschung bey seinen Versuchen vorgefallen ist. — Rec. gesteht, dass er sich der Besorgung des letztern nicht erwehren kann. Der Vf. nahm zu seinen Versuchen ganz dünn zerschnittenes Tafelbley, das Bley bot folglich der Verkalkung eine sehr vervielfältigte Oberfläche dar. Jedes dünne Streifchen wurde also sehr bald mit Bleykalk überzogen, welche Kalkrinde das von ihr eingeschlossene metallische Bley am Zusammenfliessen hinderte. Ob nun gleich der Vf. selbst schon diesen Einwurf zu heben sucht, indem er sagt: er habe die Glaskugel noch während des Glühens zerbrochen, und mit einem Instrumente das Bley berührt, aber ungeschmolzen gefunden, so würde er doch den Zweifel sicherer aus dem Wege haben räumen können, wenn er die Versuche, anstatt der dünnen Bleystückchen, mit Bley aus einem ganzen Stücke wiederholt hätte. — Auch bey dem Versuche mit Zinn würde wahrscheinlich eine deutliche Schmelzung erfolgt seyn, hätte der Vf. dazu nicht Stanniol sondern ein derbes Stück Zinn angewendet. Dass aber Eisenblech bey dieser Zurüstung nicht flüssig geworden ist, war doch wohl nicht anders zu erwarten. — Uebrigens ist es Rec. unbegreiflich, wie die, unbeschlagen dem freyen Feuer blossgestellte, Glaskugel einen solchen Feuergrad, ohne zu schmelzen, hat aushalten können; wenn der Vf. die Hitze wirklich so weit getrieben hat, dass nicht nur die Glaskugel, sondern auch das eingeschlossene Bley (S. 41) weiss geglühet hat. Ferner möchte es manchem Leser etwas unwahrscheinlich vorkommen, dass Luft in eine so stark erhitzte Kugel eintreten sollte, imgleichen dass (Verf. 3 u. 4) ein mit gemeiner Luft, und luftleerem Gas, gefülltes Medicinglas, dessen Oeffnung genau mit Glas verschlossen ist, nicht zerspringen sollte, wenn es einem lebhaften Kohlenfeuer ausgesetzt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. December 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Jena, im akadem. Leseinstitut: *Welchen Gebrauch kann man in unserm Zeitalter von den symbolischen Büchern der Lutherischen Kirche machen? Vorbereitungsschrift zu einer künftigen Bearbeitung der symbolischen Bücher dieser Kirche.* (Auf einem andern Blatt ist der Titel so angegeben: *Versuch einer neuen Untersuchung über den Gebrauch der symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche, und über die Grundsätze, nach denen die Umänderung einer Kirchenverfassung unternommen werden muss. Vorbereitungsschrift etc.) Erste Abtheilung.* 1795. 236 S. 8.

Der Vf. bahnt sich den Weg zu seinen Untersuchungen durch eine weitschweifige Abhandlung über das Bedürfniss einer neuen Untersuchung über den Gebrauch der symbolischen Bücher. Er bekennt, dass er eine Zeitlang nach der herrschenden Denkart gerade des ehrwürdigsten Theiles unserer Zeitgenossen, diese Schriften für unbrauchbar gehalten habe, nun aber anderer Meynung sey. „Kants unsterbliches Werk über die Religionslehre (sagt er S. 89 f.), das alles erschöpft, was nur für uns über diesen Gegenstand gesagt werden kann, half mir das Chaos von religiösen Meynungen, das unser Zeitalter in den Kopf jedes Theologen wirft, ordnen, und begründete auch eine Berichtigung meines Urtheils über symbolische Schriften unsrer Kirche. Hier lernte ich die Natur eines Kirchenglaubens kennen, hier erhielt ich Aufschlüsse über das Wesen statutarischer Glaubenslehren und Glaubensverfassungen, und diese Einsichten waren eine ergiebige Quelle verbesserter Einsichten über die symbolische Verfassung der Lutherischen Kirche. — So lernte ich meine eigne, so wie die ausgebreitete Ueberzeugung meiner Zeitgenossen, von der Unbrauchbarkeit unserer symbolischen Schriften, und jene unbedachtsame Gleichgültigkeit und unphilosophische Verachtung, welche man ihnen erweist, in ihrer Grundlosigkeit einsehen.“ Hieraus ergiebt sich, dass unsers Vf. vornehmste Absicht dahin geht, dieser Gleichgültigkeit entgegen zu arbeiten. Nun folgt der Versuch selbst. *Erster Abschnitt. Philosophische Begründung der Untersuchung über den Gebrauch der symbolischen Bücher.* Der Vf. holt sehr weit aus. „Alles, was uns umgiebt, (so lautet der Anfang,) trägt das Gepräge der Form unserer eigenen Natur an sich. Das Entfernteste verräth die Nähe des Menschen, das Unsichtbarste strahlt in dessen Innerstem. Das Niedrigste erhebt sich zu dem, was er ist; im Erhabensten findet er sein Ebenbild. Das Gestirn, das noch jetzt unerreichbar für *Herschels* unendlich verstärkte Sehkraft im unermesslichen Raum schwimmt, so wie der Staub, der unter unsern Füssen dem bewaffneten Blick sich verbirgt ist — gleich dem Menschen, Körper, und trägt das Gepräge menschlich-sinnlicher Natur etc.“ (Ist das richtig? Und in welchem Zusammenhange steht diese Declamation mit den symbolischen Büchern?) Hierauf vom *empirischen* und *intellectuellen Wissen*, von *theoretischer* und *praktischer Vernunftwissenschaft*, von *Erfahrungsbegriffen* und *Vernunftbegriffen*. Was unter dem *Gebrauch* und *Missbrauch* einer Sache verstanden werde! Vom Unterschied zwischen Erfahrungs- und Vernunftgebrauche etc. *Zweyter Abschnitt. Darstellung der Untersuchung über den Gebrauch der symbolischen Bücher.* Hier soll das im ersten Abschnitt vorgetragene philosophische Räsonnement auf die symbolischen Bücher angewendet werden. I. *Von dem Gebrauch der symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche.* Bey dem Gebrauch derselben muss die *Materie* und *Form* unterschieden werden. Der Vf. schränkt seine Untersuchung auf die *Form* ihres Gebrauchs ein, welche in den Principien besteht, deren Befolgung der, welcher sie praktisch anwendet, sich vorgesetzt hat etc. Dieser Gebrauch ist wiederum entweder ein *Verstandesgebrauch* oder ein *Vernunftgebrauch.* Dies wird erklärt; wobey wir nur bemerken, dass er unter dem Verstandesgebrauch den *historischen* versteht. II. *Von dem historischen Gebrauch der symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche.* Es wird hier bloss die Frage beantwortet: Welcher Gebrauch wird in unsrer Kirche von den symbolischen Büchern gemacht? Hier wird wieder ein Langes und Breites philosophirt: a) *Ueber den historischen* B e g r i f f *der symbolischen Bücher.* Die Hauptmerkmale dieses Begriffs sind folgende: 1) Sie machen ein unzertrennliches Ganzes aus. 2) Sie setzen das Daseyn und den Glauben an die Wirklichkeit einer Offenbarung voraus. 3) Sie setzen die Offenbarung als vornehmsten Erkenntnissgrund religiöser Glaubenswahrheiten voraus. 4) Sie stellen den Inhalt der Offenbarung in seiner Reinigkeit dar. 5) Sie sind die Ausleger der Offenbarung, folglich 6) würdig, dass auf sie eine öffentliche Glaubensverfassung gegründet werde. 7) Sie enthalten eine vollendete, feststehende Offenbarungslehre, und begründen eine unabänderliche Glaubensverfassung. b) *historischer Gebrauch der symbolischen Bücher.* Die vorzüglichsten Bestandtheile des historischen Gebrauchs derselben, welche den Hauptmerkmalen ihres historischen Begriffs, von welchem sie abhängen, entsprechen, sind folgende: 1) Sie bringen die Vernunft unter die Herrschaft des Kirchenglaubens. 2) Sie belehren über den eigentlichen und wahren Inhalt der Offenbarung. Eine Ge-

Gesellschaft von Menschen, die dieses anerkennt, wird geneigt seyn ihnen 3) eine verbindende Kraft, nach ihrem Inhalt die Offenbarung auszulegen, einzuräumen. Folglich 4) verpflichten die symbolischen Bücher zu der Glaubensverfassung, zu deren Begründung sie die Würdigkeit enthalten. 5) Sie verbinden jedermann, an ihrem Inhalt nichts abzuändern, und die durch sie begründete Glaubensverfassung nicht zu erschüttern. III. *Von dem Vernunftgebrauch dieser Bücher.* Dieser Vernunftgebrauch ist von zweyfacher Art, einmal, wenn Vernunft diesen Gegenstand auf die *Ueberzeugungen*, sodann wenn sie ihn auf die *Gesinnungen* der Menschen anwendet. Die erste Art des Gebrauchs führt den Namen des *theoretischen*, die zweyte aber des *praktischen* Vernunftgebrauchs. Hier werden die Merkmale des historischen Symbolbegriffs gemustert, und es wird untersucht, in wieferne sie von der Vernunft gebilliget, oder wieferne sie von ihr nicht anerkannt werden können. Da diese Recension ohnehin schon etwas zu lang gerathen ist, so können wir dem Vf. in seinen Untersuchungen nicht weiter folgen. Da er den Grundsatz aufstellt (S. 206.): dass symbolische Bücher Vernunft als vornehmsten Erkenntnissgrund religiöser Glaubenswahrheiten voraussetzen, so kann man leicht denken, dass er nicht alle Merkmale des historischen Symbolbegriffs vernunftmässig finden wird. Rec. enthält sich aller weitern Anmerkungen über die Grundsätze des Vfs., weil die Hauptsache erst in der zweyten Abtheilung vorkommen wird, da man erst das Ganze wird übersehen und beurtheilen können. Indessen werden manche Stellen in dieser Schrift aufmerksamen Lesern sehr sonderbar vorkommen. So heisst es z. B. (S. 205.): „Niemals ist Hoffnung vorhanden, dass der einzig wahre Sinn irgend einer aus dem Alterthum uns zugekommenen Schrift durch historische Gelehrsamkeit gefunden werde, und dieses um so viel weniger, wenn eine solche Schrift Offenbarungen enthält, welche menschlichen, natürlichen Kräften nicht erreichbar sind, es wären hiezu schlechterdings neue Offenbarungen erfoderlich. *Offenbarung bedarf also eines Auslegers.*" Was nützt aber, (wird man fragen,) der Ausleger, wenn doch der wahre Sinn schlechterdings nicht gefunden werden kann? Und welcher vernünftige Mensch wird sich überhaupt noch die vergebliche Mühe nehmen, irgend eine aus dem Alterthum uns zugekommene Schrift zu lesen, wenn der einzig wahre Sinn niemals gefunden werden kann? Dergleichen sonderbare, aller Erfahrung widersprechende Behauptungen sind doch in der That lächerlich. Ueberhaupt ist es ein ganz eigner Gedanke, die symbolischen Bücher nach Kantischen Grundsätzen bearbeiten zu wollen. Rec. hält dieses für einen grossen Misbrauch der Philosophie, und er befürchtet, dass die Wissenschaften durch eine solche Behandlung mehr verlieren, als gewinnen werden.

GESCHICHTE.

Coburg, b. Ahl: *Geschichte der Königlich Preussischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen von ihrem Ursprung bis auf gegenwärtige Zeiten*, entworfen von *Georg Wolfgang Augustin Fikenscher*, der lateinischen Gesellschaft zu Altdorf Ehren- und des philologischen Seminariums auf der Universität Erlangen ordentliches (m) Mitglied (e). 1795. 1 Alph. 9 Bog. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auf dem Titel steht zwar nicht: *Erster Theil:* wohl aber am Ende. Das ist ein bekannter Verlegerkunstgriff, der da angewendet wird, auf dass man glauben solle, das Buch sey vollendet, man könne es folglich ohne Gefahr, dass es defect bleiben werde, kaufen. Wir unsres Orts hoffen, die Arbeit werde, auch ohne diesen Kniff, Liebhaber finden, die den Verleger in den Stand setzen, die beiden übrigen Theile drucken zu lassen. Denn Hr. *F.*, der sehr frühzeitig die Schriftstellerlaufbahn betrat und sich durch seinen *Beytrag zur Gelehrtengeschichte* u. s. w. (1793) um die specielle Literarhistorie verdient machte, hat den ersten Theil so bearbeitet, dass man es als einen Verlust für die Literatur ansehen müsste, wenn der Rest dahinten bliebe. Aus den Belegen erhellet, dass er nicht allein mit allen gedruckten, sondern auch mit manchen ungedruckten Hülfsmitteln versehen war, und die Ausführung beweist, dass er sie mit Verstand und Einsicht zu benutzen wusste. Ueberdies genoss er, laut der Vorrede, des Rathes und Beystandes von zwölf Gelehrten, meistens Professoren der Universität zu Erlangen. Die Einkleidung der Materialien ist so beschaffen, dass man im Lesen eben nicht oft anstösst: ob wir gleich damit nicht läugnen wollen, dass hier und da eine gewisse Monotonie; Nachlässigkeit und provinzieller Ton Statt findet. Dies wird der Vf. in der Folge selbst erkennen, wenn er mehr Uebung wird erlangt haben. Haben uns doch selbst Veteranen Universitätsgeschichten geliefert, die in Ansehung des Stils wahrlich keine Meisterstücke, aber demungeachtet brauchbar sind.

In diesem ersten Theil erhalten wir das Historische der im J. 1793 ein halbes Jahrhundert bestandenen Universität im Allgemeinen. In 17 Kapiteln werden Nachrichten ertheilt von den Schriften, welche einzig und allein von der Stadt und von der Universität handeln — denn Reisebeschreibungen und andere Schriften, worinn beyläufig, und gewöhnlich sehr flüchtig und unzuverlässig Erlangens erwähnt wird, führt Hr. F. nicht mit auf — von der Lage, dem Ursprung, Wachsthum, den Schicksalen und dem gegenwärtigen Zustande der Stadt Erlangen — so viel nämlich hier davon nöthig schien — von der Errichtung der Universität — die schon im vorigem Jahrhundert zu Culmbach geschehen sollte, aber erst im gegenwärtigen, und zwar Anfangs im J. 1742 zu Bayreuth, im Jahre hernach aber, durch Verlegung nach Erlangen, vollzogen wurde — von dem Wachsthum und dem gegenwärtigen Zustande der Universität, von ihren Privilegien, Gesetzen und Gebäuden, von dem Rector, ehemaligen Director und Curatel, jetzigem Curator, Prorector und Prokanzler, von den Concilien und Facultäten, von der Universitätsexpedition, von der Kasse, ihres Curatel und dem Quästor, vom Universitätsamtsverwalter zu Selb und

Thier,

Thierstein, vom Bauschreiber und den übrigen Officianten.

Aus der ganzen Geschichtserzählung des Vf. erhellet, dass diese Universität unter vielen Stürmen und Widerwärtigkeiten entstanden und empor gewachsen ist. Bloss dem Eifer eines Holländers, Daniel von Superville, geheimen Raths und Leibarztes des Markgrafen Friedrich von Bayreuth, hat sie ihre Entstehung zu danken; doch scheint auch die Gemahlin dieses Fürsten, eine Schwester Friedrich's des Einzigen, dazu beygetragen zu haben. Wäre sie gleich Anfangs so unterstützt worden, wie unter dem noch in England lebenden Markgrafen Christ. Friedr. Karl Alexander; so würde sie, bey so vielen Vortheilen, die sie vor vielen andern Universitäten geniesst, eine der blühendsten geworden seyn, und würde noch mehrern ihrer Mitschwestern den Rang abgelaufen haben. Hr. F. führt S. 374 u. ff. noch andere Ursachen an, die dies hinderten. Jetzt, da alle preussische Landeskinder dort studiren dürfen, und ein *Hardenberg* ihr Curator ist, scheint ihre glänzendste Periode einzutreten.

Im zweyten Theil haben wir Nachrichten von dem Leben und Schriften aller Lehrer, die jemals dort gelehrt haben, zu erwarten; und im dritten, von allen ehemals daselbst gewesenen und noch dauernden gelehrten Anstalten; z. B. von dem königl. Institut der Moral und schönen Wissenschaften, von dem philologischen und Predigerseminarium, von der katechetischen Anstalt, von dem anatomischen Theater, klinischen Institut, botanischen Garten, Naturaliencabinet, vom physikalischen Apparat, von der Bibliothek, von gelehrten Zeitungen, vom Buchhandel, den Buchdruckereyen u. s. w. von den Studenten (hoffentlich auch Listen von Jahren zu Jahren), von der so heilsamen Oekonomieanstalt, von Disputationen, Promotionen u. s. w., von den Reden, die seit der Stiftung sind gehalten worden, vom Convictorium u. s. w. Wir wünschen nochmals aufrichtig die Vollendung des nützlichen Werks, hoffen aber auch, Hr. F. werde unter den oben erwähnten Gegenständen und bey ihrer Behandlung eine bessere Ordnung, als die angeführte und von ihm copirte, beobachten.

Züllichau, in Comm. b. Frommann: *Geschichte des Herzogthums Sagan*, von *J. G. Worbs*, Past. zu Priebus. (1795). 1 Alph. 6 Bog. 8.

Eine in der That gut geschriebene Geschichte dieses schlesischen Herzogthums, das bekanntlich seit zehn Jahren der Herzog Peter von Curland besitzt! Der Vf. hat viele, in der Vorrede beschriebene, gedruckte und ungedruckte Hülfsmittel kritisch benutzt, und die von der Spreu sorgfältig abgesonderten Körner auf eine gefällige Art — wir meynen in einem reinen, ungekünstelten Stile — seinen Lesern dargereicht. Er erzählt mit unter, zumal in der ältesten Zeit, Fabeln, giebt sie aber auch für nichts anders aus. „Aber, setzt er hinzu, warum sollten wir nicht *unsre* Fabeln aufbewahren, da wir deren so viele von Völkern und Ländern merken müssen, die uns gar nichts angehn?" Hr. *W.* verweilt indessen nicht lange bey ihnen; sondern geht bald zur wahren Geschichte über. Auch bey der Eintheilung in Zeitabschnitte beweist er tiefe Vertraulichkeit mit seinen Materien. Die 1ste Periode läuft von der ältesten Zeit bis zum J. 1163. Im 1sten Kapitel ist die Rede von den ältesten Einwohnern (die der Vf. nicht für Deutsche, sondern für Slaven hält), von dem ältesten Namen jener Gegend, von Sagan Anfangs unter Böhmen, hernach unter Polen. Letzteres wird im 2ten Kapitel fortgesetzt. Die 2te Periode stellt Sagan vor unter den schlesischen Herzogen aus dem Piastischen Hause 1163 — 1472; und zwar im 1. Kapitel unter den Glogauischen Herzogen 1395; im 2ten unter einem eigenen Herzoge, Hans I. 1403 — 1439; im 3ten wird die besondere Geschichte des Städtchens Priebus bis 1439 erzählt; im 4ten, die Schicksale von Sagan, Priebus und Naumburg unter den Söhnen jenes Hansen 1439 — 1472. Das 5te ist statistisch; denn es handelt vom Anbau des Landes, von seiner Verfassung, Abgaben, Rechtspflege, Kriegswesen, Sitten, Handel, Münzen, Religion und Literatur, während der zweyten Periode. Die 3te stellt Sagans mannichfache Schicksale von 1472 bis 1646 vor. Hier sehen wir nicht wohl ein, warum der Vf. zwischen dem 1sten Kapitel, das die Regierungsveränderungen enthält, und zwischen dem 3ten, das die Schicksale der einzelnen Städte darstellt, das 2te von der Statistik hineingezwängt hat; das 4te enthält Geschichte der Religion und Literatur in dieser Periode. Die 4te von 1646 bis jetzt hat dieselbe Einrichtung. Was von den ganz enormen Abgaben des Herzogthums, zumal in ältern Zeiten S. 350 u. ff. erzählt wird, verdient besondere Aufmerksamkeit. Man möchte sich fast wundern, wie noch Menschen ehedem dort hätten wohnen mögen. Der dreyssigjährige Krieg hat auch diesem Ländchen Wunden geschlagen, die noch nicht ganz geheilt sind. Statt dass es im 16ten Jahrhundert voll von Eisenwerken war, sind jetzt nur zwey im Gange. Statt der 400 Tuchmacher, die ehedem in der Stadt Sagan waren, hatte sie im J. 1756 ihrer erst 61, und von den 700 Leineweberstühlen, die Sagan damals gehabt haben soll, fehlten in jenem Jahre noch 686. Im J. 1792 aber waren wieder dort 113 Tuchmacher, welche 4318 (Stück) Tücher verfertigten, und 118 Leinweberstühle, auf denen 2603 Schocke Leinwand gewebt wurden. Das Verkehr mit Garn scheint jetzt das beträchtlichste zu seyn; denn im J. 1792 wurden nach den Accisregistern 65,452 Stück weisses und 10,158 Stück rohes Garn ausgeführt. Der Absatz des nordischen Leinsaamens, wovon der meiste nach Sachsen, Böhmen und Mähren geführt wird, betrug im J. 1792 über 4000, und im J. 1793 etwas über 5000 Tonnen. Die Religionsgeschichte, besonders die ehemaligen Verfolgungen der Katholiken gegen die Protestanten, finden wir fast durchaus *sine ira ac studio* vorgetragen. „Was das Innre der Religion betrift, so hat auch unser Fürstenthum an der jetzigen allgemeinen Berichtigung der Religionsbegriffe Theil genommen, und hie und da

zeigt sich dieses auch im Aeusserlichen des Gottesdienstes. In mehrern protestantischen Kirchen ist seit einigen Jahren die allgemeine neben der Privatbeichte eingeführt worden. Es giebt Kirchen, wo der Exorcismus schon seit vielen Jahren ganz abgeschafft ist. Die Verbesserung des Saganischen, fast im ganzen Fürstenthume gebrauchten, Gesangbuches, in welchem (s) viele neue Lieder aufgenommen worden, die alten, unsern Zeiten nicht mehr angemessenen, weggelassen, und die bessern unverändert geblieben sind, ist ein neuer Schritt zur vernünftigen Denkungsart in der Religion. Auch unter den katholischen Geistlichen in und ausser der Stadt giebt es Freunde der vernünftigen Aufklärung und der neuen Lectüre. Auch ihre Gottesverehrungen und Religionsvorträge sind in neuern Zeiten um vieles gereiniget und dem Geiste der Religion angemessener worden." Sehr selten sind wir auf Nachlässigkeiten im Ausdruck gestossen, wie S. 313.: *die Anhänger dämpfen.*

Wir verbinden mit dieser Anzeige noch fogende kleine Schrift desselben wackern Geistlichen:

Sagan, gedr. in der herzogl. Hofbuchdruckerey: *Das Andenken der Evangelischen Religionslehrer im Priebussischen Kreise;* bey Gelegenheit des am Sonntage Reminiscere 1795 gefeierten 50jährigen Kirchenjubelfestes zu Priebus, von *J. G. Worbs*, Past. in Priebus. 1795. 2 Bog. gr. 8.

Nach einer kurzen Darstellung der dortigen Religionsveränderungen werden Nachrichten von den evangelichen Pfarrern, Diakonen und Schullehrern in Priebus und von den Geistlichen in den zu diesem Kreise gehörigen Oertern ertheilt. Es kann nicht fehlen, dass darunter manche literarische Nachricht auch Auswärtigen willkommen seyn werde, wie z. B. die von unserm Vf. selbst, von dem im J. 1711 gestorbenen Martin Mylius, u. a. m.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Grätz, b. Kienreich: *Der vollkommene Weinwirth und Weinkellermeister*, welcher praktisch lehret, wie man verfälschte Weine erkennen kann. 3te Aufl. 1794. 144 S. 8.

Berlin, b. Maurer: *Geschichte des heutigen Europa vom fünften bis zum achtzehnten Jahrhunderte.* In einer Reihe von Briefen eines Herrn vom Stande an seinen Sohn. Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen von *J. F. Zöllner.* 3ter Theil. 366 S. 4ter Th. 371 S. 2te Aufl. 1795. 8.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Lehrbuch der christlichen Religion, nach Anleitung des Katechismus Lutheri*, entworfen von *M. J. Ch. Förster.* 4te Aufl. 1794. 295 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *London (?): Geheime Geschichte des Verschwörungs-Systems der Jacobiner in den österreichischen Staaten.* Für Wahrheitsfreunde. 1795. 56 S. 8. (5 gr.) Diese geheime Geschichte enthält: ein paar *Gedichte* von *Bürgern* und *Schubart;* eine abgeschmackte Auslegung des abgeschmackten Textes der *Zauberflöte*, die man schon in mehrern Zeitungsblättern gelesen hat; und ein *fingirtes Gespräch* zwischen einem sogenannten *Bearbeiter* und einem Profanen, wonach man sich keinen grossen Begriff von den gefährlichen Talenten der Verschwornen machen kann. Von der Geschichte des Complottes erfährt man eigentlich gar nichts. Der Vf., der nicht einmal die Zeitungen gelesen haben kann, geschweige denn die Acten, giebt sich gleichwohl für einen Mann aus, *der in den Stand gesetzt ist, das Publicum über einen so wichtigen Gegenstand zu unterrichten.* Von den in Verhaft gebrachten Personen kennt er überhaupt nur fünf, deren Namen er nicht einmal richtig zu schreiben weiss. Was der Vf. von dem Tode eines grossen Monarchen sagt, ist ganz so, wie man es von einem Geschichtschreiber erwarten kann, der seine geheimen Nachrichten auf den Marktplätzen der Vorstädte aufgelesen zu haben scheint. Weiss dieser Scribler, der eine geheime Geschichte *für Wahrheitsfreunde* schreibt, noch nicht, dass man in dergleichen Dingen *einen Beweis* zu fodern pflegt, und dass es ein sehr nichtswürdiges Gewerbe ist, Gerüchte und Klatschereyen herumzutragen, oder Vermuthungen, ohne jede Art von Gewährleistung, für historische Facta zu verkaufen? — Der auffallendste Umstand nächst dem erstgedachten, den der Vf., nach seiner Art, mit grossem Geräusche berührt, ohne im geringsten einen Aufschluss darüber zu geben, ist die Gefangennehmung *Semonville's.* „Nicht allein ein abermaliger orientalischer Krieg, nein, auch wahrscheinlich *der gänzliche Umsturz der österreichischen Monarchie, und mit dieser „mehrerer benachbarten Staaten*, ward durch jenen Fang hintertrieben." Sehr viel gesagt! Und damit man sehe, dass er es auch hierinn nicht an Beweisen fehlen lässt, so setzt er, possierlich genug, hinzu: „Wenn ihr diesen Worten nicht glauben wollt, „*so seyd so gütig und erkundigt euch an der Quelle.*" — Ein [illegible] weiser Rath, dem niemand nachzukommen verfehlen wird, [illegible] in dem Falle ist, Gebrauch davon machen zu können!

Druckfehler. In Nr. 278. S. 105. Z. 13. v. u. statt *manchen* l. *manchem.* In Nr. 279. S. 12. Z. 115. v. o. st. vom 17 April 1795 l. vom 12. April 1786.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. December 1795.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Decker: *Recherches philosophiques sur les Grecs.* Par Mr. *de Pauw.* 1787. Tom. I. XX u. 395 S. Tom. II. 446 S. 8.

Der durch einzelne kleine Schriften, vornehmlich aber durch seine philosophischen Untersuchungen über die Amerikaner, Chineser und Aegypter berühmte Vf. wollte, nachdem er Bemerkungen über rohe und wilde Völker und über zwey, zu einer ewigen Mittelmässigkeit gleichsam verdammte, Nationen angestellt hatte, die lange Reihe seiner Untersuchungen über die natürliche Geschichte des Menschen durch Betrachtungen iber eine Nation beschliessen, welche die Künste und Nissenschaften bis zu einem solchen Grade cultivirt haben, dass sich unsre Blicke ohn' Unterlass auf die Gerend der Erde, welche sie bewohnten, als auf die Quelle des Lichtes und der Aufklärung, zu richten pflegen. Das vor uns liegende Werk enthält die Resultate einer Forschungen über die Athenienser und Lacedänonier. Denn da diese beiden Völker, während der lühendsten Zeiten Griechenlands, ein so entschiedees Uebergewicht über die andern Staaten griechischer Jation hatten, dass dieselben mehr oder weniger von hnen abhingen; da sie es vornehmlich sind, auf welhe man Rücksicht zu nehmen pflegt, wenn von der Politik, Verfassung und Cultur der Griechen die Rede st, und da nur von ihnen hinreichende historische Nachichten vorhanden sind, so hat der Vf. seine philosohischen Forschungen auf sie eingeschränkt, und die brigen Völkerschaften nur in einer allgemeinen Muterung in dem *Discours préliminaire*, und bey einigen esondern Veranlassungen, aber immer nur im Vorbeyehn, eines Blickes gewürdigt.

So grofs auch immer die Anzahl der Schriften über lie Geschichte und die Gebräuche der Athenienser und acedämonier seyn mag, so kann doch eine neue Reision desjenigen, was bisher für wahr angenommen vorden, und ein Versuch, die in der Kenntniss des ganen Zustandes dieser Völker noch befindlichen Lücken uszufüllen, auf keine Weise überflüssig scheinen: da nan nicht läugnen kann, dass die Geschichtschreiber nehr durch die Darstellung glorreicher Thaten, und ie Alterthumsforscher mehr durch Aufsuchung des Selten und Gelehrten zu glänzen, als durch eine philosohische Zusammenstellung und Anordnung zu nutzen esucht haben. Diejenigen Gegenstände, welche bey er Kenntniss eines Volkes am meisten anziehn, unteralten und belehren, die Kenntniss seiner Sitten und seiner Denkungsart, seiner politischen Lage, seiner Finanzen, seiner literarischen Cultur, und der Umstände endlich, aus denen sich dieses alles entwickelt hat, oder durch die es zurückgehalten worden ist, bedürfen, selbst in der Geschichte der Griechen, noch vieler Aufklärung und einer philosophischeren Behandlung. Dieses sind aber die Gegenstände, mit denen sich Hr. *de P.* in diesem Werke beschäftigt. Er handelt zuerst von der natürlichen Beschaffenheit von Attica, seiner verschiedenen Districte, der Stadt Athen und dem Clima von Griechenland überhaupt; hierauf geht er auf die Betrachtung des körperlichen Zustandes der Einwohner und der künstlichen Bildung oder Verbildung ihres Körpers über; worauf Betrachtungen über die Sitten der Athenienser, nach den Stämmen, Geschlechtern, Ständen und Beschäftigungen folgen, mit denen ein Abschnitt über den Luxus, den Handel und die Einkünfte Athens verbunden ist. In dem zweyten Theile handelt er von den Gerichts- und Polizeyeinrichtungen Athens; dem Zustande der schönen Künste und der Philosophie; der Staatsverfassung und Religion. Ungefähr der vierte Theil des ganzen Werkes ist den Lacedämoniern gewidmet. Der Vf. nimmt hier ungefähr denselben Weg, den er bey den Betrachtungen über die Athenienser genommen hatte. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen beschreibt er die geographische Lage von Laconien, dessen Verbindung mit Messenien er als die Ursache der politischen Wichtigkeit der Spartaner ansieht, die sich, seiner Meynung nach, weder durch kriegrische Unternehmungen, noch durch Tugend auszeichneten. Er kömmt hierauf auf ihre Sitten und ihre Erziehung; auf ihre Verfassung, ihre Colonieen und die Ursache ihres Verfalls. Den Beschluss des Werkes machen Betrachtungen über die gegenwärtigen Einwohner der südlichen Küste des Peloponnes, die berüchtigten Mainoten.

So wichtig nun die Gegenstände sind, auf welche der Vf., wie man aus dieser Uebersicht, — welche doch nur die Hauptcapitel erwähnt, mit Uebergehung vieler interessanter Abschweifungen, — wahrnehmen kann, und so unterhaltend auch Hr. von P. durch neue und überraschende Ansichten, treffende Bemerkungen, interessante Züge des Herzens und Ergiessungen des Enthusiasmus seinen Vortrag zu machen gewusst hat, so scheint es uns doch, als ob dieses Werk seiner Absicht nur zur Hälfte entspreche, und, weit entfernt, die berührten Gegenstände auf das Reine gebracht zu haben, vielmehr nur Veranlassung gebe, dieselben von neuem und mit Anwendung einer schärfern Kritik, als bisher gebraucht worden ist, zu erörtern. Das Verdienst desſel-

desselben besteht, unsrer Einsicht nach, mehr in der Kunst, über manchen für ausgemacht angenommenen Punkt, über manchen Glaubensartikel der Geschichte des Alterthums, Zweifel in das Gemüth des Lesers zu werfen, als dieselben auf eine gründliche und befriedigende Weise zu lösen. Denn so gross das Talent des Vf. ist, — um uns des glücklichen Ausdrucks eines gelehrten und scharfsinnigen Kunstrichters zu bedienen — „schmale und unbemerkte Spuren in den Stellen der Alten zu entdecken, sie zu erweitern und zu einer Landstrasse zu vergrössern," so fehlt es ihm dagegen an jener ruhigen Besonnenheit, welche dem Witze und der Einbildungskraft, bey historischen Untersuchungen wenigstens, das Gleichgewicht halten muss, wenn nicht an die Stelle alter Irrthümer, oder, was noch schlimmer wäre, alter Wahrheiten, neue Irrthümer gesetzt werden sollen. Eine Menge seiner Behauptungen gründen sich nicht nur auf einzelne Facta, welches bey Gegenständen von einem so hohen Alterthume oft ein nothwendiges Uebel ist, sondern oft auf gar nichts, auf falsch verstandene oder unrichtig angewendete Stellen. Dieser Umstand, verbunden mit der unbestimmten Art zu citiren, die sich der Vf. auch bey seinen grösten Paradoxen erlaubt, und seinem schneidenden, absprechenden Tone, muss den Leser dieses Werkes mit Misstrauen erfüllen, und ihn gegen alles, was nicht mit ausdrücklichen Zeugnissen belegt ist, ungläubig machen.

Es wäre sehr zu wünschen gewesen, dass die Uebersetzung eines Werkes dieser Art, dem es an nichts so sehr, als an deutscher Gründlichkeit fehlt, einem Gelehrten in die Hände gefallen wäre, welcher Belesenheit und Geduld genug besessen hätte, die Citaten des Originals zu berichtigen, und die Haltbarkeit der Fundamente in seinen Anmerkungen zu prüfen. Das Schicksal hat es nicht so gewollt. Die Anmerkungen, welche der Uebers. hinzugefügt hat, erfüllen diese Foderungen entweder gar nicht, oder doch nur auf eine höchst unvollkommene Art, und es bleibt also einem jeden Leser, dem es um Wahrheit zu thun ist, überlassen, diese mühsame Arbeit selbst über sich zu nehmen. Da wir indess in einem grosen Theile dieses Werkes, so weit unsre Belesenheit reichte, den Quellen der Behauptungen des Vf. nachgespürt haben, so glauben wir die zufällige Verspätung dieser Anzeige am besten gut zu machen, wenn wir mit Benutzung der Bemerkungen unsrer Vorgänger (in den Göttinger gel. Anz. 1788. I. B. S. 868. 909. u. 985. und in der N. Bibl. der sch. Wiss. XXXVII. B. 1. St.) das Ungegründete, Irrige und Halbwahre, welches, in einer beträchtlichen Anzahl von Stellen, aus einem flüchtigen und unkritischen Gebrauche der Quellen entsprungen ist, auszeichnen. Wir werden uns hiebey auf die Anzeige solcher Stellen einschränken, welche Hr. *v. P.* zur Begründung oder Unterstützung seines Raisonnements gebraucht hat, oder doch gebraucht zu haben scheint — denn nicht immer ist es auszumitteln, worauf er sich bezieht, — ohne uns auf die Berichtigung dieser Raisonnements selbst einzulassen. Denn über dasjenige, was in diesem Werke blos philosophisch ist, mag viel von beiden Seiten gestritten werden, und uns unter die Streitenden zu mischen, halten wir entweder für unnütz, oder doch der Absicht dieser Blätter nicht angemessen. Auch über erdichtete Facta kann vieles Vortreffliche und allgemein Wahre gesagt werden; aber wenn von historischen und kritischen Untersuchungen die Rede ist, muss ohne Zweifel die Begründung der Thatsachen der Untersuchung und Beherzigung dessen, was daraus hergeleitet ist, vorangehn.

Wir wollen also den Vf., so viel es sich thun lässt, auf seinen Spuren verfolgen. In den vorläufigen Betrachtungen über die Athenienser S. 5. behauptet er, vielleicht mit Grund, dass körperliche Schönheit in Attica mehr dem männlichen als dem weiblichen Geschlechte anheim gefallen sey. Dasselbe Phänomen habe sich auch in andern Gegenden Griechenlands gezeigt; indessen versichere doch Aeschines, dass der Schönste unter den Griechen dem Schönsten unter den Atheniensern keineswegs gleich käme. In der angeführten Stelle (c. Timarch. p. 158.) sagt Aesch. von einem jungen Menschen, mit einer rhetorischen Wendung, *er sey nicht nur der Schönste unter seinen Mitbürgern, sondern unter allen Griechen;* so dass also von einer allgemeinen Behauptung gar nicht die Rede ist. — In der Beschreibung der Lage und innern Einrichtung der philosophischen Schulen, bey denen der Vf. mit vorzüglicher Liebe verweilt, und zu denen er öfter zurückkehrt, sagt er unter andern, die Vorsteher des Lyceums hätten ihre Schüler in beständiger Bewegung erhalten, wobey er einiges über die Nachtheile des sitzenden Lebens in der Jugend beybringt. Das erstere aber gründet sich wohl auf nichts weiter, als auf eine unrichtige Etymologie des Namens der *Peripatetiker* f. *Brucker. Hist. Phil.* I. p. 788. Dass, wie es S. 30. heisst, die Gegend von Colone dem Sophokles und Meton zum Asyl gedient habe, ist wenigstens ungewiss. f. *Suidas in Μέτων.* Als einen Beweis des ausgezeichneten Schutzes, welchen die Epikuräer in Athen genossen haben sollen, wird angeführt, dass, da der Römer Memmius den Einfall bekommen habe, die ihnen zustehenden Besitzungen zu usurpiren, ihre mächtigen Freunde und Beschützer sie, aller Anstrengungen des Memmius ungeachtet, in ihrem Besitze erhalten hätten. Man f. *Cicero ad Divers.* XIII. 1., wo nicht alles ganz so ist, wie Hr. *v.* P. erzählt. — An die Bemerkung des Dicäarch, dass der Anblick von Athen der Erwartung, die man mitbringe, nicht entspräche, sind einige andere Stellen der Alten mit Scharfsinn angereiht. Aus dem vom Vitruv. II. 1. bemerkten Umstande, dass das Haus des Areopag mit Leim gedeckt war (*antiquitatis exemplar*), wird geschlossen, der Areopag sey ein erklärter Gegner jeder Neuerung in der bürgerlichen Baukunst gewesen. Das ist ohne Zweifel etwas gewagt, aber einem ausdrücklichen Zeugnisse des *Heraclides de Rebus p.* (welchen *Meursius* anführt *De Fortuna Athen.* c. III.) widerspricht die Behauptung, dass der Areopag in Rücksicht auf das Ueberbauen der Häuser eine schlechte Polizey beobachtet habe. Endlich soll auch

sogar

sogar Euripides *in Hippol.* 467. behauptet haben, dass alle Architekten schlechte Dächer auf die Häuser zu setzen pflegten. Es ist aber an dieser Stelle von schönen Dächern und ihren Verzierungen, wie der Zusammenhang lehrt, ganz und gar nicht die Rede, sondern nur davon, dass man die nicht in die Augen fallenden Theile eines Hauses zu vernachlässigen pflege. Nun ist aber noch überdies die Lesart in der Stelle des E. ungewiss (s. *Valcken.* p. 218.) Eine ebenfalls die von dem Areopag im Bauwesen befolgten Maximen betreffende dunkle Stelle des Aeschines hat der Vf. wenigstens ausgeschmückt. — Dass (S. 61.) die den Landleuten zu Athen während des peloponnesischen Krieges in der Eile aufgebauten Hütten die Gestalt von *Bienenkörben* gehabt hätten, ist wohl nur aus dem metaphorischen Ausdrucke βλίττεις beym *Aristoph. Eqq.* 791. hergenommen. — Die auffallende Abwechslung des Klima in Griechenland verursachte grosse Contraste in den Kleidungen; und die Athenienser vornehmlich (S. 36.) trugen im Winter lange, wollene Mäntel, die so unbequem waren, dass sie die natürlichen Bewegungen des Körpers ausserordentlich hinderten, daher die römischen Redner Gesten machen konnten, die den griechischen unmöglich waren. *Quinctil. Inst.* XI. 3. 138. spricht von der engen Toga der alten Römer, und setzt hinzu: *Itaque etiam gestu necesse est, usos esse in principiis eos alio, quorum brachium, sicut Graecorum, veste continebatur.* Ob übrigens die Gewohnheit der Weiber, sich leicht zu kleiden, aus ihrem hitzigern oder kältern Temperament erklärt werden müsse, lässt Plutarch T. II. p. 651. unentschieden. Die (aus *Pausan.* X. p. 854.) angeführte Geschichte des Brennus, welcher in Phocis mit seinen Truppen von einem heftigen Schneegestöber ergriffen wurde, scheint doch fast zu zeigen, dass solche Ereignisse nicht gewöhnlich waren, da man es für ein Prodigium ansah; indess leidet es wohl keinen Zweifel, dass die Winter in Griechenland, und besonders in den gebirgigten Gegenden, bisweilen sehr rauh waren. Man sehe nur die lebhafte Beschreibung eines so harten Winters beym *Alciphron.* I. 23. p. 4., die gewiss nicht ohne Auctorität ist. — S. 95. Die Stelle beym *Plinius* steht nicht II. 48., sondern 46; die des *Strabo* ist L. I. p. 50. IX. p. 600. — S. 97. Die Athenienser sollen grosse Wetterbeobachter gewesen seyn, und *ohn' Unterlass* die Beschaffenheit des Himmels, die Richtung des Windes, die Natur der Wolken, die Ankunft der Vögel beobachtet haben; einer Art von Geyern (ἰκτῖνος) erwiesen sie sogar einen gewissen Gottesdienst, indem sie sich bey seiner Erscheinung niederwarfen. (*Aristoph. Aves.* 501.) Ob sich dieses auf etwas mehr, als auf einige poetische Ausdrücke gründe, ist uns unbekannt; so viel ist aber gewiss, dass aus der Stelle beym *Theophrast*, welche *d. P.* anführt, auf *erstaunenswürdige Fortschritte (des progrès étonnans)* der Athenienser in der Meteorologie keineswegs geschlossen werden kann. Das, was der Vf. S. 98. hinzusetzt, der Brilessus und Parnass habe zu Beobachtungen über die Gewitter Veranlassung gegeben, ist vielleicht aus den Altären des Jupiter geschlossen, die sich auf diesen Bergen befanden. *Pausan.* I. 32. p. 78.

In dem Abschnitte von der *physischen Constitution der Athenienser* kömmt der Vf. S. 107. auf den Satz zurück, dass die männliche athenienlische Jugend von der Natur mit einer ausserordentlichen Schönheit begünstigt gewesen sey; doch habe dieses (wie überall,) nur bey den Reichern und Vornehmern statt gefunden, dahingegen die gemeinen Athenienser, durch das Rudern, einen Fehler in der Taille bekamen, an welchem man sie leicht erkennen konnte. Dies gründet sich auf den Ausdruck λισποπυγος (s. Scholiast. des *Arist. Eqq.* 1365.) und auf eine witzige Deutung der Fabel des Theseus. Als einen Beweis, mit welcher Schärfe der Sehorgane die Athenienser begabt gewesen wären, führt der Vf. an, dass sie, von dem Vorgebirge Sunium aus, den Federbusch auf dem Helme der Minerva in der Akropolis und die Spitze ihres Spiesses sehen konnten; eine Behauptung, welche allen Gesetzen der Optik widerspricht — denn von Sunium bis auf die Akropolis war, der eigenen Angabe des Vf. zufolge, die gerade Linie wenigstens 10 franz. Meilen — und sich auf eine falsch verstandene Stelle des Pausan. I. 28. gründet. Das ungereimte derselben ist von dem Göttinger Rec. S. 872. und in der B. d. sch. W. S. 43. zur Genüge gezeigt worden. Welcher unter den Alten aber gesagt haben möge, dass, wie S. 110. behauptet wird, die Athenienser *ohne Anstrengung alle Theile* des Jovis-Tempels auf Aegina, in einer Entfernung von 6 franz. Meilen, hätten unterscheiden können, ist uns, aller Nachforschungen ungeachtet, noch immer unbekannt. Da der Vf. als Grund dieser wunderbaren Phänomene die Liebe der Athenienser zur Jagd anführt, und dieses aus *Xenoph. de Venat.* c. 12. zu erweisen sucht, wo im *Allgemeinen* (und ganz ohne alle Beziehung auf die Athenienser) gesagt wird, die Beschäftigung mit der Jagd schärfe *Gesicht und Gehör*, so muss man sich wundern, dass er von der Schärfe des Gehörsinnes der Athenienser nicht ähnliche Wunder zu erzählen weiss, und so wie er aus jenem Umstande ihre Geschicklichkeit in den bildenden Künsten herleitet, so in diesem die Ursache der Vervollkommnung ihrer Sprache, ihrer Poesie und Musik erkennt. — S. 114. Da die Gesetzgeber zu Athen die wenigen Annehmlichkeiten des weiblichen Geschlechts bemerkten, wollten sie ihm wenigstens durch den Putz aufhelfen, und ordneten eine Polizeyobrigkeit an, welche die Frauen *ohne Unterlass* zwang, sich auf eine anständige Weise zu kleiden. Die Schärfe, mit welcher dieses Tribunal verfuhr, führte die Weiber auf das entgegengesetzte Extrem. Die Hauptstelle ist beym *Pollux* VIII. 112., wo es heisst; die Gynaecocosmen hätten die Aufsicht geführt ἐπι του κοσμου των γυναικων, τας δε ἀκοσμουσας ἐζημιουν; und wo die gegen die Uebertreterinnen verhängte Strafe angeführt wird, gerade so wie beym *Hesychius v.* πλατανος, wo aber die Magistrate Gynaeconomen heissen. Diese beiden Namen scheinen also ein und dasselbe Amt zu bezeichnen, und wenn man dieses zugiebt — denn *de P's* Machtspruch in der Anmerkung zu S. 115. ist kein Grund — so folgt aus *den* Stellen der Alten, welche von Gynaeconomen ausführlicher sprechen (s. *Meurs. Lect. Att.* II. c. 5.) dass κόσμος nicht vom Putze, sondern überhaupt von

 dem

dem Betragen, von Zucht und Ehrbarkeit, verstanden werden müsse. Sehr heftig ereifert sich der Vf. über den unter den Athenienserinnen eingerissnen Gebrauch der Schminke, worüber man *Taylor ad Lys. contra Eratosth.* p. 15. (nicht 14.) nachsehn kann. Die Athenienserinnen sollen sich geschnürt haben, weil sie einen der Schönheit nachtheiligen Fehler in den Hüften hatten; auch pflegten sie, wie mehrere komische Dichter sagen, (denn der Vf. befolgt keineswegs immer die von ihm I. S. 369. aufgestellte Maxime: *qu' on ne doit pas absolument interpréter à la lettre tout ce qu'un poëte comique très-mordant a pu dire sur un théâtre très-libre*) zu hungern, um einen zarten Wuchs zu erhalten, und um ihren Busen gegen ein allzuüppiges Wachsthum zu bewahren, legten sie ein adstringirendes Pulver auf. Aus allen diesen Umständen, die, wenn man das Zeugniss der komischen Dichter zu Hülfe rufen will, noch um vieles vermehrt und geschmückt werden könnten, folgt doch noch nicht, dass bey den Weibern in Attica *alles Zwang, alles Kunst* war; während die Jünglinge, gleichsam aus den Händen der Natur, mit allen Grazien geschmückt hervorgingen. Von ausgezeichnet schönen Jünglingen wird hier unter andern *Demus*, der Sohn des Pyrilampes, genannt, dessen Namen, wie es hier heisst, an allen Säulengängen, den Façaden aller Häuser, angeschrieben war, um das Andenken eines so vollendeten Sterblichen *auf die Nachwelt* zu bringen. Alles dieses stützt sich auf *Aristoph. Vesp.* 98., wo vom Philokteon gesagt wird: wenn er *irgendwo* die Worte: *Demus ist schön*, angeschrieben findet, so schreibt er gleich hinzu: *κημος καλος*. Uebrigens ist es bekannt, dass die Athenienser, so gut wie wir, Aeusserungen ihrer Empfindungen oder ihrer Laune an die Wände schrieben. Aber um sie auf die Nachwelt zu bringen? — Den Eigensinn der Natur in Austheilung ihrer Gaben betrachtet der Vf. als die wahre Quelle der Knabenliebe unter den Griechen, die man demnach nicht in den Gymnasien aufsuchen müsse, die durch die Gesetze des Solon gegen solche Missbräuche gesichert waren. Aber beweisen nicht eben diese Gesetze das wirkliche Daseyn der Missbräuche? und kann wohl die Erwähnung der Knabenliebe in einigen Fabeln der Mythologie einen Beweis für das die Einführung der Gymnastik übersteigende Alter derselben abgeben, da diese Fabeln offenbar von einem verhältnissmäsig sehr neuen Dato, und wahrscheinlich aus den Tragikern geflossen sind? — Dass der Mangel an Schönheit unter den Weibern die wahre Ursache der Verderbniss des Instincts gewesen sey, soll nach S. 124. daraus erhellen, dass, wenn sich einmal eine weibliche Schönheit in Griechenland zeigte, *ihr Name von Mund zu Mund von den äussersten Küsten des Peloponnes bis an die Gränzen von Macedonien wiederholt wurde.* „Eine ansteckende Flamme, sagt der Vf., bemächtigte sich aller Gemüther. Dann konnten die zärtlichsten Gattinnen ihre Männer nicht länger zurückhalten, und den strengsten Müttern fehlte es an hinreichendem Ansehn über ihre Söhne. Die ganze Nation warf sich zu den Füssen einer Lais nieder; ganz Griechenland wurde von einer Sicilianerin unterjocht; und, was weder die persischen Waffen, noch die hinterlistige Politik der Spartaner hatte ausrichten können, gelang einem Weibe." Wir haben diese Stelle ausgehoben, als eine Probe von der Kunst des Vf., einen einzelnen Zug aus dem Dichter aufzugreifen, und in ein ausführliches Gemälde zu verwandeln, dem zwar nicht das poetische Verdienst, aber die Wahrheit fehlt. — Ein Epigramm auf die Lais beym *Athen.* XIII. p. 589. B. und vielleicht eine declamatorische Stelle beym *Plutarch. in Amator.* T. II. p. 767. scheinen die ersten Züge dazu gegeben zu haben. — Der Grund, welcher von dem Grabmal der *Pythionice* hergenommen wird, ist entkräftet in der Bibl. d. sch. Wiss. S. 61.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Felisch: *Blumen und Blüthen von Karl Friedrich Klischnig.* 1794. 138 S. 8.

Diese Gedichte empfehlen sich weder durch die Gedanken, noch durch den Ausdruck. Man findet nirgends etwas Hervorstechendes, wohl aber schlechte Reime, vernachlässigte Verse und hie und da auch Sprachunrichtigkeiten. S. 64. *Drum lasst uns noch heut bey rheinischem Wein Und rosigem Mädchen des Lebens* (uns) *erfreun.* S. 85. steht dieser Hexameter:

Ströme von Milch flossen hier, dort sprudelten Ströme von Nectar.

So bequem macht es sich Hr. Kl. Dennoch soll der selige *Moritz* den Vorsatz gehabt haben, diese Gedichte *mit einer Vorrede vom deutschen Sylbenmasse zu begleiten, und bey dieser Gelegenheit noch manches zu ihrem Besten zu sagen.* Ein guter Advocat, aber ein schlimmer Handel.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Salzburg*, b. Duyle: *Evangelien auf alle Sonn- und Festtage des Jahres.* Nach dem Gebrauch der Kirche. 1794. 104 S. 8. Ist blos eine Uebersetzung der evangelischen Perikopen, wie sie in der katholischen Kirche gebräuchlich sind. Die Uebersetzung ist für den gemeinen Mann verständlich, und, soweit sie Rec. verglichen hat, mehrentheils richtig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. December 1795.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Decker: *Recherches philosophiques sur les Grecs.* Par Mr. de *Pauw.* 1787. Tom. I. XX. 395 S. Tom. II. 446 S. 8.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach S. 130 waren die Griechen Anfällen der Melancholie ausgesetzt, und man bemerkte unter andern zwey Arten derselben, die man mit dem Namen der Misogynie und Misanthropie belegte. Mit der erstern war Melanion behaftet. (und man könnte glauben, dass Euripides die Symptomen dieser Krankheit in dem Charakter des Hippolytus habe schildern wollen, der genau mit dem übereinstimmt, was Aristophanes von Melanion sagt.) Der bekannte Timon hasste die Weiber nicht. s. *Aristoph. Lysistr.* 815. Beyde Arten von Melancholie waren nichts anders, als Arten der Nympholepsie. Mit dieser soll auch Euripides befallen gewesen seyn, weil er dem Zeugniss des Philochorus zufolge (b. *Aul. Gellius* XV. 20) seine Tragödien in einer Höle der Insel Salamis schrieb. Hieraus und aus dem bekannten Verse des Horatz Epist. II. 2, 77. *Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes*, wird gefolgert, dass damals die poetische Begeisterung eine grosse Verwandschaft mit der Melancholie hatte. Es liegt ausser unserm Wege, die ganze Kette von Combinationen des Vfs. über diesen Gegenstand zu verfolgen. Die Schilderung, welche S. 137 von dem Aeussern der Philosophen gemacht wird, ist wohl aus dem Ausdrucke des *Aristoph. Nub.* 103 ὠχριῶντες; vielleicht aus *Theocrit.* XIV. 6 und endlich aus *Lucian. de Macrob.* 3 et 18 abgeleitet. Was der Vf. für einen hinreichenden Grund habe, das dem Zeno, als er nach dem Wege zum wahren Glücke forschte, gegebene Orakel: εἰ συγχρωτιζοιτο τοις νεκροις. (*Apollon. Tyr. ap. Diog. Laert.* VII. p. 164. D.) so zu erklären: *qu'il devait se rendre semblable aux morts; et par cette énigme absurde ils désignaient la taille atténuée et la paleur des philosophes;* sehen wir nicht ein. Συγχρωτιζεσθαι heisst *sich an jemand anschmiegen*, und scheint von zärtlichen Umarmungen gebraucht worden zu seyn, (wie *Theocr.* X. 18. s. *Valck. ad Phoen.* p. 545.) So dass also die Erklärung, welche Diogenes den obigen Worten hinzufügt: ὅθεν ξυνεντα τα των ἀρχαιων ἀναγινωσκειν; weit natürlicher ist. — Da der Vf. allgemeine und uneingeschränkte Behauptungen liebt, so lässt er, auch bey sonst getreuen Anführungen, doch alles limitirende weg, wie S. 141, wo er den Aristoteles *Rhet.* II. 15 sagen lässt, der Geist sey *niemals* in der nämlichen Familie erblich; sie erführen vielmehr *alle* eine schnelle Ausartung; wo sich doch der Philosoph mit gutem Grunde der einschränkenden Wörter ἐπιτοπολυ und πολλοι ἐυτελεις εἰσιν bedient. Gleich darauf führt er zum Beweise, dass bey den *Atheniensern* das Band der ehelichen Treue ausnehmend schwach gewesen sey, einige Beyspiele von Untreue der Weiber aus der *spartanischen* Geschichte an. Die Stelle des Isokrates, auf welche S. 144 angespielt wird, ist in der Rede *de Pace* p. 342 ed. Wolf. — Das, was von S. 147 an gegen die Gymnastik und über ihre nachtheiligen Einfluss auf die Gesundheit mit vielem Nachdrucke gesagt wird, gründet sich auf eine Verwechselung der Athletik mit der Gymnastik, daher die Stellen der Alten, welche Hr. *de P.* zur Unterstützung seiner Meynung beybringt, ganz und gar keine Beweiskraft haben. So spricht Aristoteles *Polit.* VIII. 4. p. 514 allerdings gegen die Athleten; aber S. 517 behauptet er, dass man die Knaben an eine κουφοτέραν γυμνασίαν gewöhnen müsse. Eben so beweist *Xenoph. Conv.* p. 693 auf das unwiderleglichste, dass diejenigen unter den Alten, welche die athletischen Uebungen missbilligten, die Gymnastik, welche alle Theile des Körpers gleichförmig entwickelt, zur Bildung der Jugend anempfahlen. Seitdem hat Hr. Hofr. *Meiners* diesen Gegenstand ausführlich abgehandelt in den *Commentt. Societ. reg. Götting.* T. XI. p. 260. In diesem Abschnitte S. 154 wird aus einer Stelle des Isokrates p. 690 ed. Wolf wiederum ganz uneingeschränkt behauptet *qu'il n'y avait que des hommes de la plus vile populace et issus des plus obscures bourgades de la Grèce, qui embrassassent un si infame métier;* während Isokrates nur von ἐνιοις των ἀθλητων spricht. Aus diesem Schriftsteller hätte der Vf. S. 162 die Vermuthung unterstützen können, dass die Truppen der Athenienser eine Zeitlang nur aus Miethlingen bestanden, welche sich die schrecklichsten Unordnungen und Vergehungen zu Schulden kommen liessen. s. *Or. de Pace* p. 329. Ueber die Land- und Seemacht der Athenienser findet man noch mehrere Nachrichten, als hier S. 163 gegeben werden bey *Meurs. de Fort. Athen.* c. 7.

In dem dritten Abschnitte, über die Sitten der Athenienser, stellt der Vf. zuerst einige Betrachtungen über die attische Urbanität an, welche die Nation den Philosophen verdankte, und deren schönstes Bild man in den Werken des Plato, des Xenophon, des Aristoteles und Plato findet. Auf der komischen Bühne fand sie erst spät Eingang. Gelegentlich wird hier von den theatralischen Wettkämpfen und den Richtern gehandelt, deren Geschmack und Ehrlichkeit wegen einer vom *Aelian. V. H.* II. 8. und dem *Diodor. Sic.* XV. 74. erzählten Geschichte stark in Anspruch genommen wird. Indessen fehlen noch mancherley Data, um ein so har-

ies Urtheil auszusprechen, als S. 185 geschieht, wo es heisst, dass das Tribunal der Kampfrichter oft die grössten Meisterstücke des Euripides und Menander *mit Verachtung* verworfen und die absurdesten und lächerlichsten Stücke gekrönt habe. Wie vortrefflich die verworfenen, und wie absurd die angenommenen Stücke waren, können wir nicht wissen, da diese Stücke verloren gegangen sind, und Aelian wohl schwerlich als ein vollgültiger Richter zugelassen werden dürfte. Und endlich ist es denn wohl ausgemacht, dass die Entscheidungen der Richter sich nur auf den *innern* Werth der aufgeführten, und zwar mit wetteiferndem Pompe aufgeführten Stücke beziehen sollten? S 187 wird nun gar eine Stelle des Quintilian (X. 1. 70.) dazu genommen, und behauptet, dieser Kunstrichter habe alle Urtheile jener atheniensischen Richter *mala judicia* genannt. Den groben Irrthum des Vfs. hat der Göttingische Recensent S. 874 bemerkt. Quintilian spricht von öffentlichen Reden, welche einige dem Menander beylegten, die aber, seinem Urtheile nach, die Beredtsamkeit dieses Dichters weit weniger bewiesen, als die Reden, welche er seinen Komödien eingewebt hat: *mihi longe magis orator probari in opere suo (in Comoediis) videtur, nisi forte aut illa mala judicia, quae ἐπιτρεποντες, ἐπικληρος, λοκροι habent, aut meditationes in Ψοφοδεεῖ, νομοθετῃ ὑποβολιμαιῳ non omnibus oratoriis numeris sunt absolutae.* — Die Sitten der Weiber bildeten sich weit später als die Sitten der Männer. Aspasia brachte zuerst ionische Eleganz nach Athen. *Athenaeus* soll gesagt haben, sie hätte mehr Schülerinnen unter den Buhlerinnen als den Matronen gefunden. Die Stelle ist ohne Zweifel L. XIII. p. 569 F., wo es heisst, „sie habe mit schönen Weibern Handel getrieben und Griechenland sey mit ihren Hetären angefüllt worden" s. *Casaub.* S. 869. Hierauf will der Vf. durch eine Induction wahrscheinlich machen, dass die Athenienserinnen nicht einmal ihre Sprache richtig hätten sprechen können, weil Cicero nur fünf oder sechs römische Damen anzuführen wisse, die rein Lateinisch gesprochen hätten; Dieses bezieht sich auf eine Stelle im *Brutus* c. 58, deren leichtsinnige Verdrehung in der Bibl. der s. W. S. 42 gerügt worden ist. Den Dichter Cäcilius nennt *Cicero de orat.* II. 10. *novatorem verborum et malum latinitatis auctorem.* Dies heisst doch nicht ganz so wie es Hr. *de P.* S. 189 ausdrückt: *l'on y voyait (à Rome) jusqu'à des poëtes comiques, tels que Cécilius, pécher à chaqu' instant contre les règles de la Grammaire en plein théâtre.* Dies ist gerade, als wenn man sagen wollte, Johnson habe behauptet, Milton fehle jeden Augenblick gegen die Regeln der Grammatik, weil er sagt, er habe seinen Stil nach dem verkehrten und pedantischen Grundsatze, englische Worte nach einem fremden Idiom zu bilden, verderbt. Endlich soll auch Quintilian (Inst. I. 6. 45.) gesagt haben, das gemeine Volk sey oft nicht einmal im Stande, einen Ausruf der Freude hören zu lassen, ohne einen Barbarismen einzumischen. Offenbar spricht Quintilian nur von einem blossen Zufalle, der nicht das *gemeine Volk* allein, sondern oft das ganze Parterr traf. Denn nachdem er gesagt hat, ein Fehler in der Sprache, wenn er auch von vielen begangen würde, mache doch keine Regel, setzt er hinzu: *nam ut transeam, quemadmodum vulgo imperiti loquuntur, tota saepe theatra et omnem Circi turbam exclamasse barbare scimus.* — Die verheyratheten Athenienserinnen sollen nach S. 191 einer grossen Freyheit genossen und Xenophon (in Hier. p. 217, 20) soll dieses Geheimniss entdeckt haben. Was es mit diesem entdeckten Geheimniss für eine Bewandniss habe, hat die Bibl. der sch. W. S. 75 gezeigt. Jene Freyheit sollen die Männer ihren Weibern gelassen haben, um sich den Hausfrieden zu erkaufen, ohne doch ihren Zweck zu erreichen. Ein Beyspiel wird angeführt, aber die Behauptung im Allgemeinen kann sich auf nichts gründen, als auf die häufigen Beyspiele von unterjochten, furchtsamen Ehemännern, mit denen die komischen Dichter das Publicum amüsirt haben. Aber soll das für einen Beweis gelten? Wahrscheinlich eben so wenig, als die S. 195 aus dem Euripides übersetzte Stelle. Auf ähnliche Zeugnisse stützt sich das, was über den Hang zur Trunkenheit gesagt wird; und die Behauptung, dass sogar die Politiker zu Athen bisweilen nach Art der alten Deutschen ihre Berathschlagungen nach dem unmässigsten Genusse starker Getränke angefangen hätten, gründet sich auf eine sehr falsch verstandene Stelle des *Aristoph. Conc.* 135, wo eine der berathschlagenden Weiber, um ihren eignen Hang zum Trunke zu entschuldigen, behauptet, die Männer müssten doch in ihren Versammlungen auch trinken, da ihre Rathschlüsse, wenn man die Sache beym Lichte besähe, trunken und wahnsinnig, und sie selbst bey diesen Versammlungen so zum Schimpfen und Lästern bereit wären. — Hier sieht man indess doch die Ursache des Irrthums. Aber was den Vf. berechtige, das bekannte Weinverbot zu Miletus mit der von Gellius (XV. 10) erzählten Geschichte von der Raserey, welche einstmals die Milesischen Mädchen ergriff, in Verbindung zu setzen, können wir nicht errathen. Gellius wenigstens sagt ausdrücklich, die Krankheit sey *sine ulla evidenti causa* entstanden. Gleich darauf heisst es S. 203: ein gelehrter Philosoph versichere, dass die Griechen, noch ehe der Wein bey ihnen erfunden worden, eine grosse Abneigung gegen das Wasser gehegt. Die häufigen Proben des Leichtsinns, dessen sich Hr. *de P.* in den Anführungen der Alten schuldig gemacht hat, veranlassen uns, hier ebenfalls eine Uebereilung zu muthmassen. Beym *Athen.* X. p. 429 C. wird ein Vers des Melanippides angeführt, in welchem gerade das gesagt wird, was der Philosoph (*très versé dans les antiquités historiques de cette contrée*) gesagt haben soll (παντες δε ἀπεστυγεον ὑδωρ το πριν ἐοντες ἀϊδριες οἰνου.) und gleich darauf wird der Name des Aristoteles genannt. Sollte nicht hier der Vf. fehl gegriffen haben, oder sollte er vielleicht, was ihm auch bisweilen begegnet, von einem unsichern Wahrmanne verführt worden seyn? Eben so ist es auch höchst wahrscheinlich ein Fehler der Uebereilung, wenn er S. 204 den Alkman sagen lässt, die Winter in Lakonien wären zu seiner Zeit so kalt gewesen, dass man sich nothwendig der hitzigen Weine habe bedienen müssen. Die Verse, welche der Vf. ohne Zweifel im Sinne hatte,

e, sind vom Alcäus, und von einem Lacedämonischen Winter kömmt nichts darinne vor. Hr. *de P.* verweist auf die Sammlung der griech. Lyriker. Wenn er aber das Fragment beym *Athen.* X. p. 430 nachgesehen hätte, so würde er gefunden haben, dafs dort aus mehrern Stellen desselben Dichters gezeigt wird, dafs er zu jeder Jahrszeit einen Vorwand zum Trinken gefunden habe. Aber gleichsam als wenn gewisse Abschnitte zu schlimmen Stunden geschrieben wären, drängen sich hier die Uebereilungen und S. 205 wird eine Stelle des Plutarch *de Gloria Athen.* T. II. p. 349. a.) entweder falsch erklärt, oder gewifs unrichtig angewendet. „Ein Lacedämonier, welcher den Theaterapparat der Athenienser sah, meynte: die Athenienser wären Thoren, indem ihnen die *Bacchae* (ohne Zweifel die bekannte Tragödie des Euripides) die Phönissen, der Oedipus, die Antigone und die Leiden der Medea und Elektra mehr gekostet hätten, als die Kriege, die sie ihrer Freyheit und der Oberherrschaft wegen geführt hätten." Kann man nun wohl sagen, *Plutarch* (?) behaupte: *que l'armement d'une flotte leur coûtait souvent moins que la célébration des Bacchanales?* (Weiter unten S. 330 wo noch einmal auf diese Stelle angespielt wird, ist der Sinn richtig angegeben.) Auf der folgenden Seite erzählt der Vf., Demosthenes sey von der Rednerbühne auf das Orchester geeilt, und habe hier in einem mit Golde gestickten Kleide getanzt. Aus *Demosth. c. Midiam* p. 531 (womit man p. 519 vergleichen kann) erhellt dies nicht. Demosthenes war damals nur χορηγος, nicht διδασκαλος του χορου (f. *Wolf. Proleg. ad Leptineam.* p. LXXXIX.) und das Tanzen auf dem Orchester lag ihm nicht ob. Ueberall verwechselt hier der Vf. die *Dionysiaca* mit Bacchanalen, ohne welche Verwechselung die ganze Digression nicht in das Kapitel von dem Weine gekommen wäre. Diesen Abschnitt beschliefst Hr. *de P.*, wahrscheinlich um der Einheit willen, mit einer ganz falsch verstandenen Stelle des Aristoteles *Problem.* XXX., wo der Philosoph keineswegs sagt, dafs der unmäfsige Gebrauch des Weines an der Melancholie der Griechen schuld sey; sondern indem er die Quellen der Melancholie aufsuchen will, sagt er: er wolle von einem Beyspiele ausgehn: der unmäfsige Genufs des Weines bringt ohngefähr dieselben Symptomen hervor, als die Melancholie; und nachdem er dieses gezeigt und die Ursachen davon angegeben hat, geht er auf den Hauptgegenstand über; und sucht nach der angegebenen Analogie die Ursachen des Wahnsinnes auf.

In dem nächsten Paragraphen S. 207 unternimmt es der Vf., die Grundstriche der verschiedenen Charaktere, durch welche sich die Stämme von Attica auszeichneten, zu entwerfen. Er fängt mit den Atheniensern an, über welche die angeführten Zeugnisse im Widerspruche zu stehen scheinen. Dafs man sich zu Kropia gern fremdes Vermögen zugeeignet habe, wird als ein unterscheidender Charakterzug angeführt. Wie mag man es wagen, einem ganzen Stamm so etwas aufzubürden? und worauf gründet sich die Beschuldigung? Auf einen unrecht verstandenen Scherz des Aristophanes in den Rittern V. 80., wo Demosthenes vom Kleon sagt, seine Hände wären ἐν αἰτωλοις, sein Sinn ἐν κλωπιδων. Wer die Wortspiele des alten Komikers kennt, wird hier sogleich die Anspielung auf αἰτειν und κλεπτειν bemerken. Die Tithrasier, welche hier mit den Kropiden in eine Kategorie gesetzt werden, nennt *Aristophanes in Ran.* 480. γοργονες. Der Scherz ist dunkel; aber wenn auch die Erklärung des Scholiasten (ἀπο δημου της Ἀττικης πονηρου) gelten sollte, so ist damit doch nicht ausgemacht, dafs die Tithrasier notorisch Schurken und Diebe gewesen wären. — Zu Kolytte lernten die Knaben früher sprechen als anderwärts (f. *Meurs. de Populis Att.* p. 733 sq. *ed. Gronov.*) und der Vf. giebt hievon als Ursache an, dafs ihre Aeltern die gröfsten Schwätzer von der Welt gewesen wären. Was von dem zu Diomeia befindlichen Tribunal von sechzig Richtern, wahrscheinlich zu folge des *Athen.* p. 614. D. gesagt wird, welche über Scherze und Einfälle geurtheilt haben und deren Aussprüche von einem solchen Gewichte gewesen seyn sollen, dafs man jeden Scherz, der nicht mit dem Beyfalle dieses Tribunals gestempelt war, für fehlerhaft hielt; ist nicht nur, nach des Vfs. Gewohnheit, ein wenig ausgeschmückt, sondern es wird ganz ohne allen Grund als ein charakteristischer Zug der Einwohner von Diomeia ausgegeben *qu'ils prétendoient avoir plus de génie et plus de penetration qu'on n'en avait dans le reste de l'Attique;* wie man sich beym Nachlesen der Stelle des Athenaus leicht überzeugen wird. Wenigstens zweifelhaft aber ist die Behauptung, dafs man zu Sphettos eine gewisse Bitterkeit im Ausdruck gehabt und die Kunst verstanden habe, Wein in Essig zu verwandeln. Das letztere ist wohl aufser Zweifel, nach *Aristoph. Plut.* 720. Das erstere aber gründet sich nur auf eine Vermuthung eines alten Auslegers des Aristophanes, welche *Hesychius* in ὀξος Σφηττιος erhalten hat. Vergl. Athen. II. p. 67 D. Dafs aber endlich die Bewohner des Ikarus zu Zeiten der Bacchanalen gefährliche Menschen gewesen, ist aus der Fabel vom Ikarus genommen, die hier sonderbar genug als ein Zeugnifs gelten mufs. Ueberhaupt aber scheint uns das ganze Unternehmen, so im Allgemeinen den Charakter ganzer Stämme, nach einzelnen, durch ihren Zusammenhang und ihre Absichten so mannichfaltig modificirten Stellen und Angaben, bestimmen zu wollen, mit den Gesetzen einer gesunden Kritik unverträglich; und selbst da, wo solche Umstände eintreten, wie bey dem Demos Korydale (S. 213 vergl. *Demosthen.* T. II. p. 932 *ed. Reisk.*) wird doch das Urtheil nur unter vielerley Einschränkungen für gültig gehalten werden können.

Der Vf. bemerkt S. 219, dafs die Erziehung der Athenienser nicht eher als gegen das J. 346 vor Chr. G. zur Vollkommenheit gebracht worden, wo man mit den übrigen Stücken des Unterrichts auch die Zeichenkunst verband. (Aristoteles sagt *Polit.* VIII. 2. p. 509 ohne die Zeit genau zu bestimmen, dafs *einige* dieses gethan hätten). Dies gab den Griechen ein richtiges Urtheil über die bildenden Künste, und die unwissenden Künstler wagten es nicht mehr, vor so aufgeklärten Kritikern zu erscheinen. Gleichwohl waren schon vor der angegebenen Epoche die bildenden Künste auf dem

den höchsten Gipfel der Vollkommenheit getrieben worden. Dem Perikles, der noch vor dieser glücklichen Revolution lebte, streitet der Vf. den Geschmack ab, aus unhaltbaren Gründen, wie in der Bibl. der f. W. S. 66 gezeigt wird. Dass die Alten auf Holz zeichneten, ist aus *Plin. H. N.* XXXV. 10 bekannt; aber dafür, dass sie den menschlichen Körper immer in Lebensgrösse kopiren lernten, finden wir gegenwärtig kein Zeugniss eines alten Schriftstellers. Nach S. 223 konnte man die gewöhnliche Erziehung, wo man nur die glänzenden Blumen der Literatur pflücken wollte, im vierzehnten Jahre geendigt haben; und dies soll aus Horaz II. Ep. II. 81 erhellen, wo aber zuverlässig nicht von einem oberflächlichen Studiren, noch weniger von einem solchen, das nur dazu dienen sollte, um sich mit Anstand in der Welt zu zeigen, gesprochen wird. Gelegentlich übernimmt hier Hr. *de P.* S. 224 die Vertheidigung der über den Theramenes und seine Mitfeldherrn ausgesprochenen Sentenz; welches er aber nur durch eine Verfälschung des Facti möglich zu machen gewusst hat. Oder woher wusste er, dass die Schiffbrüchigen deshalb zu Grunde gingen, weil die Flotte *par l'effet des signaux donnés avec trop de précipitation, se porta avant, au lieu de faire un mouvement en arrière pour recueillir les nageurs?* da doch *Xenophon. Hist. Gr.* I. 6, 36 und 7, 4 ausdrücklich sagt, dass die Schiffe, welche die Flotte abschickte, um den verunglückten Schiffen zu Hülfe zu kommen, durch widrige Winde abgehalten wurden, ihre Bestimmung zu erfüllen. Auch sah das Volk in der Folge, aber wie gewöhnlich zu spät, sehr gut ein, dass es betrogen worden war. *Xenoph.* I. 7. 39. — Von einigen allgemeinen Bemerkungen über die fehlerhafte Methode, den jugendlichen Unterricht mit der Lectüre der Dichter anzufangen, eine Methode, die man eben so leicht bestreiten als vertheidigen kann, je nachdem man den Gesichtspunkt wählt, kommt der Vf. auf Betrachtungen über den Zustand der philosophischen Schulen in Athen und das Uebergewicht, welches sie über alle andern behaupteten. Die Verfolgungen einzelner Philosophen entsprangen, seiner Meynung nach, ganz und gar nicht aus einer Intoleranz, die man zu Athen nicht kannte, sondern aus der Uneinigkeit, welche zwischen den Familien des Adels und des Bürgerstandes herrschte. Den Anaxagoras verfolgte der Adel, um den Perikles zu kränken. (*Plutarch. V. Per.* c. 32. Aus dem vorhergehenden Kap. sieht man, dass Phidias und Aspasia um eben dieser Eifersucht willen angeklagt wurden) Sokrates wurde als der Lehrer des Kritias verurtheilt, wofür der Vf. ausser dem Aeschines, auch den *Xenoph. Memor.* I. 2. 12 anführen konnte. Indess war diess doch nicht die einzige Anklage, welcher Sokrates unterlag. Nach S. 238 soll die Freude über den Tod Alexanders die Athenienser bewogen haben, den Aristoteles, als Lehrer des Königes, zu verfolgen. Dies ist wohl schwerlich etwas mehr als Vermuthung des Vfs., da in den uns bekannten Nachrichten über das Leben des Aristoteles nichts davon steht. S. *Aristotel. Opp.* T. I. p. 101. *ed. Buhle.* — Den Umstand, dass die Stoiker, nicht wie andre Philosophen in der Stille eines Gartens, sondern in dem Pöcile lehrten, welches der Vf. als einen Beweis ihrer Eitelkeit und Prahlerey ansieht (S. 244), bringt er in Verbindung mit einer, vorgeblich vom Diogenes L. erzählten Geschichte, der zu folge Zeno bisweilen Geld unter das ihn umgebende Volk austheilte, um es von sich zu entfernen; aber es ist sehr wahrscheinlich, setzt er hinzu, dass dieses Mittel eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte. Hr. *de P.* hat sich hier durch *Brucker (Hist. Phil* I. p. 898) irre leiten lassen, welcher die Stelle des *Diogen.* L. VII. 14 unrichtig erklärt. Zeno that gerade das Gegentheil von dem, dessen er hier beschuldigt wird; er *foderte* bisweilen von den ihn umringenden Haufen Geld. Gleich darauf werden wir mit einem kleinen dramatischen Gemälde beschenkt: „Eines Tages, heisst es S. 245 bemerkte man unter den Schülern des Chrysippus eine ausserordentliche Bewegung, von welcher die scharfsinnigsten Athenienser den Grund nicht errathen konnten; aber bald erfuhr man, dass er den Portikus verlassen hatte, um Unterricht in freyer Luft zu geben. Er wollte, sagte er, seine Schule in Bewegung setzen und die jungen Stoiker wie eine Heerde auf die höchsten Gebirge des nördlichen Attica führen u. s. w.“ Der Leser wird auf *Diogen. L. in Vita Chrysippi* (VII. 14.) verwiesen, wo er erfährt, dass Chr. es zuerst wagte, unter freyem Himmel im Lyceum Unterricht zu geben. (*πρωτος ἐθαρρησε σχολην ἐχειν ὑπαιθρον ἐν Λυκειῳ.*) Uebrigens ist die Citation des *Musonius ap. Stob.* p. 54 falsch und Strabo bemerkt nicht, dass die Peripatetiker seit der Zeit, wo sie *ihre Bibliothek* verloren hätten, nur sehr langsame Fortschritte in der Philosophie gemacht; sondern er spricht L. XIII. p. 907. a. einzig und allein von den Schriften des Aristoteles. Was S. 247 über die ungeheure Sittenverderbniss von Marseille gesagt wird, (*au nom seul d'une telle Académie, les pères tremblaient pour la vertu de leurs enfans*) gründet sich auf nichts weiter, als auf eine *zweifelhafte* Erklärung des Sprüchworts *Massiliam navigare.* Beym *Athen. p.* 523. *C.* (*S. Erasmi Prov. in Massiliam naviges*), welcher die *ausdrücklichen* Zeugnisse des *Cicero pro Flacco* c. 26 und des *Tacitus Vit. Agr.* 4. (der nicht, wie *de P.* behauptet, sagt, sie hätten sich zu seiner Zeit *gebessert*, sondern ihnen ein uneingeschränktes Lob ertheilt) entgegen stehn.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 5. December 1795.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Decker: *Recherches philosophiques sur les Grecs.* Par Mr. *de Pauw.* 1787. Tom. I. XX und 395 S. T. II. 446 S. 8.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In der Fortsetzung der Betrachtungen über die Sitten der Athenienser, wird mit einigen interessanten Bemerkungen über den Adel und seine Entstehung, sowohl zu Athen, als auch in einigen andern Gegenden Griechenlands, der Anfang gemacht. In Athen hielt die demokratische Verfassung den Adel nieder; aber in Thessalien behielt er immer sein Ansehn. Auch war dieses Land in einer beständigen Zerrüttung. (Die Hauptstellen sind *Aristot.* Pol. II, 7. p. 103. *Isocrat. de Pace.* p. 357. *ed. Wolf* und vornehmlich *Livius.* XXXIV, 51.) Die Wissenschaften waren auf eine unglaubliche Weise daselbst vernachläfsigt (ein ausdrückliches Zeugnifs aus den Zeiten des Simonides ist beym *Plutarch.* T. II. p. 15. C.); aber so schlimm, dafs man überall von nichts als von Magie hätte reden hören, und dafs ein Theil der Nation sich für Zauberer und der andere für bezaubert gehalten hätte, mag es doch wohl nicht gewesen seyn. Nach S. 263. hätten die Thessalier nie Dienste unter der Infanterie gethan, welches den Zeugnissen des *Xenoph. Hist. Gr.* VI. p. 454. 12. und des *Isocrates de Pace.* p. 356. widerspricht. Auch das, was über den gänzlichen Mangel der Kriegszucht unter der Cavallerie gesagt wird, ist ohne Zweifel sehr übertrieben und nur auf einzelne Data gebaut. Der unruhige Geist des thessalischen Adels wird am besten von *Isocrates Epist. ad Philip.* p. 805. mit den Worten ἀνδρες ὐ μεταχειριστοι ἀλλα μεγαλοψυχοι και στασεως μεστοι geschildert; aber der Ausdruck des (Pseudo-) Plutarch T. II. p. 2. F. klingt im Original doch ganz anders als hier in der Ueberfetzung S. 265. Den Charakter des Adels zu Athen (eigentlich der Optimaten und Oligarchen) schildert der Vf. nach *Theophrast* c. XXVI., doch nicht ohne Hinzufügung einiger eignen Pinselstriche. Dafs der atheniensische Adel nicht aus einer eignen Race entsprungen sey, soll *Thucydides* I. 2. *avec une candeur tres-remarquable dans un historien grec* eingestanden haben. Wir können dies in der angeführten Stelle nicht finden, wo der Geschichtschreiber von den Atheniensern im allgemeinen sagt, sie hätten Fremden das Bürgerrecht mitgetheilt. Sehr sinnreich wird der Unterschied des atheniensischen und römischen Adels angegeben, dessen Hauptgrund, wie es uns scheint, in dem Umstande lag, dafs Rom ein militärischer, Athen ein handelnder Staat war. — Hierauf folgen Betrachtungen über den Luxus der Athenienser und S. 282. eine Ausschweifung auf die Sybariten, womit man Hn. *Heyne's opusc. academ.* II. p. 126 f. vergleichen kann. Zur Vermehrung des Luxus zu Athen sollen (S. 290.) vornehmlich die Feste und religiösen Aufzüge Veranlassung gegeben haben; wo die Stelle des *Demosth. c. Midiam* p. 565. 29. *ed. R.* so verstanden wird, dafs der Gemalin des Midias Sklavinnen gefolgt wären, die *des noms relatifs au ministère dont ils s'acquittaient à la toilette de sa maitresse* geführt hätten. Sollte Demosthenes das wirklich gemeynt haben? *Athenaeus* wenigstens L. XI. p. 481. F. scheint die Worte κυμβία und ῥυτὰ im eigentlichen Sinne zu nehmen; und es scheint viel natürlicher, sie von wirklichen Prunkgefäfsen zu verstehn, mit denen Midias in Eleusis Staat machen wollte. Auch gehörten doch gewifs die genannten Geräthschaften nicht auf eine Toilette. Eine andere Art des Luxus war die Ernährung einer grofsen Menge von Pferden zu den feyerlichen Wettkämpfen. Höchst unglücklich aber ist das Beyspiel der Megarenser gewählt, die, nach Isokrates, in einem dürren und unfruchtbaren Lande dreytausend Pferde gehalten haben sollen; denn I. spricht von der Reiterey der Thessalier, nicht der Megarenser; von Truppen, nicht aber von Pferden des Luxus. Die Beschreibung, welche Theophrast c. XXIII. von dem Praler überhaupt macht, ist S. 295. ohne alle Anzeige der Accommodation, auf die Architheoren übergetragen und die Stelle noch überdieses in der Ueberfetzung wesentlich verändert. Denn wenn Th. sagt, der Praler frage bisweilen in den Trödelbuden nach, ob man nicht hier Kleider für 2 Talente haben könne, so erzählt *de P.*, die Architheoren hätten Kleider getragen, die man bisweilen für 2 Talente oder 9000 L. tournois verkauft hätte. Hierauf wird einiges über die noch gar nicht genug aufgeklärte Materie der Eranisten beygebracht, was zu weiterm Nachdenken führen kann. — Die attische Wolle war vortrefflich (S. 308.) nach *Athenäus.* V. p. 219. (nicht II. 2.) und die Damen beschäftigten sich mit Bearbeitung derselben. In der angeführten Stelle des Demosthenes wird übrigens nicht von Damen gesprochen, die sich durch einen ausschweifenden Luxus ruinirt hatten, sondern von solchen, die durch die grofse Veränderung der Glücksgüter zur Zeit der 30 Tyrannen um das ihrige gekommen waren. Als eine Gelegenheit zur Verschwendung werden S. 321. die Leichenbegängnisse angeführt. Die poetischen Wettstreite, welche bey denselben in den ältesten Zeiten angestellt wurden, gaben dem Geiste der Nation eine Richtung zur Schmeicheley und zu Erdichtungen in der Ge-

schichte. Die Iliade möchte (S. 323.) vielleicht ursprünglich zu einer solchen Absicht verfertigt worden seyn. Der Vf. bedient sich hier der merkwürdigen Worte: *l'Iliade ou plutôt l'Achilléide peut avoir été composée en différens tems; et depuis on s'avisa d'y ajouter tant de fragmens, que si Homère pouvait renaître, il n'y reconnaîtrait point son propre ouvrage.* — Die Pracht der tragischen Chöre wird S. 326. sehr hoch angenommen und der Vf. glaubt, ohne Autorität, dass man die Anzahl der Personen des Chors, wegen der ungeheuern Kosten, die man nicht auszuhalten im Stande war, von funfzig auf funfzehn reducirt habe. Die Stelle beym *Plutarch Vita Phoc.* c. 19. beweist nicht ganz, was der Vf. dadurch beweisen will; denn aus der Erzählung Plutarchs erhellt, dass die Foderung des Schauspielers *insolent* war.

In dem fünften Abschnitte handelt der Vf. von dem Handel und den Finanzen der Athenienser, welche er für die ersten Kaufleute und Manufacturisten Griechenlands erklärt. Nach S. 335. soll der Handel nach dem schwarzen Meere die erste Idee von Wechselbriefen gegeben haben, wobey sich der Vf. auf den Isokrates bezieht, der auf das allerdeutlichste gesagt haben soll, dass ein Fremder, welcher Getreide nach Athen brachte, daselbst einem Kaufmanne Stratokles einen Wechsel gab, den er an einem Handelsplatze des schwarzen Meeres, wo man ihm Geld schuldig war, ziehen konnte. Die Sache war diese: Der Fremde, der von den Küsten des schwarzen Meeres nach Athen gekommen und dessen bürgerliche Existenz in seinem Vaterlande sehr ungewiss geworden war, wollte gern so viel Geld als möglich von Hause an sich ziehn, und bat den Stratokles, der dorthin reiste, ihm eine Summe vorzustrecken und sich dieselbe dort von seinem Vater wieder auszahlen zu lassen. Um den Kaufmann auf jeden Fall sicher zu stellen, musste ein atheniensischer Banquier Bürgschaft leisten. — Was S. 339 f. von der Verbindung des Handels mit dem Aberglauben gesagt wird, gilt nur von den spätern Zeiten; denn dass die Athenienser, um die Handelscompagnie der Tyrier, welche sich nach der Einnahme ihres Vaterlandes auf Delos niederliessen, zu begünstigen, damals erst das Publicum von dem unmittelbaren Schutze, welchen Apollo und Diana dieser Insel angedeihen lasse, zu bereden gesucht hätten, wird doch nicht leicht jemand glauben. Das aus *Pausan.* VI. 3. p. 458. bekannte Gesetz, welches die Eleer von der Theilnahme an den Isthmischen Spielen ausschloss, wird S. 341. ohne allen zureichenden Grund so ausgedeutet, dass man sich ihrer, als geschickter Handelsleute, zu entschlagen gesucht habe. Die *Baratteria*, welche S. 351. nach dem Demosthenes beschrieben und für etwas gewöhnliches ausgegeben wird, war doch nur ein einzelner Versuch, der noch dazu äusserst unglücklich ablief. Nach S. 355. konnten die Künstler in klein Asien an Geschicklichkeit mit den griechischen nicht wetteifern; und wer dieses Factum nur in Zweifel zu ziehen wagte, galt für geschmacklos. Als Gewährsmann wird Theophrast angeführt, welcher im 23. Kap. von der *Pralerey*, einen Menschen beschreibt, der alles fremde dem, was man auch in Athen haben konnte, vorzog. Es ist also von einer lächerlichen, auch unter uns bekannten, Affectation die Rede; und wenn sich aus der Stelle des Th. irgend etwas für den Rang der asiatischen und europäischen Kunst folgern liesse, so könnte es eher das Gegentheil von dem seyn, was der Vf. behauptet. — Dieser Abschnitt wird mit Betrachtungen über das Münzwesen zu Athen und die Staatseinkünfte beschlossen. Nach S. 390. waren die Priester von Delphi und Olympia die vornehmsten Banquiers des europäischen Griechenlandes. Sie verwandelten einen Theil ihrer Reichthümer in gemünztes Geld, welches sie zu hohen Interessen an Privatpersonen und ganze Staaten ausliehen. In dem Dianentempel zu Ephesus (S. 392.) war eine Bank, welche die nämliche Einrichtung hatte, wie die zu Amsterdam. Wahrscheinlich bekamen die Priester Interessen für die Sorge des Aufbewahrens und wahrscheinlich liehen sie die Capitalien unter der Hand wieder aus.

Der zweyte Band wird mit dem Abschnitte über die bürgerliche Verfassung der Athenienser eröffnet, und zwar zuerst von den Tribunalen, wo man eine genauere Bestimmung der Gegenstände, mehr Ordnung und Deutlichkeit gewünscht hätte. Was z. B. S. 6. über die gleiche und ungleiche Anzahl der Areopagiten gesagt wird, ist uns keineswegs klar. Was den Solon abgehalten habe, seine Gesetze in Versen zu schreiben, wie er angefangen zu haben scheint, dürfte schwerlich auszumachen seyn; der Vf. weiss indessen, dass ihn die Schwierigkeit, die der Rechtsgelehrsamkeit eigenthümlichen Ausdrücke in das Metrum zu bringen, bewogen habe, seinen Vorsatz aufzugeben. Nach S. 19. hatte die Natur den Atheniensern die Gabe zu sprechen in einem solchen Grade verliehen, dass der unwissendste unter ihnen ohne Vergleich besser sprach (*d'une manière plus naïve*) als der gelehrteste asiatische Grieche. Dies soll Cicero gesagt haben, der *de Orat.* III, 11. bloss von dem Tone der Aussprache spricht. (*eruditissimos homines Asiaticos quivis Atheniensis indoctus, non verbis, sed sono vocis, nec tam bene quam suaviter loquendo facile superabit.*) — Ein sonderbarer Schluss ist S. 25. aus *Theophr.* c. X. περὶ μικρολογίας gezogen. Die Athenienser sollen mit einer beyspiellosen Genauigkeit über ihre Gränzen gewacht und dadurch den Streitigkeiten über diesen Gegenstand vorgebaut haben, weil dort ein Mann beschrieben wird, der alle Tage die Gränzsteine seines Landes besichtigte. Noch überdies ist der Ausdruck ὅρος, dessen sich Th. bedient, zweydeutig. S. *Indic. Fischeri* V. Ein Vergehen gegen die Logik ist auch S. 27. in den Worten *quelque prodigieux* etc. Doch diese aufzudecken ist hier unsre Absicht nicht. Den chronologischen Irrthum, durch welchen die Demüthigung des Areopag. S. 34. einer Ursache zugeschrieben wird, die wenigstens sieben Olympiaden später eingetreten ist, hat der Göttinger Rec. S. 910. gerügt. Dass der Areopag aristokratisch gesinnt zu seyn pflegte, sagt *Aristotel. Polit.* II, 10. Die gemeine Meynung, dass er seine Sitzungen ...

Nach

Jacht gehalten habe, welche sich in der That nur auf las Zeugnifs des Lucian und Athenäus gründet, betreitet der Vf. so wie eine andere, dafs sich die Redier vor diesem Tribunale weder der Eingänge, noch ler Perorationen, noch andrer Rednerkünste hätten beienen dürfen. Doch scheint dies allerdings wenigtens gesetzmäsig gewesen zu seyn. S. *Pollux*. VIII, 17. und die Stellen der Alten beym *Meurs. de Areop.* VII. Ein besonderer Abschnitt ist den Anklagen wegen Gottlosigkeit gewidmet. Platon soll mit ausdrücklichen Worten sagen (nach S. 41.), dafs Sokrates vor em Tribunal des Basileus verurtheilt worden sey. Vir erinnern uns, aber die Stelle will uns nicht in die Hände fallen, dafs Plato sagt, Sokrates sey vor der Halle des Basileus auf und abgegangen. Wenn *de P.* iese meynt, so ist die Sache doch wohl so ausgemacht icht. — Die Verstümmelung der Hermen war nichts weiter als eine Wirkung der Trunkenheit, und die Zweifel des Thucyd. (VI. 60.) werden durch einen Machtspruch zurückgewiesen; „denn, fagt der Vf., unter den schwefelichten Weinen Griechenlandes hatten einige eine so bösartige Natur, dafs, wer viel davon trank, bey dem Anblicke einer Bildfäule in Wuth gerieth." Die Polizey in Athen und mehrern Städten des europäischen Griechenlands wird nach dem Zeugniffe des *Thucydides* gerühmt; in Asien hingegen sey man weit von guten Polizeyanstalten entfernt gewesen. S. 58.; denn *Plinius* fage, er habe zu Nikomedia keine Feuersprützen noch andre Feueranstalten gefunden. Wie leicht überspringt doch der Vf. den langen Zeitraum vom Thucydides bis auf den jüngern Plinius!

In der Kritik des Abschnittes über den Zustand der schönen Künste zu Athen haben wir nur einige wenige Zusätze zu dem zu machen, was in den Göttinger gel. Anz. S. 911 — 915. und in der Neuen Bibl. der schönen Wissenschaften S. 49 ff. S. 80 — 105. über denselben und die darinn befindlichen Uebereilungen und Trugschlüsse bemerkt worden ist. Das schöne Gemählde der Cassandra S. 96., wie sie auf einer Schilderey des Polygnotus zu sehen gewesen seyn soll, ist aus einem einzigen Worte des *Lucian. Imag.* 7. geflossen. Dafs Elpinice das Modell zu dieser Cassandra und wahrscheinlich zu allen weiblichen Figuren auf jenem Gemälde gewesen sey, ist Vermuthung des Vfs., nicht Meynung des Plutarch. Zeuxis konnte in ganz Kroton, einer Stadt, welche mehr als 100000 Einwohner hatte, kein einziges Modell für seine Helena finden. Wie grofs muſs also der Mangel an Schönheiten gewesen seyn! Aus Cicero's Erzählung *de Invent.* II, 1. sollte man indefs gerade das Gegentheil schliessen. Die Helena des Zeuxis soll keineswegs eines von seinen besten Stükken gewesen seyn. Woher Hr. *de P.* dies wisse, ist uns unbekannt. Der Maler selbst hatte eine grofse Meynung von diesem Gemälde. *Valer. Max.* III, 7. ext. 3. Was über die Phryne als Modell zur Knidischen und Koischen Venus, einer blofsen Hypothese zu gefallen gesagt wird, ist erweislich falsch, wie unsre Vorgänger mit guten Gründen dargethan haben. In der Anthologie finden sich allerdings, zwar nicht wie S. 73. gesagt wird, sehr viele, aber doch einige Gedichte auf die knidische Venus mehr, als auf die koische; aber was beweist dies für den Triumph der Bildhauerkunst über die Malerkunst? — Auf dem Gemälde des Polygnotus in dem Pöcile stand nicht (S. 74.) der personificirte Demos von Marathon unter der Gestalt eines Genius, sondern der Heros Marathon, welcher in diesem Demos verehrt wurde und demselben den Namen gegeben hatte. — Wenn es auch wahr wäre, dafs (nach S. 79.) der ältere Polygnotus den jüngern Zeuxis in der Ethographie übertroffen habe (f. *Aristotel. Polit.* VIII, 5. p. 526., obschon Plinius H. N. XXXV, 9. vom Zeuxis sagt: *fecit Penelopen, in qua pinxisse mores videtur*) so kann dies nicht für ein Zurückgehn in der Kunst überhaupt, noch viel weniger aber für ein *phénomène surprenant* angesehen werden. — S. 87. Die Künstler stellten oft die Geschichte der Dido, aber nicht die der Medea dar. Warum? Die schwache, unglückliche Dido flöfste Mitleiden ein; Medea hingegen erregte Abscheu, selbst in ihrer Liebe; denn man wufste, zu wie viel Grausamkeiten die Augenblicke führten, welche sie in den Armen des Jason zubrachte; man konnte also nicht an die Ursache denken, ohne für die Wirkungen zu zittern. So sinnreich dieses ist, so ist es darum nicht weniger falsch. So vor und rückwärts blickend urtheilt der Geschmack in den Werken der bildenden Künste nicht. Auch ist das Factum an sich unrichtig. Man bildete die Medea sogar in dem Augenblicke ab, der vor der Ermordung ihrer Kinder vorherging. Man sehe nur *Philostrat. Icon.* 7. *Callistrati Stat.* XIII. *Plin. H. N.* XXXV, 11. und mehrere Epigrammen der griechischen Anthologie. Nach S. 87. soll man auf dem Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi unter den Bewohnern des Tänarus zwey griechische Weiber gesehn haben, welche die Theologen von Eleusis zu ewigen Qualen verdammt hatten, weil sie sich nicht in die Mysterien der Ceres hatten einweihen lassen. Wir schlagen den Pausanias nach, und finden statt der beiden Weiber, einen Mann, der sich gegen seinen Vater vergangen, und einen andern, der einen Tempel beraubt hatte. L. X, 28. p. 867. Diese Veränderungen sind in der That etwas kühn! — Als charakteristisches Kennzeichen der attischen Malerschule wird das perpendikuläre Profil angegeben, weil, wie *Lucian* (*Amores*. c. 40.) sagt, die Mode bey den Athenienserinnen für kurze Stirnen entschieden hatte. Schade, dafs wir kein Zeugnifs von der frühern Existenz dieser Mode haben! und dafs Lucian nicht einmal von den Athenienserinnen, sondern von den griechischen Weibern überhaupt zu reden scheint, so wie denn in der That dieselbe Mode auch in Rom Beyfall fand. S. *Junius de Pict. Vet.* L. III. p. 228. — Weiter oben S. 82. entdeckt der Vf. eine Classe von Malern, *qui représentaient des fantaisies, que les Grecs nommaient des songes, dont on voyait quelques essais à Athènes dans le Lycée*. Allerdings wird beym *Xenoph. in Anab.* VII. 8. 1. von einem Kleagoras gesprochen, welcher τα ἐνυπνια ἐν Λυκειῳ gemalt habe. Aber statt dieser absurden Lesart haben einige Handschriften ἐνοικια und Toup

Epist. crit. p. 48. verbessert ausserordentlich glücklich: *τὰ ἐνώπια, partes aedium anteriores.* — Nach S. 126. machten die Griechen im Singen so viele Fehler, dass es weit angenehmer war, die Stimme in Begleitung der Flöten als der Leyer zu hören. Aristoteles sagt aber *Problem.* XIX. 44. nur ganz im Allgemeinen, (nachdem er gezeigt hat, dass sich der Ton der Flöte seiner Natur nach besser mit der Stimme verbinde, als der Ton der Leyer) dass die Flöte die Fehler des Gesanges verberge. Es war also wohl nicht nöthig, es den Griechen zum Vorwurf zu machen, dass sie dennoch mehrere Jahrhunderte hindurch zur Lyra gesungen hätten. Ganz unrichtig aber ist, was S. 128. behauptet wird, dass Aristoteles gesagt habe, man verstehe bey dem griechischen Gesange die Worte nicht; da er in der angeführten Stelle *Problem.* XIX. 41. ebenfalls nur im Allgemeinen fragt, warum ein Gesang, wovon man den Text wisse, besser gefalle, als wenn man ihn nicht vorher wisse? und antwortet darauf: Vielleicht weil wir dann besser beurtheilen können, ob der Sänger seinen Zweck erreiche; oder weil der Zuhörer etwas ähnliches leidet, als der, welcher etwas ihm bekanntes singt; denn er singt mit ihm zugleich. Jeder aber, der nicht gezwungen singt, pflegt vergnügten Sinnes zu seyn (oder: pflegt sich daran zu ergötzen)." Was ist nun in diesen Worten, das die Behauptung rechtfertige, man habe die Worte des Textes nicht verstanden? Dass die Griechen kein sehr strenges Ohr für die Harmonie des Versbaues gehabt haben, soll S. 129. dadurch dargethan werden, dass die Odyssee mit einem Verse ohne Cäsur, die Iliade mit einem Hypermeter anfange, und dass man sich am Ende des Hexameters viersylbige, am Ende des Pentameters dreysylbige Worte erlaubt habe, was doch Ovid und Virgil sorgfältig vermieden. Nach dieser Analogie kann man auf der Stelle beweisen, dass weder die Franzosen, noch die Italiener, noch die Spanier, und wer nicht noch alles mehr, ein Ohr für den poetischen Wohlklang haben, weil sie ihre Verse nicht so machen wie wir. — Ist es wohl zu beweisen, dass (S. 139.) die Helden der Tragödie ihre Leiden zu dem Schalle der Flöte absangen? oder hat man sich wohl jemals zu *Athen* der ehernen Gefässe als Mittel den Schall zu verstärken, in den Theatern bedient? Die Verändrung der Flöte aber, deren Horaz (Art. Poët. 202.) erwähnt, war gewiss sehr neu und den Römern eigen (*tibia non, ut nunc, orichalco juncta tubaeque aemula*). Dass die Reden in den Tragödien nicht so lang sind, als die Reden der Helden beym Homer, soll nach S. 142. daher rühren, dass die Dichter und Schauspieler dem Gesetze der Klepsydra unterworfen waren. Die Worte des Aristoteles *Poetic.* 7. sind etwas dunkel, zeigen aber doch wenigstens, dass dieser sonderbare Gebrauch nur *in sehr frühen Zeiten* und *sehr selten* statt gefunden haben kann. S. *Twining's notes* S. 267 f. So hat auch *Pye* S. 46. diese Stelle verstanden (*If indeed an hundred tragedies are to be acted successively, they might be acted by the hour-glass, as they say was sometimes formerly done.*)

(*Der Beschluss folgt.*)

OEKONOMIE.

NÜRNBERG, b. Stein: *Abhandlung über die Brache, oder der lateinische Wirth in Bayern* A. Th. zu K. und Ofellus — als Vertheidiger der Brache wider den Reichsfreyherrn von W*** den rheinischen Posthalter zu P***, und den Verfasser der nähern Beantwortung der aufgestellten ökonomischen Fragen nebst fortgesetzter Vertheidigung. 1794. 127 S. 8.

Wie der Titel anzeigt, eine Streitschrift, aber in ziemlich und zwar nach dem Verdienste der drey Gegner besonders gemäsigtem Tone, in welcher zwar die Benutzung der Brache vorzüglich in fruchtbaren Gegenden, nicht ganz verworfen, aber gegründete Einwendungen gegen ihre für allzugross ausgeschrieenen Vortheile und allgemeine Anwendbarkeit gemacht werden. Theoretiker, die eine ihnen einleuchtende Verbesserung sogleich allgemein eingeführt wissen, und von keinen andern Hindernissen derselben hören wollen, als der Dummheit und Bosheit dererjenigen, die ihnen nicht unbedingt beyfallen, könnten aus der Vertheidigung und dem Spotte unsers lateinischen, aber verständigen Wirths sehr gute Lehren nehmen. Er zeigt die Unmöglichkeit eines so kostbaren Unternehmens, als die Aufhebung der Brache für den kleinern unvermögenden Landmann ist, der, statt dazu unterstützt zu werden, von Zehentherrn und Triftberechtigten verhindert wird, und kaum den täglichen Lebensunterhalt neben den Steuern und übrigen Abgaben zu gewinnen vermag. „Die Cultur der öden Gründe" (heisst es S. 118. von Bayern) „kann durch den Anbau der Brache, wenigstens „durch denselben allein, nicht bewirkt werden. Die „Austauschung der vermischt liegenden Gründe, Auf„hebung der Unzertrennlichkeit der Bauerngüter," (vermuthlich allzugrosser,) „Herstellung des alten baye„rischen Zehendrechts, Begünstigung der Ehen und „einer grössern Volksmenge auf dem Lande, Aufhe„bung des geistlichen und weltlichen Betteins, Unter„drückung tausenderley Plakereyen, eine zweckmäsige „Vorbereitung zur allmählichen Aufhebung der Zäune" (gegen wildes und zahmes Vieh,) „Einschränkung des „gränzenlosen Leibrechts, womit die Industrie nie be„stehen kann, und der Frohnen oder der Scharwerk, „womit an vielen Orten gar keine Maass und Ordnung „gehalten wird, und überhaupt die Begünstigung des „Bauernstandes sind so nothwendige Hülfsmittel, dass „ohne dieselben nie eine gute Cultur im Ganzen zu „hoffen ist." Ja wohl, und von diesen bayrischen Bauern verlangen die Gegner des Vf. die Aufhebung der Brache und Urbarmachung der Wüstungen? Fromme Wünsche ohne Sachkenntniss sind das wohlfeilste und unbedeutendste, oft sogar schädlichste, was man für seine Mitbürger thun kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. December 1795.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Decker: *Recherches philosophiques sur les Grecs.* Par Mr. *de Pauw.* 1787. Tom. I. XX u. 395 S. Tom. II. 446 S. 8.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der letzte Abschnitt der Betrachtungen über die Athenienser beschäftigt sich mit ihrer Staatsverfassung d Religion. Er bestreitet hier S. 165. den Satz des istoteles, dass Solon eine Demokratie gegründet ha- ; die Verfassung sey gemischt, und die Volksre- erung durch Aristokratie sehr gebunden gewesen; nn die Demokratie sey *höchst unvollkommen*, wenn Bürger wegen Mangels an Vermögen von den obrig- itlichen Aemtern ausgeschlossen werden könne. Die gemeinen und interessanten Bemerkungen drängen h in diesem Abschnitte; aber es ist unserm Plane nicht mäss, über dieselben zu urtheilen oder zu streiten. ch S. 183. entsprang das meiste Unglück, welches iechenland betraf, aus der fehlerhaften Beschaffen- t seiner Conföderation. Die Griechen hatten nur ei- Schatten von Verbindung, nichts Wesentliches. *(au de faire un corps ils firent une ombre.)* Was von Nullität der Amphiktyonen in politischen Rücksich- gesagt wird, ist an sich wahr; aber es scheint auch der That nie die Meynung der griechischen Staaten wesen zu seyn, die Amphiktyonen als einen Reichs- ansehn zu wollen, der das Gleichgewicht unter ih- erhalten, und sie in ihren politischen Streitigkei- richten möchte. Der Einfluss der Amphiktyonen lte sich, den alten Einrichtungen zu folge, wohl nur die Erhaltung der Ruhe während der Feyerlichkei- und die Beobachtung der geheiligten Gebräuche Völkerrechts beziehn. Man sehe *Aeschin. c. Ctesiph.* III. *p.* 498 sqq. *ed. Reisk. Cicero de Invent.* II. 23. Die leiche Repräsentation war also hier ein sehr geringer ler, wo von eigentlicher Repräsentation nicht ein- l die Rede war. Die Beyspiele, welche der Vf. S. ff. von der, durch die Amphiktyonen nicht ge- ideten, Verletzung des Gleichgewichts unter den echischen Staaten anführt, beweisen eben, dass ser politische Gegenstand nicht in den Machtkreis Amphiktyonen gehörte. Auch wurden die La- ämonier nicht wegen Verletzung des *pacte confé- atif* (f. S. 191.), welcher nie existirt hat, sondern um er Theilnahme an dem heiligen Kriege willen, von Versammlungen der Amphiktyonen ausgeschlos- f. *Pausan.* X. 8. — Um die Entstehung der Ora- zu Delphi und Dodona zu erklären, werden einige kühne Vermuthungen, als nicht zu bezweifelnde Wahrheiten, aufgestellt; von denen aber die eine S. 196. nichts weiter als ein Spiel mit Worten ist. „Weil sich die ältesten Griechen von den Früchten der Eichen nährten, so waren ihnen dieselben, heisst es hier, im eigentlichsten Sinne des Worts prophetisch; denn wenn sie im Anfange des Herbstes wenige Früchte hatten, so konnte man, ohne zu irren, einen unglücklichen Winter voraussagen." So auf der Oberfläche dürfte die Wahrheit wohl schwerlich schwimmen! — Nach S. 203. sollen die Athenienser ein prophetisches, geheimnissvolles Buch besessen haben, das sie das Testament nannten, und von welchem das Wohl des Staates abhing. Dies sagt allerdings *Dinarch. c. Demosth. p.* 8. *ed. R.*, wo es aber nicht (wie hier S. 206.) heisst, Demosthenes habe sich an diesem Buche, sondern nur, er habe sich an dem Tribunal versündigt, welchem die Aufsicht über dieses Buch anvertraut war. Dass dieses Tribunal der Areopag sey, ist nicht blosse Supposition von *Reiske*, wie *de P.* sagt, welcher hier Reisken mehr schuldig ist, als er gesteht, sondern eine aus dem Zusammenhange ziemlich wahrscheinliche Vermuthung. Dagegen scheint die Vermuthung des Vf., dass dieses Testament mit den βίβλοις νομίμοις καὶ ἱεραῖς, die, zufolge des Schol. zum *Theocr.* IV. 25. an den Thesmophorien in Procession herumgetragen wurden, einerley sey, wenig oder keinen Grund zu haben, und man muss vielmehr hierbey sagen: *la vérité est, qu'on ne sait rien de positif à cet égard.* — S. 207. entscheidet *de P.*, dass die Unächtheit der absurden Sammlung von Träumen und Schimären, die man unter dem Namen der Theogonie dem Hesiodus beylege, keinem Zweifel unterworfen sey. In der That behaupteten die Böotier so etwas; aber auch nur die Böotier allein, und ohne hinreichende Gründe. S. *Fabric. Bibl. Gr. T.* I. *p.* 583. *ed. Harl.* — Der Nutzen der Mysterien wird S. 213. aus dem Grunde angegriffen, dass die Griechen durch dieselben weder besser noch tugendhafter geworden wären; nun sage aber Polybius VI. 56. (nicht 40.), dass in Griechenland kein Schatten von Treue und Glauben herrsche. Dies giebt zu einem Gemälde Gelegenheit, in welchem die Farben nicht gespart sind, und wozu der Vf. eine Stelle des *Cicero pro Flacco. c.* 4. zu Hülfe nimmt, welche die Kritik, wegen der unverkennbaren Absichten des Redners, wohl schwerlich als ein vollgültiges Zeugniss anerkennen wird. Die Habsucht der Priester und der Hang der Athenienserinnen, ihre Begierden zu befriedigen, wozu es bey dem Zuge nach Eleusis und zu Eleusis selbst viele Gelegenheit gegeben haben soll, erhielt die Mysterien aufrecht. Schon unterwegs fingen die Liebeshändel an; nach *Aristoph.*

Plut. 1014., und man erlaubte sich während der Procession die frechsten Reden, welches man die Wagensprache (*le langage des chariots*) nannte. Niemals aber ist der Ausdruck (ὡς ἐξ ἁμάξης λαλεῖν), auf welchen der Vf. anspielt, von solchen Reden gebraucht worden, dergleichen hier der Zusammenhang zu verstehen giebt; sondern von Spöttereyen und Neckereyen, die man sich bey dieser Gelegenheit, einem alten Gebrauche zu folge, und als Anspielung auf die Geschichte der Jambe und Ceres erlaubte. So sagt Jupiter beym *Lucian in Jov. Trag.* c. 44. von dem Damis, der die Macht der Götter angreift: τουτι ποθεν ἡμιν το ἀμαχον κακον ἐπηλθεν; ὡς δαιμονων οὐδενος ἀνηρ Φειδεται, ἀλλ' ἐξ ἁμαξης παρρησιαζεται.

Noch bliebe uns der letzte Theil dieses Werkes übrig, welcher Betrachtungen über die Lacedämonier enthält, bey denen der Vf. zunachst von dem Urtheile des *Aristot. Polit.* II. ausgegangen zu seyn scheint. Dieser ganze Abschnitt ist mit einer Leidenschaft geschrieben, die einem warmen Freunde der Wissenschaften, ächter Freyheit und alles dessen, was zu wahrer Humanität gehört — Dinge, welche in Sparta niemals anzutreffen waren — zur Ehre gereicht, ohne den Geschichtschreiber zu rechtfertigen. Da Hr. Heyne in zwey Commentationen *De Spartanorum Republica* in den *Comm. Soc. Reg. Goetting.* T. IX. die übertriebnen, zu weit ausgedehnten, oder auch offenbar unrichtigen Behauptungen des Vf. einer genauen kritischen Prüfung unterworfen hat, so glauben wir uns der Kritik dieses Abschnittes um desto eher überheben zu können, da unsre Anzeige die gewöhnlichen Gränzen schon weit überschreitet, und wir noch zu einigen allgemeinen Bemerkungen Platz gewinnen möchten.

So unbefriedigt und misvergnügt dieses Werk in mehrern seinen Theilen denjenigen läst, welcher nach einer gründlichen Aufklärung über die dunkeln Punkte der alten Geschichte strebt, und so misstrauisch ihn der an einigen Stellen entdeckte Leichtsinn des Vf. gegen alle nicht ausdrücklich belegten Sätze desselben machen muss; so angenehm wird es doch den unterhalten, dem es nur um philosophische Belehrung, aus welcher Quelle sie auch abgeleitet seyn mag, zu thun ist, und welcher, freye, durch keine Macht der Autoritäten beschränkte Untersuchungen zu schätzen weiss. Der lebhafte Eifer des Vf. für das Gute und Schöne, für Wahrheit und Freyheit, giebt seinem Stile Seele und Leben, so wie auf der andern Seite das Gefühl der Wichtigkeit und Würde seiner Gegenstände demselben Einfalt und Kraft mitgetheilt hat. Sehr häufig ergreift der Vf. die Gelegenheit, die Einrichtungen und die Denkungsart des Alterthums mit dem, was die neuern Zeiten für gut befunden haben, in Vergleichung zu bringen; wie es denn auch ausdrücklich seine Absicht war, zu zeigen, in welchen Stücken die Griechen Nachahmung verdienten oder nicht. Dass er sich hiebey bisweilen heftig und kühn ausdrückt, wird man sich nicht wundern, noch einem Manne verargen, der ohne besondere Rücksichten nur das, was ihm Wahrheit scheint, mit Eifer vertheidigt. Als Beyspiele dieser Art führen wir das an, was Tom. I. S. 159. gegen die Bevölkerungsmaximen der neuern Zeiten in Vergleichung mit den Alten (bey denen man überzeugt war, *que cent familles à leur aise valaient mieux sur une lieue quarrée que trois mille nègres sur un arpent*) gesagt wird; ein Gegenstand, über welchen ihm auch S. 362. einige nachdrückliche Worte entfallen. S. 358. wird eine Stelle des Isokrates, in welcher er Athen, wegen seines Strebens nach der Herrschaft auf dem Meere, den Untergang verkündigt, auf Grossbritannien angewendet. Fast alles, was von S. 54. an, über die Polizey Athens bemerkt wird, ist mit Rücksicht auf die neuern Staaten und ihre Gebrechen gesagt. Eine Stelle voll Freymüthigkeit, ist Tom. II. S. 64. ff. über die Politik und Gesetzgebung der Alten, die sich in so frühen Zeiten der glücklichsten Erfindungen und tiefsten Einsichten rühmen konnten, während wir, mit den Entdeckungen und Fehlern so vieler Völker bereichert, noch nicht einmal die Mängel unsrer gothischen Staatsverfassungen haben wegräumen können. Beyspiele des bittersten Unwillens gegen Glaubenszwang, Priesterlist und Aberglauben sind durch das ganze Werk verbreitet; dagegen huldigt er überall der Philosophie und den Philosophen des Alterthums, wie z. B. Tom. I. S. 139. wo er von ihnen sagt: „zerstörende Leidenschaften fanden keinen Eingang in ihr Herz. Niemals schwand der Frieden aus ihrer Seele; jeder Tag war für sie ein Festtag, und die Auflösung eines Problems ihr Genuss. In dem Schatten ihrer Gärten sitzend, blickten sie lächelnd auf die Schaaren der Fanatiker und Ehrgeizigen, die wie Schilf von dem leisesten Winde, durch den geringsten Hauch der Leidenschaften getrieben wurden." Man sieht leicht, dass hier von der praktischen Philosophie die Rede ist. Nur auf diese beziehn sich die Lobsprüche des Vf., welcher sich an mehrern Stellen, mit der ihm natürlichen Lebhaftigkeit, gegen die speculative Philosophie und besonders gegen die Hypothesen der Physiker erklärt.

Die Uebersetzung dieses Werkes:

Berlin, b. Rottmann: *Philosophische Untersuchungen über die Griechen* von *Herrn von Pauw.* Aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen vom Hn. Professor *Villaume.* 1789. *Erster Theil.* XXII u. 343 S. *Zweyter Theil.* 400 S. 8.

ist keineswegs mit der gehörigen Genauigkeit verfertigt, geschweige dass sie den Geist des Originals darstellen sollte. Einige Beyspiele werden dies vollkommen beweisen. I. S. 9. Der Demos *Phegus* soll seinen Namen vom *Ephen* bekommen haben. *De ses hêtres,* nicht *hedera,* sondern *Eichen.* S. 27. *Die Haarflechten und Epheukränze,* womit man die Thyrsusstäbe so sorgfältig schmückte." Der Vf. kannte nur Eine Bedeutung von *tresses.* S. 38. „Hier sah man eine Menge erkaufter Sklaven, wie man auf allen europäischen und asiatischen Marktplätzen Lastthiere feil stehn sieht. "*On y voyait un peuple d'esclaves achetés, comme des bêtes de somme, dans tous les marchés de l'Europe et de l'Asie.* S. 314. Auf den Münzen Athens stehe das Bild der

grosser

grossen Eule, mit *Ohrgehängen, coiffé d'oreillettes*. S. 338. Der Philosoph Theophrast nannte ihn eine moralische Zweydeutigkeit, *à la réputation d'Aristide que le philosophe Théophraste nommait une amphibie en morale.* — Die Namen, welche auch im Original nicht immer richtig geschrieben sind, hat der Uebers. noch mehr verunstaltet. Ἀχαρνεις sind *Acharner*, nicht *Acharnaner*, wie S. 26. steht. Eine Sammlung der Fragmente des Tyrtäus von *Clos* kennen wir nicht; wohl aber von *Klotz*. Wenn das Original *Petit Recueil des Lois Att.* anführt, so hätte der Uebers. entweder den wahren lateinischen Titel anführen, oder auch in seine Sprache übersetzen sollen.

Die Anmerkungen des Hn. Villaume, der, wie wir mit Verwunderung sehn, auch der Uebersetzer ist, (denn was der Ausdruck auf dem Titel zweydeutig läfst, erklärt die Unterschrift unter den Anmerkungen) beschäftigen sich nicht, wie man hätte wünschen dürfen, mit Berichtigung der Thatsachen und der Quellen, sondern meistentheils mit Bestreitung des Raisonnements oder mit gelegentlichen Betrachtungen. Weder das eine noch das andere ist dem Zwecke einer Uebersetzung recht angemessen; und hier um so weniger an seiner Stelle, da die Untersuchungen des Vf. zu so vielem Streit und Nachdenken Veranlassung geben, dass man schlechterdings keinen zureichenden Grund einsieht, warum der Uebersetzer nur einige wenige Paradoxen aufgreift, und so vieles andere ruhig liegen läfst. Daher sind viele seiner Anmerkungen sowohl zu kurz als zu lang, und die meisten ganz überflüssig. Man s. I. Theil. 5. S. 121. 125. 170. (sollten Leser des *de P.* nicht einmal den Alkman kennen?) 172. u. a. m. Hin und wieder findet man eine kritische Berichtigung, z. B. I. 11. 223. 235.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Agnes von Kollenberg*. Eine dramatisirte Sage aus den Ritterzeiten. 1794. 264 S. 12.

2) Leipzig, b. Weygand: *Heinrich von Falaise*. Oder Scenen aus dem heutigen Frankreich. 1795. 182 S. 8.

3) Halle, b. Hendel: *Die Liebenden*. Oder Gemälde für gute sanfte Seelen. Mit zwey (höchst elenden) Kupfern. 1795. 254 S. 8.

Nr. 1. fängt mit einer Schlacht und einer Entführung an, in welcher der Bräutigam Agnesens umkömmt. Der Vf. läfst aber die unglückliche Wittwe nicht lange ohne Trost, sondern giebt ihr am Ende des fünften Aufzugs einen neuen Gemahl, nachdem ihr Entführer (der *böse Drache* Ubald, wie ihn Agnes nennt,) nach poetischem Rechte justificirt worden. Den gröfsten Theil der Handlung nimmt die Belagerung der Festung Ubalds ein, wobey sich eine Menge Todesfälle ereignen, die Ohnmachten weiblicher Seits nicht mitgerechnet. Es wird schrecklich in diesem Stücke geflucht und geschimpft. Mit welcher Zartheit sich aber auch das weibliche Geschlecht in demselben ausdrückt, mag eine Stelle zeigen, in welcher Agnes droht, sich der Gewalt ihres Räubers durch den Tod zu entziehn. S. 131. „Aber bey der kalten Hand meines erblafsten Conrads — vor dem Beschützer und Rächer meiner beleidigten Tugend, schwör ich es — nicht anders, soll ers als mit meinem Leben erhalten. — *Wird er dann den entseelten Körper lieben können? — oder hat etwa sein Tiegerherz auch eine Rabennatur angenommen, um sich mit einem todten Aas zu belustigen?* u. s. w.

Nr. 2. Alles, was in den Begebenheiten dieses Romans das neue Datum derselben beweisen soll, wie die Anspielungen auf die Revolution und auf die Geschichte des Marquis von Favras, ist gewaltsam herbeygezogen, und macht die Geschichte selbst nicht im mindesten wahrscheinlicher. Diese ist ein Gewebe seltsamer und ungewöhnlicher Vorfälle. Ein Sohn, welcher seinen Vater ermordet, indem er auf seinen Freund zielt; der ein Dorf ansteckt, um eine tugendhafte Frau zu entführen, in der er hierauf seine Schwester erkennt, und die er fast in demselben Augenblicke von seiner und ihrer Mutter ermorden sieht; noch einige Todtschläge nebenbey; mehrere Personen von hoher Geburt, die unbekannt und in Niedrigkeit leben u. d. m. füllen den Raum dieses Gemäldes, das weder durch seine Erfindung noch durch die Ausführung interessirt. Uebrigens verräth die ganze Manier des Vortrags die ausländische Entstehung dieses Werkes, das die Arbeit eines französischen Emigranten (vielleicht auch einer Dame) zu seyn scheint. Die Uebersetzung ist ziemlich gut gerathen, bis auf einige Gallicismen; z. B. S. 96.: „Denn dafür hatte sich Veronica immer gezwungen, die holdselige Anna zu halten." S. 119. „Elwine, eine verheirathete Frau? die eines solchen Mannes, der, er mochte gleich ein Bauer seyn, doch durch Hoheit im Blick und körperliche Stärke jedem, der ihn sah, Ehrfurcht gebot."

Nr. 3. Ein empfindsamer Briefwechsel im Geschmacke der Nachahmer des Siegwart und Werther, bey welchem wir die Mäfsigkeit und Zurückhaltung des Vf. bewundern, der hier einen Stoff von vielen Bänden vor sich fand, und es bey einem einzigen bewenden liess. Die guten, sanften Seelen, welche hier mit einander correspondiren, erzählen sich alle ihre seligen und wehmüthigen Empfindungen, ihre Wonnen und Qualen, ihre Kaffeebesuche und Soupers. Jedes ist traurig, bis der gewünschte Brief ankömmt, und dann wieder gestärkt, und dann wieder traurig. So geht das Winseln auf sechs Bogen fort. Nun kömmt endlich ein wichtiges Incident. Karoline erfährt, dafs ein Brief von ihr an den Herrlichen in Abschrift herumgeht, und meldet es ihm nicht ohne Empfindlichkeit. Diese Nachricht bringt in Gustavs Seele einen ordentlichen Sturm hervor; *in seiner Seele tobt es wild und ungestüm; sogar den Trost, seinen Kummer in Thränen auszuweinen, muss er entbehren, denn er hat keine Thränen; öder, dürrer, todter Schmerz liegt ihm auf* dem

dem Herzen. Indeſs weiſs er ſich zu rechtfertigen, und es iſt alles wieder gut. Aber nun ſetzt ſich eines Tages die Herrliche beym Eſſen nicht neben den Herrlichen, ſondern neben ſeinen Nebenbuhler; das ſetzt böſes Blut. Sie führt ſogar, wie er glaubt, mit ihm aufs Land. — Das kann er nicht aushalten; er entfernt ſich, und — nimmt die Ausſicht auf eine einträgliche Stelle an. Doch erfahrt er noch vorher Karolinens Unſchuld. Sie rechtfertigt ſich, er verzeiht, und, die Entfernung abgerechnet, iſt alles wieder nach wie vor. Das Lamentiren und die Tröſtungen gehen von beiden Seiten ihren Gang fort, und wenn jedes ſein Maſs von Thränen vergoſſen hat, erzählt es etwa noch die eine oder die andre Geſchichte, ſchildert einen Charakter u. dgl. Guſtav thut einen gefährlichen Sturz vom Pferde — wird aber wieder geheilt. Wahrend ſeines Krankenlagers ſcheint ſich ein Mädchen in ihn zu verlieben, und er ſcheint manchen Leuten untreu geworden zu ſeyn; aber da man die Sache näher betrachtet, iſt weder das eine noch das andre wahr. Endlich bekommt er zum Schluſs eine Amtmannsſtelle, und heirathet Karolinen. Der Stil, die Anſpielungen auf literariſche Gegenſtände und das Coſtume in den Kupfern macht die Vermuthung rege, daſs hier irgend ein alter Ladenhüter durch einen veränderten Titel — neu gemacht worden ſey. Es lohnt nicht der Mühe, dieſe Vermuthung weiter zu verfolgen.

Leipzig, b. Leo: *Das Orakel zu Endor.* Eine uralte Geſchichte für den Abend des achtzehnten Jahrhunderts bearbeitet. 1794. 390 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieſe Schrift, welche dem Leſer als ein gerettetes Bruchſtück aus der Alexandriniſchen Bibliothek dargereicht wird, enthält ein politiſches Gemälde unſrer Zeiten, worinn die Hauptfiguren mit ſehr ſtarken charakteriſtiſchen Zügen bezeichnet ſind. Der Vf. führt ſeinen Leſer an alle Höfe, welche in dem von ihm gewählten Zeitraume die Hauptrollen ſpielen, und läſst die geheimen Triebfedern ſehen, welche das politiſche Rad in Bewegung ſetzen. Ohne Zweifel hatte der Vf. den löblichen Zweck, durch ſein Raiſonnement die Augen derer zu öffnen, welche über vieler Menſchen Glück zu wachen haben. Er hat aber wohl nicht bedacht, daſs dergleichen Perſonen für das ewige Moraliſiren noch weniger Gedult zu haben pflegen, als Rec., dem faſt die Geduld ausgehen wollte, ehe er bis an das Ende dieſes Buchs gelangte. Das von Schenau gezeichnete Titelkupfer macht von unſern gewöhnlichen Bücherbilderchen eine bemerkenswerthe Ausnahme.

Leipzig, b. Leo: *Die Pfleglinge der heiligen Katharina von Siena.* Roman von *Guſtav Fredau.* 1794. 149 S. 8.

Dieſer kleine Roman erhebt ſich über manchen ſeiner Brüder durch angenehme Darſtellung, Feinheit der Charaktere und gute Grundſätze, welche die Romanenlectüre minder ſchädlich machen könnten, wenn ſie öfter in ſolche Schriften eingeflochten würden. Die Handlung gründet ſich auf eine alte Sitte in Siena, wo am Katharinenfeſte jedes Jahr ſechs arme Mädchen von tadelloſem Charakter und unbeſcholtnem Rufe, der Heiligen zu Ehren ausgeſtattet werden. Der Jüngling, welcher eine unter ihnen ſich zur Gattin wählte, reicht der Auserwählten auf dem Wege der Proceſſion ſein Tuch. Sie küſst es, und giebt es zurück, wenn ſie eines andern harren will: ſie knüpft einen Knoten hinein, wenn die Wahl des Jünglings mit ihrem Herzen übereinſtimmt. Niemand kann die Verbindungen hindern, die auf dieſe Art geſchloſſen werden; denn das Volk beſchützt die Lieblinge der heiligen Katharina. Mit vieler Wärme hat der Vf. die ängſtliche Erwartung der armen Gianetta am Tage dieſes Feſtes dargeſtellt, als ihr Geliebter, ein italiäniſcher Graf, deſſen Vater die Verbindung ſeines Sohnes mit dem tugendhaften Gärtnermädchen auf keine Art verſtatten will, ſo lange mit ſeiner Ankunft verzögert. Doch wird der Leſer durch die gar zu gewöhnliche und übereilte Kataſtrophe ſich nicht befriedigt fühlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig* b. Dyck: *Neue Europäiſche Regenten-Tabelle auf das Jahr 1795; nach der ſtaatsrechtlichen und Hofceremonial-Rangordnung*, entworfen von dem Legationsſecretaire *Joh. Fr. Plant.* 1 Bog. in fol. (3 gr.) Durch den inzwiſchen verſtorbenen Hn. *P.* hat dieſe beliebte Tabelle eine neue, vortheilhaftere Geſtalt gewonnen, indem nicht allein unſere Erinnerungen über die vorjährige (ſ. A. L. Z. 1794. B. 4. S. 583.) benutzt ſind, ſondern auch, zufolge des Titels, eine richtigere Stellung der jetzigen europäiſchen Regenten gewählt worden iſt. Uebrigens hat der Herzog von Aremberg wohl nicht mehr ſeinen Hofſtaat zu Enghien in Hennegau; und die Gemahlin des Markgrafen von Brandenburg-Onolzbach iſt nicht eine Tochter des verſtorbenen Lords Craven, ſondern deſſen Frau geweſen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 7. December 1795.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wolfenbüttel, b. Albrecht: *Unterfuchung über den deutfchen Nationalcharakter* in Beziehung auf die Frage: *Warum giebt es kein deutfches Nationaltheater?* 1794. 78 S. 8.

Ein Gegenftand, über welchen fo viel fchwankendes gefagt ift, feitdem *Leffing* behauptete, dafs man erft ausmachen müfste, ob die Deutfchen auch wirklich eine Nation feyen, ehe man auf ein Nationaltheater denken könnte, wird in diefer Schrift mit ausserordentlicher Klarheit beleuchtet. Ein zartes Gefühl für die Kunft, einen tiefen pfychologifchen Blick, eine genaue Kenntnifs der dramatifchen Poefie des Alterthums und der neuern Zeit vereinigt der ungenannte Vf., wie der gröfste deutfche Kritiker der dramatifchen Kunft, und erhebt fich über diefen durch eine gröfsere Fülle von feinen Nebenbemerkungen und einen noch mannichfaltigern Reiz der Darftellung. Die ganze Abhandlung ift im Gefprächston eines fehr gebildeten und witzigen Mannes gefchrieben; auch ein träger Geift wird durch die Blitze feiner Phantafie aufgeweckt, aber nur, damit er auf Gründe merke; nirgends ift zuviel gefagt, ohne dafs der Beftimmtheit und Unterhaltung etwas abgeht. Alfo auch in diefer Rückficht ift diefe Schrift ein feltenes Gefchenk für den deutfchen Geift; und wenn *folche* Wahrheiten, die ihm *fo* gefagt werden, wie hier, keine Veränderung in ihm hervorbringen: fo mag er immerhin bey *Kotzebues* Menfchenfeind Thränen nicht fparen, und an Gurlis Naivetät fich ergötzen.

Ein pfychologifches Princip mufs es feyn, aus welchem man erkennen will, ob die Anfoderungen, die man an den Geift einer Nation macht, welche ein Nationaltheater zu befitzen wünfcht, bey uns geleiftet werden können. Der Charakter einer Nation beruhet auch auf dem Einfluffe geheimer Ideenverbindungen, nach welchen fie fich die Welt mit ihren Gegenftänden aus einem gewiffen, ihr eigenthümlichen Gefichtspunkte vorftellt, wodurch denn die Handlungsweife der Nation befonders beftimmt wird. Diefe Ideenverbindungen, welche die Alten Opinionen nannten, find die nothwendige Form, in welcher fie jeden gegebenen Gegenftand der Empfindung in ihre Empfindung aufnimmt. Bey denjenigen Nationen, von welchen wir fagen, dafs aus allem, was fie unternehmen, ihr Nationalfinn hervorleuchte, werden jene Opinionen in einer befondern Stärke und Beftimmtheit wahrgenommen. Im entgegengefetzten Falle werfen wir ihnen Charakterlofigkeit oder Indifferenz des Charakters vor, und dann ift es fchwer, einen Punkt zu finden, von welchem man bey Unterfuchungen, wie die gegenwärtige, ausgehen könnte. Nun findet es fich wirklich, dafs die Deutfchen zu diefer Claffe von Nationen gehören, und in fo fern kann man den Ausfpruch wagen, dafs fie keine Nation find. Sobald aber diefer Vorwurf gerecht ift, fo giebt er uns Befugnifs, die Frage: Kann der Deutfche ein Nationaltheater haben? gänzlich zu verneinen. Durch folgende Ideen thut der Vf. diefe Befugnifs dar.

Weil wir in unferm Charakter nichts hervorftechendes und beftimmtes haben, woran wir uns halten können, fobald das Bedürfnifs, uns zu bilden, bey uns eintritt, fo können wir auch keine eigenen Sitten haben. Dies erweckt kein günftiges Vorurtheil für unfer komifches Theater. Sobald der deutfche Dichter Individualität eines Charakters darftellen will, fieht er nirgends jene allgemeinen Beftimmungen des Nationalcharakters, in welchen er gleichfam auf einen Anfang ftöfst, und Griff und Handhabe zur Behandlung feines Gegenftandes vorfindet. Darum mufs es fchwer werden, feine Charaktere zu erkennen, denn er kann ihnen nicht jenes Allgemeine der Nation beygefellen, durch deffen Abfonderung ihre individuelle Natur erft hervorfpringen würde. Sie find ifolirte Wefen, welche der Nation nicht angehören; und von dem Zufchauer unmöglich als Gefchöpfe feiner Art angefehn werden können. Da wir keine beftimmte Nationalfitte haben, fo können wir in ihnen auch nicht das Lächerliche für die Comödie auffinden. In fo fern Sitten aus dem Charakter einer Nation entfpringen, wird jene Abweichung von diefer allgemeinen Regel, als durch einen Contraft lächerlich; entftehn fie aber durch Raffinement, fo liegt blofs eine conventionelle Norm zum Grunde, und die Abweichung von derfelben wird ein Verftofs, welcher ernfte Mifsbilligung erregt. Aus Mangel eines Nationalcharakters wird dasjenige, was bey andern Nationen lächerlich ift, bey uns fade, und die Kunft wird fich wohl hüten, es darzuftellen. Unfern komifchen Dichtern bleibt nun nichts übrig, als ihren Charakter mit Humor zu überladen, um fie erkennbar zu machen; durch die ftarke Individualität, welche fie hervorzubringen fuchen, geftehn fie felbft, dafs fie nichts Allgemeines vorgefunden haben, worunter fie viele Charaktere begreifen könnten.

Um die Wahrheit diefer Behauptungen anfchaulicher zu machen, entwirft der Vf. eine Charakteriftik der komifchen Theater bey verfchiedenen Nationen, wel-

welche reich ist an scharfen und richtigen Zügen. Sie hebt an mit den vortrefflichsten Bemerkungen über den Geist der Griechen in Hinsicht auf ihre Komödie. Sie kannten das Ding nicht, welches die Neuern *esprit* nennen, und mit welchem alle ihre Handlungen zugerichtet seyn müssen, wenn sie gefallen sollen. Durch ein Uebergewicht einer Seelenkraft, irgend eine besondre Bestimmung des Willens, wird es hervorgebracht, und so erhalten wir Lebhaftigkeit, anstatt dass die Alten Leben haben, welches uns wegen des Gleichgewichts aller ihrer Kräfte todt scheint. So geht es uns auch mit den Sitten der alten Griechen. „Einfache Sitten gefallen uns nicht, der Witz muss sie erst gekräuselt haben. Der Neuere scheint mit seinen Sitten da, wo sie raffinirt sind, sagen zu wollen: ich weiss wohl, dass ich nicht seyn muss, wie ich bin, und seht, ich bin auch ganz etwas anders!" Allein das sollte er gerade nicht seyn, nur etwas besseres. Die Einfalt der Alten in ihren Sitten scheint zu sagen: ich schäme mich nicht zu seyn, wie ich bin meine Neigungen nur werde ich in dem Grade zurückdrängen, dass ich dadurch nicht anstössig werde, und meine Schwachheiten, als Mensch, müsst ihr mir einmal verzeihen." Nicht nur diese grosse Verschiedenheit zwischen den alten und den modernen Sitten musste dem Theater der Griechen einen Charakter geben, der gar keine Aehnlichkeit mit dem Geist der neuern dramatischen Poesie hat, sondern auch der Umstand, dass die griechische Komödie lange der Regierung, dem Volke diente. Gegen den Mann, welcher ihm gefährlich ward, wusste es sich nicht besser zu waffnen, als wenn es ihn einmal ohne Groll und Galle von ganzem Herzen auslachen konnte. Dazu bekam es Gelegenheit, wenn ihm der Dichter die schwache Seite desselben schilderte. Erst als das Volk die Regierung verlor, wurde diese gefährliche Fröhlichkeit durch Liebesintriguen, die man auf das Theater brachte, verscheucht. Die Römer würden ein nationales komisches Theater gehabt haben, wären sie nicht durch die griechischen Sitten, zu denen sie sich bequemen mussten, irre gemacht worden: in ihren Attellanen war der Keim zu einem eigenthümlichen Schauspiele, der aber durch die griechische Komödie unterdrückt ward. Der Nationalgeist hatte sich in ihnen nach und nach ganz abgedruckt, und sie hatten schon ihre angewiesenen Charaktere; zwey nothwendige Erfodernisse für ein Theater, das bestehn soll. Nirgends aber findet man alles, was zur Realisirung des Ideals einer komischen Bühne zusammenkommen muss, so vereinigt, als bey den Spaniern. Ein hervorstechender Nationalcharakter giebt bey ihnen dem dramatischen Genie seinen bestimmten Kreis, Sitten und Gebräuche des gemeinen Lebens eine reiche Aerndte des Lächerlichen; ihr Klima macht ihre Fibern trocken und knochenartig, und lässt keine sanften Empfindungen gedeihen, daher nichts unerträglicher ist, als eine spanische Idylle; ihre natürliche Stimmung drängt sie in Städte zusammen, und bringt die höchste Spannung in das gesellschaftliche Leben, an dessen Verkehrtheiten sich die Komödie weiden kann. Auch hat es ihnen nicht an den witzigsten Köpfen gefehlt, die alle diese Vortheile zu benutzen wussten. Man sieht die spanischen Dichter gern lachen, weil sie nicht grimassiren; keine Klügeley, kein höhnischer Groll, nur Belustigung wird in ihrem Lachen sichtbar. Auch unterscheiden sie sich von deutschen und englischen komischen Dichtern sehr vortheilhaft dadurch, dass sie nicht aus dem Gedächtniss, sondern durch Reflexion schildern, dass sie jedes Schiefe und Inconsequente sogleich mit ihrem Witz treffen, und sich nie dadurch hinreissen lassen, wie ihre englischen Brüder, welche durch die Pracht des Lebens in ihrem Lande hingerissen, sich den Ton, welchen sie verlachen wollen, selbst angewöhnen. Bey aller Ueberladung haben die Engländer dennoch dies vor uns voraus, dass sie Sitten vor sich sehn. An den vier Masken des italiänischen Theaters findet man ein einleuchtendes Beyspiel, wie sich der Sinn einer Nation zum Behuf des Theaters in eine eigne bestimmte Gestalt concentriren könne. Unter den Franzosen sah Moliere mit dem Blick der Kritik, ohne welchen es kein wahres Genie geben kann, dass das Lächerliche nur in den Manieren sey. Obgleich freylich die neuern französischen Dichter es auf eine falsche Weise in den Leidenschaften suchen, lässt sich von ihnen für die gegenwärtige Untersuchung doch sehr viel lernen. Auch hier trifft man, wie allenthalben, wo man ein Nationaltheater sieht, auf bestimmte Sitten, die gleichsam gemacht sind. Jeder hält es nicht für unbillig, dass er kleine Besonderheiten ablegen muss, um sich einer gewissen conventionellen Norm anzufügen. Die Contraste in französischen Komödien erinnern daher gewöhnlich nur an die Contractsformeln, die man beym Eintritte in die Gesellschaft hat unterschreiben müssen, und das feine Vergnügen, welches die Franzosen durch ihr komisches Theater geniessen, beruht auf der Wahrheit, dass man alles liebt, was man erlernt hat.

Man würde den Sinn des vortrefflichen Vf. nicht gefasst haben, wenn man ihm den Einwurf machen könnte, es wäre ja gar nicht möglich, sich an solchen allgemeinen Zügen, an einem blossen Schema eines Charakters zu vergnügen. Auch der individuellste Charakter wird durch jene Allgemeinheit der Charaktere, welche als ein nothwendiges Erfodernis eines Nationaltheaters angenommen ist, keinesweges ausgeschlossen; nur muss er dieser stets untergeordnet seyn, und wenn sie gänzlich fehlet, so wird es gar nicht möglich seyn, seine Individualität mit Intuition zu erkennen. Im Misanthropen des Moliere findet man keine wilde beleidigende Excentricität, sondern eine Modification des allgemeinen Charakters, welche den seinigen modificirt. Ein deutscher Dichter, der etwas ähnliches machen will, malt entweder ein Individuum ab, in welchem er einen Menschenfeind zu erblicken glaubt, oder er baut aus den Materialien, welche ihm eine glückliche oder unglückliche Phantasie und Laune liefern, einen Charakter zusammen. Nun kann er die individuellen Züge mit keinem allgemeinen verflechten, welche seinem Helden auch ohne seine Individualität zukommen, und da derselbe doch nicht immer ein Narr seyn kann, so muss er bisweilen ganz aus seinem Charakter

rakter herausgehn, und *lucida intervalla* haben." S. 51. Man sehe den Misanthrop in Menschenhass und Reue, und den Engländer in Schröders vernünftigem Narren. Nichts ist merkwürdiger, als diese beiden Charaktere. Bald sieht man in ihnen die tiefste Schwermuth, die auf Selbstzernichtung ausgeht; bald sind sie so wohlgemuth, dass sie ihre Angelegenheiten mit der grössten Unbefangenheit betreiben. Man weiss daher nicht, wohin man sie bringen soll, weil man in ihnen weiter nichts erkennt, als Leute, die nicht so handeln, wie wir. Der französische und englische Misanthrop haben ausser ihrem Charakter noch den der Nation, und man dürfte nur jenen von diesem abziehn, um zu wissen, was das Uebrigbleibende sey; es sind Narren, welche die Nation angehn; der Kotzebuesche oder Schrödersche hingegen ist ein Narr ganz für sich allein."

. . . .

Seine Betrachtungen über die Tragödie der Deutschen fängt der Vf. gleichfalls mit Bemerkungen über das griechische Trauerspiel an. Wenn man von den Griechen sagen kann, dass ihr Genius durchdringe, ohne zu zersplittern, und sie das Vorrecht hatten, keiner Sache zu viel oder zu wenig zu thun: so kann man von dem Vf. wiederum behaupten, dass er den Punkt, von welchem sie ausgiengen, eben so glücklich trifft, als sie den wesentlichen Punkt der Natur trafen. Es giebt einen einzigen Umstand, welcher uns schon lehrt, dass wir eine Tragödie in dem Sinne, in welchem die Griechen das Wort nahmen, gar nicht haben konnen. Dieser Umstand liegt in dem verschiedenen Gesichtspunkt, aus welchem das Uebel betrachtet wird. Die Griechen betrachteten das Uebel, als wäre es von seinen Wirkungen unterschieden, und es interessirte sie als eine Erscheinung an und für sich selbst; es war also für sie bloss eine Naturbegebenheit. Die Betrachtung desselben brachte daher eine beständig in demselben Tone gespannte Aufmerksamkeit hervor, voll Verwunderung, die nicht in Schwärmerey, und voll Ernst, der nicht in Trübsinn ausartete. Die Empfindung ihres eigenen Verhältnisses zu dieser Naturbegebenheit bewirkte bey ihnen ein gewisses wehmüthiges Gefühl, welches seinen hohen Adel durch ihr inniges Bewusstseyn einer stärkern Gegenwehr und einer Ueberlegenheit über das Uebel selbst erhielt. Nun wussten sie aber die Betrachtung desselben weder durch Religion noch durch Philosophie irgendwo anzuknüpfen, sie blieb bey ihnen gleichsam schwebend, und der Dichter war seiner Wirkung gewiss, wenn er sie durch einen einzelnen Fall in Bewegung bringen wollte. Ohne Aengstlichkeit über den Ausgang seiner Unternehmung, konnte er mit der höchsten Nüchternheit und Behutsamkeit, wodurch sich die griechischen Trauerspiele so sehr auszeichnen, seinen Gegenstand behandeln. Die höchste Rührung brachte er sicher her vor, und die Wehmuth kaun keine Thränen vergiessen welche die menschliche Würde mehr heiligten als die, welche im griechischen Theater flossen. Unsre Dichter hingegen finden in unsern Herzen sich keinen bestimmten Punkt angewiesen, auf welchen sie losarbeiten konnten; durch Schrecken und Verzweiflung müssen sie es als eine Festung erobern; nicht Rührung, das eigenthümliche Product der Kunst, sondern Schmerz können sie hervorbringen. Das Uebel als Uebel interessirt uns gar nicht, sondern wir nehmen es erst nach dem unangenehmen Eindruck wahr, welchen es auf uns macht, betrachten es nicht in einer gewissen Würde, sondern als eine Schwächung und Kränkung unsrer Natur, und hört der unangenehme Eindruck auf, so existirt es entweder gar nicht mehr für uns, oder wir spielen gegen dasselbe den Poltron. In so fern ist also unser Publicum daran Schuld, dass wir kein tragisches Nationaltheater haben; aber auch unsre Dichter lassen sich manches zu Schulden kommen, was sich nicht durch ihr Publicum entschuldigen lässt. Sie stellen dar mit dem Charakter eines Egoisten, nach dem Verhältnisse, was die Gegenstände zu ihnen selbst haben, anstatt dass sie die Beziehungen der Gegenstände unter einander schildern sollten, nach einem allgemeinen Princip. Ist der Zuschauer nicht in derselben Stimmung, wie der Dichter, so geht die Dichtung für ihn verloren; ist seine Individualität gerade derselben ähnlich, so wirkt sie hinreissend auf ihn, aber auch nur so lange, als sich diese Stimmung bey ihm erhält. So kann eine Parthie ganz gleichgültig gegen eine dramatische Dichtung bleiben, mit welcher die andre Abgotterey treibt, und so kann aus einem schwärmerischen Bewunderer der kälteste Tadler werden. Daher dann die unaufhörliche periodenweise Abwechslung unsers Theaters; es kann zu keiner Selbstständigkeit kommen; daher lassen die Begebenheiten unsrer Schauspiele keine gute Spur in uns zurück, machen keinen grossen Gedanken in uns rege, und wenn wir gerührt sind, können wir uns sicher zurufen: wir sind wahre Thoren, dass wir gerührt sind! Es müsste nach allem diesen Verwunderung erregen, dass sich unser Theater noch so lange hält, wenn nicht zwey Kunstgriffe unsrer Dichter seine Stützen wären, dass sie nämlich dem Zuschauer so oft vorsagen, das bürgerliche Leben unterdrücke seine Kräfte, ohne dasselbe würde er ein weit vollkommneres Wesen seyn, und dass sie dem Frauenzimmer eine so grosse Theilnahme an der Handlung verstatten.

. . . .

Diese Hauptideen, die freylich in unsrer Darstellung ganz das liebliche Colorit verloren haben, welches die Abwechslung von Forschungsgeist und Witz in der Schrift selbst ihnen giebt, hat der Vf. stets mit scharfsichtigen Seitenblicken begleitet, worüber vorzüglich derjenige sich freuen wird, welcher die Schwächen und Bedürfnisse unsrer Landsleute und Zeitgenossen kennt. Wie wir den Gesichtspunkt, aus welchem der eigentliche Gegenstand der Abhandlung betrachtet ist, sehr richtig gefasst glauben, finden wir auch diese Nebenideen grösstentheils wahr. Nur bisweilen schien es uns, als wenn der originelle Gesichtspunkt, aus welchem der Vf. alles ansieht, ihn zu kleinen Ungerechtigkeiten und Einseitigkeit verführte. So sieht er ganz richtig, dass wir vorzüglich wegen des Mangels an einem Nationalcharakter uns darüber ärgern,

gern, wenn andre Nationen die classischen Dichter des Alterthums modernisiren; aber deswegen darf er es keine sonderbare Foderung nennen, wenn wir wollen, Homer solle in jeder Uebersetzung Homer bleiben, darf es keinen Wahn schelten, dass nach diesem Grundsatz der Stollbergische oder Vossische Homer gearbeitet sind. Wenn ein Engländer oder Franzose den Homer übersetzt, so will er doch auch seine Nation mit dem Geist eines alten Dichters bekannt machen, will seine Zeitgenossen in längst vergangne Zeiten versetzen: beides kann unmöglich geschehn, sobald er ihn in die Form seiner Nation umgiesst. Uns wird es allerdings weit leichter, als den übrigen Nationen, uns in einen fremden Geist hineinzudenken, weil uns ein ausgeprägter Charakter fehlt; und man sieht schon aus diesem Beyspiel, dass dieser Mangel bey allen seinen Nachtheilen uns auch zu Vorzügen berechtigt, die ein andres Volk kaum erringen kann.

Uebrigens würde aus der ganzen Schrift sich nichts weniger folgern lassen, als dass nun alle unsre dramatischen Werke verwerflich wären. Als Nation können wir kein Theater, weder ein komisches noch ein tragisches besitzen, und auf ein Nationalpublicum können auch unsre vortrefflichsten dramatischen Dichter nicht rechnen. Aber dafür können sie auch leichter, als die Genien anderer Völker, Kunstwerke aufstellen, welche in den gebildetesten Geistern aller Nationen und Zeitalter ein erhabnes Publicum finden. Sie müssen sich vorzüglich durch den grossen Gedanken begeistern lassen, dass sie eigentlich für die Nachwelt arbeiten, und alsdann, wann das Nationalgepräge sich mehr in das weltbürgerliche verloren hat, die *ganze* gebildete Welt ihnen einen nie verblühenden Kranz flechten wird. Nur in ihr können Werke, wie Egmont und Iphigenia, ihr eigenthümliches Publicum erhalten, und möge diesem die Tradition dann nicht erzählen, wie sie von den Deutschen unsrer Zeit betrachtet wurden; denn alle geäusserte Bewunderung würde unsre Schande wohl nicht decken!

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, b. Böhme: *Natur und Religion.* Betrachtet von M. G. *Winkler.* 7tes B. 2te Aufl. 1794. 206 S. 8. m. K.

Grätz, b. Tusch: *Noth- und Hülfsbüchlein für Bürgers- und Bauersleute.* 2ter B. 360 S. 3ter B. 263 S. 4ter B. 276 S. 1794. 8. m. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie, *Nürnberg,* b. Monath u. Kussler: *Das Taroc l'Hombre,* eins der feinsten Kartenspiele, nebst einer Erklärung der dabey vorkommenden Ausdrücke. 1795. 3 Bog 8. Es gehört schon viele Ordnung im Denken dazu, um die Regeln eines einigermassen zusammengesetzten Spiels durch einen schriftlichen Vortrag deutlich zu machen. Daher schlug jener seinen Schülern unvergessliche Frankfurter Philosoph, *Darjes,* nach Endigung seiner logischen Vorlesungen, seinen Zuhörern zur Uebung in dem systematischen Vortrage, die Beschreibung solcher Spiele vor. *Legistes,* so unterschreibt sich der Vf. dieser Bogen in dem Vorbericht, ist sicher nicht aus der Schule dieses berühmten Mannes. Wer indessen Kenntniss von dem gewöhnlichen Tarok hat, dem wird Hr. *L.* auch Kenntniss von dem *Taroc l'hombre* verschaffen. Rec. will den wesentlichen Unterschied beider Spiele in der Kürze aus einander setzen.

Im gewöhnlichen Tarok lernt man den gemeinschaftlichen Feind erst im Verlaufe des Spiels kennen, und kämpft gegen den Besitzer des Pagats oder eines Königs, der *ultimo* werden kann, mit vereinten Kräften; man verbindet sich also bald gegen Diesen, bald gegen Jenen, folglich ist der gemeinschaftliche Feind in dem nämlichen Spiele veränderlich. Dabey wird aber das Privatinteresse jedes gegen den gemeinschaftlichen Feind verbundenen Spielers in Anschlag gebracht, und, wie natürlich, dem Interesse der gemeinschaftlichen Sache vorgezogen. So ist dieses Spiel ein Bild der wichtigern Spiele der Politik ganzer Staaten. Beym *Taroc l'Hombre* wirft sich gleich im Anfange des Spiels Einer als ein gemeinschaftlicher Feind der Uebrigen auf, und es giebt kein Privatinteresse, das Einen der Alliirten von einer kräftigen Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes ableiten könnte. Letzterer muss wenigstens 40 Points machen, wenn er Sieger seyn soll, 39 Points bringen das Spiel zum stehen, und durch wenigere ist es verloren. Wie es beym Stehen des Spiels zu halten, davon in der Beschreibung kein Wort. Als einen gemeinschaftlichen Feind kündigt man sich auf viererley Art an: wenn man *solo, a uno, a due* oder *a tre* spielt. Bey der erstern Spielart spielt man, ohne eine Karte von den Spielern einzutauschen; bey den übrigen tauscht man eine, zwey, oder drey Karten ein. *Solo* geht dem *a uno,* dies dem *a due* u. s. f. vor. Für jeden überschiessenden Point wird 1, 2, 3, 6 bezahlt, nachdem *a tre, a due, a uno,* oder *Solo* gespielt wird, überdem wird noch das zehnfache für jede Spielart und das hundertfache für den Tout darinn dem Sieger gereicht. In Ansehung dessen, der die Karten des Skats erhält, wird das Spiel auf zweyerley Art gespielt. Bey der einen Art erhält sie der, welcher die Karte giebt; bey der andern derjenige, welcher sich als Spieler aufwirft. Wegen der vielen möglichen Combinationen mag das Spiel, das man nun aus dieser Anzeige ganz kennt, unterhaltend genug seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. December 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leiden, b. Luchtmans: *Museum anatomicum Academiae Lugduno Batavae*, descriptum ab *Eduardo Sandifort.* 1793. Imperial Fol. äusserst prächtig gedruckt und auf kostbarem Papier. Vol. I. 338 S. nebst 9 Kupfern. Vol. II. 122 S. nebst 127 schönen Kupfertafeln, ohne die Vorreden. (125 holl. Fl.)

Ein Werk von diesem ansehnlichen Umfange und von dieser Kostbarkeit, verdient um so mehr eine umständliche Anzeige, da nur wenige Exemplare davon bis jetzt nach Deutschland gekommen sind, und doch durch diese verdienstliche Arbeit ein grosser Theil des Leidenschen Museums nun zum Museum des Publicums und jedes einzelnen Besitzers dieses Werkes werden kann; da ferner die Kupfer in Rücksicht der Richtigkeit der Zeichnung und Eleganz der Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen, indem meist alles in natürlicher Grösse vorgestellt ist. Die vortrefflichen Curatoren der Akademie zu Leiden, und die Bürgermeister dieser Stadt hatten Hn. *S.* aufgetragen, dieses Museum zu beschreiben; welches er um so williger that, da er sich mit der pathologischen Anatomie von jeher vorzüglich beschäfftiget hatte; alles habe er freylich nicht abbilden lassen können, weil diese Tafeln schon Zeit und Unkosten genug erfoderten; die die ausgesuchtesten pathologischen *specimina* darstellen. Hiedurch entstand eine *Anatome pathologica picta*, wie er sich sehr richtig ausdrückt. Wenn jedoch manchen einiges überflüssig scheinen sollte, weil sie entweder selbst dergleichen Stücke besitzen, oder weil ein Stück schon sonst irgendwo abgebildet worden ist, so solle man bedenken, dass er dieses deshalb nicht habe unbedachtsamer Weise überspringen dürfen; ungeachtet er gern gestehe, dass er ein und anderes *specimen* übergangen haben würde, wenn er gleich das beste, das lehrreichste zur Hand gehabt, nicht später erst erhalten hätte; doch seyen selbst diese Tafeln nicht überflüssig, weil sie zeigten, dass die Natur in der nämlichen Krankheit doch nicht immer auf die ganz gleiche Art verführe. Wenige Figuren seyen zur Ausfüllung des Platzes hinzugekommen. Einiges habe er aus den Zeichnungen oder nach Abbildungen, die die Akademie besitze, in Kupfer bringen lassen. Kurz er habe Tafeln liefern wollen, die wie Hn. *Weidmanns* Tafeln von der *Nekrosis* die Natur und die Behandlung der Krankheiten besonders erläutern. Das ganze Werk theilt er in acht Sectionen, weil das Museum aus verschiedentlich beschriebenen Sammlungen zusammen gesetzt ist. Die *erste Section* enthält den *Vorrath des Rau*. Da diese schon vom grossen Albinus beschrieben war, so hatte er nur wenig noch hinzuzufügen nöthig. Die *zweyte Section* beschreibt die *Albinische Sammlung*. Auch in dieser Beschreibung folgt er der Ordnung, die eben des grossen Albinus Bruder Friedrich Bernhard eingeschlagen hatte; nur fügte er noch dem (trockenen) Index die Stellen bey, in welchen der Autor selbst seine Stücke erläutert hatte. Die *dritte Section* beschreibt die Sammlung des von Doeveren, nach einem von ihm hinterlassenen Manuscript; dem er die *Memoria* dieses verdienten Lehrers vorsetzt. Die *vierte Section* beschreibt die pathologischen Knochenstücke, die meist schon Rau besass; ferner die Sammlung die Ledeboer besass, und die Hr. *S.* selbst anschaffte. Die *fünfte Section* handelt von *krankhaften weichen Theilen;* die er zum Theil in seinen *observationibus anatomico-pathologicis*, schon beschrieben hatte. Die *sechste Section* handelt, von den *Steinen (Calculis)*, welche dies Museum besitzt. Die *siebente Section*, von den *Misgeburten*. Die *achte, letzte*, handelt von *mancherley Dingen;* ausser den Dingen, die schon vorhin vorkamen, auch von künstlichen Stücken. Die zahlreiche und vollständige Sammlung von Instrumenten, die sich vorfinden, hingegen, hat er übergangen. Die neun abgebildeten Nationen-Schedel habe er nicht weiter beschrieben, da die Abbildungen alles davon deutlich zeigten. In der *Introductio* gebe er die Beschreibung von dem Leben der berühmten Männer, die diese Sammlungen ehedem besessen haben, die sonst nirgends vorkomme. Endlich macht er uns Hoffnung zu einem *Commentarius* über dieses Werk.

Introductio. Wilhelm, Statthalter von Holland, ersuchte die Generalstaaten in einem Schreiben im J. 1574, noch während des spanischen Krieges, eine Universität *ad fulciendam et conservandam libertatem, legitimumque Patriae regimen* zu Leiden, dessen Bürger so eben eine harte Belagerung so wacker überstanden hatten, anzulegen; *quibus adeo nullum majus*, hiess es, *pulchrius nullum utilius virtutis praemium offerri potuit.* Der edle *Petrus Forestus* und *Laurentius Orchotus* hielten die ersten Vorlesungen. *Gerard Bontius* war einer der ersten Anatomen, der 1587 Vorlesungen hielt. Er war zu Ryswick geboren, und hatte am Hofe des Kaisers Maximilian II. von dem er berufen war, gelebt; las auch Astronomie und Mathematik. Unter seinen Söhnen, deren verschiedene berühmte Aerzte wurden, schrieb *Jakob* das bekannte Werk *de Medicina Indorum*. — Der berühmte *Petrus Paaw* aus Amsterdam lehrte Anatomie seit 1589. Ihm baute man 1597 das erste anatomische Theater. Er schon wandte mit allem Ernste, und dem Feuer seines Charakters jede Zerglie-

gliederung hauptfächlich auf Praxis an. — Ihm folgte *Otto Heurnius* aus Utrecht 1617; von ihm finden fich noch manche fogenannte Präparate. — Diefem folgte *Adrian von Valkenburg* aus Leiden, 1624. Diefer, fo wie fein Vorgänger, mufsten fchon die Intriguen des Statthalterifchen Hofes erfahren. — *John van Horne* aus Amfterdam, ein Sohn vom Gouverneur der oftindifchen Compagnie, verliefs die Rechtsgelehrfamkeit, und ergab fich mit Leidenfchaft der Anatomie, diente bey der Venetianifchen Armee — ward 1651 Profeffor, und bildete einen *Ruyfch* und *Swammerdam*. — *Carl Drelincourt* aus Paris, trat 1670 in feine Stelle, hatte die Arzeneykunde unter *Riolan* ftudirt, um feinem fchwächlichen Körper zu helfen. Er fchrieb mit vieler Eleganz, und war erfter Arzt bey *Turenne's* Armee gewefen, und Leibarzt K. Williams III von England. Sein grofser Schüler *Boerhaave* befchrieb fein Leben. — *Antonius Nuck* aus Hardervick war ihm feit 1687 adjungirt. Diefer hatte fo vieles im Syftem der Saugadern fchon entdeckt, was hundert Jahr nachher erft allgemeines Auffehen erregte, entweder weil man es vergeffen zu haben fchien; oder vielmehr weil man feine Entdeckungen nicht recht gefafst, nicht gehörig verftanden und nachgeprüft hatte. Schade dafs diefes grofse, originelle phyfiologifche Genie fo frühzeitig, 1692 fchon, wieder verfchwand, — gegen welches *Godofredus Bidloo* von Amfterdam freylich mächtig abftach, ungeachtet er durch Hofgunft den prächtigen Titel *Superintendent Generaal van alle Doctoren, Apothecars en Chirurgyns van Nederlandfch Hofpitaalen en Ziekhuyfen der Militie* führte, Leibarzt Williams III K. von England war; und das prächtigfte anatomifche Werk, das man bis dahin gefehen hatte, von *G. de Laireffe* fertigen liefs. Mit Recht fagt Hr. *S.* von diefen Tafeln, *plus fpeciei et fplendoris quam veritatis habent.* — So ftand es mit der Anatomie bis zum Anfang unfers Jahrhunderts. Unterdeffen hatten verfchiedene Männer viele merkwürdige, aus allen Welttheilen beygebrachte, Sachen dem anatomifchen Theater gefchenkt, doch von eigentlichen anatomifchen fogenannten Präparaten war noch fehr wenig vorhanden, bis *Ludovicus de Bils* verfchiedene mit Kunft und Gefchicklichkeit verfertigte Stücke, unter andern auch Thierfkelete, dem Theater fchenkte. Doch waren die meiften Sachen verdorben, bis 1771 *Rau's* Präparate als ein Vermächtnifs an die Akademie kamen, und die Curatoren *Albin's* hinter fich zurücklaffende Sammlung, nebft *van Doeveren's* Sammlung ankauften, und nun diefer grofse Vorrath durch Hn. *S.* fchön geordnet, und aufs befte mit Einficht, Auswahl und gröfserm Fleifse aufbewahrt wurde. — *Joh. Jac. Rau's* von Baden bekannte Lebensbefchreibung von der Meifterhand feines Nachfolgers *Albinus* wird nun, wie billig, hier eingerückt. — Jeder Liebhaber der Anatomie mufs es aber Hn. *S* befonders Dank wiffen, dafs er *Bernhard Siegfried Albinus* (diefes allergröfsten Phyfiologen, den jemals die Welt fah, der alle feine Vorgänger an Genie, Gefchicklichkeit und Vollendung wie Schatten hinter fich zurück liefs, und mit dem fich fchwerlich irgend ein neuerer Zergliederer nur von weitem gemeffen hat) Lebensbefchreibung ausführlich liefert, *et tanquam Optimi Anatomici exemplar* aufftellt; denn diefes war ein wahres Bedürfnifs. Diefer Wundermann in feiner Art, war 1697 zu Frankfurt an der Oder geboren, genofs eine vortreffliche Erziehung, kam 1702 mit feinem als Profeffor berufenen Vater nach Leiden, ftudirte griechifch und lateinifch bey *Sommers* und *Wefthoven*, *Gronovius* und *Perizonius*, Philofophie bey *Bernard* und *Senguerd* und Heilkunde bey *Bidloo*, *Rau*, *Decker*, *Boerhaave*, cultivirte vorzüglich Botanik und Naturgefchichte; er ward feines Eifers und Fleifses wegen ein Liebling von *Rau*, der ihn zu allen fchwereren chirurgifchen Operationen mitnahm, gieng 1718 nach Paris zu *Duverney*, *Winslow*, *Vaillant*, *de Juffieu*, und ward auf *Raus* Vorfchlag Lector der Anatomie und Chirurgie. Als noch in diefem Jahr Rau ftarb, machte man ihn *Totius facultatis medicae commendatione* in feinem zwey und zwanzigften Lebensjahre zum Profeffor. Daher kam's denn auch, dafs Hr. *S.* mit Recht fchreiben kann; „*Demonftrationes adeo placuerunt auditoribus, ut fatis admirari non poffent hominem vix duos et viginti annos natum, qui puriffima lingua latina utens, nitidiffimis praeparatis anatomicis, corporis humani fabricam ita oculis fubiiciebat, ut ne delicatiffimis quidem fpectatoribus horrorem incuterent.*“ (Hiemit fcheint Hr. *S.* auf das eckelhafte und poffirliche, worinn befonders unfre Anatomiker immer etwas eignes fuchten, zu zielen, fo dafs fich mit Recht die Miffethäter das garftige Rolfinken verbaten.) Zwey Jahre darauf fagte *Boerhaave* in der Leichenrede auf Albinus Vater, der ihn nebft elf Gefchwiftern zurückliefs, dafs er *Allein* den Verluft der Akademie erfetzen könnte. Er trat mit einer Rede, *qua inquiritur in veram viam, quae ad fabricae corporis humani cognitionem ducat*, fein Amt an; fo reiflich hatte diefer Mann über fein Studium und die Einrichtung deffelben nachgedacht! Sehr viele Mühe machte dem Albinus das Ordnen und Aufftellen der Rauifchen Präparate, bis er endlich den *Index fuppellectilis Rau.* herausgeben konnte. Darauf fchrieb er, auf Bitten feiner Zuhörer, das claffifche Werk *de Offibus*; dann gab er mit *Boerhaave Vefalii* (und *Fallopii*) Werke heraus. 1726 ward er Rector und 1731 Actuarius der Univerfität. Er verfertigte eine Sammlung von Präparaten, von denen Rec. mit Wahrheit Hn. *S.* nachfagen kann, *adeo pulchra, ut parem ipfi vix usquam extare, uno ore adfirment omnes qui eandem adfpicerent;* wenigftens findet fich in ihr nichts albernes, nichts krüppelhaftes, nichts verfchrumpftes. *Summa patientia, et omni qua fieri poterit cura, experimenta inftituens, eo fenfim devenit, ut partes monftraret plane tales, quales in vita effe folent, et, praeter vitam ipfam, deeffe nihil videretur, quare etiam omnia praeparata non veram naturam, fed arte mutatam exhibentia reiicere folitus erat.* Dies, dünkt uns, ift der Zweck des wahren Studiums und der eigenthümliche Charakter, der das Göttliche des Albinifchen Genius auszeichnet, und das man vor ihm unferes Wiffens nicht kannte, ungeachtet freylich Celfus fchon davon fchreibt. Wenige haben davon freylich einen Begriff! Im Jahr 1734 gab er feine Myologie heraus; 1736 die Befchreibungen zu *Ladmirals* Abbildungen; 1737 die *Icones Offium Foetus*, von denen Sandifor,

fort mit Wahrheit in Beziehung auf die verschiedentlich erschienenen Copieen sagt: „*Icones, quas imitari nullus alius, qui operi simili manum postea adplicuit, potuit, quos emendare nulla poterit aetas.* Seine 1738 gehaltene Rede *de arte sanitatem conservandi* ist nicht durch den Druck bekannt geworden. 1744 gab er die *Explicatio Tabularum B. Eustachii* heraus, deren schneller Abgang 1766 eine verbesserte und vermehrte Ausgabe veranlasste, (mit dem vortrefflichen Bildniss des Verfassers von Houbraken, müssen wir hinzusetzen, worinn niemand die geistvolle schöne Physiognomie verkennen kann). Dann erschienen seine *Tabulae Musculorum et Ossium Hominis,* deren classische Vollkommenheit noch in keiner Copey erreicht worden ist. Es verdient die gröste Beherzigung was Hr. *S.* über den Geist sagt, mit dem diese Tafeln verfertiget worden sind! 1745 gab er die Anatomie an seinen Bruder ab, und hielt eine, nicht gedruckte, Rede *de Natura humana.* — (Es wäre sehr zu wünschen dass Hr. *S.* bewegt werden könnte, diese, so wie die vorige Rede, herauszugeben, falls sie sich unter dem Albinischen Nachlass noch findet. Endlich schloss er seine physiologische Laufbahn mit den *Annotationibus academicis*, aus denen selbst Layen die Grösse seines philosophischen Geistes abnehmen können. Seine *Tabula vasis chyliferi* zeigt, wie er das übrige der Anatomie auszuarbeiten gesonnen war. Im Jahr 1770 endigte er sein ruhmvolles Leben, nachdem er das Studium der Kenntniss unsers Körpers auf einen Gipfel gebracht hatte, der vor und nach ihm nie wieder erreicht worden ist, und den niemand ohne seinen Geist und eisernen Fleiss erreichen kann. In der Anatomie und Chirurgie folgte ihm als Lehrer Hr. *Sandifort*, in der Physiologie sein Bruder Fridericus Bernardus. Dieser hielt, ausser seinen medicinischen und chirurgischen Verdiensten, aufs strengste und treueste auf die Vorrechte der Akademie gegen den statthalterischen Hof, der damals sich schon mehr als es recht war einzumischen anfing. — Betrachtet man nun mit einem allgemeinen Ueberblick den Gang, den das anatomische Studium zu Leiden genommen, so kann man nicht ohne Freude wahrnehmen, dass seit der Stiftung der Akademie, durchaus lauter ausgezeichnete Männer demselben vorstanden, so dass dieses Studium endlich auf die gröste Höhe unter Albinus kommen konnte, der gleichsam ausser dem ihm eigenen philosophischen Geiste die Vorzüge aller seiner Vorgänger in sich vereinigte; nämlich die naturhistorische Kenntniss eines Bontius, die pathologischen Einsichten eines Paaw, den unermüdeten Fleiss eines Heurnius, die chirurgische Fertigkeit eines Valkenburg, die Genauigkeit eines van Horne, die feine Sittlichkeit eines Drelincourt, die gefällige Eleganz eines Bidloo, die bewundernswürdige Geschicklichkeit und Subtilität eines Nuck und den feurigen Ernst eines Rau. Welche andere Universität kann sich wohl eines solchen anhaltenden Glücks in irgend einem Fache rühmen? Wie viele Akademieen giebts nicht, die keinen einzigen Physiologen, der sich nur über die Mittelmässigkeit erhoben hätte, in mehreren Jahrhunderten besasen! In diesen Rücksichten also hat uns Hr. *S.* ein unvergleichliches literarisches Stück durch diese Geschichte der anatomischen Professoren zu Leiden geliefert. Es wäre zu wünschen, dass wir Beherzigung derselben erlebten! Wenigstens ist dies die Absicht, dass wir diesen Auszug geben.

I. *Suppellex Anatomica Rauiana*, aus der Feder des B. S. Albinus.

II. *Suppellex Anatomica Albiniana*, aus der Feder des Bruders von diesem Albinus; mit Hinzufügung der Stellen aus B. S. Albinus *Annotationibus academicis.* Welch ein Unterschied zwischen dieser Sammlung und Beschreibung, und Ruyschs *Tumbis* und Catalogis? Schwerlich hätten jene, so wie diese, einen rohen Barbaren zum Ankauf bewegt. Hiezu gehörten aufgeklärte feindenkende Curatoren, denen vor aller possierlicher Spielerey eckeln musste.

III. *Suppellex anatomica Doeveriniana.* Voran steht die *Memoria Gualtheri van Doeveren.* Er war Professor der Anatomie zu Gröningen und der praktischen Heilkunde zu Leiden, und hatte zu Leiden seinen Unterricht genossen. Er hat Verdienst um die Ausbreitung der Einimpfung der Blattern, und durch seine bekannten Schriften: *de Vermibus*, das *Specimen observationum academicarum;* und seine schönen *Orationes varias.*

IV. *Ossa morbosa.* Eine artige wenn auch nicht grosse Sammlung von Knochenbrüchen, rhachitischen Knochen, von Wasserköpfen sowohl von Kinder als von alten Leuten; sehr dicken Schädeln; Auswüchsen am Schädel, Schwämmen der festen Hirnhaut, Ancylosen; venerischem Beinfras, Depressionen am Schädel, Hasenscharten, Monstrositäten am Schädel, Schädel ohne Näthe. Missbildungen und Abweichungen der Zähne; mangelnder Nasenknochen als Fehler in der Urbildung. — Scoliosen, Cyphosen, Ancylosen der Wirbelbeine untereinander und mit dem Kreuzbein. Kreuzbeine, die aus sechs Wirbelstücken bestehen; Verschiedenheiten in der Bildung der Brustbeine; Abweichungen der Ribben; weichgewordne Knochen, Lordosis, Verunstaltungen des Beckens. Luxationen des Hüftgelenks, Krankheiten des Hüftgelenkes wodurch Hinken, oder Steifigkeit u. s. f. veranlasst worden. Endlich folgen die Krankheiten der Knochen, der Gliedmassen; als allerhand Brüche, Auswüchse, Umbildungen, Verunstaltungen, Nekrosen und Ancylosen derselben.

V. *Partes molles morbosae.* 1 u. 2) Schwammige Auswüchse der festen Hirnhaut; 3) knorpliches Körperchen am Hörnerven; 4) Scirrhus des kleinen Hirns; 5) geschwollene Parotis; 6) Brustkrebs nebst der Geschichte und Abbildung, von ganz entsetzlicher Grösse, die Brust (*Mamma*) lag beym Sitzen auf den Knien; 7) Herz eines Kindes dessen Lungenkammer mit der Aortenkammer communicirte, nebst der ausführlichen Geschichte dieses unglücklichen Geschöpfs. 8) Herz mit der Aorta die endlich nach vorgängiger Eiterung in den Schlund durchbrach. 9. 10. 11) Krankheiten an der Aorta. 12) Linke Schlüsselbeinarterie, die aus dem Bogen der Aorta entspringt. 13) Geschwollene Bronchialdrüsen. 14) Geschwür des Schlundes, das sich in die Luftröhre öffnet. 15. 16) Callosität, und Geschwür des Schlundes. 17. 18) Verengerung der Schlundmündung des Magens. 19) Saugaderdrüse des Halses die ganz

ganz degenerirt ist. 20 21) Bauchfell, das durch Wassersucht verändert worden; nebst der Krankengeschichte. 22) Geschwollene Gekrösdrüsen. 23) Steatomose Leber. 24) Scirrhose Leber. 25. 26) Anhang (*Diverticulum*) am dünnen Darm. 27) Geschwüre auf der innern Haut des dünnen Darms. 28) Geschwüre auf der innern Haut des dicken Darms. 29) Ungewöhnlich gestaltete Nieren. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39) Missbildungen und kränkliche Veränderungen der Nieren. 40) *Hernia intestino vaginalis* Bey dieser Gelegenheit liefert er die Geschichte und herrliche Abbildung einer *Hernia congenita* aus einem Knaben. 41) *Fungus* der aus dem Mastdarm eines Mädchens geschnitten wurde. 42) Harnblase eines an der Ischurie gestorbenen Mannes, die Steine enthielt, und desen Prostata sehr geschwollen und hart war, nebst der Krankengeschichte. Merkwürdig ists, dass dieser Mann keusch gelebt hatte, folglich dass dies blofs von Steinen kam. Man hatte den Blasenstich angestellt. Er erzählt bey dieser Gelegenheit die Geschichten von ein Paar ähnlichen Degenerationen der Prostata. 43) *Penis cancrosus*, von der Dicke einer Faust, glücklich amputirt. 44) Geschwollene Hoden nach einem Fall; nebst der Geschichte. 44. a) Verhärtung des Hodens. 45) Warzen an der weiblichen Schaam. 46) Auswuchs der Clitoris von der Grösse eines Kindskopfs, glücklich abgeschnitten. 47) Uterus der fast keine Mündung hat, ungeachtet er fünf Zoll lang ist. 48) Scirrhöser Uterus. 49) Uterus, an dem eine gestielte Geschwulst hängt. 50. 51. 52) Aehnliche Geschwülste in und am Uterus; nebst einigen allgemeinen und besondern Betrachtungen darüber in einer Krankengeschichte. 53) Uterus an dem ein Gewächs (Polyp) oder Auswuchs hängt. 54) Ein ähnlicher Uterus. 55) Uterus, der in der Geburt zerriss. 56) Uterus einer Kindbetterinn; von beiden Fällen ist die Krankengeschichte beygefügt. 5) Brandiger Uterus einer Kindbetterinn. 58) Wassersucht der Eyerstöcke. 59. 60) Desgleichen, nebst der Krankengeschichte. 61) Ein leeres menschliches Ey. 62) Eine *Mola uterina*. 63) Eine doppelte Placenta. 64) Eine Placenta, wo sich der Nabelstrang den Velamenten einfügt. 65) Eine Placenta, die in Wasserblasen verändert worden. 66 bis 70) Desgleichen. 71) Ein wahrer Knoten des Nabelstrangs. 72) Desgleichen. 73) Zwey zusammengewachsene Fusszehen. 74) Clavus eines Zehen. 75) Fussgeschwür. 76) *Spina ventosa* eines Fingers. — Da Jedermann, dem es um reelle pathologische Kenntnisse zu thun ist, äusserst daran gelegen ist zu erfahren, wo sich Originale in der Natur selbst vortrefflich aufgehoben befinden, die man erfoderlichen Falls noch immer selbst betrachten kann, um Beschreibungen damit vergleichen, die gezogenen Schlüsse nachprüfen, das Unrichtige berichtigen, das Rückständige nachholen, kurz die Pathologie vervollkommnen zu können, so haben wir diese Stücke einzeln anführen müssen. Ausser N. 3. 6. 14. 40. 42. 46 befinden sich ähnliche, wo nicht völlig gleiche, Stücke auch in der Sömmeringschen Sammlung.

Trockne Präparate. Da Rec. sich nicht überwinden kann, auf dergleichen eben sonderlich zu halten, so zeigt er sie auch nur im allgemeinen an; feste Hirnhaut mit Knöchelchen. Verknöcherungen der Aorta. Verknöcherungen der Aorta, die man getrocknet hat, gehen doch ein ganz falsches Bild von dem Zustande im Leben, worauf doch alles ankommt. Nie sollte man sie austrocknen, denn nicht nur die ganze Form der Aorta leidet, sondern die kranke Stelle selbst schrumpft zusammen, alles wird verzerrt, verzogen, verschoben, der Obex, den eine solche Stelle im Leben machte, wird nicht nur ohne alles Verhältniss kleiner, sondern selbst umgeformt. — Verknöcherungen der Knorpel des Kahlkopfs, Concretionen in der sogenannten Schilddrüse. — Verwachsungen des dünnen, und des Anfangs des dicken Darms. — Därme missgebildet, steinig, mit Anhängen (*Diverticulis*) versehen, Bruchsäcke; wie kann man doch so wichtige Dinge durch Austrocknen ruiniren? Missbildungen der Urinblase. Wasserbrüche, Concremente des Uterus. *Cornu excretum ex femore vetulae. Cornu simile ex crure viri.*

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Gräff: *Carl Peter Thunberg über die japanische Nation.* Aus dem Schwedischen übersetzt von D. C. G. *Gröning*. 1796. 56 S. 8. Diese von dem berühmten Thunberg bey Niederlegung des Präsidiums in der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm d. 3 Nov. 1784 gehaltene Rede ist schon 1785 von Stridsberg (Frankfurt) übersetzt. Warum Hr. Gröning sie aufs neue übersetzt hat, sehen wir um so weniger ein, weil sie der, von dem Vf. bekannt gemachten und von Groskurd übersetzten Reise I Band fast wörtlich einverleibt ist, und in dem deutschen Gewande, das ihr der neue Uebersetzer gegeben, sich nicht sehr zierlich zeigt. Nur einige undeutsche Stellen aus ein paar Seiten zur Probe. S. 24 Unsre Bauermädchen in den *Ortschaften*. Ist Hr. Gr. vielleicht ein Ausländer? Denn ein Deutscher würde doch wohl *Dörfern* gesagt haben. S. 25 *die Eitelkeit hat sich noch nicht so tief eingewurzelt — so ferne* anstatt *woferne — Solche sah ich auch dass die Fischer trugen — ist der Sonnenschirm es —* S. 28 *Grase* statt *Binsen* für Juncus. Aus diesen und andern Exempeln vermuthen wir fast, dass die deutsche Sprache nicht die Muttersprache des Hn. Gr. ist. Einem Deutschen konnte es auch nicht leicht unbekannt seyn, dass die thunbergische Rede schon längst übersetzt und in viele Journale und andere Zeitschriften ganz oder Auszugsweise eingerückt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. December 1795.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

London, b. Luchtmann: *Museum anatomicum Academiae Lugduno Batavae*, descriptum ab *Eduardo Sandifort* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

VI. *Calculi.* Ein unvergleichlicher Vorrath von Steinen, fast aus allen Theilen des Körpers, worunter viele sehr seltene Stücke, z. B. *Calculus lacrymarum sacco exsectus.* Wir wundern uns über die geringe Anzahl von sogenannten Gallensteinen, nur sieben Numern sprechen davon. (Rec., als ein einzelner Mann, hat doch allein mehr als 50 Fälle davon gesehen.) Reicher ist die Sammlung an Steinen der Harnwege, wovon auch einige Krankengeschichten erzählt werden.

VII. *Monstra.* Die meisten derselben werden wir unten bey der Schilderung der Tafeln erwähnen. Misgeburten von Thieren.

VIII. *Varia.* Eine Mumie. Nachgemachte Mumien, ausgestopfte Thierfelle, Thierskelete, Thierschädel.

Endlich befinden sich zu diesem Bande noch neun Tafeln, die neun Schädel sowohl im Profil als von vorne vorstellen: nämlich 1) den Schädel eines Kalmukken, 2) eines Tatars, 3) Mohren, 4) Russen, 5) Schweden, 6) Engländers, 7) Franzosen, 8) Italieners, 9) einer Hannoveranerin. Aufgefallen ist es uns, dass die Zähne in den zwey letzten Schädeln, meist sammt und sonders, einerley Breite haben, da wir uns doch nicht erinnern, jemals gesehen zu haben, dass das untere Paar der innern Schneidezähne gleiche Grösse mit dem äussern Paare, geschweige mit dem obern innern Paare gehabt hätte. Auch fanden wir nie bey irgend einem Mohren-Schädel den untern Rand des vordern Naseneingangs scharf, sondern allemal stumpf, vollkommen so wie hier das *Cranium Kalmukki, Tartari*, und besonders das *Cranium Angli* sich von vorne zeigt.

Das *zweyte Volumen* dieses grossen Werks, enthält die *Tabulas anatomico pathologicas*, nebst den Erklärungen. Um einen vollständigen Begriff unsern Lesern zu geben, welche merkwürdigen *specimina* sie hier abgebildet finden können, wollen wir die einzelnen Tafeln schildern, woraus man leicht abnehmen wird, dass dieses Werk die erste Stelle in einer pathologischen Bibliothek einzunehmen verdiene. Vorher nur noch ein Paar Anmerkungen die das Ganze betreffen: Es ist eine besondere Empfehlung für diese Tafeln, dass nicht nur ein durch so manche vortreffliche Arbeiten in diesem Fache, z. B. durch die *Observationes anatomico pathologicas*, die *Descriptio Infantis cerebro destituti*, die *Historiam et Tabulas Herniae congenitae* u. s. f. berühmter Mann, als Hr. *S.*, dieselben auswählte, anordnete, unter seiner Aufsicht zeichnen und stechen liess, und mit seiner geübten Feder beschrieb, sondern auch, dass er dazu einen so vortrefflichen, von dem unvergleichlichen Wandelaar angezogenen Künstler, als Hr. Abraham Delfos ist, nützen konnte. Auch sind die meisten Stücke, bis auf sehr wenige, in ganz natürlicher Grösse vorgestellt. *Agnosco*, sagt er mit vollem Rechte, *cum Venerando B. S. Albino ingentis molis ac difficultatis esse, simplicem bonam exhibere figuram, et ipse expertus sum, quantum laboris et taedii devorandum sit, ut delineatio accurata, integra nitidissima sit, sed ut Ille, superatis difficultatibus omnibus, anatomicas tabulas, quas mirati sunt in arte periti, quas emendare, imo imitari vix ullus potuit, sic videor mihi, in difficilioribus hisce utpote a naturali forma abludentibus, non omni caruisse successu.* Die vortrefflichen Künstler R. Muys zu Rotterdam, und v. de Mare zu Leiden halfen die Zeichnungen aufs Kupfer bringen. Wie gerecht Hr. *S.* gegen seine Vorgänger ist, zeigt das Lob, das er den Griffeln des Ruysch, Trioen, Cheselden, Ludwig und ganz vorzüglich noch des würdigen Bonns beylegt. Es sey erlaubt ein (S) beyzufügen, wo sich gleiche Stücke in der Sömmerringschen Sammlung befinden. *Tab. I.* Rumpf mit Becken, Hals und Schulter, von einer Frau, die an einer Erweichung der Knochen litt. Von vorne. *Tab. II.* Von der rechten Seite. *Tab. III.* Von der linken Seite. *Tab. IV.* Fig. 1. Oberes Stück dieses Rumpfes von hinten. Fig. 2. Becken desselben von oben. Fig. 3. Becken desselben von unten. (S). Das rechte Schlüsselbein, fast alle Ribben, die Schulterblätter, die Hüftbeine, sind mehreremale gebrochen und wieder geheilt. Rec. sah diese Fälle öfters zu Cassel, besonders an Leichen, die ihm aus dem dortigen Spinnhause gebracht wurden, und hält dieses für eine Wirkung von Scorbut; und völlig dem Falle ähnlich, den Goodwyn beschrieb, und der so vieles Auffehen machte, nämlich *Fractura Ossium à causa interna.* Die Schulterblätter waren ganz dünne geworden; dass alle Knochen ihre natürliche Gestalt dabey verlieren, das Becken entsetzlich verändert wird, ist wohl natürliche Folge. *Tab. V.* Rechte und linke Untergliedmassen, rechter und linker Humerus, Radius und Ulna, durch die sogenannte Rhachitis äusserst gekrümmt. (S). *Tab. VI.* Fig. 1. Schädel eines neugebornen Kindes, das am Wasserkopf litt; von vorne. Fig. 2. Von der Seite. Fig. 3. Von hinten; äusserst treffend und natürlich dargestellt. Auch die Zusammenfügung und Form einiger Gesichtsknochen war verändert worden. Fig. 4 u. 5. Stirn-

Stirnbein von einem am Wasserkopf gestorbnen Kinde. Fig. 6 u. 7. Linkes Stirnbein von einem neugebornen Kinde, durchlöchert nämlich nach Auffaugung der erdigen Theilchen an diesen Stellen durch die Rhachitis. (S). *Tab. VII.* Ungeheurer unregelmäsiger Wasserkopf eines neugebornen Kindes, dessen Kopf deshalb angebohrt werden mufste, von oben, hinten und unten angesehen. (S). *Tab. VIII.* Schädel mit Unterkiefer einer jungen Frau, die am Wasserkopf litt. Der Schädel ward dadurch von vorn nach hinten zu langer. Fig. 1. Von der Seite. Fig. 2. Von vorne. Fig. 3. Von hinten. Fig. 4. Von oben, und Fig. 5. Von innen nach der Auffagung angefehen. (S). Da die *futura fagittalis* fehlt, so ist wohl kein Zweifel, dafs das zu frühe Verwachsen dieser Naht, Ursache dieser Misbildung ward, denn weil nun die vereinigten Scheitelbeine nicht mehr auseinander zu weichen vermochten, und doch das Gehirn und der Schädel nachwuchs, mufste er endlich im reifern Alter diese verlängerte Form bekommen, weil die Zunahme der Breite nach unmöglich geworden war. (S. Sömmerring vom Bau des menschlichen Körpers. Erster Band. S. 230.) *Tab. X.* Schädel von einem erwachfenen, klein gebliebenen, stumpffinnigen Manne, durch einen Wasserkopf bis zum Durchmesser fast eines Fufses erweitert. Von der Seite und von hinten. *Tab. XI.* Fig. 1. Eben dieser Schädel von vorne. Fig. 2. Ganz ungeheures Stirnbein vom Wasserkopf eines Erwachsenen, der neun Zoll im Durchmesser der Länge, acht Zoll im Durchmesser der Breite hielt. *Tab. XII.* Grundbein nebst den Schläfebeinen eben dieses Kopfs von innen. *Tab. XIII.* Fig. 1. 2. 3. 4. 5. Verdickung der Hirnschaale. (S). Fig. 6. Degenerirtes Stirnbein, durch einen Schwamm der festen Hirnhaut, von unten. Fig. 7. Von innen. Fig. 8. Durchfägt. Fig. 9. Schwamm *(fungus)* der festen Hirnhaut, der diese Degeneration veranlafst hatte. *Tab. XIV.* Vier verschiedene Ancylosen des Schädels mit dem Atlas. (S). *Tab. XV.* Fig. 1. 2 und *Ancylosis* des Schädels mit allen Halswirbeln und zwey Rückenwirbeln; von vorn, hinten und der rechten Seite. Fig. 4. *Ancylosis* des Schädels mit dem ersten und zweyten dislocirten Halswirbel. (S). *Tab. XVI.* *Ancylosis* des Kiefergelenks, von beiden Seiten, unten und vorne. (S). *Tab. XVII.* Risse und Spalten am Schädel eines von einer Höhe auf den Kopf gestürzten Mannes; von der Seite und von innen nach einer Auffagung. (S). *Tab. XVIII.* *Pars superior Cranii* eines Mannes, der auf die rechte Seite des Kopfs gefallen war, mit einer Menge von Spalten und Rissen. (S). *Tab. XIX.* Fünf Zoll langer Hieb, durch den Seitentheil des Schädels zum Theil geheilt, von aufsen und innen; die granulöse Substanz ragt etwas nach innen hervor, von aufsen ist die Wunde gröfser als von innen. Fig. 3 u. 4. Schon geheilte Wunde des Stirnbeins. (S). *Tab. XX.* Halbiosgehauenes Stück des Scheitelbeins, glücklich geheilt. Fig. 2. Beinfras am Sattel des Grundbeins. (S). *Tab. XXI.* Rundes Loch am Scheitelbein eben des Schädels, von aufsen und innen. Bisweilen ist der Schaden auf der innern Seite von gröfserm Umfang als auf der äufsern. Fig 3. 4. Durch venerische Caries losgegangenes Stück des Schädels. (S). *Tab. XXII.* Drey verschiedentlich von venerischer Caries angefressene und durchlöcherte Schädel. (S). *Tab. XXIII.* Fig. 1 u. 2. Angefressenes Cranium. Fig. 3 u. 4. Angefressenes Cranium, durch ein durch Tinea entstandenes Geschwür. Fig. 5 u. 6. Losgegangne Stücke von der äufsern Tafel eines scrofulosen Mannes. Fig. 7. Schädel eines Mannes, der an einer *Epulis cancrosa* laborirt hatte. (S). *Tab. XXIV, XXV. XXVI.* Schädel einer Frau, der überall von venerischer Caries durchfressen ist. Von oben im frischen Zustande, und nach der Maceration, nach der Ausfagung nebst der festen Hirnhaut und dem Hirne, und von inwendig nach der Ausfagung in sechs schön ausgearbeiteten Ansichten. (S). *Tab. XXVII.* Fig. 1. Basis dieses Schädels. Fig. 2. Unterkiefer desselben. Fig. 3. 4. Von diesem Unterkiefer abgegangene Stückchen. Fig. 5. Atlas und Epistropheus die zu demselben Skelet gehörten, von vorne. Fig. 6. Diesen Epistropheus von innen. Fig. 7. 8. 9. Losgegangene Stücke vom Schädel eines Mädchens. (S). *Tab. XXVIII.* Gaumgewölbe, von venerischer Caries angefressen. Fig. 2. Angefressenes Cranium eines Knaben, der ein Geschwür auf der rechten Seite des Gesichts hatte. Fig. 3. 4. 5. Eben desselben Knaben angefressener Unterkiefer, von vorn, von der Seite und von innen. Fig. 6 u. 7 Stirnbein von aufsen und von innen nach geheiltem Beinfrafs. *Tab. XXIX.* Fig. 1 u. 2. Stirnbein, rechtes Scheitelbein und Grundbein, die schon in einem achtjährigen Kinde vereinigt sind. Fig. 3. 4. 5. Stirnbein und Scheitelbein eines Kindes, das am venerischen Beinfrafs litt, an den afficirten Stellen ist die Substanz des Knochens *crassa*, *spongiosa* und *foraminulenta* geworden. (S). *Tab. XXX. XXXI. XXXII. XXXIII.* Entsetzliche Geschwulst des *finus maxillaris* der linken Seite einer Frau — (von einem ähnlichen Fall hat Siebold eine Monographie geliefert,) hier ist alles in natürlicher Grofse im frischen Zustande von vorn und von der Seite, und nach der Maceration von vorn, von der Seite und von unten vorgestellt. (S). *Tab. XXXIV.* Schädelstücke und Schädel von drey Kindern, die in einer beschwerlichen Geburt zusammengedrückt und zusammengebrochen waren. Eins dieser Kinder kam lebendig auf die Welt, und lebte drey Wochen, in denen sich schon die Natur sehr merklich bemüht hatte, dem Schaden abzuhelfen. Fig. 1 u. 2. sind deshalb sehr merkwürdige, wenn gleich traurige, Stücke. (S). *Tab. XXXV.* Fig. 1. Schädel eines Kindes so an einer componirten Hasenscharte litt. Fig. 2. 3. 4. 5. Schädel eines Kindes, dem das Hirn fehlte, von oben, unten, vorn und der Seite angesehen. Fig. 6. 7. 8. 9. Halswirbel des nämlichen Kindes. (S). *Tab. XXXVI.* Einzelne Wirbel eines Menschen der an der Scoliosis litt. *Tab. XXXVII.* Rückenwirbel und zwey Lendenwirbel des nämlichen Menschen, in der Zusammenlegung, von vorn und hinten. (S). *Tab. XXXVIII.* Fig. 1 u. 2. Vier Rückenwirbel, einer angefangenen Scoliosis. Fig. 3. Vier durch eine Knochenlamelle auf der rechten Seite zusammenhaltende Rückenwirbel, von der linken Seite. Fig. 4 Von der rechten Seite. Fig. 5. Drey Rücken- und ein Lendenwirbel, die durch Exostosen der Arcus der Wirbel

›el zusammenhalten. Fig. 6. 7. Ancylosirte Halswirbel mittelst Exostosen der Körper und Bogen, von vorn und hinten. (S). *Tab. XXXIX.* Fig. 1. 2. 3. Drey durch knollenartige Lamellen ancylosirte Lendenwirbel von vorn, von der rechten und von der linken Seite. Fig. 4. 5. 6. Drey recht stark zusammengedrückte, ancylosirte und degenerirte Lendenwirbel. (S). *Tab. XL.* Fig. 1. Fünf vollkommen zu einer einzigen Masse veränderte Wirbel, von aussen. Fig. 2. Von innen und auf der durchsagten Flache angesehen. Fig. 3. Desgleichen. Fig. 4. 5. Drey auf gleiche Art vereinigte Rückenwirbel. (S). Fig. 6 u. 7. Die zwey obersten Halswirbel, vorn und an der rechten Seite, an der noch eine von Knochenmasse umgebene bleyerne Kugel festhält, vereinigt, von vorn und von der rechten Seite abgebildet. Ein sehr merkwürdiges Stück! Schade dass die Krankengeschichte fehlt. *Tab. XLI.* Acht Rückenwirbel ancylosirt, *ſ* förmig gekrümmt, und mit zwey Ribben ancylosirt, von vorn und hinten. (S). *Tab. XLII.* Neun Rückenwirbel noch stärker *ſ* förmig gekrümmt, mit drey und einem halben Paar oder sieben Ribben ancylosirt, von vorn und hinten abgebildet. (S). *Tab. XLIII.* Sechs durch Cyphosis nach verloren gegangnen Körpern ancylosirte Rückenwirbel, mit vier rechts und zwey links ancylosirten Ribben, von vorn und hinten abgebildet. Fig. 3 4. Sechs Rücken- und zwey Lendenwirbel, deren Körper durch Cyphosis verloren gegangen sind, und deren Rest ancylosirt ist; von der rechten und von der linken Seite. (S). *Tab. XLIV.* Drey ancylosirte Lendenwirbel, derer mittlerer rechts geschoben ist. Fig. 1. Von vorn. Fig. 3. Von der rechten und Fig. 2. von der linken Seite. Fig. 4. 5. 6. Drey mit dem Kreuzbein nach einer Caries ancylosirte Lendenwirbel, von vorn, von hinten und von der rechten Seite. (S). *Tab. XLV.* Fig. 1. 2. 3. Kreuzbein, dessen Kanal sehr erweitert ist, durchsagt, von vorn, von hinten und der Seite eingesehen. Fig. 4. Kreuzbein, mit einem der ganzen Länge des Scutums nach, sich erstreckenden hiatus. Fig. 5. 6. 7. Drey Kreuzbeine, die gebrochen gewesen und glücklich geheilt sind, die gebrochenen und zusammengeheilten Stücke bilden nun einen rechten Winkel. (S). *Tab. XLVI.* Zusammengewachsene Brustbeine. Fig. 2. Auch nach der Auffägung. Fig. 3. Brustbein mit einem Loch. Fig. 4 Sehr breite, dafür aber sehr kurze zusammengewachsene Brustbeine. (S). *Tab. XLVII.* Sechs obere Rückenwirbel, unter sich, und mit einigen Ribben ancylosirt. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von der rechten Seite. Fig. 3. Zwey durch ein anderthalb Zoll langes Mittelstück zusammenhaltende Ribben. Fig 4 5. Zwey durch ein Mittelstück am Halse vereinigte Ribben. Fig. 6. Ribbe mit einem Fortsatz. Fig. 7. Desgleichen (S). *Tab. XLVIII.* Fig. 1. 2 Vier durch zwischen den Hälsen befindliche Mittelstücke vereinigte Ribben. Fig. 3. 4. Vier durch mehr nach der Mitte zu befindliche Mittelstücke vereinigte Ribben von aussen und innen. Fig. 5. 6. Gebrochen gewesenes und wieder zusammengeheiltes Schlüsselbein. (S). *Tab. XLIX.* Halbdoppelte erste Ribbe. Fig. 3. Ribbe, die sich mit zwey Knorpeln ans Brustbein fügte. Fig. 4. 5. Zwey, durch ein Mittelstück zwischen den Hälsen zusammenhaltende Ribben. Fig. 6. 7. Durch Caries missstaltete und angefressene sechste Ribbe. (S). *Tab. L.* Hals, Thorax, Lenden und Becken, oder zusammenhangender Rumpf einer bucklichen Frau, die Scolioses sind von vorn in natürlicher Grösse vorgestellt und brav gezeichnet. *Tab. LI.* Von hinten eben der Rumpf. *Tab. LII.* Von der rechten Seite. *Tab. LIII.* Von der linken Seite. (S). *Tab. LIV.* u. *LV.* Rumpf einer erwachsenen Frau die an Scoliosis litt, von der rechten und linken Seite; die Krankheit hatte in diesem Fall einen höhern Grad erreicht. *Tab. LVI.* Rumpf eines Mädchens, das an gleicher Krankheit litt, doch ist die Misbildung von der in den beiden vorhergehenden Fällen verschieden. *Tab. LVII.* Rumpf, wo sich bloss in den Lendenwirbeln die Scoliosis befand, die entsetzlich gekrümmt sind, von vorne. *Tab. LVIII.* Das nämliche Stück von hinten. *Tab. LIX.* u. *LX.* Rumpf eines Menschen, der zugleich auf der rechten Seite hinkte, an einer Cyphosis, Scoliosis, und an einem Osteosteatoma der Lendenwirbel auf der linken Seite litt, von vorne und hinten gezeichnet. *Tab. LXI.* Zwey Rückenwirbel, die nebst den fünf Lendenwirbeln mit dem Kreuzbein und linken Hüftbein ancylosirt sind, von vorne, von der Seite und nach einer Durchsägung gezeichnet. (S). *Tab. LXII.* Fig. 1. 2. 3. Becken einer Frau, das sehr weit, dünn und leicht ist, im Zusammenhang und in seinen einzelnen Stücken abgebildet. Beide Hüftbeine sind mit dem Kreuzbein ancylosirt. (Nach dem grossen Winkel zu urtheilen, den die rami der Schaamstücke der Hüftbeine bilden, hinkte diese Person.) Fig. 4. Rechtes Hüftbein, dessen *Ligamentum sacro ischiadicum* verknöchert ist. (S). *Tab. LXIII.* Männliches auf beiden Seiten und an der Schaamstückvereinigung ancylosirtes Becken, von vorn und hinten. Das Schaamstück des rechten Hüftbeins scheint gebrochen gewesen zu seyn. (S) *Tab. LXIV.* Becken nebst dem Anfang der Schenkelknochen einer auf beiden Seiten hinkenden Frau, von vorn und hinten, im frischen Zusammenhange. (S). *Tab. LXV.* Rechtes und linkes Hüftbein, und obere Theil des rechten und linken Schenkelbeins, eben desselben Beckens nach der Maceration und Reinigung gezeichnet; jedes Schenkelstück ist von vorn, von hinten und von innen dargestellt. *Tab. LXVI.* Rechtes Hüftbein einer 22jährigen hinkenden Person, das am Schaamstück gebrochen gewesen, und in der Mitte seines Darmstücks, von aussen nach innen zu, eine Decke oder Vertiefung hat. Fig. 1. Von aussen. Fig. 2. Von innen. Fig. 3. 4. Oberes Stück des rechten Schenkelbeins, dessen Hals sehr verdünnt ist, von vorn und hinten angesehen. Fig. 5. Ein ähnliches Stück eines Schenkelbeins (wahrscheinlich von einem männlichen Korper). Fig. 6. 7. Gleichsam nach unten zu verschoben, von vorn und hinten. (S). *Tab. LXVII.* Fig. 1. Linkes Hüftbein eines Mannes, dessen Pfanne ganz degenerirt ist. (War dieses Hüftbein etwa an der mit b. b. bezeichneten Stelle ehedem gebrochen?) Fig. 2. 3. Oberes Stück des Schenkelbeins, das zu dieser

 Stelle

degenerirten Stelle gehörte. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 4. 5. 6. Aehnliches linkes Hüftbein und degenerirtes Schenkelbein. (S). *Tab. LXVIII.* Fig. 1. Hüftbein mit einer neuen Pfanne, hinten auf dem Darmstück. Fig. 2. 3. Ein wenig unter dem Halse gebrochen gewesenes geheiltes Schenkelbein, von vorn und hinten. (S). Fig. 4. Hüftbein, das zur Figur der 59. und 60. Tafel gehörte. *Tab. LXIX.* Fig. 1. 2. Linkes Hüftbein, dessen Pfanne am Rande mit Knochenauswüchsen ringsum so besetzt ist, dass sie den Kopf des Schenkelbeins völlig umgeben, von vorn und hinten. Fig. 3. Aehnliches linkes Hüftbein, dessen Pfanne dadurch weit tiefer als gewöhnlich erscheint. Fig. 4. 5. Angegriffener Kopf und Hals des Schenkelbeins. (S). *Tab. LXX.* Linkes Hüftbein, mit dem Kreuzbein ancylosirt, und an der Pfanne mit Exostosen besetzt, nebst dem dazu gehörigen, auf ähnliche Art degenerirten Kopf und Hals des Schenkelbeins, von vorn und hinten. (S). *Tab. LXXI.* Aehnliches linkes Hüft- und Schenkelbein. (S). *Tab. LXXII.* Linkes Hüftbein, dessen Pfanne den Kopf des Schenkelbeins ganz umschliesst, von vorn und hinten. (S). *Tab. LXXII u. LXXIV.* Linkes Hüftbein, dessen mit Exostosen besetzte Pfanne den Schenkelkopf ganz umschliesst, *sic ut certo sensu mobile, et nullibi cum acetabulo concretum sit, tamen ex eo tolli nequeat.* (Dies gilt doch nur vom trockenen Zustande, nach der Maceration, denn im frischen Zustande fand Rec. allemal zwischen der knöchernen Oberfläche der Pfanne und des Schenkelkopfs eine knorplichthäutige Masse, die beide Knochen zusammenhielt, so dass wirklich beide Knochen in sofern zusammen gewachsen (concreta) waren. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von oben. Fig. 3. Von hinten. Fig. 4. Von der Seite, (S). Man vergleiche überhaupt die Abbildungen dieser Tafeln von Nr. 65 bis 74 mit Sömmerrings Schilderung der Gichtknochen in Blumenbachs Medicinischer Bibliothek. Dritten Bandes 3tes Stück. *Tab. LXXV.* Zwey Beyspiele von völliger Verwachsung (Ancylosis) des linken Pfannengelenks, von vorn und hinten vorgestellt. *Tab. LXXVI.* Fig. 1. Drittes Beyspiel davon. Fig. 2. 3. 4. Oberflächen dieser drey verwachsenen Pfannengelenke, nach der Durchsägung, um zu zeigen, dass Hüftbein und Schenkelbein zu einem einzigen Knochen völlig verwachsen sind. (S). *Tab. LXXII.* Fig. 1. Oberes Stück des rechten Schenkels, von einem 20jährigen Manne, der von Jugend auf hinkte, von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. 4. Oberes Stück des Schenkelbeins, das gleich unter dem Halse gebrochen war, von vorn und hinten. Fig. 5. 6. Aehnlicher Bruch des Schenkels. (S). *Tab. LXXVIII.* Fig. 1. 2. Sehr schiefer Bruch des Schenkelbeins, gleich unter dem Halse, geheilt. Fig. 3. Durchsägte Oberfläche dieses Stücks. Fig. 4. 5. 6. 7. Schenkelbein, dessen Hals durch einen Fall zerbrach, nicht heilte, sondern am Halse eine Hölung bildete, in welche eine Spitze des abgebrochenen Kopfs so passte, dass der Mensch fort hinken konnte, von vorn, von hinten und von innen. (S). *Tab. LXXIX.* Hüftbein und Schenkelbein der linken Seite, wo nach zerbrochenem Halse des Schenkelbeins dieses so degenerirte, dass der Kopf in der Pfanne zurückblieb, und sich der obere Theil des Schenkelbeins dieser sehr ungleichen Stelle anschmiegte und mit ihr verwuchs, in vier Figuren dargestellt. (S). *Tab. LXXX.* Geheilter Bruch des Schenkelbeins, der sich vom Halse bis zur Mitte desselben erstreckte. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Oberfläche dieses Stücks nach der Duchsägung. Fig. 4. 5. Hyperostosis am Halse des Schenkelbeins, so dass sich der Trochanter um einen Zoll über den Kopf erhebt. (Sollte dies aber auch ein Bruch gewesen seyn?) (S). *Tab. LXXXI* Geheilter Bruch des Halses und der Gegend unter der Mitte des Schenkelbeins; der Hals ist ganz unförmlich geworden. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Durchschnittsfläche der geheilten Stelle, nach der Durchsägung. (S). *Tab. LXXXII.* Geheilter Bruch der Mitte des Schenkelbeins; die drey zusammengewachsenen Fragmente brachten eine Krümmung des Beins zuwege. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Durchsägt. (S). *Tab. LXXXIII.* Geheilter schiefer Bruch der Mitte des Schenkelbeins, wo ebenfalls ein drittes Stück sich wieder mit vereinigt hatte, von vorn, von hinten und durchsägt. (S). *Tab. LXXXIV.* Fig. 1. 2. 3. Geheilter Bruch in der Mitte des Schenkels, woran merkwürdig ist, dass ungeachtet die Knochenenden um einen Zoll von einanderstehen, sie dennoch durch dazwischen befindliche Knochenmasse (Callus) wieder vereinigt sind, von vorn, von hinten und durchsägt. Fig. 4. 5. Geheilter schiefer Bruch des Schenkels. (S). *Tab. LXXXV.* Vier Schenkelbeine, deren eines unter der Mitte, das andre und dritte nah gegen das untere Ende, das vierte dicht an den Knöcheln zerbrochen waren, und glücklich heilten. (S). *Tab. LXXXVI.* Linkes Schenkelbein, das am untern Ende gebrochen war, sich sonderbar umformte, und von dem durch Necrosis ein Stück abging, von vorn, von hinten und durchsägt. (S). *Tab. LXXXVII.* Fig. 1. 2. 3. Zoll grosse Squama, die sich von der Mitte des Schenkelbeins losgegeben hatte und wieder anheilte. Fig. 4. 5. Ein andres Beyspiel von Fractura squamosa von vier Zoll Länge. Fig. 6. 7. 8. 9. Zwey Fragmente, die sich von einem gebrochenen Schenkel losgegeben hatten, der doch am Ende gut heilte. Fig. 10. 11. 12. Exostosis am untern Theil des Schienbeins, von vorn, von hinten und durchsägt. (S).

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. December 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leiden, b. Luchtmann: *Museum anatomicum Academiae Lugduno Batavae*, descriptae ab *Eduardo Sandifort* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

Tab. *LXXXVIII.* Exostosis an der innern Seite des Schenkels nahe unter dem Trochanter. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von innen. Fig. 3. Von hinten. Fig. 4. Durchsägt. Fig 5. 6. Exostosis am äussern Rande unfern des untern Endes. (S). *Tab. LXXXIX.* Rechtes Schenkelbein, dessen untere Hälfte gar dick, gleichsam geschwollen und höckrig geworden. (S). *Tab. XC.* Fig. 1. 2. Verwachsung (Ancylosis) des rechten Kniegelenks des Femurs und der Tibia, von innen und von aussen. Fig. 3. 4. Gleiche Ancylosis des linken Kniees, von innen und aussen. (S). *Tab. XCI.* Ancylosis des rechten Femurs und Tibia; von hinten und von vorn. Fig. 3. 4. Ancylosis des Schenkelbeins, des Schienbeins und der Kniescheibe, von hinten und von vorne. (S) *Tab. CXII.* Sehr schräg von oben an bis gegen die Mitte hin, schräg gespalten gewesenes und geheiltes Schienbein. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Von oben. Fig. 4. Tiefes Knochengeschwür am untern Theil des Schienbeins. (S). *XCIII.* Schienbein das unten und Wadenbein das oben gebrochen war, und nun geheilt ist, so dass eine mittlere Substanz beide Knochen zusammenhält. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Durchsägt. (S). *Tab. XCIV.* Fig. 1. 2. Schienbein und Wadenbein, so unter der Mitte brachen und deren jedes durch ein losgebrochenes drittes Stück zusammenheilten; ein merkwürdiges, wenn gleich gar nicht seltenes, Specimen. Fig. 3. 4. Schienbein und Wadenbein, die unfern der Knöchel brachen und wieder zusammenheilten. Fig. 5. 6. Tibia und Fibula mit dem Talus ancylosirt. (S). *Tab. XCV.* Tibia, Fibula, Talus und Calcaneus ancylosirt und krankhaft. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Von aussen. Fig. 4. Von innen. (S). *Tab. XCVI.* Necrosis des Schienbeins von vier Seiten abgebildet, es ist mit dem Talus ancylosirt. (S). *Tab. XCVII.* Fig. 1. Sequester der Tibia herausgenommen, und besonders, von vorn und hinten, abgebildet. Fig. 3. 4. Ein andres Beyspiel einer abgestorbenen (necrosirten) Tibia und Fibula, von vorn und hinten. (S). *Tab. XCVIII.* Ein drittes Beyspiel einer necrosirten Tibia, die bloss die Diaphysis betrift. *Tab. XCIX.* Verdorbenes Schultergelenk. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Scapula allein mit verdorbner Gelenkfläche. Fig. 4. Kopf des Humerus mit verdorbner Gelenkfläche. Fig. 5. 6. An der Basis zerfressener Hackenfortsatz des Schulterblatts. (S). *Tab. C.* Fig. 1 bis 7. Humerus, Radius und Ulna der rechten Seite nach einem Bruch des äussern Condylus und des Ellenbogenknorrens. Fig. 8 bis 13. Knochen des Ellenbogengelenks, das an einem Fungus gelitten hatte, der Kranke wurde bey der unter Albins und Sandiforts Aufsicht verrichteten Abnahme des Arms glücklich gerettet. (S). *Tab. CI.* Fig. 3. Abbildung eines Arms mit einer tiefen Narbe nach der Heilung des necrosirten Humerus, von dem der Sequester Fig. 1. 2. abgebildet ist. Fig. 4. 5. Sequester eines Humerus der an Necrosis litt, von einem fünfjährigen Kinde. Fig. 6. 7. 8. 9. Kleine Fragmente die vom Humerus abgingen. (S). *Tab. CII.* Fünf mit Auswüchsen besetzte Oberarmbeine. (S). *Tab. CIII.* Ancylosis des Radius und der Ulna nach der blossen Verrenkung des Radius, in sechs Ansichten. (S). *Tab. CIV.* Abbildung im Kleinen einer Frau, deren Brust (Mamma) so ungeheuer ausgedehnt war, dass sie im Sitzen bis auf die Kniee reichte. *Tab. CV.* Herz mit den Lungen und dem Schlunde aus einer Frau, in der Schlund und Aorta durch ein Geschwür so angefressen waren, dass sich alles Blut aus der Aorta durch den Schlund in den Magen ergoss. *Tab CVI.* Der kranke Theil der Aorta aus dem vorigen Falle besonders. Fig. 2. *Arteria subclavia e parte posteriore Aortae oriens.* Fig. 3. *Larynx, Aspera Arteria, Pharynx* und *Oesophagus* einer Frau, die am beschwerlichen Schlingen litt; ein Geschwür drang am Ende durch den Schlund in die Luftröhre. Fig. 4. Schlund, der über dem Magen zusammengezogen, callos und uneben ist. Fig. 5. Schlund, der unfern seiner Durchgangsstelle durch den Zwerchmuskel inwendig ein Geschwür zeigt. Fig. 6. Concretion aus der Schilddrüse eines Menschen, der am Pelagra litt. *Tab. CVII.* *Arteria subclavia sinistra*, die mit einem Sack aus dem Bogen der Aorta entspringt, auch die rechte Subclavia entspringt abgesondert aus der Aorta. Fig. 3. 4. Stück eines dünnen Darms, mit einem Anhang (Diverticulo). Fig. 5. Abbildung im Kleinen der geöffneten Bauchhöle einer Person die am Hydrops ovarii litt. *Tab. CVIII.* Besondere Abbildung eben dieses Ovariums, in natürlicher Grösse, von vorn und hinten. *Tab. CIX.* Fig. 1. Uterus aus eben der Person in natürlicher Grösse, von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Uterus, dessen rechtes Ovarium geschwollen ist. (S). *Tab. CX.* Fig. 1. Uterus einer alten Frau, an dem sich hinten eine Geschwulst findet. Fig. 2. Uterus mit einem gestielten Gewächs. Fig. 3. 4. 5. Runder harter Körper aus dem Uterus einer Jungfer, auch durchschnitten vorgestellt. (S). *Tab. CXI* u. *CXII. Hernia inguinalis*

nalis congenita, lethalis, eines Erwachsenen in Lebensgröfse, ein paar treffliche Bilder. Ein Theil des dünnen Darms war zusammengefallen, der andere ungeheuer ausgedehnt. (S). *Tab. CXIII.* Monströse Nieren, aus einem Manne, wo die Nierenbecken sehr ausgedehnt sind. Fig. 2. Harnblase eines Mannes der an einer Ischurie starb; in der Höle der Blase ragt eine birnförmige Geschwulst hervor, und die Prostata ist sehr geschwollen. *Tab. CXIV* u. *CXV.* Allerhand sogenannte Steine aus dem menschlichen Körper, z. B. Fig. 1. *Calculus, lacrymarum viis exsectus.* Fig. 2. 3. Sublingualis. Fig. 4 bis 9. Gallenstein. Fig. 10 bis 16. Nierensteine. Fig 17. bis 45. Harnblasensteine, worunter Fig. 39. *Calculus, ovalis filiceus* (sollte er wirklich Kieselerde halten?) *Tab. CXVI* u. *CXVII.* Zwey an Brust und Bauch zusammengewachsene Mohrenkinder in Lebensgröfse, *confusis genitalibus. Tab. CXVIII.* u. *CXIX.* Zwey an dem Bauch zusammengewachsene Mädchen. (S). *Tab. CXX.* Zwey schöne am untern Theil der Brust und obern Theil des Bauchs zusammengewachsene Mädchen. *Tab. CXXI.* Ein schönes zweyköpfiges Mädchen, von vorn. *Tab. CXXII.* Fig. 1. Von hinten. Fig. 2. Zweyköpfiges Kind ohne Hirn. Hr. *S.* stimmt ausdrücklich über dieses schon von van Doeveren doch weniger richtig abgebildete Kind Sömmerringen bey, der es in seinen Abbildungen von Misgeburten, Frankfurt 1791, für unvollkommen zweyköpfig erklärte. Fig. 3. Reifes Kind ohne Hirn. *Tab. CXXIII.* Kind ohne Hirn, an dessen Kopf ein grosser Sack voll Wasser hing, von vorn und hinten. *Tab. CXXIV.* Sogenannte *spina bifida* aus einem Kinde frisch, und auch skeletirt. (S). *Tab. CXXV.* Ein Kind, an dessen Bauch die untern Theile eines andern Kindes hängen; welcher untere Theil auf der folgenden Tafel besonders vorgestellt ist. *Tab. CXXVI.* Kindchen ohne Hirn mit einem Nabelbruche, von vorn und hinten. *Tab. CXXVII.* Reifes Kind, an dessen Kopf auf der rechten Seite, eine den Kopf an Gröfse übersteigende Geschwulst, gleichsam wie ein Kopfkissen sich befindet. Alle diese Misgeburten sind mit Verstand und vorzüglicher Kunst abgebildet und haben nur wenig ihres gleichen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FLENSBURG u. LEIPZIG, b. Korte: *Johann Gottfried Richters literarischer Nachlafs.* Besorgt von *Karl Reinhard.* 1795. LVI und 214 S. 8.

Johann Gottfried Richter war zu Verkenstädt, in der Graffschaft Wernigerode, geboren, wo sein Vater Prediger war; studirte zu Göttingen und Halle; gab einige Jahre Unterricht am Pädagogium; erhielt hierauf die Conrectorstelle an der Oberschule zu Wernigerode, die er im J. 1789 wegen seiner schwachen Gesundheit niederlegte. Er unterzog sich nun der Bildung zweyer jüngen Grafen in Wernigerode; starb aber nach einer kurzen Verwaltung dieses Amtes, an der Schwindsucht den 31. October 1790. Er war ein Mann von Talenten, guter Beurtheilungskraft und grofsem Eifer in Erfüllung seiner Pflichten. Von sechs Auffätzen, welche hier gesammelt erscheinen, als ein Denkmal des zu früh verstorbnen Mannes, ist der erste und vierte in periodischen Schriften, der zweyte einzeln gedruckt. Es ist der Freundschaft für einen Verstorbenen zu verzeihen, wenn sie ihre Empfindungen für ein Urtheil hält, und in dieser Rücksicht wollen wir nicht mit dem Herausg. rechten, dafs er diese Auffätze einer noch gröfsern Bekanntmachung würdig hielt. Man bemerkt in ihnen einen gesunden Blick, der aber nur auf der Oberfläche bleibt; ein Talent, sich deutlich auszudrücken, aber weder Energie noch sonst etwas, das auf vorzügliche Fähigkeiten schliessen liefse. I. *Ueber einige Ursachen der gewöhnlichen Vernachlässigung unsrer Muttersprache, und ein zu wenig gebrauchtes Mittel die Schreibart zu bilden* (f. A. L. Z. 1793. Nr. 342.) II. *Unter welchen Bedingungen wird die Erinnerung an ehemalige Verbindungen unsers Lebens angenehme Erinnerung?* Die Antwort ist: Wenn man sich bewusst sey, seine Pflicht gethan zu haben. III. *Ueber die psychologische Frage; von welchen Ursachen die so äusserst verschiedenen Grade der Theilnehmung an den Schicksalen andrer abhängig seyen?* 1) Die Natur hat den Menschen den Trieb einer uneigennützigen Theilnahme an andern in einem ungleichen Maafs ertheilt. (Dieser Satz bedurfte wohl keiner Ausführung.) 2) Die Vorstellungen verschiedner Menschen an dem Glück oder Unglück andrer haben einen sehr verschiednen Grad von Lebhaftigkeit. 3) Auch die Verschiedenheit des subjectiven Zustandes der Personen, von denen wir Theilnahme erwarten, kömmt dabey in Anschlag, und die Einwirkung selbstsüchtiger Leidenschaften. Die ganze Untersuchung, bey der es gar nicht bis zu dem interessantesten Punkt kömmt, wie nämlich der sympathetische Trieb gebildet und gereinigt werden müsse, ist durchgängig sehr flach und beweist das, was wir oben von den Talenten des Vfs. gesagt haben. IV. *Wer hat Beruf, sich dem Studium und dem gelehrten Stande zu widmen?* (gedruckt in den *Vorübungen zur Akademie für Jünglinge.* II. Band.) Dieser Auffatz und der letzte *über ein Landprediger-Seminarium* scheinen uns die vorzüglichsten in der ganzen Sammlung. V. *Welche Vorzüge giebt die häusliche Erziehung in Absicht der körperlichen und intellectuellen Bildung, die der öffentlichen zu gebrechen scheinen.* Nur ein Bruchstück, welches gröfstentheils wahre aber sehr bekannte Dinge enthält. Erziehung gelingt, unsers Bedünkens, am besten in einer Familie oder unter den Augen eines Hauslehrers; Unterricht am besten in öffentlichen Anstalten. Ueber den letzten Punkt hat *Quintilian* [illegible] nichts zu sagen übrig gelassen. — Der Herausg. schickt eine von ihm gehaltene Trauerrede auf Richters Tod voraus, in welcher sich die oben angeführten biographischen Nachrichten befinden. Das vierzeilige Gedicht in der Vorrede S. VII. ist nach der prächtigen Ankündigung (als Werk eines Mannes, der unendlich mehr ist als er seyn will, und dessen Namen fast wider seinen Willen, unter den besten deutschen Schriftstellern steht) nichts anders als ein — *ridiculus mus.* Wie man doch seine Freunde so compromittiren kann!

KLEI

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. 1) *Leipzig*, b. Barth: *Jo. Ottonis* '*hiefs*, Theologi Kilonienfis, *Fundamenta Theologiae Christianae* ·*itico-dogmaticae.* 1792. 98 S. 8.

2) Ebend.: D. *Joh. Otto Thiefs* über das *Studium der Dog*·*matik*, befonders auf Univerfitäten. 1792. 39 S. 8.

Beide Schriften gehören zufammen, und man kann letztere ls eine Einleitung zur erstern anfehen; da fie eigentlich Rechen·haft von dem giebt, was der Vf. bey den *Fundamentis Th. Chr.* ·eabfichtigt habe, und man ohne fie fchwerlich errathen würde, ·arum der Vf. die Zahl der dogmatifchen Compendien der Theo·gie mit einem neuen vermehrte, das weit kürzer als andere ist, ·nd die Sätze mehr hinftellt, als ausführt, oder ihren Beweis aus ·em neuen Teftament entwickelt.

Unter andern Wiffenfchaften oder Vorbereitungen, wodurch ·ie chriftliche Glaubenslehre, die, nach des Vf. kurzen Vorftel·ung in der letztern Schrift, durch die neueften Bemühungen fo ·iele, zumal negative, Vorzüge gewonnen hat, doch dem Ziele ·er Vollkommenheit immer näher gebracht werden mufs, erklärt ·r die *Kritik* für die, welche am meiften noch vernachläfsigt und ·m wenigften in Anwendung auf die theologifche Dogmatik be·rieben worden fey. Er meynt die fogenannte *biblifche*, welche ·ie Fragen: — was gehört zu der in der Bibel enthaltnen *Offen*·*barung*, und was nur zur *Bibel?* ist diefe Sammlung von Schrif·en, die fehr zufällig entftanden zu feyn fcheint, eine fichere ·nd die einzige Religionsquelle für alle Forfcher zu allen Zeiten? ·m Ganzen oder in jedem ihrer Theile? find die Schriften des ·. Teft. auch für Chriften gefchrieben, haben fie für diefe über·ll und was haben fie für ein Intereffe? und dergleichen ähnliche ·n Bezug auf die chriftliche Dogmatik ftehende Fragen — fo ·nterfucht, dafs man darauf ein feftes Gebäude aufzuführen im ·tande fey, und welche hauptfächlich vorläufig die Fragen aus·nachen müffe: was hat der Stifter des Chriftenthums felbft ge·ehrt? was insbefondre in Beziehung auf diefe feine Lehren ge·han und erduldet? und was haben feine genaueften Schüler, ·ie uns darüber Schriften hinterlaffen, für Lehrfätze aufgeftellt ·nd fo modificirt, dafs man daraus das Religionsfyftem eines je·len derfelben erkennen kann?

Zur Beantwortung diefer drey Fragen follten nun die oben ·enannten *Fundamenta Theologiae Christ.* einige Anleitung ge·en, und dadurch zu einer künftigen noch freyern und fiehrern ·yftematifchen Behandlung der chriftlichen Dogmatik vorbereiten. ·Ir. D. Thiefs hat nämlich aus den Büchern des *Neuen* Tefta·nents — (denn ob und wiefern die chriftliche Dogmatik auch ·om *alten* Teft. Gebrauch machen dürfe, mufs fich erft noch aus ·iefer kritifchen Vorarbeit ergeben) — alle Stellen zufammen·geordnet, die eine dogmatifche Idee zu enthalten oder auszudrü·ken oder anzudeuten fcheinen, jedoch ohne alle Erläuterung ·der Paraphrafe, und zwar fo, dafs einem jeden, der in diefen ·Büchern redet, das *Seine* bleibe, daher er dann in befondern ·Abfchnitten die hieher gehörigen Aeufserungen Jefu *felbft*, fo wie ·ie in *jedem* Evangeliften *befonders* vorkommen; hieraufdie Ge·chichte Jefu überhaupt, ebenfalls nach jedem befonders; und ·lsdann die Ausfprüche des Petrus, Johannes, Jacobus, Judas, ·Matthaeus, Paulus, Marcus und Lucas, jene Lehren betreffend, ·us den Schriften eines jeden derfelben, mit Citation der Stellen, ·orlegt. Alles dies nach einer blofs allgemeinen Materienord·nung, die ungefähr folgende Rubriken enthält: I. Von Gott; ·namentlich: von feiner Natur, von der göttlichen Vorfehung, ·on dem Geifte Gottes. II. Von Jefu, und zwar: von feiner ·Natur; von feinem Gefchäfte, fowohl überhaupt, als befonders ·on der Religion, namentlich von der Religion *Jefu*, von der ·irche Jefu, der Taufe, dem Himmelreich, dem alten und ·neuen Teftamente, dem Glauben, der Gefchichte Jefu in feinem ·niedrigen und nachmaligen höhern Zuftande. III. Von den En·geln, den guten und böfen. IV. Von dem Menfchen, und da·bey: von deffen Befchaffenheit; *de vita hominum* (Rec weifs ·diefe Benennung hier nicht zu überfetzen); vom Zuftande des Menfchen nach dem Tode überhaupt und insbefondere vom letz·ten Gerichte, dem Ende der Welt, der ewigen Seligkeit und Verdammnifs. Um nur einigen Begriff zu geben, wie hier die Ausfprüche des N. Teft. aufgeftellt find, und unfre Erinnerungen im folgenden verftändlich zu machen, fetzen wir zur Probe ein paar Abfchnitte *ganz* her, die *Chrifti* Ausfprüche felbft, nach dem *Matthaeus*, enthalten, aus der *Sectione quorta, de hominibus:* §. XIX. *de natura hominum.* 1) *Animam nemo nisi Deus interimere potest*, X, 20. 2) *Animam deperditam nemo redimere potest*, XVI, 26. 3) *Animus promtus est, sed caro infirma*, XXVI, 41. 4) *Quid ex animo prodire solet.* XV, 19. 5) *Vir bonus e bono animo non nisi bona, et malus e malo animo non nisi mala profert*, XII, 35. — §. XX. *de vita hominum.* 1) *Homines acquirendis bonis, non terrenis, sed coelestibus, studere debent*, VI, 19—21. 24. 34. 2) *Integri scelerisque puri Deum videbunt*, V, 8. 3) *Pauci salutem assequuntur*, VII, 13. 14. (XX, 16. XXII, 14.) 4) *Deus condonabit hominibus delicta, quodsi ignoscant aliis*, VI, 14. 15. (XVIII, 35.)

Allerdings enthalten diefe *Fundamenta Th. Chr.*, wie der Vf. ganz recht fagt, nur eine *Grundlage* und *Vorarbeit* zu einem Compendium; deren Nutzen niemand verkennen wird, wer nur einigermafsen die fchädlichen Folgen kennt, die aus der Vermifchung der Lehren Chrifti und feiner Apoftel mit den Vorftellungen entftanden find, welche man fich von jeher auf fo verfchiedene Art von diefen Lehren gemacht hat, und einfieht, dafs es ohne eine folche Scheidung unmöglich ift, fie auf ihre erfte Einfalt zurück zu bringen. Eben fo nothwendig war es, *Chrifti* Aeufserungen von den Aeufserungen *feiner Schüler*, und bey den letztern die des *einen* von den Vorftellungen des *andern* zu fondern; weil durch die verfchiedne Denk- und Sprachart, durch die Umftände unter welchen jeder redete oder fchrieb, und durch die verfchiedne Anwendung, Erläuterung, Einfchränkung und Ausdehnung eines und deffelben Satzes, die Lehren felbft einen fehr verfchiednen Sinn und Gültigkeit bekommen mufsten. Hierinn hat Hr. D. Th. eine biblifche Theologie vorzubereiten geholfen, und feine Arbeit ift alles Dankes werth; aber es ift dergleichen Vorarbeit durch diefe Sammlung neuteftamentlicher Beweisftellen, nicht nur, wie er felbft bekennt, bey weitem nicht gefchloffen; fie bedarf auch felbft, bey der *eingefchränkten* Abficht, die er erfüllen wollte, einer viel genauern Sichtung. Einem jeden Schriftfteller fteht es frey, fich auf einen beftimmten Zweck einzufchränken; aber man kann alsdann mit Recht fodern, dafs er *diefen* Zweck erfülle, dafs er nichts übergehe, was zu diefem Zweck erft *vorläufig* unterfucht feyn mufs, wenigftens dafs, wenn er auch diefe vorläufige Unterfuchungen nicht mit feinen Lefern anftellen will, er fie doch vor fich angeftellt und immer darauf Rückficht genommen habe, vornämlich dafs er nichts zu Schulden kommen laffe, was feinem beftimmten Zweck nachtheilig fey. Zur Grundlage einer wahrhaftig biblifchen oder chriftlichen Theologie gehört nothwendig die Unterfuchung einiger Präliminärfragen, dergleichen Hr. D. Th. (S. 19. feiner obigen Zufchrift an feine Zuhörer) felbft angegeben hat und die wir im Anfang unfrer gegenwärtigen Anzeige aus feiner Schrift erwähnt haben. Mochte er diefe *hier* immerhin übergehen: fo konnte man doch erwarten, dafs er darauf bey der Aushebung und Zufammenftellung der biblifchen Sätze *Bezug* nehmen würde; und fo hätte eine ziemlich Anzahl Sätze müffen weggelaffen werden, wo unftreitig Chriftus nach jüdifchen Meynungen redet, die wir nicht in die Zahl chriftlicher Lehren aufnehmen dürfen, wie der ganze §. LXII.: *Diabolus fermonem ex hominum animis aufert*, Luc. VIII, 12. *Satanas vinctam habuit mulierem* XIII, 16. *Conatus est cribrare Simonem, ut frumentum* XXII, 31.

Die Methode felbft, die bey diefer Sammlung gebraucht worden ift, hat, bey allem Guten, doch nicht nur manches Unbequeme, fondern auch für die Erreichung der Abficht Nachtheilige. Sie macht den Lefer mit einzelnen Lehren Chrifti, aber nicht mit dem Geifte oder ganzen Charakter derfelben bekannt; und, indem fie die Ausfprüche Chrifti über eine und diefelbe Sa-

che nicht zusammenstellt, sondern sie so zerstreut liefert, wie sie bey jedem Evangelisten vorkommen, zeigt sie nicht gleich, wie und mit welchen Einschränkungen oder Erläuterungen er etwas gemeynt habe. Doch, jenes läfst sich damit entschuldigen, dafs der Vf. nur Grundlage zur christlichen Lehre, nicht Resultat einzelner Sätze geben wollte, und dem andern Mangel läfst sich abhelfen, wenn man die nämlichen Rubriken bey den verschiednen Evangelisten vergleicht. Wichtiger ist die Folge, dafs, da die Aussprüche des neuen Testaments aufser ihrem Zusammenhange hingestellt sind, die Bestimmungen übersehen werden, ohne welche sie weder richtig verstanden noch richtig beurtheilt werden können, also Mifsverständnisse, Irrthümer und Widersprüche gegen andere biblische Lehren unvermeidlich entstehen. Auch geht durch die blofse Zusammenstellung hie und da in den biblischen Büchern zerstreuter Aussprüche Christi und seiner Schüler unter allgemeine Rubriken, die Kenntnifs der stufenweisen Ausbildung der christlichen Lehre vor und nach Christi Weggang aus der Welt, verloren, welche alsdann nur zu erhalten steht, wenn Christi Aeufserungen, so viel möglich, in chronologischer Ordnung gestellt werden, und die der Apostel nach der Ordnung ihrer auf einander folgenden Schriften.

Indessen kommt dem Vf. gegen die meisten dieser Erinnerungen das wieder zu Gute, dafs er nicht eine vollkommene Grundlage zum christlichen System, sondern nur eine unentbehrliche Vorarbeit liefern wollte. Und so werden sich denn diese Anmerkungen nur auf die Art einschränken müssen, wie er seinen nun einmal eingeschränkten Plan *ausgeführt* hat, wo die Kritik am meisten zu erinnern finden möchte. Erstlich hätten weder wichtige Lehren, noch wichtige Stellen, wo sie vorkommen, müssen weggelassen werden; und doch ist beides geschehen. Man vermifst hier die Lehre von Vergebung der Sünden, wovon nur ein Paar Stellen unter andern Rubriken versteckt vorkommen; und in den Reden Christi ganz die Lehre von der Auferstehung der Todten, so deutliche und wiederholte Erklärungen Christus darüber auch in dem Streit mit den Sadducäern und bey dem Johannes giebt. Unter den so merkwürdigen Stellen zur Entscheidung über die Frage von der Gottheit Christi fehlen nicht nur S. 52. Petri Zeugnisse von seiner Würde Matth. 16, 16. und Joh. 6, 68, sondern sogar Johannis Zeugnifs Kap. 1. und Christi eigene merkwürdige Erklärung Joh. 10, 34. u. im folg.; so wie von seiner Menschheit die bedeutende Stelle Luc. 2, 52. und von der Taufe Marc. 16.

Die Stellen selbst würden viel besser *griechisch* haben angegeben werden können, als nach Castellio's und zum Theil nach Thalemanns Uebersetzung, die doch gar zu leicht etwas in ihrem Sinne ändert; wenigstens verursacht diese oft Mifsverstand, wie man aus den folgenden Beyspielen sehen wird; und immer wäre es doch eine Bequemlichkeit mehr gewesen, wenn der Leser nicht erst zu rathen oder nachzusehen gebraucht hätte, wie die Worte des neuen Testaments selbst lauteten. Denn wirklich ist dieses oft nöthig; zumal wenn Hr. Th. die Worte des Textes geändert oder sie nicht selbst angegeben, sondern nur im Allgemeinen gesagt hat, was man in dem Texte finden könne. Wer wird z. B. S. 17. §. 18. verstehen, was der Satz heifsen solle: *Diabolus est auctor improborum*, wobey Matth. 13; 39. citirt ist, oder S. 15. XII, 1. *Veteris testamenti caussa Jesus ab inimicis suis comprehensus est*, so aus Matth. 26, 54—56. genommen seyn soll, ohne diese Stellen selbst nachzusehen? und war es nicht besser S. 13. unter dem Titel: *de religione Jesu*, anstatt dafs hier steht: *Summa exhortationis Jesu ad populum*, Matth. IV, VI, 23. IX, 35., *ejusque discipulorum*, X, 7., gleich aus diesen Stellen hin zu setzen: *μετανοεῖτε· ἤγγικε γὰρ ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν*? wiewohl ja überhaupt damit noch nicht die *summa religionis Christianae* angegeben ist, da das Himmelreich in diesen Stellen anders nichts als die christliche Religion selbst ist, deren Hauptinhalt man durch alle diese Stellen nicht im mindesten kennen lernt. Manche Stellen sind sogar so schielend hingesetzt, dafs, wenn man die Stellen nicht schon näher kennt, man gar nicht weifs, was man dabey denken soll, oder zu ganz falschen Vorstellungen verleitet wird, wie z. B. S. 18. §. XIX. *de natura hominum*, der 2te Satz: *Animam deperditam nemo redimere potest*, Matth. 16, 26; oder S. 34, LXX, 5.: *Pater filio dedit vita praeditum esse*, Joh. 5, 26. und 7. gar: *filius idem est ac pater*, Joh. 10, 30.

Wie leicht hätte überhaupt der Vf. vielem Mifsverstande vorbeugen und die Leser in den Stand setzen können, bey den aufgestellten Sätzen des N. T. das wirklich zu denken, was sie sagen sollen, wenn er bey solchen, die nicht für sich gleich verständlich sind, Erklärungen, so kurz als immer möglich, beygefügt hätte. Dazu bedurfte es gar keiner Paraphrase und überhaupt keiner Weitläuftigkeit, so wie Rec. nicht begreift, wie dies den Vf. zu weit würde von seinem Zweck abgeführt haben wie er (S. 24. seiner Zuschrift) besorgt. Oft würden ein Paar Worte oder eine nur citirte Parallelstelle zureichend gewesen seyn; und wenn er dann auch einmal hätte umschreiben müssen: so war ja dies immer besser, als dunkle Sätze hinstellen, bey welchen der Leser gar nichts oder etwas ganz fremdes denkt; wenigstens hätten doch alle Worte und jede Zusammenstellung müssen vermieden werden, die den Leser leicht irre führen konnten. So stehen z. B. S. 16. unter der Rubrik *de fiducia* folgende Sätze: 1) *Infantes Jesu fidem habent*, Matth. XVIII, 6.: ein Satz, der die Leser unvermeidlich verleitet an *Kinder* und deren *Glauben* an Jesum zu denken, wovon doch da gar die Rede nicht ist, denn hier wird die Idee von *Kindern* anstatt der *μικρῶν* eingeschoben, die, so wenig wie Kap. 10, 42. Kinder, sondern Schüler Christi sind (*μαθηταὶ*), wie es der Zusammenhang dieses Ausspruchs Marc. 9, 42. und Luc. 9, 48., und selbst Christi eigner erklärende Zusatz *οἱ πιστεύοντες εἰς ἐμέ*, lehrt; wonach dann die *πιστεύοντες* hier nicht zum Prädicate gehören, so dafs der obige Satz daraus entstehen konnte, sondern zum Subject, weil die *πιστεύοντες* mit den *μικροῖς* in Apposition stehen. 2) *Per fiduciam salus aegrotis contingit*, Matth. IX, 2. 6. 22., wo man, nach der Zusammenstellung dieses Satzes mit dem besagten ersten denken mufs, es sey von eben dem Glauben die Rede wie im vorigen Satz; da doch in dem einen vom Beyfall gegen Christi Lehre, in dem andern aber vom Vertrauen auf seine Hülfe geredet wird; so wie in dem folgenden Satz 3) *Fidem habentes nihil non poterunt*, Cor. XVII, 20. wieder ein andrer Glaube, nämlich das Vertrauen auf Gottes Unterstützung bey Wundern, gemeynt ist. Eben so hätte ja S. 19. §. XXIV, 5. der Satz aus Matth. 22, 30. *homines angelorum more in coelo degunt*, durch den einzigen Zusatz *i. e. coelibes*, ganz bestimmt können erklärt werden. Was sollen aber die Leser bey solchen ganz ohne alle Erklärung hingeschriebnen Sätzen denken, wie der ist aus Marc. IX, 49. 50. S. 25.: *Omnes igne saliendi sunt, et bonum est sal?* wo noch dazu zwey ganz heterogene Sätze, der eine von den Strafen der Verdammten, der andre von der einem jeden Christen nothwendigen Klugheit, in Einen verschmolzen werden.

Rec. weifs sehr wohl, dafs diese kleine Schrift zu akademischen Vorlesungen darüber geschrieben ist, wo er gar nicht zweifelt, dafs der Vf. durch weitere und bestimmtere Erklärung alle jene Mängel zu ersetzen und allem Mifsverstande vorzubeugen suchen werde. Aber, so fern diese Bogen nicht blofs als Manuscript für seine Zuhörer ausgegeben, sondern auch als ein Versuch einer Grundlage zu einem rein christlichen System ins Publicum geschickt worden sind, mufste doch auch für dieses Publicum gesorgt werden, wenn es daraus den bey dieser Schrift bezweckten Nutzen ziehen sollte; wenigstens hätte Hr. D. Th. sein Verdienst, das er sich durch dieselbe erworben hat, erweitern und dadurch mehr vergröfsern können, als durch eine blofse Sammlung der biblischen Lehrstellen und ihre Zusammenschichtung unter gewisse Rubriken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. December 1795.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius; *Lehrbegriff der Maschinenlehre, mit Rücksicht auf den Bergbau*, von *Joh. Friedr. Lempe*, Professor der Mathematik und Physik bey der kursächsischen Bergakademie. Ersten Theils erste Abtheilung; oder der technischen Maschinenlehre erster Band. Mit vielen (XV) Kupfertafeln. 1795. 296 S. gr. 8.

Von dem ausführlichen Lehrbegriff der Maschinenlehre, welchen Hr. L. dem Publicum versprochen hat, enthält dieser erste Band nur die zwey ersten Hauptstücke des *ersten Haupttheils*, und hiermit nur einen Anfang der *technischen* Maschinenlehre; es fehlt also noch, nach dem vorgezeichneten Plan, zum ersten Haupttheil der technischen Maschinenlehre das dritte Hauptstück. Hiernächst sollen noch 7 Hauptstücke nachfolgen, welche den zweyten Haupttheil ausmachen sollen. Es könnten also nach des Rec. Ueberschlag noch drey solche Bände, wie der gegenwärtige ist, bis zur Vollendung der technischen Maschinenlehre nachfolgen. Alsdann erst schreitet Hr. L. zur *mathematischen* Maschinenlehre, d. i. zum Vortrag der *Theorie* des Maschinenwesens, wozu nur Ein Haupttheil bestimmt ist, welcher aber, nach Rec. Vermuthung, wieder in zwey solche Bände abgetheilt werden wird, so dass wohl gegen sechs solche Bände erwartet werden können, die dann im Ganzen allerdings ein vollständiges und wohlgeordnetes Werk hoffen lassen.

Der gegenwärtige erste Band enthält zuerst Vorerinnerungen, welche ausser einer Classification hieher gehöriger Kenntnisse und Lehren insbesondere von S. 11 bis S. 58. ein *in Rücksicht auf das Studium* der mechanischen Wissenschaften wirklich vollständiges Verzeichniss hieher gehöriger Schriften liefern, grösstentheils mit beygefügten Bemerkungen, was ihre Verfasser geleistet haben. Nun folgt die technische Maschinenlehre. Erstes Hauptstück: *Von Maschinen überhaupt. 1ster Abschn. Absicht und Eintheilung der Maschinen.* Die Classification nach dem Zweck der Maschinen zieht Hr. L. vor. Rec. ist hierinn, was die *technische Maschinenlehre* betrifft, mit Hn. L. einerley Meynung; aber für die *mathematische Maschinenlehre* ist die Eintheilung der Maschinen nach ihrem Gang, nachdem nämlich solcher durchaus gleichförmig oder nicht durchaus gleichförmig ist, wichtiger, daher Hr. *Euler*, der immer nur mit der mathematischen zu thun hatte, solche mit Recht zum Grund legte.

I Hauptst. 2ter Abschn. Von den zur Kenntniss und Beurtheilung einer Maschine nöthigen Stücken. Die verschiedenen Arten von Kraft und Widerstand werden gut erzählt. Auch werden besonders aus *Prony nouv. archit. hydraul.* kurze Tafeln zur Bestimmung der Reibung druckender Massen, auch der Steifigkeit der Seile beygefügt. Gleichförmiger und ungleichförmiger Gang, Last überhaupt und nutzbare Last insbesondere werden richtig ausgezeichnet, und die Wichtigkeit dieser Unterscheidung gezeigt. Ueber die Nebenlast bey Maschinen hätte sich freylich mehr sagen lassen, als hier geschehen ist. *II Hauptst. 1ster Abschn. Von dem Hebel und der Hebelade.* Die Haupteigenschaften des Hebels werden, wie es hier der Zweck erfodert, ohne allen Beweis bloss erzählt. *II Hauptst. 2ter Abschn. Von der Rolle, Scheibe und den Flaschenzügen.* Was man hier zu erwarten hat, wird alles auf eine sehr fassliche Weise vorgetragen. *II Hauptst. 3ter Abs. Von der schiefen Ebene*, zwar deutlich, aber nicht so vollständig, dass alle Fälle der Ausübung geradezu danach beurtheilt werden könnten. Rec. vermisst nämlich einige Bemerkungen über Fälle, wo man im Grunde mit der schiefen Ebene zu thun hat, ohne dass eine physische schiefe Ebene in die Augen fällt. *II Hauptst. 4ter Abs. Von dem Keile.* Der Mathematiker möchte sich freylich gern überall vom blossen Empiriker auszeichnen, aber beym Keile ist diese Bemühung umsonst. *II Hauptst. 5ter Abs. Von der Schraube. II Hauptst. 6ter Abs. Von dem Rad an der Axe.* A. mit *liegender* Welle; dahin werden hier gerechnet a) der *Kreuzhaspel*, b) der *Hornhaspel*, c) die *Maschinenräder*, nämlich α) das Seilrad, β) das Hornrad, γ) das Spillrad, δ) das Laufrad, ε) das Tretrad, ζ) die vertikalen Wasserräder, und zwar αα) das oberschlächtige, ββ) das mittelschlächtige, γγ) das unterschlächtige. d) *Radhaspel*, e) die *vertikalen Windflügel*. B. mit *stehender* Welle, dahin zählt Hr. L. a) den *gemeinen Göpel*, b) den *Bergwerksgöpel*, c) die *Erdwinde*, d) die *Tretscheibe*, e) das *horizontale Wasserrad*, f) die *horizontalen Windflügel*, g) das *Segnerische Wasserrad*, h) die *Kempelische Dampfmaschine*. Der Druck, welcher beym Segnerischen Wasserrad auf die Maschine verwendet wird, ist, sagt Hr. L. S. 163., ein Effect der Schwere und *vielleicht noch anderer auf das Wasser wirkender Kräfte*. Was mag wohl Hn. L. veranlasst haben, dieses *vielleicht* beyzusetzen, und nicht lieber zu sagen: ein Effect der Schwere *und der bey der Umlaufsbewegung entstehenden Schwungkraft*? *II Hauptst. 7ter Abs. Nähere Betrachtung des Kreuzhaspels. II Hauptst. 8ter Abs. Nähere Betrachtung des Hornhaspels.* Alle seine Theile werden nach ihrer zweckmässigen Stärke genau angegeben, auch Kostenüberschläge beygefügt, die freylich nur für Freyberg unmittelbar brauchbar sind. S. 187. setzt Hr. L., wie

er auch schon vorher gethan hat, das mechanische Moment eines Haspelknechts = 90 Pfund Leipz., und S. 87. wird erinnert, daſs nach Hn. *Euler* dieses Moment nur 56 Pf. Leipz. betragen solle, welches Hr. L. als eine beträchtliche Abweichung von seiner Erfahrung ansieht. Aber Hr. L. hat übersehen, daſs bey der Umdrehung der Kurbel das mechanische Moment des Haspelknechts nur in einer einzigen Stelle wirklich = 90 ist, in allen übrigen aber kleiner, so daſs es im Mittel nur $= \frac{100}{157}$ $90 = 57$ Pf. angenommen werden darf, welches mit Hn. *Eulers* Angabe sehr genau zusammenstimmt. Wenn die Geschwindigkeit des Kurbelknies 1. Fuſs ist, so bestimmt Hr. L. die Kraft des Haspelknechts zu 50 Pfund (Leipz. Maaſs und Gewicht), und nun rechnet er für jeden Fuſs, welchen man in der Geschwindigkeit zusetzt, 10 Pf., welche man von der Last (d. i. von den 50 Pf.) abziehen muſs. Aber das ist alles noch zu unbestimmt. Ein Haspelknecht kann z. B. sehr wohl bey einer Last von 30 Pf. 4 Stunden lang mit einer mittlern Geschwindigkeit von 3 Fuſs aushalten, aber er hält keine 4 Stunden mit einer mittlern Geschwindigkeit von 5 Fuſsen an der Kurbel aus, wenn er auch *gar keine* nutzbare Last zu wältigen hätte. – Zuverläſsig kömmt man einer richtigen Bestimmung viel näher, wenn man die Rechnung völlig so wie Hr. L. führt, dann aber noch hinzusetzt, daſs sich dabey die Geschwindigkeit in Fuſsen = c gesetzt, die Zeit des Aushaltens wie 10 — c verhalte. Der gröſste Effect würde hiernach, die Zeit des Aushaltens mit betrachtet, etwa für c = $2\frac{1}{2}$ Fuſs herauskommen. Es wird hier zugleich gezeigt, daſs, wo bey einem Haspel zwo Kurbeln gebraucht werden, solche am vortheilhaftesten so eingesetzt werden, daſs die Ebenen, in welchen ihre Kniee liegen, einander unter einem Winkel von 45° schneiden, welches bey andern Arten von Bewegungskräften sich anders verhält. Von S. 210 bis S. 215. wird von dem *Schwungrade* gehandelt, das für das ganze Maschinenwesen äuſserst wichtig ist, und allerdings in einem Lehrbegriff der Maschinenlehre umständlich betrachtet zu werden verdient. Wenn inzwischen Rec. bemerkt, daſs hier alles zu unbestimmt ist, und im Grunde nur ungefähr so viel davon gesagt wird, als beynahe jeder Empiriker, der nur einiges Talent zum Beobachten hat, schon weiſs, so ist dieses ein Vorwurf, der keineswegs das gegenwärtige Werk insbesondere, sondern den Zustand der Wissenschaft in diesem Punkt überhaupt betrifft, und Hr. *L.* darf also diese Erinnerung nicht als einen Schritt zur Herabsetzung seines trefflichen Werks ansehen. So wird z. B. überhaupt nur gesagt: Die Masse des Schwungrades soll nicht zu klein, aber auch nicht zu groſs seyn. — Aber was ist denn nun *zu klein* oder *zu groſs?* Diese Frage ist freylich noch von keinem Schriftsteller bisher beantwortet worden, und ihre unbestimmte Beantwortung kann also auch Hn. L. nicht zur Last fallen. Nach ausführlicher Beschreibung einiger im Freyberger Revier eingerichteten Haspeln folgt *II Hauptst. 9ter Abs. Nähere Betrachtung der gemeinen Maschinenräder und Radhaspel. I Cap. Das Seilrad und der Seilradhaspel. II Cap. Das Armrad und der Armradhaspel. III Cap. Das Spillrad und der Spillradhaspel. IV. Cap. Das Laufrad und der Laufradhaspel.* Sehr gut bearbeitet! Nur S. 273. findet Hr. L. ohne Grund einen sehr beträchtlichen Unterschied *seiner* Angabe (in Ansehung des Effects eines Pferdes) und der von *Desaguliers*. Daraus nämlich, daſs nach D. ein Mensch 100 Pfund geschwinder *bergan* trage, als ein Pferd 300 Pf. (welches ohnehin zu unbestimmt gesprochen ist,) schlieſst Hr. L.: „Demnach könnte man für das Laufrad den Effect eines Pferdes noch nicht ganz 3mal so groſs setzen, als den eines Menschen.“ Hr L. hat hier augenscheinlich geirrt. Eigentlich würde die Desaguliersche Erfahrung, (wenn man sie ungeachtet ihrer Unbestimmtheit wollte gelten lassen,) nur folgende Fragen beantworten: *Wenn man zur Vergröſserung der Kraft bey einem Laufrad einen Menschen mit 1 Centner, ein Pferd aber mit 3 Centnern beladen wollte, wie wird sich alsdann ihr Effect verhalten?* Die Antwort würde seyn: das Verhältniſs ist noch etwas gröſser, als $(1 + 1,5)$ zu $(3 + 9)$, oder etwas gröſser als 2,5 zu 12, wofern das Gewicht des Menschen = 1,5 Centner, und das eines Pferdes = 9 Centner ist. Denn offenbar trägt ja jedes Geschöpf *sein eigenes* Gewicht. Aber nun ist überdas der Fall, von dem D. redet, da nämlich ein Mensch und ein Pferd bis zum äuſsersten Grad ihrer Kräfte beschwert werden, ganz und gar von dem verschieden, da beide Geschöpfe leer gehen, und *letzteres* paſst nur auf Laufräder. Ueberdies ist es gegen alle Erfahrung, daſs ein mit einem Centner beladener Mensch einem mit drey Centnern beladenen Pferde 2 *Stunden lang* zu folgen im Stande wäre, und eben dieses ist wieder der Fall bey Laufrädern, so daſs auch selbst für den Fall einer solchen Beladung die Desaguliersche Erfahrung nicht einmal beym Laufrade anwendbar wäre. Demnach widerspricht die Desaguliersche Erfahrung Hn. L's Angaben auf keine Weise, und diese werden vielmehr dadurch bestätiget. Das Vte Cap. handelt noch *vom Tretrade und dem Tretradhaspel.* Durchaus bleibt Hr. L. seinem Plane getreu, Faſslichkeit im Vortrage, Pünktlichkeit in den Angaben, gute Wahl in den zum Grund gelegten Erfahrungen, Anführung der passenden Stellen aus den besten Schriftstellern, gut gewählte Mittelstraſse zwischen schwieriger Gedrängtheit und ermüdender Weitschweifigkeit, meisterhaft gezeichnete und gestochene Kupfer, und selbst Druck und Papier stimmen alle zur Empfehlung dieses Werks zusammen.

LEIPZIG, b. Voſs u. Comp.: *Zeichen-, Maler- und Stickerbuch* zur Selbstbelehrung für Damen, welche sich mit diesen Künsten beschäftigen. Von *Johann Friedrich Netto*, Zeichenmeister in Leipzig. 1795. 38 S. mit 48 Kupfertafeln. Querfol. (6 Rthlr.)

Wenn gleich die strenge Kritik gegen manches, was die höhern Foderungen des guten Geschmacks unbefriedigt läſst, etwas einwenden könnte, so ist doch, zumal in Betracht, daſs die höhern Classen bildender Künste noch hierinn einer groſsen Reinigung bedürfen, ehe man auf ihre Anwendung auf Schürzen, Halstüchern, Westen, Brieftaschen und Strickbeuteln Rücksicht

ſicht nehmen kann, dieſes Buch, in ſo fern es lediglich für weibliche Uebungen in der Stickerey beſtimmt iſt, zu empfehlen. Es giebt auch Exemplare mit einem nicht bloſs gemalten, ſondern wirklich ausgeſtickten Modelltuche.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Druckort und Jahr: Lettera di *Franceſco Piraneſi* al Signore Generale D. *Giovanne Acton*, — 71 S. 4. con ſomario ed eſtratti di documenti i di cui Originali eſiſtono nelle mani del Governo Suedeſe. 42 S. 4.

Dieſer merkwürdige und documentirte Brief, der ein ganzes Buch ausmacht, iſt, ſo viel Rec. durch gute Quellen erfahren hatte, in Rom am Ende des Februars d. J. gedruckt, und dem diplomatiſchen Corps an allen europäiſchen Höfen von dem Vf. deſſelbigen, dem ſchwediſchen Miniſter *Franceſco Piraneſi* ausgetheilt worden. Man muſs zum voraus wiſſen, daſs Hr. *P.* von ſeinem Hof den Auftrag erhielt, ſich der Schriften des Baron *Armfelds*, ehemaligen kön. ſchwed. Miniſters zu Neapel, zu verſichern, nachdem er als Haupt der Verſchwörung gegen den ſchwediſchen Hof entdeckt, und ſo des Hochverraths ſchuldig gefunden und ſeiner Würden und Ehren entſetzt wurde. Hr. P. hatte ſchon einige Zeit vorher geſucht, ſeinen Auftrag zu vollziehen, ehe der bekannte Baron *Palmquiſt*, Commandant eines ſchwediſchen Linienſchiffs, nach Neapel abgeſchickt wurde, den B. *Armfeld* gemäſs der dem Hof von St. Genaro übergebenen Requiſitorialien aufzuheben, und nach Schweden zu transportiren. Um die Papiere des B. *Armfelds* zu erhalten, ſchickte er einen gewiſſen *Benedict Mori*, der in ſeiner Geſandtſchaftskanzley angeſtellt war, mit einigen hiezu auserſehenen Perſonen nach Neapel, welche aber den beabſichteten Zweck, wahrſcheinlich wegen der Behutſamkeit, nicht erreichen konnten, mit welcher B. *Armfeld* ſich gegen alle Muthmaſsungen verborgener Nachſtellungen zu verwahren wuſste. Als der B. *Palmquiſt* zu Neapel ankam, konnte er mit ſeinen Commiſſorialien die Auslieferung des B. Armfelds nicht bewirken, weil derſelbe ſich gegen die Verfolgung ſeines Hofs noch, ehe B. *Palmquiſt* ſeine Creditive bey dem Neapolitaner Hofe übergeben konnte, durch die Flucht ſicher geſtellt hatte, wozu ihm beſonders die Milady *Munk*, ſeine Freundin, vorzüglich behülflich war. Rec. hat nicht Urſach, in das Weſentliche der Streitigkeit der beiden Höfe ſich einzulaſſen, weil die Sache eines Theils zu delicat iſt, anderer Seits aber den Inhalt dieſes Briefs nicht betrifft. Doch glaubt er angeben zu dürfen, daſs es ſelbſt den geübteſten Männern von dem diplomatiſchen Corps einiger Höfe in etwas auffiel, daſs das Miniſterium von St. Genaro die angeſonnene Auslieferung des B. *Armfelds* geradezu abgeſchlagen, und das in den k. ſchwed. Requiſitorialien befindliche Wort *ſe ſaiſir*, der, wie es hieſs, *qu'elle daigne donner ſes ordres en conſequence, de façon que la perſonne chargée (Le Baron Palmquiſt) des miens pour ſe ſaiſir du Baron Armfeld, ainſi que de tous ſes papiers* etc. zu einem Gegenſtand der Beleidigung und des Anſtoſses gemacht habe; da ſich vielmehr nach einer vielleicht eben ſo gut gewählten Politik des Cabinet von St. Genaro bereitwillig hätte erzeigen können, den Requiſitorialien des ſchwediſchen Hofes ein Genüge zu leiſten, dabey aber zu bedauren, daſs der Baron *Armfeld* der geſuchten Habhaftwerdung vor Einlangung der Requiſitorialien durch ſeine Entweichung ſchon entgangen ſey. Hierdurch wären, wie man durchgehends glaubt, wenigſtens die directen Beleidigungen beider Höfe vermieden worden. Es mag wohl ſeyn, daſs die Erſcheinung des B. *Palmquiſt* mit einem Linienſchiff in dem Hafen von Neapel dem dortigen Hofe etwas auffiel. Durch die erleichterte Flucht des Baron *Armfelds* ſchien aber das dortige Miniſterium ſchon allerdings eine offenbare Genugthuung gegen dieſe bewaffnete Requiſitionsart genommen zu haben. Die nachher über das Wort *ſe ſaiſir* gemachten Schwierigkeiten wurden von dem ſchwediſchen Hofe als ein neuer Grund zur gegenſeitigen Beleidigung angeſehen. So viel man aus officiellen Berichten hört, hat die ruſſiſche Monarchin die Vermittelung der zwiſchen den Höfen Stockholm und Neapel über dieſe Sache nachher entſtandenen Zwiſtigkeiten und lebhaften Aeuſserungen zu Stand gebracht, und es ſcheint, daſs die Politik des Petersburger Hofs einen Schleyer über die ganze Sache geworfen habe. Die nunmehr erſchienene *Lettera di Franceſco Piraneſi* iſt daher nicht als ein Gegenſtand beider Höfe, ſondern vielmehr als eine Privatſache des Briefſtellers gegen den neapolitaniſchen General und Miniſter Acton anzuſehen, indem ſich Hr. P. durch keins der beygefügten Documente legitimirt hat, daſs ſein Hof ihm dieſe Vertheidigungsart aufgetragen hatte, welches auch in politiſcher Rückſicht gar nicht einmal zu erwarten iſt. Man kann ſelbſt aus der Courtoiſie des Briefs abnehmen, daſs der ſchwediſche Hof keinen Theil an der piraneſiſchen Auffoderung genommen habe, weil der Brief an den *Acton* nicht als Miniſter, ſondern als *General* geſtellt iſt, um die beiden Höfe nicht in eine neue Colliſion zu bringen. Die piraneſiſche Kriegserklärung gegen den General *Acton* gründet ſich auf einen einzigen Hauptpunkt, nämlich daſs G. *Acton* den *Piraneſi* beſchuldigt habe, *als hätte er mit oder ohne Auftrag ſeines Hofs gedungene Meuchelmörder abgeſchickt*, um den B. *Armfeld* entweder *todt oder lebendig zu liefern*. Das Factum, daſs *Piraneſi* Leute, und inſonderheit ſeinen Kanzleyofficialen *Benedict Mori* nach Neapel geſchickt, hat ſeine Richtigkeit; die Abſicht der Ermordung hingegen bleibt lediglich im Widerſpruch, da ſowohl Facta gegen Facta, als Präſumtionen gegen Präſumtionen ſtreiten. Wenigſtens aus dem Verhör des *Vicenzo Mori*, eines Bruders des obgedachten *Benedicts*, läſst ſich nichts anders abnehmen, als daſs letzterer zwar von *Piraneſi* nach Neapel geſchickt worden, aber keineswegs um den B. *Armfeld*, ſondern nur deſſen Schriften, auf die Seite zu räumen. Es muſsten andere Ausſagen, als die Rolle, die ein gewiſſer

wisser Setola in dieser Geschichte spielte, dem G. *Acton* einen stärkern Aufschluss zu Bestärkung der Vermuthung oder der Wahrheit gegeben haben, dass es selbst auf die Hinwegräumung des B. *Armfelds* angesehen war. Aus den einseitig angebrachten Documenten des Hn. P. ist man freylich nicht im Stande, durch das Dunkele, in welches sich diese Geschichte verhüllt, zu brechen, und helle Wahrheit zu sehen. Die Schreibart dieser Lettera ist, im Ganzen genommen, so beissend und beleidigend, dass man nicht glauben sollte, einen Minister gegen Minister eines andern Hofs in seiner eigenen Sache sprechen zu hören. Gleich der Eingang lautet sonderbar. *Voi dormite* (schreibt er S. 3.) *tranquillo, Signor Generale, sopra i vostri allori marittimi, e sul timone della nave, di cui sedete al governo, e tutt' altro vi sognate sicuramente, che di ricevere una mia lettera. Perchè son io costretto di scrivervela? Qual linguaggio, qual formolario userò io con voi, io consagrato al servigio d'un Principe ingiustamente offeso dal Vostro? E quale sarà il galateo, che adoprerò, se nel mentre ch'io parlo la Svezia da voi provocata prepara i suoi vascelli per portarvi a Napoli le sue ragioni sulla bocca eloquente de' suoi cannoni?* Bey dieser Declamation scheint Hr. P. sich zu viel auf die Theilnehmung seines Hofs zu steifen, ohne etwa der Ueberlegung auch ihren Werth zu lassen, dass die grosen Höfe sich insgemein um die Gefechte des Arriere-Corps nicht so sehr mehr bekümmern, wenn die Hauptarmee einmal den Standpunkt seiner Bestimmung erreicht hatte. *Quando poi considero,* heisst es weiter, *che vi siete giovato della vostra stessa potenza, e della vostra grandezza per disonorarmi, voi m'inspirate non più venerazione, e rispetto, ma ribrezzo, ed orrore.* Alles dieses geht indessen die eignen Rechte der beiden in dieser Fehde begriffenen Streiter an. Hingegen ist sonderbar auffallend, dass Hr. P., als schwedischer Minister auch die *jura tertii* zum Gegenstand seiner Missive macht. *Dovera* (fährt er S. 4. fort,) *S. M. Suedese figurarsi, che il successore di Carolo XII, il figlio di Gustavo III non fosse degno di ricevere una risposta dal tribunario della santa sede.* Rec. kann sich unmöglich vorstellen, dass Hr. P., wenn man den Inhalt seines Briefs dechifrirt, zergliedert, und vergleicht, zu diesem allerdings beleidigenden Ausdruck gegen den König von Neapel von seinem Hof autorisirt war. Und nun sogar die Note hiezu: *Non è questo un insulto. La storia, le investiture, i giuramenti, e le solennità dei tributi giustificano abbastanza la convenienza dell' espressione. S'ora è cessato il tributo, non è finito il diritto. Questa verità presto, o tardi verrà vendicata dall' invitta Religione, e dalla somma giustizia dell' Ottimo Ferdinando IV quando gl' impulsi del suo cuore saranno finalmente più liberi, e meno incatenate le sue rette intenzioni; quando cioè l'autorita sovrana starà tutta nelle mani del Principe, e non più in quelle del Ministro, della cui buona fede mi appello al gloriosissimo, e pazientissimo Pio VI.* Rec. übergeht die heftigsten Ausfälle auf die Person des General *Actons:* da Hr. P. ihm seine Herkunft durch eine sonderbare, den Italienern aber vorzüglich eigene, Ironie vorwirft. *Fortunatamente non è in mano vostra, o Signor Generale, il nobilitare i cognomi, nè l'infamarli. Vi chieggo percio umilmente il permesso di ridere dei superbi vostri disprezzi, di cui mi vendica abbastanza la gloria paterna, non già nel catalogo dei barbieri Toscani, ma nella storia delle belle arti e dei galantuomini.* Wer eben nicht Beruf hat, diesen voluminösen Brief vollkommen zu lesen, wird diese politische Rhapsodie nicht aushalten können, denn Hr. P. geht bald als Theolog, bald als Ascet, in die Mythologie, und von dieser in eine komische Farce, manchmal auch zur Jurisprudenz, und von dieser sogar zur Belletristik über; er streut überall seinen Weihrauch, preist die Herrlichkeit seines erhaltenen Ordensbandes an, sucht sich aber nicht in den entferntesten Betracht als Minister zu zeigen. Doch noch ein paar Proben. S. 46. sagt er dem Minister *Acton: So che l'arte in Napoli di falsificare gli scritti si è sotto i vostri benefici auspici perfezionata*" und mehr dergleichen; und der Schluss: *Non ardite* (schreibt er S. 71.) *perciò, ve lo consiglio, di venirmi innanzi coll' argomento de' Cortigiani, il grado, la dignità, il rispetto, e altre simili poltronerie, perche io vi agghiaccio con due parole, Verità, e Giustizia. Dinnanzi a queste spariscono tutti i titoli della Terra e non v'è forza legittima che obblighi a rispettare le umane convenienze per lasciarsi disonorare. Dopo questo vi persuaderete, lo spero, che direi la bugia, se vi assicurassi, che sono con tutta la stima, e il rispetto.* Vielleicht ist diese Façon, einen Brief zu schliessen, in der Ministersgeschichte des 18ten Jahrhunderts die einzige.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Riga,* b. Müller: *Beytrag für die Lectüre und das Theater.* (Von *Heinrich Schulze*, wie sich der Vf. am Ende der Zueignungsschrift nennt.) 1793. 84 S. 8. (5 gr.) Kleine Erzählungen, ein dramatischer Versuch und ein Roman in Briefen. Alles tief unter der Kritik. Man höre nur die Beschreibung zweyer Verliebten auf einem Balle. *Wie hier jeder Sprung mit Leichtigkeit und Anmuth das Ganze des Tanzes erhob; Sehne von Sehne gespannt die zitternden Nerven berührte, wie brennendes Feuer bey jeder Berührung das Innre der Verliebten durchfuhr, wie noch beym letzten Due Busen an Busen klopfte* . . . Hr. Schulze redet vom Fortwandeln auf der Schriftstellerbahn. *Absit omen!*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. December 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Sommer: *System des allgemeinen peinlichen Rechts mit Anwendung auf die in Chursachsen geltenden Gesetze*, besonders zum Gebrauche für akademische Vorlesungen von D. *Carl Christoph Stübel*, Lehrer der Rechte auf der Universität Wittenberg. *Erster Band*. Einleitung in die peinliche Rechtswissenschaft. 1795. 144 S. gr. 8.

Ohne den Fleiss und die Anlagen des Vf. zu verkennen dürfen wir nichts destoweniger das aufrichtige Bekenntnifs ablegen, dafs sein Werk uns nicht befriedigt habe. Schon die Idee, die ganze Theorie des philosophischen peinlichen Rechts und des positiven zugleich in einem Werke verbinden zu wollen, gefällt uns nicht, und eben so wenig scheint uns die Ausführung völlig geglückt zu seyn. Um das Ansehn der Gründlichkeit zu behaupten, hat der Vf. alle seine Untersuchungen zu weit ausgesponnen und sein Werk dadurch besonders zu einem Lehrbuche, wozu es der Titel bestimmt, ganz unbrauchbar gemacht. Sodann lassen sich auch gegen die Wahrheit und Bestimmtheit mancher seiner Sätze Einwendungen machen. So nimmt der Vf. z. B. ein Strafrecht nach dem reinen Naturrecht (so möchten wir es lieber ausdrücken als natürliches Strafrecht) an, weil jede Beleidigung mir zugleich die Fortdauer des bösen Willens und fernere Beleidigungen von Seiten des Beleidigers drohe, und ich auch wegen blosser Drohungen mir Genugthuung von dem andern zu verschaffen berechtiget sey. Aber die blosse Conjectur, dass der, der mich einmal beleidigt hat, mich auch wieder beleidigen werde, kann schlechterdings für keine wirkliche bestimmte Drohung gehalten werden, die mich berechtigte, dem andern schon im Voraus deshalb ein wirkliches Uebel zuzufügen, und sobald dies nicht ist, fällt auch alles übrige hinweg, was der Vf. von dem Rechte, auch wegen blosser Drohungen Genugthuung und Ersatz zu fodern, sagt; wiewohl dieses ohnehin nur mit vielen Einschränkungen angenommen werden könnte. Auch glaubt der Vf. irrig, die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafe im Staat hänge von diesem natürlichen Strafrechte ab. Rec. wenigstens hat das Recht der Todesstrafe immer im Vertrage gefunden, indem jeder Staatsbürger sich der Todesstrafe als der zweckmäfsigsten Strafe in gewissen Fällen selbst unterwarf und dazu berechtigt war, indem er ja für den nur bedingten und vermeidlichen Veräusserungsfall unbedingte Sicherheit desselben im Ganzen erhält. So wie der Vf. gern von der philosophischen Seite prunken will, eben so hat er in dem historischen und literarischen Theil alles mit Citaten überladen, bey denen doch Malblanks Geschichte der Carolina stark benutzt worden ist. Man kann seinen Luxus schon aus dem Umstande schliessen, dass dieser Theil nun von dem Begriffe, der Geschichte, den Quellen und Hülfsmitteln der peinlichen Rechtswissenschaft handelt. Wir rathen daher dem Vf., auf die Idee sein Werk zum Lehrgebrauch zu bestimmen, ganz Verzicht zu thun und die Fortsetzung lieber durchgängig als System zu bearbeiten.

Leipzig, b. Böhme: *Elementa Iuris criminalis Saxonici*. 1795. 120 S. 4.

Der ganze theoretische Theil dieses Buchs, unter dessen Vorrede sich Hr. *Pfotenhauer* als Verfasser nennt, ist blofs in tabellarischer Form nach Art der bekannten Schröterischen Tabellen gearbeitet, aber mit vielen Vorzügen vor diesen. Schröter stellt die einzelnen Verbrechen ohne Ordnung auf, Hr. Pf. nach einer bestimmten und richtigen Classification, Staatsverbrechen, unmittelbare und mittelbare, Privatverbrechen nach der bekannten fünffachen Rücksicht, und Polizeyvergehungen. (Die *crimina falsi* hat er nicht unter den Privatverbrechen, sondern unter einer besondern Classe vorgetragen, weil sie sowohl unter die Staats- als unter die Privatverbrechen gehören können.) Auch in der Ausführung hat er vollständiger als Schröter und mit mehrerer Beziehung auf Kursachsen gearbeitet. Hin und wieder haben wir einiges zu erinnern gefunden. So rechnet der Vf. die aus Fahrläfsigkeit begangenen Verbrechen zu den Polizeyvergehungen und die Verbrechen der beleidigten Majestät unter die Staatsverbrechen, die *mit Gewalt* begangen werden, da doch bey den meisten darunter gehörigen Verbrechen, z. B. Schmähungen, keine Gewaltthätigkeit vorkommt. So scheint uns der Begriff der mittelbaren Staatsverbrechen nicht genau genug bestimmt; so ist das Kapitel von der Imputation zu kurz gearbeitet und besonders von den allgemeinen Milderungsgründen zu wenig gesagt. Der zweyte Theil, der den Process abhandelt, ist ausführlicher als der erste, und mit beständiger Rücksicht auf das Generale von 1783 und den durch die geheimen Instructionen begründeten Gerichtsbrauch behandelt. Kurz, das Büchelchen ist zum allgemeinen Ueberblick des Criminalrechts, besonders für Anfänger, recht brauchbar und nützlich.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Lemgo, b. Meyer: *Dispensatorium Lippiacum, genio moderno accommodatum.* Auctoritate collegii medici redegit *Jo. Christianus Fridericus Scherf,* Med. et Chir. D. Ser. Princ. Lipp. Aul. Consil. et Med. etc. *Pars secunda.* 1794. 285 S. 8. ohne das Register.

Den *ersten* Theil, welcher die rohen und einfachen Arzneymittel betrachtet, haben wir im Jahre 1792, bald nach seiner Erscheinung, mit gebührendem Lobe angezeigt. Dieser *zweyte*, welcher ein gleiches verdient, enthält erst allgemeine, dann besondere pharmaceutische Regeln zur Bereitung und Zusammensetzung der Arzneymittel, mit guter Benutzung der Fortschritte, welche die Chemie und Pharmacie in den neueren Zeiten gemacht haben. Um so mehr halten wir es der Mühe werth, einige Stellen auszuzeichnen, um entweder zum Lobe, oder zum Tadel eins und das andere anzumerken. S. 1 wird angerathen, das Laboratorium eben im Hause anzulegen, um viele Nachtheile zu vermeiden, welche vom feuchten Dunste der Erde (*ab uligine*) herrühren. Allein diese Nachtheile sind wohl nicht erheblich, da man Dinge, denen Aufenthalt in feuchter Luft schadet, nicht nöthig hat, im Laboratorio aufzubewahren, und übrigens die Lage des Laboratoriums am Hofe wegen des Wassers, der Kühlanstalt, u. a. grosse Bequemlichkeiten hat, auch die grössere Kühle in dem unteren Theile des Hauses für die Destillationen vortheilhaft ist. *Sex pedes altum* ist wohl ein Schreib- oder Druckfehler: in einem so niedrigen Laboratorio muss der Rauchfang noch viel niedriger seyn, und ein jeder Laborant, der nicht besonders klein ist, sich an den Kopf stossen: zu geschweigen, dass ein so niedriges Gemach zu dunkel und zu dumpfig ist. So ist auch S. XI. *tabulatae* statt *tubulatae*, S. XXI *lythargyrii* statt *lithargyrii*, S. 97 *absynthium* statt *absinthium* S. 255 *Brugins* statt *Bougies* gedruckt. S. XX ist noch eine kleine wichtige Regel beyzufügen, nämlich die: man muss bey der Zusammenfügung der Destillationsgefässe immer um die Stelle, in welcher der Hals der Vorlage und der Retortenhals (oder Helmschnabel) zusammenstossen, ein Blatt trocknes reines Papier legen, und um dieses das Lutum, damit nicht das Lutum sich an die Mündung der Vorlage anlege und Verunreinigung des Destillats verursache. S. 6. wird die Lowitzische Methode, entwässerten *Essig* zu erhalten, etwas verändert empfohlen, indem man den Essig, welcher bey der Destillation des destillirten Essigs zuletzt übergeht, über Kohlenstaub abziehen soll. Auch wird nach Lowitz angemerkt, dass bey der Destillation des Essigs zuerst *versüsster Essiggeist* übergehe. S. 11 wird empfohlen den *Mineralmohr* auf dem nassen Wege zu bereiten. (Dieses scheint nicht rathsam zu seyn, denn der auf dem nassen Wege bereitete ist ein Gemisch aus Quecksilber und Schwefel und viel weniger wirksam, als der gewöhnliche, durch blosse Vermengung bereitete.). S. 56 wird die Bereitung des *Mohnsaftextracts* mit kaltem Wasser richtig vorgeschrieben, wie sie in allen Apotheken zu wünschen wäre, da dies Mittel so wichtig ist. S. 72 wird als eine Probe der reinen *Zinnfeile* angegeben, dass Essig, mit ihr gekocht, und dann mit Pflanzenalkali gesättigt, gar nichts fallen lasse. Freylich löset der Essig vom reinen Zinne nur sehr wenig auf, und läst auch dies wenige an der Luft nach und nach fallen. Allein, dass auch das reinste Zinn vom Essig gar nicht aufgelöset werde, muss Rec. bezweifeln. Das *versüsste Quecksilber* wird S. 84 nach der besten, von *Hermbstädt* empfohlnen, Methode zu bereiten vorgeschrieben, bey der man Quecksilbervitriol, metallisches Quecksilber und Kochsalz vermengt, und dies Gemeng der Sublimation übergiebt; auch ist richtig die Auskochung mit Salmiak empfohlen, um nämlich den etwa noch vorhandenen ätzenden Sublimat aufzulösen. Zur Reinigung des *metallischen Quecksilbers* ist nach geschehener Destillation noch empfohlen, schwaches Scheidewasser zwölf Stunden darüber stehen zu lassen, wahrscheinlich, um Bley oder Wismuththeile, die sich etwa möchten mit verflüchtiget haben, auszuziehen. Warum aber dabey S. 92 gesagt werde, man solle nachher das Quecksilber so lange mit Wasser abwaschen, bis das aufgegossene Wasser den Bleyessig nicht mehr trübe, sehen wir nicht ein. Bey der Bereitung der *Vitriolnaphtha* wird (nach Cadet) empfohlen, auf den Rückstand wieder Alkohol zu giessen und so von neuem Naphtha zu erhalten. Wozu S. 55 der Zusatz des Alauns bey der Reinigung des *Salpeters* nützen solle, weiss Rec. nicht anzugeben; er muss hingegen schaden, weil die Schwefelsäure den Salpeter zersetzt. Wenn nach der S. 112 gegebenen Vorschrift das *Vitriolöl* behandelt worden, so ist der Rückstand in der Retorte *entwässert* und zugleich die flüchtigere oder unvollkommene Schwefelsäure ausgetrieben worden. Allein *gereinigte* Schwefelsäure ist der Rückstand noch nicht, wenn das Vitriolöl unrein war, und, um diese zu erhalten, muss der Rückstand noch bey stärkerem Feuer in eine zweyte reine Vorlage übergetrieben werden. Dem *Kinderpulver* wider die Säure, S. 118, würde Rec. statt der Süssholzwurzel etwas Rhabarber zu setzen, welche in kleinen Gaben den Kindern vortrefflich bekommt. S. 129 hätten die Blätter des *rothen Fingerhuts* eben so wohl, als die beiden vorhergehenden giftigen Mittel, wie ein Gift ausgezeichnet werden sollen. Der *Essigsalmiak* wird S. 149 aus essigsaurem Kalk und Salmiak zu bereiten vorgeschrieben, wobey man wahrscheinlich (eben wie bey der Löweschen Methode) denselben sehr concentrirt erhalt. Zur Bereitung der gereinigten Salpetersäure wird S. 164 vorgeschrieben, dieselbe über Pflanzenalkali (4 Pf. über 1½ Unzen) abzuziehen, und das erst übergehende, (welches nämlich noch Salzsäure enthalten kann,) abzusondern, bis das übergehende nicht mehr von der Silberauflösung in Salpetersäure getrübt wird. Sollte aber diese Bereitung besser seyn, als die, da man die Salpetersäure über Salpeter abzieht? Zwar hält das Pflanzenalkali die Schwefelsäure fest, welche in der Salpetersäure enthalten seyn kann, allein, wenn des Pflanzenalkali's nicht genug ist, so geht doch etwas Schwefelsäure mit über und wenn dessen zu viel ist, so wird auch Salpetersäure

säure fest gehalten werden; da hingegen beym Salpeter die Schwefelsäure der unreinen Salpetersäure aus dem Salpeter noch Salpetersäure austreibt, und die Salpetersäure selbst mit dem Salpeter nicht verbunden, also auch bey vielem Salpeter nicht vermindert, sondern immer vermehrt wird. Zur vollkommensten Reinigung von Schwefelsäure ist denn doch die Schwererde das beste Mittel, um so mehr, da man sie zugleich als Prüfungsmittel anwenden muss; und zur Reinigung von Salzsäure das Silber. Jenes Absondern der zuerst übergehenden Säure ist beschwerlich, weil man mehrmals die Vorlage abnehmen muss, um das übergegangene mit Silberauflösung zu prüfen; es ist nicht vortheilhaft, weil man nicht alle genommene Säure dabey rein erhält; und es ist misslich, denn es ist zu bezweifeln, dass absolut alle Salzsäure zuerst übergehe und in der nachfolgenden Salpetersäure keine übrig bleibe. Die hochröthliche Farbe, und die rothen Dämpfe (S. 161) sind keine Charaktere der *gereinigten Salpetersäure*; sie finden bey der unvollkommenen Salpetersäure immer statt, auch wenn sie Schwefelsäure enthält, wenn sie nur genug entwässert ist; und hingegen ist die zur Reinigung von Salzsäure über Silber abgezogene meist hellfärbig, fast farbenlos und giebt keine rothe Dämpfe. Die Bereitung der *reinen Schwererde* wird S. 191 nach Westrumb gelehrt. Im zweyten Abschnitte folgen gute, theils bekannte, theils neue Vorschriften verschiedene Composita zu bereiten, die nicht lange aufzubewahren sind, und *ex tempore* oder doch oft frisch gemacht werden müssen. Solche Vorschriften haben ihren Nutzen, wenn nur die Apotheker nicht grosse Vorräthe solcher Mittel machen; sie ersparen dem Arzte im Receptschreiben Zeit, und kommen denen zu statten, die nicht recht verstehen, Composita richtig zu verschreiben, deren es doch unter promovirten und nicht promovirten Aerzten leider viele giebt. Im letztrn Abschnitte stehen unter der Rubrik: *Medicamina praeparata et composita vel minus usualia vel opinioni vulgari induta*, auch die Naphtha Nitri, das Acetum aromaticum, der Regulus Antimonii medicinalis, von denen wenigstens Rec. nach seiner Erfahrung wünschen muss, dass man sie zu den gebräuchlichen und höchst wirksamen zählen möge.

Düsseldorf, b. Dänzer: *Christophori Ludovici Hoffmann*, Seren. Elector. Mogunt. Archiatri, Consiliarii intimi etc. *de Sensibilitate et irritabilitate partium* libellus latine redditus. 1794. 8. 3[illegible] ohne das 24 S. lange Register.

Es würde zu spät seyn, über die Urschrift (*Münster* 1779) ein Urtheil zu fällen, da ihr Werth längst entschieden ist. Sie behauptet diesen noch jetzt, wenn gleich seit ihrer Erscheinung in den Schriften von *Fontana*, *Browne*, *Sömmering*, *Blumenbach*, *Schäffer*, *Metzger*, *Gallini*, *Girtanner*, *Clossius*, *Hebenstreit*, *Reil* und *Gautier*, manches neue und wichtige ist vorgetragen worden; und der unbefangene Leser wird immer die ungemeine Gründlichkeit derselben, das scharfsinnige, überall auf Erfahrungen fussende, Raisonnement, die treffliche Deutlichkeit und die mathematische Methode an ihr schätzen, wenn er auch einigen Behauptungen derselben, z. B. der, dass die Venen reizbarer seyen, als die Schlagadern, nicht beystimmen mag. Auch würde für die meisten unserer Leser eine umständliche Anzeige des Inhalts überflüssig seyn. Wir bemerken nur für einige derselben, dass der Vf. die Reizbarkeit für abhängig von der Nervenkraft, und die Zusammenziehungen der reizbaren Fasern ganz für Wirkungen der Nerven halte; auch die, welche von Berührungen der reizbaren Fasern durch fremde Körper entstehen, doch für Zurückwirkungen der gereizten Nerven, weil man keine Stelle reizbarer Fasern berühren könne, ohne zugleich ein Nervenfädchen zu berühren, das sich daselbst vertheilt. Allerdings hat diese Meynung viel für sich, und wenn gleich (*Sömmerrings* und) *Behrends* Behauptung vom Mangel der Nerven im Herzen, und die mannichfaltigen Beweise von Reizbarkeit in den Polypen und in den Pflanzen dawider sind, so möchte sie dennoch bey genauer Beleuchtung mehr für, als wider sich haben, obwohl hier nicht Raum ist, eine solche Beleuchtung umständlich anzustellen. Die lateinische Uebersetzung (der Uebersetzer nennt sich unter der Zueignung an den Vf. *F. Gall.*) ist wohl gerathen, und läfst sich gut lesen, wird auch selbst dem Anfänger verständlich seyn. Hingegen Druck und Papier, hätte ein solches Buch besser verdient.

1) Leipzig, b. Junius: *Des Herrn D. Pellier de Quengsy*, besoldeten Augenarztes von Toulouse und Montpellier, *Sammlung von Aufsätzen und Wahrnehmungen sowohl über die Fehler der Augen, als der Theile, die sie umgeben, und die Mittel sie zu heben*, wobey er nach einer genauen Beschreibung des Auges ein neues Verfahren den Staar mit einem von ihm erfundenen Instrument herauszuziehen bekannt macht, und den angeblich guten Erfolg bey dem Niederdrücken des Staares bestreitet. Aus dem Französischen in zwey Theilen. Mit einem Kupfer. 1789. 8. 1 Alph. 7 Bog.

2) Breslau, b. Löwe: *Wenzel Trnka von Krzowitz*, des H. R. R. Ritters, Prof. der Pathologie zu Ofen; *Geschichte des schwarzen Staares*, in welcher die Erfahrungen aller Zeiten enthalten sind. Erster Theil. Uebersetzt von *George Philipp Mogella*. 1790. 322 S. 8.

Das Werk des Herrn *Pellier*, eines der wärmsten Vertheidiger der Daviellschen Methode den Staar zu operiren, auch in den Fällen, wo andere mit guten Gründen die Niederdrückung der Linse mit der Staarnadel für besser hielten, kann hier nicht beurtheilt werden, weil es bereits vor Anfange der A. L. Z. erschien. Es verdiente aber allerdings durch eine Uebersetzung deutschen Augenärzten bekannt zu werden, da es bey vielen weniger wichtigen, und zum Theil auch in den nachherigen Zeiten veränderten oder berichtigten, oder auch bezweifelten Theorieen,

eine Menge von Beobachtungen enthält, die zum Theil selten und wichtig sind, und aufbewahrt zu werden verdienen. Aber in bessere Hände hätte die Uebersetzung fallen sollen: denn ein beyder Sprachen kundiger Uebersetzer würde nicht so viele Gallicismen eingemischt, und den eigenen Periodenbau der deutschen Sprache besser beobachtet haben: und ein der Sachen mehr kundiger Mann würde den weitschweifigen Vortrag des Vf. ins Kurze gezogen, und viele Sätze, die er als unbezweifelt gewiss vorträgt, berichtiget haben. Auch manche literarische Angabe würde dann berichtiget worden seyn, z. B. die, dass Avicenna, ein berühmter Zergliederer (?), im Jahr 106 gestorben sey.

Nr. 2. Allen den zahlreichen Compilationen des sel. Trnka über einzelne Krankheiten widerfuhr die unverdiente Ehre, dass sie häufig gekauft wurden, und mehrere davon wurden sogar in unsere Sprache übersetzt. Bey der Unvollständigkeit aller Arbeiten dieses Mannes in der bekannten Manier, und bey der grossen Ungleichheit in der Composition seiner Werke, indem er oft über äusserst wichtige Gegenstände sehr unvollständig, und auch nicht allemal in der besten Ordnung compilirte, und doch oft in dem nämlichen Werke viele und zuweilen sehr lange Krankengeschichten mit aller unnöthigen Weitschweifigkeit aus den Werken älterer Praktiker abdrucken liess, hätte weder das erstere, noch das letztere geschehen sollen. Rec. hält auch diese Uebersetzung des Buches *de amaurosi* für eine Arbeit, die ohne Nachtheil der Wundärzte, für die sie Hr. *M.* bestimmt, hätte unterbleiben können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *J. H. C. de Selchow elementa iuris germanici privati hodierni ex ipsis fontibus deducta.* Ed. VIII. 1795. 656 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Görlitz, in Commission b. Hermsdorf u. Anton: *Der Jesuit auf dem Thron* oder das neue Felsenburg. Ein komisch-politisch-satyrischer Roman. 2te Aufl. nebst einem Titelkupfer. 1795. 322 S. 8. (1 Rthlr.)

Neu-Ruppin, b. Kühn: *Neue Volkslieder* oder Lieder der Liebe, der Freude und des geselligen Lebens, aus den besten Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts. 2te Aufl. 1795. 169 S. 8. (6 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Halle:* *Notarum criticarum in Arriani Nicomediensis de Alexandri Magni Expeditione libros septem. Specimen primum,* quod pro summis in philosophia honoribus rite obtinendis die VII. Maji CIƆIƆCCXCV publice defendet auctor *Fridericus Schmieder,* Gymn. Luth. Hal. collega. 34 S. *Specimen secundum.* 59 S. 8. Der Vf., welcher eine neue Ausgabe des Arrianus verspricht, würdigt in der Vorrede die kritischen Bemühungen der ältern Herausgeber, unter denen sich Jacob Gronov auszeichnet, ohne doch alles geleistet zu haben, was er durch seinen kritischen Vorrath zu leisten im Stande war. Der Text würde schon durch ihn an vielen Stellen mehr gereinigt worden seyn, wenn er von derjenigen Handschrift, die er selbst immer *cod. optimum* nennt, einen consequenteren Gebrauch gemacht, und nicht bald die Lesearten desselben statt gleichgeltender des gewöhnlichen Textes aufgenommen, bald wiederum seine vorzüglichsten *lectiones* nur in den Anmerkungen stehen gelassen hätte. Hr. *S.* glaubt also, man müsse bey einer neuen Rec. des Textes den *Cod. optimum* zum Grunde legen, und zeigt in seinen beiden Probeschriften, welche Stellen des Gronovischen Textes eine Verbesserung aus den vorhandenen Hülfsmitteln erhalten können, wobey er zugleich eine namhafte Zahl kritischer Vermuthungen beybringt. Bey diesem doppelten Geschäfte zeigt er einen richtigen Blick und eine genaue Kenntniss der Sprache seines Schriftstellers. Seine Verbesserungen sind grösstentheils wahrscheinlich, einige gewiss; obgleich nur wenige jenen hervorstechenden blitzenden Scharfsinn verrathen, auf den man vorzüglich Rücksicht nimmt, wenn man sagt: *Criticus non fit, sed nascitur.* Doch zeigt sich derselbe in der Verbesserung L. III. 6. 12. wo statt ὅτι Ἀρίμμας βασιλεῦσαι ἔδοξε αὐτῷ ἐν τῇ παρασκευῇ gelesen wird: ἀμελῆσαι ἔδοξε· welches an Wahrscheinlichkeit gewinnt, durch die Bemerkung, dass die Sylbe βασ — nichts anders ist, als die Wiederholung der letzten Sylbe in Ἀρίμμας durch Verwandlung des μ in β, die in den Handschriften der spätern Zeit so äusserst gemein ist. Vorzüglich glücklich ist der Vf. in Entdeckung fremder Einschiebsel, wie im *Prooemio.* §. 3. ὅτι ξυγγράφουσι αὐτοῖς ἥτε ἀνάγκη καὶ ὁ μισθὸς ἀπῆν statt: ὅτι ξ. ὅτε αὐτοῖς — wo man nicht zweifeln kann, dass ὅτε zu verwerfen sey. L. I. 4. 5. ist τοῦ Ἴςρου wenigstens zweifelhaft. Die Vermuthung, dass es Zusatz eines Glossators sey, dünkt uns wahrscheinlicher als die Verwandlung in τοῦ πόρου, welche auch vorgeschlagen wird. — Wenn Arrian L. II. 1. 7. den Frieden des Antalcidas erwähnt, als ob er mit dem *Darius* geschlossen sey, so ist dieses freylich bedenklich, und man billigt die Vermuthung, von den Worten πρὸς βασιλέα Δαρεῖον das letzte zu verwerfen; wenn man aber bemerkt, dass II. 2. 4. derselbe Irrthum noch einmal wiederholt und also eine zweyte Amputation nothwendig wird, so mindert sich die Wahrscheinlichkeit und man wird geneigt, lieber dem Vf. selbst eine Uebereilung schuld zu geben. — Ganz richtig wird S. 34 bemerkt, dass L. II. 23. 7. die Worte ὅτε γὰρ Ἄδμητος ἀνὴρ ἀγαθὸς ἐν τῷ τότε ἐγένετο nicht an ihrer Stelle stehen. Aber sollten sie nichts weiter als ein Glossem seyn? oder haben sie vielleicht ehemals im §. 9. gestanden so dass es hiess: καὶ Ἄδμητος μὲν ἀνὴρ ἀγαθὸς ἐν τῷ τότε ἐγένετο· πρῶτος δ' ἐπιβὰς τοῦ τ.... Eine elegante Verbesserung ist auch L. III. 4. 1. καὶ ψάμμος τὸ πᾶν ἔχει καὶ ἄνυδρος αὐτῇ. ὁ δὲ --- Die Anmerkungen gehen bis zum fünften Buche.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. December 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den preussischen Staaten*, herausgegeben von D. E. F. *Klein.* — 12. Band. 1794. 326 und X S. Tit., Vorr. und Inhalt, sammt einem 24 S. starken Register zu dem 7 bis 12 Bande.

Unter den merkwürdigen Rechtsfällen zeichnet sich gleich der erste S. 53. aus. Ein 17jähriges Mädchen ging am zweyten Ostertage 1793 in ein paar Wirthshäuser zum Tanze, tanzte viel von 8 Uhr Abends bis gegen 4 Uhr Morgens, wo sie nach Hause und ins Bette ging, auf dem Heimwege kam ihr aber der Gedanke, sie sollte Feuer anlegen. Um 5 Uhr stand sie wieder auf, versah ihr Vieh, legte sich um 9 Uhr wieder zu Bette und schlief bis 1 Uhr ganz ruhig, nur bisweilen soll sie aufgeschreckt und ihr der vorige Gedanke von Feueranlegen gekommen seyn. Die Nacht darauf wachte sie öfters mit den nämlichen Gedanken auf, war unruhig, ohne zu wissen worüber? Es fehlte ihr nichts, sie ass, trank und arbeitete, wie gewöhnlich; auch so am Donnerstag. Gegen 4—5 Uhr Abends setzte sie in der Küche ihr Essen bey, ohne anfänglich an etwas zu denken. Als sie aber, wie sie erzählte, aus der Küche herausgehen wollte, war es ihr, als könnte sie die Thüre nicht finden, und schlechterdings nicht herauskommen, wenn sie nicht Feuer anlegte. Sie nahm eine glühende Kohle, ging damit auf den Heuboden, legte sie mit Sorgfalt in das Heu, und ging vergnügt wieder an ihr Geschäfte, ob sie wohl wusste, dass ihr Wirth, über den sie nichts zu klagen hatte, dadurch unglücklich, und das Feueranlegen gestraft würde. Eine halbe Stunde darauf ging der Rauch auf, wurde aber gleich entdeckt und das Feuer unterdrückt. Der Brand hätte sehr gefährlich werden können, der Lage des Stalls nach, und wegen des Winds. — Anstatt der ordentlichen 6—10jährigen Strafe der Festung oder des Zuchthauses ward sie auf zwey Jahre in letzteres verurtheilt. — Rec. glaubt, dass nach den Inquisitionsacten nicht anders gesprochen werden konnte, glaubt auch „dass die ungewöhnliche Erhitzung, in die sie „sich bey ihrem beschriebenen, bescheinigten, übertrie„benen Hange zum Tanzen versetzt, und die darauf „versicherte Erkältung bey einem so jungen Mädchen „nachtheilig auf die Seelenkräfte wirken könne.“ Allein so richtig die Gedankenlosigkeit mancher Leute; so richtig es ferner ist, dass sogar durch die Strafe eines Verbrechers ein ähnliches Verbrechen zwar nicht hervorgebracht, aber doch die erste Idee dazu gegeben werden kann u. dgl., so bleibt doch das richtig, dass kein Mensch ohne Grund was wichtiges (und Feuer anlegen ist was wichtiges) unternimmt. Das ist nichts ungewöhnliches, dass besonders gemeine Leute öfters sich bereden, sie meynen, sie müssen dies oder jenes thun! Sie sind sich sogar des Beweggrunds nicht deutlich bewusst; aber, wenn keine Verrücktheit vorhanden ist, handelt auch die Seele des gemeinsten Menschen nicht ohne Motive, und wo nicht Religiosität, nicht irgend eine der Leidenschaften im Spiel ist, ist es doch sicher irgend eine Art eines Interesse. Manche Kindermörderin will die Schuld auf den Teufel schieben, behauptet keinen Vorsatz gehabt zu haben, bleibt dabey, es sey ihr eben gewesen, sie müsse das Kind umbringen. Aber, ohne dass sie es gesteht, werden wir glauben, dass Schande oder Nahrungssorge die geheime Ursache war, wenn sie sich auch gleich dessen nicht deutlich bewusst war. Hier hingegen können wir zwar nicht geradezu eine solche Ursache angeben. Allein Rec. bekennt doch aufrichtig, dass er mit der psychologischen Erscheinung in gegenwärtigem Falle, da ein Mensch ganz *ohne allen Anlass* Feuer anlegt, nicht fertig werden kann. Die Person war ganz gesund; dass der Tanz das Blut erhitzt, weiss man, aber wenn die That unmittelbar nach dem Tanz geschehen wäre, möchte man endlich noch dem Tanze Schuld beymessen. So vergingen hingegen dritthalb Tage, in welchen sich doch die Erhitzung so ziemlich gelegt haben konnte. Wenigstens, wenn diese was wirken sollte, hätte sie es eher gleich thun müssen. Ausserdem findet Rec. noch manche Bedenklichkeiten. 1) Das Weibsbild hat in der Schule nichts gelernt, deswegen wollte sie der lutherische Prediger nicht zum Abendmahl gehen lassen. Wenn nun dies kein ungerechter Mann war: so muss sie Gelegenheit zum lernen gehabt haben; es fehlte ihr daher nur am Willen. Ein Umstand, der schon einen Schatten auf sie wirft. 2) Nun wäre sie doch gern zum Abendmahl gegangen, weil sie sich schämte, noch in ihrem Alter in die Schule zu gehen. Was thut sie, um dieser vermeynten Schande los zu werden? — Sie wird katholisch. 3) Hierüber wird nun zwar angemerkt, dass sie aus einem sehr unwichtigen Grunde katholisch geworden sey. Sollte nun aber das Weibsbild, welches bey dieser minder wichtigen Sache zwar ohne vernünftigen Grund, aber doch aus heimlichem Hochmuth gehandelt hatte, Feuer anlegen ohne allen Anlass? 4) Der Brodherr soll ihr nach ihrer eigenen Aussage keinen, noch auch sonst jemand, oder irgend etwas dazu Anlass gegeben haben! Wie kömmt es aber doch, dass der Brodherr gleich darauf verfällt, dass niemand als die Inquisitin das

das Feuer angelegt haben könne? Wie kömmt es, dass andern Tags Frau und *Gesinde* einstimmig äussern und versichern, niemand als die Inquisitin könne das Feuer angelegt haben? Da also noch mehr Gesinde im Hause war; da ferner, weil Haus und Hof nirgends als verschlossen angegeben sind, noch die Möglichkeit übrig blieb, dass auch ein Fremder Feuer eingelegt haben könne: wie kommt es, dass gerade alles nur auf die Inquisitin verfällt? Der Umstand, dass sie ein paarmal hastig aufgestanden und zur Thüre hinausgegangen sey, ist bey einer Magd, die das Essen bereitet, sehr unbedeutend. 5) Zwar hat in der Folge der Wirth keinen nähern Grund von seinem und seiner Leute Verdacht angegeben: indess ist er vielleicht nicht darum gefragt worden; und dann verliefen ja von der Verhaftnehmung nur bis zum Erkenntniss auf Inquisition 10 volle Tage. Wie viel Zeit hatte da die Inquisitin sich zu besinnen! ihre Dienstherrschaft zu besänftigen? Rec. weiss aus Erfahrung, dass manche gutmüthige Leute in der ersten Hitze zwar Verbrechen angeben, aber, besonders wenn ihnen kein sonderlicher Schaden widerfahren ist, und sie merken, dass die Sache ernstlicher wird, bald durch Mitleiden bewogen, dem Angeklagten wieder zu helfen suchen. 6) Jetzt bleibt erst noch die Frage übrig, ob die Untersuchung selbst mit allem Fleisse nicht nur, sondern auch mit Scharfsinn und Klugheit vorgenommen worden sey? und auch zu dieser Frage berechtigen Spuren. Der Wirth erzählt z. B. S. 56. die Inquisitin sey kurz vor dem Ausbruche des Feuers zweymal hastig aufgestanden, vor die Thüre gegangen, aber sogleich wieder umgekehrt. Von diesem Umstande kömmt nichts in der Erzählung der Inquisitin vor, S. 60. sie will ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachgegangen seyn. Da sie erst, nachdem die Kohle in das Heu gelegt war, daran gedacht haben will, dass ihr Wirth unglücklich werden würde: so wären die Fragen so überflüssig nicht gewesen: ob sie ein paarmal hastig aufgestanden? etc. Warum? warum sie nicht, da sie nun das Unglück ihres Wirths bedacht, die Kohle wieder weggethan habe u. s. w. — Doch vielleicht ist all dergleichen in den Protocollen erschöpft. Zur völligen Ueberzeugung der Leser aber, von der Richtigkeit einer ganz ungewöhnlichen psychologischen Erscheinung, wie sie dieser Fall enthält, wäre zu wünschen, dass das Protocoll selbst in einem der folgenden Bände mitgetheilt würde. Hr. K. beruft sich zwar auch noch auf einen ähnlichen Fall im 7. B. der Annalen S. 57. wo ein 12jähriges Mädchen schon zwey Kinder ermordet und Feuer angelegt gehabt hatte. Allein diese Verbrecherin gestand, dass sie Feuer angelegt habe, um aus dem Dienste zu kommen. Wahrscheinlich (denn in der Erzählung ist über den Grund keine Auskunft gegeben) hat sie die Kinder von 12 und 15 Wochen umgebracht, um nicht damit bemüht zu seyn. Hier hingegen sollen wir einen blossen Phantasiestreich glauben? besonders da nach S. 65. das preussische Gesinde leicht zum Feueranlegen sich entschliesst, aus freylich oft unbedeutenden Ursachen, aber hier ohne alle Ursache? II. Ein sechszehnjähriger. III. Ein 13jähriger Brandstifter! IV. Wieder eine Brandstiftung eines 15jährigen Mädchens. Dieser Fall hat ganz was ähnliches mit dem ersten; auch diese Verbrecherin wollte: es sey ihr gewesen, als müsse sie ein Verbrechen begehen; als wenn ein Schatten vor ihr stände, der sie zur Brandstiftung nöthige. Nur ist hier an Tag gekommen, dass sie mit ihrem Dienste unzufrieden war. Mit Recht vermuthet daher der Hr. Referent S. 144., dass dies die eigentliche Veranlassung ihres vermeyntlich unwiderstehlichen Gedankens war. Diese Inquisitin kam auf 8 Jahre ins Zuchthaus. Sie hatte aber auch einen Schaden von 333 Rthlr., die obige aber nur von 72 Gl. verursacht. V. Ein Hausbesitzer weigerte sich, das versteigerte Haus zu räumen; das Gericht sollte ihn arretiren; er wehrte sich mit einer Axt, entkam aus der Stube, ward verfolgt, ein Gerichtsdiener holte ihn ein, diesen hieb er aber mit seiner Axt in den Kopf, dass er zu Boden sank, und 4 Wochen darauf an der Wunde starb. Er leugnete die Absicht des Mords, und ward, weil man bey ihm nur einen indirecten Vorsatz annahm, mit der Todesstrafe verschont, hingegen auf Lebenslang zur Festungsarbeit verurtheilt. Das Gutachten ist mit viel Scharfsinn entworfen, und gleich betrachtungswürdig sind Hn. *Kleins* Bemerkungen über die unterschiedenen Grade des Vorsatzes. Wahrscheinlich würde aber der Verbrecher bey einem Gerichte von Geschworenen als ein Todtschläger den Kopf verloren haben. Rec. würde sich umständlicher hierüber erklären, wenn es Zeit und Raum erlaubten. Doch nur ein Paar Anmerkungen. Die Axt wird hier nicht als ein *Instrumentum per se lethale* anerkannt, weil es nicht ihre Bestimmung sey, damit zu verwunden und zu ermorden. Sind nun freylich *Leysers* und *Kochs* Definitionen von dergleichen Instrumenten richtig, so ist die Axt kein solches Instrument. Allein wie kann die Absicht des Künstlers oder Handwerksmanns hier allein bestimmen? Auf diese Art wäre keine Jagdflinte, keine Handbüchse, kein *Messer* u. s. w. Nur die Flinte des Soldaten, oder sein Seitengewehr und die Kanonen wären an sich tödtliche Instrumente; nur diese bestimmt der Arbeiter für Wunden und Mord. Wer sieht aber nicht, dass hieraus Ungereimtheiten entstehen? wer wird nicht, wenn er auf Mord und Tod gehet, lieber eine Axt als selbst einen Säbel wählen: wenigstens sie eben so geschickt zu seiner Absicht finden, besonders, wenn er kein wirkliches Mordinstrument im Hause hat? — Ferner: Hr. *K.* macht 5 Grade der Schuld. 1) Boshafter Vorsatz: wenn die böse Wirkung als nothwendige Folge der Handlung *deutlich* gedacht *und gewollt* wurde. 2) Vorsätzlich, aber nicht boshaft, wenn sie als *nothwendige* Folge nur *undeutlich* gedacht wurde. 3) Gefährlich, wenn sie als *mögliche* Folge *deutlich* gedacht wurde. 4) Muthwillig, wenn die Handlung ohne deutliches Bewusstseyn der Folgen, doch mit Gleichgültigkeit gegen die Folgen aller Art gewagt wurde. 5) Negativ böser Wille, welcher den Mangel des Entschlusses aufmerksam zu seyn, oder sich Fähigkeiten zu erwerben voraussetzt. — Ueber diese übrigens vortreffliche Stufenleiter nur einige Fragen: a) Sollte, wer sich einer Folge als *nothwendig* bewusst ist, sie sich nur *undeutlich* denken können? Sollte,

sollte, wer sich die böse Folge einer Handlung als nothwendig, obgleich undeutlich, denkt, und dieselbe doch unternimmt, von boshaftem Vorsatze frey seyn? kann nicht schon der boshafte Vorsatz Abstufungen haben? b) Sollte, wer sich die böse Folge als möglich deutlich denkt, nicht schon zum zweyten Grade sich qualificiren? c) Sollte bey dem vierten Grade nicht noch ein Unterschied zwischen den gewöhnlichen und ungewöhnlichen Folgen, zwischen vorauszusehenden und nicht-vorauszusehenden Folgen gemacht werden? —

Von S. 245. an kommen noch zwey Criminalfälle, I. von zwey gefährlichen Strassenräuberinnen, II. von einem Todschlage mit einer Sichel.

Unter den Nachrichten und Auffätzen steht billig 1) oben an, Nachricht von der Einführung des allgemeinen preussischen Gesetzbuchs, unter dem Titel: Allgemeines Landrecht für die preussische Staaten. Bekanntlich war die gesetzliche Kraft desselben durch die Cabinetsbefehle vom 18. April und 5. May 1792 auf unbestimmte Zeit suspendirt worden. Nun ist Kraft des hier vollständig beygedruckten musterhaften Publicationspatents vom 5. Febr. d. J. 1794 auf den 1. Jun. eben d. J. dessen gesetzliche Wirkung festgesetzt worden. Die vorige Ausgabe wurde revidirt, und darinn manches abgeändert oder weggelassen. Jedoch hat man für die Besitzer der ersten Ausgabe gesorgt, dass die Zahl der §§. nicht geändert, die Abänderungen für sie besonders abgedruckt, und ihnen unentgeldlich mitgetheilt worden sind. In der Einleitung sind die §§. 6. 7. 9. 12. 77 und 78. ganz weggeblieben, wahrscheinlich wegen des gegenwärtigen Geists der Zeit. Jedoch können gegen Machtsprüche die neuen §§. 528 u. 529. im I. Th. X. Tit. dienen. Die beträchtlichsten Veränderungen sind in der Materie von Officiersschulden und von Ehen zur linken Hand. (Von dieser ganzen musterhaften Gesetzgebung und den darüber erschienenen Schriften sind wir unsern Lesern noch Rechenschaft schuldig, zu der sich hoffentlich in nicht gar langer Zeit Musse und Raum gewinnen wird.) 3) Kurze Anzeige von *E. J. V. E. v. Massow's* Handbuch der Literatur, angehenden Justizbedienten gewidmet. 4) Kurze Auszüge aus den Criminalacten, welche wegen Verheimlichung der Geburt und der Schwangerschaft, und besonders wegen Kindermords verhandelt, und der Criminaldeputation des Kammergerichts zur Abfassung eines rechtlichen Erkenntnisses oder Gutachtens vorgelegt worden. Die Fälle sind von den Jahren 1786. 1787 u. 1788, ihrer sind 23. Unter den Inquisitinnen waren 4 liederliche Weibsbilder, 2 (auch liederliche von ihren Männern verlassene) Ehefrauen, 1 verlobte. Der Fälle, wo Scham und Furcht vor den Aeltern angenommen werden können, sind kaum 5. Noth veranlasste zwey; bey sechs kann Uebereilung der Geburt und Unwissenheit der Schwangerschaft angenommen werden; bey einem ist dies zweifelhaft; bey acht blosser Vorwand. Hr. K. verspricht künftig mehr Betrachtungen über diese Fälle anzustellen, welche wir mit Verlangen erwarten. Diese Auszüge wurden übrigens durch seine Versetzung nach Halle unterbrochen. Wir wünschen mit ihm die Fortsetzung durch einen andern. 5) Verdienste des verstorbenen Glogauischen Oberamtsregierungsraths *Stahn*. Der Mann hat sich durch Treue und Fleiss in seinen Diensten, durch Rechtschaffenheit in allen seinen Handlungen und durch beträchtliche Stiftungen 1) zu besserer Besoldung der Lehrer zu Liegniz, 2) zu einem Stipendium für einen armen Studirenden, 3) zur Unterstützung von vier armen Schülern, 4) für Wittwen und Waisen der bey der Amtsregierung angestellten Officianten, und 5) für die Armen in einem Dorfe, ferner 6) durch Bestimmung seiner Bibliothek zu einer öffentlichen, und 7) durch ein Legat von 1000 Rthlr. zu ihrer Aufbewahrung rühmlich ausgezeichnet. Wohl ruhe die Asche des verdienten Manns! Schon haben zwey seiner Collegen das Legat unter Nr. 4. nachgeahmt, und bald kann es dahin kommen, dass die Justizofficianten zu Glogau ihre Wittwen und Waisen hinlänglich versorgt sehen! Wie viel Staatsdiener an andern Orten haben diesen Trost?

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Friedrich Brack*, oder Geschichte eines Unglücklichen. Aus desselben eigenhändigen Papieren gezogen vom Verfasser des Siegfried von Lindenberg. 1793. 1. Band. 312 S. 2. B. 349 S. 3. B. 366 S. 8. (3 Rthlr.)

Dieser von einem beliebten Vf. geschriebene Roman ist einer von den wenigen, welche sich unter vielen unsrer jetzigen Romane rühmlich auszeichnen. Der Gegenstand ist gut gewählt und interessirt den Leser, ohne mit abgeschmackten Liebesgeschichten überfüllt zu seyn. Die Charaktere sind durchgehends wohl gehalten, der Stil ist fliessend und der Ausdruck fein, einige Redensarten abgerechnet. Bis zum Ende des 3ten Bandes findet Rec. keine besondre Ursache, das Buch Geschichte eines Unglücklichen zu benennen. Fr. Brack, welcher gleich am Anfange des 1. Theils aus seinem väterlichen Hause entführt wird, lebt fünf Jahre unter einer Bande Zigeuner, die eine kleine Republik ausmachen, deren strenge Lebensart und Gesetze sehr unterhaltend geschildert werden. Brack entflieht dieser Gesellschaft und wird mit einem gebrochenen Beine von einem mitleidigen Prediger an der Landstrasse gefunden, der den Entschluss fasst, den armen Verlassenen in seinem Hause erziehen zu lassen. Brack wird durch seinen Wohlthäter zu einem brauchbaren Manne gebildet, lernt bey einem andern Chirurgie, nachdem er durch die Ränke der Fr. Predigerin aus dem Hause des erstern vertrieben worden ist, und studirt hierauf Arzneykunde in Leipzig. Hier wird er durch Gellert zum Hofmeister einem reichen Grafen vorgeschlagen, den er während der Zeit des siebenjährigen Krieges nach Wien begleiten soll. Auf seinem Wege wird er überfallen, geplündert und zum Soldaten in preussischen Diensten angeworben. Sobald er sich durch seinen Vor-

gesetzten wieder in Freyheit versetzt sieht, eilt er nach Wien, wo er aber bey dem Vater seines Pflegbefohlnen eine sehr ungünstige Aufnahme findet. Ehe er sich dessen versieht, wird er hier in ein Gefängniss abgeführt; und obgleich die liebenswürdige Gemahlin des Grafen nach seiner Befreyung alle Mittel anwendet, durch ihr zuvorkommendes Betragen die unangenehmen Vorfälle wieder in Vergessenheit zu bringen, so lässt sich Br. doch durch nichts zurückhalten, mit einem Empfehlungsschreiben der Gräfin an einen fremden Hof zu gehn, wo wir ihn im 3ten Bande als angestellten Leibarzt verlassen. Den edlen und uneigennützigen Charakter der Hauptperson weiss der Vf. immer interessant zu erhalten. Einige Provincialismen und die vielen französischen Wörter, die in dem Buche vorkommen, hätten um so mehr vermieden werden sollen, da unsre bessern Schriftsteller für die Reinigkeit der Sprache doppelte Sorge tragen müssen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien*, b. Alberti: *Elettra.* Tragedia del Conte *Giov. Arrivabene.* 1795. 84 S. 4. (Mit dem Porträt des Vfs.) — Man wird diese moderne Elektra nicht ohne Unterhaltung (vielleicht auch nicht ohne Unterricht) daraus zu schöpfen, durchlesen, wenn man sich die Mühe nehmen will, sie Zug für Zug mit der Elektra des Sophokles zu vergleichen; indem, wie es scheint, der Vf. eine Art von Kunststück liefern und in einem Beyspiele zeigen wollte, was herauskommt, wenn man etwas besser oder anders machen will, als es ein grosser Meister vorher gemacht hat. Seine Elektra z. B. hat nicht nöthig, (wie das wohl beym Sophokles der Fall ist,) ihr kinderloses Alter zum voraus zu bejammern. Was nicht ist, kann noch werden; sie hat einen Liebhaber, einen begünstigten dazu, und dieser ist Aegisth's Sohn, *il buon Clearco.* Clytämnestra selbst lässt es sich sehr angelegen seyn, aus den jungen Leuten ein Paar zu machen. Das ist doch so stiefmütterlich nicht! Da Elektra die Hoffnung aufgiebt, die Mörder des Agamemnon durch die Hand ihres Bruders zu bestrafen; so verlangt sie von Clearch, dass er, um ihr seine Zärtlichkeit zu beweisen, hingehn und seinen Vater todtschlagen soll. Dieser lehnt den Auftrag ab, wofür ihn seine Geliebte, verdientermassen ausschilt, und ihn voll Verdruss und Aerger stehen lässt. Clearch, nach seiner Weise, hört ruhig zu, und macht für sich die Bemerkung:

— — che lo sdegno
In petto femminil non ha misura!

Wie ganz anders, (um auch ein Wort im Ernste zu sagen,) wie gross, wie pathetisch erscheint dagegen die Elektra des Griechen, in den Auftritten mit ihrer Schwester Chrysothemis! Ein Geschöpf, das, *wenn es des Morgens aus den Federn schlüpft,* (*vigile lasci le piume*, wie hier die Vertraute der Elektra sich ausdrückt,) halbwachend von Blut und Rache schwärmt, das bald poltert, bald empfindelt, und nie recht weiss was es will, das mit des Prinzen Hoheit einen Liebeshandel unterhält, und sich am Ende den Kopf ihres Schwiegervaters zum Hochzeitsgeschenke ausbittet; so ein Geschöpf ist wirklich keine schlecht gerathene Parodie eines der stärksten und schrecklichsten Charaktere, welche die Bühne aufzuweisen hat. — Orest tritt auf, und nun folgt die Erkennungsscene, wobey nichts mehr zu bewundern ist, als wie es möglich war, die Wahrheit, nach den grossen Mustern, die der Vf. vor sich hatte, so weit zu verfehlen. Gemälde von einfacherer Composition und ruhigerm Charakter, wie die 6 Sc. III A. zwischen Aegisth und Clytämnestra, werden ihm schon eher gelingen. Das Horazische *Sumite materiam* etc. ist eine goldene Regel. Diese Stürme wechselnder Leidenschaften, welche zu erregen und zu leiten vielleicht ein Genie nöthig ist, wie Addison es beschreibt, ergreifen und überwältigen jeden kleinern Geist; und die Rührung, worinn uns die in ihren Tiefen bewegte Natur versetzt, verwandelt sich in die lächelnde Gemüthsstimmung, womit wir etwa ein verunglücktes Schattenspiel ansehen möchten. Man vergleiche, (um einen Neuern nicht nach den Mustern der Alten allein zu beurtheilen, was vielleicht unbillig seyn könnte,) die Schilderung, die Clytämnestra bey dem Vf. von Tantals Geschlechte macht, mit der Geschichte des den Göttern verhassten Hauses in Göthe's Iphigenia, und man wird diesen Satz durch ein lebhaftes Beyspiel bestätigt sehen.

Was unserm Dichter vor andern am Herzen zu liegen scheint, ist die poetische Gerechtigkeit. Nachdem die That geschehen ist, stürzt Orest in einer Art von Raserey, aber in einer ungemein besonnenen Raserey, aufs Theater. Elektra eilt ihm entgegen.

Elettra.

O mio Oreste!

Oreste.

Fuggi un empio! Del sangue della Madre
Rosseggian queste vesti. Poi che rea
Non sei, non ti macchiar di questo sangue.

Clearco.

O Padre! Elettra! Oreste! o fato atroce!

Oreste.

Morto Egisto sazio essere dovea
Il mio furor, potea non esser empio,
Nè obbliar di natura i nodi, mentre
Di vendicar cercava la natura.
Ma il Padre da quell' urna uscir si truce
Io vidi. — il vidi io stesso — orrida vista!
Grondante sangue intorno a me tre volte
Minaccioso aggirarsi, e in suono orrendo
Per tre volte l'udii gridar vendetta.
E pur se incontro a me non ti movevi,
Uccisa non t'avrei, Madre crudele,
Che a tanto non giugneva il mio furore. —

Und so philosophirt er noch eine Weile fort, bis er erschöpft zur Erde sinkt. Ehe der Vorhang fällt, erhebt er sich noch einmal und ruft die Furien auf. Sie erscheinen nicht; aber Orest sagt sein Ende so umständlich und deutlich voraus, dass man dem Vf. die Execution zur Noth schenken kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. December 1795.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Neues System einer philosophischen Tugendlehre* aus der Natur der Menschheit entwickelt. Insbesondere zu Vorlesungen bestimmt von *Joh. Heinr. Abicht.* 1790. XVI Vorr. u. Inhaltsanz. 374 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. wollte durch diese Sittenlehre das eigene System einer praktischen Philosophie, welches er zum Theil in seiner Untersuchung über den Willen und seiner Metaphysik des Vergnügens darzulegen angefangen hatte, näher entwickeln. Sie enthält die Resultate jener Untersuchungen. Die Beurtheilung der in jenen Schriften entwickelten Gründe gehört nicht hieher, und sie ist schon von einem andern Rec. (A. L. Z. 1789. 111 S. 873. 877.) angestellt worden: wir haben es hier nur mit der Untersuchung zu thun, ob auf diese Gründe ein System der Moral aufgeführt werden könne, und wie es hier ausgeführt worden. Der Vf. geht von der Geisteskraft aus, welche er für das Wesen der Menschheit hält. Diese Geisteskraft ist die Kraft etwas zu thun und wirklich zu machen, und zu wissen, dass es ist; oder die *Kraft, die mit Bewusstseyn wirkt.* Sie wird *Erkenntnisskraft* genannt, in so fern sie dasjenige, was sie hervorgebracht hat, wissen kann; *Wille* aber, in so fern sie überhaupt *etwas thun kann.* Hieraus werden auf dem analytischen Wege die moralischen Begriffe abgeleitet, z. B.: Der Wille ist eine Kraft, er handelt also durch Ursachen; aber er ist eine Kraft mit Bewusstseyn. Die vorgestellten beständigen innerlichen Ursachen der Handlungen heissen die Gesetze der Kraft. Der Wille kann also nach bewussten Gesetzen handeln. *Moralische sittliche* oder *Willensgesetze* sind die vorgestellten innerlichen beständigen Ursachen einer Kraft. Also steht (wirkt) die Geisteskraft unter (nach) moralischen Gesetzen. Der Richtungsgrund der Willenskraft ist jederzeit eine Vorstellung; die Triebfeder derselben ist immer ein Gefühl. Dieses ist ein Hauptsatz in diesem System, worauf diese ganze Willenstheorie beruhet. Die Begriffe von Zweck und Gut werden daher ebenfalls darnach bestimmt. Z. B. Ein *Gut an sich, ein unbedingtes Gut* ist dasjenige, was zunächst und unmittelbar ein angenehmes Gefühl verursacht. Das höchste Gut ist nur alsdann das wahre und rechte, wenn es eine untrügliche Quelle der Seligkeit des höchsten Zwecks an sich ist, und dieses ist zugleich auch die höchste Triebfeder. Wenn der Mensch sein höchstes Gesetz, seine höchste Triebfeder, und folglich auch seinen höchsten Zweck an sich, sein grösstes Gut in sich selbst hat, so ist er ein freyes Wesen. Soll der Mensch das höchste Gesetz aus sich selbst nehmen, so muss er selbst das höchste Gut seyn können. Das Vermögen der Vorstellungen und Gefühle, als der grössern Gründe der Willenshandlungen ist die erkennende und fühlende Geisteskraft, welche *vernünftige* Geisteskraft genennt wird, in so fern sie vermag, ihre vielumfassenden Vorstellungen und Gefühle allumfassend wissen zu lassen und zum Bewusstseyn zu geben. Wenn diese vernünftige Geisteskraft das zureichende höchste Gesetz und die grösste Triebfeder des Willens aus sich selbst hergiebt, so steht unsre Willenskraft unter dem Einflusse eigner Gesetze, und ist frey. In dem ersten Kap. des ersten Abschnitts sucht nun der Vf. aus Entwickelung des Charakters der Vernunft das höchste Sittengesetz abzuleiten. Die Handlung der Vernunft ist nach S. 19. überhaupt das Schliessen. Die Wirkung dieser Handlung ist — wie man sie nun benennen will — entweder ein *allgemeines Urtheil*, oder die *Vorstellung eines Gesetzes;* oder ein *allgemeiner, erweiterter Begriff von Etwas*, eine vielumfassende Vorstellung von Etwas, welche sehr viel andre als Theile in sich schliesst; oder ein hoher, sich weit erstreckender, *allgemeiner Grund;* oder ein *Ideal*: Ausdrücke, welche im Grunde für identisch gehalten werden. Der Charakter der Vernünftigkeit ist also absolute Vollständigkeit, oder Vollkommenheit, grösste Idealität, unendliche Erweiterung, Gesetzlichkeit, auch ganz zureichende Gründlichkeit. Zu den Kantischen Formeln der Imperative setzt der Vf. S. 23. noch folgende: Handle in jedem Falle nur nach Vorstellungen, mit welchen du dich selbst *idealisch gross* und *höchst vortrefflich* denken kannst. Z. B. Sey wahrhaftig. Mit dieser Vorstellung kann ich mich idealisch gross und vortrefflich am Verstande denken. Diese Formel ist eigentlich das Princip dieses ganzen Systems. Ihr gemäss bestimmt der Vf. auch die moralische Triebfeder. Denn das Bewusstseyn seines Selbst oder das Anschauen des Ichs ist nach dem Vf. das Princip aller Gefühle. Die Vorstellung des obersten Sittengesetzes als des Richtungsgrundes unsers Willens ist also mit dem höchsten und mächtigsten Interesse als Triebfeder verbunden, dadurch, dass sie die beseligendsten Gefühle erzeugt. Eine unmittelbare Folge dieser Theorie ist, dass jede moralisch gute und böse Handlung sich selbst durch das angenehme oder unangenehme Gefühl belohnt und bestraft, und dass nichts an sich gut ist, als die Geisteskraft, die Seele mit ihren Eigenschaften. Es erhellt schon aus diesem kurzen Abriss, dass die Principien dieses Systems auf der Zergliederung der theoretischen Vernunft beruhn, aus wel-

welcher aber nie praktische, sondern nur theoretische Regeln und Gesetze abgeleitet werden können. Wenn es z. B. wahr ist, was der Vf. behauptet, dass durch die idealische vortrefflichste Handlungsart der Vernunft das höchste angenehme Gefühl erzeugt wird, so ergiebt sich daraus die Verstandesregel von dem Causalverhältniss beider, aber kein Imperativ. Und wenn daraus eine Regel für das Handeln gebildet wird, so beruht sie zuletzt doch auf einem Naturgesetz des Willens, nicht auf einem Gesetz der Freyheit. Ueberhaupt ist auch in dieser Schrift Natur und Freyheit nicht unterschieden, sondern die letzte gleichsam auf die erste gepfropft, woraus eine Art von Coalition beider, der Glückseligkeit und der nur verfeinerten geistigern Glückseligkeit entstanden ist. Durch diese blosse Zergliederung der Willenskraft kann nie ein Princip der Sittlichkeit aufgestellt werden, wenn man nicht schon einen sittlichen Willen voraussetzt (wie auch der Vf. thut, indem er den Willen in so fern für sittlich erklärt, als er nach eignen Gesetzen mit Bewusstseyn handelt.) Aber dann kommt alles auf den Begriff der Sittlichkeit an, der, mit dem Willen synthetisch verbunden, nicht durch jene Analyse selbst erhalten wird. Wir übergehen die übrigen Bedenklichkeiten gegen die theoretischen Gründe des Systems, in so fern sie sich auf des Vf. Theorie vom Willen und den Gefühlen gründen, deren Beurtheilung nicht hieher gehört, und theilen nur noch einiges aus des Vf. allgemeinen Sittenlehre mit, welche den zweyten Abschnitt einnimmt. Der Vf. will in demselben die allgemeinen Sittengesetze oder Cardinaltugenden, wie er sie nennt, unter welchen alle besondere stehen, nicht rhapsodistisch, sondern aus einem Princip ableiten. Das dazu gewählte Princip ist die *Verständigkeit*, oder die reinen Verstandesbegriffe, welches so ausgedrückt wird: „So vielerley Gesetze der Verstandeskraft sich der Geist als ursprünglich ihm zugehörig bekannt macht, und so vielerley Vorstellungen von Grundeigenschaften er sich von sich selbst (so wie von andern Dingen) zu erkennen giebt; so vielerley Zwecke, die an ihm sollen wirklich idealisch gemacht werden, legt er auch sich selbst vor, also auch so vielerley allgemeine Vorschriften für den Willen, diese Zwecke oder Selbstgüter in ihrer Idealität zu realisiren. Kurz, der Verstand ist uns der sichere Grund der allgemeinen unter dem Vernunftgesetze stehenden Sittengesetze." Dieser Sittengesetze werden hier elf gezählt, und ohne weitere Ableitung aus jenem Princip aufgestellt; sie heissen: *Selbstthätigkeit, Selbstgrösse, Gnüge, Freyheit* und *Uneigennützigkeit, Geistesstärke, Ueberlegsamkeit, Wahrhaftigkeit, Gleichheit* und *Liebe, Gründlichkeit, Ordnung* und *Ausbildung, Selbstvollkommenheit*. Die Betrachtung über jede dieser Tugenden, über ihre Beweggründe, Gegenstände, Folgen, Hindernisse und entgegenstehenden Fehler ist sehr ausführlich, und enthalt, so wie die ganze Schrift, viele gute Gedanken und Bemerkungen. Aber die Anlage und Ausführung des ganzen Systems scheint der völligen Reife zuvorgeeilt zu seyn; auch die Sprache ist oft zu sehr vernachlässiget.

GESCHICHTE.

WEISSENFELS, b. Severin: *Lutherus, seu Historia Reformationis breviter comprehensa.* Libellus, lectioni juventutis inferioris ordinis destinatus, et conscriptus a *Joh. Christophoro Froebingio*, Conrect. Lycei, quod est Hanoverae, Neostad. Edit. secunda auctior emendatiorque. Nunc in Latinum sermonem conversus et juventutis scholasticae usui est dicatus. 1794. 283 S. 8. ohne die Vorrede.

Von dem deutschen Original dieses Buchs, das manche gute Eigenschaften, aber auch seine Fehler hat, brauchen wir nichts zu sagen, da es seit 1786 schon zweymal gedruckt, und mehrmals öffentlich beurtheilt worden ist. Was aber diese Uebersetzung betrifft: so haben wir uns noch nicht überzeugen können, dass Arbeiten dieser Art für die studirende Jugend, welche das ächte Latein verstehen oder schreiben lernen will, sehr vortheilhaft seyn können. Die Beredsamkeit der neuern Sprachen hat so viele eigene Wendungen, oft im ganzen Periodenbau, in den Bildern, und so viel Besonderes, dass, wenn alles dieses übersetzt wird, daraus nothwendig eine schiefe und zweydeutige Gestalt, weder völlig alt, noch recht neu, entstehen muss. Löset man aber die deutschen oder französischen Perioden, Uebergänge und andere Zusammenstellungen oder Züge in altrömische auf: so bleibt es nicht mehr eine Uebersetzung. Wir geben gern zu, dass es jungen Studierenden weit angenehmer seyn müsse, Begebenheiten neuerer Jahrhunderte oder des übrigen aus lateinischen Büchern zu erfahren, als die Samnitischen Kriege, oder einen von den geringern Processen des alten Roms. Und wir setzen hinzu: sie werden sich auch über die neuern Gegenstände aller Wissenschaften und Künste richtiger und feiner im Lateinischen auszudrücken angewöhnen, als es gewöhnlich von den allermeisten Schriftstellern in dieser Sprache geschieht, wenn ihnen bey Zeiten lateinische Bücher dieses Inhalts in die Hände gegeben werden. Sind dieses aber Uebersetzungen: so wird man gar oft erst nachsinnen müssen, wie es eigentlich in der Sprache gelautet habe, aus der sie gemacht sind. Es müssen lateinisch gedachte und eben so geschriebene Bücher seyn; und dass es an solchen nicht gänzlich fehle, ist bekannt. Wir würden daher zu einem solchen Zwecke Schützens von Ascherade *Res suo aevo gestas* der wenn gleich in gutes Latein von *Reicharden* übersetzten *Archenholzischen* Geschichte des siebenjährigen Kriegs bey weitem vorziehen; zumal da die letztere eben kein vorzügliches Muster der historischen Schreibart ist. Diese Meynung ist durch die vor uns liegende Uebersetzung von neuem bestätigt worden. Ihr Vf. hat einige Anlage zur edlern Latinität; aber bey der Anlage ist es nur geblieben. Unlateinische Ausdrücke, wie *scientias nos equidem*, könnten wir genug anführen. Ueberhaupt ist es eine grösstentheils steife, mit Germanismen beladene, zuweilen kaum recht verständliche Arbeit. Man höre nur z. B. S. 17.: „*Paucitas tantummodo hominum fuit* (vermuthlich im Original: „es gab . . . geringe Anzahl Menschen.) *qui et ex hujus infortu*...

viri, atque eorum, qui cibos illi quotidie praebebant, conditione et statu dolorem animis caperent, cum misero isti haud minus male esset quam illi. qui per totam vitam somno est deditus, atque praeterea viva ipsius morte haud paucis hominibus tempus, pecuniam ac vel virtutem furtim abriperet." Oder S. 48: „*Haud paucae sane tum temporis terrae fuere repertae*" etc.; ingleichen S. 138. „*Hic libellus est unus ex praestantissimis scriptis*" etc., und S. 140: „*Quis quaeso hic inveniretur, qui non plane obstupefactus hanc viri illius inauditam fortitudinem admiraretur;*" und noch einmal S. 251.: „*Quare vobis facile erit cogitatu*, (doch wohl: ihr könnt also leicht denken?) *quanta Protestantium esse laetitia deberet*, (seyn musste,) *cum nunc ipsis Deum laudibus celebrare ac venerari lingua vernacula liceret.*" Im alten Latein müsste doch wohl diese letztere Stelle ungefähr so heissen: *Facile ergo intelligitis, quanta fuerit Protestantium laetitia, quibus jam vernacula lingua divinas laudes celebrare liceret.*

Göttingen, in d. Vandenhöck- u. Ruprechtschen Buchhandl.: *Kurze Geschichte der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Ungarn*, vom Anfange der Reformation bis Leopold II. Nebst dem neuesten Religionsgesetze. 1794. 124 u. 12 S. gr. 8.

Diese Schrift soll ein Versuch theils zur Belehrung der Jugend, theils für die Prediger seyn, die sich in der Religionsgeschichte ihres Vaterlandes wenig umgesehen haben. Eigentlich muss zwar der Prediger weit mehr von dieser Geschichte wissen, als die Jugend: und daher scheint es, dass einerley Buch nicht für beide bestimmt werden könne. Indessen steht es auch jüngern Lesern frey, sich daraus nur gerade so viel zu nehmen, als ihre Wissbegierde oder ihre Fassungskraft verlangen. Der Vf. hat seine Geschichte in folgende gut gewählte Zeiträume abgetheilt: I. Vom Anfange der Reformation bis auf den Wiener Frieden und dessen Bestätigung. J. 1517 bis 1608. Ueber den Religionszustand von Ungarn beym Eingange dieser Periode hätte etwas mehr vorangeschickt werden sollen. Die ungemeine Verbreitung der Reformation in Ungarn, auch mitten unter allen Bedrückungen, bis zu dem Wiener Religionsfrieden wird zuerst beschrieben; sodann die innere Geschichte der Protestanten daselbst hinzugesetzt, welche hauptsächlich aus Nachrichten von den berühmtesten Beförderern ihrer Religion, ihren Synoden u. dgl. m. besteht. II. Vom Wiener bis zum Linzer Frieden und dessen Bestätigung. J. 1608 — 1647. Anfänglich das goldne Zeitalter der Evangelischen, die bereits den beträchtlichern Theil des Reichs auf ihrer Seite hatten; doch wurde bald der Wiener Friede gegen sie gedeutet: und noch mehr schadete ihnen des Jesuiten Pázmány Proselytenmacherey. Schon verloren sie auf 300 Kirchen. Der Fürst Rakozi bewirkte ihnen noch eine Bestätigung ihrer Rechte zu Linz. Völlige Trennung der Protestanten von einander; ihre zahlreichen Kirchen und Schulen; doch sammelte sich die Gemeine zu Pressburg unter allen Freystädten am spätesten, erst seit dem J. 1606. III. Vom Linzer Frieden bis auf die Oedenburger Artikel, J. 1647 — 1681. Grausame Verfolgung der Protestanten, besonders unter der Anführung von zwey wüthenden Prälaten, Szelepchény und Kollonich, und unter dem Vorwande einer Theilnehmung an der Empörung dieser Zeit in Ungarn. Durch die Artikel des Oedenburger Landtags vom J. 1681 erhielten sie zwar dem Anschein nach eine Milderung ihres Schicksals; aber unter solchen dem Religionsfrieden zuwiderlaufenden Clauseln und Einschränkungen, dass man immer darüber streiten, und sie in den dürftigsten Zustand herabsetzen konnte. IV. Von den Oedenburgischen Artikeln bis zur Resolution Karls VI. J. 1681. — 1731. Es erfolgte also die Verdrehung jener Artikel und neue Misshandlung der Protestanten durch schlaue Kunstgriffe des katholischen Clerus, dem sie auch durch die gedachte kaiserliche Resolution Preis gegeben wurden. V. Vom J. 1731 bis 1790 oder bis auf die Artikel Leopolds II. Nun wurde desto methodischer an der Unterdrückung der gesammten evangelischen Religionsfreyheit gearbeitet. Bloss in den ersten 13 Jahren dieses Zeitraums verloren die Evangelischen 136 Kirchen, und von 1681 bis 1773 nicht weniger als 675. Wenn sich der höhere katholische Clerus jede Niederträchtigkeit und Gewalt gegen sie erlaubte: so waren die sonst gutgesinnten Fürsten *Karl* und seine berühmte Tochter *Maria Theresia* wider alle gesunde Staatsklugkeit gegen denselben nachgiebig. Wie viel endlich die Evangelischen *Joseph II*, und vorzüglich *Leopold II* durch die Wiederherstellung des gesetzmässigen Religionsfriedens zu danken haben, ist noch in frischem Andenken. An der Spitze jeder Periode sind die Quellen der Geschichte derselben, auch handschriftliche, genannt; und am Ende folgt eine chronologische Tabelle zur leichtern Uebersicht der merkwürdigsten Veränderungen. Zu der vorgesetzten Absicht ist diese Schrift allerdings ganz brauchbar. Man muss sie indessen nur als den Auszug eines grössern Werks ansehen, das der Vf. jetzt noch nicht für gut befindet herauszugeben; dessen reifere Bearbeitung und Bekanntmachung wir aber allerdings wünschen.

Riga, b. Hartknoch: *Abhandlungen über die Geschichte und Alterthümer, die Künste, Wissenschaften und Literatur Asiens*, von *Sir William Jones und andern Mitgliedern der 1784 zu Calcutta in Indien errichteten gelehrten Gesellschaft.* Aus dem Englischen übersetzt, und mit Anmerkungen, ausführlichen Erläuterungen und Zusätzen bereichert von D. *Johann Friederich Kleuker*. Erster Band. 456 S. Zweyter Band. 410 S. 1795. 8.

Da die *Asiatic Researches*, aus denen die Abhandlungen genommen sind, in der A. L. Z. angezeigt sind, so ist der Werth derselben unsern Lesern bekannt. Sie werden sich mit uns freuen, dass sich Hr. Kl. der weitern Bekanntmachung derselben unterzogen hat. (Ein viel günstigeres Schicksal haben die *Researches* unter uns erfahren, als die ihnen in verschiedener Rücksicht nicht unähnlichen *Notices et extraits des MSS de la Bibliotheque du Roi.*) Hr. Prof. Fick in Erlangen hatte schon den Anfang gemacht, sie für die Vossische Buchhandlung

lung in Berlin zu übersetzen, als die Hartknochische dasselbe Unternehmen durch Hn. Kl. ausführen wollte. Die Buchhandlungen verglichen sich dahin, dass der letztern der Verlag überlassen wurde. Das schon fertige Manuscript der Uebersetzung wurde an Hn. K. geschickt, um es durchzusehen, in nöthigen Stellen zu berichtigen, und die erfoderlichen Anmerkungen und Zusätze zu machen. Es waren auch schon 5 Bogen mit Anmerkungen von Hn. Fick abgedruckt, die der Verleger nicht zur Maculatur machen wollte. Als Kenner der englischen, und noch mehr der orientalischen Literatur, ist Hr. K. Hn. Fick weit überlegen. Jener ist daher genöthigt, in den am Ende angehängten Anmerkungen viele Fehler des Hn. F. nicht allein in der Uebersetzung, sondern auch in den hinzugesetzten Erläuterungen zu verbessern. Diese Verbesserungen hören mit dem 5ten Bogen auf, weil soweit der Abdruck der Fickischen Uebersetzung vollendet war, als Hr. K. in die Stelle des Hn. Fick trat. Allein die Fickische, obgleich von Kleuker durchgesehene, Uebersetzung geht durch 12 Abhandlungen; und im ersten Bande ist nur die 13te oder letzte von Kleuker übersetzt. Hr. Fick wird daher auf dem Titel des ersten Bandes als Uebersetzer genannt, hat aber an dem zweyten gar keinen Antheil gehabt. Die in dem ersten Bande enthaltenen Abhandlungen sind 1) über die Hindus; 2) die Araber; 3) Tataren; 4) Perser; 5) Sinesen; 6) die Gottheiten Griechenlands, Italiens und Indiens; 7) die Literatur von Asien, sämmtlich von Sir W. Jones. 8) Ueber die Literatur der Hindus, von G. Kaut. 9) Die indischen Ordalien von Ali Ibrahim Khan, mitgetheilt von W. Hastings. 10) Die Abstammung der Afganen von den Juden, von Vensittart. 11) Nachricht von Nepal, von P. Giuseppe. 12) Ueber die Zeitrechnung der Hindus, nebst 13) einer Zugabe zu dieser Abh. von Sir W. Jones.

Der zweyte Band enthält zuerst Hn. *Ks*. Zusätze zur Erläuterung und richtigern Beurtheilung der im 1 Bd. abgedruckten Abhandlungen S. 1—262. Schon aus der Seitenzahl sieht man, dass sie beträchtlich sind. Sie empfehlen sich aber noch mehr durch ihren innern Werth, nämlich durch eine grosse Belesenheit in den zum Theil seltenen, zur asiatischen Literatur gehörigen, Schriften. verbunden mit einer reifen Beurtheilungskraft. Die Meynungen und Hypothesen des H. Jones werden geprüft, und wo sie einer Berichtigung bedurften, berichtiget. Wenn z. E. Hr. Jones es für wahrscheinlich hält, dass Iran der Ursitz der Menschen gewesen, und von hieraus die Welt bevölkert sey, so zeigt Hr. K. sehr ausführlich Zus. LVI., was für und wider diese Hypothese gesagt werden könne. Hn. Jones Zweifel an der Aechtheit der in den alten Sprachen Zend und Pehlwi noch vorhandenen Schriften werden widerlegt Zus. XLI., und die Richtigkeit der Niebuhrischen Abzeichnung der persepolitanischen Inschriften aus der Erklärung, die Sylvester de Sacy 1793 darnach gegeben, bewiesen Zus. L. Den Liebhabern der indischen Religionslehre wird es lieb seyn, dass oft Auszüge aus *Paulinus Systema Brahmanicum* vorkommen. Doch dies sind nur wenige Proben aus den Erläuterungen des Hn. K., die in die Abhandlungen so innig verwebt sind, dass, wer diese lieset, auch jene dabey zu Rathe ziehen muss. Ausser den Zusätzen sind noch im 2ten Bde folgende übersetzte Abhandlungen: XIV. Bemerkungen über die Insel Hinzuan oder Johanna. Da diese schon von Sprengel übersetzt sind: so hätten sie hier so gut wegbleiben können, als die Nachrichten von Tibet, die sich im 1 Th. der Researches befinden. XV. Ueber das indische Schachspiel. XVI. Ueber das zweyte kanonische Buch der Sinesen. XVII. Ueber das Alterthum des Sinesischen Thierkreises. XVIII. Entwurf einer Abhandlung über die indischen Pflanzen. XIX. Ueber die Spike Narde (*spica nardi*) der Alten. Auch diese Abhandlungen hat Hr. K. mit einigen Anmerkungen unter dem Text begleitet.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Hannover*, b. Hahn: *Anleitungen wie Landleute und alle der Rechte unkundige Personen einen Handel oder Vertrag mit Vorsicht schliessen können.* Von *C. E. Münter*, D., Adv. u. Procurator bey (der) k. kurf. Justizkanzley zu Zelle. *Zweyter Theil.* 1794. 90 S. 8. In dem ersten Theile hat der Vf. die allgemeinen, bey Eingehung der Verträge überhaupt zu befolgenden, Vorsichtsregeln an die Hand gegeben; nun will er die besondern Cautelen der einzelnen Verträge aufzählen. Mit den Realcontracten macht er den Anfang, und geht in diesem zweyten Theile das *depositum*, *commodatum* und *mutuum* durch. — Deutlichkeit, Vollständigkeit, auch Bestimmtheit der Begriffe und des Ausdrucks kann man diesen Aufsätzen nicht absprechen, und vorzüglich hat es Rec. gefallen, dass der Vf. allezeit bey den verwickeltern Fällen die Zuziehung eines Rechtsverständigen anräth. Nur hin und wieder stösst man auf kleine Unrichtigkeiten, die gerade in einem Werke der Art doppelt gefährlich sind, und mancher dürfte es nicht ohne Grund tadeln, dass der Vf. zu viele Cautelen angegeben hat, die dann den der Rechte nicht kundigen nothwendig verwirren und ganz ungewiss machen müssen. Ueberhaupt hat sich Rec. bey dem Durchlesen dieser Schrift aufs neue überzeugt, dass eine vollkommen zweckmäsige Ausarbeitung eines solchen Werks bey unserer deutschen Gesetzverfassung mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten umwunden ist, und dass bey den nicht zu vermeidenden mannichfaltigen Mängeln die Frage von der Nutzbarkeit solcher Anleitungen immer sehr problematisch bleibt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. December 1795.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, in der Weidmannischen Buchh.: *William Cruikshank's und anderer neuere Beyträge zur Geschichte und Beschreibung der einsaugenden Gefäße oder Saugadern des menschlichen Körpers.* Mit Kupfern. Mit einigen Anmerkungen und einer Uebersicht der Literatur der Saugaderlehre vermehrt herausgegeben von D. *Christian Friedrich Ludwig*, d. A. W. und Naturgesch. öff. Lehrer auf der Universität Leipzig etc. 1794. 156 S. 4.

Eben so verdienstlich, als die Uebersetzung der beiden wichtigen Werke über die Saugadern von Cruikshank und *Mascagni*, ist auch diese Zugabe, welche der Fleiss des Hn. Prof. *Ludwig* uns geliefert hat. Sie enthält folgende Stücke. I. *William Cruikshank's Zusätze zu seiner Geschichte und Beschreibung der Saugadern des menschlichen Körpers;* aus der zweyten Ausgabe seines Werks. London 1790. Richtige Unterscheidung des Einsaugens unbelebter Körper nach hydrostatischen Gesetzen, und des Einsaugens belebter Körper vermöge der Lebenskraft. Eine kurze Berührung der Frage: wo die Galle bleibe, welche in viel grösserer Quantität abgesondert wird, als diejenige beträgt, die mit dem Kothe abgeht, da doch der Speisesaft weder gelb noch bitter ist, und mithin keine Galle zu enthalten scheint. (Es kann gar wohl seyn, dass die Enden der Pfortaderäste etwas aus den Därmen, vielleicht Galle, oder doch einen gewissen Stoff aus der Galle einsaugen, wenn es gleich nicht wahrscheinlich ist, dass sie Chylus aufnehmen. Man sehe darüber das erste Capitel in *Hildebrandts Buche über die blinden Haemorrhoiden. Reverhorst de motu bilis circulari eiusque morbis* (L. B. 1692) wäre hier mit anzuführen gewesen, indem derselbe aus seinen Beobachtungen über die Quantität der Galle bey Hunden geschlossen, dass ein Theil derselben eingesogen werden müsse. Es kann indessen auch wohl geschehen, dass die Galle bey der Verdauung zersetzt, und ein Theil derselben, ohne die gelbe Farbe und die Bitterkeit der Galle zu haben, dem Chylus beygemischt wird.) Er glaubt gegen *Haller* und *Walter*, dass die *glandulae conglomeratae* und *conglobatae* Nerven haben, nämlich, dass Nerven nicht bloss durch sie gehen, sondern sich auch in ihnen zerästeln. Die Knoten in den Lungen seyen nicht Saugaderdrüsen, denn diese befinden sich sehr selten in der Substanz der Lungen selbst, sondern kleine scrofulöse Eitergeschwüre (Eitergeschwülste) erst in dem Zellgewebe und nachher in den Luftzellen der Lungen selbst. Das Eiter darinn ist nicht flüssig, wie gemeines Eiter, sondern Klümpchen Käse ähnlich. (*Baillie's* Meynung und Beschreibung in seiner *Anatomie des krankhaften Baues* übers. von *Sömmerring* S. 38 stimmt damit überein. Rec. hält jedoch jene käseähnliche Materie nicht für wahres Eiter, obwohl diese Knoten oft in Geschwüre übergehen, und dann mit Eiter gefüllt werden.) Am Ende eine neue ausführliche Abhandlung von den Saugadern der Brüste. Er hat die kleinen Bläschen anzufüllen, in welche sich die Schlagadern, welche die Milch absondern, endigen, und aus denen die Gänge entspringen, welche die Milch herausführen: indem er das Quecksilber in die letzteren Gänge getrieben. II. *Zusätze zu Paul Mascagni's Geschichte und Beschreibung der Saugadern des menschlichen Körpers.* Nämlich Anmerkungen aus *Mascagni's* grossem Werke noch nachgeholt. Hier kann Rec. S. 26 nicht verstehen, da er das Original nicht vergleichen kann, wie stählerne Röhren, die zum Anfüllen der Saugadern mit Quecksilber dienen, dabey leicht *zerstochen* und *zerrissen* werden können, und daher gläserne, die doch auch leichter *zerbrechen*, vorzuziehen seyn sollen. Die Anastomosen der mittlern und grössern Saugadern auf der Oberfläche der Leber, welche *Werner* und *Feller* angezeigt haben, hat *Mascagni* niemals wahrnehmen können: doch sagt Hr. Prof. *L.* in der beygefügten Note, dass er selbst ein Präparat besitze, an welchem er mehr und grössere Zerästelungen sehe, als *Mascagni* gezeigt habe. (Aber auch Anastomosen unter den mittlern und grössern Aesten? Denn *die* sind es, welche *Mascagni* läugnet.) Den Unterschied, welchen *Portal* zwischen den Drüsen der Luftröhrenäste und den lymphatischen Drüsen der Lungen angenommen hat, will der Vf. nicht gelten lassen. (Die lymphatischen Drüsen jener Aeste sind zwar eben solche, als die lymphatischen Drüsen der Lunge, aber die Schleimdrüsen (*Folliculi mucosi*) der Luftröhre sind doch gar wohl zu unterscheiden. Diese sind es, welche bey der *Phthisis pituitosa* so reichlichen und oft dem Eiter äusserst ähnlichen Schleim geben.) Bey der Erwähnung der Arzneyen, welche als Dämpfe in die Luftröhre gebracht werden sollen, S. 38 wären auch die Gasarten zu erwähnen, welche durch Einathmung heilsam werden können, und so insbesondere das neulich von *Beddoes* in England und nächstdem von *Girtanner* in Deutschland empfohlene Stickgas, mit dem auch Rec. schon einige Proben angestellt hat, welche ihn wenigstens von palliativer Heilsamkeit desselben auffallend überzeugt haben. In den Anführungen der Zeugnisse von dem Daseyn der Saugadern an verschiedenen genannten Theilen des Körpers S. 36 fgg. vermisst man bey den Namen der meisten Schriftsteller, die vom Vf. genannt sind, die Citate ihrer

ihrer Schriften, obwohl sie nicht durchgängig weggelassen sind. Zuletzt Schlüsse und Folgerungen, die aus einer genaueren Kenntniss des Saugadersystemes könnten gezogen werden, insbesondere auf Krankheiten des Saugadersystemes und auf eine solche Anwendung der Arzneymittel, wobey dieselben durch diese Gefäße in den Körper gebracht werden. Hier insbesondere vom Gebrauche der Bäder. Freylich sollten wir in manchen Krankheiten besonders die Saugadern des Felles mehr durch Bäder, Bähungen, Kataplasmen, Salben, — zu nutzen suchen, und nicht immer dem Magen zumuthen, die Arzneyen zum Besten des übrigen Körpers aufzunehmen! Der Vf. redet auch der russischen Weise, sich warm zu baden und dann schnell im kalten Wasser oder Schnee wieder kalt zu machen, das Wort. III. *Geschichte der lymphatischen Gefässe*, von einem ungenannten Vf. aus dem *Giornale per servire alla storia ragionata della medicina di questo secolo*. Venezia 1783. Tom. I. Eine sehr lesenswürdige Abhandlung, mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit abgefasst: sie enthält eine allgemeine anatomische Beschreibung der Saugadern, mit einer physiologischen Betrachtung ihrer Verrichtungen verbunden, und zugleich eine Geschichte der Entdeckung dieser Gefässe. Sie würde noch brauchbarer seyn, wenn sie vollkommener geordnet wäre. Bey den Spuren von Kenntniss der Milchsaftgefässe (*Vasa chylifera*) in den Schriften der Alten wäre noch *Galens* Nachricht vom *Herophilus* (*de us. part.* IV. 19) anzuführen gewesen. Man könne alle Saugadern von den Schamtheilen bis an den Hals anfüllen, ohne eine einzige Drüse zu füllen; dadurch sey klar, dass nicht alle Saugadern durch Drüsen gehen, ehe sie sich in die Blutvenen ergiessen. Betrachtung der Saugadern und ihrer Verschiedenheiten bey Vögeln, Amphibien und Fischen nach *Hewson*. *Fontana's* Beobachtungen über die Structur der Krystalllinse. Sie besteht nach diesen aus einer Menge dichter biegsamer durchsichtiger gekrümmter parallel laufender Cylinder, welche durch krumme Cylinder mit einander verbunden sind, und ihm die Anfänge von Saugadern zu seyn scheinen. (Diesen Beobachtungen kann man nunmehr die von *Reil* (*diss. de lentis crystallinae structura fibrosa*. Hal. 1784) und die von *Young* (*Philos. transact.* 1793. P. II. p. 169) beyfügen, welche Fasern in der Linse beobachtet haben, die der letztere für Muskelfasern hält.) Diese drey Theile des Buches hat Hr. L. durch literarische und physiologische Anmerkungen, bey denen es aber nöthig gewesen wäre, sie von denen der Vff. zu unterscheiden, noch nützlicher gemacht. S. 81 fgg. zeichnet sich vorzüglich eine ausführliche Anmerkung aus, welche die Verschiedenheit der Reizbarkeit in den verschiedenen Theilen des Körpers betrifft. Eine und die andere Stelle derselben möchte einer Verbesserung bedürfen, z. B. „Es ist bekannt, wie die Harngänge bloss den Reiz der spanischen Fliegen empfinden.“ da allerdings auch *andere* Theile für die Schärfe derselben sehr empfindlich sind, und die Harngänge auch nicht *bloss* diese Art von Schärfe empfinden, so dass diese Stelle, man verstehe sie wie man wolle, nicht richtig zu seyn scheint. IV. *Chronologisches Verzeichniss der Schriftsteller, welche die Saugaderlehre von 1564 bis auf die neuesten Zeiten erläutert haben*. Mit diesem hat Hr. L. den Liebhabern der anatomischen Literatur einen sehr angenehmen Dienst erwiesen. Es fängt schon von 1509 mit dem *Leonicenus* an. 1564 entdeckte *Eustachius* den *ductus thoracicus*. (Er sah ihn in einem Pferde, kannte jedoch seine Bestimmung nicht, und hielt ihn für eine *Vena thoracica*. *De vena sine pari*. Antigr. 13.) *Caspar Asellius* entdeckte die Milchgefässe 1626. (Schon 1622 am 23 Jul. obwohl erst 1627 nach seinem Tode sein Buch *de lacteis venis* erschien.) (Bey dem Jahre 1639 fehlt *Nicol. Tulpius*, welcher im Winter 1639–40 die Milchgefässe im Menschen zuerst demonstrirte. Man sehe *Wittwers* Biographie des *Tulpius* in *Baldingers med. Journal*. 13 St. S. 19 fgg.) *Joh. Pecquet* entdeckte (1649) das *receptaculum chyli*. (Beym *Harvey* 1651 wäre anzuführen gewesen, dass derselbe die Entdeckung der Milchgefässe verwarf, um nicht von seiner Meynung abzugehen, dass die Venen des Pfortadersystemes den Chylus einsögen.) 1649 und 1652 sind die Rivalen, *Olof Rudbeck* und *Thomas Bartholin* aufgeführt, ohne jedoch, vielleicht als zu bekannt, dabey zu sagen, dass diese beiden, oder vielleicht nur der erstere, die Entdecker der Saugadern, ausser den vorher schon bekannten Milchsaftsgefässen, sind. 1652 ist *Jolyffe* genannt, (welchen *Glisson* in seiner *anatomia hepatis*. Hag. 1681. p. 319 als seinen Gewährsmann anführt). Der Raum gestattet nicht, das ganze Verzeichniss durchzugehen: es ist gewiss überaus brauchbar und weiset auf manche wenig bekannte die Saugadern betreffende Stellen, welche in Schriften über andere Gegenstände enthalten sind. Am Ende sind zwo Kupfertafeln beygefügt, welche zur zweyten Ausgabe von Cruikshanks Saugaderlehre hinzugekommen sind. Auf der ersteren sieht man unter andern abgebildet, ein Stück von dem Netze einer Seeschildkröte, um die Lage der Gefässe in demselben zu zeigen. Die Schlagader liegt in der Mitte, auf jeder Seite derselben liegen zwo Saugadern, dann auf jeder Seite zwo Blutvenen, und dann wieder auf jeder Seite zwo Saugadern. Auf der zweyten Tafel ein besonders grosser (weiter) *Ductus thoracicus*.

JENA, in der akad. Buchh.: D. *J. G. Röderers Anfangsgründe der Geburtshülfe* mit einer Vorrede, Anmerkungen und Zusätzen vom Hofrath D. *Stark*. aus dem Lateinischen übersetzt von D. *Henckenius*, Physikus in Boxberg. 1793. 480 S. 8.

Es ist nicht zu verwundern, dass in unsern übersetzungssüchtigen Zeiten, wo man sogar auch die lateinischen Compendia von irgend einiger Bedeutung verdeutscht, auch die Reihe an Röderer gekommen ist. Röderers Elementa sind noch immer eins der vorzüglichsten Handbücher über die Entbindungskunst, welches wohl verdiente ins Deutsche übersetzt zu werden. Hr. Hofr. *St.* gebraucht dies Buch zur Grundlage seiner Vorlesungen; was er in der Einleitung in Rücksicht des Uebersetzers sagt, ist lobenswerth; in Ansehung des Compliments, welches er seinen Schülern dabey macht, mag

mag er sich bey diesen verantworten. Die Uebersetzung ist nach der Ausgabe von *Wrisberg* von 1766 gemacht. Im Ganzen läfst sie sich gut lesen, hin und wieder ist sie doch ein wenig zu ängstlich gemacht. So finden wir manche Meynungen, die zu jenen Zeiten neu waren, auch noch so in der Uebersetzung. Dies hätte füglich können geändert werden. Die Anmerkungen von Hn. *S.* betreffen die neuen Bereicherungen und Entdeckungen, welche seit jenen Zeiten gemacht sind. Sie sind im Ganzen von keiner grofsen Erheblichkeit; denn bey den wichtigsten verweifset er allemal auf seine Vorlesungen zugleich. Der stärkste Zusatz betrifft die Operation der Synchondrotomie, welcher Hr. *S.* sehr gewogen ist. Rec. hat diese Operation verschiedentlich an Cadavern gemacht, und stimmt vollkommen Hn. *S.* bey, dafs der schiefe und grofse Durchmesser des Beckens um einen Zoll und selbst darüber, durch die Schaamknochentrennung erweitert wird. Nun lehrt aber die Erfahrung, dafs bey natürlichen Geburten der Kopf allezeit im schiefen Durchmesser eintritt, und dafs man bey der Anlegung der Zange und der Wendung den Kopf am leichtesten im schiefen Durchmesser lösen kann; folglich fallen die Widersprüche von selbst weg, welche man in Ansehung der Erweiterung des Beckens gemacht hat. Inzwischen sind die Folgen dieser Operation doch allemal sehr bedenklich. Wir würden daher auch, in dem Falle, wo man noch Raum genug hat, die Zange anzulegen, nach dem Rath des Hn. *S.* die Operation nicht machen, sondern durch behutsames Zusammendrücken der Zange die Frucht suchen herauszubringen. Es ist schauderhaft, wenn man erwägt, dafs die meisten Frauen, welche diese Operation überlebt haben, Zeitlebens sehr elend gewesen, eine Zerrüttung der Gesundheit und mannichfaltige Zufälle erlitten haben; diese kann man gewifs nicht immer den Operateurs zur Last legen. Die Fälle, wo man die Operation nicht machen darf, und das Verfahren selbst, sind kurz beschrieben. Das Register ist sehr vollständig und bequem eingerichtet.

PHYSIK.

WIEN, b. Wappler: *Joseph Franz Edlen von Jacquin's* d. Kön. Acad. d. Wiss. zu Turin Correspondenten; der Linn. Gesellsch. zu London; d. naturf. Ges. zu Paris; der Provincialgesellsch. d. Künste u. Wiss. zu Utrecht; der physisch-medic. Ges. zu Basel; u. d. Ackerbaugef. zu Turin, Mitgliedes, *Lehrbuch der allgemeinen und medicinischen Chymie.* Zum Gebrauche seiner Vorlesungen. Erster Theil 1793. 344 S. Zweyter Theil. 1793. 243 S. u. Reg. 8.

Dem Vf. dieses Lehrbuchs, welches gänzlich auf das neue System gegründet ist, mufs Rec im Ganzen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs selbiges, bis auf die nicht ganz zu billigende Anordnung der Materien, mit gehöriger Deutlichkeit, mit philosophischer Auswahl der Hauptmomente, und besonders mit schicklicher Beziehung auf den besondern Zweck, nämlich als Lehrbuch der medicinischen Chemie, abgefafst ist. Im ersten Theile handeln die 6 ersten Abschnitte die chymische Auflösung, die chymischen Verwandschaften, den Wärmestoff, den Lichtstoff, die Atmosphäre, und das Wasser, ab. Die Bearbeitung dieser Gegenstände ist meisterhaft; doch gehört sie eigentlich weniger dem Vf. als dem unsterblichen Lavoisier, aus dessen *Traité élémentaire de Chimie* das meiste entlehnt ist. Die übrigen Gegenstände sind nach den 3 Naturreichen eingetheilt. Bey dem Vortrage der Chemie kann es zwar nicht ganz vermieden werden, dafs nicht Anfangs von Sachen die Rede seyn sollte, die erst durch späterhin vorkommende gehörig erklärt werden können; daher bey jeder Ordnung immer etwas vorausgesetzt werden mufs. Am zweckwidrigsten scheint indessen die, vom Vf. befolgte, Eintheilung der Körperwelt nach den 3 Reichen der Natur; so zweckmäfsig diese übrigens für die Naturgeschichte ist. Eine grofse Anzahl chemischer Substanzen gehört in alle 3 Reiche der Natur. Es mufs also von ihnen an 3 verschiedenen Orten gehandelt, und der natürliche Zusammenhang derselben widernatürlich getrennt werden. Dieser Lehrordnung zufolge, beschäfftigt sich nun der übrige Inhalt des ersten Theils mit dem Mineralreiche, und geht der Vf. in 82 Abtheilungen, die Salze, die Erden und ihre Verbindungen mit Säuren, die brennbaren Körper, und endlich die Metalle, durch. Schicklicher wäre es wohl gewesen, erst von den Säuren überhaupt, und dann von ihren Verbindungen, zu handeln; dadurch wäre es verhindert worden, dafs nicht erst von den Neutral- und Mittelsalzen, welche die Schwefelsäure bildet, und hinterher erst von dieser selbst, geredet würde. — Der zweyte Theil ist dem Pflanzen- und Thierreiche gewidmet. In 27 Abschnitten, welche sich mit dem Pflanzenreiche beschäfftigen, werden das Verhalten der vegetabilischen Körper bey einer Hitze bis zum siedenden Wasser, das Verhalten derselben bey einer höhern Temperatur, die Phänomene der Gährung und Fäulnifs, betrachtet, und zuletzt wird von einigen pharmaceutischen Zusammensetzungen gehandelt. Bey dem Thierreiche werden die bekannten Bestandtheile thierischer Körper, als Milch, Blut, Galle, Magensaft u. f. w. einzeln abgehandelt; dann folgen allgemeine Betrachtungen über die nähern und entferntern Bestandtheile, und zuletzt über die Fäulnifs derselben. Als Anhang ist diesem Theile noch ein Abrifs des phlogistischen Systems, und eine Beschreibung des Woulfischen Apparats, beygefügt, und letztere mit einer Kupfertafel begleitet. — Als Beweis der Aufmerksamkeit, mit welcher Rec. dieses Buch durchgelesen hat, fügt er noch folgende Bemerkungen hinzu. — *Unverbrennlichkeit* auch im strengsten Verstande, kann nicht, wie es §. 136 gesagt wird, als ein Charakter der Salze angenommen werden; denn, ohne zu erwähnen, dafs Salpeter diejenigen Salze, welche durch die Säuren des Pflanzenreichs, und die meisten, welche durch die Säuren des Thierreichs gebildet werden, durch die Einwirkung des Feuers zerstört werden, und also verbrennen, so können ja auch diejenigen Salze, welche die unvollkommene Schwefelsäure mit Alkalien und Erden macht, d. i. alle Sulfiten, sehr wohl noch

mehr Sauerstoff annehmen; und dadurch zu vollkommenen schwefelsauren Salzen werden. Hieran hat der Vf. wohl nicht gedacht, wenn er sagt: die Salze können als solche nie weiter mehr in eine wahre Verbindung mit dem Oxygen treten; ob er gleich §. 247 selbst diese Salze anführt. — *Nitrum tabulatum*, §. 163, enthält, da nach allen Vorschriften Schwefel hinzugesetzt wird, mehr oder weniger Doppelsalz, und unterscheidet sich auch dadurch von dem krystallisirten Salpeter. — Wenn §. 246 behauptet wird, dass das mit Schwefelsäure übersättigte Doppelsalz von der Salpeter- und Salzsäure zersetzt werden könne, so ist dieses ungegründet. Im Gegentheil zersetzt dieses Salz die salpeter- und salzsauren Neutralsalze, und treibt überhaupt alle Säuren aus, welche der freyen Schwefelsäure weichen. — Nicht nur die reine caustische Potasche, §. 251, sondern auch die kohlensaure, zersetzt das Glaubersalz. — So leicht ist es wahrlich nicht, als es der Vf. §. 362 beschreibt, die Kohlensäure von der natürlichen milden Schwererde zu trennen. — Nicht würflichte, §. 359, sondern sechsseitige tafelartige Krystallen, bildet die salzsaure Schwererde. — Irrig rechnet der Vf., §. 367, die *schwefelsaure Bittererde* zu den Bestandtheilen des Egerwassers. Wie könnte auch solche dann neben dem freyen Mineralalkali bestehen? — Das Bittersalz lässt nie, auch bey dem heftigsten Feuer, seine Säure fahren, §. 368. — Im §. 391 wird die Beymischung des, aus hinzugesetzter Potasche entstehenden Duplicatsalzes im Alaun mit Unrecht eine Verunreinigung desselben genannt; denn ohne diese Beymischung erhält man ja gar keinen regelmässigen Alaun. — Dass nicht sogleich ein Niederschlag erfolgt, wenn Potaschenlauge zu einer Auflösung des Alauns gegossen wird, rührt daher, dass ein Theil des Laugensalzes verwandt werden muss, um die ungebundene Säure zu sättigen; nicht, wie Hr. *v. J.* §. 398 vermuthet, dass die Verbindung der Alaunerde mit Kohlensäure im Wasser auflösbar sey. — Bey dem Golde ist die so bequeme Reinigungsart desselben, durch Fällen mit Eisenvitriol, nicht angeführt. — Zur Wiederherstellung des Silbers aus Hornsilber, §. 528, sind 4 Theile fixes Laugensalz zu viel. — Wenn der rothe Quecksilberpräcipitat zuweilen noch Salpetersäure enthält, so ist diese doch kein Bestandtheil desselben, wie man nach §. 543 glauben sollte. — Der §. 551 schreibt, zur Bereitung des *Mercurius dulcis*, gleiche Theile *Mercurius sublimatus* und *vivus* vor. Dies Verhältniss ist nicht das richtigste, indem 3 Theile von letzterm zu 4 Theilen des erstern hinlänglich sind. — Der *Spiritus Libavii*, §. 555, ist keine *braune*, sondern eine wasserhelle, ungefärbte, sehr schwere, Flüssigkeit. Auch ist die sogenannte *Zinnbutter* keine Flüssigkeit, welche beym Erkalten erst fest würde, sondern sie sublimirt sich sogleich als eine feste Substanz während der Arbeit. Richtiger wäre es auch gewesen, den *Spiritus Libavii* beym Zinn, als hier beym Quecksilber, abzuhandeln. — Vom *Mercurio acetato*, *phosphorato* und *solubili H.* ist weder hier beym Artikel vom Quecksilber, noch an einem andern Orte, etwas gesagt. — Das *salzsaure Eisen*, §. 589, schiesst allerdings zu schönen, und zwar smaragdgrünen, Krystallen an, wenn die Auflösung dazu gelinde abgedunstet wird. — Wenn von dem *Bleyvitriol* §. 607 gesagt wird, dass er sich in 18 Theilen Wasser auflöse, so kann dieses nur dann gelten, wenn die Säure prädominirt. Wahrer Bleyvitriol ist im Wasser unauflöslich. — Dass §. 633 der Methode, die Spiesglanzbutter aus Kochsalz, Spiesglanzkalk und verdünnter Schwefelsäure zu bereiten, der Vorzug vor der ältern Vorschrift, aus Mercur. sublimat. und Spiesglanz, gebühre, unterschreibt Rec. nicht. — Im §. 848 wird behauptet, dass, wenn man eine Mischung aus Kochsalzsäure und Alcohol über Braunstein destillirt, und die zuerst übergegangene Flüssigkeit noch einmal über Pottasche rectificirt, man einen wahren *Salzäther* erhielte. Dies ist ungegründet. Man erhält aus obiger Mischung nie einen leichten Salzäther, sondern bloss ein schweres gewürzhaft riechendes Oel. Aechter wahrer Salzäther, dessen Existenz von Einigen ganz irrig hat geläugnet werden wollen, wird nur allein erhalten, wenn *Spiritus Libavii* mit Alcohol bearbeitet wird. — An einem wahren *Zuckeräther*, §. 849 zweifelt Rec. aus guten Gründen sehr. — Im §. 865, heisst es, dass die *Terra foliata Tartari* zum medicinischen Gebrauche auch nur mit gemeinen Essige bereitet werde, wo die färbenden, extractiven Theile dabey bleiben. Wo geschieht dies? und wenn es irgendwo geschieht, so ist es unrecht und zweckwidrig; da man aus rohen Essig stets ein Gemisch aus Blättererde und weinsteinsaurem Laugensalze erhalten wird. — Die *essigsaure Kalkerde* ist kein an der Luft zerfliessbares Salz, wie es §. 869 heisst. — Im §. 1039 steht die *phosphorsaure Soda* mit Unrecht unter den Substanzen, aus welchen man, mit Zusatz von Kohlenstaub, Phosphor destilliren könne.

KLEINE SCHRIFTEN.

FREYMAUREREY. *Philadelphia. Jesua Joab an die Wanderer im Thale Josaphat.* 1796. 68 S. 8. (6 gr.) Ein Rosenkreuzer will hier die Freymäurer zu seinem Glauben bekehren. In ihren Logen erführen sie das wahre Geheimniss nie; jeden unterhalte man da mit dem, was er wünsche und hoffe. Dem Liebhaber der Weltweisheit verkündige man den endlichen Aufschluss der Tiefen der Weisheit. Mit dem Verehrer der Alterthümer rede man von den Mysterien der Alten; von Freyheit und Gleichheit mit denen, die darnach strebten; mit dem Chemiker von dem Steine der Weisen u. s. w. Alles das sey nichts. Wer nicht von der Zahl 3 mal 3 oder von der Zahl 7 + 2 sey, kenne den Geist der Maurerey nicht. Um diese Zahl drehe sich das grosse Geheimniss, und alle Symbolen, sie möchten aus der heil. Schrift oder von den Mythen der Alten entlehnt seyn, waren für dasselbe eine undurchdringliche Decke. Der △ zeige die Zahl 3, welche der doppelte multiplicire; und so geht der mystische Unsinn bis zu Ende fort. Ein Blinder will dem andern den Weg zeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. December 1795.

NATURGESCHICHTE.

Regensburg, in d. Montag- u. Weissischen Buchh.: *Botanisches Taschenbuch für die Anfänger dieser Wissenschaft und der Apothekerkunst auf das Jahr* 1794. (258 S.) *auf das Jahr* 1795. (268 S.) Herausgegeben von *David Heinrich Hoppe*, der Hallischen naturforschenden und der Regensburgischen botanischen Gesellschaft ordentlichem Mitgliede.

Mit Vergnügen wird jeder Freund der Botanik die redlichen und angelegentlichen Bemühungen des Hn. *H.* und seiner Gehülfen, die sie zur Ausbreitung der Wissenschaft unternehmen, aus diesem Taschenbuche bemerken können. Die Aufsätze sind fast durchaus von einer unnützen Kleinlichkeit entfernt, und auf die Hauptabsicht, bestimmte Kenntniss der Arten zu befördern, berechnet. Der Vortrag ist überdem so gemässigt und anständig, dass man wenigstens von Regensburg aus nicht befürchten darf, botanische Zänkereyen und Unarten verbreitet zu sehen.

Jahr 1794. I. *Vom Pflanzeneinlegen und Trocknen. Vom Hn. Hofapotheker Constantini in Rothenburg an der Fulde.* Ausführliche, wohlüberdachte, und doch mit gehöriger Kürze angezeigte Vorschriften. Das Bestreuen klebriger Pflanzen mit Sem. Lycopodii ist sehr gut, die Trocknung der Blumen und der Irisarten wie das Erwärmen des Papiers sehr mühsam, aber der Absicht gemäss. Maculaturbogen zunächst an der Pflanze dürften doch wohl besser seyn, als Bogen von Schreibpapier, und das Einlegen der Löschbogen mit den Pflanzen zwischen Lagen grosser Bücher besser, als das Verfahren, das Löschpapier allein anzuhäufen. II. *Anweisung zur Erlangung botanischer Kenntnisse.* Die Art sich diese zu erwerben sey dreyfach; durch akademischen Unterricht, durch Umgang eines botanischen Freundes, und durch Bücher und eignen Fleiss allein. Ueber alles ist viel Gutes und Wahres gesagt, doch glaubt Rec., dass man nichts vollkommen befriedigendes darüber angeben könne, ehe die verschiednen Zwecke genau bestimmt, und die möglichen Hülfsmittel darnach angezeigt werden. Auch fehlt es noch an Werken, welche mit der sorgfältigsten Beherzigung der Bedürfnisse, die man bey der grössern Anzahl voraussetzen kann, das Wesentlichste der Hauptschriften concentrirten, oder vollständigere und deutlichere Naturregister darstellten, als die bisherigen allgemein gebräuchlichen gewesen sind. Doch, wir dürfen hoffen. III. *Bemerkungen über einige aus der Gegend von Regensburg gesammelten, und in der Baierschen Flora nicht befindlichen Pflanzen, vom Hn. Professor Schrank.* Auf 53 Arten werden angeführt, und mehr oder weniger mit Anmerkungen versehen. IV. *Botanische Geschichte der weissen Canelle* (canella alba) *von Olof Schwarz.* Aus dem Magazin für die Naturgeschichte. V. *Empfehlung einiger Pflanzen zur genauern Bestimmung.* Arten von Potamogeton, Phyteoma, Alisma, Lychnis, Camphorosma. VI. *Verzeichniss der seltnen um Havelberg wildwachsenden Pflanzen. Von Hn. Joachimi zu Havelberg*, mit Anzeige der grössern oder geringern Seltenheit an Ort und Stelle. Was Hr. *H.* hier bey Gelegenheit erinnert, ist sehr richtig. VII. *Ankündigung eines Cursus botanischer Spaziergänge von Hn. Curtis, Verfasser der Flora londinensis und des Botanical Magazine* (aus dem Engl.). Die 8 Excursionen fürs ganze Jahr, die zwey Guineen kosten, und deren manche nur etwa 6 Stunden dauern, haben mehr das Ansehen einer Speculation, als dass sie viel Nutzen bezwecken sollten. VIII. *Von der wahren und falschen Quassia amara. Nach den Berichten des Hn. von Rohr, von dem Kammerrath N. Tönder Lund* (aus den Schriften der Copenhagner naturforschenden Gesellschaft). Die unächte ist Q. excelsa. Hr. *H.* hat Anmerkungen beygefügt. IX. *Botanische Excursion nach dem Untersperg* (bey Salzburg), *vom Hn. Funck.* Ein Auszug aus einem Briefe an den Herausgeber. Lebendiges Gefühl für Schönheiten der Natur ist in diesem Fragment eben so unverkennbar, als eine geübte Bekanntschaft mit den Schätzen der deutschen Flora. X. *Verzeichniss einiger schwer zu bestimmenden Pflanzen.* Die Schwierigkeiten sind sehr gut bemerkt, und viele Pflanzen sind auf die Art, wie es schon von Roth versucht wurde, nach den Stellen angezeigt, wo sie im System stehen sollten, um gefunden zu werden. Auch die zufälligern Variationen, die besonders die Zahl betreffen, sind sorgfältig aufgeführt werden. Rec. glaubt, dass Fälle dieser Art eben so, als die beständigern Abweichungen müssen behandelt, und in das System eingetragen werden, wenn sie auch nur bey einer und derselben Specie, aber häufig und bey ganzen Individuen vorkommen. Hr. *H.* meynt selbst, dass man sich nur „vermuthlich" durch die bey mehrerer Vergleichung gefundne häufigere Zahl werde helfen können. XI. *Auszug aus der Beschreibung einer botanischen Reise durch einen Theil von Deutschland.* Von Weissendorf nach Würzburg, Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt, Maynz, Neustadt an der Hardt, Mannheim und Heidelberg. XII. *Nachricht von einigen seltnen, um Salzburg gesammelten Pflanzen, von Hn. Heinr. Chr. Funck.* Gegen.

gen Tausch, oder gegen den äusserst geringen Preis von 1 Ducaten für das Hundert, werden von Hn. *F.* getrocknete Pflanzen, deren Specification beygefügt ist, angeboten. Einige sind neu. Hr. *H.* macht dabey noch einige Bemerkungen, und freut sich mit Recht über den Eifer, die Thätigkeit und Einsicht des Hn. *Funck*, der ein Eleve der Regensburger botanischen Gesellschaft ist. XIII. *Lebensbeschreibung des Ritters Karl von Linné.* Fast zu kurz. Betrachtungen über das Wesentlichste seiner Geistesproducte wären hier noch mehr an ihrer Stelle gewesen, als die etwas flüchtige Beschreibung seiner Schicksale. Brustkügelchen, die der Königin bekamen, halfen Linné in seinem Vaterlande empor, nicht seine Verdienste. Was hinterher geschah, war nur Folge. XIV. *Auszüge aus Briefen an den Herausgeber.* I. *Vom Hn. Pastor Otto Giefeke in Kraja.* Ueber ungemein lange, über das Wasser hinlaufende, schwimmende Flagellen der Lysimachiae vulgaris. In den Anmerkungen des Herausgebers wird auch die Methode angezeigt, Reiser von Weiden und Pappeln, die sonst nicht blühen mögen, des Winters im Zimmer, bloss in Wasser gestellt, zur Blüthe zu bringen. II. *Von Hn. Apotheker Ebermeyer in Braunschweig.* Ueber das Trocknen der Pflanzen fürs Herbarium; Hr. E. liebt grosse Weitläuftigkeit dabey nicht. III. *Von Hn. G. F. Märcklin dem jüng., Apotheker in Wiesloch.* Ueber Pflanzentrocknen, Aufbewahren der Schwämme u. s. w. IV. *Verzeichniss der in der Gegend von Rosenheim, vom Hn. Beneficiat Schmidt gesammelten Pflanzen.* Nebst botanischen Bemerkungen.

Jahr 1795. I. *Betrachtungen über einige Frühlingspflanzen.* Eine etwas ausführliche Anzeige, um Anfänger in den angenehmen Tagen des Frühjahrs auf die Gewächse aufmerksam zu machen, und in weitere ähnliche Untersuchungen einzuweihen. II. *Nachtrag zu dem Verzeichnisse und kurze Beschreibung derjenigen Pflanzen, welche in Apotheken leicht verwechselt werden können.* Nachträge zu 16 Arten, und Anführung von 36 andern, deren noch nicht erwähnt war. III. *Nachträge zur Regensburgischen Flora, vom Hn. Prof. Düval.* Auch ein Beweis der angelegentlichen Bemühungen der dortigen Botaniker. Viele hier bemerkte Pflanzen sind aus der Gegend von Schönach, einem gräfl. Seinsheimischen Gute. IV. *Nachricht von einigen seltnen Pflanzen, welche in der Gegend um Muggendorf wachsen.* V. *Einige botanisch-pharmaceutische Nachrichten.* — *Etwas über einige merkwürdige Erscheinungen im Pflanzenreiche, vom Hn. Universitätsapotheker Martius in Erlangen.* Von der Reizbarkeit, dem Schlafe, den Säften, den Luftverhältnissen der Gewächse u. dgl. den Pflanzenphysiologen bekannt, aber vielleicht mehrern Lesern dieses Taschenbuchs angenehm und belehrend. Auch schon darum, dass das bloss systematische oder praktische, durch eigentliche betrachtende Geschichte der Natur unterbrochen wird, hat dieser Aufsatz hier einen Werth. *Anfragen.* Wegen Herbarien, Cryptogamisten und Aufbewahrung der Schwämme. *Supplementum prim. Florae Salisburgens. inchoatum a Franc. Ant. de Braune, cum descriptione Characterum specificorum, adjectis adnotationibus temporis efflorescentiae, locique habitationis; nec non annexis denominationibus plantarum provincialibus. Collectio prima.* Geht bis zur Octandrie. *Auszug aus einem Briefe an den Herausgeber, von Hn. Prof. Trommsdorf in Erfurt.* Die Anlage eines Gartens für einheimische Gewächse, auf Veranlassung des Hn. Coadjutors von *Dalberg*, unter Besorgung des Hn. D. *Naumburg*, wird gemeldet. Er liegt in der Stadt selbst, vor der statthalterischen Wohnung. *Botanische Narichten.* Eigentlich Bücheranzeigen. Zuletzt giebt noch Hr. *H.* von seinem *Herbario vivo plantarum selectarum;* und Hr. *Kohlhaas* von der botanischen Gesellschaft zu Regensburg Nachricht.

London, auf Kosten des Vfs. u. in Commission b. Champante u. Whitrow: *An universal System of Natural History,* including the Natural History of Man; the Orang Outang; and whole tribe of Simia; all the known Quadrupeds, Birds, Fishes and Amphibious Animals; Insects, Polypes, Zoophytes and Animalculae; Trees, Shrubs, Plants and Flowers; Fossils, Minerals, Stones and Petrefactions. Forming a Magnificent View of the three Kingdoms of Nature, Divided into distinct parts, the Characters separately described and systematically arranged. Volume the first. Ohne Jahrzahl. 456 S. 8.

London, wie oben: *An historical Miscellany of the Curiosities and Rarities in Nature and Art.* Comprising New and entertaining Descriptions of the most surprising Volcanos, Caverns, Cataracts, Whirlpools, Waterfalls, Earthquakes, Tunder, Lightning, and other wonderfull and stupendous Phenomena of Nature. Forming a rich and comprehensive View of all that is interesting and curious in every Part of the habitable World. Volume the first. Ohne Jahrzahl. 400 S. 8.

Diese beiden Schriften kommen monatlich in Form eines Magazins heraus, wovon das erste Stück den Titel:

Magazine of Natural History. Comprehending the whole Science of Animals, Plants and Minerals; Divided into distinct Parts, the Characters seperately described and systematically arranged by *E. Sibly,* M. D. T. R. H. S.

und der blaue Umschlag jedes Stücks die Aufschrift:

Magazine of Natural History. Number I — XV. of the *Zoological Magazine* and elegant Museum of the Curiosities and Rarities in Nature u. s. w. by *E. Sibly.*

führt. Jedes Stück enthält sieben halbe Bogen Text und zwey Kupfer, die man entweder schwarz oder illuminirt (zum Theil mit Farben abgedruckt) haben kann. Im ersten Falle ist der Preis eines jeden Stücks 1, im andern 2 Shillings engl.

Die vier weitläuftigen und pralerischen Titel dieses Werks, welche wir alle hersetzen mussten, damit nicht etwa jemand vielleicht alle vier als verschiedne Werke ansehe und kommen liesse, können fast statt einer Recension

cension dienen. Noch besser lernt man den Vf. und seinen marktschreyerischen Ton aus den Umschlägen, den Ankündigungen seiner andern Werke, und den beygelegten Avertissements kennen, worinn er eine von ihm erfundne *Tinctura Solaris* oder *Pabulum Vitae*, und eine *Tinctura lunaris* empfiehlt. Seine sämmtlichen Schriften, die er selbst interessante und unvergleichliche Werke nennt, sollen in 4 Bänden Folgendes enthalten: 1) *Die Lehre von den Sternen und der astrologischen Voraussagung der Zukunft*, mit Beyspielen belegt. 2) *Die Berechnung der Nativität*, in welchem Buche der Vf. die französische Revolution vier Jahre vor ihrem Ausbruche vorhersagte. 3) *Culpaper's erweitertes brittisches Kräuterbuch*, nebst einer Abhandlung über den Einfluss der Planeten auf den menschlichen Körper. 4) *Schlüssel zur Arzneykunde und den geheimen Wissenschaften*, worinn vom mineralischen, vegetabilischen und animalischen Magnetismus gehandelt, eine Mondtafel über die Crisis jeder Krankheit geliefert, und dem letzten Könige und der Königin von Frankreich die Nativität gestellt wird. Sollte man glauben, dass dergleichen im Jahre 1795 noch in England gedruckt, zu 5 Guineen verkauft wurde, und, wie der Vf. versichert, reissend abginge!

Aus eben dem Umschlage lernt man den Plan des Werkes kennen. Es soll in 13 Bänden 1) die Naturgeschichte des Menschen; 2) die der menschenähnlichen Thiere, der Orangoutangs, Affen, Paviane und Meerkatzen; 3) die der vierfüssigen Thiere; 4) der Vögel; 5) der Amphibien; 6) der Fische, Muscheln; 7) der Insekten; 8) der Polypen, Zoophyten etc. liefern; 9) von der Natur der Bastarde; 10) von der Zeugung aller Dinge, der Thiere, Mineralien und Pflanzen; 11) von Bäumen, Pflanzen, Kräutern u. s. w. 12) von den Mineralien; 13) von der Naturgeschichte der Erde, handeln; alles mit prächtigen, ungewöhnlichen, schönen, kostbaren etc. Kupfern. Hr. *S.* bittet dabey um Erlaubniss, das Publicum zu benachrichtigen, dass dies Magazin nach einem ganz neuen und eignen Plan angelegt sey, der alles bey weiten übertrift, was von der Art bis jetzt herausgegeben ist; und dass es auf eigne Untersuchung, die er in *allen* öffentlichen Naturaliencabinetten in *Europa*, und während seiner Reisen angestellt habe, gegründet sey.

Der erste Band des Natursystems, den wir vor uns haben, enthält, wie der Plan es verspricht, die Naturgeschichte des Menschen. Den Anfang macht Linné's Commentar zu seinem Kennzeichen: *Nosce te ipsum*, wörtlich aus *Kerr's* englischer Uebersetzung des Gmelinisch-Linnéischen Systems abgedruckt, ohne dass Linné oder Kerr genannt sind. Hierauf folgt die Linnéische, und dann die Gmelinische Classification der Menschenracen. In der Abhandlung von der äussern Bildung des Menschen in den verschiedenen Altern, liefert dann der Vf. ein weitläuftiges Verzeichniss von Menschen, die ein sehr hohes Alter erreichten (das Beste im ganzen Buche), spricht von den Ursachen des hohen Alters, (wobey die Kräfte der Planeten und Constellationen nicht vergessen werden,) und giebt einen Auszug aus Dr. *Rush* Bemerkungen hierüber. In der Lehre vom Weibe erzählt uns der Vf., dass der erste Mensch ein Hermaphrodit und ganz durchsichtig, die Rippe Adams aber, woraus das Weib gebildet worden, nichts anders als die weiblichen Zeugungstheile gewesen seyen. Hierauf wieder etwas von der Bildung, Farbe und den Sitten der Menschen, wobey sehr weitläuftige Auszüge aus Reisebeschreibungen, und andern die Völkerkunde betreffenden Schriften. Diese nehmen den grösten Theil dieses Bandes ein. Ueber die Zeugung der Menschen trägt der Vf. eine neue Hypothese vor. Da nämlich durch die Fallopischen Röhren vor der Schwangerschaft keine Oeffnungen entdeckt werden können, durch welche der Saame oder die *Aura seminalis* bis zu den Ovarien hindurch dringen könne, so nimmt Hr. *S.* an, der Saame, oder wenigstens ein Theil desselben werde beym fruchtbaren Beyschlaf von den vielen Gefässen der Mutterscheide eingesogen, deren Runzeln, so wie die Zähigkeit des Saamens zur Beförderung dieses Einsaugens beytragen. So komme der reizende Theil des Saamens ins Blut, und durch den Kreislauf desselben zu den Eyerstöcken, in welchen denn eins oder mehrere der reifen Eyerchen befruchtet werden, und dann (durch welchen Weg sagt Hr. *S.* nicht) in die Gebärmutter, wo sie an einem feinen Faden befestigt, herabhangen. Dies geschehe etwa den sechsten Tage nach der Empfängniss. Auch ist hier ein solches Eychen abgebildet, welches in *Rackstrow's* Museum in London aufbewahrt, und von einer Frauensperson genommen seyn soll, die am sechsten Tage nach ihrer Vereinigung mit einem Manne starb. Die monatlichen Reinigungen sollen nach des Vf. Meynung dazu dienen, die Gefässe der Mutterscheide zu dem Einsaugen des Saamens zuzubereiten. Zur Widerlegung des Vorurtheils, als hätte die Einbildung der Mutter Einfluss auf die Bildung des Kindes, erzählt der Vf. eine Geschichte, die, wenn sie hinlänglich bewiesen wäre, Aufmerksamkeit verdiente: Eine Negerin in Virginien, welche ihr Mann in Verdacht des Ehebruchs mit dem Besitzer der Kolonie hatte, gebar das erstemal ein schwarzes Kind, das zweytemal Zwillinge (einen Knaben, schwarz mit stumpfer Nase und krausen Haaren, und ein Mädchen, eine Mulattin mit blauen Augen und glatten Haaren); zum drittenmal kam sie mit Drillingen nieder, von denen zwey Mulatten, das dritte Kind aber ein vollkommner Neger war. Weiterhin findet man noch drey merkwürdige Beyspiele: 1) von einem 1759 in einem kleinen Dorfe in *Somersetshire* gebornen Mädchen, deren Haare auf der rechten Seite schwarz, auf der linken rothgelb waren; 2) von einem in London von einer Mohrin gebornen und von einem Engländer erzeugten Menschen, dessen eine ganze Seite schwarz mit krausen Haaren, die andre weiss und glatthaarig war, und welcher sich vor wenig Jahren öffentlich sehen liess; 3) von Mr. *John Clark*, dem Sohne eines Afrikaners und einer Engländerin, der auch in London lebt, und dessen obere Hälfte bis zum Nabel, weiss wie seine Mutter, die untere Hälfte schwarz wie der Vater ist.

ist. Rec. erinnert sich, das zweyte dieser Beyspiele irgend anderswo schon gelesen zu haben. — Nachdem der Vf. die Ausbildung des Kindes in Mutterleibe, die Geburt u. s. f. beschrieben den Männern ein heisses und trocknes, den Weibern ein kaltes und feuchtes Temperament zugeschrieben und nicht vergessen hat, auf den Einfluss der Himmelskräfte und des Mondes aufmerksam zu machen, sucht er die gewöhnlichen Meynungen vom Nutzen der monatlichen Reinigungen zu widerlegen, und zu beweisen, dass, wie schon Moses lehrt, das Leben im Blute sey, redet auf die sonderbarste Weise von der *vis medicatrix naturae*, und der unmerkbaren Ausdünstung, und schliesst mit einer Abhandlung über den Ursprung und das Vermögen der Sprache, wobey er die hebräische als die Ursprache annimmt.

Von den zwey Kupfern, welche jedem Stücke beygefügt sind, ist jedesmal eins der Geschichte des Menschen gewidmet, diese sind malerisch schön gezeichnet und schön gestochen, bey den gefärbten Menschen aber so dunkel illuminirt, dass aller Unterschied von Licht und Schatten, und die ganze Wirkung der schönen Zeichnung verloren geht. Auch sind die Zeichnungen gewiss nicht nach der Natur, sondern nach Beschreibungen und der Einbildungskraft des Malers, vielleicht manchmal mit Beyhülfe von Abbildungen in andern Werken verfertigt, wovon die nackte Hottentottin zum Beweise dienen kann, bey welcher die Schamlefzen bis zur Mitte des Schenkels herabhängen. Diese Kupfer stellen einen Mann und Weib im Thierkreise, mit Bezeichnung der Stellen des Körpers vor, worauf diese Gestirne Einfluss haben sollen; die unsichtbare Perspiration (ein nackter Mann mit Wellen umgeben), zwo Tafeln mit Embryonen von der Empfängniss bis zum vierten Monate der Schwangerschaft, das Geschäft der Ernährung oder vielmehr Belebung der Frucht in der Gebärmutter, vermuthlich aus einem alten anatomischen Werke entlehnt, und verschiedne Nationen. Die andern Kupfer, welche Thiere und Pflanzen abbilden, sind grösstentheils aus andern Büchern, Eduards, der Merianinn entlehnt, und nicht so schön.

Das *Miscellany* ist vielleicht ganz aus andern Werken zusammengeschrieben, und enthält folgendes Allerley: Von den Verstandeskräften der Thiere. Beschreibung der Baduinen. Nachricht von den Mineralien in Cornwallis. Künstliche weisse Eyer auszubrüten. Geschichte der Riesen. Beschreibung von *Hiants Causeway* in Irland. Von heissen Quellen. Kunst, Schönheit zu erlangen. Natur und Eigenschaften des Hagels. Beyspiele ausserordentlicher Grösse. Geschichte von Irland. Von Tauben und Stummen. Vom Färben des Leders. Ursprung und Fortgang der Freymaurerey. Erfindung der Glocken. Kunst öffentlich zu reden. Einrichtung von Lockteichen Vögel zu fangen. Erziehungsart in verschiedenen Ländern. Geschichte des Generals Putnam. Von Erdbeben. Verwüstungen durch Heuschrecken. Natürliche Ursachen der Liebe zum Leben. Beschreibung von Grönland. Beschreibung des Kraken. Besondre Eigenschaften des Kukuks. Merkwürdige Bemerkungen über Hunger und Durst. Beschreibung von Madagaskar u. s. w.

SCHÖNE KÜNSTE.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Korn: *Novellen von Don Caro.* 1795. 216 S. kl. 8. (16 gr.)

Das geschmackvolle Aeussere dieses mit lateinischer Schrift gedruckten Werkchens entspricht vollkommen der angenehmen Unterhaltung, die sein Inhalt dem Leser darbietet. Feinheit des Ausdrucks, welche diese Novellen fast durchgehends charakterisirt, sympathisirt mit der sinnreichen Erfindung und der guten durch unerwartete Scenen und Wendungen hindurch geführten Ausarbeitung. Es sind der Novellen drey. *Der Franzose in Bagdad* — eine treue Darstellung des leichtsinnigen unbeständigen Charakters der ehemaligen Franzosen. *Die Reise nach Spanien* — eine durch seltsame Verwicklungen überaus anziehende Erzählung und die *Wahrnehmung am Morgen*. Wir dürfen durch den Verrath des Inhalts dem Leser sein Vergnügen nicht rauben. Sollte auch manche Ueberraschung dem Leser auf Kosten der Wahrscheinlichkeit gegeben seyn, so hat sich doch der Vf. auf alle Art bemüht, den Knoten so versteckt als möglich zu halten. Dieses gelingt ihm besonders durch die sinnreiche Idee, die Vermuthungen der wahren Entwicklung so vorzubereiten, dass man immer wieder davon abgeleitet wird. Wir wünschen unserm Dichter Vergniaud in dem Dachstübchen heitre Musse zur Fortsetzung und anhaltende Begierde, seinen gefälligen Cabinetstücken immer mehr Vollkommenheit zu geben.

BERLIN, b. Himburg: *Meine Geschichte, eh ich gebohren wurde.* Eine anständige Posse vom Mann im grauen Rocke. 1795. 354 S. 8.

Der Mann im grauen Rocke producirt sich mit diesem originellen Buche auf eine höchst sonderbare Weise. Bald möchte man ihn um seiner platten Schreibart, um seiner faden Episoden willen ausschelten, und bald ihm für die Art seiner Darstellung, für die Wahl seiner Ausdrücke bey Gegenständen, die nur wenige mit Anstand zu behandeln wissen, Lobsprüche ertheilen. Der Vf. hatte unstreitig die gute Absicht, durch die Geschichte idealischer Begebenheiten eines Kindes, vom ersten Augenblicke seiner Entstehung an bis zu seiner völligen Geburtsreife, manchen Leser und manche Leserin aufmerksam darauf zu machen, wie viel die Aeltern durch ihr Verhalten zur Gründung der mehr oder minder glücklichen Anlagen ihres Kindes beytragen können. Allein die Mittel, deren er sich zur Erreichung seines Endzwecks bedient, scheinen nicht so glücklich gewählt zu seyn, dass der durch den Titel angelockte Leser das Buch mit völliger Zufriedenheit aus der Hand legen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. December 1795.

PHYSIK.

Halle, im Verl. d. Waisenh. Buchh.: *Systematisches Handbuch der gesammten Chemie*, von *Friedr. Albr. Carl Gren*, d. A. G. u. W. W. Doctor, ord. öffentl. Lehrer auf d. Friedr. Univers. zu Halle, der kön. preuss. Acad. d. Wissensch. zu Berlin, der kurf. Maynz. Akad. d. Wiss. zu Erfurt, d. kön. preuss. Soc. d. Wiss. u. Künste zu Frankfurt a. d. O., u. d. naturf. Gesellsch. zu Halle und Jena Mitgl. *Erster Theil. Zweyte, ganz umgearbeitete Auflage.* 1794. 560 S. *Zweyter Theil.* Die botanische und zoologische Chemie. 1794. 638 S. *Dritter Theil.* Die Erdharze. Die kohligten Substanzen des Mineralreichs. Die Metalle. Anhang von Priestley's sogenanntem dephlogistisirten Salpetergas, und der Strontionerde. 1795. 760 S. 8.

Von einem Werke, wie das gegenwärtige, welches bereits in seiner ersten Gestalt die seinem Werthe gemessene gute Aufnahme fand, könnte die blosse ıkündigung einer zweyten Auflage hinreichend seyn; schon der Name seines Urhebers zu der Voraussetzung berechtiget, dass selbiger keinen Fleiss gespart ben werde, dieser neuen Auflage mittelst zweckmägen Berichtigungen, Abänderungen, Vermehrungen, n Stempel einer noch grösern Vollkommenheit aufdrücken. Diese gute Erwartung hat der Vf. bestens friediget. Es unterscheidet sich daher diese Ausgabe n der erstern sehr wesentlich. Der Vf. hat sich nämh nicht damit begnügt, bloss die neuern Entdeckunn von Thatsachen einzuschalten, und die literarischen chweifungen nachzutragen, sondern, was das vorglichste ist, er hat auch, statt der bey jener erstern folgten Theorie vom Brennstoff, gegenwärtig das tiphlogistische System zum Grunde gelegt. Diese tdem statt gefundene sehr beträchtliche Umänderung dem theoretischen Theile der Chemie hat den Vf. zu ıer fast ganz neuen Umarbeitung veranlasst; so dass r nun an der gegenwärtigen Ausgabe dieses Handchs ein Lehrbuch besitzen, welches sich nicht allein Rücksicht seiner, dem jetzigen Umfange dieser Wisschaft angemessenen, Vollständigkeit, sondern auch rch die gute Ordnung des Vortrags, aufs vortheilfteste auszeichnet. — Im Ganzen hat der Vf. den rigen Plan beybehalten, ausgenommen, dass er die tersuchung der Körper des Thier- und Pflanzenreichs dem ersten Theile herausgelassen, und dagegen den ızen zweyten Theil dazu gewidmet hat. Der vier- Band, welcher noch zu erwarten ist, wird laut eiden dritten Theil begleitenden Anzeige, die chemische Nomenclatur und Synonymie, die Stufenleitern der einfachen Wahlverwandtschaften, und das vollständige Register enthalten.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller; *Beyträge zur Physik und Chemie*, von *H. F. Link*, d. A. u. W. W. D. ord Prof. d. Naturgesch., Chem. u. Botanik, d. kön. Soc. zu Göttingen corresp., d. Naturf. Gesellsch. z. Jena Ehrenmitgl., der phys. Privatgesellsch. z. Göttingen ord. Mitgl. *Erstes Stück. Ueber einige Grundlehren der Physik und Chemie.* 1795. 124 S. 8.

Nach der vom Hn. Prof. L. im Vorbericht gegebenen Erklärung sollen diese Beyträge Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Physik und — *Botanik?* (soll wohl nach Massgabe des Titels *Chemie* heissen,) der Prüfung der Gelehrten vorlegen, und jedes Stück ein Ganzes ausmachen; (daher auch das gegenwärtige noch sein besonderes Titelblatt hat.) Es enthält dieses Stück zwey Abhandlungen. I. *Ueber die Grundlehren der Physik.* In diesem Aufsatze sucht der Vf. auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, die von unserer Sinnlichkeit abhängenden, reinen Erfahrungen von demjenigen abzusondern, was der Verstand hinzuthut, und das rein philosophische besonders zu betrachten. Er macht vornemlich den Chemisten den Vorwurf, dass sie die philosophische Untersuchung ihrer Grundsätze und Behauptungen zu sehr vernachlässigt, und dadurch nicht selten zu Streitigkeiten, von denen die Wissenschaft keinen Vortheil hat, die Veranlassung gegeben. Ueberhaupt habe man auf die von *Kant*, in seinen *metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft*, vorgezeichnete Absonderung des rein philosophischen noch nicht gehörig geachtet. Der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung sey daher, mehrere Aufmerksamkeit auf das zu erregen, was aus *Kants* Werke in der Physik und Chemie mit Nutzen angewendet werden könnte. — Die Gegenstände, über welche Hr. *L.* sich verbreitet, sind insbesondere: Undurchdringlichkeit der Materie, Raum, und Bewegung; nach Massgabe von *Kants* Dynamik über die Grundkräfte, welche der Materie zugeschrieben werden müssen, in so fern sie einen Raum erfüllt. — Zuletzt einiges über die vorzüglichsten Verschiedenheiten der starren, (festen, im Gegensatz der flüssigen) Körper, in so fern sie bloss auf die Stärke des Zusammenhangs beruhen. II. *Ueber die Auflösung, die Verwandtschaft und Krystallisation der Körper.* Die verschiedenen Arten der Auflösung setzt Hr. *L.* folgendergestalt aus einander: 1) die vollkommne Auflösung; wenn ein völlig fliessender Körper entsteht, der eine horizontale Oberfläche annimmt, z. B. die Auflösungen der

der Salze in Wasser und Weingeist. 2) Die unvollkommene Auflösung. Diese hat nicht denselben Grad der Flüssigkeit, den das Auflösungsmittel vorher hatte; sie ist nicht völlig flüssig, sondern nähert sich den starren Körpern. Die Menge, welche das Auflösungsmittel von dem aufzulösenden Körper aufnimmt, ist unbestimmt. Die Auflösungen des Gummi und des Zuckers in Wasser, des Schwefels in Oelen, der Metalle in Queckfilber, gehören hieher. 3) Wenn zwey fliessende Körper, von welchen der eine specifisch schwerer ist, als der andere, sich einander auflösen. Diese Art der Auflösung unterscheidet sich von den vorigen vorzüglich darinn, dass während derselben Wärme entstehet, da hingegen die vorigen Kälte hervorbringen. Die Verbindung des Weingeistes mit dem Wasser, der Säuren mit dem Wasser, der fetten Oele mit den ätherischen, gehören hieher. — Zur Erklärung der Auflösung reiche die allgemeine Anziehung nicht hin; man müsse also zu besondern Anziehungskräften zur Wahlanziehung seine Zuflucht nehmen. Aber auch mit dieser allein lasse sich wiederum nicht viel ausrichten. — Da ein grosser Theil der Chemisten, besonders die Anhänger der antiphlogistischen Theorie, den Wärmestoff als die einzige Ursach aller Flüssigkeit, mithin aller Auflösung, ansieht, so lässt sich der Vf. in eine genaue Untersuchung der Grundlehren dieses Systems von der Auflösung ein. — So wie aber die Erfahrung uns gezwungen habe, unter dem Namen der *Wahlanziehung* mehrere Anziehungskräfte zu behaupten, so zwinge sie uns ebenfalls, mehrere Zurückstossungskräfte anzunehmen, die der Vf. unter dem Namen *Wahlzertheilung* begreift. — Die eigentliche *chemische Verbindung* weiche von der Auflösung darinn ab, dass nicht nur die Form des einen Körpers verändert wird, sondern dass auch mehrere Eigenschaften der Bestandtheile verloren gehen, oder nicht mehr merklich sind, und neue dafür entstehen. — Auch bey der chemischen Verbindung könne man mit den Wahlanziehungen allein nicht auskommen; man müsse Wahlzertheilungen und eine Durchdringung der Körper annehmen, die von der mechanischen ganz verschieden ist, und daher die chemische genannt werden kann. Dasselbe gelte auch von der chemischen *Scheidung*. — Diese Wirkungen der Wahlanziehungen und Wahlzertheilungen bringen dann die Erscheinungen der *Verwandtschaft* hervor. Man hat zwar gesucht, Gesetze für die chemische Verwandtschaft zu finden, das heisst, ein Mittel zu erfahren, wie man aus andern, als directen, Versuchen über die Wahlanziehungen selbst, auf die Reihe der Verwandtschaften schliessen könne. Dieses befreye aber nicht von der Obliegenheit, directe Versuche über jeden möglichen Fall der Verwandtschaft anzustellen; denn a priori lassen sich keine Gesetze für die Verwandtschaft finden, und man muss solche erstlich suchen, wenn die Fälle der Verwandtschaft selbst durch Versuche erforscht sind. — Da die ganze Chemie auf die Beständigkeit der Erscheinungen beruhet, so dürfe man wohl versuchen, einzelne Abweichungen unter die allgemeine Regel zu bringen; sollte dieses selbst nur mit Hülfe einer Hypothese geschehen können. Da die von *Bergmann* und *Kirwan* versuchten Erklärungen dieser Anomalien noch Schwierigkeiten übrig lassen, so hat der Vf. zu deren Prüfung eigene Versuche angestellt. — Folgendes Gesetz: diejenigen Körper haben zu einander die grösste Verwandtschaft, welche, zu gleichen Theilen mit einander verbunden, eine gesättigte Mischung ausmachen, scheint dem Vf. als Grundlage zu einer möglichen Theorie der Verwandtschaft dienen zu können. Mit diesem Satze vergleicht er nun die Angaben *Bergmanns* und *Kirwans* über die Menge, welche jede Säure von verschiedenen Stoffen aufnimmt. — Für die einfache Verwandtschaft habe man sich bemühet, Tafeln zu entwerfen: für die doppelte sey noch wenig geschehen. Der Vf. hat daher Versuche hierüber angestellt, wozu er vornehmlich die Scheidung der Verbindungen der vitriolgesäuerten Salze, mit den salpetergesäuerten Salzen, gewählt hat. — Am Ende noch einiges über die Krystallisation. Sie bestehe in der Verbindung gleichartiger Theile zu einer regelmässigen Gestalt. Regelmässig nennt Hr. L. den Körper, welcher durch eine Ebene in zwey ähnliche und gleiche Hälften kann getheilt werden. Nach dieser Definition sey also auch einer Kugel, so fern der Fall einer vollkommen gebildeten in der Natur vorkommen sollte, der Name eines Krystalls beyzulegen. Man könne mit grosser Wahrscheinlichkeit voraussetzen, dass die Theile der festen Körper, wenn an ihnen auch durchaus keine Krystallgestalt wahrgenommen wird, aus Krystallen bestehen, die nur zu dicht zusammengedrängt sind, um sichtbar zu werden. — Bey den vom Vf. angestellten Versuchen sind dem Rec. über die Resultate derselben hie und da noch einige Zweifel übrig geblieben, die sich zum Theil auf seine Bekanntschaft mit den Schwierigkeiten gründen, verschiedenartige Salze vermittelst der Krystallisation zu sondern. Auch an einer genaueren Bestimmtheit in den Angaben hat es der Vf. fehlen lassen. Wenn er z. B. S. 75. die Stärke seiner Vitriolsäure prüft, und sagt, dass eine halbe Unze derselben 6½ Loth Alkali zur Sättigung erfodere, so lässt er den Leser in Ungewissheit, von welcher Gattung und in welchem Zustande letzteres sey, ob es in trockner, (was aber bey dessen unverhältnissmässiger Menge von 6½ Loth gegen 1 Loth der Säure nicht der Fall seyn kann,) oder in aufgelöster Gestalt, angewendet worden u. dgl.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DRESDEN, in d. Walther. Hofbuchh.: *Mineralogische, chemische und alchymistische Briefe, von reisenden und andern Gelehrten an den ehemaligen kursächs. Bergrath J. F. Henkel. Erster Theil.* 1794. 397 S. *Zweyter Theil.* 384 S. 8.

Wer der Herausgeber dieser nachgelassenen Briefe sey, und warum solche, wenn sie je zum Druck bestimmt gewesen, erst jetzt, und also ein halbes Jahrhundert zu spät, ans Licht treten, davon erfährt der Leser, in Ermangelung eines Vorberichts, nichts näheres

heres. Obgleich unter den Briefstellern mehrere, zu ihrer Zeit nicht unberühmte, Namen sich finden, so ist doch der aus diesen ihren Briefen zu ziehende Gewinn für wissenschaftliche Kenntnisse im Ganzen nur kärglich; zumal da der Herausg. keine Auswahl zu treffen gesucht, sondern einen Haufen Dinge, die jetzt keinen Menschen interessiren können, mit hat abdrucken lassen. Hätte der Sammler mit diesen Briefen zugleich die Antwortschreiben des zu seiner Zeit verdienstvollen *Henkels* mitgetheilt, so hätte der Leser doch wenigstens eine vollständige Correspondenz vor sich, und könnte dessen Gutachten und Urtheile über die an ihn ergangenen Nachrichten und Anfragen ersehen. Allein von H. selbst kommen nur ein Paar einzelne Briefe vor, worunter ein lateinischer an den Cardinal *Albani* in Rom ist. Einen Nutzen kann indessen diese Sammlung doch gewähren, nämlich den sehr beschränkten Zustand der chemischen, mineralogischen und übrigen damit verwandten Kenntnisse, in dem zweyten Viertel dieses Jahrhunderts, mit dem gegenwärtigen Umfange derselben zu vergleichen, um unserm Zeitalter zu den glücklichern Fortschritten hierinn Glück zu wünschen. — Von den am meisten sich auszeichnenden Briefstellern will Rec. einige nennen. *Bachström*, Vf. einiger Piecen, als: *de aestu marino; de acu magnetico; de scorbuto;* über die Schwimmkunst, theilt mineralogische und bergmännische Notizen über Schlesien, und Nachrichten von seiner im Dienste einer Fürstin Radzivil in Polen etablirten Spiegelfabrik etc. mit. Aus folgender Stelle in seinen Briefen S. 44.: „Zum wenigsten würde es besser herauskommen, als was etwa der „Hr. Hofr. *Stahl* — — insonderheit von seinem Phlogiston der gelehrten Welt μετα πολλης φαντασιας vorgeschwatzt hat," gehet hervor, dass *Stahl's* Theorie vom Phlogiston damals doch schon nicht so allgemeinen Beyfall gefunden haben mag. *Bromel* in Stockholm giebt auf mehrere von H. ihm vorgelegte Fragen, besonders über schwedische Kiese, befriedigende Auskunft. Man sieht, mit welchem Fleisse H. von allen Orten Data zu seiner Pyritologie zu sammeln bemüht gewesen ist. *Heidenreich*, der eine Zeitlang russischer Bergmeister gewesen, theilt, ausser anderweitigen Nachrichten aus Russland, eine Relation an das Bergcollegium in Petersburg über die Sibirischen Bergwerke mit; womit eine ähnliche bergmännische Relation von *Anderson* verbunden ist. Auch eine vom letztern beobachtete Krebsbegattung findet man hier beschrieben. Von einem D. *Kortum* in Oberschlesien kommen nicht ganz unwichtige Nachrichten über Berg- und Hüttenwesen zu Wielitzka, Olkusz und Tarnowitz vor. — Bey den, den grössten Theil dieser Sammlung ausmachenden Briefen *alchymistischen* Inhalts hat Rec. nicht Lust, sich zu verweilen. Traurig ist es nur, den damaligen thörichten Glauben an das Phantom der Alchymie noch jetzt sein Unwesen treiben, und noch täglich Menschen aus allen Ständen von dem Pfade einer gesunden Philosophie abspringen, und jenem unseligen Irrlichte nacheilen zu sehen. — Der 2te Theil schliesst mit dem Buchstaben *M*, und lässt also leicht noch ein Paar Bände erwarten.

LEIPZIG, b. Kummer: *Der Genius auf der akademischen Laufbahn.* Ein Lesebuch für Schulen und Universitäten. 1795. XVI und 247 S.

Dieser *Genius auf der akademischen Laufbahn*, welcher auf dem *innern* Titel (bey welchem man es sich schon eher erlauben darf, das täuschende Zeichen einzuziehn) der *weise Rathgeber zum Studiren* heisst, ist ein trockner und weitschweifiger Nomenclator, der einige zwar nützliche, aber schon oft und zum Theil weit besser gesagte Dinge mit einer Menge von unnützem, wenigstens nicht in dieses Buch gehörigem Krame, vermischt hat. Wer erwartet zum Beyspiele in einem Handbuche dieser Art, welches dem Studirenden mit Rath an die Hand zu gehn verspricht, eine ausführliche Abhandlung über den Unterschied einer Akademie und einer Universität, wie hier S. 41 ff. geliefert wird? oder die Beschreibung der innern Organisation einer Universität und die Bestimmung der Würden und Titel auf derselben (ob z. B. der Rector Magnificus oder Magnificentissimus heisse; ob der Magister den Rang vor dem Doctor habe)? Wer sucht hier eine umständliche Anweisung zum Disputiren, und endlich gar eine Geschichte der Universität Leipzig? Der Vf. mag geglaubt haben, seinem Vortrage durch zahlreiche Divisionen und Subdivisionen das Ansehn der Gründlichkeit zu geben; aber die Wahrheit ist, dass er nicht einmal logisch richtig denkt. So giebt er z. B. S. 8. auf die Frage: *Was ist Kenntniss?* die Antwort: *Kenntniss nennen wir eine Menge Begriffe und Vorstellungen von Dingen; aber eine Reihe solcher durch die Sinnen ohne grosse Beyhülfe der Vernunft erlangten Kenntnisse heisst Kunde.* S. 9. *Gelehrsamkeit ist im Allgemeinen* (in abstracto) *als Object oder Gegenstand in Beziehung auf sich selbst betrachtet* (also objective) *der Inbegriff aller Wissenschaften und wissenswerthen Kenntnisse oder aller Wissenschaften selbst und heisst als Lehrvortrag betrachtet* (?) *die wissenschaftliche Unterweisung.* S. 12. *Wenn studiren heisst, seine Geisteskräfte mit Wissenschaften beschäftigen, so muss jeder, der studiren will oder soll, gute Geisteskräfte in hohem Grade besitzen.* Wie folgt das? und hat denn der Vf. nicht selbst studirt? — Den Mangel der Deutlichkeit aus allzugrosser Kürze hat er sich übrigens nicht zu Schulden kommen lassen wollen; daher er in der Einleitung die drey Haupttheile seines Planes dreymal mit denselben oder doch nur wenig geänderten Worten angiebt; und da er auf der 27 und 28. S. befürchtet, seine Eintheilung möchte den Lesern doch noch nicht hinlänglich bekannt oder wieder entfallen seyn, so wiederholt er dieselbe noch zweymal. Dieses Verfahren, das einer vorsetzlichen Plusmacherey sehr ähnlich sieht, hat er auch bey andern Gelegenheiten häufig beobachtet.

BERLIN, b. Schöne: *Beyträge zur Darstellung des Enthusiasmus*, von *Hagemeister*. 1795. 204 S. 8.

Unter diesem etwas räthselhaften Titel liefert der Vf. dem Publicum eine Sammlung von sechs Aufsätzen, von denen die meisten mehr Uebungsstücke in der dramatischen Schreibart, als ausgeführte Dramen scheinen kön-

men. Das erste, *der Prüfstein* betitelt, soll lehren, dass ein Künstler, der aus Begierde nach Ruhm eine zärtliche Liebe vernichten, und den Gegenstand derselben elend machen könne, kein Künstler aus Leidenschaft, sondern aus Ziererey sey. Wir zweifeln, dass dieser Prüfstein das ächte Gold der Wahrheit zeigen werde, wenn der Fall nicht so grell und schneidend ist, wie hier; so wie wir uns auch nicht überreden können, dass folgender, wenn schon der Göttin der Künste selbst beygelegter Ausspruch ein gültiges Gesetz für den Künstler seyn dürfe: „Etwas ganz Vollkommenes ohne Mängel und Gebrechen hervorbringen zu wollen, hiesse der Natur selbst entgegenarbeiten, die uns durch sie, wie durch kleine Ruhepunkte und Uebergänge, von einer Schönheit zur andern leiten will." Dass übrigens dieses Stück, wie der Vf. selbst sagt, bey der Aufführung kein sonderliches Glück gemacht hat, ist nicht zu verwundern. Die Handlung flösst gar kein Interesse ein. Alcmäon, der lieber ein edles Weib als ein Gemälde aufopfert, ist uns verächtlich; und das Unglück, dem das Weib durch seinen Mangel an Edelmuth ausgesetzt wird, ist zu wenig in die Augen fallend, um eine lebhafte Theilnahme rege zu machen. II. *Das Gelübde, zur Darstellung des Mittelalters.* Dieses Stück hat uns in dieser Sammlung vorzüglich gefallen. Die Handlung wird gut angesponnen, und das Interesse des Zuschauers in einer Reihe von Scenen lebhaft gereizt. Der Vf. hat sich der überspannten, geschmacklosen Sprache, welche in unsern Ritterdramen zu herrschen pflegt, gänzlich enthalten, und ein Beyspiel gegeben, wie man die Darstellung des Ritter- und Mönchswesens mit der Natur und dem guten Geschmacke vereinigen könne. Die Charaktere von Theodor und Wilibald sind gut angelegt und gehalten; aber Adelberts Charakter ist allzu unbestimmt gezeichnet, um die Katastrophe vollkommen zu rechtfertigen. Ueberhaupt entspricht der Ausgang den erregten Erwartungen nicht, und das Gewebe war weitläuftiger angelegt, und mehrere Fäden angesponnen, als bey der Auflösung entwickelt werden. III. *Die Uhren.* Die bekannte Anekdote aus dem Leben Carl V. Der Vf. läfst die Bemerkung, dass man zwey Menschenköpfe noch weniger, als zwey Uhren in Uebereinstimmung setzen könne, durch einen protestantischen Einsiedler machen, den Carls Intoleranz in eine Einöde getrieben hatte. Eine kleine Probe aus seiner Unterredung mit dem Kaiser in dem Kloster St. Justi wird zeigen, dass die Denkungsart des letztern hier nicht auf das glücklichste dargestellt ist. Der Einsiedler hat seine Geschichte erzählt; Carl antwortet:

„Bitter, bitter! wer wies Euch den Weg zu meinem Gewissen?

Einf. Neun Jahre sind bereits verflossen, seitdem ich, gesichert vor aller Verfolgung, unter den friedlichen Bewohnern dieser Wildnifs hause. Was wollt Ihr nun von mir? Mir vielleicht zeigen, dass falscher Religionseifer sich oft noch an den verscharrten Gebeinen seiner Widersacher vergreift?

Carl. (gerührt.) Wie sehr betrügst Du dich! — Hab ich dich aus der Welt verstossen, so will ich dich auch wieder einführen; sey mein Gesellschafter!

Einf. Ihr vergesst, dass ich in den Fasten Fleisch esse und Gottes Wort in meiner Muttersprache gelesen habe.

Carl. Keine Vorwürfe mehr! Haltet Euch des Vergangenen wegen an meinen Beichtvater. Was kann der Blinde dafür, dass man ihn auf Irrwege leitet u. s. w.

IV. *Minos aus Creta*, oder Enthusiasmus aus Liebe. Minos belagert Megara; Scylla, die Tochter des Königs, fasst eine unbesiegliche Liebe zu ihm, und schneidet, auf den Rath ihrer Amme, ihrem Vater die purpurne Locke ab, an welcher das Schicksal der Stadt hängt. Nach dieser Handlung ist der Eidschwur, Minos Bett nicht zu besteigen, wenn Megara nicht unversehrt erhalten wird, etwas paradox, er bringt aber die Entwicklung hervor. Die Stadt wird auf Veranstalten des Königes selbst, angezündet, und hierdurch das Verbrechen seiner Tochter fruchtlos gemacht. Die letzte Scene ist von einer grofsen tragischen Kraft. V. *Der Tod des Pausanias.* Hier ist alles, besonders der Patriotismus der Mutter des Pausanias, übertrieben. Die Alten bewunderten es, dass diese Spartanerin den ersten Stein herbeytrug, um den Tempel zuzumauern, in welchem ihr Sohn sterben sollte. Dem Neuern ist das nicht genug. Die Mutter des Pausanias entdeckt seine Verrätherey, zeigt sie den Ephoren an, und verschafft diesen, durch eine schlaue (an einer Mutter *verabscheuungswürdige*) List unwiderlegliche Beweise von der Gewifsheit des Verraths. Bey diesem Verfahren ist es höchst seltsam, dass sie die Ephoren, als sie seinen Tod beschliessen, *unerbittliche Barbaren* nannte. VI. *Eine Parallele des alten und neuen Patriotismus*, enthält, als Zugabe zu dem letzten Stücke, einige richtige Bemerkungen mit einigen Sophismen vermischt. — Der Druck dieses Buchs ist auf eine unverantwortliche Weise vernachlässigt, und man findet Druckfehler, wie *Zeloten* st. *Heloten* (auf einer Seite zweymal,) *Belaphisches Orakel* st. *delphisches* u. dgl. m.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Bückeburg, b. Grimme: *Gesundheitskatechismus zum Gebrauche in den Schulen und beym häuslichen Unterrichte,* von D. B. Ch. Faust. 1795. 112 S. 8. m. Holzschnitten.

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Auszug aus dem Reccardschen Lehrbuche,* worinn ein kurzgefasster Unterricht in den gemeinnützigsten Wissenschaften gegeben wird. Zum Gebrauch für niedere Schulen. 5te Aufl. Herausgegeben von *F. C. A. Grashoff.* 1795. 92 S. 8. (4 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. December 1795.

GESCHICHTE.

Prag, in der Buchdruckerey der Normalschule: *Historia Religionis et Ecclesiae Christianae*, iustis limitibus circumscripta, praecipue in usum Venerabilis Cleri, curam animarum ruri exercentis. Studio P. *Cosmae Schmalfus*, Ord. Eremit. S. Augustini, in Vniversitate Pragensi S. Theolog. Doctoris et Senioris, quondam Professoris Caesareo-Regii, Publici et Ordinarii. *Tomus I.* cum approbatione C. R. Censurae. 1792. 16 Bogen in gr. 8. — *Tomus II.* Periodus I, a nativitate Jesu Christi, usque ad Constant. M. seu ad annum 312. 1792. 18½ Bog. — *Tomus III.* Periodus II, a Constantino M. Imper. usque ad Carolum M. seu ab a. 312 usque ad a. 800. 1792. 1 Alph. — *Tomus IV.* Periodus III, a Carolo M. Imper. seu ab a. 800 usque ad defectionem Martini Lutheri, seu ad a. 1520. 1793. 1 Alph. 11 Bog. — *Tomus V.* Periodus IV, a defectione Martini Lutheri, seu ab a. 1520 usque ad a. 1792. Pars I. de statu politico christiani orbis, et II. de rebus ad coetum Rom. Catholicum pertinentibus. 1793. 1 Alph. 7 Bog. — *Tomus VI.* Periodus IV. Pars III. et IV de aliis Christianis coetibus, et Incredulis. Cum Indice Autorum et Rerum totius Historiae. 1793. 30½ Bog.

Indem wir immer noch darauf warteten, die Kirchengeschichte des Herrn *Royko* Assessors der K. K. Religionscommission zu Prag, dieses mit eben so viel Einsicht als Freymüthigkeit angefangene Werk, fortgesetzt zu sehen, erhalten wir eben daher gegenwärtiges ausführlichere Handbuch, welches wohl unter andern auch dazu bestimmt seyn könnte, den Eindruck zu vermindern, den Hn. R. Schriften dieses Inhalts gemacht haben. Denn es wird T. I, S. 83 von seiner *Einleitung in die Kirchengeschichte* gesagt, dass er zwar eine zweyte gereinigte (*expurgatam*) Ausgabe derselben veranstaltet habe; dass aber noch manches darinn stehen geblieben sey, was von dem gemeinen Urtheil der Katholischen nicht gebilligt werde; und von seiner *Geschichte des Costnitzer Concilium;* sie sey unglücklicher Weise (*inauspicate*) vom Prof. *Stach* zu Olmüz in die böhmische Sprache übersetzt worden, weil durch die darinn empfohlene Unschuld *Hussens*, und gebrauchten harten Ausdrücke wider die Costnitzer Synode, die heimlichen Hussiten auf dem Lande und in Städten noch hartnäckiger gemacht worden wären. Als die eigentliche Veranlassung seines Buchs giebt Hr. *Sch.* diese an, dass er vor mehrern Jahren die Stelle des kranken Professors der Kirchengeschichte habe vertreten müssen, und seitdem so viel Vergnügen an derselben gefunden habe, dass er seine ältern Betrachtungen über dieselbe weiter fortgesetzt, sie zu einer umständlichen Erzählung erweitert, und diese, von einigen Kennern aufgemuntert, zum Gebrauche der Landgeistlichen, welche sich die grossen Werke nicht anschaffen können, ans Licht gestellt habe. Er verspricht darinn eine gemässigte Freyheit und Bescheidenheit zu beobachten, welche keiner Religionsgesellschaft ganz missfallen könne. Bey dem Glauben seiner Kirche will er keinen *Dogmatiker*, sondern einen *Geschichtschreiber* abgeben; *quin praetendam*, sagt er, (S. 6 Praef.) *quod omnes et singuli huius doctrinae articuli, ecclesiae veluti dogmata, a principio ubique et semper fuerint propositi.* Das ist nun etwas unlateinisch, und daher auch undeutlich; doch schliessen wir aus der vorhergehenden Protestation: *Der Vf. wolle nicht behaupten*, dass alle Lehren des R. kath. Glaubens immer als solche vorgetragen worden wären. Uebrigens versichert er, sein Buch *mit grosser Gemüthsruhe* geschrieben, und keine andere Leidenschaft, als *Mitleiden und Schmerz* empfunden zu haben, wenn er nicht selten Schriften der Söhne las, die gegen ihre Mutter stritten.

Freylich würde auch diese schmerzhafte Empfindung sich bey unserm guten *Sch.* sehr vermindert, oder vielmehr gar in Erstaunen über die liebe Mutterkirche verwandelt haben, wenn er sich durch die Geschichte, welche weder Vater noch Mutter kennt, hätte belehren lassen, wie wenig sie schon drey bis vierhundert Jahre nach ihrer Geburt sich mehr ähnlich sah; wie despotisch sie nachmals den grössten Theil ihrer Söhne behandelt, und dadurch sie zu einer bekannten Revolution, gereizt hat. Unterdessen müssen wir ihm doch das Zeugniss geben, dass er ziemlich gelassen, zwar nicht im Geiste eines *Royko*, auch nicht einmal eines *Dannmayer*, sondern vielmehr immer zu sehr in Rücksicht auf seine Kirche; aber doch empfänglich genug, für manche in seiner Kirche neue Wahrheiten, bis auf gewisse Gränzen hin, geschrieben hat. Nur bisweilen vergisst er es, dass er nicht dogmatisiren wollte, und — polemisirt sogar, schimpft auch wohl etwas mit unter. So widerlegt er T. V, S. 303—305 achtzehn Sätze des Teufelsbanners *Gassner* nicht ohne Heftigkeit, und an einem andern Orte (ib. S. 468 sq.) bricht sein Eifer wider die Verächter der Canonisation in folgende Worte aus: „*Sanctorum numerus* (*frendeat, per me licet, quisquis volet!*) *praesenti periodo in Ecclesia Catholica non defecit. Illos solum commemorabo, qui fastis Sanctorum solenni Ecclesiae, seu potius Rom. Pontif. iudicio, post rigorosum plurium annorum in congregationibus Vrbis institutum examen adscripti fuerunt. De hoc rigidissimo, ubique testium iurata fide, comprobato examine,*

mine, per me licet, nugentur quidam, quidquid nugarum in cerebro habent, et cachinnent, quidquid est domi cachinnorum; ego, qui spatio decem annorum Romae fui, et complurium, imo praecipuorum S. Congregationis Rituum Consultorum familiaritate gaudebam, id experimento didici, contra canonisationem Sanctorum tanta opponi, quae nequidem in cerebro eorum, qui illam risui exponunt, unquam practica scientia nasci poterant." Schon aus diesem zuversichtlichen Urtheil kann man schliessen, dass die Kritik des Vf. eben nicht sehr tief eindringt. Zwar deckt er die Armseligkeiten der *Scholastiker* nicht übel auf; (T. IV, S. 183 ff.) missbilligt die Reisen nach Rom, um vollkommenen *Ablass* zu gewinnen; (l. c. S. 481 ff.) gesteht, dass die *Inquisition* unausstehlich geworden sey, und dass man sie in einigen Ländern mit Recht aufgehoben habe; (eb. S. 512) tadelt besonders frey den *römischen Indicem libror. prohibit.* T. V, S. 463 f.) u. dergl. m. Hingegen sucht er auch das 25*jährige Bisthum Petri* zu Rom bloss gegen die Protestanten zu vertheidigen (T. II, S. 116 f.); und weiss nicht einmal, dass die gelehrtesten seiner Glaubensgenossen in Frankreich dasselbe längst aufgegeben haben. Eben so wankend und unvollständig sind die Untersuchungen mit welchen er (T. III. S. 5 f.) das himmlische *Kreuzesgesicht Constantins* zu behaupten gedenckt. Die Wendung, mit der er der *siebenfachen Zahl der Sacramente* aufzuhelfen meynt, (T. IV, S. 483) ist ihm am Ende doch verunglückt: „*Quamquam septem Sacramenta nota fuerint in Ecclesia; non tamen nota fuit haec propositio: septem sunt Ecclesiae Sacr. nec plura, nec pauciora. Horum collectio in concreto prima vice legitur apud* Hugon. *a S. Victore L. I. de caerim. Sacr. c 12. etc. et apud alios Scholasticos. — Ex hoc tamen neutiquam sequitur, quaedam ex his Sacramentis fore inventionem Scholasticorum; sed solum, quod determinatum Sacramentorum numerum Ecclesia tardius proposuerit credendum.*" Ob der Vf. ein glücklicherer Apologet *Gregors VII* sey, als andere seiner Vorgänger und Nachfolger kann man T. IV, S. 205 f. 365 f. ohne viele Mühe finden. Die Protestanten, schreibt er unter andern, (S. 207) „*quos nonnulli e recentioribus frigidioribus Catholicis* (der Hr. P. sollte doch auch kaltblütig in der Geschichte seyn,) *exscribere non verentur*, vergessen, dass *Gregor bona fide* gegen *Heinrich IV* zu einer Zeit gehandelt habe, da alle Katholiken glaubten, 1) *Principem in haeresin, ad quam Simonia etiam referebatur, prolapsum, ipso facto exauctorari;* 2) *Principem uno anno in excommunicatione haerentem, administrationem Principatus repetere non posse.* Doch will der Vf. nicht behaupten, dass diese seine Unternehmungen ihm *in meritum canonisationis* zugerechnet werden könnten. Man sieht, *Gregor* habe weiter nichts gethan, als dass er sich nach den Meynungen seiner Zeit richtete, und wie man neulich sagte, aus irrigen Prämissen sehr richtige Consequenzen zog. Der unschuldige Mann!"

Dass der Vf. die jetzt grossentheils üblichen vier Perioden in der Kirchengeschichte angenommen habe, zeigen die Aufschriften seiner Bände. Auf den ersten 21 Seiten geht ein unbedeutender Auszug der israelitischen Kirchenhistorie voran. Im ganzen übrigen Rest des ersten Bandes ist eine Einleitung in die christliche Kirchengeschichte enthalten, welche sich mit dem Begriff, der Nutzbarkeit, der Methode und den Schriftstellern dieser Geschichte, sowohl den allgemeinen, als ihrer besondern Theile, beschäfftigt. Ueber die Regeln von den Zeugen der historischen Wahrheit, (T. I. S. 25 f.) ist zwar manches Brauchbare gesagt; aber einiges ist auch gar zu seicht, z. B. S. 33. „*Prodigia non ideo praecise negari debent, quia post Apostolorum aetatem patrata referuntur. Nam huiusmodi prodigia recensent Justinus M., Irenaeus, Tertullianus, — — Hieronymus, Augustinus; quorum omnium scientiam, dexteritatem et sinceritatem atterere, vix non effrontis est animi.*" Den Anfang jeder Periode macht ein Abriss des politischen Zustandes derselben; der aber für die dritte Periode im vierten Bande sehr unverhältnissmässig bis auf 126 S. ausgedehnt worden ist. Dagegen sind manche wichtige Gegenstände der eigentlichen Kirchengeschichte, wie der *Manichäismus*, die Bekehrungen des heil. *Bonifacius*, u. a. m. desto kürzer abgefertigt worden. Die Unterabtheilungen der Perioden sind zu sehr vervielfältigt; man findet ihrer gegen sechszehn, nach der alten Weise. Ueberall ist viel Fleiss und Belesenheit sichtbar; doch fehlt die Anzeige der Quellen nicht selten, wo man sie am meisten erwartet. Aus denselben scheint auch der Vf. oft weniger, als aus neuern ausführlichen Werken, geschöpft zu haben. Diesem schreiben wir nicht wenig fehlerhafte, oder weit genauer zu bestimmende Stellen zu; vielleicht ist auch mehreres aus dem Gedächtnisse falsch hingeworfen worden. So steht T. I, S. 249. „*Frid. Wilhelmus Elect. Brandenburg. titulum Regis Borussiae, consentiente Carolo VI gessit.*" Bey dem Streit über das *Pascha* (T. II, S. 229) ist der Hauptbegriff verfehlt. *Reales* unter den Scholastikern sollen nach T. IV, p. 184 gewesen seyn, *qui magis rebus*, und *Nominales*, *qui combinationi nominum intendebant.* Die zehn Hauptverfolgungen finden hier auch noch ihren Platz. (T. II, S. 201) *Pierius* statt *Prierias*; *Calistus* statt unsers *Georg. Calixtus*; *Congressus Emdensis*, statt des *Emserischen*, u. dgl. m. gehören ebenfalls hieher. Endlich ist auch die Schreibart sehr unlateinisch, oft ganz barbarisch. Wie wenn, z. B. *est fore* für *esse* gesetzt wird! ingleichen *resolutio* für *Entschliessung*; *spiritus tolerantiae*, *incurantia*, *magna spiritus unctio*, u. s. w.

CAMBRIDGE, mit akadem. Schriften: *Maured Allatafet Jemaleddini filii Togri - Bardii seu rerum Aegyptiacarum annales ab anno Christi 971 usque ad annum 1453.* E codice MS. bibliothecae Academiae Cantabrigiensis textum Arabicum primus edidit, Latine vertit notisque illustravit J. D. Carlyle A. M. Coll. regin. nuper socius. 1792. 4. (Der arabische Text beträgt 182 S. die lateinische Uebersetzung, die Seite für Seite dem Originale entspricht, eben so viele, und die Anmerkungen 28 S.)

Die Universität Cambridge hat sich um die Gelehrsamkeit ein wahres Verdienst erworben, dass sie die Heraus

ausgabe dieses Buches befördert hat. Hr. *Carlyle* hat sich darinn als einen Kenner der arabischen Sprache gezeigt, von dem man sich noch viele Erweiterungen der orientalischen Literatur versprechen kann, wenn sein Schicksal, das ihn, als dieses Werk gedruckt wurde, aufs Land geführt hatte, den grofsen und vielen Schätzen in den Bibliotheken der englischen Universitäten wieder näher bringen sollte. An die Ausgabe dieses arabischen Schriftstellers machte er sich, weil er glaubte, dafs noch keiner, der die neuere Geschichte von Aegypten abgehandelt hatte, gedruckt wäre. Hierinn irrt er sich aber, weil nicht allein Reiske Marajs Geschichte der Regenten von Aegypten von J. C. 868 bis 1618 aus dem Arabischen ins Deutsche übersetzt hat, welche Uebersetzung in dem *Büschingischen Magazin für die neue Historie und Geographie* abgedruckt ist, sondern auch ein anderer Autor *Scheikh Schem Jeddin Mohammed ben Abilsur*, der die Geschichte Aegyptens bis an das J. 1658 fortgeführt hat, durch Hn. Silvestre de Sacy in dem I Theil der *Notices et Extraits des MSS. de la bibliotheque du Roi. Paris* 1788 bekannt geworden ist. Eine Vergleichung des Marai (denn Sacy hat seinen Autor erst vom J. 1517 an etwas weitläuftig excerpirt) mit dem von Hn. *Carlyle* abgedruckten überlassen wir denen, die die Geschichte Aegyptens bearbeiten wollen. Uns scheint nach einer oberflächlichen Vergleichung Marai zu Anfange weitläuftiger, nachher aber oder in den neuern Zeiten viel kürzer zu seyn als Jemaleddin. Die Ausgabe dieses Buches ist also als wahrer Gewinn für die Geschichte anzusehen, nicht zu gedenken, dafs durch den Abdruck des Originals, und die hinzugesetzten Noten das Werk einen bedeutenden Vorzug erhalten hat. Der lateinischen Sprache ist der Uebersetzer leider nicht so mächtig, als sein grofser Landsmann *Ed. Pococke* war. Es kommen daher nicht allein Härten, sondern sogar offenbare Sprachfehler vor. Z. E. *eadem finis*, *finis facta*, *foris exivisse*, *sedebat ventus*, *ibi se converterant* statt *illuc*. Die Verse (denn die Stellen aus arabischen Dichtern werden gemeiniglich in Verse übertragen) gelingen ihm besser als Prose. Er schreibt *Kahiretta* anstatt *Kahira*, und der S. 2. erwähnte *Alsikeleus* ist *Siculus*. Da über den Regenten Hakem in Deutschland viel geschrieben ist, so werden die Liebhaber der arabischen Literatur Ibn Chalikans Leben dieses Mannes das von Adler edirt und von Lorsbach aufs neue übersetzt und commentirt ist, mit dem, was Jemaleddin von ihm erzählt, vergleichen. Die Conjectur des Hn. Lorsbach, der unter den von Hakem verbotenen Speisen صلوخية mit einem ح nicht mit einem خ *Melochia* lesen wollte, (s. Archiv für die morgenl. Literat. S. 23) wird durch Jemaleddins Text bestätiget, und das Wort von Hn. *C.* richtig *malua* übersetzt, und aus Abdollatiph erläutert. In den Anmerkungen werden oft Stellen aus ungedruckten arabischen Schriftstellern angeführt, und Beweise der Kenntnifs ihres Vf. in den verwandten orientalischen und neuern lebenden Sprachen, in der Geschichte, arabischen Prosodie und Mathematik gegeben. Er hat z. E. in der 73 Note eine kurze und so viel wir einsehen neue Methode die Jahre nach der Flucht auf die christliche Zeitrechnung zu reduciren, gegeben. Möchte sich doch einer von unsern Orientalisten entschliefsen, den Text wieder abdrucken zu lassen, die Uebersetzung zu berichtigen, wenigstens lesbarer zu machen, und die Noten, mit andern vermehrt, wozu die Vergleichung mit Marai, Abulfeda, und andern den Stoff hergeben würde, in einen gröfsern Umlauf zu bringen!

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kufsler: *Breviarium Archaeologiae Graeco-Romanae in usum scholarum.* 1795. VIII u. 103 S. 8.

Der ungenannte Verfasser dieses Handbuchs hat für gut gefunden, wahrscheinlich um die in den gewöhnlichen Handbüchern der Alterthümer an sich schon herrschende Verwirrung und Dunkelheit, so viel an ihm lage, zu vermehren, den Unterricht über die griechischen und römischen Alterthümer zu vereinigen, oder eigentlich aus *Lamberti Bosii Antiquitatibus graecis* und *Burmanni Antiqq. Romanis* ein neues Compendium hervorgehen lassen. Das was ihm eigenthümlich angehört, ist ein Kapitel über die Geschichte Griechenlands und Roms, in welchem, ohne alle Anzeige der Perioden, nur einige Worte gleichsam verlohren sind, die für den gelehrten und ungelehrten Docenten gleich unnütz sind; und ein Abrifs der Geographie (eigentlich nur der Länderkunde) der ganzen, den Alten bekannten Welt. Hierauf folgt ein Kapitel über die Götter, welches, mit Beyseitesetzung aller allgemeinen Ideen über die griechische und römische Religion, die doch selbst nicht einmal von *Le Bos* gänzlich vernachläfsigt worden sind, nichts weiter als ein trocknes, und, was noch weit schlimmer ist, ein höchst fehlerhaftes Verzeichnifs der griechischen und römischen Gottheiten enthält. Der Διονυσοι heifst hier *Dionysius*, die Λητω *Letha*, *Silenus* heifst *Selenus*; die *Syrinx* ist zu den *Diis masculis* gerechnet; *nymphae Asaidae* sollen wahrscheinlich ἀλσηίδες seyn; *Liten* statt λιται; *Thiphys* statt *Tiphys*; *Amphiction* statt *Amphictyon*. Von den Helden des trojanischen Kriegs wird so gesprochen, als ob sie insgesammt als *Heroes* eine göttliche Verehrung genossen hätten. In den folgenden Kapiteln folgt der Vf. dem *Le Bos*, selbst mit Beybehaltung seiner Worte, die aber oft fehlerhaft und sinnlos excerpirt sind. Wenn jener gleich im Anfange des Kapitels *de Locis sacris* sagt: *Diis suis cultum suum praestiterunt in locis sacris, quae erant τεμενη id est agri, ἀλση Luci*, so heifst es hier: *Graeci Diis suis cultum praestiterunt in Temenes Lucis, aedibus sacris.* Im XVII Cap. schreibt Bos: *Ludi ἀγωνες dicti: Exercitia eorum erant δρόμος, δίσκος* etc. unser Vf. hingegen: *Ludi graecorum erant δρόμος, δισκος* etc. Noch ärger ist die Verunstaltung in einem darauf folgenden Kapitel, wo es bey L. B. heifst: *Lucta fuit exercitatio quaedam — quo luctatores bini — alter alterum humi dejicere studebat.* Hier: Παλη· *lucta bini alter alterum humi dejicere studebat.* Dafs in einem Handbuche von dieser Art an eine sorgfältige Unterscheidung der Orte und Zeiten, ohne welche die Kenntnifs des Alter-

 thums

thums immer verworren bleibt, nicht gedacht sey, wird man sich leicht von selbst denken; die Verwirrung ist vielmehr so weit getrieben, als nur immer möglich war. Man sehe z. B. das Kapitel *de civibus*. In der That hätten wir kaum geglaubt, dass bey der grossen Ausbreitung bessere Ideen über den Vortrag der Alterthümer, noch ein solches Handbuch geschrieben werden könnte.

Hannover, (auf Kosten des Herausgebers) in Comm. der Hellwingschen Buchh.: *Landtagsabschiede und andere die Verfassung des Fürstenthums Lüneburg betreffende Urkunden. Erster Theil.* Herausgegeben von *Andreas Ludolph Jacobi*, der Lüneburgischen Landschaft Syndicus. 1794. 370 S. gr. 8.

Diese angefangene Sammlung der wichtigsten Constitutionsurkunden des *Fürstenthums Lüneburg* ist abermals eine schöne Probe, wie unbescholten die Publicität in den hannöverschen Landen blühet. Frey von der Schwäche, die auf die Verfassung sich beziehenden Landesgesetze in stetem Dunkel zu lassen, oder gar zu verheimlichen, werden sie vielmehr hier durch den ruhmvollen Eifer der Landesregierung und die patriotischen Gesinnungen der Landstände öffentlich zur Kenntniss des Publicums gebracht, und nicht bloss dem Manne, welchem es Pflicht ist, die Rechte und Verfassung des Landes zu kennen, sondern auch dem historischen Forscher, zur völligen Untersuchung überlassen. Dass diese Sammlung gerade von Hn. Hofrath *Jacobi* veranstaltet ist, giebt derselben noch einen besondern Werth. Ihm standen die landschaftlichen Archive offen; er hatte die Originale, so viel deren vorhanden sind, vor Augen; er konnte damit die Abschriften, oder die hin und wieder zerstreut befindlichen Abdrücke, genau vergleichen, und dadurch jedem einzelnen Stücke gleichsam das Siegel archivalischer Aechtheit aufdrücken. Einen Auszug leiden Schriften dieser Art nicht. In allem enthält dieser Theil 46 vollständige Urkunden. Die erste ist v. J. 1353 und den Beschluss macht der Landtagsabschied v. 21 Aug. 1599. Es umfassen also diese Fundamentalgesetze einen Zeitraum von drittehalb hundert Jahren, und es liegt darinn der Stoff zur ersten Gründung und weitern Ausbildung der Staatsverfassung dieser Provinz. Den Gebrauch der Sammlung hat übrigens der Herausgeb. durch die, einer jeden Urkunde vorgesetzte summarische Inhaltsanzeige, zu erleichtern gesucht und durch die hinzugefügten historischen und literarischen Anmerkungen; ingleichen durch die kritische Erläuterung unverständlicher, oder obsuleter Worte einen neuen Beweis seiner ausgezeichneten Kenntnisse abgelegt. Am Ende der Vorrede giebt derselbe Hoffnung zu einem Werke über *die landschaftliche Verfassung des Fürstenthums Lüneburg*. In so fern er die Herausgabe desselben von dem Beyfalle des Publicums abhängig macht, dürften wir dasselbe, so wie den *zweyten Theil* der gegenwärtigen Sammlung, bald zu erwarten haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Freyberg*, b. Gerlach: *Standrede am Sarge des verewigten Herrn Christlieb Ehregott Gellerts* Churfürstl. Sächs. Bergraths und Oberhüttenverwalters, auch Lehrers der metallurgischen Chemie bey der Churfürstl. Bergakademie allhier, gehalten von *Alex. Wilh. Köhler* Churfürstl. Sächs. Oberbergamts-Secretär und öffentlich. Lehrer der Bergrechte bey der hiesigen Bergakademie. 16 S. 4. Der Werth des Mannes, sagt Hr. K., dessen Andenken diese Rede gewidmet ist, ist das, was ihr selbst Werth giebt, und den Druck derselben, welcher höhern Orts, und von der gesammten Berg- und Hüttenknappschaft veranlasst wurde, entschuldigt. Die Rednerkünste schweigen, wo die Sprache des Herzenslaut, und gleichsam eine Quelle der Kunst selbst wird! Dieser verdienstvolle Mann, war im J. 1713 d. 11 Aug. in Heynichen einem Städtchen ohnweit Freyberg geboren, wo sein Vater zweyter Prediger war. Seine Mutter war eine geborne *Schütz*. Er gieng nach vollendeten Universitätsstudien etwa im J. 1736 mit mehreren sächsischen Gelehrten nach Petersburg, wo er bald als Adjunct bey der Kaiserl. Akad. d. W. angestellt wurde. Er genoss daselbst vorzüglich des grossen Eulers Freundschaft und fieng in dieser Zeit erst an, sich mit Chemie und Physik zu beschäftigen. Im J. 1746—47 kam er nach Deutschland zurück, wandte sich nach Freyberg und setzte seine gelehrten Beschäftigungen fort; erhielt bald eine churfürstliche Pension und gab privatim Unterricht in der metallurgischen Chemie. Im J. 1753 wurde er Commissionsrath mit fester Besoldung und nun fieng er an, seine Thätigkeit und Kenntnisse für Freyberg zu benutzen. Von dieser Stelle stieg er höher und erhielt im J. 1765, als die Bergakademie gegründet wurde, die Stelle eines Professors der metallurgischen Chemie. Alle beym Schmelz- und Amalgamirwesen in Freyberg angestellte Personen, einige an Alter dem Verstorbenen nahe kommende ausgenommen, sind seine Schüler, so wie dies auch der Fall bey dem grössten Theil der übrigen Beamten und Officianten der sämmtlichen Churfürstl. Bergämter ist. In seinem 73 Jahre, als er die Nachricht von der v. Bornschen Amalgamation der Erze erhielt, war er sogleich damit beschäftigt, diese Versuche nachzumachen, und er war es, der trotz der unglücklich ausgefallenen Versuche über das kalte Amalgamiren der Erze in Ungarn dennoch diesen Gedanken nicht aufgab, ihn wirklich realisirte und so als Erfinder der kalten Amalgamation angesehen werden muss. Es ist bekannt, wie durch v. Charpentiers Genie diese Arbeit im Grossen ausgeführt wurde, und mit welchem preiswürdigen Eifer für die gute Sache der solche Anstalten väterlich pflegende Churfürst selbst sie beförderte. Er endigte sein thätiges Leben am 18 May 1795. „Er war nicht verheyrathet, „nicht Vater von Kindern; aber er war Vater seiner Verwandten; er war Vater der Armen und ein wahrer Vater seiner Untergebenen, die seinem Andenken noch manche Thräne zollen „werden."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. December 1795.

ERDBESCHREIBUNG.

HALLE, in der Rengerischen Buchh.: *Auswahl der besten ausländischen geographischen und statistischen Nachrichten* zur Aufklarung der Völker- und Länderkunde, von *M. C. Sprengel.* Vierter Band. 1795. 264 S. 8.

An Reichhaltigkeit steht dieser Band seinen Vorgängern nicht nach, und alle Liebhaber der Geographie müssen die ununterbrochene Fortsetzung dieses Werks wünschen. I. *Beschreibung der faröischen Inseln.* Aus dem Dänischen. Bisher schöpfte man diese nur aus Debes, der 1670 schrieb. Schlegel verfertigte eine genauere 1793, aus welcher mit Zuziehung anderer Quellen die gegenwärtige entstanden ist. S. 1—48. Man muss sich über den Fleiss der Insulaner, deren nicht einmal 5000 sind, verwundern, die jährlich 116420 Paar wollene Strümpfe nach Dännemark exportirten. II. *Alex. Dalrymples Nachricht von den Producten und natürlichen Merkwürdigkeiten von Suluh und den benachbarten Inseln.* Sie ist schon 1771 Englisch herausgekommen, und betrift eine von Europäern wenig besuchte Gegend. Von dem Perlenfange, den Vögelnestern, Corallgewächsen und Sagobaum u. s. werden sehr belehrende Nachrichten gegeben. III. *Stavorinus Bemerkungen über die Insel Java*, und ihre Bewohner sind aus einem holländischen Originale, das 1793 gedruckt ist, und eine Reise von 1770 enthält, genommen. Ein solcher Beytrag zur Kunde eines so entfernten Landes ist immer willkommen, wenn er auch nicht lauter Neuigkeiten enthält. IV. *W. Goldsons Bemerkungen über des spanischen Admirals Barthol. de Fonte Seereise nach den innern Gegenden des nordwestlichen Amerika.* Die Wahrscheinlichkeit der nordwestlichen Durchfahrt behaupten, berufen sich hauptsächlich auf de Fontes Seereise, die 1640 von dem peruanischen Hafen Tallao in das Innere von Neu-Albion unternommen, aber erst 1708 bekannt geworden ist. Nachdem der Admiral unter dem 53° N. B. den Archipelagus von St. Lazarus, den spätere Seefahrer die Königin Charlotte Insel nennen, erreicht hatte, schiffte er noch 260 Seemeilen weiter, bis er den Fluss Los Reyes erreichte. Als er diesen hinauffegelte, kam er zu einem See, den er Belle nannte. Er liess seine Schiffe in einem Hafen, der Conosset hiess, und fuhr in einen Fluss hinein, der Rio Parmentieres benannt wurde. Er schiffte in dem Flusse über 8 Fälle, und erreichte einen See, den er de Fonte nannte. Bey der weitern Fortsetzung seiner Reise gelangte er zu einem indischen Dorfe, wo er erfuhr, dass ein Schiff, welches von Boston auf Entdeckungen gesegelt wäre, nicht weit davon vor Anker läge. H. Goldson vergleicht de Fontes Reise mit den neuesten Entdeckungen, und sucht daraus die Gewissheit derselben zu beweisen. Wenn in der Note S. 142. der von Fonte erwähnte Fluss Los Reyes für den gehalten wird, den die spanischen Berichte zur Gränze ihrer Entdeckungen machen, so ist dieses ein Irthum. Denn die Gränze reicht nicht weiter als bis an den 43° N. B., wo die von Costanzo gezeichnete und in dem 1. Bande des Repositor. für die neueste Geograph. von Bruns und Zimmermann befindliche Karte de los Reyes hat. Jener von Fonte erwähnte Flus los Reyes liegt aber über 53° N. B. nordwärts. V. *Ueber die Einwohner der Halbinsel diesseits des Ganges oder die Indier, welche im Innern von Decan oder in Tippo Sahebs Staaten leben.* Die Nachrichten sind aus Eduard Moore, (der in dem letzten Kriege mit Tippo Saheb bey einem englischen Corps, das die Maratten unterstützte, als Lieutenant diente,) Erzählung der militärischen Operationen gegen den Sultan gezogen, und beziehen sich auf den District der Halbinsel, welcher südwärts vom Fluss Kistna 16° 30′ N. B. anfängt, und sich bis an das Cap Camorin erstreckt. Die Producte werden zwar nicht auf eine scientifische Art beschrieben, jedoch manches von ihrer Beschaffenheit und ihrem Gebrauche beygebracht, das einen aufmerksamen Beobachter verräth. Die Unschädlichkeit der Schlangen, Cobra de Capello, soll daher kommen, dass man ihnen einen gewissen Stein unter der Zunge genommen hat S. 196. Dieser Stein wird wohl die Giftblase an den Wurzeln der Zähne seyn, welche nach Wolfs Nachricht die Schlangenbeschwörer auf Zeilan den Schlangen wegnehmen, und sie dadurch unschädlich machen. Die Sitten der Indier im Innern des Landes erhalten hier manche Aufklärung. Die in Chittledrug gewöhnliche Wasseruhr S. 208. ist, wenn wir uns nicht irren, auch von den dänischen Missionaren beschrieben. VI. Hr. *Sprengel* hat einen *Versuch zur Statistik von Irland* gemacht, wobey die neuesten Schriften eines Young, Lord Sheffield, Clarendon; Beaufort und anderer benutzt sind. Die abgehandelten Gegenstände sind Grösse, Bevölkerung, Leinwandmanufactur, Viehzucht, Getreidebau, Finanzwesen etc. Wir sind auf die Fortsetzung sehr begierig, und wünschen von den den Katholischen neuerlich ertheilten Befreyungen, und den Folgen, die sie nach sich gezogen haben, durch den scharfsichtigen Vf. belehrt zu werden.

LONDON, b. Streham u. Cadell: *Travels in Portugal, through the Provinces of Entre Douro e Minho, Beira, Estremadura, and Alentejo,* in the Years

of 1789 and 1790. by *James Murphy*. 1795. 311 S. 4. nebst 24 Kupfertafeln.

Der Vf., ein Baumeister, durchreifete in dem angeführten Zeitraum einen grofsen Theil von Portugal, hauptfächlich in der Abficht, um die Ueberbleibfel alter Baukunft und die merkwürdigften Gebäude neuerer Zeiten zu unterfuchen. Ihre Befchreibungen füllen auch den gröfsten Theil diefes Werks, und die merkwürdigften find durch gute Kupfer erläutert. Weil diefe Kunftnachrichten aber nur wenige Lefer erwarten konnten, oder fchwerlich zu einem Bande in Quartformat hinreichten, fo entlehnt er aus portugiefifchen Schriftftellern, was er darinn über die Gefchichte der hier befchriebenen Städte, Kirchen und Klöfter fand, und die berühmten Perfonen gewidmete Monumente geben ihm Veranlaffung fich ausführlich über ihre Gefchichte zu verbreiten. So finden fich hier, den meiften Lefern gewifs unerwartet, Lebensbefchreibungen verfchiedener portugiefifchen Könige, Heinrichs des Seefahrers, der Ignez de Caftro, und verfchiedener Helden, die fich in den oftindifchen Kriegen auszeichneten. Wo ihm Alterthümer oder lateinifche Infchriften aufftiefsen, find fie ebenfalls in Kupfer abgebildet, ohne immer auf ihren innern Werth zu fehen. Wir haben fogar unter den mitgetheilten Infchriften einige neuere gefunden. — Sehr viel hat nun freylich Hr. *M.* unfere bisherige Kenntnifs von Portugal nicht erweitert, weil genaue Angaben geographifcher und ftatiftifcher Gegenftände, oder richtige Darftellung unbekannter, von andern Reifenden überfehener, Merkwürdigkeiten, nicht zum Zweck feiner Reife zu gehören fcheinen; oder, weil unfer Vf., wenn er beyläufig diefe Materien berührt, feine Nachrichten über Bevölkerung, Handel, die Einkünfte der Geiftlichen, aus dem bekannten *Almanac de Lisboa* gewöhnlich zu entlehnen pflegt. Doch ftöfst man hin und wieder auf einzelne gute Bemerkungen, und der Vf. hat an mehrern Stellen feines Werks bewiefen, wie viel Unbekanntes uns aufmerkfame Beobachter von diefem Lande erzählen können; und wahrfcheinlich haben wir eine folche Belehrung nächftens von einer andern Hand zu erwarten.

Unfer Vf. landete in dem Hafen Oporto, den er nur im Allgemeinen fchildert. Die Einfahrt ift wegen einer Sandbank fehr gefährlich. Er und feine Begleiter wurden fehr genau unterfucht, ob fie auch Tobak oder Seife bey fich hatten, welche auch in ganz kleinen Quantitaten einzuführen verboten find. Die Portugiefen halten es für entehrend, etwas auf den Rücken zu tragen, daher dies nur von Sklaven oder zur Arbeit verdammten Verbrechern gefchieht. In Oporto zählt man auf 5000 Gallizier, die hier als Tagelöhner und Hausbediente fich fehr fchlecht behelfen, für ehrlich gehalten werden, und gewöhnlich mit dem, was fie erworben, in ihre Heimath zurückkehren, wodurch beträchtliche Summen aufser Landes gehen. In Coimbra verweilte der Vf. zu kurze Zeit, um von diefem, durch feine Univerfität berühmten Orte, etwas aufzuzeichnen. Defto ausführlicher ift er bey der Abtey Bataiha, dem Begräbnifsorte vieler Könige und Prinzen, deren Gefchichte hier nach dem Gefchichtfchreiber diefes Klofters, de Soufa erzählt wird. Es ift ein herrliches Ueberbleibfel gothifcher Bauart, und hat 12000 Crufaden Einkünfte. Bey Marniha, gerade 1[illegible] Meilen von Liffabon, befitzt ein Englander Namens Stephens, die einzige Glasmanufactur im ganzen Königreiche, die daffelbe und die Nebenländer ganz mit Glaswaaren verforgt, da fremdes Glas fo hoch impo[illegible] ift, dafs die Einfuhr beynahe verboten fcheint. Die Befchreibung des Klofters Alcobaça, enthält nichts von der dortigen Einrichtung, weil die Schickfale der hier begrabenen Ignez de Caftro den Vf. zu fehr befchäftigen, und er fogar diefe durch Scenen aus einem portugiefifchen Trauerfpiel erläutert. *Bluterus* wortreiche Erklärung der myftifchen Infchrift eines alten goldenen Kelchs in eben diefem Klofter hat uns noch weniger unterrichtet. Von Liffabon handelt der Vf. ausführlich genug; aber wie wenig lernt man daraus diefe Hauptftadt kennen! Er giebt uns freylich ihren Grundrifs, fo wie er im Staatskalender von 1785 vor uns liegt, Abbildungen einiger dortigen Trachten, Gebäude und Infchriften; aber ftatt einer belehrenden Topographie müffen wir uns mit der Gefchichte des Urfprungs diefer Stadt, und ihrer Eroberung im zwölften Jahrhundert durch die Chriften, mit Auszügen aus dem Oforius und aus den *Documentos arabigos* über die Verjagung der Juden aus Portugal, der Erklärung der arabifchen Infchrift, auf einer grofsen bey Diu eroberten Kanone und ähnliche zufammengeraffte Nachrichten behelfen die den Reifebericht unnöthiger Weife anfchwellen. Indeffen verweilt er doch bey den vornehmften Kirchen, am meiften bey denen, die Johann V. bauen laffen. In der Patriarchalkirche befinden fich unter andern Koftbarkeiten 9 vortrefflich gearbeitete filberne Leuchter und ein 12 Fufs hohes filbernes Crucifix, wovon die Arbeit allein 300,000 Crufaden gekoftet hat Die Einkünfte diefer Kirche und des Patriarchats find hier auch nach einer Berechnung von 1747 angegeben Der Patriarch felbft erhält jährlich 30,000 Pf. St., da von 5600 ihm aus dem königlichen Schatz bezahlt werden. Zur Erhaltung der Kirche und der vielen dabey angeftellten geiftlichen und weltlichen Perfonen find 850 000 Crufaden beftimmt, dazu die übrige portugiefifche Geiftlichkeit jährlich 200,000 Crufaden aufbringen mufs. Die jährlichen Ausgaben find nach den kleinften Artikeln fpecificirt, und haben fich, wie neue Berechnungen zeigen, feitdem in den vornehmften Artikeln nicht verändert. Jeder von den Principalen hat 10 000 Crufaden Gehalt, und über 13,000 Crufaden werden jährlich für Wachs berechnet. Die Kirche S. Rochus, welche Johann V. den Jefuiten fchenkte, hat eine Johann dem Taufer gewidmete Kapelle, deren Koftbarkeit alle ähnliche in Europa übertrift. Gold, Silber, Lapis Lazuli find übermäfsig daran verfchwendet; fie hat aber auch zwey Mill. Crufaden gekoftet. Die neue Kirche, welche die jetzige Königin Maria erbauen laffen, ift das gröfste und prachtigfte Gebaude, das in Liffabon feit dem Erdbeben aufgeführt worden; es follen dazu fünf Mill. Crufaden verwandt feyn. In Cintra fand der Vf. in dem Garten de-

des berühmten indischen Helden Johann de Castro, dessen Biographie hier gleichfalls eingeschaltet wird, eine Sanskreet Inschrift; sie ist hier ganz in Kupfer gestochen, so wie sie von ihm selbst ohne Kenntniss dieser Sprache und Schrift von dem Original copirt ward. Er sandte seine Abschrift, dem in dieser Sprache sehr erfahrnen Hn. *Wilkins* zu, dessen Bemerkungen darüber ebenfalls beygefügt sind, der aber wegen der hin und wieder ausgelöschten Stellen, und der unvermeidlichen Schreibfehler nur wenige Stellen entziffern konnte. Mafra und Setubal werden sehr kurz abgefertigt. Wegen der merkwürdigen römischen Ueberbleibsel in Evora, von denen die vornehmsten in Kupfer gestochen sind, ist er bey dieser Stadt, womit er die ganze Reise beschloss, ausführlicher. Von den dortigen Monumenten der römischen Baukunst verdient des Sertorius Tempel der Diana, jetzt eine Fleischbank, vorzügliche Aufmerksamkeit.

Leipzig, b. Weygand: *Handbuch für Reisende aus allen Ständen.* Zweyte vermehrte, verbesserte und berichtigte Auflage. 1793. 599 S. 8.

Die erste Auflage dieses Handbuchs erschien 1784, und steht dieser *zweyten* in allen den Nachrichten und Beobachtungen sehr weit nach, welche der Vf. (Hr. Rath *Reichard* zu Gotha) nachher auf eigenen Reisen gesammelt hat. Einige Abschnitte, wie z. B. der *siebente* und *achte*, sind daher so umgearbeitet und verbessert, dass man sie nicht wieder erkennt. Jener enthält eine Notiz von 102 Städten, und dieser von 181 Reiserouten durch einen grossen Theil von Europa. Dass sich beide Abschnitte gerade auf diese Zahl einschränken, ist kein Vorwurf, weil der Vf. das Gemeinnützlichste ausgehoben und nicht so, wie ein gewisser anderer Wegweiser, die Stadt *Braunschweig* ausgelassen hat, um Meadia ausführlich zu beschreiben.

Dieses Handbuch, von welchem Hr. R. auch eine wohlgerathene französische Uebersetzung geliefert hat, giebt nicht bloss eine nützliche Vorbereitung oder Begleitung für Reisende, sondern auch eine lehrreiche Erinnerung an zurückgelegte Reisen ab. Letzteres war der Gesichtspunkt, aus dem Rec. einen grossen Theil desselben sich zu eigen gemacht hat. Das Lehrgeld ist zwar alsdenn schon gegeben, indess wird schwerlich auch die vollständigste Anleitung solches ganz ersparen helfen. Für die mannichfaltigen Lagen und Verhältnisse der Reisenden lassen sich keine bestimmte Regeln angeben, und es wäre daher eine unbillige Kritik, die Lücken, welche man nach individuellen Erfahrungen in diesem Handbuche findet, als Mängel anzurechnen.

Vorzüglich kann in dieser Hinsicht der musterhaft bearbeitete *erste* Abschnitt *von allgemeinen Regeln und Betrachtungen über Reisen und Reisende* nie ganz befriedigen. — Dass z. B. nach S. 1. die Deutschen und Engländer am meisten reisen, ist notorisch, aber eben so gewiss, dass während dem jetzigen Kriege bey beiden Nationen das Reisen verhaltnissmässig zu sehr abgenommen und dagegen unter den neutralen Nordischen häufiger geworden ist. Rec., der 1793 das Zahlverhältniss der Reisenden in Wien, Mailand und in der Schweiz genau beobachtete, fand in Lausanne unter 106 Fremden allein 20 Russen, und zu Genf traf er im September 1793 allein 10 Dänen und sonst fast gar keinen Reisenden. — Zu S. 3. könnte man noch die wesentliche Regel hinzusetzen, wie man sorgfältig verbergen müsse, dass man ein Reisejournal abfasst. Mit Recht fürchten sich wichtige Geschäftsmänner vor den Besuchen indiscreter Schriftsteller; und Hr. R. konnte die Mittheilung gewisser statistischer Notizen nur dadurch erhalten, dass er dem Besitzer einige Blätter aus seinem Reisejournal zu lesen gab, um ihn zu überzeugen, dass es nicht *zunächst* für den Druck bestimmt sey. — In Ansehung der Reisegefährten hat sich Hr. R. S. 4. etwas zu kurz gefasst, indem vorzüglich vor der Gesellschaft unbekannter französischen Emigrirten hätte gewarnt werden sollen, welche sich in allen Städten den unerfahrnen Reisenden aufdrängen. — Bey der Kleidung wird S. 7. die *Trauer* nicht empfohlen, welche, was auch *Pezzl* in seinen Skizzen davon sagen mag, immer die bequemste und wohlfeilste Tracht bleibt. Die jetzt in das entgegengesetzte Extrem ausartende Nachlässigkeit in der Kleidung ist übrigens ein gefährlicher Prüfstein für junge Reisende, und es gehört ein geübter und feiner Tact dazu, um richtig zu beurtheilen, wie weit man sich derselben überlassen darf. Wenn man in Frankfurt jede Gesellschaft in Bänderschuhen besuchen darf, so würde man in dem nur 4 Meilen weit davon entfernten Mainz mit denselben scharf angesehen werden. Besser zu viel als zu wenig. — Aeusserst wichtig ist S. 10. die Regel wegen sorgfältiger Erkundigung nach den Eigenheiten der Visitation in jedem Lande. In Wien werden bekanntlich die Bücher auf der Mauth zurückbehalten, um sie nach dem Katalog der verbotenen Schriften zu untersuchen. Wer nun mit Marginalien seine Bücher versieht oder sonst seltene und wenig bekannte Druckschriften bey sich führt, muss andere Massregeln treffen. Rec. war in dem Fall, zu Wien den *dritten* Theil des *Recueil* vom Grafen Herzberg auf der Mauth 24 Stunden zu lassen. — Die S. 14. als Empfehlungsschreiben erwähnten Creditbriefe nützen gewöhnlich nur, wenn man Geld darauf nimmt; nur bey so grossen Häusern, wie es zu Hamburg und Frankfurt giebt, wird auch ausserdem davon Notiz genommen.

Der *zweyte* Abschnitt enthält eine *statistische Uebersicht der grossern europäischen Staaten*, bey welcher die Schriften von *Büsching*, *Schlözer*, *Gatterer*, *Fabri*, *Randel* und *Crome*, aber noch nicht die von *Sprengel* und *Lüder* benutzt worden. Bey einer dritten Auflage wird vielleicht ein Theil von Nordamerika hier einen Platz verdienen. Im *dritten* und *vierten* Abschnitt *von Münzen, vom Geldcours, vom Maass und Gewichte* ist zwar *Kruse*, aber noch nicht *Gerhard* zu Rathe gezogen, und hat sich überdem darinn manches seitdem verändert.

Sehr wichtig ist der *fünfte* Abschnitt *vom Postwesen.* Für die Schweiz hat Hr. D. *Ebel* darinn ein classisches Werk geliefert, doch auch darinn konnten alle

Vorsichtsregeln nicht erschöpft werden. Zu *Brunnen*, im Canton Schweiz, erfuhr Rec. eine ganz neue Prellerey; die dortigen Schiffleute richten die Preise und die Zahl nach der Art, *wie* man dort ankömmt, und lassen z. B. den Reiter die Ueberfahrt über den See theurer bezahlen als den Fussgänger, der vielleicht bis Schweiz mit vier Pferden gefahren war.

Die *Miscellaneen* im *sechsten* Abschnitt hätten vielleicht füglicher unter Nr. III u. IV. angebracht werden können. Der Ruf gewisser Städte, wegen vorzüglicher Waarenartikel S. 238—241. beruht auch bisweilen auf zufälligen Umständen oder gar auf geographischen Irthümern; so kommen die im Elsass sogenannten *Mainzer* Schinken sämmtlich aus Westphalen. Die Regeln S. 243—247. für Reisende zu Pferde sind sehr detaillirt. Eben so wäre vielleicht die Literatur statt eines eigenen (neunten) Artikels zweckmässiger bey jedem Lande vereinzelt worden, um so mehr, da sich dieses mit jeder Messe verändert. — Die *Vorschriften* des *zehnten* Abschnitts über die Erhaltung der Gesundheit sind von einem ungenannten Arzte aufgesetzt. Die beygelegte Post- und Reisekarte durch die am meisten bereisten *neun* europäischen Staaten ist sehr brauchbar und auf Kosten des Verlegers neu gestochen worden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Nürnberg, b. Weigel u. Schneider: *Schule des Vergnügens für kleine Kinder*, in drey Classen abgetheilt von *J. P. Voit*. 2te Aufl. 1793. 184 S. 8. mit Kupf.

Kempten, b. Kösel: *Lehrreiche Unterhaltungen für Kinder*. Herausgegeben von *W. Rehm*. 2te Aufl. 1793. 1. B. 140 S. 2. B. 236 S. 8.

Berlin, b. Haude u. Spener: *Der Bürgerfreund*, ein Lesebuch für Kinder in Bürgerschulen, von *S. Ludewig*. 2te Aufl. 1790. 239 S. 8. (6 gr.)

Berlin, b. Maurer: *Leben und Tod Kaiser Heinrichs des Vierten*. Schauspiel von *Julius Freyherrn von Soden*. Neue Aufl. 1790. 140 S. 8.

Frankfurt a. M., b. Fleischer: *Nouvelle Grammaire françoise et italienne pratique*, par *J. N. Meidinger* Nouv. Edit. 1793. 427 S. 8. (16 gr.)

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, in d. Schäferschen Buchh.: *Sophie oder der Einsiedler am Genfer See*, von *Chr. A. Fischer*. 2. Th. 1795. 219 S. 8.

Leipzig, in d. Meyerschen Buchh.: *Neue historische Bibliothek*, zum Gebrauch für alle Classen der Leser. 4tes St. 1795. 237 S. 8.

Leipzig, b. Crusius: *Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres*, von *M. J. Chr. Förster*. 2. Th. 1795. 380 S. 8.

Nürnberg, b. Bieling u. Leipzig, in Comm. b. Fleischer: *Praktische Erklärung der epistolischen Texte zur Erbauung und Belehrung für Freunde eines vernünftigen Christenthums aus allen Ständen*. 2. Th. 1795. 15 B. 8.

Quedlinburg, b. Ernst: *Unterhaltungen für die Jugend auf alle Tage im Jahre*, von *L. C. A. Wegand*. 2tes u. 3tes Vierteljahr. 1795. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Schleswig*, b. Röhss: *Geschichte meiner Schulen*, von *Fridr. Eberhardt von Rochow*, auf Reckan etc. Nebst vier Beylagen. 1795. 96 S. gr. 8. (8 gr.) — Obgleich Hr. v. Rochow die Geschichte seiner Schulen nur sehr kurz, ohne Ruhmredigkeit und Schmuck erzählt — denn sie ist auf zwey Bogen enthalten — so sind doch auch diese allgemeinen Angaben für die Geschichte der Volksschulen von Werth, und sie sind ein schätzbares Denkmal, welches der Stifter jener Schulen der preussischen Regierung, die ihn kräftig unterstützte, dem würdigen Cantor Bruns, der seine Ideen ausführte und den übrigen Lehrern seiner Schulen, den Gemeinen selbst, die Empfänglichkeit für die angebotne bessere Erziehung ihrer Kinder hatten, und endlich, ohne es zu wollen und zu beabsichtigen, sich selbst bey den Zeitgenossen und der Nachwelt gestiftet hat. Man wird überrascht, wenn man nach allem dem, was dieser Mann wirklich ausgeführt und geleistet hat, zuletzt das Bekenntniss liest, wie wenig er doch selbst im Ganzen mit dem, was geschehen ist, und unter den Umständen hat geschehen können, zufrieden ist, und welch' ein hohes Ideal der vernünftigen Erziehung er sich gesteckt hat; auch das befremdet, wenn man am Schlusse liest, dass die durch Hn. v. Rochow's Bemühungen so verständig gewordnen Einwohner von Reckan, ob sie gleich die von seiner Gemahlin gestiftete Industrieschule gern angenommen, dennoch sich weigern, die zum Stricken in der Schule nöthigen Materialien für die Knaben herzugeben, und dadurch den um sie so verdienten Vater und Lehrer zu dem Urtheile berechtigen: „Dieses beweist, dass die Aeltern (und wollte Gott! die Aeltern nur allein) das Lernen nützlicher Arbeit noch nicht für *Schulsache* halten, sondern bloss das *Hersagen des Auswendiggelernten*. O Papageyenthum! wie lange wird dein Regiment auf Erden noch dauern!" Die Beylagen verdienten als merkwürdige Urkunden zur Geschichte der v. Rochowschen Schulen aufbehalten zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 21. December 1795.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Junius: *Die Hausmutter in allen ihren Geschäften* Erster Band. Dritte und vermehrte Auflage. 1791. XVI und 780 S. Zweyter Band. XVI und 892 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

In dieser dritten Ausgabe eines mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Werks ist in Absicht auf den I. Th. die gute Abänderung getroffen worden, dass, um des Raums zu schonen, und gleichen Preis zu halten, die in den vorigen Ausgaben befindlichen Schilderungen theils lob-, theils tadelswürdiger Hausmütter, meistens ganz weggelassen, und dagegen aus den seit der ersten Ausgabe erschienenen neuern Schriften mehreres für Küche und Haushaltung aufgenommen worden ist.

Die Behauptung in der Anweisung zu Mehlspeisen fürs Gesinde, Th. I. S. 66 u. 84.: „Gersten- und Hafermehl findet nicht in guten und Mittelländern, sondern allein in *schlechten* Statt!" hat in Ansehung des ersteren, im besten Lande hin und wieder die Erfahrung gegen sich. Man zieht Gerstenmehl der angepriesenen Mischung von feinem Roggen- und Mittelmehl vom Weizen zu Klösen, Nudeln u. s. f. vor; weil die Gerste, wenn sie beym Mahlen recht behandelt, und, technisch zu reden, gespitzt und gespelzt worden ist, in den ersten zwey bis drey Gängen durch den Beutel ein Mehl giebt, das nicht nur weisser, schmackhafter und dabey sättigender ist, als Mischung vom Roggen- und geringen Weizenmehl, sondern auch wohlfeiler, und deshalb in jeder mittelmäfsigen Wirthschaft vortheilhafter ist, indem Gerstenschrot jährlich zur Fütterung und Mästung erfoderlich, der gebeutelte Schrot aber dem Rindvieh sicherer als ungebeuteltes Geschröte anzumengen, und zugleich auch noch für Schweine eine gute Mastung ist. Der reiche Bauer im guten Lande vieler Reichsprovinzen setzt sich mehr aus Wohlgeschmack, als nachhaltenderer Sättigung halber, Klöse, Brey, Nudeln u. s. f. von Gerstenmehle vor; und kehret, wenn ja einmal die Gerste durch nasses Lager auf dem Acker in der Aerndte zu Kochspeisen untauglich worden ist, so bald er kann, zu ihrem Gebrauch für seinen Tisch zurück; er mag nun mit dem Gesinde aus einer Schüssel essen, oder für sich und die Seinigen besondern Tisch halten. Leider ist mit dem Vf., S. 361. „über erhöhende Veränderung der Gesindekost in guten Ländern, laut zu klagen, das Ende der Gesindenoth nicht abzusehen; und die Bezwingung der Ueppigkeit und des Luxus beym Gesinde, durch Christenthum und religiöse Anstalten, so geschwinde nicht zu erwarten:" Polizeyanstalten aber, ob sie gleich bisher unzulänglich befunden worden, möchten doch, wenn sie ganz nach den heutigen Bedürfnissen getroffen würden, die beste Erleichterung einer wirklich täglich mehr überhandnehmenden Noth gewähren.

Die Vorschriften zum Einschlachten in die Wirthschaft sind sehr gut und vollständig; aber dass nach S. 508. auf das Pöckelfleisch Salzwasser nachgegossen werden soll, möchte es leicht um seinen Wohlgeschmack bringen. Dieses wird sich hingegen Jahr und Tag erhalten, wenn dem frisch eingelegten Fleische gutes Salz und nicht zu viel Salpeter zugegeben, und denn das Fass zugespundet wird. So erhält die Sicherung vor dem Zugang der Luft, wenn man das Fass dabey wöchentlich umkehrt, das Fleisch ganz unverletzt, wenn auch sich etwas von seiner eigenthümlichen Salzlake verzehren sollte. S. 631. war uns die Bereitung der Leberwurst für die Herrschaft vermittelst des Reibeisens neu: unfehlbar aber können von gargekochter Leber Würste nie so delicat und geschmeidig werden, als wenn die Leber roh mit der gargekochten Lunge klein gehackt, und dann erstere nur in der Wurst gekocht wird; indem die Leber von jedem Thiere Kraft und Wohlgeschmack verliert, wenn sie über den ersten Grad der Gare noch im Kochen erhalten wird. Zu den selbst auf üppigen Tafeln beliebten Schwartenwürsten, worunter man die Frankfurtischen bisher immer vorgezogen, ob sie gleich in jeder Wirthschaft leicht nachzumachen wären, hätte der Vf. immer auch eine Anweisung geben können.

Der Artikel über die Anpflanzung des Holunderbaums würde noch lehrreicher seyn, wenn der Vf. über die Fruchtbenutzung desselben im Grossen etwas gesagt hätte: diese ist in Waldgegenden sehr bedeutend, wo der niedre Holzpreis, Holundermuss zum medicinischen Gebrauch mit geringen Kosten zu kochen, verstattet. Die erst zerstossenen Beeren werden durch einen leinenen Sack gepresst: von den darinn bleibenden Trestern werden nach ihrer Abtrocknung vermittelst des Dreschens und der Worfschaufel die Kerne abgesondert, von welchen man ein schönes, zugleich alle frische Fleischwunden bey Menschen und Thieren heilendes Oel gewinnt; die Oelkuchen von ihnen aber werden gestossen, den Schafen unter die Salzlecke gemengt, und sind ein ganz bewährtes Präservativ für Wasserfäule sowohl, als für Pocken und Raute.

S. 813. sollte es in der Anweisung zu Aufbewahrung der weissen Rüben, statt: „man schneidet das Kraut mit einer kleinen Scheibe von der Rübe hinweg," wohl heissen: *ohne eine Scheibe;* da auf jenen Fall Fäulniss und Moder unvermeidlich ist, und nur die

die in ihrer Krone unverletzten Rüben, wenn sie dabey im Ausraufen nicht zerbrochen worden, haltbar bleiben.

Wassergurken die möglichst längste Dauer mit Wohlgeschmack zu geben, werden sie ohne alles Laub, bloss mit Dill in kleine Tönnchen gelegt, das Salzwasser kochend durchs Zapfenloch des obern Bodens eingegossen, so dass es diesen von aussen mit bedeckt, das Loch so lange offen gelassen, bis nach einigen Tagen die nöthige Gährung vollendet ist: sodann werden die Zapfen fest geschlagen, und die Fässer in den Keller geschafft. Kehrt man denn das Fass wöchentlich einmal um, so halten sie sich über Jahr und Tag. Alles grüne Laub hingegen, das man Gurken beylegt, befördert Fäulniss.

DETMOLD, b. dem Herausgeber: *Kurze praktische Anweisung zum Forstwesen*, oder Grundsätze über die vortheilhafteste Einrichtung der Forsthaushaltung und über die Ausmittelung des Werths vom Forstgrunde, besonders auf die Graffschaft Lippe angewendet, verfasset von einem Forstmanne und herausgegeben von *Georg Ferdinand Führer*, Fürstl. Lippischen Kammerrath(e), nebst einer Vorrede vom Königl. Kurfürstl. Oberförster *Kuntze* zu Erzen. 1795. 11½ Bog. ohne Vorr. 8.

Der Zweck dieser kleinen, an nützlichen Belehrungen reichhaltigen, Schrift, welchen der Vf. der Vorrede richtig und deutlich gegeben hat, besteht in der Festsetzung solcher Grundsätze, welche in der Forstwirthschaft anzuwenden sind, um allen möglichen Nutzen *am füglichsten und ohne übermässigen Kostenaufwand* zu erlangen. Demnach enthält die Schrift 1) Beschreibung der Mittel, wodurch die Forsten in einen voll- und gleichwüchsigen Bestand zu setzen sind; 2) Anweisungen über die Behandlung der Forsten nach ihrem Bestande überhaupt, und besonders nach dem Unterschiede zwischen dem Baum- und Schlagholzbetriebe; 3) Regeln, die in der natürlichen und künstlichen Besamung, in dem Betriebe der Haye, in der Pflanzung einiger Holzarten, und in der Anlage der Eichelkämpe und Pflanzschulen zu beobachten sind; 4) eine Auseinandersetzung der Gründe, warum, zu welcher Zeit, und auf welche Art die jungen Stangenholzörter in den zu Baumholze bestimmten Revieren von den unterdrückten und zurückgebliebenen Stämmen zu reinigen sind, nebst den Mitteln gegen schädliche Vorfälle; 5) Bemerkungen über die nothwendige Kenntniss der individuellen Eigenschaften der Forsten, um diese richtig schätzen und bestimmen zu können, wie sie am einträglichsten zu benutzen seyen; und endlich 6) Belehrungen über die Erforschung und Bestimmung des Werths von dem Bestande eines Forstgrundes, die durch hinzugefügte tabellarische Beschreibungen und Berechnungen erläutert werden. Zuletzt noch eine angehängte Abhandlung des Hn. Forstraths *von Donop* über den Nutzen der Aufhauung des Baumholzes in Klaftern, statt der Anweisung auf dem Stamme.

Diese Gegenstände sind in gedrängter Kürze, mit vieler Klarheit behandelt; die angegebenen Bestimmungen sind genau den richtigsten Grundsätzen der Vegetation angemessen, und mit einigen musterhaften Anweisungen übereinstimmend. Die besten Lehrbücher der Forstwissenschaft sind dabey so benutzt worden, dass diese wenigen Bogen als ein kernhafter, mit eignen aus Theorie und Erfahrung geschöpften Bestätigungsgründen bereicherter, Auszug aus den letztern betrachtet werden kann. Gleichwohl darf sich der Vf. so wenig als andere neuere Lehrer gedachter Wissenschaft einen allgemeinen Beyfall versprechen; denn es sind noch immer Gegenden in Deutschland, wo das Forstwesen als eine Invalidenanstalt betrachtet und solchen Personen anvertraut wird, die man in Militär- oder Hofdiensten nicht mehr brauchbar findet, welche dann, so wie einige andere Forstbediente, entweder zu stolz, oder zu träge sind, ihren angewöhnten Schlendrian gegen bessere Belehrungen zu vertauschen. Diese werden z. B. der Behauptung (S. 19.), dass der Baumholzbetrieb, nemlich eine solche Abholzung, welche den Nachwuchs durch die natürliche Besamung verschafft, den Vorzug vor dem Schlagholzbetriebe, wobey das Augenmerk auf den Nachwuchs aus den Stämmen und Wurzeln gerichtet ist, verdiene, dreist widersprechen; obgleich, nach den evidentesten Beweisen, jene Forstbehandlung als allgemeine Regel, diese aber bloss als eine Ausnahme, die in einzelnen Fällen Statt finden mag, zu betrachten ist. Eben so wenig werden sie mit andern Lehrsätzen, ungeachtet die praktische Richtigkeit derselben ausser Zweifel ist, einverstanden seyn; z. B. mit dem Verfahren in Erziehung der Eichenpflanzheister, §. 32; mit dem *zeitigen* Wegschaffen der abständigen, kranken und gipfeldürren Stämme, §. 35; mit der für unumgänglich nöthig erklärten Beobachtung einer *zusammenhängenden Ordnung und Folge* in den Gehauen und Schlagen; mit dem Tadel des *Plenterhauens* und der zerstreueten Anpflanzung unter oder zwischen alten Bäumen sowohl, als des vermischten Anpflanzens der Laub- und Nadelhölzer. — Da der Vf. seinen Unterricht hauptsächlich auf die Generalregel der Voll- und Gleichwüchsigkeit der Forsten gegründet hat; so war es nöthig, diese theils gegen die Bedenklichkeiten einiger Forstmänner zu rechtfertigen, theils die Modificationen, die dabey statt finden, zu bestimmen; welches §. 36. mit vieler Gründlichkeit geschehen ist. Die letzte Hälfte der Schrift ist der wichtigen, mit vielen Schwierigkeiten verbundenen, Lehre von der Ausmittelung der Verhältnisse des Zuwachses und des Ertrages eines Forstgrundes, sowohl im vollkommenen als unvollkommenen Zustande, und seines hiernach zu berechnenden Werths gewidmet. Nach Anführung erheblicher Zweifel gegen die Zuverlässigkeit der hierinn bisher befolgten Methoden, auch selbst der neuesten Regeln: „dass das Alter des als haubar „anzunehmenden Holzes den Divisor in die verschie„dentlich nach den Regeln der höheren Forstwissen„schaft ausgemittelten Bestände abgebe," hält er es für das einzige übrige und einzige mögliche Mittel zu jener sicheren Ausmittelung, dass zuförderst sowohl die Zunahme der Bäume in jedem Alter und Stärke derselben, als auch der jedesmal erfoderliche Raum, den die

die Bäume, nach Maßsgabe ihrer gröfseren Stärke, bedürfen, richtig beobachtet, und dann durch analogische Berechnungen die Menge des Holzes, das nach und nach bey der Zunahme der vollwüchsigen jungen Holzbestände verdrängt wird, und desjenigen, was zuletzt bey der gänzlichen Abholzung noch erfolgen kann, bestimmt werde. Hiernach, und nach dem Unterschiede des Laub- und Nadelholzes; auch des guten, mittelmäfsigen und schlechten Bodens sind die folgenden 11 Tabellen abgefasst, und denselben nöthige Erläuterungen hinzugefügt, welche freylich, zu ihrer völligen Berichtigung und Bestätigung, noch fortgesetzter Beobachtungen und Erfahrungen bedürfen, aber doch schon jetzt vor den bisherigen Berechnungsarten einen nicht geringen Vorzug haben.

Zum Beschlusse nur noch einige wenige Anmerkungen. Auf Holzblöfsen von gutem Boden, welche den Hut- und Triftgerechtigkeiten unterworfen sind, sollte man die zum Abköpfen bestimmte Hainebüche mehr, als die Eiche und Rothbüche (S. 29.) anpflanzen, zur Beschützung der jungen Samenlohden des Laubholzes sowohl, als des Nadelholzes gegen Frost und Sonnenhitze die schneller wachsenden und demnächst wegzuräumenden Birken dazwischen aussäen (S. 31.), und zur Befriedigung der besäeten Plätze des um sie hergezogenen Grabens mit den Aufwurf der Stechpalme (*Ilex aquifolium*) wegen ihres sperrigten Wuchses und ihrer auch nach der Verdorrung des Stammes noch länge fortdaurender langen und steifen Stacheln, bepflanzen.

PHILOLOGIE.

Berlin u. **Leipzig**, b. Nicolai: *Neue verbesserte und vollständige Märkische lateinische Grammatik*, zum Gebrauch der Schulen und Gymnasien. Erster Theil, die eigentliche Sprachlehre enthaltend; (laut eines zweyten Titels) von *A. F. Bernhardi*, Lehrer am Friedrichswerderschen Gymnasio zu Berlin. 1795. 197 S. 8.

Wann werden doch unsere Vorredner aufhören, entweder durch den höhern Ton der Selbstgefälligkeit, oder durch zu tiefe Verbeugungen den Recensenten ein kleines Lächeln abzunöthigen? Die unbefangene Kritik läfst sich ja doch weder durch das Eine, noch durch das andere irre machen. Auch Hr. B. spricht von tiefem Bewufstseyn seiner Unvollkommenheit, und geht gewifs in seiner Bescheidenheit zu weit. Fast möchten wir behaupten, dafs er in Hinsicht auf lateinische Lehrlinge der zweyten und dritten Klasse, die er besonders im Auge gehabt zu haben versichert, zu gut gearbeitet, wenigstens zu viele philosophische Kunstwörter gebraucht habe. Schwerlich möchten wohl Jünglinge dieses Alters die Auseinandersetzung der verschiedenen Conjunctionen S. 144., oder Stellen verstehen, wie S. 67: „Es giebt Handlungen, welche sich auf einen aufser der activen Substanz befindlichen Gegenstand beziehen können, obgleich dieses nicht allemal geschieht; diese Verben haben die Sprachlehrer transitive genannt. Allein unter den mannichfaltigen Gegenständen, auf welche sich der Begriff eines transitiven Verbums beziehen kann, kann auch der handelnde Gegenstand seyn; in diesem Falle wird durch ein Pronomen personale derselben Person, welche die thätige Substanz fodert, der passive Gegenstand bestimmt, und man nennt ein solches Verbum reciprocum." Auch ist es Bescheidenheit, wenn Hr. B. seine Arbeit als *Leitfaden* zu der Märkischen Grammatik (doch die Beziehung auf diese Grammatik scheint überhaupt mehr Einfall des Verlegers zu seyn,) betrachtet wissen will. Wir sind vielmehr überzeugt, dafs, wenn man sich mit den Materialien der Sprachlehre aus einer gewöhnlichen Grammatik, sey es die Märkische oder eine andere, bekannt gemacht hat, Hn. Bs. Arbeit sich als Philosophie der Sprache mit Nutzen werde gebrauchen lassen. Ueberhaupt glauben wir in dem Vf. einen fleifsigen Schüler des würdigen Wolf zu finden, nur dafs er vielleicht den Sinn desselben zuweilen nicht recht gefafst haben mag. So sagt Hr. B. S. 149: „Interjectionen sind Ausdrücke (besser Töne, Laute) der Empfindung als Empfindung. Diese Wörter haben die meisten Sprachlehrer, und mit vielem (lieber mit allem) Rechte nicht zu den Redetheilen gezählt, ungeachtet sie der Grad der ganzen Sprache sind." — Dies ist wohl ein kleiner Mifsverstand: sie sind Grundlage der Sprache, aber nicht der Grammatik, sind Grundlage nicht jeder Sprache, sondern der ersten Sprache der Urwelt. Wir hätten also gewünscht, dafs Hr. B. sie S. 21. unter den Redetheilen nicht mit classificirt, lieber entweder gleich vorn oder am Ende blofs historisch davon gehandelt hätte. Selbst die Entschuldigung der eingeschlichenen Druckfehler hätte Hr. B. nicht nöthig gehabt: das Buch ist im Ganzen correct gedruckt. Vielleicht errathen wir dennoch einige wenige Stellen, wo Hr. B. mit seinem Setzer nicht ganz zufrieden seyn dürfte. So scheint S. 147. in der Mitte bey dem Verbo Committo etwas ausgefallen zu seyn. — S. 15. schreiben die Römer von der Rechten zur Linken. — S. 70. HodOgetik — einigemal DIminutio (besser DEminutio). S. 155. *infractus* in verneinender Bedeutung u. s. w.

Leipzig, b. Sommer: *Auctores graeci minores.* Tomus I. XVI u. 156 S. VIII u. 147 S. Tomus II. VI u. 227 S. VI. u. 144 S. 1796. gr. 8. (1 Rthlr. 22 gr.)

Jeder Band führt noch zwey besondere Titel, als genauere Inhaltsanzeiger. Der erste enthält: *Hellanici Lesbii Fragmenta; e variis scriptoribus collegit, emendavit, illustravit et praemissa commentatione de Hellanici aetate, vita et scriptis in universum, edidit Frid. Guil. Sturz* (s. A. L. Z. 1788. I, 571), und *Demetrii Cydonii opusculum de contemnenda morte; graece et latine, recensuit, emendavit, explicavit Christian. Theoph. Kuinoel* (s. A. L. Z. 1787. I, 366.) Im zweyten Bande befinden sich *Antonini Liberalis Transformationum congeries; cum notis Guilielmi Xylandri, Abr. Berkelii, Thomae Munckeri et Henrici Verheykii. Accesserunt Aesopi fabulae*

fabulae aliquot, quae in Aesopearum editionibus haud leguntur, et Babrii nonnullae; curavit Ludov. Henricus Teucherus; desgleichen *Michaelis Pselli Synopsis Legum, versibus jambis et politicis, cum latina interpretatione et notis Francisci Bosqueti selectisque observationibus Bomelii Siebenii, emendatius edidit. Lud. Henr. Teucherus* (f. A. L. Z. 1791. II, 368). Man fieht, dafs fich der Verleger wiederum des beliebten Kunftgriffes bedient hat, alte Waare durch eine neue Firma an den Mann zu bringen. Ein Glück für den auf folche Art getäufchten Käufer, wenn die Waare blofs alt, nicht zugleich auch verlegen und unbrauchbar ift. Wir wollen nicht entfcheiden, ob dies hier der Fall fey. Vielleicht find Käufer gutmüthig genug, zu dem gehaltvollen *Sturzifchen* Tractat die Arbeiten der Herren *Kuinoel* und *Teucher* als Zugabe mitzunehmen. Doch dem fey wie ihm wolle; wir haben hier blofs von der neuen Ausgabe des *Antoninus Liberalis* ein Wort zu fagen, da die drey übrigen Schriften in diefen Blättern bereits angezeigt und beurtheilt worden find. Wer jetzo aber noch hoffen wollte, Hn. T., fanft oder ftreng, von feinem *impetu edendi* zurück zu halten; der hoffte viel. Hr. T. wird fortfahren, Brauchbares und Unbrauchbares abdrucken zu laffen, je nachdem er zu diefem oder jenem einen gutwilligen Verleger findet. Vergebens erinnert man ihn, das Befte des philologifchen Publicums wenigftens in fo fern zu beherzigen, dafs durch die von ihm veranftalteten Abdrücke nur *feltene* Werke, und diefe *völlig* entbehrlich gemacht werden. Hr. T. hört auf keine Erinnerung. — Dafs er bey der uns vorliegenden Ausgabe des A. manche Noten von Muncker und Verheyk, die ihm unbedeutend fchienen, weggelaffen hat, möchte hingehen: fie waren, wie wir gefunden haben, entbehrlich, und betrafen zum Theil nur die Xylandrifche Ueberfetzung, die hier billig ausgefchloffen worden ift. Auch wollen wir es ihm Dank wiffen, dafs er uns diesmal mit Noten von feiner Fabrik verfchont, und dafür manche lehrreiche Bemerkung von Berkel, dem Verheyk fo felten Gerechtigkeit widerfahren liefs, beygebracht hat. Aber die Wiederholung der Fabeln von *Babrius* war unnütz und zwecklos, da der Erlangifche Abdruck von Tyrwhitts fchätzbarem Werkchen fo leicht zu haben ift. Zweckmäfsiger wäre es gewefen, wenn uns Hr. T. dafür die Verheykifche Vorrede zum Antoninus geliefert hätte, ohne welche dem Lefer fo manche Zurückweifung auf die gebrauchten Hülfsmittel in den Anmerkungen dunkel bleibt. Allein Hr. T. hat es einmal in der Art, uns keinen Abdruck vollftändig und ohne Verftümmlung zu geben.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Venedig*, b. Fracaffo: *Penfieri dell' Abate Francefco Boaretti; fulla trifezione dell' angolo.* 1793. 40 S. gr. 4. Die Veranlaffung zu diefer Schrift hatte ein unlängft in Rom erfchienener Verfuch eines Ungenannten (unter dem Titel: *Trifectio anguli ope folius circini ac regulae refoluta ac demonftrata*) gegeben. Die Unrichtigkeit der Demonftration des letztern wird gezeigt; zu gleicher Zeit aber bemüht fich der Vf. felbft, ein Verfahren anzugeben, wie man das Problem blofs vermittelft des Zirkels und der geraden Linie auflöfen könne. Nach fo vielen mifslungenen Verfuchen diefer Art kann die Ankündigung eines neuen unmöglich viel Zuverficht erwecken. Dies hat der Vf. wohl eingefehen; er fucht fich daher vor allen Dingen gegen den Verdacht zu fichern, als ob er mit den Gründen, die fich gegen eine folche Auflöfung machen laffen, unbekannt wäre. Dennoch aber ift es ihm nicht beffer gegangen, als feinen Vorgängern, und feine Methode ift nicht weniger mangelhaft, als alle, die man bisher verfucht hat. Sie ift übrigens ziemlich einfach, und man könnte fie alfo da mit Nutzen anwenden, wo keine grofse Schärfe erfodert wird, wenn man für diefe Fälle nicht längft bequemere Mittel hätte. Der Beweis, den Hr. B. führt, ift ermüdend weitläuftig, und, wie man denken kann, doch am Ende nicht richtig. In der That hat er auch feine Figur mit fo vielen Linien und Zirkeln durchfchnitten und umgeben, dafs fchon der blofse Anblick etwas zurückfchreckt, und es kein Wunder ift, dafs er fich zuletzt felbft darinn verwickelt hat. Unterfucht man das Verfahren analytifch, fo findet fich dafs es nur in dem einzigen Falle richtig ift, wo der zu theilende Winkel = 90° ift — ein Fall, den man längft aufzulöfen gewufst hat. In allen andern Fällen giebt dies Verfahren den Winkel zu grofs: fo fand Rec. z. B. das Drittheil von 60° nach diefer Methode = 20° 25', alfo noch lange nicht fo genau, als nach einigen andern ähnlichen Methoden. Es wundert uns, dafs Hr. B., dem es nicht an Kenntniffen in der Mathematik zu fehlen fcheint, feine Methode nicht durch eine folche Rechnung geprüft hat. Er würde fich dann nicht nur die angezeigte Schrift, fondern auch folgende beide, die noch dazu gehören, erfpart haben:

Venedig: 1) *Principi di analifi geometrica neceffarij o per accignerfi a fciogliere i due Problemi della duplicazione del cubo e della trifezione dell' angolo per mezzo della retta e del cerchio o per dimoftrarne l'impoffibilità. Lettera dell' Ab. Fr. Boar. a fua Eccell. il Sig. Bernardo Memmo* etc. 1793. 32 S. 8. — Hier vertheidigt er fich nicht blofs gegen die Einwürfe, die man gegen die Möglichkeit einer Auflöfung auf dem von ihm eingefchlagenen Wege erhoben hatte, fondern er fucht auch zu zeigen, dafs fich das eben fo berüchtigte Problem von der Verdoppelung des Würfels gleichfalls durch den Zirkel und die gerade Linie auflöfen laffe. Allein was er hier beweift, ift nur, dafs es eine folche Linie (die Seite des doppelten Würfels) im Zirkel gebe, und welche es fey — was längft bekannt war; — die Schwierigkeit, fie durch Hülfe des Zirkels und Lineals wirklich zu verzeichnen, bleibt aber noch übrig.

2) *Supplemento alla Lettera dell' Abate Fr. Boar.* etc. 10 S. 8., worin einige Worte in dem vorhergehenden Briefe näher erklärt, und einige Punkte weiter ausgeführt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. December 1795.

PHILOLOGIE.

1) BERLIN, b. Mylius: *Vollständige Darstellung und Beurtheilung der deutschen Sprache in Luthers Bibelübersetzung*, von D. *Wilh. Abrah. Teller*. Erster Theil. 1794. 297 S. 8. — Zweyter Theil, (mit dem Zusatze auf dem Titel: „auch besonders des Gebrauchs sinnverwandter Wörter.") 1795. 328 S. (zusammen 1 Rthlr. 16 gr.)

2) BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchh.: *Nachtrag und Berichtigungen zum ausübenden Theile der Campischen Preisschrift über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache.* 1794. 232 S. 8. (12 gr.)

Zwey Schriften, die aus einer langen Bekanntschaft der Vff. mit den Gegenständen, von denen sie handeln, entstanden sind, und diesen Stempel deutlich an sich tragen. Es ist zu wünschen, dass sie die rege gewordene Neigung der deutsch redenden Völkerschaften, auf Genauigkeit und steigende Verbesserung ihrer Sprache zu achten, immer mehr beleben mögen. Wenn es bey der Natur dieser lexicalisch eingerichteten Schriften nicht möglich ist, in der A. L. Z. eine ins Einzelne gehende Prüfung derselben anzustellen, so wird doch eine Darlegung des reichen Inhalts dazu dienen, den Fleiss sichtbar zu machen, der darauf gewendet ist, und wie sehr es also diese Bemerkungen und Vorschläge verdienen, um auch praktisch benutzt zu werden.

Nr. 1) Der Einfluss, den Luther besonders durch die Uebersetzung der Bibel auf die jetzige Beschaffenheit der deutschen Sprache gehabt hat, ist neuerer Zeit allgemein und dankbar anerkannt worden. Indess haben wir in unserm jetzt gewöhnlichen deutschen Bibeltexte nicht mehr genau und Wort vor Wort Luthers Uebersetzung, sondern die Auflagen und Drucke der Bibel aller Orten haben allmählich die veralteten Wörter mit verständlichen vertauscht. Hr. T. giebt also nun hier ein untersuchendes Verzeichniss aller Wörter und Redensarten der ächt-lutherischen Bibelübersetzung, in so fern sie etwas Merkwürdiges an sich haben.

Der *erste* Theil enthält vier Abschnitte. I Abschn. Mehrere und verschiedene Wörterverzeichnisse enthaltend. 1) Ganz beybehaltene oder deutsch-gebildete lateinische Wörter; z. B. *Bischof*, wofür man anfangs *Epischof* schrieb; *casteyen*, wofür es sonst auch bey Luthern *kästigen* heisst, so wie *benedigen f. benedeyen; Librarey* f. Büchersammlung, wie noch im Englischen; *Port* f. Hafen, 2 Macc. 12, 6. 9. — 2) Einfache Wörter für zusammengesetzte; z. B. *blössen* f. entblössen. 3 Mos. 10, 6. *Ihr sollt eure Häupter nicht blössen; fahren* f. verfahren; *fördern* f. befördern; *fleissigen* f. befleissigen; Ps. 62, 5. *Sie vleissigen sich der Lügen; stimmen* f. bestimmen; *stimme das Lohn.* 1 Mos. 30, 28. *schwätzig* f. geschwätzig — 3) Zusammengesetzte Wörter für ihre einfachen Ursprungswörter; z. B. *antragen* f. tragen, Hiob 14, 22. *Weil er das Fleisch antregt*, muss er Schmerzen haben. *Bestehen* f. stehen bleiben. Luc. 8, 44. *Vnd also bestund jr der Blutgang.* Apostg. 15. 4. *Da sie aber darkamen gen Jerusalem*, f. kamen. — 4) Veraltete oder in der guten Schreibart nicht mehr gebräuchliche Wörter; *Fleiss ankehren* f. anwenden; *fahren* f. gehen; *fahre zu deinen Vätern.* 1 Mos. 17, 15., und Luc. 2, 29. noch übrig in *Wohlfahrt* für Wohlergehen; *strafen* f. tadeln; *dürstig* f. kühn, beherzt. Hiob 18, 9. *Die Dürstigen werden ihn erhaschen. Ehrenhold* f. Herold; *Wegfahrt* f. Reise. — Nun folgen scharfsinnige Bemerkungen über diese Classen von Wörtern, von denen der Vf. viele wieder in Gang gesetzt wünscht, als: *befrieden, harfen*, (so wie man sagt *trompeten*) *öhlen, verbriefen* u. a. Lebhaft wünscht Hr. *T.*, dass alle unsre Schriftsteller von Ansehn und Einfluss sich bemühen möchten, das Wort *Frauenzimmer*, in der Bedeutung, wo es das ganze weibliche Geschlecht oder eine einzelne Person bezeichnet, aus der Sprache zu verbannen. Es sey, sagt er, als wolle man die Hoffräuleins, die in den Vorzimmern der Grossen die Aufwartung haben, *Verkammern, Antichambres*, nennen. (Rec. erinnert, dass die Griechen ein ähnliches Wort haben, wo auch bisweilen das *continens pro contento* steht; λεχος, *lectus* heisst nemlich bey den Dichtern zuweilen auch *uxor*.) Auch die Partikel *so* für das Relativum *welcher* wünscht Hr. *T.* ganz entfernt; und in beide Wünsche stimmt Rec. vollkommen ein. — II Abschn. Den Wort- und Rede-Bau betreffend. 1) Besondere Wortformen; z. B. *Ehrgeizigkeit, Gebäu, eindächtig* f. eingedenk; *lehrhaftig* f. lehrfähig; *ewiglich* u. s. w. Für das Imperfectum *that* setzt Luther fast immer *thät; denn* und *dann, das* und *dass, vor* und *für, wieder* und *wider* unterscheidet er noch gar nicht. — 2) Redeformen. Weglassung der Geschlechtsendung an den Adjectiven; z. B. *ein from Mann.* Nichtwiederholung des verschiedenen Geschlechtszeichens: *seinen Mund und* (seine) *Zunge.* — 3) Redarten, solche Eigenheiten nämlich, die gegen unsre Grammatik sind; z. B. *Ists euer Gemüth* f. habt ihr Lust. — Sir. 11, 5. *Viel Tyrannen haben müssen herunter auf die Erde sitzen.* — III Abschn. Verschiedenheiten der Lesart in der letzten Ausgabe Luthers und den spätern Ausgaben, worunter doch einige wichtige Varianten sind; z. B. 2 Cor. 3, 18. heisst es in unsern gewöhnlichen Ausgaben: *als vom Geiste des Herrn;*

Herrn; in Luthers letzter Ausg. aber: *als vom Herrn, der der Geist ist.* — IV Abschn. Enthält den Abdruck einer kleinen Schrift des Correctors in der Luftischen Druckerey zu Wittenberg, *Christoffel Walthers*, worinn er Rechenschaft giebt von den Gesetzen, die er in Absicht auf die Orthographie befolgt hat. Der ehrliche Mann klagt, was man jetzt noch buchstäblich wiederholen kann: „In der deudschen Sprache schreibet ein jeder die wörter mit buchstaben, wie es jm einfellet und in sinn kömmt, das, wenn hundert Brieue vnd gleich mehr mit einerley wörter geschrieben wörden, so wörde doch keiner mit den Buchstaben vbereinstimmen, das einer mit Buchstaben geschrieben wörde, wie der ander. Derhalb ist die Sprache auch so vnuerstendlich, dunckel und verworren, ja gantz verdriesslich vnd unlustig zu lesen."

Im *zweyten* Bande beobachtet Hr. *T.* wieder eine ähnliche Ordnung. I Absch. Verschiedene Wörterverzeichnisse enthaltend. Reindeutsche Wörter, als Uebersetzung der ausländischen; *Handschrift*, *Sänfte*, *Sangmeister*, *Vierfürst* u. s. w. Verzeichniss anderer zweckmässig gebrauchten Wörter. Unter den Wortformen verschiedener Art wünscht Hr. T. mit Adelung, dass die Geschlechtsänderung *zween*, *zwo*, *zwey*, wie sie Luther beobachtet, immer allgemeiner möge aufgegeben, und das einzige *zwey* beybehalten werden. Merkwürdig ist es, dass Luther schon ganz genau den Artikel *den* und das demonstrative Fürwort *denen* unterscheidet; z. B. Amos 6, 1. „Wehe *den* Stolzen zu Zion und *denen*, die sich auf den Berg Samaria verlassen." 1 Tim. 4, 3. „*Den* Gläubigen und *denen*, die die Wahrheit erkennen." — In Behandlung der eignen Namen ist sich Luther nicht gleich; z. B. in den mehrsten Fällen setzt er den Namen *Christus* nach der lateinischen Declination; indess hat er doch einigemal *Christ;* und viermal behält er auch im Genitiv *Christus* bey; Röm. 8, 9. Wer *Christus* Geist nicht hat. (Dieser letzte Gebrauch ist also keine so grosse Neuerung, wie manche glauben; indess erklärt sich Hr. *T.* mit Adelung für die lateinische Declination, indem *Evangeliums* u. dgl. unangenehmer klinge, als der lateinische Genitiv. — So streng Rec. sonst unserm Adelung folgt, so glaubt er doch, dass selbst Adelungs Autorität nicht im Stande seyn wird, in diesem Punkte den Geist der Zeit und der *Gewohnheit*, die doch am Ende der oberste Gerichtshof in Sprachsachen bleibt, entgegen zu wirken. Man wird sicher immer allgemeiner die lateinischen Namen auf deutsche Art decliniren, ob es gleich nicht zu läugnen ist, dass dies oft Uebelklang, oft auch Zweydeutigkeit veranlasst; *sed usus tyrannus!*) — Verzeichnisse der regelmässigen Wörter mit bestimmten Anfangs- oder Endsylben; als *ent*, *zer*, *bar*, *sam* u. s. w.; oder auch Klassen von besondern Redarten, die Luthern eigen sind, — alles mit sehr scharfsinnigen Bemerkungen von Hn. *T.* durchwebt. Eben das gilt von dem IIten Abschnitte, welcher ein langes, räsonnirendes Verzeichniss der in Luthers Uebersetzung vorkommenden *Synonymen* enthält.

Nr. 2. ist nun ganz der Absicht gewidmet, die Nr. 1. nur zum Theil und bey Gelegenheit der Beurtheilung des Sprachgebrauchs Luthers zu erreichen sucht, unsre deutsche Sprache nämlich mit passendern Ausdrücken zu bereichern. Verständige Beurtheiler, die über das Auffallende neuer Versuche hinweg zu sehen wissen, haben längst dem Bemühen des Hn. *C.*, unsre Sprache der Einmischung fremder Wörter zu entladen, Gerechtigkeit widerfahren lassen; und aus diesem Nachtrage erhellt es deutlich, wie bereit Hr. C. ist, seine Vorschläge, die ja ausdrücklich von ihm nur zur Prüfung aufgestellt sind, nach gründlichem Tadel zurück zu nehmen oder zu ändern. Hr. Hofr. Eschenburg hatte die zuerst von Campe bekannt gemachte Wörtersammlung genau durchgegangen, und eine sorgfältige Beurtheilung bey jedem Worte hinzugefügt. Dieses bewog Hn. C. nun zunächst, gegenwärtigen Nachtrag herauszugeben, worinn er Eschenburgs Anmerkungen mit einem *E.* bezeichnet anführt, und ihnen entweder beystimmt, oder seine Gegengründe anführt; zugleich aber auch die fernere Ausbeute an neuen oder in unverdiente Vergessenheit gerathenen alten Wörtern mit ausstellt; daher hat er auch die schon ehemals vorgeschlagenen, hier nur von neuem beurtheilten, zum Unterschied mit lateinischen Lettern drucken lassen. Nun kommt es darauf an, dass vorzüglich unsre Schriftsteller, dann aber auch das übrige Publicum, diese Vorschläge öfters lesen, darüber sprechen, sie dadurch prüfen, und endlich zum Theil in den Sprachgebrauch einführen. Denn Gegenstände dieser Art gehören recht eigentlich für die gemischte Gesellschaft und deren Unterhaltung, indem sie offenbar ein Gemeingut der Nation sind. Zur Probe der Behandlung diene der, gewiss vielen Lesern interessante, Artikel *Humanität*, da gerade über die Geltung dieses Worts jetzt die Meynungen getheilt sind: „Ueber den Gebrauch dieses Worts hat sich Herder selbst zu Anfange des dritten Theils seiner Briefe erklärt. Er glaubt in jenem gemeinschaftliche Bezeichnung der Menschenrechte und Menschenpflichten zu finden, und daran war ihm gelegen. Durch die zwey vorgeschlagenen Worte *Menschheit* und *Menschlichkeit* wäre das wohl nicht ganz erschöpft worden; es scheint aber, dass nicht jedermann sich jenes beides bey dem lateinischen Worte sogleich denken werde. Eher also: Ueber Menschenrechte und Menschenpflichten. E. (So weit Eschenburg; nun fährt C. fort:) Nicht bloss Menschenrechte und Menschenpflichten, sondern auch zugleich die Begriffe *Menschheit*, *Menschlichkeit*, *Menschenwürde* und *Menschenliebe* wollte Hr. Herder mit dem Worte Humanität auf einmal bezeichnen. Ich sollte glauben, dass der Titel: Ueber *Menschheitsrechte* und *Menschheitspflichten* dies alles ziemlich umfasst haben würde. Hr. E. schlägt in der Folge das von mir aus dem Logau ausgezogene *Menschenthum* dazu vor; und dieser Gedanke scheint mir der nähern Prüfung sehr würdig zu seyn" u. s. w. Endlich schliesst Hr. C.: „Die Begriffe, die Herder mit dem Worte Humanität entwickelt, sind von der Art, dass sie allen Deutschen ohne Unterschied, auch den gemeinsten und niedrigsten, recht sehr zu wünschen wären; die Wörter *Humanität* und *human* aber können nie volksmässig gemacht werden; wir müssen also nothwendig

wendig uns zu einem von beiden entschliessen, entweder diese zur Ausbildung und Veredelung der Menschen so höchst nothwendigen Begriffe unserm deutschen Volke immer und ewig vorzuenthalten, oder darauf zu denken, wie wir sie ihnen, je eher je lieber, durch eine deutsche Bezeichnung fasslich machen wollen." Dieses *entweder — oder* ist hier, nach Rec. Meynung, wohl zu scharf ausgedrückt; das Volk versteht gar manches ausländische Wort vollkommen, dahingegen ihm der deutliche Begriff vieler ächtdeutschen Wörter unbekannt ist; z. B. Process und Tugend. — Wie kommts wohl, dass Hr. C. nicht den Adelungischen, so befriedigenden, Grundsatzen über den Gebrauch des *y* folgt? Campe schreibt *bei, einerlei*, und doch *sey, seyn*.

Leipzig, b. Crusius: *Kleine lateinische Grammatik* mit leichten Lectionen für Anfänger, von *Christian Gottlob Bröder*, Pastor zu Beuchte und Weddingen im Hochstift Hildesheim. 1795. 260 S. 8. (8 gr.)

Aufgefodert durch den Wunsch vieler Lehrer giebt uns Hr. B. aus seiner mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen grössern Grammatik nun einen Auszug, mit dem er sich nicht weniger Dank verdienen wird. Richtiges Gefühl des für den ersten Unterricht Brauchbaren, Fasslichkeit, Bestimmtheit, Ordnung — alles ist der Absicht eines solchen Buches angemessen. Nach Hn. B's Vorschlage, den lateinischen Superlativ nicht immer auch im Deutschen als Superlativ, z. B. *Maximus* auch oft durch *sehr gross* — ferner die Passiva nicht immer auf Eine Art *Amor ich werde* geliebt, sondern auch *man liebt mich* — *Persuadeor* (wofür doch Rec. ein anderes Wort gewünscht hätte, so wie er S. 196. anstatt *qui persuadetur* lieber *cui persuad.* gesetzt haben würde) *ich lasse mich* überreden — *Tegor ich bin bedeckt* — übersetzen zu lassen, scheinen Kleinigkeiten zu seyn; aber dem Lehrer der höhern Klassen wird in der That dadurch vorgearbeitet, und die Jugend von dem Fehler zu wörtlicher Uebersetzung frühzeitig abgezogen. Vorzüglich wollen wir auf das sechste Kapitel S. 73. aufmerksam machen, worinn einige Hülfsmittel, die Bedeutung vieler Wörter leichter zu finden und zu merken, angegeben werden. Die den syntactischen Regeln untergelegten Beyspiele, einige wenige ausgenommen, sind nicht, wie in der grössern Grammatik, bloss aus römischen Schriftstellern entlehnt, sie bestehen vielmehr grösstentheils aus kurzen Sätzen, die der Fassungskraft der jüngern Jahre angemessen, lehrreich und angenehm sind. Die beygefügten Lectionen enthalten in vier Büchern: Naturgeschichte, Gespräche, Erzählungen und Fabeln. Auch hier wird man die Abstufung so richtig getroffen finden, dass die ersten Kapitel eines jeden Abschnittes, die der Lehrer nach Hn. B's Absicht nach einander durchnehmen soll, ganz leicht sind, die folgenden nach und nach zu immer stärkerer Speise werden, und doch noch immer der Jugend angemessen bleiben.

Augsburg, b. Rieger: *Institutiones linguae latinae* pro infima Grammatices ad normam *Emanuelis Alvari*, Societ. Jesu, nova methodo adornata. 1794. 451 S. 8.

Eman. Alvarez gehört allerdings unter die verdienstvollen Männer des sechzehnten Jahrhunderts, die dem lateinischen Sprachunterricht eine bessere Form zu geben anfingen; dass aber noch am Ende des achtzehnten sein Schild auf einer Grammatik ausgehängt ist, obgleich in derselben nur einige Versus memoriales von ihm beybehalten sind, lässt sich vielleicht nur dadurch erklären, dass jede Religionspartey, jedes Land seine eigene, oft sogar jede Provinz eine nach ihr benannte Sprachlehre hat, und dass viele Lehrer, zumal die ältern, das Vorurtheil des Ansehens und den alten Leisten so fest halten, als ob sie mit dem Namen die Sache zu verlieren fürchteten. Weniger begreift Rec., warum ein Lehrbuch nur für die Infima bestimmt seyn soll, das doch in die feineren Subtilitäten der Syntax eingeht, und in dem bloss die Prosodie und die sogenannten Figurae grammaticae absichtlich weggelassen sind. Mit desto mehrerem Rechte behauptet die auf dem Titel angegebene *neue* Methode ihre Stelle, in so fern sie auf die vorhergehenden Ausgaben dieser Grammatik ihre Beziehung hat. Eine vom Rec. ehemals (A. L. Z. 1786. Supplem. S. 365.) beurtheilte schien noch ganz auf die Märkische geimpft zu seyn; der jetzige Bearbeiter hat seine Bekanntschaft erweitert, und die neuern protestantischen Sprachlehrer benutzt. Dass er sie nicht gerade nennt, wollen wir indess eben so wenig rügen, als die Provinzialismen, da der Absatz des Buches doch nur auf jene Gegend berechnet ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien u. Prag, in der v. Schönfeldischen Buchh.: *Lehrbuch für Liverey-Bediente* etc. 1794. 234 S. 8.

In der ersten Abtheilung ertheilt der Vf. dem Bedienten Unterricht über die sittliche Aufführung, und zwar in 12 Hauptstücken, von der Religion, der Treue im Dienste, vom Umgange, der Dankbarkeit, der Spielsucht etc. Die zweyte Abtheilung handelt die Geschäfte des Dieners ab, und zwar in allen möglichen Verhältnissen in der Stadt und auf dem Lande, zu Hause und auf Reisen, in gesunden und kranken Tagen etc.

Rec. hat nicht leicht ein Buch für eine Volksklasse gelesen, welches in einer so guten und fasslichen Sprache geschrieben wäre, als dieses, und das in bündiger Kürze so deutlichen und detaillirten Unterricht ertheilte. Rec. wünscht daher recht sehr, dass es von recht vielen Bedienten fleissig gelesen, beherzigt und befolgt werden möge!

Nürnberg, b. Schneider u. Weigel: *Taschenbuch für denkende Männer und gute Bürger, auf alle Tage des Jahres.* 1794. 126 S. 12.

„Es ist vielleicht gegenwärtig mehr als jemals nöthig," sagt der Herausg. in der Vorrede, „*feste Grundsätze der Lebensweisheit* zu haben, über sich und seine Bestim-

„mung ernsthaft nachzudenken, und sich vor herrschen„den Täuschungen in Ansehung dessen, was wahr und „gut ist, zu hüten." Dazu hat er denn 365 Kraft- und Machtsprüche aus alten und neuen Büchern gesammelt, und *ad modum* der Andachten und Betrachtungen auf alle Tage im Jahre nach Tag und Datum geordnet. Dass bey einem solchen Heere von Vorschriften der Lebensweisheit nicht alle gut seyn würden, wenn selbst der Sammler mit dem gebildeten Geschmacke und nach der schärfsten Prüfung gewählt hätte, werden die Leser von selbst erwarten. Dass übrigens auch unter der Menge halbwahrer, schiefer, poetisch und pretiös ausgedruckter Sätze, manche richtig gedachte und gutgesagte Sprüche vorkommen, ist nicht zu läugnen.

Berlin, b. Petit u. Schöne: *Monathsschrift für den gesitteten Bürgerstand.* 1791. 8.

Die sieben Hefte dieser Monathsschrift, welche Rec. zu Gesichte gekommen sind, enthalten nicht übel gewählte Materien, als z. B. von Volksfesten und gesellschaftlichen Vergnügungen — über das Reisen der jungen Professionisten — wie der Bürger seine Prediger beurtheilen soll — von Ahndungen etc. — Sollen Bürgersöhne studieren? — von der Abschaffung des blauen Montags etc. etc. Allein dass die Ausführung eben so gut sey, kann Rec. nicht sagen, indem die meisten dieser Auffsatze — obgleich nicht ganz von allen lehrreichen Gedanken entblösst — doch sehr oberflächlich und viel zu declamatorisch sind, um die bestimmte Klasse von Lesern gehörig belehren zu können. Es wäre sehr zu wünschen, dass unsere Schriftsteller, welche für Kinder und den gemeinen Bürger schreiben wollen, vorher ein wenig über die Fassungskraft dieser Leser, und über das Wesen des Unterrichtes nachdächten; sie würden sich leicht überzeugen können, dass keine Art von Schriften mehr Bestimmtheit und Nüchternheit im Vortrage federn, als gerade Volks- und Kinderschriften.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Göttingen*, b. Dietrich: *Ideen zur Verbesserung der herrschenden Predigtmethode.* Als Ankündigung einer neuen königl. Prämie für die beste von einem der hier zu Göttingen studirenden Theologen in der Universitätskirche jährlich zu haltende Predigt. Von Dr. *Chstph. Fr. Ammon*, O. Lehrer d. Th. Universitätspred. u. Direct. des Predigerseminarium, 1795. 20 S. 4. Für die Ankündigung der auf dem Titel angegebenen Veranlassung war gewiss das ausgewählte Thema dieses kritischhomiletischen Programms das angemessenste. Möge auch diese Anstalt zur höchstnöthigen Verbesserung der öffentlichen Religionsvorträge unter der Aufsicht eines so thätigen Lehrers vieles beytragen! — Weder das strenge Einschärfen aller symbolisch-kirchlichen Begriffe von Religion, noch die rasche Entfernung der gesammten Dogmatik aus der Kanzelberedsamkeit — weder das Herablassen der Kanzelredner zu den alltäglichsten Vorfällen, noch das Aushängeschild von Predigten nach dem allerneusten Geschmack an Grundsätzen der kritischen Philosophie — weder das Behaupten noch das Bezweifeln des Wunderbaren in Jesu Geschichte hat inzwischen das Zurücktreten so vieler von den öffentlichen Gottesverehrungen vermindert. (Strafgesetze könnten das Hinzutreten wenigstens nicht zweckmässig machen!) Der Vf. giebt dagegen dem Lehrer und Diener der Kirche Winke, sich nach dem ächten Begriff von Kirche „als einem ethischen Gemeinwesen unter einer moralisch-göttlichen Gesetzgebung" zu betragen, und mit den Grundsätzen einer vernünftigen und „ebendeswegen" göttlichen Religions- und Gotteslehre die Erfahrungsbeweise der Geschichte Jesu und der Stiftung des Christenthums in beständiger Harmonie darzustellen. — In Bestimmung der Materialien zu homiletischen Religionsvorträgen kommt gewiss vieles auf Bestimmung des *Unterschieds zwischen Theologie und Religionslehre* an, in so fern nur diese für jedermann, jene für Ueberzeugung des Religionsgelehrten nöthig ist. Der Vf. schreibt S. 7: „Nach meiner Einsicht ist *Religion als* „*Wissenschaft* betrachtet, die Lehre von dem moralischen Ver„hältniss des Menschen zu Gott; *Theologie* die Lehre von dem „moralischen Verhältnisse Gottes zur Welt, besonders zu den „Menschen. Etymologie und Sprachgebrauch rechtfertigen die„sen Unterschied." — *Religion als Wissenschaft* wäre also das, was in Eintheilung der theologischen Dogmatik sonst *theologische Anthropologie*, und Theologie wäre, was man *Theologie im eingeschränktesten Sinn* zu nennen gewohnt ist. Für *diese* Religion aber ist dann *diese* Theologie unentbehrliche Voraussetzung. Das moralische Verhältniss *gegen Gott* kann nur alsdann klar werden, wenn zum voraus, was Gott gegen die Menschen sey, gründlich gezeigt ist. Vorträge *dieser* Religion müssten also immer auf *diese* Theologie sich gründen und deutlich beziehen. Rec. aber gesteht, auf diese Art die Linie noch nicht gezogen zu sehen, in wie fern Religion *als Wissenschaft* für den Gelehrten, und in wiefern alsdann Religion — als Nichtwissenschaft? — für jedermann in der öffentlichen Gottesverehrung nothwendig sey. Und dies allein ist doch der Gesichtspunkt des Problems: ob Religion oder — Theologie in öffentlichem Unterrichte zu lehren sey? Nach des Vf. Definitionen von Religion und Theologie müsste die Antwort seyn: Beides. Und doch bliebe unbestimmt: in wiefern beides? oder: wie viel gehört von beiden ins Gelehrte, wie viel zur allgemeinen und doch gründlichen Belehrung? Dies bliebe noch mehr unbestimmt, wenn man die Erklärung S. 6. „nicht zu läugnen dass man *alte Gelehrsamkeit*, oder was gleichbe„deutend (?) ist, *alle Geschichte*, in so fern sie nicht zur Erläu„terung und Versinnlichung der Religionswahrheiten dient, „aus dem öffentlichen Religionsunterrichte verweisen müsse," wörtlich strenge verstehen sollte. Die Aufgabe selbst, welche gelöst werden soll, setzt also unstreitig eine andere Bedeutung des Worts: Religion oder *Religionslehre* voraus, in welcher das unterscheidende nicht von dem Inhalt sowohl als von der Form hergenommen ist. Diese Aufgabe frägt: Wie unterscheidet sich *ein gründlich populärer Vortrag* über die moralischen wechselseitigen Verhältnisse zwischen Gott und Menschen von *dem gelehrten?* Einige Data, diesen Unterschied zu bestimmen, finden sich im N. theolog. Journal II St. S. 1169—61. nach der inhaltsreichen (Niethammerschen) Schrift: über Religion als Wissenschaft.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. December 1795.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GIESSEN, b. Heyer: *Versuch eines Systems der Camerahvissenschaften*, von *Friedrich Ludwig Walther*, Professor der Philosophie auf der Universität zu Giessen. 1. Th. 1793. 1 Alph. 2½ Bog. 2. Th. 1795. 1 Alph. 14 Bog. 8. (2 Rthlr.)

Es ist allemal ein achtungswerthes Verdienst eines neuen wissenschaftlichen Systems, wenn der Leser nicht durch labyrinthische Krümmungen unter einer seltsamen Vermischung unerwarteter Gegenstände umher, sondern auf schnurgeraden, aus einem Hauptpunkte fortlaufenden Gängen auf Standplätze geführt wird, von welchen er das Ganze und seine damit verbundene Theile übersehen kann. Auf dieses Verdienst hat das angezeigte Werk gegründete Ansprüche. — In der Einleitung ist aus dem vorangeschickten Grundsatze: „dass das Vermögen, nämlich die Summe der Mittel unsers Auskommens, als ein Verstärkungsmittel zur Vermehrung unserer äussern Vollkommenheit zu betrachten sey, und dass dessen wahrer Werth bloss auf einem vernünftigen Gebrauche desselben beruhe," ist der Begriff der *Klugheitslehre* (Politik) als Inbegriff der Grundsätze einer solchen Verwaltung des Vermögens; aus der Anwendung desselben auf die Benutzung und Verwaltung der Glücksgüter der allgemeine Begriff der *Oekonomie;* hieraus ihre Abtheilung in die *reine* und *angewandte Oekonomie*, in sofern sich jene mit der besten Benutzung, Unterhaltung und Vermehrung des Vermögens überhaupt, ohne Rücksicht auf gewisse Gewerbe, und diese hingegen sich mit diesem oder jenem Gewerbe des bürgerlichen Lebens insonderheit beschäfiget; und aus dieser letztern der Begriff der *Bergbaukunde*, der *Landwissenschaft* und der *Forstwissenschaft*, als Fundamentalgewerbe, sehr klar und richtig entwickelt worden.

Der erste Theil enthält, dieser Eintheilung zufolge, die reine Oekonomie, die Bergbaukunde und die Landwissenschaft; der zweyte aber, die Forstwissenschaft allein. So vielen Beyfall auch diese Anordnung verdient; so kann doch Rec. in Hinsicht auf den Begriff eines Systems der Kameralwissenschaften und dessen Zweck, nämlich hinlängliche Unterweisung ihrer Lehrlinge in den dahin gehörigen Hauptgrundsätzen — zu deren Erlernung ihnen in der Einleitung so heilsame Regeln ertheilt werden — einen Zweifel an Vollständigkeit nicht unterdrücken. Er trägt ihn um so freyer vor, da der Vf. in seinem kurzen, und sehr bescheidnen Vorberichte jeden Forscher nach Wahrheit zum Prüfen und zum Bekanntmachen seiner Bedenklichkeiten aufgefodert hat. Sollten nämlich die Grundsätze der allgemeinen, oder reinen Oekonomie nicht *auch* auf die dem Oberhaupte des Staats überlassene Verwaltung des allgemeinen Staatsvermögens angewendet, und nach seiner wesentlichen Bestimmung, nämlich Unterhaltung, Vermehrung und Sicherstellung des äussern und innern Wohlstandes des Staats näher bestimmt werden? Hierinn liegt der Begriff der *Kameralwissenschaft in der engsten Bedeutung*, der eigentlichen Kameralistik, oder des Kammerwesens. Da nun das Staatsvermögen nicht bloss in den Erwerbungen aus dem Bergbaue, aus ganzen Landgütern, oder sonstigen Grundstücken und aus den Waldungen, sondern auch aus dem Ertrage gewisser Hoheitsrechte (Regalien) z. B. Münze, Zölle, Posten etc., ingleichen der Steuern und Abgaben besteht; so muss ja der kameralistische Lehrling *in einem Systeme der Kameralwissenschaften* nothwendig über die in der Verwaltung dieser Theile zu beobachtenden Regeln gleichfalls Unterricht empfangen. Unmöglich kann es ihm überlassen werden, sich solche aus den allgemeinen Grundsätzen der reinen Oekonomie zu abstrahiren. Allein der Vf. ertheilt darüber gar keine Belehrung und erklärt sogar bey dem Bergbaue (§. 1.) ausdrücklich, er betrachte diesen *nicht als ein Regale.* Und doch folgt aus seinem eigenen (§. 7. der reinen Oekonomie angeführten) richtigen Grundsatze „dass die Hauptwissenschaften des Kamerallehrgebäudes solche seyn, welche die Grundsätze „der reinen Oekonomie auf *bestimmte Wirthschaftsarten anzuwenden lehren*" unmittelbar, dass eben dieses auch von der Wirthschaft des Regenten mit dem Staatsvermögen gelten müsse. Man muss daher wünschen, dass der Vf. diesem Mangel in einem dritten Theile seines Werks abhelfe. Bis dahin gebührt diesem eigentlich der Titel: *System der reinen und auf Fundamentalerwerbskünste angewendeten Oekonomie*, aber nicht der Kameralwissenschaft.

Aber bey der Prüfung des Werths, den man einem System zuzugestehen hat, muss man nicht bloss auf seine Form, sondern auch auf richtige Bestimmung einzelner Begriffe und der Folgerungen daraus, auch sodann auf Ebenmass und zweckmässige Uebereinstimmung der einzelnen Theile zum Ganzen sehen, und auch darauf wird also noch unsre Prüfung gehen müssen.

In der Lehre von der *reinen Oekonomie* hat der Vf. sich durch richtige Erklärung der Begriffe von dieser sowohl, als der angewandten Oekonomie, von Vermögen, von dessen Fond, Erwerb und Ertrage, von der Erwerbskunde und von der auf den Ertrag gerichteten allgemeinen Haushaltungskunde den Weg zu den folgenden eben so richtigen Regeln von Einrichtung der Etats

Etats und den Berechnungen über den Bestand, Fond, Erwerb und die Benutzung des Vermögens gebahnt. Unter diesen Regeln vermisst Rec. jedoch in Rücksicht auf das Buchhalten oder Rechnungswesen bey §. 40. ein paar recht nützliche, nämlich: 1) dass man den Zeitpunkt anzeichne, da gewisse Posten der Einnahme und Ausgabe fällig, also zu erheben oder zu bezahlen sind, 2) dass man unter der Summe jeder Einnahme- und Ausgaberubrik den Unterschied gegen den Betrag im vorigen Jahre bemerke. Uebrigens werden hier sowohl der Eintheilungsgrund als die Begriffe der drey Haupttheile der angewandten Oekonomie, des Bergbaues, der Land- und Forstwirthschaft und der ihnen untergeordneten Kunst-, Handlungs- und Geldwirthschaft, gehörig erläutert.

Der Unterricht über *die Bergbaukunde* ist auf nicht volle zwey Bogen eingeschränkt, und daher bey weitem nicht so befriedigend, als der darauf folgende Vortrag der Land- und Forstwissenschaft. Es wird hier bloss vom niedern Bergbau, oder der ersten einfachen Gewinnung der Fossilien, vom Hüttenwesen und was dazu gehört aber gar nicht gehandelt. Dies scheint mit der Erklärung der Bergbaukunde (§. 1.), „dass sie „die Regeln enthalte, wie Bergwerke *bestens zu benutzen*, zu unterhalten und *ihr Ertrag* auf eine wirth„schaftliche Art *zu vermehren* sey," nicht wohl übereinzustimmen: weil es gerade auf dem Hüttenbaue hauptsächlich beruhet, die Bergwerke *bestens zu nutzen* und *ihren Ertrag zu vergrössern*. Jene hier vorgetragene niedere Bergbaukunde ist in die allgemeine und besondere abgetheilt, und in Absicht der Erstern das Augenmerk auf Erklärungen der bergmännischen Terminologie und auf Festsetzung allgemeiner Regeln über die Werkzeuge, Gebäude, die verschiedenen Arten des Grubenbaues und die bergwirthschaftliche Haushaltung gerichtet. Unter der besondern niedern Bergbaukunde wird die Kenntniss der sowohl bergmännisch, als auch durch Tagwerk zu gewinnenden nutzbaren Fossilien verstanden, und hiezu ein Verzeichniss der dahin gehörigen Salze, brennbaren Mineralien, Metalle, Steine und Erdarten mit Inbegriff des Torfs geliefert.

Die Belehrungen über die Landwissenschaft füllen die noch übrigen Dreyviertel des 1sten Theils. Sie ist nach dem Vf. der Theil der angewandten Oekonomie, welcher die Regeln (nicht nach der gewöhnlichen Erklärung, zur Gewinnung nutzbarer Naturalien überhaupt, sondern) zur Benutzung, Unterhaltung und Verbesserung der Landgüter enthalte. — Um daher seinen Lehrsätzen mehr Bestimmtheit zu geben, hat der Vf. ein idealisches, §. 19. nach seinen Zubehörungen beschriebenes Landgut zum Grunde gelegt. Der ganze Vortrag ist unter die beiden Rubriken: allgemeine und besondere Landwirthschaft, vertheilt. Die erstere betrift den Fond des landwirthschaftlichen Gewerbes, nämlich die Landgüter überhaupt, die zum Betriebe desselben erfoderlichen Personen, Werkzeuge, Gebäude und die landwirthschaftliche Haushaltung, nach den verschiedenen Benutzungsarten ganzer Landgüter und nach dem wirthschaftlichen Rechnungswesen; die letztere hingegen das specielle Verfahren in der Benutzung der einzelnen Zubehörungen eines Landgutes. Die Art, wie alle diese Gegenstände von dem Vf. behandelt sind, wollen wir durch einige Bemerkungen kenntlich machen. Ueberall, sowohl in den Erklärungen als in den Regeln herrscht Kürze mit Ordnung und Deutlichkeit verbunden. Um so mehr wünscht man aber auch, dass sich nicht manche Lücken fänden. So war es z. B. in der so richtigen Angabe und Beschreibung der Gebäude eines Landguts, nach ihren wesentlichen Erfodernissen, gewiss nothwendig, in dem Falle eines neuen Baues die Lage des Wohnhauses nicht bloss so zu bestimmen, dass der Wirth aus seinem Wohnzimmer *in den Hof sehen könne* (§. 18.), sondern dass er, so viel immer möglich, *den ganzen innern Bezirk seiner wirthschaftlichen Gebäude vor Augen habe;* ferner die Grösse der Oberfläche der Malzdarre eben so, wie §. 25. bey den Backöfen geschehen, nach der Quantität des zu 2, höchstens 3 Zoll aufzuschüttenden Malzes, z. B. in dem Falle einer Höhe von 3 Zoll für einen berlinischen Scheffel Malz 16 Quadratschuh, folglich für einen Wispel 384 Quadratschuh Flächenraum festzusetzen. Bey §. 33. hätte bemerkt werden können, dass es am zweckmässigsten sey, die Mastställe zunächst an der Brannteweinbrennerey anzulegen, um den Brannteweinschlamm vermittelst Rinnen aus dem Brennhause bequem in die Tröge jener Ställe zu leiten. Bey §. 43. hätte die dichte Verwahrung des Bodens über den Schafen gegen die Verunreinigung ihrer Wolle durch das Herabfallen allerley Unraths von dem auf dem Boden liegenden Futter empfohlen; und besonders die gute Einrichtung der Kornböden, bey §. 35. etwas näher angegeben werden sollen. Ueber die Verfertigung der Nutzungsanschläge werden, nach ihren verschiedenen Gegenständen, zwar nur allgemeine, aber richtige und brauchbare, Vorschriften ertheilt. Hiernächst handelt der Vf. von den verschiedenen Nutzungsarten ganzer Landgüter, durch die Administration, durch Erbpacht, durch Zeitpacht (und zwar von dieser am ausführlichsten mit Vorsichtsregeln bey Schliessung der Contracte und bey der Uebergabe und Zurückgabe, bey welchen letztern es nicht überflüssig gewesen seyn würde, Hinzens Unterricht von Pachtabnahmen und Uebergaben, *Gotha* 1782. 8. anzuführen;) durch die Quotenpacht, durch die Halbpacht und durch die eigene Bewirthschaftung. Für die am vollständigsten behandelte Lehre von dem besondern wirthschaftlichen Verfahren in der Benutzung der einzelnen Theile eines Landguts sind aus der grossen Menge landwirthschaftlicher Lehrbücher nur die sichersten und zweckmässigsten Grundsätze mit bedachtsamer Prüfung gewählt, und in richtiger Ordnung zusammengestellt worden. Doch muss Rec. gestehen, dass ihm zur allgemeinen Bestimmung der verschiedenen Ackersysteme ihre (§. 172.) angegebene Eintheilung in drey Classen nicht hinlänglich scheint: weil so wenig die Wechselfolge des Ackerbaues auf vier Feldern, als die holsteinische und meklenburgische Koppelwirthschaft in eine von jenen Classen bequem passt. Auch kann er die §. 191. und sonst, bey der Anfüllung der Felder mit neuen Nahrungsstoffen oftmals vorkommenden Ausdrücke: *begatten* und

Begat-

Begattung, statt *düngen* und *Düngung*, nicht billigen, da jene zweydeutig sind. Hingegen enthält der Vortrag über Befruchtungs- oder Düngungsmittel viel lehrreiche Wahrheiten, und die Urtheile über die Abschaffung der Brache (§. 214.) und über die Stallfütterung (§. 398.) zeigen einen unpartheyischen Denker, der die richtige Mittelstrasse zu treffen weiss. Der Buchweizen, oder das Heidekorn (*Polygonum fagopyrum* Linn.) wäre weit schicklicher unter den Getreidearten als unter den Handelsgewächsen (§. 325.) anzuführen, und bey den Cichorien (§. 305.) zu bemerken gewesen, dass das Cichorienpulver nicht bloss als ein Surrogat des Kaffees, sondern auch und fast noch häufiger als ein Färbematerial genutzt wird. Die erste Anlage einer Cichorienfabrik im Herzogthume Braunschweig machte ein Major *von Heine* (nicht Henie). Für ganz wahr kann die Behauptung (§. 487.) nicht wohl gelten, dass man wider den Mehl- und Honigthau noch kein Mittel kenne: denn Erfahrungen haben gelehrt, dass die Pflanzen von dem, ihre einsaugenden und ausdünstenden Gefässe verstopfenden, und daher schädlichen, klebrigten Safte dieser Thaue durch einen bald hernach erfolgenden starken Regen gereinigt werden, und dass daher, wenn Regen mangelt, eben dieses durch häufiges Besprengen der niedern Bäume und der Küchengewächse mit Wasser, bey jenen vermittelst einer Handsprütze und bey diesen mit der Brause der Giesskanne bewirkt werden könne. Bey allen diesen kleinen Mängeln bleibt aber doch die Gründlichkeit, Deutlichkeit und Brauchbarkeit der ganzen Abhandlung über die Haupttheile der Landwirthschaft: Ackerbau, Wiesewachs, Hütungen, Gartenbau und Viehzucht unverkennbar.

Fast mit zu vieler Ausführlichkeit — in Vergleichung gegen die Bergbaukunde und die vielen Zweige der Landwissenschaft — auch in Rücksicht auf die Gränzen eines Systems — ist *die Forstwissenschaft* im zweyten Theile vorgetragen. Inzwischen hat sie freylich um so viel mehr an Vollständigkeit und Brauchbarkeit gewonnen. Nach einer Einleitung, welche die zur Erlernung dieser Wissenschaft erfoderliche Methode, Grund- und Vorbereitungswissenschaften, Hülfsmittel und Bücherkenntniss darstellt, wird die Forstwissenschaft in die allgemeine und besondere abgetheilt. Jene handelt von den Waldungen, als dem Fond der Forstwirthschaft, von ihren nutzbaren Gegenständen, von den Forstbedienten, von den zu jener Wirthschaft gehörigen Gebäuden, Forst- und Jagdgeräthschaften, und vom Forsthaushalt, d. i. Gründung, Benutzung, Unterhaltung und Verbesserung des Forstetats, dem Rechnungs-, Kassen- und Registraturwesen. Die besondere breitet sich in vier Abtheilungen über die vier Hauptgegenstände der Forstwirthschaft, Holzwirthschaft, theils überhaupt, theils von jeder Holzart insonderheit; den Waldboden nach seinen Haupt- und Nebennutzungen; die nutzbare Forstgerechtsame und die Nutzung wilder Thiere, in Hinsicht auf Jagd, Vogelfang, Waldfischerey und Waldinsekten aus. Zuletzt noch 5 Anhänge, nämlich eine *Dryas*, oder *Flora* und eine *Fauna oeconomica Germanica*, ein Realregister, ein Verzeichniss der Raupen- und Insektenvertilger, und ein Verzeichniss der Vertilger der Hamster, Mäuse, Ratten und Maulwürfe. Auch bey diesem zweyten Theile müssen wir die richtige und wohlgeordnete Behandlung loben; doch wollen wir auch hier wieder ein paar Anmerkungen über einzelne Sachen hinzufügen. Die Nothwendigkeit der Abschaffung der Forstaccidenzien überhaupt, und des dahin gehörigen Anweisungsgeldes hat der Vf. (§. 101 u. 126.) so gründlich erwiesen, dass dagegen keine weitere Einrede Statt haben kann. Auch könnte die schicklichste Zeit des Holzfällens (Wadelzeit) nicht richtiger bestimmt werden, als es §. 133 u. 134. überhaupt, und in der Folge bey den einzelnen Holzarten besonders geschehen ist. Wie viel eine bedachtsame Sortirung des Holzes vor und nach dem Fällen desselben zur bessern Benutzung der Forsten, zur Befriedigung der mancherley Holzbedürfnisse, auch zur Verhütung der Holzdiebereyen beytrage, zeigt der §. 147.; er verdient Beherzigung von manchen Kameralisten und Forstbedienten. Dahin gehören auch die eben so wahren als billigen Gedanken über das Hauen der Birkenreiser zum Besenbinden im §. 191. Einen einleuchtenden Werth der Anwendbarkeit und Nützlichkeit haben die sämmtlichen, sowohl allgemeinen als speciellen Regeln, welche die Forstcultur durch natürliche und künstliche Besamungen und Pflanzungen betreffen. Dagegen ist z. B. die Behauptung (§. 400.), dass die *Hülse*, *Stechpalme* (*Ilex aquifolium*) ein gutes Nutzholz liefere, von einem blossen Staudengewächse ohne holzartigen Stamm wohl nicht für richtig anzunehmen. Auch ist es wohl kein Verhältniss, dass für die Waldfischerey 66 §§., hingegen für die Teichfischerey in der Landwirthschaft nur 2 §§. bestimmt worden sind. Die Fischerey in den unter dem Bezirke eines Waldes mit begriffenen Flüssen, Teichen, Seen etc. ist ja weder so beträchtlich, noch so ergiebig, als in den Gewässern, welche sich ausserhalb desselben zwischen Getreidefeldern und Wiesen befinden. Hiezu kommt noch, dass auch die innerhalb der Waldungen belegenen Teiche gewöhnlich nicht der Forstwirthschaft zugeeignet, sondern als Zubehörungen der Landwirthschaft betrachtet und deshalb zugleich mit den Landgütern verpachtet oder administrirt werden. Auch scheint die Ausdehnung verschiedener Artikel bis in die kleinste Einzelnheit, und die Einmischung mancher moralischen Reflexionen — so gegründet und heilsam sie auch immer seyn mögen — mit dem Plane des Werks nicht wohl übereinzustimmen.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Gespräche eines Husarencorporals, eines Jägers und leichten Infanteristen, über die Pflichten und den Dienst des leichten Soldaten.* 1794. 154 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. trägt hier in einer gemeinverständlichen Sprache und auf eine für Unterofficiere und gemeine Soldaten gewiss sehr anziehende Manier, die Lehre von den Vorposten, Avantgarden, Seitenpatrouillen, Patrouil-

Patrouillen, Streifereyen kleiner Parthieen vom Fussvolke, Hinterhalten und Arriergarden, nebst einigen Pflichten des Soldaten vor; so, dass diese wenigen Bogen den leichten Truppen von Regimentswegen in die Hände gebracht zu werden verdienten.

Paris, b. Barrois: *L'Ingenieur Republicain, ou Elemens de Geométrie Pratique, de la Fortification de campagne, suivis d'autres détails militaires.* A l'usage des Républicains armés, Ouvrage présenté à la Convention Nationale, qui en a décrété la mention honorable insérée au Bulletin de la Séance du 18 Prairial, par *Jean Briche.* Im 4. Jahr der Republik. 168 S. 8. mit 8 Kupf. (1 Rthlr.)

Der Vf. eröffnet seinen republikanischen Ingenieur mit einer Anweisung zur Absteckung der Figuren auf dem Felde, so wie auch zur Berechnung der Körper, welche in der Feldbefestigung vorkommen, in sofern man auf die aus- und eingehenden Winkel keine Rücksicht nimmt. In der Feldbefestigung erklärt er die Theile eines Profils, zeigt die Anstellung der Arbeiter, und was in einer gewissen Zeit gefertiget werden kann. Dann giebt er zwey Tafeln von Profilen, die von einer Höhe von 6 Fuss bis auf 20 Fuss steigen. Die Brustwehren von 9 Fuss Höhe und 6 bis 8 Fuss Dicke, bestimmt er zu Redouten, Linien und kleinen Forts. Sollen die Werke einige Zeit den Kanonen widerstehen, so macht er sie 10 Fuss hoch und dick. Brustwehren, die 12 bis 14 Fuss hoch und dick sind, bestimmt er zu Bollwerksschanzen, Retranchements und verschanzten Lagern unter Festungen. Die noch höhern Profile zu Vorwerken bey Festungen, zu Aussenwerken und grossen Bollwerksschanzen, die auch im Frieden unterhalten werden. Die Defenslinie soll bey Verschanzungen nicht grösser als 80 bis 90 Klaftern seyn; ja man dürfe bey den Flinten nur bey einer Distanz von 60 bis 70 Klaftern auf eine gewisse Wirkung rechnen. Wenn die Seiten einer Flesche über 18 Klaftern lang sind, nennt er das Werk einen Redan. Die letztern seyen gut zur Bedeckung eines Lagers, einer Brücke u. s. w. Bey geschlossenen Schanzen, wo die Truppen im innern lagern sollen, rechnet der Vf. 24 bis 36 Quadratfuss auf den Mann, daraus bestimmt er die Grösse der Redouten. Die Bollwerksschanzen werden in Ansehung des Perpendikels nach Vaubans Manier gezeichnet. Der Vf. giebt ihnen 60 bis 120 Klafter zur äussern Polygon. Die Brustwehren werden von der kleinsten bis zur grösten 10 bis 16 Fuss hoch und dick; der Graben 10 bis 12 Fuss tief. Die Lehre von den Flatterminen, von Vertheidigung der Häuser, Kirchen, Kirchhöfe und Dörfer ist aus Gaudi genommen. Zuletzt hat der Vf. ein Kapitel, das Recognosciren der Ortlagen betreffend, angehängt, das er von einem Ingenier erhalten hat. Der Autor ist ihm aber unbekannt geblieben. Wer die Kriegskunst nicht studirt hat, dem sind es leere Worte, und wer sie studirt hat, braucht es nicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Paris: Catechisme, à l'usage des habitans de la campagne, sur les dangers auxquels leur santé et leur vies sont exposés et sur les moyens de les prevenir et d'y remedier.* Par M. *Cotte*, Pretre de l'Oratoire, curé de Montmorency, 1793. 39 S, 12. — Dieses Noth- und Hülfsbüchlein ist zwar schon vor ein paar Jahren herausgekommen, verdient aber seiner Gemeinnützigkeit wegen nachgeholt zu werden. Der Vf., der bereits durch mehrere beträchtliche meteorologische Werke bekannt ist, und dessen Witterungsbeobachtungen seit mehrern Jahren, theils in den Schriften der ehemaligen *Academie des sciences*, theils in *Rozier Journal de Physique* eingerückt sind, giebt hier seinen Pfarrkindern eine kurze und deutliche Anweisung, wie sie sich bey mancherley Vorfällen, wo Leben und Gesundheit oft auf dem Spiel stehen, zu verhalten haben. Das Werkchen ist in Frag und Antwort, und in Lectionen abgetheilt, und enthält in den ersten drey Lectionen Verhaltungsregeln beym Gewitter; hiezu ward der Vf. vorzüglich veranlasst, da zwey Kinder, die während eines heftigen Gewitters unter einem Baume Schutz suchten, vom Blitze erschlagen wurden. In der vierten Lection unterrichtet er die Landleute, wie sie sich bey starker Erhitzung zu verhalten haben; er erklärt ihnen deutlich die Folgen des plötzlichen Uebergangs von der Wärme zur Kälte; so wie die Mittel, selbiger vorzubeugen. In der 5ten Lection ist die Rede von dem Einfluss der schädlichen Luftarten auf die Gesundheit der Menschen. Der Vf. spricht von den verschiedenen Arten der mephitischen Ausdünstungen und ihres Einfluss auf die Gesundheit: Ausdünstung der Kranken, Kohlendampf, Kirchen, worinn Todte begraben sind; bey einer jeden Art das wirksamste Mittel, sich dagegen zu verwahren. In der sechsten Lection handelt der Vf. mit vieler Deutlichkeit, von der besten Weise, Ertrunkne wieder ins Leben zurückzurufen; von den Mitteln gegen den Biss giftiger Thiere; wie man sich nach dem Genuss giftiger oder verdächtiger Pflanzen zu verhalten habe; zuletzt, einige allgemeine wirksame Mittel gegen Verwundungen schneidender Werkzeuge, vorzüglich solcher, denen die Landleute vor andern ausgesetzt sind. Wir haben diese kleine Schrift mit Vergnügen gelesen, und wenn auch hie und da die Frage sowohl, als die Antwort, etwas zu gelehrt scheinen dürfte, so kann das Ganze doch immer vielen Nutzen stiften. Noch merken wir hier an, dass der Vf. bereits vor einigen Jahren einen ähnlichen Katechismus herausgegeben, worinn er die vornehmsten bey Ackerbau vorkommenden Arbeiten erklärt, so wie er zugleich mehrere Vorurtheile der Landleute, die oft zu mancherley unangenehmen Auftritten Veranlassung geben, aus natürlichen Ursachen deutlich zu machen sucht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. December 1795.

PHYSIK.

Stuttgardt, b. Metzler: *Beyträge zur theoretischen und praktischen Elektricitätslehre*, von M. G. C. *Bohnenberger*, Pfarrer in Altburg bey Calw. Viertes Stück. Mit 1 Kupfertafel. 1795. 183 S. gr. 8. (12 gr.)

Hr. B. fährt auch in diesem Stücke unverdrossen fort, zu Priestley's Geschichte der Elektricität erläuternde und berichtigende Anmerkungen zu liefern, und eine abweichenden Meynungen theils aus der bessern Theorie von zwey besondern elektrischen Materien, heils aber auch aus wirklich angestellten Versuchen zu bestätigen. Die bey weitem grössere Menge seiner Kritiken betreffen aber auch diesmal mehr die so äusserst vernachlässigte und kaum schülerhafte Uebersetzung les Priestleyschen Werkes, als das Original selbst. In ler Vorrede erwähnt der Vf. eines Einwands, welchen hm Jemand gegen den Versuch gemacht hatte, den er m vorigen Stücke als entscheidend für das Daseyn zweyer besondern elektrischen Flüssigkeiten beschrieb, and giebt, um allen Zweifel zu heben, hier einen andern an, der die Sache noch klärer vor Augen stellt. Es wird nämlich hier nicht bloss ein Stanniolblatt, welches zwischen den beiden Knöpfen einer Verstärkungsflasche befindlich ist, von welchen der eine zur innern, und der andere zur äussern Belegung gehört, gebraucht, sondern es sind auch noch besondere, leichtbewegliche Pendel zu beiden Seiten desselben angebracht. Wir ehren die grosse Sorgfalt des Vf., müssen aber bekennen, dass sie uns hier überflüssig scheint, denn der hellsehende Naturkenner bedarf solcher Umständlichkeiten nicht, und der von Vorurtheilen eingenommene Gegner findet immer noch Stoff zum Widerspruch, man mag auch vornehmen was man will. Die Schrift selbst fängt nun mit einer Vorerinnerung an, worinn Hr. B. noch etwas wegen einiger Stellen in der Priestleyschen Geschichte, die er im vorigen Stücke beleuchtet hatte, nachholt, und wozu ihm die Kühnsche Uebersetzung von Pearts Versuch über die Urstoffe der Natur und ihre Gesetze, Anlass gab. Es sind nämlich diese Stellen hier nicht nur vollständiger, als es von Priestley geschehen ist, aus den philosophischen Transactionen ausgezogen, sondern auch richtiger übersetzt. S. 189. der Priestleyischen Uebersetzung wird, obgleich äusserst unverständlich, eine Flasche beschrieben, die man an die Luftpumpe schrauben und die Luft dadurch in ihr nach Gefallen verdünnen kann. Hiebey äussert der Vf. seine Gedanken über die Güte einer Glaswalze, worinn man die Luft verdünnt hat, noch weiter, als im vorigen Stücke. Er meynt, diese Verdünnung sey deswegen gut, weil das +E am innern Theile desto leichter in eben dem Masse abgestossen werden könnte, in welchem es sich durch das Reiben am Küssen an der äussern ansetze; es wäre also nicht allein unschädlich, sondern vielleicht gar nützlich, wenn die metallene Axe durch den Cylinder hindurchginge, ja, wenn man den Cylinder selbst an seiner innern Fläche mit Stanniol belegte und diesen mit der Axe verbände. Hierbey bemerkt aber Rec. dass: 1) bey sehr dünnen Cylindern sich das von aussen angelegte +E gar leicht mit dem innern —E neutralisiren könne (wiewohl Hr. B. an keinen Durchgang der elektrischen Materien durchs Glas, glauben will), und sonach dem Sammler wenig +E zukommen würde. 2) Dass, wenn auch keine wirkliche Vereinigung der beiderley Materien erfolgt, doch das äussere +E so von den innern —E festgehalten würde, dass dem Sammler ebenfalls wenig davon zu Theil wird. Der Vf. wünscht, dass Physiker, die den Apparat dazu hätten, Versuche hierüber anstellen möchten; allein Beccaria hat dergleichen Versuche schon angestellt und gefunden, dass nur eine mässige Verdünnung der Luft nützlich sey; diese bewirkt nämlich, dass das +E auf der äusseren Fläche etwas angezogen, aber gleichwohl nicht so festgehalten wird, dass beym fortgesetzten Reiben nicht ein solcher Ueberfluss von +E an der äussern Fläche aufgehäuft werden könne, dass der Sammler reichlich damit versehen werde. Dagegen weiss man aber auch, dass bey ganz luftleeren Gläsern, wie z. B. beym Henleyschen luftleeren Conductor oder bey den ausgepumpten Kugeln zum elektrischen Dianenbaum, durch äusserliches Reiben wenig oder keine Elektricität hervorgebracht, sondern bloss im Finstern hierdurch die sogenannte Erscheinung des Nordlichts erregt wird; und es ist diese Erscheinung nichts anders, als das Resultat beständiger Zersetzungen und jählinger Wiedervereinigungen der beiderley elektrischen Flüssigkeiten. S. 238. der Priestleyschen Uebersetzung werden die Wasserhosen zur See, mit den Wirbelsäulen auf dem Lande in Parallele gestellt, wobey der Vf. bemerkt, dass er einmal einen Wirbelwind beobachtet habe, wo Heuhäufchen und Bleichleinwand in die Höhe geführt, und ganz nahe dabey nicht der mindeste Wind wäre verspürt worden. S. 252. heisst es im Pr.: „im römischen Lager geriethen da Spiesse in Brand;" wo der Vf. die Stelle beleuchtet, da Seneca sagt: *visa sunt ardere pila;* es zeigten sich Flämmchen, dass sie bloss schienen zu brennen. S. 256. heisst es im Pr.: „Es ist merkwürdig, dass ungeachtet der eiserne Pfahl 3 bis 4 Fuss tief in die Erde geschlagen war, die Erde dennoch den

den Blitz nicht so geschwind ableitete, sondern dass man den Blitz nahe am Pfahle 2 bis 3 Ruthen über dem Pflaster, obgleich dasselbe damals vom Regen sehr nass war, vertheilt sah," wobey der Vf. richtig bemerkt, dass eben deswegen, weil das Pflaster nass war, die Sache nichts merkwürdiges gehabt habe; denn unter dem Pflaster sey wahrscheinlich die Erde trocken gewesen, und man müsse deshalb in Städten so viel möglich zu verhüten suchen, dass die Ableitung nicht an die Strasse und den Erdboden geführt werde, und wo solches nicht wohl zu vermeiden wäre, man sich hüten müsse, während eines Donnerwetters, bey welchem es stark geregnet habe, der Ableitungsstange allzunahe zu kommen. S. 275. im Pr. ist von einer überzogenen Flasche die Rede, die aus ganz dünnem Glase, worinn viele Luftblasen waren, bestand, und welche sich nicht elektrisch machen lassen wollte, wenn man siedendes Wasser hineingoss. Hier sollte die elektrische Materie so gut, wie durch Metall, gehn, und die Ursache hiervon wird in der von der Hitze bewirkten Erweiterung der Poren gesucht. — Unser Vf. wirft hiebey zuerst die Frage auf: ob es denn wirklich so erwiesen sey, dass die elektrische Materie durch die Substanz des Metalls hindurch, und nicht vielmehr auf dessen Oberfläche fortgehe? Rec. antwortet hierauf, dass dieses nach seinen besonders darüber angestellten Versuchen, allerdings der Fall sey. Es wurde nämlich ein starker Messingdrat so weit erhitzt, dass Gummilac darauf zerschmolz, wenn man ihn damit bestrich; nun wurde auch zerlassenes Gummilac in eine Glasröhre gebracht und der zuvor überzogene Drat dahineingesteckt, dass also seine Oberfläche aufs genaueste ringsum mit Gummilac und Glas umgeben war. In diesem Zustande wurde er nun zwischen den positiven und negativen Conductor einer Elektrisirmaschine gebracht, wo dann die Funken eben so leicht und lebhaft durchgiengen, als bey einem unüberzogenen. Ja wir haben durch einen blosen Ueberzug mit Oelfarbe, den blechernen Conductor einer Maschine so merklich vervollkommnet, dass er stärkere Funken als vorher gab, indem sich jetzt an seiner Oberfläche bey weitem nicht so viel Ableitungspunkte in die ihn umgebende Luft befanden, als vorher. Unser Vf. glaubt die Ursache, dass sich jene Flasche nicht habe laden lassen, darinn zu finden, dass das eingegossene heisse Wasser durch seinen Dampf die eingeladene Materie sogleich wieder in die Luft geführt habe; aber auch diese Meynung widerspricht den von uns angestellten Versuchen; wir fanden ein Glas, das aber nicht so dünn, wie das obenerwähnte war, bey eingegossenem heissen Wasser stärker geladen, als bey kaltem, und wir sind ganz der Meynung, dass dieses einer Erweiterung der Poren und einem damit verbundenen leichtern Eindringen der elektrischen Materie in dieselben, zuzuschreiben sey; denn auch die belegten und nicht mit Wasser zum Theil gefüllten Flaschen nehmen bey hinlänglicher Dicke eine weit stärkere Ladung an, wenn man sie etwas erhitzt. Auch ist ja längst bekannt, dass sehr stark erhitztes Glas in Absicht der Leitungsfähigkeit, dem Metalle gleich wird. An einer andern Stelle sagt der Vf.: „die einfache Elektricität dringt nie in die Substanz der Körper ein, und nimmt ihren Weg blos auf der Oberfläche derselben; die concentrirte Elektricität aber nimmt ihren Weg nie auf der Oberfläche der Körper, wenn es nämlich metallische, oder gleich gut leitende sind, sondern allezeit durch ihre Substanz hindurch. Dies soll in einem der folgenden Stücke durch Versuche bewiesen werden. Man sieht, dass dieses im wesentlichen ganz mit dem übereinkommt, was wir oben gegen den Vf. bemerkt haben; übrigens ist die Distinction zwischen einfacher und concentrirter Elektricität ganz überflüssig, indem jede, auch noch so einfache, Elektricität in sofern immer als eine concentrirte anzusehen ist, als sie nie ohne Spannung eine elektrische Erscheinung hervorzubrigen vermag. S. 148. kritisirt der Vf. Hn. *Gütle*, der zum Ueberschlag Lappen, statt des Wachstaffets Katzenpelz nimmt, wie wir glauben, etwas zu hart; denn eben deshalb weil der Katzenpelz, wie unser Vf. richtig bemerkt, beym Reiben am Glase negativ wird, thut er als Ueberschlaglappen die nämlichen Dienste, wie das amalgamirte Reibküssen, ohne dabey die für den Sammler bestimmte Materie wieder zurückzuführen, welches das Küssen thun würde, wenn man es, um den Ueberschlag zu ersparen, nahe am Sammler selbst anbringen wollte. Am Ende bringt Hr. B. wieder etwas zur Belustigung bey. Er beschreibt nämlich verschiedene Geräthschaften und bildet sie auf der Kupfertafel ab, wo man verschiedene Münzen in besondre, dafür bestimmte Oeffnungen legen kann, welche sich dann bey Entladung einer Verstärkungsflasche durch einen Lichtschein sichtbar machen lassen.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Beschreibung einer sehr wirksamen Elektrisir-Maschine und einiger neuen elektrischen Versuche. Zweyte Fortsetzung;* mit Verbesserungen und Zusätzen zu den beiden ersten Stücken, von M. *Gottlieb Christoph Bohnenberger*, Pfarrer in Altburg bey Calw. Mit 4 Kupfertafeln. 1786. *Dritte Fortsetzung;* Beschreibung einiger Elektrisir-Maschinen und elektrischer Versuche, mit Verbesserungen und Zusätzen zur 2ten Fortsetzung, nebst einem Anhang, die Verbesserung der dephlogistisirten Luft aus Braunstein und Salpeter, und ihre Prüfung betreffend. Mit 5 Kupfertafeln. 1788. gr. 8.

Man hat schon mehrmals an dem Vf. das Verdienst erkannt, dass seine Schriften den Vorzug einer grossen Deutlichkeit, die von ihm angegebnen Instrumente aber ausser ihrer Bequemlichkeit auch den Vorzug einer grossen Wohlfeilheit haben. Freylich fällt da nicht alles so gut ins Auge, als bey grösserm Aufwand, allein der Freund der Wissenschaft sieht auch mehr auf das Innere, als auf das Aeussere. Die hier beschriebene Maschine ist im Wesentlichen die Trommelmaschine, welche Hr. Legationsrath Lichtenberg im des 1sten Bandes 1stem Stück seines Magazins für das neueste aus der Physik zuerst beschrieben und abgebildet hat. Unser Vf. ist auf diese Einrichtung durch Maschinen des Hn. Walkiers von St. Amand geleitet worden. Um sie aber wohlfeiler zu machen, hat er statt des Taffts Wollenzeug

zeug gewählt, wie dieses auch bey der Lichtenbergischen geschehen ist. Er giebt ihr nicht blofs oben, sondern auch unten, ein Reibezeug von Katzenfell und bringt deshalb wie bey den Scheibenmaschinen, auch doppelte Sammelspitzen an, wodurch sich seine Maschine von der Lichtenbergischen, bey welcher diese Vorrichtung nur einfach ist, etwas unterscheidet. Die Batterie hat er auch sogleich auf dem Gestelle selbst mit angebracht. Die Flaschen nimmt er von gleicher Weite und grünem Glas und zieht den Stanniol bey ihrer Belegung mit Knoblauchsaft auf. Statt der Dräte oder Blechröhren, gebraucht er hölzerne, mit Stanniol überzogene Stäbe, die mittelst zweyer Pappscheiben festgestellt werden. Oben verschliefst er die Flaschen nicht durch eine Art von Pechaufgufs, wodurch er unter andern das Zerspringen bey starker Ladung zu verhüten glaubt. Uebrigens beschreibt der Vf. nicht blofs die Verfertigung eines jeden einzelnen Stücks sehr genau, sondern giebt auch solche Vorrichtungen für die ganze Maschine an, wodurch man sowohl die positive, als negative Elektricität erhalten kann. Den Ueberzug der gläsernen Isolirsäulen mit *aufgelöstem* Siegellack haben wir nie gut gefunden, die Feuchtigkeit, die hier immer noch, beym besten trocknen, zurückbleibt, bringt eine merkliche Leitung zuwege. Die angehängten Versuche dienen mehr zur Belustigung als zur Aufhellung der Wissenschaft, z. B. durch Entladung einer Flasche eine leuchtende Schrift darstellen; durch eine Mischung von inflammabler und dephlogistisirter Luft einen heftigen Knall mittelst des elektrischen Funkens hervorbringen; das Wasser leuchtend machen; Seifenblasen entzünden; Thürme zerschlagen; leuchtende Glasröhren mit abgesetzten Funken. Noch brillanter hätte der Vf. den Versuch einrichten können, wenn er kleine Stanniolscheibchen schlangenförmig auf der äussern Fläche der Glasröhre in geringen Entfernungen befestigt, und das Ganze wieder in eine zweyte weitere Röhre gebracht hätte, die man denn oben und unten mit metallenen Kappen verschliefst. Der Vf. hat jenen Versuch noch weiter fortgesetzt, wodurch man das Wetterleuchten in den Wolken sehr gut nachahmen kann. Auch mit mehrern verbundenen und gefärbten Glasröhren beschreibt der Vf. artige Versuche. Alle diese Vorrichtungen giebt er so deutlich an, dafs sie jeder in mechanischen Arbeiten etwas Geübte leicht verfertigen kann; nur im letzten Versuche vergifst der Vf. auf einmal sein Sparsamkeitssystem und redet von Bombardirungen, Vulkanen, Donnerwettern u. dgl. wo man halbe Dutzende von guten Elektrisirmaschinen, die mit ganzen Dutzenden Flaschen versehen wären, anschaffen soll, setzt aber doch wohlbedächtig hinzu: Wer Haus und Hof, Geld und Gut genug hat! — Im *dritten Stücke* theilt der Vf. zuerst eine kurze, mit einer Menge guter Bemerkungen durchwebte, Geschichte der Elektrisirmaschinen mit, wo aber vornehmlich nur die Materie, Form und Gröfse der nichtleitenden Körper, deren man sich von Zeit zu Zeit zur Hervorbringung der Elektricität bedient hat, der Gegenstand seiner Untersuchung gewesen ist. Im zweyten Abschnitte beschreibt er zwey Elektrisirmaschinen, jede mit einem Cylinder, von welchen der eine aus Wollenzeug, der andere aber aus Glas besteht. Diese unterscheiden sich von allen bisherigen sowohl durch das Reibzeug, als durch die Art wie der Conductor angebracht ist. Die Reibzeuge sind nämlich nicht blofs auf der äufsern, sondern auch auf der inwendigen Seite des Cylinders angebracht, so dafs auf solche Weise die Reibung eben so, wie bey den Scheibenmaschinen, geschehen kann. Man mufs aber hier Sorge tragen, dafs der aufgespannte Zeug von dem einen Reibküssen weder mehr noch weniger, als von dem andern, gedrückt werde. Der Conductor ist ungefähr so angebracht, wie man seine Arme anbringen mufste, wenn man die Trommel aus ihrem Gestelle heben und sie so umfassen wollte, dafs ihre Axe mit der Länge des Leibes parallel wäre; was nun in einer solchen Verfassung die Finger an den Händen wären, das sind hier die Sammelspitzen an den beiden übergebognen Armen des Conductors. Bey dieser Anordnung, die übrigens aus der Figur etwas deutlicher zu ersehen ist, finden wir doch keine Vorrichtung, wodurch die von den innern Reibküssen hervorgebrachte Elektricität den Spitzen des Conductors mitgetheilt werden könnte; wahrscheinlich rechnet der Vf. darauf, dafs die Porosität des Zeuges eine solche Vorrichtung entbehrlich mache. Uebrigens läfst sich bey dieser Maschine eine Isolirung der innern Reibzeuge, welche hinreichend und wirksam genug wäre, nach des Vf. eignen Bemerkung, nicht wohl anbringen. Bey der andern Maschine, wo der Cylinder von Glas ist, befinden sich blofs zwey Reibzeuge am obersten und untersten Theil; im Innern aber sind hier keine angebracht. Weiterhin sind wieder einige Versuche zur Belustigung beschrieben, als: einen elektrischen Springbrunnen mit einem Blasbalg vorzurichten; ein Wachslicht am elektrischen Funken anzuzünden; einen Tempel zu erleuchten und zu zersprengen; mittelst eines Luftballons Blitz und Donner in der Luft hervorzubringen; Wasser zu erleuchten; Siegellack in feine Fäden zu spinnen; den Funken durch eine Flamme schlagen zu lassen. Am Ende beschreibt der Vf. auch noch einen Revolutionszähler, um beym Laden der Batterien die Zahl der Umläufe leicht wissen zu können; die Maschine ist auch abgebildet. Im Anhang: von Entbindung der dephlogistisirten Luft aus Braunstein und Salpeter und ihrer verhältnifsmäfsigen Güte. Aus 4 Unzen Braunstein erhielt er 230 Cubikzoll Luft in 1 St. aus 2 Unz. Salpeter 851 Cubikzoll in 1½ St. Die erstere Luft zeigte im Eudiometer eine gröfsere Güte, als die letztere.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Breitkopf: *Physik für Kinder*, zum Gebrauche der Aeltern und Erzieher, oder nöthige Grundbegriffe aus der vorliegenden Welt, über Gott, die Natur, und uns selbst mit Nutzen nachdenken zu lernen. Von *Christian Schulz.* 1793. 378 S. 8.

2) Ebend.: *Dialogen für Kinder und Zöglinge*, über die Natur zur Aufklärung ihres Verstandes und Ver-

Veredlung ihres Herzens. Von *Christian Schulz*. Erstes Bändchen. 1793. 160 S. Zweytes Bändchen. 1794. 162 S. 8.

Beide Schriften haben ungefähr einerley Inhalt und einerley Werth, die letztere verliert durch ihre Form noch gegen die erstere, indem die Dialogen sehr schlecht gerathen sind. Aus einigen Rubriken wird man sich leicht einen Begriff machen können, was für Gegenstände hier abgehandelt sind. Nr. 1. Erstes Kap. *Von den Eigenschaften Gottes.* 2tes Kap. *Vom Weltall;* ein andres, *von der Atmosphäre; von Thieren; von Pflanzen; von Elementen; von der elektrischen Materie;* und die meisten *von der Natur des Menschen.* Nr. 2. Erstes Gespräch. *Ueber das Daseyn Gottes und seine vorzüglichsten Eigenschaften;* 2tes *über die Betrachtung des Weltalls;* ein andres, *über die feurigen Lufterscheinungen; über die Verschiedenheit der Thiere in jedem Klima; über verschiedene Producte des Pflanzenreichs; über die Stufenfolge in der Natur und die daraus entstehende Harmonie und Verkettung der Wesen;* — und im zweyten Bändchen: *Von dem hohen Werthe des stillen Nachdenkens über Gegenstände der Natur; von dem unbegreiflichen und unerforschlichen Umfange der Natur; von den verschiedenen Eindrücken der Sinne und den daraus entstehenden Vergnügungen und Lebensgenüssen; von dem elementarischen Stoffe* u. s. w. In physikalischen Sachen verräth der Vf. meistens eine grosse Unwissenheit, und es ist eben so unbegreiflich als unverzeihlich, wie er vieles hat hinschreiben können, da man sich heutigestages die Hülfsmittel zu einer richtigen Kenntniss dieser Sachen leicht verschaffen kann. Man sehe nur seine Erklärungen von der Bewegung der Erde (Nr. 1. S. 16.), von dem Nutzen der Berge S. 22.; von der mathematischen Eintheilung der Erde in Klimate S. 25.; von der Wärme der untern Luftgegenden S. 30.; von dem Orte der Entstehung des Donners und Blitzes S. 31.; der Morgen- und Abenddämmerung S. 32.; des Regens, ebend.; besonders aber des *Hagels* S. 35.; die *Irwische* S. 37.; von der Wirkungsart der Elektricität S. 110 ff.; vom *Schwimmen* S. 112. („Nimmt ein Körper, heisst es, im „Wasser mehr Raum ein, als das Wasser, das er aus „seiner Stelle vertreibt, so steigt er im selbigen in die „Höhe und wir sagen alsdann von ihm: er schwimmt." — Sollte man glauben, dass ein Mensch bey gesundem Verstande so etwas schreiben könne!); von der Wirkung der Vergrösserungsgläser und vom Sehen überhaupt S. 285 ff. — Aehnliche Belege lassen sich aus Nr. 2. anführen. — Bessere Kenntnisse zeigt der Vf. in der Naturgeschichte; geringere in der Philosophie, und es ist eben kein Beweis einer vorzüglichen Beurtheilungskraft, dass er Fragen, wie die vom Sitz der Seele, von der Einwirkung der Seele, als einer einfachen Substanz auf den Körper — vor das Forum der Kinder gebracht hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Prag*, gedr. mit Elsenwangers Schriften: *Abhandlung von der sogenannten Umbeugung der Gebährmutter*, von *Joh. Melitsch*, der Arzneyk. D. und Geburtshelfer in Prag. 1792. 87 S. 8. — Hr. *M.* liess diese kleine Schrift als Programm zum Anfang seiner Vorlesungen über die Entbindungskunst am Institute zu Prag drucken. Sie ist in Form einer Vorlesung eingerichtet. Der Fall, welchen er darinn beschreibt und selbst zu behandeln hatte, war von den meisten ähnlichen, welche von Geburtshelfern beschrieben sind, darinn verschieden, dass die Gebährmutter nicht gerade nach hinten in der Richtung des kleinen Durchmessers, sondern vollkommen im schiefen Durchmesser herabgetrieben war. Hierdurch veranlasst, beurtheilt er die Fälle, welche bisher beobachtet sind, überhaupt genommen, mit Gründlichkeit und Scharfsinn. Rec. stimmt völlig mit dem Vf. überein, dass es nicht leicht möglich sey die Umbeugung der Gebährmutter mit der Umkehrung, der Senkung, dem Gebährmutterbruch oder dem Vorfall zu verwechseln, wenn man auf die Kennzeichen und Zufälle gehörige Rücksicht nimmt. Dagegen macht er mehr darauf aufmerksam, dass man diese Krankheit nicht für einen eingeklemmten Bruch halte, und davon die Zufälle ableite. Dies ist um so leichter möglich, wenn eine unzeitige Schamhaftigkeit sowohl von Seiten des Arztes als der Person hinzukommt. Durch die Umbeugung der Gebärmutter wird der Mastdarm zusammengepresst, und es entstehen dadurch alle Symptome der Einklemmung. Hr. *M.* bestimmt die Arten der Umbeugung ebenfalls genauer, und glaubt, dass man vier Fälle annehmen müsse, nämlich die *Vorwärtsbeugung*, die *Rückwärtsbeugung*, die *rechte* und *linke Seitenbeugung*. Diese Eintheilung ist nicht bloss theoretisch, sondern für die Behandlung und das Verfahren wichtig. In Ansehung der Ursachen dieser Krankheit weicht er ebenfalls von der meistens angenommenen Meynung darinn ab, dass er sie nur für Gelegenheitsursachen hält, dagegen glaubt, dass die Umbeugung der Gebährmutter und die Schiefstehung des *Deventers*, wo nämlich die Axe der Gebährmutter nicht in die Axe des Beckens fällt, eine und dieselbe Krankheit sey, nur mit dem Unterschiede, dass die Umbeugung vor der Hälfte der Schwangerschaft, und die Schiefstehung nach der Hälfte eintritt. Er nimmt daher auch, wie bey der Schiefstehung, zwey Hauptarten an, die *vollkommne* und die *unvollkommne*. Die letzte Art wird zuweilen noch durch die Natur gehoben, die erste aber erfodert unumgänglich die Hülfe der Kunst. Wenn die Natur nicht gestört wird, so reponirt sich oft die Gebärmutter von selbst; dies ist ohne Zweifel auch zum Theil mit die Ursache, dass wir so äusserst wenige Beobachtungen einer vorwärts, oder nach der Seite umgebogenen Gebärmutter aufgezeichnet finden. Manchmal geht auch die Frucht desfalls ab. Wahrscheinlich behält dabey die Gebärmutter die schiefe Lage, wenn die Kunst nicht zu Hülfe kommt. Die Beschreibung der Krankheit und Leichensection, nebst der Behandlung, ist gründlich angegeben, und überall die Parallele gezogen, wodurch die Meynung des Vf. von der Entstehung der Umbeugung, bestätigt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. December 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit, Auferstehung, Gericht und Vergeltung*, von *Christ. Wilh. Flügge*. I Th. 1794. 454 S. II Th. 1795. 408 S. 8.

Der Vf. nach dem Titel des zweyten Theils jetzt Repetent bey der theologischen Facultät in Göttingen, hat sich einen sehr weit aussehenden Plan entworfen. Der I. Theil enthält, oder vielmehr verspricht — Geschichte des Glaubens der Juden über die auf dem Titel angezeigte Probleme der menschlichen Vernunft. Im II Theil werden darüber die Skandinavier, Caledonier, alsdann „rohe und uncultivierte Völker" aufgeführt; hierauf folgen Parsen, Araber und Moslemin, Indier. Ein dritter Theil soll die Geschichte christlicher Ideen, ein vierter die Ideen der Aegyptier, Griechen, Römer darstellen; ein fünfter sollte die Vorstellungen der Araber, Perser, der Hindu's, der Anhänger des Dalai Lama etc. enthalten. Diesen hat der Vf. aber — *currente rota* — schon in dem II. Theile Platz verschafft, weil man „an dem ersten Theile dieses Versuchs die zu „grosse Weitläufigkeit und Weitschweifigkeit schon ge-„tadelt hat."

Wenigstens wird also hier die Geschichte dieser Dogmenkette erschöpft werden? erschöpft nicht durch Aufzählung jedes Privateinfalls — wer möchte dies erwarten oder fodern? aber — durch vollständige Auswahl des wichtigen und allgemeineren, durch genaue Erforschung dessen, was wirklich geltendes Dogma war, durch geordnete Entwicklung der bey jeder Nation auf einander folgenden Vorstellungsarten, durch Entdeckung der Ursachen von diesem Wechsel der Meynungen? Und würde in diesen Punkten das Thema in der That erschöpft, so würde man für einen so weiten Umfang dem Vf. auch gerne einen fünften und, wäre es nöthig, einen sechsten Band offen lassen. — Aber erschöpfen und erst einen Versuch machen, dies freylich ist nicht zugleich möglich. Und ist der Schriftsteller so ganz, als der Vf. von sich in seinen Vorreden versichert, überzeugt, wie sehr seine Arbeit noch Versuch sey, und wie „die Kräfte und Fähigkeiten dem Jüng-„ling *nur* den guten Willen gelassen haben, diesen Ver-„such vollkommener zu machen;" dann muss unstreitig ein *solcher* Versuch weder in fünf Theilen, noch in Einem, gedruckt erscheinen. Doch, wer von sich auf der andern Seite versichern kann, dass er *alles, was auch nur entfernt zu seinem Plane gehörte, gesammelt und benutzt, dass er sich über manches einen neuen Weg gebahnt habe*, darf allerdings, was er in seinen Vorreden als Versuch entschuldigt, auf dem Titel als *Geschichte* geradezu ankündigen.

Aber sey es mit diesem stolzen Geben und überbescheidenen Zurücknehmen wie es wolle, Rec. bedauert, bekennen zu müssen, dass von den Erwartungen, zu welchen ihn die Aufschrift *Geschichte* nebst dem ausgedehnten Plane berechtigte, auch nachdem er schon bey jenen Krümmungen und Wendungen des Selbstgefühls in den Eingängen vieles davon zum voraus abgelassen hatte, doch in der Ausführung selbst noch sehr vieles — wir wollen nicht gerne sagen: fast alles — unerfüllt geblieben ist. Denn was die Geschichte jener Dogmen unter den Hebräern und Juden betrifft, hat der Vf. ausser einem sehr unordentlichen Zusammentragen von Stellen, welche er schon in andern gelehrten Abhandlungen fleissiger Vormänner über dieses Thema fand, sicher nichts eigenthümliches, als seine rednerischen und doch wenig sagenden Reflexionen, in denen ein Prunk von Phraseologie immer die Hoffnung auf Befriedigung anspannt, höchst selten aber ihr mehr, als etwas triviales gewährt. Vorzüglich stark ist der Vf. in Präteritionsformeln. Was er jetzt nicht sagen *wolle* und wie weit nur er jetzt gehen *wolle*, sagt er dem Leser so oft und mit so vieler Emphase, dass man endlich wenigstens aus Ungeduld ihm das Können aufs Wort glauben möchte.

Von diesem für den Mangel an Inhalt recht eigentlich erfundenen leeren Rednerpomp ist die ganze Schrift ein dicker Beleg. Unser Urtheil vom ungeordneten, bloss zusammengestoppelten, oft unrichtig, meist nicht pragmatisch behandelten, Inhalt mag ein kritischer Ueberblick des Plans und eine Beurtheilung einzelner Abschnitte rechtfertigen, da auch diese Schrift in manchen Recensionen das Schicksal so vieler anderer sich etwas vornehm gebährdender Bücher, deren Prüfung einige Mühe erfodern würde, gehabt hat: mit oberflächlichen Lobpreisungen entlassen zu werden!

In jedem Zeitalter einer Nation hängen die Dogmen von den Erwartungen des Menschen nach dem Tode so unzertrennlich aneinander, dass immer eine Frage aus der Beantwortung der andern fliesst und z. B. der Glaube gewisser Menschen über Körperauferstehung oder Seelenwanderung oder schattenartige, weder belohnende noch bestrafende Fortdauer nach dem Tode nicht entwickelt werden kann, wenn nicht eben dieser Menschen Lehrmeynungen von Ursprung und Beschaffenheit der Menschengeister, von Gott als Weltrichter und von Unsterblichkeit überhaupt dem Leser zugleich frisch im Gedächtnisse sind. Jeder pragmatische Geschichtschreiber dieser Dogmen kann deswegen, wenn er seine Materie zum Voraus übersah, unmöglich einen andern

dern Plan wählen, als die ganze Kette derſelben, wie ſie bey irgend einer Parthey zu einer beſtimmten Zeit wirklich auseinander floſſen, und deswegen ſo und nicht anders zuſammen gebildet waren, zuſammenhängend darzulegen. Der Vf. hingegen hat eine Zerſtücklungsmethode gewählt, welche nicht nur eine Quelle unzähliger Wiederholungen werden muſste, ſondern auch durchaus alle ächtpragmatiſche Darſtellung der Urſachen und des Zuſammenhangs dieſer Dogmen zerreiſst und unmöglich macht. In ſeinen vielen Abſchnitten will er jedes Glied aus jener Dogmenkette durch alle Zeitalter der jüdiſchen Nation einzeln durchführen. Warum es jetzt ſo, ſpäterhin anders modificirt war, davon liegt alſo der Grund, geſetzt auch, daſs ihn der Vf. einſah, immer in den andern Abſchnitten zerſtreut. Entweder muſs daher die gleichzeitige Vorſtellungsart über die übrigen unzertrennlichen Dogmen in jedem Abſchnitt aus den übrigen wiederholt, oder es muſs die wahre Darſtellung des jedesmaligen Ideengangs vernachlaſsigt werden. Bald iſt jenes, bald dies geſchehen, die zuſammenhängende Darſtellung des Ganzen dieſer zu einer beſtimmten Zeit aufeinander wirkenden Lehrmeynungen aber iſt nirgends, gerade weil ſie überall ſeyn müſste.

Aber nicht genug, daſs der Vf. dieſe durchgängige Zweckwidrigkeit in der Grundanlage ſeines ganzen Werks nicht achtete, weil ohne Zweifel das Zuſammentragen von allerley Stellen aus andern Collectionen unter ſolche Fächer, wie Präexiſtenz der Seelen, Urſprung *und* Begriff (der Vf. will ſagen: *des* Begriffs) von Unſterblichkeit, Glaube der Juden an Unſterblichkeit u. ſ. f. leichter iſt, als das Studium jedes Zeitalters einer Partey nach dem Umfang und Zuſammenhang ſeiner Dogmen unter ſich und mit andern Urſachen. Er iſt ſogar fähig, den Glauben der Juden an ein *Weltgericht* im ſiebenten, und dann *erſt* im achten Abſchnitte den Urſprung der Idee von *Vergeltung* beſchreiben zu wollen. Er iſt fähig, *Geſchichte* des Glaubens der Juden an Auferſtehung S. 201—206 und dann erſt in beſonderen Abtheilungen Geſchichte des Gl. d. J. an Auferſtehung im Alten Teſtament — in den Zeiten nach dem Exil — u. ſ. f. zu beſchreiben, wie wenn vom Gl. der J. an Auferſtehung *überhaupt* irgend *Geſchichte* möglich wäre.

Aber erlaſſen wir dieſen Collectaneen allen zweckmäſsigen Plan, alle pragmatiſche Erläuterung des jedesmaligen Ganzen jener Dogmen aus ihrem Zuſammenhang und andern mitwirkenden Zeitumſtänden, welche ſich, wenn nur die Data gut zuſammengeordnet werden, ohne viele Worte geben läſst. Laſſen wir dem Vf. überall deſto mehr die Mine, alles aus der Wurzel erläutert zu haben. Wer nur immer hübſch aufmerkſam horcht, dem „exornirt" wenigſtens der Vf., was er ſelbſt nicht deutlich weiſs. Und im zweyten Theil hat er „ſchon „auch nichts dawider, und will darüber kein Wort verlieren, wenn man dieſe Geſchichte mehr als *Materialienſammlung* betrachten will."

Auch dies! Nur daſs nicht noch eine tiefere Beſcheidenheit unter dieſem Namen ſtecke; etwa dieſe, daſs alles Materialienſammlung ſey, wo man allerley Geſammeltes mitunter antrifft, wenn man es anders aus all dem ſchwankenden und leeren Gerede darüber noch heraus ſammlen möchte, was man anderswo ohne dieſe Zubuſse geſammelt finde. — Wenige Aufmerkſamkeit auf einzelne Abſchnitte wird zur Entſcheidung hinreichen.

Der *erſte* hiſtoriſche Abſchnitt, welcher Ausführung ſeines Thema verſpricht, iſt S. 43—74. Geſchichte des Glaubens der Juden an Präexiſtenz der Seelen. Nach vier Seiten Einleitung, in welcher über Epigeneſe und Evolution anticipirt wird, was in der Geſchichte dieſer Hypotheſen künftig an ſeinem Orte wäre, folgt eine Seite voll Worte darüber, daſs der Iſraelite vor dem Exil *bloſs* bey dem Gedanken ſtehen geblieben ſey: die Seele iſt, *wie alles*, von Gott. Und doch zeigt ſelbſt der Mythus der Schöpfung des Menſchen, daſs man die Seele *mit mehr Wichtigkeit* von der Gottheit ableitete, als alles andere. Die einzige hebr. Stelle, welche zur Frage: war dem Hebräer die Seele etwas, *ehe* ſein Körper ward? näher gehörte, (Predig. Sal. 12, 7) hat hier, hat in der vorhergehenden Skizze einer Geſchichte der Idee eines Geiſtes S. 37 keinen Platz gefunden. Sie ſagt: der Geiſthauch kehrt *zurück zu dem Gott, der ihn gegeben hat;* der Vf. aber: die Seele iſt und bleibt (den Hebräern) ein Hauch, der wieder *in die Luft* verfliegt, wenn der Leib in der Erde vermodert. Die Wahrheit iſt, daſs keine einzige Stelle zeigt, die Seele ſey *je* dem Hebräer etwas wieder bloſs in die Luft Verfliegendes geweſen. Die erſten etwas deutlichen Stellen zeugen Glauben an ein ſchattenartiges Fortdauern der Seele eines Juden in dem Scheol. — Beweisſtellen, welche die ſpätern Juden in ihren frühern heil. Schriften (von Präexiſtenz der Seelen) finden, *übergehen wir*, meynt der Vf. S. 50 *billig*, da ſie ganz mit Unrecht dafür gebraucht wurden. Muſs der Dogmengeſchichtſchreiber denn aber nicht alle Hauptquellen einer Lehrmeynung anzeigen? Gewiſs würde den ſpäteren Juden Präexiſtenz der Seele nicht ſo entſchieden geweſen ſeyn, wenn ſie dieſelbe nirgends im A. T. zu finden gemeynt hätten. Sie nahmen überhaupt von der exotiſchen Philoſophie im Exil und ſpäterhin nur das an, was ſie nach jenen Fingerzeigen nun im A. T. ſelbſt zu entdecken nicht zweifelten. — Der Vf. kommt S. 40 auf die *erſte angebliche* Stelle der Praexiſtenzlehre (B. d. Weish. 8, 19. 20. *Παις ημην ευφυης, ψυχης ελαχον αγαθης, μαλλον δε αγαθος ων ηλθον εις σωμα αμιαντου*) und macht dieſe allerdings zu einer *bloſs angeblichen* Beweisſtelle, indem er *ψυχ. ελαχον αγ.* überſetzt: und *hatte* eine gute Seele, da doch überſetzt werden muſs: und *erhielt* .. oder wahrſcheinlicher: und *hatte erhalten*. Die letzten Worte der Stelle ſollen den Sinn haben: auch in ſpäteren Jahren ſuchte ich Fehltritte zu vermeiden, und *meinen Körper rein und unbefleckt zu erhalten*. Nur über den kleinen Umſtand, ob *ἐλθειν εἰς σωμα* dieſes bedeuten könne, geht er mit dem Ausſpruch weg, daſs es nach dem Zuſammenhang dieſen Sinn haben *müſſe*. — Sogleich iſt er hierauf bey Philo. Denn auch dieſe groſse Lücke bringt ſein alles zerſtückelnder Plan mit ſich, daſs in dieſer Geſchichte des Glaubens *der Juden* die Schriften der Jünger Jeſu immer übergangen werden, ſo ſehr auch jüdiſche Meynungen auf ſie, und ſie auf jüdiſche Meynungen gewürkt haben, und ſo gewiſs dieſe Schrif-

ten

ten wenigstens als historische Quellen von manchen damaligen Lehrmeynungen der Juden selbst zeugen. Wenigstens neben Philo erwartet man die Essener und Therapeuten. Aber an diese denkt der Vf. erst, nachdem er von S. 52 bis 58 auf Rabbinen und Cabbalisten abgeschweift, alsdann S. 59 abermals auf Philo zurückgegangen war, und dann sogleich wieder aus den Rabbinen bis S. 72 gar vieles angebracht hatte. Hier erst sind von Essenern beyläufig *vier Zeilen*, blos dass sich der Vf. Gelegenheit macht, eine Citation anzubringen. Und welche? Er setzt: Joseph. de bello Jud. II, 7 *de Essenis*, L. IV. Porphyr. de abstinentia, c. 13. Hauptstellen sollen in einer so bändereichen Geschichte nicht blos citirt seyn. Am wenigsten aber so, wie hier. Denn was soll dies *de Essenis, L. IV.*? Wer wollte eine solche Citation nachschlagen? Schrieb Josephus irgend de Essenis einen eigenen Aufsatz? — Doch wir gehen mit dem Vf. zu Philo zurück. Von diesem giebt er S. 57 abermals über die Hauptsache (Note k.) nur Citationen. Die Stelle, welche er (Note m.) einzig hersetzt, beleuchtet die Praeexistenz der Seele nicht, wohl aber wieder die Uebersetzerstreue des Vfs. Denn die Worte *υ νευ εξαιρετον εδωρειτο ψυχης τινα ψυχην* werden im Text übersetzt: schenkte ihm *Lebenskraft* und einen *Verständigen* Nous.

So kurz, so wenig genau behandelt der Vf. die Hauptquellen. Aber mit einemmal strömt eine Fülle von Kenntnissen aus, da er auf die Rabbinen, Thalmudisten sowohl als Cabbalisten, kommt. Viele Stellen werden übersetzt in den Text eingeflochten und dann unten die rabbinischen Büchertitel mit Seitenzahlen und allem aufgeführt! Hier ist also gewiss die Stärke des Vfs.? Zwar ists freylich traurig, dass er von Philo mit einemmal auf die *spätesten* Rabbinen herabspringt, und dass er selbst aus den spätern Zeitaltern des Rabbinismus alles untereinander mischt, ohne irgend Gegenden und Schulen zu unterscheiden. Es ist traurig, dass er fünfmal ein Buch Emek *hammeleoh* citirt, welches niemand auffinden wird, bis man auf den Gedanken kommt: ob es das Buch Emek hammelec seyn möchte. Es ist traurig, dass die ältern Rabbinen am wenigsten, dass die Karäer gar nicht vorkommen. Aber genug; die Materialiensammlung ist hier doch, gerade in einem Fach, das jetzt wenige durchsuchen, ergiebig. — — In der That; wir wollten mit Dank annehmen, was uns der Vf. vorgearbeitet haben möchte, wenn nur Er, wenn nur nicht *Eisenmenger im II. Theile seines entdeckten Judenthums im I Kapitel* es wäre, welcher das rabbinische alles der Reihe nach hergab. Rec. beruft sich auf den Augenschein, welchen jeder nehmen kann. Er beruft sich, wenn gleich Eisenmenger vorsichtig vom Vf. nicht citirt wird, auf den Vf. selbst, wenn er S. 53 ausruft: allein uns ekelt dergleichen Unsinn *mehr abzuschreiben;* an einer Stelle, wo im Buche selbst erst eine Seite von den Rabbinen handelt, noch also in das zum Druck gekommene Mf. äusserst wenig abgeschrieben war; wo der Vf. trotz seines Ekels erst noch ungefähr 20 Seiten, zwey Drittheile des ganzen Abschnitts, mit rabbinischen Excerpten chaotisch füllen wollte. — Hat der Vf. diese Stellen wenigstens nachgeschlagen, so hätte er in einem Verzeichniss der gebrauchten Schriften die Ausgaben, die er vor sich hatte, anzeigen müssen.

Das Cabbalistische gab meist *Buddei* Introd. ad Histor. Philos. Ebraeor., welche der Vf. wenigstens zu nennen sich nicht geschämt hat. Nur gab es Budde nicht so, dass Hr. F. dabey nicht auch noch einige Aufmerksamkeit nöthig gehabt hätte. Nur ein Beyspiel. Nachdem er aus Budde S. 325 fgg. ein kabbalistisches System, welches Heinr. Morus, nicht bloss „erwähnt" wie der Vf. S. 54 sein vieldeutig sich ausdrückt, sondern absichtlich widerlegt, ein System, welches auf die Erklärung der Materie aus *einschlummernden Geistern* (eine Erklärung, die Hr. F. *scharfsinnig* findet) sich endigt, ins Kurze gezogen hatte, ist er selbst so sehr eingeschlummert, dass er Budde's Hinweisung (S. 328) auf Wachters Spinozismus aus dem Judenthum als Citation eines Gegners von Heinr. Morus versteht. *Daher* sagt S. 55 die Note: „*Morus Sätze* sucht J. G. Wachter „in seinem *Spinozismo* aus dem Judenthum Kap. 17. S. 223 *zu widerlegen*." Kapitel und Seitenzahl, auch der Ablativus: Spinozismo ist ganz richtig aus Budde. Nur sind jene Sätze nicht *Morus Sätze*, sondern Sätze, die Morus *selbst widerlegt*, Sätze, in deren Widerlegung Wachter mit *M. übereinstimmte*.

Nicht besser wird Eisenmenger gebraucht. Der Vf. erzählt S. 52, dass Philo Seele (er sagt *νες*; also Geist) und Lebenskraft trenne. Unmöglich konnten die Rabbinen, fährt der Vf. fort, dabey stehen bleiben. — Man erwartet also, was die Rabbinen bald nach Philo an dessen Behauptungen mehr bestimmt haben. Und *F.* versorgt den Leser sogleich mit einer ausführlichen rabbinischen Stelle. Diese ist also wohl aus den ältesten chaldäischen Paraphrasen? aus der Mischnah? Wenigstens aus einer der ältesten rabbinischen Schriften von ungewissem Zeitalter? Alles dies nicht. Es wird stattlich citirt: *Emek hammeleoh fol.* 3. *vol.* 4. — eine Schrift, von welcher, (wenn man weiss, dass hammelec zu lesen sey) bekannt ist, dass sie ein deutscher Jude im Anfang des *vorigen* Jahrhunderts geschrieben hat. Und dieser ist ein Gewährsmann rabb. Meynungen, den er *sogleich nach* Philo aufführen kann! ist ihm ein Gewährsmann *rabbinischer* Meynungen, da er doch unter die *Cabbalisten*, von denen Hr. F. besonders handelt, gehört. (s. *Wolf. Biblioth. rabb.* p. 917. nr. 1712.) Aber freylich — die Stelle ist bey Eisenmenger l. c. p. 1., welcher leider die Rabbinen der thalmudistischen und kabbalistischen Partey nicht unterschied, sogleich *die erste*. So ist die zweyte Flüggesche Citation auch bey Eisenmenger die zweyte, nur dass niemand, ohne diesen Schlüssel, errathen wird; was das *Lat.* in derselben (*Lat. fol.* 129. *col.* 4.) bedeuten solle. „Im grossen *Jalkut Rubeni* etc. fährt Flügge fort — weil Eisenmenger auf eben der Seite noch so fort fährt. — Nun, ruft zwar Hr. F. — „aber *uns ekelt*, dergleichen Unsinn mehr abzuschreiben". In der That aber geht er sogleich mit dem alten verachteten Eisenmenger S. 3 seinen Weg weiter, dass nach den Rabbinen die Seelen seit dem babylonischen Thurmbau von 70 *Teufeln* abstammen sollen. Diese 70 *Teufel* nämlich hat nur Eisenmenger; die Rabbinen:

70 un-

70 unreine Geister, Fürsten, Götter der Völker, Kräfte, höchstens, Schedim. Teufel *im Plural* kennt nur ein Eisenmengerischer Christ. — Gleichsam im Vorbeygehen will Hr. *F.* bemerkt haben, dass bey solchen abentheuerlichen Bestimmungen auch Widersprüche mit unter laufen, welche sich die Rabbinen gegen einander verzeihen. Zu wundern wäre dies nicht. Läuft ja bey Hn. *F.* sogleich die Behauptung mitunter: dies war der *erste* Weg, den die Juden einschlugen, um sich den Ursprung der Seelen zu erklären; da doch der *erste* Weg, den sie einschlugen, nach ihm selbst und nach allen diesen Stellen dieser war: der früheren Seelen *Ursprung* von Gott abzuleiten, und da — was das schlimmste ist — alle diese Stellen von den 70 Teufeln *gar nicht von Präexistenz der Seelen* handeln, sondern gerade den 70 geistigen Völkerfürsten das Hervorbringen der Seelen der Völker *erst nach* der babylonischen Verwirrung zuschreiben. So gewiss alles dies bey Hn. *F.* mitunter gelaufen ist, so wenig treffend sind gerade seine scharfsinnigen Fragen S. 53 an die Rabbinen, welche, zum Wunder, in diesem Punkt ganz consequent sind, wenn man nur nicht ihre verschiedene Sekten selbst untereinander mengt. — Hr. *F.* wendet sich hierauf einige Seiten durch zu den Cabbalisten. Diese philosophirenden Rabbinen sind unstreitig in einer Dogmengeschichte merkwürdiger, als Rabbaniten aus dem zweyten Jahrtausend. Allein der Vf. erklärt S. 56. „*Ein System* aus den Schriften *der Cabbalisten selbst* und ihrer Verehrer aufzustellen, dazu habe ich nicht Zeit genug und wenn ich sie auch hätte, möchte ich sie nicht auf eine so schlechte Art verlieren." Die Wahrheit ist: *Buddeus* hat *allein* das oben angedeutete, von Morus verworfene cabbalistische System von der Seele angeführt, welches nicht einmal unter den Cabbalisten als das herrschende anerkannt ist! Da ein Dogmengeschichtschreiber durchaus an vieles unwahre seine Zeit wenden muss, hätte Hr. *F.* wenigstens eines der cabbalistischen Systeme über die Seele aus ihnen selbst darstellen sollen. Dagegen spricht er von ihnen, als wenn sie alle hierüber — ein System hätten.

Bequemer kehrt er S. 56 wieder um zu den Thalmudisten, das heisst, zu dem vertrauten *Materialiensammler*, Eisenmenger. Dass die Seelen Funken Gottes heissen, war schon S. 53 angebracht (nach Eisenm. *S. 9*) nur dass Hr. *F.* Kraftsprache sie zu *Strahlenfunken* Gottes erhöht. S. 56 geht nun mit Eisenmenger S. 11 fg. parallel fort. Nur bey S. 13 muss abermals ein schlummernder Seelenzustand eingetreten seyn, da S. 57 Hr. *F.* sehr nachdrücklich fragt: Wie die Juden mit dieser Art der Praexistenzlehre, mit diesem himmlischen Behältniss, das System *per traducem* (das die angeführten Rabbinen gar nicht haben!) oder die Idee, dass alle Seelen in der *Seele* des ersten Menschen präexistirten — vereinigen könnten, dazu sehe ich keine Möglichkeit." Wir antworten: *videatur* Eisenmenger *ὁ πανυ* S. 15 und unsere Citation wäre gewiss überflüssig, wenn dies nicht gerade die *letzte* rabbinische Stelle über diesen Punkt bey E. gewesen wäre, welche zwar Hr. *F.* S. 58 auch abschreibt, aber (aus Ekel?) nicht, was zur Beantwortung seiner Frage in ihr lag, daraus entwickelt. Die ganze Vereinigung beider Ideen ist diese: Zuerst sollen die Seelen der Israeliten im *himmlischen* Guph gewesen seyn, alsdann wurden sie mit Adams Seele vereint (zusammengezwirnt, übersetzt Eisenmenger S. 14 ganz treffend) bis Adam die erste Sünde begieng; nach dieser wurden alle Israelitischen Seelen von der Seinigen getrennt und so find sie jetzt in einer *niedern Region des Himmels*, bis Gott jede in ihren Körper versetzt. Die Seelen der Nichtjuden sind ohnehin unrein. —

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Mayland*, b. Galeazzi: *Saggio su le stime de' Terreni* di *Giuseppe Lucini* del Collegio degli Ingegneri di Milano. 1793. 48 S. 8. Um seinen Gegenstand so vollständig, als es auf so wenigen Seiten möglich war, abzuhandeln, fängt der Vf. im *ersten Kapitel* mit der Geschichte desselben an; und da es hierüber, wie man denken kann, an bestimmten Nachrichten fehlt, und ihm nichts als Muthmaſsungen übrig blieben: so wird es ihm Niemand verargen, dass er den Ursprung der *Kunst Ländereyen zu vermessen und zu taxiren* gleich nach Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft setzt. Er gedenkt darauf mit wenigen Worten der Messungen, die auf Veranstaltung des Sesostris in Aegypten, des Lykurgs in Sparta, und des Romulus in Italien gemacht worden sind. Inzwischen, meynt er doch, sey die Kunst damals noch ziemlich roh gewesen, und erst jetzt habe sie sich bis zu dem Grade vervollkommnet, dass sie *auf einen Platz unter den höhern Wissenschaften* Anspruch machen könnte. — Im *zweyten Kapitel* wird von den Instrumenten zur Ausmessung der Felder gehandelt, aber gleichfalls nur sehr kurz und unvollständig; da hier keine Zeichnungen beygefügt sind, so bleiben die Beschreibungen für die meisten undeutlich. — *Drittes Kapitel*, wie man die Fruchtbarkeit des Bodens bestimmen könne. Er schlägt hierzu eine Art von chemischer Untersuchung des Erdreichs vor; — hiernächst solle man die Farbe des Bodens, seinen Geruch, Schwere, Zähigkeit etc. in Acht nehmen, und selbst von den benachbarten Landbebauern dahin gehörige Erkundigungen einziehen. — *Viertes Kapitel*, von der Lage der Ländereyen, in physischer, politischer, ökonomischer Rücksicht. Im Vorbeygehen wird bemerkt, dass die Physiker vermittelst der Elektricität einen künstlichen Hagel hervorbringen können. So weit ist es noch nicht, wenn es gleich keinem Zweifel mehr unterworfen ist, dass Elektricität bey dem Hagel im Spiele ist. *Fünftes Kapitel*, was man von dem Werth eines Landgutes abzurechnen habe (*delle deduzioni*). Es können Gebäude oder Graben und Kanäle dabey zu unterhalten seyn; die Bebauung erfodert vielleicht viel Geräthschaften, die wegen Abnutzung von Zeit zu Zeit neu angeschafft werden müssen; u. dergl. m. Zum Beschlusse *ein Brief* über die Nothwendigkeit einer sorgfältigen Prüfung derjenigen Personen, die man zum Land-Messen und Taxiren anstellt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. December 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit, Auferstehung, Gericht und Vergeltung,* von *Christ. Wilh. Flügge.* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

Hr. F. macht S. 59 noch einmal den Sprung zu Philo zurück und denn sogleich wieder S. 60 zu R. Salomon Jarchi ins *eilfte* Jahrhundert herab. Wir aber sind es müde, noch weiter die Beschaffenheit dieser *Materialiensammlung* so vollständig zu documentiren, als wir es bis jetzt, um alles Geschrey über Recensentenunrecht zum Voraus zu ersticken, für nothwendig hielten. Die übrigen Excerpten aus Eisenmengers II Th. K. I. S. 21 ff. hat Hr. F. eben so folgsam S. 418 ff. abgeschrieben. Wenn er S. 422 im Vorbeygehen sagt: Beym Eisenmenger findet man einige Geschichtchen der Art ausgehoben, so ist zu lesen: Bey Eisenmenger findet man den Inhalt dieses ganzen Abschnitts mit allen Citationen u. s. w. Eben dies gilt der Länge nach von all der rabbinischen Belesenheit, welche Hr. F. S. 273—320 aufbringt. Eisenmenger gab das meiste, abermals uncitirt; das übrige *Pocock ad Portam Mos.* und *Dassow de resurrect.*, auf welche gelegenheitlich ein paarmal verwiesen wird.

Für einen Missbrauch wenigstens ist in Hn. F's Materialiensammlung gesorgt, dass nämlich niemand sie so, wie er Eisenmengern, gebrauchen kann, ohne alle Augenblicke durch falsche Citationen sich zu verrathen und statt Fichte *Fuhle*, statt Kleucker *Klunker* aufzurufen. Druckfehler, welche, so häufig, wie sie hier vorkommen, allein schon die Brauchbarkeit der Schrift sehr vermindern würden. Allein nicht immer können es Druckfehler seyn. Wenn man S. 67 liesst: Wagenseil führt aus der *Gemara in seinem Buche Sota* an, so ist die nöthige Verbesserung: Wagenseil führt *zu dem* (mischnichen) *Buche Sota nach der Gemara* an, auch für einen Schreibfehler zu stark. Eben so, wenn S. 69 ein Dogma der *alten* (griechischen) Theologen und Philosophen aus Jamblich und Hierokles belegt wird etc.

Sollen wir auch noch von den Talenten des Vf. zum Pragmatisiren Beyspiele anführen? Zum Ueberfluss einige der kürzesten. Er gebraucht S. 232 eine Stelle aus einer Rede, welche *Josephus de B. Jud.* II, 8 als seine eigene Rede an seine Soldaten, da sie sich untereinander selbst morden wollten, aufgezeichnet hat. Dass Josephus, da er dieses Buch schrieb, noch wusste, was er damals in der Noth gesprochen habe, und dass er so studirt, wie er hier es angiebt, geredt habe, dachte wohl noch niemand. Nur Hr. F. declamirt so darüber: „Josephus wendet alle Beredsamkeit an und sucht alle mögliche Gründe auf, ihnen diesen Schritt, (eher den Römern sich zu ergeben, als sich zu morden) annehmlich zu machen. *Er spricht aus der Fülle seines Herzens. Wozu sollte er auch seine Meynung verhehlen?*" Indess Hr. F. aus der Fülle seines Herzens über die Stelle schwatzt, erklärt er desto unrichtiger das pharisäische System, welches er daraus ableiten will. Weil Josephus sagt: im Hades ειργμον αϊδιον προστιθεσθαι den bösen Seelen — so folgert der Vf. ganz ernstlich S. 236: die Pharisäer dachten sich *die Seele* als materiell und Körpern ähnlich; wir hätten sie sonst von *Banden* der Gestraften sprechen mögen? Noch viel neuer ist die Entdeckung S. 230, dass die Sadducäer *die Klasse der eigentlichen Orthodoxen ausgemacht*, die Pharisäer, zu denen auch *die Essener* gehören, *den Freygeist gespielt haben.*

Im II. Theile sind die Abschnitte über Nordische Vorstellungsarten die besten; denn Hr. F. schöpft aus unterrichteten und selbstdenkenden Vorgängern. Er wird lesbarer, weil er nicht mehr so ganz ins Unendliche hin schwatzen durfte. Doch sobald er sich seinen eigenen Reflexionen überlässt, vergisst er auch hier sich selbst; z. B. S. 93. „Die Idee von einem grossen *Reservoir* nach dem Tode, das alle — ohne auf ihren Lebenswandel Rücksicht zu nehmen aufnehme, *finde man bey keinem andern Volk*, als im Glauben der Skandinavier an Nislheim." Und doch zeigte Hr. F. (nach Andern) im I Th. S. 170 ff. selbst, dass das Scheol der Hebräer lange eben so wenig auf Lohn oder Strafe eingerichtet war. (Hiob 3, 17) Denn nichts ist unrichtiger, als wenn er dort S. 166 das Wahre mit einem mal dadurch abgethan zu haben meynt, dass er hinschreibt: Nach allen Wendungen ist der Scheol der Hebräer nichts als Versinnlichung des Zustandes des *Nichtseyns* nach dem Tode. Oder sollen Nichtseyn und Fortwirken bey den Hebräern entgegengesetzte Begriffe gewesen seyn?

Der VII Abschnitt über die Meynungen *roher und uncultivirter* (sind diese verschieden?) Völker über die Natur der menschlichen Seelen und über Fortdauer nach dem Tode, ist von Hn. Hofr. *Meiners*. Extracte aus Reisebeschreibungen, welche erst, wenn die Genealogie der Priesterreligion dieser Völkerschaften, abgesondert von der einheimischen Volksreligion, entdeckt werden kann, geordnet werden können und alsdann noch weit vollständiger aufgesucht werden müssen. Im VIII Abschnitt nimmt Hr. F. die Lehrmeynungen der *alten* Parsen geradezu aus Zendavesta, und sogar bloss aus der deutschen Uebersetzung, welche er, auch wo er an ihr zweifelt S. 241, nicht mit dem Französischen ver-

vergleicht. Im IX Abschn. über die Dogmen der Moslemin von der Zukunft, werden die verschiedenen Parteyen nicht, wie es seyn müsste, durchgängig gesondert. Was sich leicht genug finden liess, ist aus Beck (S. 271) und Pocock. Das Arabische selbst muss ohnehin dem Vf. sehr fremde seyn, da er S. 292 von einer *Wagschale Weze* und dem *Buch Kitab* spricht und S. 313 *der Moslemin* (im Singular) schreibt. Excerpte über den Glauben der Hindu's, Tibetaner, Sinesen, Siamesen etc. beschliessen diesen Theil.

Leipzig, b. Barth: *Ern. Frid. Car. Rosenmülleri*, Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. *Scholia in Vetus Test.* Pars I. continens Genesin et Exodum cum mappis geographicis, editio secunda emendatior. 1795. XL u. 640 S. gr. 8.

Rec. freut sich herzlich, dass diese, nach Verlauf von 6 Jahren nöthig gewordene, neue Ausgabe, die Furcht, es könnte die Ausführlichkeit dieses Werkes der Gemeinnützigkeit desselben schaden, widerlegt, und dem gelehrten Vf. Gelegenheit gegeben hat, dieses nützliche Buch durch verschiedene Verbesserungen noch brauchbarer zu machen. Schon das Verzeichniss der Bücher, welche bey dieser Ausgabe gebraucht worden, ist ein Beweis, dass Hr. R. sich mehrerer Hülfsmittel bedient hat, als in der ersten. Denn hier vermisst man z. B. nicht mehr *Schultensii Origines hebr. Schroederi Observ. select. ad Orig. hebr.* und ebendesselben Syntax, auch nicht Storrs *Observ. ad analogiam et syntaxin hebr. pertinentes*. Es ist auch in einzelnen Stellen der Gebrauch andrer neuer Bücher, welche zur Erläuterung des Pentateuchi etwas beytragen können, sichtbar, und da dieses Werk nicht bloss für Anfänger, sondern auch für diejenigen Gelehrten bestimmt ist, welchen nicht die mannichfaltigen Hülfsmittel zur Auslegung des A. T. zu Gebote stehen: so gehörte es allerdings in Hn. R. Plan, seine Leser mit den Meynungen der Neuern sogar dann bekannt zu machen, wenn er auch nicht hoffen konnte, dass sie jeder bescheidene Ausleger für annehmungswürdig halten würde. Diess scheint z. B. der Fall *Gen.* 4. 1 zu seyn, wo nicht nur aus verschiedenen neuern Büchern von dem Ursprunge und der Absicht der Erzählung vom ersten, aus Missgunst begangenen, Menschenmorde manche brauchbare Erläuterung beygebracht, sondern auch die kühne Behauptung hinzugesetzt wird, dass die V. 1 erwähnte Veranlassung, dem Kain diesen Namen zu geben, erst in neuern Zeiten von dem Aufzeichner dieser Erzählung erdacht, Kain aber von dem Forscher der alten Geschichte deswegen so genannt worden sey, weil er gewisse Aecker zu *besitzen* angefangen habe. Aber dass der Aufzeichner dieser Erzählung den Namen קין nicht erdichtet, sondern aus einer alten Tradition gewusst habe, lässt sich schon daraus schliessen, weil er die Eva קניתי sagen lässt, und doch den Namen קין beybehält, der nicht von קנה, sondern von קין, welches in der ersten Sprache soviel, wie קנה hernach, geheissen haben muss, abzuleiten ist. *Gen.* 5, 1 wird sehr richtig bemerkt, dass in den alten Genealogien hin und wieder ein Name weggelassen werden, dass aber dieses eine Veranlassung gewesen sey, denen, welche in der chronologisch-genealogischen Tafel wirklich genennt worden, eine grössere Reihe von Lebensjahren zuzueignen, ist gar nicht wahrscheinlich. Gesetzt *Gen.* 5, 3 würde statt Adams Sohn sein Enkel gesetzt: *Als Adam* 235 *Jahr alt war, zeugte er den Enos. Nach Enos Geburt aber lebte Adam noch* 695 *Jahr*. Die Worte aber; in welchen Adams ganzes Alter angegeben wird, würden unverändert bleiben. Und da Hr. *R.* aus der Zahl der Jahre, in welchen die Patriarchen Kinder bekommen haben, sehr gründlich beweist, dass die, hier erwähnten, *Jahre* keine *Monate* seyn können: so lässt sich wohl das hohe Alter der ersten Menschen nicht abläugnen, ohne den alten Denkmälern alle Glaubwürdigkeit abzusprechen. *Gen.* 10, 21 räumt Hr. *R.* mit Recht dem גם die ungewöhnliche Bedeutung *copia* nicht mehr ein, und hält dafür, dass הוא hier und *Gen.* 4, 26 für ילד stehe. Rec. aber glaubt vielmehr, dass יֶלֶד in beiden Stellen das alte *Adjectivum*, oder *Substantivum* sey, von welchem die *Conjugatio Piïal* dieses *Verbi* abstammt, und dass es *progenitum* oder *progeniem* bedeute, הוא aber in beiden alten Denkmälern statt היה, oder היה stehe, und also die Stelle des *Verbi substantivi* vertrete. *Gen.* 10, 21 muss also übersetzt werden: *Semo quoque erat progenies Gen.* 4, 26 aber: *Setho quoque erat progenies filii*, in welcher Stelle ילד so gebraucht wird, wie *progenies Liv.* 45, 41 *ex magna progenie liberûm*. Auch wo Hr. *R.* nichts entscheidet, führt er nunmehr die Meynungen der neuesten Ausleger an, z. B. *Gen.* 22. Bey *Gen.* 49 billigt er *Heinrichs* kühne Behauptung, dass der Segen Jacobs erst zu Davids Zeiten gedichtet worden sey, so einleuchtend auch Hr. *Eichhorn* gezeigt hat, dass Moses sogar das 5te B. Mosis; die letzten Kapitel ausgenommen, schon gesammelt habe.

Augsburg, b. Riegers Söhnen: P. *Dominici Schram*, Benedictini Banthensis, SS. Theologiae et SS. Canonum Professoris emeriti, *Analysis Operum SS. Patrum et Scriptorum Ecclesiasticorum*. Tomus XVII continens *Volumen Secundum Operum S. Ambrosii*, Mediolanensis Episcopi, cum duplici Indice, uno Operum, altero Rerum memorabilium. Superiorum permissu et approbatione. 1793. 1 Alph. 16½ Bog. gr. 8.

So stark auch dieser Band eines bekannten Werks ist; so wenig lässt sich von demselben sagen. Hr. *S.* excerpirt noch immer und schreibt ab, was sich nur von Schriften der Kirchenväter findet. Wie er es im vorhergehenden Theil mit den so seichten exegetischen Schriften des *Ambrosius* gemacht hatte: so verfährt er hier mit den zum Theile etwas bessern oder erträglichern dogmatischen, moralischen und vermischten Abhandlungen desselben, auch mit seinen Briefen. Ohne alle genauere Wahl, oder beurtheilende Anleitung, wird das Mittelmässige und Alltägliche, jede allegorisirende und

und mystische Deuteley, die übertriebenste Empfehlung des ehelosen Standes und Klosterlebens, u. dgl. m. eben sowohl ausgezogen und wörtlich copirt, als die seltnern brauchbaren Erörterungen und Stellen. Die hin und wieder vorgesetzten *Monita* sind sehr unbedeutend: und gerade das merkwürdigste Buch dieses Bischofs: *de officiis ministrorum*, hat eine solche Einleitung von 10 Zeilen, worinn nicht mehr gesagt wird, als dass er seinem Clerus in demselben schriftliche Lehren der Heiligkeit ertheilt habe, wie er sie vorher mündlich vorgetragen hatte.

HAMBURG, b. Hofmann: *Ysbrand van Hamelsveld biblische Geographie.* Aus dem Holländischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von *Rudolph Jänisch*, hochdeutschem Prediger bey der evangel. lutherischen Gemeine zu Amsterdam. Zweyter Theil mit einer Landcharte. 1794. 429 S. 8.

Da wir das Original schon (A. L. Z. 1793. II. 89) angezeigt haben, so erwähnen wir hier nur, dass unser damals geäusserte Wunsch von eben dem Gelehrten, der den ersten Theil übersetzt hatte, auch den zweyten zu erhalten, nun erfüllt ist. Die Güte der Uebersetzung verbürgt der Name des Vf., der in seiner Lage den Sinn eines holländischen Buches nicht wohl verfehlen kann. Seine Anmerkungen, die, wenn er sie gleich aus Bescheidenheit *einige* nennt, doch nicht in geringer Anzahl sind, verdienen den Dank der Leser. Man findet in derselben nicht bloss Belesenheit und Gelehrsamkeit, sondern auch eine liberale Denkungsart, der doch an seinem Orte von vielen entgegen gearbeitet wird. Er läugnet es z. B. nicht, dass die ersten Kapitel Matthäi unächt sind, ihm scheint auch nicht die Rede Stephani ein Meisterstück der Beredsamkeit zu seyn, sondern er findet darinn Fehler sowohl des Gedächtnisses als der Erklärungen.

NATURGESCHICHTE.

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Der Zoologe*, oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus der Thiergeschichte und allgemeinen Naturkunde. 1795. Heft I. 116 S. Heft II. III. 194 S. 8. (10 gr.)

Derselbe unter dem Titel:

Compendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse für alle Stände. XXI. Abtheilung.

Der Vf. welcher sich *B—n* unterschreibt, theilt in dem ersten Hefte den Entwurf mit, nach welchem er die Zoologie abzuhandeln gedenkt. In dem ersten Hefte sollen von der allgemeinen Naturgeschichte, von den Thieren überhaupt, und der allgemeinen Geschichte der Säugthiere nur allgemeine Begriffe entwickelt werden, um demjenigen Leser, der nur noch wenige Kenntnisse in der Naturgeschichte hat, vorläufig die nöthigsten Vorkenntnisse zu verschaffen; über einzelne merkwürdige Gegenstände sollen aber ausführlichere Nachträge in den folgenden Heften geliefert werden. Die Säugthiere wird der Vf. nach dem Linneischen Systeme, die Vögel nach Bechstein, die Amphibien nach Laurenti, die Fische nach Bloch, die Insecten in Rücksicht der Ordnungen nach Linné, der Gattungen nach Fabricius, Hedwig, Scriba und eignen Beobachtungen, die Würmer nach Blumenbachs Ordnungen abhandeln. Die deutschen Arten werden alle, von den ausländischen aber nur die merkwürdigsten beschrieben.

Der Plan ist gut angelegt, und grösstentheils gut ausgeführt. Neues kann und wird man hier nicht erwarten; und es kann also dem Vf. nicht zum Vorwurfe gereichen, dass er die Schriften eines Leske, Borkhausens, Bechsteins u. a. genutzt, oft wörtlich abgeschrieben hat. Das erste Heft enthält ausser einer, doch für ein Lesebuch, selbst nach des Vf. Plane, etwas zu magern allgemeinen Naturgeschichte, und allgemeinen Geschichte der Thiere und Säugthiere, die beiden ersten Ordnungen dieser Klasse; das 2te und 3te Heft einen *Originalaufsatz: Ueber die Erzeugung der Thiere* besonders der Säugthiere, worinn der Vf. eine neue, auf eigne Beobachtungen und Zergliederungen gegründete Theorie aufstellt, die Prüfung verdient. Er behauptet nämlich die Graafischen Bläschen stünden durch Gefässe mit der Mutterscheide in Verbindung, welche die Saamenfeuchtigkeit, die vielleicht auch zum Theil ins Blut überginge, und dies alterirte, einsögen, und so die Befruchtung bewirkten. Ferner enthalten diese Hefte unter dem Titel: *Auszüge* einen Aufsatz *über die natürlichen Ordnungen und Gattungen der Säugthiere* nach Borkhausen und Linke und endlich die Geschichte der Ferae.

1) HALLE, b. Gebauer: *Indische Zoologie*, in welcher zu finden sind: I. Beschreibungen einiger seltenen in Kupfer vorgestellten Thiere; II. Bemerkungen über den Umfang und die Beschaffenheit des Himmelsstriches, des Bodens, und der Meere von Indien; letztlich III. auch eine indische Fauna, oder ein so viel möglich vollständiges Verzeichniss aller Thierarten von Indien. Ausgefertiget von *Johann Reinhold Forster*, d. Rechte, Med. und Phil. Doct. der Medic. und Philos. ordentl. öff. Lehrer — zu Halle etc. Zweyte sehr vermehrte Auflage — *Zoologia Indica* sistens u. s. w. Curis *J. R. Forster* editio secunda multo auctior. 1795. 42 u. 38 S. und 15 illum. Kupf. in Folio. (10 Rthlr.)

2) EBENDAS.: *Faunula Indica* id est Catalogus Animalium Indiae Orientalis quae hactenus Naturae Curiosis innotuerunt; concinnatus a *Joanne Latham* Chirurgo Dartfordiae Cantii, et *Hugone Davies*, Pastore in Aber Provinciae Caernarvon. Secundis Curis editus, correctus et auctus a *J. R. Forster* etc. 1795. 38 S. in Fol.

Der Zusatz: *zweyte Auflage* auf dem Titel der Indischen Zoologie, ist eine Unwahrheit, denn nur der Titel ist neu gedruckt, und dem alten Abdruck die *Faunula Indica* beygelegt. Wir sehen also gar nicht ein, wie Hr. *F.* in der Vorrede zu dieser letztern den Verleger rühmen könne, dass er diese besonders an die Besitzer der ersten Auflage der Zoologie verkaufe.

Noch weniger verstehen wir, warum alle wohlgesittete Gelehrte, wie Hr. F. hofft und wünscht, deswegen dies Buch kaufen, und seinen Ankauf den Grofsen und Reichen dieser Erde empfehlen sollen: *et sic re et factis probent, se non solum in litteris verum et in moribus et virtutis amore profecisse, dum virtuti et probitati praemia parare, allaborant.*

Die *Faunula indica* war der, von Rec. vor einiger Zeit angezeigten, Quartausgabe des Originals, Hn. *Pennant's Indian Zoology*, beygefügt. Hier waren die Säugthiere nach Pennant's System und mit seinen englischen Benennungen, die Vögel nach Latham, die übrigen Thiere nach Linné und Fabricius, angegeben. Hr. Forster liefert statt dessen das Verzeichnifs der Säugthiere und Vögel nach dem Blumenbachischen, (in Rücksicht der Namen der Ordnungen, und dieser Ordnungen selbst etwas veränderten) Systeme, mit Linneischen Namen, und hat den vier ersten Klassen mehrere von Latham und Davies übergangene Arten hinzugefügt. Bey den Insecten und Würmern haben wir keine Zusätze bemerkt.

Leipzig, b. Crusius: *Leitfaden bey dem naturhistorischen Unterrichte*, nach Bechsteins gemeinnütziger Naturgeschichte des In- und Auslandes für Gymnasien und Schulen. 1795. 146 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. (laut der Vorrede Hr. *J. C. G. Richter* Lehrer am Gymnasium zu Gotha.) sagt in der Vorrede dafs das Bedürfnifs eines Hülfsmittels beym Unterrichte in der Naturgeschichte, welches die Aufmerksamkeit des Schülers anspannte, und das Dictiren entbehrlich machte, den Gedanken in ihm erzeugt habe, nach Hn. Bechsteins Naturgeschichte einen Leitfaden zu verfertigen, in demselben blofs die Kennzeichen der Gattungen und Arten anzugeben, und aufserdem durch Winke die Aufmerksamkeit auf das Uebrige hinzuleiten. Die Absicht des Vf. ist gut, und sehr zweckmäfsig ausgeführt, so dafs dieses Buch selbst mit Nutzen zu einem Handbuche für akademische Vorlesungen gebraucht werden könnte. Es würde noch brauchbarer seyn, wenn die Kunstwörter darinn aufgeführt und erklärt wären, da sie am unentbehrlichsten sind. Rec. hofft, dafs der Vf. hierauf Rücksicht nehmen werde, wenn er, wie es zu wünschen ist, fortfährt, die beiden übrigen Reiche auf ähnliche Art zu bearbeiten; der vorliegende Band enthält nämlich das Thierreich allein, welches billig der Titel hätte anzeigen sollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Gotha*, b. Ettinger: *Elementarbuch für den ersten Schulunterricht in der Geschichtskunde*, von *J. Ge. Aug. Galletti*, Prof. am Gymnas. zu Gotha. 1795. 82 S. Hr. *G.* gab vor zwey Jahren ein Lehrbuch für den ersten Schulunterricht in der Geschichtskunde heraus, weil er aber durch eigne Erfahrung und durch die Bemerkungen einsichtsvoller Schulmänner überzeugt wurde, dafs dieses kleine Buch für den ganz ersten Unterricht sich noch nicht pafst, da es manches enthält, das für Kinder von 6 bis 10 Jahren nicht genug Interesse hat, z. B. die Geschichte der Völkerwanderung, der Mongolen etc.; so entschlofs er sich, nicht zu einem Auszug, sondern zur kürzern Umarbeitung, die manches besser und fafslicher ausdrückt als das vorige Lehrbuch, und vorzüglich die deutsche Geschichte zweckmäfsiger enthält. Ohne mit dem Vf. rechten zu wollen, ob es nicht höchst schädlich sey, mit Kindern von 6 Jahren zusammenhängende Geschichte zu betreiben, oder ob denn nicht gerade die wichtige Ereignifs der Völkerwanderung, wodurch ganz Europa eine neue Gestalt bekam, für den Geist des jungen Schülers sehr interessant gemacht werden könne, halten wir uns blofs an das, was Hr. *G.* uns zu geben für gut gefunden hat, und bezeugen nach unserer Einsicht, dafs diese Einleitung unter der Hand eines geschickten Lehrers viel Gutes stiften könne. Dieser ist aber schlechterdings nothwendig, weil nicht ein Factum erzählt, sondern nur darauf hingewiesen wird. Hiemit könnte die Rec. zu Ende seyn, da aber von dem Unterricht der Jugend die Rede ist, bey dem äufserst vieles auf Bestimmtheit der Begriffe und richtigen Vortrag jedes Gedanken ankommt, so wird man uns noch einige Bemerkungen erlauben, die nicht ganz zum Vortheil des Vf. ausfallen. S. 4 heifst es: „Je näher die Menschen beysammen wohnten, desto leichter geriethen sie mit einander in Streit. Schon Kain war ein Mörder seines Bruders. Es traten jetzt Menschen auf, die durch körperliche Stärke, und durch Verbindung mit andern, ihre Mitgeschöpfe zur Knechtschaft zwangen. Doch schon Adam und Eva verloren ihre Unschuld.“ Wir wollen nicht von dem Trivialen der Bemerkung reden, dafs Leute leichter in Streit gerathen, wenn sie nahe beysammen wohnen, keinen Beweis fodern, dafs es zu Adams Zeiten schon Knechtschaft gab; aber wie kommt denn die verlorne Unschuld Adams in diesen Zusammenhang? Den Ursprung der Schriftsprache von Stufe zu Stufe kennt Hr. *G.* so zuverläfsig, dafs er ohne Zweifel Augenzeuge gewesen seyn mufs. „Erst bildete man die Gestalt des Thieres von Thon nach; dies war Bildhauerey, Sodann formte man es auf die Wand ab; nun hatte man halb erhobene Arbeit. Hierauf krizelte man den blofsen Umrifs auf die Wand. Der Umrifs wurde mit Ocker überzogen. So entstund Mahlerey etc.“ S. 5 „Die Gesellschaften bestanden anfangs blofs aus Familien. Familien verwandelten sich allmählich in Völkerschaften. Zuerst nahmen alle Familienhäupter an den Angelegenheiten gemeinschaftlich Antheil. Dies war Volksregierung oder Demokratie.“ Sie irren sich Hr. Prof., ruft hier der Schüler, das ist ja Aristokratie, wo blofs der Vorsteher der Familie zu sprechen hat. Nicht weniger schief finden wir die Stelle vom Mahomed S. 16 „er fand *so viele* Anhänger, dafs er darüber von seinem Geburtsort flüchten muste.“ Und historische Unrichtigkeiten fallen in einem blofsen Umrisse mehr als gewöhnlich auf. Z. B. S. 8 dafs der König Saul *abgesetzt* wurde. Dafs S. 35 Jacob und *seine Nachfolger* in England die katholische Religion unterdrücken wollten. Dafs S. 36 Peter Petersburg (St. Petersburg) bauete. Dafs S. 45 die Deutschen mit den Schweitzern einerley Ursprung haben. Dafs S. 48 zu Bayern unter Karls des Gr. Regierung auch Oesterreich ob der Ens gehörte. Warum denn nur ob der Ens? Dafs er S. 50 unter den grofsen Herzogthümern der mittlern Zeit Lothringen ausläfst und Thüringen hinzusetzt. Dafs er S. 63 Luthers Reformation nicht in dem gehörigen Lichte vorträgt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. December 1795.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Schwickert: *Neuer Versuch über den Brief an die Hebräer, in Kritiken über die Morussche Uebersetzung, als Beylage zu derselben*, von *Wilh. Friedr. Hezel*, Fürstl. Hessischen Geh. Regier. Rath und Professor zu Giessen. 1795. 6 Bogen in gr. 8.

Die Uebersetzung, welche der sel. Morus von dem Briefe an die Hebräer gemacht hat, ist mit einem so allgemeinen gerechten Beyfall, wenigstens in vieler Absicht, für ein Muster einer guten Uebersetzung des neuen Testaments anerkannt worden, dass eine Kritik derselben von einem geübten Ausleger, der das Fehlerhafte wegfeilt, und sie der Vollkommenheit näher bringt, sehr wohlthätig seyn kann. Diese hat Hr. Geh. R. R. *Hezel* versucht, anfänglich durch eine Kritik einzelner Stellen, nachher aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, von Kap. 7, 4. an, durch eine eigne Uebersetzung und mit einigen kurzen Glossen oder Scholien, die den Sinn mehr verdeutlichen, ohne weiter diese Uebersetzung zu rechtfertigen, oder sie mit der von Morus zu vergleichen, welches jedem Leser selbst überlassen ist. In Würdigung dieser Kritik will Rec. — der übrigens gern gesteht, dass sie meistens gegründet, obgleich nicht immer bedeutend sey — nicht eine Vergleichung zwischen beiden Uebersetzungen anstellen, und den sel. Morus vertheidigen, wo er gar wohl könnte vertheidigt werden; und eben so wenig an dieser Kritik weitläuftig rügen, dass Hr. *H.* sich in seinen Grundsätzen von einer vollkommenen Uebersetzung oder der Anwendung dieser Grundsätze nicht immer gleich bleibe, sondern die Uebersetzung von Morus als zu frey oder nicht genug den Worten des Textes nachgebildet tadle, und sich doch bisweilen eben dieses Fehlers schuldig mache. Wie oft erinnert er mit grossem Rechte, dass in einer Uebersetzung der Bibel die Anspielung auf morgenländische Bilder, Ideen und Meynungen nicht müsse übergangen werden, und nennt es doch bey Hebr. 2, 14. eine Uebersetzersünde, dass man „den Teufel, die personificirte Macht der rohen Sinnlichkeit und des Lasters in die rein seyn sollende deutsche Sprache überschleppe;" ungeachtet der Text ausdrücklich den, der des Todes Macht hat, durch das τετ' ἐςι τ. διαβολον erklärt, welches Hr. H. in einer *Uebersetzung* ganz weglässt und übersetzt: *um durch den Tod, der (bisher) herrschenden Macht des Lasters* (?) *als der Quelle des Elendes* (?) *ein Ende zu machen, und diejenigen davon zu befreyen, welche ihr ganzes Leben hindurch derselben (Sinnlichkeit) unterworfen;* immer nur Elend (?) *zu fürchten hatten.* Und eben so ist seine neue Uebersetzung Kap. 12, 11: *in der Folge lohnt sie* (die Züchtigung) *denen, die sie als Lehrerinnen* (Lehrerin) *annehmen, wohlthätige Früchte der Tugend*, weder Deutsch (denn man sagt wohl, einem eine That lohnen, aber nie setzt der Deutsche das, *womit* gelohnt wird, im Accusativ), noch eine Nachbildung oder Ausdruck der Worte: τοις δι αὐτης γεγυμνασμενοις, so wie man hingegen nicht sieht, wie Hr. H. bey K. 1, 14 behaupten kann: der Geist der deutschen Sprache erlaube hier, wo M. die im Text vorkommende Frage auch frageweise ausgedrückt hatte, keine Frage, die zu den Eigenheiten des orientalischen Stils gehöre.

Doch, wie gesagt, dabey wollen wir nicht verweilen; sondern, da Hr. H., laut des Titels, einen *neuen Versuch* über den Brief an die Hebräer geliefert hat, diesen, nicht als Kritik von M. Uebersetzung, sondern für sich betrachten, um überhaupt zu sehen, wie weit ungefähr dadurch die Einsicht in den Sinn dieses Briefs gewonnen habe. In der That hat Hr. H. manches neue und zum Theil besser gesagt, als seine Vorgänger; nicht nur dem Text angemessener übersetzt, sondern auch wirklich manchen Sinn einzelner Stellen versucht, der richtiger ist, als die verschiedenen Erklärungen anderer Ausleger. Angenehm war es Rec., S. 19. mit ihm auf einerley Wege zusammen zu treffen, da er die bekannte Citation Hebr. 2, 13 aus dem Jesaias: Εγω ἐσομαι πεποιθως ἐπ' αὐτῳ, womit sich die Ausleger so gequält haben, gar nicht für einen Beweis hält, sondern blos für den *Anfang* jener Stelle, aus welcher Paulus, gleichsam als nach einem *et cetera*, erst hernach die beweisenden Worte: ἰδε ἐγω u. s. w. anführt. So giebt er auch Kap. 3, 3 die Worte: Καθ' ὁσον πλειονα ἐχει τιμην τε οἰκε ὁ κατασκευασας αὐτον, nicht: der Stifter des Hauses ist vornehmer, als das Haus, sondern: „je grösser die Ehre ist, die dem Hause des erstern (Christi) derjenige *angedeihen* liess, der denselben (d. i. der Religion des Messias, oder vielmehr, dächte Rec., der christlichen Kirche) seine Einrichtung gab," so dass τιμην ἐχειν τε οἰκε stehe anstatt παρεχειν τῳ οἰκῳ, wie das hebräische כבוד חבית. Eben so richtig zieht er v. 4. τα παντα d. i. παντας τ. οικυς, auf beide Häuser, das mosaische und messianische, dass es für ἀμφοτερυς, wie das hebräische כל, gesetzt sey. Hingegen scheint er uns zu freygebig in Annehmung *neuer Bedeutungen* der Wörter zu seyn, die er, aller gegebnen Mühe, sie zu beweisen, ungeachtet, schwerlich ausser Zweifel setzen wird. Wie wird er es z. B. darthun, dass *sich zur Rechten Gottes setzen* nur und eigentlich bedeute: Gottes mächtiges *Werkzeug* in Vollstreckung seines Willens seyn? Wenn auch das Bild von dem höchsten Minister (Gross-

(Grofs - Wefir) hergenommen feyn mag; die ähnlichen Stellen Phil. 2, 9—11 und 1 Kor. 15, 25. 26 deuten doch auf etwas ganz anderes, das Hr. H. oben S. 18 felbft anerkennt. Eben fo fcheints damit, wenn er S. 9 ff. in Κυριος nicht den Begriff des *Herrfchers*, fondern des *Lehrers* fucht; oder wenn er bey Kap. 2, 10 εις δοξαν αγειν vom *Reiche* des Meffias erklärt, und es überfetzt: vielen das Glück des Bürgerrechts im Reiche des Meffias ertheilen. (Vers 9. fteht doch gewifs δοξα ganz anders; das τελειωσαι v. 10, welches offenbar mit εἰς δοξ. αγειν einerley ift, giebt er felbft: zum höchften Ziel des Glücks und der Ehre bringen. Eben fo wenig kann Rec. zugeben, dafs Kap. 3, 6 εαντερ την παρρησιαν κ. το καυχημα της ελπιδος βεβαιαν κατασχωμεν zu überfetzen fey: „wenn wir anders *der Quelle unfrer Hoffnungen* mit Zuverficht und Freudigkeit unerfchütterlich treu bleiben," wo Hr. H. diefe ganz neue Bedeutung von ελπις, die er felbft in dem Schleusnerfchen Lexicon vermifst, fo beweifet: ελπις ift oft die Hoffnung ewiger Glückfeligkeit (allerdings, und fo follte es auch hier, gerade wie bey Kap. 10, 23 von der Hoffnung, die das Chriftenthum giebt, beybehalten feyn); diefe ift aber an Treue und Standhaftigkeit im Chriftenthum, als an die Bedingung gebunden; alfo fteht hier das Bedingte ftatt der *Bedingung*, jene Hoffnung ftatt Treue und Standhaftigkeit. (Wozu brauchen wir fo weit auszuholen? warum fie in mehrere hier erwähnte Stellen Kap. 6, 18. 7, 19 etc. einfchieben, wo immer doch jene erfte Bedeutung fchon den beften Sinn giebt, ja von gedachter Bedingung nicht einmal die Rede feyn kann? und müfste es dann nicht eher heifsen: ε. παρρησια την ελπιδα βεβ. κατ.?) — Im Gegentheil läugnet Hr. H. bisweilen Bedeutungen ab, die vollkommen erweislich find; als, dafs Cap. 3, 12 der Abfall von dem lebendigen Gott, nicht könne Abfall zum Judenthum feyn, denn die jüdifche Religion habe ja den *wahren Gott* gelehrt; es müffe alfo *Gott* für *Religion* ftehn (wie doch in keiner einzigen der hier zum Beweis citirten Stellen nothwendig ift.) Und doch mufs er felbft bekennen, dafs v. 13. αμαρτια, die offenbar mit dem Abfall einerley fey, Rückkehr zum Judenthum fey, wie freylich im ganzen Briefe; und konnten die heiligen Schriftfteller, wie Joh. 1, 17 das Chriftenthum die wahre, rechte Lehre (αληθειαν) im Gegenfatz gegen die Mofaifche nennen, obgleich die durch Mofen geoffenbarten Lehren auch wahre Lehren waren, und Paulus Gal. 4, 9 die Rückkehr zum Judenthum mit ihrem Zuftand vergleichen, wo fie gedient hätten τοις μη φυσει ουσι θεοις: warum follte er nicht Rückfall zum Judenthum vom Chriftenthum haben einen Abfall *von dem wahren Gott* nennen können, wie der fich durchs Chriftenthum zu erkennen gegeben hatte?) Auch mufs er fich nicht erinnert haben, dafs αλλ' ὁ beym Xenophon und andern gewifs frageweife für *nonne?* vorkomme, wenn er, felbft wider die klare Stelle 4 Mof. 14, 1 läugnet, dafs Hebr. 3, 16 αλλ' ὁ nicht frageweife ftehen könne, wo doch im ganzen Zufammenhange lauter Fragen find.

Ueberhaupt fcheint Hr. H. bey den wirklich vielen Eigenfchaften eines guten Auslegers, die er befitzt, nicht immer das Harte in gewiffen Erklärungen zu fühlen; wovon wir, aufser den fchon erwähnten, nur noch ein Paar Beyfpiele anführen wollen, worinn er von allen andern Auslegern abgeht. Hebr. 5, 1 will er nicht zugeben, dafs καθισαται das Haupt -, und μετριοπαθειν δυναμενος das Nebenprädikat (beffer vielleicht, jenes das *verbum regens*, diefes das *rectum*) fey, vielmehr müffe man annehmen, dafs das Verbum finitum ftatt des Participii καθισαμενος, und umgekehrt das Participium ftatt des Infinitivi, und fo wieder ftatt des Verbi finiti δυναται ftehe; dies ergebe fich von felbft, fobald man fich nur frage: was der Apoftel hier eigentlich fagen wolle oder vielmehr müffe. Allein 1) hat Hr. H. diefe ganze fprachwidrige Katachrefe nicht bewiefen, und wird fie nie beweifen können, denn feine angebrachten Beyfpiele beweifen nur, was niemand läugnet, dafs oft das Participium ftatt des Infinitivi gefetzt werde, aber keineswegs, dafs, in einer folchen Verbindung, das Verbum finitum ftatt des Infinitivi oder Participii, und umgekehrt ftehen könne. 2) Eben fo wenig hat er bewiefen, dafs der Apoftel das *müffe* fagen wollen, was er ihm beylegt, und was er nicht einmal deutlich angiebt. Vielmehr enthält v. 1. der Hauptfatz zweyerley, a) jeder Hohepriefter, der aus den Menfchen (nämlich von Gott) ausgehoben ift (εξ ανθρωπων λαμβανομενος), wird beftellt, (es verfteht fich: von Gott), b) der Menfchen wegen (υπερ ανθρωπων) die Opfer etc. darzubringen für die Sünden (derfelben). Daher mufs er (wie Paulus in umgekehrter Ordnung fagt,) a) (das bezieht fich, wie das προσφερειν υπερ αμαρτιων augenfcheinlich lehrt, auf den 2ten Theil des Hauptfatzes oder auf b. μετριοπαθειν v. 2 und 3; b) (dies geht auf den erften Theil des Hauptfatzes), er mufs von Gott beftellt feyn v. 4. Diefe zwey Eigenfchaften werden daher auch Chrifto beygelegt; die v. 4. im 5 und 6ten Vers, und die v. 2 und 3 im 7ten und folgenden Verfen. 3) Eine andere Härte erlaubt fich Hr. H. dadurch, dafs er aus dem Anfang des erften Verfes die Worte εξ ανθρ. λαμβανομενος *hinter* den erften Vers rückt, wobey er wieder in eine neue Härte fallt, indem er diefe Worte, die offenbar heifsen: der aus den *Menfchen* ausgehoben wird, (weil er für *Menfchen* opfern foll,) von feiner *Nachfichtigkeit* gegen Fehlende und von *Sündhaftigkeit* erklärt; und mufs daher 4) eben folche Einfchiebfel von *zwar* und *aber* zu Hülfe nehmen, wie er an Morus felbft mifsbilligt. Man vergleiche nur folgende Hezelfche Ueberfetzung mit dem Texte, und urtheile felbft: (wir wollen die im Texte des Apoftels gemachten Abänderungen durch Curfivfchrift auszeichnen) „Jeder andere hohe Priefter, *deffen Beftimmung ift* durch „Opfer etc. feine Mitmenfchen mit Gott zu verföhnen, „*kann, da er auch aus der Zahl der Menfchen genommen* „*ift, zwar auch* nachfichtig — feyn; *aber* (επει και αυτος „heifst ja: da er ja felbft) er ift doch felbft fündhaft" u. f. w. — Eben fo hart kömmt uns fein neuer Verfuch bey Erklärung der Stelle Kap. 6, 1. 2. vor, wo er will, man folle 1) βαπτισμων διδαχης zufammennehmen, und es verftehen von dem Unterricht *bey* der Taufe (alfo anftatt εν τοις βαπτισμοις?) 2) aber es nicht mit καταβαλλ. θεμελιον, wie μετανοιαν und πιστεως zufammenhängen,

hängen, sondern in appositione mit $\mu\epsilon\tau.$ und $\pi\iota\varsigma.$ nehmen, und gleichsam $\omega\varsigma$ einschieben; *Lehren*, die schon bey der T. vorgetragen werden (wo denn also *Unterricht* (διδαχη) wieder statt der *Lehren* stehen müsste worüber man die Täuflinge unterrichtete;) 3) ἐπιθεσεως χειρων soll von διδαχη abhängen, wie βαπτισμων, (wo also das regierende Wort, statt dass es vorne stehen sollte, von Paulo *zwischen* beide regierte Wörter eingeschoben wäre). 4) Die folgenden Wörter ἀναστασεως und κριματος sollen gleichwohl wieder, wie $\mu\epsilon\tau.$ und $\pi\iota\varsigma.$ von καταβαλλ. θεμελ. abhängen, und deswegen 5) angenommen werden, dass die *zwischen* diesen und jenen Wörtern liegende, βαπτ. διδ. και ἐπιθ. χειρων eigentlich *am Ende* v. 2. gedacht werden müssten. Wie viele Härten auf einmal werden da dem Apostel aufgebürdet!

Halle, im Curtischen Verlage: *Primae lineae Encyclopaediae theologicae*, in usum praelectionum ductae a *Samuele Mursinna*, S. Theol. Prof. publico ordinario et Gymnasii regii illustris Reformati Ephoro. *Tomus posterior.* 1794. 12 Bog. 8.

Der erstere Theil war schon 1764 ebendaselbst und dessen *editio secunda, auctior et emendatior* (1 Alph. 3 Bog.) herausgekommen; wir müssen ihn aber zugleich mitnehmen, weil der zweyte Theil nur *Zusätze* enthält, nämlich: einen neuen Abschnitt *de institutione scholastica et academica*, Zusätze der merkwürdigsten Schriften oder ihrer neuern Ausgaben, die erst seit jener zweyten Auflage des ersten Theils erschienen sind, und ein vollständiges Register der in beiden Theilen erwähnten Schriftsteller und ihrer Schriften, welches allein die Hälfte des zweyten Bandes einnimmt.

Der vor einem Jahre zu Halle verstorbene Verfasser, nicht, (wie der Titel dieses Buchs manchen möchte glauben machen,) Professor an der Hallischen Universität, sondern einer der Aufseher und Professoren des dortigen reformirten Gymnasiums, ein in mehrern Wissenschaften sehr gelehrter und selbst an literarischen Kenntnissen reicher Mann, hatte dieses Buch zum Behuf seiner Vorlesungen aufgesetzt, die er, als Einleitung in alle einem Theologen nöthige Wissenschaften, zu halten pflegte, von der er selbst die mit der Theologie nicht näher zusammenhängenden, z. B. Mathematik, nicht ausschloss; wobey er, wie der Inhalt dieses Buchs zeigt, von jeder dieser Wissenschaften eine kurze Beschreibung geben, ihren Nutzen darstellen, über ihr Studium gute Rathschläge ertheilen, (welches doch hier nur sparsam geschehen ist,) und vornehmlich die besten Bücher bey jeder anzeigen wollte. Bey einem so grossen Umfang dieses Buchs, und bey der wirklich schweren Wahl, den Erwartungen eines jeden Genüge zu leisten, muss man sich nicht wundern, wenn man manche, selbst wichtige, Bücher vermisst, und z. B. unter den Kirchenvätern, die die griechische Kirche allen andern vorzieht, den Gregorius von Nyssa und Cyrillus von Alexandrien nicht neben dem Basilius, Gregor. Naz. und Chrysostomus, so wie unter den zur Kenntniss der christlichen Alterthümer gehörigen Schriftstellern weder den Martene noch den Mamachi findet; — wenn man hinwiederum auf zu specielle Bücher, von der Lage des Paradieses, dem Lande Gosen und Ophir, den allenfalls mathematischen Gegenständen in der Bibel, unter den mathematischen Schriften und dergleichen stösst; — wenn man manche schlechtere Bücher mit unterlaufen, *Lairizens Synopsis hist. sacrae N. T.* neben einem Walch und Semler, und bey der philosophischen Moral zwischen einem Eberhard, Platner und Kant, einen Prediger Ulrich mit seiner moralischen Encyklopädie stehen sieht; — oder hie und da manches nicht genau angegeben findet; z. B. des Theil I. S. 211. nicht genannten *P. Racine Abregé de l'hist. eccles.* als einen *Auszug* aus dem Fleury, der nur aus 9 Theilen bestehe, und die deutsche Uebersetzung des Fleury selbst, ohne zu bemerken, dass sie nicht vollständig sey, noch die Fortsetzung, die doch in der hier angegebnen Ausgabe des französischen Originals mit enthalten ist, in sich schliesse. — Doch dergleichen Mängel oder Flecken hat Rec. nur selten gefunden, und muss gestehen, dass ihm kein encyklopädisches Compendium bekannt sey, welches die besten Bücher, Hauptbücher wenigstens, in allen den hier aufgeführten Wissenschaften *zusammen so zweckmässig* vollständig und genau angebe, als dieses. Es fasst die nützlichen Hauptbücher nicht nur in allen Theilen der Theologie, sondern auch die zum Studium der griechischen, lateinischen, morgenländischen, auch den wichtigsten abendländischen Sprachen, der Civil-, Literär- und Naturgeschichte, der Redekunst und Poesie, der Kirchengeschichte, der Mathematik, der Philosophie, Kirchenrechtsgelahrtheit und die sowohl zur Pädagogik und dem Schulunterricht als zur Geschichte der Schulen und Universitäten gehörigen Schriften in sich.

SCHÖNE KÜNSTE.

Offenbach, b. Weiss u. Brede: *Rosalie und Cleberg auf dem Lande*, von *Sophie*, Wittwe *von la Roche*. 1791. 544 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Rosaliens Briefe. Vierter Band.*

Von einer so scharfsinnigen Menschenbeobachterin, als die Vfn., erhält der Leser immer wieder neue Schätze praktischer Weisheit, und reife Früchte des Nachdenkens über Menschenwohl. Auch dieser neue Band ist eine Reihe moralischer Erzählungen, Bemerkungen und Ermahnungen, die nur in so fern ein Ganzes ausmachen, als sie sich alle auf die Schicksale und auf die Verbindungen *einer* glücklichen Familie, wie auf einen Mittelpunkt, beziehen, deren ländlicher und dennoch thätiger, stiller und dennoch froher Aufenthalt, deren Einrichtungen, Anstalten, Beschäftigungen, gemeinnützige Unternehmungen und Gesellschaften hier zur Nachahmung aufgestellt werden. Wenn nun hier gleich erdichtete, wenn gleich durchgängig lauter edeldenkende Personen von der Art, wie die wirkliche Welt wenige hat, erscheinen: so sind sie doch mit solcher Täu-

schung geschildert, dass man immer nicht unter poetischen Geschöpfen, sondern unter wahren Menschen zu seyn glaubt. Unschuldsvolle Familien- und Kinderscenen, empfindsame Situationen, Züge der Wohlthätigkeit, Handlungen einer ungeheuchelten Freundschaft, Aufmunterungen zur Gelassenheit bey Krankheiten und Todesfällen, Muster von Ausübungen aller Pflichten, die das Hauswesen erfodert, Vorschläge zu besserer Erziehung der Kinder, besonders der Mädchen, Auffoderungen, die Schönheiten der Natur zu empfinden und zu geniessen, Ideale von Betreibung der Landwirthschaft und von Ausbildung des Landvolks, Schilderungen ländlicher Feste u. s. w. machen den mannichfaltigen und lehrreichen Inhalt dieser Briefe aus, wozu noch hie und da Auszüge aus allerley nützlichen Schriften kommen. Zunächst bemüht sich die würdige Vfn., ihrem Geschlechte, vornehmlich Müttern, heilsame Lehren zu geben; allein auch Männer können an *Cleberg's* Beyspiele lernen, in allen gesellschaftlichen Verhältnissen, Wohlfahrt, Zufriedenheit und Vergnügen ihrer Zeitgenossen sowohl, als künftiger Generationen, zu befördern.

Berlin u. Leipzig, b. Nicolai: *Der betrügliche Schein*, oder: Man muss nicht glauben, was man sieht. Eine alte spanische Geschichte zur Warnung für alle diejenigen, die ihren Augen und ihrem Verstande trauen wollen. 1795. 323 S. 8. mit Kupf.

Unbegreiflich schien es dem Rec., der bey Durchlesung dieses abgeschmackten Federproducts oft seinen Augen nicht traute, wie der ungenannte Vf. trotz der Warnung auf dem Titel seinem Verstande trauen konnte, als er den Entschluss fasste, die Welt mit seinem Buche zu beschenken. Ohne Stellen auszuheben, welche von der schlechten Schreibart, dem Mangel an Gefühl des Schicklichen und der unglaublichen Seichtigkeit des Vf. Beweise ablegen würden; kann Rec. dem Schreiber den Ehrentitel eines wahren Schriftstellers in dem Verstande, worinn ihn Necker in seiner Kunst, schlecht zu schreiben, zuerst in Vorschlag gebracht hat, aus Gerechtigkeitsliebe nicht vorenthalten. — Unter den Versuchen, durch schönen Druck und beygefügte Kupfer wenigstens das Auge der Leser zu gewinnen, ist der letzte nicht allzuwohl gerathen. Denn der Gnadenstoss, welchen ein übellauniger Liebhaber seinem schlafenden Diener mit dem Fusse in die Ribben versetzt, scheint eben nicht die interessanteste Attitüde für einen Maler zu seyn.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Geschichte des jungen Grafen Fernando von Sendoza.* Mit Kupfern. (ohne Druckjahr.) 262 S. 8.

Der Inhalt dieser Geschichte, welche für eine wahre Begebenheit sehr wohl gelten kann, zeichnet sich durch kein besonderes Interesse aus. Eifersucht, Dolch und Zusammenkünfte in der Messe pflegen die Ingredienzen jeder spanischen Erzählung zu seyn. Hätte das Buch sein Daseyn der Erfindung des Vf. zu verdanken, so würde der Charakter der Gräfin Cecilie vermuthlich mehr idealisch behandelt worden seyn, als jetzt, da diese Heldin des Stücks durch eine gränzenlose Eifersucht die vortheilhaftesten Eindrücke ihrer guten Eigenschaften wieder auslöscht. Was aber den Leser wieder in die Romanenwelt zurückführt, ist die sonderbare Erscheinung des Schutzengels, der den Grafen aller Orten bewacht, und sich am Ende in seinen Bruder verwandelt. Uebrigens ist die Schreibart angenehm; und wenn der Vf. sagt, dass durch deutsche Uebersetzung viel verloren gehe, so ist dieses besonders von den Stellen glaublich, wo Naivetat der spanischen Sprache das erträglich macht, was in der unsrigen sehr unfein klingen musste.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Leipzig*, in der Müllerschen Buchh.: *Johann Heinrich Sigismund Langer*, (weiland) Herzogl. Sachsen-Weimarschen Hüttenverwalters zu Ilmenau etc., *Beytrag zu einer mineralogischen Geschichte der Hochstifter Paderborn und Hildesheim*, in Briefen an den Herausgeber derselben *Ernst Ludwig Zintgraf*, Hochfürstl. Hessischen Bergmeister der Graffschaft Hanau-Münzenberg. 1789. 45 S. gr. 8. Diese kleine Schrift ist von dem Wuste mineralogischer Bücher, welche seit 5 Jahren ins Publicum sind, verschlungen, und deshalb ist die Anzeige davon bis jetzt versäumt worden. — So gut unterrichtet indessen auch der verstorbene Vf. dieser 13 Briefe gewesen ist; so kann man ihnen doch kein grosses Interesse beymessen, weil theils die oberwähnten Gegenden dem Gebirgsforscher nicht genug Mannichfaltigkeit zu gewähren scheinen, theils auch der Vf. vielleicht manches aus Eile übersehen hat, da er diese Briefe bey Gelegenheit einer Geschäftsreise schrieb, welche ihm von dem Fürstbischof zu Paderborn aufgetragen war. Am ausführlichsten fanden wir fast: die technischen Nachrichten von den *Salzkotter und Salztemendorfer Salzwerken*, wie auch von dem *Osteruder Steinkohlenwerke.* — An die Existenz des *Chrysoprases vom Altenberge* bey *Olp*, am *Stahlberge* im Nassauischen und zu *Wiesen im Westerwalde*, welche im 13ten Briefe versichert wird, kann Rec. nicht glauben; da einmal die wenigen äusseren Kennzeichen, welche der Vf. dabey angiebt, nicht auf den Chrysopras passen, auch in der Beschreibung des Westerwalds von Hn. *Becher* nichts davon vorkommt, und endlich Rec. selbst den Stahlberg im Nassauischen befahren, von einem solchen Fossil aber weder etwas gesehen noch gehört hat.

In der Vorrede hat Hr. *Zintgraf* kürzlich die vorzüglichsten Lebensumstände des verstorbenen *L.* erzählt, woraus erhellt, dass das Publicum diesen thätigen und geschickten Mann im 53sten Jahre seines Alters, zu früh verloren hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. December 1795.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit* in den preussischen Staaten, herausgegeben von — *Klein* — XIII Band. 356 S. u. XII S. Tit. Vorr. u. Inh. gr. 8.

Ausser den Entscheidungen der Gesetzcommission S. 1—51 u. S. 322—342) und der Jurisdictionscommission (S. 343—356) sind wieder merkwürdige Rechtsfälle (S. 51—256) 1) Todtschlag. 2) Zweymalige Brandstiftung. 3) Heimliche Niederkunft. 4) Dreymalige Brandstiftung einer 22jährigen Dienstmagd. 5) Verheimlichte Schwangerschaft und Geburt. 6) Brandstiftung eines 12½jährigen Dienstmädchens. 7) Zweymalige Vergiftung aus Eigennutz. 8) Dringender Verdacht der Vergiftung durch einen Enkel. Hr. K. hat hin und wieder Bemerkungen angehängt. Der erste Fall ist der auffallendste, da ein Mensch ohne Absicht und Ursache wenigstens die eine Brandstiftung verübt hat. Rec. muss darüber wieder auf seine Bemerkungen in N. 333. zurückweisen. Wir wünschen nochmals, dass Hr. K. von solchen Fällen doch immer auch das Inquisitionsprotocoll mittheilen möge. — An dem wirklich häufigen Brandstiften der Dienstmägde ist schlechte Erziehung allein Schuld, vorzüglich, dass man in den Schulen meistens so ganz versäumt, das moralische Gefühl der Kinder zu wecken. S. 214 u. f. bekennt Hr. K., dass er nun wenigstens über die Unzulässigkeit harter Todesstrafen zweifelhaft sey. Ob aber in Frankreich die Guillotine nicht so häufig gebraucht worden wäre, wenn sie nicht den Menschen auf eine *so leichte* Art ums Leben brächte, zweifeln wir. Einem Robespierre wäre gewiss keine Todesart zu grausam gewesen, um ihn vom Morden abzuhalten. Auch mit Laternen, Piquen und Guillotinen trieb die Mode ein grausames Spiel.

Unter den Aufsätzen und Nachrichten (S. 257—326) stehen 1) Justizvisitationsrecess der Universität Halle vom 28 Jun. 1790. 2) Ueber die Besetzung der Criminalgerichte allda. Dass als Beysitzer zum Criminalgerichte, welches aus dem Prorector, Syndicus und Actuarius besteht, nicht nothwendig selbst in Capitalfällen Professoren genommen werden müssen, sondern auch Rechtscandidaten genommen werden können. 3) Verordnung wegen Einsendung der Testamente. 4) Zustand der Gefängnisse in Halle und Giebichenstein. 5) Ueber die Prodigalitäts-Erklärungen, vorzüglich dagegen, dass nach neuen preussischen Rechten derjenige, welcher mit einem andern einen Contract abschliesst, zur Zeit, da er weiss, dass derselbe wegen Verschwendung bereits gerichtlich angeklagt worden, kein Recht erwerben könne, wenn auch gleich die Prodigalitäts-Erklärung und deren Bekanntmachung erst nachher erfolge. Von Hn. Justizcommissar *Stenger* in Unruhstatt in Südpreussen. Die Einwendungen sind gelehrt aber etwas einseitig. Vermuthlich bedeutet die Wissenschaft eines Contrahenten von der Prodigalitätsklage gegen den Mitcontrahenten etwas mehr, als eine blosse Wissenschaft. Man setzt wohl voraus, dass Bosheit und Betrug mit unterlaufe; der Handel selbst ist vielleicht an sich verschwenderisch, und da kömmt das bürgerliche Gesetz billig zu Hülfe bey einem durch die That materiellen, dass wir so sagen, nur noch nicht in forma, erklärten Verschwender. Ist dies nicht der Fall, so ist freylich das Gesetz unbillig und inconsequent. — 6) Nachricht von der neuen preussischen Civilprocessordnung unter dem Titel: Allgemeine Gerichtsordnung für die preussischen Staaten. Erster Theil. Prozessordnung. Berlin 1795. bey Decker. — Hr. K. stellt eine Vergleichung der preussischen mit der gemeinen, und dieser neuen preussischen mit der alten Processordnung an. Sie fällt durchaus und das mit Recht zum Vortheile der ersten aus. Ueberhaupt ist dieser Aufsatz sehr lesenswerth besonders für Ausländer, die sich nun einen deutlichern Begriff von dem preussischen Rechtsverfahren machen können. Rec. der kein Preusse, sondern an die gewöhnliche Processordnung gebunden ist, kann aus eigener Erfahrung die vielen herrlichen Folgen bezeugen, die es mit sich bringt, wenn der Richter sich angelegen seyn lässt, das Factum und den Streitpunkt durch Fragen, die er von Amtswegen an die Parteyen thut, festzustellen. Wie schon bemerkt, weist ihn zwar seine Processordnung nicht dazu an; allein sie verbietet es doch nicht, und dann muss kein Mittel, das nicht an sich moralisch böse ist, dem Richter verboten seyn, Wahrheit und Recht aus Licht zu bringen; dies ist der Endzweck seines Amts. Mit dem *argumento tit. ff. de Interr. in Jure fac.* hätte er sich auch zu verantworten getraut. Freylich, wo eine Partey schon Advocaten an der Hand hatte, musste er es gemeiniglich beym Schlendrian lassen. Daher hat er schon öfters und laut gewünscht, dass man wenigstens diesen Theil der preussischen Processordnung auch anderwärts annehmen möchte.

Uebrigens wiederholt Rec. einen Wunsch, den er wegen dieser Annalen schon einigemal geäussert hat. Durch kleinern Druck und sorgfältigere Schonung des Raums könnte mancher Bogen, vielleicht mancher Band, erspart werden, und das wünschte Rec. doch um so mehr, da das Werk so brauchbar ist, und daher allge-

allgemeinere Verbreitung verdient, was bey hohem Preise doch immer schwerer wird.

Zeiz u. Naumburg, b. Heinse: *Neue peinliche und bürgerliche Rechtsfälle*, nebst einigen kurzen Aufsätzen über verschiedene rechtliche Gegenstände, von *einer Gesellschaft praktischer Rechtsgelehrten. Erster Band.* 1794. XVI u. 288 S. 8.

Wir erkennen zwar als entschieden an, wie vorzüglich nützlich die Lectüre von Rechtsfällen, für die praktische Bildung des Rechtsgelehrten, und hiernächst auch für Bereicherung der Seelenkunde werden kann: allein damit sie diesem Zweck so sehr als möglich entsprechen, ist Auswahl der Fälle selbst und guter Vortrag derselben, schlechterdings erfoderlich. Beide finden wir in der vor uns liegenden Sammlung nicht immer in dem Grad, in welchem wir sie wünschen müssen. — Sogleich der erste Rechtsfall, der hier erzählt wird, Untersuchung eines doppelten Ehebruchs, hat einen so gewöhnlichen Gang, dass wir schlechterdings nicht finden können, was lehrreiches in ihm liege. Sonderbar genug lautet auch die ganze Erzählung, als ob die Schuld des Angeklagten entschieden wäre, und am Ende erfährt man, dass er losgesprochen werden musste. Solche Einschaltungen eigner Ideen in die Darstellung der Sache fanden wir in mehrern Nummern. — Nicht merkwürdiger als jener ist die Geschichte (III.) einer Veruneinigung zwischen Bettlern, wobey einer tödtlich verwundet wurde, und die Frage über die Gränzen der Selbstvertheidigung zur Erörterung kam. Die Untersuchung dieses Falls wurde entweder nicht sehr achtsam geführt, oder ihre Resultate sind hier sehr unvollständig dargelegt. — Unter der Rubrik (VI): Ungegründeter Verdacht wegen Sodomiterey, erhält man eigentlich nur die Erzählung einer Klätscherey, welcher man ungleich mehrern Werth beylegte, als sie bey richtigen Grundsätzen über Anzeigen hätte finden sollen. — Die Geschichte einer des Kindermords verdächtigen Weibsperson (VIII), gehört unter die mit fast gleichen Verhältnissen schon unzähligemal vorgekommenen Fälle. Und der letzte Rechtsfall (IX) überschrieben: Giebt es ein relatives Unvermögen zum Ehestand? beruht höchst wahrscheinlich auf einer blossen Spiegelfechterey zweyer Eheleute, welche sich, um die Scheidung zu erlangen, darüber vereinigten, dass der Ehemann für unvermögend gelten sollte. Im Gang der Sache kommen seltsame Sprünge und Unregelmässigkeiten vor: und sie ist also auch von dieser Seite so wenig merkwürdig als von der erstern. Die übrigen drey Rechtsfälle, die wir hier noch finden, eine gerechte Nothwehre (IV), hoher Verdacht wegen vorgefallener Giftmischerey (V) und das sowohl in Ansehung seiner rechtlichen Folgen, als auch an sich sehr merkwürdige Lebensende Johann Heinrich Rumpfs (VII), haben etwas mehr Interesse als die übrigen. Vorzüglich giebt der letztere Anlass, mehrere Sätze der Sucessionslehre praktisch anzuwenden. — Wir müssten uns sehr irren, wenn nicht Eisenhart das Muster wäre, welches die Vf. in ihren Rechtserzählungen vor Augen nahmen. Ungerechnet, dass sie dasselbe nicht einmal erreichten, so würden sie auch gewiss befriedigender für das juristische sowohl als philosophische Publicum arbeiten, wenn sie in Hn. *Klein's* Manier ihre Gegenstände behandelten. — Ausser jenen rechtlichen Geschichten enthält die Sammlung an ihrer Spitze einen Aufsatz: *Einige Gedanken über die Fehler und die mögliche Verbesserung der juristischen Schreibart.* Aeusserst oberflächlich und unvollendet. Von dem Beruf des Vf. eben über diesen Gegenstand zu schreiben, mögen einige Proben seines Styls zeugen: „Der Name eines Reformators ist bey dem grossen Haufen nicht weniger missempfehlend, als der Stempel der strafenden Justiz auf der Stirn eines Gebrandmarkten, und ein Mann von sogenannten alten Schlage fühlt gewiss alle Nüancen von Abscheu gegen einen Menschen, an dem er etwas von Neuerung, wär's auch wirklich Verbesserung, wittert." — „Manche gute Stylisten, selbst einige unsrer ersten Klassiker, haben ganz die Sprache gewisser Empfindungen in ihrer Gewalt und *mangeln gänzlich an der* einiger andern. Selbst Meissner *hat mir nicht selten das durch sein Beyspiel bestätigt* etc." — „Ich kann Sie versichern, dass ich oft an einem solchen Eingange irgend einer kleinen Schrift mich eine halbe Stunde *gewürgt habe*, da ich das übrige in einer Viertelstunde machte." — Bedarf es weiteres Zeugniss?

Berlin, b. Nauck: *Repertorium für praktische Juristen in den preussischen Staaten.* Erste Lieferung. 1793. 88 S. Zweyte Lieferung. 1793. 152 S. Dritte Lieferung. 1794. 142 S. Vierte Lieferung; nebst einem Register zu allen vier Lieferungen. 1794. 320 S. 8.

Der Herausgeber dieses Repertoriums, Hr. Hoffiscal und Justizcommissarius *Stengel* in Berlin, erwirbt sich durch dasselbe um die Gesetzkunde seines Vaterlandes ein unstreitiges Verdienst, da besonders die ganze Anlage seines Werkes von der Art ist, dass solches auch noch nach der Sanctionirung des allgemeinen preussischen Landrechts brauchbar bleibt. Die Artikel der vorliegenden vier Lieferungen sind folgende: 1) Supplemente zur Processordnung; 2) Auszüge aus Verordnungen, welche das Hypothekenwesen zum Gegenstande haben; 3) Auszüge aus Depositalverordnungen; 4) Auszüge aus Stempelverordnungen; 5) Auszüge aus den erheblichsten Verordnungen in Vormundschaftssachen; 6) Verzeichnisse besonderer Criminalverordnungen über einzelne Verbrechen; 7) Auszüge aus den das Abschoss- und Abfahrtswesen betreffenden Verordnungen; 8) Rechtssätze und unentbehrliche Notizen für praktische Juristen und andere Geschäftsmänner; endlich 9) einzelne Rechtsfälle. — Der letzte Artikel hat Rec. am wenigsten befriedigt; die erzählten Rechtsfälle empfehlen sich weder durch Wichtigkeit der Gegenstände, noch durch die Art der Behandlung und Ausführung. Die Thatsachen sind mit einer übertriebenen Weitschweifigkeit auch ohne gehörige Ordnung und mit häufigen Wiederholungen vorgetragen; zu interessanten Rechtserörterungen aber war nicht einmal

mal Stoff ab. — Ohne ein genaues und vollständiges Register würde das Werk, besonders dem praktischen Juristen wenig brauchbar gewesen seyn, weil das Aufsuchen so vieler einzelner, in allen vier Lieferungen zerstreuter, dieselben Gegenstände betreffender Verordnungen zu langweilig und mühevoll gewesen wäre. — Fortgesetzt soll dies Repertorium werden, aber künftig mit den von dem Vf. und dem Hn. Hofrath *Eisenberg* besorgten *Beyträgen zur Kenntniss der Justitzverfassung und juristischen Literatur; einer Fortsetzung der Hymmenschen Beyträge*, verbunden seyn, und mit diesem Werke ein Ganzes ausmachen. Rec. freut sich darüber sehr; aber er wünscht zugleich, dass doch auch andere Staaten den preussischen in dem so rühmlichen, als wohlthätigen Eifer für Cultur der vaterländischen Gesetzverfassung endlich einmal ernstlich nachahmen möchten.

Leipzig, b. Weidmann: *Repertorium des teutschen Staats- und Lehnrechts* ehemals von einer Gesellschaft ungenannter Gelehrten mit einer Vorrede des Herrn Buders herausgegeben nunmehro aber mit Zusätzen und neuen Artikeln weit über die Hälfte vermehrt und durchaus verbessert von D. *Carl Friedrich Häberlin. Vierter Theil.* P—R. 1795. 898 S. 4.

Dieser neue Theil dieses schätzbaren und lehrreichen Werks steht dem vorhergehenden weder an Reichhaltigkeit, noch Gründlichkeit nach. Aus den drey Buchstaben P. Q. und R. sind 207 Artikel fast durchaus zweckmässig, richtig und gut bearbeitet. Die Herren Mitarbeiter, die diesmal Beyträge lieferten, sind wieder *von Florencourt*, *Schmelzer*, *Eisenhart*, und dann Hr. Abt *Henke*, von dem hier die Artikel: *Religion*, *Religionseid* und *Religionsfriede* sind, und der für den nächsten Band unter andern die Artikel: *Symbolische Bücher*, und *geistlicher Vorbehalt* bearbeiten wird. Noch ein Band, welcher für die Michaelismesse 1796 versprochen ist, soll das ganze Werk zwar beschliessen; aber ein Supplementband doch noch nachfolgen. Dies ist nun freylich bey der mangelhaften Beschaffenheit der beiden ersteren Theile nicht zu vermeiden, indessen aber doch zu wünschen, dass der Hr. Herausgeber nur auf die wesentlichsten Verbesserungen und Zusätze sich beschränken, und neue Artikel ganz weglassen möge. Das Werk wird sonst zu bändereich und kostbar; das Nachschlagen zu beschwerlich und manchen wird es abschrecken, ein schon sehr theures Werk sich anzuschaffen, dessen Ende, bey Hinzufügung immer neuer Artikel und neuer Zusätze zu Zusätzen nicht abzusehen ist. Mit jedem Jahrzehend bedarf zwar ein Buch der Art immer einer neuen Revision; allein dazu müssen theils die neuen Auflagen benutzt werden, theils wird sich nach so langen Zwischenräumen jeder gerne wieder einen Supplementband kaufen. — Von einigen Seiten her ist Hr. *H.* aufgefodert worden, dem Supplementbande ein allgemeines Register beyzufügen, und dieses entweder nach alphabetischer Ordnung, oder nach einem zweckmässigen Systeme einzurichten, allein Rec. kann sich eben so wenig wie der Hr. Herausgeber von dem Nutzen, noch weniger aber von der Nothwendigkeit eines solchen Registers überzeugen. Schon an sich ist es sonderbar, über ein alphabetisch geordnetes Werk ein Register zu verlangen: noch auffallender aber wird dieses Ansinnen, wenn man die innere Oekonomie gerade dieses Buchs genauer kennt, und erwägt, dass die beständigen Nachweisungen von einem Artikel zum andern vollends gar ein Register ganz entbehrlich machen. — Dass Hr. Dr. *Krünitz* mehrere Artikel aus dem dritten Bande dieses Repertoriums, als: Landsass, Landstand, Landstandschaft, Landesmatrikel (unter Landtafel), Landtag, Landvogtey, Ländertheilung, Ländervereinigung, Landesangelegenheit, Landesältester, Landesbeschwerden, Landesgrundgesetz, Landesherr, Landeshoheit, Landessiegel, Landesveräusserung, Landesverfassung, Landesvorstand, Langheim, Langhische Güter, in den neuesten Bänden seiner Encyklopädie, ohne es einmal ausdrücklich anzuführen, wörtlich hat abdrucken lassen, darüber beschweren sich Hr. *H.* und seine Verlagshandlung mit vollem Rechte. Wenn Hr. *Krünitz* sich allenfalls darauf beruft: er habe jene Artikel nicht zweckmässiger abzufassen gewusst; so entschuldigt ihn das gar nicht, denn auf diese Weise könnte jeder Buchmacher seine Plagiate und Nachdrücke rechtfertigen. —

Bey einem Werke von solchem Umfang jede Unbestimmtheit, jedes kleine Versehen rügen zu wollen, würde ungerecht seyn. Um indessen dem würdigen Hn. Herausgeber zu zeigen, dass wir auch diesen Theil wieder mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen haben, und um vielleicht zu einigen Verbesserungen für den Supplementband Winke zu geben, wollen wir diejenigen Bemerkungen hieher setzen, die uns am meisten auffielen. — In dem Artikel — *Paragium* —, wo in dem §. 5. von dem Verhältniss der paragirten zu den regierenden Herrn die Rede ist, wird zwar ganz richtig festgesetzt, dass den ersteren nie der Inbegriff der Landeshoheit zukommt, sondern sie in dieser Hinsicht der Regierung der letztern unterworfen sind: aber die wichtige Bestimmung ist doch vergessen, dass man, in Ermangelung besonderer Hausverträge, oder eines besondern Herkommens, allezeit von dem Grundsatz ausgehen muss: den Paragirten stehen alle Rechte zu, deren Ausübung zur Benutzung des Deputats erfoderlich ist, und die Principien der Regalität können daher nicht so gegen sie, wie gegen blosse Privati, in Anwendung gebracht werden. — Von den — *Paribus Curiae* — wird §. 2. dieses Artikels gesagt, die Hauptbestimmung derselben sey, bey entstehenden Lehnstreitigkeiten entweder der Vasallen unter einander, oder des Lehnsherrn mit seinen Vasallen, *unter dem Vorsitze dieses*, ein Urthel zu finden und dadurch den Streit zu schlichten, und doch ist gleich nachher in dem §. 4. ganz richtig bemerkt, dass in Streitigkeiten zwischen Lehnherrn und Vasallen jener das Präsidium nicht führen dürfe, weil er sonst Richter in seiner eigenen Sache seyn würde. — *Die Patrimonialgerichtsbarkeit* wird also definirt: sie sey diejenige, *welche die Besitzer adelicher Güter* gewöhnlicherweise über ihre *Unterthanen* auszuüben haben. Dass dieser Begriff durch den Beysatz —

satz —

fatz — Befitzer adelicher Güter — zu sehr verengt, und dafs der Ausdruck — Unterthanen — unschicklich ist, wird wohl leicht jedem, auch ohne weitere Ausführung, auffallen. Was ferner hier von dem Ursprung und der Beschaffenheit dieser Art der Gerichtsbarkeit angeführt wird, ist eben nicht sehr erschöpfend, und vorzüglich muſste Rec. sich wundern, daſs das treffliche Werk: *Geschichte der ständischen Gerichtsbarkeit in Baiern*, weder benutzt, noch angeführt wurde. — Wenn in dem Artikel — *Pfandung* — behauptet wird, dafs die Klage aus der Pfandungsconstitution voller Schwierigkeiten, und es daher immer rathsamer sey, um ein bloſses Mandat nachzusuchen, als aus der Constitution selbst zu klagen; so ist dies offenbar unrichtig, wie man aus *Hoschers* Rechtsfällen Thl. II. No. 3. und aus *Danz* Reichsgerichtsprocess §. 277 leicht ersehen kann. Eben so dürfte es sich wohl schwer vertheidigen lassen, wenn in dem Artikel — *Plenipotentiarius* — gesagt wird: ein Gesandter, der eine allgemeine Vollmacht habe, heiſse Plenipotentiar, und es führten daher Gesandten sowohl vom ersten als zweyten Rang diesen Namen. In dem Artikel — *Polizey* — ist weder der Begriff, noch die Verschiedenheit der Polizey- von Regierungs- und Justitzsachen, noch die Frage; in wiefern Polizeysachen eine richterliche Untersuchung zulassen, richtig bestimmt. Zu Rec. groſser Verwunderung ist dabey *Scheidemantels* allgemeines Staatsrecht fast durchaus zum Grunde gelegt. — Bey der Lehre von der — *Prävention* — wird die Frage: ob der Kaiser von dem Kammergericht die abschriftliche Einsendung der ergangenen Acten und Protocolle verlangen könne? in dem §. 8. umständlich untersucht, der hierher gehörigen Verordnung der neuesten Wahlcapitulation Art. 16. §. 8. aber gar nicht gedacht. Dies muſste nothwendig Rec. in der Vermuthung, die er auch schon bey der Anzeige des dritten Bandes äuſserte, daſs nämlich der Hr. Herausgeber die einzelnen Artikel vor dem Abdruck nicht sorgfältig genug durchgehe, um so mehr bestärken, als noch viele andere Aufsätze unverkennbare Spuren an sich tragen, daſs sie schon vor geraumer Zeit müſsen ausgearbeitet worden seyn. Auf diese Weise wird dann freylich für den Supplementband eine nur zu reiche Nachlese übrig bleiben. — Daſs die in der goldenen Bulle angeordnete Primogenitur schon ganz unsere heutige Primogenitur-Erbfolgeordnung sey, wie in diesem Artikel §. 3. behauptet wird, kann Rec. nicht glauben, und daſs in dem §. 9., wo von der weiblichen Primogeniturfolge die Rede ist, des merkwürdigen Sayn-Hachenburgischen Rechtsfalls, und der bey Gelegenheit desselben erschienenen Schriften gar nicht gedacht wird, scheint ihm unverzeihlich. — Unter dem Artikel — *Promotorialschreiben* — wird in dem §. 9. von denjenigen Promotorialschreiben, welche die kammergerichtlichen Visitationen zu erlassen befugt sind, gehandelt, aber das, was bey der jüngsten Visitation deshalb vorgegangen, und was von *Balemann* gesammelt hat, nicht benutzt. — Daſs in neueren Zeiten in jeder kammergerichtlichen Audienz die vorhandenen Urtheile und Bescheide publicirt würden, wie unter dem Artikel — *Publication* — §. 2. behauptet wird, ist dem Gerichtsbrauche nicht gemäſs. — Wenn der Hr. Herausgeber den vollständigen Abdruck des Artikels — *Quaternionen* — aus der ersten Ausgabe damit rechtfertigt, daſs er eine *vermehrte*, also nicht *verminderte* Ausgabe zu liefern versprochen habe; so scheint Rec. das nicht hinreichend. Denn nach seiner Einsicht kann man das Wegschneiden solcher Albernheiten nicht — Mindern — nennen. — Unter dem Artikel — *Recess* — wird in dem §. 2. von den bey dem Kammergericht üblichen Recessen gehandelt, der vorzüglich hierher gehörige gemeine Bescheid vom 13 May 1785 aber nicht angeführt. — Eben so ist in dem Artikel — *Reichsgerichte* — in dem §. 7., wo von dem Recusiren kammergerichtlicher Mitglieder die Rede ist, von der neuesten dahin gehörigen Gesetzgebung kein Gebrauch gemacht. — Bey der Lehre von — *der Reichsritterschaft* — wird in dem §. 29. die Frage von der Abzugsfreyheit der Reichsritter berührt, aber der vorzüglich dahin gehörigen *Bodmannischen* Schriften keine Erwähnung gethan. — In dem Artikel — *Reichsstadt* — hätte billig in dem §. 10., welcher die innere Regierungsverfassung der Reichsstädte betrifft, das Verhältniſs der Magistrate zu den städtischen Gemeinheiten genauer bestimmt werden sollen, wozu *Malblanks* Abhandlungen aus dem reichsstädtischen Staatsrechte treffliche Materialien liefern. — Mit dem Artikel — *Retorsion* — endlich ist Rec. weder in Ansehung des gegebenen Begriffs, noch in Ansehung der Ausführung zufrieden, kann sich aber, des Raums wegen, nicht weiter darauf einlassen. — Nur das muſs er noch bemerken, daſs ihm in Ansehung der Ausdehnung nicht immer das richtige Verhältniſs unter den verschiedenen Artikeln beobachtet zu seyn scheint. So sind z. B. die Artikel: Pfalzgraf, Regalien, Restitutio, Revision sehr unvollständig; diejenigen hingegen: Paar, Perpetuirliche Wahlcapitulation, Postwesen, Recipirte fremde Rechte in Deutschland, Reichsritterschaft über alles Verhältniſs weitläuftig; als ganz vorzüglich gründlich und musterhaft aber verdienen die: Preſsfreyheit, Recht der Natur, Religion und die dazu gehörigen ausgezeichnet zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Berlin*, b. Oemigke d. J.: *Anleitung zur äuſsern Pferdekenntniſs.* Von *J. C. Plöw*, Stallmeister der Königl. Ritterakademie zu Berlin. Mit Kupfern. 1792. 112 S. 8. (16 gr.) Der Vf. schrieb diese Bogen als Leitfaden zur äuſsern Kenntniſs der Pferde, für die, welche auf der Ritterakademie zu Berlin unter seiner Anleitung reiten lernen. — Schriften dieser Art und zu diesem Gebrauche können nicht immer viel neues enthalten: von Seite der Methode, der Kürze und Deutlichkeit des Vortrages aber verdient gegenwärtige kleine Schrift alles Lob, daher wir sie auch Anfängern vor vielen andern empfehlen können. Die beiden zu dieser Anleitung gehörigen Kupfer sind ziemlich gut gerathen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. December 1795.

GESCHICHTE.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Johann Christoph Krause*, der W. W. Magisters, u. öffentl. ordentl. Lehrers auf der K. Pr. Friedrichs-Universität zu Halle, *Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa*. Ein Handbuch für Schulmänner, Erzieher, Studirende, und andere Liebhaber der Geschichte aus allen Ständen. *Dritter Band.* Geschichte des Mittelalters bis zum Anfange der grossen Kreuzzüge. 1791. 456 S. 8. — *Vierten Bandes Erste Abtheilung.* Geschichte des Mittelalters bis zum Anfange der grossen Kreuzzüge. 1793. 461 S. — *Vierten Bandes Zweyte Abtheilung.* Geschichte des Mittelalters während der grossen Kreuzzüge. 1795. 401 S *Fünfter Band*, welcher die Geschichte der Welthändel über Italien vom J. 1494 bis 1530 der damaligen ersten Entdeckungen und Eroberungen der Europäer in America, Asia und Africa, und der damit zusammenhängenden innern Staatsveränderungen in Süd-Europa enthält. 1792. 434 S. (Eben dieser Band auch unter der Aufschrift: *Geschichte des heutigen Europa in den neuesten Zeiten. Erster Band.*)

Nunmehr kommt dieses Werk der Ausführung seines Entwurfs immer näher. Die Geschichte des Mittelalters sollte darinn nur Einleitung und Vorbereitung zur Kenntniss der neuern europäischen Geschichte abgeben. Allein der Vf. hatte zu jener so viel gesammelt, und sowohl seine Leser als seine Zuhörer hatten so deutlich zu erkennen gegeben, eine umständlichere Erzählung derselben werde ihnen angenehm seyn, dass daraus nach und nach ein eigenes, mit der zweyten Abtheilung des vierten Bandes noch nicht geendigtes Werk erwachsen ist. Unterdessen hat der Vf. für den Anfang der neuern Geschichte im fünften Bande einen besondern Titel drucken lassen, damit diejenigen, denen die Geschichte des Mittelalters minder wichtig vorkömmt, oder die sie nicht so ausführlich beschrieben lesen wollen, sich blos an das Hauptwerk halten können.

Im *dritten Bande* beschliesst er zuvörderst *das Erste Buch der Geschichte des Mittelalters*, indem er die im 9ten Kap. angefangene Schilderung einzelner Menschen und Begebenheiten fortsetzt. Don *Pelayo*, *Karl der Grosse und Ecbert* eröffnen diesen Band. Unter dem Namen des erstern wird der Ursprung der jetzigen spanischen Monarchie untersucht, und das Merkwürdigste der spanischen Geschichte bis auf Karln d. Gr. erzählt; im Leben dieses Fürsten wird gezeigt, wie die Franken die erste christliche Macht geworden sind; wie die Länder seiner Monarchie eine andere Gestalt gewonnen; Cultur und Wissenschaften aber einen grossen Beförderer an ihm gefunden haben; endlich bey dem dritten, wie aus den angelsächs. Reichen eine Monarchie geworden ist. Eine Urkunde *Abderrahmans* vom J. 759 beym *Casiri* ist ihm mit Recht verdächtig; wir tragen kein Bedenken, sie ganz zu verwerfen. *Karls d. Gr.* Leben und Zeitalter sind vorzüglich gut geschildert, S. 23—109. Dass aber (nach S. 31.) „sein Sachsenkrieg, wie die Unternehmungen der Franzosen im „siebenjährigen Kriege, beweise, wie schwer, wie fast „unmöglich es für Fremde sey, Westphalen und Nie„dersachsen zu bezwingen," davon können wir den Parallelismus nicht finden. Hr. *K.* glaubt übrigens, (S. 31.) *Karl* möchte anfänglich dabey an keinen allgemeinen Nationalkrieg gedacht; sondern nur die streitigen Länder zu behaupten, und christlich zu machen gesucht haben; allein die Staatsklugheit des Pabsts *Adrians I*, der ihn nach *Mösers* Bemerkung, unvermerkt leitete, habe ihn weiter geführt. Uns scheint jedoch nach *Eginhards* Ausdrücken, der eingewurzelte Hass zwischen Franken und Sachsen sogleich auf ein Hauptunternehmen losgegangen zu seyn; zumal da diese jenen schon ehemals Tribut gezahlt hatten. Merkwürdig ist allerdings die Stelle, und noch eben nicht benutzt, die der Vf. aus den unter *Luitprands* Werken stehenden Leben der Päbste anführt, welche gewöhnlich einem Mönche von *Corvey* oder *Hersfeld* gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts zugeschrieben werden, (S. 41. Anm. a.) Ihm kommt sie entscheidend für die Stiftung des Bisthums *Osnabrück*, schon im fünften Jahre von *Karls* Regierung, und nach dem Rathe des Pabstes, vor. Doch indem er hinzusetzt: „Wie wäre dieses aber, ohne die dem Rhein und der Gränze im Münsterschen und Paderbornischen näher wohnenden Westphälinger zugleich bezwungen zu haben, möglich gewesen?" so soll dieses zwar eine Folgerung aus der gedachten Stelle für *Karls* ausgebreitete Eroberungen seyn; im Grunde aber liegt darinn eine starke Einwendung gegen die so zeitige Errichtung jenes Bisthums. Denn es ist bekannt, dass *Karl* die Sachsen in den ersten Jahren bey weitem nicht bis *Osnabrück* hin bezwungen hat; wie könnte er also hier schon damals ein Bisthum angelegt haben? Die Besatzungen, welche ihn der Vf. an der Dimel und Weser legen lässt, schränken sich auf das einzige Eresburg ein, das die Sachsen bald zerstörten. — Die übrigen Merkwürdigkeiten dieses Kap. sind: *Ludwigs des Frommen* Ursprung; (S. 119—148.) Ende (oder Theilung) des fränkischen Reichs, und Uebersicht der entstandenen Veränderungen von Europa, wo auch das *östliche Kaiserthum*, dessen

dessen Kirchenhändel, Kriege u. dgl. m. vorkommen. — Das zweyte Buch, von der Zertrümmerung der fränkischen Monarchie bis zum Ende des ersten Kreuzzugs, fängt zwar schon S. 174. an; es schliefst aber dieser Band nur folgende sieben Kapitel in sich. I. *Bemerkungen über deutsche Staaten:* Clerisey, Pseudoisidor, Nation, Kriegswesen, die Deutschen und übrigen Franken; England, *Spanien, arabische Staaten und Griechen.* Neu ist die Bemerkung des Vf. (S. 183. Anm. h.) dafs nach der Chronik, welche *Luitprands* Namen führt, (*Opp.* p. 366., *ed. Antwerp.*) zu den unächten Decretalen Isidorus *Setabritanus*, nicht *Hispalensis*, den Namen habe hergeben müssen, weil jenem darinn *Collectio Conciliorum quae dicitur Isidori Peccatoris vel Mercatoris in Chronico, quo cognomento vocatus est Isidorus super Isidori nomen*, beygelegt werde. Wenn er, fetzt er hinzu, auf diese Auctorität rechnen dürfte: so wäre er geneigt anzunehmen, dafs der gröfste Theil des jetzt bekannten Pseudo-Isidorus eine Frucht des Geistes sey, welcher in den toletanischen Concilien lebt, und dafs nach dem Umsturze des westgothischen Reichs, das Ungeheuer in anderer Gestalt und gröfserer Corpulenz wieder ans Licht gebracht worden sey; allein er rechne nicht viel auf dieses Chronikon. Freylich ist die angeführte Stelle etwas dunkel und verworren; sie spricht nicht von päbstl. Decretalen, sondern von Concilien; der Vf. könnte zwar beide vermengt haben; allein da er höchstens erst nach der Mitte des 10ten Jahrh., mithin zu einer Zeit schrieb, als der unächte *Isidor* sich schon in der Kirche festgesetzt hatte: so kann er nicht viel zur Aufklärung der Geschichte derselben dienen. Unterdessen macht er doch seine spanische Abkunft wahrscheinlicher, die man in den neuesten Zeiten dem Zeitgenossen *Hincmar* nicht hat glauben wollen. II. Kap. Nachrichten von den *Normännern, Slaven, Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, Madscharen.* (Ungarn.) S. 207—263. III. Kap. Untergang der *Karolinger* in Deutschland, Italien und Frankreich. S. 264—315. IV. Kap. Geschichte Deutschlands und Italiens im Zeitalter der *sächsischen* und ersten *salischen* Regenten. S. 316—414. Die bekannte Stelle *Wittekinds: qui primus libera potestate regnavit in Saxonia*, soll (nach S. 320.) so viel heifsen: *Heinrich* sey der erste aus seinem Volke gewesen, der zur königlichen Würde gelangt sey, und damit wird *Wittekinds* Dedication: *in qua ipse Dominus primus regnavit*, ingleichen der *Annalista Saxo ad* A. 919. zur Bestätigung verglichen. Allein schon an sich können jene Worte solches nicht bedeuten; und *Wittekind* giebt ja selbst ihre Erklärung, (L. I. p. 635.) die Sachsen wären dem Herzoge *Heinrich* behülflich gewesen, seine Würde und Regierung wider Willen des deutschen Königs zu behaupten. Von diesem wichtigen Umstande wird weder in der Dedication noch beym *Ann. Saxo* etwas gedacht. *Otto dem Gr.* läfst der Vf. S. 345 f. volle Gerechtigkeit wiederfahren; sollte auch vielleicht noch hin und wieder ein kleiner Schatten nöthig gewesen seyn, um das viele Licht zu mildern. Wir geben zu, dafs Otto nicht selten ein edleres Herz gezeigt habe, als *Karl d. Gr.*; möchten aber darum nicht den Abstand zwischen ihnen beiden *unendlich* nennen. Auch rührt wohl die unbillig harte Beurtheilung, die Otto in unsern Zeiten erfahren hat, nicht gröfsentheils davon her, wie der Vf. glaubt, dafs er den Clerus so sehr bereicherte. Ueber seine und anderer Kaiser italienische Unternehmungen urtheilen wir wie der Vf., dafs sie unleugbare Rechte auszuführen versucht haben, und sagen mit dem alten Dichter: *Careat successibus opto, Quisquis ex eventu facta notanda putat!* Darum würden wir aber nicht gerade denen, welche anderer Meynung sind, *lächerliche Grundsätze* beymessen. Auffallend ist es auch beym ersten Anblicke, dafs er (S. 373.) *Rom der Wohlthat, von Deutschen beherrscht zu werden, sehr bedürftig* nennt; da doch diese Beherrschung Rom so viel Blut gekostet hat. Allein die greulichen Zerrüttungen dieser Hauptstadt funfzig Jahre lang vor *Otto*, machten wenigstens eine gesetzmäfsige und verständige Regierung derselben sehr wünschenswerth; was sie dadurch gewonnen habe, dafs sie ihren Pontifex zum Oberherrn bekommen hat, liegt am Tage. *Gibbon*, sagt der Vf. (S. 375. Anm. i.) vermuthet im päbstlichen Weiberregiment des zehnten Jahrhunderts, den Ursprung der Fabel von einer Päbstin Johanna; er hätte diese Vermuthung schon vor drittehalb hundert Jahren bey unserm *Aventinus* finden können; und andere mehr haben sie auch vor *Gibbon* vorgetragen. Gegen diese Kapitel sind die drey übrigen in diesem Bande, welche *französische, spanische, scandinavische und englische* Begebenheiten in sich begreifen (S. 415 bis 449.), verhältnifsmäfsig zu kurz gerathen.

Des *vierten Bandes erste Abtheilung* enthält den Rest des *zweyten Buchs* in fünf andern Kapiteln. VIII. Kap. Geschichte der *nördlichen deutschen Wenden, von Böhmen, Pohlen und Schlesien*, und von *Rufsland.* Da der Vf. bey jeder Nation auf Sitten, Gesetze, und jede andere Art von Cultur derselben vorzüglich aufmerksam ist: so zeigt er auch hier (S. 28 fg.) wie roh die Böhmen, obgleich die gebildeteste unter den slavischen Nationen, gewesen sind. Die meisten Schandthaten der slavischen Grofsen fielen auf Gastmahlen vor. Der Menschenhandel, mit vielen Abscheulichkeiten begleitet, dauerte unter den Böhmen noch im J. 1078, da sie längst Christen waren, fort. Eine Art Köpfscheibe zum Enthaupten, welche in Böhmen und andern Ländern noch um 1200 üblich war, macht dem neuern Erfinder der *Guillotine*, seinen armseligen Ruhm streitig. IX. Kap. Geschichte von *Ungarn, Siebenbürgen, Croatien*, etc. S. 133 fg. In der ungrischen Geschichte fehlten dem Vf. Hauptbücher, wie *Schwandtners Script. Rer. Ungaric.* die wichtigen Schriften von *Kollar*, u. a. m. Daher ist auch einiges in seiner Erzählung mangelhaft geblieben, z. B. S. 149. 150. Die Fabrication der berüchtigten Bulle *Silvesters* ist nie, wie er behaupte, den Jesuiten beygelegt worden; der Franziscaner *Levakowitz* hat sie allein geschmiedet. Vergebens sucht der Vf. die Belege dazu in *Pray. Annall. Ungar.* sie stehen beym *Schwarz*, und besonders beym *Kollar.* X. Kap. *Byzantinische* und *Normannische* Geschichte S. 176 fg. Die Nachricht, S. 184. dafs *Constant. Porphyrog.*

vog. Werk. von der Staatsverwaltung, im J. 1751 durch *Reizen* herausgegeben worden sey, ist so zu verbessern: Sein Werk *von den Ceremonien des constantinop. Hofs* ist vom gedachten Jahre an durch *Leichen* und *Reisken* ans Licht gestellt worden. Dass der Vf. den Inhalt dieses Werks kennt, sieht man S. 232 fg. doch stimmen wir nicht mit ihm, „dass das Byzantinische Hofceremoniel um nichts lächerlicher oder ehrwürdiger sey, als das Grosbritannische." Kap. XI. Zur Geschichte *der geistlichen Monarchie des Pabstes* S. 237 fg. *Gregors VII.* Geschichte ist S. 272 fg. sehr gut bearbeitet: weder der durchgängige Ankläger, noch der geflissentliche Apologet, leuchtet hier hervor; und doch bleibt im Ganzen der Begriff von ihm stehen, den man sich aus seinen Handlungen und Schreiben längst gemacht hat. Unter andern zeigt der Vf. S. 302 fg., dass sich *Gregor* durch nichts tiefere Verachtung bey der Nachwelt zugezogen habe, als durch sein Betragen gegen die Sachsen. Mit Recht wird auch S. 310 fg. behauptet, „dass nicht einmal in der *Hildebrandischen* Hierarchie ein Damm gegen die willkührliche weltliche Gewalt vorhanden sey; sondern dass sie vielmehr der Menschheit neue und unerträgliche Fesseln anlege." Von S. 345 an, geht der Vf. auf den Ursprung der katholischen Kirche und der päbstlichen Monarchie zurück. Hier finden sich viele richtige und feine Bemerkungen; aber auch schwache Hypothesen, erkünstelte Vergleichungen u. dgl. m. So wird S. 353 fg. die älteste katholische Kirche mit einem geheimen Orden, und die einzelnen Gemeinen derselben mit den Logen der Freymäurer verglichen; wo vieles übertrieben ist, und den Versicherungen der ältesten Lehrer widerspricht. Dass *der constantinop. Patriarch*, nach S. 365. durch den angemassten Titel *episcopus oecumenicus*, *nach dem Oberbisthum in der ganzen römischen Welt gestrebt habe*, ist ganz unrichtig; nie hat jener Name diese Bedeutung gehabt; warum sie ihm aber *Gregor d. Gr.* angedichtet habe, ist bekannt. Die Benedictiner können nicht, wie S. 368. vorgegeben wird, am Ende des 5ten Jahrh. entstanden seyn, da wurde ja erst ihr Stifter geboren. Die Abschnitte, nach welchen S. 372 fg. die Geschichte der Macht der römischen Bischöfe beschrieben wird, sind gut gewählt; aber bereits von der Entfernung *Constantins* aus *Rom*, konnte der erste bezeichnet werden. Der Vf. nennt zwar die Unternehmungen der ältern römischen Bischöfe planlos; gesteht aber doch S. 376 fg. dass sie schon seit dem Anfange des 5ten Jahrh. nach einem festen Grundsatze gehandelt haben. XII. Kap. Einleitung in die *Geschichte der Kreuzzüge* überhaupt, und *Geschichte des ersten grossen Kreuzzugs* insbesondere.

Die *Periode der Kreuzzüge*, vom Anfange des zwölften Jahrhunderts bis zum Ende des dreyzehnten, wird nunmehr in der *zweyten Abtheilung des vierten Bandes*, aber nur nach den ersten drey dazu gehörigen Kapiteln, denen noch zehn folgen werden, beschrieben. I. Kap. Kurze Darstellung des *Fortgangs der Hierarchie und der Möncherey*; des Ursprungs und der Beschaffenheit des *Feudalsystems* und der *Dienstmannschaft*; des *Ritterwesens*; des *Bürgerstandes*; der *Landeshoheit* und des *Universitätswesens*. Wenn es der Vf. S. 26. sonderbar findet, dass sich die römische Rechtsgelehrsamkeit von *Bologna* her, sogar unter kaiserlicher Autorität, zum Nachtheil der sogenannten barbarischen Gesetze verbreitet hat: so erinnerte er sich nicht, wie wohl *Friedrich I* die römischen Rechtslehrer von jener berühmten Schule zur Unterstützung des kaiserlichen Ansehens zu benutzen gewusst hat. Die Ursachen der allgemeinen Verbreitung des Lehnwesens werden S. 59 fg. sehr genau erörtert. Gegen die neuern zu strengen Beurtheiler desselben wird es aus seinen ächten Grundsätzen vertheidigt. Auch die übrigen Gegenstände dieses Kap. z. B. vom Bürgerstande, sind lehrreich entwickelt. Bey den Universitäten scheint den Muthmassungen etwas zu viel Platz eingeräumt, und nicht Rücksicht genug auf *Paris*, ihr erstes Muster, genommen zu seyn. II. Kap. *England*, *Wallis*, *Schottland*, *Irland*, vom J. 1066 — 1307. S. 189 fg. *Wilhelm der Eroberer*, meynt der Vf. S. 190. habe in der Regierung und im Charakter ungemein viel Aehnlichkeit mit *Otto dem Grossen*, beide aber würden sehr ungleich beurtheilt. Uns kommt ihre Aehnlichkeit nur mässig vor; der Vf. führt auch selbst S. 197. Züge von *Wilhelm* an, welche dieses beweisen. III. Kap. *Französische Geschichte*, vom 12ten Jahrh. bis zum Ende des heil. Ludwig, 1270. S. 312 fg. Durchgehends ist auch über die innere Verfassung viel Licht ertheilt worden.

Während dass den Vf. diese Geschichte des Mittelalters etwas lange aufhielt, fertigte er wenigstens im *fünften Bande* den Anfang der neuern europäischen Geschichte aus. Von dem *ersten Theil* derselben, welcher die Begebenheiten seit der Entdeckung von America, bis zur einstweiligen Beruhigung Europens, im Anfange der zweyten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erzählt, und wie aus der allgemeinen Uebersicht zu ersehen ist, aus neunzehn Kapiteln bestehen soll, sind hier erst sieben bearbeitet. I. *Kriegszug Karls VIII K. von Frankr. nach Italien*, 1494 und dessen nächste Folgen; S. 16 fg. Die Triebfedern sind hier vorzüglich gut auseinander gesetzt. Von Folgen wird das *Mal de Naples* zuletzt angegeben. II. *Ludwigs XII Kriege über Mailand und Neapel*, — damit zusammenhängende Begebenheiten bis zum Bündnisse von Cambray, 1498 — 1508. S. 50 fg. III. Geschichte des *Bündnisses zu Cambray*, und der daraus entstandenen Staatshändel, bis zum Tode *Ludwigs XII.* 1508 — 1515. S. 83. fg. Dem Vf. ist es (S. 132.) unwahrscheinlich, dass *Ludw. XII* eine Münze mit der Umschrift: *Perdam Babylonis nomen*, habe prägen lassen; es müsste denn, wenn sie in Neapel geprägt worden, ein Kunstgriff *Ferdinands* gewesen seyn, ihm desto mehr Feinde zu machen." Allein dieser Zweifel ohne weitere Gründe kann wohl gegen die allgemein anerkannte Aechtheit der Münze nicht hinreichen. IV. *Franz I erobert Mailand, und schliesst Friede mit den Schweizern, Ferdinands d. Kathol.* und *Maximilians I* Tod; (1519) Ende des Kriegs mit Venedig. S. 145 fg. V. *America* entdeckt; neuer Weg nach *Ostindien*; Folgen von beiden; innere Geschichte der

der südlichen Hälfte von Europa. S. 167 fg. Der Vf. trägt Bedenken, den *Amerigo Vespucci*, der gewöhnlich als ein Lügner vorgestellt wird, aus unvollständigen Acten zu verurtheilen. (S. 180.) Neuere Vertheidigungen desselben, die in Italien erschienen sind, scheint er zwar nicht gelesen zu haben; doch hat er einiges für ihn ausgezeichnet, das sich hören läst. Die Erfindung der *Reichskreise* ist in seinen Augen (S. 236.) mehr werth für Deutschland, als wenn es America entdeckt, und in Besitz genommen, oder das Monopol des indischen Handels erlangt hätte. Denn „erstlich und ursprünglich sind sie eine Reichsanstalt, von der gesetzgebenden Gewalt angeordnet, gewisse allgemeine Reichsangelegenheiten nach einer vorgeschriebenen Ordnung zu besorgen; vorzüglich für die Vollstreckung und Handhabung der Gesetze, für Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, für gute Policey u. dgl. m. zu wachen. Sie sind aber auch grosse freywillige Vereine zur Beförderung eines gemeinsamen Besten und allgemeiner Angelegenheiten. Jenes liess Verdienste um das Reich erwerben; dieses machte sie fähig, ihre eigne Wohlfahrt zu vermehren.“ Freylich an Fähigkeiten und Anlagen fehlt es hier nicht! VI. *Türkische Uebermacht*. S. 283 fg. VII. *Karl V* und *Franz I* Kriege und andere damit zusammenhängende Begebenheiten, von 1518 bis 1580. S. 301 fg. Die Charakterzeichnung Karls V ist ziemlich flüchtig, unvollständig und einseitig gerathen. In drey Perioden nach einander sagt der Vf. beynahe einerley: 1) *Eben so wenig lehrte man ihn, Herr seiner Leidenschaften zu seyn*, welches mit der Kunst, sich zu verbergen, gar nicht streitet. 2) Er muss *zu den leidenschaftlichsten Fürsten seiner Zeit* gerechnet werden. 3) Unendlich mehr, als man auf den ersten Anblick glaubt, *haben seine Leidenschaften ihn beherrscht*. Am meisten befremdete uns diese zuversichtlich hingeworfene Nachricht. *Ein Fürst, der mit seiner leiblichen Schwester einen Sohn erzeugt, den Don Juan d'Austria mit der Maria von Ungarn.* Nun setzt zwar der Vf. in der Anmerkung hinzu: „*P. Bayle Diction.* (das ich eben nicht zur Hand habe) „hat diese Greuelanekdote; auch *Amelot de la Houssaye, Mem. hist. I. p.* 195. 196. besonders auch nach „*Brantome Mémoires - Vies des Capitaines étrangers*, „*s. Philippe II Roi d'Espagne*, am Ende — *Strada de* „*bello Belg. Dec. I. C.* 10. *in fine.*“ Aber bey *Baylen*, Art. Charles-Quint, steht kein Wort davon; und wenn er auch diese Anekdote aufgejagt hätte: was wäre durch sein Ansehen bewiesen? Hat sie *Amelot*, welches wir dem Vf. glauben wollen: so wird er ihn doch nicht als Zeugen ansehen? *Strada* sagt gerade das Gegentheil: *Don Juan sey von Karln mit Barbara Blomberginn erzeugt worden*; und bekanntlich ist dieses die gewöhnliche alte Erzählung. Am Ende wird also alles auf *Brantome* ankommen: und da braucht wohl nicht erst gefragt zu werden, ob eine solche Abscheulichkeit auf das einzige Zeugniss eines Franzosen von keinem hohen Range unter den Geschichtschreibern, in der Geschichte eines den Franzosen so verhassten Fürsten, und im Widerspruche gegen die alte sehr wahrscheinliche Nachricht, als wahr angenommen werden dürfe. Auch hat *Bayle* eben diesem *Brantome* in *Karls* Geschichte ein nicht geringes Versehen vorgeworfen. (l. c. Remarque T.)

Hr. K. hat gewiss für vielerley Leser ein sehr unterrichtendes und angenehmes Buch geschrieben. Man sieht insonderheit an seinem Beyspiel, wie viel Neues und Anziehendes ein Mann mit scharfsinnigem Forschungsgeiste begabt, selbst über die am häufigsten beschriebenen Geschichten zu sagen im Stande ist. Hätte er mehr Zeit auf die Verarbeitung der trefflichen von ihm gesammelten Materialien wenden wollen oder können: so würden Methode und Schreibart noch viel gewonnen haben. Die Wahl, die Stellung, die gleiche Behandlung der zu erzählenden Begebenheiten, die Weglassung mancher Auswüchse, und dagegen die etwas reichlichere Anführung der von ihm sichtbarlich, so oft es in seiner Gewalt stand, überaus gut genutzten Quellen sind einige Hauptseiten, welche eine Vervollkommnung wünschen lassen. Auch ist der Vf. zwar oft so voll von seinen Gegenständen, dass er zugleich die Leser zur lebhaftesten Theilnehmung an denselben hinreissen möchte. Nur wählt er dazu nicht selten zu gezwungene, ungewöhnliche Ausdrücke, witzig und scherzhaft, oder kraftvoll seyn sollende Bilder u. dgl. m. was die edle historische Schreibart nicht verträgt. So schreibt er Th. V. S. 55 fg. von *Cäsar Borgia*: „Dieser *armselige Wicht* hatte sich jenen grossen Mann, dessen Namen er führt, — wie denn ausser grossen Namen unter den Principi, Nobili, und ausser grossen Trümmern nichts von der Herrlichkeit der ehrenvollen Vorzeiten dort zu Lande — so wie vom Christenthum ausser den biblischen und andern heiligen Namen, besonders bey *Karrenschiebern* und *Banditen* — wenig mehr übrig war, — zum Muster erwählt u. s. w. ingleichen S. 58. von *Maximilian I*, Er *vergeudete*, was er empfing, *so bey her*, — er tanzte an den Quellen der Donau zu Ehren des grossen Stroms — — und wie gern hätte er damals auch die Quellen des Rheins und anderer Alpenflüsse *betanzt* u. s. w. Ohne Zweifel wird Hr. K. bey einer neuen Ausgabe sein Buch mit väterlicher Strenge umarbeiten, und dadurch seinen längst gesicherten historischen Ruhm noch fester gründen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 31. December 1795.

PAEDAGOGIK.

Würzburg, in der Riennerschen Buchh.: *Magazin zur Beförderung des Schulwesens im katholischen Teutschlande.* Herausgegeben von *Michael Feder,* Doct. u. Prof. der Theol. an der Universität Würzburg. I. Band. 1 - 4. Heft. 1791 und 92. Zweyter Band. 1—4tes Heft. 1792 u. 93. Jeder Heft. 6 Bogen.

Dieses Magazin ist den Vorstehern des Schulwesens, den Schullehrern und den lesenden Aeltern gewidmet und hat die Absicht, interessante, die Erziehung und Belehrung der Jugend betreffende Wahrheiten und Schriften zu verbreiten. Man findet darinn Originalaufsätze, Auszüge und aus andern Schriften entlehnte Stücke, Recensionen einiger literarischen Producte des katholischen Deutschlandes, Nachrichten, landesherrliche Verordnungen, kurze Lebensbeschreibungen verdienter Männer und Lieder mit beygefügten Melodieen. Alle Vierteljahre soll ein Heft erscheinen, deren vier einen Band ausmachen.

Unter den Originalaufsätzen sind einige populäre Anreden an Landgemeinen, welche dem Rec. sehr zweckmäfsig zu seyn scheinen, z. B. *Ueber den Werth eines guten Schullehrers.* (Bd. I. St. 1.) Desgleichen (Bd. I. St. 2.) *Ueber das Studirenlassen der Kinder,* worinn den Landleuten die falsche Meynung benommen wird, dafs es verdienstlich und für die Familie wohlthätig sey, einen Sohn studiren zu lassen; beide vom Herausgeber. Eine ähnliche Anrede an die Schultheissen und Gemeindedeputirten des Amtes Arnstein, bey der Vorstellung des ersten Amtsphysikus D. *Thomann;* gehalten vom Amtskeller *Haas* zu Arnstein (d. 31. März 1791), macht nicht nur dem Hn. Doctor, sondern auch der fürstlich Würzburgischen Regierung und selbst dem Redner Ehre. Das vierte Stück des zweyten Bandes enthalt eine Abhandlung *über die Handwerkszünfte und Wanderjahre, für den Gewerbs- und Nahrungsstand,* deren Vf. die Misbräuche, die mit den verordneten Wanderjahren getrieben werden, rügt, Mittel, sie für den Gewerbsstand und für den Staat nützlicher zu machen, angiebt, die Anlegung einer Gewerbschule in Vorschlag bringt und der Meynung ist, dafs selbst die Jugend des Bauernstandes mit Vortheil zur Gewerbsschule könne angehalten werden. Die Gedanken eines Ungenannten (Bd. 2. St. 2.) *über die Art einer jungen Standesperson die Geschichte, besonders die römische und deutsche, beyzubringen,* gehen nicht tief. Rec. ist der Meynung, dafs man die römische und deutsche, so wie jede andere Geschichte und jede Wissenschaft einer jungen Standesperson nicht anders beybringen kann, als jeder andern jungen Person.

Ein Theil dieses Magazins ist polemisch. Weil nämlich im Journal von und für Franken (1791. Bd. 2. Heft 2. Nr. 5.) der Nichtbestand der Industrieschulen im Würzburgischen als ausgemacht war angenommen worden; so wird hier nicht nur im 1sten St. des 1sten Bds. von der Entstehung der Industrieschulen im Hochstift Würzburg, von dem gegenwärtigen wirklichen Bestande und schon merklichen Nutzen derselben durch den Hn. Hofr. und Prof. *Seuffert* Nachricht gegeben, sondern die Behauptung des allgemeinen sowohl als localen Vortheils derselben wird auch im 3ten St. fortgesetzt. Und da ein Ungenannter im Journ. v. u. f. Fr. den Würzburgischen Schulendirector *A. J. Onymus* verschiedener Fehler beschuldiget; so legt dieser im 4ten Hefte des 1ten Bandes über seine Amtsführung öffentlich Rechenschaft ab, welche Schrift wirklich Muster einer bescheidenen und gründlichen Verantwortung ist. Man findet auch darinn manchen Beweis von der dermaligen sehr guten Einrichtung des Würzburgischen Gymnasiums.

Die angezeigten Schriften sind mehrentheils dogmatischen und ascetischen Inhalts. Unter jenen zeichnen sich: Unterredungen eines Vaters mit seinen Söhnen über die ersten Grundwahrheiten der christlichen Religion von *Seb. Mutschelle;* und unter diesen: Leben und Sitten der heil. Jungfrau Maria etc. Salzb. 1791 aus. Ueberhaupt kann dieses Magazin, wenn es fleisig gelesen wird, zu Beförderung des Schulwesens im katholischen Deutschlande allerdings beytragen.

Hannover, b. Hahns: *Anweisung für die Lehrer in den Bürgerschulen,* von *Horstig,* Schaumb. Lipp. Conf. Rathe und Superintendenten. 1795. 210 S. gr. 8.

Diese Schrift wurde durch eine holländische Preisfrage veranlafst, und erhielt auch wirklich den Preis, den sie vollkommen verdient. Der Vf. setzt die Bestimmung der Bürgerschulen darinn, dafs die Schüler in Stand gesetzt werden, ihren Verstand zu brauchen, ihre Sitten zu bilden, sich immer nützlich zu beschäftigen und ihres Lebens recht froh zu werden. Zur Uebung des Verstandes (welchen der Vf. häufig mit der Vernunft verwechselt) erfodert er erstlich gewisse Vorübungen, als Buchstabenkenntnifs, Syllabiren, Lesen, Schreiben, Rechnen; (die Vorzüge des Syllabirens vor dem Buchstabiren sind vielleicht nirgends so deutlich auseinandergesetzt worden als hier) dann Religionskenntnisse, die von den Vorschriften des Wohl-

verhaltens ausgehen sollen; darauf Naturlehre mit Naturgeschichte; Technologie; Erdbeschreibung; endlich sogar, wo möglich, einige vorläufige Kenntniss *ausländischer Sprachen* für die Handwerker und Künstler, die sich in ihren Wanderungsjahren im Auslande bilden wollen. In dem Abschnitte über die Bildung der guten Sitten ist nach einer unbestimmtern Art zu reden auch die Bildung des Herzens, oder die Erziehung zur Sittlichkeit, mit begriffen worden. In dem folgenden werden Mittel angegeben, die Kinder sowohl in der Schule auf eine nützliche Weise zu beschäftigen, als ihnen überhaupt Thätigkeit zur Gewohnheit zu machen. An diesen Abschnitt schliesst sich noch eine ganz kurze Betrachtung über die Mittel, die Jugend zu einem frohen Leben anzuführen, an, und der Vf. erklärt es für eine von den Hauptabsichten des ganzen jugendlichen Unterrichts (die er vermuthlich auf die doppelte Bestimmung des vernünftigsinnlichen Menschen gründet), dass man die Menschen die Wissenschaft lehre, ihres Lebens froh zu werden. Die ganze Schrift zeugt von der praktischen Einsicht des Vf. in das Erziehungswesen, und von der Gabe Ideen auf eine leichte und allgemein verständliche Weise zu entwickeln und auf eine anziehende und geschmackvolle Art vorzutragen.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Hof, b. Grau: *Sara von Uriz oder das Raingespenst. Eine Kunde aus der Vorwelt.* 1793. 428 S. 8.

2) Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Rudolf von Forsteck. Eine Sage aus der Vorwelt.* Von —. M. — 1793. 96 S. 8.

3) Limburg, b. Hüttner: *Robert von Herstingen. Eine Geschichte aus dem mittlern Zeitalter.* 1793. 336 S. 8.

4) Hannover, b. Ritscher: *Das Schloss St. Vallery, ein Gespenstermährchen aus den Zeiten Richards Löwenherz.* Aus dem Englischen. 1793. 79 S. 8.

5) Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Die Kreuzfahrerinnen oder Dedo von Eglofstein und Blanka von Heldenfels.* Von der Verfasserin der *Familie Walberg.* 1794. 340 S. 8.

6) Leipzig, b. Gräff: *Konrad Toxa von Toxheim, der unglückliche Ritter des Blutschwerds. Eine Geschichte aus den Zeiten des Faustrechts.* 1793. 412 S. 8.

7) Prag, b. Calve: *Ritter von Haselburg und Adela von Lachfeld. Eine böhmische Familiengeschichte aus den hussitischen Zeiten.* Aus böhmischen Originalurkunden. 1793. 201 S. 8.

Rec. sah vor Jahren einen alten ehrlichen Organisten die Kinder, welche er im Clavierspielen unterrichtete, oft dadurch ergetzen, dass er sie selbst durch Würfel englische Tänze componiren liess. Ungefähr 32 einzelne Takte derselben Tonart lagen zum Grunde, und die Würfel bestimmten nach den Zahlen, die jene Takte bezeichneten, in welcher Ordnung sie zu stehen kommen sollten. Bey der zahlreichen Menge von Verbindungen, die unter zwey und dreyssig Nummern möglich sind, entstanden auf jenen Wege eine grosse Anzahl von Tänzen. Von welchem Geiste? urtheilt man leicht selbst. — Wie dort die Kinder mit Tänzen, so verfahren schriftstellerische Knaben jetzt mit den Ritterromanen. Gute oder schlechtdenkende Ritter, edle Dirnen, Turniere, Fehden und dabey Mord und Todschlag, Pfaffen und ihre Betrügereyen, Gespenster, nebenher zur Verzierung Knappen, Rüden und Humpen, und wie der alte Plunder weiter heisst, werden, wie es das Schicksal fügt, zusammengewürfelt. Immer bleiben es dieselben Wesen, dieselben Scenen, einerley Ausdruck und Sprache: nur dass in einer Geschichte der Tod, in einer andern die Hochzeit ein gedeihliches Ende schafft; in jener Turniere die Scene öffnen, die in dieser am Schlusse zu stehen kommen u. dgl. Ob dabey auch nur den eingeschränktesten Foderungen des guten Geschmacks ein Genüge geschehe? ob vorzüglich das Gemische durch einen bestimmten Zweck, der das einzelne unter einander verbindet, zu einem regelmässigen Ganzen sich erhebe? — Dies sind Fragen, die in das Gehirn von Schriftstellern jener Art nicht kommen.

Die vor uns liegenden Romane gehören sämmtlich in die jetzt geschilderte Classe. Vorzüglich ähnlich sind sich Nr. 1. 2. 3. deren Vf. die verbrauchtesten Ideen, Bilder, Schilderungen und Scenen nicht bloss abentheuerlich sondern im höchsten Grad ungereimt zusammenstellen, so dass das Ganze nicht bloss unschmackhaft, sondern wirklich widerlich und Ekel erregend wird. Alle drey bemühen sich so undeutsch, als möglich, zu schreiben, und glauben ihrem Zwecke völlig zu entsprechen, wenn sie eine Menge zusammengeraffter altdeutscher Wörter, die sie zum Theil erst erklären müssen, in ihren Vortrag streuen, unbekümmert, ob nicht neuere verständliche Ausdrücke eben so viel würden geleistet haben. An innerm Werthe sind diese drey Producte einander völlig gleich, nur die Kürze kann eins vor den andern erträglich machen; in welcher Rücksicht denn billig Nr. 2. der Vorzug gebührt. Eine Probe, die unter diesen Verhältnissen für alle gelten darf, können wir uns um ihrer Originalität willen nicht versagen: Nr. 3. S. 13. aus einem Gespräch, das eine Gesellschaft Ritter bey vollen Humpen hält: „Dornek! ich gelob' euchs, auf den *Kundungstag* (Mariä Verkündigung) wird sie euer Weib, „so *sie gesundet. He, da soll* eins gezecht und banketirt werden, dass es eine Art *haben soll. Und hab' ich* „am Hange im Eichenwalde *dickmals* (oft) einen Eber „gesehn, den will ich, *so er nicht ausreisst*, tödten „zur hochzeitlichen Speise. Schont morgen auf der „Hetze alle *sein*. Er ist grösser, *denn* die Uebrigen, „*stiert* einen mit seinen Augen *an*, als *seyen* es die pu„ren Flammen, und seine *Fänger* sind gewisslich so „lang, als mein Dolch. Schont des Ebers, wenn ihr „nicht dem alten Rudolf die Hochzeitlust versalzen „wollt!" Dieser merkwürdige Eber kömmt hier nicht das einzigemal vor, sondern spielt seine Rolle weiter!

Bey

Bey Nr. 4. dringt ſich die Vermuthung auf, daſs das Schloſs St. Vallery durch die Burg von Otranto ſeine Entſtehung erhielt. Allein das dürftige Genie des Nachahmers bleibt in jeder Rückſicht, und zum Glücke derer, die damit aus Beruf bekannt werden müſſen, auch in Anſehung ſeiner Erfindung weit hinter ſeinem Vorgänger zurück. Die Ueberſetzung iſt in vielen Stellen nachläſsig, und oft undeutſch. So z. B. S. 24. „Fitz„william erhielt Erlaubniſs, auf kurze Zeit zu dem Ba„ron zu gehn, und am Ende des fünften Tags ſahen „*ſie* das Gebäude vor ſich liegen." — S. 64. „Der *Abkomme* von St. Vallery.

In Nr. 5. geht es ſehr kraus und bunt durch einander, und die Vfn., deren frühere Arbeiten wir nicht kennen, weiſs ſich am Ende nicht beſſer zu helfen, als daſs ſie die beiden auf dem Titel genannten Perſonen, denen ſie die erſten Rollen gab, der groſsen Anzahl nachſchickt, die um ihrer willen oder ſonſt im Laufe der Geſchichte ihr Leben einbüſsen muſsten. Zugleich läſst ſie jedoch zu männiglicher Beruhigung, die meiſten ihrer Freunde und Bekannten, als Kreuzfahrer, in einer Einſiedeley bey Nazareth zuſammentreffen. Gott ſegne die Kreuzfahrerinnen, ruft die Vfn. am Schluſſe ihrer Erzählung aus, und herzlich ſtimmen wir in dieſen Scheidegruſs ein, nachdem wir mit dieſen Ungereimtheiten leider! einen halben Tag verlieren muſsten!

Dem armen Konrad T..., Nr. 6., den das Schickſal, man weiſs nicht warum? ſo unbarmherzig verfolgt, wollen wir zwar gern unſer Mitleiden ſchenken: allein intereſſiren können wir uns unmöglich für ihn, da es dem Vf. auf allen 412 Seiten nicht gefallen hat, uns ſeinen Helden näher kennen zu lernen, als daſs er bald mit, bald ohne Urſache darein ſchlägt, mordet, ſengt und brennt: Eine groſse Anzahl Ritter thut für oder gegen ihn daſſelbe, und oft verliert ſich Konrad ſo unter ihnen, daſs man nur erſt durch den Titel des Romans ſich ſeiner wieder erinnert. Leichen giebt es in ungeheurer Menge, ſo daſs man nicht ſelten verſucht wird, das Buch für ein Todtenregiſter zu halten, welchem der gelehrte Küſter die Lebensumſtände der Verſtorbenen beygefügt hat.

Beynahe ſollte man glauben, daſs die Geſchichte, die Nr. 7. enthält, wirklich wahr und aus einer Familienchronik zuſammengeſchrieben ſey: ſo langweilig iſt ſie. Nicht, weil Geſpenſter, Vehmgerichte, Aebte und Pfaffen wirklich aus ihr verbannt ſind, oder, weil man aus Bechern und nicht aus Hampen trinkt, — mit einem Wort, nicht darum, weil ſie in einer andern Manier und Sprache als die meiſten Ritterromane geſchrieben iſt, ſondern, weil der Vf. nur die alltäglichſten Charaktere, die gemeinſten Empfindungen, die verbrauchteſten Situationen kennt, und ſie eben ſo alltäglich ſchildert. Der Sprache hat er, wenn er gleich die altdeutſchen Brocken nicht einmiſcht, darum nicht minder Gewalt angethan. Gegenſätze, wie S. 4. ſeiner *zugleich* geliebten, *als* geſchätzten Gattin: — Redefügungen, wie S. 6.: „*wegen ihrem turniermäſsigem Stande*" u. ſ. w. kommen oft vor. S. 32. läſst der Vf. den Geiſt eines ſeiner Helden bey einer Nachricht in *Exblution* gerathen. Was heiſst das?

1) Leipzig, b. Weygand: *Barbara Blomberg, vorgebliche Mätreſſe Kaiſer Karls des Fünften.* Eine Originalgeſchichte in zwey Theilen. 1790. I Theil. 896 S. II Th. 440 S. 8.

2) Ebendaſ., b. Jacobäer: *Frau Sigbritte und ihre ſchöne Tochter.* Eine Geſchichte aus den Zeiten Karls des Fünften. I Th. 1792. 284 S. II Th. 304 S. 8.

3) Ebendaſ., b. Hamann: *Margarethe, Gräfin von Hennegau.* Eine wahre Geſchichte aus der mittlern Zeit. (ohne Jahrzahl.) 291 S. 8.

Nr. 1. und 2. gehören zu der Klaſſe der hiſtoriſchen Romane, und der erſtre zu der unſchuldigern Abtheilung dieſer Zwitterproducte, welche die Zeitumſtände ihrer Erzählung nur anpaſſen, und die wahre Geſchichte nur benutzen, ohne ſie in ihrem Weſentlichen zu verunſtalten.

Die Abſtammung des berühmten Johann von Oeſterreich, die in Anſehung ſeiner Mutter räthſelhaft blieb, hat die Grundlage zu dieſem Romane geliefert, der ſich um die Intrigue dreht, daſs Barbara Blomberg, (welche einige Geſchichtſchreiber dafür ausgeben) die Rolle der Geliebten und der Mutter an der Stelle der Gräfin Diane von Flandern ſpielt, ohne es ſelbſt Anfangs auch nur zu ahnden. Ihr hier erzähltes Leben iſt überhaupt ein Gewebe von Abentheuern, bey denen freylich die Wahrſcheinlichkeit ſehr oft wenig geſchont wird, ſelbſt da nicht, wo es nur kleiner Veränderungen bedurft hätte, um ihr zu entſprechen. Oft entſteht dieſer Mangel an Wahrſcheinlichkeit aus einer gewiſſen Inconſequenz, die in dem Charakter der Heldin herrſcht, in deſſen Zeichnung wir hie und da Zuſammenſtimmung und Haltung vermiſsten. Auch die Zigeunerin, die der Barbara an allen Weltenden begegnet, und in ihre Schickſale einen nur ſehr zufälligen Einfluſs hat, iſt wohl weiter nichts, als eine Verzierung des Gemäldes, die wir dem Geſchmacke der Zeit zu verdanken haben. — Der Vortrag und Ton der Erzählung iſt übrigens beſſer, als in vielen Arbeiten dieſer Art, und die handlungsreiche Geſchichte gewährt daher in der That eine unterhaltende Lectüre. Aber auch ein weit ſchlechtrer Schriftſteller, als der Vf., ſollte ſich der Sprachfehler ſchämen, die man hier findet. S. 18. *gleich* feurig in der Freundſchaft, *als* in der Liebe — S. 76. Die Gräfin von Flandern und der Kaiſer *waren einander* ſehr *geheim*, — S. 91. als ich zu denken *begunnte*, u. ſ. w. Auch die Feder, die S. 68. „*in die Flammen des Schwefelpfuhls getaucht wird,*" und S. 399. „*den häſslichſten Mann*, den man *an einem trüben Wintertag* ſehen konnte, — wünſchten wir zur Ehre des guten Geſchmacks, weggeſtrichen.

Der Roman Nr. 2. hat, wie die meiſten ähnlichen Werke, ſein Intereſſe allein der wahren Geſchichte, die ihm zum Grunde liegt, zu danken, und vielleicht würde

de er noch gewonnen haben, wenn ihr der Vf. noch mit grösserer Treue gefolgt wäre. Wir finden wenigstens nicht, dass die versuchten Abänderungen etwas zur Erhöhung der Wirkung thun können: die einzige Episode mit Torben ausgenommen, der hier, als Dywekens Liebhaber und Verlobter, enger in ihr Leben verflochten wird, als die historische Tradition angiebt, wodurch die ganze Wendung der für sie und ihn unglücklichen Katastrophe allerdings an dichterischer Wahrheit gewinnt, und das Ganze sich besser ründet. An Unwahrscheinlichkeiten ist auch diese Geschichte reich, und der Grund aller Begebenheiten liegt zuletzt in der wohlgemeynten Veranstaltung einer *alten Zigeunerin*, die Sigbritten und Dyweken durch eine Weissagung den Gedanken in den Kopf setzt, über drey Königreiche zu herrschen, und sie zu diesem Ende von Amsterdam nach Bergen schickt, wohin ihnen die Alte auch, nach einiger Zeit, *an ihrem Stabe* folgt. — Sprache und Stil hat der Vf. nur in seinen Vorgängern, nicht in der Natur studirt. Auch hier erfährt man nicht, sondern man *erhält Kunde*; man *neidet* statt zu beneiden, nimmt nicht wahr, sondern *gewahret* u. s. w. Der Vortrag wechselt zwischen Dialog und Erzählung ab: oft aber ist der erstre so gedrängt, oft wieder so weit ausgesponnen, ohne sich weder in einem noch in dem andern Falle durch feines Fortschreiten der Empfindungen und Ideen auszuzeichnen, dass man die Erzählung um so lieber an ihre Stelle wünscht, als auch der Vf. wirklich mehr ihrer Meister ist. Wo er im Gespräche lebhaft seyn will, verfällt er fast immer in den Rednerstil, und wird affectirt und unwahr. Wer erträgt wohl Stellen wie folgende? S. 112: „Entgegen wallen werden Euch die Herzen der Bürger der Stadt, wenn Ihr „mitten unter ihnen lebt, und Eure Gnade den Freudigen, den Abstand kaum fühlen läfst, der zwischen „Euch und Ihnen ist. Ihr werdet mir doch verstatten, „gnädiger Herr, Euer Begleiter zu seyn, damit ich Theil „nehmen kann, an dem frohen Jauchzen, das von vielen tausend Zungen in die Luft ertönen wird? —

Die Anlage der Geschichte Nr. 3. ist nicht ganz verwerflich, und weder so alltäglich, noch so zahlreich mit Unwahrscheinlichkeiten durchwebt, als die gewöhnlichen Romane, die aus frühern Zeiten datirt werden. Auch in der Darstellung ist mehr Leben und Gefühl, an deren Statt man in jenen gewöhnlich nur Abentheuerlichkeiten findet. Dennoch zeugt auch vieles, dass des Vf. Geschmack nicht ganz gereinigt ist. Sonst könnte er sich nicht so elende Wendungen erlauben, wie S. 80., wo er eine ganz geheime Zusammenkunft zwischen Margrethen und Burkhard von Avenes erzählt und hinzusetzt: „Was Burkhard gethan, gedacht, und wie ihm zu Muthe gewesen seyn mag? das kann niemand wissen, als wer in „dem ähnlichen Falle einst war." — Und woher erfuhr denn der Vf. das übrige? — er würde ferner seine Helden nicht solchen Unsinn sagen lassen, wie S. 95.: „Festhalten will ich sie, wie der Adler seinen Raub festhält: *der Weg zu ihrer Flucht gehe durch meine Brust!* — er würde endlich nicht, wie S. 216, 225. geschieht, den heiligen Vater bey einer öffentlichen Audienz die Goldgülden gerade vor die Füsse schütten lassen, durch welche seine Indulgenz erkauft werden soll. Ueberhaupt ist die Beschreibung dieser Audienz wegen ihrer Abweichung von dem gewöhnlichen Ceremoniell merkwürdig.

Leipzig, in der Sommerschen Buchhandl.: *Sittengemalde unsers Zeitalters.* Erstes Bändchen. 1795. 136 S. 8.

Der Vf., der sich bey der Vorrede *Gottfried Köppel* unterschreibt, scheint den guten Willen gehabt zu haben, Starkens häusliche Gemälde zu copiren. Manche gut angebrachte moralische Anwendungen zeigen, dass er die Absicht, nützlich zu werden, nicht aus den Augen liess, als er seine Erzählungen schrieb. Dagegen ist die Schreibart oft schleppend und vernachlässigt, und die eingeschalteten Proben von französischer Poesie zeigen eben nicht die beste Auswahl.

Leipzig, b. Meyer: *Miniaturgemälde.* 1795. 312 S. in 8.

Diese dramatischen Scenen, Rhapsodieen, Geschichten und Gedichte machen auf eine ausführliche Beurtheilung keinen sonderlichen Anspruch. Bey dem Leser von Geschmack wird die Schwülstigkeit der Gleichnisse, das Uebertriebne in den Erzählungen, die Unwahrscheinlichkeit der Darstellung in den Schauspielen keinen Wohlgefallen, noch viel weniger den Wunsch erregen, den versprochnen zweyten Theil zu sehen. Rec. will übrigens nicht in Abrede seyn, dass nicht hie und da auch etwas Gutes zu finden sey. So hat ihm z. B. das Erziehungssystem, welches in der väterlichen Einwilligung von S. 156. an vorkommt, sehr vernünftig geschienen.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregister

vom

December 1795.

I. Verzeichniss der im December der A. L. Z. 1795. recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

Koh-

II. Im December des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

)(2 Vofsi-

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Universitäten Chronik.

Vermischte Nachrichten.

